Der Freiknecht.

Erſter Theil.

Der Freiknecht,

hiſtoriſcher Roman

aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Leipzig, 1830
bei C. H. F. Hartmann.

AB: U 2100
(-1)

L 39

Erſtes Kapitel.

Baſtard, ich will Dich nicht beläſtigen!
Ich hab' noch eine Tochter.
Shakſpeare, im König Lear.

Im innern Hofraum des Aegidienhofes, einem ſonſt bekannten großen Gebäude der alten freien Reichsſtadt Nürnberg, auf dem Aegidienplatze und der Kirche gleiches Namens gegenüber gelegen, ſtand Nachmittags im größten Sonnenbrande der alte Diener des Hauſes, Han-Henner, gegen ſeine Gewohnheit mit gar trübſeligem Geſichte, auf den breiten unförmlichen Steinſtufen, welche zum Eingang des hohen alterthümlich überbauten Hauſes führten. Der Greis ſchien allein die glühende Luft des Tages nicht zu empfinden, denn wenn ſie ihm die Seufzer ausgepreßt hätte, welche halb verhalten von Zeit zu Zeit ſeiner Bruſt entquollen, ſo wäre er ſicher aus der Sonne gegangen und hätte ſich ein kühleres Plätzchen geſucht, als die heißen Steintritte. Es mußte ein anderer Kummer ſeine Bruſt belaſten, daß ſie ſo aufkeuchte, ſein weißes Haupt beſchweren, daß es ſo tief herabſank. — Dieſe Bemerkungen ſtellte ein zerlumpter, von der Sonne braun gebrannter Bettler an, der, bis zum Tod ermattet, durch das weitgeöffnete Hausthor ſich hereingeſchleppt, im kühlen Brunnenhäuschen auf dem Hofe ſeinen lechzenden Gaumen erfriſcht, und im Schatten des kleinen Daches unter dem, das flüſſige Labſal nur noch ſpärlich ſpendenden, ungeheuren Eimer, an langer, ſtarker Kette und mächtiger Rolle befeſtigt, ſich träge gelagert hatte, dem ungeduldig hin und hertrippelnden Han-Henner gegenüber, um hier wahrſcheinlich die Kühle des Abends zu erwarten. Die Ungeduld des Dieners und die Betrachtungen des Bettlers wurden bald durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten unterbrochen; denn über den Hof quer herüber nach der Hausthür ſchritt, Ströme von Schweiß vergießend, ein wohlbeleibter Pfaffe im vollen Ornat, und hielt in ſeinen Händen die heilige Monſtranz; leichtfüßiger folgte der Meſſner mit Weihkeſſel und Rauchfaß. Der Diener hatte ſich, ſobald er des nahenden Prieſters anſichtig geworden, in eine anſtändige Stellung begeben; ſchnell raffte ſich aber der Bettler auf, ſtürzte aus dem ſchattigen Orte in die Sonnenglut auf die Kniee und küßte mit der Stirne die harte, heiße Erde des Hofbodens. Weniger ſtürmiſch ließ ſich der Diener des Hauſes auf die alten wankenden Kniee nieder und erhob ſich, als der Prieſter das Allerheiligſte mit ſeinem Chorhemde verhüllt und ihn angeredet hatte. „Wie ſteht's mit Deinem Herrn? Iſt die Kunde wahr, die mir eben überbracht wurde und mich hierher beſchied?“ — „Leider nur allzu wahr! Hochwürdiger Pater Hilarius,“ verſetzte der Diener ſehr demüthig. „Ich denke, er wird's nicht lange mehr machen. Des Himmels Geſtirn hat's auch auf ſein Haupt abgeſehen und wird ihn kühl betten, wie unzählige Andere, die der Tod täglich und ſtündlich dahinrafft."

„Gottes Zorn ſpricht ſich feurig in dieſen Tagen über die Sünden der Menſchen aus. Des Herrn Odem iſt Feuer und ſeine Worte Flammen, die Strahlen ſeiner Sonne hat er zu glühenden Ruthen zuſammengebunden, um das frevelvolle Geſchlecht zu züchtigen," erwiederte der Pater Hilarius mit ernſter Donnerſtimme und hob das weinrothe, wohlgemäſtete Haupt triumphirend empor, ſich den ſtrömenden Schweiß zu trocknen. „Die Erde reißt ihren Mund auf, um über die Sünden der Menſchen zu ſchreien, oder noch beſſer die Nichtswürdigen zu verſchlingen; die Quellen verſiegen, damit ſchon hier ein Vorſchmack künftiger Höllenqual ſei. Helfen doch Worte nicht mehr, die der Herr durch unſern Mund ſpricht, ſo muß er ſelbſt nun mit flammender Fauſt drein ſchlagen! — Find' ich den Kranken allein?" fragte er ſodann ſtreng.

„Die gute Johanne iſt bei ihm, die jüngſte Tochter, untröſtlich über des Vaters bedenklichen Zuſtand, deſſen wahre Beſchaffenheit ſie zu ahnen ſcheint; und Katter, meine Frau, geht ein und aus als Wärterin. Weiter iſt Niemand drinne. Doch habe ich Eilboten nach den übrigen Kindern geſendet, weil Herr Muffel nach ihnen verlangt und es nicht gut wäre, ſollte er das Zeitliche noch heute geſegnen, und ſeine Leibeserben wären nicht alle um ihn verſammelt."

„Möchte das ungeachtet ſchwer ſein, ſie zuſammenzubringen," brummte der Pater und ſeine Schritte verhallten in der Hausflur. Der Meſſner wartete ſeiner ſchon am Eingang des Krankenzimmers.

„Der wird dem Alten auch wenig Troſt bringen,“ ſagte Han-Henner vor ſich hin, wiſchte ſich den Staub von den Kniekappen der weiten Plunderhoſen, ein weſentliches Stück der Nürnberger Nationaltracht, und nahm ſeine vorige Stellung wieder ein. Der Bettler aber verfügte ſich von ſeinem Standpunkte näher nach der Hausthüre zu, in demüthiger Stellung, und grüßte den mürriſchen Han-Henner mit freundlichem Kopfnicken, welches von dieſem jedoch kaum bemerkbar erwiedert wurde. Seine graubewimperten Augen ſahen dabei ſo finſter auf den Bettler herab, daß dieſer, noch weit mehr eingeſchüchtert, nur die Worte hervorbrachte: „Monſignore, Meſſer Muſſel krank? todtkrank? Meſſer Niklas Muſſel?“

„Was faſelſt Du da, lumpiger Gauch?“ platzte Han-Henner heraus und war ſchier froh, einen Gegenſtand gefunden zu haben, an welchem er ſeinen Unmuth auslaſſen konnte. „Allerdings iſt's der ehrbare Herr Niklas Muſſel, wohlbeſtallter Schultheiß dieſer reichsunmittelbaren Stadt Nürnberg, der in dieſem ſeinen Hauſe ſeine Seele Gott zu befehlen ſich eben anſchickt. Doch was haſt Du darnach zu fragen, Wichtlein? Biſt wohl ein wälſcher Pickelhäring, wie dein Maulgeſchwätze zeigt?“

„Bin aus Italien; hab viel gehört vom Meſſer Muſſel, daß er ſei geweſen ein Freund des hochſeligen Kaiſer Karl und noch gar gut angeſchrieben bei Kaiſer Wenzel. Spricht man doch im ganzen Lande davon.“

„Da haſt Du recht, Geſelle; vom Kaiſer hochgeachtet, wie bekannt weit und breit!“ verſetzte Han-Henner ſchon leutſeliger. „Sonſt verging kein Jahr, wo die römiſche Majeſtät nicht bei uns einſprach, und hier im Hauſe hat der Kaiſer Wenzeslav gewohnt, damals noch ein junges Blut, es ſind nun gerade ſechszehn Jahre, ich weiß die Zeit genau; denn ich war mit meinem Herrn gerade im Lande Italia, woher Du zu ſein vorgibſt, da hat meine ſelige Herrin, Frau Barbara Köhlerin, der elfjährigen Majeſtät den Kopf fein ſäuberlich gewaſchen und ihrer gepflegt mit aller Sorgſamkeit. Und als der junge König wieder gen Prag zu ziehen ſich anſchickte, wollte er die gute Frau redlich belohnen für die vielen ſchönen Dienſte und ſprach zu ihr: Frau Barbara, bittet Euch etwas aus von uns. Er aber trug einen Span des heiligen Kreuzes Chriſti an ſeinem Halſe, und die fromme Frau Barbara bat darum. Da antwortete er ihr, den ganzen Span könne er nicht von ſich geben; denn ſeit uralten Zeiten hätten die Lützelburger Herzöge dies Kleinod getragen und an ſeines Urgroßvaters, des Kaiſers Heinrichs des Siebenten Halſe, habe es ſchon Zeit ſeines Lebens gehangen. Um ihr aber ſeine große Liebe und Erkenntlichkeit zu verſtehen zu geben, wolle er ihr ein Stückchen von dem Span geben. Drauf beſchied er ſeinen Hofkaplan vor ſich, ließ ein Theilchen der heiligen Reliquie abſchneiden und ſchenkte es der Frau Barbara, nebſt dreißig Schock böhmiſcher Groſchen. Alſo wurde ſie vom König geehrt, und nach ſeiner Abreiſe ſtarb ſie, wir wiſſen nicht, ob vor Freude über die große genoſſene Gnade, oder ob ſie der Herr ſo ſchnell gewürdigt, in ſein Reich einzutreten, da ſie ſeines Kreuzes Span am Halſe trug. Wir erhielten die Trauerpoſt durch einen Boten in Welſchland. O! Welſchland iſt ein minnig Land!" fuhr der Greis, von Erinnerungen ergriffen, fort. „Doch ſieh, Burſch, weshalb biſt Du nicht drüben geblieben? Denn wahrlich! ſo ſchmuck auch unſere gute Stadt Nürnberg und weit koſtbarer gebaut und verziert iſt, und glänzt hier jedes Haus ſchier wie eine Perl an einer Königin Hals, ſo iſt mir's doch, als habe es mir über den Alpen drüben in vielen Stücken noch beſſer gefallen. Was treibt Dich nun aus Deiner ſchönen Heimath?"

„Die Armuth, Herr," entgegnete der Bettler in gebrochenem Deutſch.

„Glaubſt Du, daß man hier Tagediebe und faule Bäuche ernährt, wenn ſie nicht geiſtlich ſind? Die reichſten Kaufherrn verſchenken keinen Kupferheller, ſo man ihnen nicht einen Dienſt dafür leiſtet, und obgleich man güldene Knäufe an den eiſernen ſchönen Gitterlein vor ihren Fenſtern ſieht und an dem köſtlichen Schnitzwerk ihrer Treppengeländer viel güldene unnütze und hoffärtige Zier prangt, ja ihre Frauen und Töchter ſtets viel theures und prahleriſches Geſchmeid an ſich herum hängen haben, ſo man manche, wann ſie zur Kirche ſchreitet wie ein den Schwanz aufgeſperrt tragender Pfau, nicht für tauſend Reichsgülden und mehr auskaufen möcht: ſo werfen ſie Dich doch aus der Thür, willſt Du ſie anbetteln. Man iſt nirgends ſo genau und ſo verſchwendriſch zugleich, als hier. Wer in Nürnberg leben will, darf die Schwielen in der Hand nicht ſcheuen.“ — „Ei nun ja, deshalb bin ich hierher gekommen!“ verſetzte der Bettler. „Um zu betteln, braucht ich nicht nach Nürnberg zu gehen. In Venedig ſprach ich im deutſchen Kaufhaus einen Nürnberger Handelsherrn an, der rieth mir, hierher zu gehen, wenn ich mir was verdienen wolle; ich war dort ein geſchickter Handlanger und von allen Kaufleuten wohl gelitten, denn keiner war ſo flink als ich beim Packen und Verladen der Waaren. Aber mein Sinn ſtand in die weite Welt und das Geld hielt ſich nicht in meiner Taſche. Im Streit hatt' ich einem meiner Kameraden eins verſetzt, dem die letzte Oelung bald gefolgt ſein wird, und mußte entſpringen wie ich war. Da dachte ich wieder an den Nürnberger Handelsherrn und ging drauf los. Aber die Reiſe iſt weit und ich bin abgeriſſen. Betteln will ich nicht.“

„Hör', Schalksgeſicht, Du wärſt wohl noch zu was anderm zu gebrauchen, als zum Packknecht. Du haſt derbe Knochen und biſt ein ſtämmiger, robuſter Kerl. Du könnteſt Dich hier anwerben laſſen zu den Söldnern der Städte, die im ſtarken Bunde den weltlichen und geiſtlichen Fürſten bei uns hart entgegen ſtehn und Kriegsvolk zuſammenbringen. Haſt Du nichts vom ſchwäbiſchen Städtebund vernommen, der mit dem Herzog Leupold von Oeſtreich immer Werg von einem Rocken ſpinnt? Wider die baierſchen Herzöge wird's auch bald losbrechen, wie Blitz und Hagel. Die Städte wollen die übermüthige Herrſchaft der Fürſten nicht länger ertragen, und haben ſich mit vielen vom Adel in allerlei Bündniſſen zuſammengethan, und werden mit den ſtolzen, befehlshaberiſchen Herrn und ihrer Partei bald hart zuſammengerathen. Drum brauchen ſie ſolch trotziger Geſellen wider die übermüthigen Herzöge, die ihr Pfandrecht auf die guten Städte und all ihre Macht arg mißbrauchten.“

„Gegen den Oeſtreicher brauchen ſie keinen einzigen mehr,“ ſagte der Bettler. „Mit Todten führt Niemand Krieg!“

„Wie ſoll ich das verſtehen, Burſche?“

„Nun, daß der ſtolze Herzog Leupold von all ſeinen Herrlichkeiten einen Mund voll Erde davon gebracht hat!“

„Herzog Leupold todt? Wo? Wann? Wer hat Dir das geſagt?“

„Ei, wie ſollt' ich das nicht wiſſen? Komm ich doch herüber vom Schweizerland, wo ihn die Städte in voriger Woche hart gebettet. Habt Ihr noch nicht vernommen, wie der Schweizer zackige Morgenſterne zweitauſend Oeſtreichern heimgeleuchtet haben? zwei Fürſten, ſieben Grafen und an ſiebenhundert Edelleute kauten mit dem Herzog Erde, vernichtet vom Schweizerarme und der gräßlichen Sonnenglut.“

„Welch erſtaunliche Mähr!“ rief Han-Henner, ſich, ſeinen Kummer und ſeinen todtkranken Herrn vergeſſend. „Aber, Schelm, wenn Du lögeſt! wenn Du Dir 's nur erſonnen, um Kurzweil mit mir zu treiben! Willſt Du ein los Geſpeis mit mir haben? Ich könnte Dich mit meinem Meſſer abſchlachten, wie einen wälſchen Hahn, hätteſt Du mir eine vergebliche Freude gemacht, und die Täuſchung wäre mir um ſo gräßlicher, je mehr mich Deine Mähr entzückt, denn wiſſe: ich bin ein Todtfeind des Oeſtreichiſchen Hauſes! — Sieh, vor Freuden möcht' ich Dich küſſen, Burſche. Und wo iſt denn dies Fleiſchhacken vorgefallen?"

„Bei dem Städtchen Sempach."

„Bei Sempach! O wenn's meinem guten Herrn noch frommen könnte? Läg' er nicht ſelbſt in den letzten Zügen; der Tod des Herzogs und ſeines Anhangs könnte ihn wieder geſund machen. Daß er auch gerade jetzt ſterben muß! — Still! ich höre den Meſſner ſchellen. Die Beichte iſt vorüber: das Sakrament beginnt. Bald wird's aus mit ihm ſein. Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig!" Er faltete die Hände und ſchien in ſeine vorige Schwermuth zu verſinken. Doch ſobald das Glöcklein verſtummte, zuckte es wieder wie ein Wetterſtrahl über ſein Geſicht, und: „die Oeſtreicher geſchlagen Herzog Leupold todt!" war der erheiternde Gedanke, welcher in Worten leiſe über ſeine Lippen glitt. In geſchwätziger Haſt begann der alte Diener nun ſich bei dem Bettler um die nähern Umſtände der Schlacht zu erkundigen, und willfährig war dieſer bereit, des Greiſes Neugierde zu befriedigen und machte das, was er ſelbſt wußte, mit ſeinem Gewelſche ſo gut als er vermochte verſtändlich. Mit aufmerkſamen Ohre hörte Han-Henner zu, an die Pfoſte des Brunnenhäuschens gelehnt, während der Bettler ſeinen vorigen Platz eingenommen hatte. Doch der Berichterſtatter ſtockte mitten in ſeiner Rede, denn vor der Oeffnung hinter Han-Henner ſtand ein ſchlanker, junger Mann mit einem offenen, liebreichen Geſichte; der weite, faltige, weiße, mit rothen Streifen beſetzte Scheckenrock war nach der neueſten Kleidertracht mit langen Aermeln, die Falten deſſelben im Rücken fein geſteppt, die auf den lockigen Kopf geſtürzte rothe Gugel mit langen, über die Ohren herabhängenden fliegenden Lappen, das glatte, geſtickte grüne Beingewand, der gefältelte Bruſtlatz, Alles war ſehr zierlich und geſchmackvoll gearbeitet, die Farben lebendig und modiſch, die weiße Halskrauſe ſorgfältig gelegt, die langen wildledernen Handſchuhe, wie das breite Degenkollet ſchienen ganz neu und die eiſerne Scheide des breiten Schwertes glänzte in der Sonne wie ein Spiegel. Auf den Bettler machte der Anblick dieſes jungen Mannes eine ſo ſonderbare Wirkung, daß er halb beſtürzt, halb freudig aufſprang, und, gleich als erkenne er einen alten guten Bekannten, ausrufend: „ah Monsignore!“ auf ihn zueilte; doch plötzlich hemmte er die ſtürmiſche Eile ſeines Schrittes und ſtarrte dem, ob dieſes wunderlichen Betragens ſehr verwunderten Manne, wie ein Beſeſſener ins Geſicht, ſchüttelte dann den Kopf und kehrte wieder an den feuchten Brunnentrog zurück.

„'S iſt ein armer welſcher Wicht, Junker Marquart,“ ſagte Han-Henner begütigend. „Doch vernehmt die köſtliche Kunde, die er mir hinterbracht, wenn Ihr anders noch nicht wißt, daß das ganze öſtreichiſche Heer Schweizer-Eiſen zur ewigen Genüge gekoſtet, der Herzog Leupold ausremort hat und die fettten Edelleute die Schweizertriften gut düngen werden. Ihr erſtaunt nicht? Ihr freut Euch nicht? So wißt Ihr die Mähr ſchon? Nun freilich, unter dem jungen Volk kommt ſo etwas ſchnell herum; als ob die Graubärte nicht auch noch einmal kräftig an die Schwertſcheide ſchlagen und eine Kanne Wein auf: Wohl bekomm's den Oeſtreichern! ausleeren könnten!“

„O Han-Henner, was gehen mich die Oeſtreicher, was ihr Herzog Leupold an? Mögen ſie den Tod haben oder das Leben, mir gilt's gleich viel. Die Nachricht von meines Vaters herannahendem Ende, die Du ſelbſt mir durch meinen Michel zuſchickteſt, hat mich ganz zu Boden geſchlagen. Doch faſt kann ich es nicht glauben, da ich Dich ſo heiter und über eine große Niederlage der Oeſtreicher triumphiren ſehe. Sage, wie ſteht's mit ihm? Als ich ihn heute früh verließ, war er noch ziemlich munter.“

„Leider iſt's nicht anders, als wie ich Euch ſagen ließ,“ antwortete der Diener, nicht ohne einen Anſtrich momentaner Beſchämung im alten [illegible] Geſichte; „es wurde von Stunde zu Stunde ſchlimmer mit ihm; die Hitze drückte ihn nieder; ſein Athem ging immer ſchwächer. Da verlangte er nach dem Pater Hilarius und ſeinen Kindern. Der erſtere hat ihm ſchon das Sakrament gereicht und bereitet ihn zum Sterben. Eure Schweſter Johanna wird Euch noch mehr berichten können. Geht und zerfließt nicht in Thränen; das Fräulein iſt gefaßter als Ihr. Einem Manne, einem Ritter ziemt nicht ſolch weibiſch Beginnen. Der Tod iſt uns Allen gewiß und Euer Vater und ich ſind fürwahr die reifſten Früchte im Hauſe. Oder hinterläßt er Euch nicht etwa genug Geld und Gut? Euch bleibt dies Haus mit ſeinen

Ställen und Gehöften, Acker und Feld, während Euer Bruder Herr von Obern-Morsfeld wird, was er im Grunde ſchon ſeit mehreren Jahren iſt.“ Der Junker Marquart war ſchon die ſteinerne Stiege hinauf, ohne dem Alten eine Silbe auf ſein Schelten zu erwiedern, welches ſich der im Dienſte des Hauſes ergraute Knappe und gewiſſermaßen Erzieher der beiden Söhne deſſelben wohl ungeahnet erlauben durfte und erlaubte, um die Beſchämung zu verſchleiern, daß er über den Tod des Herzogs Leupold den bevorſtehenden ſeines Herrn und Freundes Niklas Muffel vergeſſen hatte.

„Seit die ſchöne Gräfin in der Stadt weilt, iſt's in des Junkers Kopf nicht richtig!“ ſchwatzte Han-Henner verdrießlich vor ſich hin, ohne mehr auf den Bettler zu merken. „Toller Schnack, wo er hindenkt! Ein Bürgersſohn eine vornehme böhmiſche Gräfin! Weiberbrunſt! — Teufelskunſt! — Einer will eine Gräfin und der andere eine Schuſterstochter. Na wahrlich, viel Freude hätte der alte Herr nicht mehr an ſeinen Söhnen erlebt! Und wenn er's auch nun und nimmermehr von mir erfahren hätte, ſo wär's ihm doch endlich zu Ohren gekommen und das Gewitter losgebrochen. O Marquart, mußt Du ein Frauenknecht werden und allen ritterlichen Sinn vergeſſen! Du, den ich am meiſten liebte, zu dem allein ich ſchöne Hoffnungen hatte! — — — Was nun gedenkſt Du anzufangen?“ wandte er ſich, aus ſeinem Trübſinne erwachend, wieder zu dem Bettler. „Was Du mir vorhin von Handelsherrn, Arbeiten u. ſ. w. vorgeſchnattert, klang halb wie eine Lüge; Du ſiehſt mir nicht aus, wie arbeiten. Deine Hände ſind ja fleiſchig und weich wie Sattelkiſſen, Du haſt einen ziemlichen Wanſt vor Dir hängen und Dein Kopf geht dem eines ungriſchen Ochſen nicht aus dem Wege. Das Alles verträgt ſich nicht mit dem Arbeiten. Wie käme auch ein Italiener dazu? Ich kenne Euch ſchon, Ihr Burſche! Glaubſt Du, wir hätten der Lungerer und faulen Bäuche nicht in Deutſchland genug? Oder willſt Du dem Wanderer hinter dem Zaun aufpaſſen und die Gurgel abſchneiden, wie Ihr in Welſchland zu thun gewohnt ſeid? Der Herrn vom Stegreif werden bei uns täglich mehr, brauchen keine aus Italien!“

„Ich will ein Söldner der Städte werden und Eurem Rathe folgen. Bin auch halb und halb deswegen nach Nürnberg kommen, weil ich vernahm, die Stadt brauche Volk.“

„Da haſt Du ein gut Wort geſprochen. Freilich wird das Donnerwetter auch bei uns bald losbrechen. Stephan, der Baiernherzog, und der Würtemberger Graf, Eberhard, der Herzog Friedrich von Teck und der Biſchof von Würzburg haben ſich wieder gegen die Städte zuſammenverbündet und hie und da ſchon einander in den Haaren gelegen; aber die Städte haben ſich auch zu Trutz und Schutz vereinigt, und Nürnberg, Regensburg und Augsburg ſtehen an der Spitze. Wartet, Freund, ich werd' Euch ein Wamms, ein Paar Hoſen und eine Hundsgugel von mir reichen; denn Ihr habt mich heute baß erfreut; damit Ihr in einem beſſern Aufzuge vor dem erſten Stadtſchöppen, dem Herrn Berthold Pfinzinger, treten möget, welcher die Vices meines Herrn, des jetzigen Schultheißen, der es wohl ſchwerlich heut' Abend noch ſein wird, verſieht; die Lumpen da dürften Euch nicht empfehlen. Doch ſagt mir zuvor, hängt Ihr dem Papſt Urban VI. in Rom oder dem Robert von Genf in Avignon an, der ſich auch einen Papſt Clemens VII. nennen läßt?"

Die Frage war noch nicht beantwortet, als eine hohe Frau, im weiten, faltigen, hellblauen Gewande, in der Mitte knapp gegürtet, einer ſteifen, fein gefalteten Halskrauſe, einer breiten und hohen, vorn zu Berg ſtehenden Gugel von rothem Sammt auf dem Haupte, mit goldnen Zweiglein geſtickt und die Stirn wie ein Diadem umgebend, Hals und Bruſt ſchier frank und frei und mit goldenen Ketten beladen, vornehm vorüber rauſchte. In ihrem ſchönen Geſichte lag ſo viel Dünkel und Hochmuth, daß alle Züge damit ausgefüttert zu ſein ſchienen. Han-Henner verneigte ſich ehrerbietig vor ihr, doch ſie erwiederte den Gruß nicht, ſondern erſtieg ſehr majeſtätiſch die Stufen. Eine Gürtelmagd, welche ihr nachfolgte, nickte jedoch dem alten Diener recht freundlich zu. „Nun," begann dieſer ſpöttiſch, „wenn niemand dies Haus mehr beſuchte, als die Kinder ſeines Beſitzers, fürwahr, Frau Lene, ſo wär' dieſer Hofraum lang' mit Gras überwachſen. Kennt das Ei die Henne nicht mehr, dann ſollte die Henne das Ei verfaulen laſſen. Jetzt kommt Frau Babet, weil's bald was zu erben gibt. O ich kenne meine Leute. Steinhagel und Wetter! wär' ich der Herr, und pfiff ich auch auf dem letzten Loche, ich wollt' ſie noch zur Thür hinauspfeifen!"

„Still, ſtill! Um Gottes willen! Wenn ſie Eure Läſterungen hörte, es koſtete Euch die Zunge," rief die Gürtelmagd ängſtlich und bedeutete den grimmigen Alten mit den Händen zu ſchweigen.

„Was kehr' ich mich an die Frau des Ritters Hans von Milm? Hab' ihr mit dieſer meiner Hand manchen fleiſchigen Theil gehörig geblaut und die Unart vertrieben, und dankt meinem Gruß nicht! Meint die Hoffarth, ſie ſei mehr geworden, weil ihr der arme Ritter die Ehre anthat, um mit ihren Kiſten voll blanker Turnoſen ſeine verfallene Burg wieder aufzubauen und ſeinen Wildſtand zu verbeſſern? Sie iſt Nikkel Muffels und Barbara Köhlerin Tochter und ich bin deren gehorſamer Knecht!“

„Ihr könnt noch froh ſein, denn Ihr habt ja von Frau Babet gerade weiter nichts zu leiden, als daß ſie Euch ihres Grußes nicht würdigt; in ihrem Dienſte würdet Ihr's keinen Tag aushalten,“ verſetzte Frau Lene.

„Gott behüte mich und jeden Anhänger des wahren Papſtes vor derlei Dienſt! wenn Herr Muffel die Augen auf immer geſchloſſen, bleib' ich allein bei der Jungfer Johanna, die iſt fromm und gut und hängt an meiner Katter, wie eine Tochter; wir aber lieben das Fräulein auch wie unſer Kind, und vielleicht noch mehr. Johanna iſt allein der Mutter Ebenbild. Gott habe ſie ſelig; das war eine leutſelige gemeine Frau und hatte doch des Kaiſers Majeſtät den Kopf gewaſchen und ſonſtige Dienſte verrichtet, und ward hoch von ihm in Ehren gehalten.“ Wehmüthige Erinnerungen feuchteten die Augen des alten treuen Knechts, und als er die Thränen mit der Hand zerdrückt hatte, kämmte er ſelbſtgefällig, in Gedanken verſunken, den eisgrauen Lokkenſchmuck ſeines Kinns und wandelte ſchweigſam im Schatten des Brunnenhauſes auf und ab. Die Gürtelmagd glitt indeſſen in das Haus, um bei der Kellermagd um einen friſchen Trunk anzuſprechen; denn die Schwüle wurde von Minute zu Minute unerträglicher.

„Ei der Herrgott wird uns noch alle röſten und braten!“ brach Han-Henner endlich wieder unwillig los; „doch wart, wir wollen Brühe zugießen. Ich wollte Euch ja ohnedies ein Paar Hudel geben, ſo ſollt Ihr mit mir auf das Wohl der guten Stadt Nürnberg trinken, deren braver Soldknecht Ihr werden wollt.“ Er war ſchon die Stufen hinanf, als er bedächtig wieder umkehrte und den lunzenden Bettler fragte: „doch Ihr habt mir noch keinen Beſcheid gethan; ſeid Ihr dem Urban oder dem Clemens ergeben? Welchen haltet Ihr für den rechten Statthalter Chriſti auf Erden?“

„Den Urban, der zu Rom auf Petri Stuhl ſitzet; er ward zuerſt gewählt und iſt der wahre Papſt,“ verſetzte der Gefragte.“

„Schön geſagt, Bärenhäuter!“ ſchmunzelte Han-Henner, „Du gefällſt mir, weil Du ganz meinen Glauben haſt; dafür ſollſt Du auch noch eine blanke Turnoſe von meinem erſparten Lohne dazu bekommen. Wärſt Du aber ein Schismatiker, unſers wahren Glaubens gottloſer Widerpart geweſen: Kreuz, Stein und Dorn! ich hätte Dich mit der Hundepeitſche auf die Straße hinausgeprügelt und in der Sonnenhitze zu Tode gehetzt.“ Mit freundlicher Geberde ſchied er und überließ den Bettler ſeinen Betrachtungen. „O, ach und weh!“ ſeufzte dieſer auf, aber ein Zuhörer hätte ſchwerlich wiſſen können, ob im Ernſt oder Scherz; ſo komiſch klangen die trüben Worte aus dem Munde dieſes Geſellen und paßten gar wenig zu ſeinem verſchlagenen, pfiffig lächelnden Geſichte. „O Signor, armer Herr, unſre allerliebſten Hoffnungen ſind in das tiefſte Meer gefallen und ertrunken. Was nun anfangen? Hatten wir doch alles auf die eine Nummer geſetzt und nun ſtreicht der Tod ſie uns aus. Daran dachte freilich keiner von uns beiden, als wir das Plänchen ſo ſchön ausheckten. Das wird eine rare Geſchichte geben!“ Der Sprecher kratzte ſich in komiſcher Verzweiflung hinter den Ohren und verzog das Geſicht zur luſtigen Fratze. Han-Henner trat mit einem Bündel Kleidern und einer Flaſche wieder herzu, und hinter dem hohen Brunnenkaſten verwandelte ſich der zerlumpte Italiener in einen artigen Nürnberger. Der alte Diener betrachtete ſein Werk mit freundlichen Augen und ſchenkte den Becher voll, um ihn dem liebgewonnenen Fremdling nach vollendeter Metamorphoſe darbieten zu können. In dieſem Augenblicke ſprengte ein wilder Reiter, von einem Knappen gefolgt, auf den Hof, warf ſich vor dem Brunnenhauſe vom Pferde, und ging raſchen Schrittes auf Han-Henner los, deſſen Geſicht ſich ſogleich ſtark verdüſterte. Der Reiter war ein unterſetzter, wohlgebildeter Mann, der die Dreißig ſchon erreicht zu haben ſchien. Ein langes Haar flatterte um ſeine hohe Stirn, kleine, lebhafte Augen gaben dem übrigens grob gezeichneten Geſichte eine ſtete Beweglichkeit, obgleich bei näherer Anſicht alle Züge deſſelben ſtarr blieben und ſelbſt beim Sprechen ihre Lage wenig veränderten. „Lebt er noch?“ fragte der Angekommene haſtig mit einer tiefen, aber wohlklingenden Stimme.

„Ihr wünſcht wohl, er wäre ſchon todt?“ bemerkte Han-Henner boshaft. „Aber noch geht der Athem aus ſeinem Munde, wenn auch nicht lange mehr.“

„Nein, alter Kauz, jetzt haſt Du Dich einmal wieder ſchlimm verrechnet, wie Dir oft zu widerfahren pflegt. Noch hoff’ ich Vieles von ihm zu erfahren, was mir wichtig iſt, und wovon er mir ſonſt in dunklen, unerklärlichen Räthſeln geſprochen. Sieh, ich bin der Erſtgeborne, und er kann unmöglich zur Grube fahren, ohne mir vorher über unſere Familie Aufſchluß gegeben zu haben. Weiß ich doch nicht einmal, wer mein Großvater war.“

„Wollte Gott, es wäre viel Gutes, was Ihr zu wiſſen verlangt!“ ſeufzte der Diener.

„Ich weiß es wohl, altes, morſches Knochenhaus, daß Du ſonſt als ein guter Spürhund Deine plumpe Naſe auch in dieſe geheime Küche geſteckt haſt, wo eben nicht beſonders wohlriechend und ſchmackhaft angerichtet zu ſein ſcheint. Doch ſei es auch, was es wolle; ich will’s wiſſen. Ich werde doch zum Teufel nicht vom Stöcker abſtammen!“ Der alte Han-Henner fuhr heftig zuſammen, ſo daß er den Wein aus dem Becher verſchüttete, auf die gottloſe Rede erwiederte er kein Wort, ſondern heftete die Augen verwirrt auf den Boden. „Was für ein verſchmitztes Fatznarrengeſicht guckt da hinten hervor?“ fragte der Reiter, auf den Bettler deutend. „Ein ehrlicher armer Bub aus Italien,“ erwiederte der alte Diener, „will bei unſern Stadtſöldnern

Dienſte nehmen und zu Nutz und Frommen des Städtebunds Fleiſch der Fürſtlichen hacken.“ — „Daß ihm der St. Veitstanz eher ankäme!“ verſetzte der Reiter trotzig. — „Wie könnt Ihr nur ſo ungebührliche Reden ausſtoßen, Junker Wenzel!“ ſagte Han-Henner aufgebracht. „Es hat mir ſchon lange geſchienen, als wärt Ihr eben nicht auf Eurer Vaterſtadt Wortheil. Sonſt wollt' ich Euch mit der neuen Mähr erfreuen, daß der Herzog Leupold von Oeſtreich mit ſeinem ganzen Heere in der Schweiz — —“ — „Dies Eulengekrächze hört' ich ſchon ſeit zwei Tagen,“ fiel Wenzel ihm ungeſtüm in's Wort, „und Herr Urian mag's dem verdammten Schweizervolke vergelten. Doch der Geſelle da kann bei mir Dienſte nehmen und mit gen Obern-Morsfeld reiten, ich brauche dergleichen Buben und er gefällt mir. He, willſt Du mein Knapp werden? Freiheit haſt Du und ein luſtig Leben, Deinen guten Trunk, ein ſtattlich Wamms, ein muntres Rößlein und um den Sold ſollſt Du nicht betrogen werden. Wie heißt Du?“

„Francisco.“

„Nun gut, ich werde Dich nachher zu Gaule mitnehmen; verharre ſo lange noch hier. Erſt will ich ſehen, ob's mit meines Vaters Gebreſte ſchlimm ausſieht, und dann reiten wir ſelbander nach meinem Schloſſe Obern-Morsfeld. Gerhard, mein Reitknecht, ſoll Dich hinten aufnehmen. Alter, reich ihm unterdeß noch ein Fläſchchen.“ Han-Henner biß ſich vor Zorn in die Lippen und war kirſchbraun im Geſichte geworden. Indem nun Junker Wenzel gemächlich die Stiegen hinaufging, fuhr er den Italiener an: „Du wirſt doch nicht dem gottloſen Rathe des eitlen Hageprunks folgen und in die Höllenwirthſchaft einziehen wollen, die der große Hans ſeit Jahr und Tag ſchon auf dem Schloſſe treibt? Deine arme Seele wäre auf ewig verloren, und Dir ein guter Dienſt erwieſen, hinge man Dich gleich zwiſchen zwei Hunden auf."

„Ich werde thun, was Ihr mir rathet," verſetzte Franziſco.

„So recht! ſo recht! Du biſt ſo gut als ſchon geworben für unſere Stadt. Kümmere Dich nicht weiter um den adlichen Mummelpetz. Er iſt ein toller, eiſenfreſſeriger Junker, wurde mit der kaiſerlichen Majeſtät an Einem Tage geboren und hat den Namen, aber auch das wilde, böſe Weſen von ihr. Doch ſtille! Mache Dich alſobald auf die Socken, ſchlage Dich links vor dem Hausthore um die Aegidienkirche und geh' gerade aus; dann kommſt Du auf den Laufferplatz. Dort wirſt Du das Haus des Herrn Pfinzinger, oberſten Schöppen, an den halb weiß, halb roth gekleideten Hellebardierern erkennen, welche der Befehle harrend, ſich vor der Thüre aufhalten. Laß Dich vorführen und in einer Stunde biſt Du unſrer guten Stadt Kriegsknecht. Da — doch trink das Fläſchlein erſt noch aus!" Damit drückte der leutſelige Alte dem liſtigen Italiener ein Paar blanke Silberſtücke in die Hand. Durch die offene Hausthüre drang eben ein lautes Wimmern und Frau Lene, die Gürtelmagd, trat ſchluchzend heraus und berichtete, der gute Herr Schultheiß liege eben in den letzten Zügen. Auf dieſe Nachricht ſprang Han-Henner erſchrocken auf und verſchwand in der Hausflur; die betrübte Frau folgte ihm nach, drückte die Thür in das ſchwere Schloß und verriegelte ſie von innen; denn es hatte jetzt Niemand etwas im Hauſe der Trauer zu ſuchen. Der Bettler aber trank haſtig die dargebotene Flaſche aus, zog eine kleine Pergamentrolle hervor und warf ſie weit unter den Brunnentrog. „Da liege in ewiger Nacht vergraben!“ ſagte er dann; „hier wird Dich niemand finden; mir aber kannſt Du nun nichts mehr nützen, ja ſchaden könnteſt Du mir nur!“ Drauf ſteckte er ſchmunzelnd die ſchönen Turnoſen in die Taſche ſeines neuen Wammſes und trabte, ſo gut es die furchtbare Schwüle des Tages erlaubte, über den Hof, dann über den Laufferplatz hin, bog links in die Lauffergaſſe und trollte ſich zum Thore hinaus; denn er hatte eben ſo wenig Luſt, ein Kriegsknecht der guten Stadt Nürnberg, als ein Packknecht eines ihrer Handelsherrn, noch ein Knappe des wilden Junkers Wenzel zu werden.

Behutſam und mit zitternder Hand öffnete Han-Henner die ſchwere, eichene, ausgetäfelte Thüre des dunklen Krankenzimmers. Den lauten Jammer hatte ſeine eigene Ehehälfte Katter ausgeſtoßen und zwar auf eine ungewöhnliche Bewegung des Kranken, die ſie für Vorboten des Todes gehalten. Der alte Schultheiß lag matt und abgezehrt auf dem mit Braunlederpolſtern reichlich verſehenen niedrigen Ruhebette. Die Fenſterladen waren zur Hälfte verſchloſſen, um den heftigen Sonnenſtrahlen den Eingang zu verwehren. Im großen Halbkreis um das Lotterbette herum ſaßen auf unförmlichen Schemeln die Kinder des kranken Stadthauptes, welches in weiße Linnen gekleidet und mit einer leichten Decke überhüllt, unter leiſem Stöhnen ſeinem letzten Stündlein entgegenharrte. Zu Häupten des Kranken hatte der Pater Hilarius Platz genommen, der als Beichtvater des alten Patriziers zugleich die Funktion des Hausarztes verſah; die heilige Handlung der Beichte und des Sakraments war vorüber und die in Frau Katters Stübchen ſich zuſammengefundene ängſtlich wartende Geſellſchaft eben zugelaſſen worden; Hilarius flößte dem Kranken mit einem hölzernen Löffel irgend eine Erquickung ein, während des danebenſtehenden Meſſners Finger den Roſenkranz geſchäftig ableierten. Johanna, eine friſch aufgeblühte Roſe, mit ſeelenvollen Augen, in deren tiefen reinen Bronnen ſich alle Gegenſtände ringsum tauchten, um herrlicher und geläuterter wieder heraufzuſteigen, ſaß zunächſt am Pater und hatte ihres Vaters Hand erfaßt, während ſie, halb über ihn hingebeugt, ängſtlich jedes Athemzuges lauſchte, der aus ſeinem zitternden Munde ging und die kleinſte Veränderung in den Zügen ſeines Geſichtes beobachtete. Auf die Lehne ihres Seſſels geſtützt, ſaß ihr Bruder Marquart neben ihr in nachläſſiger Stellung und hielt das Haupt ſchwermüthig auf eine Seite. Die ſtolze Rittersfrau aber blähte ſich auf ihrem Sitze und muſterte Alles mit argwöhniſchen Blicken; ihr zunächſt und zu Füßen des Bettes rutſchte Junker Wenzel ungeduldig auf ſeinem Schemel, zupfte die unordentlich um Hals und Bruſt herumhängende unſaubre Krauſe noch mehr in Unordnung, warf die langen buſchigen Haare wie einen Flederwiſch in die Höhe, ſchlug ein Knie über das andere und blinzelte mit ſtechendem Blick nur je zuweilen auf ſeine vornehme Schweſter. In der tiefen Fenſterwölbung ſtand Frau Katter, noch immer weinend und nicht auf die handgreiflichen Tröſtungen achtend, welche ihr Ehegeſpons ihr mit einem verdrießlichen Geſichte, Händen und Augen eindringlich zu machen bemüht war. Endlich begann der Pater nach vorhergegangenem gehörigen Räuſpern ſeine Rede alſo: „Ihr ſeid hierher beſchieden, Ihr, Frau Bäbet, Freiin von Milm, Ihr, Junker Wenzel, Ihr, Junker Marquart und Ihr, Jungfer Johanne, damit Euch die Hand Eures Vaters noch einmal ſegne und Euch zu Eintracht und Frieden ermahne, ehe denn er ſcheidet, da er nicht ohne großen und bittern Schmerz bemerkt hat, wie ſeit einiger Zeit Mißhelligkeiten unter Euch entſtanden ſind; endlich damit Ihr vor ſeinem Hinübergange noch Einiges erfahren möget, welches die Familie allein angeht; deshalb mag ſich Frau Katter jetzt entfernen und nur Han-Henner, der treue Knecht, hier verweilen, da mehrere Punkte der Ausſage meines lieben, den Himmel ſuchenden Beichtkindes bei Euch ſeiner Beſtätigung bedürfen, ſintemal er in alle Geheimniſſe und Angelegenheiten dieſes Hauſes von Anbeginn eingeweiht iſt.“ Von ſeinen drohenden Blicken begleitet, fanden dieſe Worte bei Frau Katter um ſo ſchnellere Folgeleiſtung, je lieber ſie eigentlich geblieben wäre, und ſo giftig ſie auch innerlich über die Verweiſung war, die ſie allein betraf, ſo verließ ſie doch mit ſcheinbarer Ruhe das Zimmer, welches der Meſſner auf des Paters Wink mit Riegel und Haken verſchloß, um ſo weniger konnte aber auch verhindert werden, daß die Gekränkte nicht ihre gute Freundin, Frau Lenen hereinwinkte, welche in

Furcht und Angſt über die Dinge, die da kommen ſollten, ſeit geraumer Zeit in der hochgewölbten dunklen Hausflur wie auf glühenden Kohlen geſtanden hatte, und daß beide nun gemeinſchaftlich ihre für derlei Fälle vortrefflich eingerichteten Hörorgane anſtrengten, um die durch die Klinzen der Thür ſchlüpfenden Laute wie hungrige Hunde die von der Tafel fallenden Broſamen aufzuſchnappen. Sie waren wirklich ſo glücklich, daß ihnen von den innern Verhandlungen nichts Weſentliches entging.

„Im Namen Eures Vaters, des hier gegenwärtigen Herrn Niklas Muffel, ehrbaren Schultheißen und Ober-Schöppen der freien Reichsſtadt Nürnberg," redete der Pater mit ernſter, feierlich erhobner Stimme, „thue ich Euch denn kund und zu wiſſen, wovon bis jetzt aus guten Gründen, deren Darlegung jedoch ganz überflüſſig wäre, noch nicht das Mindeſte zu Euren Ohren gedrungen, daß beſagter Euer Vater aus keinem bürgerlichen Blute entſproſſen, wie Ihr wohl Eurem Stande und Namen nach gemeint, ſondern der Sohn eines alten ahnenreichen Geſchlechtes in der Grafſchaft Tyrol und ein zu Schild und Helm geborner Ritter iſt. Iſt dem alſo, Herr Niklas Muffel? Kannſt Du das vor Gott, dem Blute des Heilands und Deinem Gewiſſen beſtätigen, Han-Henner?" Während die beiden Greiſe, der Erſtere durch ein bedeutſames Kopfnicken, der Letztere durch ein deutliches „Ja!" wobei er die breite Hand betheurend zum Himmel erhob, die an ſie gerichtete Frage beantworteten, wechſelten Frau Babet und Junker Wenzel triumphirende Blicke, und indem die Edelfrau an Gravität und Dünkel mit jedem Worte des Pfaffen zuzunehmen ſchien, fibrirte es wie maßloſes Entzücken in des Junkers bärtigem Geſichte.

„Es ſei Euch genug, zu erfahren, daß dieſes Geſchlecht das der Edlen von Happerswyl war, deren Name nicht mehr gefunden wird, weder im Munde des Volks, noch in den Geſchlechtsregiſtern des Adels, ſintemal der Herzog von Oeſtreich den Stammbaum umkappen, die Fahne deſſelben zerreißen, das Schwert, womit er ſelbſt einige derer von Happerswyl zu Rittern geſchlagen, zerbrechen und den edlen Namen an den Galgen hängen ließ — —“ — „Warum?“ fragte hier, den Pater heftig unterbrechend, Junker Wenzel, deſſen Mienen ſchnell die ganze Stufenfolge von der höchſten Freude zur befremdenden Verwunderung und endlich bis zum tiefſten Entſetzen durchgearbeitet hatten. „Warum dies Alles geſchehen, thut Niemand zu wiſſen nöthig; es möchten wohl ſchwerlich noch Leute zu finden ſein, welche ganz in jenes traurige Geheimniß eingeweiht wären, und die beiden in Eurer Gegenwart, Junker, haben die Hoſtie darauf genommen, daß es niemals über ihre Lippen kommen ſoll,“ fuhr der Pater ruhig fort. „Eine wunderbare Verkettung von Umſtänden und ein der Familie zur Laſt fallendes Verbrechen brachten den Herzog zu dieſer grauſamen Strenge, die ihm der Herr verzeihen möge! Euch zum Troſt ſei es aber geſagt, daß Euer Vater keine Schuld an dieſem ſchweren Verhängniß trug. Iſt dem alſo, Herr Niklas Muſſel?“ Ein zweifelhaftes Nicken beantwortete die Frage; der Diener aber ſagte ungefragt: „Es kann ſo ſein, Hochwürdigſter, doch möchte ich die Hoſtie darauf nicht nehmen.“ Ein Zornblick des Pfaffen beſtrafte den einfältigen Fürwitz; der Kranke ſtöhnte tief auf und Johanna trocknete ihm den Schweiß von der Stirne, der ſich in großen Perlen geſammelt hatte. Frau Babet ſprach wieder mit den Augen zum Bruder Wenzel, aber andre Dinge als vorhin. Marquart regte ſich nicht und ſchien an dem ganzen Vorgange keinen Theil zu nehmen. Pater Hilarius intonirte weiter:

„Euer Vater, damals in Eurem Alter, Junker Marquart, machte all ſein Gut zu baarem Gelde und entfloh mit Han-Henner, welcher mit ihm aufgewachſen war, aus der Burg ſeiner Ahnen und aus ſeinem Vaterlande in der Nacht; in München entdeckte er ſich dem Kaiſer Ludwig und erhielt von ihm ein Empfehlungsſchreiben an den Magiſtrat unſerer Stadt, weil unſere Freiheiten und Gerechtſame ihn beſſer als irgendwo anders vor jeder Unbill ſeiner mächtigen Feinde ſchützten. Der Kaiſer hatte ihm auch ſeinen neuen Namen beſtätigt, und ſo wurde Herr Niklas Muffel, als einer der reichſten, frömmſten und verſtändigſten Bürger, bald zu den Patriziern unſerer Stadt gezählt und in den Senat derſelben erhoben, verheirathete ſich mit der reichen Schöppentochter, Barbara Köhlerin, und die noch lebenden Kinder aus dieſer Ehe ſeid Ihr ſelbſt. Es könnte wohl einſt die Zeit kommen, Euren Adel wieder aufzuſuchen und vom Kaiſer neu beſtätigen zu laſſen, wenn es Euer Vortheil erheiſcht; und deshalb wollte Euch Euer Vater die Rechte Eurer Geburt nicht vorenthalten. In jener Kapſel ſind alle darauf bezüglichen Dokumente verſchloſſen, die nach Eures Vaters

Abſterben, welches Gott noch weit hinausſchieben möge, Euch, Junker Wenzel, als dem Erſtgebornen, überantwortet werden. Euer Vater begehrt von Euch dagegen ein adelich Begräbniß in der Rittergruft auf Obern-Morsfeld. Iſt das noch Euer Wille, Herr Niklas Muffel?" Der Greis nickte friſcher.

„Dies iſt der eine Theil meines Auftrags," fuhr Hilarius fort, räuſperte ſich und ſchien einen paſſenden Uebergang zu ſuchen; der Kranke aber zupfte verlegen an der Bettdecke; Wenzel und Babet hefteten die erwartungsvollen Blicke auf den mürriſchen Pfaffen und ſelbſt Marquart äußerte Zeichen der Aufmerkſamkeit. „Es war im Jahre 1370 nach des Erlöſers Geburt, zur Zeit des heiligen Oſterfeſtes, als Kaiſer Karl mit ſeinem Sohne, dem König Wenzel, gen Nürnberg kam, und wie Ihr alle wißt, das Quartier für den Sohn hier in dieſem Hauſe beſtellte, aus alter Gnade und Gewogenheit, denn Euer Vater hatte dem vortrefflichſten aller Häupter, welche je die Krone des heiligen römiſchen Reichs getragen, gar manchen guten Dienſt geleiſtet. So ſendete er denn auch jetzt Euren Vater bald nach ſeiner Ankunft mit wichtigen Aufträgen an den heiligen Vater zu Avignon und mehrere italieniſche Fürſten. In Florenz erhielt er nun plötzlich und unerwartet die Trauerpoſt von dem ſchnellen Ableben Eurer ſeligen Frau Mutter und es gefiel ihm, ſich dort, ohne die Trauerzeit abzuwarten, mit einer vornehmen Italienerin zum zweiten Male zu verheirathen." — Frau Babet ſtieß entrüſtet ihren Stuhl zurück, doch von einem Dolchblick des Paters getroffen, zog ſie ſich in die Fenſterwölbung zurück, aber die ganze Wuth ihrer flammenden Augen ergoß ſich auf den zagenden Hans-Henner, der, wie ſie wohl wußte, damals des Vaters Begleiter geweſen war. Wenzeln hatte das Erſtaunen an den Seſſel gefeſſelt, und den Pater zweifelhaft anſtarrend, entfuhr auch ihm kein Laut. „Die Frucht dieſer rechtmäßigen Ehe war ein Sohn, welcher noch am Leben und alſo der Miterbe Eures Namens und Vermögens iſt; ja er hat hinſichtlich ſeiner Geburt das vor Euch voraus, daß er das Kind einer Mutter aus vornehmen adelichem Geblüt in Italien iſt. Zwiſchen Herrn Niklas Muffel und ſeiner zweiten Gemahlin erhoben ſich aber bald mehrere Mißhelligkeiten, und als er ein Jahr darauf wieder nach Deutſchland zurückkehrte, folgte ſie ihm nicht. Er nahm ſeinen jungen Sohn mit ſich nach Avignon und vertraute ihn dort guten Händen zur Erziehung; denn er fürchtete ſich gar ſehr, das zarte Knäblein mit nach Hauſe zu bringen und Euch, Frau Babet, zur Pflege zu übergeben, dieweil Ihr ſchon damals durch ein beißiges und fahriges Weſen Euren Vater übel tractirtet und Euch durch Stolz und böſe Launen gehäſſig machtet.“

„Wer giebt Euch ein Recht, mich hier zu hofmeiſtern?“ fuhr die Frau beleidigt heraus. „Ich bin gekommen, um andere und wichtigere, obgleich eben ſo wenig erbauliche Dinge zu hören, als Eure Predigt, die mich doch nun nicht beſſern wird; denn damals war ich achtzehn Jahre und jetzt zähl ich deren vier und dreißig!“

„Gebt Euch zufrieden, ehrſame Frau,“ verſetzte der Pater, nicht im Geringſten aus ſeiner Faſſung gebracht;

„auf Eure Beſſerung iſt's fürwahr auch gar nicht abgeſehen; denn ich müßte von andern Dingen reden, und ich könnte es, daß Euch die Ohren gellen ſollten.“ Die letzteren Worte, mit erhöhter nachdrücklicher Stimme geſprochen und von gewichtigen Blicken begleitet, bewirkten, daß die Edelfrau beſtürzt und verwirrt die ihrigen zu Boden ſchlug. „Ich wollte nur darthun, weshalb der Vater den Sohn nicht mit in das väterliche Haus brachte,“ ſprach der Pater in gemäßigterm Tone weiter. „In Avignon erzogen, wurde Euer Bruder früh zum Studium der Wiſſenſchaften angehalten; er beſuchte die hohe Schule zu Bologna und machte gute Fortſchritte in der Rechtswiſſenſchaft. Seit Oſtern dieſes Jahres hat ihn aber der Vater nach Prag gebracht, damit er in ſeiner Nähe die Studien vollende; dies war der Zweck Eurer letzten Reiſe, Herr Niklas Muffel?“ Der Kranke bejahte es; Han-Henner machte ein langes Geſicht und murmelte wieder in ſeinem höchſt verdrießlichen Tone: „Ei ſeht doch, den Geheimnißkrämer! Da hat er mich nicht mitgenommen.“ — „In dem von Eurem Vater aufgeſetzten und gerichtlich niedergelegten Teſtamente iſt jener Euer Bruder gleich Euch bedacht; ſollte nun Herr Nickel heimgehen, bevor er dies ſein jüngſtes Kind in das Haus aufnehmen und mit einem deſſen Kenntniſſen gemäßen Amte verſorgen kann, ſo ſeid Ihr verbunden und verpflichtet, mit dem Bruder zu theilen und ihn in Eure Familie aufzunehmen. Herr Niklas Muffel hat demſelben ſein Haus und Gehöfte, zum Kranich genannt, verſchrieben und ausgeſetzt.“

„Wie? dies Haus?“ rief Frau Babet entrüſtet, „mein Abſteigequartier ſoll ich einem fremden Buben, einem Abentheurer, einem Betrüger ausliefern? Ein Haus, das ich ſeit meiner Vermählung gar nicht anders als mein Eigenthum zu betrachten gewohnt bin. Nimmermehr! Schämt Euch, Ihr, den ich gar nicht mehr Vater nennen mag; ein alter Sünder ſeid Ihr, und was Ihr in Eurem liederlichen Leben verſchuldet, wollt Ihr auf Eurem Sterbebette mit einem Verbrechen wieder gut machen! Wollt Eure rechtmäßigen Kinder beſtehlen, um eines verfluchten Baſtarden willen! Ihr ſeid ein elender Mann, und der Herr verlaſſe Euch in Eurer letzten Noth, wie ich Euch verlaſſe!“ Das Weib hatte allen ſonſt ſo künſtlich gepflegten und beobachteten Anſtand vergeſſen, wüthend war ſie aufgeſprungen, den Schemel, den ſie wieder eingenommen, mit Gepolter hinter ſich umſchleudernd und hatte, gleich einer Furie, auf den alten bebenden Mann losgeſchrieen. Aber Johanna hatte ſich über ihn hingebeugt, damit er das Scheuſal nicht erblicke; ſie ſchirmte ihn mit ihrem blühenden Leibe, wie mit einem Schild. Marquart aber war aufgeſprungen und rief zornglühend: „Zurück, Raſende! oder ich vergeſſe, daß Du meine Schweſter biſt, ſo gut wie Du vergeſſen haſt, daß dieſer ſterbende Mann Dein Vater iſt. Fort, ſag' ich Dir, oder ich laſſe Dich mit den Hunden vom Hofe hetzen!“ — „Friede und Eintracht! Ruhe!“ donnerte Pater Hilarius dazwiſchen, aber Niemand hörte auf ihn; er wollte die wüthende Frau zurückziehen und ſie bedeuten; doch aller Weiblichkeit ſich entäußernd, ſchlug ſie mit den Armen nach ihm, nannte ihn einen Betrüger und traf ihm hart auf ſeinen gut gepflegten Leib. Da ſprach er, indem ſie ſich eben an den Bruder Wenzel wandte, den geiſtlichen Bannfluch über ſie aus. „Wie?“ ſchrie ſie, „wie? Wenzel, Du willſt Dich geduldig Deines Eigenthums berauben laſſen? Sie werden Dich auch aus der Burg Obern-Morsfeld werfen und ſie dem jungen Ritter einräumen; denn er iſt ja von rein adlichem Blute und das biſt Du nicht! Du mußt Dich ja Deines wahren Namens ſchämen; denn, Gott weiß! welche Schande der Mann dort ſchon in ſeiner Jugend darauf gewälzt hat!“ —

„Dich tränke keine Quelle, Dich ſpeiſe kein Brot, verflucht ſei Dein Geſchlecht und Deine Schande werde aller Welt kund! Der Herr wende ſeine Hand von Dir und die Kirche biete Dir keine Freiſtatt! Dein Gebet ſei Läſterung und der Segen des Himmels werde für Dich zum Fluche!“ donnerte der Pater in ihr Geſchrei und die Reden der Andern; denn Han-Henner hatte mittlerweile die Thüre entriegelt und die beiden Horcherinnen drangen mit Zeterlärm herein; der Meſſner betete mit erhobener Stimme ein Paternoſter und Ave Maria um das andere; Han-Henner dagegen fluchte das ganze Regiſter damaliger Knechtsflüche durch, Johanna weinte laut und rang die Hände verzweifelt; der Kranke ſtöhnte furchtbar; der Pfaffe tobte; Babet wüthete; Wenzel brüllte und Marquart machte bereits Anſtalt, die Rotte Korah mit dem Schwerte aus der Krankenſtube zu treiben und ſeine ausgeſprochene Drohung mit den Hunden in Ausführung zu bringen. In dieſer allgemeinen Verwirrung ergriff Junker Wenzel geſchickt die mit den Familienpapieren gefüllte Kapſel und ſchlüpfte zur Thüre hinaus. Niemand hatte den Diebſtahl bemerkt. Frau Babet, die ſich ohne ihn nicht mehr ſicher wußte, folgte ihm raſch, und das Pferd, welches vorhin für den Italiener beſtimmt worden war, diente jetzt der Frau als Mittel zur ſchnellen Flucht aus dem Bezirk des väterlichen Hauſes.

„Die Schändliche! die gottloſe Ehebrecherin!“ lärmte der Pater noch immer fort im Zimmer; aber Marquart bedeutete ihn ſehr beſtimmt, zu ſchweigen. „Erſpart Euch jetzt die Berichte von den Sünden meiner Schweſter, Hochwürdiger Vater,“ ſagte er; „ſie möchten gar nicht an ihrem Platze ſein. Auch liegt wohl keinem von uns hier daran, mehr noch über ſie zu hören, als wir eben von ihr ſelbſt vernommen. Wendet Eure Sorgfalt lieber auf dieſen unglücklichen Mann, der nach ſolchem gräßlichen Sturme wohl mehr als je Eurer ärztlichen Hülfe bedarf.“ Der Pater biß ſich in die Lippen ob dieſer edlen Zurechtweiſung, ſetzte ſich an das Lager, fühlte des Kranken Puls und fand zu ſeiner großen Verwunderung den Zuſtand weit minder gefährlich, als vor dem widrigen Auftritte. Frau Lene war ihrer Herrin gefolgt und Frau Katter erhielt von Marquart die Weiſung, ſich zu entfernen. Auch Pater Hilarius verweilte ſich nicht lange mehr. Nachdem er dem Kranken noch einmal Arznei eingegeben und die Anweſenden der merklichen Beſſerung verſichert, ging er mit dem Verſprechen, Abends noch einmal nach dem Schultheißen zu ſehen. Unbemerkt von Allen, die hier verſammelt geweſen waren, theils wegen der erhitzten Gemüther, theils weil die Fenſter nur ſparſames Tagslicht einließen, hatte ſich außerhalb des Hauſes eine große Veränderung begeben. Denn der Herr hatte ſich endlich ſeiner lechzenden Erde erbarmt und ſeine Wolkenſchaaren am blauen Himmelsbogen heraufgeführt und ſie hatten ſich zuſammengethan zu einem ungeheuren Walle und hingen ſchwarz wie ein weiter Trauermantel über der in banger Schwüle zitternden Erde, und verfinſterten die Sonne. Wie ein fernes Murren klang es durch den weiten Himmelsraum und ein ſüßer Schauer überlief die geängſtete Natur. Immer ſchwärzer ward die Wolkenmaſſe; der Tag wurde zur Nacht. Die Hitze im Krankenzimmer war athemraubend und Marquart ging, nach des Paters Abſchied das Fenſter zu öffnen. Als er aber den Laden aufſtieß, quoll ihm die ſchon leiſ' erregte Luft entgegen. Mit Staunen ſah er das lang erſehnte Wetter ſo nahe. „Gelobt ſei Gott!" rief er aus. „Bald wird er einherfahren in dem feurigen Wagen und die Poſaunen des Himmels werden von ſeinem Hauche ertönen." Sehnſüchtig richtete der Vater ſich auf und blickte durch das Fenſter in die bebende Luft hinaus; da ſpieen die Wolken Feuerſtröme aus, die mit ihren zackigen Flammenzungen gierig und ſchnell die Schwüle aufleckten und nach des Donners Gepraſſel ſtrömte würzige Kühle durch das Fenſter. Die kranke Bruſt des Greiſes athmete tiefer und tiefer auf, je ſtärker die friſche labende Luft bei dem fortdauernden heftigen Gewitter in das Zimmer ſtrömte. Johanna bemerkte mit hohem Entzücken, wie ihn gleichſam neues Leben durchdrang. Marquart war in den Anblick des großen, gräßlich ſchönen Schauſpiels verſunken. Blitz auf

Blitz durchſchlängelte die Räume und der Donner rief es unaufhörlich weit in das Land hinein, daß die Zeit der Sonnenqual vorüber ſei und die Quellen ihren Mund wieder aufthun würden. In gewaltigen Strömen ergoß ſich der Regen; gierig ſog ihn die Erde ein; aber wie Bäche ſtürzte es vom Himmel herab und über den Hof hin ſchäumte wild das Waſſer. Durch das Getöſe des Regens hörte man von der Straße her aus den Häuſern den freudigen Jubelgeſang: „Dem Herrgott in der Höh’ ſei Ehr!“ und Herr Niklas Muffel faltete ſeine Hände und Johanna faltete ſie und ſtimmte mit ſilberreiner Stimme das Lied an und ſang es bis zu Ende. Der Schultheiß aber legte ſeine Hand auf ihr Haupt und ſegnete ſie; darauf ließ er von Han-Henner alle Fenſter des Zimmers öffnen und badete Stirn und Bruſt in der reinen, friſchen, duftigen Gottesluft. Da wich die Schwäche zuſehens von ihm, und ſeine Seele erhob ſich. „Mögen ſie gehen, die Undankbaren,“ liſpelte er zu Johanna, „bleibſt Du mir doch und Marquart und der edle Jüngling, der auch Dein Bruder iſt, und den Du nicht verſtoßen wirſt.“ — „Ich ſehne mich, ihn zu umarmen, ihm den ſchweſterlichen Kuß auf die Wange zu drücken. O wie willkommen ſoll er mir ſein!“ ſagte Johanna und preßte des Vaters Hand innig an ihr Herz. — „Und Du zürnſt mir auch nicht?“ fragte dieſer weiter. „Ich kenne Dich ja; Du haſt ein kindlich mir ergebnes Herz und der Her wird Dir vergelten!“

„Ich thue nur meine Pflicht, und wenn Alle von Euch wichen; ich würde bei Euch ſtehen, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Er wird Dir lohnen! Du wirſt einen Gemahl finden, wohlgefällig Deinen Augen und Deines Herzens würdig.“

„Nein, Vater, Ihr werdet wieder geneſen, das verbürgt mir Gottes Gnade, die ſich der Erde und allen ihren Geſchöpfen jetzt ſo herrlich kund thut; Ihr werdet noch lange leben und ich Euch nie verlaſſen.“

„Gutes Kind, Deine Liebe macht mich die bittern Kränkungen vergeſſen, welche mir Babet und Wenzel angethan. O und doch möchte ich mir die Augen ausweinen, daß ſie mich verließen, mich ſchmähten in ſolcher Stunde!“

„Beruhigt Euch! Sie werden es bereuen und um Vergebung flehend zu Euch zurückkehren,“ tröſtete die edle Johanna.

„O ich war ein allzu nachſichtiger Vater gegen ſie, ich liebte ſie zu ſehr, und das hat ſie verdorben.“

„Gott wird richten zwiſchen Euch und ihnen,“ ſagte Johanna ernſt, und bettete des Vaters Haupt weich auf das lederne Kiſſen. Er ſank bald in einen wohlthätigen Schlummer. Marquart ſtarrte noch immer in den Himmelsraum, welchen die flatternden Blitze weniger ſchon durchkreuzten. „Ha, wenn ich mit Blitzes Schnelle und Glut ihr die Begeiſtrung meiner Liebe durch die Seele beben laſſen könnte!“ liſpelte er ſeufzend. „Wenn ich ein Gedanke wäre, der ſie mit ſüßem Schauer durchzuckte, oder ein Lüftchen, ſo friſch, ſo kühl und würzig, wie die mir entgegenſtrömenden, um ihr die Stirne zu kühlen! o daß ich hinſchwinden könnte in einen Laut! ich würde ihr Herz mit Wehmuth erfüllen und ihren himmliſchen Augen Thränen entlocken." — Er hätte wohl lange noch ſo fort geſchwärmt, gleichſam als ſtände der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit vor dem Fenſter und er apoſtrophire denſelben von einer Rednerbühne herab; aber Han-Henner klopfte ihn etwas unſanft auf die Schulter und führte ihn dadurch, wie durch einen mächtigen Zauberſchlag aus dem Reiche der Träume ſchnell in die Wirklichkeit. „Der Junker Kreß und der Junker Löffelholz ſind ſchon mehrere Male dageweſen und zuletzt im Ernſt auf Euch erboſt von dannen gegangen, da ſie Euch weder jemals zu Hauſe treffen, noch Ihr, Eurem Verſprechen gemäß, nach Goſtenhofen in's güldne Einhorn gekommen ſeid, wo die Söhne aller Patrizier verſammelt waren, um ſich über die neuen Unruhen zu berathen. Es hat keiner gefehlt als Ihr und Euer Bruder; von dem haben ſie ſich's freilich nicht anders verſehen; denn er iſt ihnen und der ganzen Stadt ſchon ſeit beträchtlicher Zeit ſehr verdächtig. Wenn Ihr aber nicht auch in einen üblen Geruch kommen wollt, ſo nehmt Euch der gemeinen Sache mehr an." — „Widrige Geſchichten!" ſagte Marquart. — „Seid Ihr ein Nürnberger Schöppenſohn oder ein winzelnder Leierkaſten, wie ſie von Burg zu Burg ziehen, um für's liebe Brot was von Liebe zu ſingen? Seid ein Mann und ſchlagt Euch übermüthige Dinge aus dem Kopf. Im Weberſchiffchen kommen die edlen Herrn heute Abend wieder zuſammen. Man erwartet Euch gewiß. Das Gewitter iſt vorüber, der Abend dämmert, Euer Vater ſchlummert ſüß; thut, was Eure

Pflicht iſt. Geht! geht!“ Der junge Mann ließ ſich von dem alten, eifrigen Diener mehr zum Hauſe hinaus ſchieben als er eigentlich ging. Jedem er nun ſo mechaniſch und in ſtilles Brüten verſunken über den Hof hinſchritt und zur Erde ſtierte, ohne grade da etwas zu ſuchen, erregte ein zuſammengefaltetes Pergamentblatt, welches auf einer, noch von der Regenfluth ſtehenden Pfütze dicht neben dem Brunnenhäuschen ſchwamm, ſeine Aufmerkſamkeit. Es war der Brief, welchen der Bettler unter den Brunnentrog geſchleudert, den aber die unmäßige Regenfluth, die über den ganzen Hof hinſtrömend auch durch das unverwahrte Brunnenhaus gebrochen war, hervorgeſpült hatte. Marquart warf einen Blick darauf und entzifferte mit Mühe ſeines Vaters Namen; denn die ganze Schrift war italieniſch und ihm, der ſeine Mutterſprache nur ſehr nothdürftig leſen und ſchreiben konnte, gänzlich unverſtändlich. Er ſteckte alſo das durchnäßte Pergament zu ſich und hatte es im nächſten Augenblicke ſchon vergeſſen; denn ſeine Gedanken ſchweiften nur um einen Gegenſtand herum, der wie die brennende Sonne dieſer Tage über ſeinem Leben ſtand, und ihm allen Muth, alle Thatkraft raubte und das Gehirn verſenkte. Auch für ihn ſollte das wohlthätige Wetter kommen; doch mit größeren und gräßlicheren Stürmen, als die Natur ſo eben angewendet hatte. Langſam ſchlenderte der Junker durch die Straßen dem wein- und freudereichen Weberſchiffchen zu, einem jener ſtets offenſtehenden gaſtlichen Häuſer des Mittelalters, wo man zu jeder Zeit des Tages eine Menge arbeitsſcheuer Menſchen um die ſchäumenden Birkenmaier verſammelt ſah.

Zweites Kapitel.

Nechten, da ich bei ihr was,
Schwatzten wir dann dies, dann das,
Auch ſehr freundlich zu mir ſaß,
Sagt, ſie lieb' mich ohn' all Maaß.

Nechten, da ich von ihr ſcheidt,
Freundlich wir uns herzten beid',
Verhieß mir bei ihrem Eid,
Mein zu ſein in Lieb' und Leid.

Nechten, da ich von ihr ging,
Sie mich ganz freundlich umbfing,
Dazu ſehr fern mit mir ging
Und war gar ſehr gut all Ding.

Heute, da ich zu ihr kam,
War es alles wieder zam,
Böſen Bſcheidt ich da bekam,
Mußt abziehn mit Spott und Schaam.

Altes Lied.

Wie von der Höhe des Fichtelgebirges bekanntlich vier Ströme nach allen vier Reichen der Welt ausgehen und das Land weit umher wäſſern, als der Main gegen Abend, die Eger gegen Morgen, die Saale gegen Mitternacht und die Nabe gegen Mittag: ſo ſtrömten aus dem Aegidienhofe an dieſem verhängnißvollen Tage vier Menſchen nach den verſchiedenen Himmelsgegenden aus, vom Zufalle oder dem Verhängniſſe wunderbar geleitet, um ein unſchuldiges Leben auf mannichfache Weiſe zu verwirren, in den Strudel der Welt zu tauchen, ihm den ſchwanken Kahn, auf welchem es ſich zu retten ſuchte, zu zertrümmern, und es dann, von der gräßlichen Brandung an das unfruchtbare Felſenufer geſchleudert, nackt und alles Nöthigen ledig, über die ſcharfen fußanfritzenden Felſen hinüber in ein grünes, duftendes Paradies zu führen; vier Menſchen, zum Theil auch den Strömen vergleichbar, aber den wild brauſenden, die, von der geſchmolzenen Eisfluth furchtbar angeſchwollen, ihre Wellen zornig über Saatfelder und durch die Dörfer wälzen und Menſchenfleiß und Gottesſegen wie hohnlachend verwüſten. Dieſe vier waren der angebliche Bettler Francisco, der Pater Hilarius, der Junker Wenzel und Frau Babet. Wir müſſen einem nach dem andern in ſeinem Laufe folgen; doch thun wir dies nicht in der Ordnung, wie ſie das Hausthor hinaus ließ auf die Straße, ſondern wir beginnen bei den Mittleren.

Als das edle Geſchwiſterpaar zornſchnaubend über den Laufferplatz ritt, beurlaubte ſich Junker Wenzel ſchnell von ſeiner geliebten Schweſter, ſo dringend ſie ihn auch nöthigte, mit ihr im Kranich einzukehren, wo ſie ihre eingerichtete Wirthſchaft hatte, wenn ſie vom Gleichen am Berge, der Burg ihres Mannes, zur Stadt kam, und ihn auf einen guten Imbiß und eine Flaſche Rüdesheimer einlud, um über die Vorfälle des Tages mit ihm zu reden und die nöthigen Maßregeln zu treffen. Er war durchaus nicht zu bewegen, ſchützte Dieſes und Jenes vor und verſprach feierlichſt, des andern Tages ſchon bei ihr auf Burg Gleichen einzuſprechen. Der wahre Grund ſeiner Eile nach dem Bergneſte, wo er ſeine ſaubre Junggeſellenwirthſchaft trieb, war aber kein anderer, als die blecherne Kapſel, welche er in der Satteltaſche ſeines Gaules verborgen hatte. Er traute der guten Schweſter nicht im mindeſten, um das eroberte koſtbare Kleinod ihren Geierblicken bloszuſtellen oder gar in ihre unnahbaren Hände gerathen zu laſſen. Erſt wollte er die wichtigen Schriften mit einem Sachverſtändigen für ſich durchmuſtern und davon zu ſeinem alleinigen Vortheile gebrauchen, was nur immerhin dazu zu gebrauchen war, und von dem Uebrigen ſollte Schweſter Babet erfahren, was ihm gut dünken und wovon ihr Mitwiſſen ihm keinen Schaden fürchten laſſen würde. So unerklärlich nun auch der Edelfrau das ſeltſame Benehmen ihres Bruders war, ſo mußte ſie ihn doch ziehen laſſen; und ſie ritt allein durch die engen Straßen der Sebaldsſtadt und bald in das dunkle Hausthor des Kranichs ein, während Wenzel ſein Rößlein mit Sporn und Gerte durch die lange Lauffergaſſe trieb und, ſich mit tauſend kühnen, abentheuerlichen Plänen herumſchlagend, das drohende Wetter nicht gewahrte. Er hatte aber kaum die Stadt hinter ſich, als der erſte grelle Blitz ſeine Augen blendete und des Donners furchtbarer Ruf ihn aufſcheuchte und die merkwürdigen Luftſchlöſſer zertrümmerte, die er geſchäftig aufgebaut, und deren feſter Grundſtein die Blechkapſel war, nach welcher er je zuweilen fühlte, um ſich zu überzeugen, daß er wirklich noch im Beſitze derſelben ſei.

Der drohende Sturm und Regen nöthigte den neuen Glücksritter, ſich ſchnell nach einem ſchützenden Obdach umzuſehen. Zum Glück befand er ſich nicht weit von einem, ohnweit der Vorſtadt Wöhrd gelegenen, ſtark beſuchten, obgleich ſehr ſchlechten Wirthshauſe, das er jedoch je zuweilen nicht verſchmähte, wenn ihn ſein Ritt zur Stadt trug und worin er ſogar ſchon manch zärtliches Abentheuer beſtanden hatte. Das niedrige, baufällige Haus ſah aus grünen Bäumen und Geſträuch wie eine wohlangeputzte, häßliche Matrone hervor, lag etwas von der Straße ab, ſo daß man dieſelbe aus ſeinen, mit Schweinsleder verklebten Fenſtern eine große Strecke weit überſehen konnte. Ein kleiner, nicht beſonders gepflegter Garten, mit jenen Bäumen bepflanzt, verminderte theilweiſe den üblen Eindruck, welchen die morſche, hie und da kalkentblößte Geſtalt der Spelunke und ihr ominöſer Name machte; denn ſie hieß: zur güldenen Laus. Gleiche Urſachen brachten in mehreren Wanderern auf der Straße gleiche Wirkungen hervor und die Furcht vor dem mächtig heranbrauſenden Gewitter trieb ſie zur Eile nach dem Zechhauſe, daß Haare und Gewand flatterten und drinnen einer dem andern die Thüre in die Hand warf. Wenzel ſprengte an; ein alter Pferdeknecht, deſſen Haare und lederne Beinkleider mit einander in Schmutz und Zerſetztheit wetteiferten und dem man es von ferne anſah, daß er nicht zu den ſchmucken Städtern gehörte, — die Vorſtädte waren nicht den freiſtädtiſchen Gerichten unterthan, ſondern gehörten unter den Burggrafen, — trat mit kriechender Höflichkeit auf den abgeſeſſenen Junker zu, um ihm das Pferd abzunehmen. „Die Elſe iſt auch drinnen," ſagte der Kerl mit einer grinzenden Wichtigthuerei, womit meiſt gemeine Seelen, ſobald ſie von einem Höhern gewürdigt worden ſind, an irgend einem Geheimniß derſelben, ſollte es auch nur ein ſcheinbares ſein, den entfernteſten Antheil zu nehmen oder zu der unbedeudtenſten Verrichtung dabei gebraucht worden ſind, ſich fühlbar machen. „Sie iſt in der hintern Stube bei der Frau Schlehn, weil es vorne zu voll wurde," fuhr der dienſtfertige Knecht geſprächig fort. „Heut den ganzen Tag hat ſie, trotz der erſchrecklichen Hitze, im Garten gearbeitet und Euch wohl bemerkt, wie Ihr bald nach der Mittagsſtunde die Straße daherſprengtet nach der Stadt zu. Ich hörte, wie ſie es der Frau Schlehn klagte, daß Ihr nicht einmal angehalten und durch die Bäume nach ihr gelugt, wie Ihr doch ſonſt ſtets zu thun pflegtet."

„Halt Dein ungewaſchnes Maul, Chriſtel!" ſagte der Junker mürriſch und: „es iſt recht gut, daß ich ſo eilig war, und es unterlaſſen habe," ſetzte er für ſich hinzu. Dabei ſah er gen Himmel, um zu erſpähen, ob es nicht angehe, wieder zu Gaule zu ſteigen, und höchſtens mit einer naſſen Haut ſein Bergneſt zu erreiten: aber wie die Nacht des Verderbens wälzte der Himmel ſeine ungeſtalteten, ſchwarzen Schläuche heran; die glühenden Blitzesſchlangen ziſchten durch die ängſtliche Dämmerung und der Donner jagte den Junker in den ärmlichen Bierſchank. Eine ſiedende Hitze qualmte ihm aus der niedrigen Stube entgegen: das Gewitter hatte faſt aus allen Ständen Menſchen hier zuſammengeführt, die aus der hölzernen Bierkanne ſich die Langeweile oder den Durſt vertrinken wollten. Ein lautes, wortſchallendes Getöſe verrieth zu Genügen, daß mehrere Gäſte, ſelbſt als Durſt und Langeweile beſchwichtigt geweſen waren, doch das Vertreibungsmittel noch in ſtarken Doſen angewendet hatten. Wenzel überſah mit einem hochmüthigen Blick die Verſammlung, da ſchallte ihm aus einer Ecke der lärmende, vertrauliche Gruß einiger guten Freunde luſtig entgegen. „Ei, ſieh da, Bruder Wenzel Muffel! führt Dich das leidige Donnerwetter auch in den Backofen?“ rief der Junker von Stürzenbach, ein wüſtes Geſicht, auf welches die Wuth aller Leidenſchaften ihre gräßlichen Spuren gegraben. „Gruß Dich Gott, Kumpan!“ brüllte der Edle Ewoldt von Hatenbach, ein brauner, ſtarker Mann mit großen, hervorgetretenen Augen und einem gewaltigen Schnauzbart. „Wein her! Fort mit dem Biere! Jetzt kommt der reiche Wenzel Muffel!“ — „Laßt's gut ſein,“ verſetzte dieſer trocken: „ich trinke ſo gut mein Bier, wie Ihr und habe nicht Luſt, für Euch, Weinſchläuche, einen Hohlpfennig zu bezahlen!“ — „Nun,“ ſagte der Stürzenbacher befremdet, „aus welchem Loche bläſt dieſer Wind?

Wenzel Muffel machte ſich ſtets eine Ehre daraus, mit braven Edelleuten eine Flaſche Rheinwein auszuſtechen und fröhliche Schlemper- und Schnapperlieder zu ſingen.“ — „Und war froh, wenn wir vergaßen, daß er an Geburt uns weit nachſtehe,“ ſetzte der Hätenbacher giftig hinzu. — „Es wird ſich bald zeigen, wer vom andern die Ehre hat; ich von Euch oder Ihr von mir,“ entgegnete Wenzel hochmüthig. „Glaubt Ihr, Ihr wär't allein im Stande, ein Dutzend adliche Ahnen an den Fingern herzuzählen? Laßt Eure Sticheleien, eh ich Euch einen Trumpf drauf ſetze, daß Euch die Augen übergehen ſollen!“ — „Iſt's mit dem nicht richtig?“ fragte leiſe der von Hätenbach den Junker Stürzenbach und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirne. „Was ſchwatzt er für Firlefanz?“ — „O weh!“ verſetzte dieſer, „die wüthige Sonne hat dem armen Jungen auch das Gehirn verbrannt, und ich wette darauf, er hält ſich für einen Edelmann, deſſen Geſchlecht aus den Zeiten Karls des Großen abſtammt; denn Lieblingswünſche werden bei ſolchen Leuten zur fixen Idee, und Niemand hat wohl je ſehnlicher gewünſcht, ein Edler zu ſein, als der arme Wenzel!“ — „Wir wollen uns gleich überzeugen,“ ſagte Hätenbach, und wandte ſich wieder zu Wenzel. Dieſer hatte ſich unterdeſſen ſeinen Mann, einen einäugigen, ſehr liſtig ausſehenden Bettelmönch, in einer abgeſchabten Kutte, auserſehen, der mit theilnamloſer Gemächlichkeit, des mangelnden Raumes ungeachtet, ſich auf eine Bank ausgeſtreckt und ſie ſomit ganz eingenommen hatte. Mit dieſem Sohn der Kirche pflog der Junker eben einen ſehr emſigen aber leiſen

Zwieſprach und die Freude, den Gegenſtand ſeiner dermaligen Wünſche hier ſo bald gefunden zu haben, drückte ſich deutlich in ſeinem verſchlagenen Geſichte aus, als der Edle von Hätenbach wieder anrückte und von mißtrauiſchen Blicken begleitet, die Frage an ihn richtete: „Alſo meinſt Du ein Edelmann zu ſein und ein ebenbürtiger Turnierfechter, wie zum Beiſpiel unſer Einer?“ — „Ei was,“ entgegnete Wenzel, mürriſch über die unangenehme Unterbrechung ſeiner wichtigen Verhandlungen mit dem Ordensbruder, „ich meine nicht, ſondern ich bin ein Edelmann, und wahrlich ein ſolcher, der ebenbürtiger iſt, als zum Beiſpiel Ihr alle zuſammen!“ — „Peſt Dir ins Haus und rother Hahn aufs Dach!“ fluchte der Hätenbach: „das war zu ſtark; wär' der Lümmel nicht rein toll, ich legte ihm für ſolches Wort meinen Solinger um den Wanſt her, daß er die Ahnen bis auf ſeinen Vater, den ehrlichen Schuhflicker, herab für ewige Zeit vergeſſen ſollte!“ Seine großſprecheriſchen Worte verhallten im Getöſe der in einander gekeilten Gäſte in der Stube und des Donners außerhalb derſelben, und Wenzel nahm folglich keine Notiz davon, ſondern fuhr mit dem aufgedunſenen Mönchsgeſicht zu verhandeln fort. — „Er wird doch in des Satans Namen nicht unſerer Partei abtrünnig geworden und zu den verdammten Stadtſcharwenzeln übergegangen ſein, und legt's nun mit den wunderlichen Reden darauf an, uns zu höhnen?“ bemerkte der Junker von Stürzenbach. — „Die gelbe Sucht ſollte ihm in die Glieder fahren, wenn er unſerm Bunde untreu geworden wäre, dem er, ſo wahr St. Sebald ein Hundsfott war, — es iſt nicht zu läugnen, — mit ſeinen klugen Einfällen und ſeinem noch klügeren Gelde, Erbtheil ſeiner Mutter, eine der beſten Stützen war.“ — „Sein Bruder Marquart, der geleckte Kater, wird ihn wohl noch beſchwatzt haben; wer weiß, was heute in der Stadt vorgegangen iſt; das Laffenvolk, die Kaſtenſchwengel, Federfuchſer und Ellenreiter ſind zeither mehrmals im Einhorn in Goſtenhofen zuſammengekommen und haben viel verhandelt; auch hat man ſie im Weberſchiffchen verdächtige Reden gegen uns ausſtoßen hören. Am Ende haben ſie ihn herumgekriegt und das Schneppermaul ſetzt ſich nun hier hin und will uns hänſeln!“ — „Dahinter wollen wir bald kommen, bei meinem Gevatter Steigbügel!“ meinte der Hätenbach, „und wenn ſich Dein Argwohn bewährt; dann Gott Gnade des alten Schultheißen Muffel älteſtem Lotterbuben! Die ganze dabei intereſſirte, noch ehrſame Ritterſchaft Frankens rufe ich gegen ihn in Harniſch!“ — „Wenn er nicht verroſtet wäre,“ bemerkte eine Stimme nebenan ſehr ſpöttiſch, und ſie ſahen erſt jetzt, daß ein Bürger am Nebentiſche wahrſcheinlich ihr ganzes Geſprächſel belauſcht habe. „Drückt die Ohren an, Ihr edlen Herrn, und trollt Euch heim,“ fuhr der unaufgeforderte Sprecher hämiſch fort, „Ihr werdet wahrlich Keinem viel anhaben, der ſich zu den Nürnbergern hält. Wär nicht das Unwetter draußen gar ſchlimm, ſo würd’ ich Euch rathen, Eure Klepper nicht zu lange auf das Heimfutter warten zu laſſen. Zwar ſeid Ihr hier in der Burgfreiheit und der Burggraf iſt leider, Gott erbarm’s! auf Eurer Seite; es möchte Euch aber doch nicht wider eine Tracht Prügel helfen, die Ihr als frei Geleit mitnehmen könntet.“ — „Was unterſteht ſich der Wechſelbalg!“ zornſchnaubte der Edle von Hätenbach und machte Anſtalt, von Leder zu ziehen; der Stürzenbacher, weniger tapfer, aber mehr beſonnen, hielt jedoch des wüthigen Gefährten Arm zurück; denn er bemerkte nicht ohne geheimes Grauſen viele Köpfe mit der langen Nürnberger Stadtphyſiognomie auf noch längeren Hälſen in die Höhe gereckt und die neugierigen, ſtreitluſtigen Blicke auf ſie gerichtet. „Laßt das Käſemeſſer ſtecken, edler Herr,“ ſagte der Bürger kaltblütig, „oder auf meinen Wink bewaffnen ſich hier hundert Hände mit hölzernen Bierkannen und Bankbeinen, Euch die Köpfe zu nuſſen; auch fehlt's nicht hier an einigen Dutzenden Bürgern, die ihre linke Hand trotzig auf einen Degengriff ſtemmen und mit der Rechten ſchnell von Leder ziehen, wenn's ſolche Hähne zu ſchlachten gibt. Wollt Ihr's aber mit mir ausmachen, ſo kommt in die Stadt; ich bin der Zirkelſchmied Görg Bärenklau und wohn' im Rennengäſſel; ſteh' zu jeder Zeit zu Dienſten.“ — „Mordelement!“ rief Hätenbach, „laß mich der Stadtratze das Läſtermaul ſtopfen! Ich will ihm eins in das dumme Geſicht zirkeln, wie er's mit ſeinem gelungenſten Zirkel nicht auf den Tiſch vermag!“ — „Ei, das mögt Ihr einem fahrenden Handelsmann, dem Ihr hinter dem Strauch auf den Dienſt gewartet und der ſich nicht gutwillig von Euch die Taſchen klopfen laſſen will, und dann mag's noch ſchlecht um das Zirkeln ausſehen, auf das ich mich platterdings beſſer verſtehe, als Ihr. Wollt Ihr das nicht glauben, ſo bin ich allenfalls erböthig, es Euch hier gleich zu beweiſen.“ Gelaſſen ſchob er die Bank zurück und langte nach dem bratſpießähnlichen Degen, welchen jeder zunftmäßige Bürger an der Seite trug. Gleichgültig blickte er über die theils plötzlich verſtummte, theils nur leiſe wiſpernde und ſeines Winks gewärtige Verſammlung durch das halb geöffnete Fenſter auf die Straße hinaus. „Wir müſſen halt warten, bis der arge Treiſch vorüber iſt,“ ſagte er dann, ohne den Ritter anzuſehen, „und ich mag mir Euretwegen nicht den Buckel begießen laſſen. Auch ſprengt dort eine vornehme Dame von der Anhöhe auf die güldene Laus zu, die wahrlich meine und aller andern werthen Gäſte Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch nimmt, als Ihr und Euer ſchlechter Handel; denn obgleich ſie eine reiche, vornehme böhmiſche Gräſin iſt, ſo feſſelt ſie unſerer lieben Stadt Leben und Treiben doch dergeſtalt, daß ſie ihre Leibrente hier verzehrt, der guten Burggräſin freundliche Geſellſchafterin iſt und unſre edlen Patrizier gern um ſich ſieht.“ Damit ſchritt er gravitätiſch nach dem Fenſter; Alles erhob ſich, alle Blicke flogen nach der Straße, und auch Wenzel lugte, durch den allgemeinen Aufſtand aufmerkſam gemacht, durch ein zerfetztes Pergament, welches ſtatt der Glasſcheibe gedient hatte. Eine Dame jagte im ſtärkſten Regenguß auf einem Zelter wild nach der Kneipe zu, daß der Huf den unterſten, noch nicht vom Regen angefeuchteten, Staub aufwühlte und weit hinter ſich warf, und der Reitknappe kaum zu folgen vermochte. Vor dem Gärtchen angelangt, warf ſie ſich behend vom Roſſe und trat in der Hausflur zwiſchen leeren Bierfäſſern unter Dach. Chriſtel, der geſchäftige Hausknecht, verſäumte nicht, ehe er die Pferde zu Stalle führte, der guten Frau Schlehen im Hinterſtübchen Nachricht von dem ſeltſamen, vornehmen Beſuche zu geben. Ehe dieſe jedoch ſich vom erſten Schreck einigermaßen erholte, erſah Junker Wenzel ſeinen Vortheil, der durchnäßten Gräfin auf möglichſt galante Art ſeine ritterlichen Dienſte anzubieten. Die Gräfin war von kleiner Statur; aber volle, reizende Formen, die blühende Jugend ihrer angenehmen Geſichtsbildung und vor allem ein Auge, womit ſie nach Gefallen zu bezaubern und zurückzuſchrecken verſtand, erſetzten jenen Mangel ſo reichlich, daß man in ihrer Gegenwart, von ihr gefeſſelt, denſelben unmöglich bemerken konnte.

„Ich kann es nur für eine mir beſonders günſtige Fügung des Himmels anſehen,“ redete Wenzel und ſtrich ſich ſelbſtgefällig den ſchwarzen Bart, „daß er durch ſein gnädiges Donnerwetter Euch, ſchöne Gräfin Petuſchka, in dieſes, zwar nur geringe Haus führt, welches aber durch Eure reizende Gegenwart zum Zauberpalaſt der Fee Morgan wird.“ — „Wertheſter Herr,“ verſetzte die Gräfin mit einer Flötenſtimme, „mit Eurem Verlaub gefällt mir der Feenpalaſt nicht beſonders, und meine Macht iſt ſo geringe, daß ich mir nicht einmal meinen naſſen Reitrock in Schnelligkeit trocknen kann.“

„Dafür beſitzt Ihr größere und wunderbarere Kräfte, Herzen zu erwärmen, zu entflammen und wären ſie eiskalt. Doch ſeht, hier kommt ſchon Frau Schlehen, die achtbare Beſitzerin dieſes Hauſes, eine dienſtfertige, freundliche und willige Frau, die gewiß jedem Eurer Wünſche zuvorkommen wird.“ — Eine dicke Perſon, mit einem über und über lachenden Vollmondsgeſicht, einer breitgedrückten Naſe, kleinen Augen und weitem Munde, watſchelte, die gefalteten Hände auf der Fülle ihres feiſten Leibes tragend, durch die höckerichte Hausflur, und da ſie die abſichtlich lautgeſprochenen letzten Worte des Junkers vernahm, verſuchte ſie ſchmunzelnd, den beabſichtigten Knix, der Gräfin zugedacht, noch tiefer als gewöhnlich zu machen und zugleich auf den ehrenwerthen Junker mit zu beziehen; doch wäre ihr dies aufwallende Gefühl der Dankbarkeit für das ihr reichlich aus des gefälligen Junkers Munde gefloſſene Lob beinahe übel bekommen; denn die knickenden Beine überſtiegen, von der Laſt des Leibes allzuſtark gedrückt, die geſteckte Grenzlinie und hätten ſicher das ihnen anvertraute Gut zu Boden fallen laſſen, wäre nicht gerade eine hohe, ſchlanke Mädchengeſtalt hinter der aufkreiſchenden Schankwirthin erſchienen und hätte die Sinkende mit kräftigem Arme aufgehalten. Nicht eine friſch blühende Jugend, nicht eine herzengewinnende Freundlichkeit ſprangen aus dieſem zweiten Geſicht hervor und machten es ſo intereſſant, als es doch in der That war, es zeigten ſich vielmehr ein ſeltener Anſtand, eine ruhige, großartige Würde, eine ſtrenge Regelmäßigkeit ungewöhnlich großer, aber ſchöner Formen und Züge, welche jedoch im Einklang mit dem übrigen ſtolzen Körperbau ſtanden und der Beſitzerin das Anſehen einer Amazonenkönigin oder einer römiſchen Virago gaben. Ein Blick ihres edlen großen Auges traf den Junker und drückte einen ſtille Vorwurf aus; dieſer wich ihm jedoch aus und rief ſcherzend: „Oho, Frau Schlehen, ich glaube gar, Ihr bekommt aus lauter Reſpect vor dieſem ſchönen Gaſt den Unfall." — „Ach, heiliger Lorenz! die Hitze hat mir gar arg mitgeſpielt!" ſeufzte die Wirthin, indeß ihr Geſicht ſich unveränderlich in den ſchönſten Freundlichkeitsfalten erhielt; „ich bin in der böſen Zeit faſt von allen Kräften gekommen, ſo daß mich die Beine nicht mehr tragen können. Viel Säcke ſind des Eſels Tod." — „Man ſieht's Euch wirklich an, Frau Schlehen," ſpottete der Junker. — „Womit aber kann ich der hohen Frau aufwarten? Alles, was in meinen geringen Kräften und Vermögen ſteht, iſt zu Befehl und bereit. Wer keine Tauben hat, der hat doch Mücken, und dem Hungrigen iſt kein Brot zu ſchwarz." — Die Gräfin, welche über den Unfall und das Angſtgeſchrei der feiſten Wirthsfrau in ein lautes Gelächter ausgebrochen war und noch immer des quälenden, aufſtoßenden Lachgeiſtes nicht Meiſterin werden konnte, vermochte mit Mühe nur ſo viel Worte herauszubringen, um anzudeuten, daß ſie in einem einſamen Zimmer ihren naſſen Reitrock abzulegen und ihren zerſtörten Kopfputz etwas wieder in Ordnung zu bringen wünſche. „In großen Häuſern ſtecken große Sorgen," verſetzte Frau Schlehen. „Das meinige iſt klein und eng; aber der geduldigen Schafe gehen viel in einen Stall. Gern hätt' ich ſchon lange noch ein Gemach täfeln und einrichten laſſen. Niemand reißet jedoch den Beutel weiter auf, denn er iſt. Schlachte nicht mehr, denn Du ſalzen kannſt; und wer nicht im Wagen fahren kann, fährt auf dem Karren. Nehmt deshalb mit meinem engen Stüblein vorlieb und laßt Euch's drinn gefallen, obgleich's nicht beſonders helle iſt. Aber grell Licht die

Augen ſticht, und im Dunkeln iſt gut munkeln. Gebt mir Eure ſchöne weiße Hand, ich will Euch führen." Die Wirthin watſchelte voran, die Gräfin folgte. „Die Jungfer oder junge Frau hier iſt mir ja wohl etwas behülflich?" fragte die Letztere, ſich noch zu der hohen, in gewöhnliche Bürgerstracht gekleideten Frauengeſtalt wendend, und dieſe nickte ſtumm, indem eine hohe Röthe, wahrſcheinlich wegen des zweifelhaften Namens, ihr Geſicht überflog. „Und Ihr, mein Herr," wandte ſich die Gräfin zum Junker, „könnt mir ſodann, wenn es Euch genehm, noch ſo lange Eure Unterhaltung ſchenken, bis das Wetter vorüber iſt." Sie verbeugte ſich ſehr artig und der Junker ſuchte verwirrt daſſelbe zu thun. „Weiß ich doch kaum, wie Du mir vorkommſt, Wenzel," flüſterte die hohe Jungfrau dieſem verwundert zu. „Geſtern Abend bringſt Du noch mit aller Zärtlichkeit bei mir im Garten zu, heute erwarte ich Dich wieder und hatte ſchon zweimal die Raſenbank begoſſen, daß der Sonnenbrand ſie nicht verſenge, ſondern ſie grün und weich ſei, wenn wir dieſen Abend darauf ſitzen würden: da ſah ich Dich vorüberreiten und auch nicht einen Blick durch die Zweige werfen um zu erſpähen, ob ich zugegen. Der Chriſtel ſagt Dir, daß ich im Hinterſtübchen bei der Frau Schlehen ſei und Du kommſt mit keinem Tritte hinein? Was hab' ich Dir gethan, Wenzel? Was weiſſagt mir Dein mürriſcher, verlegener Blick? Hat dieſe Gräfin Dein Herz bethört?"

„Nun, der Teufel der Eiferſucht ſpukt Dir wohl gar im Gehirne, Jungfer Elſe?" fuhr Wenzel grob heraus.

„Hoho! mein Püppchen, ſo weit ſind wir ja noch nicht! Du fängſt wohl gemach an, Dich als mein Weib zu betrachten, und glaubſt die Rechte derſelben ohne Weiteres ausüben zu können? Wenn ich mit der Gräfin ſprach, was geht das Dich an?"

„O weh!" ſeufzte Elſe, „ſpricht der Mann alſo zu mir, dem ich meine ſchönſten Jahre aufgeopfert, dem ich mehr gewährt habe, als eine Jungfrau thun ſollte! Wie gefliſſentlich Du mein einziges Wort zur Eiferſucht zu deuteln ſuchſt! Welches Gewicht Du auf die unbedeutende Sache legſt, um nur Gelegenheit an mir zu haben! O Wenzel, Dich kenne ich nur zu genau; in Deinem Herzen iſt mir keine Falte verborgen geblieben ſeit den ſechs Jahren, die Du mit mir umgegangen, in welchen Du mir unzählige Eide Deiner Liebe geſchworen und mich nur auf den Tod Deines Vaters vertröſtet haſt, um mich vor der Welt zu Deiner Gattin zu machen, die ich vor Gott ſchon lange war. Wenzel, ſag' es mit Worten, was doch deutlich genug in Deinem Geſichte ſteht; mein Anblick iſt Dir heute unerträglich. Sag', was hab' ich zu hoffen, zu erwarten?"

„Mein Vater lebt noch; noch kann ich mein Wort nicht löſen."

„Aber ich will nun Dein Weib, oder ganz verſtoßen ſein; länger ertrag' ich dieſe Ungewißheit nicht. Ich will ſelbſt zu Deinem Vater gehen; ich will ſelbſt hören, was er wider mich hat."

„Sei geſcheid, Elſe! Du, die Tochter eines Schuſters, ich der Sohn des reichen und vornehmen Stadt-Schultheißen! Das giebt mein Vater nimmermehr zu.“

„Wie Du mir nun wieder den Stand meines Vaters ſo hart vorrückſt! Er iſt ein Bürger der freien Reichsſtadt Nürnberg und mehr iſt eigentlich der Deinige doch auch nicht.“ — „Oho, mein Schätzchen! bald möchte ſich vielleicht ein gar großer Unterſchied zeigen. Es geſchehen wunderliche Dinge. Heute kann ich Wenzel Muffel und morgen einer der erſten Edelleute in Franken ſein!“ — „Ha! haſt Du ſolche Hoffnungen, mein Freund? Nun dann verzeih' ich Dir die Untreue an mir. Die edlen Herrn vom Stegreif waren Dir freilich immer lieber, als ehrliche Bürgersſöhne. Ich hätte mein Schickſal ahnen können; aber ich wollte nicht daran glauben, weil ich Dich liebte. Nun bin ich abgeſoldet. Du verachteſt des Schuſters Tochter, ſie bemitleidet in Dir den erbärmlichen Geſellen. Viel zu ſtolz, um mir Deine Liebe zu erbetteln, ſage ich Dir vielmehr, daß Du Dich nie erdreiſteſt, zu ſagen, Du habeſt eine vertraute Stunde bei mir zugebracht. Es wäre Dein Tod, Wicht.“ Mit einem würdevollen Stolze hatte ſie ihm das Letzte in die Ohren geraunt, und wie eine erzürnte Gottheit, drohenden Angeſichts, wandte ſie ſich zur Thüre des Hinterſtübchens, durch welche die Wirthin mit der Gräfin bereits eingetreten waren. Wenzel lehnte mit dem Arme auf ein Bierfaß und ſtarrte gedankenvoll in den fluthenden Regen hinaus; wüſte Träume zogen durch ſeinen Kopf und er ſchrak heftig zuſammen, als ein Schlag mit flacher Hand auf ſeine Schulter fiel und, als er ſich umdrehte, ihm Elſe ſtolz zurief:

„Die Gräfin Potuſchka wartet Euer, Herr Junker, und ich wünſch' Euch Glück zur neuen Eroberung!“ Damit ging ſie, des Regens ungeachtet, zur Thüre hinaus nach dem Stadtthore zu. Wenzel wollte ſie zurückhalten, doch war ſein Wille gelähmt; er rief ihren Namen, ſie hörte ihn nicht und ein Donnerſchlag antwortete ihm. Endlich war er entſchloſſen; er wollte ihr nach, wollte ihr Alles abbitten und in nächſter Woche Hochzeit machen: da faßte ihn der einäugige Mönch bei der Hand und ſagte: „Der Hätenbach und Stürzenbach machen ſich gewaltig luſtig über Euch; wollt Ihr ihnen nicht das Maul ſtopfen, Junker?“ — „Laß ſie, Martin; ſie ſollen mit uns nach Obern-Morsfeld reiten, und dort will ich ſie überzeugen. Mit ihnen zerfallen darf ich nicht, weil ich ihrer gar ſehr benöthigt bin; zu was ſollte es auch frommen?“ — Eben öffnete ſich die Stubenthüre wieder und der Zirkelſchmied trat trotzig heraus. „Es bleibt dabei, edler Herr,“ rief er noch hinter ſich, „ich erwart' Euch morgen. Gern würd' ich den Regen abwarten, um die Kleinigkeit abzuthun, ſäh' ich nicht dort Elſen Stengel, die Tochter meines Freundes, des Meiſter Stengel, davon eilen; es ſchickt ſich für mich, daß ich ihr Geſellſchaft leiſte.“ Im Vorübergehn warf er dem Junker Wenzel einen finſtern Blick zu, und trabte dann, die Schöne einzuholen. Wenzel fuhr mit der Hand über das Geſicht, als wolle er ſich alle Grillen abſtreichen und ſchlüpfte dann in das Hinterſtübchen, welches Frau Schlehen verlaſſen hatte, um für ihren hohen Gaſt einige Erfriſchungen zu beſorgen. „Ah, ſieh da!“ empfing ihn die Gräfin höchſt freundlich und mit dem Aufgebot all ihres Zaubers, „doch macht mich mit Eurem Namen bekannt, damit ich Euch nach Würden und Verdienſt begegnen kann." — In Wenzels Zügen ſpiegelte ſich einige Verlegenheit, doch antwortete er ſchnell: „Freilich hat mein Bruder, die fein angeputzte Puppe, das Glück, von Euch gekannt, ja vielleicht nicht ungern geſehen zu werden, während ich mich noch nicht erkühnte, mich Euren ſchönen Augen vorzuführen, weil ich, mehr auf ritterlich Thun und Handwerk bedacht, nicht in Scharwenzeleien geübt bin und nicht ein ſo glatt Geſicht habe, wie Junker Marquart."

„Wie? Ihr wärt Junker Wenzel Muffel, von deſſen ritterlichen Tugenden man mir ſchon ſo viel erzählte?" rief die Gräfin, ſich erſtaunt ſtellend, obgleich ſie lange ſchon durch Frau Schlehen wußte, wer der Fremde war.

„Ich bin's," verſetzte jener, „und wenn ich den Namen Muffel nächſtens mit einem beſſern und edleren vertauſche, ſo bleibe doch alle Hoffarth ferne von mir, obgleich mir beſagter Umſtand den Muth und das Recht geben möchte, mich fernerhin Euch zu nahen und Euch die Huldigung darzubringen, die ich für Euch empfinde." — „Wie ich Eure dunklen Worte verſtehen ſoll, edler Junker, weiß ich nicht; aber das weiß ich, wie mein Haus Euch zu jeder Zeit offen ſtand und ferner offen ſtehen wird. Laßt Euch dies wunderbare Zuſammentreffen hier eine Aufforderung ſein, mich ſtets recht oft mit Eurer Gegenwart zu erfreuen." — „Sie würde Euch erfreuen, erlauchte Gräfin?" fragte Wenzel mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Feuer leuchtete aus ſeinen auf ſie gehefteten Augen. „Und wenn ich erſt Eurer Geſellſchaft recht würdig, wenn ich als ein ebenbürtiger Edelmann vor Euch erſchiene? Wie dann?“ — „Ihr ſetzt mich in Erſtaunen! Nun dann um ſo angenehmer! Ihr wärt mir der Liebſte meiner Gäſte.“ — „Der Liebſte!“ rief Wenzel ſtürmiſch aus, faßte ihre Hand, riß ſie zu ſeinem Munde und drückte einen glühenden Kuß darauf. — „Werft die Maske von Euch! Ihr werdet meine Spannung doch nicht unbefriedigt laſſen?“ — „Noch darf ich nicht zu Euch reden, wie ich möchte, Gräfin; doch ſeid verſichert, daß Ihr die erſte ſein ſollt, die mein Glück ganz erfährt, der ich es zu Füßen lege.“ — In dem Augenblicke öffnete Frau Schlehen die Thüre und präſentirte der Gräfin im einzigen Glaſe, welches ihr Haus beſaß, mit Eiern abgequirlten Meth. — „Was iſt der guten Elſe Stengel aufgeſtoßen, Herr Junker?“ fragte ſie barſch. „Der Chriſtel ſagt, ſie ſei im Regen davon gelaufen, gleich einem tollen Hunde und habe bald getrieft wie eine gebadete Maus; und Ihr habt ſie gehen laſſen, Junker? O ich merke ſchon! Wer einen großen Sprung thun will, geht zuvor hinter ſich. Das iſt nicht fein von Euch! Sechs Jahre lang das arme Kind getröſtet und nun in den Sturm hinausgeſchickt! Wenn die Maus des Mehls ſatt iſt, ſchmeckt's ihr bitter und ſie wirft's in den Koth. O pfui über das Mannsvolk! Lieb macht Leid, Elend iſt der Abſchied.“ — Wenzel ſuchte mit Blikken und ſtummen Drohungen die Wirthin zum Schweigen zu bringen; vergebens! Auch ſeine Schmeicheleien von vorhin waren in den Wind geredet geweſen; er mußte ihr alſo zuvorkommen und ſagte: „Die Närrin! was bildet ſie ſich ein? Wenn ich zuweilen meinen Scherz mit der Bürgerdirne trieb, was berechtigt ſie zu ſolchen frechen Hoffnungen?" — „Ei Junker! höre mir Einer! Bürgerdirne?! Mancher meint, ſein Rauch ſei heller, als andrer Leute Feuer. Pfeift der Wind plötzlich aus dem Loche? Pfui über Euch! Mit dem Wort verändert ſich das Haus. Habt Ihr verſtanden?" Alſo eiferte Frau Schlehen entrüſtet und ſtemmte beide Arme in die Seite, „die Ehe habt Ihr der Jungfer Elſe Stengel gelobt und nun wollt Ihr auf die Hinterbeine treten? Schämet Euch! Freilich bei Euch iſt reden und halten zweierlei. Aber wenn der Wolf das Schaaf gefreſſen, läßt er auch die Haut fahren, in die er ſich gehüllt." — Wenzel war in der peinlichſten Verlegenheit. „Verzeiht, edle Gräfin," ſagte er, „ein kleines Abentheuer — dies unhöfliche Weib — Schreibt es dem Orte zu, wo Ihr Euch befindet." — „Ich habe nichts zu verzeihen," entgegnete dieſe verbindlich und da ihre Freundlichkeit auch um keinen Gran vermindert war, ſo richtete ſich Wenzels geſunkener Muth wieder auf. „Von Eurer Tändelei mit der Schuſtersdirne hatte ich ſchon einige Kenntniß und Euer Bruder zeigte ſie mir einmal, ſo daß ich ſie ſchon von Angeſicht kannte. Der Gegenſtand des zärtlichen Spiels macht Eurem Geſchmack Ehre." — „Wie?" rief Frau Schlehen, die den Sinn von Wenzels letzten Worten geſucht und gefunden hatte; „wie, Junker Wenzel? Ihr unterſteht Euch, mein ehrliches Haus zu beſchimpfen? Das duld' ich nicht! Das leid' ich nicht! Ich will Euch lehren, Ihr Grautjunker! Ihr Ritter vom Beſenſtiel! Ihr hoffärthiger Schellenkönig! Mein Haus beſchimpfen! das Haus einer braven Wittwe, wo Ihr Euren Lüſten ſo oft gefröhnt. Aber geht. Wenn ein Hund den Igel beißt, wird Ihm das Maul blutig. Wenn das mein Kopple wüßte, er drehte ſich im Grabe um. Jahr über gehen viel rechtſchaffene Leute und nur wenig Schurken ein und aus, und mit den Letztern wollen wir's kurz machen. Wer ſich nicht beſtauben will, der bleibe aus der Mühl. Ich werde Euch vom Chriſtel Euer Pferd vorführen laſſen und Ihr könnt die güldene Laus ferner mit Eurem Beſuche verſchonen; Ihr habt mir ohnedies ſo manchen ehrlichen Bürger vertrieben. Haben wir nicht Eier, ſo braten wir ſie nicht. Gott befohlen!" Wenzel hatte mehrmals vergebens verſucht, den Strom ihrer Rede zu unterbrechen; keifend watſchte ſie zur Thüre hinaus; ſcheltend über die Hausflur, um den ſchmucken Leibknecht aufzubieten, und bald ſtand ein Kreis der neugierigen Gäſte um ſie, denen ſie mit ſteigender Entrüſtung das neue Evangelium verkündete. Alles ſchimpfte und tobte auf den Junker. Der Stürzenbacher überſchrie aber die Bierbäſſe der ganzen Verſammlung, um bemerkbar zu machen, daß man dem Junker dergleichen zu Gute halten müſſe, weil's ihm im Kopfe ſpuke und er eben im Begriff ſei, ſich für den König von Jeruſalem oder Mohrenland zu halten. Mehr als dieſer ſchlechte Witz beſchwichtigten ein Paar Worte des Bruder Martin, Frau Schlehen heimlich in's Ohr geziſchelt, den Zorn derſelben und ſomit auch den eigennützigen Eifer der Gäſte. Das Pferd wurde nicht vorgeführt, vielmehr befahl die wohlbeleibte Schankwirthin, in deren Zügen ſich plötzlich ein unmäßiges Erſtaunen ausdrückte, mit heimlicher Wichtigthuerei dem lieben Chriſtel, ſogleich eine Flaſche vom beſten Wein ihres Kellers für den „ehrbaren Herrn Junker“ in das Hinterſtübchen zu tragen und ihren Reſpect zu vermelden. Der Edle von Stürzenbach hatte mit ſcharfem Auge die Veränderung bemerkt, welche des Mönchs Worte verurſacht hatten, und er beſchloß, der Sache auf die Spur zu kommen. „Martin,“ begann er zum Mönch gewendet, „ich glaube, Du giebſt Dich jetzt mit Schwarzkünſtlerei ab und willſt ein zweiter Doktor Fauſtus werden.“ — „Verſteh' mich nicht auf ſolche Experimente, auch nicht auf Euren Scherz,“ verſetzte der Mönch. — „Höre, als mir der Ellenreiter, der Holzſchuher, den Kopf von einander gehauen hatte, daß er aufſtand wie ein Ladenfenſter, — ich hatte gerade etwas zu viel Weingeiſt darin und die Hand war mir zu ſchwer, um meinen Degen geſchickt zu führen — da halfſt Du mir in ein Paar kurzen Wochen von dem Loche, ich wußte nicht, wie. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Auch ſagt man, Du habeſt den Taufſtein rein gefegt, den der König Wenzel bei ſeiner Taufe voll geſudelt. Wer weiß, wozu Dir der Dreck geholfen.“ — „Ihr bezahlt mir mit Eurem ſchlechten Spotte die Kurkoſten, die Ihr mir noch ſchuldig ſeid. Daß ich bei der Taufe unſers Kaiſers Majeſtät als Chorknab zugegen war, ſollte Eurem Gelbſchnabel allein ſchon Schweigen gegen mich auflegen.“ — „Nun nur nicht böſe, guter Freund. Kann man anders glauben, als daß Du den Junker Wenzel Muffel nebſt unſrer guten Frau

Schlehen verhext haſt? Dich hat's ein Paar Worte gekoſtet, und Jener faſelte von vielen Ahnen, Adel und hohem Stand, Du haſt dieſer wieder nur ein Paar Worte geſagt, und ihre artige Rede über den Junker, gerade im beſten Fluſſe, ſtockte und blieb aus wie Waſſer im Röhrenſtock; ſtatt des ſchmutzigen Waſſers ſprang aber gleich darauf ein reines ſüßes Weinchen hervor. Willſt Du nun nicht, daß wir Dich für einen Hexenmeiſter halten und verſchreien ſollen, ſo ſag' auch uns, was Du der Wirthin anvertraut." — „Ihr hättet gar nicht die Umſtände und Neckereien gegen mich gebraucht," ſagte Bruder Martin lächelnd, „um dieſes wichtige Geheimniß zu erfahren. Zwar kann ich's Euch hier zur Stelle nicht gleich berichten, dafür ladet Euch der Junker durch mich ein, ihn alſobald auf ſeine Burg zu begleiten. Bei einigen Kannen alten Frankenwein und einem ſchmackhaften Imbiß dieſen Abend habt Ihr heute noch Muße genug, etwas zu erfahren, was Euch in nicht geringeres Erſtaunen ſetzen wird, als St. Sebalds Wunderthaten." — Die beiden Edelleute machten lange Geſichter, ſahen ſich einander bedeutungsvoll an, und da eben Wenzel mit der Gräfin Potuſchka, deren Hand er zärtlich in der ſeinigen hielt, einherſtolzierte, ſo waren die beiden vorhin ſo ſpöttiſchen Ritter nicht die Letzten, welche ſich ehrerbietig vor ihm verneigten, nicht anders meinend, als irgend ein mächtiger Herzog, oder wohl noch etwas mehr, müſſe aus der Verpuppung hervorkriechen. Frau Schlehen machte einen Knix um den andern, ſprach von allergnädigſten Herrſchaften, höchſter Gunſt, von großem Irrthum, demüthiger Abbitte u. ſ. w., führteinige paſſende und mehrere unpaſſende Sprichwörter an, und es war augenſcheinlich, daß ſie nicht die Gräfin, ſondern den Junker meinte. Dieſer geruhte auch, ihr huldreichſt zu verſichern, wie er diesmal gar nicht anſtehen wolle, ihr die Unbedachtſamkeit ungeahnet hingehen zu laſſen, gab ihr jedoch die Warnung, ſich künftig beſſer vorzuſehen und zu bedenken, wen ſie vor ſich habe. Frau Schlehen ließ ſich herab, nach ſeinem Rockzipfel zu haſchen und ihn an ihre Lippen zu drücken, eine Auszeichnung, welche ſie, ſo lange ſie auch ſchon in der berüchtigten Bierſchenke ſchaltete und waltete, noch keinem ihrer Gäſte hatte angedeihen laſſen. Wenzel winkte zum Abſchied vornehm mit der Hand und rief nach der Gräfin Pferd; ſie erlaubte ihm, eh' er ſie in den Sattel hob, ihr Stirn und Augen zu küſſen, nickte ihm mit der ſüßeſten Freundlichkeit noch zu und ſprengte dann mit ihrem Reitknechte nach der Stadt. Der Himmel hatte den ſchwarzen Mantel wieder abgethan und ſtrahlte in ſeinem ſchönen hellblauen Rocke, in welchen der herannahende Abend ſchon einige Goldblumen zu ſticken begann. Des Junkers Reitknecht, welcher ſein Pferd im Kränich hatte abholen und dort das Gewitter abwarten müſſen, ſtellte ſich eben auch ein, und erhielt den Befehl, Alles zum Aufbruch zu beſorgen. Die neugierige Menge, welche zu des Junkers großem Wohlbehagen ihn umdrängte, wich ſcheu zurück, als er ſeine Schritte auf die ohnfern ſtehenden Ritter von Stürzenbach und von Hätenbach lenkte und ſie noch einmal ſelbſt zur Begleitung auf ſeine Burg einlud. Mit einer für den Zuſchauer, der ihr früheres Benehmen geſehen, höchſt lächerlichen Ehrerbietung nahmen ſie des Junkers Vorſchlag freudig an; denn ein Edelmann dieſer Art ritt zu jener Zeit gern eine anſehnliche Strecke um ein Mittags- oder Abendbrot, und dieſe beiden wären allein ſchon um des Trunks geritten, hätten ſie nicht auch das Eſſen und ein ſonderbares Geheimniß zu erwarten gehabt. Chriſtel führte geſchäftig ihre hochbeinigen Gäule herbei, man ſaß auf und trabte gemächlich davon; Wenzel in der Mitte, rechts der Hätenbach, links der Stürzenbach, hinterdrein der Mönch und Gerhard, der Reitknappe, auf einem Pferde. Bruder Martin ſaß hinter dem Sattel und hielt mit beiden Armen des Knechtes wohlgefütterten Bauch umſpannt. „Du ſcheinſt ſehr guter Dinge voll,“ bemerkte der Mönch dem trällernden Knechte. „Nun vielleicht hätt' ich's Urſach, Hochwürdiger,“ verſetzte der weinluſtige Gerhard, und der eben nicht beſonders ſchlaue Mönch merkte dem Knappen doch ab, daß irgend ein genoſſenes Glück ſein Herz zur Mittheilung anrege und er begann, an ihm zu locken. „Laß hören, was Dir Schönes widerfahren iſt, damit ich Deines Glücks mich freue.“ — „Es giebt allerhand Dinge,“ lachte der Knecht, „die ſich nicht zur Mittheilung ſchicken; auch würdet Ihr Euch nicht mit mir freuen, ſondern mich vielmehr beneiden, wollt' ich Euch entdecken, in welchem Roſengärtlein ich jetzo gewandelt.“ — „Nun das heißt wohl mit kurzen Worten nichts anders, als: Du haſt der Minne bei einer Schönen gepflegt?“ — „I nun, Euch ſteht das Rathen frei,“ lächelte Gerhard ſeelenvergnügt. — „Und kommſt aus dem Kranich, wo Du Deines Herrn Pferd abgeholt“? — Der Knecht lachte unmäßig. — „Und die Ritterfrau ergötzte Deine Kehle mit einem oder zwei Maaß, nicht wahr?“ — „Man darf doch Gottes Gabe nicht verachten,“ ſchmunzelte Gerhard. „Und Du warſt dafür nicht undankbar, nicht ungefällig? Die höchſte Gunſt einer ſolchen ſchönen Frau darf man noch weniger verachten, als Gottes Gabe. Nicht wahr, Gerhard?“ — „Ei nun, Knechteslieb mag auch nicht auf dem Strohſack liegen, will ſich gern auch auf dem weichen Federſack pflegen. Aber ich bitt' Euch um aller Heiligen willen, Hochwürdiger, verrathet mich nicht!“ — „Ei, ſei kein Kind, was Du in den Schooß der Kirche niederlegſt, ruht wie im Grabe. Man ſoll die Eier nicht wannen, ſondern ſpeiſen, wie ſie das Huhn gelegt. Sie hat Dich wiederbeſtellt?“ — „Morgen und ſo oft ſie zur Stadt fährt und ich kann abkommen.“ — „Du thuſt ſehr recht daran, Dich mir anzuvertrauen, denn ich kann Dir viel zum Genuſſe Deines Glückes verhelfen und gebe Dir Dispens, ſo oft's nöthig iſt. Dafür ſei aber auch nicht undankbar gegen mich und mir flink zur Hand, wenn ich einmal Deiner Hülfe benöthigt bin.“ — „Verlaßt Euch auf mich! Gerhard Dreißel weiß erkenntlich zu ſein.“ — Das vertrauliche Geſprächſel wurde durch ſtarkes Pferdegetrab unterbrochen, welches hinter den im Schneckenzug ſich fortbewegenden Doppelreitern gehört wurde. Im Augenblicke darauf galoppirte ein ſtattlicher, reichgeſchmückter Ritter, von zwei Knappen gefolgt, heran, in welchem der Mönch und der Knecht ſogleich den Burggrafen Johannes, älteſten Sohn des regierenden Burggrafen Friedrich von Nürnberg erkannten. „Reitet dort vorne nicht der Junker Wenzel Muffel von Obern-Morsfeld?" rief ihnen der Graf zu, und auf die bejahende Antwort ſetzte er ſeinem Renner von neuem die Sporen ein und ſauſte davon. Auch Bruder Martin trieb den vergnügten Knecht zur Eile an, da ihre Unterhaltung ſie merklich zurückgehalten, und der Mönch neugierig war, was des Burggrafen Haſt zu bedeuten habe. Das fremde Weſen zwiſchen den beiden Edlen und Junker Wenzel war allmählig gewichen und ſie koſeten zuſammen von mancherlei Dingen, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehören, als ſich der Burggraf hinter ihnen bemerklich machte. Er war ein Mann in den ſchönſten Jahren, der Liebling ſeines Vaters und Schwager des Königs Wenzel, dabei aber ein großer Anhänger der Fürſten und abgeſagter Feind der Städte, ſo daß ſelten eine Woche ohne kleine Händel und Zwiſtigkeiten mit dem Magiſtrat, den Patriziern und der Bürgerſchaft der Stadt Nürnberg verging. Zu offenen Feindſeligkeiten ließ es der alte Burggraf Friedrich nie kommen. Vater und Söhne waren klug genug, dem Schultheißen, den einzelnen Schöppen, dem reichen, in der Stadt wohnenden und ihr meiſt ergebenen Adel, ſo wie den luxuriöſen Kaufherrn, ſtets artig in's Geſicht zu thun, aber man wußte nur zu gut, daß es die Burggrafen mit den Fürſten und dem bei dieſem intereſſirten Adel hielten und die ſtädtiſchen Freiheiten und das Emporſtreben des Bürgerſtandes auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchten. Früher hatte man in Franken und vorzüglich in der Umgegend Nürnbergs wenig von Raubrittern gewußt, ſeit aber die immer reicher und mächtiger gewordenen Städte ſich in ſtarke Bündniſſe vereinten und viele vom Adel dadurch eine Gerechtſame um die andre verloren und verarmten, wurden fahrende Handelsleute, reiche Bürger, Juden u. dgl. immer häufiger auf der Straße überfallen und ausgeplündert. Die Erſcheinung des Burggrafen war daher den Edeln von Stürzenbach und Hätenbach nichts weniger als unangenehm und Wenzel fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, als der vornehme Mann an ihn zuerſt das Wort richtete, und ſich nach dem Befinden ſeines Vaters angelegentlichſt erkundigte. Nach erhaltener befriedigender Antwort, fuhr er fort: „Die friſche Luft, welche nach dem heilſamen Donnerwetter aus allen Ecken und Enden ſtreift, lockte mich heraus ins Freie, wie die halbe Stadt; denn es ſtrömt auf allen Gaſſen und Wegen von Leuten, die ſich wie Hamſter in die Erde verkrochen hatten. Die Gräfin Potuſchka begegnete mir und ihr ſchöner Mund war Eures Lobes voll, Junker; da fiel mir ein, wie ich Euch ohnedies etwas zu ſagen habe und gern ein halbes Stündchen mit Euch reiten wollte." — „Ihr ſchenkt mir viel Ehre, die ich zu erkennen weiß, Herr Graf, und was iſt's, was Ihr mir anzuſagen habt?" — „Künftigen Donnerſtag gebe ich meinen Freunden ein Bankett; und da ich hoffen kann, Euch dazu rechnen zu dürfen, ſo nehmt die Einladung von mir an. Auch dieſe beiden edlen Ritter werden dieſelbe nicht ausſchlagen. — Und Euer Vater befindet ſich auf dem Wege der Beſſerung?" — „Als ich ihn vor guten zwei Stunden mit meiner Schweſter Babet verließ, ſchien's leidlich." — „Eure Schweſter in der Stadt? Mit ihrem Gemahl?" —

„Nein!" — „Der Abend fällt doch mit Macht ein. Nun Ihr kommt doch, Ihr Herren? Gott befohlen!" Er ſchwenkte, ſeinen eben erſt ausgeſprochnen Vorſatz ſchnell verändernd, das leichtfüßige Thier und war bald hinter den geſchmeichelten Reitern in der Dämmerung verſchwunden. „Ein vortrefflicher Herr, der Burggraf Johannes!" brach der von Hätenbach das Schweigen. „Schade darum; er iſt mit des Kaiſers Schweſter nicht glücklich verheirathet!" — „Was macht ſich ein Burggraf von Nürnberg daraus?" erwiederte der von Stürzenbach. „Glaubt nur, er weiß ſich zu entſchädigen und kommt in der Welt nicht zu kurz. Aber ich kann mich nicht genug wundern! Wir auf die Burg zu einem Bankett geladen! Und von ihm ſelbſt geladen! Wenn er uns aus guten Gründen ſonſt auch gerade nicht abgeneigt war, ſo durfte er ſich's vor den Fürſten doch nicht merken laſſen, auch ließ ſein allbekannter Stolz doch nun und nimmermehr zu, daß er mit uns aus einer Kanne gezecht. Und nun zählt er uns zu ſeinen Freunden, und ladet uns ſelbſt ein!" — „Wenn Du nicht einſiehſt, daß wir dies unſerm ehrenwerthen Junker zuzuſchreiben haben, ſo ſiehſt Du überhaupt gar nichts ein. Hörteſt Du nicht, wie er ihn zuerſt anredete, wie er ihn eigentlich nur einlud? Junker Wenzel! ſagt, wen wir eigentlich in Euch vor uns haben, damit wir Euch die gebührende Ehre erweiſen können, gleichwie ſie der Burggraf Euch erwies. Foltert uns nicht länger mit dieſer Ungewißheit!" — „Nun ſo kitzelt Euren Mähren die faulen Bäuche etwas und ſagt ihnen ins Ohr, daß auf meinem alten Neſte goldner Hafer in der Krippe ihrer wartet!“ rief Wenzel luſtig, und durch die Dämmerung hin ſtrichen die vier Gäule aus, daß der Mönch Zeter und Weh ob der argen Stöße ſchrie, die ſeinem geiſtlichen Leibe eine ſehr ungewohnte und harte Koſt waren.

Die duftigſte Sommernacht goß ihre matt von Sternen erhellten Luftwellen über die getränkte Erde; wie eine aus dem Bade hervorgegangene weißlockige Lämmerheerde zogen die Geſtirne herauf und ſandten den erquickten Blumen leuchtende Schweſtergrüße herab. Wie ein verlaſſener Greis ragte der Wartthurm des Bergſchloſſes Obern-Morsfeld einſam in die dünne Nacht; ein lauter Ruf von außen und die Zugbrücke ſenkte ſich langſam und knarrend nieder und die Reiter ließen ſich vollends in das unregelmäßige Dreieck des nicht ſehr geräumigen Hofes tragen. Man ſaß ab, Fackeln erſchienen, und die Geſellſchaft verſchwand, bis auf den glückſeligen Gerhard Dreiſſel, über die ſteile Wendeltreppe des thurmähnlichen Treppengehäuſes. In dem Gehöfe ſah es nicht nett und freundlich aus. Der ſonſt wohlgepflaſterte Raum war mit der Zeit ſehr uneben geworden; Hügel von Koth und Schmutz waren mit Gras überwachſen und nur die Richtung vom Thor nach dem Pferdeſtall und der Treppe, und von dieſer zu jenem war durch eine deutliche Wegeſpur bezeichnet. In den Ecken lag Brennholz unordentlich aufgeſchichtet, ein alter Leiterkarren ſtand an der Seite und hie und da lagen zerbrochene, halb vermoderte Geräthſchaften und ſonſtige Dinge, deren Beſtimmung man nicht würde errathen haben, ſelbſt wenn man ſich die unnütze Mühe gegeben hätte, dieſelben näher zu betrachten.

Die alten Gebäude der Burg ſelbſt beſtanden aus zwei Flügeln, die in ihrer Vereinigung, wo der Wartthurm ſich befand, einen ſcharfen Winkel bildeten. Die dritte und kleinſte Seite des Dreiecks machte eine nicht hohe und ſehr ſchlecht gehaltene Mauer aus, in deren Mittelpunkt ſich das Thor befand. Die breiten Steinplatten, welche noch ſehr einzeln darauf lagen, bezeugten, daß in früherer Zeit alles gut bedeckt und gefügt geweſen war, aber die mächtige Tyrannin hatte die Steine in das Thal hinabgeſtürzt und dafür üppig grünendes Geſträuch darauf gepflanzt. Der untere Theil des linken Flügels beſtand aus Ställen, der obere aus verödeten Gemächern, durch deren zerſchlagene Fenſter der Wind täglich und nächtlich ſeine ſchauerlichen Lieder pfiff. Im rechten Flügel befand ſich unten die Küche, die Vorrathskammern und die Stube für die Dienerſchaft, am Ende des Flügels an der Mauer die ganz verödete Kapelle mit dem Begräbniß; oben waren drei nothdürftig erhaltene Zimmer und ein Ritterſaal. In einem dieſer Gemächer finden wir die Gäſte und den künftigen Herrn der Burg, obgleich er ſie auch ſchon bei ſeines Vaters Leben für ſein unbeſtreitbares Eigenthum auszugeben gewohnt war. Der reiche Schultheiß hatte ſie für ein Weniges an ſich gekauft, als die Familie von Morsfeld ausgeſtorben war und eine Seitenlinie das ihr unnütze Gebäude mit Wald, Wieſen und Aeckern gern veräußerte. Zweihundert Jahre früher, als das Ritterthum in ſeiner ſchönſten Blüthe geſtanden, war es eine kleine, aber ſtattliche Burg geweſen, nun predigte ſie nur, daß jene Zeit der Kraft ſchon zu weichen begonnen habe.

Eine ſchwere eiſerne Lampe hing an einer Kette in der Mitte des Zimmers auf die alte eichene Tafel herab, welche nicht lange mehr in ihren Fugen halten zu wollen drohete. Um dieſe herum ſaßen Wirth und Gäſte; der Edle von Hätenbach vor den reichlichen Ueberbleibſeln eines Rehbratens, bemüht, dieſelben bis auf die Knochen aus dem Angeſicht der Menſchen zu vertilgen. Der Junker von Stürzenbach begnügte ſich mit einem Stücke Schwartenwurſt. Beide präparirten ſich durch dieſe Uebung ihrer Kinnbacken erſt auf das Gericht, mit deſſen Bereitung die alte häßliche und taube Magd Crescenz eben in der Küche beſchäftigt war. Zwiſchen beiden ſtand eine kupferne Kanne und daneben ein mächtiger Birkenmaier, ein aus weißglänzender Birkenrinde und Holz gefertigter Becher, aus dem es wie aus dem beſten Silber ſchmeckte. Vor dem Mönch aber lagen die pergamentenen Eingeweide der alten Blechkapſel; Dokumente waren ausgebreitet; große Siegeldoſen aufgeſchraubt, und die ritterlichen Figuren im rothen ſpaniſchen Wachs leuchteten ſo wie die großen ausgemalten und vergoldeten Unzialbuchſtaben dem neugierigen Auge entgegen. Zur Rechten und zur Linken des frommen Bruders ſtanden zwei mit vielen Kimmen verſehene, ſchwarzgebrannte Leuchtſtecken, an welcher jedem ein helllodernder Kiehnſpan befeſtigt war; aber trotz dieſer nicht geſparten Erleuchtungsmittel ſchien der Mönch große Noth mit der Entzifferung der ſchön und deutlich geſchriebenen Worte zu haben, wenigſtens zeugten ſein ſtarrer, mit ſehr langſam auf dem Blatte weiter rückender Blick und die großen Schweißtropfen auf ſeiner glänzenden Stirne nicht von ſpielender Arbeit, die ihm jedoch auch durch den Verluſt ſeines linken Auges ſehr erſchwert war. Junker Wenzels beide geſunde Augen hingen mit der äußerſten Geſpanntheit an des Mönchs Mund, welcher je zuweilen ein halb vernehmliches Wort ausließ, doch manchmal übermannte den Junker die Ungeduld, und er ſtarrte fluchend auf das Pergament, als könne er dem Bruder Martin helfen und verſtehe ſelbſt etwas von der ſchwierigen Kunſt des Leſens, obgleich er arabiſche Schrift nicht von der deutſchen zu unterſcheiden vermochte. Kein Laut wurde weiter in dem düſteren Gemach gehört, als das Schnalzen der Zecher und das Schurfen des hölzernen Seſſels, auf welchem Wenzel Platz genommen und den er ungeduldig einigemale zurückſtieß. Dieſe allen Theilen unangenehme Stille wurde durch die mit dem dampfenden Fleiſchtopfe eintretende Creſcenz unterbrochen. Den durch die Naſe erregten Appetit ließ ſich keiner wieder durch die Augen verderben, obgleich die Köchin Creſcenz geeignet war, durch ihren Anblick dem vom kräftigen Duft bewirkten Kitzel ein ſtarkes Remedium entgegen zu ſetzen. Bruder Martin ſeufzte tief auf, trocknete ſich mit ſeiner abgeſchabten Kutte den Schweiß von der Stirne und that einen langen Zug aus dem weißleuchtenden Holzbecher, deſſen unterſten Boden er mit größerem Vergnügen und geübterem Kennerauge zu betrachten ſchien, als das vertrakte Geſchreibſel in den Pergamentrollen. Die beiden Edlen langten ſich mit gierigen Händen vermöge des hölzernen Löffels ſtarke Portionen unter lauten Lobſprüchen über die vortreffliche Kochkunſt der Jungfer Creſcenz auf ihre irdenen Teller; der Junker Wenzel aber ſtieß den Mönch unſanft an, und fragte: „Nun, Bruder Martin, was haſt Du bis jetzt heraus gebracht?“ — Der Mönch verſicherte ſich zuvor ſeines Theils am Mahle und berichtete dann langſam und mit vielen Pauſen, in welchen ſein Mund beſſere und angenehmere Geſchäfte verrichtete, als den Inhalt alter Briefe zu referiren, was ſein unermüdeter Scharfſinn aus drei der am andern Ende der Tafel noch ausgebreitet liegenden Pergamenten entziffert hatte. Während dieſer Erzählung blickte der Junker je zuweilen nach den altergelben Rollen wie auf einen verzauberten Schatz hin, und empfand vor dem einäugigen Mönch eine Art heiliger Scheu, da dieſer ja allein im Stande war, die dort eingebannten Geiſter zu löſen. „Ein Leu gebiert keinen Haſen, hochedler Herr,“ begann der Mönch pathetiſch, „und deshalb iſt's nicht zu verwundern, daß Euer Geſchlecht eines der edelſten und älteſten im Lande iſt. Der Stamm deſſelben läuft bis in die Zeiten der fränkiſchen Majordomen hinauf, denn dort liegt ein Brief von Pipin von Heriſtall, worin Er Euern Ahn, den Ritter Hans von Happerswyl, mit einigen Höfen und Waldungen für treu geleiſtete Dienſte belehnt. Hundert Jahre ſpäter fällt die zweite Beſtallung; ſie iſt von Carolus Magnus ſelbſt und nennt Euer Geſchlecht ein fein adliches. Der dritte Brief iſt noch keine hundert Jahre alt und vom Kaiſer Albrecht von Oeſtreich. Er belehnt einen Dagobert von Happerswyl mit drei anſehnlichen Burgen in Tyrof, und dieſer Dagobert iſt wahrſcheinlich Euer Großvater geweſen. Der Kaiſer nennt ihn einen der mächtigſten und angeſehenſten Ritter, den er vor allen liebe und hochſchätze. Die Aechtheit und das hohe Alter Eures Adels von väterlicher Seite iſt demnach klar und erwieſen, wie das unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes. Wenn Eure Mutter nur nicht Barbara Köhlerin geheißen hätte." — Des Junkers freudeſtrahlendes Geſicht verfinſterte ſich plötzlich. „Wart', Baalspfaffe, mußt Du mir die ſüße Suppe gleich verſalzen! Aber wahr iſt's, mein Vater war ein Schelm! mein ärgſter Feind! O ich möchte ihm — —!" — „Stille!" ſagte der Stürzenbach, „dem iſt abzuhelfen. Laß Dich's einhundert dicke Tonnen nicht dauern und der Probſt in Heilsbronn macht Dir Dokumente trotz dieſen und es iſt ihm demnach ein Leichtes, Deiner Mutter Vater, den ehrlichen Schöppen Sebaſtian Köhler, zum Sohne des beſten Edelmanns zu befördern." — „Ein guter Gedanke! Ein ſchöner Einfall!" riefen Wenzel und der von Hätenbach zugleich und auf glückliches Vollenden ging der Becher herum.

Nach aufgehobener Tafel trieb der begierige Junker den Mönch von neuem zur Arbeit, der gern beim Becher und im kurzweiligen Geſprächſel ſitzen geblieben wäre und das läſtige Geſchäft auf den folgenden Tag verſchoben hätte, da ohnedies die Mitternachtsſtunde nicht mehr fern war; aber durch Bitten, Drohungen und Verſprechungen des Junkers wurde er doch endlich vermocht, ſein einziges Auge noch einmal wider alle Gewohnheit alſo anzuſtrengen. Die adlichen Herren, in deren Bunde nun eigentlich Wenzel erſt in Wahrheit der Dritte war, legten ihrer Zunge ferner keine Feſſel mehr an und erzählten ſich von ihren Heldenthaten, die ſie aus dem Hinterhalte hervor an fahrenden Handelsleuten ausgeübt hatten. Es that dem Junker Wenzel wohl, nun des vollſten Vertrauens dieſer Ehrenmänner ganz würdig zu ſein, und Gerhard ſchleppte, zur ritterlichen Verherrlichung dieſes glücklichen Ereigniſſes, eine Kanne voll Wein nach der andern herbei. Bruder Martin ſetzte endlich durch ſeine Erklärung, daß er fertig ſei, der rückhaltloſen Unterhaltung ein Ziel; denn wie ein hungriger Geier auf ſeine Beute ſtürzte der Junker auf den Mönch, nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und liebkoſete ihm das aufgeblaſene, bärtige Geſicht. Der Ordensbruder hatte durch ſcharfſinnige-Combinations- und Divinationsgabe herausgebracht, daß bis auf die Zeit, wo Niklas von Happerswyl, derſelbe, welcher ſich ſpäter Niklas Muſſel nannte, und deſſen älterer Bruder ihre Schweſter Kunigunde mit einem böhmiſchen Grafen Cresda verheiratheten, ihre Familie im größten Anſehen geſtanden. Hier fand ſich eine große Lücke in den Papieren, und von einer weit ſpäteren Hand lagen noch zwei Dokumente bei, in deren erſtem erzählt wurde, der älteſte Bruder, Diether von Happerswyl, habe ſeine Braut auf Untreue mit dem Herzog von Oeſtreich ertappt und ſie erſtochen, den Herzog aber ſchwer verwundet. Dieſes Verbrechen habe ihn zu einem noch böſeren Schritte verleitet, worauf der Herzog als Lehnsherr alle Güter, die der Mörder als älteſter Sohn des Hauſes beſeſſen, eingezogen und ſeinen Namen beſchimpft habe. Auf dies Verfahren ſei der jüngſte

Bruder, Niklas, außer Land gegangen. Das zweite Dokument enthielt die Angaben über die Geburt und Erziehung des italieniſchen Sprößlings des Herrn Niklas Muffel. Die zweite Gemahlin des Schultheißen hatte darin den Namen: Iſabella von Tarquini; die Beweiſe der Gültigkeit ihrer Ehe waren in Beilagen dargethan. Der Sohn hatte bis jetzt den Namen ſeiner Mutter geführt, und hieß Henrico von Tarquini, ſtudirte jetzt in Prag von des Vaters Mitteln und ſollte nach vollendeten Studien als ein gelehrter Juriſt in Nürnberg unter ſeinem väterlichen Namen, Heinrich Muffel, auftreten.

„Hat der Herzog von Oeſtreich meinen Namen beſchimpft, ſo geſchah das vor faſt funfzig Jahren und in Tyrol; über ihn iſt Gras gewachſen, wie über die ganze vermaledeiete Geſchichte, es mag nun geweſen ſein, was will,“ tröſtete ſich Wenzel. „Daher kommt alſo der Haß meines Vaters gegen das Haus Oeſtreich. Nun das hat nichts auf ſich! Der jetzige Herzog iſt ein blutjunger Menſch, der wird den Schimpf wieder von dem Namen nehmen, wenn's anders nöthig iſt. Hab' ich doch auch ſchon manches Mannes Namen beſchimpft, und er hat ihn deshalb nicht gleich abgelegt. Jetzt weiß Niemand was mehr davon.“ — „Und was hat denn das Wort eines Herzogs viel Größeres auf ſich, als unſeres?“ fiel der Stürzenbacher ein.“ „Komm“ wir wollen von Deinem altadlichen, köſtlichen Namen den längſt ſchon verblichenen Schimpf vollends mit Wein abwiſchen!“ brüllte Hätenbach, und der Becher kreiſte. „Morgen ſchon erklärſt Du Deinen Adel öffentlich!“ — „Ja der

Burggraf muß die alten Briefe ſehen," bemerkte der Mönch, „und ihren Inhalt dem ganzen fränkiſchen Adel mittheilen, damit Ihr überall anerkannt werdet." — „Und das ſoll auf dem großen Bankett geſchehen!" jubelte Wenzel. „Dann Fluch und Tod allen Stadtratzen!" ſetzte der Hätenbach hinzu, und die drei edlen Freunde ſtürzten ſich an die Bruſt, und verſchlangen ihre Arme, der Wein aber gurgelte aus ihnen einen Schwur ewiger Freundſchaft heraus. Der Mönch erhielt die Erlaubniß, auf ſeinem Lager von den Mühen des Abends auszuraſten. Kaum hatte er das Geſellſchaftszimmer verlaſſen, als ſich der neue Junker von Happerswyl geheimnißvoll flüſternd wieder zu ſeinen Vertrauten wandte. „Ihr habt doch von dem Bankert da vernommen, den mein Vater in Italien ſitzen ließ?" — „Nun ja dein transalpiniſcher Bruder, der gelehrte Student in Prag?" — „Des Teufels Bruder, aber nicht meiner!" knirſchte Wenzel. „Eine ſolche Sündengeburt will mir mein Erbtheil ſchmälern oder mich gar drum bringen? Denn wer weiß, was geſchieht, wenn der Bücherwurm herkommt; und der Alte hat ſeinen Narren an ihm gefreſſen, ich könnte ja von der wohlbeſetzten fetten Tafel aufſtehen und mir das Maul wiſchen. Ja Proſit, Herr Italiener! Nimmermehr! Nicht ein viereckiger Heller ſoll dem Burſchen in der Taſche klingen!" — „Daran thuſt Du wohl! Du wirſt Deines Vaters Kitzel nicht bezahlen ſollen," erwiederte der Hätenbach. „Aber wie willſt Du's anfangen, den Rechtsverdreher zum Schweigen zu bringen? Er wird Dir's Schwarz auf Weiß darthun, daß die fetteſten Biſſen ſein ſind." —

„Eben dazu ſollt Ihr mir behülflich ſein, werthe Freunde. Ihr ſollt ihn mir vom Halſe ſchaffen und ich werde mich nicht unerkenntlich gegen ſolchen Freundſchaftsdienſt zeigen.“ — „Laß hören! Wir ſind gerne gefällig.“ — „Nun was weiter? Ihr reiſt auf meine Koſten nach Prag und ſucht an das milchſchnautzige Wichtlein zu kommen, fangt Händel mit ihm an, brecht's vom Zaun, was thut's? und wenn er toll wie alle Italiener, vom Leder zieht, ſo ſtoßt ihm den Degen durch den Leib und ſcheert Euch Eurer Wege. Die Sache iſt kurz und gut abgemacht.“ — „Wenn man uns aber beim Kragen nähme? In des Kaiſers Reſidenz mir nichts Dir nichts Händel anfangen und einen zur Leiche machen, iſt doch gerade keine Kleinigkeit. Die Studenten haben viele Rechte,“ wandte der Junker von Stürzenbach ein; doch der Edle von Hätenbach fuhr ihn an: „Fürchteſt Du Dich vor den Bücherrittern? Wär's etwa der Erſte, dem Dein Käſemeſſer die Gurgel abgeſchnitten, wenn auch gerade nicht im Zweikampf, aber doch unverſehens? Willſt Du nicht mit vom Strauße ſein, ſo nehm' ich das Bürſchchen allein auf mich. Doch bedarf ich auch weder Deiner Begleitung nach Prag, noch Deiner Theilnahme am Ehrenſold unſeres Freundes.“ — „Ich werde mitgehen und mit handeln!“ rief der Stürzenbacher aufgebracht aus, „und den will ich ſehen, der mir das Eine und das Andere verwehrt!“ — „Eurer Beider Arme bedarf ich, und Ihr ſollt darüber nicht in Streit gerathen!“ rief Wenzel. „Mich entzückt Eure freundſchaftliche Bereitwilligkeit und Euer glühender Eifer, mir zu dienen. Ein Beutel mit hundert Roſenobeln enthält Euer Reiſegeld. Kehrt Ihr nach glücklich vollendeter That wieder heim, ſteht ein zweiter von ſelbem Gehalt zu Eurem Befehl.“ — „Tags nach dem Bankett beim Burggrafen reiten wir!“ ſagte der Stürzenbacher vergnügt. „Doch ſchwört mir bei Ritterehre Verſchwiegenheit!“ — „Wir ſchwören!“ riefen die trunkenen Geſellen und legten ihre roſtigen Klingen auf Wenzels Stoßdegen. Die Lampe, des Oels ermangelnd, war eben verlöſcht und die Kienſpähne bis auf den letzten Stummel abgebrannt. Die Finſterniß umfing mit düſterem Schleier ihre Söhne und die ſcheuſelige Geburt ihrer Verworfenheit.

Drittes Kapitel.

Der Gott, dem Du dienſt, iſt kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt Du des Herzens wildem Trieb allein.

Schiller, im Wallenſtein.

Racheſinnend hatte der Pater Hilarius den Aegidienhof verlaſſen. Sein Weg führte ihn gerade nach dem am Burgberge gelegenen Predigerkloſter. Sigbert, ein verſchmitzter Laienbruder, empfing ihn vertraulich in ſeiner Zelle. Bald wußte der Freund, was vorgefallen war und den Leutprieſter ſo ſehr aufgebracht hatte. „Mir ſolchen Schimpf angethan zu haben,“ ſchloß dieſer ſeinen Bericht, „ſoll dies übermüthige Weib mehrmals gereuen, als ihr Haare auf dem Haupte gewachſen ſind. Und auch den aufgeblaſenen Buben will ich züchtigen, ſo wahr ich den Hirtenſtab führe! Vor allen Dingen alſo muß dieſer Italiener ſchnell nach Nürnberg. Ich traue der Geſundheit des Alten keine Woche Leben zu; er ſtürbe und die Sache machte mehr Schwierigkeiten, als ſich vermuthen laſſen; meine Rache würde in die Länge gezogen und verlöre an Friſche und Lebendigkeit. Gerad aufs Herz den Bolzen; da ſchmerzt's am ärgſten. Sigbert, Du mußt fort nach Prag!" — „Aber ſeht Ihr nicht, wie der liebe Herr Gott Feuer und Flammen ausſpeit? Ich ſoll wohl umkommen in dem Wetter?" — „Nun Du warteſt bis morgen, da wird's vorüber ſein." — „Ihr müßt mir wenigſtens des Burggrafen Bankett erſt abzuwarten geſtatten." — „Um des Bauches willen ginge vielleicht Alles verloren." — „O es iſt nicht allein um des Bauches willen. Ich vermag dort für Eure Zwecke köſtlich zu arbeiten. Alles, was ich Euch über die Freiin von Milm mittheilte, kommt von des Burggrafen luſtigem Rath. Der Schalksnarr hat's gern mit mir zu ſchaffen, und wir treiben, wenn der alte Burggraf von dannen zieht, viel loſes Geſpreis zuſammen. So klug der Haſenfuß nun auch auf der einen Seite iſt, ſo dumm iſt er auf der anderen, und hat mir alle ſeine Geheimniſſe anvertraut. Von ihm weiß ich allein, wie groß das ſtattliche Geweih iſt, welches der gute Ritter Hans von Milm auf ſeiner von graulichen Lokken ſpärlich umwallten Stirne trägt, und wie oft der ſchmucke Burggraf Johannes bemüht iſt, daſſelbe noch mehr zu befeſtigen, oder um einige Enden zu vergrößern. Glaubt

Ihr nicht, Freund, daß ich zu Eurem Nutzen und Frommen noch weit mehr von dem albernen Pickelhäring erfahren kann? Die Gürtelmagd der Frau Babet, eine Wittwe, noch in ihren beſten Jahren, läßt ſich gern von ihm allerlei Späschen vormachen und Ihr wißt ja, Wittwen ſind immer zu Späßen aufgelegt und erkenntlich für die Gefälligkeit. Von ihr erfährt Butterknötele, wie oft und wann ſein Herr im Kranich zuſpricht. Von Junker Butterknötele erfahr' ich's und Ihr von mir, doch muß ich den alten Burſchen erſt treuherziger machen, und ſo kann ich Euch fürwahr hier mehr nützen, als in Prag; iſt das Bankett aber erſt vorüber, ſo will ich auch ſchon die Spazierhölzer in Bewegung ſetzen, um zu ſehen, ob ich dort ſo gut für Euch ſchaffen kann, als hier.“ — „Du biſt weitſichtiger als ich,“ bemerkte Pater Hilarius ſehr zufrieden. „Der Plan iſt gut angelegt, laß mich ihn noch weiter ausdehnen. Du ſpielſt mir den luſtigen Rath des Burggrafen in die Hände. Ich will den klugen Mann ſchon überliſten, daß er um ſeiner Seelen Heil mir die Buhlerei gern verräth. Und dann, ziſchende Schlange, den erſten Tritt auf Deinen Kopf! Du aber bringſt mir den Prager Studenten mit, das ſei der zweite, und den dritten und mächtigſten, welcher dem Giftbankert den Schädel zerſchellen muß, wird die Zeit auch heranreifen laſſen. Gegen den nichtswürdigen Wenzel aber hetz' ich die ganze Bürgerſchaft auf und es muß dahin kommen, daß er die Stadt nicht betreten darf. Der eitle Geſelle will gern den Edelmann ſpielen und hängt ſich allem adlichen Lumpengeſindel in der Gegend an den Hals. Ich ſah's ihm

Leute an, wie er innerlich über ſeines Vaters Geburt jubelte, aber gerade an dieſem fetten Biſſen ſollſt Du erſticken. Erſt muß ich die Bande, welche ihn noch an die Stadt und Bürgerſchaft binden, trennen; dann die Patrizier an ihn ſchicken, die ſich wacker gegen alle ausgehungerten Ritter in Franken verbinden und täglich berathen, wie dem immer mehr einreißenden Unfug des Raubens, Stehlens und Mordens auf offener Straße Einhalt zu thun sei; ja ſein eigener Vater ſoll, fährt er nicht zur Grube, gegen ihn ſtehn. Kennſt Du den Schuſter Stengel?„ — „Ich werde ja! Er wohnt am alten Milchmarkt, hat einen Brauhof und ſonſt ein anſehnliches Vermögen, Äcker, Wieſen und Gartenland. Man ſagt, eine Gemahlin Caroli Quarti habe ihn einmal ſo reichlich beſchenkt; doch hat nie etwas Gewiſſes darüber verlautet." — „Nun ja, den mein' ich; er hat mehrere Kinder; eine Tochter heißt Elſe;" — „O die ſchlanke ſtarke Elſe! Sieht aus wie ein tüchtiger Rittersmann, könnt' alle Tage einen Panzer anſchnallen und einen Helm aufſetzen, die Gleve zur Hand nehmen und zum Ringelſtechen ausziehn: kein Menſch würd' ihr anſehen, daß ſie eine Grafstochter ſei." — „Weißt Du auch, daß ſie auf einem vertrauten Fuß mit Wenzel Muſſel ſteht?" — „Ich hörte einmal davon; doch wurde ſie deshalb eben weder gelobt, noch glücklich geprieſen." — „Er ſoll das Mädchen lieben und ihr ſogar trotz ſeines Stolzes die Ehe verſprochen und deshalb längſt auf ſeines Vaters Tod gewartet haben; doch glaub' ich daran all nicht recht. Wie könnte der Menſch, der ſtets ein Edelmann ſein will, eines Schuſters Tochter freien wollen? Er ergötzt ſich mit ihr, und wenn ihm einmal die Hände frei ſind, lacht er ſie aus. Aber es wäre herrlich, wenn wir gleich jetzt zwiſchen Beide eine Mauer bauten, an der er ſich den ſtolzen Schädel einſtieße. Wenn wir nur ſchnell einen rüſtigen Bürger wüßten, der ſie freite. Zum Jawort wollte ich ſie ſchon bringen." — „Da iſt Rath zu ſchaffen," meinte Sigbertus. „Horcht nur erſt den Leiſtenhelden aus und bearbeitet ihn, damit er Zwang gegen die Elſe gebrauche. Der Mann findet ſich unterdeſſen; denn es iſt ja ſtadtbekannt, daß der Ritter von der Pfrieme mehr Batzen in der Truhe hat, als die meiſten Edelleute in der Burggrafſchaft." — „Rectam habes sententiam, mi fili," ſagte der Pater freundlich, „und da wir eben daran ſind, ſo ſchreib' ich Dir ſogleich den Brief an den Junker Henrico Tarquini in Prag, der ihn bald nach Nürnberg führen ſoll, als hätt' er Doktor Fauſtus Mantel geliehen." — Unter Blitzes Schein und Donners Hallen ſetzte der Pater in des Laienbruders ſchmutziger Zelle ein eindringliches lateiniſches Schreiben an den Rechtsſtudioſus auf, worinnen er ihm mit Auseinanderſetzung aller nähern Umſtände und vorzüglich mit dem drohenden Lebensende ſeines Vaters die Nothwendigkeit des augenblicklichen Aufbruchs darthat. Sigberts Abreiſe wurde noch beſtimmt und als das Wetter ausgetobt, ging der Leutprieſter, zufrieden mit dem erſten Werke ſeiner Rache von dannen, um das Eiſen zu ſchmieden, dieweil es glühte. Indem er nachſinnend, unter welch ſchicklichem Vorwande er ſich am beſten bei dem Schuſter einführen möchte, über den vom Gewitterregen reingewaſchenen

Milchmarkt, das Haus beäugelnd, ſchritt, ſah er vor ſich zu ſeiner großen Freude diejenige gehen, um deretwillen er ſich auf den Weg gemacht hatte. Es war Elſe, die in Begleitung des kecken Zirkelſchmieds, Görg Bärenklau, ihrer älterlichen Wohnung zueilte. Der Pater ſetzte ſeinen geiſtlichen Leib in ſchnellere Bewegung und keuchte bald an Elſens Seite ihr einen frommen Gruß zu, den ſie mit gedämpfter Stimme erwiederte. Hilarius's wohlgeübtes Auge flog über des Mädchens verſtörtes Geſicht und gab ihm, der darin irgend einen wichtigen auf ſein Unternehmen bezüglichen Vorfall erkannte, ſogleich die Art ſeines Betragens gegen Elſen an die Hand. „Ei Jungfer Elſe Stengel," redete er freundlich, „Ihr trieft ja von Regen und auch Ihr, junger Meiſter Bärenklau! Wie kommt's, daß Ihr während des gnädigen Guſſes nicht unter Dach getreten?" — „Waren wir doch darunter, hochwürdiger Herr," entgegnete der Bürger; „macht' ſich aber die Jungfer im größten Treiſch auf und davon und ich nicht faul hinterher. Ich ſcheere mich um den Regen nichts, und bin der guten Elſe zum Troſt nachgeeilt. Dies macht mir ſchon einige Freude, obgleich ihr Kummer auch mir auf der andern Seite wieder ſehr zu Herzen gegangen iſt." — „Euch drückt ein großer Kummer, Elſe! Ihr bedürft des Troſtes! Ich ſeh' Eure Augen trübe! Seufzer entquellen Eurem Munde! Wo könnt Ihr mehr Troſt hoffen und finden als im Schoos der allliebenden Mutter Kirche? Nur dort werdet Ihr Eures Leid's ledig und quitt werden. Vertraut Euch mir, ihrem eifrigſten Diener! Seht es als einen Fingerzeig des

Himmels ſelbſt an, daß mich der heilige Lorenz dieſen Weg ſchickt." — „Hochwürdiger Herr!" entgegnete Elſe in geſetztem Tone, „der Verluſt, welchen ich erlitten, iſt keineswegs von ſolcher Bedeutung, daß ich mich darüber nicht ſelbſt zu tröſten wüßte. Das müßte eine ſchlechte Dirne ſein, die einen Schelmen nicht gelaſſenen Muthes aus dem Herzen zu reißen vermöchte. Was mich quält, iſt Rache über empfangene ſchwere Beleidigungen, und dieſer brave Bürger gab meiner Leidenſchaftlichkeit nur einen gelinderen Namen." — „Ihr macht mich erſtaunen," ſprach der Pfaffe in geſpannter Erwartung, „welcher Bube konnte es wagen, die ehrſame Tochter eines Bürgers und Gildemeiſters alſo zu beleidigen?" — „Ihr habt recht," fuhr ſie grell lachend fort, „ein Bube war's, ein Elender, an den ich meine Liebe verſchwendete und der mir mit Schimpf und Spott gelohnt. Nun, Ihr werdet's ja errathen, der edle Junker Wenzel Muffel hat mich auf's Blut gekränkt und mir durch ſchnödes Wort das Herz im Leibe umgekehrt." — „Wie, Wenzel Muffel, der Euch bei Jahren ſchon die Ehe gelobt, hat alſo an Euch gehandelt?" — „O erinnert mich nicht daran, ſonſt erſtick' ich vor Zorn und Wuth! Ich bin beſchimpft für mein ganzes Leben." — „Das ſollt Ihr nicht ſein! Nimmermehr! So wahr der Herr mich, ſeinen geringſten Knecht, gewürdigt hat, ſein Wort zu verkünden und ſeine Heerde zu weiden! Ihr ſollt an dem ſchelmiſchen Gauche gerächt werden. Nicht ungeſtraft höhne er die Liebe einer ehrbaren Jungfrau, eines geachteten Altbürgers und Obermeiſters Tochter." — „Euer Antheil und Beiſtand, hochwürdiger Herr, giebt mir höhern Muth, und Gottes Schikkung muß ich's nennen, daß Ihr mich hier gefunden. Doch ich bitt' Euch, begleitet mich mit dieſem Meiſter zu meinem Vater, damit er zur Stelle erfahre, wie Wenzel an mir gehandelt. Der arme Mann hat immer ſtark gegen meine thörichte Liebe geeifert, aber die Mutter begünſtigte ſie und wußte ihn durch Bitten und Scheltworte zum Schweigen zu bringen.“ — „Und nun bangt Euch vor ſeiner Strafpredigt? Laßt mich machen! Ich will allein mit ihm reden und das Gefühl ſeiner gekränkten Ehre ſoll ihm allen Groll gegen Euch vergeſſen machen. Und da Ihr, Jungmeiſter, im Hauſe bekannt ſeid, ſo ſteht mir bei, den Meiſter Stengel und ſeine Ehehälfte zu beſchwichtigen.“ — „Verlaßt Euch darauf, Hochwürdiger! Denn wie ich den verdammten Landplackern, den adelichen Strauchdieben, wozu der vortreffliche Junker Wenzel gewiſſermaßen auch gehört, todtfeind bin, ſo bin ich der armen betrogenen Jungfer da von Herzen gewogen.“ — „So wärt Ihr ja wohl am geſchickteſten,“ flüſterte der Pater dem Zirkelſchmied in's Ohr, „den leergewordenen Platz in Elſens Herzen ſchnell wieder auszufüllen und bald als ihr Gemahl das Rachegeſchäft am Junker um deſto nachdrücklicher zu betreiben?“ — „Ihr ſprecht die geheimſten Wünſche meines Herzens aus, die ich mir ſelbſt nicht zu geſtehen wagte. Doch da meine ſtillen Gedanken nun einmal in Eurem heiligen Munde ſich zu lauten Worten verwandelt haben, ſo unterlaß' ich nicht, Euch um Euren Beiſtand anzuflehen. Redet für mich bei Frau

Martha und unterſtützt mein Geſuch bei Meiſter Stengel, ſobald ich meine Zeit erſehen, daſſelbe gehörig anzubringen. Ihr ſollt keinen Undankbaren an mir finden.“ — „Schon gut, Meiſter! Seid meines Beiſtands gewiß. Elſens Batzen werden Eurem Geſchäfte einen größern Schwung geben, und Ihr werdet ein gemachter Mann.“ — Unter dieſem Geſpräch waren die drei vor dem weitläufig gebauten, dunklen Wohnhaus des Gildemeiſters angelangt, und Elſe eilte die Stiege hinauf, um den ehrenvollen Beſuch anzuſagen. Sogleich erſchien Meiſter Stengel, ein kleiner wohlbeleibter Mann, dem man den Wohlſtand auf dem Geſichte anſah, mit einem dampfenden Dellichte in der Hand, um den Diener der Kirche ehrfurchtsvoll zu begrüßen und durch den finſtern Hausöhren nach dem Zimmer zu bringen, welches für ſo ausgezeichnete Gäſte ſeines Hauſes eingerichtet war. Meiſter Bärenklau aber ging in die Werkſtatt, und Elſe zu ihrer Mutter. Der Pater kirrte den Schuſter erſt mit lobpreiſenden Gemeinplätzen, und reichte ihm dann erſt langſam Tropfen um Tropfen der giftigen Nachricht von Elſens erlittenem Schimpf, der in des Pfaffen Munde noch weit gräßlicher wurde, bis er des Meiſters demüthige Unterwürfigkeit, mit welcher er zuvor Alles hinnahm, in die höchſte Wuth verkehrte, und zähneknirſchend über die entſetzliche ſeinem Hauſe angethane Unbill, ausrief: „aber was ſoll ein armer Bürger und Meiſter thun, Hochwürdigſter? Der ſchändliche Bube iſt der älteſte Sohn des Schultheißen und erſten Patriziers, was vermag ich gegen deſſen Macht auszurichten?“ — „Laßt Euch beſſer belehren, Meiſter!

Wenzel Muffel iſt ſeines eigenen Vaters Feind, ein Feind der Patrizier und unſerer ganzen Stadt. Er hält ſich heimlich, vielleicht auch bald öffentlich zu dem ſchlechten unruhigen Landadel. Wollt Ihr mit Nachdruck gegen ihn handeln, ſo ſagt der Bürgerſchaft und den Patriziern, was für ein ſauberer Geſelle dieſer Wenzel iſt; nehmt ſie gegen ihn ein; bewirkt, daß Alle feindlich wider ihn auftreten und Ihr ſeid bald gerächt. Zu dieſem Behuf könnt Ihr Niemand beſſer brauchen als den jungen Zirkelſchmied, der mich hierher geleitet; er iſt beredten Mundes und weiß die Sachen in ihr rechtes Licht zu ſetzen; er hat Anſtand und führt ſeinen Degen nicht übel. Er iſt ferner für Euer Haus eingenommen und ſetzt an die Ehre deſſelben Gut und Blut.“ — „Ihr ſchenkt mir wieder Troſt ein, Hochwürdigſter!“ verſetzte der Schuſter. „Mit der Noth ſind mir auch die Freunde gekommen, und ich werde Euch ewig ergeben ſein, daß Ihr Euch meiner ſo annehmt. Lieber Gott, ich habe der Kinder mehrere; ſoll mir von jedem ſo viel Kummer werden, wie von der Elſe, ſo würd' ich mich lieber in die Erde legen. Seht, mit Hand und Mund hab' ich gegen das Liebeln geeifert; es half mir nichts; denn in mein Weib iſt der Hochmuthsteufel gefahren und aus der Schuſtersdirne wollte ſie eine Patriziersfrau gemacht wiſſen. Nun hat ſie's!“ — „Ruhig, lieber Meiſter. Ihr könnt noch Freude die Fülle an Eurer Elſe erleben. Haltet mir was auf den Zirkelſchmied! Er hat ein Aug' auf Eure Tochter geworfen.“ — „Ei!“ ſagte der Schuſter verdutzt, „da ginge ja am Ende Alles noch herrlich und beſſer als ich mir je gedacht! Solch einen Schwiegerſohn hab' ich mir ſtets gewünſcht. Ich kenne den Bärenklau lange ſchon; er war ein ordentlicher Geſell und iſt ein ordentlicher Meiſter geworden, kein Raufbold, aber auch kein Kopfhänger; iſt recht in der Mittelſtraße geblieben, wie's einem braven Handwerksmann zukommt. Mir ein lieber Mann! — Hochwürdigſter Herr Pater, Ihr habt mir heute Wehmuth, aber auch wieder ſüßen Wein eingeſchenkt und der erſtere iſt mir auch lieb und ich bin froh, daß das Mädel von dem übermüthigen Geſellen los iſt; wollt Ihr daher mit einem Trunk und Biſſen aus Keller und Küche eines armen Handwerksmanns dieſen Abend vorlieb nehmen, ſo ſollt Ihr mir herzlich eingeladen ſein.“ Hilarius zeigte in ſolchen Fällen gern ſeine Popularität, und blieb; der Meiſter eilte auf die Zuſage freudig hinweg, um ſeiner Frau die Mähr zu verkünden und ſie zu den nöthigen Anſtalten aufzufordern. Vergnügt rieb ſich der Pater die Hände und rief: „Alles geht beſſer, als ich hoffen durfte, und das Geſchick arbeitete mir vor, wo ich nur Hand anzulegen mich entſchließe!“ — Bald erſchien Frau Martha, um den Prieſter zu empfangen, ſie war von zwei Mägden begleitet, deren jede ein Paar ſchwere ſilberne Leuchter, mit brennenden Kerzen beſteckt, trug. Der Pater erſtaunte über die ſolide bürgerliche Wohlhabenheit in des Schuhmachers Hauſe, die in vielen Stücken mit dem Glanze in den Häuſern der reichen Kaufherrn wetteiferte. Frau Martha, ebenfalls eine kleine Figur, trat wohlgeſchmückt vor Hilarius und wußte die Unterhaltung nicht ungeſchickt zu führen. Bald leitete ſie dieſelbe auf Elſens unglückliche Liebe und die Mutter brach in große Klagen über die Treuloſigkeit des Junkers aus, was die Tochter nicht gethan hatte. „Seht,“ ſagte ſie mit thränenden Augen, „ich habe es immer für eine beſondere Schickung Gottes angeſehen, daß die Elſe des Junkers Frau werden müſſe; denn denkt Euch, Hochwürdigſter, die Beiden ſind in einer Stunde, ja ich möchte wohl behaupten ganz zu einer Zeit geboren worden. Aus dieſem Umſtande ſchrieb ſich auch die Freundſchaft her, welche die ſelige Frau Barbara Köhlerin, des Herrn Schultheißen Niklas Muffel Ehefrau, mit mir zu unterhalten ſich herabließ. Als uns der Herr zu der Zeit und auch noch ſpäter mit zeitlichem Gute ſegnete, ſagte die Selige oft zu mir: Martha, die Beiden müſſen ein Paar werden. Als die gute Frau zu himmliſchen Freuden eingegangen war, kamen die Kinder freilich von einander — ſie zählten damals ohngefähr zehn Jahre, — denn Herr Nickel war doch ein ſtolzer Mann und verachtete uns geringe Bürgersleute. Der Junker kam fort, um allerlei ritterlich Handwerk zu lernen, gleich als wär' er eines Grafen Sohn. Da hat er denn als Knapp und Page dienen müſſen und war lang am Hof des Biſchofs in Würzburg. Als er aber wiederkehrte, ſuchte er uns unverzüglich auf und das Mädel ward ihm und er ihr wieder gewogen. Nun ſo lang der alte Muffel lebte, konnte freilich aus der Hochzeit nichts werden, aber nimmer hätt' ich geglaubt, daß der Junker ſolcher Schelmerei fähig wäre.“ — „Und doch iſt dem nicht anders, gute Frau,“ verſetzte der Pater, „Ihr habt mit Eurem Kinde etwas zu hoch hinaus gewollt. Ein ehrlicher Handwerksmann wäre Euch dienlicher geweſen." — „Die Elſe iſt für keinen Handwerker beſtimmt. Nimmermehr! Seht Ihr denn nicht an ihrem ganzen Weſen, an ihrer Geſtalt, ihrer Sprache, daß ſie nicht dazu gemacht iſt, die Waaren eines Bürgers auf dem Markte auszuhöken." — „Frau Martha, ſeid Ihr noch nicht genug gedemüthigt? Was hilft all' eitle Geſtalt und hoffärthig Weſen, wenn ihr adliches Blut, eine ebenbürtige Geburt fehlt? Laßt Euch die Poſſen vergehen." — „Ei Geburt iſt ein zufällig Ding und es hat manchmal damit ſeine eigene Bewandniß. Wenn ich das Mädel anſehe, iſt mir's immer, als müſſe ſie noch einmal eine Edelfrau werden." — Hilarius ſah die Frau prüfend an und überlegte ſich jedes ihrer Worte noch einmal. „Es iſt wahr," fuhr er dann lauernd fort, „ſieht man die Elſe an, ſo meint man vor einer Königin zu ſtehen. Mir iſt ſelten noch ein Weib von ſolcher Statur und ſolchem Anſtand vorgekommen. Sind denn Eure übrigen Kinder auch von ſo ſchönem Wuchſe?" — „I bei Leibe nicht! Sie ſind klein und unanſehnlich, wie mein Mann und ich; darum iſt mir die Elſe ſo lieb, weil ſie ſich dergeſtalt auszeichnet nicht allein vor ihren Geſchwiſtern, ſondern auch vor allen Bürgerstöchtern in der ganzen Stadt." — „Es iſt merkwürdig und wohl bewundernswerth, wie Aeltern von ſo kleiner Geſtalt ſolch hochgewachſene Tochter zeugen. Kommt Euch das nicht auch ſonderbar vor, Frau Martha?" — Die Frau wurde von der Frage und dem ſie begleitenden ſtechenden Blicke des Paters verlegen, ſo daß ſie ihm die

Antwort ſchuldig blieb. Die Mägde traten ein, um den Tiſch zu decken. Der Hauswirth erſchien mit einem gut gefüllten Flaſchenkorbe und die funkelnde Zinnkanne ſchäumte bald über vom duftenden Weine. Die Tiſchgenoſſen, welche ſich ebenfalls bald einfanden, waren das verehrliche Ehepaar, der älteſte Sohn deſſelben, ein Schuhmachermeiſter und des Vaters großes Geſchäft meiſt betreibend, ein kleines ſchwarzes, ſtarkbärtiges und haariges Männchen, die edele Elſe und Meiſter Bärenklau. Elſe war ſehr gefaßt, ein Ununterrichteter hätte ihr nichts angemerkt. Wie eine ernſte Königin ſaß ſie hinter der Tafel, mit ruhiger, ſtolzer Würde glitt ihr großes dunkles Auge über die Gegenſtände hin; ihre Hände bewegten ſich nur, um dem Munde zu dienen, während die Mutter emſig ſchaffte und ſich regte, damit den Tiſchgäſten nichts abgehe und ſo mehr die Dienerin an der Tafel machte als die Mitſpeiſende. Dies ſchien in der Familie ſo hergebracht und Elſe gewohnt zu ſein, ſich von der Mutter bedienen zu laſſen. In dem Tiſchgeſpräche bemerkte der Pater, wie Frau Martha dem Zirkelſchmied ſich nicht gewogen zeigte, und ihm, ſo viel es ohne direkte Erklärung möglich war, alle Hoffnung auf Elſens Beſitz zu rauben ſuchte. Die Ahnungen und Betrachtungen, welche der Pater an alle dieſe Wahrzeichen knüpfte, vermochten den Liſtigen, alle Leutſeligkeit, Güte, Herzlichkeit, die ihm nur zu Gebote ſtand, gegen die guten Leute und vorzüglich gegen die Ehewirthin auszukramen, und er entzückte das Ehepaar, die Kinder und den Zirkelſchmied ſo ſehr, daß die erſteren ihn angingen, er möge ſie ferner zu ſeinen

Beichtkindern annehmen, ein Geſuch, welches der Letztere mit ſeinen Bitten ſehr unterſtützte, weil er dadurch Elſens Herz und Frau Martha's Einwilligung am leichteſten zu erlangen hoffen durfte. Nach eingenommenem Mahle beurlaubte ſich Hilarius, Frau Martha geleitete ihn bis zur Hausthüre und pries ſich glücklich, daß der Unfall einen ſo frommen und allbeliebten Leutprieſter in ihr Haus geführt. Der Pater gab ihr ſeinen Segen, und verfolgte ſeinen Weg zufrieden nach dem Aegidienhofe, um verſprochenermaßen Herrn Niklas Muffel noch den Nachtbeſuch zu machen. „Seid Ihr's, junger Herr?" rief ihm der alte Han-Henner mit vergnügter Stimme entgegen. „Der Alte iſt munter wie ein Fiſchchen, ſeit er der Oeſterreicher Schlappe von mir vernommen, und der Gang nach dem Weberſchiffchen hat Euch gewiß nicht gereut." — „Du irrſt, mein Sohn," verſetzte der Pater in ſeinem feierlichſten Tone, „doch führe mich zu Deinem Herrn und es ſoll mich freuen, wenn ich ihn beſſer finde, als ich ihn verließ." — „O Ihr ſeid's, Hochwürdiger! Verzeiht, wenn ich in Eurer Abweſenheit Euch in die Kunſt gepfuſcht, ich habe — —" — „Wie, Kind der Finſterniß, was haſt Du Dich unterſtanden?" — „Nicht mit Arznei, nur mit einer kurzen Erzählung von Herzog Leupolds und ſeiner Anhänger ſchmählichem Tode; das ſcheint ihm das Leben wiedergegeben zu haben." — „Wahre Deine Zunge, daß ſie nicht falſch rede!" ſagte der Pater und trat in das ſchwach erleuchtete Krankenzimmer, deſſen ſchwere Thüre ihm knarrend von Han-Henner geöffnet wurde. Ein Engel an hellſtrahlender Freundlichkeit und Wonne hüpfte ihm die liebenswürdige Johanna entgegen, um ihm des Vaters Beſſerbefinden zu verkünden. Die Holde ergriff ſeine Hand und weinte Thränen kindlicher Liebe und zarter Dankbarkeit darauf. „Gott und die heilige Jungfrau haben ihn in Schlaf gewiegt,“ flüſterte ſie, „und ich werde an ſeinem Bette wachen.“ — „Gott ſegne Dich dafür, meine Tochter!“ erwiederte Hilarius und ſchlug in einer Anwandlung von Gefühl ein großes Kreuz über das fromme Mädchen; ſie aber verneigte ſich, die Arme kreuzweis über die Bruſt geſchlagen, tief vor dem Diener der Kirche, und ihr blaues, begeiſtertes Auge ſchwamm in Thränen und ein inniger Seufzer entſtieg ihrer reinen, jungfräulichen Bruſt. Nachdem Hilarius den Athemzug des Schlummernden belauſcht hatte, gab er der guten Tochter die Verſicherung, daß die Krankheit nun gehoben ſei und die Beſſerung raſchen Schrittes vorwärts gehen würde. Frau Katter ſtand ſchon im Gange mit der Leuchte bereit und der Pater wollte von ihr geleitet eben das alte Haus verlaſſen, als Junker Marquart munter und fröhlich hereintrat. „Nun Euer Lieb hat Euch gewiß mit ausnehmender Gunſt beglückt, daß Ihr einhertretet wie ein Pfau mit ausgeſpreizter Sonne,“ ſagte der Pater ſpöttiſch. — „Das hat ſie auch, Hochwürdiger,“ verſetzte Marquart gutmüthig und mittheilend, wie es das höchſte Entzücken ſtets iſt; „zweierlei groß Glück iſt mir dieſen Abend widerfahren. Im Weberſchiffchen waren alle edlen Patrizierſöhne verſammelt und verbanden ſich gegen Alle und Jede, die auf irgend eine Weiſe unſerer guten Stadt zu ſchaden gedenken, mich aber haben ſie zu einem ihrer Hauptleute erwählt." — „Wünſch' Euch von Herzen Glück zu dieſem Amte," ſchmeichelte der Prieſter, „doch wird es Euch in manche Fährlichkeit führen." — „Glaubt Ihr, ich würde nicht für meine Vaterſtadt fechten und ſterben können? Nicht umſonſt iſt zu dem guten bürgerlichen Blute meiner Mutter das adliche meines Vaters gekommen, um mich zu einem ritterlichen Bürger Nürnbergs zu machen." — „Bei Eurem Bruder iſt die Miſchung nicht ſo gut gerathen; da ſcheint des väterlichen zu viel geworden zu ſein." Marquart hörte die ſpöttelnde Anmerkung des Pfaffen nicht; denn Han-Henner, welcher aus der Ferne des Junkers laute Rede vernommen hatte, war herbeigeeilt, um ihn in die Arme zu ſchließen. „Viktoria!" rief der alte Burſche, „nun ſoll das adliche Geſchmeis an den Nägeln kauen vor Hunger und Aerger und unſere Stadt floriren. Seht ich bin mit Leib und Seel ein Städter geworden, gerade wie Euer Vater, der mit dem adlichen Namen auch alle Narretheien ablegte, die meiſt daran zu kleben pflegen. Nun laßt mir auch die firlefanzige Dummheit mit der Gräfin aus dem Kopfe; iſt auch eine Adliche." — „Lege Dich ſchlafen, guter Han-Henner," ſagte Marquart, „damit ich Dir die Freude nicht dieſen Abend noch verſalze und die Träume der Nacht verderbe. Geh, ich will mit dem Pater Hilarius noch ein Wörtlein allein ſprechen." — Der Alte ging ſchmollend. „Das zweite Glück, was mir widerfahren," berichtete der Junker in ſeiner entzückenvollen Geſchwätzigkeit weiter, „iſt die endliche Erklärung von ihrem Munde, daß ſie mich liebe, über Alles liebe." —

„Von weſſen Munde?" — „O verzeiht, ich vergaß, daß es für mich allein nur die Eine auf der weiten Welt gibt. Die Gräfin Agnes von Potuſchka mein' ich, die ich ſtill und feurig verehre, ſeit ſie unſere Stadt mit ihrer Gegenwart beglückt. Mein Stern führte mich aus dem Weberſchiffchen zu ihr und im Schooße heimlicher Nacht, der Spenderin aller höchſten Lebensſüße, gingen mir die Sonnen ihrer Augen in Liebe auf, blühten mir die Roſen ihrer Lippen in Liebe entgen, ward mir ihr holdtönendes Wort Herold meines unausſprechlichen Glückes." — „Geht auch Ihr ſchlafen, Junker," verſetzte der Pater trocken, „damit ich Euch nicht die Freude dieſes Abends noch verſalze und Eure buntſchimmernden Träume verderbe." — „Um aller Heiligen willen, was habt Ihr? Quält mich nicht. Seid mir Freund und ſagt, was Eure Worte ſo dolchſpitzig macht!" — „Eine Kleinigkeit, daß ſich die holdſelige Gräfin von Eurem Bruder den Hof ſehr vortrefflich machen läßt, daß er — —" — „O wenn's weiter nichts iſt! Sie hat mir von ihrem Abentheuer heute geſagt. Wie tölpiſch ſich der Geck benommen und wie er gleich verliebt in ſie gethan. Der Narr! Mein Glück vermag er nicht zu trüben; ich bin deſſen zu gewiß." — „Gute Nacht, Junker! Ihr werdet zwar den Rauſch ſchwerlich in einer Nacht ausſchlafen; aber ich hoffe, lange ſoll's doch nicht dauern." — Kopfſchüttelnd ſah Marquart dem davon eilenden Pater nach, ging dann in ſein Schlafgemach und unterhielt ſich mit den Sternen, die ihre ſanften Strahlen ſo lange herein lächelten, bis bunte Träume daraus wurden, die den glücklichen Jüngling mit Roſenkränzen umketteten. — Der Pater Hilarius ſchlief nicht ſo ruhig; wüſte Pläne drängten durch ſeinen Kopf und er bedachte tauſenderlei Dinge, nur das nicht, wozu er beſtellt war. Der Morgen befeſtigte den Vorſatz in ihm, Marquart von dieſer fremden Gräfin zu reißen, es koſte auch was es wolle, und ſie zu einem Werkzeuge ſeiner Rache an Frau Babet und Junker Wenzel zu benutzen. Schon war er auf dem Wege, um ſich nach ſeinen Kundſchaftern und heimlichen Dienern umzuſehen, als der Lehrburſche des Meiſter Bärenklau athemlos in ſeine Zelle trat, ihm einen ſchönen Gruß von ſeinem Lehrherrn brachte, welcher dringend bitten ließ, der hochwürdige Herr möchte doch ohne Verzug bei ihm vorſprechen, aber Bindzeug und Wundbalſam nicht vergeſſen. Ueber den Zweck dieſer Materialien konnte der Junge nichts berichten, und Hilarius trabte, mit dem Gewünſchten verſehen, nach des Schmiedes Haus. Dort empfing ihn dieſer auf der Hausflur und führte ihn ſchweigend auf den geräumigen Boden eines Hintergebäudes. Eh er die Thüre einer Kammer öffnete, ſagte er: „Als Ihr Euch geſtern Abend von Meiſter Stengel entfernt hattet, hochwürdiger Herr, wurde noch viel Rühmens von Euren geſchickten Kuren gemacht; es fand ſich gleich dieſen Morgen ein Fall vor, wo ich der Hülfe eines guten Arztes benöthigt war; ich bitte, thut mit dieſem Manne, was noth iſt.“ Damit ſtieß er die Thüre auf und der Pater erblickte zwei Ritter, die ihm nicht ganz unbekannt ſchienen, und einen kräftigen Schmie-

Landesbibliothek

begeſellen. Der eine Ritter war ſehr ſtark am Kopfe verwundet, der Helmſturz war durch einen mächtigen Hieb getrennt worden; er blutete ſo heftig, daß die beiden Andern das Blut nicht zu ſtillen vermochten. „Kreuz und Dorn, Bruder!“ ſagte der Andere eben, „wir dachten dem Höllenwichte eins auszuwiſchen, und nun iſt's anders geworden. Wärſt Du mir gefolgt und nicht in das Neſt hereingegangen, wir trabten jetzt luſtig nach Gleichen am Berge zu, oder ſäßen vielleicht gar ſchon bei der ſchönen Frau Babet am Bretſpiel.“ — „Herr Ritter von Hätenbach,“ ſagte der Zirkelſchmied zu dem Verwundeten, „dieſer hochwürdige Herr wird Eurer Wunde pflegen und Euch ins Predigerkloſter bringen, wo Euch nichts abgeht. Wollt Ihr das nicht, ſo ſollt Ihr bei mir ſo gut beherbergt werden, als meine Junggeſellenwirthſchaft nur immer erlaubt.“ — „Eher beim Teufel!“ brummte der Edle durch die Zähne. „Pfaff, verbinde mich!“ kreiſchte er dann. Hilarius gehorchte ſchweigend, doch waren ſeine Augen dießmal nicht die Gefährten ſeiner Hände. „Ich werde wohl allein reiten müſſen,“ ſagte der Junker von Stürzenbach wieder mit traurigem Tone, „um Wenzeln die Nachricht von Deinem Unfalle zu bringen. O das ſchöne Feſt fällt uns in Brunnen, das Bankett geht verloren, und was wird's aus unſrer Prager Reiſe?“ — Prager Reiſe?“ fragte der Pater und horchte hoch auf. „Wollt Ihr nach Prag, edle Herren? Ich hätt wohl einige Aufträge dorthin.“ — „Halt Dein verdammtes Waſchmaul!“ brüllte der Verwundete; der Junker nahm ſich zuſammen und ging, um ferneres Aergerniß zu vermeiden. Hilarius war eben mit dem Verband fertig, und gebot dem Ritter eine Stunde Ruhe, bevor er ſich in's Kloſter oder wo anders hin verfügen könne. Den Junker von Stürzenbach erwiſchte er noch im Hauſe." Ihr reitet nach Gleichen am Berg, Ritter, um das Feſt des Junker Wenzel und der Frau Babet mit zu feiern?" — „So iſt's Hochwürdiger." — „Wem zu Ehren wird es eigentlich gehalten." — „Kann Euch nicht dienen." — „Doch wohl der Standeserhöhung halber? Weil Junker Wenzel und Frau Babet plötzlich ihren Adel erfahren?" — „Nun Ihr wißt's ja, weshalb fragt Ihr mich?" — „Aber ob es auch keine Lüge iſt. Ein Edelmann ſollte dergleichen nicht auf das Wort glauben." — „Mordelement! kann man's mit Brief und Siegel beſſer beweiſen, als er?" — „Habt Ihr die Briefe ſelber geſehen?" — „Hab's mit eigenen Augen auf Obern-Morsfeld betrachtet, was König Pipin und Carolus Magnus und was weiß ich all wer, geſchrieben, verbrieft und beſiegelt den Ahnen des Junker Wenzel von Happerswyl." — „O dann bin auch ich vollkommen überzeugt," verſetzte der Leutprieſter und ließ den ehrlichen Junker ſeine Straße ziehen. So ſchnell, als es ſich thun ließ, brachte er den verwundeten Ritter ins Kloſter und übermachte ihn Sigberts Händen. „Butterknötele iſt da geweſen," ſagte dieſer heimlich, „er hat ein großes Anliegen an Euch, das er mir nicht vertrauen will; wann darf ich ihn zu Euch ſenden?" — „Bring ihn gegen Abend und pflege des Ritters gut," verſetzte Hilarius geſchäftig und eilte raſch von dannen nach dem Aegidienhofe. „Wo habt Ihr die Kapſel mit den Dokumenten?" fragte er Marquart, den geneſenden Vater, Han-Henner, die Frauen; niemand wußte es. „So hat ſie Wenzel Euch geſtohlen!" rief er, „und Ihr werdet ſehen, wie er ſie gebraucht." — „Sie kann ihm nur Schande bringen," ſagte der Vater ruhig. — „Ich verzichte gern auf einen Namen, den ich doch nie führen würde," ſetzte Marquart hinzu, aber der Pfaffe war damit nicht zufrieden. Er arbeitete ſo lange an dem Schultheißen, bis dieſer einen Knecht nach Obern-Morsfeld ſchickte mit ſchweren Drohungen, wenn Wenzel nicht die entwendeten Dokumente wieder ausliefere. Der alte Herr ließ ſeinen Beichtvater gewähren und war froh, wenn dieſer ihn in Ruhe ließ.

Bei ſeinen übrigen Beſuchen in der Stadt erfuhr der geiſtliche Herr überall zu ſeinem Erſtaunen das Ereigniß des geſtrigen Nachmittags im Aegidienhofe ins Ungemeſſene vergrößert und verunſtaltet. Frau Katter und Frau Lene hatten nicht umſonſt an der Thüre gehorcht. Es galt nun raſch und geſchickt handeln, ſollte Wenzel nicht das ganze Spiel gewinnen und Frau Babet triumphiren.

Sinnend ſaß der Pater gegen Abend auf ſeiner Zelle, als Bruder Sigbertus mit einem närriſchen Kauze hereintrat, der ſich poſſirlich vor dem ernſtſehenden Pfaffen verneigte. Ein buntes, über und über mit farbigen, runden Zwickeln beſetztes Wams umſpannte einen fetten Bauch, kurze rothe Hoſen, grünſeidne Strümpfe mit goldenen Zwickeln, ſpitze Schnäbelſchuhe mit großen bunten Schleifen, um den Hals einen großen, weitbauſchigen, weißen, ſorgfältig gefalteten Kragen, auf dem Kopfe eine grüne Tuchgugel, mit zwei großen über die Schultern herabhängenden in lauter Fetzen zerſchnittenen Flügeln, war die Tracht des wunderlichen Geſellen; über die Gugel von der Stirne bis zum Nacken lief ein fein ausgezackter Hahnenkamm von rothem Tuche ausgeſchnitten, zu beiden Seiten deſſelben erhoben ſich ein Paar ungeheure Eſelsohren von grauem Tuche, wahre Meiſterſtücke damaliger Schneiderkunſt, und an jedem hing zum Ueberfluß noch ein paar helltönende Schellen; dergleichen ſaßen am Wamſe ſtatt der Knöpfe, eine Tracht, welche damals noch auch kluge Leute mit den aufkommenden privilegirten Narren gemein hatten; eben ſo waren die Ellbogen, der rothlederne Gürtel, die Kniee und die ſpitzen Schnäbel der Schuhe reichlich mit Schellen verſehen. In der rechten Hand trug er an einem Riemen den einer Keule ähnlich ſehenden ledernen Kolben, oben mit einem Narrenkopfe verziert. Unter der Gugel ſah ein verſchmitztes Geſicht hervor, buſchige Augenbrauen, ſtechende Augen, eine ungewöhnlich große, gerade aus laufende Naſe und ein ſtark gekräuſelter, brauner Bart, der dem kurzen Geſichte vergebens ein längeres Anſehen zu geben ſich anſtellte. Bruder Sigbert nahm ſogleich das Wort: „Zuerſt laßt Euch berichten, daß der Ritter, welchen Ihr mir heute früh übergeben, wieder von dannen gegangen iſt. Kaum hatte ich ihm Nachmittags die Wunde noch einmal mit Balſam überſtrichen und verbunden, als er ſich durch keine Vorſtellung aufhalten ließ und erklärte, er wolle gerne den Tod nachher erleiden, wenn er nur erſt ſein Wort gehalten und ausgeführt, was er gelobt. Mit verbundenem, wohlverwahrtem Kopfe ſah ich ihn gleich darauf zum Laufferthore hinausreiten." — „So mache Dich bereit, morgen Deine Reiſe anzutreten." — „Aber das Bankett iſt ja übermorgen Abend." — „Hilft nichts! Sie haben's gemerkt und kommen uns ſonſt zuvor. Keine Widerrede! Morgen ziehſt Du ab! Ich werde beim Bruder Guardian das Nöthige beſorgen. Nun laß uns allein." — Sigbert ging, und der Schalksnarr ließ ſeine Schellen von Neuem ertönen. „Was haſt Du mir anzubringen, guter Freund?" fragte der Pater in jenem Tone, der zwiſchen Strenge und Milde die Wage hält, ſich aber zur Vertraulichkeit allmälig hinneigt, um dem Andern Muth zu machen. „Ihr werdet wiſſen, Hochwürdigſter, daß ich des Herrn Burggrafen wohlbeſtallter Narr bin." — „Iſt mir bekannt, mein Sohn. Auch würd' ich Dir's anſehen, wenn ich's nicht wüßte." — „Oho, es ſehen viel aus wie ich. Und ſähe Mancher einem Haſen ſo ähnlich als einem Narren, wären ſchon Viele von Hunden gefreſſen." — „Wer hätte in Nürnberg nicht von Deinen Schwänken vernommen? Machteſt Du doch bei'm letzten Schönbartlaufen den Bäckermeiſter vor dem großen Backofen in der Hölle, der lauter kleine Narren buk und mit luſtigen Sprüchen unter das Volk vertheilte?" — „Ihr wollt Euch meiner erinnern, Hochwürdiger, und das macht mir Freude. Aber ſei nur fröhliſch und lache nicht, fall die Stiege herab und rumple nicht! Und da man Pfaffen und Narren einerlei Platte ſcheert, ſo habt Ihr — —" — „Schon gut! Du biſt ein luſtiger Speisvogel, nicht anders als wärſt Du beim Kalenberger Pfarrherrn oder dem Tyll Eulenſpiegel in die Schule gegangen.“ — „Wenn Ihr Wohlgefallen an mir habt, ſo verhelft mir zu einem guten Poſten.“ — „Biſt Du nicht gut genug beſtallt? Der Burggraf iſt Dir gewogen, Du kannſt eſſen und trinken, was Dein Herz wünſcht, kannſt ſagen, was Du willſt und was kein andrer ſich unterſtehen dürfte; die Liebe iſt Dir auch nicht verwehrt und die Weihnachtspoſſen bringen Dir jedesmal eine neue Gugel und Schellenwams ein. Was willſt Du mehr, Geſelle?“ — „Ei, muß ich Euch daran erinnern, Hochwürdiger, daß der Meſſner gern Prieſter, der Mönch Abt, der Abt Biſchof, der Biſchof Cardinal, der Cardinal Papſt werden möchte. Nun ſeht, der Schnabel ſteht mir höher, als Narr eines Burggrafen zu ſein. Mein Kolben könnte wohl höheren Leuten die Platte lauſen, als dem verſoffenen Adel in des Burggrafen Gefolg. Der alte Herr iſt mir nicht mehr munter genug; der Burggraf Johannes nimmt den Scherz krumm, beſonders wenn ich auf ſeine Liebſchaften ziele; und der junge Graf Friedrich macht meiſt ein griesgram Geſicht und ſchwatzt Unſinn, ſchlimmer als je unter einem Hahnenkamm hervorkam.“ — „Und wie gedenkſt Du Dich zu verbeſſern?“ — „Keinen geringern Dienſt hab' ich mir auserſonnen, als den bei des deutſchen Kaiſers Majeſtät in Prag. Der iſt ein lebensfroher, junger Herr, liebt den Scherz und ein witzig Wort, iſt allerhand fröhlicher Narrethei ergeben, zecht und ſpielt zu ſeiner Zeit und iſt ein Mann ganz nach meines Herzens Luſt und Begier.

Könnt' ich bei ihm vorkommen und würd' ihm auf irgend eine Art empfohlen, ſo wär' ich gewiß, daß er mich in Dienſt nähme. Nun hört' ich, er würd' heuer noch gen Nürnberg, ſeiner Geburtsſtadt, eine große Fahrt halten, weiß auch, daß Eure Hochwürden bei dem Magiſtratus und der höchſten Geiſtlichkeit, welche der Kaiſer zuſammen ausnehmend lieb hat und mehr denn den Burggrafen, gar gut angeſchrieben ſteht; deshalb wollt' ich mich unterſtehen, Euch um kräftige Fürſprache anzubetteln." — „Du haſt Dir das Ding gut ausgeſonnen," lächelte der Pater beifällig. „Nun ein gut Wort findet eine gute Statt. Du biſt eben nicht an den unrechten Mann gekommen, mein Freund. Doch wie iſt Dein Name eigentlich; man nennt Dich Butterknötele — —" — „Nennt mich immerhin ſo, Hochwürdiger; der Name kommt von meiner Lieblingsſpeiſe." — „Recht gut, mein Lieber. Ich werde meinen geringen Einfluß zu Deinen Gunſten anzuwenden ſuchen. Von verſchiedenen Churfürſten und Städten ſind Geſandte an deutſchen Reichs Majeſtät abgegangen, um dieſelbe nach Frankfurt einzuladen. Der Kaiſer aber vergißt auf keiner ſeiner Reiſen nach Deutſchland ſeine liebe Stadt Nürnberg mit ſeiner Gegenwart zu beglücken, und ſo werd' ich nicht verſäumen, Dich demſelben zu produciren. Bis dahin kannſt Du mir noch manche Gefälligkeit thun. Eine Hand wäſcht die andere. Du wirſt mich verſtehen; denn unter der Narrenkugel ſtecken ſtets die klügſten Köpfe." — „Ihr habt über mich zu gebieten, Hochwürdigſter. Dien' ich doch in Euch der ganzen Kirche." — „Wohlan denn, mein lieber

Geſell," begann nun der Pater ganz vertraulich, „Du ſprachſt vorhin von mancherlei Liebſchaften Deines jüngern Herrn, des Burggrafen Johannes, theile mir davon mit, was Du weißt und ſei verſichert, daß Alles bei mir begraben liegt, nicht anders als hätteſt Du mir eine Ohrenbeichte gethan. Durch gute Nachrichten weiß ich bereits, daß die Freiin von Milm eine heimliche Geliebte des jungen Burggrafen iſt und oft vertraute Zuſammenkünfte mit ihm hält. Sag' an, hat er vielleicht auch angeſehene Bürgersfrauen für ſeine Lüſte gewonnen?" — „Seit die Freifrau ſein Herz erobert hat, duldete ſie keine Andre darinne und der Burggraf ſchaffte ihr zu Gefallen ſeine Liebchen ab, die ohnedies mit ihm etwas an Jahren vorgerückt waren. Von ſeiner letzten Reiſe hat er ſich aber was Friſches mitgebracht, was ſelbſt die eiferſüchtige Freifrau nicht ahnet." — „Was Friſches! Menſch, wen denn? Mitgebracht aus der Fremde? Laß doch hören?" — „Ihr werdet ſie wohl kennen; die böhmiſche Gräfin Potuſchka." — „Die Gräfin Potuſchka?! Wicht, das lügſt Du in Deinen Hals hinein! Die reiche Gräfin wird ſich nicht zu eines Mannes Luſtdirne hergeben, der ſelbſt an Stand nicht viel höher iſt, als ſie. Willſt Du mir was aufbinden, Schalksnarr? Das laß bleiben!" — „Gemach! gemach, geſtrenger Herr. Das Wort ſei verflucht, welches nicht Wahrheit zu Euch geredet iſt. Ich werde Euch überzeugen. Wollt Euch nur erinnern, daß die Gräfin einige Tage vor des Burggrafen Ankunft hier anlangte mit mancherlei Briefen von Prag an hieſige Patrizier und reiche adliche Familien, worin ſie als eine Bürgerfreundin gar ſehr empfohlen war." — „Es war um dieſe Zeit, Du haſt recht. Ich ſah ſie zuerſt im Hauſe des Schöppen Berthold Pfinzingers. Ja, ſie brachte gute Empfehlungen mit." — „Die der Burggraf in Prag alle ausgewirkt hatte; er wußte wohl, was noth that, um in Nürnberg zu Anſehn zu kommen. Streich der Katz das Fell, und ſie ſchnurrt Dir hell. Und mit dem Reichthum hat's andre Bewandtniß, der kommt nicht weit her, ſondern nur aus der Burg vor der Stadt. Der Gräfin ging's nicht beſonders in Prag. Auf dem Heerd kein Rauch und Hunger im Bauch. Ihr Vater hatte fein luſtig gelebt, wie's in Böhmen Sitte iſt; dabei war er immer gegen Kaiſer Karolus und hat alſo von daher keinen Zufluß erhalten. Was er übrig gelaſſen, machten die Söhne vollends klein und ſo war die gute Gräfin bald genöthigt, ſich nach Hülfe umzuſehen. Ein ſehr vornehmer Herr ſoll ſie dort für ihre Gunſt unterhalten haben und der Burggraf hat ſie demnach nicht dazu gemacht, was ſie iſt; er bot ihr nur mehr oder gefiel ihr beſſer, oder auch wollte ſie lieber in einer Stadt wohnen, wo ſie nicht bekannt war." — „Vortrefflich!" jauchzte der Pfaffe und ſein Auge glänzte von teufliſcher Freude. „Für dieſe Nachricht allein verdienſt Du ſchon des Kaiſers Narr zu ſein. Beſucht er die Gräfin oft?" — „Mehrmals die Woche; doch reitet ſie noch öfter auf die Burg und macht zugleich der jungen Burggräfin den Beſuch, die ſie von ſonſt her kennt und ſie als eine Landsmännin und geborne Pragerin ſehr liebt und ſchätzt. Als dies die ſchlaue Petuſchka gleich zu

Anfang bemerkt, hat ſie ſich angeſtellt, als wolle ſie nur einen Durchflug durch Nürnberg machen, aber, wie ſie gut berechnet, hielt ſie die Burggräfin Margaretha mit vielen Bitten zurück und lag ihr an, ihr Geſellſchafterin zu ſein für ein gutes Jahrgeſchenk. So muß die Gräfin oft zur Burg kommen und wird vielleicht bald Quartier dort nehmen. Die Burggräfin empfängt und behandelt ſie ſtets mit großen Ehrenbezeugungen und ahnet nichts weniger als ihre Nebenbuhlerin in ihr.“ — „Aber wie biſt Du hinter dies Geheimniß gekommen?“ — „Ein Narr weiß Alles, was kluge Leute nicht wiſſen. Wozu hätt' ich die langen Ohren, wären ſie nicht beſtimmt, Alles zu hören, was um mich vorgeht? Soviel Schellen, ſo viel Augen; und den Narren brauchen große Herren zu Dingen, welche ſie unter keinem Hute, keinem Baret, ſondern nur unter der Hahnenguggel ſicher glauben.“ — „Ich werde Deine Dienſte nicht unbelohnt laſſen und mit Herrn Niklas Muffel, den Vater der Freifrau, mit dem ſie übrigens in Unfrieden lebt, über Deine Angelegenheit ſprechen, ſobald er völlig geneſen ſein wird. Er gilt von allen Herren unſerer Stadt beim Kaiſer viel. Gott behüte Dich, mein Sohn.“ Klingenden Schrittes trat Butterknötele ſeinen Rückweg an. Triumphirend machte der Pater ſeinen Krankenbeſuch im Aegidienhof, fand den Schultheißen beſſer und den Boten von Obern-Morsfeld zurückgekehrt mit der trotzigen Antwort des Junkers Wenzel: Seinem Vater werde er wohl einmal die Dokumente zu gelegnerer Zeit zurückgeben, nimmer aber dem liſtigen Pfaffen, vor deſſen Klauen er ſie einſtweilen auf ſeiner Burg bewahren wolle. Hilarius Galle wallte wild auf und er ſchwur ſich innerlich, den trotzigen Buben zu verderben. Dieſer Gruß veranlaßte ihn, nur deſtomehr auf Sigberts Abreiſe zu dringen, und der Laienbruder wanderte in der Frühe des andern Morgens wirklich mit Stab und Taſche verſehen aus Nürnbergs Mauern dem hohen Reichswalde zu.

Viertes Kapitel.

Huſch, huſch, mit leichtem Sinn
Ueber die Flächen hin!
Schaffe ſich Unverſtand
Sorgen um goldnen Tand.

Arndt.

Wie ein flüchtiges Reh verfolgte der vermeintliche Bettler Franzisco vom Laufferthore die Straße landaufwärts nach dem Gebirge, und ob er gleich luſtig vor ſich hinträllerte, ſo konnte man doch nicht wiſſen, ob der heftige Schweis, welchen er vergoß, allein der Schwüle oder ob nicht ein großer Theil deſſelben einer Herzensangſt zuzuſchreiben war, wenigſtens bemerkte der Läufer das Gewitter nicht eher, als bis es ſchon um ihn blitzte und donnerte. Er war zu weit von einem Dorfe entfernt, um auf ein Obdach rechnen zu dürfen, und erſah ſich deshalb einen weitausgebreiteten, ſtarkaſtigen und dichtbelaubten Birnbaum am Wege, unter welchem er ſich zuſammenkauerte, um das Wetter vorübergehen zu laſſen. Den Kopf zwiſchen die Kniee gedrückt war er auf den verbrannten Raſen vor ſich hinſtarrend in einen Zuſtand düſterer Stumpfſinnigkeit verfallen, in welchem man eigentlich nichts denkt und die Außenwelt faſt ganz vergißt. Die heftigſten Donnerſchläge vermochten ihn nicht aufzuſchrecken und eben ſo wenig bemerkte er, wie ſich unter dem Baume Geſellſchaft eingefunden hatte. Zwei Reiter, von denen man den Einen leicht für den Knecht, den Andern für den Herrn erkennen konnte, waren ebenfalls von Nürnberg die Straße hergeſprengt, bis ſie der Regen auch unter dem dichtblätterigen Birnbaum Schutz zu nehmen zwang. „Holla, guter Freund! Seid Ihr vor Schrecken ſchon todt, oder hat Euch der Blitz gerührt?" donnerte eine ſtarke Stimme in Franzisco's Ohren, und er fuhr in die Höhe und ſah einen langen Mann mit einem wilden Feuerblick vor ſich ſtehen. Ein glänzend ſchwarzer, ſtarkgelockter Bart bedeckte die ganze untere Hälfte des Geſichtes und fiel auf die hochgewölbte Bruſt herab, die nur ein ſchlechter, langgetragener Lederkoller bedeckte. Eben ſo ſchmucklos war das ſchwarze Baret und der Mantel, den er eben umwarf, um ſich neben den Italiener niederzulegen. „Ihr habt Eure gute Vaterſtadt auch nicht mehr erreichen können oder hättet beſſer gethan, darinne zu bleiben." — „Ich bin kein Nürnberger," verſetzte Franzisco in ſeinem gebrochenen Deutſch. „Das hör' ich jetzt; aber Ihr ſteckt doch in Nürnberger Kleidern. So lang Ihr das Maul nicht aufthut, wird man Euch für einen Einwohner der freien Reichsſtadt halten." — „Ich erhielt erſt heute das Gewand dort geſchenkt; denn ich war abgeriſſen und konnte meine Blöſe kaum bedecken." — „Alſo ein armer Schelm und woher des Lands? Biſt kein Deutſcher." — „Aus Italien. Doch, gnädiger Herr, ich entdecke dort drüben auf dem Felde eben eine Schäferhütte. Ihr ſpürt doch, daß der Regen durch den Baum geht. Wollt Ihr nicht dort Schutz ſuchen? Hier werdet Ihr bald windelweich geregnet ſein." — „Aber nicht weniger eh' wir die Hütte erreichen. Pflege Du Deines Leibes dort; mir kann ein wenig Regen nichts ſchaden." — „Nicht meinetwillen Herr, ſondern Euretwillen wag' ich die Bitte, geht mit in jene Hütte. Mir wird's unheimlich unter dieſem Baume und ein kalter Froſt ſchüttelt mir die Glieder. Man hat viel Beiſpiele, daß Menſchen unter ſolchen Bäumen vom Wetter erſchlagen worden. Kommt, Herr!" — Damit ergriff er des Fremden Hand und zog ihn fort, und dieſer hinderte es gerade nicht. Auch dem Reitknechte winkte Franzisco, und als dieſer die beiden Pferde an den Baum angebunden, folgte er nach. Durchnäßt langten ſie an, der fremde Ritter warf den Mantel ab und ſtreckte ſich in der engen Hütte auf ein Bündel Stroh, welches der Schäfer willig aufrollte. Der Raum war knapp, doch reichte er zu, Alle vor der Regenfluth zu ſchützen. „Du haſt recht, näriſcher Kauz," ſagte der Ritter, „es liegt ſich hier weit bequemer und trockener, als unter dem Baume," aber kaum hatte er dieſe Worte vollendet, als ein Blitzſtrahl, wie noch keiner, die Hütte durchleuchtete und der unmittelbar darauf folgende Donnerſchlag die Ohren der zuſammenfahrenden Hörer zu zerreißen drohte. „Das hat in der Nähe eingeſchlagen," ſagte der Schäfer trocken; aber der Reitknecht, welcher auf allen Vieren zur Thüre gekrochen war, ſchrie aus vollem Halſe: „O weh und ach! Unſere armen Pferde hat der Teufel geholt!" — „Daß Dir die Zunge ſchwarz würde!" rief der Ritter und ſprang auf. Der Schäfer war ſchon draußen und zeterte: „Der Blitz hat den Birnbaum zerſchmettert, die Pferde liegen erſchlagen am Boden." — Von einem mächtigen Gefühle angewandelt, wandte ſich der Ritter zu Franzisco, faßte ihn bei der Hand und ſprach: „Biſt Du ein höheres Weſen, welches mich vom Tode errettet hat, ſo offenbare Dich mir, daß ich Dich verehre; biſt Du aber ein Menſch, wie ich, ſo rechne auf meine Dankbarkeit; denn Dir ſchuldige ich mein Leben." — „Ihr habt deſſen keine Urſache Herr, ich wäre jedenfalls auch nicht mehr unter den Lebendigen, wärt Ihr nicht gekommen, oder dort ſitzen geblieben; in beiden Fällen wär' ich ſchwerlich aufgeſtanden." — „Aber wer biſt Du?" — „Ein blutarmer Kerl aus Italien." — „Und wohin willſt Du?" — „Nach Prag zu meinem Herrn, einem Studioſus der Rechte, der auch ſehr wenig, oder eigentlich gar nichts hat." — „Nach Prag; nun ſo kannſt Du mit mir reiſen; Du ſollſt nicht ſchlecht leben." — „Ich nehme Eure Güte an, Herr; ſo werden wir wohl nun alle drei ſtolz zu Fuße gehen?“ — „Nicht alſo, mein Freund; Franken wird doch noch drei Gäule überflüſſig haben, die es uns abtreten kann.“ — „O wenn Ihr die Taſchen voll Floren habt, ſo konnte der mörderiſche Blitz Euch nicht Schaden bringen. Für Geld hat man Alles.“ — „Ja wenn Euch daran gelegen iſt, recht ſtattliche Roſſe einzuhandeln,“ bemerkte der Schäfer, „ſo braucht ihr nur über die Pegnitz zu ſetzen, eine halbe Stunde von hier iſt eine Brücke, und durch das Thal zu wandern; am Ende deſſelben, wo der Nürnberger Wald angeht, liegt das Schloß Gleichen am Berge, und ſein Beſitzer, der Ritter Hans von Milm, hat eine ſchöne Pferdezucht. Für Geld und gute Worte wird er Euch wohl welche ablaſſen, denn das Geld ſitzt eben auch nicht dick bei ihm und in der Truhe ſind mehr Spinneweben als Turnoſen.“ — „Gut, mein Freund,“ verſetzte der Ritter, „Du kannſt uns für guten Lohn dahin führen, ſobald der Regen nachläßt.“ — Als das Wetter ausgetobt hatte, gingen alle viere zu dem zertrümmerten Baume; die todten Roſſe waren von Aeſten und Zweigen bedeckt. Es war nur zu gewiß, daß die Menſchen ein gleiches Schickſal getroffen haben würde, hätten ſie hier verweilt. Fanzisco und des Ritters Reitknappe entſchirrten die Thiere, und beladeten ſich mit den ſchwerbepackten ledernen Säcken. Alſo wanderten ſie dem Hirten nach. Die Dämmerung war ſchon zur Nacht geworden, welche jedoch die eben hinter den Höhen aufſteigende Mondſcheibe wieder zu erhellen verſprach, als ſie am Fuße des Berges anlangten, auf welchem die Burg ihr altes hie und da ausgebeſſertes Gemäuer erhob.

Der Thorwart, ein alter hinfälliger Knecht, ähnlich der Burg und dem ganzen Ritterthum, leuchte voran, um ſeinem Herrn, der ſich allein auf der Burg befand, die Ankunft der fremden Gäſte zu verkünden. Sogleich erſchien der Burgherr in einem Anzuge, welcher eher den unterſten ſeiner Stallknechte verrathen hätte, in einer ſchmutzigen Schaube und bockledernen Hoſe, zerriſſenen Schuhen und zerlumptem Hemde. Auf das Vernehmen eines ſo anſehnlichen Pferdehandels erheiterte ſich ſein anfangs ſehr düſteres Geſicht, und er nöthigte den Ritter in ſein Zimmer, indem er dem Thorwart befahl, für die Uebrigen Sorge zu tragen. Doch als der fremde Ritter bat, bei ſeinen Leuten verweilen zu dürfen, geſtattete der Hausherr auch dieſen den Zutritt. Alles ſah nach großem Geize oder großer Armuth aus. Der Ritter von Milm entſchuldigte ſich mit der Abweſenheit ſeiner Frau, und brachte in einem unſchimmern zinnernen Kruge ſelbſt ſehr ſauren Wein, ließ ſich bei dem magern Mahle des Gaſtes Abentheuer erzählen, und hörte kaum, daß derſelbe ein böhmiſcher Edelmann ſei, als er auch ſogleich weidlich über den König Wenzel loszog, ihn einen Feind des Adels und alter Rechte und einen böſen Wicht ſchimpfte, weil er es mit den ſtädtiſchen Rathen hielte, welche dem von ihnen nicht gewonnenen Edelmanne zuletzt noch über die Hörner wachſen würden, nannte den von Wenzel geſtifteten Nürnberger Landfrieden einen Schandfrieden, und ſchob ſogar ſeine Armuth auf den jungen König, der, ſeiner Definition nach, ein ſo altes verdienſtvolles Adelsgeſchlecht nicht ſo verhungern und verkümmern laſſen dürfe, daß es ſich ſogar genöthigt ſehe, ſich mit bürgerlichem Blute zu vermiſchen. Da der böhmiſche Gaſt auf all das Schimpfiren nicht viel erwiederte, weder um beizuſtimmen, noch zu widerlegen, ſo wünſchte ihm der Wirth bald eine gute Nacht.

In der erſten Frühe des andern Morgens beſah ſich der Böhme ſchon die Pferde des Burgherrn und wählte drei davon aus. Der edle Hans trat bald hinzu und forderte einen Preis, der ans Unverſchämte grenzte. „Ihr wollt viel," ſagte der Böhme, „doch ich bedarf der Pferde und werde Euch den Preis zahlen." — Der Ritter ſchien durch dieſe unerwartete Erklärung ſelbſt verlegen zu werden; doch gab ſich das bald wieder, und er ſtrich das Geld mit großem Wohlbehagen ein. Der Böhme ſprach ſeitdem kein Wort, ſondern ſtieg, ſobald die Roſſe geſattelt und gezäumt waren, auf das ſeinige, ſchlug des Ritters Anerbieten eines Frühſtücks aus, und verließ ſtumm das Schloß. Vor dem Thore desſelben begegnete er zwei Frauen zu Pferde. Es war Frau Babet und ihre Gürtelmagd. Mit tiefer Verbeugung erwiederte ſie des Ritters flüchtigen Gruß; und wie ein hungriger Wolf fiel ſie die beiden um mehrere Schritte nachfolgenden Knechte an: „Ha, Dich kenn' ich," rief ſie, auf Franzisco deutend, „Du warſt geſtern auf dem Aegidienhof. Wer iſt der Ritter, dem Du dienſt?" — „Ich weiß es nicht!" antwortete dieſer. — „Du weißt es nicht? Schon gut, ſo weiß ich es. Ihr geht nach Prag? Nicht wahr?" — „So iſt's!" — „Gut! ich bedarf nicht mehr." Mit dieſen Worten ritt ſie vorüber und ließ den erſtaunten Italiener ziehen.

Die Reiſe ging ohne weiter Fährde von ſtatten. Der Ritter zeigte ſich als verſtändiger, geſprächiger Mann und ladete Franzisco ein, wenn es ihm bei ſeinem Herrn nicht gefalle, möchte er deſſen Dienſt quittiren und in den ſeinigen treten.

„Für Eure Güte bin ich Euch ſehr dankbar, Herr Ritter,“ ſagte dagegen der Italiener, „aber von meiner Jugend an bin ich mit meinem Herrn zuſammen geweſen, hab' mit ihm Leid und Freud getragen; deshalb iſt mein Loos unzertrennlich an das ſeine gebunden und niemals könnt' ich mich entſchließen, ihn zu verlaſſen. Haben wir nichts, ſo machen wir einander Poſſen vor, und der Herr aller Herrn hilft dann weiter.“ — „Aber was hatteſt Du in Nürnberg zu ſchaffen?“ — „Ich hatte für meinen Herrn dort eine Geldſchuld einzufordern, habe ſie jedoch nicht erhalten, und komme ärmer heim, als ich gegangen bin.“ — „Nimm dies Wenige von mir,“ ſagte der Ritter und überreichte dem Diener einen vollen Beutel, „und wenn Ihr, Du oder Dein Herr ſonſt eines Mannes Beiſtand braucht, ſo geh' auf den Wiſchehrade, zeige dies Wappen vor und verlange zu dem, welcher es führt.“ Mit dieſen Worten nahm er dem Reitknecht das Bruſtſchild ab und hing es an ſeines Retters Hals. In den Straßen der alten Prag ſchieden ſie von einander. Des Pferdes, welches Franzisco ritt, hatte er gar keiner Erwähnung gethan. Dieſer bekam von der Freigebigkeit ſeines ritterlichen Reiſegefährten keinen kleinen Begriff, und wenn ſchon der ſonderbare Pferdehandel ihm die Meinung eingeflößt, daß es mit dem ſchmuckloſen Gewand des Ritters eine eigene Bewandniß haben müſſe, ſo beſtärkte ihn die letzte Aeußerung desſelben darin; denn der Wiſchehrade war die hohe Burg auf dem Felſen in der neuen Stadt Praga und ſchwerlich von einem gemeinen Ritter bewohnt. Doch viel Kopfzerbrechen war eben Franzisco's Sache nicht, zumal wenn ihn das Glück alſo begünſtigt hatte, wie eben jetzt. Luſtig und guter Dinge trabte er alſo durch die uralte Siebenhügelſtadt der beſcheidenen Wohnung ſeines Herrn zu. Der heitre Sommertag begann ſich bereits zu neigen und der letzte Glanz ſeiner Schönheit ſpiegelte ſich noch in den runden Scheibenfenſtern der hohen Schlöſſer des Wiſchehrad's dieſſeits der Muldau und des Radſchins, der königlichen Burg in der kleinen Seite jenſeits des Fluſſes. Wie kronengeſchmückte Königshäupter, Würde und Macht im ernſten Antlitz ſich auf dem ſtolzen Thronſeſſel hoch über den Haufen des Volks erheben und Milde und Ehrfurcht auf Alle herabblicken, ſo die erhabenen Schöſſer auf die zahlloſe Häuſermaſſe der dreiſtädtiſchen uralten Praga, der weiſen Libuſſa prangenden Königsſitz. In den bergigen Straßen wogte fröhliches Leben auf und ab; vor Allen machte ſich die muntere Jugend zahlreicher Studenten bemerkbar. Die Univerſität war außer Erfurt und Heidelberg, welche damals erſt aufblühten, die einzige große dieſſeits der Alpen und des Rheins und aus allen Gegenden Deutſchlands, Ungerns und der nordiſchen Länder ſtrömten die lernbegierigen Jünglinge nach Prag, ſo daß ſich die Anzahl derſelben auf vierzigtauſend belief. So groß nun auch Prag war, ſo war es doch faſt überfüllt von Studenten, vorzüglich die

Altſtadt, wo die meiſten zu wohnen pflegten; denn die große Königsſtadt, ſeit vierzig Jahren der Sitz des Oberhauptes des heiligen römiſchen Reichs, hatte ohnedies einen Ueberfluß an Einwohnern aller Stände.

Der junge König Wenzel — damals fünf und zwanzig Jahre alt — war ein Feind aller Kopfhängerei und alles Zwanges aufbrauſender Jugendluſt; er liebte die Deutſchen vorzüglich, weil ſie die munterſten waren und ſie erfreuten ſich mancher Begünſtigungen von ihm, während er doch Deutſchland überhaupt wenig gewogen war. Kein Wunder alſo, wenn es in Prag ewig lärmte und tobte, ſang und jubelte, wenn aus der Nacht Tag gemacht wurde und des Bankettirens kein Ende war. Sobald die Lehrſtunden geſchloſſen waren, wogte es von Muſenſöhnen in allen Straßen. Da ſah man Sachſen, Schwaben, Franken, Baiern, Weſtphalen, Oeſterreicher, Dänen, Ungern, Polen und Böhmen, in allerhand Landestracht, wie bunte Vögelſchaaren, ziehen, und dem jungen Geiſte freien Lauf laſſend, welcher, dem jungen Weine gleich, ſchäumte und gährte und ſtark aufſtieß.

Der nicht minder lebensluſtige Franzisco gerieth in einen Haufen ſolcher Zugvögel, aus deren Mitte ſogleich der Ruf gehört wurde: „Ein Nürnberger Dickwannſt! Ein gut Stück Peiterlesflaſch! Ein Knötelefaß!“ lauter Höflichkeitsbezeigungen, von denen Franzisco kaum eine Silbe verſtand. In einem Nu war er von einer ziemlichen Anzahl Franken umringt, die ihm zuriefen: ‚Was bringſt Du uns für neue Mähr aus Nürnberg? Steht die Burg noch auf dem Felſen, oder iſt ſie herabgerutſcht? Liegt die Stadt noch mitten im Wald, oder hat ſich der Wald mitten in die Stadt gemacht? Findet man noch Sand vor den Thoren oder tragen ihn die Patrizier in den Köpfen? Aber, Kerl, Du antworteſt ja nicht," rief Einer dazwiſchen und ſtörte ihm mit dem langen Stoßdegen die Kappe vom Kopfe. „Ich bin kein Nürnberger!" ſchrie Franziſco aus vollem Halſe. „Verſchont mich, ihr Herrn!" — „Ei ſieh da, das iſt ja des reichen Mailänders ſchelmiſcher Burſche!" überrief Einer die Andern. „Des Tarquini? Des verdammten Würfelſpielers? Der die viereckigen Knochen mit von Italien gebracht und ihren Gebrauch hier gelehrt hat? Des Schiſmatikers? Reißt den Schelmen vom Pferde!" — „Wer wagt's!" brüllte wieder ein Haufen Anderer. „Wer hat Tarquini geſchimpft? Ein Schurke, der es wiederholt!" ſagte jetzt ein langer, kräftiger Jüngling, mit ſtarkem Bart und ſchönen rollenden Augen. „Wer wagts?" donnerte er noch einmal. „Tarquini iſt der bravſte Kerl!" Sein blanker Degen glänzte in der Abendſonne. „Der hat's mit mir zu thun, der dieſen Burſchen beleidigt. Was gehen uns die Päpſte an? und wenn ihrer zehne wären! Glaubt an welchen ihr wollt, aber thut was ihr ſollt. Laßt mir einen braven Studenten und ſeinen Knecht in Ruhe. Reit hin Franziſco und grüß mir Deinen Herrn!" — „Dank! Dank! Edler Herr Lohmeier!" ſtammelte der beſtürzte Knappe; kaum aber ſah er ſich den Mißhandlungen glücklich entronnen, als ſeine gute Laune wiederkehrte, mit der er dann auch in den Hof ſprengte, deſſen Hintergebäude ſein geliebter Junker Tarquini bewohnte. Die Fenſter wurden aufgeriſſen, um die Ankunft des eiligen Reiters näher in Augenſchein zu nehmen. „Viktoria!“ rief eine Baßſtimme von oben herab; „es iſt die alte Runkunkel von Pavia ſtolz zu Roſſe!“ Und augenblicks erdröhnten die alten hölzernen Stiegen des Hinterhauſes von den gewaltigen Fußtritten hoch erfreuter Junggeſellen. Franzisco half ſich nach freundlichem Kopfnicken vom Gaule; das Entzücken, ſich endlich wieder bei dem geliebten Herrn zu ſehen, drückte ſich dergeſtalt in ſeinen Zügen aus, daß es den drei herbeieilenden Studenten wie eine Sonne erglänzte und ſie darinne als geſchickte Sterndeuter gute Tage und fröhliche Nächte laſen. Unter dieſen drei Muſenſöhnen zeichnete ſich Einer ſowohl durch eine zarte ſchöne Geſtalt, als auch durch eine reiche geſchmackvolle Kleidung aus. Sein jugendliches Geſicht hatte für den erſten Anblick etwas Mädchenhaftes, Lilien und Roſen waren auf den Wangen aufgepflanzt und das freundliche ſeelenvolle Auge glich dem Veilchen an ſchöner Bläue; um das edle Kinn wallte nur ein weicher Flaum und in ſauber gedrehten Locken tanzte das hellblonde Haar auf die Schultern. Seinen ſchlanken Leib umſchloß ein knapper Sammtrock von grüner Farbe, an den Enden mit dunkler Seide ausgeſchlagen, ſeine Beinkleider waren von rother Wolle gewebt, ein ſchön geſtickter Kragen lag um den runden Hals und ließ die Bruſt frei, lauter Kleider, welche in Deutſchland ſeit kurzem erſt nur ſehr vornehme Leute zu tragen pflegten! Die beiden andern waren wie tüchtige Haudegen, adliche Junker und Landreiter gekleidet, bunt an

Farben, weite mit Treſſen beſetzte Stiefeln, lange Sporneiſen daran und einen Wald von Federn auf den breiten Hüten; dabei zierte ſie ein barbariſches Anſehen, durch lange Haare, dicke Bärter und grimmige Blicke erzeugt, und die linke Hand hatte ihren Ruheplatz ſtets auf dem ungeheuren Degenknauf, zum Zeichen, daß die bewegliche Rechte ſtets bereit ſei, den Stützepunkt zur Behauptung des Wortes zu gebrauchen. „Gott grüß Dich, altes Haus!“ rief einer der Letzteren, aber Franzisco hatte nur Augen und Ohren für ſeinen Herrn und eilte in ſtummer Freude auf den ſchönen feingekleideten Jüngling zu, ergriff in der Aufwallung ſeines Gefühls, ihn nach Verlauf einiger Wochen ſo munter wieder zu ſehen, die Hand deſſelben und zog ſie an ſeinen Mund. Die beiden Zuſchauer brachen indeſſen in ein lautes Gelächter aus und einer rief: „Aber ſage, Franz, biſt Du toll geworden? Haben Dich die Nürnberger in ihre Plunderhoſen geſteckt, haben Dir ihre verfluchte Schaube an den Cadaver gezogen und eine Ledergugel auf Deinen dummen Kopf geſtülpt.“ — „Dein Ausſehen verkündet mir Gutes, Franzisco,“ ſagte der Junker, „Du kommſt, ein freudiger Knecht, auf einem ſchönen Roſſe aus meines Vaters Stalle und mit Kleidern aus ſeinem Schreine angethan. Iſt die Schale alſo löblich, wie ſüß und fein muß erſt der inwendige Kern ſein. Aber Du langſt auch gerade ein rechter Retter in der Noth an; kein Weißpfennig iſt mehr mein und meine zwei Freunde hier ſind eben ſo abgebraunt und haben auf mein Schiff gewartet, wie Buben auf die Chriſtbeſcherung.“ Franzisco kratzte ſich bei dieſen Worten gewaltig hinter den Ohren und in ſeinem Geſichte ging während der Rede des Junkers eine merkliche Veränderung vor. „Schafft die beiden Herren da fort,“ flüſterte er dem Junker italieniſch zu, „damit ich Euch meine Fata erzähle, ſie paſſen wahrlich nur für Eure Ohren.“ — „Nein, was mich betrifft, Junge, das können dieſe beiden Herzensfreunde vernehmen, die mich in der Noth nicht verlaſſen haben. Hör’, Graf, mein Bube muß mancherlei Abentheuer beſtanden haben,“ wandte er ſich zu dem einen ſtämmigen jungen Manne, „er will in Eurem Beiſein nicht einmal mit der Sprache heraus.“ — „Es muß dem wohl ſo ſein,“ erwiederte der Angeredete; „denn ich habe an ſeinem Halſe ſchon mit Erſtaunen das Wappenſchild des jungen Markgrafen Jodok von Mähren geſehen. Wie biſt Du zu dieſem Wappen gekommen, Geſell?“ — „Alles nach und nach, gnädiger Herr,“ verſetzte Franzisco; damit packte er ſein Pferd ab, führte es zum Stalle, ſuchte ihm einiges Futter auf und zog aus ſeinem Sacke ein Stück Brot und Fleiſch, um es ebenfalls gemächlich zu verzehren. Junker Henrico Tarquini wurde über die beiſpielloſe Langſamkeit ärgerlich, die Ungeduld trieb ihn zum Stalle. „Biſt Du auf der Reiſe ein Narr geworden, oder willſt Du mich nach derſelben dazu machen?“ fuhr er den Knecht an. „Meine Hände haben ſich ſchon lange hohl gekrümmt, des Vaters Goldſtücke zu empfangen und mein Seckel ſteht auf, um, wie ein hungriger Magen, die lang entbehrte Speiſe zu erſchnappen und zu verarbeiten; und Du pflegſt unbekümmert Deinen Bauch hier.“ — „Goldſtücke! — Vater!“ —

ſeufzte der Knecht. „Beſter Monſignore; ich beſchwör Euch, ſchickt die beiden Herren dort fort; denn die Mähr und Alles, was ich Euch bringe, iſt wahrlich nur ganz allein für Euch.“ — „Du machſt mich immer begieriger auf Deine Kunde. Aber meine Freunde kann ich unmöglich fortſchicken; das wäre ein ſchlechter Dank für ihre Gefälligkeit und würde ihnen hitzig in die Naſe fahren; alſo kauere dahier nicht lange herum, ſondern folge mir ſtracks und erzähle.“ — „Nun in Gottes Namen denn!“ ſeufzte der Diener und erſtieg mit grämlichem Geſichte hinter ſeinem Herrn die Treppe. „Nun fang' Deine Leier an, Kumpan!“ rief der Graf, „aber mach' die Rede kurz, damit wir uns deſto länger an den blanken Floren erfreuen können, die Du uns nachher aus Deinen Pluderhoſen aufzählen wirſt; denn ich ſehe das Büſchchen eines jedenfalls gutgefüllten Geldbeutels herausgucken.“ — „Die lange Fußreiſe,“ begann Franziſco ſeine Erzählung, „bekam mir übel; Euer Nothſtand konnte mir nur einen kleinen Zehrpfennig geben, aber ſo ſchmal ich auch meine Biſſen nahm, ſo reichte ich doch nicht mit nach Nürnberg aus. Ueberdies war die Hitze ſo groß, daß ich nur wenig Stunden des Tags meinen Weg fördern konnte. In einer ſchlechten Herberge mußte ich deshalb mein Wams und meine Hoſen verkaufen; der Wirth warf mir ein zerriſſenes Kleid zu und als ein Bettler wandelte ich ein in die ſchmucke Stadt, mit der Hoffnung, als ein reicher Mann wieder hinaus zu wandern. Die Bettlerjacke war mir erwünſcht, ich glaubte damit am leichteſten zu Eurem Vater zu kommen und ihm dann damit das begreiflichſte

Bild unſrer bedürftigen Lage zu entwerfen. Es war Alles unnöthig; denn ich kam gerade zu Eures Vaters — Tode!" — Entſetzt fuhr der Junker Henrico vom Sitz in die Höhe und ſelbſt dem Tode nah vor Schrecken rief er: „Todt! Mein Vater todt?! O weh mir Armen! Und hat Er meinen Brief nicht noch geleſen? hat er nicht noch für mich geſorgt?" — „Da lieſt ſich's Briefe und verſorgt Andre, wenn man ſelbſt in den letzten Zügen liegt. Es war Alles zu ſpät! Und da mir Eure lieben Geſchwiſter nicht ausſahen, als würden ſie Euch freiwillig viel von der Hinterlaſſenſchaft des ſeligen Herrn abtreten, ſo machte ich mich ohne Weiteres wieder auf die Socken nach Prag zu. Das iſt meine ganze Verrichtung in Nürnberg geweſen." — „Nun bin ich verloren! Ganz zu Grunde gerichtet! Nicht mehr zu retten! Nur der Tod bleibt mir noch gewiß!" jammerte Henrico. — „Daß Dir der St. Veitstanz ankäme, verdammter Rabe mit Deinem Kirchhofsgekrächz!" ließ der Graf den betrübten Franz an. „Konnteſt Du ihm nicht was herlügen?" — „Oho! wer weiß, ob er's nicht gethan," ſagte der Andere, ein dickköpfiger Schwabe, „woher haſt Du dieſe Kleider, das Pferd, dies Geld? Sag' an Spitzbube, Du willſt uns eine Naſe drehen, da Du weißt, daß wir an Deinen Herrn Forderungen zu machen haben."

Franz erzählte ſein Abentheuer ehrlich und aufrichtig und das Bruſtſchild gab dem Berichte Wahrſcheinlichkeit.

„Ihr Freunde rathet, helft mir!" rief Henrico, ſich aus der ſtarren Verzweiflung aufreißend. „Ihr ſeid die Einzigen, die mich nicht verlaſſen haben, verlaßt mich auch jetzt nicht, ſonſt iſt es gar aus mit mir!" — „Aber, Brüderchen, Du weißt ja, daß wir ſelbſt lang ſchon im Schlamme wühlen, und uns desperat nach ſtarkem Waſſerzufluß ſehnen, um wieder einigermaßen ſchwimmen zu können," verſetzte der Graf, „und wie ſollen wir erhalten, was Du uns ſchuldig biſt?" — „O mußt Du mich daran erinnern! Rathet mir wenigſtens, was ſoll ich in dieſer unerhörten Verlaſſenheit anfangen! Ich bringe in meinem Kopfe keinen Gedanken auf. Potuſchka, Auberle, ich kann mich keinen Tag mehr ernähren. Was ſoll aus mir werden? O und die Schulden! Der Doktor Plyſta, der Baccalar Horak, der Herbergsvater, der Jude Schmul, der Hauswirth, ſie werden mich ins Gefängniß werfen laſſen. Und wer ſoll mich befreien, wer auslöſen? Niemand in Böhmen und Deutſchland gehöre ich an, Niemand kennt mich, und o mein ſchönes Vaterland iſt ſo ferne, die ungeheure Bergwand der Alpen liegt zwiſchen ihm und mir; und auch dort, ach! auch dort hab' ich nur zweideutige Freunde, keinen, der mir wahrhaft angehörte." — „Ja, guter Freund," meinte Auberle trocken, „haſt Du den Karren in Dreck geſchoben, ſo zerr' ihn wieder heraus. Ich kann Dir beim heiligen Wenzeslav nicht helfen, und muß am Ende mein ſchönes Geld noch hinterher werfen. Da Dein verfluchter Bärenhäuter, der italieniſche Weinſchlauch, hat ja Geld in Fülle. Her damit Schurke!" — „Gib heraus, was Du haſt!" donnerte Potuſchka den armen Franz an, „oder ich ſtoß Dir mit dem Degenknopf Deinen dummen italieniſchen Kopf ein." — „Ihr werdet Euch doch nicht am Eigenthum meines Dieners vergreifen wollen?" rief Henrico beſtürzt dazwiſchen ſpringend; aber ſie ſchoben ihn zurück, um den Erſchrockenen zu haſchen, der aber glatt wie ein Aal und geſchmeidig und ſtark ihren Händen entſchlüpfte und das Haſenpanier mit der Stubenthüre in die Hand nahm. Die beiden wüthigen Geſellen tobten noch einige Minuten im Zimmer auf und ab. „Du haſt gelebt, als ob Du ein Fürſt wärſt," rief der böhmiſche Graf. „Und geſpielt, als ob Du Goldberge hätteſt," ſetzte der ſchwäbiſche Bürgersſohn hinzu. „Dir verdankt Prag die Kenntniß der Würfel, die Du zum allgemeinen Beſten Tag und Nacht mehr als zu viel durch die Finger laufen ließeſt. Du trägſt Kleider, wie ein Prinz." — „Und haſt mehr Schulden, als Haar auf dem Kopfe." — „Habt Ihr gerade mich nicht zu den meiſten tollen Streichen verführt?" rief Henrico zerknirſcht. „Schaff uns unſer Geld!" ſetzte Auberle in demſelben Tone hinzu. — „Dir bin ich nur Spielſchulden ſchuldig." — „Aber mir baares Geld für das Bankett welches Du der Gräfin Hermenegilde zu Ehren gegeben. Soll ich Deine Liebeleien bezahlen?" — „Nimm mich, verkaufe mich, mache mit mir, was Du willſt!" rief der Junker verzweifelt. — „Es gäbe Niemand einen Weißpfennig für Dich. Die Leute müßten Dich ja noch ernähren!" hohnlachte der Graf, und verließ, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, ſchnell das Zimmer. Auberle ging träge hinterher. Franz kroch aus ſeinem Winkel hervor und ſchaute ihnen durchs Fenſter nach; da rief er plötzlich, wie am Spieße ſteckend: „Ach und O! Mein lieber Gaul! Ach

Junker, der Graf reitet mit meinem Gaule davon! Mein Eigenthum! mein liebes treues Pferd! O weh!" Potuſchka hatte wirklich das Pferd aus dem Stalle gezogen, ſich darauf geſchwungen und es als eine gute Priſe von dannen geführt. Vergebens ſchrie der nachfolgende Schwabe: „Halbpart!" Schon war der Liſtige zur Thüre hinaus. „Der Schurke! Daß ihm die Hand verkrummte, die er darnach ausgeſtreckt!" fluchte Henrico. „Doch tröſte Dich, guter Franz! vielleicht kann ich es Dir einmal erſetzen" — „Ach freilich will ich mich tröſten," ſagte dieſer treuherzig, „wir hätten ja ohnedies weder Hafer noch Heu für das gute Thier gehabt. Wenn Ihr nur heiter ſein wollt, bin ich's auch. Schlagt Euch die Grillen aus dem Kopfe." — „Du haſt gut reden, Franz; denn Du findeſt Dein Unterkommen alle Tage. Aber was ſoll aus mir werden? Es thut mir in der Seele wehe und rührt mich faſt zu Thränen, daß wir uns trennen müſſen, lieber Junge, aber es muß ſein. Ich kann Dich nicht mehr ernähren, kann Dir weder Lohn noch Kleid reichen. Weiß ich doch nicht, wer mich ſpeiſen ſoll, und es wäre mir wahrlich beſſer, ich wäre einer der Vögel unterm Himmel, die der himmliſche Vater ohne ihr Zuthun ernährt." — „Ich Euch verlaſſen!" rief Franz und riß Augen und Maul weit auf. „Glaubt Ihr, ich ſei ein Schelm? Als Euer Pflegevater in Avignon mich miethete, wart Ihr ein kleines Bürſchchen, ich ſchon ein aufgeſchoſſener Lümmel; aber ich war Euch gut und hab' Euch treu gedient, bis dieſe Stunde. Könnt Ihr's anders ſagen?" — „Wer denkt daran. Davon iſt gar nicht die Rede." — „Nun weshalb wollt Ihr mich fortſchicken. Ich dient' Euch im Sonnenſchein, ich will Euch im Sturmwetter dienen und Niemand ſoll mir nachſagen, ich hätte nicht treu in jeder Lage bei Euch ausgehalten. Habt Ihr kein Geld, ſo hab' ich welches. Seht dies Beutelchen hier; ſo ſchmuck und neu von rothem und gelbem Leder! Zwanzig blanke Roſenobel ſind drinne. Damit können wir ſchon nach Italien kommen. Hier iſt das Geld, es iſt das Eure!" — „Treue Seele!" rief Henrico entzückt und ſchloß den Diener in die Arme, der luſtig auf einem Beine in der Stube herumhüpfte. „Du hälſt, wenn mich Alle verlaſſen, nicht allein bei mir aus, ſondern trittſt mir auch Dein Eigenthum ab. Dir ſoll vergolten werden. Mit dieſem Gelde gehen wir nach Nürnberg; ich kann die Rechtmäßigkeit meiner Geburt darthun; ich bin der Erbe meines Vaters ſo gut, wie meine Geſchwiſter und ich müßte fürwahr die Rechtsbücher des Ulpian ſchecht ſtudirt haben, wollt' ich mein Recht nicht gelten machen und meinen Antheil nicht herausbringen. Und nur um es Dir dreifach zurückzugeben, nehm' ich Dein Geld." — „Wann ſoll die Reiſe fortgehen?" fragte Franz. — „Erſt muß ich ſie noch einmal ſehen und ſprechen, die Göttliche, die Einzige, deren Augen mich bezaubert haben, wie Laura's Augen den Meiſter Petrarca. Uebermorgen iſt ein großes Vogel und Scheibenſchießen. Sie kommt hinauf auf den Lorenzberg, ihre Zofe hat es mir verrathen. Alle Welt wird dort zuſammenſtrömen und ich war ſchon in Verzweiflung, daß ich nicht hingehen konnte. Doch Dein Gold, lieber Franz, hilft mir aus der Noth." Damit ſprang er die Treppe hinab und löſte ſich bei einer im Hofe zur ebenen Erde wohnenden Trödlerin ſeine Laute ein, welche er für einige Gulden verſetzt hatte. „Da werden die zwanzig hellen blanken ihr Licht am längſten in jenem Beutelchen haben leuchten laſſen, und bald wird's wieder Oede und Finſterniß darinne ſein. Nun wie gewonnen, ſo zerronnen! Man muß ſolch Licht nicht unter den Scheffel ſtellen, ſondern aller Welt ſtrahlen laſſen. Nach Nürnberg wandern wir dann zu zweit auf Schuſters Rappen. Vielleicht ſchickt der Herr wieder ſo ein gnädiges Donnerwetter und auch einen gnädigen Edelmann, der uns Pferde und Geld gibt.“ So philoſophirte Franz, patſchte ſich dann den wohlgenährten Bauch und ſeufzte: „Nothhalber könnt' ich wohl auch einige Zeit von meinem Schmeere zehren; aber wahrlich nicht lange, und leid thät' es mir doch auch um das niedliche Wänſtchen. Nun der Himmel wird uns ja nicht verhungern laſſen!“ Und augenblicklich in ſeine frohe Laune wieder fallend ſang er mit heller Stimme:

„Iſt's kein Braten und Wein,
Wird es doch Gerſtenbrot ſein.“

Wohlgemuth ſchwenkte ſich der flinke Junker Henrico eben zur Thüre herein und griff mit vollen Händen in die Saiten ſeines Inſtruments. Die Töne deſſelben verſcheuchten die Wolken, welche noch auf ſeiner Stirne lagerten; ſonnliche Freundlichkeit überſtrahlte ſein Geſicht; ſehnſüchtig blickten ſeine blauen Augen auf und wie der Johanneskopf ſich nach den Wolken wendet, ſo ſuchte auch Henrico's lockenumwalltes Haupt dort etwas, was ſeiner jungen Bruſt zu mangeln ſchien, während ſeine geübten Finger in den tonbegabten Draht der Saiten wühlten. — „Schlagt Euch die Liebſte aus dem Kopf, Junker,“ warf jetzt Franz ein, dem die Pantomimen ſeines Herrn etwas bedenklich vorkamen. „Seit dem letzten Johannisfeuer, wo's die gewaltigen Schläge zwiſchen den deutſchen und böhmiſchen Studenten ſetzte, ſeid Ihr ganz vernarrt in die zimpferliche Gräfin. Und was koſtete ſie Euch jenen Abend für Geld! Von da an ſchreibt ſich unſer Ruin; Ihr wärt ſchon am andern Tage genöthigt, borgen zu gehen, und wie lange dauerte es, ſo mußte ich die ſchöne Reiſe antreten. Laßt ſie fahren! In Nürnberg ſah ich allerliebſte Geſichterchen.“ — Und von frohem Uebermuthe hingeriſſen, ſtellte er ſich vor den in Nachdenken verſunkenen Jüngling und ſang, ſich auf einem Beine herumſchwenkend:

„Geh zu meiner Liebſten hin,
Sag' ich ließ ſie grüßen,
Wenn ſie fragt wie mir es geht,
Sprich: auf beiden Füßen.

Wenn ſie fragt, ob ich geſund?
Sag' ich ſei verdorben.
Wenn zu weinen ſie begunt,
Sag: ich ſei gar geſtorben.“

„Laß mich, plumper Bärenhäuter,“ rief der Junker unwillig, ſeine weitſchweiſenden romantiſchen Träume ſo unangenehm unterbrochen zu ſehen; „Du magſt mit Deinen gefälligen Zöſchen alle vier Wochen einmal wechſeln; mir winken nur zwei Sterne in die Nacht meines Lebens, und das ſind die Augen meiner Donna. Wie, ich hätte Petrarka's Liebeslieder verſchlungen, ich hätte mich lange vergeblich nach einer Laura geſehnt, und nun, da ich ſie gefunden, ſollt' ich ſie laſſen, ſollte mich treulos einer Andern zuwenden?" — „Ja, wie iſt mir denn?" fragte dummthuend der pfiffige Franz, „war denn die ſchöne Donna Cacchini in Bologna nicht auch Eure angebetete Laura, und beſangt Ihr nicht auch die wunderlieblichen Augen der Donna Moraſi in Avignon, und gefielen Euch nicht auf der Herreiſe alle hübſchen Mädchen in Italien, Tyrol, Deutſchland und Böhmen?" — „Schweig, Schurke! Eine Königin thront jetzt allein in meinem Herzen und ſoll ewig Beſitzerin deſſelben ſein. O Hermenegilde, ſüßes Leben! Du haſt mich angeblickt und ich bin todtkrank geworden; blicke mich wieder an, und ich geſunde an Deiner Bruſt oder ſterbe im Entzücken namenloſer Seligkeit!" — Franz drückte die flachen Hände vor die Ohren, damit er nichts zu hören brauche, und die immer mehr überhand genommene Dunkelheit im Zimmer überhob ihn der Mühe, auch die Augen zuzudrücken, was er bei hellem Tage gewiß gethan haben würde, um an dem verzückten Geſichte ſeines Herrn eben ſo wenig ein Aergerniß zu nehmen, als an den Worten. Henrico phantaſirte ſehnſüchtig in den Saiten, und Franzisco trommelte ungeduldig an den runden in Blei gefaßten Fenſterſcheiben, da ſtürmte es wieder der wankelmüthigen Treppe herauf, daß ſie knarrte und krachte, und mit frohem Gruß trat der Student herein, welcher vorhin den ankommenden Franz aus dem auf ihn eindringenden Haufen gerettet hatte. „Nun, Dein Reichsgeſandter hat gut ausgerichtet, ſcheint's," rief er heitern Muthes, „und ich komme zu gratuliren. Das Zitterlein klingt wieder ſo luſtig als vor dem verhängnißvollen Johannisfeuer.“ — „Gutes Abend, Lohmeier!“ rief Henrico dazwiſchen, ſprang auf und ſchüttelte dem Eingetretenen herzlich die Hand. „Mit dem Ausrichten iſt's nicht viel geweſen; ich bin ſo arm und noch ärmer, als Du, aber wir ſind Beide reich; denn Jeder hat einen Freund am Andern. Du gehſt doch nachher mit vor das Aujesder Thor an das Gartenhaus des Grafen Cresda? Der Abend iſt duftig und ſchön; auf den weichen Wellen der Nachtluft wiegt ſich Saitenklang und Geſang rein und ſanft empor und ſtiehlt ſich in das Zimmer der Geliebten. Dein wohltönender Baß ſoll meine Tenorſtimme unterſtützen.“ — „Ich gehe mit Dir und in Deiner Liebeswonne ſterbe mein Liebesleid.“ Sie fühlten ſich im Dunkeln die Treppe hinab und Lautentöne durchzogen ſchon die Straße entlang die ſtille Nachtluft, als auch Franz davon ſchlich, um ſein langentbehrtes Liebchen aufzuſuchen, ungewiß, ob er nicht einen Stellvertreter bei ihr finden möchte; denn er hatte ihr eben nicht ſtrenge Treue auf die Seele gebunden. Die ſpäten Wanderer langten bald vor dem bezeichneten Gartenhauſe im Dorfe Schenchow an. Einige Accorde auf der Laute lockten die dienſtwillige Zofe an die Thüre, und als ſie den erwarteten Liebesritter erkannt hatte, berichtete ſie mit geläufiger Zunge, wie der alte Graf verreiſt, die kränkliche Gräfin bereits zu Bette, und Hermenegilde auch ſchon in ihrem Schlafzimmer ſei, welches nach dem Garten zu liege. Dort bringe ſie unter ihren unzähligen Blumen zu, bis ſie entſchlummere. — Ein kühner Sprung über die Gartenmauer brachte die nächtlichen Sänger in Hermenegildens Elyſium. Eine ganze Blumenwelt hatte ſich hier aus dem Schoos der Erde entwickelt, die ſich der Nacht nur durch die würzigſten, ſüßeſten Düfte kund that, indem dem Tage nur ihre Farbenpracht gewährt war; denn Nacht und Tag theilen ſich in den Genuß der blühenden Natur; jener ſpendet ſie Düfte, dieſem bringt ſie Farben. Mit vorſichtigem Fuße ſchlüpften ſie neben den weichen Beeten hin und blickten nach dem niedrigen geöffneten Fenſter des Altans, durch welches zwiſchen Orangenbäumchen und Blumenſtöcken noch ein matter Lichtſtrahl zitterte. Schweigend und feierlich ruhte die Natur im Arme der Nacht, einzelne Sterne ſchimmerten; hinter ihnen erhoben ſich ſteil die ſchroffen Maſſen des Lorenzberges und beſchränkten ſeltſam, eine düſtere feindliche Wand, das blaue heitre Sternenfeld; von vorne her tönte das nahe dumpfe Rauſchen der Moldau, brachte aber, eintönig und ſchauerlich, wie es war, in das todte Nachtbild kein Leben, welches allein in der Bruſt der Jünglinge wegte. Henrico, von namenloſem Wonnegefühl erfüllt, drückte innig ſeines Freundes Hand und griff dann raſch in die Saiten. Nach einigen Accorden begann er mit weichen Tönen das Lied, wie es Begeiſtrung ihm eben eingab, nach Abſingung einer Strophe fiel dann Lohmeier ein, und Beide wiederholten ſie. Das Lied aber war folgendes:

Holde Augen meiner Donna,
Seid ihr denn nicht Sternen gleich,
Glühnde Liebesblicke ſendend,
Klar und freundlich, anmuthreich?

Holde Stern' am Himmelsbogen,
Gleichet ihr den Blumen nicht,
Die ſie von den weichen Beeten
Sich mit zarten Händen bricht?

Holde Blumen ihres Gartens,
Seid ihr Augen nicht fürwahr,
Duftgefüllte Liebesaugen,
Sehnſuchtblickend immerdar?

Weil denn Augen, Blumen, Sterne
Sich ſo eng verwandt und gleich:
Mög' die Dreizahl mich beglücken,
Dreimal ſelig, dreimal reich!

Sternlein haben ihre Blicke
Freundlich nach mir aufgethan;
Blümlein ſchicken ihre Düfte
Schmeichelnd auch an mich heran.

Doch die Augen meiner Donna,
Leuchten mir nicht durch die Nacht.
Holde, hätt' ich denn vergebens
Bange Stunden hier durchwacht?

Sie hatten kaum geendigt, als ſie ſich mit einem Blüthenregen überſchüttet fühlten. Wie ſie aber auch noch warteten, eines andern Dankes wurden ſie nicht theilhaftig. Das Licht war verloſchen und das Fenſter geſchloſſen. Selig in Träumen ſtieg Henrico über die Mauer und wandelte an Lohmeiers Seite durch das todtſtille Dorf am Ufer des Moldauſtromes nach der Stadt, und ſchied dann mit einem Kuſſe von ſeinem Freunde.

So freundlich die Nacht geweſen war, ſo mürriſch war der Tag für den liebereichen aber geldarmen Junker. Franz vermochte den Andrang roher Gläubiger, die alle ſchon von ſeiner Ankunft, auf die ſie vertröſtet, vernommen, nicht zurückhalten; Hauswirth, Jude, Weinſchenk, Speiſewirth, Schneider und Schuſter, betraten alle nach und mit einander die enge Stiege, die beinahe erliegend unter der Laſt der feiſten und dürren, feinen und groben Geſellen, tief aufſeufzte, aber doch nicht ſo tief, als Henrico in der verſchloſſenen Kammer auf dem hartgedrückten Lager, welches heute zu verlaſſen er nicht für gut fand. Franz verkündete allen dringenden Ankömmlingen, ſein Herr ſei todtkrank; befriedigt ſollten ſie alle werden, doch könnten ſie unmöglich Zahlung von einem Menſchen verlangen, welcher in Fieberhitze hart darnieder liege. Schweigend ließen ſich Einige damit abſpeiſen, obgleich die gewaltige Unzufriedenheit über abermals getäuſchte Hoffnungen deutlich genug aus ihren Zügen ſprach, Andre murrten und ließen ſehr unangenehme Worte durch den Bart ſchlüpfen, wieder Andre fluchten und drohten laut, gleich zum rechten Arzte zu gehen, und Einige verſuchten es ſogar ſich mit beweglichem Gut in der Stube bezahlt zu machen. Dieſe warf der launige, mit guten Kräften verſehene Franz ohne Weiteres zur ſteilen Treppe hinab und bekümmerte ſich nicht ferner darum, ob ſie oder die Steige Schaden genommen. — Unter dieſen und andern Unannehmlichkeiten ging der traurige Tag hin, am Abend kam Lohmeier wieder und brachte die Nachricht, wie der liederliche Graf Potuſchka das Pferd verſteigert und hohnlachend erzählt habe, auf was für Art er dazu gekommen.

„O hätteſt Du Dich vor dieſem Menſchen gewahrt!“ ſagte er bitter. „Er tritt Alles frech mit Füßen, was ihm nicht Vortheil oder Vergnügen ſchafft. Du hörteſt nie meine Warnungen; nun biſt Du ſein Geſpött, und ich glaube, ganz Prag weiß ſchon von Franzisco's Metzgerritt nach Nürnberg und von Deiner Armuth, der Du ſtets für einen ſehr reichen Edelmann gegolten haſt.“ — „Schändlich! Abſcheulich!“ knirſchte Henrico, „Wie der Schurke mich erſt zu locken wußte, und nun, da er hört, was mich ſelbſt wahnſinnig machen möchte, trägt er meine Schande in Aller Ohren. Doch Henrico Tarquini führt ſein Schwert nicht ſchlechter als jeder böhmiſche Schelm, und ſollte es nicht, ſo weiß mein ſcharfer Dolch einen Weg ſelbſt in die gräfliche Bruſt zu finden.“ — „Rechne auf meinen Beiſtand!“ ſagte Lohmeier. „Feder und Degen führ' ich gleich zu Jedermanns Zufriedenheit, und ſo wie ich die Pandekten mit meiner Hand abgeſchrieben, will ich ihr Gebot hochpeinlichen Halsgerichts an einem Schurken ausüben, der unſerer Meinung und dem römiſchen Rechte nach das Leben verwirkt hat, wenn wir auch die Anklage, Beweiſe, Ueberführung u. dgl. übergehen und gleich zur Execution ſchreiten, die ich noch dazu ſelbſt ausführe. Zum Stockmeiſter bin ich wie geboren, und es wäre mir ein Gaudium ohne Gleichen, einen nichtswürdigen Kerl den Kopf vor die Füße zu legen. Hätt' ich meine Rache einmal allzuraſch im Blute meines Feindes gekühlt und die heilige Gerechtigkeit rückte mir zu nahe an die Gurgel, ſo ging' ich zum Scharfrichter über und ließe bei dem dann meiner Inklination freien Lauf.“ — „Nun, könnte Dich der Arm der Juſtiz nicht fort erreichen?“ — „Ei bei Leibe nicht! Ich wäre ja dann ſelbſt der Arm. Biſt Du ſo alt geworden, haſt in Prag das römiſche und deutſche Recht ſtudirt, und weißt nicht, daß Du in des Stöckers Dienſt vor aller Verfolgung ſicher biſt, und hätteſt Du Zehnen den Garaus gemacht?“ — „Vortrefflich! aber weißt Du auch, daß wir morgen auf dem Lorenzberge beim Schießen flott leben müſſen? Des verfluchten Petuſchka verläumderiſch Maul müſſen wir auf eine glänzende Weiſe Lügen ſtrafen. Die böhmiſchen Ochſen ſollen ſehen, daß wir Geld haben! Helles gelbes Gold ſoll morgen gewiſſen Leuten Bauchgrimmen verurſachen.“ — „Was aber nachher anfangen, wenn — —“ — „Ich werde zu den verſtändigen Dublonen ſagen: gehet hin in alle Welt und lehret für heute noch Alles, was mit den Fingern ſpeiſt, daß Henrico Tarquini ein reicher italieniſcher Edelmann iſt, und morgen, wenn ihr das nicht mehr lehren könnt, will auch ich in alle Welt hinausziehen, das heißt: nach Nürnberg, und mir dort mit dem Schwerte des Mundes mein väterliches Erbe herausſtreiten.“ — „Du kommſt mir vor wie Einer, der vor ſeinem ſeligen Ende ſich noch ein Gütliches thun und all ſeine Habe aufzehren will.“ — „Du haſt recht, Bruder, aufgezehrt! Gleich einige Flaſchen guten Tokaier. Die Könige von Ungarn und Böhmen ſind ja gute Freunde.“ — Und ſo wurde der böſe Tag wieder durch einen fröhlichen Abend verſöhnt. Als nun der Wein Beider Lebensgeiſter aufgeregt hatte, wurde ſchnell noch ein Gang vor das Aujesder Thor ins Dorf Schmichow nach dem gräflichen Gartenhauſe beſchloſſen und ausgeführt. „Sieh,“

ſagte Henrico weich zu ſeinem Freunde, als ſie durch die ſtille ſternenhelle Sommernacht am breiten Strome hinwandelten, und ihnen links der hohe Wiſchehrad, rechts der Lorenzberg ernſt durch die Nacht herabzuwinken ſchienen: „am Tage beſchleicht mich meiſt ein wunderlich ſchmerzlich Gefühl, ein ſonderbar Bangen und unruhig Treiben, ſo daß ich mir ſelber entfliehen möchte, und aus dieſem an und für ſich unerklärlichen Etwas kannſt Du Dir aber mein unſtätes Weſen erklären. Gern möchte ich fröhlich ſein, wie Andere, aber ich vermag es nicht, und was für Mittel ich auch anwende, es gelingt mir nicht ſo, wie ich wünſche; ich zeche den beſten Wein, der Rauſch kommt, aber die ächte Heiterkeit nicht; die Würfel, die ich mit von Italien herüberbrachte und deren vielfältigen Gebrauch ihr in Prag noch gar wenig kanntet, haben mir oft viel Geld eingetragen, aber ich bin des nicht froh geworden; ich kleidete mich in Sammt und Seide, und wenn ich den Tand am Leibe trug, war er mir gleichgültig; ich ſuchte Freunde, die, ſelbſt fröhlich, auch mich froh machen ſollten, ich fand Leute, die ſich mit meinem Gelde gütlich thaten, mich umlärmten und umtanzten, aber mich ließ ihre Freude kalt, und wenn ich, mir ſelber gleichſam zum Trotz, dennoch mit in ihren Jubel einſtimmte, ſo war es erzwungene Verſtellung und mir ekelte nachher um deſtomehr davor. Sieh, Freund, das iſt meine Tagſeite, die wunderbar genug meine Schattenſeite iſt. Wie verwandelt, wie ein ganz Anderer bin ich in der Nacht! So wie die heilige Dunkelheit den Himmelsbogen überſchleiert, ſo ſinkt das Bangen von mir, jene Unbehaglichkeit verſchwindet, ein feuriger

Lebensquell öffnet ſich in meiner Bruſt und ſprudelt und übergießt mich mit ſüßen Schmerzen, mit unbeſchreiblichen Wonnen. Ein neues Leben glüht in mir auf und entfaltet ſich wie eine morgenländiſche Wunderblume, die ihren Kelch auch nur dem keuſchen Strahl des Mondes und den Liebesblicken der Sterne und dem dunkeln, duftdurchwürzten, thaufeuchten Kuß der Nacht öffnet, dem hellen lauten Tag und der unbeſcheidnen Sonne aber verſchließt. Wenn die lauen Luftmaſſen der Nacht mich umwogen, wenn das Mondlicht in grünen Büſchen ſpielt, während es auf den nachbarlichen Hügeln zu ſchlummern ſcheint, wenn die Sterne Strahlen herab und die Blumen Düfte hinaufſenden, dann iſt es mir, als würd' ich der Bande des Leibes ledig und wandle ein körperloſes Weſen über die Erde und ſtreife doch den Thau nicht von ihren Gräſern, als ſchwebe ich, ſelbſt zum Mondſtrahl aufgelöſt, in Wipfeln und Blüthenkronen, als wandle mich meine Sehnſucht zum Nachthauch, der jetzt unſere Wangen umfächelt. Dann, Freund, dann fühl' ich namenloſes Glück, dann gibt der Wein mir Götterſeligkeit, und die Liebe erhebt mich zum König der Erde.“ — „Es iſt wahr,“ verſetzte Lohmeier, „mir wär's auch lieber, könnt' ich aus der Nacht Tag und aus dem Tage Nacht machen, ja wenn mich Nachts der Schlaf nicht ſo gewaltig heimſuchte, und mich nur etwas zur Beſinnung kommen ließe, ich würde, weiß der Himmel, lieber bei der Oellampe meine Studien treiben und beim Mondlicht durch die Straßen ziehn, dann ſtörte mich nicht ein verhunztes Magiſtergeſicht oder erzürnte mich eine jüdiſche Spitzbubenfratze oder ſonſt ein unverſchämter Geſelle; in der Nacht könnt' ich ruhig ſein, aber der Tag nimmt auch mir alle Luſt, weil er mir ſtets ſolch verdammtes Volk in den Weg ſchmeiſt. Die meiſten Menſchen ſind mir platterdings unausſtehlich und viele könnte ich mit Gift vergeben.“ — „Dagegen biſt Du Andern wieder um deſto gewogener, z. B. mir, und wenn Du Dich noch grimmiger anſtellſt, ſo biſt Du doch eine gute Haut, und retteteſt Deinem ärgſten Feinde das Leben mit Gefahr Deines eigenen.“ — „Halte mich nicht für beſſer, als ich bin; zu Dir, Tarquini, hab' ich eine große Liebe und ich glaube, ich könnte was Anders für Dich thun. Das hat ſich nun ſo gemacht, ich weiß ſelbſt nicht, wie's gekommen iſt, Du darfſt mir's aber auch nicht zu hoch anrechnen, ſonſt beſchämſt Du mich.“ — „Wir verſtehn uns ſchon,“ verſetzte der Italiener und drückte dem deutſchen Freunde die Hand; „doch ſieh, wir ſtehen vor meiner Hermenegilde Wohnung. Friede ihrem Schlummer und ein ſüßer Traum von mir! Mitternacht iſt vorüber, mir drückt kein Schlummer die Augenlieder, ich möchte die ruhigen Lüfte küſſen, daß ſie hinauf zögen und ihr Antlitz umhauchten und die Blumen, ihre Schweſtern.“ — „Wollen wir nicht eine Serenade ſingen?“ — „Nein, dies Entzücken will allein durch Schweigen gefeiert ſein; doch horch! vernahmſt Du nicht etwas aus dem Garten her? drang nicht ein Ton, wie leiſe Schritte auf dem Sand des Bodens in Dein Ohr?“ — „Mir war's auch ſo,“ bemerkte Lohmeier leiſe. „Laß uns näher an die Mauer treten! Ich will Dich hinauf heben, damit Du beſſer lauſchen kannſt.“

— „Still! ſtill! Ich höre flüſtern.“ — Er horchte hinab und durch die regungsloſe Nachtluft vernahm er von einer ihm nicht unbekannten Stimme die abgeriſſenen Worte: „Sie muß bald kommen; ich weiß gewiß, es vergeht keine ſchöne Sommernacht, in welcher ſie nicht nach Mitternacht im Garten unter ihren Blumen wandelt, und ſo den erſten Strahl im Oſten erwartet.“ — „Und den Tag verſchläft ſie wohl?“ fragte eine andre Stimme. — „Freilich!“ verſetzte die erſte. „Aber wenn Ihr erlaubt, gnädiger Herr, möchte ſie ſich mit dieſer Lebensart nicht wohl zu Eurer Gattin paſſen.“ — „Deſto beſſer als die einzige Erbin eines ungeheuren Vermögens. Narr, das Nachtwandeln wollte ich ihr ſchon abgewöhnen, wenn ich ſie nur erſt hätte.“ — „Still, die Thüre dort öffnet ſich! Ich glaube wahrhaftig, ſie kommt.“ — Eine in weiße Nachtgewänder gehüllte Geſtalt ſchlüpfte leiſe durch die Gänge; die beiden Sprecher traten zurück ins Gebüſch und Tarquini zog ſeinen Freund auf die Mauer nach, und flüſterte ihm ſo leiſe als möglich zu: „Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt Potuſchka mit ſeinem Diener im Garten und dort naht Hermenegilde, mit welcher er ein Bubenſtück vorhat.“ Die fliegenden ſchneeigen Gewänder ſchimmerten immer heller durch die Dämmerung und gaben der einſam Wandelnden ein geiſterähnliches Anſehen. Dann und wann hielt ſie die langſamen Schritte ein und bog ſich rechts und links zu den Blumen herab, entweder um ſie zu küſſen oder um ihre Düfte ungetheilt einzuathmen. „O wie begrüß ich euch,“ flötete ihre Stimme, „ſo freundlich und innig aus der Tiefe meines Buſens herauf, ihr duftigen farbigen Blumen, ihr ſchönſten Kinder der Erde! Wie ſehr fühl' ich, daß ihr mir verwandt ſeid! Wie ſehn' ich mich den ganzen Tag nach der Fülle eurer Liebe, denn am Tage ſeid ihr nicht wach, ſeid ihr ſtarr und zeigt nur das äußere ſchöne Kleid, aber wenn die Nacht hernieder thaut, dann wacht ihr zum ſchönſten Leben auf, der erſte Kuß des Abends auf eure farbigen Lippen weckt euch aus dem magiſchen Schlummer und ſcheucht den Bann, welcher euch feſſelt. Aus ſüßen Träumen zur ſüßeren Wirklichkeit aufgerüttelt, thut ihr eure wonnethränenden Augen auf und lächelt mich an und ſchickt mit der zarten Stimme, euren Düften, mir ſchweſterliche Grüße entgegen und flüſtert mir zu, wie ihr mich liebt, wie ihr euch unendlich glücklich fühlt, wenn ich unter euch wandle. O glaubt mir, auch mir iſt nirgends wohler, als wenn ich bei euch bin, wenn kein Laut uns ſtört, die friedliche ſternenhelle Nacht uns umfängt und ich euch, die ihr mich allein verſteht, Alles ſagen kann, was mich bewegt, wenn ich euch die Geheimniſſe meiner Bruſt verrathen darf, die am Tage nimmer über meine Lippen kommen, die ich euch aber mitzutheilen das heftigſte Verlangen fühle, denn ihr ſeid ja meine Freundinnen, meine einzigen Vertrauten.“ — Während dieſen ſanft hingehauchten Worten war Hermenegilde dem Gebüſche nahe gekommen, worin ſich die beiden Männer verborgen hatten; die Freunde auf der Mauer richteten ihre Augen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dorthin. Henrico breitete die Arme ſehnſüchtig nach der Geliebten aus und drückte dann beide Hände auf das ſtürmiſch ſchlagende Herz. Plötzlich drang ein Schrei Hermenegildens in ſein Ohr und er vernahm die deutlich geſprochenen Worte: „O hört mich, Gräfin! Meine unbeſiegbare Liebe zu Euch macht mich zum Raſenden. Sie trieb mich an, alle Rückſichten zu überſpringen, wie dieſe Mauer. Euer Vater verſchließt mir die Thüre, Ihr wendet Euch von mir, ſo oft ich mich Euch nahe, meine Liebe reibt mich auf, was ſoll ich thun, als Euch unter Euern Blumen aufſuchen; ſie mögen für mich bei Euch bitten, wenn meine Stimme zu ſchwach iſt. Sie werden Euer Herz für mich bewegen.“ — „Fort! Fort! Unbeſonnener!“ rief Hermenegilde, „weder mein Herz noch meine Blumen ſprechen für Euch.“ Sie wollte raſchen Schritts den Gang zurückeilen und ſich in das Haus flüchten, aber Potuſchka — ihn hatten die Horcher auf der Mauer erkannt — ſtürzte ihr nach und umfing ſie mit beiden Armen. „Ihr müßt mich hören!“ rief er verzweifelt: „ich habe Alles auf dieſen Wurf geſetzt, und er darf mir nicht fehlen. Hermenegilde, Ihr müßt meine Gattin werden!“ Wie die Taube in des Geiers Klauen ſträubte ſich die laut Aufſchreiende in den Armen des Heftigen. Mit einem Satze war Henrico von der Mauer herab, und ungeſehen und ungehört ſtand er hinter dem Grafen, packte ihn beim Wamſe, um ihn zu Boden zu ſchleudern. Dieſer ließ überraſcht und erſchrocken das Mädchen fahren, aber ſchnell ſich ſammelnd und an Kräften ſeinem Gegner weit überlegen, riß er ihn nieder und würde ihn ſicher, ohne ihn zu erkennen, ſogleich mit dem Degen durchbohrt haben, hätte nicht der baumlange und rieſenſtarke Lohmeier ihm ſchon den Arm gehalten und ihn ohne Umſtände etwas unſanft zwiſchen die Blumen gelegt.

Henrico erhob ſich ſchnell, um die Dienerſchaft des Hauſes zu wecken, weil er einen Hinterhalt befürchtete. An der Gartenthüre holte er die zitternde Hermenegilde ein. „Es iſt Euch doch wohl, Fräulein?" fragte er. „Der Schreck hat Euch nichts geſchadet?" — Da erkannte ſie ihren Retter an der weichen, ſanften Stimme und ſich ſelbſt vergeſſend rief ſie: „Henrico, Ihr ſeid's? O Gott!" — „Ja ich, der Glücklichſte, bin es, dem Ihr durch dieſen ungezwungenen Namen die höchſte Erdenſeligkeit bereitet, Henrico iſt es, den das Schickſal ſelbſt durch wunderbare Fügung zu Eurer Rettung herbei geführt hat. Der Himmel hat mich gewürdigt, Euer Schild gegen die lauernde Bosheit zu ſein." — „O empfangt meinen innigſten Dank!" — „Dank?! Nichts als kalten Dank. O daß dieſer Augenblick mir in Eurer Bruſt ein anderes Gefühl gezeigt hätte! Mein Herz betet Euch an; hat das Eure kein Wort für mich?" — „Nicht länger kann ich es verſchweigen; hört es doch außer Euch nur noch die Nacht, die es ſchon längſt wußte und die brennende Röthe meiner Wangen, kaum vom Schreck gebleicht, mitleidig Euren Augen verbirgt; ja Tarquini, ich fühle ſchon lange, daß mein Herz Eure Liebe erwiedert." — Schweigend hielt der Jüngling die Geliebte umfangen, ſchweigend preßte er den erſten Kuß auf ihre Lippen, da rief Lohmeier laut ſeinen Namen. Hermenegilde riß ſich los und verſchwand durch die Thür, welche ſogleich verſchloſſen wurde. Henrico taumelte wie ein Träumender zurück. „Das Feld iſt leer!" ſagte Lohmeier; „ich habe den feinen Geſellen mit Stockſchlägen über die Mauer getrieben; ſeinen Degen hat er mir aber zurück laſſen müſſen." — „Ob er uns wohl erkannt hat?" — „Schwerlich; denn es ſind keine Worte gewechſelt worden. Der ſaubere Burſche ahnet nicht, daß ihm dieſer Streich gerade von der rechten Seite kam." — „Aber wo iſt ſein Knappe, mit dem er ſich erſt unterredete? Sollte der wohl gar noch hier im Gebüſch ſtecken?" — Sie gingen darauf los, um es zu unterſuchen; da ſprang der Verzagte heraus und im ſchnellſten Rennen durch den hinteren Garten den Lorenzberg hinauf, in deſſen Büſchen und Bäumen er ſich verlor. „Der wird uns verrathen," ſagte Lohmeier. — „Ich zweifle, daß er unſere Stimmen erkannt hat. Was kann's uns auch ſchaden? Laß Dir lieber mein unausſprechliches Glück berichten. O Freund, ſie hat mir geſtanden, daß ſie mich liebt; ich habe ihren Athem getrunken, ihren Kuß durch das Mark empfunden, ihre Worte hallen noch wie Engelsmuſik in meiner Seele wider." — „Nun ſo iſt ja Dein Zweck erreicht, und wir können nach Hauſe gehen; meinen ſchönſten Glückswunſch geb' ich Dir mit zu Bette, auf welchem Du wohl auch ohne Schlaf träumen wirſt. Das Andere wird ſich ſchon finden. Gegen den reichen italieniſchen Edelmann, den Sohn des Schultheißen von Nürnberg, den der Stand ſchon adelt, darf der Graf Cresda nicht viel Schwierigkeiten machen. Du biſt ein Glückskind, das darf Niemand läugnen." — „O Gott woran erinnerſt Du mich! Ich ein reicher Edelmann? Weiß ich denn, ob meine Mutter mir von den großen Gütern, die ſie einſt beſeſſen, je etwas hinterlaſſen wird, hab' ich ſie je geſehn, hab' ich je weiter etwas von ihr gehört, als daß ſie eine reiche vornehme Dame ſei? Sie ſoll mich haſſen, hat man mir einſt geſagt, weil ich Niklas Muffels Sohn ſei, den ſie in den Tod haſſe. Darf ich von ihr alſo noch etwas hoffen? Und mein Vater iſt todt; wird es mir auch gelingen, mir mein Erbtheil zu erſtreiten? O mit Centnerlaſt fällt das Gewicht meiner verzweifelten Lage mir jetzt erſt auf die Seele, jetzt da ich von Hermenegildens Liebe ganz überzeugt bin und mir alle Hoffnung, ſie einſt zu beſitzen, abgeſchnitten ſehe." — „Freund, ich würde an Deinen verzweifelten Redensarten merken, daß der Tag im Anzuge ſei, ſähe ich es nicht auch an den lichten und purpurnen Streifen drüben über dem Wiſchehrad, die uns jedoch erinnern, daß wir uns auf ein Ohr legen, um einige Stunden zu ſchlafen, damit wir uns Nachmittags beim luſtigen Vogelſchießen auf dem Lorenzberg um deſto munterer zeigen können." — „Du biſt immer der gute Rath aber auch die beſte That. Laß uns gehn!" Der Weg von der Gartenmauer bis zu Tarquini's Wohnung war ſchnell zurückgelegt; Franz ließ ſich, an ſolch frühes Heimkommen ſeines Herrn ſchon gewöhnt, nicht im Schlafe ſtören, als Lohmeier, nachdem er die Reſte in den Flaſchen als einen Schlaftrunk zu ſich genommen, ſich neben ihn auf das Strohpelſter ſtreckte.

Der helle Mittag guckte ſchon durch die runden Glasſcheiben in das wüſte Zimmer, und mit warmen Finger pochte der hereingeſchlichene Sonnenſtrahl an der unruhigen Schläfer aufgedunſenes Antlitz, eh' ſie erwachten. Henrico citirte Franz ſogleich vor das Bette, und als er die Tageszeit erfahren, befahl er ihm, ſogleich für einen guten Imbiß zu ſorgen und ſodann das koſtbare Staatskleid des Junkers hervorzulangen und bereit zu halten. Und ſo geſchah denn auch. In ſich-gekehrt und verſtimmt nahm Henrico das Mahl ein und horchte nur ſeinem Freunde zu, welcher die erlebten Begebenheiten der vergangenen Nacht noch einmal ſummariſch berichtete und die Art, wie er den Grafen über die Mauer gejagt, nicht genug belachen konnte. Nur dann und wann ſtieg ein tiefer Seufzer aus Tarquini's Bruſt, und er wußte ſelbſt nicht, ob eine böſe Ahnung oder das ſchnell verrauſchte Glück ihn ſo traurig mache. Nach vollendeter Mahlzeit fuhr der Italiener in die engen knappanliegenden fleiſchfarbnen Beinkleider, die an den Knieen und am Latze mit hellblauen ſeidnen goldverbrämten Puffen geziert waren. Eh er dieſelben mit dem breiten ſchöngeſteppten Ledergürtel, Dupſeng genant, um die Lenden befeſtigte, mußte erſt die weißſeidne, mit Roſa-Band eingefaßte Aermelſchaube darunterlaufen, und Bruſt und Oberleib bedecken. Dann kam der lange Scheckenrock mit großen weiten nach innen aufgeſchlitzten Aermeln, damit die weißglänzende Seide der Schaubärmel durchſchimmere, der Länge nach mit ſilbernen Schellen, ſtatt Knäufen beſetzt und vorn mit einem Stück Tuch an einer halben Elle, Preischen genannt, verlängert, welches über die Hände herabhing und ſie ganz verſteckte. Wollte man dieſe gebrauchen, ſo mußte man vorher die Preischen aufſchlagen. An der Bruſt herab und an den Zipfeln des Rocks waren wieder Schellen angebracht, eine Tracht, die damals noch nicht den privilegirten Narren allein eigenthümlich war. Auf dem Kopfe erſchien die lang und breitflügetige Gugel mit ein Paar ſchwankenden ſchwarzen Federn geziert, das geläuterte blonde Haar, des Junkers deutſche Abkunft beurkundend, fiel in langen Locken auf den fein geſtickten Hemdkragen, welcher ſich über den obern Theil der Bruſt und des Rückens legte. Der letzte aber der vorzüglichſte Schmuck war der lange ſtattliche Raufdegen, welcher durch ſein Klappern auf dem Boden als ein guter Herold die Ankunft ſeines Herrn verkündete. Das breite gelblederne Bandelier, an welchem er befeſtigt war, lag dem ſchönen ſchmächtigen Jüngling wie angegoſſen um die Lenden. Lohmeier war mit ſeiner Toilette weit eher fertig; er kämmte ſich mit den Fingern den in Unordnung gerathenen Schnauzbart aus, ſalbte die ſchwarzledernen Hoſen und Stiefel mit Oel aus der Lampe, ließ ſich von Franz den abgetragenen Rock mit Waſſer ausbürſten, ſtürzte den fuchsrothen Filzhut auf ein Ohr, und ſchnallte ſich den gewaltigen Sarras um. So trabten Beide davon und der treue Franz folgte ihnen auf dem Fuße nach. Sie waren nicht die Erſten auf dem Platze. Schon wogten Menſchenmaſſen auf dem großen am hohen Lorenzberg gelegenen ſanft aufſteigenden Schützenhofe, der ringsum mit bunten Zelten auf dem grünen Raſen garnirt war, worin man ſich mit Allem was die Sinne reizt und ergötzt für Geld erfreuen konnte. Der Berg bot heute jedem nach Luſt und Vergnügen haſchenden Herzen reichen Genuß und Befriedigung. Das Auge ſchweifte hinab und fiel am Fuße des Bergs zuerſt auf das Dorf Schenchow, glitt hinter demſelben über den Spiegel der hier faſt eine Viertelſtunde breiten Moldau, und erhob ſich über die Felſen und Häuſer des gegenſeitigen Ufers hinauf zu dem Berg Wiſchehrad und ſeinen ſtarken Thürmen und Mauern. Zur Linken an das Dorf ſchloß ſich die Stadt unmittelbar und erhob ſich mit ihren ungeheuren Gebäuden, bis ſich der irrende Blick in der unüberſehbaren Häuſermaſſe verlor. Auf dem mit Kähnen überſäeten Strom ſchiffte er dann raſch wieder thalabwärts und ſchwelgte in der reizenden Ferne mit den lachenden Dörfern und Schlöſſern.

Hundertweiſe zogen die heitern Muſenſöhne meiſt in freier ausgezeichneter Kleidung über den grünen Platz und die reine Luft tönte vom Jubelgeſang ihrer Stimmen wieder. Da trugen Einige weite faltige Röcke von hellen muntern Farben, die bis zwei Spannen über die Kniee herabfielen, um die Bruſt eben gemützert und geſtützert und vorn aufgeſchlitzt bis an den Gürtel, ohne Knauf und Heftel auf der Bruſt, ſondern allein an den Aermeln mit blanken Knäufen verſehen. Dazu trugen ſie hohe Lederſtiefeln und kurze weite Hoſen. Andere hatten lange Röcke an mit einigen zwanzig Geren, geknäuft vorn herab bis auf die Füße, dazu enge Beinkleider und ſtumpfe Schuhe. Die Gugeln hatten vorn und hinten einen langen Lappen verſchnitten und gezattelt; oben drauf einen Federſchmuck oder Schellen. Wieder Andere trugen ganz kurze Kleider auf den Lenden abgeſchnitten, vielfaltig und mit engen Aermeln. Die Farben der Kleider waren meiſt roth, hellblau, hellgrün, ja nicht ſelten war ein Rock dreifarbig. Auch ſaßen ſchon viel edle Frauen, herrlich geſchmückt in den ſchönſten Zelten, welche der König hatte aufſchlagen laſſen; auch waren ſchon viele Ritter und

Hofleute in goldgeſtickten Kleidern zugegen und auf dem weiten großen Platz wimmelte es bunt durch einander. Wandernde Muſikanten machten auf Hörnern, Schalmeien und Dudelſäcken ihre ergötzliche Muſik; auf einem über Bierfäſſern liegenden Brete producirte der Hanswurſt, der einzige Schauſpieler jener Zeit, ſeine Schwänke, vom rings in Haufen ſtehenden gaffenden Volke viel bewundert, unaufhörlich belacht und gut bezahlt; ohnfern davon ein breternes Haus mit offenen Pforten, worin eine Geſellſchaft Zauberer ihre Teufelskünſte trieb; auf der andern Seite eine Truppe wandernder Meiſterſänger aus Böhmen und Deutſchland, phantaſtiſch gekleidet und mit Harfen und Lauten verſehen, womit ſie ihren ſelbſtgedichteten Geſang begleiteten. Dazwiſchen viele beſetzte Tiſche und Bänke, lange Tafeln unter freiem Himmel oder unter Hütten von Tannenzweigen und Eichenlaub. Auf allen floß ſchon Bier und Wein in Menge. Nach dem Berge zu war das Schießhaus von Bretern aufgezimmert, darinne ſtanden die ſtarken Armbrüſte und Paläſtern, auf dem Boden lagen die kleinen unförmlichen Donnerbüchſen, und an dem Pfahl in der Mitte deſſelben hing die brennende Lunte. Zur linken aber auf einer kleinen Ebne ſtand ein langer Balken aufgerichtet, an welchem oben auf der Seite ein Querbalken befeſtigt war; am äußerſten Ende des letzteren hing eine lange Schnur herab und an derſelben ſchwebte unten ein großer bleierner Vogel mit einem langen ſpitzen Schnabel. Zehn bis zwölf Schritte vor dem Vogel war eine große Scheibe befeſtigt. Dies war das Beluſtigungsſpiel der Frauen; denn es war die Sitte, deß, während die Männer mit Pfeilen, Kugeln und Bolzen nach zweien in verſchiedener Entfernung vom Standpunkt, an großen Stangen hängenden buntgemalten hölzernen Vögeln ſchoſſen, ſich die Frauen mit dem bleiernen Vogel ergötzten. Sie zogen ihn bis an den in der Erde befeſtigten Balken zurück, an welchem ihr Standpunkt war, zielten damit nach der Scheibe und ließen dann den Vogel ſchießen, welcher, je nachdem ſie gezielt, in das Schwarze oder Weiße der Scheibe mit ſeinem Schnabel fuhr, auch wohl zur allgemeinen Beluſtigung gar vorbeiſchoß. Neben dieſer Scheibenbahn ſtand das königliche Zelt, an ſeiner Pracht und den zwei großen Fahnen, mit dem deutſchen Reichs- und dem Wappen der Krone Böhmen geziert, welche von ſeiner Spitze herab flatterten, erkennbar. Die junge Königin Johanna war eine große Freundin dieſer Vergnügung und deshalb war das Zelt ſo nahe daran gebaut. Auf den andern Zelten wehten ebenfalls Fahnen oder ſie waren mit grünen Büſchen geſchmückt, mit Kränzen behangen, mit Laubgewinden garnirt und mit Bändern, welche luſtig in der Luft flatterten, ausſtaffirt.

Das Feſt oder vielmehr das Schießen hatte noch nicht begonnen, man wartete noch des Königs und der Königin. Deshalb ſtanden zwei Fähnlein Knechte noch unter Gewehr, um den Herrſcher zu empfangen. Die Unterhauptleute brüſteten davor und die Oberhauptleute ſtolzirten mit den Schützen umher. Die Büchſenmeiſter hatten ihren Poſten an den Feuermörſern, die Zeugmeiſter an der Lade, wo die Armbrüſte hingen, die Muſterherrn ſtanden am Eingang der königlichen Zelte und die Pfennigmeiſter ſaßen an Tiſchen im Schützenzelt, vor ihnen die Gewinnſte und die Pergamentrollen, auf welchen die Namen der Schützen verzeichnet waren.

Die beiden Freunde trieben ſich lange unter dem bunten Volkshaufen herum, der ſich minütlich vermehrte, grüßten hie und da einen Studenten hochmüthig und thaten nicht, als ob ſie Ohren hätten, wenn die giftigen Muſenbrüder hinter ihnen ſagten: „Da hat der Teufel den Italiener doch wieder und ſeine Taſchen ſtrotzen gewiß von Gold. Kaum hört man, er ſei fertig und müſſe die Stadt mit dem Rücken anſehen, tritt er wie ein Pfau daher, hoffärthiger denn je. Und der gewaltige deutſche Schlagtodt ihm zur Seite, der gleichſam die Flügel über ihn ausbreitet, daß ihm Keiner ankommen kann.“ Manchem Gläubiger, der ihnen begegnete und ſtaunend ſtehen blieb, lachten ſie in's Geſicht und gingen keck an ihm vorüber, während ſich der Verhöhnte ärgerlich ſeine Maßregeln auf morgen ausdachte. Einige Studioſen, die im Sonnenſchein guter Tage Henrico wie ſeinen Schatten verfolgt hatten und ſpäter allmählig aus ſeiner Nähe verſchwunden waren, kamen mit brüderlicher Freundlichkeit, ſich nach ſeinen gebeſſerten Umſtänden zu erkundigen, doch er würdigte ſie kaum einer kurzen Antwort, und machte ſich zu Aller Aerger immer breiter. Lange hatte er ſchon umhergeſpät, ob er die geliebte Gräfin nicht erblicke, aber noch immer vergebens, da ertönte es plötzlich: „der König und die Königin!“ im Volke und Alles drängte ſich herbei, den Zug des Hofes zu ſehen. Henrico ſtand eben an einem ſchönen Zelte ohnfern des königlichen; die darin anweſende Geſellſchaft trat heraus, um das Herrſcherpaar zu begrüßen, da fühlte ſich Henrico am Arme gefaßt und als er ſich wendete, ſtand Hermenegildens Zofe neben ihm, welche verſtohlen mit der Hand auf ihre nur einige Schritte entfernte Herrin deutete. Die junge Gräfin Hermenegilde Gresda, eine ſehr zarte holde Geſtalt, ſandte eben ihren ſehnſüchtigſten Blick nach dem herrlichen geliebten Jüngling, und alle ſchlummernden Wonnegefühle der verwichenen Nacht glühten wieder in Henrico's Bruſt auf. Er ſah nichts vom Kaiſer, nichts von der Kaiſerin, nichts vom ganzen prächtigen Hofſtaat; er hatte für nichts mehr Sinn, als für die zwei blauen Augenſterne ſeiner Geliebten, die wie ein Paar Blumenkelche ihn angelächelt und ihm ſüße Blicke zugeduftet hatten.

Unterdeſſen zog mit Hörnerſchall und Pfeiffenklang, umgeben von ſeinem bunten Hofſtaate, der junge König Wenzel und ihm zur Seite ſeine Gemahlin Johanna heran. Voran ſchritt ein geckenhaft gekleideter Mann in einem Sammtrocke, jagdgrün von Grund, gelb ausgeſchlagen an Aermel und Kragen, und überall mit langen ausgezackten rothen Streifen der Länge nach beſetzt; in ſeiner rechten Hand hielt er einen güldenen Stecken, womit er die Luft weidlich trillerte und dazu mancherlei Grimaſſen ſchnitt. Der hieß der Spielgraf oder der Pfeifferkönig und ſchlug mit ſeinem Stabe den ihm nachfolgenden Pfeifern den Takt. Nun ſchritten zwölf Pfeifer und Drometer einher in rothen Schauben und ſpielten luſtige Weiſen. Auf dieſe kamen einige von des Königs Pagen, in laubgrünen Röcken zierlich angethan, ſodann die Träger der Inſignien, obgleich ſie dieſe nicht trugen, und nun umgeben von ihren Leibdienern der König und die Königin. Wenzel, Haupt des heiligen römiſchen Reichs und Beſitzer der böhmiſchen Königskrone, ſtellte ſich dar als ein kleiner ſtämmiger unterſetzter Mann. Von den kurzen fleiſchigen Beinen und den ſtark hervorſtehenden, für ſein jugendliches Alter allzu wohlgenährten Hüften ſtieg der Rumpf, ein runder ausgeſtopfter ungeſchmeidiger Fleiſchklumpen, dehnte ſich oben zu einem ungewöhnlich breiten Rücken aus und wölbte ſich vorne zu einer hohen Bruſt. Zwiſchen den weit auseianderſtehenden Schultern ſaß eine Fleiſchmaſſe, die man ihrer Kürze und Dicke wegen ſchwerlich für einen Hals angeſehen hätte, wäre ſie nicht an der ihm zugehörigen Stelle geweſen, und auf dieſem Gewächſe drehte ſich der groſe Kopf, unten ſchier mit dem Halſe eins und oben etwas ſpitz zulaufend. Das Geſicht harmonirte mit dieſer kleinen auffallenden Geſtalt. Ein ſchwarzes ſtruppiges Haar hing glatt auf die eingebogene Stirne, kleine graue Augen lagen vor dem Kopfe auf einem rothen ſie umgebenden Fleiſchwulſt; die Naſe war ſtumpf geſchnitten und etwas aufgeſtülpt, ſtark hervorſtehende Backenknochen, breites Geſicht, ein groſer aufgeworfener Mund, vom Kopf abſtehende groſe Ohren, ein zurückgedrücktes Kinn vollendete die äußere nicht angenehme Form deſſelben. Desungeachtet war eine ſo anziehende Heiterkeit und Freundlichkeit auf dieſe Züge ausgegoſſen, die an ſcherzhaften Uebermuth und tolle Ausgelaſſenheit erinnerte und einen Augenblick wohl die Unregelmäßigkeit des Geſichtes und der ganzen Geſtalt vergeſſen machen konnte. Er trug einen kurzen grünen Sammtrock, denn er war ein leidenſchaftlicher Waidmann und grün ſeine Lieblingsfarbe, der weite Ueberſchlag des Rockes war mit Perlen und Goldkörnern geſtickt, eben ſo der breite Gürtel und um den Rock lief eine in Gold geſtickte Laubkette. Eben ſo köſtlich war ſeine Kappe mit Perlen und funkelnden Edelſteinen verziert. Die Königin Johanna war bleich und ſchön, hatte aber einen hochmüthigen Blick, der ſie ſchier noch mehr als ihre ſchlanke Geſtalt über den Gemahl erhob. Ein weites Gewand von brauner glänzender Seide, durchwirkt und geſtickt mit Gold, Perlen und edlem Geſtein, umfloß ihren Leib, und die lange Schleppe deſſelben trugen zwei Edelknaben. Eben ſo prächtig und koſtbar waren die nachfolgenden Fürſten und der hohe Adel beiderlei Geſchlechts gekleidet, und Gold und Silberſtoffe, bewundernswerthe Stickereien, kunſtreiche Spangen und Bänder blitzten überall dem ſtaunenden Auge entgegen. Wenzels jüngſter Bruder, der Prinz Johann, ſo wie ſeine Vettern Jodek und Prokop, Markgrafen von Mähren, ſtralten vor allen Männern an Schönheit der Geſtalt und der Kleidung hervor. Hinter dem Könige ging ein Page, welcher einen ungeheuren Hund an einem breiten Lederbande führte. Es war dies Wenzels Lieblingshund, von welchem er ſich faſt nie zu trennen pflegte. Während ſich dieſer glänzende Zug unter dem Holloh der Volksmenge, dem Gekrach der kleinen eiſernen Donnerbüchſen, damals noch das einzige Feuergewehr, und dem Ehrengruß der Soldaten, ſeine Richtung nach dem königlichen Zelte nahm, hatte ſich

Henrico, von Hermenegildens Augen eingeladen, unvermerkt an den Eingang des Zeltes, in welchem ſie ſich mit ihrer Mutter und mehreren adlichen Familien befand, hervorgedrängt und ſtand ihr bald zur Seite. Sittig ſchlug die Holde die Augen nieder, als er ihre Hand erfaßte, aber bald wich die unſchuldige Scheu, von ſeinem Entzücken beſiegt, und ſie vergaßen die ſie umwogende Menſchenfluth im traulichen Gekoſe zärtlicher Hingebung. Der ſelige Henrico erfuhr von ſeiner Geliebten, wie ſie faſt jede Mondnacht unter ihren Blumen im Garten wandele und nur dann dem Leben ſeinen wahren Werth abgewinne, und auf ſein liebendes Bitten erlaubte ſie ihm, nächtlich dort bei ihr zu ſein. Schon wallte der Haufe wieder in entfeſſelten Maſſen, ſchon hatte König Wenzel den erſten Schuß aus ſeiner Paläſter nach dem Vogel gethan und ſomit das Feſt begonnen, aber Henrico und Hermenegilde verweilten noch im ſeligen Zwieſprach zuſammen. Da fühlte ſie ſich plötzlich von der Hand der Mutter gefaßt und hinweggezogen, ein böſer Blick der alten Gräfin traf den in einem Meere von Seligkeit ſchwimmenden Jüngling; doch deſſen nicht achtend, jubelte er davon, glücklich aber auch übermüthig, wie noch nie, um ſeinen Lohmeier aufzuſuchen, den er über das beſtandene Abentheuer verloren hatte. Ihm folgte von fern ein verdächtiger Belauſcher ſeiner Unterhaltung mit Hermenegilden, der Graf Potuſchka, der, obgleich er kein Wort des Geſprächs vernommen, doch aus der Ferne ſchon genug geſehen hatte, um die glühendſten Racheplane gegen den glücklichen Tarquini auszubrüten. Der erſtere fand den Freund nicht und ſetzte ſich an einen Tiſch neben einen Mann, welcher, ſeinem kurzen ſchwarzen Mäntelchen nach zu ſchließen, ein fahrender Doktor war. Hier konnte der Italiener ſowohl ſeinen Durſt ſtillen, als auch die Vorübergehenden alle mit den Augen durchmuſtern. Es währte nicht lange, ſo knüpfte der heitere Jüngling ein Geſpräch mit dem Doktor an ſeiner Seite an, welches bald um ſo lebhafter wurde, als Beide in einander Landsleute erkannten. Anfangs drehte es ſich um die Gegenſtände vor ihren Augen und der ſchon im Herbſt des Lebens ſtehende Doktor wußte viel aus früheren Zeiten zu erzählen. Unterdeſſen trieb ſich auch Potuſchka herum und fand bald Auberle mit einigen fränkiſchen Studenten und zwei armſelig gekleideten Edelleuten, deren einer den Kopf verbunden hatte. „Die beiden Ritter da aus Franken,“ ſagte Auberle zum Grafen, „wünſchen gern unſern guten Freund Tarquini kennen zu lernen; dieſe Franken haben ſie an mich gewieſen, weil man weiß, daß ich mit ihm umgegangen, und da ich ihnen erklärt, wie ich's auf das geleckte Bürſchlein mit den falſchen Würfeln abgeſehn, ſo haben wir uns Alle bald verſtanden. Die Ritter ſind nämlich erbötig, ein gut Stück Geld für den italieniſchen Schelmen zu geben.“ — „O Ihr kommt mir wie gerufen!“ ſagte Potuſchka freundlich. „Niemand kann dem bartloſen Breigeſicht feindſeliger geſinnt ſein, als ich. Schon ſeit einiger Zeit treib' ich mich herum und ſinne, wie ich dem italieniſchen Schurken am geſchickteſten eins auswiſche und ſchon mein' ich etwas gefunden zu haben.“ — „Dann ſeid Ihr unſer Mann,“ ſagte der verwundete Ritter, den man leicht als den Edlen von Hätenbach, ſo wie ſeinen Begleiter als den Junker von Stürzenbach erkennen wird. — „Es liegt uns daran, mit dem Milchbart Händel anzufangen. Wollt Ihr mit uns gemeinſame Sache machen?“ — „Mit großer Freude! Hört nur! Der Burſche ſitzt dort beim Doktor Carabino, einem tollen Abentheurer und dem ärgſten Streithahn, den ich kenne. Es wäre das Gerathenſte, Beide zuſammenzuhetzen, und wenn ſich das Jungfergeſicht gegen den Doktor vergeht, was, ſoviel ich ihn kenne, gar nicht ausbleiben wird, über den Buben herzufallen.“ — „Und kalt Eiſen zwiſchen die Rippen zu ſchieben,“ ſetzte der Junker von Stürzenbach hinzu. — „Nun der Verſuch läßt ſich wenigſtens machen,“ meinte Hätenbach, „ſchlägt's nicht an, ſo hilft ein anderes und ſtärkeres Mittel. Unſer ſind übrigens genug, um ſolch junges Blut todt zu treten, wie eine Maus.“ — Im nächſten Schenkzelte tranken die neuen Bekannten gute Freundſchaft und auf das Gelingen ihres Unternehmens. Dann ſetzte ſich Einer um den Andern mit zu dem Tiſche, wo Henrico und der Doktor ihr Geſprächſel hielten, zuerſt die fränkiſchen Ritter, dann die Studenten, ſpäter und zuletzt erſt Potuſchka. „Des Kaiſers Majeſtät,“ ſagte der Doktor eben, „hat doch auch keinen Zug in Geſicht und Geſtalt weder von ſeinem Vater noch von ſeiner Mutter; ich habe Beide wohl gekannt. Als Kaiſer Karl ſieben und zwanzig Jahr alt war, wie jetzt König Wenzel, war er ein gar ſchmächtiger ſchlanker Herr, ein ſpärlich lockig Haar hing in ſeinem Nacken, eine leichte Röthe färbte ſein Geſicht, hatte eine lange ſpitze Naſe und ein Paar große Augen. Unähnlicher kann wohl ein Sohn nicht dem Vater ſehen, als König Wenzeslav dem König Karolus. Ja, junger Freund, damals war's auch eine ganz andre Welt! Und wahrlich dieſe Zeiten ſehen ſich noch weit unähnlicher als Vater und Sohn." — „Und Ihr könnt Euch jener Zeiten noch ſo genau erinnern und ſeid doch auch kein Deutſcher? Das iſt doch ſchier wunderbar!" verſetzte Henrico. — „Was glaubt Ihr junger Herr?" ſchrie der Doktor aufgebracht. „Hegt Ihr Mißtrauen in meine Wiſſenſchaft? Als ich ſo alt war, als Ihr jetzt ſein mögt, hatte ich ſchon mehr vergeſſen, als Ihr wohl bis jetzt mit großer Mühe gelernt habt. Der gelehrteſte Doktor Italiens, Bartolo Guiſeppi, war mein Principal und Lehrer, und als ſein Famulus durchzog ich mit ihm England und Deutſchland. Damals — es ſind über vierzig Jahre her — wußte man noch nichts von einer Univerſität in Böhmen — nun ſie iſt auch darnach — nur in Italien konnte man die Wiſſenſchaft betreiben; denn Italien iſt ihr Vaterland, iſt das Land der Künſte und ihre Freiſtatt, und was es Schönes gibt irgend wo, das kommt aus Italien, aber es verdirbt unter einem andern Himmel als dem italieniſchen, nur dort gedeiht's, blüht's und trägt Früchte. Und Ihr junger Mann geht heraus, ſchämt Euch. In Eurem Vaterlande wärt Ihr gewiß ein weiſer und hochverſtändiger Mann geworden; in Prag lernt Ihr nichts und werdet hier ignorantiam ſtudiren." Dabei ſtürzte er einen großen Krug Wein hinab und ſein kleines rothes Köpfchen bewegte ſich ſchnell nach allen Seiten hin. — „Wer hat's Euch verbrieſt, daß ich nichts verſtehe?" rief Henrico gereizt und ebenfalls vom Wein erhitzt. — „Des hör' ich an Eurem Geſpräch. Ich ſpreche klug und Ihr dumm. Ich will Euch etwas Nützliches erzählen und Ihr rümpft das Maul, als wollt ich Euch eins aufbinden. O junger Mann, ich könnte Euch Dinge erzählen, vor denen Euer kleiner Verſtand ſich vollends in die Mäuſelöcher verlieren ſollte, Dinge, die ich ſelbſt erlebt und erfahren und aus denen ich meine Wiſſenſchaften zum Theil gezogen, denn ich habe nicht allein viele tauſend Bücher über allerlei offenbare und geheime Wiſſenſchaft der Welt geleſen und wohl behalten, ſondern ich habe das Leben, die Menſchen und die ganze Natur von Grund aus ſelbſt erforſcht und ſtudirt und die wunderbarſten Experimente gemacht, ſo daß ich hierher gekommen bin, den gelehrteſten Doktoren und Magiſtern der Univerſität in Prag Nüſſe zu knacken zu geben, an denen ſie ſich die Zähne ausbeißen ſollen.“ — „Ihr habt ganz Recht, Herr Doktor,“ ſagte jetzt der hinzugetretene Hätenbach, „ein Andrer ſollte froh ſein, einen ſo hoch gelahrten Mann zu finden, von dem er was erfahren und lernen könnte. Kehrt Euch nicht an den jungen Studenten und theilt uns lieber etwas von Eurem Schatze mit. Ihr ſpracht vorhin vom Kaiſer Karl, als er noch Prinz von Böhmen und Herzog von Luxemburg war.“ — „Da war noch nicht ſolche Hoffarth und Staat in deutſchen Landen als jetzt. Man wußte nichts von Sammt und Seide, Gold und Perlenſtickerei, und ward nicht ſpaniſche, franzöſiſche und engliſche Tracht durch einander geworfen und getragen, alſo daß es nur recht koſtbar kommt und bunt ausſieht. Auch war das Wohlleben, Saufen und Bankettiren nicht wie jetzt, und die gelbſchnäbeliche Jugend wollte nicht klüger ſein, als das erfahrene Alter. Seit aber die arge Peſt viele Tauſend Menſchen hinweggerafft, ſind die übrig gebliebenen reich geworden und ſchlemmen und freſſen und gehen wie Pfauen einher." — „Und die wahre Weisheit wird verkannt und verläſtert; das ſoll kein Ehrenmann leiden," eiferte der Stürzenbach. „Wir ſchützen Euch, hochgelahrter Herr Doktor, behauptet Euer Recht. Wir ſind auch nicht mit der jetzigen Welt zufrieden. Sonſt hat doch der Adel ſeine Rechte genoſſen und ein Ritter war Herr von Land und Gut, wie's ihm zukommt. Seit aber die verdammten Städte ihr Commerz treiben und das Geld an ſich ziehen, haben ſie uns um das Unſrige betrogen und beſtohlen. Der König ſchützt uns unſre Rechte nicht; es geht in Deutſchland Alles drunter und drüber, und wer nicht zu irgend einem ſtarken Ritterbunde gehört, hat das Zuſehen, wenn die Andern das Hühnchen rupfen." — „Der König," fuhr der Doktor eifrig fort, „ſollte mit dem Schwerte drein ſchlagen. Aber er läßt ſie im Reiche ſchalten und walten, wie ſie wollen." — „Fragen ſie ihn denn darum?" rief Henrico dazwiſchen. „Da kommt ſchon Eure Weisheit zu Tage, Ihr hochgelahrter Mann. Alle wollen vom König geholfen haben, Keiner will ihm gehorchen. Machen ſie's in Italien beſſer?" — „Ihr ſchwatzt wie im Schlafe; aber ein Narr redt immer was ihm einfällt. Erſt müßte er den Mönch aus Avignon fortjagen, der ſich Papſt nennen läßt und den rechten Papſt in Rom bekämpfen will. Iſt doch eine heilloſe Zucht in der Kirche; iſt's ein Wunder, wenn's im Reich nicht beſſer iſt?" — „Wie wollt Ihr beweiſen, daß Bartholomäus von Prignano, der nicht Cardinal, ſondern nur Erzbiſchof von Bari iſt, und durch eine erzwungene Wahl auf den Stuhl Petri gekommen, der rechte Papſt ſei? Clemens VII. in Avignon iſt in freier Wahl der Cardinäle gewählt und ſitzt im Sitze des Papſtes." — „Ein Schismatiker!" ſchrie der Doktor aus vollem Halſe. — „Bekämpft ihn! Widerlegt ihn, hochgelahrter Herr!" rief der Graf Potuſchka. „Laßt Euch von dieſem Naſeweis nichts ſtreitig machen! Eure Ehre in Prag wäre dahin!" — „König Wenzel hat Urban VI. in Rom als rechten Papſt anerkannt," ſchrie der Doktor. — „Und wir Alle thun desgleichen!" riefen die Andern. — „Was geht mich König Wenzel, was ein ſo ſchäbiger Doktor, was ein räudiger Hund, wie dieſer Graf und all ſeine ſchlechten Geſellen an! Clemens iſt der rechte Pabſt!" — „Schandbube!" rief der Doktor und zog vor Wuth ſchäumend ſeinen Degen. „Dich will ich aus dem Angeſicht ehrlicher Leute für immer vertilgen, damit Du Niemandem mehr ein Aergerniß gebeſt." — „Nieder mit dem Buben!" brüllten die Andern dazwiſchen. — „Wart, alter Sünder!" rief Henrico und flink mit ſeinem Eiſen aus der Scheide, ſtellte er ſich dem Doktor gegenüber, wehrte den wüthigen Stich deſſelben ab und ſtieß ihn durch den Leib, daß er ſogleich laut aufſchreiend: „Ich bin des Todes!" zu Boden ſtürzte. Augenblicklich ertönte ein wüthendes Geſchrei der Zuſchauer und alle Schwerter waren blank und auf Henrico's Kopf gezückt. Gewandt und entſchloſſen führte dieſer die Klinge gegen die Uebermacht ſeiner Gegner, und der Edle von Hätenbach, der ſeine Abſicht verrathend, ihm zu nah auf den Leib rückte, mußte bald neben dem Doktor Platz nehmen. Desungeachtet hätte der unerſchrockene Jüngling erliegen müſſen, wäre in demſelben Augenblick nicht Lohmeier, durch den Auflauf und das Drängen, ſo wie den tobenden Lärm der Menge herbeigeführt, als ein rettender Engel erſchienen. Mit gewaltigen Schwertſchlägen hieb er ſeinem Freunde eine Bahn und Henrico entfloh glücklich unter dem Geſchrei des Volks: „Ein Mörder!“ von Potuſchka und dem Stürzenbacher zwar noch verfolgt, aber nicht erreicht, und ſtürzte den Berg hinab. Man wollte ſich nun an Lohmeier halten, aber dieſer fand ebenfalls für gut, ſich zu entfernen; denn er ſah ſchon die königlichen Trabanten nahen, um den Blutbann auszuüben. Als er mit eiligen Schritten durch das Aujesder Thor ging, um ſich nach der Stadt zu verfügen, ſeine ſieben Sachen dort zu beſtellen und ſie auf einer andern Seite wieder ſchleunig zu verlaſſen, da begegnete ihm Franz mit einem wandernden Laienbruder. „Hier dieſer Mann iſt an mich gewieſen worden,“ ſagte der ehrliche Italiener, „er hat Briefe und wichtige Nachrichten für meinen Herrn von Nürnberg, und ſo viel ich von ihm vernommen, ſoll's mit unſrer Erbſchaft dort noch herrlich gehen; denn denkt Euch nur über die wunderliche Geſchichte, der alte Schultheiß iſt nicht geſtorben, ſondern herrlich geweſen.“ — „So iſt's,“ ſetzte Bruder Sigbert, des Pater Hilarius Abgeſandter, hinzu, „Herr Niklas Muffel lebt und freut ſich, ſeinen jüngſten Sohn bald umarmen zu können, und da ich von dieſem ſeinen Diener vernehme, daß er in einer kleinen Klemme ſitzt," ſo werde ich bald Mittel herbeigeſchafft haben, wodurch nicht allein ſeine Gläubiger zufrieden geſtellt, ſondern auch ſeine ſchnelle Reiſe nach Nürnberg ſogleich bewerkſtelligt werden wird." — „Ach, lieber Freund, wärt Ihr doch um eine Stunde eher gekommen!" ſeufzte Lohmeier, „Alles wäre dann nach Wunſch und Vergnügen gegangen. Nun iſt's zu ſpät und wahrſcheinlich Alles verloren. Seht dort den Auflauf auf dem Lorenzberg und hinter uns in Schenchow, der König kommt ſogar jetzt ſelbſt hinzu. Dort trägt man zwei Männer, die Dein Herr, Franz, zu Leichen gemacht hat. Er hat an der Hofhaltung des Königs zwei Morde begangen und iſt dem Blutbanne verfallen, wenn er ſich nicht durch eine eilige Flucht rettet. Entſprungen iſt er wohl, aber ſie ſind ihm auf den Ferſen, und wenn ich mich etwas zu lange hier aufhalte, ſo möchte ich dieſe Nacht nicht weich gebettet werden. Deshalb lebt wohl!" — Franzens Erbleichen und gänzliches Schweigen zeugte genugſam von dem ungeheuren Schrecken, der ſich ſeiner bemächtigt. Bewegungslos blieb er ſtehen und der Kloſterbruder mußte ihn von der Stelle nach dem Berge hinziehen, wo man eben mit den beiden hart Verwundeten beſchäftigt war. Sigberts Erſtaunen war aber nicht minder groß als Franzens Schrecken, da er den Ritter erkannte, deſſen Kopfwunde er eine Woche früher in Nürnberg ſelbſt verbunden hatte. Franzens Schmerz konnte keine Grenzen finden, als er nach allen vier Welttheilen Häſcher ausgeſendet ſah und ſich nichts Gewiſſeres einbildete, als einer derſelben würde ſeinen unglücklichen Herrn einfangen und zurückbringen. Vergebens ſuchte ihn Sigbert zu tröſten und den Glauben beizubringen, mit dem Sohne des reichen und vom König geliebten Schultheißen von Nürnberg werde man nicht nach dem ſtrengſten Geſetze verfahren; Franzens unwilliges Ohr belehrte ihm vom Gegentheil, denn von Mund zu Mund trug man des Königs Wenzel Zorn und den Schwur bei ſeiner Krone, an dieſem Ruheſtörer und frechen Mörder ein abſchreckendes Beiſpiel zu errichten und wäre er auch der reichſte Graf ſeines Landes. Der frohe launige Franz ſtand wie vernichtet; ſein Unglück kam ihm ſo entſetzlich vor, daß er nicht länger das Leben ertragen zu können meinte. Ohne Herrn, ohne Vaterland, ohne Geld, ohne Wohnung, was ſollte er beginnen? Vielleicht recht bald das Entſetzen erleben, den Kopf ſeines geliebten Herrn vom Rumpfe ſpringen zu ſehen, welches noch eine der leichten Strafen des grauſamen Königs Wenzel war. Große Thränentropfen rollten über ſeine dicken Wangen und der ihn umtobende Lärm berührte kaum ſein Ohr. Das fröhliche Volksfeſt hatte durch den tragiſchen Vorfall eine arge Störung erlitten und von allen Seiten drängten die Menſchen haufenweiſe hinzu, die Gefallenen zu ſehen, um die ſich eben die vornehmen Hofherrn beſchäftigten. Studenten und Doktoren der Medicin, boten ihre Kunſt wetteifernd auf, die fliehenden Lebensgeiſter mit dem ſtrömenden Blute zurückzuhalten. Von Mund zu Mund flog der Name des Thäters und der geliebte Laut war für das Herz des treuen Dieners jedesmal ein Donnerſchlag. Noch tiefer ſollte ſeine Wunde geſchlagen werden.

In der Nähe erhob ſich ein erſchütterndes Frauengeſchrei, und einmal aufgeregt und auf das Außerordentliche gefaßt, ſtrömte das Volk nach einem Zelte, wohin der Kloſterbruder auch den faſt erſtarrten Knappen zog. Hier waren viele vornehme Frauen um eine jüngere beſchäftigt, welche augenſcheinlich mit dem Tode rang, oder vielmehr ſchien ſie der bleiche Bruder des Schlafes ſchon feſt in den Armen zu halten und ihr den Kuß der Liebe auf die ſchönen Lippen gedrückt zu haben. Der Leibarzt des Königs und einige der gelehrteſten Doktoren der Univerſität waren um ſie beſchäftigt. Franz warf auch einen Blick auf die Geſtalt und erkannte die Gräfin Hermenegilde Cresda, die Geliebte ſeines Herrn. Jetzt wurde ſein Schmerz laut, und heulend verſuchte er die Umſtehenden zurückzudrängen und ſich zu den Füßen der gleich ihm ſo unglücklichen Herrin zu Füßen zu werfen, und er würde ohne Bedenken der heftigen Regung ſeines treuen Herzens gefolgt ſein, hätte ihn der beſonnene Sigbert nicht davon abgehalten. Dieſer ſuchte ihn vielmehr durch Fragen, wie das Schickſal dieſer vornehmen Dame mit dem ſeinigen zuſammenhänge, von der Scene abzuziehen, und Franz erzählte dem Kloſterbruder, zu welchem er einmal ein großes Zutrauen gefaßt hatte, was er von Henrico's Verhältniß zu Hermenegilde wußte. Alſo wandelnd waren ſie wieder zu dem Zelte gelangt, wo die Verwundeten waren, da hob Franz die Augen zufällig auf und ſah ſeinen freigebigen Begleiter auf der Reiſe von Nürnberg eben mit mehreren andern Herrn heraustreten. Freilich war das ſchlechte Lederkoller mit einem weiten feinfaltigen reichgeſtickten Rocke vertauſcht, Degengehäng und Sporen waren von Gold und alles funkelte von koſtbarem Schmuck. Aber es war doch dieſelbe ſchlanke Geſtalt, daſſelbe jugendliche braune Geſicht, derſelbe feurige wildrollende Blick, derſelbe große ſtarkgelockte glänzend ſchwarze Bart, die hochgewölbte Bruſt, das trotzige, doch ſo einnehmende und gewinnende Anſehen. Franz ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, dann trat er aber dem Erkannten raſch entgegen, zog ſeine Ledergugel höflich vom Kopfe und grüßte ehrerbietig. „Ei ſieh da,“ ſagte der Angeredete, „find' ich Dich ſchon wieder, luſtiger Kumpan? Wie iſt Dir die Reiſe bekommen?“ — „Ach, gnädiger Herr,“ jammerte Franz, „all mein Leid früherer Tage iſt nichts gegen das, was mich heute betroffen; denn es hat mir alle Luſt und Freude mit fortgeriſſen. Ihr ſollt es wiſſen, daß es mein Herr iſt, der das Unglück gehabt hat, jene beiden Männer zu erlegen, und nun, auf flüchtigen Fuß geſetzt, mich zurückgelaſſen hat ohne Rath und Hülfe, ſo daß ich nicht weiß, wohin mein Haupt legen, und weil Ihr mir nun erlaubt habt, wenn ich einmal in Nöthen, mir durch Vorzeigung Eures Wappens Zugang zu Euch zu verſchaffen, ſo komm' ich ſchon heute, ſintemal ich nicht in größere Fährlichkeiten kommen kann, um Euch für meinen Herrn und mich anzurufen.“ — „Nun der Himmel iſt Dir gnädig, wie Du ſiehſt,“ erwiederte der Andere, „ſonſt würde er Dich nicht in der Stunde und an dem Platze, wo Du Deinen alten Herrn verlorſt, ſogleich einen neuen haben finden laſſen und ſicher keinen ſolchen Raufbold, als der vorige.“ — „Ach ein ſolcher war mein

Junker ſicherlich nicht. Sie haben's an ihn gebracht und vor allen der böſe Graf Potuſchka, der mir auch Euer Pferd genommen." — „Folge mir," ſagte Franzens neuer Herr; „zu Hauſe ſollſt Du mir Alles erzählen." — „Aber dieſen Kloſterbruder muß ich erſt verabſchieden; er iſt ein Bote, geſandt von Nürnberg an meinen Herrn." — „Nimm ihn mit Dir oder beſtell' ihn, wenn Du noch mit ihm zu reden haſt." — „Aber edler Herr, ich weiß ja Euren Namen noch nicht." — „Närriſcher Kauz, kennſt Du mich noch nicht? Ich bin ja der Markgraf Jobok von Mähren." Der erſtaunte Franz begleitete ſeinen neuen Herrn und Sigbert folgte ihm. Auf dem Wiſchehrade angelangt, erzählte der treuherzige Italiener die Schickſale ſeines Herrn und der Laienbruder beſtätigte den Vortrag. Der Markgraf ſchien großen Antheil an Henrico zu nehmen und verſprach dem beſorgten Franz, den Jüngling zu retten, ſobald er eingeholt und gefänglich gebracht würde.

Fünftes Kapitel.

Es iſt kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb, wem ſie mag werden.

Luther.

Von Angſt gepeitſcht und vom mächtigen Drange ſich zu retten fortgeriſſen, ſtürzte Henrico wie ein flüchtiger, von

Jäger und Hunden verfolgter Hirſch über Zaun und Hecken durch Gärten und über Felſen und Geſtein ſchräg den Berg hinab und dem Thale zu, ohne einen Augenblick zu überlegen, daß er hier dem Verderben in die Arme rennen müſſe. Oft hörte er das Halloh der Häſcher mit Graun und Entſetzen hinter ſich, und die ſinkenden Kräfte dann von Neuem anſpannend wurde der Wille Herr der erſchlaffenden Füße und er floh davon, ohne recht zu wiſſen wohin. So kam er in die Dörfer hinab, welche ſich im Thale aneinanderreihen, und nun ſah er mit Schrecken, wie er in die größte Gefahr gerathen war. Der Ruf ſeiner Verfolger tönte wie die Poſaune des Weltrichters in ſeine Ohren und durchfuhr ſein Gebein, als wollt' es ihm das Mark aufzehren. Durch den Zuruf ermuntert, kamen mehrere Bauern aus ihren Häuſern, und da ſie wahrnahmen, es gälte einen Flüchtling aufzufangen, verſuchten ſie, ihn zu haſchen und den Weg zu verrennen. Tarquini ſah, daß er in wenig Augenblicken umzingelt ſein würde, er bog links in einen Hof, das Volk ihm nach, er ſprang über den Hofzaun und — ſtand plötzlich am hohen Ufer der Moldau. Im tiefen Bette rauſchte der Fluß unter ihm, hinter ihm jauchzten die rohen Geſellen; dem Jüngling blieb keine Wahl und im kühnen Sprunge ſetzte er in die Fluth hinab, welche die naſſen Arme ziſchend über ihn zuſammenſchlug. Das kühle Element gab dem Verzweifelten neue Kraft, er arbeitete ſich aus den Wogen herauf und durchſchnitt nun, ein geſchickter Schwimmer, den Strom. Ein lauter Ruf vom Ufer her beſtätigte, daß man ihn wieder erblickt; die Verfolger zweifelten, daß es in eines Menſchen Kraft ſtehe, das jenſeitige Ufer zu erreichen und beſchloſſen, ſchnell ihn zu fangen, eh' ihn die Waſſer hinabreißen würden in den Tod. Potuſchka und ſeine Begleiter eilten ſtromauf bis zur Podskaler Ueberfuhr, warfen ſich in einen Kahn und glitten auf den Wellen hin, dem tollkühnen Schwimmer nach. Dieſer hatte unterdeſſen einen großen Vorſprung. Sein Arm theilte unermüdet die Wellen und das nahende Ufer erfriſchte ſeine ſinkenden Lebensgeiſter. Endlich langte er an und klammerte krampfhaft einen Zweig feſt, an den er ſich auf den mäßigen Felſen hinanzog. Aber kaum auf das Trockene gelangt, blickte er hinter ſich und ſah den Kahn und erkannte ſeine Feinde ſich ſo nahe. Und triefend und erſchöpft, von Angſt und Schrecken wieder vorwärts gepeitſcht, ſprang er über die Felſen fort und verfolgte den erſten Pfad, der ſich ſeinen Blicken darbot, und der ſich links um den Berg herum zu ſchlängeln ſchien, auf welchem der Wiſchehrad liegt. Faſt vermochte der weiche Südländer, in neuer gewaltiger Haſt davonjagend, die furchtbare Anſtrengung nicht länger zu ertragen, der zarte Körperbau drohte der Gewalt der Sonnenhitze und der Krafterſchöpfung zu erliegen. Er ſah endlich ein, daß er ſeinen Verfolgern in die Hände fallen müſſe, die, wie er zu ſeiner gänzlichen Entmuthigung bemerkte, auf Pferden hinter ihm her waren. Ein links am Berge gelegenes Gebäude ſtrebte er nur noch zu erreichen, er wußte ſelbſt nicht warum. Wer gibt ſich in ſolchen Augenblicken der Angſt Rechenſchaft von den Willensäußerungen ſeiner Seele? Er kam dem Gebäude näher, welches ein großer

Meierhof zu ſein ſchien, aber ſchon vernahm er auch den Ruf der Häſcher hinter ſich. Da raffte er in gräßlichſter Verzweiflung noch einmal alle Kräfte zuſammen, der ſchallende Hufſchlag hinter ihm jagte ihn wild, und wie ein Unſinniger raſte er in das offenſtehende Thor über einen großen Hof und einem Mädchen entgegen, welche eben aus einem kleinen mit niedrigem Spalier umgebenen Gärtlein heraustrat. „Rette mich!“ ſchrie er furchtbar, brach aber auch im demſelben Augenblick beſinnungslos zuſammen. —

Wie lange ſeine Ohnmacht gedauert, konnte er an der Dämmerung abnehmen, die ihn umgab, als er die Augen aufſchlug. Doch achtete er darauf nicht, vielmehr auf die ihn umgebenden Gegenſtände. Mit ſcheuer Angſt warf er den Blick umher, ob er ſich in den Händen der Diener des Blutgerichts befinde, aber was er erblickte, hatte mit jenen Geſellen keine Aehnlichkeit und beruhigte ihn etwas. An dem Lager, auf welches er in fremden trocknen und warmen Kleidern gebettet war, ſaß eine blühende Jungfrau, das milde Auge auf ihn geheftet, in der er ſogleich dieſelbe wieder erkannte, der er im Augenblicke der höchſten Noth ſeine Rettung anbefohlen hatte. Auf der andern Seite etwas vom Bette abgerückt hatte eine zweite weibliche Figur mit einem hübſchen freundlichen friſchen Geſichte und vollen Formen, wie ſie ein zufriedenes ſorgenloſes Leben bei vielen Menſchen ausbildet, Platz genommen. Die Geſichtsbildung der Jungfrau — dafür hielt Henrico die Erſtere — hatte etwas Edles, wenn auch nicht ausgezeichnet Schönes, die er für eine Frau erkannte, etwas Gewöhnliches aber Gefälliges. Zwiſchen Beiden ſtand ein Mann in einem engen dunkelblauen Anzug, über welchen drei Reihen eng aneinander ſtehender heller ſilberner Schellen hinliefen. Das Geſicht deſſelben zeigte einen ſehr finſtern mürriſchen Ausdruck, welchen ein ſtarker ſchwarzbraumer Bart und lange buſchige Augenbrauen noch ſehr vermehrten. Kaum aber hatte Henrico einen Blick auf des Mannes Geſicht geworfen, ſo erwachte auch ſogleich der Gedanke in ihm, er müſſe denſelben irgendwo ſchon geſehen und geſprochen haben, da er ihm nur zu bekannt vorkam. Vergebens beſchäftigt, dunkle Erinnerungen ſich klar zu machen, dachte er nicht daran irgend, einen Laut von ſich zu geben; und nur als der Mann mit einer, wie ihm dünkte, ebenfalls ſehr bekannten Stimme ſagte: „Wenn er nun nicht bald zu ſich kommt, ſo werde ich ihm die Ader am Arme öffnen,“ machte er eine Bewegung. „Er iſt's!“ rief die ihm zunächſt Sitzende froh. „Er hat die Augen auf! Nun Gott Lob und Dank!“ — „Zagt nicht, junger Herr,“ redete der Mann nun den Italiener an, „Ihr ſeid bei uns ſicher und aller Fahrniß glücklich entronnen. In dieſe Freiſtatt herein darf ſich kein Häſcher wagen. Deshalb thut alle Sorge von Euch und macht's Euch bequem. Schon habe ich von den flinken Burſchen, die hinter Euch drein waren, vernommen, daß Ihr Euch tapferer gehalten als zwei Eurer Gegner, welches mich ſehr für Euch eingenommen hat.“ — „Aber werden ſie mich nicht hier abholen?“ fragte Henrico zweifelhaft. — „Wo denkt Ihr hin? Ueber dieſe Schwelle darf kein Fuß eines Dieners des Gerichts. Müßt ich doch nicht der Oberſte und Letzte derſelben ſein. Von mir darf Keiner zurückgefordert werden. Euer glücklichſter Gedanke war, nach dieſem Hauſe zu eilen, und alle Kräfte aufzubieten, um es zu erreichen. Und wahrlich, ſie ſind Euch hart an den Ferſen geweſen. Es war Euer Glück, daß Euch die Schwachheit nicht zwanzig Schritte früher überraſchte. Und wenn Ihr mit einem Beine nur den Boden außer dem Thore noch berührt hättet, ſo wärt Ihr den Stoßgeiern verfallen geweſen.“ — „Aber ſagt mir um Gotteswillen, wo bin ich?“ fragte Henrico geſpannt. „Eure Reden ſind mir lauter Räthſel. Welche Freiſtatt iſt dies Haus, daß ich in ihm geborgen bin? Wer ſeid Ihr, der mich ſo zu ſchützen vermag?“ — „Wie?“ fuhr der Mann verwundert fort; „Ihr ſeid nicht mit Abſicht nach dieſem Hauſe entſprungen?“ — „Keineswegs, und wenn ich hier gerettet bin, ſo hat mich der Himmel ſelbſt hierher geführt. Ich kenne weder Euch noch dies Haus und rannte in meiner Angſt gerade aus ohne zu wiſſen wohin.“ — „So hat Euch allerdings Euer gutes Glück, welches Ihr den Himmel nennt, hierher verſchlagen. Denn wißt, ich bin Jobſt der Stöcker und dies iſt des Königs Freihaus.“ — Die Jungfrau hatte ſich abgewendet, wahrſcheinlich um ein in ihrem Geſichte aufzuckendes Schmerzgefühl nicht ſichtbar werden zu laſſen; die junge Frau aber beobachtete den Italiener, vielleicht um die Wirkung zu erſpähen, welche die Entdeckung in ſeinen Zügen hervorbringen würde. Henrico erſchrack allerdings, aber ſein Geſicht hatte noch nicht den Abdruck aller Schreckensgefühle verloren und erlitt deshalb keine merkliche Veränderung, auch wußte er ſich ſchnell zu faſſen, indem ihm die Aeußerung einfiel, welche Lohmeier wenige Abende vorher hinſichtlich des Stökkers gemacht hatte. Wäre er in Deutſchland geboren oder wenigſtens aufgezogen worden, er würde vor ſeinem Wirthe zurückgeſchaudert und vielleicht lieber den Häſchern in die Hände gefallen ſein; aber im ſüdlichen Frankreich war der Scharfrichter bei weitem nicht ſo verabſcheut, obgleich auch dort unehrlich und aus der Geſellſchaft geſtoßen. Der Sprößling und Zögling der Liebe, der in Liedern und Tönen aufgewachſene, dann den Wiſſenſchaften ergebene zarte Jüngling hatte kein Ohr gehabt für die peſtartigen gräßlichen Vorurtheile ſeiner Mitwelt, ſelbſt wenn ſie zu ihm gedrungen wären. Wer gern auf Roſen ſchlummert, umzäunt ſein Lager zur Abwehr für böſe Schlangen. Das Gefühl der Sicherheit war übrigens in Henrico das überwiegende, und ſo erſchienen ihm die ihn umgebenden Geſtalten durchaus in keinem grellen Lichte, vielmehr fühlte er ſich ihnen bald verpflichtet und als er ihre Theilnahme erſt recht inne ward, ſich ſogar zu ihnen hingezogen.

„Iſt Euch wieder wohl?“ fragte das Mädchen ſanft. — „Eure Frage ſchon würde mich geſund machen, wenn ich anders krank wäre,“ erwiederte ſchmeichelnd der ſchöne Frauengünſtling und richtete ſich raſch auf, um der Fragerin in die tiefdunkeln Augen zu ſehen. Er ergriff ſodann ihre Hand und ſagte: „Ihr ſeid mein Engel geweſen und mein Herz fühlt großen Dank für Euch. Nehmt einſtweilen mit dieſer armſeligen Verſicherung vorlieb, bis ich Euch die Wohlthat beſſer vergelten kann.“ Ein zärtlicher Händedruck verfehlte ſeine Wirkung nicht; das Mädchen ſchlug den Blick zu Boden und wurde glühend roth im Geſichte. — „Markita,“ ſagte der Stöcker ſtreng, „ſteige in den Keller hinab und hole dem Herrn eine Flaſche von meinem Stärkungswein. Er wird Euch die arge Hitze niederſchlagen und das tobende Blut beſänftigen, auch über die Schwäche unvermerkt hinwegführen, welche auf die große Anſtrengung folgen muß.“ Das Mädchen ſtand auf und verließ das weite einer Halle ähnliche Zimmer. „Iſt dies gute Kind Eure Tochter, lieber Mann?“ fragte der Italiener. — „Sie iſt's!“ antwortete der Wirth rauh. „Doch möcht' ich Euch erſuchen, Eurem heftigen Dankgefühl gegen ſie Zaum und Strick anzulegen, damit nicht, ſelbſt gegen Euren Willen, mir ein ſchlechter Lohn aus Eurem Schutze erwachſe. Es ſei Euch genug zu wiſſen, daß an ihr mein Herz hängt, daß ihr noch kein Mann nahe gekommen, außer ich und meine Knechte, daß ſie des Stöckers Tochter iſt und Ihr allem Anſchein nach ein reicher Edelmann.“ Dabei maß der düſtere Scharfrichter Henrico von oben bis unten und muſterte ſeine ſeidenen und ſammtenen Kleider, welche über einen Seſſel ausgebreitet waren, um zu trocknen. Henrico fühlte das Strenge dieſer Worte, aber zugleich konnte er eine heimliche Freude nicht unterdrücken, daß er auf das intereſſante Kind einen ſo ſichtbaren Eindruck gemacht habe. War er doch von der Eigenliebe geſäugt und von der Eitelkeit groß gezogen worden. Der Ueberfluß, in welchen ihn die ausgezeichnete Liebe ſeines alten Vaters verſetzt, und die von allen Frauen ſtets erhaltene Gunſt hatten ihn vollends verwöhnt. — „Setzt kein Mißtrauen in mich,“ ſagte er mit dem Aufgebot all’ ſeines Ernſtes. „Ich bin Euch und Eurer ganzen Familie mit gleicher Verpflichtung zugethan, und damit ich im Stande bin, ſolches nicht allein in der Geſinnung, ſondern auch in Worten und Werken zu ſein, ſo macht mich mit allen Gliedern Eures Hauſes bekannt.“ — „Es beſteht jetzt nur aus dreien, die Ihr vor Euch geſehen habt. Dies iſt meine Frau Bjetka.“ — Markita trat herein und kredenzte dem Jüngling den Becher. Er ſchlürfte in einem Zuge den koſtbaren Lebensſaft und fühlte ſich ſehr heiter darauf. Das finſtere Geſicht ſeines unheimlichen Wirthes irrte ihn nicht ferner, und als er den Krug geleert, wünſchte er ſich weiter nichts, als ſeine Laute, um den freundlichen, ihm — wie er genugſam wußte — gewogenen Frauen etwas vorſpielen und ſingen zu können. Obgleich Jobſt ſehr einſilbig war und den Italiener auf die Behauptung, er müſſe in ſeinem Leben unter andern Verhältniſſen ſchon einmal mit ihm zu thun gehabt haben, mürriſch erwiederte: „Dazu ſeid Ihr viel zu jung!“ ſo fühlte Henrico vom herrlichen Wein doch allen Trübſinn dergeſtalt aus ſeinem Kopfe verſcheucht, daß er die Frau und Tochter ſeines Wirthes angenehm unterhielt. Als es ganz dunkel geworden war, hing Jobſt einen großen ſchwarzen mit Scharlach ausgefütterten Mantel um, ſtürzte ſeinen Hut auf und entfernte ſich. Die Frauen gingen in die Küche, um für ſich und den Gaſt das Abendbrot zu bereiten. Henrico hatte ſich in das Fenſter gelegt und ſtarrte ſchweigend in die Nacht hinaus; da ſtieg hinter dem ihm gegenüberliegenden Berg die volle Mondſcheibe herauf, aber der milde ſonſt Ruhe verkündende Schein erfüllte plötzlich ſein Herz mit namenloſen Qualen. Hermenegilde harrte jetzt ſeiner und er war weit von ihr. All ſein Sinnen und Erwägen, ſeine abentheuerlichen Pläne und Entwürfe verſchlang dieſer eine Gedanke und unbekannt mit den Hinderniſſen, die ſeiner Flucht entgegenſtanden, war er ſchon im Begriff, das Haus zu verlaſſen und in Nacht gehüllt nach dem Gartenhauſe zu eilen, in deſſen blumiger Flur ſie jetzt wandelte; als Markita hereinſchlüpfte. „Wohin wollt Ihr Junker?“ fragte ſie erſchreckt. — „Ich muß in die Stadt. Um aller Heiligen willen! Ein theures Verſprechen muß ich dort löſen. Ein Freund harrt meiner. Ich muß fort!“ — „Aber ſo hört doch! Wißt Ihr nicht, daß die Häſcher das ganze Gehöft umlagert haben? Ich habe eben jetzt nach ihnen geſpät, um Euch Kunde davon bringen zu können, aber leider kann ich Euch nicht die erfreulichſte geben. Eine ganze Schaar reiſiger Knechte iſt vor einer Stunde angekommen. Mann an Mann lagert an der Mauer; ſie zünden eben einige Feuer an, um die Nacht wach zuzubringen, und Ihr würdet nicht anders als durch die Luft, wie Doktor Fauſtus auf dem Mantel davonkommen können. Wagt Ihr nur einen Schritt aus der Hofraith, ſo ſeid Ihr unerrettbar verloren.“ — „Das iſt ſchlimm,“ ſeufzte Henrico. „Aber Du, theures Mädchen, haſt mich zum zweitenmal gerettet; denn wärſt Du mir jetzt nicht erſchienen, fürwahr ſie hätten mich ſchon in ihren mörderiſchen Klauen. Nimm meinen Dank in dieſem Kuß." — Ein feuriger Kuß vereinte ſeine Lippen mit den ihrigen; ſie wehrte ihn nicht ab und das verführeriſche Dunkel verbarg ihm ihre Verwirrung. Ein ängſtlicher aus beklommener Bruſt gehobener Seufzer war ihre ganze Antwort. „Doch ſage mir, liebe Markita," begann der Jüngling nach kurzer Ueberlegung, „wie lange werden dieſe Spießgeſellen Euer Haus meinetwegen belagern? Da hier mein Leben ſicher iſt, ſo werde ich natürlich nicht eher herausgehen, bis die Luft rein iſt. Nun aber ſcheinen ſie's ſehr ernſthaft auf mich abgeſehen zu haben." — Markita ſeufzte wieder, aber ein leiſes Schluchzen verrieth Henrico, daß ſie weine. — „Aber was fehlt Dir?" rief er erſtaunt und in ſie dringend. — „Ach! ich weine über Euch und Euer junges ſchönes Leben," erwiederte ſie in einem ſehr traurigen Tone. — „Nun was hab' ich dafür zu befürchten?" fragte Henrico beſorgt. „Hat mir Dein Vater nicht zur Genüge verſichert, daß mir hier Niemand etwas anhaben kann?" — „Aber Ihr wißt nicht, daß die Zeit ſeines Schutzes nur drei Tage und drei Nächte dauert. Dann muß er Euch ausliefern, oder er wird ſelbſt gefahen und in's Gefängniß gelegt und gerichtet, ſobald er über die Schwelle des Hofthores tritt." — „Heilige Mutter Gottes! da wär' ich ja doch verloren!" rief Henrico von jähem Schreck ergriffen. „Ihr himmliſchen Mächte, ſterben! Durch Deines Vaters Schwert ſterben, Markita! Und verhöhnt von meinen Feinden. O Himmel iſt denn kein Ausweg? — Sage mir Mädchen, wie entkamen denn Andere, die zu Euch flüchteten?"

— „Ach niemals ſind ſo viele Schaarwächter und Sold-Knechte um das Haus gelagert, ſie hielten die drei Tage entweder nicht aus, oder mein Vater half den armen Menſchen geſchickt davon. Aber auf Euch haben ſie's hart gemünzt und von der Mauer herab hört' ich, wie ſie Stein und Bein ſchwuren, Euch nicht durchwiſchen zu laſſen und wenn Ihr Euch unſichtbar machen könntet. Es wäre meinem Vater vielleicht doch möglich, Euch zu retten, aber ich fürchte, ich fürchte, er thut es nicht; denn ſo gewogen er Euch von Anfang ſchien, ſo habt Ihr's doch nachher bei ihm verdorben.“ — „Wodurch denn?“ fragte der Student erſchrocken, und ergriff bittend Markita's Hand. — „Ach ich kann es Euch nicht ſagen, wenn Ihr es nicht errathet,“ verſetzte ſie nach einigem Zaudern ſchämig und ihre Hand zitterte in der ſeinigen. — „O ich kann es nicht ahnen. Willſt Du mir die kleine Bitte abſchlagen? Unſchuldig hab' ich ihn erzürnt, und es wird mehr geſchehen, wenn Du mich unwiſſend läßt. Du biſt dann ſchuld, wenn er ſeinen ganzen Zorn auf mich wirft. Sag' es mir!“ — „Ihr hättet nicht ſo freundlich mit mir ſein ſollen. Er fürchtet, Ihr wollt mich verführen,“ lispelte das Mädchen. — „Liebe Unſchuld! und wenn ich Dir nun recht gut wäre, wollte mich der grauſame Mann drum verderben? Aber was ſoll ich thun, um ſeine Gunſt wieder zu erlangen? Und wie wird es ihm möglich ſein, trotz der Wachſamkeit der Schaarwächter mich dennoch zu retten?“ — „Sprecht in ſeinem und meiner Stiefmutter Beiſein nie ein Wort mit mir in dieſen drei Tagen, ſeid mürriſch und unfreundlich; dann hilſt er Euch vielleicht. Es iſt ihm ein Leichtes, wenn er's dem König ſagt." — „Dem König?" — „Ja König Wenzel iſt meines Vaters beſter Freund und beſucht uns oft. Wenn Euch der König dann mit hinausnähme, ſo wäret Ihr ledig, und die arme Markita würde Euch nie, nie wiederſehen, und Ihr würdet ſie gewiß auch bald vergeſſen haben." — „Würdeſt Du denn viel an mich denken?" fragte Henrico. — „Ach täglich und ſtündlich wollte ich das; Ihr würdet mir nie aus dem Sinne kommen und ich wollte Euch im Morgen- und Abendgebet dem lieben Gotte empfehlen, von dem mir meine ſelige Mutter ſonſt ſo viel erzählt hat. Seit ſie geſtorben iſt, höre ich nichts mehr von ihm und es blüht mir auch gar keine Freude weiter. Meine Stiefmutter weiß ſelbſt nichts von Gott und von den Heiligen. Hütet Euch vor ihr! Sie wünſcht auch gar nicht, daß Euch mein Vater befreien möge; denn ich habe es wohl gemerkt, daß ſie Euch ſelbſt liebgewonnen." — „Wie aber kann ſie da meinen Tod, mein Unglück wollen?" — „Ei ſie will, Ihr ſollt bei uns bleiben." — „Aber ich darf ja nicht länger als drei Tage und drei Nächte, wie Du mir eben ſelbſt geſagt haſt. Kann ich länger bleiben? Gibt es noch ein Mittel zu meiner Rettung, ſo ſag' es mir an, himmliſches Mädchen. Ich liebe das Leben, das für mich ſo viele ſchöne Freuden hat. Soll ich es der kalten Gerechtigkeit opfern. Gibt es kein Mittel?" — „Es gäbe wohl noch eins — aber —" — „Aber? Was ſtockſt Du? Sag' es friſch heraus! Sei es was es wolle. Das Leben iſt koſtbar und ich ſetze viel wo nicht alles daran, es zu erhalten. Was kann mich retten?" — „Es gibt noch ein Mittel, aber das könnt und dürft Ihr nicht anwenden. Ihr müßtet ein Freiknecht werden und in meines Vaters Dienſte treten, dann wärt Ihr aller Strafe ledig, könntet hingehen, wohin Ihr wolltet, und kein Häſcher dürfte Euch anrühren." — Henrico hatte kaum die mit furchtſamem Zögern leiſe ausgeſprochenen Worte vernommen, als ihm auch ſogleich das Blut in den Adern zu ſtocken ſchien und er entſetzt einen Schritt zurücktaumelte. „Faßt Euch!" flüſterte Markita, „meine Mutter kommt." Damit verſchwand ſie und ließ ihn in dem weiten unheimlichen düſtern Raum des Zimmers mit ſeinem gräßlichen Gefühl allein. Gleich darauf öffnete ſich die Thüre und Markita erſchien wieder mit zwei Kerzen in der Hand, ihrer Mutter vorleuchtend, welche ein höchſt leckeres Mahl auf die Tafel trug. Henrico's Gemüthszuſtand machte ihm die von Markita ihm auferlegte Rolle ſogleich zur Natur, und die freundliche Frau konnte ſeine plötzliche Umwandlung unmöglich begreifen. Trotz ihrer nicht verblümten Schmeicheleien, trotz der Trefflichkeit der aufgetiſchten Speiſen, von denen ſie ihm die ausgeſuchteſten Biſſen vorlegte, trotz der neuen Flaſche Stärkungswein, den ſie ſchäumend in ſeinen Becher goß, vermochte er doch kaum einige Worte hervorzubringen, noch einige Biſſen zu verſchlucken, und als ihn Bjetka theilnehmend um den Grund ſeiner ſchnellen Verſtimmung befragte, ſchützte er ein abermaliges Uebelbefinden vor und bat, ihn zu ſeinem Lager zu führen: „Markita," ſagte die Frau, „geh und hole dem Herrn irgend eine ſtärkende Kräuteressenz, Du kennst ja Deines Vaters ganzen Kram, damit wir einer Krankheit vorbeugen.“ Das Mädchen entfernte sich mit zögernden Schritten. „Vertraut Euch nur mir ganz, lieber Herr,“ sagte Bjetka zuthunlich, „Ich bin die Einzige im Hauſe, die's redlich und aufrichtig mit Euch meint. Der alte Jobſt iſt eine böſe Sieben; der ſchlägt in einem Morgen ein Dutzend Köpfe ab und verſpeiſt dann mit ſolcher Ruhe und ſo großem Appetit ſein Mittagsbrot, als habe er Garben geſchnitten und ſei hungrig über der Arbeit geworden. Aber traut der Schlange ſeiner Tochter, eben ſo wenig. Beide hängen zuſammen wie an einander gewachſen und theilen ſich einander ihre Geheimniſſe mit. Mein offenes Herz iſt in dieſem Hauſe verrathen und verkauft. Doch Ihr ſollt an mir eine Freundin finden, die Euch gegen Jobſt's und Markita's Bosheit beiſteht.“ — Henrico bedankte ſich höflich für die Theilnahme, verrieth ſich aber, da ſie ihm doch ſehr zweideutig vorkam, mit keiner Silbe, und als Markita mit der Medicin kam, begehrte er von Neuem, der Ruhe zu pflegen. Die Tropfen ſchlug er aus und folgte Bjetka'n, welche ihm bis zum Lager vorleuchtete. Weder mit einem Worte noch mit einem Blicke nahm er von der Tochter Abſchied, und Bjetka wurde, darüber entzückt, nur noch geſprächiger. Mit geläufiger Zunge und vertraulichem Weſen erzählte ſie ihren Urſprung, ihre Jugendgeſchichte und die Veranlaſſung, daß ſie den alten häßlichen Jobſt geheirathet und fügte noch manche Warnung vor ihm und Markita hinzu. Henrico, von Angſt und Sorgen bedrängt, fühlte ſich ſehr durch ſie beläſtigt, warf ſich auf das Lager und ſtellte ſich als ſchliefe er ein. Sie ſchwatzte noch eine geraume Zeit fort, als ſie aber merkte, daß der Jüngling von tiefem Schlummer feſtgehalten ſei, bog ſie ſich über ſein Geſicht und drückte einen von heftiger Leidenſchaft zeugenden Kuß auf ſeine weichen friſchrothen Lippen und verließ das Gemach. Henrico hatte nun Muße genug, die höchſt ſonderbare und gefährliche Stellung zu betrachten, in die er durch ſeine raſche und kühne Vertheidigung und das Spiel des Zufalls gerathen war. Die Hellung, welche durch die runden Glasſcheiben in ſeine Schlafzelle drang, gab dem wüſten Treiben und wilden Umherſpringen ſeines Geiſtes eine beſtimmte Richtung. Er öffnete das Fenſter und mit der warmen Nachtluft wehte ihm die Gewißheit entgegen, daß hier an kein Entrinnen zu denken ſei, wenn die Wachſamkeit der Häſcher nicht um ein Großes nachlaſſe. Allein auf der Seite der Mauer, welche Henrico mit den Augen beſtreifen konnte, brannten drei helle Feuer, um welche das Waffenvolk ſich gelagert, und der düſtere rothe Schein, den ſie dem hellen ſanften Mondlicht entgegen warfen, ſtand in Einklang mit dem heiſern Ruf der ausgeſtellten Wachen. Ueber dies beängſtigende Bild ſchweifte Henrico's ſchwermüthiger Blick in die vom Mondſchein überſilberte ruhige Landſchaft hinaus, thaleinwärts über den Strom nach Schenchow hinab, wo nun bald unter duftenden Blumen die Einzige ſeiner harrend wandelte, der ſein ganzes Leben zu weihen, er ſich im höchſten Liebesrauſch ſchon ſo oft mit den heiligſten Schwüren gelobt hatte. Bald verlor er ſich in ſüße Schwärmereien, aus welchen ihn jedoch eben ſo ſchnell wieder der Schreckensruf ſeiner Feinde aufſcheuchte, und Verzweiſlung packte nun eben ſo wüthig ſein Herz, wie es kurz vorher ſchmeichleriſcher Liebeswahn umſponnen hatte, wenn er den böſen feurigen und lebendigen Zauberkreis bedachte, womit die Gegenwart ihn hier gebannt hielt, und aus welchem er umſonſt einen Ausweg zu erſpähen hoffte. Seine vorzüglich in der Nacht leicht und heftig erregbare Phantaſie wurde nun immer geſchäftiger, ihm allerlei aus ſeiner jetzigen Lage gefolgerte Bilder mit ſtark aufgetragenen Farben vorzuführen und ihn ſo immer grauſamer auf die geiſtige Folter zu ſpannen. Er ſah Hermenegilden ſehnſüchtig den Garten durchirren, ihre Arme in die Nachtluft nach ihm ausbreiten, hörte ſie ſeinen Namen liſpeln und mochte ſich auflöſen in Schmerz, als die Wachtfeuer, Bilder die ihn brennenden Qual, ihm mit glühenden Zungen ſeine Ohnmacht verkündeten. Verzweiflungsvoll ſah er ſich nach einem Mittel um, zu entrinnen, um in ihre Arme eilen zu können, und kein anderes bot ſich ſeiner ringenden Angſt entgegen, als: Du mußt des Stöckers Freiknecht werden. Wie vor dem grinſenden Tode ſchauderte er zurück; doch ſogleich ſah er ſich unbarmherzig von dem gräßlichen Manne verlaſſen, in den Händen der Häſcher, auf dem Blutgerüſte und Jobſt mit gehobenem Schwerte und wiederum kein Mittel weiter, ihm zu entrinnen, als ſein Freiknecht werden. „O Du Gebenedeiter und Du heilige Jungfrau und all ihr Heerſchaaren der Engelein und der Märtyrer, helft mir aus dieſer Pein!“ rief die fürchterlichſte Angſt aus Henrico's Bruſt. „Gern wollt' ich die Hälfte meines mir in Nürnberg zu erringenden Erbtheils an ein Kloſter oder ſonſt ein geiſtliches Stift verſchenken, wenn ich aus dieſer Falle glücklich heraus wäre. Aber, o Gott! wenn kein Wunder geſchieht, ſo bin ich verloren oder muß des Scharfrichters Geſelle ſein! Hu Entſetzen! Schon ſeh' ich das ſchwarzbekleidete Henkergerüſt vor mir aufgebaut, ſchon treffen mich die halbgebrochenen Marterblicke der bleichen hohläugigen Schlachtopfer und ich — ich, barmherziger Himmel! — mit dem entſetzlichen Schwerte in der Hand, in welchem die Sonne ſich blutig ſpiegelt, in dem Purpurmantel, die rothe Hahnenfeder auf dem Hütlein, ſchon ſchwing' ich, ein willenloſes Geſchöpf des Wahns, die gräuliche Waffe nach dem Halſe des Unſeligen, der ſich nicht vertheidigen darf; ſein Haupt fliegt vom Rumpfe, der dicke Blutſtrahl ſchießt empor der Sonne entgegen, und Blut quillt heraus und nichts als Blut und färbt den Himmel und überſtrömt die Erde, und ich — o ſtürzt über mir zuſammen ihr Berge! — ich muß durch dies Blutmeer ſchwimmen und drinne erſaufen!!"

Erſchöpft ſank der Jüngling auf einen weichgepolſterten Schemel ohne Lehne und hielt die Augen mit beiden Händen zu, um die Schreckensgeſtalten ſeiner Phantaſie zu verſcheuchen. Da ward der blutige Schein des Himmels in ſeiner Seele allmählig zum roſigen Glanz, der ſich aufthat und ihm ein Engelsgeſicht entgegen hielt, das Geſicht Hermenegildens. „Und Dich ſollt' ich nicht wiederſehen, Heiliger Gott! Alles will ich thun, um nur wieder zu ihr zu gelangen, die wie Geſtirn mein Leben beherrſcht. Wie, wenn ich durch Liſt dieſer Enge zu entrinnen ſuchte, in welche mich ein unverdientes Schickſal eingepfergt? Die Welt hat mich bis jetzt ſtets betrogen, warum ſoll ich ihr nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?“ Schon wurde er mit dem ſcheußlichen Gedanken vertrauter; ſchon prallte er nicht mehr wie vor einem ſcheußlichen Geſpenſt der Mitternacht zurück, ſchon erſchütterte derſelbe ihm nicht mehr das innerſte Mark ſeiner Gebeine, und er gewann es über ſich, mit Ueberlegung das hohläugige Zerrbild desſelben zu betrachten. Was es auch gelten mochte, ſein Leben beſchloß er zu retten, die heftige ihn marternde Sehnſucht nach Hermenegilde mußte bald befriedigt werden und nicht noch eine Mondnacht mochte er hier allein auf dem traurigen Lager zubringen. Der Gedanke, ſich mit Liſt aus der Schlinge zu helfen, den Dienſt des Stöckers anzunehmen, aber aus den Mißverhältniſſen, welche im Hauſe herrſchten, Vortheil zu ziehen und ſich mit Hülfe der Mutter oder der Tochter ſo bald als möglich auf die Flucht nach der Provence zu machen, wurde immer lebhafter in ſeiner Seele und ſchien ihm immer mehr als einziges Rettungsmittel annehmbar. Daß ſowohl Wjetka als auch Markita heftig in ihn verliebt ſeien, hatte ſein in ſolchen Angelegenheiten geübter Blick mehr als zu deutlich gewahrt; nur war er noch ſehr zweifelhaft, welcher von beiden er ſich anvertrauen dürfe. Mit dem gewonnenen Entſchluß fühlte er ſich beruhigt; die Ausführung desſelben hatte die grelle Scheußlichkeit verloren, und auf das Lager geſtreckt wiegten Jugendleichtſinn und Müdigkeit den Geächteten bald in Schlummer.

Nicht eher als bis der Strahl der Sonne die Augenlieder des Schläfers mit glühendem Pfeilſchuß traf, öffnete er ſie und betrachtete ſich verwundert ſeine Umgebung. Er lag auf einem weichen Lederpolſter, deſſen Form und Anſehen Ueppigkeit und Pracht verkündete; eine dickſtoffene ſeidene Decke purpurfarben und mit hellrothen Blumen durchwirkt, warf große bauſchige Falten über ſeine Glieder, an den unförmlichen Tiſchen und Stühlen, des Lotterbettes und ſeiner eignen Bettſtelle war reich vergüldetes künſtliches Schnitzwerk bis zur Ueberladung angebracht und von den hohen Wänden hingen bunte flandriſche Teppiche als Tapeten herab. Henrico traute ſeinen Augen kaum, und als er ſich von der Wirklichkeit all der wahrgenommenen Pracht überzeugt hatte, glaubte er in einem Feenſchloſſe oder im Palaſt des Kaiſers erwacht zu ſein. Er konnte ſich durchaus nicht erinnern, von all dieſer Pracht Abends vorher etwas bemerkt zu haben, und ſchon flog ihm der abentheuerliche Gedanke durch den Kopf, er ſei durch Bjetka's Gunſt im Schlafe von dannen geführt und in's Prunkgemach des Königs Wenzel gebettet worden. Allerlei ungeſtaltete phantaſtiſche Hirnbilder ſchoſſen wie Metallblumen in ſeiner Seele auf; doch die ganze luftige groteske Schöpfung vertrümmerte und vernichtete ein einziger Blick durch's Fenſter, nachdem er ſich ſchnell von der köſtlichen Hülle befreit und auf die Füße geſtellt hatte. Das Erſte, was ihm in die nach Wundern und Ueberraſchungen ſpähenden Augen fiel, waren die an der dem Fenſter ſehr nahe ſtehenden Mauer herumſchlendernden Häſcher und ihre wehenden Fähnlein. Bald veränderte ſich jedoch die Scene und erhielt mehr Leben; denn es erſchien ein Mann, in welchem Henrico den Grafen Aleſch Potuſchka erkannte; ihm folgte ein Kärner, welcher ein Faß ablud. Ein allgemeines Jauchzen erhob ſich unter den bewaffneten Knechten, den ſchlagfertigen Klopffechtern und fauſtgewandten Dienern des Gerichts; ſie ſchüttelten Potuſchka's Hand, überhäuften ihn mit Lobſprüchen, fielen über das Faß her, zapften auf und ſprachen den gefüllten Bechern weidlich zu. Henrico hörte ſie dabei oft die Verſicherung ſtrengſter Wachſamkeit und genauſter Befolgung aller Befehle wiederholen, und ſchloß daraus, daß Potuſchka ihnen den guten Imbiß reiche, um ihr Gewiſſen hinſichtlich ſeiner zu ſchärfen. Auf's Widrigſte enttäuſcht, ſah er nun wohl, daß er noch im Freihaus gebannt ſei, auch erkannte er nun ſein Schlafgemach und erklärte ſich, daß er von all der ihn umgebenden Herrlichkeit nichts habe wahrnehmen können. Hatte doch Bjetka die Kerze, mit welcher ſie ihm vorgeleuchtet, wieder mit fortgenommen, und er während ihrer geſprächigen Gegenwart kein Acht auf die Kammer gehabt und zuletzt die Augen gar geſchloſſen, um die Läſtige los zu ſein. Der Mondſchein hatte ihn aber ſpäter nicht auf die Gegenſtände im Gemach aufmerkſam gemacht. Die von der bergigen Stadt herüberhallenden Glockentöne verkündeten dem eingekreiſten Jüngling, daß heute Sonntag ſei und das blaue wolkenloſe Himmelsgewölbe ſagte das heiterſte Wetter an. Neuer verzweifelter Unmuth erfaßte den Armen, der in Freiheit dieſen Tag in Saus und Braus und hoffärthigem Einherſchärwenzeln zugebracht haben würde, und um den gewaltigen Ingrimm und verzehrenden Kummer ſeiner Seele einigermaßen zu vergeſſen, wandte er ſich wieder nach ſeiner Schlafſtube und betrachtete ſich das Geräthe in derſelben genauer. Ein prächtig vergoldeter und bemalter Kredenzſchrein mit hohen Glasſcheiben zog des Jünglings Aufmerkſamkeit vorzüglich auf ſich, und er trat hinzu, um ſich das Eingeweide des unmäßigen Schrank-Bauches zu beſchauen. Mit nicht geringem Erſtaunen gewahrte er hier ſilberne und güldene Geſchirre von allerlei Form und Beſtimmung, prächtige Heiligenbilder, und mannichfache venetianiſche und nürnbergiſche Kunſtwaaren, wie ſie der ſeit Karls IV. Regierung erwachte Luxus erfunden und der allmählig mehr belebte deutſche Handel umherführte Vor allen andern merkwürdigen Sachen fiel ihm aber eine vollſtändige im hohen Schrein aufgeſtellte Rüſtung auf. Das Wappen des Schildes ein aufrechtſtehender ſchwarzer Löwe in rothem und ein ſchwimmender Karpfen in goldenem Felde, und die dreifarbige geſtickte Feldbinde kamen ihm eben ſo bekannt vor, wie Abends vorher der Stöcker Jobſt, doch konnte er ſich eben ſo wenig erinnern, wo er ſie ſchon geſehen habe. Es wehte ihn an, wie Klänge und Erinnerungen aus ſeiner frühſten Kindheit, doch gelang es ihm nicht, ſie zu einem ganzen nach allen Richtungen hin ausgebildeten beſonderen Tonſtück zuſammen zu reihen und zu ergänzen. Indem er ſo in Gedanken verſunken ſtand, war's ihm, als vernehme er einen leiſen religiöſen Geſang, nach der Weiſe einer ihm wohlbekannten Hymne an die heilige Jungfrau. Mit möglichſter Anſpannung aller Hörorgane horchte er ferner und nahm wahr, daß eine angenehme Stimme Urheberin dieſes mehr geflüſterten als geſungenen Liedes ſei, und daß daſſelbe unbegreiflicher Weiſe durch die Wand zu ihm dringe. Das Unbegreifliche verſchwand bald, als er, um ſeine Neugierde zu befriedigen und von einem glücklichen Gedanken geleitet, an den Tapeten hintappte und den Teppich plötzlich zurückweichen fühlte. Er hob ihn auf und ſchlüpfte in einen ſchmalen ſparſam erhellten Gang, durch welchen er leiſe auf den Zehen ſchleichend an einigen verſchloſſenen Thüren vorüberging und endlich an eine nur angelehnte gelangte, aus welcher ihm der — wie er nun wohl hörte — mit Fleiß unterdrückte Geſang entgegen wehete. Sehr behutſam drückte er die Thüre etwas abwärts und lugte in das Zimmer. Seinen gierig umherſchweifenden Blicken bot ſich ein kleiner anſtändig eingerichteter Tempel dar, in deſſen Mitte ſich ein ſchwarz behangener und mit einem großen ſilbernen Crucifix gezierter Altar befand, und vor demſelben kniete eine weibliche Figur mit dem Rücken nach der Thüre zugekehrt und ſang aus einem kleinen in Händen befindlichen Buche jenes Loblied auf die Mutter Gottes. Sie war ſo in Andacht vertieft, daß ſie keine Bewegung machte, und dergeſtalt dem ungeahnten Lauſcher Zeit und Muße genug ließ, ſich die niedlichſte aller Kapellen und ihre geſchmackvolle Einrichtung zu betrachten. Das Zimmer hatte nur ein Fenſter, dies war aber von außen eng mit eiſernen Stäben vergittert und innen mit einem zarten dunkeln Stoffe gleich einem Schleier überhängt, ſo daß weder ein unbeſcheidener Sonnenſtrahl noch der neugierige Blick eines Menſchenauges in dieſes Heiligthum zu bringen vermochte und dem kecken Tag nur in ſehr anſtändiger Umhüllung darin umzuwandeln erlaubt war. Die Duft ähnliche Dämmerung ließ zwar alle Gegenſtände erkennen, drückte ihnen aber einen ganz eigenthümlichen Stempel der Heiligkeit auf, der für ein gläubiges ſchwärmeriſches Herz ein mächtiger Reiz iſt und es mit ſüßſchmerzlichen Wonneſchauern und glühender Begeiſterung zu erfüllen pflegt. In der Ecke zur rechten Hand war ein Altar der Sankta Maria angebracht, über welchem ſie mit dem Gottesſohne auf dem Arme in Holz ausgeſchnitten in einer Niſche ſtand; in gleichen Niſchen, nur etwas niedriger angebracht ſtanden andre Heiligenbilder, ebenfalls aus Holz geſchnitzt und angemalt, Werke einer Kunſt, welche noch nicht ein Jahrhundert aufgeblüht war und vorzüglich in Nürnberg cultivirt wurde. In der andern Ecke, der Maria gegenüber ſtand ein zweiter Altar mit reichem goldgeſtickten Behänge und darüber ragte bis an die Decke an ſchwarzem Kreuz der blutige Leib des Weltheilands, zu deſſen Füßen man wieder die ſchmerzvolle Mutter mit dem Johannes erblickte. An der Wand nach der Thüre zu hatten zwei Rahmen ihren Platz; da ſie aber mit dichten Vorhängen überſchleiert waren, konnte Henrico nur vermuthen, es ſeien Bilder darinne befindlich. Mitten im Zimmer ſtand aber der ſchon erwähnte Altar, vor welchem die Beterin kniete. Sie beendigte, während Henrico im Anſchaun ſich vergeſſen hatte, den Geſang, und erhob ſich, um nach einem Altar an der Seite hinzugehen. Zu ſpät bemerkte es der Italiener; ſie war ihn ſchon gewahr worden und indem ſie ſich nach der Thüre wandte, erblickte er die reizende Markita vor ſich. Ein langes ſchwarzes Gewand, mehr ein Schleier als Kleid, wallte über ihre Formen her, ihr großes Auge glitt von ihm auf den Boden und ihre blühende Wange übergoß der Purpur der Schaam. Unter dem Schleier hervor quollen einige braune Locken und fielen auf den halb entblößten Buſen, von welchem die ſchwarze Hülle, ſeinen Glanz erhebend, etwas zurückgewichen war. Henrico erkannte erſt jetzt die vollendete Schönheit dieſer Züge, dieſer ſchlanken Geſtalt. Er ſah heute Alles mit andern Augen. O verzeiht, edler Herr," ſagte das Mädchen ſchüchtern lispelnd, „zürnt der armen Markita nicht; ich wollte ja nur ſehen, ob Ihr recht ſüß ſchlieſt. Das ſchien auch ſo und hat mir große Freude gemacht." — „Du warſt an meinem Lager?" rief der Jüngling überraſcht. „O wie dank' ich Dir für dieſe Sorgfalt! Ich Dir zürnen! Nimmermehr!" — Noch mehr beſchämt darüber, daß ſie ſich ſelbſt verrathen, bat das zitternde holde Kind mit leiſer Stimme: „Verlaßt mich! wenn Euch meine Mutter hier bei mir entdeckte, ſo wäre es mein Unglück und vielleicht das Eurige, denn ſie würde glauben, ich habe Euch hierher beſchieden." — „Und doch hätte ich Dir ſo vieles zu ſagen, Dich ſo Manches zu fragen, und ſoll ſogleich wieder von Dir gehen!" — Markita beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Sie wird doch nicht in Euer Schlafgemach kommen? Freilich," ſetzte ſie erröthend hinzu, „hab' ich dieſelbe Kühnheit gehabt. Aber mein Vater iſt zu Hauſe, ſie kann ſich nicht mit Schicklichkeit entfernen und vor dieſem Gange hat ſie eine beſondere Scheu. Dies mein Tempelchen hat ſie noch nicht betreten, ſo lang ſie das Haus bewohnt. Wenn Ihr ganz leiſe mit mir reden wollt, ſo können wir vielleicht eine kleine Weile unentdeckt bei einander zubringen.“ — „So kläre mich doch zuerſt über dieſen Tempel auf,“ ſagte Henrico, „wie kommt er in Euer Haus?“ — „Ach Gott!“ ſeufzte das Mädchen, „wißt Ihr denn nicht, daß die Familie des Stöckers von Jedermann verachtet, gehaßt und verabſcheut wird? Sie ſagen ja, wir ſeien unehrlich. Mit der armen Markita ſpricht keine andre Jungfrau, kein Menſch; ſie weichen vor mir zurück, wie vor einem Geſpenſte. Hätte ich nicht einen Bruder gehabt — die böſe Frau vertrieb ihn aus dem Hauſe — ſo wäre ich ohne alle Geſpielen aufgewachſen; denn wenn ich, ehe ich das ſchreckliche Unglück, welches mit dem gräßlichen Stande meines Vaters verknüpft iſt, in ſeinem tiefſten furchtbarſten Jammer kennen lernte, mich nach Jugendart zu andern Kindern geſellen wollte, flohen ſie davon oder höhnten mich und ſpieen mir in's Geſicht. Endlich wagte ich mich nicht mehr unter ſie und beſchränkte mich auf meinen Bruder Jirſchi, ſo wie er auf mich. Die gute Mutter ließ uns nicht mehr vom Hofraum, und wenn andre Leute in der Stadt zur Kirche gingen und Gott und die Heiligen anriefen, führte uns die fromme Frau hierher in dieſen Tempel, den ſie ſich wahrſcheinlich ſelbſt eingerichtet hatte; ich weiß wenigſtens von ſeiner Einrichtung gar nichts. Aber leider ſtarb die gute mir unvergeßliche Mutter, als ich kaum eilf Jahr alt war und ein Jahr darauf führte mein Vater dieſe Bjetka in's Haus. Dieſe wollte ſogleich, daß das Tempelchen, das Heiligthum meiner Mutter eingeriſſen werde; denn ſie gab vor, des Raumes zur Wirthſchaft bedürftig zu ſein. Da aber umklammerte ich meines Vaters Kniee, und flehte ihn mit heißen Thränen an, das gottgeweihte Plätzchen zu verſchonen, wo die theure Todte oft Tage lang ſich in Thränen gebadet und die Kniee wund gekniect, die Hände wund gerungen hatte, wo ſie uns vom himmliſchen Vater, dem Sohn und der Jungfrau und den Heiligen erzählt, von denen wir ohne ſie nichts vernommen hätten, ich beſchwor ihn bei der Liebe, welche er zu ihr getragen, und das Tempelchen blieb trotz Bjetka's Zorn unangetaſtet. Sie ſelbſt wagte ſich nicht hierher. Seit der Mutter Tod halte ich nun ſonntäglich meinen Gottesdienſt und alle Morgen und Abend andächtiges Gebet, und außer mir betritt Niemand dies Heiligthum; denn leider hält auch mein Vater nichts auf Gott und Gebet.“ — „Und biſt Du ſo bekannt mit den Lehren der heiligen Kirche? Kannſt Du leſen?‘ fragte Henrico verwundert. — „Nur Manches, was mir die Mutter geſagt, hab' ich behalten, Anderes, was für meinen Verſtand damals vielleicht zu hoch war, iſt mir wieder entfallen, und ſo hab' ich mich ſchon lange herzinnig nach Lehre und Unterricht geſehnt. Meine Mutter konnte wohl leſen, was die Mönche recht zierlich geſchrieben hatten, ſie machte auch den Anfang, es uns beiden zu lehren, aber der Tod verhinderte ſie an der Ausführung, und ſo hab' ich nur die wenigen Gebete gemerkt, welche ſie ſtets betete und ſang und die ich damals ſchon auswendig wußte. Weil ſie aber jedesmal das Buch zur Hand nahm, ſo thue ich es auch in der Meinung, es gehöre zum Gottesdienſt.“ — „Du liebe Unſchuld!“ rief der Student entzückt aus und konnte der Verſuchung, ſie auf die Stirne und die frommen aufrichtigen Augen zu küſſen, nicht widerſtehen. — „Wohl hab' ich verſucht,“ fuhr ſie fort, „nach dem Wenigen, was ich wußte, mir im Leſen ferner fort zu helfen, aber es iſt mir nicht ſonderlich geglückt.“ — „Du ſollſt es lernen, theure Seele! Du ſollſt Dich nicht vergeblich nach den hohen und heiligen Lehren des Chriſtenthums ſehnen; zum Glück wurde ich in der Stadt des Statthalters Chriſti aufgezogen, und aus dem Schatze des mir zugefloſſenen Wiſſens will ich Dir reichlich mittheilen, und wenn ich nun auch weder Weihwedel noch Krumſtab dabei führe, wenn die heilige Kerze und das Rauchfaß uns auch nicht dabei dampfen, ſo wird ſich der Geiſt Gottes doch auf uns ſenken und die Blicke aller Heiligen werden huldreich auf uns ruhen.“ — Der frommen Rührung und der heiligen Begeiſterung, welche während dieſen Worten den Jüngling ergriffen, machte die Jungfrau ſogleich durch die Frage ein Ende: „Aber Ihr wollt ja nicht bei uns bleiben, edler Herr. Ach ich werde ſehr weinen müſſen, wenn Ihr fort ſeid; denn Ihr ſeid ſo gut wie ein Engel, und wollt die arme Markita nicht verſtoßen und verachten, wollt ſie lieb haben und ſie beten lehren und ihr von der Muttergottes und dem Schmerzensſohn und den heiligen Märtyrern erzählen, dafür würde ich Euch recht dankbar und gewogen ſein, mehr als dem

Vater und gewiß eben ſo ſehr, wie der verſtorbenen Mutter.“ — Dabei legte ſie das lockige Haupt an ſeine Bruſt und weinte helle Thränen, die wie warme Thautropfen auf ſeine Hände herabfielen. — „Ich werde Dich nicht verlaſſen,“ ſagte Henrico gutherzig, „und Dich Alles lehren.“ — „Aber wie könnt Ihr?“ fragte ſie befremdet und ſah ihn mit den thränenglänzenden Augen an. „Eure Feinde werden kommen und Euch von meiner Seite reißen, oder mein Vater wird gezwungen ſein, Euch auszuliefern; denn er wird es nicht wagen können, Euch zu befreien, ohne zu befürchten, daß der König auf ihn aufgehetzt werde und ſeinen ganzen Zorn über ihn ausgieße. Er ſprach geſtern Abend viel darüber, als er nach Hauſe kam und ſagte, ein Graf, den Ihr ſehr beleidigt habet, und zwei Edelleute aus Franken haben Euch den Tod geſchworen und würden ganz Prag aufrühreriſch machen, wenn Ihr entwiſchtet. Nun iſt aber doch, wie Ihr wohl wiſſen werdet, im vorigen Jahre ein großer Aufruhr geweſen, wo meines Vaters Schwert ſchon einige Dutzend Köpfe auf des Kaiſers Befehl abſchlagen mußte; und dieſer fürchtet ſich vor dergleichen mehr als Ihr glaubt.“ — „So werd' ich Deines Vaters Freiknecht werden,“ verſetzte Henrico beſtimmt. — „Wollt Ihr das?“ rief Marketa von einer momentanen Freude überraſcht, die ihr aus den Augen leuchtete und aus Stimme und Geberden ſich kund that. Aber ſogleich erloſch der ſchnell auflodernde Schimmer der beiden Sterne wieder, die emporgehobenen Hände ſanken herab und mit leiſer wehmüthiger Stimme fuhr ſie fort: „Nein, lieber Herr, das könnt Ihr, das ſollt und dürft Ihr nicht wollen. — O Jeſus und Maria, wenn die Leute Euch auch anſpieen und von ſich ſtießen! Das könnte ich nicht ertragen; ich würde ſterben vor Gram und Herzeleid." — „Aber, gutes Kind, dann werden mich ja die Häſcher fangen und Dein Vater wird mir das Haupt abſchlagen müſſen. Willſt Du das lieber, Markita?" — Das Mädchen hatte ſich mit dem Flortuch das ganze Haupt umhüllt und ſchluchzte laut. „Ich will zu meinem Vater," ſagte ſie endlich, „und ihn um Gottes Barmherzigkeit willen flehen, daß er Euch befreit; oder wenn der Kaiſer bei uns zuſpricht, ſo bitte ich ihn für Euch, und kommt er heute und morgen nicht, ſo gehe ich ſelbſt in das Schloß zu ihm und dann werdet Ihr gewiß frei." — „Aber dann würden wir ja ſcheiden müſſen. Dein Vater wird nicht leiden, daß ich um Dich ſein dürfte, ich würde Dich nicht leſen nicht beten lehren können, Dich nie mehr zu ſehen bekommen." — Markita ſchwieg wieder einige Augenblicke; dann ſagte ſie hocherröthend und mit geſenktem Blick: „Wenn Ihr mich mitnehmen wolltet, dann flöhe ich mit Euch aus dieſem unglückſeligen Hauſe, und diente Euch als Magd, als Euer Bube; denn ich wollte gern mich in Knabengewand hüllen, um Euch überall hin folgen zu können." — „Aber wenn nun meine Geliebte — denn ich muß Dir nur geſtehen, daß ich eine ſchöne reiche Gräfin liebe und wieder von ihr geliebt werde — wenn ſie nun eiferſüchtig auf Dich würde und Dich nicht dulden wollte?" — O ein Weib, das Euch liebt, wird auch mich nicht verſtoßen. Ich würde gern ihre unterſte Magd ſein; nur dürft Ihr nicht ſagen, daß ich des Stöckers Tochter bin! — Gerührt von ſolch treuem Sinn hielt Henrico das holde unſchuldige Kind bei der Hand zurück, als ſie eben ſich entfernen wollte. Sage mir zuvor," fragte er, „iſt Dein Vater ſo reich, daß er ſo viel güldene und ſilberne Geſchirre und all den Tand beſitzt, den ich in meinem Schlafgemach bemerkt habe?" — „Es ſind meiſtens Geſchenke des Kaiſers Wenzel, dem mein Vater oft Geſellſchaft leiſten muß. Sie reiten viel zuſammen aus, vorzüglich bei Nacht und mein Vater ſpeiſt mit ihm im königlichen Schloſſe. Dafür wird er von dem Kaiſer ſtets ſehr reich beſchenkt. Er ſelbſt macht ſich aber nichts aus den Gaben, deſto mehr erfreut ſich Frau Bjetka daran, welcher er Alles nach Hauſe bringt, und die es in jenem Gemach aufhäuft. Die Heiligenbilder aber ſind von meiner Mutter, die ſie blos deswegen duldet, weil ſie von edlem Metall zierlich geformt ſind, woran ſie großen Wohlgefallen hat." — „Aber mein Kind, woher iſt denn jene Ritterrüſtung mit Glene, Schild, Schwert und Sporen?" — „Ich weiß es nicht," verſetzte Markita unbefangen. „Doch erinnere ich mich von meiner Mutter ſonſt je zuweilen gehört zu haben, daß mein Vater einſt ein reicher und angeſehener Ritter geweſen ſei, und dieſe Rüſtung getragen habe. Weiter hat ſie ſich aber nicht ausgelaſſen, und ich kann Euch demnach auch nichts Näheres berichten." — Der Jüngling verſank über dieſe Kunde in ein tiefes Nachdenken und Markita führte ihn durch den düſtern Gang nach der Tapete zurück; ſie ſelbſt öffnete eine jener Thüren an der Seite und verſchwand. Henrico ſtellte ſich wieder vor das ihm ſo bekannt vorkommende Wappen und verlor ſich in formloſe Träumereien, die ihm Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wunderſam vermiſchten. Er hatte einige Zeit alſo unbeweglich zugebracht, als die Thüre geöffnet wurde und Bjetka, ſehr zierlich geſchmückt, ihm einen freundlichen Morgengruß bietend, hereinſchlüpfte. Als ſie ſich angelegentlichſt nach ſeinem Befinden und der Ruhe der verwichenen Nacht erkundigt hatte, fragte ſie, ſcheinbar ganz unbefangen: Sagt mir, lieber Herr, hat ſich denn die freche Dirne vielleicht unterſtanden, in Euer Gemach zu dringen?" — „Wen meint Ihr, beſte Frau? Ich habe Niemand in dieſem Zimmer geſehen." — „Wen anders als die Markita. Läßt ſich doch das dumme Ding einfallen, jetzt eben in Betreff Eurer ihrem Vater zuzuſehen, ja endlich hart anzulaſſen und zu drohen, ſie wolle ſelbſt zum Kaiſer gehen und Euch frei bitten. Wenn Eure Rettung eine mögliche Sache geweſen wäre, ſo hätte ich mir es auf keinen Fall nehmen laſſen, den Dank dafür von Euch zu verdienen. Ich ſelbſt habe Jobſten geſtern Abend noch zum Kaiſer geſandt, aber es iſt Alles vergebens geweſen. Doch was Ihr vielleicht für ein großes Unglück haltet, kann und ſoll Euch zu großem Glück, zu Freude und Luſt werden. Ihr bleibt bei uns im Hauſe, und was ich zu Eurem Vergnügen beitragen kann, ſoll unaufgefordert geſchehen. Aber ich will mir die Freude auch nicht von der neidiſchen Bübin verderben laſſen. Das wäre mir eben recht. Ich ſollte mich in meiner traurigen Einſamkeit ſo lange vergeblich nach einem Freunde geſehnt haben? Und nun, da ich ihn gefunden, wollt' es die Schelmin hindern? Nicht wahr, Ihr wollt' bei mir bleiben, mir die Einſamkeit verſüßen und ſeid mir zugethan?" — „Könnt Ihr noch fragen, holde Frau? Eure Gunſt wird mich zum glücklichſten Menſchen machen," erwiederte Henrico mit dem Aufgebot all ſeiner Liſt und Freundlichkeit. — „Wir wollen ein herrliches Leben führen," flüſterte die Verſucherin, „wie Du es Dir nie geträumt haſt, ſüßer Junge. Brauchſt Du Geld, ich habe Schätze in meiner Truhe aufgehäuft und der alte Murrkopf ſchleppt vom Kaiſer immer mehr zu. Er ſoll herbeitragen, ſo lang er kann und wir wollen ſie vergeuden. Wer weiß in einer andern Stadt, daß Du der Freiknecht biſt? Wer kennt mich?" — „Aber wollen wir denn von hier entfliehen?" fragte Henrico. — „Ei freilich! Wenn wir uns genug geſammelt haben, machen wir uns aus dem Staube und laſſen dem abſcheulichen alten Eſſigtopfe das Nachſehen. Du biſt wieder ein vornehmer Edelmann und ich Deine Frau. O es hat mir ſchon lange geträumt, daß ich noch etwas Vornehmes werden würde. Aber die Markita muß uns erſt aus dem Wege; ſie iſt ſchlau und hämiſch, und könnte unſer Spiel merken und dem Alten verrathen. Deshalb fort mit ihr! Und dann laß uns ungeſtört glücklich ſein!" Henrico hätte nicht ein blühender Jüngling von ſechzehn Jahren, hätte kein Italiener ſein müſſen, um durch dies offene Liebesgeſtändniß der hübſchen Frau nicht in Feuer zu gerathen, und ſeine geſchmeichelte Eitelkeit wäre vielleicht der Hammer geworden, der ihn in die unwürdigſten Sclavenfeſſeln geſchlagen, wären nicht zwei Engel ihm zur Seite geſtanden, angethan mit dem reinſten

Kleide der Unſchuld, duftende Lilienſtengel in ihren Händen und ihn mit Roſengewinden zurückhaltend. Nachdem Bjetka ihn erſucht, ihr bald nachzufolgen und im Wohnzimmer ſein Frühſtück einzunehmen, kam Henrico zur Beſinnung; Hermenegilde und Markita ſchwebten ihm leuchtend auf dem Pfad voran, der ihn aus dem Sumpf auf die ſonnige Höhe führen ſollte, und es wurde ihm nicht ſchwer, Bjetka unten in ihrer wahren Geſtalt zu erkennen. Sein Plan, die Pfeile, welche das Laſter auf die Tugend ſchicken wollte, ihm ſelbſt verderblich zu machen, war bald gebildet, und gefaßt verließ er ſein Gemach. Auf dem Wege nach der Wohnſtube ſtreifte Markita ſchnell an ihm vorüber und flüſterte haſtig: „Alles iſt verloren! Bjetka hat Eure Rettung hintertrieben und ſelbſt ſchon beim Kaiſer gegen Euch gewirkt.“ — Ohne ſeine Ruhe äußerlich zu verlieren, trat Henrico in das geräumige Wohnzimmer. Jobſt wandelte mit großen Schritten auf und ab, und dankte dem Gruße nur halb. Henrico nahm auf Bjetka's Geheiß an einem kleinen Tiſche Platz, welcher bereits mit Lebensmitteln beſetzt war. Nachdem ſie ſich entfernt hatte, begann Jobſt mürriſch: „Was habt Ihr denn mit dem Grafen Potuſchka vorgehabt? Der wird Euch den Hals brechen.“ — „Mein Entſchluß iſt ſchon gefaßt,“ erwiederte Henrico ruhig. „Ich biete Euch meine Dienſte an, und ſo Ihr dieſelben anzunehmen gewillt ſeid, kann Eurem Freiknecht in einer Stunde Niemand etwas anhaben.“ — „Ihr ſeid ſehr raſch, junger Mann,“ verſetzte Jobſt mit einem freundlicheren Anflug im

Geſichte. „Ihr könntet doch wenigſtens die drei Tage abwarten, ob ſich kein Weg zu Euer Flucht aufthäte.“ — „Das lange Warten würde meine Freiheit einſchränken und dieſe lieb' ich mehr als mein Leben. Ich habe weder Vater noch Mutter, noch Verwandte und Freunde; ich gehöre eigentlich Niemandem auf der Welt an, und das Gefühl dieſer Verlaſſenheit hat mich gar oft gepeinigt. In der Wendung meines Schickſals ſehe ich einen Fingerzeig deſſelben; es zwingt mich gewiſſermaßen, ein Vaterland, einen Wohnort und Menſchen zu haben, denen ich angehöre. Alſo ohne Zaudern nehmt mich zu Eurem Knecht an.“ — „Wohlan denn, es ſei!“ erwiederte Jobſt, ohne die Freude zu verbergen, die er über den guten Fang empfand. „Folgt mir!“ — Henrico ging mit einem ſeine Bruſt furchtbar beklemmenden Gefühle, welches ſich zur entſetzlichſten Angſt ſteigerte, als er hinter dem Stöcker in ein mit Büchſen, Schachteln und Flaſchen beſetztes Gemach trat, an deſſen mittlerer Wand ein blutrother Mantel die weiten Falten bis auf den Boden herabwarf. Auf den ſchwarzen Kragen deſſelben war ein weißer Filzhut mit rothen Federn geſtürzt, und über beiden hing ein kurzes breites hellfunkelndes zweiſchneidiges Schwert. Auf der andern Seite ſah er in einem großen Schrein ebenfalls mehrere Kleidungsſtücke, denen ähnlich, welche Jobſt trug, und auch noch zwei rothe Mäntel und Hüte gleich dem erſten. Der Stöcker griff langſam und mit einer furchtbaren Ruhe nach dem Hute und ſtürzte ihn auf ſeinen Kopf, dann nahm er den Mantel von der Wand und warf ihn um ſeine Schultern und faßte endlich den Griff des gräßlichen Schwertes. „Knie nieder, mein Sohn," ſagte er jetzt ernſt, und feierlich und Henrico gehorchte. Mit funkelnden Blicken ſtand der fürchterliche Mann vor ihm, nicht anders als wolle er ihm im ſelben Augenblicke das Haupt abſchlagen. „Mit dieſem Schlage," ſagte Jobſt dumpf, „weihe ich Dich für Dein ganzes Leben zum Diener und Vollſtrecker des Blutgerichts. Von nun an ſei der ſtrafende Arm des Richters, Du haſt nur zu gehorchen, er zu verantworten. Das Blut, welches durch Deine Hand dahin ſtrömt und die Erde färbt, komme nie über Dich. Abgethan biſt Du aller menſchlichen Geſellſchaft von Stund an. Steh' auf Ritter vom blutigen Halsband, und küſſe dreimal das Schwert, welches Du nun führen ſollſt." Dem Jüngling war der kleine Schlag auf ſeinen Kopf durch Mark und Bein gezittert und er war davon wie zernichtet. Das Entſetzen faßte ihn und ſchon begann's vor ſeinen Augen zu dunkeln, als ihn der gräßliche Meiſter am Arme emporriß und das Schwert vorhielt. Nur mit halber Beſinnung drückte Henrico ſeine bleichen bebenden Lippen auf den kalten ſpiegelblanken Mordſtahl und fühlte ſich dann von ſeinem Meiſter zärtlich umfaßt, der ihm den Weihkuß auf die Stirne drückte. „Nun fort mit dieſen Lappen und Lumpen!" ſagte Jobſt, auf den Sammtrock und die ſeidenen Beinkleider deutend. „Hier haſt Du Deine Ordenstracht." Somit reichte er ihm von den übrigen Kleidern. Henrico entkleidete ſich geduldig, aber wüthender Schmerz tobte ihm in der Bruſt, als er ſich von dem ihm ſo theuren Schmuck trennen mußte. Doch ihm blieb keine Wahl. Bald ſchmiegte ſich die blaue Tracht mit den unzähligen Knöpfen an ſeinen ſchlanken Leib. „Nun gehe,“ ſagte Jebſt ihn liebkoſend, „thue Dir ein Gütliches! Mein Keller hat die beſten Weine, trink' nach Belieben; iß was Dir ſchmeckt, Bjetka ſoll's Dir beſorgen; und ſehnſt Du Dich nach einem Weibe, ſo ſoll Markita Deine Frau werden. Daß ſie Dir gefällt, hab' ich geſtern ſchon bemerkt, und auch ſie hat Dir zu tief in die Augen geſehen. — Sag' wie iſt Dein Name?“ — „Henrico Tarquini.“ — „Wir brauchen nur den Vornamen; den andern kannſt Du für ewige Zeit ablegen. Kein Meiſter oder Geſelle des hochnothpeinlichen Halsgerichts bedarf ſeiner; denn Niemand auf der Welt gehört er an, als ſich ſelbſt. Und nur wer andern angehört, bedarf eines Geſchlechtsnamens. Deinen italieniſchen Taufnamen wollen wir übrigens ins Böhmiſche überſetzen, und Du ſollſt Hinko heißen, da uns das hier zu Lande geläufiger iſt.“ — Der umgekleidete, umgetaufte und umgewandelte Jüngling verließ das unheimliche Gemach, ohne ein Wort erwiedern zu können, um ſich wieder nach dem Wohnzimmer zu verfügen. An einem geöffneten Fenſter vorüberwankend, tönte ihm das Geläute der Glocken von Prag herüber abermals in's Ohr. Da erfaßte ihn eine unendliche Wehmuth; es war ihm nicht anders, als jene heiligen Klänge hallten ihm aus einer andern glücklichen Welt zu, von der er nun auf ewig geſchieden ſei. Er lehnte ſich an das Fenſter und horchte, einen Strom von Thränen vergießend, den herrlichen Klängen, deren er ſonſt kaum geachtet und die ihm nie ſo ſchön geklungen hatten, wie heute. Zugleich ergriff ihn eine ſo heftige Sehnſucht nach der Kirche, wie er noch nie empfunden; ſein Sinn war reiner, ſein Herz heiliger geworden; der leichtſinnige Jüngling war ſchnell zum ernſten Manne gereift, und als Wehmuth und Sehnſucht vorübergezogen waren, erwachte eine gewaltige Kraft in ihm und er verſprach ſich aus dieſer Nacht zum Lichte empor zu ringen, Bjetka zu verabſcheuen und Markita mit ſich zu retten. Noch am Fenſter verweilend, ſah er die Söldner eben abziehen und Jobſten an Bjetka's Seite, von mehreren Freiknechten gefolgt, durch die Thorfahrt nach dem Hauſe zurückkehren. Der hemmende Kreis war alſo zerbrochen, aber hatte Henrico die erſehnte Freiheit erlangt? Er hatte ſich die ſchmählichen Feſſeln der Schande eingetauſcht, hatte ſeine bürgerliche Ehre mit einem Streich gemordet, war aus der Geſellſchaft herausgetreten, aber aller dieſer böſen Umſtände ungeachtet, war er auf dem Wege ſich eine geiſtige Freiheit zu erringen, welche er noch nie geahnet und zu welcher er auch niemals ohne das Zuſammentreffen dieſer ſchmerzlichen Ereigniſſe gelangt ſein würde. Als Jobſt einige Minuten darauf vergnügt ſeinen neuen Knecht Frau und Tochter und vier rohen entmenſchten Henkersknechten darſtellte, glänzten die Augen der Erſtern von Entzücken, die der Tochter aber ſtanden voll Thränen, und während Bjetka ihm einen ſchmeichelhaften Glückwunſch ſagte, hoben ſich einige ſchwere Seufzer aus Markita's Bruſt. Aber was er auch bis jetzt erfahren, war nichts gegen die Schmach, welche ſeiner noch wartete. Denn Jobſt faßte ihn wieder bei der Hand und führte ihn hinaus über den Hof, ſagend: „Einige Herren, welche Dir aufgepaßt, ſo wie der Hauptmann der reiſigen Knechte, wollen ſich von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen und Dich ſehen.“ Stumm und angſtbeklommen ging der Unglückliche, aber ihm war's als müſſe er vor Schaam in die Erde ſinken, als er ſich von Potuſchka, Auberle und mehreren andern Studenten gleiches Gelichters, mit denen er ſonſt die Nächte durchſchwärmt und die meiſt von ſeinem Gelde gezecht hatten, umzingelt ſah, die vor ihm ausſpieen und alle Geberden des größten Abſchen's vor ihm zeigten. — „Nun wag' es mehr, verdammter Bube,“ rief Potuſchka, „ehrliche Leute Nachts wie ein Räuber zu überfallen. Das iſt Dir hoch zu ſtehen gekommen, ehrloſer Wicht. Wie wird ſich die zimpferliche Gräfin Hermenegilde freuen, wenn ſie Dein verfluchtes Buttermilchgeſicht aus dieſer Jacke hervorgucken ſieht. Nun ſtrecke Deine gottverwünſchte Blutfauſt nach der ſchönen Blume aus! Sieh Schurke, ſo vergelt' ich Dir kleine Schmach mit ungeheurer unauslöſchlicher Schande.“ — „Nun ſpiele mehr mit falſchen Würfeln, und ſpotte uns aus, Du ſteinreicher Italiener,“ brüllten die Andern. — „Ein Hurenſohn iſt er,“ rief Potuſchka wieder, „aber kein italieniſcher Edelmann. Ein Nürnberger Schöppe iſt ſein Vater, fragt dieſen Ritter.“ — „So iſt's!“ ſagte der Junker von Stürzenbach ſchadenfroh grinzend, „und ich will dem alten Muffel und ſeinen Söhnen die ſaubere Kunde ſchon hinterbringen.“ — Jedes Wort, welches Potuſchka geſprochen, war dem armen Hinko ein Dolchſtich in die Bruſt geweſen, und kaum blieb er ſeiner Sinne ſo viel mächtig, um die letzte Aeußerung des ihm unbekannten Ritters in Ueberlegung zu ziehen, als die hämiſchen Männer ſich ſchon lange entfernt und er todtenbleich an der Hand des ſtummen Meiſters ins Haus zurückgewankt war. Seine neuen Kameraden, die Freiknechte, empfingen ihn mit jubelnden Grüßen und brachten ihm den vollen Becher entgegen, durch deſſen Leerung er in ihren Freundſchaftsbund aufgenommen wurde. Nach vielen vergeblichen Verſuchen von ihrer Seite, ihn zu erheitern, wurde ihm ſeine Kammer angewieſen und auf das Bette hinſinkend, vergoß er einen Strom qualheißer Thränen.

Daß man im Freihauſe des Königs eben ſo leckere Mahlzeiten zu halten wiſſe, als im Königshofe, dem Schloſſe deſſelben, überzeugte ſich Hinko bei dem Mittagseſſen; er konnte ſich nicht erinnern, ſelbſt in Avignon, dem Sitze päbſtlicher Schwelgerei, ſo herrlich geſpeißt zu haben. Der beſte Ungerwein ſchäumte in den zinnernen Krügen und Hinko verſenkte ſeinen Gram in die purpurnen Wellen deſſelben, die er in reicher Fülle durch ſeinen Gaum ſtrömen ließ. Nach der Tafel konnte ſich Hinko wieder auf ſeine Kammer verfügen. „Morgen fangen wir unſere Lectionen an, und ohne mich gehſt Du nicht aus dem Hauſe,“ hatte Jobſt ihm noch nachgerufen und dieſe Worte hallten Stunden lang in ſeinem Kopfe wieder. Was hatte der Mann mit den Lectionen gemeint? Wollte er ihn — Hinko ſchauderte bei dem Gedanken — ſchon das entſetzliche Schwert führen lehren? Und nicht aus dem Hauſe ſollte er ohne den Meiſter gehen? War das die theuer erkaufte Freiheit? Doch zum Troſt für den Zerknirſchten hätte man ihm alle Schätze der Erde bieten können, ſich öffentlich zu zeigen, und ihm grauſte vor dem Augenblick, wo er von Jobſt aufgefordert werden würde, ihm hinaus zu folgen. Alſo kämpfend, bald erliegend, bald zum Sieg ſich wieder aufrichtend, hatte Hinko allein, fern von der lauten Geſellſchaft der andern Geſellen, faſt den Tag zugebracht, als er ein Geräuſch ohnfern ſeines Bettes vernahm. Er richtete ſich auf, blickte nach der Gegend, woher es kam, und entdeckte hinter ſeinem Schranke eine halb verſteckte Thüre, die jemand leiſe von Außen zu öffnen bemüht war. „Hinko!“ flüſterte es und er glaubte Markita's Stimme zu erkennen. Er legte das Ohr an die Thüre und fragte: „Wer iſt da?“ — „Markita; hebe den Schrank vorſichtig weg. Ich habe Dir viel zu ſagen.“ — Hinko that, wie ſie verlangte, die Thür ging auf und das Mädchen ſchlüpfte herein. Hinko ſah auf den dunklen Gang hinaus, welcher zu ihrer Kapelle führte. „Tröſte Dich, guter Hinko,“ ſagte ſie jetzt weit zutraulicher als früher. „Du ſollſt die gräßliche Schande nicht lange tragen. Die Heiligen werden gewiß mein Gebet erhören und Dir beiſtehen, und ich werde unaufhörlich für Dich beten. Ach wär ich nicht ein ſchwaches Mädchen, ich wollte Dich heute noch befreien. Aber es wird und muß ſich ein Mittel auffinden laſſen, und was wir mit Stärke nicht erzielen können, müſſen wir durch Liſt erreichen. Heute als ich recht über Deine Lage nachdachte, fiel mir bei, daß einſt ein entſprungener Mönch meines Vaters Freiknecht war. Der konnte nun nicht mit ſeiner Platte aus dem Hauſe gehen und ſchämte ſich auch von ſeinen Brüdern erkannt zu werden. Mein Vater gab ihm alſo Haare, die er den Hingerichteten abgeſchnitten und daraus nähte und leimte er ſich ein falſches Haar und einen großen falſchen Bart zuſammen, und wenn er's angethan, erkannte man ihn nicht wieder. Späterhin ſchnitt er jedem ſchwarzhaarigen Verurtheilten, bevor er ihm den Kopf abſchlug, die langen Locken ab, wie's Sitte iſt, und verfertigte ſich, da er ſelbſt einen dünnen Haarwuchs und faſt gar keinen Bart hatte, noch mehr ſolcher falſchen Kopf und Kinnverzierungen. Und von dieſen müſſen noch einige im Kaſten ſeines Schranks liegen.“ — „Und Du meinſt, gutes Kind, ich ſoll mich derſelben bedienen?“ — „Ei ja wohl. Ich putze Dich jedesmal heraus, wenn Du in die Stadt mußt, und Niemand wird Dich erkennen. Du biſt vor allen Schmähungen geſichert.“ — „Aber wird Dein Vater es auch zugeben?“ — „Ohne Widerrede. Er iſt Dir ſehr gewogen, und hat viel zu mir über Dich geſprochen.“ — „Und was war der Inhalt ſeiner Aeußerungen?“ — Markita wurde roth und ſchwieg. — „So hat er nichts Gutes von mir geſprochen, was Du mir nicht ſagen willſt.“ — „Alles Gute, aber ich kann es Dir doch nicht ſagen.“ — „Ich bitte Dich.“ — „Nun ich will, aber Du darfſt mir nicht böſe darum ſein. Wenn Du noch Deine reichen ritterlichen Kleider anhätteſt, würde ich es Dir unmöglich ſagen können, aber ſeid Du dieſe Jacke trägſt, vermag ich Dir mein Herz mehr aufzuſchütten. Aber zürne mir nicht!“ — „Nimm dieſen Kuß, liedes Weſen, zum Pfande, daß ich Dir ſtets von Herzen gewogen ſein werden. Nun?“ — „Er ſagte, ich ſollte bald Deine Frau werden, und Du ſollteſt einmal ſein Nachfolger ſein. Sieh und deshalb iſt er Dir ſo ſehr gewogen, und wird die Mummerei nicht nur billigen, ſondern ſogar gut heißen. Du ſprichſt, Du habeſt die Sachen in Deinem Schranke gefunden und Dir angepaßt. Nicht wahr?“ — Mit abgewendetem Geſicht hatte ſie den erſten Satz hervorgeſtammelt und ſchnell darüber hineilend, daß er ihr nicht darauf antworten durfte, drang ſie heftig in ihn, öffnete den Schrank und durchſuchte mehrere Kaſten, bis ſie die Haarkappe und den Zottelbart hervorzog. Mit der größten Mühe waren die einzelnen Haare auf die Leinwandkapuze einzeln durchgenäht und auf der untern Seite angeleimt. Markita ſetzte ſie ſchäkernd dem geliebten Jüngling auf und zog ihm den ſogleich daran befeſtigten Bart um Ohren und Kinn. Es war ihm alles zu weit und Markita lachte herzlich über den ungeheuern Abſtand zwiſchen den goldblonden Augenbrauen und dem pechſchwarzen Haar. Sogleich nahm ſie ihm ein Maß um Kopf und Kinn und verſprach bis morgen die ganze Verkleidung einzurichten, ſo wie für eine gute Schwärze zu ſorgen, die ihr Vater aus Steinen bereite, womit er Augenbrauen und Wimpern ſich herrlich anſchwärzen könne. — „Aber werd’ ich denn nie ohne Deinen Vater ausgehen dürfen?“ fragte Hinko, zu dem ſich Markita auf’s Bette geſetzt hatte, um mit ſeinen ſchönen Locken zu ſpielen. — „O was Du Dich härmſt! Das geſchieht nur in der erſten Woche, daß die Leute wiſſen, Du ſeiſt ſein neuer Knecht; nachher kannſt Du gehen, wann und wie viel Du willſt.“ — „Was ſoll ich denn aber für Lectionen von ihm erhalten?“ — „In der geheimen Arzneiwiſſenſchaft, in der Sympathie und Aſtrologie, worin mein Vater bewandert iſt und was er allen Freiknechten lehrt. Dann mußt Du auch alle Kräuter und Pflanzen und ihre Kräfte und Wirkungen kennen lernen, ferner den Gebrauch des Magnets, wie die Zauberei aufgehoben und vertrieben wird, und was der geheimen Künſte mehr ſind, die er alle beſitzt. Da wirſt Du bald mehr können als der gelehrteſte Doktor weiß. Haſt Du nicht Luſt dazu?“ — „Gewiß ſehr viel!“ rief Henrico, doppelt froh, denn die Angſt vor dem Unterrichte in der Kopfabſchneiderei war verſchwunden und ein neues wunderbar geſtaltetes und belebtes Land that ſich plötzlich ſeinem wißbegierigen Blick auf. Eine Wiſſenſchaft, nach welcher ſein junger Geiſt ſo gewaltig gedürſtet, von welcher er oft ſeine wachen Nächte durchträumt, öffnete ihm plötzlich ihre geheimnißvolle Pforte und lud ihn ein, in den myſtiſchen Tempel einzutreten, wo er es am wenigſten vermuthet hatte. Markita plauderte noch einige Minuten mit ihm. „Dieſe Thüre,“ ſagte ſie endlich ſcheidend, „kannſt Du von innen öffnen und zu jeder Zeit in meine Kapelle gelangen, wenn Du Dich ſicher glauben darfſt. In der erſten Frühe des Morgens und ſpät Abends verrichte ich mein Gebet dort. Wenn Du aber dieſe Nacht und kommende Mondnächte zu Deiner Geliebten in die Stadt ſchleichen willſt, ſo kannſt Du durch eine geheime Thüre, welche meine Mutter, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, unter der

Niſche der heiligen Maria hinter dem Altar hat anbringen laſſen, in den Garten kommen und von da durch das ſtets offene Thor entweichen. Dieſen Abend will ich Dir Alles zeigen und Dir behülflich ſein. Fürchte Dich nicht vor den andern Knechten; ſie ſchlafen hinten hinaus nach dem Berge zu, und wenn's nöthig iſt, gehorchen ſie mir und verrathen uns nicht.“ — Wie ein Genius entſchwand die Holde durch die Thüre und Hinko wußte nicht ob er ſie mehr lieben oder bewundern ſollte. Aber zugleich hatte ſie durch ihre Erinnerung Hermenegildens duftige Geſtalt in ſeine Seele heraufgeſchworen und ſeine Sehnſucht hing ſich mit erneuter Kraft an das frühere Bild ſeiner Träume. Der Tag hielt eben mit ſeiner ſchwarzäugigen ſternengeſchmückten Braut, der Nacht, die Feier der ſüßduftenden Hochzeitverbindung und die ſtolze Vermählte errang ſchon die Herrſchaft über den in ſüßem Liebeswahn erſchlafften und entſchlummernden Gemahl; ſie ſchlug ihn in Feſſeln und ſchwang ſich auf ſeinen Thron. Hinko ſah ſehnſüchtig hinauf, wo ſie den goldglänzenden Hofſtaat aufziehen ließ und der Mond als Hofmarſchall ſein Silber ausbreitete. Endlich wurde er von Bjetka zum Abendeſſen abgerufen. Jobſt war abweſend. „Du ſehnteſt Dich geſtern nach Deiner Laute,“ ſagte Bjetka, „ſieh zu, ob dieſe hier Dir jene erſetzen kann. Damit reichte ſie ihm ein koſtbares Inſtrument, des ſich kein König hätte zu ſchämen brauchen. „Wie?“ rief Hinko in der größten Ueberraſchung, an welcher ſich Bjetka's trunkene Blicke weideten, „woher dieſe Laute?“ — „Nimm ſie als ein Geſchenk meiner heftigen Zuneigung zu Dir,“ flüſterte ſie hingebend. „Vertreibe damit die Schwermuth, welche Deine Stirne umwölkt und Deinen Geiſt verfinſtert, und beglücke auch mich durch ihre Töne.“ — „Aber womit ſoll ich Euch dies für mich unſchätzbare Kleinod vergelten?“ — „Mit Deiner Liebe; Du weißt es ja. Will ich Dir doch noch mehr, will Dir Alles geben, nur ſei nicht undankbar; denn meine Rache würde ſo ſchrecklich ſein, als meine Liebe glühend iſt.“ — Hinko verſtummte vor dem auftauchenden Dämon, und um ihn wieder zu verſcheuchen, griff er in die klangvollen Saiten. An Hermenegilden denkend ſtimmte er die ſchönſten Liebeslieder an, welche Bjetka auf ſich zu beziehen, thörig genug war. Den ganzen Abend über entzückte der neue Freiknecht ſeine Zuhörer, Bjetka, Markita und Hinek, einen der andern Knechte, welchen Jobſt ſich ſpäter auch beigeſellte, mit Geſang und Spiel.

In ſeiner Zelle angelangt, wartete Hinko faſt Mitternacht ab, dann rückte er den Schrank leiſe ab, öffnete die Thüre und ſchlich auf den Zehen durch den Gang nach der Kapelle. Der Mond warf ſein fahles Licht durch das von ſeinem Schleier befreite Fenſter und zeigte ihm die auf der Stufe vor dem mittlern Altar ſitzende Markita, welche verſprochenermaßen des geliebten Jünglings ſchon lange wartete. Unbefangen wie immer ſtand ſie auf und trat auf ihn zu. „Ich habe Alles ſchon für Dich bereit gemacht,“ ſagte ſie. „Hier liegen Deine Kleider. Sie werden künftig unter dieſem Altare ihren Platz haben, denn ſie ſind mir heilig, auch vermuthet ſie Niemand hier, ſollte ein fremder Fuß jemals dies kleine Heiligthum betreten.“ Sie hob das Gedeck des Altars auf, ſchob die hintere Wand deſſelben zurück, und Hinko erblickte einen leeren Raum, in welchem man viel verbergen konnte. Gleich einem geſchäftigen dienſtbefliſſenen Diener half ſie ihm nun die häßliche Jacke und die übrigen, ſeinen ehrloſen Stand bezeichnenden Kleider ausziehn und ihn wieder mit dem weichen Sammt und der ſchimmernden Seide bekleiden. Mit ihren Fingern kämmte ſie ſein goldenes Haar und ſetzte die ſchön gezierte Gugel darauf, ſie gürtete ihm ſein Schwert um, holte dann die Laute aus ſeiner Kammer herbei und führte ihn zu dem verſteckten Thürchen, welches ſie bereits geöffnet hatte. „Nun geh," ſagte ſie, „ſei glücklich und vergiß meiner nicht dabei," und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne, welchen er mit einem andern auf ihre geſchwellten Lippen erwiederte. Es that ihm in dieſem Augenblicken faſt leid, ſie zu verlaſſen, eh' ihn aber das Gefühl des Mitleids und der zu ihr erwachenden Liebe beſiegte, war er ſchon auf dem Hofe. Leiſe wie die Nacht ſelbſt ſchlich er davon, über den Hügel am Wiſchehrad hinab und durch das Thal, in welchem der Mondſchein auf den Wellen der Moldau ſich wiegte und ihnen ſein flüchtiges Silber einverwebte. Ruhe war über die Welt ausgegoſſen; nur Hinko's Herz ſtrebte in gewaltiger Bewegung nach Ringen und Kampf, und ging er nicht, das Leben ſelbſt keck herauszufordern? Ein blankes Geldſtück löſte einen ſchmalen Nachen an den Fiſcherhütten unter den aufgethürmten Felſen des Wiſchehrad; ein Fiſcherknabe führte ihn durch die Fluth und mit Lautenklängen begleitete Hinko das Schaukeln und Plätſchern bis ans andre Ufer.

So ſteuert der kühne Korſar durch die regungsloſe nächtliche Fluth und ſinnt auf Raub, wenn alle Schiffe ruhig vor Anker liegen. Hinko hatte nicht mehr ein hemmendes Thor zu paſſiren, ungehindert langte er am Garten an und aller ſehnſüchtige Drang eines kühnen jugendlichen Herzens trug ſeinen Sinn voraus zu der Holden, welche er in den Gängen dieſes Blumenparadieſes wandelnd wußte. Mit raſchem Klettern war er auf der Mauer und blickte lauſchend durch die matt erhellten Gänge des Gartenlabyrinthes. Leblos lag Alles vor ihm, die Pulſe der Natur ſchienen zu ſtocken. Da griff er in die Saiten und Geiſterſtimmen entzitterten ihnen und ſchifften, körperloſe Segler, auf dem bleichen Mondſtrahl, der ſich ihnen zum Kahne wob, durch die weichen lauen Wogen der Nachtluft, und nahmen Blumendüfte ein in ihr winziges Schifflein, die ſie als Schweſtern empfingen, herzten und küßten und ſich mit ihnen vereinten, bis ſie alle anlangten in dem erfreulichſten Hafen, in Hermenegildens lauſchendem Ohr. Ueberraſcht und ſtaunend lenkte die eben noch mit Kummer an Henrico's Loos denkende Gräfin ihren Schritt nach der Gegend, woher der ihr ſo wohlbekannte Saitenklang erſchallte. Doch der plötzliche Gedanke ſie könne vielleicht von dem ſchändlichen Potuſchka betrogen werden, hemmte ihrem Entzücken und ihren Füßen den freien Lauf. Behutſam näherte ſie ſich durch Büſche gedeckt, dem Orte, bald aber vernahm ſie auch die theure Stimme, die eins der ſchönſten Liebeslieder Petrarka's vortrug oder vielmehr nur hinhauchte, ſie erkannte ſeine Geſtalt, ſah ſein goldenes Haar im Mondſchein glänzen und

und ſtürzte von Wonne fortgeriſſen hervor. „Henrico!“ rief ſie, „Hermenegilde!“ erwiederte er und war mit einem Satz von der Mauer herab und in ihren Armen. „Du lebſt? biſt hier?“ ſprach ſie wonnetaumelnd und allen Zwang des gezierten Anſtandes vergeſſend umſchlang ſie ihn, preßte ihn an die hochwallende Bruſt, überglühte und verſengte ihn mit Flammenküſſen und gab ihm die ſüßeſten Namen. Ha wie war da alles Leid aus des Jünglings Bruſt verdrängt! wie mit leichtem Satze die ungeheure furchtbare Kluft überhüpft, welche zwiſchen ihm und ihr aufgegähnt war, ſeit er ſie nicht geſehen! wie war für ihn alles wieder ins Gleichgewicht gebracht, was ſo wenige Tage ſo gänzlich zerrüttet hatten! Er hielt die Geliebte in ſeinen Armen, er ſah ihr Engelsgeſicht ſich an das ſeinige anſchmiegen, ſah in die dunkeln Entzücken leuchtenden Augenſterne, ſah die holdſeligen Züge, das bezaubernde Lächeln, hörte das raſchere Wallen ihres Bluts, ihren Herzſchlag am ſeinigen, das ſchnellere Hüpfen ihrer Pulſe, hörte ihre Silberglockenſtimme, wie ſie ihm Verſicherungen ihrer Liebe gab, wie ſie von ihren Schrecken, Qualen, Hoffnungen und Wünſchen in den letzten Tagen erzählte, fühlte ihre warmen Formen an ſich geſchmiegt, den Hauch ihres würzigen Athems ſein Geſicht umſpielen, ihre weiche Hand feſt in die ſeinige gefügt, und der Wonneberauſchte hatte ſeine blutige That mit allen ihren ſchrecklichen Folgen vergeſſen, er wußte nicht, daß er der Geächtete, der ehrloſe Freiknecht war, und von keinem ſolchen Gedanken geſtört, überließ er ſich ganz den ſüßeſten Genüſſen unſchuldiger Liebe, welche die reine Jungfrau dem ſchwärmeriſchen Jüngling bereiten kann. Da ſahen die Blumen neidiſch auf das Liebesglück ihrer Freundin und ſehnten ſich, auch Küſſe durch Düfte einzutauſchen, und als all' ihr Sehnen unerfüllt blieb, weinten ſie Thränen, die als perlender Thau, vom Mondſtrahl verſilbert, in ihren Kelchen ſchimmerten; und als bald darauf das liebende ſelige Paar zu den Beeten trat, um Blumen zu pflücken, prieſen die Gewählten ſich glücklich von ihren Händen den holden Liebestod zu leiden, und die ſie Ueberlebenden beneideten ſie darum. Henrico und Hermenegilde ſetzten ſich in eine Laube, durch deren Blätterdach nur dünne Mondblicke ſich ſtehlen durften, um die Zärtlichen zu belauſchen; dort wandt' ſie ihm einen Kranz und handelte ihm jede Blume, jedes Blatt dazu mit Küſſen ab; denn er hatte ſie in Verwahrung. Und als der Kranz unter Tändeln und Scherzen vollendet war, krönte ſie ihren Dichter damit und drückte ihm die duftende Krone auf den goldgelockten Scheitel, und er nahm die Laute und ſang ihr ſeinen blühenden Liederdank. Und ſie ſangen und ſpielten und liebten ſich, bis der Mond hinter den Bergen hinabglitt und der erſte Herold des Tags im Oſten auf ſchneeweißem Roſſe heranſprengte und ſein funkelndes Lichtpanier aufpflanzte. Der Schrei der Hähne ſchreckte die Liebenden von einander; noch ein Kuß und die Verſicherung ſobald als ihm möglich wiederzukehren, und der Glückliche war über die Mauer wieder auf dem freien Felde und trat Fahrt und Wanderung nach ſeiner neuen Wohnung wieder an. Leiſe wie ein Lüftchen ſchlüpfte er in den Garten des Freihauſes, bog die Zweige in der am Hauſe aufgebauten Laube von einander und wandt ſich durch die kleine Thüröffnung in die Kapelle. „Kömmſt Du?“ flüſterte ihm die noch immer wache Markita entgegen. „Und Du Gute haſt meinetwegen Deinen Schlaf geopfert?“ — „Ich bin Deine Magd, und will mir den Dienſt nicht nehmen laſſen,“ erwiederte ſie, aber ihre Stimme begann zuletzt ſinkend zu zittern und Henrico gab dieſer Schmerzenston einen Stich durch die Seele, denn er erhielt dadurch über Markita's Gefühle wie durch einen Blitzſtrahl das hellſte Licht. — „Ich habe Dir einen ſchönen Kranz von Hermenegilden mitgebracht,“ ſagte er und nahm ihn vom Haupte. — „Mir?“ fragte ſie ſchmerzlich und emſig begann ſie ihn zu entkleiden. Hinko wollte noch mit ihr plaudern, aber ſie war ſehr einſilbig und ſagte: „Geh, guter Hinko, und lege Dich ſchlafen, morgen ſollſt Du mir erzählen.“ Im Widerſtreit ſeiner Gefühle ſuchte Hinko ſein Lager, ſie verbarg die ritterlichen Kleider unter dem Altar, legte den duftenden Kranz, mit einigen ihrer Thränen genäßt, als Opfergabe oben darauf, und verſchwand dann ebenfalls durch eine jener auf den dunkeln Gang führenden Thüren.

Als der Nachtſchwärmer am vollen Morgen erwachte, war's ihm nicht anders als habe er das Erlebte nur lebhaft geträumt und wie man einen Traum zu erzählen pflegt, ſo theilte er Markiten, die er nach langem Suchen in der Kapelle ihre Morgenandacht verrichtend fand, ſein genoſſenes Glück mit. Ihr Blick leuchtete wieder freudig, ja entzückt bei dieſer Schilderung, ihre Wangen glühten vor Wonne und in dieſen Zeichen größter Theilnahme ging erſt Hinko die Wahrheit ſeiner Erzählung wieder auf, welche der Kranz auf dem Altar beſtätigte.

Der Jüngling hatte Tags über Zeit genug der verwichenen Nacht nachzudenken und da der Rauſch vorüber war, bereute er ſehr, nicht auch nach ſeiner ehemaligen Wohnung gegangen und Franzisco aufgeſucht zu haben, welcher ſeiner Meinung nach noch dort hauſe. Den Fehler der vorigen Nacht wollte er in der folgenden gut machen. Neben gutem Speiſen und Zechen, einigen Dutzenden begehrlichen Blikken von Vjetka und einigen Stunden ſüßen Nachmittagsſchlaf hatte Hinko noch eines kleinen Unterrichts oder vielmehr erſt einer Einleitung dazu von Jobſt zu genießen, was jedoch Hinko's ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die Gegenſtände dieſer materiell myſtiſchen Heilmittellehre waren für ihn vom höchſten Intereſſe, und hätte ihn auch nicht Liebe und Unglück an Prag und das einzige Haus, welches er daſelbſt bewohnen durfte, gefeſſelt, die Reize der geheimen Wiſſenſchaft, durch Jobſt enthüllt, hätten es vielleicht allein ſchon vermocht.

Der dritte Tag neigte ſich dem jungen Italiener in dem verhängnißvollen Hauſe. Seine Laute vereinigte nur einige der wenigen Bewohner deſſelben um ihn und ſchon hauchte Sehnſucht nach Hermenegilden wieder zauberiſche Töne aus ſeiner Bruſt, die er dem aufgehenden Monde als würdige Grüße entgegen ſchickte.

Schon hatte von Prag herüber die zehnte Stunde gehallt, die übrigen Knechte waren ſchon auf ihren Kammern, und Hinko wartete nur darauf, daß Jobſt und Bjetka ſich zur Ruhe begeben würden, um in ſeine Kammer und dann in die Kapelle zu Markita zu eilen, als plötzlich Pferdegetrab im Hofe vernommen wurde und ein Hund mit Löwenſtimme anſchlug, welchem die Hunde des Freihauſes mit vielem Lärm antworteten. „Da kommt der Kaiſer!“ rief Bjetka froh, und in demſelben Augenblick geſchah ein heftiger Schlag mit einer Reitgerte an die runden Scheiben des niedrigen Fenſters, daß ſie im Blei klirrten und Hinko erſchrocken in die Höhe fuhr. Zu gleicher Zeit wurde das heftige Scharren eines Hundes an der Thüre vernommen. Jobſt erhob ſich langſam, ging nach der Thüre, öffnete ſie und trat hinaus. Herein aber ſchoß der ungeheure Bärenfänger mit den großen rollenden Augen und den langen Zottelohren, lief freundlich knurrend auf Bjetka zu, legte ſeine unförmlichen Tatzen auf ihren Schooß, leckte ihre Hände und ließ ſich von ihr liebkoſen. Gleich darauf ſtürmte haſtiger Sporntritt herein und die kleine unterſetzte kräftige Geſtalt des Oberhauptes des ganzen heiligen römiſchen Reichs und des Landes Böheim in's beſondere trollte ſich durch die weit geöffnete Thüre in die Wohnſtube des Prager Stöckers herein. Jobſt folgte ihm mit bedecktem Haupte und ohne Zeichen einer beſondern Ehrerbietung von ſich zu geben. „Mordelement!“ rief König Wenzel und warf ſeinen weiten Mantel von ſich, ſo daß man ihn in ſeiner einfachen Kleidung ſah, welche aus dem Rocke eines ſeiner Jagdknechte beſtand, „ich habe mein wüthiges Brennen im Leibe einmal ärger als je, nicht anders als raſete mir das hölliſche Feuer durch die Eingeweide, ſo daß ich glaube, ich muß in die Rappuſe gehen. Immer ſpukt das mörderiſche Gift noch in mir, was mir eine gottverfluchte Hand vor ſechs Jahren in Aachen beigebracht. Wein her!“ Er griff nach der Kanne fand ſie aber zu ſeinem Verdruß leer und ſtampfte mit dem Fuße. „Ei Frau Bjetka, das mag Euch der Teufel vergelten; Ihr zecht ärger als mein Kanzler, als er noch nicht fromm war.“ — „Wir haben auch einen Hausgenoſſen mehr,“ lachte dieſe über des Kaiſers Zorn. Eben trat aber Markita, welche ſich ſchnell entfernt hatte, mit einem großen Weinkrug herein und ſchenkte die Zinnkanne voll. „Dank's Dir, Goldtöchterchen,“ rief Wenzel und leerte in wenigen Zügen das nicht unbedeutende Gefäß, „will Dir auch einen güldenen Becher machen laſſen,“ ſetzte er ſchmunzelnd hinzu, „und wenn Du freien willſt, ſollſt einen hübſchen Mahlſchatz von mir haben. Mein Seckelmeiſter ſoll Dir ſo viel Pfund Heller münzen, als Du ſelbſt ſchwer biſt, und Deinem Hochzeiter noch Amt und Brot dazu. Ei Du ſchlägſt die Augen nieder, biſt eben reif dazu, Trutſchelchen. Was meinſt Du Gevatter? Haſt Du Dich noch nach keinem Manne für ſie umgeſehen?“ — „Ei der iſt bald gefunden, wenn ſie ihn braucht,“ erwiederte Jobſt, und der Kaiſer nahm ſogleich Hinko in's Auge, auf welchen der Stöcker zu deuten ſchien. „Alſo das iſt der mehrzählige Hausgenoß, Frau Bjetka? Ein ſchmuckes Büſchlein! Komm her und laß Dich genau betrachten. Fürwahr wie gedrechſelt; Frau Bjetka, meint Ihr nicht auch?“ — „Wie kommt Ihr dazu, gerade mich darüber zu befragen?“ verſetzte dieſe verlegen. — „Weil die junge Frau meines alten Jobſt gewiß die beſten Augen für dieſes Goldhaar hat.“ — „Darüber bin ich lang hinaus und Euer Spott verfehlt das Ziel weit. Wie kommt Ihr dazu, mich alſo in Euren Gedanken zu haben?“ — „Ihr thut ſehr wehleidig und doch bleib ich des Gemüths, Ihr ſeid eine minnigliche Frau!“ lachte der Kaiſer ſchelmiſch. „Glück zu, Frau Bjetka, wenn kein ſolch ſüß duftendes, roth blühendes Unkräutlein in Eurem Waizen aufgeſchoſſen iſt und luſtig drin wuchert! Ihr werdet dann keinen Neid und Groll gegen Eure Tochter haben, der wir hiermit das junge weiß und rothe Honigbübchen zum Gemahl erkieſen.“ Bjetka erbleichte, ihre Lippen zitterten; ſie ſchoß einen giftigen Blick auf Jobſt, der ſich an ihrer Bewegung weidete, die auch dem nach ihr hinblinzelnden Kaiſer nicht entging. — „Markita,“ fuhr dieſer fort, „komm und empfange Deinen Mann aus meiner Hand, und Du — wie iſt Dein Name?“ — „Hinko,“ verſetzte der Gefragte und reichte willig ſeine Hand hin, eben nicht mit dem Geſchick beſonders über die Verfügung grollend, wenn er dem reizenden Weſen in die Augen ſah, welches er, wie er ſich wohl geſtehen mußte, ſchon heftig zu lieben begonnen hatte. — „Du biſt doch mit meiner Wahl zufrieden, kleines ſtolzes Ding?“ fragte Wenzel das Mädchen. Markita trat hinzu, gab aber dem Kaiſer ihre Hand nicht, ſondern ſagte feſt: „Ich bitte unſern allerdurchlauchtigſten Herrn, mir nicht zu zürnen, wenn ich für die Wahl danke und ſie ausſchlage.“ — „Wie?

Was? kleiner Fetzen!“ rief der Kaiſer entrüſtet und Jobſt ſtimmte in die Verwunderung deſſelben ein. „Du willſt dieſem hübſchen jungen Geſellen nicht?“ — „Nein! Ich mag und kann und werde nicht.“ — „Biſt Du vom Satan beſeſſen?“ — „Denkt, was Ihr wollt.“ — „Willſt Du ſie, Hinko?“ fragte dieſen der Kaiſer. — „Wenn mich Eure Gnade ſo ſchön bedenken will, ſo werde ich dieſelbe dankbar annehmen. Doch möchte ich mich Markiten nicht aufdringen.“ — „Und nun, Gelbſchnabel?“ — „Niemals würde ich dieſen Jüngling wählen.“ — „Und warum?“ — „Die Antwort müßt Ihr mir erlaſſen. Genug ich kann nicht.“ — „So ſollſt Du gar keinen Mann haben,“ verſetzte der Kaiſer ärgerlich. — „Lieber niemals einen als jetzt dieſen.“ — In Vjetka's Geſichte hatten während dieſes ſonderbaren Streits die heftigſten ſich wiederſtrebenden Affecten ihren Ausdruck geſucht, bis Markita's Standhaftigkeit endlich der Freude den Sieg über die andern verſchaffte. Weder dem Kaiſer noch Jobſt war dies verrätheriſche Minenſpiel entgangen und beide knüpften ihre Vermuthungen daran. Keins von Allen aber wußte, welch ein großer Sieg Markiten über ſich gelungen war; nur Hinko ahnete es und fühlte von dem Augenblick an eine unbegrenzte Hochachtung für ſie.

„Laßt das Trotzköpfchen gehen;“ lachte nun der Kaiſer und that einen mächtigen Zug aus der friſchgefüllten Weinkanne; denn eben begann der Brand wieder in ſeinen Gedärmen zu wühlen, den er nur mit Weinſtrömen auf Augenblicke zu löſchen vermochte. „Sie wird ſich wohl einen Ritter aus meinem Hofſtaate ausgeſucht haben,“ fuhr er dann fort. „Thu' die Pferde aus dem Stalle Jobſt; doch beide; denn das Bürſchlein gefällt mir, und ſoll, um ſich an meine Perſon zu gewöhnen, den Ritt mit uns machen.“ Jobſt ging; bald ſtampften die muthigen Gäule im Hofe. Der Kaiſer füllte die kleine Zwiſchenzeit mit Trinken, Fluchen und Lachen aus. Als Jobſt meldete, daß Alles zum Ritt fertig, ſagte Wenzel zu Hinko: „Komm Flachshaar!“ und zu Bjetka: „Habt keine Angſt um ihn. Die Mutter hat fürwahr beſſern Geſchmack, als die Tochter, und das darf nicht unvergolten bleiben. Bindet Eurem Ehegeſpons nur die dickſte Schürze vor die Augen, die Ihr beſitzt. Gute Nacht und träumt mir nicht zu lebhaft von dem ſchmucken Jungen. Hinaus Türk!“ Der Hund raſ'te auf dieſen Zuruf davon. Bjetka mußte ihren Ingrimm verbergen und konnte ihn, als die drei Männer davon geritten waren, um ſo weniger an Markita auslaſſen, da ſie mit dem Benehmen derſelben mehr als zufrieden war. Sie legte ſich deshalb mit dem Vorſatz zu Bette, ihr Spiel künftig ſo vorſichtig und verſteckt zu treiben, als ihr nur möglich ſein würde; denn die Gefahr, in welche ſie jetzt ſchon gerathen war, machte ihr die verbotene Frucht noch ſüßer und wünſchenswerther. — Markita, vom Vater befehligt, ſeinen und Hinko's Mantel herbeizuholen, wartete mit demſelben vor der Thüre. Als ſie Hinko den ſeinigen zuletzt umwarf, ſtopfte ſie ihm ſchnell den Sammtrock, fein zuſammengelegt und gebunden unter den Arm und ſagte leiſe: „Vielleicht kannſt Du ihn brauchen; denn dieſe dort werden bald in einem ſchlechten Weinſchank unter dem Tiſche liegen und

Dir Zeit und Gelegenheit genug geben, Deiner Geliebten einen Beſuch zu machen.“ — „Unbegreifliche!“ ſagte Henrico und küßte ſie flüchtig; dann auf das für ihn beſtimmte Pferd. ſich ſchwingend, trabte er den davon Jagenden nach, und erreichte ſie bald. „Nun Junge,“ rief ihm der Kaiſer ausgelaſſen zu, „jetzt treib’s, wie Du kannſt, und je toller, je beſſer, wenn Du mir gefallen willſt. Nimm Dir meinen Jobſt hier zum lebendigen Exempel, und wie er in andern Dingen Dein Lehrmeiſter iſt, ſo laß es ihn auch in der Lebensart ſein. Am Tage ſieht er aus wie Eſſig, am Abend und in der Nacht wie der beſte Ungerwein, bei ſeinen Weibern meiſt geſetzt, wie ein überſtudirter Doktor und bei mir immer wie ein toller Straßenjunge.“ — „Ei laßt Euch nicht bange ſein um das Bürſchlein,“ verſetzte Jobſt in einem Tone, wie Hinko ihn noch nicht gehört und der ihn faſt noch mehr in Verwundrung ſetzte, als des Kaiſers ihm ſchon durch Hörenſagen bekannte Ausgelaſſenheit. „Er hat ſchon manche Nacht durchgeſoffen und das neue Würfelſpiel erſt recht in Prag aufgebracht; denn wenn man vor drei Jahren nur in den vornehmſten Herbergen die italieniſchen Knochen fand, auf die der Teufel ſelbſt die ſchwarzen Punkte geſchrieben hat, ſo ſieht man ſie jetzt auf den abgewetzten Tiſchen aller liederlichen Häuſer herumfahren und der Name Tarquini hat immer zum Geraſſel der Würfel geklungen, als gehörte er dazu. Und daß ſich der Junge zu balgen verſteht, hat er bewieſen, da er vor einem Dutzend, die über ihn herwollten, ſich nicht fürchtete und indem er ſich das Verdienſt erwarb, dem gelehrten Unſinn in des Dokters Kopfe einen ſchicklichen Ausweg zu verſchaffen, damit er ſich in aller Welt verflüchtigen könne, erlegte er noch einen ungeleckten Bären, Gott weiß, welchen Haſenfuß und unnützen Fleiſchklumpen, der gegen ihn ein Goliath war.“ — „Ja wahrlich,“ fuhr der Kaiſer fort, „man hört nichts als Rühmliches von Dir. Gut zu leben verſtehſt Du und Deinen Mann auch auf's Korn zu nehmen. Alles Uebrige wird ſich finden und wir ſchon gute Freunde werden. Die Markita wird ſich auch ſchon geben.“ — „Wenn Du willſt,“ ſagte Jobſt zutraulich, „ſo ſoll ſie bald aus andern Tönen pfeifen.“ — „Nein keinen Zwang!“ verſetzte der Jüngling. „Laßt ſie nur gewähren.“ — „Meinetwegen, aber das ſag' ich Dir, bartloſer Geſell — denn jetzt wollen wir die frommen Larven ablegen und jeder zeige ſich, wie er iſt — bleib' aus meinem Gehege. Meine Frau hat's auf Dich abgeſehen.“ — „So bedeutet ſie, mich zu Frieden zu laſſen. Ich will nichts von ihr.“ — „Hörſt Du das Vöglein zwitſchern?“ ſagte der Kaiſer unmäßig lachend. „Sie hat ſchon Sturmſchritt gelaufen. Jobſt häng' ihr den Brotkorb höher! Alter Narr, hätteſt Du das Freien gelaſſen.“ — „Wart nur!“ jubelte Jobſt, „ich will ihr ſchon den Appetit nach jungem friſchen Fleiſche vertreiben.“ — „So recht!“ rief Wenzel. „Das theidingige Weibsvolk zuſammengetrillert!“ — Unter dieſen Geſprächen waren ſie der Stadt nahe gekommen. „Ich dächte,“ ſagte der Kaiſer zu Jobſt, wir ließen Hinko ſein Probeſtück am Erzbiſchof ablegen. Ich habe dem verdammten Plattenkönig ohnedieß lange nichts angehabt. Wir wollen ihn aus ſeiner frommen Klauſe ſprengen und den ſchlauen Fuchs prellen." Hinko erhielt hierauf ſeine Weiſung, ein Bubenſtück mit ausführen zu helfen. Nun eilten ſie nach der Stadt, daß die Steine Funken ſprühten. Auf ein gegebenes Zeichen wurde das Thor ſogleich geöffnet, Niemand ſah nach ihnen; Hinko aber merkte ſich das Zeichen. Durch die ſtillen mondserhellten Straßen ging der flüchtige Ritt über die Brücke auf dem Radſchin nach dem erzbiſchöflichen Pallaſte. Davor angelangt, ſtieg Hinko vom Pferde und erhob ein jämmerliches Gewinſel, wie ihm befohlen war. Nicht lange darauf erſchienen Diener des Erzbiſchofs um den vor der Thüre Liegenden nach ſeinen Leiden zu befragen. Mit ſchwacher Stimme beſchwor er ſie, den Erzbiſchof herbeizurufen, weil ihm der Tod ſchon auf der Zunge ſitze und er ſeiner erzbiſchöflichen Durchlaucht noch ein großes Geheimniß hinſichtlich des Kaiſers Wenzel zu beichten habe, ſich auch noch vor ſeinem Dahinſcheiden nach der Benediktion und letzten Oelung ſehne. Die Diener wollten ihn in den Pallaſt tragen; er aber wehrte ſie heftig ab, ſtammelnd, daß die auf ihrer Flucht ſchon begriffene Seele, ausgeflogen ſein würde, eh' ſie ihn hineinbrächten. Da rannten die Diener und der dem König ſo feindſelig geſinnte Erzbiſchof von Prag erſchien nach wenigen Minuten ſchon noch halb trunken von Wein und Schlaf und taumelnd mit unordentlich übergeworfenen Gewändern, um die merkwürdige Beichte zu hören. Die Diener mußten weit zurückbleiben und der neugierige Geiſtliche bog ſich zu Hinko herab und ſagte: „Rede mein Sohn im Namen der heiligen Dreifaltigkeit! Was für Sünden haſt Du zu bekennen!“ Hinko lallte einige unverſtändliche Worte ſo leiſe, daß der Erzbiſchof neben ihm niederknieete und ſein Ohr an den vermeintlich Sterbenden herab hielt, um ſich das koſtbare Geheimniß nicht entgehen zu laſſen. Darauf hatte der ſchlaue Italiener gewartet; denn raſch ſtopfte er dem Pfaffen ein Tuch in den Mund, umſchlang kräftig mit beiden Armen deſſen Hals und zog ihn an ſich. Der Kaiſer und Jobſt waren inzwiſchen ſchnell bei der Hand und ſchlugen mit ihren Reitgerten, deren Stärke der eines Stockes ziemlich gleich kam, weidlich auf des Erzbiſchofs fleiſchigen Rücken und Gefäß los. Auf Wenzels Wink ſprang dann Jobſt zurück, band die ohnfern ſtehenden Pferde und den Hund ledig, auf ein zweites Zeichen ſtieß Hinko den faſt erſtickenden Mann von ſich und in einem Nu ſaßen die drei Schelme auf den Roſſen und ſprengten ſauſend und lachend den Berg hinab. Der abgeprügelte Kirchenfürſt ſchütttelte ſich und ging ſtillſchweigend in ſeinen Pallaſt. Er ahnete wohl, woher ihm dieſer Bubenſtreich gekommen, und ihn deuchte ſogar, des Kaiſers Stimme erkannt zu haben, dem er im Herzen furchtbare Rache ſchwur. „Du haſt Deine Sache brav gemacht!“ rief Wenzel zu Hinko gewendet, als ſie eine große Strecke vom Schauplatz der That entfernt waren und da Dir die Ehre des Einfalls und der hauptſächlichen Ausführung gebührt und beide gleich vortrefflich waren, ſo haſt Du Dir dadurch meine volle Liebe erworben. Darauf müſſen wir Eins trinken! Alſobald lenkten ſie eine enge bergige Straße hinan, um einen Weinſchank zu beſuchen, welcher den beiden ältern Gliedern dieſes Kleeblatts ſchon bekannt genug war. „Dem pfäffiſchen Narren iſt nur ſein Recht geſchehn,“ ſchwatzte Wenzel im brüderlichſten Tone weiter zu Hinko, welcher neben ihm herreiten mußte, indem Jobſt voraus trabte. „Glaubſt Du wohl, daß dieſer Murrkopf vor vier Jahren noch mit mir die luſtigen Ritte gemacht hat, auf denen Du ferner mein Begleiter ſein ſollſt? Nun ja das Amt und die verkehrte Einrichtung in der Welt, daß Einer Herr Andrer ſein muß, zwingt einem ja am Tage oft genug ein faltiges ſaures Geſicht an; iſt man der ſogenannten Pflicht ledig, will man leben wie Andere und noch luſtiger und freier als ſie, die nicht erſt ein Paar Stunden wie Holzpuppen ſitzen und Geſichter ſchneiden mußten, als hätte man Sauerampf geſpeiſt. Dieſer Johann von Jensſtein war ſonſt ein feiner froher Spasvogel, verſtand ſeinen Scherz und machte ihn mit. Er war vor ſieben Jahren noch Biſchof von Meißen, lebte aber zuweilen bei ſeinem Oheim dem vorigen Biſchof von Prag Johann Oczko von Wlaſchim hier. Da wir beide einerlei Sinnesart hatten, lernten wir uns bald kennen, und es fand ſich, daß ſtets einer tollere Schwänke wußte, als der andere, und wir ſo die vertrauteſten Freunde wurden. Als nun ſein Oheim vom Papſt Urban zum Kardinal erwählt war, wurde Johann von Jensſtein zum Erzbiſchof von Prag erkoren. Drei Jahre lebten wir faſt wie Brüder zuſammen. Statt die Stola anzuziehn, Kerz und Rauchfaß zur Hand zu nehmen, in die Kirche zu gehen und Meſſen zu plärren, that er den knappen grünen Jagdrock an, griff nach der Armbruſt und dem

Sperber und ritt mit mir auf die luſtige Beize und die hurtige Fuchsjagd. In Wäldern, Weinkellern und ſchlechten Häuſern brachten wir die meiſte freie Zeit zu. Ebenſo brav zeigte er ſich im Turnier, Ringelrennen und anderm Kampfſpiel und iſt manchmal Stechgraf dabei geweſen; auch ſang er ein Zechlied unter weinfrohen Geſellen lieber als die Meſſ' in der Kirche. Johann war ganz nach meinen Wünſchen; ich machte ihn alſo zu meinem Kanzler und zum Scherz zu meinem Beichtvater und Gewiſſensrath. Wir wußten wohl, wie wir mit einander ſtanden. Da bricht vor vier Jahren der Erzbiſchof Ludwig von Magdeburg auf eine lächerliche Weiſe den Hals. Er lebte nämlich ziemlich auf denſelben Fuß, als wir. Eines Nachts nun ſäuft und tanzt er die ganze Nacht auf dem Rathhaus in Magdeburg, wo er den von ihm ſehr geliebten Frauen ein glänzendes Bankett gab; aber mitten in der höchſten Luſt ruft man Feuer. Das Volk meint das ganze Rathhaus ſtände in Flammen, obgleich's nur in einem Kämmerlein winzig brennt, ſtürzt aus dem Saal, drängt nach der alten hölzernen Treppe, ſtemmt ſich, die Treppe bricht und der gute Erzbiſchof bricht mit ihr und andern den Hals. Kaum hatte mein guter Kanzler dieſe Mähr vernommen, über die ich mich todtlachen wollte, als ihm der Satan eingibt, das ſei göttliche Straſe für des Erzbiſchofs liederliches Leben. Von Stund an iſt er wie beſeſſen, nimmt keinen Jagdſpies mehr in die Hand, beſteigt kein Röslein, verſchluckt ſeinen Wein allein und unter Händeringen und Thränenvergießen, läßt ſich geißeln oder peitſcht ſich ſelbſt, daß das Blut wie ein Bächlein an ihm abläuft, trägt ein Cilicium unter dem gröbſten Hemde, ſchläft auf der Erde, einen Stein oder die Bibel unter dem Kopf, ſpukt vor allen Weibern aus und kreuzigt ſich wenn er eine ſieht, wäſcht Bettlern die Füße, wartet den Mönchen drauſen in der Karthauſe bei Tiſche auf, und nimmt ſeine ſchlechten Biſſen auf der Erde zu ſich. Vom Kloſter Raudnitz, wo er oft Wochen lang faſtet und ſich kaſteit, rennt er Nachts auf den Berg Rzip und iſt überhaupt aus einem vernünftigen Menſchen ein verrücktes Vieh geworden. Gern wollt ich ihm nun ſeine Narrheit laſſen, wenn er ſich nur nicht erfrechte, mir Strafpredigten zu halten, mir meine Heiterkeit vorzurücken und mich unverſchämt zu mahnen, daß ich aus des Teufels Rachen, in welchem ich ſchon halb verſunken ſei, durch Faſten und Beten mich in den Schoos der Kirche gleich ihm zurückarbeiten ſolle. Anfangs lachte ich ihn aus, bald aber erzürnte mich ſein verfluchter Stolz, ſeine Hartnäckigkeit, mit der er ſich oft meinen Verfügungen geradezu widerſetzt, mich überall, wo er kann, mit Beliastücke verfolgt, unterſtützt von einem unüberſehbaren Haufen faulen Mönchs- und Pfaffengeſindel, einem Heer reich bezahlter Söldner und einer Menge feſter Schlöſſer und großer Herrſchaften im Lande, die der verrückte übermüthige Pfaff ſein Eigenthum nennt. Nun er hat mich genug ſchon öffentlich, heute haben wir ihn heimlich geneckt. — Doch hier ſind wir ja vor dem luſtigen Zäpfchen und Gevatter Jobſt wird uns ſchon einen friſchen Trunk beſorgt haben,“ unterbrach ſich der geſprächige Kaiſer ſelber, ſchwang ſich vom Pferde und zerrte es raſch durch den ſchmutzigen Thorweg des unſchimmern räucherigen Hauſes, welches, in einem Winkel gelegen, nur Leuten zum Abſteigequartier dienen konnte, die Urſache hatten, ſich und ihre Sünden zu verbergen. Hinko folgte dem Kaiſer und kam in einen ſtinkigen Hof, deſſen unſaubre Verzierungen das Mondlicht beleuchtete und ein altes zuſammengeflicktes und hie und da eingeſtürztes Hinterhaus zeigte, durch deſſen ſchiefe ſchwarzgeräucherte Thür ſie in die unordentlichſte aller Küchen und dann in eine mit Fäſſern und andern Gefäßen angefüllte Hausflur tappten, nachdem ſie die Pferde an der morſchen Thürpfoſte angebunden hatten. Jobſt kam ihnen entgegen und ſagte verdrießlich: „Es ſind mehrere Gäſte drinnen.“ — „Thut nichts,“ verſetzte der Kaiſer, wir bleiben an der Thüre und jeder weiß warum.“ — Sie traten in die von Schmutz und Oeldampf ſchwarzgeräucherte Stube, in deren Mitte ein Paar gewaltige Pfeiler das übrige ſtarke Gebälke trugen. Um den hinterſten derſelben war, wie es ſchien eine frohe Geſellſchaft verſammelt, und daß man alle Arten des Vergnügens erzielte, bewieſen nicht nur die hölzernen Weinkrüge, ſondern auch einige leichtfertige Mädchen, welche mitten unter den Gäſten ſitzend, ſehr zweideutige Scherze, wörtliche wie handgreifliche, von ſich gaben und empfingen. Hinko erkannte mit Beben den Schwaben Auberle, ſo wie einige fränkiſche Studenten, welche bei ſeiner That auf dem Schießhofe gegenwärtig geweſen, und den armſelig gekleideten Junker, deſſen Gefährten er den Gnadenſtoß gegeben hatte. Zum Glück nahmen Jobſt und der Kaiſer die Sitze zunächſt der Thüre ein und wieſen ihm den ſeinigen ebendaſelbſt an. Der Hund ſtreckte ſich zu den Füßen des Kaiſers. Ein ſchmieriger Kellerbube brachte ein Paar alte Holzkannen ohne Deckel voll Wein und kein Licht; und Hinko erinnerte ſich jetzt nicht ohne Grauſen, daß der Stöcker und ſein Knecht nie einen Deckel auf den Krug auch nie ein Licht bekommen und ſtets an der Thüre ſitzen müſſen. Die alten Gäſte bekümmerten ſich um die neu angekommenen wenig. dieſe hingegen horchten auf jener Unterhaltung, welche eben der edle Junker von Stürzenbach zu leiten übernommen hatte, indem er zweien ihm zu beiden Seiten geſeſſenen Dirnen von ſeinen Heldenthaten vorerzählte und alle Andern in ſtaunender Bewunderung verſtummten, ein Umſtand, der in Verbindung mit noch einigen andern deutlich zeigte, daß der begeiſterte und bewunderte Redner zugleich der Zahler der Zeche ſei. „Oho!“ rief er weinſelig, „wenn der italieniſche Dellecker nicht mit dem leibhaftigen Satan im Bunde geſtanden hätte, ſo lebte der Doktor noch, und mein Freund, der ehrenfeſte Ritter Ewoldt von Hätenbach, hielte nicht alle Tage noch mit dem Beingerippe ein verteufeltes Stechen. Aber ich ſage Dir, Jutta, aufs Rittterwort und auch Dir, Boſchena, dreimal traf mein gutes Schwert den Teufelsbraten auf den gelblockigen Schädel, und jedesmal ſprangen Funken heraus, als wenn ich auf einen Marmelſtein hiebe. Der hat gut todtſtechen; denn ſein Großpathe, der Höllenfürſt hat ihn gegen Hieb und Stich feſt gemacht.“ — „Aber weshalb iſt er denn geflüchtet?“ fragte eine der Dirnen. „Es hätte ihm ja doch Niemand etwas anhaben können.“ — „Nicht alſo, mein Scheckchen! Der Stöcker iſt wohl vertraut mit der ſchwarzen Kunſt und weiß den Zauber zu löſen, den der Teufel wie einen Harniſch um den Leib ſeines Lieblings legt. Kein Menſch weiter in Prag hätte mit dem Buben fertig werden können, als der Stöcker allein. Drum iſt er auch zu dieſem gelaufen und ſein Knecht geworden. Nun iſt er ganz geborgen.“ — „Aber wäre das ein köſtliches Schauſpiel geweſen,“ bemerkte die andre Dirne, „wenn er hätte gerichtet werden ſollen und der Stöcker hätte erſt den Zauber löſen müſſen.“ — „So gings einmal dem Grafen Philipp von Flandern, als er einen Ritter wollte hinrichten laſſen, der viel arge Streiche, Mord und Todtſchlag, Raub und Brand vollbracht. Dem vermochte kein Stöcker mit all ſeiner Kunſt was anzuhaben, und ihre Schwerter zerſprangen, wenn ſie an den Hals des lachenden Ritters kamen. Da verhieß der Graf Philipp mit Hand und Mund vor vielen Zeugen, er wolle ihm die Freiheit ſchenken, wenn er ihm entdecke, was ihn unverwundbar mache. Und der Ritter zeigte dem Grafen einen Brief an ſeinem Halſe und einen glatt geſchliffenen Stein in ſeinem Munde, auf welchem viel wunderliche Charaktere ſtanden, und wer das Eine oder Andre hatte, den konnte keine Waffe verletzen. Der Ritter aber hatte Beides. Und ſolchen Talisman hat der Italiener gewiß auch; denn ich ſchwör's Euch zu, mein Schwert ſprang ab wie von Felſen, Funken ſprühten und noch kann man die Lücken im Stahl ſehen, auch können's die braven Leute hier bezeugen, welche zugegen waren, und, wenn ich recht geſehen, mit ihren Schlachtmeſſern auch manchen vergeblichen Streich auf den Schwarzkünſtler geführt haben.“ — „Ja wir haben's geſehen; wir können's beſchwören; wir haben auch mit d'rauf gehauen und es iſt uns ebenſo ergangen!“ riefen die lumpigen Muſenſöhne und langten ſich den Sold für ihre Lügen ſogleich aus den ſchäumenden Weinkannen, während die Dirnen ihrer geſchwätzigen Bewundrung des Teufelſpuks freien Lauf ließen. — Der Kaiſer hatte während dieſer Erzählung ſeine Kanne dreimal füllen laſſen und ſchnitt ſo wunderliche Fratzen, daß es ihm Jobſt anſah, der kochende Wulkan werde bald einen Feuerſtrom von ſich ſtoßen. — „Iſt das wahr, was der Lump erzählt?“ fragte er jetzt plötzlich Hinko, und da ſich dieſer einmal verrathen ſah, verſetzte er mit lauter Stimme: „der Schalksknecht lügt!“ — „So wirf ihm Deine Kanne an den Schädel!“ rief der Kaiſer, hatte die ſeinige aber ſchon gefaßt und traf den Junker ſogleich an die Stirne, daß das Blut heraufſchoß. Dies war die Loſung zu einer allgemeinen Katzbalgerei; denn obgleich der Stürzenbacher nicht ohne Schrecken den Italiener erkannte und ſeine Geſellen einen Augenblick ſcheu vor ihm zurückwichen, wie vor einem Geiſte ſo war durch des Kaiſers tollen Angriff ihrer Schaamröthe doch zugleich der Deckmantel genommen, und unter dem Angſtgeſchrei der zimpferlichen Dirnen, dem Gebrüll des Stürzenbachers, den Kernflüchen des Kaiſers, den unaccentuirten Tönen der Studenten, dem Krachen der Tiſche und Bänke, dem gräßlichen Gebell des königlichen Leibhundes, begann der wüthende Angriff von beiden Seiten. Von der bloßen Balgerei und Fauſtſchlägen kam es bald zu Schwertſtreichen, doch wer vom Kaiſer oder

Jobſt eine Fauſt an den Kinnbacken, in's Genick oder auf den Magen erhalten hatte, oder wen der ungeheure Türk gepackt, der vergaß nach dem Eiſen zu greifen, und Junker Prahlhans, der zuerſt blank gezogen, lag, vom Hunde niedergeriſſen, bald zu Boden, und wurde von des Kaiſers allerdurchlauchtigſten Fäuſten braun und blau gearbeitet. Der Junker betrachtete während dieſer Manipulation ſeiner fleiſchigen Geſichtstheile ſeinen Gegner mit einem Auge, welches dieſer bis jetzt verſchont hatte, und ein gewaltiger Schrecken lähmte vollends all' ſeine Kräfte. Er erkannte die römiſche Majeſtät und glaubte durch den böſeſten aller Zauber in des Teufels Stricke gerathen zu ſein. Sobald der Kaiſer ſeinem guten Vorſatz ein Genüge gethan hatte, ließ er von dem zerbläuten Edelmanne ab, gewahrte aber zu ſeinem nicht geringen Verdruß, daß er mit dem Gegenſtand ſeiner Wuth in dem wüſten Zimmer allein war. Aus dem Hofe aber drang ein gräßliches Geſchrei herein, in welchem man die Stimme des aus dem Bette gekommenen Wirthes unterſcheiden konnte. Hinko hatte während der Schlägerei wahrgenommen, daß ſich einer der ſaubern Brüder um den andern durch die offen ſtehende Thüre hinter den entwichenen Dirnen hermachte, und die Zahl der Gegner ſich ſchnell verringere. Türk's Entſetzen verbreitende Tapferkeit ſchlug nämlich alle Feinde aus dem Felde. Plötzlich war's dem Freiknecht, als vernehme er Pferdegetrapp; er ſtürzte durch die Hausflur und die Küche in den Hof und ſah ſeinen Freund Auberle auf des Kaiſers Pferd eben davon reiten. Dieſer beſonders kluge Schwabenjüngling hatte nämlich für gut befunden, ſich zuerſt von der heilſamen Prügelſuppe zu entfernen und gewahrte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen die drei Pferde. Schnell fuhr ihm der vortreffliche Gedanke durch den Kopf, ſich gleich dem Grafen Potuſchka für ſeine noch an Tarquini zu machende Forderung zu entſchädigen, und warf ſich darauf. Seine ihm folgenden Brüder wollten ſich eben, auch ohne Forderungen an Hinko, gleichen Vortheils bedienen, als der Wirth, vom gräulichen Lärm erweckt, eben mit Hinko zu gleicher Zeit im Hofe ankam. Beide machten den auf Erwerb ausgehenden jungen Muſenzöglingen auf ganz eigenthümliche Art begreiflich, daß ſie Pferdediebe ſeien; denn kaum hatte der erſtere die aufzeichnende Jacke an Hinko, und bald darauf den alten Jobſt ſelbſt erblickt, als er auch wußte, daß des Kaiſers Majeſtät nicht ferne ſei, und mit großem Reſpect nach einem gewaltigen Pfahl langte und damit mörderiſche Streiche auf die weinüberladenen Köpfe der Studenten führte, während ſie Hinko mit Fußtritten bediente und Jobſt auch das Seinige nicht unterließ, den Nachdruck noch um ein Merkliches zu vermehren. Der ſchlaue Auberle entkam aber glücklich; Jobſt befahl demnach Hinko, ihm ſchleunigſt nachzujagen und das Pferd wieder abzunehmen. Flink warf ſich dieſer auf ſein Thier und raſte davon. Von den Studenten ſuchte ſich zu retten, wer konnte, und als der Kaiſer heraus kam, war der Hof von Feinden leer. Wenzel war aber einmal ſo ſchlagluſtig und erzürnte ſich dermaßen über den Diebſtahl ſeines Pferdes, daß er Jobſt und den Wirth aufforderte, mit ihm und ſeinem Hunde die Flüchtigen zu verfolgen.

Im Sturmſchritt ging's nach, bald waren ſie in einer breiteren Straße eingeholt. Anderes liederliches Geſindel, welches eben aus Weinſchenken gekrochen war, loſe Buben und Gaſſenläufer kamen eben des Wegs ſingend und lärmend daher und geſellte ſich zu den Studenten, welche ſich ſchämten, vor dreien zu fliehen. Alle faßten zuſammen Poſto und der Fauſtkampf ging von Neuem an. Die Majeſtät walkte Buben durch und wurde von Buben gedroſchen, Türk zerriß den Meiſten die Kleider und nahm Manchem ein Stück Fleiſch vom Schenkel oder Arm mit, ein allgemeines Halloh erfüllte die Straße und nach unzähligen Tritten und Schlägen, die das ſchöne Trifolium, der römiſche Kaiſer, der Stöcker von Prag und der Winkelwirth Haſchtal Liſchka aus dem rothen Weinzapfen, eingenommen und ausgegeben, ſah es ſich genöthigt den Rückzug anzutreten. Es war unnöthig die Burg zu ſperren; denn der Stürzenbacher hatte das Neſt verlaſſen, ſtieß auf die Fliehenden und Verfolger, und nachdem er Einigen von den Letztern ein Paar Wörtchen in's Ohr geziſchelt hatte, ließen dieſe ſchnell alle Viere hängen und trabten davon wie begoſſene Hunde. Das Geſindel verlief ſich, wie Spreu, in die der Wind bläſt; denn man ahnete ein großes Unglück. Kaiſer Wenzel konnte noch ruhig einige Kannen alten Unger zu ſich nehmen, um den wiedererwachten Brand in ſeinem Leibe zu löſchen und zu kühlen, und als gegen Tagesanbruch Hinko noch nicht wiedergekehrt war, ſah ſich Jobſt genöthigt, das etwas berauſchte Reichsoberhaupt zu ſich aufs Pferd zu nehmen und in ſeinen Armen nach dem Königshofe zu führen. Eben davor angelangt, ſprengte auch Hinko mit des Kaiſers Pferd heran, und entſchuldigte ſein langes Ausbleiben mit der Verfolgung des Diebes. Jobſt hörte ihn an und ließ ſich nichts merken. Hinko aber hatte die Zeit gar glücklich zu gebracht.

Bald holte er nämlich den diebiſchen Schwaben glücklich ein, warf ihn vom Pferde und bemächtigte ſich deſſelben, unbekümmert, ob Auberle den Hals oder Arm und Bein gebrochen. Als er aber eben nach dem Zapfen den Rückweg einzuſchlagen im Begriff war, fiel ihm ein, ſeine Freiheit noch einige Stunden zu benutzen. Wie ſtoben die Pferde! Wie knarrte das Thor auf ſein gegebenes Zeichen! Wie jubelte er bald unter der Gartenmauer ſeiner ſchönen Gräfin! An einen Baum an der Mauer gebunden ſtanden die Pferde am Berge, über ihren Rücken ſchwang er ſich hinauf, riß die Jacke aus, zog den Sammtrock an und ſprang in die duftende Blumenflur, deren Kronenträgerin bald an ſeiner Bruſt Wonnegefühle ausathmete. Unter Liebesgekoſe flogen die Stunden, bis die ungeduldig ſtampfenden Roſſe hinter der Laube den glückberauſchten Jüngling aus den Armen der Geliebten führten. Blumengrüße und Mädchenküſſe flogen ihm über die Mauer nach und im ſauſenden Galopp flog er nach der Winkelſchenke, deren munterer Kellner ihm berichtete, wie Jobſt mit dem Kaiſer eben von dannen geritten ſei. Hinko ſprengte ihnen nach und erreichte den Doppelreiter, an deren Seite Türk, des Kaiſers Hund, trabte, an dem Kapuzinerkloſter, welches auf dem großen Platze dem Königshofe, Wenzels Reſidenz gegenüber lag. Er wollte eben anfangen, eine künſtlich zuſammengelogene Geſchichte zu ſeiner Entſchuldigung herzuerzählen, als ihm Jobſt zu ſchweigen und den am Pallaſt ſtehenden Trabanten die Ankunft des Königs zu melden gebot. Der Freiknecht that, wie ihm befohlen war. Der Trompeter lief alſobald ins Schloß, um's den Edelknaben und Marſchälken des Königs anzuſagen. Bald erſchien ein Haufen ſolch dienenden Volks, deren Augen, Bewegungen und Lauten man es abmerken mußte, daß ſie, den König erwartend, eine halb ſchlafloſe unbequeme Nacht zugebracht hatten. Wenzel, ebenfalls in einem halb ſchlaftrunkenen Zuſtande wurde vom Pferde gehoben und in den Pallaſt getragen; der Hund wich nicht von ihm. Jobſt und Hinko folgten nach, und ſo ging der Zug die Treppe hinauf, nach des Königs Gemächern. Kaum war man dort angelangt und hatte die Majeſtät zu Bette gebracht, unter welchem Türk Platz nahm, als die Thüre wieder geöffnet wurde, und die bleiche Königin Johanna, im weißen Nachtkleide, welches mit der Farbe ihres Geſichtes gut harmonirte, von einigen ihrer Frauen begleitet, hereintrat. Türk ließ bei ihrem Erſcheinen ein unwilliges Murren vernehmen und die Edeldamen wichen, von dieſem furchtbaren Tone erſchreckt, zurück. Die Königin ließ ſich aber durch des Hundes drohende Laute nicht abhalten, an das Bette ihres Gemahls heran zu treten, und mit edlem Zorne im Geſichte begann ſie: „Weicht zurück ihr Männer alle, und laßt mich mit dem König allein. Nehmt auch dieſen abſcheulichen Hund mit Euch.“ Die Diener gehorchten dem mit würdevoller Strenge ausgeſprochenen Befehle ſogleich. Der Hund ſträubte ſich und heulte. Wenzel kam dadurch zur Beſinnung, winkte mit der Hand und ſtammelte unverſtändliche Worte. „Ich will mit Euch allein ſein, Wenzel,“ herrſchte ihm Johanna zu. „Ich will doch ſehen, ob Ihr den mahnenden und bittenden Worten Eurer Gattin ewig Euer Ohr verſchließen wollt, ob meine Stimme gar nichts über Euer gottloſes Leben vermag, ob Ihr Gott und allen Heiligen ewige Feindſchaft geſchworen. — Zurück!“ rief ſie den Leuten noch einmal zu und mit ausbrechendem Jammer ſank ſie vor das Bette auf die Kniee; Wenzel wendete ſich um auf die andere Seite. Zögernd verließen die Diener und Dienerinnen das Gemach. Hinko's Blicke hingen bis zuletzt ſtarr an der bleichen Königin; und in tiefes Nachdenken verſunken ritt er ſchweigend neben dem ebenfalls ſtummen Jobſt hinaus nach dem felſigen Wihſchehrade, deſſen Kuppeln eben vom erſten Strahl der Sonne geröthet wurden.

Sechſtes Kapitel.

Und doch — es ſchaudert mir das Herz,
Mich an den Gräul zu wagen,
Der dieſer Tage Schandfleck war;
Ein Fleck den künftigen Tagen.

Ach welch' ein beßres Lied erklang
Zu unſrer Väter Zeiten!
Da feierte der Bardenſang
Der Tugend Seligkeiten
Heil Bruderlieb' und Eintracht Dir!
Ihr waret unſer, Euer waren wir.

Die Klage Ringulphs des Barden.

Obgleich's dem ehrlichen Franz bei ſeinem neuen Herrn recht wohl erging, ſo konnte er den alten doch nie vergeſſen und der Kummer über das ungewiſſe Loos deſſelben raubte dem armen Burſchen alle Lebensluſt, von der er ſonſt überſprudelte. So lang er den Nürnberger Laienbruder, mit welchem er gute Freundſchaft bei des Markgrafen Weinflaſchen geſchloſſen, beherbergt hätte, war ſeine Seelenſtimmung noch erträglich geweſen; denn Sigberts muntere Geſellſchaft und tröſtlicher Zuſpruch, zumal wenn ſie bis ſpät in die Nacht zuſammenzechten, hatte als ein guter Talisman den ans Fenſter pochenden Sorgen abgewehrt. Seit aber der Laienbruder, von der dringenden Pflicht abgerufen, wieder geſchieden war, quoll das Heer der langweiligen Vögel zu Fenſter und Thür in ſeine nüchterne Zelle und fiel über den Einſamen her, um ihn zu martern. Beſchäftigung hatte er wenig; denn der Markgraf beſaß eine große Dienerſchaft, und es vermehrte Franzens Schmerz noch mehr, ſich überzählig zu ſehen.

In trübes Nachdenken verſenkt, ſchlich er einige Tage nach Sigberts Abſchied in ſeiner nürnbergiſchen Kleidung, die er aus beſonderer Vorliebe nie ablegte, von dem hohen Felſen herab, auf welchem der Wiſchehrad gebaut iſt, in die ſogenannte neue Stadt Prag hinab, um den argen Quälgeiſtern auf einige Stunden zu entfliehen. Aus ſeinen Träumen mit offenen Augen wurde er plötzlich durch die Anrede aufgeſchreckt: „Heda guter Freund! Nürnberger! Oho! Du biſt's ja Geſelle!" — Franz blickte auf und erkannte zu ſeiner großen Freude den Junker Marquart Muffel von Nürnberg, den Bruder ſeines unglücklichen Herrn, mit welchem dieſer große Aehnlichkeit hatte. „Biſt Du nicht der Burſche, welcher vor vierzehn Tagen im Aegidienhof in Nürnberg im Brunnenhäuschen lag und mit dem alten Han-Henner ein langes Geſprächſel hielt?" — „Freilich bin ich's!" verſetzte Franzisco ſchmunzelnd. „Hab ich doch dieſe mir ſo theure Kleidung von dem guten Alten." — „Aber wie kommſt Du nach Prag? Doch was fällt mir plötzlich ein! Biſt Du vielleicht der Bote des Briefs, welchen der Regen — Niemand konnte errathen woher — herbeigeſchwemmt hatte?" — „Ja ja, ich bin's!" rief der Diener freudig und weidete ſich an Marquarts Zügen; „habt Ihr den Brief meines guten armen Herrn geleſen?" — „Alſo mein Bruder Henrico iſt Dein Herr? Aber wo iſt er?" — „Ach wenn Ihr es nicht wißt, Monſignore, ſo kann ich es Euch nicht ſagen," weinte der treue Diener. Es kam zu Erklärungen und Ideenaustauſch. Franz erzählte von Henrico's Schickſal ſo viel ihm ſelbſt bekannt war, und Marquart fragte dann mit betrübtem Herzen: „Aber warum gabſt Du meinem Vater den Brief nicht?" — „Ich habe Euch geſagt, daß man überlaut ſchrie, er ſei geſtorben. So warf ich denn den Brief unter den Brunnenkaſten." — „O hätteſt Du nur eine Stunde gewartet und das Gewitter vorübergelaſſen! Mein Vater lebt und wird wieder ſtark." — „Ja, lieber Herr, mit dem Wenn und Aber, kann man alle Löcher zu machen, wenn ſie nur nicht ſelbſt ſolche hohle Schläuche wären, die niemals auszufüllen ſind. Wer alle Dinge vorher wüßte, wär' ein ganzer Mann. Geſchehen iſt gethan. Laßt's ruhen!" — Marquart vergalt Franzens Erzählung mit dem Bericht, wie er den durchnäßten Brief gefunden, zu ſich geſteckt, vergeſſen und nach mehreren Tagen erſt ſeinem Vater übergeben, der ihn dann ſogleich mit einer großen Geldſumme abgeſendet, um den geliebten Sohn aus aller Verlegenheit zu ziehen, wie er eilig hierher gereiſt, Henrico's Wohnung leer gefunden und von ſeinem Schickſal eine dunkle Kunde erhalten habe. Marquart zog den Diener mit in ein Wirthshaus und bei einem Krug Malvaſier beſprachen ſie das Ereigniß hin und her; ſie brachten aber beide mit aller Anſtrengung ihres Verſtandes nicht mehr als die Vermuthung heraus, Henrico müſſe bei der Unwiſſenheit von ſeines Vaters Leben und der brüderlichen Geſinnung Marquarts gegen ihn, nach der Provence oder nach Italien geflohen ſein, und die Zeit werde am beſten lehren, wie er durchgekommen, und ob man überhaupt einmal wieder etwas von ihm hören werde. Marquarts Anerbieten, ihm nach Nürnberg zu folgen, ſchlug Franz aus; er konnte die Hoffnung nicht fahren laſſen, in Prag eher von Henrico zu hören, als in Nürnberg.

Da Marquart in Prag weiter keine Verrichtungen hatte, ſo trennte er ſich von dem wehmüthigen Diener ſeines verlornen von ihm ungekannten Bruders, und trat ſogleich die Rückreiſe nach ſeiner Vaterſtadt an, wohin ihn mehr als ein Intereſſe ſchnell zu ziehen nöthigte.

Dort war unterdeſſen ein in der Aſche glimmender Funke zum Ausbruch gekommen und zur lichten Flamme geworden. Einige von Venedig mit großen Waarenvorräthen kommende Handelsherrn, und viele kleine im Lande auf Handelſchaft ausziehende Kaufleute waren von den Herren vom Stegreif überfallen und ausgeplündert worden, und ein Paar Männer, die ſich zu wiederſetzen gewagt, hatten ſogar das Leben laſſen müſſen. Nürnberg im ſtarken Bunde mit den mächtigſten Städten Frankens, Schwabens, Badens und des Elſaſſes, ergrimmte über die ewigen Störer des Landfriedens, welchen König Wenzel 1383 in ſeinen Mauern dem ganzen Reiche anbefohlen hatte. Der immer höher ſteigende Flor der Städte und ihr auf Wohlſtand begründeter Trotz hatte zwei Stände zu Gegnern, den höchſten und niedrigſten Adel, die Fürſten und die verarmten Edelleute. Erſtere traten gleich den Städten in große Bündniſſe zuſammen, zu denen ſie alle begüterten den Städten feindlichen Edelleute warben, zwar ſtets auch unter dem Vorwand gleich jenen, den Landfrieden aufrecht zu erhalten, eigentlich aber, um ihn je eher deſto lieber mit Vortheil brechen und über die übermüthigen Städte herfallen zu können. Dieſer Verbündungen, meiſt nur wenige Jahre und unter einem auffallenden Namen beſtehend, gab es zu jener Zeit eine groſe Menge. Obgleich ſie nun in der Hauptſache mit dem in tiefſter Armuth ſchmachtenden Adel einverſtanden waren, ſo konnten ſie es doch ihrer Ehre und des offenbaren Landfriedensbruches wegen nicht öffentlich bekennen und zeigen, ſondern ihre Begünſtigungen durften ſich nicht weiter erſtrecken, als das adliche Raubgeſindel zu toleriren und es den Städten, welchen ſie den von demſelben zugefügten Schaden herzlich gönnten, zu überlaſſen, wie ſie mit den läſtigen Geſellen fertig werden möchten. Dies Verhältniß hinderte inzwiſchen keineswegs, daß die einzelnen Fürſten die Raubritter in ihrer Nähe begünſtigten, wenn ſie nur nicht geradezu offenen Verkehr trieben. Dies war bei dem alten Burggrafen von Nürnberg Friedrich und deſſen beiden Söhnen, Johannes und Friedrich, der Fall. Mit dem König Wenzel, dem Begünſtiger der Städte und vor allen Nürnbergs, ſeiner Geburtsſtadt, nah verwandt, vor wenigen Jahren von ihm erſt in den Reichsfürſtenſtand erhoben, ließen ſie ihren Groll gegen die Stadt Nürnberg, mit welcher ſie nie ohne Händel und Zänkereien ſein konnten, doch alle dieſe Rückſichten bei Seite ſetzen; ſie ſahen es gern, wenn den über alle Maßen reichen Nürnbergern etwas überflüſſiges Blut abgezapft wurde. Des ohngeachtet konnten ſie nichts dagegen anfangen, daß die Stadt gegen einige der Nachtreiter und Schnapphähne zu Felde zu ziehen beſchloß.

So ſtanden die öffentlichen Sachen, als Marquart wieder in ſeiner Vaterſtadt anlangte; der über den endlichen Ausbruch hoch erfreute Han-Henner machte ihn ſchon beim Abſteigen damit bekannt, ohne ſich vorher Zeit zum Fragen zu gönnen, wie die Angelegenheiten in Prag ſich geſtaltet hätten. Marquart eilte zu ſeinem Vater und fand ihn, ſeines böſen Gepreſtes ledig, auf Johanna's Arm geſtützt eben im Begriff, zum erſtenmal nach der Krankheit wieder das Haus zu verlaſſen und zwar in vollem Amtsornate. Der liebende und beſorgte Sohn brachte auf des Vaters dringende Fragen die Unglücksbotſchaft ſo ſchonend als möglich vor, aber der Schmerz drohte doch das alte Vaterherz zu zerbrechen. Nachdem er ſich etwas gefaßt hatte, ſagte er: „die Hoffnung ihn dennoch hier zu ſehen, wollen wir noch nicht fahren laſſen, und iſt er zu Ende dieſes Sommers nicht hier, ſo reiſeſt Du nach Avignon, wohin er ſich ſonder Zweifel geflüchtet hat. Während dieſer theure Sohn mir nun ſcheinbar verloren iſt, muß ich des Himmels Fügung doppelt preiſen, welcher mir das Herz meines Wenzel wieder zugekehrt hat. Ja wiſſe, mein Marquart, Dein Bruder Wenzel hat ſeine Fehler eingeſehen und bereut; er iſt in die Arme ſeines Vaters zurückgekehrt, ich habe ihm verziehen und mein reuiges Kind aufgenommen als ein freudiger Vater, wie der Vater im Evangelio dem verlornen Sohn that. Aber ich habe auch Urſache noch freudiger über meinen gebeſſerten Wenzel zu ſein, als jener Mann über ſein verlornes und dann wiedergefundenes Kind; denn nicht allein daß er ſich bekehrt, er hat auch meine Babet durch die Kraft ſeiner Ueberredung und ſein löbliches Beiſpiel dazu vermocht, mir wieder zu nahen und mich um Verzeihung zu bitten, welche ich ihr auch ſo gern gewährt habe. So fehlt denn zu meinem Done Vaterglücke nichts als daß mein Henrico auch bei uns wäre und ihr in brüderlicher Eintracht Euch liebtet und mich; und ich ſo meinen Abend in Ruhe und Freude unter Euch zubrächte und mich dann in Euren Armen ſchlafen legte. Doch der Menſch ſoll nicht auf einmal die volle Gabe irdiſcher Glückſeligkeit vom Himmel erwarten, und damit ich nicht übermüthig werde, hat er mir den letzten Wunſch auf eine ſchmerzliche Weiſe noch einige Zeit verſagt. Ich erkenne ſeine weiſe Fügung und ſchicke mich drein, ſo gut ich vermag, obgleich ich die bittern Schmerzensthränen nicht unterdrücken kann. Nun mein Gebet wird ja auch dieſe letzte Wolke beſeitigen." — Marquart vermochte ſich über die unerwartete Nachricht nicht ſonderlich zu freuen, obgleich ihm Wenzel's und Babet's Bekehrung lieb war. Er ſuchte zwar mit Worten eine Freude darüber auszudrücken, eilte aber ſchnell überhin und fragte, wo Wenzel ſei. — „Er iſt mir bereits auf das Rathhaus vorangeeilt, wo der Bürgermeiſter mit allen Rathsherrn, Schöppen, Edelleuten und Kaufherrn unſrer Stadt verſammelt iſt, um einen Entſchluß hinſichtlich der Gewaltthätigkeiten zu faſſen, die von einigen Raubrittern in der Gegend an Bürgern unſrer Stadt verübt worden ſind." — „Und dieſem Beſchluß wohnt Bruder Wenzel bei?“ fragte Marquart erſtaunt. — „So iſt's,“ verſetzte der alte Niklas Muffel, „und Du kannſt daraus erkennen, wie ſehr ſich Wenzel geändert hat, daß er gegen die böſen Chriſten, mit denen er, wie man ihn beſchuldigte, ſonſt Freundſchaft hielt, nun aufziehen will.“ — „Ja wahrlich ganz umgeändert!“ ſagte Marquart und ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Nicht anders als wär er am Grabe des heiligen Otto auf dem Michelsberge zu Bamberg geweſen und der Heilige habe ſeine Wunderkraft an ihm ausgeübt.“ — „Du wirſt mich ebenfalls auf das Rathhaus begleiten und biſt recht zur guten Stunde gekommen, mein Sohn, um Theil an den Verhandlungen, dem Beſchluß und deſſen Ausführung zu nehmen. „Ich werde Euch ſogleich folgen,“ verſetzte der Sohn und an der lieblichen Johanna Arm ſchlich der ſchwache Schultheiß hinaus. Marquart war ſchnell bemüht ſeinen Anzug in anſtändige Ordnung zu bringen; denn er hatte zugleich vor, der geliebten Gräfin ſeinen Beſuch zu machen und ihr dadurch ſeine Ankunft kund zu thun; überhaupt hielt er viel auf das Aeußere und war ſtets nach der neueſten raſch wechſelnden Mode gekleidet. Han-Henner war hinzugetreten, um ihm behülflich zu ſein, und Marquart, einen Aufſchluß über die Ereigniſſe des Hauſes von ihm wünſchend, wie er ſie bereits über die der Stadt von ihm erhalten hatte, fragte: „Wie iſt denn das gekommen mit dem Wenzel und der Babet? Ich kann mich nicht genug wundern.“ — „Wie's gekommen iſt, wollt Ihr wiſſen, junger Herr? Wie vom Himmel gefallen, ſag' ich Euch. Und wenn's auf's Wundern ankommt, ſo wundert ſich unmöglich Jemand mehr darüber als ich." — „Aber ſo erzähl' doch nur, auf was für Art und Weiſe Wenzel wieder in's Haus gekommen iſt." — „Der Pater Hilarius hat ihm wie ich gemerkt, hart zugeſprochen wegen der geſtohlnen Kapſel und ihm unter andern einmal ſagen laſſen, er habe von Prag einen Rechtsverſtändigen verſchrieben, der ihm die Kapſel ſchon abnehmen ſolle, und hätte er ſie hinter neun Schlöſſern verwahrt. Dem alten Herrn heizte der Pater auch nicht wenig ein, und ich unterließ nicht, manchmal dürr Holz nachzuſchieben. Nun mein' ich, Junker Wenzel ſpielte den Klugen und thut's noch. Er war geſcheidt genug einzuſehen, daß er auf ſolche täppiſche Art den Kürzern ziehen und am Ende Hunger leiden oder auf's Taſchenklopfen ausziehen müſſe, wie ſeine ſaubern Freunde. Er gedacht es ſeiner zu machen und ritt eines Tags in den Hof, brachte dem Alten die Kapſel, fiel ihm zu Füßen, heulte und ſchrie, klammerte ſich an ihm feſt und geberdete ſich nicht anders als daß ich meinte, er ſei toll geworden. Nun das Uebrige könnt Ihr Euch an den Fingern abzählen. Der Pater Hilarius iſt uns nicht wieder über die Schwelle gekommen, und ich verdenk's ihm wahrlich nicht." — Marquart hörte den alten Diener nicht länger an, ſondern eilte den Kopf voll wunderlicher Gedanken nach dem Rathhauſe. Dort fand er die meiſten edlen und reichen Bewohner der Stadt verſammelt. Der hohe Rath beſchloß eben einen Zug gegen Sittich, Marſchalk auf Unter-Mortsfeld, Wilhelm von Sternberg, Heinrich von Rodt und Kaspar von Stürzenbach, welche alle in der Nähe des Nürnberger Waldes und in demſelben ihre Raubneſter hatten und im Schutze deſſelben ungeſtört ihre Streiche verübten. Nachdem der ganze Rath übereingekommen war, dieſen nothgedrungenen Schritt alle für einen und einer für alle bei Kaiſer und Reich zu verantworten, forderte Niklas Muffel, als Schultheiß und des Kaiſers Vogt, im Verein mit dem Bürgermeiſter, den ganzen in der Stadt und unter ihrem Schutz lebenden Adel auf, mit ſeiner Macht den Zug gegen die Raubritter zu unterſtützen. Die jungen Edelleute gaben ihr Wort und die Rüſtung wurde ſofort beſprochen, ſo wie ein Tag der folgenden Woche zum Zuge beſtimmt. Als die Sitzung geendigt war, ſtürzte Wenzel auf ſeinen Bruder los, umarmte, küßte, herzte und drückte ihn und freute ſich über alle Maßen, ihn wieder geſund und munter angekommen zu ſehen. Marquart wußte ſich vor ſeiner zudringlichen Freundlicheit kaum zu retten, blieb aber bei alle dem ziemlich kalt. Der alte Vater ſtand aber dabei lächelnden Angeſichts, klatſchte in die Hände und rief dem Bürgermeiſter und allen Schöppen zu, ſich doch mit ihm über ſeinen lieben Wenzel zu freuen. Der guten Johanna, welche wieder gekommen war, um den geliebten Vater, den ſie Niemandem anvertraute, heimzuführen, ſtanden die Augen voll Freudenthränen. Wenzel hatte ſich angelegentlichſt nach dem Erfolg von Marquarts Reiſe erkundigt, und als dieſer mit wenigen Worten erzählt, wie wenig er ausgerichtet, verwandelte ſich anſcheinend Wenzels Freude in eben ſo großen Schmerz. „Vater,“ rief er, „erlaubt mir, ſobald die jetzigen Angelegenheiten unſrer Stadt, in welchen ich mich als eines Bürgers Sohn zeigen will, beſeitigt ſein werden, ſchleunig eine Reiſe nach Prag, in die Provence und nach Italien zu machen, um den edlen Flüchtling aufzuſuchen, damit ich mich als Euern Sohn insbeſondere zeige. Glaubt mir bei Gott! ich werde nicht eher als mit Henrico zurückkehren." — „Thu das, mein Sohn," erwiederte der Alte entzückt und umarmte Wenzeln. „Gott wird Dich dafür ſegnen!" — Marquart ſchüttelte ganz für ſich den Kopf, gab aber Wenzeln den geforderten Arm, und ſo gingen ſie mit dem Vater heim und die andern hörten auf dem Wege Marquarts ausführlichen Reiſebericht an. Im Aegidienhofe fanden ſie Frau Babet, welche mit Lenen, ihrer Gürtelmagd, eben aus dem Kranich angelangt war, um den angekommenen Bruder zu bewillkommnen und die Mahlzeit mit in des Vaters Behauſung einzunehmen. War Wenzel ſchon ſehr freundlich geweſen, ſo war Babet, die ſtolze Freiin, ſchier aufgelöſt in ſonnenheller Verklärung ihres Weſens. Sie küßte Marquart auf Stirn und Mund und umhalſte ihn wie eine liebeſehnſüchtige Braut den langentbehrten Bräutigam, gab ihm die zärtlichſten Namen, und ließ ſich's nicht nehmen, bei Tiſche die Hausfrau zu machen, vorzuſchneiden und zu bedienen. Marquart konnte ſich in das alles nicht finden, und als der ſeelenvergnügte Vater den Becher hoch aufhob und Henrico's Geſundheit ausbrachte, und Babet, Wenzel und Johanna freudig jubelnd einſtimmten, vergaß Marquart gerade ſeinen Becher zu ergreifen und das jauchzende Wort in gleichem Tone nachzuſprechen, ſo daß der Vater ihn faſt wehmüthig zur Rede ſetzte und in ſeinem Herzen einen leiſen Argwohn gegen Marquart aufkeimen ließ, der mit der Zeit wuchs.

Während die Familie hier ſich gütlich that, war Lene zu Katter, Han-Henner's Frau, geſchlichen und der Weiber Herzen öffneten ſich gewohntermaßen bald zur gegenſeitigen Mittheilung. Sie hatten noch keine drei Löffel Suppe miteinander verſpeiſ't, als ſie ſchon ihre verſtändigen Bemerkungen über Marquart's Wiederkehr anſtellten. „Ich weiß wohl, was ich weiß," ſagte Frau Lene; „doch der heilige Sebald bewahre mich, daß über meine Lippen ein Wörtchen käme; aber, aber ich habe ein gar abſonderlich graues Käuzlein ſchreien hören. Im Vertrauen zu Euch, Frau Katter; ich weiß Ihr ſeid eine verſchwiegene Frau und deßhalb kann ich Euch wohl an die Hand geben, daß hinter Frau Babets und Junker Wenzels Reue und Bekehrung keine ſonderliche Aufrichtigkeit ſteckt." — „Hab' wohl ſo etwas gemerkt," verſetzte Katter pfiffig; „mein kleiner Finger an der linken Hand iſt auch kein Dummbart und hat mir was vom Wolf im Schaafskleide in's Ohr geziſchelt. Ihr könnt gegen mich offen ſein, Frau Lene. Bei mir liegt's ewig begraben. Nehmt Euch doch dies ſchöne Stück Schlachtbraten, und trinkt dieſen Becher Kirſchlatwerge. Mein Han-Henner nüſſelt mir auch immer die Ohren voll und ſchilt den Junker Wenzel und die Frau Babet ein Katzenpaar. Er ſagt, ſie ſtrichen den alten Herrn jetzt mit den weichen Sammtpfötchen, aber eh' er ſich's verſähe, würden ſie die Krallen herausthun und ihm ein ſolches damit verſetzen, daß er's nicht ſo bald wieder vergeſſen würde."

— „Er hat recht, Frau Katter. Schlimme böſe Katzen ſind's; davon könnte ich auch was ſagen.“ — „Nehmt Euch doch auch einen Becher von dieſem Meth, Frau Lene; er iſt vom beſten aus des Herrn Keller, auch kann ich mit einem Krug Malvaſier aufwarten. Mein Mann ſagte zeither immer: wenn nur der Italiener erſt da wäre, da würde man ſehen, ob die Farbe hielte, und nun hat ſich zu unſerm Schrecken ſolch Unglück mit ihm begeben.“ — „Da liegt eben der Haaſe im Pfeffer; der Italiener wird wohl nun und nimmer wieder kommen.“ — „Meint Ihr? Das würde ja den beiden eben recht ſein.“ — „Ja, ja, ſie wiſſen auch mehr von ihm, als man hier im Hauſe nur ahnen kann. Aber was Dich nicht brennt, ſollſt Du nicht löſchen.“ — „Ei das iſt ſeltſam! Wollt Ihr nicht austrinken! Dieſen gebackenen Fiſch und die aufgeſottenen Pflaumen nehmt noch zu Euch. Und Ihr wißt jedenfalls Euer Theilchen auch davon?“ — „Nun, Frau Katter, Ihr ſollt ſehen, daß ich Eure Freundin mit Leib und Seele bin. Ich will Euch mein Herz offenbaren; doch müßt Ihr mir's bei Eurem Schutzpatron angeloben, daß Eure Zunge ewig darüber ſchweige.“ — „Ich ſchwör's Euch beim heiligen Laurentius. Nun ſagt nur, was iſt's mit dem Italiener?“ — „Er iſt in Prag Freiknecht beim Stockmeiſter geworden.“ — „Um aller Heiligen willen! Freiknecht?“ — „So iſt's! Und faſt ſcheint's als wiſſe es der Junker Marquart; denn er iſt ſehr niedergeſchlagen. Doch thut er löblich daran, dieſe Hiobspoſt dem alten Herrn zu verſchweigen.“ — „Aber, wie iſt Euch ſolch Entſetzliches zu Ohren gekommen?

Hu mir ſchaudert die Haut und eiskalt läuft mir's den Rükken hinab. Freiknecht?! — Heil'ge Mutter Gottes, ich werde krank vor Schrecken. Nun ſagt nur wo habt Ihr das Rabenlied gehört?“ — „Vorige Woche langte Junker Wenzel mit dem Junker Kaspar von Stürzenbach auf Schloß Gleichen am Berg noch ſpät am Abend an. Beide verfügten ſich ſogleich in Frau Babets Gemach. Ich war nicht faul und kroch in das daranſtoßende Kloſet, ſchier auf allen Vieren. Da hört' ich zwar nicht Alles deutlich, aber aus dem, was ich erſchnappte, ſetzte ich mir zuſammen, daß der Junker Henrico in Prag im Beiſein des Kaiſers einen Doktor erſtochen, den Ritter von Hätenbach und noch mehrere Andre dermaßen zugerichtet, daß ſie noch am Tode danieder liegen; darauf in den Blutbann gefallen und von des Kaiſers Häſchern verfolgt, zum Stöcker geflohen und deſſen Knecht geworden ſei. Der Junker von Stürzenbach hat ihn mit eigenen Augen als ſolchen geſehen; er ſchwur Stein und Bein darauf.“ — „Und wie nahm Frau Babet dieſe Nachricht auf?“ — „Wie Ihr Euch wohl denken könnt, mit unmäßiger Freude. Die Küche dampfte bald von Wohlgerüchen, wie an einem Hauptfeſte, und die Tafel brach faſt unter der Laſt köſtlicher Speiſen und Weine. Die ganze Nacht ſchier wurde geſchmauſt und gezecht, und den andern Morgen fing man das Ding da an, wo man es in der Nacht gelaſſen hatte. Der Ritter Hans von Milm wurde ſeitdem nicht nüchtern. Aber ich binde es Euch noch einmal auf die Seele, Frau Katter, thut als wüßtet Ihr nichts!“ — „Ei, glaubt Ihr, ich werde die Todſünde auf mich laden, meinem Schutzpatron einen Eid zu brechen? Seid deshalb getroſt.“

Die freundſchaftliche Katter tiſchte noch ein Fläſchchen auf und die geläufigen Zungen wurden allmälig ſchwerer, und als ſich gegen Abend die Freiin wieder nach dem Kranich verfügte, um einige Beſuche anzunehmen, vermochte die verſchwiegene Kammerfrau ſich kaum auf den Beinen zu erhalten.

Marquart hatte lange auf Babets Entfernung gewartet; denn er konnte nicht eher zu ſeiner Geliebten eilen. Nun flog er zu ihr, um ihr nach langer Trennung die Verſicherungen ſeiner Treue zu wiederholen und nach der ſchmerzlichen Entbehrung die Wonne der Liebe erhöht zu genießen. Die Gräfin Potuſchka empfing ihn mit jener bezaubernden Anmuth und Liebenswürdigkeit, womit weibliche Geſchöpfe ihrer Art Männerherzen zu umgarnen, in unzerbrechliche Feſſeln zu ſchlagen und zu verderben wiſſen. Während nun Marquart bis ſpät in die Nacht bei ſeiner angebeteten Gräfin zubrachte, erfuhr Han-Henner von ſeiner geliebten Ehehälfte mit der Aufforderung zur größten Verſchwiegenheit, das wichtige, ihr von Frau Lenen anvertraute Geheimniß über Henrico, und der alte Diener, welcher Wenzeln und Babeten haßte, konnte kaum den Tag erwarten, um ſeine Maßregeln danach zu nehmen. Kopfſchüttelnd über Marquart, der ſehr nüchtern und träumeriſch beim Frühſtück erſchien, und auf mehrere an ihn gethane Fragen verkehrt antwortete, ging Han-Henner mit Murren und Fluchen aus dem Hauſe, um den Pater Hilarius einen Beſuch zu machen und wo möglich drei Fliegen mit einem Schlage zu treffen. Dem Pater konnte natürlich nichts erwünſchter kommen, als die Bereicherung der glühenden Kohlen, welche er in geheim, um ſeine Rache an Babet und Wenzel Muſſel zu befriedigen und ſie gänzlich zu verderben, auf ihr Haupt ſammelte. Schon ſeit der Zurückkunft des Laienbruders Sigbert war er auf die Spur gekommen, daß der Junker von Stürzenbach und der Ritter von Hätenbach auf Wenzels Veranlaſſung nach Prag gekommen und mit Henrico jene blutigen Händel angefangen. Hilarius ſchlauer Kopf ahnete die Wahrheit; doch war ihm manches noch dunkel. Raſtlos hatte er geforſcht und ſogar von dem Bettelmönch Martin erfahren, was im Bierſchank der Frau Schlehen in der Vorſtadt Wöhrd und auf Obern-Morsfeld zwiſchen Wenzeln und den beiden armen Rittern vorgefallen war. Doch Alles dies genügte noch nicht, und Han-Henners Botſchaft war deßhalb ein höchſt willkommner Aufſchluß. Hilarius entließ den alten Diener mit einer ſalbungsreichen Benediction und verſprach auf deſſen Begehren, den Junker Marquart ſowohl von ſeiner Liebestollheit zur Gräfin Potuſchka zu heilen, als auch Wenzeln und Babeten ſobald als möglich zu entlarven, und dem alten Schultheißen in ihrem rechten Lichte zu zeigen. Doch der Pater war gewohnt, ſicher zu gehen und wohl berechnete er, daß er es mit höchſt liſtigen und verſchlagenen Leuten zu thun habe, die ſeinen geheimſten Plänen ſchon einmal zuvorgekommen, und all' ſeine zu ihrem Schaden fein ausgeſponnenen Entwürfe vernichtet hatten; deßhalb mußte er erſt im Beſitz aller Beweiſe ſein, und er ſäumte nicht, tüchtige Anſtalten zu treffen, um ſich dieſelben zu verſchaffen. Das Erſte war, ſich zum Vertrauten vieler ſeiner Geheimniſſe und dem Vollſtrecker ſeiner Plane, zum Bruder Sigbert zu begeben und dieſen noch einmal aufzuforſchen, ob er in Prag gar nichts von Henrico's Schickſale vernommen. Sigbert berichtete noch einmal umſtändlich Alles, was er dort geſehen und gehört, aber von Henrico wußte er nichts und Hilarius blieb unbefriedigt. Deshalb gab er dem Mönche die Weiſung, daß er in dieſen Tagen den Weg nach Prag noch einmal zu machen und genauer nachzuforſchen habe, als das erſtemal. Sodann befahl er ihm, den Hofnarren des alten Burggrafen ſogleich zur Stelle zu ſchaffen. Sigbert ging und Hilarius ſchrieb einen zweiten umſtändlichen Brief an Henrico, welchen er im Freihauſe aufſuchen laſſen wollte. Er war kaum damit fertig, als er auch ſchon Butterknötele's klingende Schritte auf dem langen Gang vor den Zellen vernahm. Der Narr hüpfte herein und begrüßte ſeinen geiſtlichen Rath und Beſchützer ehrerbietig. „Ich habe ſchon ſehr gute Hoffnungen,“ redete ihn Hilarius freundlich an, „Deine Wünſche bald zu erfüllen, mein Freund, und es wird Dir auf keinem Falle entgehen, Deinen Schalkswitz ferner am kaiſerlichen Hofe glänzen zu laſſen.“ — „Ihr macht mich zum glücklichſten Narren, Hochwürdiger Herr!“ rief Butterknöſele entzückt und that einen poſſirlichen Bocksſprung in die Luft. „Sagt mir nur, womit ich dieſe Eure Gnade gegen mich armen Schelmen vergelten kann?“ —

„Nun die Gelegenheit wird ſich finden. Eine Hand wäſcht die Andre. Vor Allem verlange ich rückſichtsloſe Offenherzigkeit von Dir, die Du ohnedies einem Diener der Kirche, welchen Du zu Deinem Beichtiger erkoren, ſchuldig biſt, ſobald Du auf Vergebung Deiner Sünden und ewige Seligkeit hoffen willſt.“ — „Hab' ich's jemals daran mangeln laſſen, ſo mögt Ihr mich in den Bann thun und meine arme Seele zum Fegefeuer verdammen. Bracht' ich's Euch nicht jedesmal brühwarm, wenn der Graf Johannes der Gräfin Potuſchka oder der Freiin Milm ein ſüß Stündchen ſchenkte? Habt Ihr nicht durch mich erfahren, wie die Burggrafen den Rittern vom Stegreif heimlich das Kätzenfell abwärts ſtreicheln? Benachrichtigte ich Euch nicht jedesmal, wenn ein ſolcher Nachtreiter und Scharlachhändler auf der Burg geweſen? oder wenn ſonſt etwas Wichtiges dort vorgefallen? Erfuhrt Ihr nicht Alles haarklein, was ich auf dem letzten großen Banket aufgefangen, wie ich den Junker Wenzel Muffel mit der Gräfin Potuſchka in einem dunkeln abgelegnen Zimmer belauſcht, wo ſie in den verbotenen Apfel biſſen und ſich weidlich über den Junker Marquart luſtig machten? Und doch wollt Ihr Euch über meine Unaufrichtigkeit beklagen?“ — „Ich bin mit Dir zufrieden,“ erwiederte Hilarius dem faſt weinenden Narren, doch verlange ich von Deinem Gehorſam, daß Du dieſe Deine Ausſagen auch vor beliebigen Zeugen wiederholſt, ſobald ich es für nöthig halten würde, und mit einem feierlichen Eide erhärteſt.“ — „Aber, Hochwürdiger Herr,“ verſetzte der Narr erſchrocken, „ich würde ja nicht allein mein Brot verlieren, ſondern von den geſtrengen Herrn ſicherlich mit Hunden todt gehetzt werden.“ — „Biſt Du doch ein wahrer Narr!“ lachte Hilarius. „Hab ich Dir nicht die ſchönſte Stelle beim Kaiſer gelobt? Und vermag die heilige Kirche, in deren Schoos Du Dein Herz ausgeſchüttet, die mächtige, welche ihren Feinden das Haupt zerſchmettert und ihre Freunde mit himmliſchem und irdiſchem Segen überſchüttet, vermag ſie Dich, ihren getreuen und gehorſamen Sohn, nicht gegen ein armſeliges Häuflein böſer Menſchenkinder zu ſchützen? Du Kleingläubiger, biſt des Himmelreiches nicht werth, zu welchem ich Dir den Eingang ſo liebreich zu öffnen mich beſtrebe. Wirſt Du nicht unbedingten Gehorſam leiſten, ſo muß ich Deine Seele in den Höllenpfuhl hinabverdammen.“ — „Ach habt Erbarmen, Herr Pater!“ ſchrie der verzweifelte Narr. „Ich werde Alles thun, was Ihr von mir verlangt; ich weiß es ja, daß Ihr mich den Weg des ewigen Heils führt.“ — „Wohlan denn, ſchwöre mir auf dies Crucifix, alles, was Du weißt, vor Gericht auszuſagen.“ — Der Narr ſchwur an allen Gliedern zitternd, und der Pater fuhr wieder freundlich fort: „Du haſt mir lange nicht gebeichtet, daß Du der Gürtelmagd der Freiin von Milm einen Beſuch gemacht. Du wirſt doch nicht ohne mein Wiſſen Liebſchaft mit ihr treiben?“ — „Ich habe ſie nicht öfter beſucht, als Ihr mir erlaubt habt.“ — „Und Du haſt nichts Neues von ihr erforſcht?“ — „Nichts Sonderliches; es müßte denn ſein, daß des Junker Wenzels Knappe Gehrhard Dreiſſel mit Frau Babet gut ſteht und manch Stündchen mit ihr in ihrem Kloſet zubringt, ſowohl auf ihrer Burg als auch im Kranich. Vor einiger Zeit hat ſich's getroffen, daß eines Abends der Graf Johannes bei Frau Babet im Kranich zuſprach, wo eben Gehrhard auch Einkehr genommen hatte; ich aber ſchlich zu Frau Lenen. Der ungeſchlachte Oelgötz hat, wie mir mein Schatz einige Tage darauf erzählte, unter das Bett gemußt, und als ihr der Graf ſeine Liebe erwieſen, und ſich gegen Mitternacht entfernt, hat ſie den Lümmel wieder hervorgezogen und vollends bis zum Morgen bei ſich behalten." — „Das Geſchichtchen läßt ſich hören," ſchmunzelte der Pater; dafür erhälſt Du auf vier Wochen völlige Abſolution. Doch vernimm nun weiter! Frau Lene iſt die Vertraute der Freiin. Nicht wahr?" — „Ja wohl! Die Mitwiſſerin all ihrer Liebesgeheimniſſe; wie wollte dieſe auch ohne jener Hülfe ſonſt ihre Abentheuer ausführen. Aber mein Schatz wird deßhalb doch von dem böſen Weibe unartig und herriſch behandelt, und weint oft bittere Thränen an meiner Bruſt, wenn wir vertraulich beiſammen ſitzen und uns einander unſre Noth klagen und unſre Hoffnungen mittheilen." — „Und Du gedenkſt Frau Lenen zu ehelichen, wenn Du Dich verbeſſerſt?" — „Das iſt mein heißeſter Wunſch; ſie iſt eine gar angenehme Perſon." — „Nun Dein Wunſch ſoll recht bald erfüllt werden. Erfreue die gute Frau mit dieſer troſtreichen Nachricht, daß ihr Witwenſtand bald ſeine Endſchaft erreicht haben ſoll." — „O Ihr gebenedeiter himmliſcher Mann, gleich dem Engel mit dem Lilienſtengel, welcher der heiligen Jungfrau Maria den Gottesſohn verhieß!" jubelte der Narr und that einen zweiten noch höhern Luftſprung. — „Nun laufe nur gleich zu ihr, und bring ihr die Kunde. Vergiß mir aber nicht, ſie über das fleißig auszuhören, was neuerlich zwiſchen ihrer Herrin, dem Junker Wenzel und dem Junker Stürzenbach auf der Burg Gleichen am Berge vorgefallen iſt. Es betrifft Familienangelegenheiten des Schultheißen Muffel und handelt ſich vorzüglich um einen Italiener, der in Prag etwas verübt hat. Man ſagt, der Menſch ſei auch ein Sohn des alten Schultheißen. Doch Du wirſt ja hören, wie die ganze Geſchichte zuſammenhängt. Merke hübſch Alles und komm heut Abend noch her, um mir, was Du erfahren, treulich zu hinterbringen.“ — „Verlaßt Euch drauf!“ rief Butterknötele und hüpfte vergnügt davon. — „Erſt Gewißheit,“ ſagte Hilarius für ſich, „dann fort Sigbert und ſchaffe mir den armen verſtoßenen Jungen herbei, daß er das erſte Werkzeug meiner Rache werde. Wie will ich jubeln, wenn ich dem hoffärthigen Weibe das Brüderlein unverhofft vorſtellen und das Gewebe der Bosheit aufdecken kann, die ihn vernichten ſollte! Doch wart Wenzelchen, Dir iſt noch etwas Beſonderes zugedacht!“ — Bedächtig machte er ſich auf aus dem Kloſter und verfügte ſich nach dem alten Milchmarkt in das Haus des Schuſters Stengel. Dort wurde ihm ehrerbietig die Thüre geöffnet. Der kleine wohlhabende Gildemeiſter entblöſte ſein Haupt vor dem Geweihten des Herrn und führte ihn in das reichausgezierte Gaſtzimmer. „Ihr kommt eben zur rechten Zeit, Hochwürdiger Herr,“ kam Stengel dem Pater zuvor, „und wenn Ihr uns nicht die Ehre Eures Beſuches heute noch geſchenkt, ſo hätte ich mir erlaubt, mir dieſelbe auszubitten." — „Und weshalb tragt Ihr ſo groß Verlangen nach mir, Meiſter Stengel?" — „Ja wahrlich groß Verlangen, ich ſelbſt, wie meine Hausehre!" lachte der kleine ſtämmige Schuſter und rieb ſich die Hände. „Ihr ſeid zum Glück unſer beider Mann. Nun ſeht, die Wetterhexe, die Elſe, hat uns ſchon gar argen Kummer gemacht, wie Ihr ja am beſten wißt, Herr Pater. Aber der himmliſche Vater, der ins Verborgene ſieht und Herz und Nieren der Menſchen prüft, der mag wiſſen und es mir bei Euch bezeugen, daß ich mit dem Mädel nie hoch hinaus gewollt. Ein Handwerk hat einen güldenen Boden, und noch niemals iſt Handel und Wandel alſo fleißig und rührig in unſrer guten Stadt Nürnberg getrieben worden, trotz der ewigen Kriegsturbationen, der Plackerei und Strauchdieberei, als eben jetzt. Es wäre mir jederzeit am liebſten geweſen, die Dirne hätte einen rüſtigen geſchickten Handwerksmann gekauft, aber meine Frau iſt ſtets dawider geweſen, der Himmel mag eigentlich wiſſen warum? denn ſie iſt die Tochter eines ehrſamen Stellmachers. Ihre Ausrede iſt immer, die Elſe ſei nicht für einen gemeinen Mann; ſie müſſe durchaus etwas Vornehmes bekommen; ſie habe uns zum Wohlſtand verholfen; und aus all dem verwetterten Geſchlemper iſt die ſaubere Geſchichte mit dem Wenzel Muffel entſtanden, die ich zu meinem Leidweſen nie habe verhindern können; Zank, Lärm und Unfrieden hat's genug in unſerm Hauſe darüber geſetzt. Ihr müßt nämlich zur Erklärung von Marthen's Gerede wiſſen, daß die Elſe mit unſerm allerdurchlauchtigſten Kaiſer Wenzeslaus hier in einer Stunde und zwar Nachts um zwei Uhr geboren, und deshalb von der hochſeligen Kaiſerin und von dem über die Geburt eines Sohnes höchlichſt entzückten Kaiſer Carolus gar reichlich beſchenkt wurde. Der Segen des Herrn lag auf dieſer Gabe und ſie hat ſo vortrefflich gewuchert, daß ich jetzt mein Kärrnchen im Trocknen habe, wofür der Herr geprieſen ſei! — Es iſt Euch nun wohl bekannt, wie der brave Zirkelſchmied, Görg Bärenklau, ein Auge auf die Elſe geworfen und unſer Haus zeither fleißig beſucht hat. Mir ſtand der Mann wohl an, denn er hat Fleiß, Geſchicklichkeit und gar feine Manieren, und da Ihr ſelbſt, Herr Pater, ſein eifriger Fürſprecher wart, ſo glaubte ich um ſo weniger Bedenken tragen zu dürfen, ihm meine Einwilligung nicht vorzuenthalten. Aber wenn Marthe erſt muckſte und durch ihr Benehmen dem Zirkelſchmied deutlich genug zu verſtehen gab, er ſolle ſich den Appetit zu Elſen vergehen laſſen: ſo fing ſie nachher, als ich mich gegen ſie erklärte, zu ſchimpfen und zu ſchelten an, und ſagte mir rund heraus, ſie würde nie zugeben, daß Elſe des Zirkelſchmieds Frau werde! Das ſonderbarſte bei der Geſchichte aber iſt, daß Elſe an Meiſter Bärenklau großen Wohlgefallen findet und nicht im Mindeſten abgeneigt iſt, ſein ehelich Weib zu werden. Geſtern Abend kam der Zirkelſchmied in ſeinem Feſtſtaate, wir ſaßen eben bei Tiſche, und hielt in Marthens und Elſens Beiſein mit wohlgeſetzter unerſchrockener Rede förmlich um die Blitzdirne an. Da hättet Ihr das Weib ſehen ſollen! Sie ward abwechſelnd bleich und roth und als der junge Meiſter ausgeredet, ließ ſie mich nicht zur Antwort kommen, ſondern ſagte ihm gerade heraus, er ſolle ſich Elſen aus dem Sinne ſchlagen; die ſei kein Kräutlein für ſeinen Garten. Die Elſe fing an zu ſchreien, ich wurde wüthend, Görg Bärenklau entfernte ſich beleidigt, und nun könnt Ihr denken, was für ein Auftritt in unſerm Hauſe entſtand. Der Lärm hat die halbe Nacht durch gedauert und heute hab' ich Marthen noch nicht geſehen; Elſe aber hat ſich die Augen roth geweint. Vergebens ſtellte ich meinem Weibe vor, es ſei auch Euer Wille, Herr Pater; ſie verſetzte mir darauf, ſie wolle Euch und nur allein Euch die Gründe ſagen, welche ſie zwängen, dieſe Verbindung nicht zuzugeben. Alſo thut mir den Gefallen, Hochwürdiger Herr, und werdet mit dem tollen Weibe fertig." — „Recht gut," ſagte der Pater anſcheinend ſehr gleichgültig, „es wird ſich Alles finden; iſt's der Bärenklau nicht, ſo wird's wohl ein Andrer ſein. Es iſt mir ohnedies lieb, daß Elſe ſich nicht ſo ſchnell verheirathet; denn ich muß Euch dringend erſuchen, was ich Euch ſchon einmal vorſchlug, nächſtens, ſobald ich's Euch anzeigen werde, Klage vor dem Schöppenſtuhl gegen Wenzel Muffel wegen des Eurer Tochter gegebenen und dann gebrochenen Eheverſprechens zu erheben." — „Aber, Hochwürdiger Herr, das verträgt ſich ſchlecht mit meiner Meinung. Bin ich doch immer gegen den Ehebund mit des Schultheißen Sohn geweſen." — „Ei er ſoll ſie ja, und wird ſie auch nicht nehmen wollen. Ich habe gute Gründe, den Böſewicht zu entlarven und deshalb geſchieht's. Ich verlange Gehorſam von Euch und muß als Beichtvater Eures Hauſes darauf dringen, daß die Ehre deſſelben nicht ungeſtraft befleckt werde.“ — „Nun wie Ihr wollt,“ verſetzte der Schuſter. „Ich weiß Ihr meint es gut mit uns, und ſomit will ich die Klage führen, ſobald Ihr es verlangt.“ — „Das iſt löblich von Euch, Meiſter; doch nun zu Eurer Wirthin, damit der Hausfriede wieder hergeſtellt wird.“ — „Sie hat ſich auf ihrer Kammer eingeſchloſſen, ich will Euch dahin führen.“ — Der Schuſter brachte den Leutprieſter an die Thüre und Marthe öffnete, ſobald ſie des Paters kräftige Baßſtimme vernommen. Er trat hinein und Meiſter Stengel ging in ſeine Werkſtatt zurück. Hier hatte er wohl faſt eine Stunde handtirt, als Hilarius Frau Marthen hereinführte. Mit einem überaus verklärten Geſichte ſagte der Pater: „Nach dem, was ich von Eurem lieben Ehegeſpons vernommen, Meiſter Stengel, kann aus einer Heirath Elſers vor der Hand nichts werden. Begnügt Euch jetzt mit dieſem Beſcheid und bittet Eurer Frau das ihr angethane Unrecht ab, ſöhnt Euch mit ihr aus und glaubt, ſie iſt klug und auf Eure und Elſens Wohlfahrt mehr bedacht, als Ihr meint. Das Uebrige ſollt Ihr erfahren, ſobald die Zeit dazu gekommen iſt.“ — Der Schuſter ſtand verblüfft da und guckte bald ſeine Frau, bald den Pater mit großen Augen an, verſprach aber doch dem Letztern, nicht weiter nach Grund und Urſache dieſes Beſchluſſes zu forſchen, bis er darüber aufgeklärt werden würde. Der Pater empfahl ſich und ſchritt triumphirend mit hocherhobenem Haupte, raſch und lächelnden Angeſichts nach dem Predigerkloſter zurück. „Sigbert,“ rief er mit jubelnder faſt überſchnappender Stimme: „Gott gibt mir die Schlangenbrut meiner Feinde ſelbſt unter die Füße, daß ich das giftige Gewürm zertreten ſoll. Forſche jetzt nicht weiter, aber wiſſe, daß ich ſelbſt nach Prag gehe und zwar morgen in der Frühe. Ungeheure Dinge kreiſen in meinem Kopfe. Gib mir den Brief wieder.“ Sigbert befolgte erſtaunt den Befehl, fragte aber, ſeinen Mann wohl kennend, nicht weiter. Hilarius rannte fort nach ſeiner Behauſung, um ſein leckeres Mittagsmahl einzunehmen. Hier überließ er ſich unbelauſcht den Ausbrüchen einer ganz ungemeinen Freude und der dickleibige ernſte Pfaffe hüpfte durch ſein Zimmer und jubelte: „Wer hätte ſo etwas geahnet! Das iſt mir ein vom Himmel gefallener Hirtenbrief, mit ſüßer erſtaunlicher Mähr! Ihr Heiligen, welche Ausſichten für mich! Wie will ich dir die Köpfe zerſtampfen, Du Nattergezücht! und Stufe für Stufe weiter ſteigen. Schon fühl ich den rothen Hut auf meiner Stirn und den mächtigen Krummſtab in meiner Hand. Der wäre doch ungeheuer dumm, der ſo etwas nicht klug zu ſeinem Vortheil benutzte! Doch ſtill die Wände haben Ohren! — Das war ein wichtiger Tag für mich. Dieſen Morgen glaubt' ich ein kleines Ziel noch fern; dieſen Mittag ſtehe ich an der Schwelle des größten. Doch morgen nach Prag!“ — Vergnügt ſpeiſte der unternehmende Mann und brachte gut gelaunt den übrigen Tag mit Vorbereitungen auf die Reiſe zu, die ihn noch einigemal in das Haus des Schuſters und in die Kammer der Frau Martha führten. Abends brachte ihm der Narr die Beſtätigung des von Han-Henvernommenen Gerüchts, daß Henrico Freiknecht in Prag geworden ſei. Wohlgemuth zog in der Frühe des andern Morgens der geiſtliche Herr auf einem geduldigen Rößlein nach Prag zu.

An ſelbigem Tage war in Nürnberg groß Treiben und Lärm. Gewappnete Knechte ſtreiften zu Fuß und Roß durch die Straßen, oft einzeln oft in ganzen Fähnlein beiſammen, junge Ritter ſprengten in glänzenden Harniſchen vor den Häuſern ihrer Damen vorüber und auf dem Rathhauſe wurde es früh ſehr lebendig; denn Schaaren von Bürgern ſtrömten dort ein und aus, und Schultheiß, Bürgermeiſter und Schöppen waren verſammelt. Heute war nämlich der Tag, an welchem man die Raubneſter der Herrn vom Stegreif überfallen und zerſtören wollte. Nach einigen Stunden ſchlimmer Unordnung kam die Expedition endlich ſo weit zu Stande, daß vierzig und einige vom Adel und den Patriziern zu Pferde nebſt zweihundert Knechten und viele von der gemeinen Bürgerſchaft meiſt zu Fuß, einige auch reitend aus dem Lauffer-Thore über die Ebne dem hohen Gebirge zu zogen, umſtrömt von der Maſſe des ſie begleitenden Volks. Die Ritter waren nur mit Schwert und Lanze; die Gemeinen aber mit Schwert und Paläſtra bewaffnet. In ihrer Mitte aber ſchleppten ſie zwei eiſerne Donnerbüchſen auf kleinen Wagen, und hinterdrein ein Fäßchen mit Pulver, Kugeln, Lunten, Sturmleitern, Pechkränzen, Mauerbrechern und anderm Zubehör. In dem Zuge, welcher ſich nach Untern-Morsfeld wandte, befanden ſich Wenzel und Marquart Muffel unter den Rittern und Görg Bärenklau unter den Bürgern. Wenzel hatte von ſeinem Vater den

Oberbefehl über die beiden Donnerbüchſen, womit man die Mauern der Burgen einzuſchießen gedachte, erhalten, denſelben aber theils aus Liebe zu ſeinem Bruder, theils aus Vorſicht, damit man nicht glauben ſolle, er ſchone vielleicht ſeine ehemaligen Freunde, an Marquart abgetreten. Gehrhard Dreiſſel und einige andre Knechte Wenzels waren aber noch als Zeugmeiſter und Profeßen bei dem Geſchütz angeſtellt. Vor der Burg Untern-Mersfeld angekommen, deren Beſitzer Marſchalk Sittich war, ſchritten die Befehlshaber ſogleich zur Belagerung und Einnahme des Bergneſtes. Marquart ließ die Mörſer anfahren, das Pulverfaß aufſchlagen und befahl den Weibeln und Zeugmeiſtern zu laden. Dieſe Arbeit raubte viel Zeit. Endlich legte Gehrhard die brennende Lunte auf, das Geſchütz krachte und die großen eiſernen Kugeln prallten an die Mauer, die ſolcher Grüße wenige aushielt. Kaum fing ſie an ſich zu neigen, als die Mannſchaft die ſchweren Sturmleitern von den Wagen herablangte, um ſie anzulegen und die Burg zu erſteigen. In demſelben Augenblick zeigte ſich aber auch eine große Menge bewaffneter Leute auf der Burg, das Thor derſelben wurde aufgethan, und mit muthigem Geſchrei ſtürmten die Raubritter mit ihren Knechten herab. Man konnte daran ſogleich erkennen, daß ihnen aus der Stadt verrathen worden war, mit welcher Burg der Anfang gemacht werden ſollte, ſonſt würden ſie ſich nicht alle zur gemeinſamen Vertheidigung hier verſammelt haben. Die Belagerer waren auf einen ſolchen Empfang nicht gefaßt und zogen ſich ſchon halb beſtürzt zurück, um ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Marquart befehligte ſeine Feuerſchlünde ebenfalls zurück, und war ſchon einige Schritte in der Richtung geritten, wohin ſie ihren Rückzug halten ſollten, als plötzlich ein greller Lichtſtrahl die Luft durchzuckte, ein Feuermeer augenblicklich ſich ausgoß und ein Donnerſchlag darauf folgte. Marquart wurde von der Gewalt der Lufterſchütterung vom Pferde geriſſen und ſtürzte beſinnungslos an den Boden; viele von den Knechten wurden todt oder verſtümmelt weit weg geſchlendert und in den Reihen der Städter entſtand eine allgemeine Unordnung, die Knechte ergriffen von Entſetzen übermächtigt, die Flucht, die tollen Pferde raſten mit den Rittern davon, nirgends war ein Vereinigungspunkt. All dies Unheil hatte das in die Luft geſprengte Pulverfaß angerichtet. Der Kampfplatz mit allem was ſich darauf befand, gerieth in die Gewalt der Raubritter; ohne Schwertſtreich waren ſie von der drohenden Macht des Feindes befreit, und jubelnd zogen ſie heran, um Alles in Beſitz zu nehmen, was die fliehenden Städter zurückgelaſſen hatten. „Na," rief der Junker von Stürzenbach ausgelaſſen luſtig, „den Streich hat Wenzelchen vortrefflich ausgeführt. So etwas Großes hätt' ich ihm nun und nimmermehr zugetraut. Nun iſt er erſt wahrhaftig unſer Mann. Der iſt uns in der Stadt mehr werth, als fünfhundert Mann in unſern Burgen." Während die Andern die Beute fortſchafften, kroch der edle Kämpe heimlich ſchleichend unter den verbrannten Leichnamen herum und ſchaute Einem um den Andern in das Geſicht, vor ſich hinmurmelnd: „Ich muß doch ſehen, ob ſich Wenzelchen auch ſeine brüderliche

Liebe vom Halſe geſchafft hat. Das iſt ein vortrefflicher Junge, ſchlägt gleich zwei Fliegen mit einem Klaps todt, eine für's allgemeine Beſte, die andre zu ſeinem Nutzen und Frommen. Wenn's ihm nur geglückt iſt, dem erzſchlauen Burſchen! Oho! Da liegt ja das Brüderlein!" jubelte der Junker ſtill in ſich hinein, als er an den betäubten Marquart gekommen war, „da ſtreckt er ja maustodt alle Viere. Wenzel hat doch wahrlich viel Glück. Wie ſchnell er ſich die zwei läſtigen Geſellen aus dem Wege geräumt hat, erſt den Prager Studenten, dann den guten Jungen da. Nun wird er an die Schweſtern gehen. Gott geſegn' es! Aber wie? regt ſich der Burſche nicht? Vielleicht brennt ſein Lebenslicht noch und aus purer Freundſchaft für Wenzel Muffel ſollt' ich's ihm eigentlich mit meinem Genickfänger vollends ausblaſen. Doch erſt muß ich mich überzeugen; denn in eins Todten Bruſt das Meſſer ſtoßen, führt ſeinen Geiſt zur Mitternachtsſtunde vor des Frevlers Bette, um ihn zu würgen." Mit haſtiger Begierde kauerte er neben Marquart, ſchnallte ihm Halsberge und Harniſch ab, öffnete den Helm, fühlte ihm an die Bruſt und horchte auf den Athemzug des Ohnmächtigen. „O der lebt ja noch!" rief der Junker überraſcht. „Wie wenn ich davon Nutzen zöge?" ſetzte er überlegend hinzu. „Was würde mir es denn helfen, wenn ich ihm ſcharf Eiſen koſten ließe? Ei, Stürzenbach, ſei klug und verſtehe Deinen Vortheil. Es iſt alle Tage Zeit dazu, den Burſchen niederzuſtoßen, aber erſt ſoll mir Wenzelchen einen ſchönen Theil der reichen Erbſchaft abtreten. Ei, ei! wie mir das plötzlich einleuchtet! Der muß mit mir auf mein altes Rattenneſt, dort ſperr' ich ihn ein; und ſo wie Bruder Wenzel die Hand nach dem Schatz ausſtreckt, ruf' ich: Halbpart! und gebe ihm zu verſtehen, wer in meinem Burgverließ auf Erlöſung wartet. Gibt Wenzelchen das Geld, kannſt Du immer noch das Eiſen haben." — Vergnügt über den köſtlichen Einfall, lud der Stürzenbacher den Ohnmächtigen auf ſeine Schultern und trug ihn ungeſehen — denn ſeine Kampfgenoſſen waren alle ſchon mit der Beute freudetaumelnd in die Burg zurückgekehrt, um ein Feſt zu feiern — in das dichte am Burgberge aufgeſchoſſene Strauch- und Buſchwerk. Dort entkleidete er ihn ganz, band ihm Hände und Füße zuſammen, ſchlich dann, wie ein Fuchs auf das Schlachtfeld zurück und ſuchte ſich unter den verbrannten Knechten den heraus, welcher in Größe und Geſtalt mit Marquart die meiſte Aehnlichkeit hatte, ſchleppte ihn ebenfalls ins Gebüſch, nahm dieſelbe Procedur mit ihm vor und zog ihm dann Marquarts Kleider und Rüſtung an, zerfetzte das von Pulverdampf und Feuer ohnedies ſchon unkenntliche Geſicht noch mehr durch einige Hiebe und brachte die alſo angeputzte Leiche auf den Platz zurück. Hierauf verfügte er ſich auf die Burg und zog zwei Pferde aus dem Stalle, welches Keiner von dem ſchon betrunkenen Geſindel bemerkte. Unten angelangt, band er Marquart, welchem er die Lumpen des Knechts übergeworfen, auf das eine Pferd und jagte mit dem beſinnungsloſen Manne auf und davon, ſchlug Nebenwege und einſame Straßen ein und langte glücklich auf ſeinem abgelegenen halb verfallenen Ritterſitze an. Marquart war unterdeſſen zu ſich ſelbſt gekommen, da er aber feſtgebunden war und kein Glied rühren konnte, ſo hielt er's nicht für gut, einen Laut von ſich zu geben. Sein Schrecken war kein geringer, als er beim Abladen gewahrte, in weſſen Hände er gekommen war. Er gab ſich auch gar nicht die Mühe, Einwendungen zu machen, als der Junker von Stürzenbach freundlich zu ihm ſprach: „Habt doch die Güte, mein ehrenwerther Junker Marquart Muffel, in meine ſchlechte Behauſung hereinzuſpaziren und es Euch einige Zeit bei mir gefallen zu laſſen. Ich hoffe wir ſollen gute Freunde werden; denn an dem, was Euer Magen fordert, ſoll's Euch niemals fehlen; meine Küche und Keller ſollen Euch ſo gut als mich ſelbſt Herr nennen, nur muß ich Euch im voraus bemerken, daß es in beiden oft verdammt nüchtern ausſieht. Doch bei meinem Barte, eh' ich's Euch entgelten laſſe, Liebwertheſter, will ich lieber ſelbſt den Hungerriemen umſchnallen.“ Hiermit übergab der galante Wirth ſeinen Gaſt zwei Knechten, den einzigen auf der mit Unrecht ſo genannten Burg und empfahl dieſen, dem jungen Manne das einzige Gaſtzimmer im Hauſe anzuweiſen, welches kein anderes war, als das wohlbefeſtigte Gefängniß. Sobald Junker Stürzenbach ſeine Beute in Sicherheit wußte, ritt er nach Untern-Morsfeld zurück, um ſich nach wohlausgeführtem Bubenſtück mit den Fröhlichen zu freuen.

Unter dem nach Nürnberg zerſtreut fliehenden Heere hatte ſich durch Wenzels Veranſtaltung der Glaube verbreitet, ſämmtliche Raubritter hätten mit dem Teufel einen Bund gemacht und dieſer habe ſodann das Pulverfaß in Brand geſteckt. Unter keiner Bedingung wäre nun einer der Ritter oder Knechte auf den Kampfplatz zurückgekehrt; denn wer wollte es wagen, gegen den Höllenfürſten zu ſtreiten? Alſo gewaltig eingeſchüchtert langten die einzelnen Flüchtlinge zu Roß und zu Fuß wieder in der Stadt an und in kurzer Zeit erzählte man ſich in allen Gaſſen, auf allen Plätzen, in allen Häuſern, wie der leibhaftige Satan mit einem Höllenbrand durch die Luft dahergeflogen ſei und einen Funken in das Pulverfaß herabgeſchleudert habe und dann verſchwunden ſei, welch' gräßlichen Höllengeſtank er hinterlaſſen und dergleichen mehr. Wer dabei das Leben verloren hatte, wußten die entſetzten Flüchtlinge nicht anzugeben, doch wurde Marquart Muffel gleich beſtimmt genannt, denn mehrere hatten ihn vom Pferde fallen ſehen. Wenzel brachte dieſe Nachricht auf den Aegidienhof. Der alte Schultheiß brach wie vernichtet zuſammen, als er das Wort: „todt“ vernahm. Wenzel gab ihm das Gift recht tropfenweiſe und fuhr mit leeren Troſtformeln dazwiſchen, während er ſich doch innerlich an der Verzweiflung des Greiſes weidete. „O ſtürzt denn eine Laſt des Schickſals nach der andern über mein weißes Haupt herein?“ rief der Schultheiß verzweiflungsvoll aus. „Kaum habe ich den argen Schlag kümmerlich verwunden, der mir von Prag her kam, ſo trifft mich ſchon der zweite. Meine beiden edeln Söhne hab' ich verloren, was will ich noch auf der Welt? Wäre doch vor kurzem mein Haupt zur Grube gefahren, ich hätte nichts vernommen von dieſem Unglück!“ — „Eurem Schmerze, den ich ehre, muß ich allein das Unrecht zuſchreiben, welches Ihr mir in dieſer Eurer Rede angethan habt," ſagte Wenzel mit zärtlichem Vorwurf. „Ein arges Schickſal iſt über unſer Haus verhängt, ſtatt dreier Söhne habt Ihr jetzt nur einen, aber ſeid verſichert, daß der Eine ſeine Liebe zu Euch dreifach vermehren wird, um Euch die Verlornen, ſo viel an ihm iſt, zu erſetzen. Auch ſeid doch von meiner überſchwenglichen unausſprechlichen Kindesliebe überzeugt, daß ich Euch gewiß den einen noch lebenden Sohn wieder verſchaffe. — Hier iſt meine Hand zum Pfande des Ehrenworts, ich will morgen ausreiten und Henrico aufſuchen, ſollt ich auch ganz Deutſchland, Böhmen und Italien durchſtreifen." — „O mein beſter Sohn," entgegnete der Vater, „wie konnte mich mein Vaterſchmerz vergeſſen laſſen, daß mir der edelſte meiner Söhne geblieben iſt. Komm an meine ſchmerzvolle Bruſt und laß uns den Todten gemeinſchaftlich beweinen!" — „Friede und Ruhe ſeiner Aſche!" ſetzte Wenzel mit Salbung hinzu und wiſchte ſich bei der Umarmung die Augen. „Doch nun laß uns ihm die letzte Pflicht erfüllen," erinnerte der Schultheiß. „Wir wollen auf den Kampfplatz hinaus, um ſeine entſeelte Hülle zu ſuchen; haben die Feinde Beſitz davon genommen, ſo müſſen wir's uns ein gutes Löſegeld koſten laſſen, um ihm ein anſtändiges Grab zu bereiten." — Man machte ſchnell zum Ritte nach dem Kampfplatz Anſtalt. Johanna ließ ſich nicht zurückhalten, ihren Vater zu begleiten, und da Frau Babet es für ſchicklich fand, daß die ganze noch lebende Familie den gebliebenen

Bruder auf der Wahlſtatt aufſuche, ſo ritt ſie ebenfalls mit. In der Mitte ſeiner drei Kinder trabte nach einigen Stunden der ſchmerzgebeugte Greis zum Thore hinaus und mehrere Knechte folgten mit einer Bahre. Auf dem Platze der verhängnißvollen Exploſion angelangt, ſtiegen ſie ab, und die ſchüchterne Johanna eilte mit flüchtigem Fuße und thränenden Augen unter den verbrannten Leichen herum, bis ſie die ihr wohlbekannte Rüſtung entdeckte. „Er iſt gefunden!“ rief ſie weinend und benetzte den Eiſenpanzer mit ihren Thränen und der Schultheiß wankte auf Wenzels Arm geſtützt herbei, um dem Sohne ein Thränenopfer zu bringen. Wenzel öffnete das Viſir, aber alle ſchauderten vor dem gräßlich entſtellten Geſichte zurück. Die Knechte luden die Leiche auf die Bahre und trugen ſie davon, der Vater und Johanna folgten ſtill ſchluchzend, Frau Babet aber heulte und ſchrie, daß man es weit hören konnte und Wenzel brüllte manchmal einen Ton dazwiſchen, welcher von denen, die er im wüſten Zechgelage auszuſtoßen pflegte, wenig unterſchieden war. Alſo langte am Abend der Trauerzug in Nürnberg an. Han-Henner warf ſich laut jammernd über die Leiche her und rief: „Nun ſteht's ſchlimm mit dem alten Niklas Muffel! O wer hätte das denken ſollen! Hölle, nun wirſt Du ſiegen, und ich werde es nicht verhindern können.“ Dann erhob ſich der alte treue Diener und beſorgte ſtill einen Katafalk, und als nun die Nacht durch die krummen Straßen wandelte, leuchteten aus dem Aegidienhofe die rothlodernden Fackeln um das ſchwarzausgeſchlagene Gerüſte, auf welchem die Leiche in ihrem

Waffenſchmucke lag. Rundum ſtanden Marquarts Freunde in Trauer gehüllt, Johanna ließ ihren ſtillen Thränen freien Lauf, lautlos ſtarrte Frau Babet auf die Leiche, Han-Henner beſorgte alles Nöthige und Frau Katter verkündete mit leiſer Stimme allen, die es hören wollten, des ſeligen Marquarts Lob; der alte Schultheiß ſaß allein verlaſſen im Zimmer in ſeinem hohen weiten Lehnſtuhl und vor ihm ein düſter brennendes Licht. Wenzel verließ das Haus der Trauer und ſchlich, wie ſich ein Fuchs, wenn alles ſchläft, nach dem Hühnerhauſe ſtiehlt, zur Gräfin Potuſchka.

„Wißt Ihr ſchon, meine holde Agnes?“ rief er ihr mit ſchlecht verhüllter Freude zu. — „Ich weiß es. Aber Wenzel! Wenzel!“ ſetzte ſie mit dem Finger drohend hinzu, „ich befürchte nicht ohne Grund, Ihr habt dem armen Junker den Garaus geſpielt, und faſt will mich bedünken, als wärt Ihr der Teufel geweſen, der das Pulverfaß angezündet.“ — „Wie könnt Ihr dergleichen von mir glauben?“ — „Still, ſtill, Freund! Vor mir dächt' ich könntet Ihr die Larve fallen laſſen. Iſt es doch Eure muthige Entſchloſſenheit, Eure Kraft im Handeln und das kühne Verfolgen Eurer Pläne, was Euch mir ſo werth gemacht hat. Habt Ihr mein Herz nicht mit dieſer Kühnheit im Sturm erobert? Was wollt Ihr Euch mir noch lange verbergen, die ich Eure Geſinnungen theile. Glaubt Ihr, daß ich nicht Muth genug habe, Eure Bundesgenoſſin zu ſein, ſo glaubt wenigſtens, daß meine Liebe mich zu Eurer Sklavin macht.“ — „Nimmermehr! Ihr beſchämt mich Agnes! Wohl erkenne ich nun vollkommen, daß Ihr allein dem ſtolzen Fluge meiner Pläne zu folgen vermögt. Ihr ſeid mein Gegenſtück, die Vollendung meiner Selbſt. Wir ſind für einander geſchaffen und was können wir erſtreben, wenn wir mit vereinten Kräften auf einen Punkt hinarbeiten!“ — „Das Höchſte iſt mir nicht zu ſchwer. Wenzel ich verſtehe Dich. Ungeheure Kräfte ſchlummern in meinem Geiſte. Jubeln ſollſt Du, wenn ich meine Pläne Dir enthüllen werde.“ — „Schlag ein, Agnes,“ rief Wenzel entzückt, „in vier Wochen biſt Du mein Weib. Unſrer Verbindung ſteht kein Hinderniß mehr im Wege. Der ſüße Laſſe ſieht bei den hellſten Lichtern nicht mehr, die ſie um ſein letztes Bette herum gepflanzt haben. Ich denke ich ſoll dieſe Nacht wärmer liegen, wenn auch dunkler. Was meinſt Du, ſchöne Agnes?“ — „Nicht eher als bis Du mir geſtanden haſt, daß Du das Pulverfaß in die Luft geſprengt, um Marquart zu verderben.“ — „Wer könnte um ſolchen Preis Dir etwas verſagen? Nicht ich, mein lieber Gehrhard Dreiſſel hat einen brennenden Schwefelfaden hineingeworfen und ſich dann ſchnell aus dem Wege gemacht. Das Ding brannte aber zu lange, eh’s an’s Pulver kam und faſt wär uns Marquart aus der Schlinge entſchlüpft. Aber eben als er davon reiten wollte, erwiſchte ihn das artige Feuerwerk noch beim Kragen und zerrte ihn zu den andern armen Burſchen in den Tod hinab.“ — „Nicht wahr und den Prager Studenten haſt Du auch bei Seite geſchafft, damit er Deiner Erbſchaft nicht gefährlich werde?“ — „Nun ja doch, holde Schwätzerin. Was geht mich der Bube an? Wie ſoll ich dazu kommen mit ihm zu theilen? Niemand iſt geſchickter, meines Vaters Reichthümer gut und trefflich anzuwenden, als ich. Was nützt den kleinen weichen Seelen das Mittel, ſie verfolgen ja keine Zwecke?" — „Du haſt Recht; und meine Seele jubelt, daß ſie den Mann gefunden hat, der ihrer würdig iſt. Wenzel, ich ſehe ſchon den Grafenhut auf Deinem Kopfe. Wie aber gedenkſt Du's mit Deinen Schweſtern zu machen? Schmecken dürfen ſie doch nicht viel von dem, was Du Dir durch die Klugheit Deines Geiſtes errungen? Wir brauchen das Unſrige ſelber, und je mehr Pferde am Wagen, deſto ſchneller zum Ziele." — „Mit der Johanna will ich bald fertig werden; die zimpferliche Jungfer muß in ein Kloſter, dahin paßt ſie am beſten. Wir haben es demnach nur mit der Babet allein zu thun. Nun hat ſie zwar keine Kinder und wird auch nimmermehr eins zur Welt bringen, demnach fiele einſt ihr Erbtheil immer wieder an mich zurück. Aber ihren Tod abwarten, wäre doch verteufelt langweilig. Wir müſſen noch etwas Gutes ausſinnen, um uns das Erben einſt zu erſparen, aber die Babet über den Löffel zu barbiren iſt fürwahr keine Kleinigkeit." — „Ueberlaß das mir und der Zeit, mein Trauter," verſetzte die Gräfin ſehr zuverſichtlich. „Wenn wir beide unſre Kräfte vereinigen, werden wir doch einer unbehülflichen Ritterfrau die Spitze bieten können?" — „Die Hand drauf, ſchöne Agnes! Unſer Bund iſt unbezwingbar." — Das edle Paar umarmte ſich; und erſt gegen Morgen huſchte der glückliche Wenzel aus dem Hauſe und drückte ſich ſtill durch die Hinterthüre des Aegidienhofs neben dem verſchloſſenen Sarge vorbei in ſein Gemach, wo ihn bald wüſte Träume auf dem Lager umfingen. Han-Henners grimmiger Ruf weckte ihn jedoch bald aus dem betäubenden Schlummer; ſchon verſammelten ſich die Söhne der Patrizier, um den Leichenzug zu bilden, und im Hauſe wurde es von Minute zu Minute lebendiger. Auf dem ſchwarzen Leichenwagen ſtand der von faltigen Tüchern überworfene Sarg, die ganze Familie des Schultheißen und er ſelbſt an der Spitze der Schöppen und einer Menge Edelleute und reiche Bürger ſchloſſen ſich alle zu Pferde an, und langſam ſchwankte der Zug durch die Lauffergaſſe zum Thore hinaus nach Obern-Morsfeld zu, welches durch Marquart zum Familienbegräbniß eingeweiht werden ſollte. Die Leichenfeierlichkeiten wurden auf der Burg von den Pfaffen aus der Stadt mit großem Gepränge begangen und der Sarg in die aufgeräumte Familiengruft beigeſetzt. Gehrhard Dreiſſel, Han-Henner, Michel, Marquarts Knecht, und noch einige Andere hatten von der erſten Frühe des Morgens an mit der größten Anſtrengung die in Verfall gerathene Kapelle einigermaßen in Ordnung gebracht, ſo daß einige Dutzend Meſſen für Marquarts Seele im Fegefeuer bequem darin geſungen werden konnten. Die alte ſchielende und taube Jungfer Grescens hatte alle Hände voll zu thun, um den vielen Gäſten ein Frühſtück zu bereiten, und da ſie, den Todten betrauernd, den ſie doch nur dem Anſehn nach gekannt hatte, unaufhörlich heulte und ſchrie, ſo würde ſie ſchwerlich damit zu Stande gekommen ſein, wenn ihr nicht Frau Lene und Frau Katter hülfreich an die Hand gegangen wären. Die Klagen dieſer Weiber waren geeignet, die

Meinung zu erregen, als hätte jede von ihnen das größte Intereſſe an Marquart Muffel genommen, und wirklich wurde ein ſolches durch die vielfachen Lobpreiſungen der beiden Frauen auf den Verunglückten in einem ſolchen Grade im Herzen der alten Magd erregt, daß ſie ſich ſtill gelobte, für das Seelenheil des edlen Jünglings täglich zweimal an ſeinem Sarge ein frommes Gebet zu halten.

Als der betrübte Vater mit dem Trauerzuge wieder in Nürnberg angelangt war, mahnte er Wenzeln mit herzlichen Worten an ſein Verſprechen, auszuziehen und den irrenden Henrico aufzuſuchen, und dieſer verließ am andern Morgen, von den Segenswünſchen ſeines tief betrübten Vaters und ſeiner Geſchwiſter begleitet, Nürnberg. Aber kaum hatte der gottloſe Junker die Stadt im Rücken, als er von der Hauptſtraße abbog und nach der Burg Sternberg ritt, wo ihn mehrere der verſammelten Herrn vom Stegreif jubelnd empfingen. Hier lebte er lange mit ſeinen Freunden in Saus und Braus und verſchmähte es nicht, ſelbſt mit auszuziehn und dem wandernden Krämer hinter Zaun und Buſch aufzulauern und die Taſchen umzukehren.

Siebentes Kapitel.

Was Du thuſt, bedenk allweg das End',
Greif's weislich an, bis nicht zu behend,
Bis fürſichtig und halt Dich ſchlecht,
Bis nicht zu gach, bedenk Dich recht.
Altdeutſches Reimſprüchlein.

Pater Hilarius, glücklich in der Königsſtadt Prag angelangt, war ſo eilfertig, daß er ſich nicht erſt Zeit nahm, den Jüngling, nach welchem er [illegible] großes Verlangen trug, im Freihauſe aufzuſuchen; es mußten für ihn noch weit wichtigere Dinge ſein, die er in Prag erſt abzumachen hatte; denn als er kaum ſeines Leibes einigermaßen gepflegt, verfügte er ſich im möglichſt glänzenden Ornate ſeines Standes ſogleich nach dem Königshofe, um bei der Majeſtät des römiſchen Königs eine Audienz zu erlangen. Vergebens ſtellte ihm der Hausmeier vor, die Markgrafen Jodok und Prokop von Mähren ſeien eben beim Kaiſer und dieſer würde nicht geſtimmt ſein, das Vorbringen eines Pfaffen anzuhören; Hilarius gab an, die Sache ſei für den Kaiſer von der höchſten Wichtigkeit und die Entdeckung leide durchaus gar keinen Aufſchub. König Wenzel ſaß mit den Herrn ſeines Hofs noch an der Tafel, doch hatten die Schüſſeln ſchon lange den ſilbernen Weinkrügen Platz machen müſſen, und eben im Begriff mit dem Vetter Jodok von Mähren eine Wette auszumachen, wie viel der eine mehr trinken könne, als der andre, fluchte der weinfröhliche Herrſcher dem Hausmeier alles Böſe an, der ihm das Begehr des Pfaffen meldete. Schon war er im Begriff, den unwillkommnen Störer ſeiner Tafelfreuden abweiſen zu laſſen, als ihn Neugierde, welche wichtige Nachricht ihm wohl derſelbe bringen könnte, und Argwohn gegen die Markgrafen, die er nicht mit Unrecht ſtets für ſeine heimlichen Gegner hielt, als möchten ſie vielleicht irgend etwas gegen ihn unternommen haben, was ihm der Pfaff entdecken wollte, beſtimmten, dem Bittenden ſogleich eine Audienz zuzuſagen. Halb berauſcht wankte er von der Tafel und begab ſich in das Thronzimmer, an deſſen Thüren ſtets bewaffnete Söldner jeden Eintretenden mit ſcharfen Augen bewachten. Hilarius wurde vom Hausmeier und einigen Trabanten herbeigeführt; er ſchenkte der durch tiefe Bogenfenſter hellbeleuchteten, den Thron umgebenden Pracht keinen Blick, ſondern ſchritt keck auf den Kaiſer los, welcher ſich an der Lehne eines Seſſels hielt, um dem Leutprieſter die Schwäche nicht zu verrathen, welche ihm der allzuviel genoſſene Traubengeiſt zu Wege gebracht hatte. „Was ich Eurer Majeſtät zu ſagen habe,“ begann Hilarius mit feſter Stimme, „leidet durchaus keine Zeugen.“ — Der Kaiſer ſah ihn ſehr argwöhniſch an. — „Es betrifft Euch ganz allein, durchlauchtigſter Herr,“ fuhr der Pfaffe heimlich fort, „und wenn ein einzig Ohr das vernähme, was nur den Eurigen zu wiſſen ziemt, könnt' es Euch Tod und Verderben bringen.“ — Wenzel ſchrak heftig zuſammen, und winkte den Anweſenden ſich zu entfernen, rief aber den Hausmeier zu ſich, ſagte ihm heimlich etwas und ſprach zu Hilarius: „Folgt mir in dies Kloſet.“

Beide verſchwanden durch eine kleine Thüre. Der Hausmeier pflanzte ſich mit blankem Schwerte vor dieſelbe. Aber kaum nach zehn Minuten that der Kaiſer einen lauten entſetzlichen Schrei, der Hausmeier riß die Thüre auf, Wenzel ſtürzte ihm todtbleich entgegen. „Beim heiligen Wenzeslaw! Seid Ihr verwundet? Hat's Euch der Pfaff angethan?“ rief der Wächter. — „Ruhig!“ ſagte der Kaiſer und faßte des Hausmeiers Hand und zitterte ſo heftig, daß der Mann bald ihn bald den Pfaffen verwundert anblickte. „Stille!“ fuhr der Kaiſer fort, „mir fehlt durchaus nichts.“ — „Aber Ihr ſeid ſchrecklich bleich — Ihr zittert — der Schrei.“ — „Bei Deinem Halſe, Burſche, Du haſt nichts gehört, noch geſehen! Hörſt Du!“ brüllte Wenzel im höchſten Grade aufgeregt mit rollenden Augen und geballter Fauſt. Dann ſetzte er plötzlich ganz weich und flüſternd hinzu, indem er des Meiers Hand faßte und ſchmeichelnd drückte: „Ich bitte Dich, Lieber, laß Niemanden zu dieſem Pfaffen.“ Und wieder aufbrauſend: „Fort! Die Thüre des Kloſets zu! Feſt ſag' ich Dir! Mir den Schlüſſel her! Und Du weichſt nicht von der Thüre bis ich ſelbſt es Dir befehle. Auch horche, ob er nicht durch das Fenſter entwiſchen will. Nein, nein! horchen darfſt Du nicht! Ich würde Dich mit meinem Schwerte durchbohren, wenn Du zu horchen nur verſucht hätteſt, Du darfſt nicht zu nahe an die Thüre treten; hierher, zehn Schritt davon, und wenn der Pfaff ruft und Dir etwas ſagen will, ſtopfe Deine Ohren zu, weiche keinen Schritt von der Stelle. Aber der Pfaff könnte die Thür erbrechen!!“ Mit ſteigendem Affekt hatte er dieſe Worte herausgeſtoßen. Nun hielt er inne, faßte ſeine Stirne, näherte dann ſeinen Mund des Hausmeiers Ohre und flüſterte vertraulich: „Iſt es denn eine Todſünde, einem ſolchen Glatzkopf das Lebenslicht auszublaſen? Hör', iſt es eine Todſünde?“ — „Heilige Mutter Gottes, ſteh' uns bei! Einen Diener der Kirche! Einen gottgeweihten Prieſter! Ihr wärt ja hier und dort, zeitlich und ewig verdammt.“ — „Es iſt wahr, drum laß es nur. Aber wenn er die Thür aufbricht, dann ſchlag ihm den Kopf ab, alſo befehl' ich Dir. Ich will bald wieder da ſein. Du mußt mir mit Deinem Leben für den Pfaffen haften!“ — Der Kaiſer wankte fort und kehrte in den Saal zurück, um ſich von ſeinen Gäſten zu beurlauben. „Was fehlt Euch, Vetter? Beim Lucifer, Ihr ſeht ja aus und wandelt wie ein Geſpenſt daher!“ rief ihm der Markgraf Jodok zu und die andern umſtanden ihn ſogleich ſtaunend. Die Diener eilten, den Magiſter Albik, des Kaiſers Leibarzt, zu holen, trotz Wenzels Verſicherung, er ſei durchaus nicht krank. „Sattelt mir meinen Rappen!“ rief er wie toll in das verwirrte Geſchrei. „Nimmermehr!“ verſetzte Jodok, „wie könnten wir es verantworten, Euch in ſolchem Zuſtande davon reiten zu laſſen, Ihr ſeid außer Euch. Wollt Ihr nicht für Euer Wohl beſorgt ſein, ſo müſſen wir es. Ich werde Euch nicht reiten laſſen.“ — „Ich werde mich ebenfalls wiederſetzen, bevor nicht Meiſter Albik ſeinen Conſens dazu gegeben,“ verſicherte der Markgraf Prokop, und die andern Fürſten, Grafen und Herren ſtimmten bei. Wenzel ſchäumte vor Wuth, aber eine innere deutlich auf ſeinem

Geſichte ausgedrückte Angſt ließ keine ſeiner wilden Ausbrüche zu, und wie ein Kind bat er: „Ihr lieben Vettern und Herrn, laßt mich los, friſche Luft thut mir wohl!“ — „Nicht eher, als bis es der Arzt für gut findet,“ war die abweiſende Antwort. Wenzel war ſo wenig Herr über ſich ſelbſt, daß er ſtumm und die Hände ringend auf und ab wandelte und nur dann und wann tief aufſtöhnte. Die Markgrafen ſahen einander bedeutend an, und ihre Blicke fragten ſich, was dem Kaiſer wohl ſo Außerordentliches zugeſtoßen ſein müſſe. Drum als der Magiſter eingetreten und den Kaiſer wirklich für krank erklärt, ihm das Bette und Arzneimittel verordnet hatte, entfernten ſich die beiden Markgrafen unvermerkt, und auch die übrigen Gäſte verließen ſich, ſobald der Kaiſer in ſein Kabinet geführt worden war. „Und was war das?“ fragte Jodok ſeinen Bruder. — „Auf jeden Fall etwas höchſt Wichtiges, was des Kaiſers Leib und Leben unmittelbar angeht,“ verſetzte Prokop. — „Und was uns zu wiſſen durchaus nöthig iſt, was vielleicht tauſendmal mehr werth iſt, als alle unſre künſtlich zuſammengezimmerten Pläne, was uns mit einem Wurfe ans Ziel bringen kann, wonach wir auf künſtlichen Wegen vergeblich trachten.“ — „Laß uns forſchen, wer wohl mit dem Kaiſer ſprach!“ Sie gingen, um den Hausmeier zu erfragen, er war aber nirgends zu finden. Endlich erfuhren ſie von andern Dienern, ein deutſcher Leutprieſter ſei zum Kaiſer gegangen aber nicht wieder zurück gekommen. Noch ſtutziger als zuvor, wollten ſie den Aufenthalt deſſelben zu erforſchen ſuchen, als ihnen ein Reitknecht des in größter Eil begegnete, der ihnen für ein Stück Geld anvertraute, daß er den Stöcker Jobſt in Haſt herbeiholen ſolle, da der Kaiſer ſeiner Hülfe ſchnell bedürfe. Bis zum Thronzimmer waren ſie gekommen und ſchon glaubten ſie von dem, ſtarr an der ihm angewieſenen Stelle ſtehenden Hausmeier das ſonderbare Räthſel ſich löſen laſſen zu können, als dieſer durch ſeinen treuen Bericht von dem merkwürdigen und unerklärlichen Betragen des Kaiſers daſſelbe nur noch mehr verdunkelte. Jodok trat ſogleich an die Thüre und rief: „Wer ſeid Ihr armer Mann, welchen des Kaiſers Grauſamkeit alſo mißhandelt? Vertraut Euch mir; ich bin der Markgraf Jodok von Mähren und vermag viel über meinen Vetter, den Kaiſer Wenzel.“ — „Wenn dem alſo iſt,“ verſetzte der Eingeſperrte, „ſo bewirkt, daß mich der Kaiſer freilaſſe. Stellt ihm vor, daß es ſein eigener größter Schaden ſein müſſe, wenn er mich in Gefangenſchaft halten oder Hand an mich legen würde. Die Kirche ſteht mir bei, ich habe den Kaiſer mit keiner Silbe beleidigt, und kann mich zu jeder Stunde vor aller Welt rechtfertigen. Aber wehe dann auch dem Kaiſer!“ — „Ihr könnt Euer Geheimniß dreiſt heraus ſagen, und auf meinen Beiſtand rechnen. Habt Ihr etwas gegen König Wenzel, ſo gebt es an; ich will Euch Recht verſchaffen.“ — „Gott ſoll mich behüten! Ich habe nichts gegen den Kaiſer. Er wird und muß auch ſein Unrecht gegen mich einſehen und bereuen, ſobald er zur Ueberlegung kommt. Mein Geheimniß aber kann ich nun Niemand mehr mittheilen. Es war nur für des Kaiſers Ohren beſtimmt, dieſe haben's in ſich aufgenommen und fürder werden's meine Lippen nicht mehr ausſprechen; das habe ich mir, Gott und allen Heiligen geſchworen." — „Ich werde für Eure Befreiung ſorgen, edler Mann," verſetzte Jodok ärgerlich und wandte ſich wieder zum Hausmeier: „Und Du ſollſt den Pfaffen nicht herauslaſſen, auch nicht von Deiner Stelle gehen, bis der Kaiſer es Dir ſelbſt befiehlt?" — „So iſt's gnädiger Herr! Auch ſoll ich ihn nicht an der Thüre ausfragen. Aber Ihr könnt's, denn das hat mir die Majeſtät nicht verboten!" — „Und Du gehſt auch nicht, wenn Dir zwanzig Schock Prager Groſchen in die Taſche fallen und als ein ſchwer Gewicht Dich zur Thür hinaus ziehen?' — „Mein Kopf wiegt mir ſchwerer, als all' Euer Gold." — Der Markgraf ging und wandte ſich zu ſeinem Bruder: „Der Kerl iſt verdammt ehrlich und die Zeit preßt uns. Wäre wohl nicht auf andre Art in das Kloſet zu kommen, als durch dieſe Thüre." — „Es hat keinen Eingang weiter." — „Ob man nicht durch das Fenſter zu ihm kommen könnte." — „Bedenke welche Höhe, und wie wollteſt Du es anfangen, um nicht bemerkt zu werden? Wenn Du Dich unſichtbar machen kannſt, brauchſt Du nicht erſt durch das Fenſter zu ſchlüpfen." — „Still!" rief Jodok froh, „man kann vielleicht durch das Kamin. Laß uns das gleich unterſuchen!" Sie ſtiegen eilig eine Treppe höher, das Zimmer über des Kaiſers Kloſet war unbewohnt. Ein kräftiger Stoß mit dem Schwertknauf war der beſte und ſicherſte Schlüſſel des alten Schloſſes. Jodok überzeugte ſich, daß der Schlot des untern Kamins in den des obern führe, man brauchte alſo nur in dem letztern hinaufzuſteigen, um in den erſtern zu gelangen. Aber weder er, noch ſein Bruder zeigte zu dieſer gefährlichen Kletterei Luſt. Da fuhr dem Jodok wieder ein Gedanke durch den Kopf: „Halt!“ rief er, „zum Glück habe ich meinen ſchnurrigen Provencer mitgenommen; er kalmäuſert im Hofe bei den Pferden. Dieſer Kerl hat die treuſte Seele, die ich kenne, und jedes mich betreffende Geheimniß iſt bei ihm gut aufgehoben; ich bin überzeugt, er würde ſich eher todtſchlagen laſſen, als eine Silbe verrathen. Der Burſch ſpringt für mich durch's Feuer und beſitzt Gewandtheit genug, um die Kaminfahrt zu machen.“ Und alſogleich eilte er hinab, um den abentheuerlichen Plan ins Werk zu ſetzen. Nach wenigen Minuten trat er wieder mit Franz herein. „Biete dem Pfaffen, was Du willſt, Geld, Ehrenſtellen, Vergnügen, hörſt Du! Verbürge ihm alles bei meinem Worte und zeig' ihm dieſen Siegelring zur Beglaubigung. Nur lock' ihm das Geheimniß ab, fang' es klug an. Und wenn Du's herausbringſt, ſo rechne auf eine fürſtliche Belohnung.“ — „Laßt mich nur machen!“ verſetzte Franz; „ich habe von meinem vorigen Herrn in dieſer Hinſicht manches profitirt. Aber wo iſt denn die Thüre zu dem Manne?“ — „Ei wenn eine Thüre da wäre, brauchten wir Dich nicht. Du kletterſt hier in dem Schlotte dieſes Kamins hinauf und kaum acht Fuß hoch geht der Schlot des untern Zimmers an, welchen Du dann hinabſteigſt.“ — „Keine Thür? Kamin? Schlot?“ fragte Franz kleinlaut. „Wenn Ihr, mein gnädiger Herr, nur einen Augenblick bedenken wolltet, daß ich kein gelernter Schlotfeger bin, zu welcher Kunſt ſich meine artige Beleibtheit, die in Eurem ſorgenloſen Dienſte noch um ein Bedeutendes zugenommen hat, keineswegs geeignet ſein dürfte." — „Sei kein Narr, Franz!" verſetzte der Markgraf unmuthig. „Nimm Dich in Acht, ſei vorſichtig, und Du wirſt den Hals nicht brechen. Was haſt Du weiter zu thun, als Dich mit Händen und Füßen an den vier Wänden des Schlotes anzuſtemmen und alſo auf oder abwärts zu ſteigen." — „Aber wenn ich nun doch den Hals bräche oder ein Bein, einen Arm? Oder des Kaiſers Majeſtät erwiſchte mich in ſeinem Kloſet und ließe mir den Kopf vor die Füße legen? Dann wär' es um mein junges Leben geſchehen." — „Du Haſenherz, als ob ich Dich nicht befreien könnte. Haſt Du nicht mehr Liebe zu Deinem Herrn um ihm nicht einmal eine ſo kleine Gefälligkeit zu thun?" — „Nein, gnädiger Herr, undankbar laß ich mich nicht ſchelten, eher will ich den Hals brechen. Hebt mich doch ein weniges in die Höhe, daß ich den Schlot gewinne!" Jodok und Prokop hoben den verzagten wehmüthigen Diener auf ihre Schultern und von da ſtieg er in dem Schlot hinauf. Bis in den andern Rauchfang war er glücklich gelangt und abwärts rutſchend war er ſchon Jodoks Augen entſchwunden, als dieſer ein leiſes Winſeln vernahm, welches bald in ein verzweifeltes Stöhnen und zuletzt in ein jämmerliches Heulen überging. Beſtürzt über dieſe unerwarteten Laute, welche allein Todesangſt Franzen auspreſſen konnten, entſchloß ſich Jodok kurz ſeinem Diener die ſonderbare Reiſe nach zu machen. Von Prokops Schulter ſchwang er ſich in den rußigen Kanal und kletterte aufwärts. Als er aber an die Biegung kam, und in den andern Schlot hinabſehn konnte, erblickte er zu ſeinem Schrecken, daß dieſer Durchgang bedeutend enger und der wohlgenährte Franz darinnen hängen geblieben war und nun weder hinab noch wieder aufwärts zu klettern vermochte. Von allen vier Seiten eingezwängt konnte er in ſeiner verzweifelten Lage nichts thun, als aus vollem Halſe ſchreien. Der Markgraf begriff leicht, daß ſeiner kein beſſeres Schickſal wartete, wenn er ſich beikommen laſſen würde, Franzen zu helfen, und gänzlich ungewiß, was er nun beginnen ſolle, kehrte er wieder zu ſeinem ängſtlich harrenden Bruder zurück, um dieſem ſeine Wahrnehmungen mitzutheilen und ihn um einen Rath zu bitten, der ihm ſelbſt in dieſem kritiſchen Augenblick gänzlich abging. Beide kamen überein, wenigſtens den in Todesangſt ſchwebenden Diener zu retten, damit ſie nicht verrathen würden. Sie eilten alſo fort, um ſich einige Stricke zu verſchaffen, womit Jodok den armen Franz heraufzuziehen gedachte.

Mittlerweile vernahm der in ſeinem Verſchluß wild umherlaufende Pater Hilarius die dumpfen Angſttöne aus dem Kamin des Zimmers herab und ohnedies ſehr auf die Dinge geſpannt, welche da kommen ſollten, eilte er ſogleich nach dem Orte hin, und erblickte zu ſeiner nicht geringen Verwunderung zwei beſchuhte Füße, welche in ſteter zappelnder Bewegung, den verzweifelten Zuſtand ihres Beſitzers ſo lebendig als möglich anzudeuten geſchickt waren. Der Pater blieb keinen Augenblick zweifelhaft, was er hier zu thun habe, er ſtemmte ſeine herkuliſche Körpermaſſe an den Boden, die eine Achſel an die Wand, faßte mit den breiten ſtarken Händen die Füße des ihm zugedachten Beſuchs und zerrte aus Leibeskräften, die eben nicht unbedeutend waren. Alſobald ſchrie Franz wie einer, der ſeinem letzten Stündlein auf der Folterbank entgegenſieht; des Paters Eifer und Verwunderung wurden aber durch die Wahrnehmung noch erhöht, daß der Schlotfahrer ein Nürnberger ſein müſſe, weil er Nürnberger Plundern trug. Die Beine waren nämlich glücklich im Freien, noch ein gewaltiger Ruck, ein Schrei, und Franz ſtürzte über und über berußt in des Paters mitleidige Arme herab. Beide betrachteten ſich einige Augenblicke ſtarr, dann aber beugte Franz ſeine noch von gräßlichſter Angſt zitternden Knie vor dem Pater, nicht anders als trage er das Allerheiligſte in den Händen, wie vor einigen Monaten in Nürnberg in dem Aegidienhofe, wo ihn Franz zuerſt geſehen hatte. Dieſer Eindruck war es auch, welcher in Franzens verwirrter Seele ſogleich wieder erwachte, als er den Pater erkannte; die Erinnerung des damals empfundenen Gefühls hatte in dieſem Augenblick dieſelbe Wirkung, als das Gefühl ſelbſt, mit welchem ſie jetzt ziemlich gleich war, und warf ihn zu Hilarius Füßen hin. Franzens Geſicht kam dem Pater ebenfalls bekannt vor und da der vor ihm Stehende als Nürnberger gekleidet war, ſo hielt er ihn natürlich für einen ſolchen.

„Steh' auf, mein Sohn,“ ſagte der Pater gütig, „und erkläre mir das Wunder, wie Du ſo ſchnell hierher gekommen zu meiner Rettung und Befreiung, und wie Du ſogleich von meiner Bedrängniß erfahren? Wie haſt Du gewußt, daß ich in dieſem Kloſet bin, und wie den ſonderbaren Weg zu mir gefunden?" — „Wie ſoll ich Euch darauf antworten, hochwürdiger Herr! Weiß ich doch von ſothanen Fragen ſelbſt nicht viel, und muß mich baß verwundern, Euch hier zu finden, der Ihr mir von Nürnberg wohl bekannt ſeid; denn ich hab' Euch geſehen an Meſſer Muffels Hauſe, als er am Tode lag, und Ihr gingt, ihm das Sakrament zu reichen." — „Aber ein Nürnberger biſt Du doch nicht! Wie nun kommſt Du in dieſe Kleider und in dieſen Schlot?" — Der aus aller Faſſung gerathene und von tiefſter Ehrfurcht erfüllte Diener erzählte nun vom erſten Tage ſeiner Wanderung nach Nürnberg bis auf den heutigen, ſeine und ſeines Herrn Schickſale — ſo weit ihm letztere bekannt waren — lang und breit, und Hilarius war ihm ein aufmerkſamer Zuhörer. Als der aufrichtige Junge geendet, war es dem ſchlauen Pater ein Leichtes, ihn über den wahren Grund der ſonderbaren Schornſteinſendung auszuforſchen und ſein Scharfblick durchſchaute bald die Verhältniſſe der Markgrafen zum Kaiſer klar, und er ſah ein, wie wichtig ihnen ſein Geheimniß ſein müſſe und wie er ſelbſt durch kluge und vorſichtige Benutzung deſſelben von beiden Parteien gehoben, raſch zu einem Ziele gelangen könne, welches er vor wenigen Tagen im Traum für den kühnſten Aufflug ſeines Geiſtes gehalten haben würde. Ein großes Hinderniß war der enge Schlot; denn unmöglich konnte Franz den Rückweg durch denſelben antreten, und ſo mußten beide geduldig erwarten, was aus aus ihnen werden würde. Es dauerte auch nicht ſehr lange, als das Raſſeln an der Thüre ihnen Erlöſung verkündete. Die Pforte öffnete ſich und der Kaiſer zeigte ſich mit dem Stöcker Jobſt in derſelben. Der Letztere war dem Pater unbekannt. Die Eintretenden waren ſehr überraſcht, ſtatt eines Gefangenen deren zwei zu treffen, und der Kaiſer ſtürzte auf den zagenden Franz wie ein blutgieriger Tiger auf die Beute los, und hätte ihn erwürgt, wäre der Stöcker nicht dazwiſchen getreten. Franz beichtete in der Todesangſt und ſchwur bei allen Heiligen, daß er nichts vom Pater weiter wiſſe, als was er früher auch gewußt. Dieſe frühere Bekanntſchaft reichte jedoch hin, den armen Knecht dem Stöcker zu überliefern mit dem heimlichen Befehl des Königs, ihm zur größern Vorſicht ohne Aufſehen das Lebenslicht auszublaſen. Beide, der Pater und der Diener wurden vom Stöcker gefeſſelt und der Pater zuerſt von Jobſt in ein unterirdiſches in Felſen gehauenes Gefängniß geführt. Als er vergebens den Kaiſer mit Bitten und ſogar mit Drohungen beſtürmt und auch bei Jobſt noch manches umſonſt für ſeine Freiheit verſucht hatte, ſchwieg er, und ließ ſich in das unbequeme Gemach bringen, doch im Herzen die Wuth des Zorns und der Rachgier wälzend. Der Kaiſer, welcher unterdeſſen den in Thränen faſt zerfließenden Franz bewacht hatte, bemächtigte ſich im Kloſet der dem Pater vorher abgenommenen Papiere; aber er hatte kaum dieſelben flüchtig durchgeſehen, als ihn neue Fieberſchauer durchglühten und er abermals wie ein Wahnſinniger über Franzen herfiel, um ihn abzuſchlachten. Dieſer betete ſchon ſein Stoßſeufzerlein, worin er ſeine arne Seele dem Himmel empfahl, als ihn der eintretende Stöcker aus dieſer zweiten Todesangſt abermals erlöſte. „Packe die Papiere alle zu Dir, Jodok,“ ſagte der Kaiſer ganz matt dem Stockmeiſter ins Ohr, „und verwahre ſie gut. Sie ſind bei Dir beſſer aufgehoben, als in dieſem Schloſſe. Sobald ich nur erſt wieder einer Ueberlegung fähig bin, will ich mit Dir über dieſe wichtige Sache zu Rathe gehen. Ließ indeſſen Alles mit Fleiß durch, damit Du mir Vorſchläge machen kannſt. Und den Burſchen dort laß das Licht des morgenden Tages nicht wieder ſehen; er iſt einer von meines Vetters Jodok Leuten; und Jodok! O daß Du, mein guter Gevatter, denſelben verfluchten Namen führen mußt! Höll' und Teufel, wenn der Markgraf nur die leiſeſte Ahnung hätte!“ — Das Geſicht des Kaiſers verzog ſich wieder convulſiviſch, auf ſeine Stirn traten große Angſttropfen und Bläſſe überzog ſein Geſicht. — „Geht und laßt Euch vom Magiſter Albik noch ein Tränklein reichen,“ ſagte Jobſt, „und ſtellt Euch die Sache nicht ſchlimmer vor als ſie iſt. Beruhigt Euch, es wird ſich vermitteln laſſen und wenn nicht anders, ſo hat der Pfaff zum letztenmal unter Lebendigen gewandelt. Mich aber nennt bei meinem deutſchen Namen Jobſt, ſo wird Euch der böhmiſche Klang nicht mehr ärgern.“ Der Stöcker führte den verzagten Franz mit ſich, der ſein böſes Schickſal zu ahnen begann; und der Kaiſer wankte wieder in ſein Kabinet, wo ihn ſeine Gemahlin beſorgt empfing. Aus ihrem bleichen Geſicht, welches eben nicht ſchön zu nennen war, ſprach eine gewiſſe Theilnahme, doch auch ein ſtörriſches Weſen, leicht den angenehmen Eindruck verwiſchend, welchen ihr erſtes Erſcheinen auf den Beſchauer machte. „Kaum hör' ich," ſagte ſie, „daß Euch ein Unfall betroffen, durchlauchtigſter Herr, als ich hierher eile, um Euer zu warten und zu pflegen, wie's dem Ehegeſpons ziemt, aber ich finde zu meiner Bekümmerniß das Bette leer, welches Ihr doch auf Magiſter Albiks ausdrücklicher Anordnung nicht verlaſſen ſolltet, und nun ſeh' ich Euch mit zitternden Gliedern im Schloſſe herumwanken, als hättet Ihr nicht Diener genug, die jeden Eurer Wünſche und Befehle augenblicklich ausrichten." — „Ihr verſteht das nicht, Johanna," verſetzte Wenzel unmuthig. „Es gibt Dinge, welche der Diener nicht verrichten kann. Um Eure Beſorgniß thut mir's aber leid; denn mein Krankheit iſt keineswegs von der Art, daß Ihr Euch darüber zu härmen hättet." — „Und doch wankt Ihr, wie ein Kind am Gängelbande. O wie vielen Kummer bereitet Ihr mir dadurch, daß Ihr ſo gar keine Rückſicht auf Eure Geſundheit nehmt!" — „Euer Geſpräch fängt an mir ſehr langweilig zu werden, wie gewöhnlich der Fall iſt, wenn Ihr mit Eurer abgeſchmackten Sorge hervorrückt. Ich bitt' Euch ſorgt für Euch, und laßt mich daſſelbe für mich thun. Ich verſichere Euch, daß ich geſund und friſch bin, und das mag Euch genügen." — Doch ſein zunehmendes Ermatten ſtrafte dieſe Worte ſogleich Lügen. Der Magiſter Albik war mit ſeiner Tinktur bei der Hand, die Kaiſerin führte ihren unhöflichen Gemahl nach dem Bette, wo er ſogleich zuſammenbrach. Seufzend reichte ſie ihm die Arznei, und im Herzen ſtill auf ihn grollend, pflegte ſie doch ſeiner unermüdet und wich nicht von ſeinem Lager. Ein Fieberſchauer um den andern durchrieſelte des Königs Gebein, und an den noch nicht verrauchten reihte ſich ein andrer weit heftigerer, der des wildeſten hitzigen Fiebers, das ihn bald aller Beſinnung beraubte. Seine wirren Reden ließen die Königin ein ſchweres Geheimniß ahnen. Sie entfernte den Arzt und die Dienerſchaft und blieb allein in Wenzels Nähe. Eh' der Abend anbrach, war ihr aus den zügelloſen Phantaſieen ihres Gemahls ein ſchreckliches Licht aufgegangen und ſie ſchauderte zurück, daß die Entdeckung ſich noch weiter verbreiten könne. Die Dunkelheit war kaum angebrochen, als Wenzeln das Fieber verließ, aber ihn auch ein andres altes Uebel mit wüthender Heftigkeit überfiel. Ein unerträgliches Brennen durchraſte ſeine Eingeweide, und vom Lager aufſpringend, rief er wild nach Wein. Die Kaiſerin wollte ihm Vorſtellungen gegen ſein Verlangen machen, aber er war ſo ungeſtüm, daß ſie ſich aus dem Zimmer flüchten mußte. Den Magiſter Albik, welcher ſtatt eines verlangten Dieners hereintrat, warf der König ohne Weiteres wieder zur Thür hinaus, und rannte wie ein angeſchoſſener Eber durch die dunkeln Hallen nach dem Zimmer des Kellermeiſters, um ſein mächtiges Gelüſt zu befriedigen. Wie die dürre Sandwüſte die Regenfluth verſchlingt, ohne eine Spur der Feuchtigkeit zu verrathen, ſo verſchluckte des Kaiſers lechzender Gaum den ſchäumenden Wein, aber die in ihm tobende Hitze zehrte die flüſſige Materie auf und nur der in ſie gebannte Geiſt ſtieg dem haſtigen Zecher zu Kopfe. Heitern Muthes beſtellte er ſein Pferd, ließ ſich nicht nur ſeinen Lieblingshund, ſondern noch ſechs andre bringen, und eh' noch die Nacht ihr goldenes Heer am Himmelsbogen heraufführte, ſprengte er in der Mitte der tobenden Rüden, zum großen Leidweſen der Königin durch die Stadt, und klopfte eine halbe Stunde darauf an das Scheibenfenſter des einſamen Freihauſes. Hinko war wie gewöhnlich flink bei der Hand um ſeinem Gönner vom Pferde zu helfen. „Nun, mein ſchmucker Burſche," fragte ihn der Kaiſer vertraulich, „biſt Du mit der kleinen ſpröden Markita noch immer nicht auf's Reine? Schlägt ſie Dich noch ſo hartnäckig aus?" — „Sie ſcheint mir gewogen zu ſein, durchlauchtigſter Herr, aber zum Gemahl will ſie mich durchaus nicht." — „Die Dirne hat einen Starrkopf, aber gedulde Dich, ich will ſie ſchon für Dich gewinnen. Die Mutter würde eher zugreifen? Nicht wahr? Wie ſteht's, hat ſie Dir noch nicht wieder zugeſetzt? Es macht mir Freude von ſolchen Fahrten zu hören." — „Ich darf nicht über ſie klagen; aber ich glaube Meiſter Jobſt hat ſtets ein Auge auf ſie." — „Ja, ja das hat er auch Urſach. Nun ſie mag ſich den Appetit vergehen laſſen. Um ihr aber das Herz nicht zu ſchwer zu machen, will ich Dich ihr auf einige Zeit aus den Augen thun. Der Sommer neigt ſich zu Ende und ich will morgen auf mein Jagdſchloß zu Bürglitz, wohin Du mit mir als Falkenier gehen ſollſt. Rüſte Dich, daß wir in der Frühe aufbrechen!" — „Zu Eurem Befehl." — „Gevatter Jobſt hat heute einen fetten Bock nach Hauſe gebracht, weißt Du nicht ob er ihn nicht ſchon abgeſchlachtet?“ — „Ich war nicht zu Hauſe, doch hat mir der Meiſter davon geſagt. Der Kerl ſteckt unten im ſchwarzen Loche.“ — Der Kaiſer beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er: „Geh hole die Schlüſſel, eine Laterne mit Licht und einen Strick; wir wollen ihm die Kehle ſogleich zuſchnüren.“ Hinko ging ſchaudernd und brachte das Verlangte, Jobſt folgte nach, um das arme Schlachtopfer deſto ſchneller zu überwältigen. Schweigend ſtiegen die drei die düſtern feuchten Kellerſtufen hinab, Hinko zitterte ſtark, als er den Schlüſſel drehte und die knarrende Thüre aufſtieß. Aber wie ward ihm erſt, als er in dem kläglichen Wimmern des Gefangenen eine ihm wohlbekannte Stimme entdeckte. Noch war er darüber nicht im Klaren, als ſich die Geſtalt vom Strohlager erhob, die Hände flehend emporſtreckte und alſo ſeine Unſchuld betheuernd, um das Leben bat. Die vollen Lichtſtrahlen aus der Laterne fielen dem Jammernden in's Geſicht und Hinko erkannte ſeinen treuen Diener. „Franzisco!“ rief er erſtaunt, aber in demſelben Augenblick ſtürzte der redliche Junge auf den Freiknecht los, all' ſeiner Todesangſt vergeſſend, ſchloß den wiedergefundenen Gegenſtand ſeiner Liebe und dienſtbaren Zärtlichkeit in die Arme und bedeckte ihn mit Küſſen. Hinko überließ ſich gerne den Liebkoſungen ſeines guten Franz, und als die erſte Fluth derſelben vorüber war, fragten ſich beide zu gleicher Zeit, wie der Eine und der Andre hierhergekommen ſei. Statt einer Antwort ſtrömte nun Franzens Mund von Freude, Verwunderung und Lobpreiſung des Geſchicks über, welches ihn auf ſo ſonderbare

Weiſe mit ſeinem verloren geglaubten Herrn zuſammengeführt habe. „Nun ich Euch wiedergefunden, mein liebwertheſter Junker,“ rief er freudetrunken aus, „kann ich auch erſt wieder froh und heiter werden. Hat mir's doch zeither immer wie Blei in den Gliedern gelegen und wenn ich gewußt hätte, daß ich durch den verdammten Schernſtein zu Euch gelangen ſollte, ſo hätte ich wahrlich keinen Muks gethan und wenn er auch noch enger geweſen wäre. Und wißt Ihr auch die frohe Mähr, daß Euer Vater der Schultheiß nicht geſtorben und Euer Bruder der ſchmucke Junker in Prag geweſen iſt, Euch aufzuſuchen, und wir armen Tröpfe nicht wußten, wo Ihr wohl hingerathen ſein möchtet, und daß der Pfaff, Eures Vaters Beichtvater —“ — „Halt!“ rief hier der Kaiſer dazwiſchen, „was ſoll das verdammte Geplapper! Wie kennt Ihr Euch beide denn?“ — „Ach geſtrenger Herr,“ verſetzte Franz, „bin ich doch ſchon ſo lange des Junkers Henrico von Tarquini unterthänigſter Knecht geweſen und habe ihn — verzeih' mir's Gott! — lieber als Alles in der Welt.“ — „Iſt das die Wahrheit?“ fragte der Kaiſer. — „Dem iſt alſo, durchlauchtigſter Herr; Franz iſt die treuſte Seele, die ich noch auf Erden gefunden.“ — „Aber er muß ſogleich ſterben.“ — „Schenkt mir das Leben, allerdurchlauchtigſter Kaiſer. Hab' ich doch niemand das Mindeſte zu Leid gethan, als daß ich auf Gebot meines neuen Herrn, des Markgrafen Jodok nicht durch die Thüre in Euer Kloſet ging.“ — „Aber was Du da von dem Pfaffen erfahren, muß Dir den Hals brechen.“ — „Ich will die Feuerprobe darauf ablegen, daß ich nichts von ihm vernommen, ſondern ihm nur ſtets erzählt habe, wie es mir und meinem Junker Henrico ergangen, ſeit ich den Pater in Nürnberg nicht geſehen. Muß ich aber darum an Leib und Leben geſtraft werden, ſo laßt es dieſem meinen geliebten Junker zu gute kommen und ich will nun gerne ſterben, da ich ihn wieder geſehen, und in Eurer Geſellſchaft, Herr Kaiſer, geborgen weiß.“ — Hinko konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und fiel dem Kaiſer zu Füßen. „Schenkt mir das Leben dieſes treuſten aller Menſchen, durchlauchtigſter Herr! Ich kann mich für ihn verbürgen und Euch bei allen Heiligen ſchwören, daß er nichts Böſes gethan hat.“ — „Aber er wird verrathen, was ihm der Pfaff hat anvertraut.“ — „Was weißt Du von dieſem Pfaffen, Franzisco? Bekenne es ſogleich; ich befehle es Dir!“ — „Tretet mich wie einen Hund, ſchneidet mich ab wie einen fetten Hahn, wenn ich jemals ein Wörtchen von einer Sache verrathe, von der ich keine Silbe weiß. Legt mir einen Eid vor, welchen Ihr wollt, ich will ihn auf den Herrn am Kreuze ſchwören, daß mir der Pfaff nichts verrathen.“ — „Deſto beſſer für dieſen!“ fiel jetzt Jobſt ein. „Um jedoch ganz ſicher zu gehen, gebt mir den Burſchen hier noch einige Tage in Verwahrung bis ich mit dem feiſten Pfäfflein fertig geworden. Sind wir über Alles im Klaren, ſo wiſſen wir auch, ob der da gelogen hat oder nicht. Iſt das Letztere der Fall, ſo könnt Ihr dem armen Teufel wohl das Leben laſſen, und meinem Hinko ein Geſchenk machen mit dem neckiſchen Burſchen.“ — „Ich flehe darum!“ rief

Hinke. „Habt Erbarmen!“ bat Franz, und Wenzel ſagte: „Nun ich weiß nicht, wie ich Eure Dienſte brauchen kann; ſo ſei es denn. Der dickleibige Schelm fängt nach gerade an, mir ſelbſt zu gefallen. Nehmt ihn nur mit herauf und reicht ihm auf den Schrecken ein Paar Schoppen alten Wein. Gevatter, Du hälſt mir ihn aber einige Wochen feſt und ſiehſt, während ich in Bürglitz bin, wie die Dinge laufen.“ — „Verlaßt Euch drauf!“ verſetzte der Stöcker und befahl Franzen zu folgen. Wer war froher, als dieſer, dem wieder zu leben vergönnt war, der an der Seite ſeines lang ſchmerzlich vermißten Junkers ging und ſich im vergnüglichen Anſchaun deſſelben verlor, der nach einem böſen Tage voll Hunger und Todesangſt auf einen guten Wein hoffen durfte, nachdem er kaum mit der traurigen Arbeit ſein Haus zu beſtellen und ſich auf die ungewiſſe Reiſe vorzubereiten, fertig geweſen war. Der erſte Freudenrauſch ließ ihn gar nicht bemerken, in welcher höchſt ſonderbaren Geſellſchaft er ſeinen Herrn wiedergefunden, in der des Kaiſers und des Stöckers von Prag, die ihm beide bekannt genug waren. Als man ſich aber im weiten Wohnzimmer befand und der Kaiſer dem Weinkruge fleißig zuſprach, auch Franzen das verſprochene Quantum durch Markitas ſchöne Hand reichen ließ, da gewahrte er plötzlich die ausgezeichnete Tracht ſeines theuren Junkers, die ihn über den jetzigen unglückſeligen Stand deſſelben keinen Augenblick in Zweifel gelaſſen haben würde, wäre ihm nicht ſogleich eine Aeußerung des Pater Hilarius eingefallen, welche dieſer heute in des Kaiſers Kloſet hinſichtlich Henrico's gemacht und die die ſchreckliche Gewißheit ſchrecklich beſtätigte. Vor Entſetzen wäre der theilnehmende Franz faſt von der Bank gefallen, auf welche ihn Markita's Mitleid und Freude über ſeine Rettung gewieſen, und der alte vortreffliche Wein ſchmeckte ihm in dem Augenblicke eſſig ſauer und wollte gar nicht durch die enger gewordene Kehle laufen. Während der Kaiſer mit Frau Bjetka, zu welcher er ſelbſt eine Neigung zu tragen ſchien, ſeine meiſt nicht ſehr manierlichen Scherze trieb, erzählte Hinko Markiten die letzten Schickſale ſeines Franz, deſſen Charakter und früheres Leben und Treiben ihr ſchon aus ſeinen vertrauten Mittheilungen bekannt waren. Aufs freudigſte überraſcht in dem geretteten Opfer der kaiſerlichen Tyrannei den ihr ſo theuren Franz zu finden, gelobte ſich das holde herzensgute Mädchen alles, was in ihren Kräften ſtehe, zu thun, um das Loos des treuen Dieners im Freihauſe angenehm zu machen. Der Kaiſer blieb lange, zechte über die Maßen viel und mußte berauſcht ſpät in der Nacht von Jobſt und Hinko nach dem Königshofe gebracht werden. Als ſie zurückritten, ging eben der Mond über den Bergen auf und beleuchtete die ruhende Gegend. Hinko hatte ſich ſchon den ganzen Abend mit dem Gedanken getragen, von Hermenegilden Abſchied zu nehmen; denn er durfte nicht hoffen, von Bürglitz bald wieder zurückkehren zu können. Als er daher die Pferde in den Stall gebracht und dem Meiſter gute Nacht gewünſcht hatte, ſchlich er durch ſeine Kammer nach dem Schranke, ſchob ihn leiſe weg und ſchlüpfte wie ein Schatten durch die Thüre nach der düſtern Kapelle zu, den oft gemachten wohlbekannten Weg. Er dachte nicht daran Markiten zu finden, denn er hatte ihr das Zeichen, welches ſie Nachts in die Kapelle beſtellte, nicht gegeben. Als er nun nach dem Altar ging, um ſeine Kleider hervorzulangen, ſchrak er heftig zuſammen. Markita erhob ſich von der Stufe deſſelben und fragte ihn leiſe: „Willſt Du mir nicht heut den Schatz Deines Wiſſens und Glaubens öffnen, Hinko? Meiner Sehnſucht nach Belehrung aus Deinem Munde gehen die Tage zu träg und wie oft rauben widrige Umſtände mir auch die Stunden der Nacht, in welcher Worte des Himmels wie Honigthau von Deinen Lippen in meine Seele fließen!“ — „Laß mich,“ verſetzte Hinko mit einem Anhauch von Unmuth. „Ich bin nicht aufgelegt von höhern Dingen zu reden.“ — „Du haſt mir zuletzt Dein ſchönes Vaterland beſchrieben und von St. Peter in Rom und den heiligen Plätzen all', wo der Apoſtel gewandelt. Ach da iſt eine unbezwingbare Sehnſucht in mir erwacht, nach Italien zu ziehen und die unvertilgbare Schande meiner Geburt ja all' meine frühern Erinnerungen hier zurück zu laſſen.“ — „Ja wer wieder in Italien wäre!“ ſeufzte Hinko. — „Laß uns fliehen! Fort über die Alpen!“ flüſterte Markita dringend. — „Fliehen? kleine Thörin, wie ſollen wir davon kommen, ohne Geld und Du ein ſchwaches Mädchen?“ — „Ich habe einen kleinen Schatz und was meiner Mutter gehörte, darf ich unbedingt mein nennen, ſie hat es auf mich vererbt. Nehmen wir nur ihr Geſchmeide und Koſtbarkeiten mit, ſo ſind wir reich; und ich — ich bin kein ſchwaches Mädchen mehr. Ich will Dein Knappe ſein! Kein weiblich Gewand ſoll mehr meinen Leib bedecken; ich will Dir dienen, treuer noch als Dein Franz. Kaufe Dir ein Roß; ich will zu Fuße neben her laufen." — „Was ſchwärmſt Du für tolles Zeug! Geh und lege Dich zu Bette!" — „Du biſt ſo kalt und mürriſch gegen mich. Aber ich will und muß Deine Hand küſſen, ſelbſt wenn ſie mich ſchlägt. Ich will ja nicht Liebe von Dir; dulde mich nur." — „Du biſt ſehr aufgeregt, Markita. Geh' zu Bette!" — „Nein ich kann nicht. Wohin willſt Du?" — „Zu Hermenegilden." — „Ach!" ſeufzte Markita tief auf, „ich hatte ja ganz vergeſſen, daß Du Prag nicht verlaſſen kannſt. Ich wollte froh und heiter ſein, wenn ich nur die leiſeſte Hoffnung zu Deinem Glücke aufdämmern ſähe. Aber überall Nacht und Schrecken. Was ſoll aus dem unſeligen Verhältniſſe werden Hinko? Haſt Du auch ſchon an die Zukunft gedacht?" — „Zukunft!" ſeufzte Hinko in tiefen Gedanken. „Was ſoll mir die Zukunft; ein Kind des Zufalls, ein in den Strudel des Lebens geſchleuderter Glücksritter muß die Minute, den Augenblick erhaſchen und genießen, den er am Strande unter blühenden Bäumen verweilen kann, unbekümmert um die folgende Stunde, deren Sturm ihn vielleicht wieder von dannen reißt und auf empörten Wellen in den Kampf der Elemente hinausführt. Wollte er ſich von der Furcht vor künftigem Unwetter den Genuß des jetzigen Sonnenſcheins verderben laſſen, was wär' er für ein großer Thor! Laß mich alſo den Becher ſchlürfen, den mir die Gegenwart bietet. Ich liebe Hermenegilden, ich werde von ihr geliebt, weiter verlang' ich nichts." — „Aber Du wandelſt mit ihr auf einer dünnen Erdrinde, unter welcher ein ungeheurer feuererfüllter Abgrund verborgen liegt, und die ſie für feſten Boden hält. Aber die Rinde muß brechen und Du ſtürzeſt mit ihr in die Tiefe." — „Mahne mich nicht daran, noch weicht dieſer gefährliche Boden nicht unter unſern Füßen. Doch die Zeit verrinnt, ich muß eilen." — „Erlaube mir daß ich Dich begleite?" — „Du mich begleiten?! Wie iſt das möglich und weßhalb?" — „Schlage mir dieſe Bitte nicht ab! Ich flehe Dich um ihre Gewährung an. Möglich iſt es; denn ſieh', ich habe mich in Deinen Knappen verwandelt." — Mit dieſen Worten warf ſie den düſtern Schleier ab, welcher in der Kapelle ſtets ihre Geſtalt verhüllte, und ſtand als der ſchönſte Knabe in einem knappen Rocke, auf deſſen Achſelſtücken die kraus geringelten Locken herabfielen. — „Aber wozu?" fragte Hinko überraſcht. — „Zu Deinem Schutze; es könnte Dir etwas widerfahren, Du könnteſt auf der einſamen nächtlichen Wanderung irgend ein Unglück nehmen." — „Und doch machte ich den Weg ſchon ſo oft allein und Du hatteſt niemals dieſe Beſorgniß." — „Ach ich zitterte jedesmal an den Stufen dieſes Altars oder in meinem Bette und betete alle Gebete die ich kann, für Dich, ehe Du wiederkehrteſt. Heute Abend überfiel mich aber eine beiſpielloſe Angſt und ohne von Dir erfahren zu haben, daß Du zur Gräfin gehen wollteſt, ahnete ich es doch und ſogleich ſtand mein Entſchluß feſt, Dich zu begleiten. Fühle wie mein Herz ſchlägt; das iſt die Angſt, die jetzt von neuem erwacht. Hinko, Dir ſteht ein Unglück bevor. Und Alles Andre vergeſſend und nur einer augenblicklichen Eingebung folgend, wollte ich Dich zur Flucht bereden, ach und war ein thörichtes Kind, Deine Liebe zur Gräfin zu vergeſſen!" — „Wenn mich Gefahr bedroht wie kannſt Du mich daraus retten? Mich reißt mein Schickſal hin, ich vermag ihm nicht zu widerſtehen. Warum willſt Du Dich an meine Ferſen hängen, daß ich Dich mit ins Verderben ziehe, wenn es mich übereilt?" — „O könnteſt Du die Süßigkeit, mit Dir zu ſterben empfinden?" — „Markita!" rief Hinko erſtaunt. — „Nimm mich mit Dir, laß ſie mich ſehen, die Du Deiner Liebe gewürdigt! Laß der Glücklichen die Hand mich küſſen, laß mich ſie auch lieben, verehren! Laß mich ſie anbeten! Mein Herz drängt mich zu ihr hin; o weiſe es nicht zurück!" — „Sonderbares Weſen, ſo gehe mit mir!" — Markita ſprang freudig auf, half Hinko ankleiden, und beide ſchlichen davon, leiſe wie die Nacht, durch die heimliche Thüre. Der Mond ſah nur durch zerriſſene ſchwarze Wolken je zuweilen hervor und verkroch ſich dann wieder hinter die düſtere Hülle, die Landſchaft mit Schatten überſtreuend, die in raſtloſer Eile über Thal und Hügel flogen und die beiden Wanderer wie Unglück weiſſagende Geiſter flüchtig begrüßten. Die Moldawa murmelte unter ihnen ſo dumpf, als ſie auf dem Kahn hinüber fuhren, und die Fluth ſah ſo ſchwarz aus, daß Markita ſchauderte. Im Garten des Grafen Erekda angelangt, durchſtreiften ſie lange vergeblich alle Gänge deſſelben; nirgends fanden ſie eine Spur von Hermenegilden. Die unzähligen Blumen ſchienen traurig ihre

Häupter zu ſenken, und der ſcheue Mondſtrahl vermochte ſie nicht heiter zu küſſen, ſondern flatterte um ſie, wie der bleiche Engel des Todes, der ſich an die rothen Lippen des blühenden Menſchen feſtſaugt und ihr Blut trinkt. Aus dem Zimmer der jungen Gräfin zitterte der matte Schein des Nachtlichts in die melancholiſche Dämmerung herab, ohne ſie mehr zu erhellen und verlor ſich in der grauen Umdüſterung. Hinko gab das ſeiner Geliebten wohlbekannte Zeichen, welches ihr ſeine Gegenwart verkünden mußte und verſteckte ſich mit Markiten in der Laube, der grünen Zeugin hohen genoſſenen Liebesglückes. Bald darauf öffnete ſich die Thüre und Hermenegilde ſchwebte herbei. Erſt nachdem ſie eine ſelige Minute an des Jünglings Bruſt geruht hatte, hob ſie ihr Haupt zu dem ſeinigen empor, um ſeine Küſſe zu ſchlürfen. Da gewahrte ſie Markiten und fragte erſchrocken: „Wer iſt der Knabe?“ — „Mein neuer Knappe, Geliebte, der mir treu ergeben iſt und mich durch ſtürmiſche Bitten beſiegt hat, ihn mit mir zu nehmen, damit er in Dir ſeine Herrin verehre.“ — „Vergönnt mir einen einzigen Kuß auf Eure ſchöne Hand zu drücken, edle Gräfin,“ ſagte Markito, ließ ſich vor Hermenegilden auf ein Knie nieder und drückte ihre bebenden Lippen auf die weiße weiche Hand. — „Ein junger, niedlicher Burſch,“ flüſterte die Gräfin, „ſchier noch ein Kind, ſo zart. Liebſt Du auch die Blumen, Kleiner?“ — „Ich pflege ihrer viele in meinem Gärtchen und bin am liebſten unter ihnen.“ — „So nimm dieſe Viole von mir zum Andenken!“ Sie reichte dem von Schmerz und Wonne tief ergriffenen Mädchen eine ſüßduftende Nachtviole, welche an ihrem Buſen geſteckt hatte. Markita preßte die Blume an den Mund und verbarg ſie an ihrer Bruſt; dann zog ſie ſich in den Hintergrund des Gartens zurück, um ſich auszuweinen. — „Heute kann ich nicht lange bei Dir verweilen,“ flüſterte Hermenegilde, „mein Vater iſt ſchon mehrere Tage hier, und könnte uns entdecken. Auch werden wir morgen auf das Schloß meines Vaters ins Gebirge reiſen.“ — „Und wie lange ſoll ich Dich entbehren, Holde?“ — „Beſuche mich bald auf Schloß Creſda. Erdenke Dir einen Vorwand, der Dich dorthin führt. Mein Vater kennt Dich nicht und wird Dich freundſchaftlich aufnehmen.“ — „Ich komme,“ ſagte Hinko, „und die Liebenden koſ'ten vertraulich in ſeliger Vergeſſenheit weiter, oft auch Küſſe ſtatt Worte wechſelnd, während der weibliche Knappe ſich in ſtummem Schmerz verzehrte. Das kummerſchwere Köpfchen an die kalte Mauer gelehnt und die Hände auf die liebekranke Bruſt gepreßt, ſtand Markita und ließ den einzelnen Thränentropfen freien Lauf, welche von Zeit zu Zeit unter den ſeidnen Wimpern hervordrangen und über die Wangen herab auf die eingeſchnürte Bruſt fielen. Noch hatte ſie dergeſtalt ihrem Liebesgrame nicht lange nachgehängt, als ſie in der ungewiſſen Dämmerung einige Geſtalten zu bemerken glaubte, deren zweifelhafte Umriſſe aber bald wieder in der Dunkelheit verſchwammen. Eine ungeheure Angſt ſtürzte über ſie herein; ſie wollte eben nach der Laube eilen, um Hinko zu warnen, als ſie in derſelben plötzlich mehrere Stimmen vernahm, die ſchnell in ein wüthendes Brüllen übergingen. Entſetzt ſprang Markita zurück, ihr Muth verließ ſie ganz und in Todesangſt hatte ſie die Höhe der Mauer erklimmt. Der Mond trat eben hinter einer ſchauerlich ſchwarzen Wolkenwand hervor und zeigte ihr, indem ſie noch einmal zurückſah, eine Scene des Schreckens. Die Gräfin wurde von mehreren Männern ohnmächtig in das Gartenhaus getragen, Hinko aber gefeſſelt von Andern nachgeführt. Wie ein Schatten glitt das furchtſame Mädchen an der Mauer hinab, ſie ſelbſt führte in drängender Haſt die Ruderſtange, um ſo ſchnell als möglich über den breiten Strom zu kommen, und als ſie das Ufer glücklich erreicht hatte, flog ſie gleichſam über die Erde hin, der väterlichen Wohnung zu. Den mit glühender Leidenſchaft ſtill und heimlich geliebten Jüngling in Gefahr zu wiſſen, gab ihr ſogleich einen Entſchluß ein; ſie hatte keine Ueberlegung weiter als Hinko's Rettung aus den Händen des Verraths, und ſie zu bewirken, war ihr das ſchnellſte Mittel das beſte. Athemlos ſtürzte ſie auf den Hof des Freihauſes, da bemerkte ſie zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß es erleuchtet war. Sie fand die Hausthüre offen und eilte durch dieſelbe nach der Wohnſtube, um ſich ihrem Vater zu Füßen zu werfen und von ihm ſchleunige Hülfe zu begehren, da die heftig aufgeregte Phantaſie ihr den Gegenſtand ihrer Liebe und Angſt ſchon blutend unter den Dolchen ſeiner gedungenen Mörder vormalte.

In derſelben Nacht hatte eine unbeſiegbare, durch Furcht und Niederkämpfung wild geſteigerte, Leidenſchaft Wjetka vom heißen Lager getrieben, und einſam und troſtlos wandelte ſie durch das öde Haus. Es zog ſie nach Hinko's Kammer hin; ſie wollte wenigſtens an der Thüre derſelben auf ſeine Athemzüge lauſchen. Sie fand ſie geöffnet und der einmal in ihr erwachte und nun ſie wild durchraſende Trieb lenkte ihren Fuß hinein. Sie wollte ihn nur ſchlummern ſehn und dann wieder gehen. Erſchrocken ſtarrte ſie auf das leere Lager. Ein böſer Gedanke fuhr ihr durch den Kopf; als ſie zurück wollte, um ſich von ihrer Vermuthung zu überzeugen, gewahrte ſie den abgerückten Schrank und die von Hinko's Haſt unverſchloſſen gebliebene Thür. Seltſam ergriffen von der neuen Entdeckung, ſchlich ſie auf den Zehen hinaus und gelangte ſo von immer heftiger aufglühender Neugierde gezogen an die Thüre der Kapelle. Hier lauſchend vernahm ſie einen großen Theil der Unterredung zwiſchen Hinko und Markita. Doch vergebens wartete ſie, daß beide heraustreten ſollten, das Geſpräch war verſtummt, es regte ſich nichts in der Kapelle; die beiden nächtlichen Beſucher derſelben ſchienen daraus verſchwunden zu ſein und doch kannte Vjetka keinen Ausweg. Ein mächtiges Grauſen hielt ſie ab in die Kapelle zu treten; dies Zimmer war ihr ſtets ſehr unheimlich geweſen und jetzt füllte die geſpenſtige Dämmerung deſſelben ſie mit Schaudern. Faſt war ſie ſchon geneigt, die ganze Sache für einen Teufelsſpuk zu halten und zitternd kehrte ſie mit unſichern Schritten wieder zurück. Hinko's leeres Bett gab ihr erſt wieder einigen Muth, und ſchon weniger furchtſam eilte ſie nach Markita's Kammer und als ſie auch hier das Bette leer fand, gaben ihr beleidigte Eitelkeit, Rachluſt und

Schadenfreude bald die Handlung ein, welche ſie ſogleich aufzuführen nicht anſtand. „Heraus, alter Narr!“ rief ſie vor ihres Mannes Bette, „heraus, und beſieh Dir die lange ſtattliche Naſe, welche Dir Deine Markita aufbindet, während Du auf dem Pfühle ſchnarchſt.“ — „Welch ein böſer Geiſt iſt in Dich gefahren, Weib?“ rief Jobſt ermuntert. — „Markita wird jetzt eben von einem Engel davon geführt; er hat ſie aus der heiligen Kapelle abgeholt.“ — „Was ſollen die giftigen Worte? Weshalb weckſt Du mich aus dem Schlafe, Weib? Sag', was iſt's mit Markiten?“ — „Sie iſt mit Hinko in dieſer Nacht von dannen gegangen. Komm und überzeuge Dich ſelbſt.“ — „Das wäre vom Teufel!“ rief der Alte mürriſch, warf ſeine Kleider über und lief nach den Betten, die er eben ſo leer fand, wie früher ſein innerlich jubelndes Weib. Er ließ ſich nun von Bjetka erzählen, was ſie in der Kapelle vernommen habe; ſie gab vor, ein Geräuſch habe ſie, da ſie eben nicht geſchlafen, vom Lager nach der Kapelle gelockt, das, was ſie nicht verſtanden hatte, ergänzte ſie nach ihrer Weiſe und ſchloß mit der Erklärung, daß Beide mit dem Böſen im Bunde ſein müßten, da ſie nicht aus der Thüre gegangen ſeien. Jobſt ſchwieg hierauf; er kannte den geheimen Ausgang in die dichtverwachſene Laube wohl, aber er wurde höchſt unruhig, da er keinen Grund zur Flucht der Beiden einſah, und Markita mehrmals ſtandhaft erklärt hatte, ſie könne den Freiknecht nicht lieben und werde ihm niemals ihre Hand reichen. Mit mancherlei Gedanken und Zweifeln ſich herumſchlagend, zündete er Licht an und durchſuchte Alles, um ſich zu überzeugen, daß Hinko mit der geliebten Tochter wirklich geflohen ſei. Doch er fand Markita's ganzen Schatz, fand ferner allen Schmuck und Geſchmeide ſeiner erſten Frau, alle die ſilbernen und goldenen Heiligenbilder und Koſtbarkeiten, ja ſogar Markita's ſämmtlichen Kleider, ſo daß er durchaus nicht anders glauben konnte, als ſie müſſe im bloßen Hemde entſprungen ſein. Seine Verwunderung ſteigerte ſich auf's höchſte, als er in der lange von ihm nicht betretenen Kapelle auch Hinko's Kleider auf dem Boden liegen ſah. An die frühere Kleidung des Jünglings dachte er nicht mehr, auch hatte man ihm geſagt, ſie ſei verſchenkt worden. Unmöglich konnte er ſich das ſonderbare Räthſel dieſer Entdeckung erklären, doch ſchien ihm eins klar zu ſein, daß an eine Flucht hier nicht zu denken ſei. Auf den Ausgang dieſes Abenteuers geſpannt, ging er um den ruhig und unbekümmert ſchlafenden Franz zu wecken und vielleicht von ihm einen Aufſchluß über den unerklärlichen Vorfall zu erhalten. „O laßt Euch das nicht kümmern!“ rief Franz, nachdem er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht und Jobſt's Erzählung angehört hatte; „laßt Euch darum kein Haar grau werden. Junker Henrico iſt ſo eine Art Nachteule, iſt ſtets Nachts herumgekrochen, und wird wohl einmal zu ſeiner ſchönen Gräfin über die Mauer geſtiegen ſein.“ Jobſt bat ſich über das Letztere eine Erklärung aus, und Franz begann wohlgemuth von ſeines jungen Herrn Liebe zur Tochter des Grafen Eresda zu erzählen. Der Stöcker gerieth darüber in eine ſichtbare Unruhe, horchte immer geſpannter auf jedes Wort des Dieners und rannte endlich fluchend und tobend, wie ein Beſeſſener umher. Franzens Erzählung war noch nicht beendigt, als Markita in das Zimmer und zu des Vaters Füßen ſtürzte. Niemand konnte begreifen was dieſer neue ſonderbare Auftritt bedeute, Niemand aus dem Benehmen des unbekannten Knaben klug werden, da die Haſt des Laufs und die Angſt ihm die Stimme geraubt hatte; endlich hob ihn Jobſt auf. Da gab Markita einige Laute von ſich und der Stöcker erkannte ſeine Tochter. „Was ſoll dieſe Faſtnachtsnarrethei?“ fragte er grimmig. „Wo biſt Du in dieſer frechen Kleidung geweſen? Rede! — “ — Markita ſtammelte mit abgeriſſenen angſtgepreßten Worten etwas von Hinko's Lebensgefahr, und durch einige Fragen erfuhr Jobſt ſeines Freiknechtes tolles Treiben und ſein Schickſal in dieſer Nacht, aber zugleich ſprang ihm Markita's heftige Leidenſchaft für den Jüngling in die Augen, ihre Weigerung ihm ihre Hand zu geben, wurde ihm klar, und er ehrte die Größe ihres Opfers. Statt ſie zu ſcheiten, wie Frau Bjetka vermuthet und verlangte, zog er die Tochter an ſeine Bruſt und drückte ihr einen Kuß auf die von Angſt gebleichte Wange, indem er ſagte: „Dein Hinko ſoll gerettet werden.“ Und augenblicklich befahl er ſeinen aus dem Schlaf gerüttelten Knechten in den Stall zu gehen und die Pferde zu ſatteln, er ſelbſt aber ging mit einer Leuchte in Bjetka's Prunkgemach, ſchloß den buntverzierten hohen Schrein auf, nahm die blanke Rüſtung heraus, legte ſie an, ſtürzte den Helm mit dem breiten wallenden Federbuſch auf's Haupt, ſchnallte das Schwert um und hing den runden kleinen Schild an den linken Arm. Alſo gerüſtet trat er, ein ſtattlicher Rittersmann, wieder in das Zimmer und Markita war nicht wenig überraſcht von dem ſeltſamen Anblick. Es war ihr ſo träumeriſch zu Muthe, als ſei das Freihaus ganz verſchwunden, und ſie befinde ſich im langen Ritterſale einer Burg, die Rüſtung im Schrein ſei lebendig geworden, aber der Held in ihr nicht der Stökker Jobſt, ihr Vater, vielmehr ein ehrenwerther Ritter, ſie ſei ſein Page, ſo wie Franz der Knappe. Bjetka riß ſie aus dieſen ſchönen Träumen, indem ſie den Alten ungeberdig fragte, was er hier für Narrenſtreiche mache. Jobſt verwieß ſie aber mit einem ſolch kräftigen Beſcheid zur Ruhe, daß ſie trotzig das Zimmer verließ. Markita erhielt den Befehl, ſich augenblicklich zu Bette legen, und nachdem dies geſchehen war, ſprengte Jobſt mit Franz am Wiſchehrad nach der Potskaler *) Ueberfahrt hinab, pochte die Fiſcher heraus und ließ ſich mit Knecht und Roſſen überſetzen. Am Sommerhauſe des Grafen von Crekda in Schmichow *) angelangt, ſchlug Jobſt dreimal mit dem Schwerte an die Thüre. Nicht lange darauf zeigten ſich mehrere von der Dienerſchaft des Hauſes verſtört an den Fenſtern und fragten, was der mitternächtliche Gaſt wolle. „Einlaß!“ war Jobſt trotzige Antwort. „Wer ſeid Ihr?“ fragte der Die-

---

*) Wegen Undeutlichkeit der Handſchrift iſt in den früheren Bogen das Dorf Schmichow, welches eine Vorſtadt der kleinen Seite Prags bildet, ſtets Schenchow, ſo wie die Potskaler Ueberfuhr, ſtets die Podskater genannt worden. Die Stellen ſind in den „Verbeſſerungen“ nicht angegeben.

ner weiter; „nennt mir Euren Namen, damit ich denſelben meinem Herrn, dem Grafen, hinterbringe und Euch ſodann deſſen Beſcheid melde.“ — „Nicht dem Grafen ſollſt Du mich melden, ſondern ſeiner Frau; denn ich habe nur zwei Worte mit ihr zu ſprechen, aber kein einziges mit ihm; ſodann werd' ich ſogleich weiter reiten und verlange keine Herberge. Nenne mich nur den Ritter der blutigen Braut, und ſie wird mich kennen.“ Franzen klopfte das Herz wie ein Hammer in bangſter Erwartung der nächſtkommenden Auftritte, und er konnte ſeinen ritterlichen Geſellſchafter nicht ohne geheimes Grauen betrachten. Nach einigen Minuten vernahm man verworrene Laute einer weiblichen Stimme, die, je näher ſie kamen, dem Angſtgeſtöne einer Verzweifelten glichen. Die Thüre wurde aufgeriſſen, Fackelſchimmer drang heraus. Jobſt ſchwang ſich vom Pferde, übergab es Franzen und trat mit klirrendem Schritt in die ſteinerne Halle. Ein Diener führte ihn in das an den Garten ſtoßende Zimmer, ſetzte ihm eine Leuchte auf den Tiſch und entfernte ſich mit eiliger Aengſtlichkeit. Nicht lange darauf wankte die Gräfin an des Dieners Arm herein, dem ſie jedoch ſogleich einen Wink gab, das Zimmer wieder zu verlaſſen. Sie war in weiße weite Nachtgewänder gehüllt, die ſelbſt zum Theil das Geſicht verdeckten; aber des ungeachtet ſah man Spuren großer verblühter Schönheit durchſchimmern. Sie zitterte an allen Gliedern und fragte mit bebender Stimme, der man die Angſt in jedem Ton anhörte: „Ihr habt mir einen Namen nennen laſſen, der mich mit Schrecken erfüllt. Oeffnet Euer Viſir, damit ich ſehe, ob Ihr der ſeid, für den Ihr Euch ausgebt." — Jobſt warf das Viſir zurück; die alte Gräfin bebte heftig zuſammen und rief: „Ja Du biſt's Diether! Um aller Heiligen willen, was begehrſt Du von mir?" — „Dein Gemahl, Kone, hat heut Nacht meinen Sohn in dieſem Garten hier fangen laſſen. Ich verlange ihn ſogleich zurück und ſchwöre Dir zu, daß ich nichts von ſeinen nächtlichen Beſuchen wußte; denn ich hörte nie ein Wort, daß Du eine Tochter hätteſt; auch ſoll er nie wieder ihr nahen." — „Alſo Dein Sohn iſt er!" rief die Gräfin erſtaunt. „Iſt es mir doch als habe es mir geahnet, als ich ihn beim Königsſchießen mit Hermenegilden vor unſerm Zelte ſprechen ſah. Er hatte eine Familienähnlichkeit. Aber wie kommſt Du hierher nach Prag; wie in dieſer Nacht ſo ſchnell?" — „Forſche nicht! Gib mir den Sohn!" — „Gott! mein Gemahl hat den leichtſinnigen Jüngling ſchon ſeiner Rache opfern wollen. Ich hielt ihn durch mein Flehen mit Mühe davon ab. Wie wird er ſich wüthig geberden, wenn er ihn freigeben ſoll?" — „So will ich ihn vom Grafen ſelbſt zurückfordern." — „Bei allen Heiligen nicht! Der Graf zittert ſchon bei Nennung des furchtbaren Namens, den Du ſonſt zu führen pflegteſt. Bleib, Diether, laß Dich von meiner Angſt erweichen! Bleib, Du ſollſt den Knaben haben." — Sie wankte zur Thüre hinaus, und keine Viertelſtunde verrann, als Hinko an des Dieners Hand hereinſchlüpfte. Sein heftiges Erſtaunen über den Ritter, der ſein begehre, ging bald in die heftigſte Freude über, als er die Züge deſſelben erkannte. „Böſer, toller Bube!"

fuhr ihn Jobſt an; „es hätte Dir den Kopf gekoſtet, wär' ich jetzt nicht zur rechten Zeit gekommen. Mach' Dich ſchnell aus dieſem Hauſe fort und hüte Dich, jemals wieder ſeine Mark zu betreten." — Damit nahm er den Jüngling kräftig bei der Hand und zog ihn mit ſich aus dem Hauſe ohne Jemandem Valet zu ſagen. Hinko ſetzte ſich, froh, mit heiler Haut davon gekommen zu ſein, auf Franzens Pferd und nahm den treuen Diener hinter ſich. Der Stöcker ritt ſtumm voraus. Hinko erkund'gte ſich neugierig nach dem, was im Freihauſe vorgefallen ſei, und Franz erzählte redſelig alles, was er wußte. Aber weder aus dieſem, noch aus den kühnſten Vermuthungen konnte der Junker auch nur das mindeſte Licht über ſeine Befreiung erlangen. Als ſie nach langſamer Waſſerfahrt im Freihauſe angekommen waren, ſchickte Jobſt den leichtſinnigen Freiknecht mit dem kurzen Beſcheid zu Bette: „Heute Nacht hab' ich Dich als Ritter geholt; machſt Du wieder ſolche tolle Alfanzereien, ſo werd' ich Dich als Stöcker holen. Darnach richte Dich."

In der Frühe des andern Morgens ſchickte der Kaiſer ſeine Jagdknechte, um Hinko mit ſich zu führen. Die heftigſte Unruhe hatte ihn ſchon eher vom Lager getrieben, und zu Jobſt's ſtillem Aerger ſprang der Jüngling im glänzenden Seidenkleide mit der prächtigen federgeſchmückten Gugel heraus. Markita warf ihm einen Abſchiedskuß zu und wie ein Federball ſchwang er ſich auf das flinke Thier, welches ihm der Kaiſer geſchickt hatte, und Allen freundlich Abſchied winkend, flog er dahin dem Böhmenkönig nach, welcher mit ſeinem reichen Jagdgefolge bereits vorausgeritten war; der Stöcker aber ging nach dem Königshofe, um dem eingekerkerten Pfaffen die tägliche Koſt zu reichen.

Kaiſer Wenzel empfing den ſchönen Junker mit ſichtlichem Wohlgefallen. Niemand vom ganzen Gefolge ahnete in dem goldblonden friſchblühenden Jüngling den Freiknecht, der gebeugt, mit kohlſchwarzem zotteligen Haare und Bart durch die Straßen Prags ſeinem Herrn nachſchlich und dem alle Leute ausgewichen waren. Der Jagdzug ſetzte ſich nun ſchneller in Bewegung. Des Kaiſers Waldknappen alle in grünen Schauben, wie er ſelbſt, führten die zahlreiche Meute ungeheurer Jagdhunde, die größten in ihrer Art und aus allen Ländern zuſammengekauft, an den Leinen. Neben dem Kaiſer aber ſprang frank und frei ſein Leibhund Türk, in der Größe eines jährigen Kalbes. Ihn liebte Wenzel mehr als irgend einen Menſchen und führte ihn ſtets mit ſich. „Nun heute geht's nach dem Karlſtein," ſagte Wenzel zu Hinko, „und künftige Woche wollen wir nach Bürglitz. Ihr Herren," wandte er ſich zu ſeinen Forſtmeiſtern und Hofherrn, „Ihr ſeht in dieſem ſchmucken Bürſchlein einen neuen Jagdpagen, von guter Geburt, genannt Hinko Mufelka, er iſt mir lieb und ich wünſche um Euretwillen, daß Ihr ihm gut begegnet. Er wird fürder ſtets um meine Perſon ſein."

Auf der Straße nach Beraun zu, holte der glänzende Jagdzug mehrere Reiter ein, in deren Geſellſchaft auch einige Damen auf ſchönen Zeltern ritten. Bei Annäherung des Kaiſers machte die kleine Geſellſchaft Halt, um ihm die ſchuldige Ehrerbietung zu beweiſen und vorüberziehen zu laſſen. Hinko ritt dicht hinter dem Kaiſer und hart an den verſchleierten Frauen vorüber, ſo daß er an den Fuß der einen ſtreifte. Kaum aber hatte ihn dieſe erblickt, als ſie mit einem Schrei vom Pferde ſank. Hinko war eben ſo ſchnell von dem ſeinigen, um ihr zu helfen. Indem er mit vielen Andern die Ohnmächtige aufzuheben bemüht war, wich der Schleier zurück, und er erkannte Hermenegilden. Als er ſich überzeugt, daß ſie keinen Schaden gelitten, zog er ſich zurück, verfolgt von den Blicken der durch ſeinen Anblick ebenfalls höchſt betretenen Mutter. Dieſes Ereigniß rief dem Jüngling die wilde Reihe der Ereigniſſe aus der vorigen Nacht wieder in das Gedächtniß zurück, und was ihm wie ein geſtaltloſer Traum vorgeſchwebt hatte, gewann jetzt erſt recht Körper und Form, und eine mächtige Glut für die junge ſchöne Gräſin erfaßte ihn wie Raſerei. Er erinnerte ſich, daß Hermenegilde ihm in der vorigen Nacht geſagt, ſie werde mit ihren Eltern auf das Schloß Ereſda reiſen, und der Entſchluß ſie dort verabredetermaßen, trotz des Vorfalls der verwichenen Nacht aufzuſuchen, ſtand in ſeiner Seele feſt. Hatte ihn der Graf, Hermenegildens Vater, doch nicht geſehen, ſondern nur von den Wächtern in ein Gefängniß ſtecken laſſen, aus dem er ohne einen Beſuch des Grafen durch Jobſt's Erſcheinen befreit worden war. Ohne ſich viel Sorgen darüber zu machen, was endlich daraus entſtehen müſſe, trabte er hinter ſeinem königlichen Gebieter her, dem grünen buſchigen Walde entgegen, bis ſie nach einigen Stunden auf der zwiſchen vier hohen und waldigen Bergen einſam gelegenen Felſenburg Karlſtein anlangten.

Auf drei Abſätzen eines ungeheuren und breiten Marmor- und Jaſpisfelſens empor ragend aus düſtern Wäldern, prangte Karlſtein, die kleine Bergſtadt, neu und herrlich mit ſeinen zahlreichen Gebäuden; denn ſeit der Erbauung dieſer herrlichen Bergfeſtung durch Kaiſer Karl IV., Wenzel's Vater, waren erſt ohngefähr vierzig Jahre verfloſſen. Aus den ſchönen Schlöſſern, deren eins ſich über dem andern glänzender und künſtlicher gebaut erhob, ragte ein mächtiger Thurmkoloß, welcher die waldige Umgegend wie ein König beherrſchte. Zweifache Bollwerke umgaben die weitläuftige Burg, welche an Größe, Pracht und Feſtigkeit ihres Gleichen nicht hatte; zwei doppelte eiſerne Thore führten hinein, die dicke Mauer war an manchen Stellen dreifach. Was die Kunſt nur Treffliches hervorzubringen vermocht hatte, war von Karl an den Karlſtein, vorzüglich an zwei Kirchen und mehrere Kapellen verſchwendet.

Die ſchwere eiſenbeſchlagene Zugbrücke donnerte herab, als der Kaiſer ſich dem Thorwart durch einige Trompetenſignale hatte melden laſſen. Mit dem dröhnenden Geſtampfe der Pferde, während der lange Zug durch die übermäßig ſtark befeſtigten Thore eintritt, vermiſchte ſich der Knall und zehnfache Wiederhall der Donnerbüchſen auf der Mauer, die von der Beſatzung zur Begrüßung des kaiſerlichen Herrn abgebrannt wurden. Der Burggraf und der auf dem Schloſſe wohnende Waldzeugmeiſter empfingen den Kaiſer mit ihren Knappen und Kreiſern am Eingang, und die Luft erſchallte vom Hallo der wildfröhlichen Waidwerksgeſellen und dem Geheul der gekoppelten Hunde, welche ihre Wohnung auf der Burg hatten und dem Kaiſer entgegengeführt wurden. Nach dieſer lärmenden Begrüßung, brachten die unter dem Burggrafen ſtehenden Burgvögte die Gäſte unter, zuerſt den Kaiſer und ſeine Jagdjunker, wozu Hinko jetzt gehörte, dann die Dienerſchaft in die zahlreichen Gebäude und die Roſſe endlich in die Ställe.

Der Kaiſer überließ ſich auf Karlſtein, befreit von jeglichem Zwange des Hofs und fern von der böswilligen Aufmerkſamkeit des Erzbiſchofs, ungehindert ſeinen Lüſten. Vom erſten Strahl des Morgens ſchimmerte die rieſige Weinkanne auf dem eichenen Tiſche ſeines Gemachs, und die lebensgroßen Bilder der Lützelburger Fürſten, zwiſchen denen der tüchtigſten Waidſtücke, welche ihre tapfere Hand erlegt, aufgehangen, ſahen wie traurig auf ihren königlichen Sproß, der ihnen in keiner Beziehung ähnlich war, oder wie unwillig, als ſei er gar keiner der ihrigen. Unbekümmert um ihre warnenden oder ſtrafenden Blicke, berauſchte ſich Wenzel mit ſeiner nächſten Geſellſchaft, zu welcher er Hinko hinzugezogen hatte. Dann zog er, der leidenſchaftliche Jäger, an der Spitze der jubelnden Schaar mit Sperbern und Hunden in die weiten Wälder hinaus und verfolgte die Fährte des Wildes, welches in zahlloſer Menge durch dieſe Forſte ſtreifte. Der Auer wie der Eber hauſten dort und der ſtolze Dammhirſch lebte in großen Heerden. Wenzel handhabte die Paläſter ſo geſchickt als den Jagdſpieß und was ſein treffendes Metall nicht völlig erlegte, das verendete unter den Fängen der gewaltigen Meute, die die ſchnellſte Hindin im Laufe überholte. Nach vollendeter Jagd, ſtand Wenzel, wie der gemeinſte Kretzer, nach abgelegter Schaube mit aufgeſtreiften Hemdärmeln, das ſcharfe Jagdmeſſer in der Hand, die Stücke, die er ſelbſt erlegt, denen er den Genickfang ſelbſt gegeben, nun auch ſelbſt aufbrechend und ausweidend. Bei all dieſen Waidmannsgeſchäften mußte ihm Hinko jetzt zur Hand ſein, dem er den genauſten Unterricht ertheilte, um ihn nicht allein zu einem guten Zecher, ſondern auch zu einem trefflichen Waidmann zu bilden. Ebenſo wollte der Kaiſer bald von keinem als Hinko bei Tafel bedient ſein, und wenn er ohne Gäſte ſpeiſte, ſaß Hinko an ſeiner Seite und aß mit ihm aus einer Schüſſel. Alſo in Saus und Braus verging dem Jüngling die Zeit, und er kam kaum zur Beſinnung. Die erſtere Zeit über hatte ihn die Müdigkeit in den tiefſten Schlaf gewiegt, ſobald die ſpäte Nacht ihn von der Geſellſchaft des Kaiſers entbunden hatte; denn meiſt war er deſſen Mundſchenk, bis Mitternacht den Berauſchten aufs Lager warf. Aber nach einigen Wochen wich der Schlaf ſtundenlang der Sehnſucht nach der Geliebten, und aus dem hohen Fenſter ſeiner Zelle ſah er zur Nacht in das Thal hinab und auf die Höhen hinüber, auf welchen der Mondſchein mit Schatten und Blättern ſpielte, und hob das helle Auge, müde vom Herumirren auf den Bergkuppeln, zum geſtirnten Himmel, um es von der irrdiſchen Wallfahrt zu ſtärken. Dann ſtieg wohl mit einem Seufzer aus ſeiner Bruſt der Wunſch herauf, er möchte jetzt zu Markita nach der Kapelle ſchleichen dürfen, um die Nacht mit ihr zu verplaudern und ihr beim zitternden Mondſtrahl ſchöne fromme Lieder und Sprüche zu lehren und ihr zu erzählen vom Gottesſohn und ſeinen Leiden auf Erden und allen Märtyrern und Heiligen, vom Zank der Päpſte und ihrer gewaltigen Herrlichkeit, oder ſie beim ſchwachen Schimmer einer kleinen Oellampe in der Kunſt des Leſens und Schreibens zu unterrichten. Er fühlte jetzt, wie ſehr ihm Markita's Umgang zum Bedürfniß geworden war, und dies Bedürfniß erinnerte ihn mehr an ſie als an die Gräfin. Aber wenn der Gedanke an dieſe ſeinen Geiſt durchblitzte, dann war es auch ein verſengender Blitz, der ihm die verwegene Luſt in die Seele glühte, ſich von der hohen Waldburg in das Thal hinabzuſtürzen, oder den Wunſch, wie Elfen im Mondſchein zu ſchweben und Berg aufwärts, Thal abwärts mit flüchtigem Nebelfuß in den mondſcheingeſchwängerten Lüften hin nach dem Schloſſe ſeiner Lieben zu ſchreiten, welches er ſich als den reizendſten Feenpalaſt ausmalte.

In wilder Luſt verlebte Hinko ſeine Tage, in ſtiller aber heftiger Sehnſucht ſeine Nächte; und nichts ſtörte lange Zeit dieſe Lebensweiſe. Von Jobſt kamen oft Boten an den Kaiſer, die dem betrübten Jüngling manchen ſüßen Gruß von Markita mitbrachten; von Hermenegilden erfuhr er aber nicht das Mindeſte und konnte nie eine Gelegenheit erſpähen, dem ihn feſſelnden Zwange zu entrinnen und das Schloß Eresda zu begrüßen, welches, wie er erkundet hatte, eine ſtarke halbe Tagereiſe von Karlſtein entfernt war. Endlich entſchloß ſich der Kaiſer nach einem empfangenen Eilboten ſchleunig nach Prag zu reiſen, und Hinko war ſein Begleiter. Der Herbſt hatte bereits Wald und Wieſen gegelbt und wehmüthig ritt Hinko neben dem mürriſchen König her. Dem Letzteren mußte eine unangenehme Nachricht zugekommen ſein; denn er murmelte oft arge Flüche zwiſchen den Zähnen durch, und ſprach den langen Weg über nichts weiter mit Hinko, als das Nothwendigſte. Dieſer hatte gehofft, Markita werde ihm an der Thüre des Freihauſes erwarten, werde ihn umhalſen, herzen und küſſen, und er freute ſich wie ein Kind auf dieſen Empfang. Um deſto größer war ſeine Betrübniß, als von dem Allen nichts geſchah; ja daß er ſie gar nicht zu ſehen bekam. Jobſt trat aus dem Hauſe, hob den Kaiſer vom Pferde und führte ihn hinein. Hinko ſattelte mißmuthig ab und brachte die Roſſe zu Stalle. Dann trat auch er in die Stube voll banger Erwartung, was dieſer mürriſche farbloſe Empfang zu bedeuten habe. Er ſah den Kaiſer in vertraulicher Unterredung mit einem Pfaffen und Jobſt betheuerte eben dazwiſchen ſprechend: „Ich kann Ew. Majeſtät meinen eignen Kopf zum Pfande ſetzen, dieſes ehrwürdigen Paters Lippen haben kein Wort von dieſem Geheimniß verrathen." — „Und Ihr kennt auch den Erzbiſchof von Prag nicht, wart nicht erſt bei ihm?" — „So wahr mich der Herr gewürdigt hat, einer ſeiner geringſten Diener zu ſein," verſetzte der Pater Hilarius. — „So werdet Ihr mein Freund ſein, und ich Euch kaiſerlich belohnen." — „Iſt er das?" fragte Hilarius Jobſten, auf Hinko deutend, und als dieſer mit Kopfnicken bejaht hatte, ſchritt der Leutprieſter auf den verwunderten Jüngling zu, legte ihm die Hand auf's Haupt und ſagte, ihn gleichſam ſegnend: „Auch mit Dir muß es anders werden, mein Sohn. Glaube mir, ich habe Deinetwegen viel, ſehr viel geduldig ertragen. Aber es ſoll nicht vergeblich geſchehen ſein." — „Wollt Ihr mir nicht den Burſchen gleich mit nach Nürnberg geben, durchlauchtigſter Herr? Wenn ich ihn an der Hand habe, kann ich mit mehr Nachdruck für ihn ſprechen." — „Vergeßt mir die Hauptſache nicht," verſetzte der Kaiſer. „Ihn aber will ich bei mir behalten; im Spätherbſt beginnen die Jagden und Hinko trägt den Sperber gut und verſteht ſich auf die Beize. Auch braucht ihn Gevatter Jobſt je zuweilen." — „Aber wollt Ihr ihn denn bei dieſem Geſchäfte laſſen?" flüſterte der Pater. — „Ein Stöcker oder ein Ritter, mir gilt's gleich," entgegnete Wenzel. „Ich habe ihn zu Jobſt's Nachfolger beſtimmt und laſſe mich darin nicht irre machen. Markita wird ſeine Frau und er kann beſſer leben, als der reichſte Graf im Lande." — Jobſt ſchüttelte den Kopf bedeutſam und über ſein verſteinertes Geſicht flog es wie tiefer langverhaltener Schmerz. Doch er ſchwieg und blickte ſinnend dem Freiknecht nach, welcher eben durch eine Thür wieder hinausgegangen war. Hinko irrte unruhig im Hauſe umher und ſuchte Markiten, aber er fand ſie nicht; auch ſeinen Franz hatte er zu treffen gehofft, doch auch von ihm war keine Spur zu entdecken. In der Küche endlich fand er Bjetka und grüßte ſie freundlich. Sie aber dankte ihm kalt und ſtolz, ſo daß er nur ſehr verlegen die Frage ſtammelte: „Iſt's Euch wohl gegangen, Frau Bjetka?" — „Das wird Dich wenig kümmern, junger Geſell," erwiederte ſie barſch. — „Ihr ſcheint erzürnt, that ich Euch was zu Leide?" —

„Das wirſt Du ſelbſt am beſten wiſſen. Mir aber geh' aus den Augen, undankbarer Bube, der Du mich ſchändlich bei meinem Manne verläumdet haſt.“ Hinko begriff nun wohl, weshalb das Weib ſo unhöflich war, und ging ohne ihr ein Wort zu erwiedern. Die Angſt trieb ihn nach der Kapelle, ſie war verſchloſſen; er ſuchte Hinek auf, den einzigen der andern Freiknechte, welcher ſich ihm früher gewogen gezeigt hatte; aber auch dieſer wußte nichts von Markita und Franz zu erzählen, als daß beide auf eine unerklärliche Weiſe aus dem Freihauſe verſchwunden ſeien. Hinko ging auf ſeine Kammer, um ſich auszuweinen. Das müde Haupt auf das Lager geſenkt, wollte er ſich eben der ganzen Wuth ſeines Kummers überlaſſen, als er unter dem Kopfe ein Papier knattern hörte. Er faßte danach und hielt ein Blättchen in der Hand, auf welchem er zu ſeiner unausſprechlichen Freude Markita's unvollkommene Schriftzüge entdeckte. „Ich muß morgen früh das Haus verlaſſen,“ buchſtabirte er mit Mühe zuſammen, „und weiß nicht wohin mich mein Vater bringen wird. Meine Mutter iſt ſehr arg. Franz iſt wieder zu ſeinem Herrn, dem Markgrafen; von ihm wirſt Du mehr hören. Deine Markita.“ Mit größter Ungeduld wartete Hinko den Abend ab, um ſeinen Getreuen aufzuſuchen, aber als hätte das Schickſal Alles hervorgeſucht, ihm das Leben ſchaal und erbärmlich zu machen, mußte er in des Markgrafen Wohnung erfahren, daß derſelbe vor einer Woche mit ſeiner Dienerſchaft nach Mähren abgereiſ't ſei. Hinko wurde nun verſchloſſen und zog ſich ſo zurück, daß er mehrere Tage lang das Freihaus nicht verließ, ſich in ſeine Kammer einriegelte und ſich ganz ſeinem verzweifelten Schmerze hingab. Jobſt ſchien das ganz zu überſehen, oder vielmehr mit weit wichtigern Dingen beſchäftigt zu ſein. Der Kaiſer fragte auch nicht nach ihm, ſondern war vielmehr unaufhörlich mit dem Pater Hilarius zuſammen. Wenzel hatte den ſtrengen Leutprieſter vermocht, eine ſchöne Wohnung auf der königlichen Burg auf der kleinen Seite einzunehmen, welche eigentlich für Fürſten beſtimmt war, ferner ſeine geiſtlichen Kleider mit andern zu verwechſeln, deren Zuſchnitt bedeutend weltlicher war, und alſo herausgeputzt ritt er neben dem Kaiſer einher in der Stadt und Gegend, ja als ſich beide erſt etwas näher kennen gelernt hatten, verſchmähte es der Paffe nicht, des Kaiſers nächtliche Saturnalien im Königshof und den ſchlechten Schenken in und um Prag in ihrer höchſten Rohheit mit zu feiern. Der Kaiſer war über die Erwerbung dieſes neuen Freundes ſo froh und heiter, wie man ihn lange nicht geſehen, und als in dieſer Zeit die deutſchen Churfürſten eine große Geſandtſchaft nach Prag ſchickten, um ihren König nach Deutſchland einzuladen, damit er dort Ordnung ſchaffe und ihre Streitigkeiten ſchlichte, verſetzte er jovial: „Es ſteht mir eben nicht an, jetzt nach Deutſchland zu reiſen und mich dort ſehen zu laſſen; wer mich von den Herren ſehen will, kann hierher nach Prag oder nach Karlſtein oder nach Bürgliß kommen, wo ich mich zuletzt aufhalten werde.“ — Die Geſandten mußten lachen und Wenzel lachte mit. Denſelben Tag noch gab er Befehl zur Abreiſe nach Karlſtein und Tags darauf ritt er mit Hilarius, Jobſt und Hinko dahin, um die Freuden der nun erſt recht beginnenden Jagd mit ſeinen Freunden gehörig auszuſchmecken.

Achtes Kapitel.

Ich weiß von keiner Liebe,
Ich weiß von keinem Mann.
Ich will in's Kloſter gehen
Und werden eine Nonn'.

Weſtphäl. Volkslied: Die Nonne.

Auf dem Herrnhauſe zu Obern-Mersfeld war's um eben dieſe Zeit eines Tags ungewöhnlich lebhaft. Ritter und Knechte ſprengten ab und zu. Damen ließen ſich von Zeltern den Berg hinauftragen: der Hof war ſchmucker und aufgeräumt, die runden Fenſterſcheiben der Kapelle funkelten, vom Schmutz befreit, und die Sonne ſah nach langer Zeit zum erſtenmal wieder in den innern Raum derſelben und auch hier war Alles nett geſcheuert und geputzt. Die Altäre waren neubekleidet und in den purpurnen Behängen mit funkelndem Golde zierliche Wappen geſtickt; neue Crucifixe glänzten überall, die alten Heiligenbilder waren friſch übermalt und brüſteten ſich ſchier in ihren hochrothen, lichtblauen und grellgelben Röcken, die ihnen vor wenigen Tagen erſt die geſchickte Hand eines Nürnberger Malers angezogen hatte. Jn der groſen Küche ſah's wo möglich noch freundlicher aus, als in der kleinen Kirche, doch wurden hier die Organe des Geruchs noch mehr ergötzt, als die des Geſichtes. Es dampfte und duftete gar lieblich von gebratenem und geſottenem Fleiſche, ſchmackhaften Brühen, abgekochten Gemüſen und Obſt, unter dem ſtattlichen Heerde brannten luſtige Feuer, der Bratſpies ſang ſein einförmiges Tanzlied und die zinnernen Teller und Löffel klapperten dazu ihre Muſik. Küchenmägde und Jungen belebten das Ganze und rannten aus und ein. Unter ihnen waren Frau Lene, Frau Katter und die Magd Crescenz, die ſich heute gleichſam verjüngt zu haben ſchien, ſo freudeverklärt ſtrahlte ihr Geſicht, bemerkbar. An der Spitze des ſämmtlichen Küchenperſonals ſtand aber eine Frau von ungeheurem Umfange, deren Wohlbeleibtheit man es anſehen, ſo wie ihren küchenverſtändigen Reden wohl anhören konnte, daß ſie beim Bratſpieß aufgewachſen und mit der beſten Zubereitung der Speiſen trefflich vertraut war. „Laßt mir den Wildſchweinsrüſſel nicht anbrennen!“ rief die Dicke rechts, „den Spanferkel fein gedreht!“ rief ſie links hinaus. „Getreuen Dienſt lohnt Gott. Treue Diener Schatz im Haus. Hurtig, doch Alles mit Bedacht! Unbedächtige Eil bricht den Hals.“ Ueberall hatte ſie etwas nachzuſehen, anzuordnen, beſſer zu machen, und watſchelte unermüdet von einer Ecke der Küche zur andern, daß ihr der Schweis über die Stirn rann. „Wir müſſen heute groſe Ehre-einlegen, Frau Lene,“ ſagte ſie dann vertraulich zu dieſer; „denn heute iſt ein Ehrentag; jeder macht's, ſo gut er's kann, wir in der Küche, die Gäſte an der Tafel, d[illegible], hi, hi, hi! Reicher Leute Gäſte wollen ſtets das Beſte. Dem alten Herrn Burggrafen will ich heute ſein Leibſüppchen bereiten. Das kann Niemand als ich treffen, bis zur Stunde, und wenn er's einmal hat eſſen wollen, ſo hat er mich auf die Burg holen laſſen, damit ich's ihm koche. Darnach man den Acker bauet, trägt er die Früchte." — „Ihr wart wohl ſonſt lange auf der Burg als Köchin, Frau Schlehen?" fragte Frau Lene. — „Ei freilich, an die zwanzig Jahre. Deshalb bin ich auch noch ſo beliebt dort. Ein getreuer Knecht kommt immer wieder recht. Wer ſich gut hält, immer wohl gefällt. Der alte Herr Burggraf war damals in ſeiner ſchönſten Zeit und ich ebenfalls. Hei! das war ein Leben! Mein ſeliger Kopple war des Burggrafen Braumeiſter, hatte ſchon graue Haare, war aber eine grundehrliche Haut. Als wir uns freiten, ſchenkte uns der gnädige Herr Graf den Bierſchank in der Burgfreiheit, aber alle acht Tage mußt' ich auf die Burg, um ihm nach wie vor ſein Süppchen zu kochen, und wenn einmal ein großer Schmaus, eine Hochzeit, Kindtaufe, ein Fürſteneſſen oder dergleichen auszurichten war, da führte ich das Küchenregiment wie heute. O, es verjüngt mich als ſollt ich ſelbſt noch eine Braut werden, daß ich des vortrefflichen Junkers Hochzeitstafel auch zu beſchicken hab'. Ja, ja, der Heerd bleibt doch heiß, wenn ſchon das Feuer gelöſcht wird. Glaubt Ihr wohl, daß das erſte Knötlein zu dieſem ſchönen Ehe-Bunde in meinem armen Hauſe geſchlungen worden iſt? Voller vier Monate ſind's, als der gnädige Gott mit ſeinem Donnerwetter die beiden Leutchen in meinem Schank zuſammenführte. Gleich und Gleich findet ſich. I Du meine Güte, wer hätte damals denken ſollen, daß ſie ſobald ein Brautpaar werden würden! Aber wenn erſt die Mücken ans Licht fliegen, verbrennen ſie ſich bald. Schon damals hab' ich's geſagt, ſie ſind für einander geſchaffen. Und was zu einander gehört, findet ſich allezeit zuſammen. Ja der Junker Wenzel iſt der ſchmucken Gräſin ſtracks auf dem Dache geweſen. Ein Wolf im Schlaf fing auch nie ein Schaaf.“ — „Sagt mir doch, Frau Schlehen, wie iſt's denn mit der Schuſtersdirne? Man hat ja zeither dies und jenes gemunkelt, der Vater wolle in Junker Wenzels Ehe gerichtlichen Einſpruch thun und ſo weiter; und wenn mir recht iſt, nannte man Euch eine vertraute Freundin der Jungfer Stengel.“ — „Ich eine Freundin, eine vertraute Freundin?!“ kreiſchte Frau Schlehen kirſchbraun vor Zorn. „Füttert man die Säue mit Perlen oder wachſen Feigen am Brombeergeſträuch? Wie kommt Ihr mir vor Frau Lene? Ich eine Freundin der Schuſtersdirne, der liederlichen Metze! Jede Krähe meint ſie ſei ein Adler. Darum iſt ſie's nicht. Ihr Vater hat einen Garten nicht weit von meiner Schenke und da hab' ich's aus gutem Willen und chriſtlicher Barmherzigkeit jezuweilen zugegeben, daß ſie bei mir hat zuſprechen dürfen. Als ich aber ihren ſchlechten Lebenswandel mit dem jungen Zirkelſchmidt im Nonnengäſſel erfuhr, hab' ich ihr das Haus verboten. Wer Koth angreift, beſudelt ſich. Schuſter bleib beim Leiſten. Ich din des gnädigen Herrn Burggrafen Köchin und gerngeſehene Freundin geweſen. Was bildet ſich die Dirne ein? Der Mäuſedreck will allzeit unterm Pfeffer ſein." — „So wißt Ihr wohl nicht, daß die Jungfer einen ſehr vornehmen Bräutigam gewonnen, welcher ſie vorgeſtern in einem ſtattlichen Wagen von dannen geführt, wie man vernimmt nach Prag an des Kaiſers Hof?" — „Wie? Was? Frau Lene! wollt Ihr mir eins aufbinden? Oder ſeid Ihr ſelbſt nicht bei Troſt? Kein Wort weiß ich! Frau Lene, ich bitt' Euch inſtändigſt! Kein Wort!" rief die Bierwirthin außer ſich, und klatſchte ihre fleiſchigen Hände zu verſchiedenen Malen ſtark zuſammen und ſtarrte die Kammerfrau mit weit aufgeriſſenem Munde an. „Einen vornehmen Bräutigam! Zu Hofe? Nun wenn auch der Hund zu Hof iſt, er wird doch kein Junker," fuhr ſie in ihrer Verwunderung doch ſpöttiſch fort. „Aber wer iſt der Bräutigam? Woher iſt er? Was iſt er? Wohin will er? Wie iſt er zu ihr gekommen? Was will er mit ihr machen?" — „Wer Euch das Alles beantworten könnte! Ich weiß weiter nichts, als daß ſie abgeholt worden iſt und an des Kaiſers Hof geführt wird, wo ihr künftiger Gatte eine angeſehene Hofſtelle bekleidet. Ich würde Euch das nicht ſagen können; denn die ganze Sache ſcheint ganz außerordentlich geheim betrieben worden zu ſein, wenn ich nicht durch den ſehr vornehmen Herrn Ritter, eben Elſen Stengels Bräutigam, erfahren hätte, daß auch mit mir bald eine Veränderung vor ſich gehen wird." — „Auch mit Euch? Potz Fledermaus! Ihr werdet doch nicht auch einen Reichsgrafen, einen Fürſten oder Churfürſten heirathen? Frau Lene, Ihr macht mich toll. Mir geht's im Kopfe herum wie ein Mühlrad. Und eine Köchin ohne Kopf iſt ein Henkel ohne Topf. O weh mein Faſan wird verbrannt ſein! Und dort die wilden Enten! Hier raucht mir ſchon das gefüllte Nudelgericht. Hilf Heiland, St. Maria und Joſeph! Ich werde über dieſe unerhörte Mirakel meine Ehre einbüßen. Friſch ihr Mägde, ihr Trollen! Sputet Euch. Um aller Heiligen willen, Frau Lene, ſagt mir, wollt Ihr Geſpeis und Schabernack mit mir treiben?" — „Soll mich Gott behüten! Ich wundre mich faſt zu Tode, daß Ihr noch nichts von dem wißt, was ſeit geſtern früh die ganze Stadt erfüllt! Fragt nur die Frau Katter, die Creſcenz, fragt die Mägde und Burſche alle, ob ſie's nicht ſchon vernommen!" — „Ja Stengels Elſe hat einen reichen und vornehmen Grafen gefreit. O in des Töpfers Hand kann aus einem ſchlechten Spültopf leicht eine köſtliche Bratpfanne werden, und in des Schöpfers Hand leicht aus einem armen und gemeinen Mädchen eine reiche und vornehme Frau," ſagten die jungen Mägde und kitzelten ſich heimlich mit dem Gedanken, daß ihnen was Gleiches widerfahren könne. — „Nun ſehe mir Eins an," verſetzte Frau Schlehen ärgerlich, „pfeiſt es der Spatz auf dem Dach, weiß es die Katz' nicht im Fach; da hab' ich geſtern den ganzen Tag auf dem verdammten verfallenen Ratteneſte da oben geſteckt und Braten geſpickt, Hühner und ander Geflügel ausgenommen, Brühen gebraut, Fladen gebacken und muß eine ſo wichtige Sache erſt heute zufälliger Weiſe erfahren, wo ſie ſchon was Altes iſt. So muß die Henne vom Ei lernen. Wäre die verwünſchte Hochzeit nicht geweſen, ſo hätt' ich meiner lieben Elſe doch ein freundſchaftliches Lebewohl ſagen und ihr zu ihrer Erhebung Glück wünſchen können. Ja das ſag' ich und dabei bleib' ich: Wem Gott wohl will, dem will St. Peter nicht übel und alle Apoſtel ſind ihm günſtig. Das Geſchleppe mit dem Junker Muffel hat nur vorgezeichnet bei der guten Elſe. Wie gönn' ich ihr das große Glück! Die Elſe war ein vortreffliches Mädchen und ich habe ſie ſtets mehr geliebt, als wenn ſie meine Tochter geweſen wäre! Alſo ein Reichsgraf hat ſie heimgeholt? Ich bitt Euch, Frau Lene, es wird wohl ein Fürſt geweſen ſein! Sie verdient's die Gold-Elſe! O ich möchte mir den Kopf ſelber am Bratſpieß braten, wie einen Saukopf, daß ich von der eklichen Hochzeit abgehalten wurde, ihr die Hand zu küſſen, und mich ihrem geneigten Andenken beſtens zu empfehlen. Wir waren ja gar zu herzinnige Freundinnen und ſolche Freundſchaft geht über alle Dinge, die muß man zu bewahren ſuchen. Freund in der Noth, Freund im Tod, Freund hinterm Rücken, ſind ſtarke Brücken.“ — „Aber hilf Himmel! Frau Schlehen, ſagtet Ihr nicht, Ihr hättet der Elſe das Haus verboten? Sie ſei ſchlecht und liederlich? Eine böſe, verlegne Waare?“ — „Eine böſe, verlegne Waare? Nun höre mir ein Menſch! Die Zunge im Munde ſoll mir ſchwarz werden, ſo ich das geſagt habe! Seid Ihr toll geworden? oder faſelt Ihr? Oder wollt Ihr mich mit meinen beſten Freunden entzweien? Ihr ſeid mir ein gefährliches Weibsbild! Vor Dieben ſoll man das Haus ſchließen und vor falſchen Leuten das Herz.

Still! meine Brühen! Wie viel iſt die Stunde, Kinder? O heiliger Lorenz! ich glaube der Brautzug ſetzt ſich in Bewegung. Rührt Euch Mägde! Seht die köſtliche Braut!“ — Zum Glück für Frau Schletzens große Verlegenheit verfügte ſich wirklich eben aus dem großen Saale die Wendeltreppe herab nach der Kirche zu ein prächtiger Zug herrlich gekleideter Ritter und Damen. Voran gingen ſämmtliche Schöppen der freien Stadt Nürnberg, die reichen Edelleute der Stadt und andre angeſehene Patrizier und reiche Handelsherrn; dann ſchritten mehrere Pfaffen, in ihrer Mitte den Probſt und die ganze Cleriſei des Kloſters Heilsbron, dann kam die Braut, Gräfin Agnes von Potuſchka am Arme des Burggrafen Johannes, hinter ihnen Junker Wenzel im koſtbaren Bräutigamsſtaat, die Burggräfin Margarethe führend, ſodann der alte Burggraf Friedrich mit der Freifrau Babet von Milm, weiter der Graf Aleſch von Potuſchka aus Prag, Bruder der Braut, mit der ſanften ſchönen Johanna und ſo fort der junge Burggraf Friedrich, der Ritter von Milm und endlich allein traurig und geſenkten Hauptes der alte Niklas Muffel. Geiger und Pfeiffer lieſen zur Seite und ſpielten luſtige Hochzeitreigen auf.

Als der Zug in die Kirche war, wo die Zeremonie der Trauung vollzogen wurde, kroch Han-Henner mit einem widrig mürriſchen Geſichte aus dem Pferdeſtalle hervor und hinter ihm ſprang der poſſierliche Narr des Burggrafen, Butterknötele, mit einem verklärten ſüßen Geſichte hervor. Beide nahmen ihren Weg nach der Küche zu, aber ſo verſchieden ihre Geſichter, ſo verſchieden war auch beider Abſicht. „Was man mit dem Maule davon bringt, hat man weg,“ ſagte Han-Henner. „Aus der verdammten Geſchichte wird doch kein Segen weiter ſprießen, als daß einem die guten Hochzeitgerichte bekommen, und während das trödeliche Volk drinnen einen ſündlichen Mißbrauch mit dem Sakramente treibt, will ich meine Zeit beſſer anwenden. — Beſte Frau Schletzen gebt mir das ſaftigſte Stück von Eurem gewürzten Rinderbraten.“ — „Wenn der Stein umläuft, muß man ſchleifen, und wenn ſich der Braten am Spieß dreht, ihn verzehren. Das Beſte gehört in des Dieners Maul; denn er iſt rührig, die Herrſchaft faul. Es gehört Euch, lieber Han-Henner,“ verſetzte ſie, „denn Ihr ſeid mir eben ſo lieb als der Herr Niklas Muffel ſelbſt. Nun wie hat Euch die Braut gefallen?“ — „Der Teufel ſoll ſie holen! murmelte Han-Henner und ballte grimmig eine Fauſt. „Dies Weibsbild iſt ſo wahr mir Gott helfe, eine Hexe oder Fee. Erſt hat ſie's meinem lieben braven Junker Marquart angethan — Gott hab' ihn ſelig! —, ſo daß er wie ein Traumbold umherlief und eben ſo in den Tod gerannt iſt, woran ſie ganz allein die Schuld hat; nun da er kaum eingeſargt — umgarnt ſie den liederlichen Wenzel, und der ſpringt mir nichts, dir nichts von einer Schuſters Tochter zu einer Gräfin; aber mir ſoll der und jener den Hals umdrehen, wenn nicht hundertmal mehr Glück und Segen dabei geweſen wäre, er hätte Stengels Elſen gekauft, als dies Bieſt.“ — „Ihr habt ganz Recht!“ flüſterte Frau Schletzen. „Man darf's nur nicht laut ſagen. Es ſind nicht alle Köche, ſo lange

Meſſer tragen, und nicht Alles iſt Gold, was glänzt. Gebt Acht, das Bier folgt allzeit dem Zapfen, und wenn der Löffel neu iſt, braucht ihn allzeit der Koch geſchäftig, wird er alt, ſchmeißt er ihn ins Feuer. Die arme Elſe hat er verſtoßen; denn an das Armuth will ſich jeder Narr die Schuhe wiſchen, ſie weinte ſich faſt die Augen aus dem Kopfe über Wenzels Treubruch und wenn ich ſie nicht ſtets freundſchaftlich getröſtet und ihr wie eine Mutter zugeredet, ſie hätte ſich ein Leids angethan, und ihr großes Glück verabſäumt. Gekränkte Unſchuld find't allzeit einen Rächer und Hoffarth fällt zuletzt über die eignen Beine und bricht den Hals." — „Hab's wohl gehört von der Elſe," verſetzte Han-Henner, „daß ſie eine reiche Gräfin werden ſoll." — „Eine Fürſtin, Han-Henner, eine Fürſtin. Wie das Glück ſo das Gemüth. Sie wird ſtolz werden. Aber ſagt mir doch, was hat die Lene vor, der Frau Babet Gürtelmagd? Seht doch wie ſie ſo verliebt mit dem Narren ſchmunzelt! Sagte ſie mir doch ganz hoffärthig, auch mit ihr würde eine große Veränderung vorgehen. Was hat das zu bedeuten? Voller Kropf, toller Kopf. Nicht wahr? Es geht dem Weibsbilde zu gut, und wer zu viel Brot hat, ſieht ſich gleich nach Fleiſch um." — „Das kann ich Euch erklären." — „Ei ſo laßt hören! Ihr zecht acht Tage lang umſonſt in meinem Schank für die Gefälligkeit. Eine Hand wäſcht die andre. Wollt ihr die Frucht, laßt erſt den Baum blühen." — „Frau Lene hat ſchon lange in ihrem Bette wieder nach einem Manne gegähnt; denn, wie Ihr ſagen würdet: Angebrannt Holz gehet bald wieder an;

und ob die gute Frau auch den Bettzipfel in den Mund ſteckte, ſo wollte das doch auf die Dauer nicht helfen; der Appetit kam immer und ſtärker wieder. Weil nun kein Andrer ſich fand, der ihn zu ſtillen groß Belieben getragen hätte, ſo nahm ſie mit dem Narren dort vorlieb. Der hatte inzwiſchen ſo wenig Einkommen, daß er eine Frau auf dem Fuß, auf welchen Frau Lene zu leben gedachte, nicht erhalten konnte. Da erſcheint denn plötzlich zu aller Welt Erſtaunen, wie vom Himmel herabgeregnet, der Elſe Stengel vornehmer Bräutigam und bringt meinem guten heirathsluſtigen Narren die vortreffliche Betſchaft, daß ihn der Kaiſer in Prag zu ſeinem Leib- und Hofnarren beſtellt und ihm ein großes Dienſtgeld zugeſichert. Nun könnt Ihr Euch denken, beſte Frau Schlehen, daß auch dieſes Paares Hochzeitfladen bald duften werden, ob aber hier oder in der Kaiſerſtadt, weiß ich nicht.“ Han-Henner langte ſich von dem Braten am Spieß wacker zu und kaute mit beiden Backen. Frau Schlehen betrachtete das vergnügte Liebespaar mit neidiſchen Augen und ſagte einmal über das andre: „Ei ſeh' mir doch Einer! Eine kaiſerliche Hofnarrnsfrau! Kann kaiſerliche Hofnärrin werden. Ander Mann, ander Glück.“ Endlich aber konnte ſie nicht dem Gelüſte widerſtehen, ihr Wörtchen zuzugeben, und herbeiwatſchelnd ſprach ſie: „Ei über die große Herrlichkeit! Was ich erſt von Andern hören muß! Sonnenaufgang, Nebelsuntergang! Hättet Ihr mir als Eurer beſten Freundin nicht offenbaren ſollen, wie jetzt Euer Waizen in ſchönſter Blüthe ſteht? Wünſch Glück und Segen, Frau Lene, und bitt' um Eure fernere Freundſchaft! Werdet nicht etwa hoffärthig und erhebt Euch zu ſehr, wenn Ihr in die Wolle kommt! Hoffarth iſt die erſte und größte Sünde. Gedenkt der Schankwirthin Suſe Schlehen und ſeid verſichert, daß Ihr keine beſſere auf der weiten Erde finden werdet. Wann ſoll denn die Reiſe fort gehen?" — „Wir erwarten nur noch die Antwort der Frau Babet. Wird ſie mich ihres Dienſtes entlaſſen, ſo wollen wir Nürnberg in dieſen Tagen quittiren." — „Ei Ihr loſes Weibchen! Euch einen ſo ſchmucken, jungen, trefflichen Geſpons anzuſchaffen! Jung gefreit, Keinem gereut. In keinem Bett liegt ſich's weicher, als im Ehebett. Mag nun Elſe Stengel noch ſo geſchickt in den Glückstopf gegriffen haben, Ihr habt doch ein beſſeres Loos gezogen. Denn wer wird wohl des Kaiſers Majeſtät mehr umgeben, täglich und ſtündlich? Wer dem allerdurchlauchtigſten Herrn näher ſtehen, Euer allerliebſter, junger, rühriger Ehemann, oder Elſens alter, griesgrämlicher, abſcheulicher Bettkönig? Jung und jung, Freuden genung; Jung und Alt, eiskalt." — Der Narr that vor Freuden über der ſtattlichen Frau Lobreden einen zierlichen Satz und pries ſeinerſeits der Frau Schlehen friſche Jugendfülle, die Geſundheit ihrer Geſichtsfarbe, die Munterkeit ihres Weſens, die Schärfe ihres Verſtandes, und zwiſchen beiden wurde ſodann die zärtlichſte Küchenfreundſchaft geſchloſſen, auf dem Bratſpies beſchworen und mit einem herrlichen Stück Braten verbrieft und beſiegelt.

Die Trauung war, während dieſer merkwürdigen Vorfälle in der Küche, in gehöriger Form vor ſich gegangen, und die Menge der Gäſte verfügte ſich mit dem Brautpaare wieder nach dem Saale zurück, in welchem die lange Tafel ſchon gedeckt, mit ſilbernen Kannen und Bechern bepflanzt, mit blanken Tellern, Löffeln, Meſſern und Gabeln eingefaßt und mit duftenden Blumenſträußern, wie ſie der Nachſommer bringt, geſchmückt war. Die herausgeputzte zahlreiche Dienerſchaft aus dem Aegidienhofe, dem Kranich, von Schloß Gleichen am Berge und Obern-Morsfeld ſelbſt erſchien in der Küche, und Frau Schlehen ordnete ihren Zug indem ſie jedem eine ſüß duftende Schüſſel in die Hand und ein paſſendes Sprichwörtlein mit auf den Weg gab. Han-Henner hatte ſich allein ausgeſchloſſen und blieb in ſeinem unſchimmern unhochzeitlichen Kleide ſchmollend in der Küche ſitzen.

Die Drommeter gaben das Zeichen und die Hochzeitgäſte nehmen ihre Plätze an der Tafel ein. Obenan ſaß das Brautpaar, an der Braut hatte der alte Muffel, am Bräutigam die Burggräfin und ſodann der Graf Aleſch Potuſchka den Platz. Die Burggrafen, der Vater und die beiden Söhne folgten ſofort mit den andern zahlreichen Gäſten. Die Pfeiffer und Geiger ſpielten wieder auf und die große Tafel entlang entwickelte ſich zu beiden Seiten die harmloſeſte heiterſte Unterhaltung. Nur an der Spitze ſchien der Geiſt der Fröhlichkeit nicht einkehren zu wollen; hier hörte man keinen Freudenruf, kein Lachen, Schäckern, keinen muthwilligen Scherz und ſo oft man auch die Geſundheit des Brautpaars mit Halloh und unter Inſtrumentengetöne ausbrachte, die Freude der Gäſte ſtrahlte nicht ächt in den Geſichtern der Beiden wider; es war Alles gemacht und gezwungen, nichts natürlich und ächt. Aber der alte Muffel saß auch recht als ein unheimlicher Gaſt mitten dazwiſchen; wie ein Geiſt unter Lebenden, wie das ſichtbargewordene drohende Schickſal unter den ahnungsloſen ſpielenden Menſchenkindern. Keine Bitten, weder Wenzels noch der anmuthigen Braut hatten ihn vermögen können, ſeine ſchwarze Trauertracht abzulegen, und ſo erſchien er wie ein unheilverkündender Rabe am Tage des Feſtes unter dem bunten lebensluſtigen Gewimmel. In ſein Geſicht hatten wilder Schmerz und gewaltiger Kummer noch tiefere Furchen gegraben als das Alter, ſein Auge war trübe geworden und glitt ſcheu an dem Glanz des Feſtes hin, als ſei es Sünde für ihn, das Alles zu betrachten. Schon waren manche Toaſte ausgebracht worden, als auch er endlich ſeinen Becher mit zitternder Hand emporhob und wehmüthig ausrief: „Den Todten und den Unglücklichen dies!“ Ein Thränenſtrom erſtickte ſeine Stimme und ſtürzte in den perlenden Wein. Die Gäſte blickten theilnehmend auf den zerknirſchten Greis und die Spielleute geigten ein Trauerſtück. „O wären all' meine Kinder um mich verſammelt,“ ſeufzte der Alte, „wie wollt ich umſpringen ſchier als ein toller Knabe und mich ergötzen wie kein Gaſt weiter. Aber ſo muß ich den einen Sohn im Grabe wiſſen, und den andern — o Gott ſteh' mir bei, daß ich's ertrage!“ — „Edle Damen und Herrn, liebwertheſten Gäſte,“ nahm jetzt Wenzel das Wort, „ſeit die fränkiſchen Edelleute meines Bruders Henrico That und Handlung in Prag, der ſie ſelbſt beigewohnt, überall ausgebreitet, die Sache ſich durch meine Reiſe bewährt, und endlich durch meines Freundes und Schwagers, des anweſenden Grafen Potuſchka Ausſage außer allen Zweifel geſetzt worden iſt, kann es keinem Menſchen in Nürnberg mehr ein Geheimniß ſein, welch ein gräßliches Schickſal uns abermals betroffen. Die Sache iſt aber von der Art, daß man klüger thut, gänzlich und auf ewig von ihr zu ſchweigen. Ich bitt' Euch insgeſammt deshalb die Erwähnung derſelben meines lieben Vaters Troſtloſigkeit zu gute zu halten. Euch aber, mein vielgeliebter Vater erſuche ich aus innigſter Kindesliebe, Eurer mir werthen und theuren Geſundheit zu ſchonen und Euch nicht dem Schmerze ferner ſo rückſichtslos hinzugeben. Das Schickſal hat ſeinen Willen haben müſſen, und nun iſt's geſchehn; bedenkt dagegen auch, daß meine Liebe zu Euch Alles aufbieten wird, Euch die beiden andern Söhne zu erſetzen, bedenkt daß Ihr in meiner geliebten Agnes eine Tochter gefunden, die mit mir wetteifern wird, Euch Eure ſpäten Tage zu verſüßen. Laßt doch den Kummer fahren und freut Euch mit den Fröhlichen, damit mir mein Ehrentag geſegnet werde." Die Gäſte fielen mit Freuden drauf ein, um den düſtern Geiſt zu verſcheuchen, und jeder vergnügte ſich, ſo gut es gehen wollte, mit ſeinen Nachbarn. Der alte Muffel bog ſich aber über den Tiſch und fragte den Grafen Potuſchka: „Und Ihr habt das entſetzliche Unglück meines Henrico mit Euren eignen Augen geſehen?" — „Freilich zu meinem größten Leidweſen und obgleich ich in der Eile alles that, was mir Freundſchaft zu ihm, Chriſtenliebe und Menſchlichkeit eingaben, ſo handelte er doch zu raſch und that gleich den unglücklichſten Schritt, den er nur hätte thun können, ſo daß alle meine Bemühungen für ihn wirkungslos bleiben mußten.“ — „Und nun iſt keine, gar keine Rettung mehr für ihn!“ ſeufzte der Alte wieder tief. „Wie kann ich einen Freiknecht zum Sohn haben! Barmherziger Himmel! So mußte grauſam jedes Band zwiſchen ſeinem und meinem Herzen zerreißen! Sich der gräßlichſten Schande alſo hinzugeben! und doch werdet Ihr mein Vaterherz mit der genauen Erzählung der Einzelnheiten etwas erfriſchen; denn von Kummer leb' ich noch und Schmerz iſt mein Labſal. Schenkt mir alſo ein Stündchen dieſen Abend, liebſter Herr Graf, damit ich mich auf meine Art auch ein wenig freuen kann.“ — Der Graf verſprach ihm einen genauen Bericht und das eisgraue Haupt des alten Herrn ſank wieder auf die Bruſt herab und ſchwieg fürder in ſich gekehrt, während die laute Luſt der Gäſte ſich immer mehr entfaltete. Auch der Bräutigam war allmählig lebhaft geworden und wollte ſich, vom Wein erhitzt, eben ſeiner ganzen Ausgelaſſenheit hingeben, als Gehrhard Dreiſſel eilfertig zu ihm trat und ihm etwas in's Ohr flüſterte. Wenzel erblaßte, winkte dem vertrauten Diener mit den Augen, ſchob nach einigen Minuten den Seſſel leiſe zurück und entfernte ſich ohne alles Geräuſch. Mit wankenden Knien ſtieg er hurtig die ſteinerne Wendeltreppe hinab und gelangte in die Küche. Hier ſah er zu ſeinem größten Aerger den Junker von Stürzenbach an einem Tiſche ſitzen, den Frau Schlehen reichlich mit Speiſe und Trank beſetzt hatte. Die vortreffliche Schankwirthin ſelbſt hatte neben ihm freundſchaftlich Platz genommen und um und neben dem hungrigen und durſtigen Ritter ſaß die müßige Dienerſchaft des Hauſes und obenan Frau Lene, der Narr, Hau-Henner und Katter. „Nun ſagt mir nur, Junker von Stürzenbach, welcher Glücksſtern führt Euch heute gerade auf meine Burg? Seid mir herzlich willkommen!“ grinzte Wenzel mit erzwungener Freundlichkeit. — „Willkommen nun eben nicht,“ bemerkte der Junker und that einen friſchen Zug aus der Kanne, „ſonſt hätte Dein ſchlauer Knecht, Bruder Wenzel, nicht all ſeinen verlegenen Witz aufgeboten, um mich wieder zum Berg hinab zu ſchwatzen. Aber willkommen oder nicht willkommen, das gilt mir bei Dir ganz gleich, Brüderchen. Das ſiehſt Du unter andern auch ſchon daraus, daß ich da bin; denn Du haſt mich nicht zu Deiner Hochzeit geladen, aber ich dachte: Du mußt auf Brüderchen Wenzels Hochzeit ſein. Und ſieh hier bin ich; und obgleich ich kein hochzeitlich Kleid anhabe und gegen Dich verdammt abſteche, ſo hoffe ich doch, Du wirſt mich zu Deinen übrigen Gäſten führen, nachdem ich das Wenige, womit mich die brave Frau Schlehen regalirt, werde zu mir genommen und das wieder eingebracht haben, was die andern nun ſchon im Voraus verzehrt.“ — Wenzel hatte während der trockenen Rede des Junkers verlegen die Hände gerieben, auch einige Nägel abgekaut und die ſtruppigen Haare mit den Fingern durchkämmt, ſo daß ſie zu Berge ſtanden, wie ein Beſen. Jetzt nahte er ſich mit ſüßer Miene des Junkers Ohr und flüſterte: „Willſt Du nicht mit mir in ein

Zimmer treten? Ich habe nur zwei Wörtlein insgeheim mit Dir zu ſprechen.“ — „Was wir zu verhandeln haben, könnte füglich und von Rechtswegen vor dieſen ehrbaren Leuten laut und öffentlich geſchehen, doch will ich Dir wohl den Gefallen thun, wenn ich noch eine ſolche Kanne Wein zu mir genommen; denn Dein Hochzeitgericht mundet mir und man muß Feuer im Leibe haben, wenn man mit einer ſo vornehmen Braut ein Ehrentänzchen machen will, wie ich dieſen Abend.“ Wenzel ſtand wie auf glühenden Kohlen; er wurde bald roth, bald weiß, knirſchte bald mit den Zähnen für ſich und machte dem unhöflichen Gaſte dann ſogleich wieder das freundlichſte Geſicht, ballte eine Fauſt in der Taſche und redete Honigworte zu dem gleichgültigen Stürzenbacher. Aber all ſeiner Ungeduld, ſeiner ſchmeichelnden Bittworte ungeachtet, ließ ſich dieſer noch eine Kanne Wein reichen, zechte gemächlich, ſpeiſ'te und ſetzte mit Frau Schlehen das abgebrochene Geſprächſel fort, unbekümmert um den wartenden Bräutigam. Han-Henner und Frau Leue wechſelten über dieſe Erſcheinung bedeutſame Blicke, und auch unter den andern Anweſenden wurden vielſagende Fragen mit den Augen gethan. Endlich nach mancher ſanften und bittenden Erinnerung des ſchier verzweifelten Hochzeiters bequemte ſich der ſchon halb berauſchte Stürzenbacher, ſeinem Freunde zu folgen. Am Treppengehäuſe war ein dunkles Stübchen, da hinein führte Wenzel den ungelegenen Gaſt. „Aber beſter Bruder,“ begann er hier ängſtlich ſüß, „das iſt ja ganz gegen die Verabredung.“ — „Was geht mich die Verabredung an,“ verſetzte jener, „kurz und gut, ich will auch auf Deiner Hochzeit ſein und Deiner Braut den Kranz abtrinken helfen; denn dies muß — ſo will's die Sitte — von den beſten Freunden des Brautpaars geſchehen, und ich will hoffen, Wenzel, Du haſt keinen beſſern Freund als mich, folglich hab' ich's für Freundespflicht gehalten, zu kommen und den Ehrendienſt zu thun." — „So bedenke aber doch nur, daß wir uns verrathen." — „Da iſt nichts zu bedenken! Mein Adel iſt ſo alt und gut als irgend einer eines Schlemmers oben, die Du geladen haſt." — „Du verdirbſt durch Dein Kommen alle die herrlichen Pläne, die wir ausgedacht. Ich bin ja noch nicht Beſitzer des ganzen Vermögens. Vielleicht in einigen Wochen. Die Angeln ſind ausgeworfen, der Alte beißt ſchon an den Köder, da kommſt Du und er wird faule Fiſche riechen." — Der Junker ſtand einen Augenblick nachſinnend, dann ſagte er: „Was giebſt Du mir, Wenzelchen, wenn ich wieder gehe?" — „Ich habe ja ſelbſt noch nichts; ſobald ich Beſitzer von allem Gut bin, ſollſt Du ein rundes Sümmchen haben." — „Oho ein Sperling in der Hand iſt mir lieber als zehn auf dem Dache. Jetzt brauch' ich Moneten und wenn Du nichts haſt, ſo will ich mich auf Deiner Hochzeit ſatt eſſen. Wenn Du ein ehrlicher Kerl wärſt, ſo hätteſt Du mir gemeldet: zur Hochzeit kann ich Dich nicht laden, das weißt Du, aber hier ſind Braten, Fiſche, Kuchen und Wein, das ſchickt Dir meine Braut. Thu' Dir ein gütliches. Aber ſo haſt Du, Spitzbube, keinem von uns eine Sylbe wiſſen laſſen. Meinſt Du, daß ſtimme mit der Verabredung überein? Alſo zahle mir oder ich tanze mit der Braut den erſten

Reigen.“ — Wenzel zog ein koſtbar gewirktes Beutelchen aus ſeinem mit Perlen und Gold ausgeſtickten Wamms hervor und hielt es zwiſchen den Fingern dem Junker hin. Dieſer, ein ausgelernter Schnapphahn, der das Beutelſtehlen zu einer ungewöhnlichen Fertigkeit gebracht hatte, fiſchte es durch einem raſchen Kunſtgriff weg, öffnete es mit gierigen Blicken und überzählte die darin enthaltene Baarſchaft mit der Geſchäftigkeit eines Juden. „Verdammt wenig!“ murmelte er dann, Wenzeln tückiſch anblickend, doch verzog ſich ſein Geſicht als ſein Auge auf die Hand des Gebers fiel. „Gieb mir noch ein ſolch gülden Reiflein von Deinen Fingern dazu; Du haſt ja deren genug dran ſtecken und ich habe noch nie ſoviel Geld aufbringen können, der Bamberger Chriſtel eins zu kaufen; und ſeit ſie meine Buhle iſt, hat mir noch kein Trödler mit einem Ringlein ins Garn laufen wollen.“ — „Du biſt unverſchämt,“ erwiederte Wenzel trotzig. „Wie kann ich Dir ſolch einen Fingerreif geben? Sie ſind von meiner Braut, die den Mangel eines ſogleich bemerken würde.“ — „So gieb mir Geld, daß ich mir eins in Nürnberg kaufen kann.“ — „Ich habe Dir gegeben, was ich beſaß.“ — „So gieb mir eine Verſchreibung, daß ich's binnen vier Wochen erhalten ſoll.“ — „Ich mag mich Dir nicht verſchreiben.“ — „Wenzel!“ rief der Stürzenbacher plötzlich den Ton ändernd, „ich habe Dich im Sacke, wie eine gefangene Ratte, ohne daß Du's weißt; Du kannſt mir nicht entwiſchen, und wenn Du noch tollere Sprünge machteſt. Ich wollte Dir drei Worte zuflüſtern und Du ſollteſt daſtehen, als wenn Dir der Teufel das letzte Stündlein angeſagt. Aber ich habe noch ſo viel Mitleid mit Dir, daß ich Dir den Hochzeittag nicht verderben will; die Nacht haſt Du Dir ohnedies ſelbſt ſchon verdorben. Aber kurz, willſt Du ein güldenes Reiſlein geben oder einen Schein?" — Wenzel zog todtbleich einen Ring vom Finger und reichte ihn dem Junker. Dieſer machte einen tiefen Bückling und verfügte ſich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, wieder in die Küche und nicht, wie Wenzel gehofft hatte, in den Stall, um ſein Pferd zu beſteigen und die Burg zu verlaſſen. Frau Schlehen, des Stürzenbachers gute Freundin, war gleich wieder geſchäftig, ihm neue Gerichte auf den Küchentiſch zu beſorgen und vergnügt kaute der Junker bald wieder mit den beiden Backen. Wenzel ſtieg zitternd und blaß die Treppe hinauf; die dunkeln Worte des Junkers hatten ihm auf eine unerklärliche Art das Mark in den Gebeinen angegriffen. In dieſem Zuſtande trat er in den Speiſeſaal, wo ſein langes Ausbleiben ſchon Aufſehen erregt hatte. Die Braut hüpfte ihm entgegen, aber ſie fuhr entſetzt zurück, als ſie in ſein verſtörtes Geſicht blickte. „Um aller Heiligen willen! Wenzel, was fehlt Dir?" redete ſie leiſe; er that ſich alle Gewalt an, um recht heiter zu ſcheinen und erwiederte: „Es wurde mir etwas unwohl, doch iſt's vorüber." Und an ihrem Arme alſobald zur Tafel eilend, leerte er mehrere Becher haſtig nach einander, um die Angſt und Beklommenheit, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, mit den fluthenden Wellen des Weins hinweg zu ſpülen. Des Vaters Augen begleiteten mit einer gewiſſen ängſtlichen Spannung jede Bewegung Wenzels und hingen an den verzerrten Zügen ſeines Geſichtes. Nach aufgehobener Tafel, an welcher die Luſtigkeit zuletzt nicht recht mehr fort gewollt hatte, ſchlich der Alte hinter Wenzeln her und faßte ihn von hinten bei der Hand. „Dir iſt etwas Böſes widerfahren, mein Sohn,“ ſagte er, „und ich bin von großer Bangigkeit befallen worden. Hab' ich Dich doch nur allein noch und zittere ſtets für Dein Leben. Sollt' ich ohne Erben meines Namens, ohne Sohn hinabſteigen, ich würde ein grämliches Ende nehmen. Und an Deinem Hochzeittage iſt ein Unheil von böſer Vorbedeutung.“ — „Beruhigt Euch darob, liebſter Vater, nicht das mindeſte Unangenehme iſt mir begegnet, und wie Ihr ſeht, bin ich munter und geſund, heiter und froh wie ein Fiſch im Waſſer.“ — „Deſto beſſer, obgleich Dein Geſicht dieſen Worten widerſpricht. Meine Söhne ſind mein Stolz geweſen, deshalb hat mich der Herr geſtraft, und mir iſt's ſtets zu Gemüthe, als habe er die Zuchtruthe noch nicht bei Seite gelegt, darum iſt mir's ſo bange um Dich. Die böſen Geſellen, von welchen Deine Unerfahrenheit ſich ſonſt hinreißen ließ, könnten es leicht auf Dich abgeſehen haben.“ — „Ich will ihnen ſchon die Spitze bieten. Niemals that ich ihnen etwas zu leide und wenn ich zu meiner Pflicht zurückkehrte, ſo hat ihnen das keinen Schaden gebracht. Schlaft deshalb ruhig, überlaßt Euch der liebevollen Pflege meiner Agnes, thut Euch aller Sorgen um das Weltliche ab, und vergönnt mir die Freude, Euch Alles zu ſein, was ein Herz zu ſeinem ſtillen Glücke bedarf.“ — „O ich weiß es ja, wie Du mich liebſt und faſt möchte ich in Wehmuth zerfließen, daß mein thörigtes Herz ſonſt mehr an Marquart hing, als an Dir. Dafür hat ihn mir der Himmel auch genommen. Nun ſollſt Du nicht mehr über mich klagen.“ — Die Braut trat jetzt auch hinzu, klopfte den Schultheißen auf die Schulter und ſagte: „Nun Väterchen, billiger Weiſe ſolltet Ihr doch das erſte Tänzchen mit mir machen?„ — „Ach wertheſte Tochter,“ verſetzte er, „wie ſollt' ich in meiner Betrübniß zu tanzen mich unterfangen?“ — „Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und Ihr habt viel zu wenig getrunken, um des tückiſchen Geſchicks Streichen Hohn ſprechen zu können. Aber ich hab' Euch ein Fläſchchen aufgeſpart, das iſt Lebensöl und recht gemacht, das Herz zu erfriſchen, alle Schmerzen zu ſtillen und an ihrer Statt Wonne in die wunde Bruſt zu gießen.“ — Sie langte einen köſtlichen güldenen Becher herbei, kredenzte ihm den herrlichen Purpurſaft und reichte dem Greiſe den lockenden Labetrank. Muffel leerte das Gefäß und fühlte im Augenblick eine ſanfte Wärme ſeine Adern durchrieſeln und eine ſüße ſchwermuthbannende Heiterkeit in ſeiner Seele aufſteigen. „Ihr habt Recht, ſchöne Gräfin,“ ſagte er, „dieſer Wein ſcheint ein ächter Sorgenbrecher zu ſein, aber vielleicht ſpendete Eure Hand ihm erſt dieſe Zauberkraft. Wenn Ihr ferner mir dieſe Gabe reicht, ſo ſeh' ich mich an der Schwelle eines gaſtlichen Freudenhauſes, in welchem ich meine letzten Tage zubringen ſoll, während ich mich ſchon in einem grämlichen düſtern Trauerhauſe wähnte.“ — „Und zweifelt Ihr daran, daß ich Euch nicht täglich und ſtündlich mit dieſem und jenem ergötzen und erfriſchen werde, was mir das Herz eingiebt? daß ich Euch auf den Händen zu tragen bereit bin? Ich müßte meinen Wenzel weniger zärtlich lieben, um nicht den edlen alten Vater deſſelben auch als meinen Vater zu betrachten und ihm alle Kindesliebe zu erweiſen, deren mein Herz fähig iſt.“ — „O wie Ihr mit dieſen Reden meine Seele erquickt! Wie Ihr mich damit noch mehr labt, als mit dem Weine! Ja liebwertheſte Braut in Euren beiden Augenſternen geht mir ein ſeliger Abend meines Lebens auf; ihnen will ich mich überlaſſen, daß ſie mir vollends hinableuchten.“ — „So iſt's recht,“ ſiel Wenzel ein. „Legt das beſchwerliche Schultheißenamt nieder. Wohnt bei uns, macht Euch's bequem!“ — „Aber ich habe ja meine Johanne noch bei mir.“ — „Wie lange wird's noch währen, ſo zieht ſie auch davon.“ — „Ei ja,“ fiel die Braut ein, „ihr ſtiller frommer Sinn ſchickt ſich nicht für die Welt. In einem Kloſter lebt ſie ohnſtreitig am glücklichſten. Sie iſt ganz geeignet, ein geiſtliches beſchauliches Leben zu führen und für die Sünden der ganzen Familie zu beten und den Himmel zu verſöhnen. Sie allein vermag dadurch auch die Schande ganz wieder abzuwaſchen, die Euer jüngſter Sohn auf uns alle gewälzt hat.“ — „Das iſt ſehr gut bemerkt, meine Liebſte,“ lobte Wenzel ſeine Braut, „ſie iſt beſtimmt, den entſetzlichen Fleck aus dem Kleid unſrer Ehre durch ein gottſeliges Leben rein zu waſchen und uns und den armen Jungen mit dem Himmel wieder zu verſöhnen, ja ihr unaufhörliches Gebet wird allein im Stande ſein, den unglücklichen Henrico aus des Teufels

Stricken zu reißen, in die er durch ſeinen ſchrecklichen Schritt geſtürzt iſt." — „Und ich ſollte auch ſie entbehren? Sollte ihre liebevolle Pflege miſſen, die an mir hängt mit innigſter makelloſer Treue?" fragte der Greis wieder wehmüthig. — „Sie bleibt Euch ja immer und iſt im Kloſter beſſer aufgehoben, als bei Euch. Dort erreicht ſie die lockende und verführeriſche Stimme der Welt nicht, gegen die zu ſchützen und zu verwahren Ihr ſchon viel zu alt und zu ſchwach ſeid. Und was Eure Pflege anlangt, ſo werd' ich Euch eine Tochter ſein wie Johanna." — „Ihr verdient den Himmel allein an mir, beſte Agnes, und ich ſehe es wohl ein, daß es mir am zuträglichſten iſt, mein Amt nieder zu legen und zu Euch zu ziehen; und was Johannens Beſtimmung betrifft, ſo will ich erſt ſelbſt mit ihr ſprechen." — Frau Babet trat hinzu, und als ſie vernommen, wovon die Rede geweſen, gab ſie ihr Wort auch dazu. Die Braut reichte dem Vater einen friſchen Becher, und als er den köſtlichen Rebenſaft gezecht, küßte er ſie auf die glühende Wange. „Seht doch, wie wir drei jetzt um Euch ſtehen," bemerkte Agnes, „gleich drei mächtigen Säulen, die Euch künftig tragen wollen." — „Wie könnt Ihr Euch's auch beſſer wünſchen?" warf Babet hin. „Die Schwägerin und ich ſorgen für Euer irdiſches Wohl, die Johanna für Euer himmliſches, Bruder Wenzel verwaltet das Haus und Ihr könnt ruhig und vergnügt ſitzen, wie in einem Paradiesgärtlein." — „Ihr lieben Kinder; ich finde, daß Ihr recht habt. Von heut an will ich mich Eurer Liebe und Sorgfalt ganz überlaſſen. Aber damit

Ihr auch ſehen ſollt, wie ich Eure Liebe anerkenne und gern mit etwas vergelten möchte, ſo will ich mein Hab und Gut unter Euch theilen. Ihr bekommt es ja doch, ob ein Paar Jahre früher oder ſpäter, iſt gleich; mir macht es nur Mühe und Beſchwerde, Euch aber Freude, und wenn die Johanne erſt ins Kloſter gegangen iſt, ſo bin ich abwechſelnd bei Wenzeln und bei Babet.“ — „Das nenn' ich doch ein verſtändiges Wort geſprochen,“ ſagte die Freifrau. — „O beſter Vater, Ihr ſollt bei uns wie im Himmel leben!“ rief die Gräſin. — „Darauf wollen wir alle zuſammen Eins trinken,“ ſprach Junker Wenzel pathetiſch; „denn auf Ritterwort! nun ſeh' ich, woran ich immer noch gezweifelt, daß Ihr mir all mein früheres tolles Weſen verziehen und vergeſſen, und mich eben ſo liebt, wie Ihr Eure beiden andern Söhne geliebt habt.“ — „Haſt Du gezweifelt? Nun um deſto lieber geb' ich Dir den mir unnützen Tant.“ Wenzel rief den rohen berauſchten Schwager Ritter Hans von Milm, den Grafen Potuſchka, die Burggrafen und noch einige andere Gäſte herbei, wiederholte des Vaters Ausſage, reichte allen volle Becher hin und ſie ſtießen mit dem alten Muffel, welchen Agnes ausſchließlich allein bediente, an, und tranken auf ſein Wohl. Alle überhäuften ihn mit Lobpreiſungen und der alte Mann führte ſelig vor innrer Zufriedenheit, die reizgeſchmückte Braut wirklich zum erſten Tanze.

Die ſtille züchtige Johanne hatte ſchon an der Tafel ihrem Tiſchnachbar, dem Grafen Potuſchka, dieſen Reigen geloben müſſen, wodurch ſich gewiſſermaßen der Tänzer und die Tänzerin für das ganze Feſt einander beſtimmten. Des Grafen Augen glühten auf den ſchönen regelmäßigen Formen der eben in höchſter Blüthe ſtehenden Jungfrau, und wenn ihr Herz nicht verwahrt geweſen wäre, wie ein eng geſchloſſener Blumenkelch, er hätte über Tafel ſchon das Gift der Sinnlichkeit hineingetröpfelt; denn er ziſchelte ihr gleich einer Schlange beſtändig ins Ohr, doch die Reine hatte das Böſe nicht begriffen und die Hälfte der Honigworte nicht verſtanden. — „Ihr werdet an mir eine ſchlechte Tänzerin haben, Herr Graf,“ ſagte ſie jetzt ſchüchtern; „aber ich hab' es Euch gleich geſagt, daß ich noch niemals auf einem Banket geweſen, noch mit einem Ritter einen Tanz gemacht. — „Ihr wollt nur mit mir ſcherzen, ſchöne Jungfrau; Ihr, des Schultheißen und erſten Patriziers der reichen Stadt Nürnberg ſchönſte Tochter, ſolltet in der lebendigen Reichsſtadt noch auf keinem Feſte geweſen ſein?“ — „Seht, Ihr werdet es wohl ſehr natürlich finden, Herr Graf; wenn ich es Euch recht erkläre. Die Mutter hab' ich gar früh verloren und meine ältere Schweſter freite bald nachher der Ritter vom Milm. Alle Liebe und Anhänglichkeit meines Herzens trug ich nun auf den Vater über und von meinem zehnten Jahre an bin ich faſt ſtets um ihn geweſen. Frau Katter lehrte mich die Wirthſchaft führen, kochen, ſieden und braten, und bald ſchmeckte dem guten Vater kein Biſſen mehr, den ich ihm nicht zubereitet, er konnte nicht auf ſeinem Lager ruhen, wenn ich es nicht aufgeſchüttelt, er konnte keinen Spaziergang machen, wenn ich nicht an ſeinem Arme hing. Alſo verging mir ſtill ein Jahr ums andre und als die Zeit kam, wo ich vielleicht das rechte Alter gehabt hätte, um gleich andern Jungfrauen an der geſelligen Kurzweil unſrer Stadt Theil zu nehmen, fing mein Vater allmälig an zu kränkeln und meine Pflicht heiſchte, daß ich nicht von ſeinem Lager wich. Auch weiß ich nur zu gut, er wäre ohne mich ſchon geſtorben. Wie hätte ich jemals zu Tanz und Mummelſchanz gehen können?" — „Und ſo hätte der ſcharfe Pfeil des kleinen ſchelmiſchen Gottes auch das Herz der ſchönſten Jungfrau im Frankenlande noch nicht verwundet und in Minneflammen geſetzt?" — „Eure Rede iſt mir zu hoch, Herr Graf. Ich kenne nur den großen allbarmherzigen Gott und ſeinen eingebornen, der heiligen Jungfrau Sohn, den ich täglich anbete und verehre." — Der Graf ſchwieg einen Augenblick verlegen, dann fuhr er fort: „Ich meine, noch kein junger Geſelle hat ſich ein kleines Recht auf Euer Herz erworben, ſo daß Ihr ihn lieber als die Andern ſähet?„ — „Es hat nur ein Mann ein Recht auf mein Herz und dieſer iſt mein Vater, der es ungetheilt beſitzt." — „Habt Ihr denn aber noch niemals daran gedacht, Eure Neigung und züchtige Minne einem Jünglinge zu zuwenden, die doch eine ganz andre iſt, als die Kindesliebe und ſich ſehr wohl mit dieſer verträgt, ich meine einem Manne, den ihr Euch als Ehegemal kaufen möchtet." — „Dem iſt nicht alſo, Herr Graf," verſetzte Johanna hoch erröthend. „Ich dachte noch nie daran, jemals ein Ehebündniß einzugehen." — „Habt Ihr denn ein Herz von Stein, daß Ihr der ſüßeſten Gefühle nicht theilhaftig wäret? Ihr wollt nie einen Mann mit Eurer Hand ſo glücklich, ja noch tauſendmal glücklicher machen, als meine Schweſter Euren Bruder Wenzel?“ — „So lange der Vater lebt, werde ich mich nicht von ihm trennen, und wenn ſein liebendes Auge für dieſes Leben ſich geſchloſſen hat, wird ein Kloſter die verwaiſte Johanne gern aufnehmen, die ſich den Heiland zum Bräutigam erwählt.“ — „Und Ihr wolltet Euch nicht lieber Eurem Bruder oder Eurer Schweſter anvertrauen?“ — Johanna ſchüttelte ſchweigend das Haupt; ihr großes ſeelenvolles Auge hatte ſich getrübt. — „Ihr ſcheint Eure Geſchwiſter nicht ſo zu lieben, wie den Vater.“ — „O ich liebe ſie wohl, thäten ſie mir doch daſſelbe.“ — „So nehmt doch die aufrichtige Liebe eines Mannes an, der Euch verehrt und gegen Alle zu ſchützen im Stande iſt. Beſeligt ihn mit Eurer minniglichen Liebe und gebt den düſtern Entſchluß auf, Euer junges Leben in feuchten kalten Kloſtermauern zu verzweifeln. Der Himmel hat Euch nicht vergebens mit allen Reizen ausgeſtattet, die das Herz eines Mannes entzünden und beglücken. Folgt dieſem Winke!“ — „Wenn es mein Vater für gut befinden wird. Nicht anders.“ — „So gibt Euch Euer eignes Herz keine Antwort auf meine Frage?“ — „Keine.“ — Der Tanz zerriß die übrige Unterhaltung, die noch oft wieder angeknüpft, ſtets daſſelbe Reſultat brachte. Vergebens verſuchte Potuſchka durch alle gelernten Kunſtgriffe der Tugend des Mädchens nahe zu kommen; an dieſem glatten Marmor glitten alle vergifteten mit Roſenkränzen umwundenen Pfeile des Laſters ab.

Von Agneſens Wein betäubt, brachte der alte Muffel den ganzen Tag in ſeliger Vergeſſenheit hin; auch Wenzel wurde gegen Abend vergnügt, da ihm Gehrhard Dreiſſel meldete, es ſei endlich ſeinen Bemühungen gelungen, den berauſchten Stürzenbacher aufs Pferd und zum Thore hinauszubringen.

Die Hochzeit dauerte drei Tage lang und die Braut wußte durch Zauberblicke, Schmeichelworte, Liebkoſungen und den trefflichſten ſpaniſchen Wein den alten Muffel in einem fortwährenden Taumel zu erhalten. Am vierten Tage gab das Brautpaar den Gäſten das Geleite bis nach Nürnberg. Hier vermochte Wenzel ſeinen Vater leicht, das gethane Verſprechen zu erfüllen. Niklas Muffel erklärte in der berufenen Verſammlung der Schöppen auf dem Rathhauſe, daß er das Schultheißenamt niederlegen, und deshalb an den römiſchen König in Prag berichten, um ſeine Entlaſſung bitten und einen Andern vorſchlagen werde. Zugleich übergab er ſeinen beiden Kindern, Wenzel und Babet, ſein ſämmtlich Hab' und Gut als ihr Eigenthum. Die arme Johanna wurde verurtheilt nach einigen Wochen in das Kloſter in Bamberg zu treten. Als die Akte unterzeichnet war, ſtoben die Gäſte von einander. Der Vater verfügte ſich mit ſeinen beiden zärtlichen Kindern, der noch zärtlichern Schwiegertochter und deren Bruder, den Grafen Potuſchka, in den Aegidienhof zurück, wo Johanna allein geblieben war. „Mein liebes Kind," redete ſie der Alte an, „es wird nun die Zeit kommen, wo wir uns trennen müſſen." — „Wie meint Ihr das, mein Vater? Ihr ſeid ja kaum dem Tode entronnen, und nun wird er Euch noch lange aufſparen nach unſerm innigſten Wunſch und größter Freude. Alſo dürft Ihr ans Sterben jetzt nicht denken!“ — „Vom Sterben iſt auch nicht die Rede, mein Töchterchen; aber es hat ſich alſo gemacht, und Du haſt das Alter, daß wir nicht füglich länger zuſammen ſein können.“ — „O Ihr meint wohl auch, Ihr wollt mich einem Manne geben? Nein, ich werde mich nicht verheirathen, am allerwenigſten ſo lang Ihr meiner Pflege bedürft.“ — „Ei, da giebt's wohl noch andre Leute, die den guten Vater warten und pflegen, als Du, ſchwaches Mädchen,“ fiel Frau Babet ein. — „Und wer ſind ſie?“ — „Das bin ich und Deine Schweſter Babet,“ erwiederte Agnes, „und wir haben ein größeres Recht auf ſeine Pflege, als Du.“ — „Ihr und Babet!?“ rief das Mädchen in einem ſehr ſchmerzlichen Tone. — „Nun freilich, Jungfer Naſeweis! Was rümpfſt Du das Maul darüber?“ fuhr Babet ſie unwillig an. — „Und was ſoll aus mir werden, mein Vater?“ fragte die im innerſten der Seele tief Gekränkte. — „Du biſt ſtets das frömmſte und ſtillſte von meinen Kindern geweſen, beten war Deine Luſt, und von göttlichen Dingen reden Deine Freude. Darum warſt Du auch des hochwürdigen Pater Hilarius Liebling. Du biſt ganz und gar nicht für das weltliche Leben geſchaffen und von Kindheit auf eine Himmelsbraut geweſen. Weil nun durch Deines jüngſten Bruders Todſünde und erſchreckliche Schandthat ſo große Schmach und Schuld über unſer ganzes Haus gekommen iſt, ſo habe ich bei mir beſchloſſen, Dich gleich jetzo dem Himmel zu weihen, damit

Du im Kloſter alle Schuld abwaſchen, alle Sünde abbüßen, alle Schmach durch Gebet und fromme Uebung tilgen und Deinem Bruder ſo wie uns Allen zur ewigen Seligkeit verhelfen mögeſt." — „Und Euch ſoll ich verlaſſen!?" rief Johanna im höchſten Schmerz. — „Nun der Vater kann doch nicht mit Dir ins Kloſter ziehen?" ſagte Wenzel barſch. — „Und in Euren Händen ſoll ich meinen Vater zurücklaſſen?" — „Ich glaube gar, Du unterfängſt Dich, an uns etwas auszuſetzen!" rief Babet erboſt und ſtemmte die Arme in die Seiten. „Haſt Du vergeſſen, Jüngferchen, daß ich Dich aus dem Schmutze aufgezogen, und Du willſt eine ſolche Sprache gegen mich führen? Kurz und gut, Du gehſt künftige Woche ohne Widerrede ins Kloſter, um Dein Probejahr anzutreten." — Johanna's Augen ſtanden voll Thränen, aber ſie verlor kein Wort mehr. Stilles Gebet für das Wohl ihres Vaters floß von nun an nur aus ihrem Herzen. In wehmüthiger Trauer bereitete ſie in den folgenden Tagen alles Nöthige zu ihrem künftigen Stande. Uebrigens war ſie ſtumm. Nur einem Menſchen im Hauſe klagte ſie die Angſt und Bekümmerniß um das künftige Loos des geliebten Vaters, und das war Frau Katter. Bei dieſer ihrer mütterlichen Freundin vermochte ſich die Arme auszuweinen. Der Graf Petuſchka verſuchte noch einige Ausfälle auf ihre Tugend, aber ſie wieß ihn mit Verachtung zurück, und erbittert über ſolche Behandlung, beſchloß er Nürnberg zu quittiren und wieder nach ſeiner Vaterſtadt zu ziehen. Eh' er den Aegidienhof verließ, von dem Wenzel bereits Beſitz genommen hatte, trat er auch in das Gemach des alten Herrn, um ſich bei ihm und der ſchönen Johanna zu beurlauben, eigentlich, um die Letztere noch einmal zu ſehen. Johanna entfernte ſich jedoch bald nach ſeinem Eintritt, und er ſaß bei dem Greiſe. „Ihr könntet mir wohl einen großen Gefallen thun, Herr Graf, welches Euch, da Ihr doch jedenfalls mit Eurem lieben Schweſterlein in ſteter Verbindung bleiben und ſie mit manchem Schreiben von Prag erfreuen werdet, ein Leichtes ſein muß.“ — „Sagt mir, Herr Muffel, was ich Euch thun ſoll, und ſeid verſichert, es geſchieht mit bereitwilligem Herzen.“ — „In Prag lebt ein reicher böhmiſcher Graf, Namens Cresda, den Ihr gewiß kennt.“ — „Cresda?! Ei wie ſollt ich den Feuerkopf nicht kennen? Er iſt Einer der Unternehmendſten und Tapferſten von unſerm Adel.“ — „Leider bin ich davon wohl überzeugt,“ ſeufzte Muffel. „Er lebt noch und iſt geſund?“ — „Wenigſtens war er das, als ich noch in Prag war.“ — „Ich muß Euch geſtehen, an ihm liegt mir weniger, als an ſeiner Frau. Kennt Ihr auch die Gräfin?“ — „Allerdings!“ verſetzte Potuſchka geſpannt. — „Hat ſie ihrem Gemahl viele Kinder gebracht?“ — „Eine einzige Tochter lebt; ob ſie deren mehr geboren, iſt mir unbekannt.“ — „Und iſt dieſe Tochter noch nicht verheirathet?“ — „Nein. Ihr ſcheint großen Antheil an dieſer Familie zu nehmen?“ — „So iſt es. Habt alſo die Güte, mich ſpäter zu unterrichten, wie es der Gräfin ergeht, wann und wem ſich die Tochter verehlicht und was ihr ſonſt noch von den Schickſalen dieſer Leute vernehmt.“ — „Mit Freuden!“ erwiederte Potuſchka nachdenklich, und fuhr dann nach einer Pauſe fort: „Ich muß Euch nur geſtehen, Euer Auftrag überraſcht mich ſehr, da ich ſelbſt feſt entſchloſſen bin, nach meiner Heimkehr mich mit der jungen Gräfin ehelich zu verbinden.“ — „Iſt's möglich!?“ rief Muffel überraſcht. „Da würdet Ihr mir ja doppelt verwandt.“ — „Alſo ſeid Ihr ein Blutsverwandter der Gräfin Cresda.“ — „Wohl bin ich's. Ich bitt' Euch aber, dringt nicht weiter in mich. Es gibt oft Familiengeheimniſſe, die einem Fremden ganz unnütz ſind. Das Eine was Ihr noch thun könnt, iſt: grüßt die Gräfin höflich vom Ritter von der heimlichen Braut, und erzählt ihr von meinen Verhältniſſen. Sie wird viel Theilnahme daran zeigen.“ — Muffel ging auf nichts weiter ein und Potuſchka glaubte auf einem andern Wege leichter hinter dies Geheimniß zu kommen, um es dann zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Er verabſchiedete ſich und wußte, eh' er dem Aegidienhof den Rücken kehrte, alle frühern Familienverhältniſſe des alten Muffel, ſo weit ſie Wenzel ſelbſt hatte erforſchen können, und ſo auch, daß die Gräfin Cresda Muffels Schweſter und eine Freiin von Happerswyl aus Tyrol ſei. Mit dieſer ihm ſehr wichtigen Entdeckung zog er bald darauf aus Nürnbergs Thoren.

Noch am ſelbigen Tage lockte das freundlichſte Herbſtwetter den alten Muffel mit ſeiner ſtillen betrübten Johanna ins Freie. Es war ihm doch recht wehmüthig zu Sinne, wenn er bedachte, daß er ſich bald von ſeinem geliebten Töchterlein losreißen ſolle, und in manchen Augenblicken ſchien's ihm nicht anders, als müſſe mit ihr auch die letzte Lebensfreude von ihm ſcheiden; und ſchier ängſtlich haſchte er nach jedem Augenblicke, mit ihr allein zu ſein, und geizte mit ihrem Umgange. Dieſes Zuſammendrängen ſeiner Liebesäußerungen in die karg gemeſſene Zeit, die ihm an Johanna's Arm noch zu wandeln vergönnt war, ließ ihn auch nicht bemerken, daß weder ſein Sohn Wenzel, noch deſſen junge vornehme Frau ſich ſonderlich um ihn bekümmerten. Beide hauſten in den obern Gemächern des Aegidienhofs oder brachten ihre Zeit bei der Schweſter Babet im Kranich zu. Die jungen Adlichen beiderlei Geſchlechts ſtrömten in beiden Häuſern unaufhörlich aus und ein, vorzüglich der Burggraf Johannes, deſſen Gemahlin die beiden Frauen Babet und Agnes zu ihren Geſellſchafterinnen erhoben, und man ſah ſie Beide täglich auf der Burg in Pracht erſcheinen. Wenzel war viel zu ſtolz auf ſeine Gemahlin und hatte auch gar viele und wunderliche Geſchäfte, als daß er hätte bemerken ſollen, wie er ſchon allmählig anfing, mit ſeinem edlen Schwager, dem Ritter Hans von Milm in ein Regiſter zu kommen. Der Burggraf war ſtets um die beiden reizenden Frauen herum und ließ es ihnen nicht an Unterhaltungen aller Art fehlen. Auch ſchienen ſich die beiden Schwägerinnen vollkommen zu verſtehen und waren, wenigſtens äußerlich, die beſten Freundinnen. Der alte Muffel lebte dagegen mit ſeiner Johanna im hinterſten Zimmer des untern Stockes ſo einſam, als wenn auf der Welt weiter kein Menſch für ihn lebe. Wenn die Herrſchaften zu Hauſe ſpeiſten, kam er allein mit ihnen in Berührung, und da ließen Agneſens Freundlichkeit und Wenzels große Worte niemals den mindeſten Argwohn in ſeiner Seele aufkeimen. Er ſchwelgte nur im Gefühl des Glückes ſeiner Kinder. So hatten ſich die Verhältniſſe geſtaltet, als Muffel mit Johannen einen langen Spaziergang über die Vorſtadt Wöhrd hinaus machte, von welchem er erſt gegen Abend nach der Stadt zurückkehrte. Der Weg führte ſie am Bierſchank der Frau Schlehen vorüber. Die dicke Wirthin ſchien die Spaziergänger ſchon erwartet zu haben; denn ſie hatte ſich auf die hölzerne Bank vor dem Gärtchen aufgepflanzt und watſchelte, ſobald ſie Muffels und Johannens anſichtig geworden, mit ausnehmender Freundlichkeit auf ſie los, um ihnen einen guten Abend zu bieten. „Ei ſeht doch, edler Herr, wie munter!“ rief ſie, „Ihr ſchreitet ja einher, als wenn Ihr dreißig Jahre weniger zu tragen hättet. Jung geſpart, alt bewahrt. Fröhlich Gemüth giebt geſund Geblüt. Nun Gott erhalt Euch noch lange!“ — „Danke, danke, gute Frau Schlehen. Wie geht's in Eurem Haus?“ — „Geld ſitzt hoch zu Roß, Armuth muß zu Fuße gehen. Meine armſelige Hütte ſieht alt und zerbrechlich aus, aber es wohnt eine ehrliche Seele darin. Iſt auch das Ei voll Koth, die Dotter iſt doch roth. Je häßlicher das Kleid, je weniger Motten drin. Und kleine Bächlein geben auch Fiſche. Ja freilich der Mann ſtarb mir zu bald, als daß ich etwas hätte erſparen können und im Dienſte des Herrn Burggrafen hatten wir nichts zurückgelegt. Da hat Frau Lene, Eurer Frau Tochter Gürtelmagd, beſſer in den Glückstopf gegriffen. In welchem Pomp iſt die mit ihrem Geſpons ab nach Prag gezogen! Ei das nenn' ich doch einen fetten Fiſch fangen! Nun blinde Tauben finden auch je zu weilen eine Erbſe. Doch bei Prag fällt mir ein, es ſitzt drinne bei mir ein Bote aus Prag mit Briefſchaften an Euch. Wollt Ihr meine ſchlechte Schwelle nicht verachten, ſo ſchreitet hinein und thut meinem Schank die Ehre an. Der Herr Chriſt lag auch in einer Krippe." — „Ein Bote an mich? Warum iſt er nicht in den Aegidienhof gegangen, um meiner zu warten?" — „Er ſcheint wohl ſeinen Grund dazu zu haben. Beſſer zweimal geweſen, als das Beſte vergeſſen. Euer Sohn, Junker Wenzel — — nun verſteht mich. Wer mit Katzen jagt, verſteht ſich aufs Mäuſefangen. Vor einer guten Stunde langte der Bote an und ließ ſich einen Schoppen friſches Bier reichen, um ſich vom warmen Wege zu erfriſchen. Drauf fragte er allerhand nach Euch, ſo daß ich wohl abnehmen konnte, er habe etwas mit Euch vor. Drauf berichtete ich ihm, daß ich Euch habe mit dem ehrbaren Töchterlein zu Luſt und Vergnügen des ſchönen Wetters hier vorüber gehen ſehen und daß Ihr gewiß bald wiederkehren würdet. Da meinte er: es ſei gefährlich dem Manne, welchen ich ihm als Eure Perſon bezeichnen würde, die Briefe zu übergeben; er müſſe zuvor den Laienbruder Sigbertus im Predigerkloſter aufſuchen, um von ihm Gewißheit zu erhalten. Es müſſe ſchon Betrug untergelaufen ſein, und der Schreiber des Briefs habe ihm auf die Seele gebunden, ſich vorher zu verwahren und gewiß zu überzeugen. Merkt Ihr? Ein gebrannt Kind ſcheut das Feuer." — „Das iſt doch ſehr ſonderbar," ſagte der alte Muſſel, und lenkte mit Johannen von der Straße abwärts nach der unſchmucken Herberge zu. Frau Schlehen öffnete ehrerbietig die Thüre und die ungewohnten Gäſte traten in das wüſte Biergelag, welches jedoch nur eben von wenig Zechgäſten beſetzt war. Der böhmiſche Bote ſaß vorn an und Muffel gab ſich ihm zu erkennen. „Es iſt gut,“ ſagte der Bote, „und ich will wohl glauben, daß Ihr der alte Herr ſeid, an welchen dieſer Brief gerichtet iſt. Aber wenn hier auch alle ſagten, Ihr ſeid der Herr Schultheiß Niklas Muffel, ſo darf ich Euch den Brief doch nicht geben, bevor es nicht der Mönch beſtätigt. Darum ſo führt mich zu ihm.“ — „Laßt den Mann ſchnell zum Sigbertus ins Predigerkloſter führen, Frau Schlehen,“ bemerkte Muffel, „ich werde ſo lange hier verweilen, bis er mit jenem zurückkehrt.“ — Die Wirthin rief ihren Chriſtel herbei, theilte ihm die Befehle aus und empfahl den Boten ſeiner beſondern Obhut; dann aber nöthigte ſie den alten Herrn mit der ſchüchternen Johanna in ihr Hinterſtübchen. In ſtummer Erwartung harrte hier der Greis, während die Wirthin Johannen, ſo gut ſie vermochte, unterhielt. Schon neigte ſich der Tag, als der geſchäftige Chriſtel die Ankunft der beiden Erſehnten verkündete und zugleich meldete, wie ſie den Laienbruder lange hätten vergeblich ſuchen müſſen. Frau Schlehen langte die alte ruſige Oellampe vom ſchwarzen ſtaubigen Kandelbret, zupfte den Docht heraus und ſchlug Feuer. Mit dem Lichte machte ſie ſich auf die Beine, um die Leute zurecht zu weiſen und gleich darauf kam ſie mit demſelben zurück, welches mit ſeinen ſchwachen Strahlen das kleine düſtre Zimmer nicht zur Hälfte erleuchten konnte. Sigbert und der Bote folgten ihr. Der Laienbruder grüßte Muffeln ſehr ehrerbietig und wendete ſich ſodann mit den Worten an den Boten: „Dieſer alte Herr iſt der, an welchen Deine Briefe lauten und Du kannſt ſie ihm alſo unbeſorgt übergeben.“ — Hierauf zog der Bote aus ſeiner Ledertaſche ein großes Schreiben hervor, nach welchem Muffel haſtig und mit zitternder Hand griff. Als er das dicke Papier von einander gefaltet hatte, las er Folgendes:

„Der Pater Hilarius grüßt den Schultheißen Niklas Muffel in Nürnberg.

Sicherlich iſt mein erſter Brief an Euch, den ich bereits vor vier Wochen abgeſendet, nicht in Eure Hände gekommen, ſonſt hättet Ihr, ſeid Ihr anders in dieſer Zeit nicht geſtorben, doch gewiß des armen Henrico's wegen ernſthafte Schritte thun müſſen. Aber nachdem ich den Boten ausgeforſcht, iſt mir's klar worden, daß der, welcher ſich für Euch ausgegeben, ein Andrer geweſen, und der wichtige Brief ſomit in böſe Hände gefallen und unterſchlagen worden iſt. Ich beſchwör' Euch, Herr, laßt Euch nicht von der argen Liſt des Böſen beſtricken! Der Himmel verhüte, daß während meiner langen Abweſenheit nicht Unheil über Euch gekommen, von wannen Ihr es nicht vermuthet. Traut Euren Kindern nicht, die jüngſte Tochter ausgenommen; ſie verrathen und verkaufen Euch. Aber da ich vorausſetzen und annehmen muß, Ihr habet mein erſtes Schreiben nicht zu Geſicht bekommen, ſo vernehmt denn, daß mich ein bös Schickſal zuerſt in das Gefängniß warf und an acht Wochen darin feſthielt. Später hat ſich's wunderbarlich gefügt und gewendet, daß ich aus dem Kerker zu großen Ehren bin hervorgegangen und nun täglich mich in Geſellſchaft des Kaiſers befinde, mit ihm eſſe und trinke und ſein Rathgeber geworden bin. Der Gerechte muß viel leiden; aber auch nur durch viele Trübſale können wir in das Reich Gottes kommen. Alſo hab' ich denn nun mit Fleiß geſtrebt Eures armen Kindes Sache zum Beſten zu wenden und Gottes und der Heiligen Beiſtand haben mich alle Hinderniſſe beſiegen laſſen. Zuerſt ſollt Ihr von dem böſen Handel ausführlich wiſſen. Ich habe herausgebracht, obgleich durch viel Geld und Mühe, daß der italieniſche Doktor, welchen Euer Sohn zur Stelle erſtochen haben ſoll, noch am Leben iſt. Solches hat man aber ſehr geheim gehalten, um Eurem Henrico damit an Leib und Leben zu ſchaden. Denn er hat große und mächtige Feinde; aber der ſchlimmſte muß ſein eigner Bruder Wenzel ſein. So mich nämlich nicht Alles trügt, iſt die Geſchichte ein abgekarteter Handel geweſen; die beiden Ritter aus Franken, welche auf dem Schützenhofe zuerſt Händel mit Henrico anfingen, ſind Spießgeſellen Eures Wenzels, und niemand hat von dem einen, der an der empfangenen Wunde hier lange krank gelegen, erfahren können, was ſie für Geſchäfte in Prag gehabt. Doch dem ſei wie ihm wolle. Genug ich kann erweiſen, daß Henrico kein Mörder iſt, daß der Blutbann nicht auf ihm haftet und der Schritt ins Freihaus wieder zurückgethan werden kann. Der Stöcker des Königs wird ihn freiſprechen und der Kaiſer Wenzel ihm eigenhändig ſeine Ehre wieder ertheilen. Dazu gehört aber, daß Ihr ſchleunig hierher kommt, den Sohn aus des Stöckers Händen loskauft und eine Sühne in der Kapelle des heiligen Wenzeslaus aufrichtet und irgend noch fromme Stiftungen macht, die Euch der Kaiſer beſtätigen wird. Darum macht Euch auf die Reiſe und erfragt mich auf dem Radſchin in des Kaiſers Burg."

Muffel ſtierte das Papier noch lange an, nachdem er er es geleſen; in ſeinem alterbleichen runzlichen Geſichte drückte ſich eine wunderbare Miſchung von Freude und Schrekken aus und die ängſtliche Johanna wandte kein Auge von ihm. Endlich rief Muffel ihr zu: „Freue Dich, mein Kind: Dein Bruder Henrico kann noch gerettet werden!' — So bitt' ich Euch, ſagt mir wie und durch wen?" — „Durch den hochwürdigen Pater Hilarius, welcher in Prag beim Kaiſer groß Glück gemacht hat. Lies dieſen ſeinen Brief." — Johanna durchflog ihn, aber Thränen füllten ihre Augen, und ſchmerzlich ſchüttelte ſie zuweilen den Kopf, als dürfe ſie daran nicht glauben. Frau Schlehen lugte mit neugierigen Blicken ihr über die Achſel in das Papier, obgleich ſie keinen Buchſtaben kannte. Als Johanna geendet hatte, rief ihr Vater im frommer Begeiſterung: „Ich will mehr thun, als mir der Pater auferlegt hat; ich werde nach Rom zum heiligen Vater gehen und durch ſeine eigene Hand meinen Henrico von aller Schmach reinigen und ſühnen laſſen und auf den Tiſch der Kirche will ich eine reiche Spende niederlegen. Dann werd' ich wieder ein glücklicher, recht glücklicher Vater ſein." — Johanna erwiederte auf dieſen Ausbruch des Vatergefühls nichts; aber eine tiefe Wehmuth zuckte um ihren kleinen Mund. Nachdem ſie der Heftigkeit der Frau Schlehen, mit der dieſe von dem Inhalte des Briefes unterrichtet zu werden verlangte, einigermaßen ein Genüge gethan hatte, verließ ſie mit dem Vater die Schenke. Die glückliche Knappenmeiſterin verſprach mit Hand und Mund den Boten gut zu bewirthen und ein vortreffliches Nachtlager zu bereiten, und gab es durchaus nicht zu, daß er mit dem Mönche ginge, welcher ihn im Kloſter unterbringen wollte. „Ein Baſtard bringt ſo groß Brot für einen Pfennig, als ein ehrlich Kind,“ rief ſie dem Laienbruder zu, und: „In Kloſter und Weinſchank ſteht eine Zechbank; beſſer das Licht in der Stube, als unter dem Scheffel.“ Gern hätte ſie noch Geld zugegeben, um nur erſt über den Pater Hilarius im Klaren zu ſein, deſſen Namen und wunderliches Schickſal ſie oberflächlich kannte, und über deſſen Abenteuer ſeltſame Gerüchte in Nürnberg gingen. Muffel ſagte dem Boten einen guten Lohn und ein Antwortſchreiben auf den folgenden Morgen zu, und eilte am Arme der Tochter nach Hauſe, um ſeinem geliebten Wenzel die frohe Mähr zu verkünden. Als er aber im Aegidienhof anlangte, war Wenzel mit ſeiner Frau ſchon wieder auf einen Beſuch ausgegangen. Gehrhard Treiſſel kam dem Alten gerade in den Weg, und Muffel befahl ihm, ſogleich ſeinen Herrn herbeizuholen, aber der übermüthige Burſche ging lachend von dannen und würdigte den alten Mann keiner Antwort. „Was iſt das?“ rief Muffel erſtaunt. „Hält mich der Bube zum Fatznarrn? Soll ein Knecht Schnack und Schwank mit mir treiben?“ Und haſtig hinter ihm hereilend, faßte er den frechen Geſellen beim Wamms und ſprach mit zitternder Stimme: „Willſt Du Milchbart mich äffen? Ich habe Dir befohlen, Deinen Herrn herbeizulangen.“ — „Ihr habt gut zu befehlen, aber ich habe nicht zu gehorchen. Befehlt Eurer Dienerſchaft! Ich bin doch nicht in Eurem Dienſte.“ — „Zwiſchen zwei Hunden ſollſt Du hängen, Du gelbſchnäblicher Galgenvogel! Da nimm das für Deine nichtswürdigen Worte, Schneppermaul!“ Und ſomit ſchlug er den unartigen Burſchen mit geballter Fauſt ins Geſicht. „Daß Dich die Raben freſſen, alter Sündenbock!“ rief Gehrhardt wüthend, und wollte auf den Greis losſchlagen, aber in dem Augenblick warf ſich Johanna, welche den Auftritt mit angeſehen, zwiſchen ſie und fing den ſtarken Fauſtſchlag auf, welcher dem Vater zugedacht war. Mit einem Schmerzensſchrei ſtürzte ſie, hart auf die Bruſt getroffen, ohnmächtig zu Boden, und Muſſel rannte wie toll dem entfliehenden Knechte nach. Dieſer aber gewann den Vorſprung, und vergebens ſchrie der Greis den übrigen Bedienten zu; keiner folgte ſeinem Befehle. Da fiel ihm Han-Henner ein, den er ſeid Wochen nicht geſehen hatte, und er eilte in das Hinterhaus, wo der alte Reitknappe mit ſeiner Frau ein Stübchen bewohnte. Der kleine Raum war matt erhellt, und Muſſel ſah nur Kattern vor dem Ruhebette ſitzen. „Eil,“ rief er, „um des Heiligen Aegidius willen! Meine Johanna!“ — „Jeſus Maria!“ kreiſchte die Frau mehr noch vor des alten Herrn Geſtalt als ſeinen unglückverkündenden Worten entſetzt. „Was iſt mit ihr?“ — Sie liegt auf dem vordern Saale von Dreiſſel geſchlagen.“ — „Heiland der Welt!" ſchrie Katter und ſtürzte fort. „Höllenpeſtilenz!" fluchte Han-Henners kräftige Stimme. „Erſchlagen? Erſchlagen! So will ich all dies vermaledeite Volk in dieſem unſeligen Hauſe abſchlachten, wie eine Schaafheerde, und in die Hölle zu ſeiner Großmutter ſchicken, von der ſie die feinen Stücklein gelernt; und in dieſer Nacht noch will ich den rothen Hahn auf den Giebel ſtecken, damit ſie's ein Paar Meilen weit ſehen und ſich zu Herzen nehmen, wie Teufels Liſt doch zu Schanden werde." Dieſe mit gräßlicher Wuth ausgeſtoßenen Worte zornſchnaubte Han-Henner, indem er ſich vom Bette aufraffte, wo ihn Muſſel früher nicht bemerkt. Haſtig griff er nach einer an der Wand hängenden Streitaxt, einer Waffe, die er noch mit aus Tyrol gebracht hatte, und ſchoß neben dem Greiſe hin mit dem feſten Vorſatze, ein furchtbares Blutbad anzurichten. Als er aber zur Stelle kam, ſchlug Johanna in Katters Armen eben die Augen wieder auf, und Han-Henner erfuhr bald aus des ihm nachgeeilten alten Herrn Munde, daß er ſich nur verhört. Nichts deſtoweniger wüthete er gleich einem angeſchoſſenen Eber durch das ganze Haus und alles darin Lebende flüchtete ſich vor ſeinem Zorne. Gebhard Dreiſſel aufs Aeußerſte gedrängt, ließ ſich an einem Stricke durch ein Fenſter auf den Hof herab, und entkam glücklich auf die Burg, wo ſich ſeine Herrſchaft befand. Wenzel hatte kaum die übertriebene Darſtellung des Vorfalls aus dem Munde des ihm eng verbundenen Knechtes vernommen, als er, von Zorn hingeriſſen, des Zuredens ſeiner Gemahlin nicht achtend, von dannen brauſte und ſich auf dem Rathhauſe mehrere Stadtſöldner auswirkte, um ſich mit gewaffneter Hand in ſeinem Hauſe Recht und Ruhe zu verſchaffen. In der Mitte dieſer Lanzenträger und an der Seite ſeines getreuen Gehrhardt erſtürmte er den Aegidienhof. Dort war unterdeſſen Alles wieder ruhig geworden. Frau Katter hatte Johannen in ihr Hinterſtübchen gebracht, tröſtete dort den vernichteten Vater und bot ihre ganze Ueberredungskraft auf, um Han-Hennern zum Schweigen zu bringen, der durch eine Fluth von Flüchen, Schimpfreden und Vorwürfen, Muffels peinlichen Zuſtand noch verſchlimmerte. „Seit dem unſeligen Tag, den ich aus dem Kalender ausgeſtrichen,“ keuchte er wieder auf die Bettpolſter ausgeſtreckt, „wo Ihr den dümmſten Streich Eures Lebens gemacht, lieg’ ich hier breßhaft und elend und hatte ſchon auf mein letztes Stündlein gebetet. Glaubt’ ich doch kein Glied mehr rühren zu dürfen. Nun hab’ ich aber geſehen, was die Liebe vermag. Eure Thorheit hat mich niedergeworfen, aber Eures Kindes Noth mich baß erfaßt, daß ich mich aufriß und ſtark war wie ein Löwe.“ — „Aber warum haſt Du mir nichts davon wiſſen laſſen, Han-Henner, daß Du an einem Gebreſte darnieder liegſt?“ fragte Muffel alle Bitterkeit in den Worten ſeines Reitknechts überhörend, im Tone des ſanften Vorwurfs. — „Könnt Ihr mir was helfen? Dürft Ihr Euch noch um mich bekümmern? Seid Ihr denn in dieſem Hauſe noch Herr über einen Trunk Wein den Ihr mir reichen laſſen dürft? Es gibt viel Narren in der Welt, aber der größte iſt der, welcher ſich bei Lebzeiten begraben läßt. Und das habt Ihr gethan. Ihr lebt nicht mehr im Aegidienhofe, Ihr ſeid todt, und Niemand trauert um Euch; Ihr wandert als ein Geſpenſt umher, und Niemand fürchtet ſich vor Euch. Seit Du noch lebſt, laß die Kinder erben, und ſie laſſen Dich gar verderben. Johanna iſt täglich gekommen, mich zu pflegen, Euch aber hat ſie nichts von meinem Gebreſte geſagt. Könnt Ihr wohl errathen, warum?" — „Wär' es denn ſoweit mit mir gekommen?" ſeufzte Muffel auf, dem des Pater Hilarius nachdrückliche Warnung wieder einfiel. „Du biſt ein alter Träumer, Han-Henner." — „Mich dünkt, wir werden bald genug inne werden, wer von uns Beiden wach iſt, und wer träumt. Ich höre im Vorderhauſe ſchon Stimmen laut werden, die Euch wohl aus dem Schlummer rütteln können, wenn Ihr kein Tränklein eingenommen und gar nicht mehr munter zu machen ſeid." — Er hatte noch nicht ganz geendet, als die Stadtknechte mit wildem Geſchrei hereindrangen, ſich über Han-Hennern herwarfen und ihn banden. Vergebens waren Katters Ungeſtüm, Johanna's thränende Bitten und Muffels herriſches Befehlen. Der alte Diener rührte ſich nicht, um ſich zu widerſetzen, und wurde fortgeſchleppt. Muffel rannte wie ein Verzweifelter nach und ſtieß im Hofe auf ſeinen Sohn, welcher mit Gehrhard Dreiſſel die Verrichtung der Schergen abwartete. „Wenzel," rief der Alte außer ſich, „fängſt Du's drauf an, mich von Sinnen zu bringen? Wenzel, Wenzel! iſt das Deine Liebe?" — „Gebt Euch zur Ruhe, Vater. Ich kann doch nicht leiden, daß alte Tollköpfe mit Waffen hier im Hauſe umherrennen, um meinen Leuten den Hals abzuſchneiden?

Bedenkt doch, wenn ich zu Hauſe geweſen, hätte mich nicht die Mordart des alten Wütherichs zuerſt getroffen? Wollt Ihr mir wehren, daß ich groß Unglück verhüte?" — „Aber dieſer Bube hat Deine Schweſter Johanna mit der Fauſt geſchlagen, hat die Hand gegen Deinen Vater erheben, und ihm allein galt Han-Henners Wuth." — „Ich bitt' Euch noch einmal," verſetzte Wenzel kalt, „legt Euch zur Ruhe. Ihr habt Euch ſehr aufgeregt und der Aerger könnte Euch ſchaden. Morgen ſeid Ihr beſonnener und vermögt die Sache ruhiger zu überlegen. Dann wollen wir's vernehmen und wird Gehrhardt ſchuldig befunden, ſo ſoll er beſtraft werden. Gute Nacht!" — „Aber ſo höre doch, Wenzel! Gott! mein alter Kopf! Wenzel! was wollt' ich doch noch ſagen? Ja! Dein Bruder Henrico wird kommen. Der Papſt ſoll ihn reinigen. Ich habe Bothſchaft von Prag erhalten. Du ſollſt mit mir reiſen, um ihn zu ſühnen." — „Ihr ſeid wohl ſammt Eurem Reitknappen rappelköpfiſch geworden? Ich einen Freiknecht in mein Haus aufnehmen?! Ich müßte ja toller ſein, als ein wüthiger Hund. Ich ſag' Euch gute Nacht!" Der alte Mann ſtand allein im Hofe; rabenſchwarze Nacht hing um ihn und der ſtark fallende Regen näßte ſein eisgraues Haar. Er hatte lange ſo geſtanden, als er es bemerkte und ſich an ſeine brennenden Schläfe fühlte, um ſich zu beſinnen, ob nicht alles ein Traum geweſen und wo er eigentlich ſei. Dann tappte er nach ſeinem Zimmer; denn er ſchämte ſich ſehr, ſeiner Johanna und Kattern unter die Augen zu treten.

Am folgenden Morgen weckte ihn ein geſchmeidiger Diener der Gräfin und meldete ihm mit dem freundlichſten Gruße ſeiner Gebieterin, daß ſie, in ſo fern es ihm genehm ſei, ihm die Aufwartung machen zu dürfen ſich ausbitte. Der Greis warf ſich in die Kleider und gleich darauf hüpfte Agnes herein, drückte ihm die Hand, küßte ſeine Stirne und wünſchte ihm in den anmuthigſten Worten und mit den huldreichſten Geberden einen guten Morgen. „Wollte der Himmel doch, Euer Wunſch ginge in Erfüllung, beſte Frau Tochter; aber Euer Gemahl hat ſich alſo gegen mich gezeigt, daß mir nichts Gutes zu erwarten ſteht, und ich ſchier bereuen muß, ihm meine Liebe ſolcher Weiſe ſo thäthig bewieſen zu haben.“ — „Seine unverzeihliche Unart gegen Euch, liebſter Vater, iſt eben der Grund meines frühen Beſuchs, wie Ihr wohl vermuthen könnt. Er hat es auch eingeſehen und bereut es herzlich; aber er getraut ſich nicht, Euch unter die Augen zu treten, bevor er nicht Eurer Verzeihung gewiß iſt.“ — „Alſo hat er doch die Ueberzeugung gewonnen, daß er ſich an mir verſündigt?“ — „Ei wie ſollt’ er nicht, beſter Vater? Und glaubt Ihr, ich würde zugeben, daß er ſo empörend mit Euch verführe? Ja Ihr könnt verſichert ſein, ich würde ſeinen Tiſch und ſein Bette meiden, wollt’ er ſich ſo ſchändlich gegen den greiſen Vater zeigen, von deſſen Liebe er gezehrt hat, wie von einem unerſchöpflichen Born. Nein, nein, denkt Beſſeres von mir!“ — „Ja Ihr ſeid die himmliſche Güte ſelbſt? An Euch hab’ ich auch nicht gezweifelt. Und Ihr vermögt viel über ihn.“ — „Doch hört auch, wie die Sache ſo kam, damit Ihr ihn nicht ganz verdammt. Wir ſaßen eben bei der Burggräfin an der Tafel, und der Wein hatte meinem Wenzel etwas zu ſehr gemundet, da ſtürzt plötzlich der Gehrhardt heulend und ſchreiend ins Zimmer und berichtet, wie Ihr ihn beſchimpft, ja geſchlagen, wie Han-Henner mit dem Beile im Hauſe umherwüthe, und Alles zu morden und das Haus zu einem Aſchenhaufen zu machen mit den gräßlichſten Flüchen ſchwöre. Es war nicht anders, als müſſe uns der Schreck alle zu Leichen umwandeln, aber Wenzel ſtürmte in dieſer Aufregung fort und that, was leider nicht zu entſchuldigen iſt, was Ihr Euch aber nach dieſen Umſtänden wohl einigermaßen erklären könnt.“ — „Das lohn' Euch Gott, edle Frau,“ entgegnete Muffel herzlich. „Ich glaubte ſchon am Herzen meines Kindes verzweifeln zu müſſen. Sonach haben ihn Schrecken und Zorn überwältigt und ich gebe mich ſchon zufrieden und verzeihe ihm gerne. Laßt Euch aber nun erzählen, welchen frechen ſchändlichen Geſellen Ihr in dieſem Dreiſſel habt.“ In munterer Geſprächigkeit berichtete er der freundlichen, aufmerkſam lauſchenden Schwiegertochter, die ſeine Hand vertraulich gefaßt hielt, von ſeinem geſtrigen Spaziergange, von der frechen Prager Botſchaft und von Dreiſſels ſchändlichem Ungehorſam. — „Der Bube ſoll zur Stelle ins Loch geſchmiſſen werden,“ rief die Gräfin entrüſtet, „und Euch glänzende Genugthuung werden. Doch das iſt eine Nebenſache und bald abgethan; unſer Hauptaugenmerk muß die Angelegenheit des guten Henrico ſein, und ſomit laßt uns überlegen, wie wir dies ſchwierige Geſchäft am klügſten vollenden.“ — „O wenn Ihr es alſo mit mir meint, kann ich ja alles Bangen fahren laſſen. Ich fürchtete ſchon, Wenzel wolle vorzüglich deshalb nicht den geweſenen Freiknecht zum Bruder haben, weil ſeine Gemahlin eine Gräfin ſei. Wenn Ihr ſelbſt aber dieſen argen Fleck im Leben des armen Jungen mit chriſtlicher Hand zudecken wollt, ſo hindert mich nichts, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen.“ — „Nun ſeht, beſter Vater, ſo gern ich bereit und willig wäre, über alle Fehler, Schwächen und Vergehen unſrer ganzen Familie den Mantel der chriſtlichen Liebe zu werfen, ſo muß man doch auch Rückſichten auf guten Leumund nehmen. Bedenkt nun ſelbſt, wie ſchlecht es ſich ſchicken würde, wenn der Freiknecht und die Gräfin, der Ritter ihr Gemahl und der Schultheiß, deſſen Vater, in einem Hauſe beiſammen wohnten. Es iſt ja augenſcheinlich, daß unſere Ehre darunter leiden müßte, und ich würde der Burggräfin nicht mehr über die Schwelle kommen dürfen. Geſteht Euch nur ſelbſt, daß wir uns Alle, Frau Babet mit eingeſchloſſen, von Euch zurückziehen müßten, ſo ſehr uns auch das Herz blutete, wenn Ihr auf Eurem Willen beſtehen würdet, den Henrico bei Euch aufzunehmen. Es gibt ja noch andere und weit ſchicklichere Wege, dem armen Jungen zu helfen, ſo daß er wieder mit Ehren in der menſchlichen Geſellſchaft auftreten kann. Ihr ſelbſt dürft aber ſchlechterdings nicht mit der Sache in Berührung kommen. Ihr kennt Nürnberg, kein ehrbarer Menſch würde mehr ein Wort mit Euch ſprechen. Alſo laßt dieſen erſten Gedanken nur fahren; Ihr könnt und dürft nicht nach Prag reiſen; denn die Sache muß ſo heimlich als möglich betrieben werden, damit man hier nicht das Mindeſte davon erfährt. Aber Eure Perſon iſt auch gar nicht dabei nothwendig; Euer Geld gilt ohne Euch eben ſo viel als mit Euch, und mit Geld allein iſt am Ende Alles abgemacht. Ich bitt' Euch alſo überlaßt mir das Geſchäft. Ihr wißt, wie ſehr mein jüngſter Bruder Euch liebt und Eurem Hauſe zugethan iſt, Ihr habt ſogar aus ſeinem eigenen Munde erfahren, wie er ein guter Freund Eures Sohnes geweſen ſei. Er kennt endlich alle in ſolchen Fällen einzuſchlagenden Wege, und Ihr könnt verſichert ſein, daß er alles Nöthige ſo gut beſorgt, als wärt Ihr ſelbſt an Ort und Stelle. Ohnedies muß ich nach Recht und Billigkeit darauf bedacht ſein, Euer Alter mit verwikkelten Geſchäften zu verſchonen. Drum legt nur all' dieſe Sorgen getroſt in meine Hand." — „Eurer Huld und Güte, edle Tochterfrau, würd' ich mit Freuden mich und all' mein Glück anvertrauen. Ihr habt ſo verſtändig und überzeugend mit mir geſprochen, daß ich wohl einſehe, Ihr werdet für meines armen Henrico's Glück noch beſſer ſorgen, als ich ſelbſt. Darum löſ't ihn nur erſt aus den Händen des Stöckers, dann wird ſich ja wohl ein Plätzchen für ihn finden, wo man nichts von ſeiner Schande weiß." — „So ſoll es werden," ſagte die Gräfin anmuthig, nahm den Alten an der Hand und führte ihn in ihr Zimmer zum Frühſtück, wo auch Wenzel mit trotziger Reugeberde erſchien und dennoch vom Vater eine thränende Verzeihung erhielt. Agnes nahm den Greis durch den Zauber ihres

Weſens ſo ſehr ein, daß er ſich von neuem Vergeſſenheit in dem Weine trank, den ſie ihm kredenzte. Nach einigen Minuten zog ſie ihn zum Fenſter, und er ſah, wie Gehrhardt Dreiſſel eben von den Schergen gebunden weggeführt wurde.

Muſſel gedachte nun der Warnung des Pater Hilarius auch nicht von ferne mehr; und Agnes ſchickte den Boten leer nach Prag zurück.

Johanna, die feinfühlende zarte Jungfrau, vergrub ihren Schmerz in ſich, und ſehnte ſich nach dem Tage, der ſie in die Mauern des Kloſters führen ſollte; ein ſtiller aber unendlich tiefer Schmerz hatte ſich ihres Weſens bemächtigt und prägte ſich in jeder ihrer Handlungen, in jedem ihrer Worte aus.

Han-Henner hatte das ihm angeſchuldigte Verbrechen nicht geläugnet und wurde vom neuen Schultheißen zu einer langen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Und ſo kam die Zeit heran, wo Johanna als Novize im Urſulinerkloſter zu Bamberg aufgenomme werden ſollte. Der alte Muſſel begleitete ſie auf einem Wagen dahin; ſie weinte viel unterwegs, und auch der Greis vergoß Thränen der tiefſten Wehmuth. Er ſchien es zu fühlen, welchen Schatz er aus der Hand gab. „Nicht meinetwegen,“ ſagte ſie, „geh' ich das Probejahr ein. Es iſt Euer und mein Wille geweſen, mich dem Himmel zu weihen und die Welt iſt ſo voll Liſt und Trug, daß ich wünſchen würde, die Kloſterpforten ſchlöſſen ſich auf ewig hinter mir, wenn ich Euch nicht noch hier außen wandelnd wüßte. Gern hätte ich Eure Schritte bis zum letzten derſelben treu begleitet;

Ihr habt es nicht gewollt und ich mache Euch darüber keinen Vorwurf. Aber es könnten ſich Fälle ereignen, die Euch bereuen ließen, mich ſo ſchnell und früh von Euch entfernt zu haben, Ihr könntet plötzlich meiner Hülfe bedürftig ſein. Rechnet ganz auf mich. Wenn Euch auch andre mehr ſchöne Worte machen, ſo könnt Ihr doch glauben, daß Euch niemand mehr liebt als ich." Ueber ihre Geſchwiſter ließ ſie auf dem ganzen langen Wege kein Wort fallen. Nur Henrico ſehnte ſie ſich zu ſehen. Nach einigen Tagen trennte ſie ſich von dem theuren Erzeuger und er kehrte allein und troſtlos nach dem für ihn freudenleeren Nürnberg zurück. Bald darauf würde er von Wenzel benachrichtigt, daß ſeine Geſchäfte in der Stadt nun abgethan ſeien und ſie den Spätherbſt der Jagd wegen auf Obern-Morsfeld zu bringen würden. Die Familie reiſ'te dorthin ab, und Muſſel verließ das Haus in ſehr trüber, wehmüthiger Stimmung.

Neuntes Kapitel.

Ach! mußten meine Wünſche ſo vereitelt werden?
Konnt' ich anders, als die Lippen der Holdſeligen küſſen,
Wandte ſie gleich halb die keuſche Wange?

Kalidas in der Sakontala.

Auf der königlichen Burg zu Prag ſaß die blaſſe Königin Johanna in den öden weiten Gemächern voll trauriger Pracht. Die erſten Winterſtürme breiteten ihre langen Nebelfinger weit durch die Luft, warfen ihre Windmaſſen gegen das Haus, daß es in ſeinen Grundfeſten erbebte, und ſchwere Regentropfen ſchlugen je zuweilen klirrend an die Scheibenfenſter. Mit noch düſtererem Blicke, als der des Wetters war, blickte die Kaiſerin in die grauen Nebelſchleier, welche die Ferne umſponnen hielten und ſogar theilweiſe die Nähe ihrem Blicke verbargen. Sie hatte alle ihre Frauen entlaſſen und nur eine einzige bei ſich behalten, die auf dem Schemel ſitzend, welcher die Füße der hohen Frau trug, ihr blühendes Geſicht mit dem Ausdrucke der innigſten Theilnahme lauſchend zu der Gebieterin empor gehoben hatte. So oft die Kaiſerin tief aufſeufzte, zuckte es ſchmerzlich in den anmuthigen Zügen des Hoffräuleins und ihr großes ſchönes Auge verdüſterte ſich und füllte ſich allmählig mit Thränen.

„Habt Ihr denn nur ſo großen Kummer, durchlauchtigſte Frau?“ fragte die ſchöne Dienerin. „Wer ſollte ſich wohl auf einen Thron wünſchen, wenn man ſich alſo abhärmen und grämen muß, wie Ihr, ſobald man ihn inne hat?" — „Ach liebes unſchuldiges Kind," verſetzte die Kaiſerin, „der Thron gleicht einem Berge, auf welchem ſich Kinder ein goldenes Land träumen. Es iſt wahr, man kann die Gegend von ihm beherrſchen, aber ſtatt des geträumten Paradieſes findet man oben eine rauhe Steinwieſe und die Stürme brauſen dort länger und heftiger als im Thale. Ach Kind wär' ich doch an Deiner Stelle!" — „Gott was wünſcht Ihr, hohe Frau? Wüßtet Ihr es, Ihr würdet vor der Erfüllung dieſes Wunſches zurückſchaudern," erwiederte das Fräulein ſich vergeſſend. — „Nun Dein Vater iſt ein armer Ritter; wie gern wollt ich arm ſein. Fühlſt Du Dich nicht glücklich?" — „Nein, gnädige Frau." — „Aber was kann Dir fehlen? Du ſelbſt haſt mir geſagt, daß Dein alter Vater ſein gutes Auskommen habe, und ich bin Dir ja gut, Markita. Was fehlt Deinem Glücke nun noch?" — „Ach, ich kann es Euch nicht ſagen." — „Du liebſt wohl ohne Gegenliebe? Freilich iſt das ſchlimm für ein junges Frauenherz. Aber ſei getroſt! Du biſt doch nicht an einen Gatten geſchmiedet, deſſen Niedrigkeit zu verabſcheuen Du gezwungen biſt." — „Könnt Ihr denn Euren Gemahl nicht lieben?" — „O wüßteſt Du, welch ein Ungeheuer er iſt! Ich wollte eher einen Wolf lieben, als ihn." — „Aber was thut er denn ſo Schreckliches, wovon ich gar keine Vorſtellung habe? Was beraubt ihn ſo ganz Eurer Anhänglichkeit?" — „Wie, hätteſt Du in Deiner Einſamkeit niemals gehört, welch' ein Tyrann er iſt, wie er ſich toll in Wein berauſcht und dann der Sinne baar, ſich mit Straßenbuben und Studenten prügelt. Er, das Oberhaupt des heiligen römiſchen Reichs, der König Böheims, lagert gleich einem ſchlechten bärenhäutigen Klopffechter in den liederlichſten Schenken, treibt Unzucht und hat den Stökker Jodok zu ſeiner liebſten Geſellſchaft.“ — Markita ſchrak bei den letzten Worten zuſammen, wandte ihr erbleichendes Geſicht ab und flüſterte angſtbeklommen: „Ihr habt recht, durchlauchtigſte Frau; es iſt furchtbar.“ — „Gutes Kind, wie Du Antheil nimmſt. Es ergreift Dich, daß Du blaß wirſt. Du zitterſt heftig. Solchen warmen innigen Antheil nahm noch Niemand an meinem gräßlichen Schickſale. O wir ſtehen allein auf des Berges Gipfel; die da unten geſellig im Thale wallen, ſtaunen ſcheu herauf, aber Niemand tritt herzu, ſeine Bruſt an die der Königin zu legen, und wenn ich hinabtrete mir ein mitfühlendes Herz für mein Liebe- und Mittheilung bedürftiges zu ſuchen, fliehen ſie vor mir, wie vor einem Geſpenſte. Ach, eh' ich Dich gefunden, nahm Niemand Theil an mir; ich hatte keine Freundin, einſam und kalt wie ein ſchönes Marmorbild, wandelte ich unter den Menſchen, von ihnen bewundert, angebetet, aber nicht geliebt. Doch es wäre Sünde noch länger zu klagen, da ich Dich gefunden, meine fromme, unſchuldige, weiche Markita. Und es iſt das Einzige, was ich dem Wütherig zu danken habe, was ich ihm nicht genug danken kann, daß er Dich mir zugeführt. Er hat mir gewiß unwiſſend dadurch den ſchönſten Erſatz für alle Leiden gewährt. Sage mir nur, wie hat er das ſeltſame Glück gehabt, Dich zu finden?“ — „Der Kaiſer kennt meinen Vater ſchon lange, und kam zuweilen ihn zu beſuchen. Einsmals bat ihn mein Vater, mir ein Unterkommen zu verſchaffen, wo meine Bildung vollendet werden könnte und der Kaiſer führte mich ſogleich her zu Euch.“ — „Und in Dir ging mir der lang erſehnte Stern ſchweſterlicher Liebe auf. Markita, willſt Du ſtets meine Freundin bleiben?“ — „Hohe Frau, Ihr würdigt mich allzu großer Dinge.“ — „So mußt, ſo darfſt Du nicht mehr ſprechen! Laß doch die andern kalten Herzen ſo reden; ich bin ihre Gebieterin und ſie ſtehen tief unter mir. Aber Du, ſüße Unſchuld, verbanne Du dieſen fremden Ton, der mich aus aus Deinem Munde nicht mehr daran erinnern ſoll, daß auf der weiten Erde kein Herz in warmer Liebe für die Königin ſchlägt. Willſt Du mir ganz vertrauen, Markita?“ — „Ihr wünſcht es.“ — „O Dein Herz ſoll Dich antreiben. Sagt es Dir nichts für mich?“ — „Alles! ich liebe Euch wie ich noch kein weibliches Weſen geliebt; ich könnte mit Freuden für Euch ſterben.“ — „Und wollteſt Dich mir ganz vertrauen?“ — „O ganz, ganz, gnädigſte Kaiſerin, nur muß mich mein Vater erſt des Eides entbinden, den ich ihm habe ſchwören müſſen, eh' ich von ihm ging.“ — „Und dann willſt Du Dein Herz in meinen Buſen gießen?“ — „All' ſeine Leiden und Freuden.“ — „Und das meinige ſoll ſich Dir öffnen wie ein Blumenkelch; o es hat es ja ſchon gethan. Morgen ſollſt Du auch allein mit mir reiſen. Sieh der Kaiſer hält jetzt ſeine großen wilden Jagden, und hat faſt alle Fürſten, Grafen und Herren Böheims dazu geladen. Es iſt dies nun die ſchauerliche Zeit, wo der Winter ſeine rauhen Vorboten ſchickt, und die edlen Frauen die letzten drei Wochen allein auf den Schlöſſern hauſen; denn ſobald die Jagden beendigt ſind, kehren ſie mit ihren Gatten in die Stadt zurück. Um dieſe Zeit lieb' ich es, einige dieſer vornehmen Frauen zu beſuchen und mehrere Tage bei jeder in ſtillen häuslichen Freuden, mir die liebſten, zuzubringen. Wir werden dann weder von der ungeſchlachten Rohheit oder der übertriebenen unbehülflichen Ehrerbietung der böhmiſchen Herrn beläſtigt und ich kann die drückende Hoheit auf ein Paar Wochen ganz von mir legen. Morgen will ich die Reiſe antreten, und Du ſollſt mich diesmal begleiten, nicht als Dienerin, ſondern als Freundin.“ — Markita küßte der Kaiſerin die Hand, als die Thüre ſich öffnete und der Weihbiſchof von Prag, der Beichtvater der Kaiſerin, hereintrat. „Geſegnet ſeid Ihr meine Tochter,“ erhob er die volltönende Stimme. „Der Herr bürde Euch keinen Theil der Sünde auf, die der Kaiſer, Euer Gemahl, in ungeheuren Laſten auf ſich häuft, ſo daß ſie kein Fegefeuer und keine Höllenglut wird wegzehren können.“ — „Eure Rede läßt mich nichts Gutes vermuthen, Hochwürdigſter. Habt Ihr mir ſchon wieder ſchlimme Poſten von ihm zu überbringen?“ — „Was gäbe es Schlimmes, das er nicht ſchon vollbracht? Schmäht er doch den Herrn, ſeine Kirche und deren Prieſter, ſpricht den heiligſten Lehren Hohn, reitet am Sabbath des Herrn in die Wälder und Felder, das Wild zu jagen, und achtet nicht der Glocke, die ihn zu Meſſe und Gebet ruft. So

Du den Herrn auf dem Wege findeſt, ſo weiche ihm nicht aus, heißt es, aber er verlangt in thörichtem ſchändlichen Uebermuthe, daß der Herr und ſein Prieſter ihm aus dem Wege gehen, damit er ungeſcheut wüthen und toben kann. Iſt er doch ein Weinſchlauch wie keiner in ſeinem ganzen Reiche, ſo daß er mit aufgedeckter Schaam daliegt, wie Loth, allen Leuten zum Spott, und ein wüthender Jäger wie Nimrod, aber nicht wohlgefällig vor dem Herrn, ſondern ihm ein Abſcheu.“ — „O Gott ahndetet Ihr, wie Ihr mit dieſem allen mein Herz zerſchneidet, Ihr würdet mich damit verſchonen. Ich weiß ja zur Genüge, wie unſäglich unglücklich ich bin.“ — „Ihr müßt den bittern Kelch leeren, damit ich Euch den ſüßen einſchenken kann. Ein Kaiſer des deutſchen Reichs will er ſein? O ihr himmliſchen Heerſchaaren, noch niemals lag das deutſche Reich mehr im Argen als jetzt. Ritter und Städte ſind hart wider einander, einzeln und in großen mächtigen Bündniſſen, der Bauer will ſich ſogar erheben. Niemand weiß wer Koch oder Kellner iſt. Alles will befehlen; niemand gehorchen. Aber wenn das Haupt toll iſt, was ſollen die Glieder anders? Das ganze Reich gährt und ſiedet, er reitet vergnügt zu Jagd und trinkt mit dem Stöcker ſeine Kanne leer. Hat man ſo etwas noch gehört. Und mit dem Haupt der Kirche in Prag lebt er in ewigem Hader und Streit. Gottes Pannier will er umwerfen, damit er ſeine ſündliche Fahne aufpflanze. Habt Ihr nicht vernommen, wie er Hand an Sr. Erzbiſchöflichen Gnaden hat legen laſſen?“ — „Ich hörte davon und ſchauderte,“ erwiederte die Kaiſerin. —

„Und ſagt man nicht neuerdings, was die Heiligen abwenden mögen! er ſei vom wahrhaftigen Papſt zu Rom abgefallen, um ſich zu dem falſchen in Avignon zu wenden.“ — „Iſt das gewiß?“ rief die Kaiſerin, Schrecken in ihren Zügen. — „Der Herr wahre ſeine Kirche; aber Euer Gemahl hat einen heimlichen Boten an den König von Frankreich geſandt und ihm melden laſſen, wie er bereit ſei, den Mönch in Avignon als Papſt anzuerkennen.“ — „Dann ſchütz' uns Gott! Zwei Päpſte und nur eine Kirche!“ — „O es kann auch dazu kommen, meine Tochter, daß das deutſche Reich zwei Kaiſer erhält, wenn Euer Gemahl das tolle Spiel alſo forttreibt. Man hat wohl ſchon vernommen, daß die Churfürſten zuſammengekommen ſind, und Ruprecht von der Pfalz ohne Scheu geäußert hat, wenn der Kaiſer nicht zu ihnen kommen und Ordnung ſchaffen wolle, ſo könne er bleiben, wo er ſei; ſie aber wollten ſich aus ihrer Mitte ein anderes Oberhaupt wählen, welches ſeinen Sitz nicht im fernen Böheim habe und mit mehr Willen und größerer Kraft den Mängeln des deutſchen Reiches abzuhelfen, ausgerüſtet ſei.“ — „Ihr erſchreckt mich, Hochwürdigſter. O Gott! ich will meine Knie wund beten, daß der Himmel alles Unheil von uns abwende. Ich will täglich eine Meſſe mehr hören, will Spenden an Kirchen und Klöſter machen, will mehr Almoſen austheilen, damit uns der Herr bewahre.“ — „Thut das, meine fromme Tochter, auch ich will Euch in jedes meiner ſtündlichen Gebete einſchließen, damit die Englein Euch bewahren. Empfangt meinen Segen!“ — Die Kaiſerin kniete auf ein weiches Polſter, welches ihr Markita zurecht legte und der Weihbiſchof ertheilte ihr die Benediction. Als er geſchieden war, traten die Hoffrauen der jungen Kaiſerin ein, ſie zu bedienen, und bald ſchimmerten die blanken Gemächer wieder vom Strahl der Kerzen.

In der Frühe des andern Morgens beſtieg die königliche Frau ihren Zelter und verließ, nur von geringer Dienerſchaft begleitet, die Königsſtadt. Ihr zur Seite ritt auf milchweißem Roſſe Markita, in reiche koſtbare Gewänder gehüllt und mit Putz beladen, den der Kaiſerin Liebe ihr geweiht und in welchem man die Tochter des Prager Stöckers nimmermehr wieder erkannt haben würde.

Sie beſuchten mehrere vornehme Frauen, und Markita wurde überall als die Freundin der Königin mit der größten Ehrerbietung behandelt. Die Reihe des Beſuchs traf auch das Schloß Eresda. Markita bebte, als ſie Hermenegilden erblickte, welche an der Hand ihrer Mutter den angekommenen Gäſte entgegentrat, ſie höflich zu bewillkommnen. Doch kaum waren einige Stunden vergangen, als ſich beide von einander ſo angezogen fühlten, daß ſie Arm in Arm, wie ein Paar Schweſtern, durch den blumen- und blätterloſen Park wandelten und ihre Gefühle und Empfindungen austauſchten. Es fiel der Kaiſerin wie der alten Gräfin ſogleich auf, daß beide Mädchen eine merkwürdige Aehnlichkeit in Geſtalt, Geſichtszügen und Bewegungen hatten, daß man ſie leicht für Schweſtern hätte halten können. Hermenegilde ſah ſich in der düſtern Herbſteinſamkeit des Waldſchloſſes plötzlich von ihrem lieblichen Ebenbilde umgeben, aus dem ihr jedes zarte Gefühl, was ihre eigene Bruſt anklang, in vollen Tönen entgegenſtrömte, und welches hinwiederum in kindlicher Einfalt eine reiche Welt innern Lebens enthüllte, die Hermenegilden wohl auch in dunkeln Bildern vorgeſchwebt, die ſie jedoch nur geahnet hatte, die aber nun, von den ſchweſterlichen Bildern geweckt, leicht und herrlich wie ein ſchöner Zauber hervorſprang. Markita fühlte ſich dagegen auf eine ganz andre Weiſe zu Hermenegilden hingezogen. Es war der ſüße Gedanke, Hinko's Geliebten ſo nahe zu ſein, und von der glücklich Geprieſenen ihres Umgangs gewürdigt zu werden. Jedes Wort, welches Hermenegilde ausſprach, hatte für die jugendliche Schwärmerin Reiz, und ihr höchſter Wunſch war, Hinko mit Hermenegilden vereint zuſehen, und im Anſchaun ſolches Liebesglücks ihr eigenes größtes Glück auf Erden zu finden. Die Tage verſtrichen ſchnell und heiter; die Kaiſerin miſchte ſich zuweilen in das harmloſe Gekoſe der beiden liebenswürdigen Kinder, denen ſie an Alter nicht überlegen war, und warf ihren Schmerz auf Augenblicke von ſich. Auf einem Spaziergange, den die beiden Freundinnen eines heitern Nachmittags miteinander am Abhange des Schloßberges nach dem nahen Walde hinmachten, lehnte Hermenegilde ihr Haupt an Markita's Bruſt und blickte wehmüthig gen Himmel. — „Dein Auge glänzt von Thränen?“ fragte dieſe betreten. — „O Markita!“ ſeufzte die Gräfin, „haſt Du auch ſchon die Seligkeit der Liebe empfunden. Hat Dein Herz ſchon für einen Mann gefühlt? Sei aufrichtig! Geſteh' es mir!“ — „Ja ich weiß was Liebe iſt.“ — „Und konnteſt Du nie an ſeiner Lippe hängend die ſüßen Schwüre erwiedern, die er, wie berauſchenden ſtarken Wein, Dir in die Seele goß? Konnteſt Du ihm nie ſtammeln, wie namenlos glücklich Du ſeiſt?“ — „Ich konnte es nie; keine Silbe meiner Liebe durfte über die ſcheuen Lippen gleiten, kein Blick durfte meinen Schmerz verrathen; denn der Jüngling meiner Liebe gehörte einer Andern, liebte zärtlich eine Andere und ward noch zärtlicher von ihr geliebt.“ — „Arme Unglückliche, dann kennſt Du die Wonne nicht, welche mir dieſe Thränen erpreßt. Du ſollteſt umkehren, um nicht Zeuge eines Glückes zu ſein, was Dir auf Erden noch nicht geblüht. Aber komm nur mit mir. Dir kann und darf ich nichts mehr verhehlen. Ich liebe einen ſchönen herrlichen Jüngling, deſſen Gegenliebe mich zur glücklichſten Sterblichen macht. Und unſre Liebe hat die Süßigkeit, daß ſie ein Geheimniß bleiben muß.“ — „Möchte Dein Glück doch von ſteter Dauer ſein, Du Gute! Niemand verdient es mehr als Du! Niemand wünſcht es Dir mehr als ich!“ — „O glaube nur, es drohten uns ſchon viel ſchlimme Gefahren, aus denen uns ein gnädiger Himmel jedesmal gerettet hat. Die ärgſte aber iſt, daß mich mein Vater zwingen will, einem Andern meine Hand zu geben, und wenn die Mutter nicht durch Bitten viel über ihn vermöchte, wer wüßte welch' ein gräßliches Unglück ſchon über uns hereingebrochen wäre.“ — „Und wer iſt der Mann, dem Du Dich vermählen ſollſt?“ — „Der Graf Aleſch von Potuſchka. Kennſt Du ihn?“ — „Nur dem Namen nach.“ — „Du wirſt wahrſcheinlich die Ehre haben, ihn auch von Perſon bei uns kennen zu lernen; denn es vergeht faſt keine Woche, daß er unſer Schloß nicht heimſucht. Sonſt war ihm mein Vater gar nicht gewogen und ſah ihn nie bei ſich; aber ſeid kurzem ſind ſie oft zuſammen und unterreden ſich lange heimlich, zuweilen ſogar in der Nacht. Und wie den Vater, ſo hat er die Mutter eingenommen durch einen freundlichen Gruß und umſtändlichen Bericht von einem Freunde, den er geſprochen. Seit jener Zeit iſt er oft in unſer Haus gekommen, und Vater und Mutter haben mir ſchon eine Friſt beſtimmt, nach deren Ablauf ich ihm vermählt werden ſoll. Ich aber vertraue auf Gott, mein inbrünſtiges tägliches Gebet und auf meinen Henrico, den ich heimlich ſehe und ſpreche." — „Und wer iſt denn dieſer Henrico?" — „Ein italieniſcher Edelmann und Jagdjunker des Kaiſers." — „Und wo ſprichſt Du ihn unbemerkt?" — „Sieh dort unten im Thale einſam und verſteckt die Wohnung unſers Waldmeiſters. Die Frau deſſelben liebt mich ſehr, und hat mir zu unausſprechlicher Freude ein herrliches Blumengärtchen angelegt, weil ſie meine ſtarke Neigung zu den Blumen kennt. Ja da der nahende Winter alle die holden Kinder der Natur, unter denen ich mich ſtets am wohlſten und ſeligſten befinde, gepflückt und zerſtört hat, iſt ſie noch für mich bedacht geweſen, und hat neue Sprößlinge in Scherben gezogen, mit denen ſie ein kleines Stübchen ausgeſchmückt, und hierhin führt ſie meinen Henrico, wenn er nach vollendeter Jagd in der Nähe unvermerkt entrinnen kann. Dann verkoſen wir zuſammen eine ſelige Stunde und dann kehrt er in gewagtem Eilritte wieder zu der Jagdgeſellſchaft des Kaiſers zurück. Heute iſt die Jagd abermals nur wenige Stunden von hier geweſen, und vielleicht finden wir ihn ſchon, denn ſieh' der kühle Abend zieht den Bergen dort ſchon ein dunkelgraues Kleid an." — „Ich werde Dich bis an die Thüre des Hauſes begleiten und dann allein zurückkehren; Liebesglück leidet nicht gerne Zeugen," ſagte Markita ſehr bewegt. — „Nein Du mußt ihn ſehen, mußt meine Liebe loben und einen Theil meiner Seligkeit genießen." — „Erſpare mir das, Hermenegilde. Mir würde nur mein trübes Schickſal bei Deinem hellen ſonnlichen Liebesglücke einfallen, und mein Schmerz müßte nur einen traurigen Eindruck auf Euch machen." — „Komm, komm, das ſoll es nicht. Freue Dich jetzt mit mir; ich will nachher mit Dir weinen und klagen." — Unter dieſem Wechſelgeſpräch waren ſie bis an das kleine Gartengehege vor dem Forſthauſe gekommen. „Nun laß mich gehen," rief Markita angſtvoll. „Ich beſchwöre Dich, ich kann Dich nicht weiter begleiten, ich kann Deinen Geliebten nicht ſehen. Der Schmerz würde mich umbringen." — „Nun ſo geh, kleiner Eigenſinn. Aber ſieh dort im Gärtchen blüht noch eine einſame Spätnelke. Eh' ich Dich von mir laſſe, muß ich ſie Dir an den Buſen ſtecken, damit ſie Dir ſtatt meiner Begleiterin ſei; denn ich gefalle mir in der Vorſtellung, daß ich ſelbſt eine Blume ſei oder die Blumen mir doch ſo nah verwandt, daß wir einerlei Urſprung haben müſſen." Sie öffnete die Thüre und ſchwebte in den Garten, während Markita an dem hohen hölzernen

Spaliere ſtehen blieb, und mit einer ihr unerklärlichen Beklemmung in die immer dichter werdende Dämmerung blickte. Plötzlich fühlte ſie ſich von hinten umfaßt; ſie wandte raſch und beſtürzt das Geſicht, und Hinko ſtand in dem reichen Kleide eines kaiſerlichen Jagdjunkers erſchrocken vor ihr. — „Markita!“ rief er kaum ſeinen Augen trauend, und endlich ſeinem Erſtaunen Luft machend, und muſterte mit den Augen ihren prächtigen Anzug. „Wie find' ich Dich hier?“ — „Stille! um aller Heiligen willen, verrathe mich nicht! Drin im Garten iſt Deine Geliebte!“ In höchſter Aufregung ſtieß ſie ihn in die Gartenthüre, ſchlug ſie zu und eilte flüchtigen Fußes durch das Thal nach dem Schloſſe zurück. Aber ſie war nur eine kleine Strecke vom Förſterhauſe entfernt, als ſie ein gräßliches Geſchrei hinter ſich vernahm und Hermenegildens Stimme darunter unterſchied. Sie wollte fliehen, wollte zurück, aber an beiden verhinderte ſie die furchtbarſte Angſt, welche ihre Füße gefangen hielt, und von den widerſtreitendſten Eindrücken gefoltert, verlor ſie die Beſinnung und ſtürzte ohnmächtig in das feuchte Waldmoos.

Als Hinko verwirrt in den Garten trat, eilte ihm Hermenegilde bleich und entſetzt entgegen. „Rette Dich!“ rief ſie verzweifelt. „Wir ſind verrathen! Potuſchka — —“ Er fing ſie in den Armen auf, aber in demſelben Augenblicke war er von vielen bewaffneten Leuten umringt, unter denen der Waldmeiſter mit ſeinen Knechten ſich befand. Hinko hatte ſchnell ſeinen Degen aus der Scheide, aber Hermenegilde ſelbſt verhinderte ihn an der Vertheidigung. Sie ſah, daß er der Uebermacht doch erliegen würde, und warf ſich ihm, um ſein Leben zu ſchonen, in die Arme. „Greift ihn! Bindet den Lotterbuben!“ ließ ſich des Grafen Potuſchka wilde Stimme vernehmen, und Hinko wurde auf der Stelle zu Boden geworfen und unter wüthendem Geſchrei an Händen und Füßen geknebelt. „Nun bringt ihn nach dem Schloſſe,“ fuhr der Graf fort, „die Gräfin will ich ſelbſt dahin begleiten.“ Er trat vor und warf einen höhniſchen vernichtenden Blick auf den gefeſſelten Jüngling, den von dannen zu ſchleifen die Knechte eben Anſtalt machten. „Nun der Fang war uns glücklich gelungen,“ lachte Potuſchka dem Waldmeiſter zu; „ich werde Eure Güte zu belohnen wiſſen. Und Ihr, meine ſchöne Hermenegilde, werdet es mir Dank wiſſen, daß ich Euch von dieſem Ungeheuer befreit, ſobald Ihr die näheren Umſtände erfahren werdet; ja Ihr werdet aus dieſer meiner raſchen und kräftigen Handlung endlich einſehen und recht begreifen lernen, wie ſehr Euch mein Herz in unvertilgbarer Liebe ergeben iſt.“ — „Ich bitt' Euch, Graf, verſchont mich mit allen dieſen Redensarten. Nach dem was Ihr jetzt gethan, bin ich am wenigſten geneigt, ſie anzuhören. Markita! wo biſt Du? — O Gott, dieſe wilden Menſchen werden ihr doch kein Leid zugefügt haben?“ — Voll ſtürmender Angſt lief ſie hinaus, da brachten ſchon einige Jäger ihr die ohnmächtige Freundin entgegen, um ſie in das Förſterhaus zu ſchaffen. Weinend warf ſich Hermenegilde über ſie her und küßte ihr die geſchloſſenen Augen wieder auf. „Wo iſt er?“ rief Markita. — „Wer? Wen ſuchſt Du?“ forſchte Hermenegilde. Markita ſchwieg einen Augenblick ſich beſinnend, dann antwortete ſie flüſternd: „Dein Geliebter.“ — „Ach der ſchändliche Graf hat ihn binden und auf das Schloß bringen laſſen.“ — „So laß uns eilen, ihn zu befreien! Wir müſſen ihn befreien!“ Mit dieſen Worten ſprang ſie heftig auf, faßte Hermenegilden am Arme und eilte raſchen Schritts nach der Thüre. — „Doch Ihr werdet meine Begleitung nicht ablehnen,“ ſagte der Graf kalt, der zeither ruhig in der Ferne geſtanden hatte. Schweigend gingen die beiden Mädchen neben ihm nach dem Schloſſe zurück; Markita drängte mit unerklärlicher Heftigkeit zur Eile, und riß die Freundin, angſtgepreßte Worte flüſternd, mit ſich fort, ſo daß der Graf ob des raſchen Ganges oft außer Athem kam. Hermenegilden trieb die Hoffnung, die Mutter, deren Güte ſie nur zu genau kannte, werde ſich von ihr bewegen laſſen, den Gefangenen zum zweitenmal frei zu machen, wie ja durch ihre Vorbitte beim Vater zum erſtenmal geſchehen war. Sie baute Alles darauf. Markita ſchmiedete abenteuerliche Pläne im Kopfe, und beſchloß bei ſich, ihr Leben an Hinko's Befreiung zu ſetzen. Mit dieſen unklaren Ideen langten die beiden Mädchen ſchon in voller Nacht auf dem Schloſſe an; Potuſchka war dagegen weit gewiſſer über das, was er thun wollte. Sie fanden das ganze Schloß im Aufruhr; denn wenige Minuten zuvor war der Graf, wahrſcheinlich mit Potuſchka im Einverſtändniſſe, angelangt und hatte den gefeſſelten Hinko in der Mitte der Häſcher gefunden, daneben aber ſeine ohnmächtige Gemahlin, die bei Erblickung des Gefangenen ſogleich beſinnungslos zu Boden geſtürzt war. Darüber aber war die mit der Gräfin von dem nahenden Lärm aus dem Schloſſe herausgelockte Kaiſerin faſt zu Tode erſchrocken, und um beide beſchäftigte ſich die ängſtliche Dienerſchaft. Der Gegenwart der Kaiſerin allein hatte Hinko zu danken, daß der wüthende Graf ihn nicht zur Stelle mit dem Schwerte durchſtieß; ſeinen gräßlichen Drohungen und Schimpfen that die Ankunft der beiden Mädchen und ihres Begleiters Einhalt. Kaum aber hatte Hermenegilde ihren Vater beim düſterrothen Scheine einer Fackel erkannt, als ſie, Alles verloren gebend und von Entſetzen erfaßt, Markiten an die Bruſt ſtürzte. Beide Freundinnen ſtießen Angſttöne aus; und der Graf dadurch aufmerkſam gemacht, wollte im wilden Aufflammen ſeines Zorns, die Tochter faſſen, um ſie zu mißhandeln, aber Potuſchka hielt ihn davon ab, und die Kaiſerin nahm Hermenegilden in ihren Schutz. Graf Cresda ſandte ſogleich einen reitenden Boten zum Kaiſer und Potuſchka gab demſelben einen geheimen Auftrag, der jedenfalls auf Hinko Bezug hatte. Die Frauen zogen ſich in ihre Gemächer zurück und man mußte in der Nacht noch nach Prag ſchicken, um einen Arzt herbeizuholen; denn alle fühlten ſich krank und bei der alten Gräfin und Markiten zeigten ſich ſehr ſchlimme Symptome. Cresda und Potuſchka blieben beiſammen. Der andere Tag ſchlich trübe und traurig. Markita hatte ſich aufgerafft; ſie ſchien mit einem großen Entſchluſſe zu ringen. Die Gräfin empfing einen Beſuch von der Kaiſerin, Hermenegilde lag in Thränen ſich badend troſtlos in einem Stuhl; denn ſie hatte eben die mütterlichen

Vorwürfe zerknirſcht hingenommen, als Markita plötzlich die Thüre aufriß und hereinraſend, nicht anders als eine vom Wahnſinn geiſtig Zerrüttete, kreiſchte: „Nun iſt Alles verloren! Das Entſetzlichſte geſchieht!“ Dabei rollten ihre Augen furchtbar, alle ihre Züge waren verzerrt und die Haare flogen ihr unter der Haube hervor, ſo daß ſie ſelbſt ein Bild des höchſten Entſetzens darſtellte. „Um aller Heiligen Willen!“ riefen die Frauen. Was geſchieht?“ — „Seht Ihr ihn nicht? Nun iſt's mit dem armen Jungen aus!“ erwiederte ſie noch eben ſo heftig, und deutete durch das Fenſter in den Hof hinab. Die drei beſtürzten Frauen blickten hinab und gewahrten einen großen Mann in einem langen ſcharlachrothen Mantel und einem weißen Hute mit einer blutrothen Feder eben von ſeinem kohlſchwarzen Pferde herabſteigen und auf die Thüre losgehen. — „Wie, iſt das nicht Jodok, der Stöcker von Prag?“ fragte die Kaiſerin. — „Er iſt's,“ verſetzte Markita aus gepreßtem Herzen, halb todt vor Angſt. — „Was will der Mann hier?“ fragte die Gräfin ſich ſchaudernd. — „O Ihr werdet es ſogleich vernehmen.“ Indem hörten ſie drei ſtarke Schläge, welche Jobſt mit dem Griffe ſeines Schwertes an die Thüre that; der Graf Cresda trat heraus, ſprach einige Worte mit dem Stöcker und ließ ihn dann ins Schloß hineinkommen. Einige Augenblicke darauf erſchien ein Diener und brachte vom Grafen die Bitte an die Frauen, ſich einer ſehr wichtigen Familienangelegenheit halber in den Speiſeſaal zu begeben. Alle zitterten vor banger Erwartung, und mit unſicherm Fuße und verhaltenem Athem gingen ſie an den beſtimmten Ort; nur Markita folgte ihrer Gebieterin feſten Schritts; ſie wußte ja, was nun kommen mußte, und während die drei andern in der Schwüle des Gewitters bebten, kannte ſie ſchon den Blitzſtrahl und die Opfer, welche er niederſchmettern würde. Potuſchka empfing die Frauen mit der kriechendſten Freundlichkeit und bot ihnen Sitze. Der Saal füllte ſich im Hintergrunde allmählig mit dem ganzen Dienerperſonale des Schloſſes; ſelbſt die Leute der Kaiſerin wurden hereingelaſſen. Endlich brachte man auch Hinko, doch von allen Feſſeln frei, herein. Ohne Furcht und Scheu warf er das große blaue Auge umher, und ein, tiefen Schmerz verkündender, Zug ſpielte um ſeinen ſonſt ſo anmuthigen Mund. Hermenegilde und Markita umſchlangen ſich bei ſeinem Erſcheinen, ihre Blicke ſprangen von ihm ab und ein blutiger Seufzer rang ſich mühſam aus Markitas Bruſt. Endlich kam auch der Graf und nahm neben ſeiner Gemahlin Platz. Alles war in der geſpannteſten Erwartung. Da klopfte es dröhnend an die Thüre, daß die Frauen zuſammenfuhren; der Graf rief laut: „Herein!“ Alle Blicke flogen nach dem Eingang und der gräßliche Rothmantel ſchritt ſtolz durch die weitgeöffnete Pforte. Er that nur einen Schritt im Saale vorwärts, dann blieb er ſtehen und fragte mit lauter Stimme: „Wer von Euch hier Verſammelten nennt ſich Graf Jan Ereeda?“ — „Ich bin's, den Du nennſt,“ erwiederte der Graf, ſtand auf und fragte: „Was verlangt des Königs Freimeiſter von mir?“ — „Mir iſt mein Knecht entſprungen, und man hat mir gemeldet, er ſei in Eurem Hauſe. Ich fordere ihn zurück kraft meines Rechtes über ihn zu Haut und Haar.“ — „Ich kenne Deinen Knecht nicht. Hier iſt alles Volk verſammelt, welches jetzt in meinem Schloſſe lebt. Such' ihn darunter und findeſt Du ihn, ſo ſoll er Deinem Rechte nicht vorenthalten ſein.“ Der Graf ſetzte ſich, die Frauen ſchwebten in Todesangſt. Der Stöcker warf ſein ſchwarzen Augen umher und ſagte dann: „Dort ſteht mein Knecht, wollt Ihr mir ihn in die Hand geben, oder erlaubt Ihr mir, ihn zu nehmen, wo und wie ich ihn finde?“ — „Nimm ihn!“ — Raſch ſchritt der Rothmantel auf Hinko los, faßte den bebenden Jüngling beim Nacken, riß ihm dann den ſchmucken Sammtrock ab und ſagte: „Wirf Dein Kleid um!“ Damit ſchleuderte er ihm die Jacke und den Mantel zu, welche er unter dem ſeinigen verborgen gehalten hatte. Hermenegilde glitt ohne Lebenszeichen vom Stuhle herab und Markita nahm ſie mitleidig in ihre Arme. Aber auch die alte Gräſin rief plötzlich außer ſich vor dem gräßlichſten Schrecken: „Diether, Diether, Du biſt's? Das iſt mein Todesſtoß!“ und fiel bleich und athemlos von dem Seſſel auf die kalten Steine des Saals. Der Stöcker achtete nicht auf dieſen Zuruf, ſondern warf ſeinem umgewandelten Knecht einen Strick um den Hals und führte ihn von dannen. Schaudernd verlor ſich die Dienerſchaft aus der Halle, die angſtbedrängten vernichteten Frauen waren bald allein. Gresda war mit entſetzlichem Hohnlachen davon gegangen und Potuſchka ſorgte in der allgemeinen Verwirrung, daß die Frauen auf ihre Zimmer gebracht und gepflegt wurden. Die Schreckensſcene hatte einen ſo ſtarken Eindruck auf die

Kaiſerin gemacht, daß ſie von Stund an heftig erkrankte, und gleich den beiden Gräfinnen das Bette hüten mußte. Hermenegilde rang lange mit dem Tode, auch ihre Mutter war hart daran. Markita wartete alle drei mit unverdroſſenem Eifer, aber ſie wandelte von einem Krankenzimmer zum andern wie ein fühlloſes Weſen.

Jobſt band den zerſchmetterten Jüngling, als ſie im Hofe angelangt waren, noch an einem Arme und Fuße, beſtieg dann ſeinen Rappen und rief ein furchtbares: „Marſch!“ Dabei ſchnalzte er mit der Zunge und aus dem Stalle ſprang Türk, des Kaiſers ungeheurer Hund, und wieß ihm die gräßlichen Hauer. Hinko hatte nicht die Macht zu widerſtehen, und ſo trabte er neben dem Pferde, den Hund zur Seite, davon. Auf dem ganzen Wege beobachtete Jobſt ein düſteres Schweigen, welches Hinko nicht zu unterbrechen wagte. Er ſtrengte alle Kräfte an, um mit dem Pferde gleichen Schritt zu halten, und ſo langten ſie am Abend im Nachtquartier des Kaiſers an. Hinko war ſo erſchöpft, daß er ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte, aber er wurde noch in des Kaiſers Zimmer geſchleift. Dort ſaß eine große Geſellſchaft zechend zuſammen, in welcher Hinko Tags vorher noch einer der Erſten geweſen war. Der Kaiſer war ſeiner kaum anſichtig geworden, als er berauſcht, wie er war, aufſprang und wüthend über den Jüngling herfiel, um ihn mit Fauſtſchlägen und Fußtritten zu züchtigen. „Ha Wetterbube!“ kreiſchte er dazu mit zornbraunem Geſichte und blauen bebenden Lippen, „haben wir Dich endlich auf Deinen Marderſchlichen erwiſcht. Warte, Du ſollſt mir nicht mehr bei Nacht und Nebel entwiſchen, um Dich in meines Landes ſchönſte Taubenhäuſer zu ſtehlen und die beſten Täublein drinnen zu würgen. Wie oft hab' ich Dich gewarnt, wenn Du mir vorlegſt, Du ſeiſt da und dort geweſen! Wie oft Dir geſagt, Du ſollteſt mit der Wahrheit herausgehen, wenn Du nicht meine ganze Ungnade auf Dich laden wollteſt! Denn ich ahnete Deine Falſchheit, bübiſcher Satan. Aber, Wurm, ich will Dich in den Staub treten, wohin Du gehörſt. Wohlauf Burſch, Du ſollſt ferner mein Hundeführer ſein. Dein Lager iſt draußen im Hundeſtall bei Türk, den Du mir täglich auf der Jagd nachführſt!" Ein lautes Gelächter im Saale betäubte Hinko faſt der Beſinnung. Höhnend ſahen ſeine ſonſtigen Zechgeſellen auf ihn her und ſelbſt der Pater Hilarius, der ſein Freund und Beſchützer geweſen war, regte ſich nicht, um ihn aus dieſer Schmach zu retten. „Packe Dich fort in den Hundeſtall!" wüthete der Kaiſer fort und ſchickte ihn mit einem Fußtritt zur Thüre hinaus. „Bindet ihn im Hundeſtalle an Türks Seite an!" herrſchte der Tyrann mit ſchwerer Zunge ſeinen Waldknappen zu und die rohen Fäuſte packten den zarten ſchlanken Jüngling, ſchleppten ihn in den Stall und legten ihn an eine Kette gleich einem Hunde. Dabei höhnten ihn die Buben, welche früher auf ſein Glück neidiſch geweſen waren, daß ihm das Herz, wie von tauſend Dolchſpitzen durchbohrt, ſchmerzte. Da lag der blühende ſüße Junge, der Liebling aller Frauen, die ihn ſahen, der weichlich erzogene Italiener, der geliebteſte Sohn des reichen und mächtigen Schultheißen von Nürnberg, der glückliche Geliebte der ſchönſten Gräfin, unter zähnefletſchenden Beſtien, deren Knurren und Heulen ihn jeden Augenblick nichts Beſſeres verkündete, als daß ſie ihn mit ihren gräßlich aufgähnenden Rachen zerfleiſchen würden. Sein Kopf brannte fiebriſch. Ueberbietung aller Kräfte, Hunger, Angſt, Entſetzen, Schaam, alles dies durchtobte ihn, und verſetzte ihn in einen Zuſtand gänzlicher Geiſtesabſpannung. Er fühlte noch, wie Türk ihn beſchnüffelte und ſich vertraulich an ihn ſchmiegte, dann aber verließen ihn die Sinne und er verſank auf dem Stroh in einen Schlaf, der jedoch keineswegs ſtärkend für ihn war.

Rauhe Männerſtimmen riefen ihn noch vor Anbruch des Tages auf; es waren die Waldknappen, die ſchon das Jagdzeug rüſteten. Seine Kette wurde gelöſt und er dann in den Hof geſtoßen, wo ihm der Wildmeiſter das Futter für die heulende Meute zutheilte, welches zugleich ſein eigenes war. Mit Püffen und Stößen wieß ihn nun der böſeſte der argen Geſellen an, den wilden Beſtien die Nahrung zu reichen; ſie ſchnappten gierig nach ihm, zerriſſen ſeine Kleider, ja einer ſetzte die Zähne ſogar in des Jünglings zartes Fleiſch, daß er laut aufſchrie und das Blut ihm aus der Wunde rann. Er reichte ihnen das mit ſeinen Thränen getränkte Brot, ſchmeichelte ihnen und liebkoſete ſie, und als die Hörner erſchallten, ſtand er ſchon hinter den aufgeſtellten Knappen, den furchtbar blickenden Türk an der Leine, und des Kaiſers Wink gewärtig. Wenzel ſprengte endlich heran und Hinko war mit dem Lieblingshunde ſchnell an ſeiner Seite. Ueber Stock und Stein raſete die Jagd; ſo ſchnell des Kaiſers Roß rannte, mußte Hinko ſpringen, und oft, wenn ihm das Leben auszugehen drohte, riß ihn die gewaltige Kraft des Hundes fort. Dieſen ſchickte der Kaiſer nur auf die größten Eber, oder wenn die andern zu ermüdet waren, auf mächtige Dammhirſche.

Jobſt war gleich nach Hinko's Uebergabe in das Freihaus zurückgekehrt, Hilarius würdigte den Armen keines Blicks, und weiter war Niemand im ganzen Haufen, von dem er die mindeſte Theilnahme hätte hoffen können; dahingegen ſtießen die Grafen Cresda und Potuſchka am zweiten Tage nach Hinko's Erniedrigung wieder zu dem Jagdzug. Potuſchka ſpie ihm ins Geſicht und Cresda weidete ſeine höhniſchen Blicke lange an dem unglückſeligen Zuſtande des Gepeinigten.

Aber das menſchliche Herz lernt Alles ertragen, und Schmach und Erniedrigung werden ihm zur Gewohnheit wie die Silberblicke des Glücks. Hinko war bis zum tiefſten Elende herabgeſunken; denn da ſeine Schuhe zerriſſen waren, folgte er barfuß dem ſchnellen Roſſe des Kaiſers; ſeine Füße bluteten, ſeine Zunge lechzte, aber der Gedanke an Hermenegilden und Markiten hielt ihn ſtets aufrecht. Endlich ließ der Zorn des Kaiſers gegen ihn nach. Er befahl dem Gedemüthigten neue Kleider und täglich gute Speiſen zu reichen; denn der Winter war hereingekommen, mit grimmiger Kälte und böſem Wetter. Die Jagden nahmen ein Ende, die reichen böhmiſchen Herrn kehrten nach der Hauptſtadt zurück. Kaum hatten Cresda und Potuſchka ſich auch verabſchiedet, als Hinko heimlich die ſchönſten Leckerbiſſen und den trefflichſten Wein von des Kaiſers Tafel erhielt. Einige Tage darauf begegnete ihm der Pater Hilarius außerhalb des Schloſſes. „Mein Sohn,“ ſagte er vertraulich, „Du haſt ſehr dumme Streiche gemacht, aber auch ſattſam dafür büßen müſſen. Du konnteſt freilich nicht ahnen, daß Du dem Kaiſer nichts Schlimmeres anzurichten vermochteſt, aber desungeachtet iſt er Dir noch gut geſinnt und hat oft heimlich über Deine Verwegenheit gelacht. Du kannſt eben ſo wenig einſehen, daß er Dich ſo hart beſtrafen mußte, um ſeiner ſelbſt willen; und hätte er es nicht gethan, ſein eigenes Leben hätte auf dem Spiele geſtanden. Doch Deine Feinde ſind nun fort, auf deren Betrieb das Alles geſchehen iſt; jetzt kannſt Du Dir wieder ein Gütliches thun. Laß Dir aber von des Kaiſers Gunſt nichts merken, ſonſt biſt Du verloren. Wenn der Kaiſer auch etwas für Dich thun will, ſo kann er doch jetzt nicht. Du haſt Dein Glück leichtſinnig ſelbſt verſcherzt. Erſt muß Gras über die Geſchichte gewachſen ſein. Die Hunde mußt Du noch führen, aber Du wirſt doch nicht gleich einem Rehbock gejagt. Halte Dich wacker und Alles wird noch leidlich gehen.“ Der Pater ſegnete den gerührten Jüngling, der voll Troſt und Hoffnung bald darauf die Reiſe nach Prag in der heimkehrenden Jagdgeſellſchaft und mit ſeinem Türk an der Leine antrat. Der Kaiſer folgte mehrere Tage ſpäter mit Hilarius nach.

Der letzte Monat des Jahres war ſchon weit vorgerückt, als König Wenzel ſeine Wohnung im Königshofe wieder einnahm.

Die Königin war ſchon vor einiger Zeit von Schloß Gresda zurückgekommen. Ihre Geſundheit hatte aber dort einen ſo argen Stoß erlitten, daß ſie bald wieder erkrankte. Pfaffen und Aerzte kamen nicht aus ihren Zimmern. Auch nahm ſie von vornehmen Frauen Beſuche an; ihre meiſte Zeit brachte ſie jedoch mit Gebet und frommen Betrachtungen zu. Markita wich keine Stunde weder bei Tage noch in der Nacht von ihr. Der Kaiſer machte ihr nur einen ſehr flüchtigen Beſuch; denn als Johanna einige Ermahnungsworte fallen ließ, brach er ohne Weiteres auf und ließ ſich nicht wieder bei ihr ſehen. Die beiden Markgrafen von Mähren kehrten auch nach Prag zurück; ihnen folgten viele andere böhmiſche und deutſche Fürſten und endlich langte der Herzog Johann, des Kaiſers jüngſter Bruder an, der ſeiner Schweſter, der Königin von England, in dieſem Jahre einen langen Beſuch gemacht hatte. Dieſen liebte Wenzel mehr, als ſeinen Bruder Sigismund, den Markgrafen von Brandenburg, der in dieſer Zeit um die ungriſche Königskrone kämpfte. Es wurden mehrere Feſte veranſtaltet, auf denen es nicht am nüchternſten herging; der Kaiſer kam ſelten aus dem Rauſch heraus. Sein Zimmer glich einer gemeinen Trinkſtube. Der Sylveſterabend ſollte jedoch alle Feſtivitäten übertreffen, und der Kellermeiſter mußte dazu mehrere Fuder Wein anfahren laſſen. Wenzel lud den ganzen hohen Adel zu einer Schweinhatz ein, die er zu Ehren ſeines Bruders Johann in der großen in der Neuſtadt gelegenen Reitbahn zu halten verordnet hatte. Zu dieſem Behuf waren mehrere wilde Schweine eingefangen und in die Stadt gebracht worden. Die Hunde wurden einzeln auf ein ſolches Thier gehetzt, und nicht eher ein Andrer losgelaſſen, bis der erſte zum Kampfe untüchtig geworden war, oder todt auf der Stelle blieb. Denn die wüthenden Keiler ſtritten mit ihren Feinden, den erbitterten Hunden auf Tod und Leben, und riſſen ihnen mit den ſcharfen Hauern meiſt den Leib auf. Sobald der Kaiſer aber des Kampfes müde war, gab er dem unter ſeinem hohen Sitze ſtehenden Hinko ein Zeichen, und ſogleich ſtürzte Türk auf die Beute, und nach wenigen Minuten lag der gewaltige Eber in Todeszuckungen auf dem Kampfplatze. Es war ein ergreifender Anblick, wenn der ſtarke ungeheure Hund über den wilden Keiler ſich herbäumte und mit einigen Biſſen in das Genick niederſtreckte. Der Kaiſer war über die Tapferkeit ſeines Lieblings ſo aufgeräumt, daß er ihm ein koſtbares Abendbrot verſprach. Nach dieſem blutigen Kampfſpiele verfügten ſich alle Fürſten und Herrn des hohen Adels nach der königlichen Burg, um mit dem Kaiſer ſich in das neue Jahr hineinzuzechen. Hinko mußte den Hund im Triumph vorausführen. Während der Tafel ließ der Kaiſer der Beſtie die ſchönſten Braten reichen und als die Becher zu erklingen begannen, mußte der Kellermeiſter dem tapfern Türk ein Kübel des beſten Weins vorſetzen, welchen der Hund auch mit der größten Begierde verſchlang. Hierauf legte er ſich zu des Kaiſers Füßen, welches ſein gewöhnlicher Platz war. Je näher die erſte Stunde des neuen Jahres rückte, deſto wilder und unmäßiger tobte die Luſt der Geſellſchaft. Der Wein floß über Tiſch und Stühle, und Viele von der edlen Ritterſchaft genoſſen ſchon unter demſelben, was ſie oben nicht mehr hatten vertragen können. Wie aber ein wilder gräßlicher Lärm in dieſen Gemächern der Burg vernommen wurde, alſo rumorte es auf den Straßen, denn die Studenten verſammelten ſich, dem Königshauſe mit dem Wechſel des Jahres ihren Glückwunſch darzubringen. Von Minute zu Minute häuften ſich Menſchenmaſſen um die Burg. Ganz Prag ſchien der Kälte zu trotzen, um ſeinem königlichen Herrſcherpaare den Neujahrswunſch zuzujauchzen.

Um dieſelbe Zeit lag die fromme Kaiſerin Johanna einſam ſchlummernd in ihrem Gemache, welches nur ein ſparſames Lämpchen dürftig erhellte. Ihren Beichtvater hatte der gottloſe Lärm aus der Burg verſcheucht, und Markita war als ſie die Gebieterin ruhig ſchlummern geſehen, in eins der daran ſtoßenden Gemächern geſchlichen, wo Hinko ihrer mit banger Sehnſucht wartete. Nur ſehr ſelten konnten ſie ein Paar vertraute Wörtchen miteinander ſprechen; um ſo ſüßer war deshalb der Augenblick, wo ſie ſich angehören durften. Markita war ganz Zärtlichkeit; denn ihr Gefühl drängte ſie, dem Geliebten zu vergelten, was ihm das Schickſal zugefügt, und Hinko vergaß im Arm des unſchuldigen Mädchens Hermenegilden. Das geräuſchvolle Feſt und der ruhige Schlaf der Königin begünſtigte die Zuſammenkunft, keines ward vermißt; und während auf der einen Seite unmäßige Völlerei Luſt in Raſerei verkehrte, und auf der andern der mitleidige Traumgott das Haupt der frommen königlichen Dulterin mit Mohnblüthen umkränzte, baute unſchuldige Liebe ſich hier den ſtillen Tempel.

Die Königin erwachte von einem gräßlichen Traum. Sie ſchrie auf und Markita eilte beſtürzt zu ihr. „Sag'! iſt Mitternacht ſchon vorüber?“ fragte die Herrin ängſtlich. „Noch nicht, aber in wenigen Minuten wird das neue Jahr eintreten.“ — „Nun ſo beſcheide ſchnell meinen Gemahl zu mir! Beſchwör' ihn, daß er kommt. O Gott! mir träumte, wenn er dieſe Nacht nicht meine Stimme höre, werde er ſie nie mehr vernehmen. Ich ſtand auf einem ſonneglänzenden ſchönen Berge und er ging unter im tiefen Pfuhle. Vielleicht kann ich ihn noch retten. Vielleicht hört er in dieſer ernſten Stunde auf mein mahnendes Wort, auf die Stimme einer Scheidenden; denn es iſt mir auch die Gewißheit geworden, daß ich der Erde ſehr bald entnommen werde.“ — „Ihr erſchreckt mich hohe Frau.“ — „Eile und ruf' ihn herbei.“ Markita ging und ließ dem Kaiſer durch den Kämmerer die Bitte ſeiner Gemahlin wiſſen. Er hatte ſie kaum vernommen, als er von einem ſonderbaren Gefühle ergriffen, ſogleich aufſprang, um ſich zu Johannen zu verfügen. Aber ſeine Sinne waren von Weingeiſt ſo umdüſtert, daß er durch die Säle wankte und den Hund nicht bemerkte, welcher ihm nachſchoß und in der Kaiſerin Gemach folgte. — „Was wünſcht Ihr von mir, Janka?“ lallte Wenzel mit ſchwerer Zunge, nachdem die Königin Markiten durch einen Wink wieder entfernt hatte. — „O Gott und alle Heiligen!“ jammerte ſie, „Ihr ſeid ſchon wieder berauſcht, daß Ihr nicht vermögt, mich mit Verſtand anzuhören. Wollt Ihr denn nie einſehen, welch ein gottverfluchtes Leben Ihr führt? Rührt ſich Euer Gewiſſen nicht in dieſer Nacht? Hilf Himmel, Ihr ſeid jetzt erſt fünfundzwanzig Jahre alt, und ſchon ſo voll Laſter und Sünden, daß die Himmliſchen keinen Theil mehr an Euch haben. Doch Ihr ſeid auch noch jung genug, um Euch zu bekehren und Buße zu thun. Seht, ich fleh' Euch um Chriſti Blut willen an, laßt ab von Eurem zeitherigen Lebenswandel. Hört auf, ein ewig voller Weinſchlauch zu ſein! Werdet ein würdiger Sohn Eures Vaters, haltet Gottes Kirche und ihre Diener in Ehren, ſeid ein tüchtiges Oberhaupt des Reichs und rechter König von Böhmen!“ — Wenzels ſchwerer Kopf war in die Lehne des weichen Polſterſtuhls zurückgeſunken, und nur kaum vernehmbar lallte er: „Aber das Gift, das brennende Gift in meinem Leibe!“ und damit ſchienen ſeine Sinne zu ſchwinden; denn er ſtarrte, ohne ſich zu rühren, gerade vor ſich hin. — „Betet zum Himmel!“ rief Johanna begeiſtert, „er wird Euch helfen, nicht Eure Weinfäſſer. Laßt dieſe ernſte Stunde Veranlaſſung ſein, Euer Thun und Treiben zu ändern. Söhnt Euch mit dem Manne Gottes, dem ehrwürdigen Erzbiſchof, aus, und thut von morgen an, was recht und einem Könige des römiſchen Reichs ziemt, damit Ihr mit dem neuen Jahre ein neuer Adam ſeid. Wollt Ihr? Ihr ſeid in Nachdenken über Euern böſen Wandel verſunken! So ſeid Ihr ſchon auf dem beſſern Wege. Wenzel, wir müſſen uns vereinen, ich kenne Dein ſchweres Geheimniß, welches Dir der Nürnberger Pater entdeckt hat; ich kenne es aus Deinem eignen Munde. In der Fieberhitze verrietheſt Du es mir. Ermiß darnach das Opfer, welches ich Dir bringe. Laß uns in Liebe zuſammenhalten! O Wenzel, gib mir Deine Hand zum Unterpfand Deiner Reue und mache mich wieder zum glücklichen Weibe —" — Ein lautes Schnarchen des aller Vernunft beraubten Königs antwortete ihr. — „O barmherziger Gott! und Du, reine gebenedeite Jungfrau, und Du, der Welt Heiland! all' ihr Heiligen und Märtyrer, erbarmt Euch meiner! Er ſchläft! Wenzel! Hallt meine Stimme nicht wie Poſaunenſchall des Weltgerichts in Euer Ohr? Wenzel, erwacht und beſſert Euch!" — In der größten Verzweiflung faßte ſie ihn beim Kleide und zog ihn aus ſeiner bequemen Lage, um ihn aufzurütteln, aber er verlor das Uebergewicht, ſie konnte ihn nicht erhalten, obgleich ſie raſch zufaßte, und ſo riß er ſie, vorwärts ins Zimmer ſtürzend, mit hinab. Türk, der neben dem König gelegen hatte, ſchlug in demſelben Augenblicke an, daß die Fenſterſcheiben zitterten, warf ſich über die Königin her, packte ſie mit ſeinem weiten ſcharfen Gebiß an der Kehle und biß ihr den vordern Theil des Halſes ab. Ein dumpfes verzweifeltes Hülferufen gelangte kaum zu dem Nebenzimmer, wo Hinko und Markita waren, und eh' beide entſetzt herbei eilten, hatte der wüthende Hund die unglückliche Königin mit drei tödtlichen Biſſen in den Hals und die Bruſt bereits gewürgt. Hinko griff mit verzweifelter Kraft den Hund und riß ihn von der heftig blutenden Frau, kreiſchend ſtürzte Markita über die geliebte Gebieterin, aber ſchon gab ſie den Geiſt unter ihren Händen auf. Durch das gräßliche Geſchrei ermuntert eilten die Frauen der Königin herein, man brachte ſie aufs Bett. Alles heulte, ſchrie, tobte, rannte wie unſinnig durcheinander. In demſelben Augenblick ſchlug die Uhr auf der Burg zwölf, die Feuermörſer unten krachten das donnernde Vivat der Studenten, dem königlichen Paare gebracht, ſchloß ſich an den Ruf des Geſchützes, ſchmetternde Muſik fiel ein, in die Lüfte rauſchte der Glückwünſchungsgeſang, von vielen tauſend Stimmen geſungen, und dem König und der Königin alles Heil und Glück des Lebens wünſchend, während der erſtere ſinnlos am Boden lag, von einer Frau bei Seite geſchoben, damit er nicht von den Füßen der Andern getreten werde, und die Letztere blutig und entſeelt ſich unter den Händen ihrer ſelbſt zum Tod entſetzten wimmernden Dienerinnen befand. Markita war in der größten Verzweiflung nach dem Magiſter Albik geſprungen und Hinko rief, nachdem er den mörderiſchen Hund bei Seite gebracht, den Herzog Johann aus dem Geſellſchaftsſaale. Dieſer, ein beſonnener Jüngling von achtzehn Jahren, war der nüchternſte von Allen geblieben, und eilte alſo auf die Schreckensnachricht ſogleich an den Ort der That. Auf ſeinem Befehl wurden ſogleich die Thüren der Gemächer geſchloſſen, die Frauen mußten ſchweigen, er ließ den Kaiſer fort zu Bette bringen und ſtand dem angelangten Arzte in Unterſuchung des Körpers der Königin bei. Nach mehreren Verſuchen erklärte Magiſter Albik, daß die hohe Frau unwiederbringlich todt ſei. Der Herzog ließ ihr alſo die Wunden auswaſchen und ſie verbinden. Dann rief er alle Anweſenden zuſammen und verpflichtete ſie mit einem Eid zum Schweigen über das ungeheure Unglück. Dazwiſchen tönten beſtändig die fröhlichen Geſänge der Studenten, klangen die Inſtrumente, krachte das Geſchütz. Es war ein günſtiger Zufall bei dieſem namenloſen Schrecken, daß alle in der Burg anweſenden Gäſte berauſcht waren, und nicht einmal die Abweſenheit des Kaiſers aus ihrer Geſellſchaft bemerkt hatten. Sie ahneten ſämmtlich nichts von dem entſetzlichen Vorfall. Für Hinko und Markita war es eine ſchlimme Nacht. Weinend und händeringend lagen ſie einander in den Armen. Gegen Morgen erhielt er vom Herzog Befehl, den blutgierigen Hund aus der Burg zu entfernen. Noch eh' es dämmerte, führte ihn Hinko in das Freihaus und theilte dem Meiſter Jobſt die Schreckensgeſchichte mit. Der Hund wurde verwahrt und Jobſt ſandte den Jüngling zurück. In den erſten Stunden des Neujahrstags verbreitete ſich in Prag die betäubende Nachricht, daß die Königin gegen Morgen ſelig verſtorben ſei. Alle Freudenlaute verſtummten; es war als hätte ein Blitzſtrahl alle Herzen getroffen, alle Zungen gelähmt: denn man hatte die junge fromme Herrſcherin geliebt und ihrem Schickſale das innigſte Bedauern geſchenkt, obgleich ihr Trübſinn ſie dieſe Theilnahme hatte verkennen laſſen. Am zweiten Tag des Jahrs wurde ſie mit allem Pomp ihres Standes in der Schloßkirche beigeſetzt. Alle anweſenden Fürſten, der Adel und die Bürgerſchaft Prags bildeten den Trauerzug. Wenzel war in ſeine Gemächer verſchloſſen, und außer ſeiner nächſten Dienerſchaft hatte ihn ſeit der gräßlichen Sylveſternacht noch kein Auge wieder geſehen.

Ende des erſten Theils.

Verbeſſerungen.

Schmichow, die Vorſtadt der kleinen Seite Prags, iſt viermal wegen Undeutlichkeit der Handſchrift Schenchow gedruckt worden, und zwar Seite 134 Zeile 9 von unten; S. 150 Z. 3 v. u. S. 166 Z. 10 v. oben; S. 185 Z. 5 v. u.

So ſteht S. 172 Z. 3 v. o. Podskaler Ueberfuhr, ſtatt Podskaler.

Ich bitte den Leſer dieſe Ortsnamen gefälligſt vor Leſung des Buchs zu verbeſſern, weil die falſche Benennung vorzüglich für den mit Prags Oertlichkeiten Bekannten, ſehr ſtörend ſein muß. Ferner iſt zu verbeſſern:

S. 172 Z. 3 v. o. ſtromauf, in: ſtromab.
„ 187 „ 11 v. o. den, in: dem
„ 198 „ 4 v. u. aufleckernde, in: aufflackernde.
„ 211 „ 3 v. u. ſeid, in: ſeit.
„ 229 „ 8 v. o. auf dem Radſchin, in: auf den Radſchin.
„ 237 „ 7 v. u. genommen, in: gewonnen.
„ 239 „ 6 v. o. darauf, in: auf eins.

Der Freiknecht.

Zweiter Theil.

Der Freiknecht,

hiſtoriſcher Roman

aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Leipzig 1832,
bei C. H. F. Hartmann.

[illegible]
(CAMB)

Iy. 10. 2101
177

[illegible]

Erſtes Kapitel.

Weithin über die Haide,
Ueber das öde Feld,
Geht im tiefen Leide
Ein gebeugter Held.
Nur durch Thränen klagend
Schweres Mißgeſchick
Kaum zum Himmel wagend
Einen ſcheuen Blick.
Stumm zum Boden ſenkt er
Sonſt ſo ſtolz ſein Haupt,
Jenes Tages denkt er,
Der ihn einſt beraubt.

Die Haimonskinder von Ludwig Bechſtein.

Auf König Wenzels Befehl war die Leiche der Königin Johanna am 11. Januar im größten Pomp nach dem Kloſter Königsſaal bei Prag gebracht worden. Dort ſollte ſie ſchlummern. Er ſelbſt hatte den großen Zug nicht begleitet; es ſchien, als habe der Schmerz ſeinem Leben plötzlich eine andere Richtung gegeben. Er hatte Johannen geliebt; das fühlte er nach ihrem Verluſte mit einer ihn gräßlich marternden Ueberzeugung; der grauſenerregende Ernſt des Lebens trat zum erſten Mal in ſeiner nackten Geſtalt an den verwöhnten Sohn irdiſcher Größe und berührte ihn, daß es ihm fiebriſch heiß durch die Seele fuhr und er beinahe unter der Laſt des Entſetzlichen erlag, welches als Nachſchauer jener harten Berührung ſein Inneres durchſtürmte. Schon in der Nacht des erſten Jahrestags hatte er den Ort des Schreckens verlaſſen, und ſich auf ſeine eigentliche Reſidenz, das hohe Schloß auf dem Wiſchehrad, begeben. Zwei Wochen lang dauerte der Kampf mit dem wüthendſten Schmerze ſeines heftig aus der Lethargie emporgerüttelten beſſern Selbſts, und nur ſein Haushofmeiſter, Heinrich von Duba, hatte in dieſer Zeit Zutritt, um den König bedienen zu können. Niemand weiter, ſelbſt ſeine Vertrauteſten nicht, durften ſich in dieſen Tagen ihm nahen. Erſt am Abend eines ſehr kalten Wintertags verlangte er nach Pferden. Ein einziger Page ſollte ihn begleiten. Der ganze Hof war um den König bekümmert, und der Herzog Johann hielt es für gut, ihm ſichere Leute nachzuſchicken. Wenzel ritt ſchweigend durch die kalte ſternhelle Nacht, der Page folgte von fern, wie ihm befohlen worden war, und in kleinem Raum hinter ihm ritten die Geſandten des Herzogs. Die traurige Fahrt ging nach dem Kloſter Königsſaal, Ciſterzienſerordens, in der Nähe von Prag. Dem betrübten königlichen Reiter wurde ſtill aufgethan, als er am Ring der Pforte gezogen, und der Abt des Kloſters erſchien mit den Zeichen tiefſter Ehrfurcht. Wenzel bedeutete ihn zu ſchweigen und ihm zu Johanna's Ruheſtätte voran zu leuchten. Es geſchah. Wenzel ſank lautlos am Sarge nieder und drückte ſein Geſicht auf den eiskalten Marmor. Der Abt wartete mit der Fackel in der Hand eine geraume Zeit, daneben ſtehend, und wagte nicht, den königlichen Herrn in ſeinem Schmerze zu ſtören. Doch zu lange ſchon lag der Zerknirſchte laut- und regungslos auf dem Geſtein; die grimme Kälte fing ſchon an, die Glieder des geiſtlichen Herrn ſtarr zu machen, doch die Ehrfurcht erlaubte ihm nicht, ſeine Ungeduld laut werden zu laſſen. Da fuhr dem geiſtlichen Manne ein ängſtlicher Gedanke durch den Sinn; er wagte, näher an den König zu treten, ſich dann zu ihm herabzubeugen, und endlich ſogar an ihm zu rütteln. „Allergnädigſter Herr," ſagte er, „wäre es Euch nicht gefällig, dies kalte Gewölbe zu verlaſſen? Der längere Aufenthalt hier möchte Eurer koſtbaren Geſundheit nachtheilig ſein!" Aber der König antwortete, rührte ſich nicht. Da faßte ihn der Abt erſchrocken, Wenzel verlor dadurch ſeine feſte Lage auf dem Sarge und ſank, ohne Zeichen des Lebens, auf den Boden.

„Hilf heiliger Wenzeslaus, der Du Dein Blut von Bruders Hand vergießen mußteſt!" ſchrie der Abt entſetzt." hilf mir aus der Noth! Der König iſt geſtorben, und ich habe es nicht bemerkt." Und von dannen eilend, erhob er im Kloſter ein klägliches Geſchrei von des Königs jähem Hintritt, daß die Mönche angſt- und ſchreckenvoll von ihrem Lager ſprangen und nach der unter der Kirche befindlichen Gruft eilten. Unter den Aeußerungen heftiger Beſtürzung trugen ſie den erſtarrten König in das Refectorium, heizten daſſelbe, wickelten ihn in wollene Decken, und langten Wurzeln und Kräuter herbei, ihre Heilkraft ſchnell anzuwenden. Unterdeſſen waren die vom Herzog Johann beorderten Nachfolger des Königs mit der Schreckenspoſt nach Prag zu ihrem Herrn zurückgeeilt, König Wenzel ſei plötzlich des Todes verblichen. Herzog Johann liebte ſeinen Bruder zu ſehr, ſo wenig er auch deſſen Fehler verkannte, als daß er nicht in die äußerſte Bekümmerniß über ſolchen Unglücksfall gerathen wäre. Doch von Beſonnenheit geleitet, glaubte er den Berichten unzuverläſſiger Boten keinen Glauben beimeſſen zu dürfen und brach daher in der Nacht vom Wiſchehrad auf, um ſich im Kloſter Königsſaal ſelbſt von der Wahrheit des Vorfalls zu überzeugen.

Dort hatten unterdeſſen die beſorgten Mönche (das Kloſter Königsſaal hatte ſich ſtets einer beſondern Zuneigung des Königs zu erfreuen gehabt) ihren geliebten König wieder zum Leben gebracht, aber er ſchien deſſen eben nicht froh zu ſein, ſondern ſtarrte, wie in tiefes Nachdenken verſunken, ſtets auf eine Stelle, und wies die Hülfsanerbietungen des Abts und der Mönche mit ſtummen Bewegungen zurück. Die Kälte war nach einigen Stunden noch immer nicht ganz aus ſeinen Gliedern gewichen, als Herzog Johann haſtig hereintrat. Ein Strahl von Lebenstheilnahme flog über des Königs Geſicht; es war der erſte ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin. Johann trat an das Lager und fragte mit Theilnahme: „Wie befindet Ihr Euch, mein königlicher Bruder?“

„Mir war ſehr wohl, Johann,“ verſetzte Wenzel. „O warum bin ich nicht in dieſem glücklichen Zuſtande verblieben! Es wäre beſſer für uns Alle geweſen. Doch das Leben hat mich wieder heraufgeriſſen in ſein tolles Treiben, und ſo ſei es denn! Es iſt auch gut. Dir, lieber Johann, habe ich ein großes wichtiges Geheimniß zu entdecken. Ich kann es nicht länger verſchweigen; es drückt mir das Herz ab. Darum entferne die Mönche und bleibe dieſe Nacht bei mir, damit ich Dir erzähle. Es iſt viel, ſehr viel, was ich zu ſprechen habe."

„Ich bin auf Eure Mittheilung begierig," verſetzte der junge Herzog, „und Ihr könnt verſichert ſein, daß Ihr kein treueres Herz auf Erden finden mögt, als das Eures Bruders."

„Bruders," murmelte Wenzel gedankenvoll vor ſich hin. Die Mönche aber pflegten ſein noch lange, bis ſie, nach Vollbringung aller Pflichten und ſorgfältiger Beobachtung der gebräuchlichen Vorſichtsmaßregeln, vom Herzog entlaſſen, ihre Zellen ſuchten. Als das weite geräumige Zimmer leer war, winkte der König dem Herzog mit den Augen an das Bett heran und flüſterte in das dargereichte Ohr: „Sieh wohl zu, Jan, daß keiner der Mönche hier zurückgeblieben iſt; denn was ich Dir anzuvertrauen habe, verträgt nimmermehr das Ohr eines Fremden. Sei vorſichtig! Zu Dir allein habe ich Vertrauen." Johann durchſchritt ſonach das weite düſtere Gemach, welches nur an dem einen Ende in der Nähe des ungeheuren Ofens von zwei Lichtern ſpärlich erleuchtet war, und kehrte nach gehaltenem Umgang an das Bette des Königs zurück. Dem Jünglinge war auf dieſem Wege ſchier unheimlich zu Sinne geworden; denn wenn Wenzels Ton und ganzes Weſen, ſo wie der die Mißbegierde auf's Aeußerſte ſpannende Inhalt ſeiner Rede ſchon für ihn etwas ganz Ungewöhnliches und Grauenhaftes hatte, ſo verſetzten ihn ſeine eignen in der Kloſterhalle dumpf wiederhallenden Fußtritte, das ſchauerliche Halbdunkel und das alte mit Schnee bedeckte Kloſtergebäude, welches ihm durch die hohen, bei der kleinſten Erſchütterung unangenehm klirrenden Scheibenfenſter entgegenleuchtete, in eine höchſt aufgeregte Stimmung. Dieſe ſteigerte ſich bis zur wirklichen Beängſtigung, als ihm der König bei der Zurückkunft mit heiſer Stimme zuflüſterte: „Es genügt nicht, Jan. Nimm die eine Leuchte und ſieh ja genau zu, daß keiner der neugierigen Plattenköpfe unter einem Schemel, einer Bank, einem Tiſche, hinter dem Ofen oder ſonſt in einem Winkel verſteckt lauert. Ich zittere bei dem bloſen Gedanken, daß wir belauſcht werden könnten." Der Herzog that nach ſeines Bruders Willen, doch graute ihm vor dem, was er erfahren ſollte. Als er nun mit ſorgfältiger Nachſuchung durch das ganze Refectorium zu Ende war und nichts Verdächtiges gefunden hatte, begab er ſich in größter Erwartung nach dem Bette.

„Jan", begann Wenzel mit leiſer Stimme, „Du haſt ein braves treues Gemüth; Deine Jugend iſt noch unverdorben, aus Dir kann noch etwas Großes werden. Weißt Du, wozu ich Dich gern recht bald erhoben ſehen möchte? Zum deutſchen Kaiſer."

„Wie ſprecht Ihr doch ſo wunderlich, mein königlicher Bruder und Herr," erwiederte Herzog Johann verlegen, „gleichſam als wärt Ihr geſonnen, die irdiſche Welt zu verlaſſen, in welcher Ihr wohlbeſtallter deutſcher Kaiſer ſeit, wenn Euch auch die Krönung des Papſtes noch mangelt, aber wir armen Menſchen wiſſen ja ſelbſt nicht, welches der rechte Papſt iſt. Drum ſo lang uns Gott der Herr oder ſeine Heiligen kein Zeichen vom Himmel geben, daß wir den zu Rom oder den zu Avignon als den wahrhaftigen Papſt anerkennen ſollen, ſo lange ſeid Ihr deutſcher Kaiſer ohne den Papſt und ſollt es, ſo Gott und die heilige Jungfrau den Segen verleihn, noch viele Jahre bleiben."

„Nicht ſterben will ich, lieber Jan," verſetzte Wenzel, „aber die deutſche Krone, die mir zur Laſt wird, weil die böhmiſche ſchon ſchwer auf meinem Haupte ruht, will ich ablegen und wieder frei athmen. Zum König des deutſchen Reichs gehört eine raſche ſtarke Natur, ein Herz, das Alles wagen und wetten darf, ein Mann, der auf der Welt nichts zu verlieren hat, als ſein Leben. Du biſt ein Feuerkopf, Jan; Du willſt das Gute wie ich, aber Du wirſt es ſchneller und glücklicher durchzuführen wiſſen. Du biſt zwar noch ſehr jung, aber es bedarf der rüſtigen Jugend, der das Leben noch in ſeiner ganzen Friſche erſcheint, um das thörichte, in Vorurtheilen verſchlämmte Alter zu zügeln. Du taugſt in jeder Hinſicht beſſer zum deutſchen König, als ich."

„Aber ich bitt' Euch, wie kommt Ihr auf ſolche Gedanken?" rief der Herzog.

„Du ſtaunſt mich an und kannſt den Sinn meiner Reden nicht faſſen. Gehört denn ſo viel dazu, um einer Krone zu entſagen? Glaube mir, es iſt nicht ſo ſchwer, als Du

Dir vielleicht vorſtellſt. Die Anſichten und Meinungen über gewiſſe Dinge ändern ſich oft ſchnell. Seit dem Anfang dieſes Jahrs — o ich will mich nicht ſchonen, wie ein verzärteltes Kind, ich will das Gräßliche nur gleich herausſagen — ſeit Johanna's, der frommen Johanna durch mich verſchuldeten Tod ſind mir über Manches die Augen aufgegangen. Die deutſche Krone iſt mein Unglück geweſen. Hätte Kaiſer Karl nicht den unſeligen Einfall gehabt, mich zum größten und mächtigſten Herrſcher Europa's zu machen, ich wäre ein glücklicher König meiner Böhmen, mein Volk liebend und von ihm geliebt. Was aber bin ich jetzt? Ein unnützer Spielball in den Händen übermüthiger Fürſten, die mich nach ihrem Belieben zu gebrauchen gedenken, ein Diener zweier Herrn, ein getheiltes Weſen, das ſich härmt, weil es ſich nicht in zwei Hälften zerlegen kann. Werd' ich nicht faſt Jahr für Jahr hinübergejagt in dies hundertherrige Reich, wo Alle befehlen und keiner gehorchen will, wo ſie ſich nur hinter mir verſtecken, um mich zu ihren Zwecken zu gebrauchen und mir trotzig entgegenſtehen, [illegible]bald ich ihre Nichtswürdigkeiten zu verhindern ſuche? Hab' ich ihnen nicht vor drei Jahren den Nürnberger Landfrieden gegeben, hab' ich nicht früher den Heidelberger Landfrieden aufgerichtet, hab' ich nicht ſtets Ruhe und Friede gewollt? Was hat mir mein redlicher Wille geholfen! Die Städte hab' ich mit dem bettelſtolzen Adel vertragen, mit den übermüthigen Fürſten, aber kaum ſind's zwei Jahre, daß ich die deutſchen Marken nicht betreten, ſo geht Alles drunter und drüber, heilloſe Fehden wachſen aller Orten aus der Erde wie giftige Pilze, überall Unordnung, Rauben, Plündern, Morden, Sengen und Brennen. Haben ſie doch einen neuen Bund unter ſich gemacht, den Faym, gleichſam meinem Willen recht zum Trotz; die Schandbuben haben alle Eide gebrochen, die ſie mir kaum zu Nürnberg ſo heilig beſchworen; ſie ſind alle meiner Güte nicht werth. Ueber dieſe deutſche Brut muß eine Wetterwolke fahren mit Blitz und Donner, ein König muß in ihren Landen einherziehen, der das blutige Schwert ſeines Zorns vor ſich hertragen läßt von viel tauſend reiſigen Leuten. Dazu biſt Du der Mann, Jan, nicht ich. Dir müßten ſie gehorchen, Dich mit der eines deutſchen Königs würdigen Pracht umgeben. Bei mir pochen ſie auf meine Länder, auf mein ſchönes Böhmen, das ſoll ihnen den König vorhalten. Nein wahrhaftig, ich bin es müde, mein ſchönes böhmiſches Geld an das undankbare Deutſchland zu verſchleudern, blos und allein der zweideutigen Ehre halber ſein gutherziger, ſtets betrogener König zu ſein. Es iſt und bleibt wahr, es iſt etwas Großes und Schönes um die Würde eines deutſchen Königs, aber frei und unabhängig muß er ſein, Herr ſeiner ſelbſt, ein ſtarker Vollbringer ſeines Willens. Seit Johanna todt iſt, taug' ich nicht mehr zum deutſchen König. Und murren nicht meine Böhmen, wenn ich meine Herrſcherſorgen, deren ſie ſo bedürftig ſind, auf die ſie die nächſten und heiligſten Anſprüche haben, auf die Ruhe des undankbaren deutſchen Reichs verwende, oder wenn ich hinüberziehe, die böſen Händel zu ſchlichten? Und ſchicken ſie mir nicht dringende Boten, wie im verwichenen Herbſt, wenn einmal ein Jahr verſtrichen iſt und ich bin nicht unter ſie gefahren wie der Knittel unter die beiſſigen Hunde? Seit meine Janka unter dieſem alten Gebäude ruht, bin ich der deutſchen Krone ſatt; ſie ſoll ein kräftigeres Haupt zieren, ſie muß Dein werden.“

„Wie würde ich ſie behaupten können? Mein Markgrafenthum Görlitz bringt mir nicht die Einkünfte, die ein deutſcher König bedarf; und die Mark Brandenburg, ſelbſt wenn Ihr zugeben würdet, daß Sigismund ſie mir und unſerm Vetter Jabok von Mähren verſetzte, iſt deshalb nicht mein Eigenthum.“

„Sei getroſt! Bin ich nicht König von Böhmen? Iſt Sigismund nicht König von Ungarn? Iſt unſer uns zugethaner Schwager nicht der reiche mächtige König von England? Iſt uns das Haus Oeſtreich nicht durch unſere älteſte Schweſter verſchwägert? Iſt der König von Frankreich nicht Dein Geſchwiſterkind? Sollten wir nicht Johann von Görlitz den erforderlichen Nachdruck geben können? Aber er wird nicht Andrer bedürfen; er iſt ſich ſelbſt genug. Auch ſoll die Mark Brandenburg Dein werden; ich gebe Dir mein Königswort zum Unterpfand. Nimm ſie und die deutſche Krone und laß mir dafür mein Böhmen.“

„Ich Euch Böhmen laſſen! Ihr ſprecht wunderlich, Bruder.“

„Es wird Dir nicht ſo wunderlich vorkommen, wenn Du mich wirſt ganz angehört haben. Sieh ich habe keine Seele auf der Welt weiter, von der ich mich geliebt glauben, von deren Treue ich überzeugt ſein darf, als Dich Jan. Schon Dein Name erweckt und befeſtigt in mir das vollſte

Vertrauen auf Deine Redlichkeit. O Janka liebte mich auch, liebte mich ſtark und rein, warum muß ich das jetzt erſt einſehen und begreifen! Blinder, verworfener Menſch, der ich war! Ich möchte meine Nägel in mein eigenes Fleiſch eingraben und die Bruſt durchwühlen, bis ich an das leichtſinnige, liebe- und gottvergeſſene Herz käme, und es herausreißen und zerfleiſchen. Warum haben mich die Träume meines Knabenalters nicht früher beſchlichen und ſie mir gezeigt, die Holde, in allen frühern Verhältniſſen unſers Lebens? Jetzt weicht ihr Bild faſt keinen Augenblick von mir, bald ſeh' ich ſie an meiner Seite, das liebenswürdige goldgelockte Kind, wie ich in Nürnberg mit ihr vor dem Traualtare ſtand; ich war neun Jahr, ſie ſechſe alt. Wir kannten die wichtige Bedeutung jener Handlung nicht, aber wir freuten uns über die Pracht, mit der uns Kaiſer Karl umgeben, wir waren uns gewogen, unſere Liebe war die harmloſer, unſchuldiger Kinder. Und ſtand ſie mir nicht ſtets wie ein leuchtender Engel zur Seite, wenn der Kaiſer meine Jugend in den trüben, langſam ſchleichenden Strom der Geſchäfte hinabriß, wenn er mich im deutſchen Reiche wie ein Opferlamm umherſchleppte und Verträge abſchließen ließ, von denen ich nichts verſtand, deren weitſchweiſige Bedingniſſe, deren lächerliche Formalitäten mich anekelten? Sie war mir für Alles Erſatz. Wie iſt es denn nur ſpäter gekommen, daß ich mein Herz von ihr wendete? Ich weiß, ich habe nach des Kaiſers Tode mein Leben genoſſen; ich wollte das Verſäumte einholen, ich wollte die entflohenen Freuden noch erhaſchen. Du haſt meine Jugend nicht gekannt.

Jan. Als Du geboren wurdeſt, hatte Kaiſer Karl meinen leichtfertigen Frohſinn ſchon unter altkluge förmliche Staatsmänner und aufgeblaſene, dickthuige, hohlköpfige, lateiniſche Grammatiker geſteckt. Ich ſollte nicht allein der mächtigſte, ich ſollte auch der klügſte, der erfahrenſte aller Könige der Welt werden. Mit dieſem eitlen Plane verdarb er meine Jugend. Als er nun todt war, warf ich mich in den Strudel des Lebens, aber ich vergaß meine Johanna nicht. Stets kehrte ich zu ihr mit der alten Liebe zurück. Nur ſeit dem verdammten Streit mit dem Plattenkönig, dem Erzbiſchof iſt etwas Fremdes zwiſchen uns getreten. Er hat mir mein Weib geſtohlen. Es iſt wahr, ich habe des Weins oft zu viel genoſſen; aber haben mich die Baalspfaffen in Aachen nicht vergiftet? Muß ich nicht trinken, um meine Schmerzen zu ſtillen? Johanna hatte recht, ich trank zu viel; aber es wäre Alles gut geworden, wenn der Erzbiſchof nicht zwiſchen uns geſtanden wäre. Sie iſt hin und ich möchte mich zu ihr in's Grab legen."

„Ermannt Euch, Wenzel," ſagte Johann zutraulich. „Laßt Eure Fehler nun hinter Euch, begrabt ſie ſtatt Eurer. Euch aber erkräftigt, blickt vorwärts, ſeid Euren Böhmen ein neuer wackrer König und Vater. Doch erlaubt mir jetzt, daß ich Euch an das Geheimniß erinnere, welches Ihr mir mitzutheilen verſpracht. Ihr ſeid durch Euer Geſpräch davon abgekommen. Aber die Nacht geht ſchon mit lichteren Schritten über die Dächer, bald wird die Glocke zur Hora rufen, und die Mönche werden hier ſein, eh' wir's uns verſehen. Deshalb eilt und ſagt mir, was Euch ſo ſehr belaſtet."

„Aber wirſt Du auch gegen Jedermann ſchweigen können? Und wenn der rechte, von Gott als ſolcher bezeichnete Papſt ſelbſt käme, Du dürfteſt ihm nicht beichten, was ich Dir jetzt anvertrauen will."

„Ich will's Euch auf die Hoſtie ſchwören."

„Es bedarf der Hoſtie nicht. Gib mir Dein Bruder-, nein Dein Freundeswort."

Ein heftiges Läuten an der Glocke der Pforte ſtörte die Brüder in ihrer Unterhaltung und verkündete den Bewohnern des Kloſters, daß ein Fremder Einlaß begehre. Bald darauf hörte man den Pförtner mit den Schlüſſeln raſſeln und die ſchweren Riegel zurückſchieben. Männerſtimmen erſchallten verworren durch einander, es ſchien als fragten mehrere haſtig nach etwas, dann kam's näher, bis die Laute in den Kreuzgängen verhallten. Aber gleich darauf wurde die Thüre des Refectoriums geöffnet, und herein traten der Pater Hilarius und der Stöcker Jobſt. Der Letztere blieb in ehrerbietiger Stellung an der Thüre ſtehen, der Pater aber eilte auf das Bett des Königs zu, erfaßte deſſen Hand, küßte ſie und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter Herr, der Himmel hat uns mit einem Donnerworte aus dem Schlaf aufgeſchreckt, ein arges Entſetzen hat uns hierher gepeitſcht, doch gelobt ſei der Herr, der unſre Bekümmerniß zu Schanden gemacht hat!"

„Es macht mir Freude, daß Ihr Euch um mich bekümmert, Pater," verſetzte Wenzel mit huldreichem Blick.

„Ich ſah Euch lange nicht. Habt Ihr Nachrichten von Nürnberg?“

„Man erwartet Eure Majeſtät dort mit der größten Sehnſucht.“

„Auch mich treibt mein Herz ſtärker dahin, ſeit ich meine Johanna verloren habe. Faſt kann ich der Mahnung nicht länger widerſtehen, und noch im Laufe dieſes Winters muß ich meine theure Geburtsſtadt ſehen. Ich hab' Euch viel zu ſagen, Hilarius.“

„Ich bin Gottes und Euer Diener allein.“

„Durch wen habt Ihr von meinem Unfall erfahren?“

„Durch Meiſter Jobſt. Er ritt in der Nacht beim Königshofe vor, um mir die Schreckenspoſt mitzutheilen.“

„Und woher biſt Du ſo ſchnell zur Kunde gekommen, Gevatter?“ fragte der König, wie es ſchien, ſehr aufgeräumt, den Stöcker an der Thüre. „Komm näher, Jobſt, ſcheue Dich nicht vor meinem Bruder, er iſt brav und treu, und nicht ſo eine falſche Katze, wie Sigismund. Tritt an mein Bett und erzähle mir, wie ging's zu, daß Du in Deinem Bergſchloſſe ſo ſchnelle Kunde von meiner Nachtfahrt und der kleinen Schwäche, die mich hier überraſchte, erhalten konnteſt?“

„Gnädigſter Herr,“ ſagte der Stöcker, nachdem er herangetreten war, „ſo Ihr's nicht übel vernehmen wollt, werd' ich's Euch erzählen. Der luſtige Rath Eurer Vetter und Schwäher der gnädigen Burggrafen zu Nürnberg iſt auf Euer Geheiß nun ſchon eine geraume Zeit am Hofe und Ihr habt deſſen noch ſehr wenig Acht gehabt, obgleich die fröhliche Seele ſolches gar wohl verdient hätte. Ihr habt ihm ein hübſch Jahrgehalt an Korn, Wein, Obſt, Holz und baarem Geld angewieſen, aber Ihr habt ihm noch gar wenig erlaubt, Eure durchlauchtigſte Perſon zu erbauen. Darob härmt ſich nun der närriſche Geſell, zumal ſeit Ihr nach gehabtem Unglücksfall ſo tiefſinnig geworden ſeid und keinem Eurer treuen Diener Zutritt zu Euch geſtattet habt; denn der Narr liebt Euch wahrlich nicht minder als die Andern, obgleich ihn noch kein einziger Blick Eurer Gnade erfreute. Die Langeweile brachte ihn mit meinem Knecht Hinko an Eurer Hofhaltung zuſammen, und da Beide in einander halbe Landsleute entdeckten und der Narr in Hinko eine merkwürdige Perſon vor ſich ſah, von der er in Nürnberg ſchon ſo viel gehört hatte, ſo wurden ſie bald gute Freunde, was bei Narrn von dieſem Schlag ohnedies nicht ſchwer hält. Hinko brachte den luſtigen Butterknötele vom Wiſchehrad mit herüber in meine Behauſung, und als er erſt einmal dageweſen, kam er öfter, traf hier mit dem Pater bei uns zuſammen, gefiel ſich bei uns, und iſt endlich zum Hausfreund geworden. Als nun in dieſer Nacht Euer Page und andere Knechte auf den Wiſchehrad geſprengt kamen und ein Zetergeſchrei erhoben, des Königs Majeſtät ſei im Kloſter Königsſaal in der Todtengruft auf dem ſteinernen Sarge der Königin jählings geſtorben, da gerieth das ganze Hofgeſinde in Beſtürzung, Butterknötele aber lief eilig ein Paar Sprünglein herüber zu mir, klopfte mich und meine Bjetka aus dem Schlaf, ſagt' es uns an, warf ſich mit mir auf ein Paar Pferde, und ſo ritten wir ſtracks vor des Paters

Kämmerlein, ihm die böſe Mähr auch zu Ohren zu bringen. Bald trabten wir alle Drei ſcharf drauf los; denn ich habe einige Sälblein und Kräutertropfen zu mir geſteckt, die Euch wieder zum Leben gebracht hätten, und wenn nur noch das kleinſte Fünkchen in Euch geweſen wär.“

„Wo aber habt Ihr den Narrn?“ fragte der Kaiſer, „ſeine Treue gefällt mir.“

„Er iſt unterwegs vom Pferde gefallen,“ verſetzte der Pater Hilarius, „denn er konnte nicht reiten und jammerte gewaltig über die argen Stöße, die ihm der Gaul verſetzte. Wir mußten ihn liegen laſſen; denn die Gefahr eines andern wichtigen Lebens ſpornte uns zur größten Eile.“

Der König lachte zum erſten Male wieder über Butterknötele's Ungeſchicklichkeit, wandte ſich dann zu ſeinem Bruder und ſagte: „Lieber Jan, geh' hin und ſorge, daß die Mönche Boten ausſchicken nach dem Narrn und ihn her in's Kloſter bringen, ſintemal er keinen Weg weiß. Hat er aber vom Sturze Schaden genommen, ſo ſoll man ſein gut warten und pflegen, und Dir Jobſt befehl ich ſeine Heilung an.“

„Euer Wille ſoll ſogleich erfüllt werden,“ ſagte der Herzog und entfernte ſich. Ueber das Kloſterdach guckte ſchon der Tag herab in die weite Oede des Refectoriums.

„Es war noch ein anderer Grund, weshalb wir unſern Gäulen die Bäuche blutig gekitzelt haben,“ ſagte nun Hilarius geheimnißvoll, „doch durften wir ſolches Dings in Beiſein Eures durchlauchtigen Bruders, des Herrn Herzogs keiner Erwähnung thun. Wir befürchteten nämlich, Ihr würdet vielleicht in Eurer Todesangſt dem Abt oder Eurem

Bruder das Geheimniß verrathen und beichten, welches kein ſterbliches Ohr weiter vernehmen darf, wenn Euer Andenken nicht mit Schmach überhäuft werden ſoll."

Der König erſchrack heftig und ſchwieg. Der Stöcker aber nahm das Wort: „Ich kenn' Euch, gnädiger Herr: oft laßt Ihr Euch von einer Weichherzigkeit überraſchen, die um ſo unerklärlicher iſt, je heftiger ſie von Eurem ſonſtigen Weſen abſticht. In ſolchen Augenblicken ſeid Ihr geneigt, die Menſchen für weit beſſer zu halten, als ſie ſind, während Ihr doch in Eurem ſonſtigen Leben ſie für weit ſchlechter haltet. Euer Mißtrauen verwandelt ſich in unbegründetes Vertrauen, die Heftigkeit Eures Zornes in Liebe und Sanftmuth. Ich weiß, in ſolcher Stimmung wär' es Euch ein Leichtes, Euch dem erſten Beſten von Herzens Grund anzuvertrauen, ohne Furcht vor böſen Folgen. Deßhalb konnte mir nichts Lieberes geſchehen, als daß Ihr nach dem Tode Eurer Gemahlin Niemanden um Euch ſahet; denn ſo konnte ich doch ruhig ſein über Euer Geheimniß. So wie ich aber von Eurem Ausflug nach Königsſaal und Eurem Unglück hier vernahm, war es meine erſte Pflicht, in Eure Nähe zu eilen, damit Euch Eure wehleidige Stimmung nicht den allerdümmſten Streich ſpiele."

Wenzel ſchwieg noch immer nachdenkend, dann und wann nur hob ſich ſeine breite Bruſt hoch empor. Der Stöcker betrachtete ihn ſehr aufmerkſam, und ſagte endlich kopfſchüttelnd: „Sagt mir, gnädiger Herr, aufrichtig und ohne allen Rückenhalt, ob ich vielleicht doch zu ſpät gekommen bin; es will mich ſchier ſo bedünken. Iſt der Herzog Johann als Wiſſender Eures Geheimniſſes hinausgegangen, ſo ſchickt mich nur gleich hinterher, damit ich an ihm mein Richteramt ausübe; denn dies kann Euch allein noch Rettung gewähren."

„Ihr ſeid nicht zu ſpät gekommen," fuhr der König aus ſeinem Tiefſinn auf. „Aber ich ſprach ja mit meinem Bruder."

„Was für tolles Zeug kommt Euch an, daß Ihr von einem Bruder faſelt," ſagte Jobſt ſehr bitter. „Nein, Ihr ſpracht mit dem Vetter und Freund des Markgrafen von Mähren."

Wenzel ſchauderte. „Weiß Herzog Johann etwas?" fragte Hilarius.

„Noch kein Wort, ſo wahr mir Gott helfe! aber ich ſtand vor einem Abgrunde und wäre hineingegangen, wenn Ihr nicht gekommen wäret."

„Lernt Eure wahren Freunde immer mehr kennen," erinnerte Jobſt, „und vertraut keinem als uns."

„Ich bin ein Kind," ſagte der König faſt weinend. „Seit Johanna todt iſt, habe ich keinen Wein getrunken; Magiſter Albik hat's mir verboten."

„Euer Magiſter Albik iſt ein hochweiſer Pickelhäring, der des Menſchen Natur ſo wenig kennt, als ich ſeine Hauſen zuſammengeſchriebener Bücher. Seit Ihr das Gift mit Euch im Leibe herumtragt, welches Euch keine menſchliche und keine übermenſchliche Kunſt wieder heraus zu kuriren vermag, ſeit jenem Tage iſt Euch der Wein zum Bedürfniß geworden, wie die Luft, und wer Euch davon abrathet, iſt Euer Mörder. Glaubt mir!"

„Du haſt recht, Gevatter," verſetzte der Kaiſer. „Bereite mir ein Tränklein, ſo mich ſtärke; ich will mich alles Kummers abthun und heute Abend einen Becher alten Weins bei Dir trinken, den ſoll mir Markita kredenzen, laßt Euch aber nichts beim Herzog merken. Du haſt doch das Kind wieder bei Dir?"

„So iſt's, durchlauchtigſter Herr; ſie iſt mir faſt geſtorben vor Gram."

„Und wo iſt der ſchmucke Hinko, Dein Freiknecht?"

„Auch er hauſt wieder ruhig bei mir und macht jetzt große Fortſchritte in allerlei Kunſt, und wird bald ein tüchtiger Arzt werden, wenn ihn die Prager Univerſität auch nicht zu ihrem Doktor promovirt. Der Pater Hilarius, der beiläufig geſagt von der ſogenannten ars medica eben ſo viel verſteht, als Euer Magiſter Albik, hat ihn von der Seite in die Scheere genommen, wo ich nichts verſtehe, und ſo muß doch was Vollkommenes draus werden. Aber auch in der weißen Magie macht er große Fortſchritte. Es iſt nämlich gleich nach dem Feſte eine Schauſpielerbande in Prag angelangt, welche Eurer Majeſtät aufzuwarten wünſcht, Eurer Trauer halber aber müßig in der Neuſtadt auf der Herberge liegt. Einige derſelben haben mit Hinko gute Freundſchaft geſchloſſen und er hat ihnen ſchon manches Schwarzkünſtlerſtückchen abgelernt."

„Schauſpieler! Schwarzkünſtler! rief Wenzel hoch erfreut und ſein Auge leuchtete. Eben trat der Herzog herein, und ihm folgte der hinkende Narr. Wenzel brach zu Johanns Verwunderung in lautes Lachen aus, ſobald er

Butterknötele's wunderliche Figur erblickte. „Komm her, Eſelsohr!" rief der König vergnügt, „ich will Dir eine Maulſchelle für Deine Ungeſchicklichkeit reichen."

„So werd' ich als Ritter von der Geſchicklichkeit wieder von dannen gehen," verſetzte der Narr, „denn es ſagt ein Sprüchlein: Der Schlag von meines Königs Hand hat mich in Allem umgewandt. Jetzt bin ich ein Bauer, nachher ein Ritter, jetzt ein Knecht, nachher ein Herr, jetzt ein Narr, nachher ein Weiſer, jetzt ein ungeſchickter, nachher der geſchickteſte Reiter im Lande Böhmen. Drum ſchlagt zu! Gott und der heilige Wenzel erhalten Eure Gnaden geſund und laſſen Euch noch ſo viel Jahre erleben, als ich dieſen Morgen geflucht habe, und Euch immerfort ſo viel Luſt und Wonne empfinden, als ich Schmerzen an meinem Beine habe, ſeit der tolle Gaul und ein im Wege liegender Stein ſich gegen daſſelbe verſchworen, und der Erſtere mich dem Letztern auslieferte."

„Unterſuch dem närriſchen Wicht das Bein," ſagte der Kaiſer zum Stockmeiſter, „mir aber beſorg das Tränklein." Es geſchah ſogleich nach ſeinem Befehle. Sobald Wenzel die Arznei zu ſich genommen hatte, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt und verließ das Lager, um ſich vollends geſund zu lachen. Denn auf dem Tiſche, auf welchem die geiſtlichen Herrn des Hauſes täglich zweimal ihre Speiſe zu ſich nahmen, hatten Jobſt und Hilarius, Beides für ihre Zeit ein Paar geſchickte Aerzte, dem armen, ſchmerzvollen Narrn ein Lager bereitet, ihn darauf gebettet und waren nun beſchäftigt, ihm das aus der Kugel gefallene Bein wieder einzurücken. Butterknötele's Schmerzenslaute und die verzweifelten Grimaſſen ſeines Geſichtes waren es eben, was den König zu neuem unmäßigen Gelächter trieb. Herzog Johann konnte dieſe gänzliche Umwandlung ſeines Bruders durchaus nicht begreifen und betrachtete kopfſchüttelnd bald den König, bald ſeine Umgebung. Der Narr mußte dies bemerkt haben, denn er ſagte: „Seht nicht ſo ſauer, Herr Herzog. Auf dem Dach ſteht ein Hahn, das iſt die Wetterfahn, ſchaut bald her, ſchaut bald hin, dreht ſich wie Glück und Menſchenſinn. Wann Dein Glück am meiſten iſt, ſo iſt's verſetzt in kurzer Friſt. Vor ein Paar Stunden lag ich an meiner Frauen Seite und kurzweilte mit der verliebten Frau Lene in lauter Lieb und Luſt, und jetzt möcht' mir die Seel' aus dem Leibe fahren vor Schmerz und Leid. Nehmt Euch ein Exempel dran."

Des Narren Worte waren nicht in den Wind geredet. Der Herzog fügte ſich, ſo gut es gehen wollte, in ſeinen Bruder und beſchloß eine andere Gelegenheit abzuwarten, um hinter das Geheimniß zu kommen, welches ihn nun ſchon ſehr unruhig machte.

Nachdem der Abt ſeinen fürſtlichen Gäſten mit einem Imbiß aufgewartet hatte, ritten ſie mit ihrer Dienerſchaft von dannen, Wenzel nicht ohne einen Anhauch von Schwermuth, der ihn bei Erblickung der Kirche, unter welcher Johanna ruhete, ergriff. —

Denſelben Abend kniſterte das Feuer luſtig im Ofen des Freihauſes; die große Stube war blank und geſchmückt, als ſolle ein Feſt gefeiert werden. Die Tafel war mit bläthenweißen Lacken überhängt, ſilberne Pokale ſtrahlten den Glanz der Wachskerzen zurück, Teller und Tellertuch waren aufgelegt, Ingwerzehnlein und Honigbrot lag in Schaalen auf dem Tiſch, die Trinkluſt der erwarteten Gäſte zu reizen. Die Stube war leer, aus der Küche ertönten einige weibliche Stimmen. Auf dem Hofe aber war eine breite Bahn durch den Schnee gebrochen, und am Thore ſtanden ſämmtliche Knechte des Hauſes, und unter ihnen Hinko. Seine Wange war bleich, doch mußte zweifelhaft bleiben, ob der Kummer oder ein ordnungsloſes Leben ihr die Röthe abgeſtreift. Seine munteren Geſpräche mit Hinok, welcher neben ihm ſtand und der einzige männliche Hausgenoſſe war, an den ſich Hinko hatte anſchließen können, zeugten eben nicht von Kummer und Betrübniß. Es dauerte nicht lange, ſo hörte man mehrere Reiter heranſprengen, und als der Erſte derſelben ſich im Thore zeigte, riefen die Knechte im vollen Chor: „Es lebe der König!“ Wenzel ſchien an dieſer unerwarteten Begrüßung Behagen zu finden, er griff in die Ledertaſchen ſeines Wammſes und warf ihnen eine Hand voll Geldſtücke zu. Als er am Hauſe angelangt war, ſtand Hinko ſchon, die Hand am Bügel, und der König ſchwang ſich, auf ſeine Schultern gelehnt, herab. Dann ſchaute er dem jungen ſchönen Freiknecht in's Geſicht, faßte ihn raſch beim Arm und zog ihn einen Schritt ſeitwärts: „Wo iſt Türk?“ fragte er haſtig. „Lebt die Höllenbeſtie noch?“

„Er lebt noch und zwar hier im Freihauſe,“ verſetzte Hinko, von des Königs wilder Haſt betreten. „Wir haben nur Eurer Majeſtät Befehl über ihn erwartet.“

„Ihm muß heute noch ſein Recht geſchehen; wir wollen ihm kurzen Proceß machen," ſagte der König und trat in's Haus, hinterher der Pater Hilarius und der Stöcker Jobſt. „Gott grüß Euch, Frau Bjetka!" rief er der hübſchen Hausfrau entgegen, „habt Ihr Euch noch nicht mit dem blonden, blauäugigen Knechte vertragen? Mich verlangt's, Euch wieder ein Kindlein aus der Taufe zu heben, da das erſte nicht davon gekommen iſt. Gevatter Jobſt überläßt Euch und einem Andern ſchon die Mühe."

„Ihr treibt noch immer ſolch toll Geſpeis mit mir, gnädigſter Herr," verſetzte die Meiſtersfrau, „aber ich will nicht mehr ſo unklug ſein und mich drüber ereifern."

„Habts auch nicht nöthig. Zapft mir heute das Mutterfäßchen an; denn ich gedenke nach langer Zeit zum erſten Male wieder bei Euch fröhlich und guter Ding zu ſein. Erkennt, was ich auf Euch halte. Auf dem Wiſchehrad feiern meine Hofleute dieſen Abend das Feſt meiner Wiedergeneſung mit Sang und Spiel, Speis und Trank, und wahrlich, es ſind mir liebe Leute dabei, mein Kanzler Hanko, mein Hofmeiſter Heinrich von Duba, meine Räthe Hans von Biberſtein und Niklas von Haſenburg, und ſonſt noch viel braver Herrn von meinem Hofe, vom hohen Adel und der Geiſtlichkeit; aber ich habe mich von dannen geſchlichen und bin zu Euch gekommen, um mich mit Euch zu freuen, denn beim heiligen Wenzel, meinem Schutzpatron! es gefällt mir bei Euch beſſer, als in der Mitte ſtaatskluger Räthe. Glaubt, ich bin mein Lebtag genug von den Geſichtern gemartert worden."

„Markita!“ rief Bjetka durch das Haus, „thu' Deine Pflicht!“

„Laßt mich den Dienſt verrichten,“ werthe Frau,“ flehte Hinko, der auf den Ruf herbeigekommen war. „Sie iſt unfähig, vor des Kaiſers Majeſtät zu erſcheinen.“

„Nichts da!“ herrſchte die Frau und warf ſich in die Bruſt. „Ich will ihr das hoffärthige Weſen austreiben. Denkt ſie wohl, ſie iſt noch der Königin Hoffräulein? Meine Magd iſt ſie, das will ich ihr zeigen. Und was willſt Du, Gelbſchnabel, die faule Dirne vertreten! Reize meinen Zorn nicht, oder ich verderbe Dich.“ Alſo ging ſie auf Markita's Kammer. Da lag das anmuthige Kind bleich und abgehärmt mit verweinten Augen, im dürftigen Kleid einer gemeinen Dienerin.

„Steh' auf, ſchürz' und gürte Dich, faule Hoffarth!“ befahl die Stiefmutter; „der König iſt da, Du mußt ihm Wein zutragen.“

„Obgleich ich krank bin, will ich doch dem König gern dienen,“ erwiederte Markita und erhob ſich geduldig von ihrem Lager.

„Was haſt Du da? Iſt das nicht ein Buch von Pergament? Ein vollgeſchriebenes Buch!“ rief Bjetka entſetzt und ſchleuderte das Buch weit von ſich, welches ſie Markiten entriſſen. „Jeſus Maria! Biſt Du eine Zauberin geworden? Willſt Du mich mit dieſen Figuren behexen, um's Leben bringen? He, verſtehſt Du den Gebrauch dieſer ſchwarzen Zeichen, Linien und Punkte?“

„Wohl verſteh' ich ihn,“ verſetzte Markita gelaſſen.

„So haſt Du Dich dem Teufel ergeben und gehſt damit um, Rache an mir zu nehmen?"

„Rache? Ihr habt mir ja nichts zu Leid gethan."

„Ich hätte Dir nichts — — doch ja Du haſt recht, niemals hab' ich Dich beleidigt, mein Kind, und werde Dich auch künftig nicht beleidigen, mein lieb Töchterlein. Aber ſage, von wem haſt Du denn die Zauberei gelernt? Nicht wahr vom Hinko? Dem hab' ich's gleich angeſehn, daß er ein Teufelsbraten iſt."

„Er hat mich nicht Zauberei, ſondern leſen und beten gelehrt, und hat mich dadurch unausſprechlich glücklich gemacht; denn ich kann nun die heiligen Geſchichten von der gebenedeiten Jungfrau, dem Gottesſohn, den Apoſteln und den Märtyrern leſen und verſtehen. Ich kann beten für Euch, wenn Ihr mich geſchlagen, und das iſt himmliſche Wonne für mich. Und das Alles verdank' ich ihm, ihm allein."

„Beten! und für mich beten!" murmelte Bjetka und machte ein recht böſes Geſicht dazu. „Haſt Du denn das Buch von Hinko?"

„Er hat es mir geſchenkt, und es iſt mein größter Schatz auf Erden geworden. Der König könnte mir ſein Reich bieten für dieſes Buch, ich würde, ich könnte es ihm nicht geben."

„Sag mir doch, mein liebes Kind, was ſteht denn in dem Buche?" fragte Bjetka mit der größten Neugierde und ihre Augen leuchteten, wie Katzenaugen, während ſie die zitternde Hand nach dem Pergamen ausſtreckte.

„Es iſt das Neue-Teſtament, die letzte und beſte Hälfte der Bibel, der ganze chriſtliche Glaube, in's Böhmiſche überſetzt, ſo daß ich's leſen und verſtehen kann."

„Ei! ei! Und wie iſt denn Hinko zu dieſem ſeltenen Buche gekommen?"

„Als die Schweſter des Königs Wenzel den König von England ehelichte, ſchenkte ihr unſer durchlauchtigſter Herr ein ſolches Buch, welches ihm ein Prieſter gefertigt hatte. Unſer König ließ damals mehrere Abſchriften nehmen und eine davon liegt auf dem Schloſſe zu Karlſtein. Wenn Hinko dort war, las er darin, und erzählte mir dann Alles und ich war glücklich ob der himmliſchen Geſchichten. Da er mich leſen gelehrt hatte, ſo trug ich groß Verlangen, das herrliche Wort Gottes ſelbſt zu beſitzen und ich konnte ihm meinen heftigen Wunſch nicht verſagen. Nicht lange darauf ſchickte er mir das Buch. Er hatte es von einem Mönch abſchreiben laſſen. Seit der Zeit hab' ich's ſchon mehr als zehnmal durchgeleſen und weiß nun Alles genau, wie unſer Heiland geboren und geſtorben iſt, wie er zu ſeinen Jüngern geſprochen hat; o Alles, Alles weiß ich, und bin glücklich: Hinten dran ſtehen auch noch gar ſchöne Gebete, Morgen- und Abendſegen und ſonſtige Erbauungen.

„Zeig' mir doch das Buch. Ich will mir die ſchönen Bilderlein betrachten, fein mit Farben gemalt und mit Gold und Silber zierlich ausgelegt. Aber eile doch, der König wartet." Markita wollte der Mutter das Buch nicht laſſen, da erſchallte des Vaters rauhe Stimme, Bjetka hatte das Buch erfaßt und durchlief es mit neugierigen Blicken, Markita mußte fort, und rief, wie von böſer Ahnung getrieben: „Wahrt mir meinen Schatz um Gotteswillen!“ Und hurtig ergriff ſie den gefüllten Humpen und trat in die Stube, verneigte ſich züchtig und ſchenkte die Becher voll.

„Ei ſieh da, mein liebes Kind,“ ſagte der König freundlich, „ſchade, daß das Schickſal Dich von meinem Hofe vertrieben hat. Aber was ſoll ich mit den Dienerinnen, da mir die Herrin fehlt? Die Hoffräulein ſind alle nach Hauſe gezogen zu ihren Eltern und Verwandten; ſie thuen mir leid, die armen Weiber. Doch ſei getroſt, ich werde ſchon für Dich ſorgen. Es geht ihr doch gut bei Dir, Jobſt?“ Der Stöcker zog verlegen die Achſeln in die Höhe. „Sehr gut,“ verſetzte Markita ſtatt ſeiner, aber ein ſchmerzliches Zucken ſpielte um die ſchönen Mundwinkel. „Ich hatte nicht darauf gerechnet, daß Markita in mein Haus zurückkehren werde,“ ſagte Jobſt, „und gerade dies hat manches Unangenehme herbeigeführt; Ihr kennt ja mein Weib. Es iſt eine böſe Zucht unter dem Frauenvolk.“

„Da haſt Du ein wahres Wort geſprochen. Deßohngeachtet ſind wir den kleinen giftigen Kröten doch gewogen. Meint Ihr nicht auch, Pater Hilarius?“

„Ich erlaube mir, Eurer Majeſtät vollkommen Recht zu geben,“ verſetzte dieſer, „aber zu gleicher Zeit auch, was Ihr mir huldreicher maßen nicht übel deuten wollt, Euch ein Weibsbild in's Gedächtniß zurückzurufen, welches weder klein noch giftig iſt, und welches nun ſchon ſeit zwei Monaten nach der hohen Gnade ſchmachtet, Euch aufwarten zu dürfen.“

Des Königs Geſicht verdüſterte ſich einen Augenblick, dann ſtrich er das harte Haar über die breite Stirn und hielt die Hand ein Paar Augenblicke vor die kleinen Augen.

„Ich erinnere mich ſchon, wen Du meinſt, Pfaffe," ſagte er dann. „Wie hieß ſie doch?" ſetzte er heimlich flüſternd hinzu und legte ſeinen Mund an Hilarius Ohr. „Ich habe mich ſtets vor ihrem Anblick geſcheut, wie ein Mörder vor der Leiche deſſen, den er heimlich erſchlagen, fürchtend, die Wunden möchten von neuem zu bluten beginnen und ihn verrathen."

„Seid immerhin getroſt, gnädiger Herr," verſetzte der Pater eben ſo leiſe, „die Elſe ahnet auch nicht mit dem entfernteſten Gedanken ihr Schickſal, ſie iſt froh und heiter, hat ſich bald in die Pracht gefunden, mit welcher ſie auf Euren Befehl ſogleich nach ihrer Ankunft umgeben worden iſt, und lebt als Gräfin Rothkirch bei den Nonnen des Kloſters bei St. Georg auf dem Schloſſe, und hat ſich noch mit keiner Silbe verrathen."

„Ich bin zu keiner Zeit beſſer geſtimmt geweſen, ſie zu ſehen und zu ſprechen, als jetzt, darum bringt ſie mir morgen um neun Uhr auf den Wiſchehrad." — „Nach Eurem Befehl!" Der Pater entfernte ſich auf des Königs Winken mit der Hand und Beide wandten ſich zu den ſchmackhaften Gerichten, welche Markita unterdeſſen aufgetragen hatte. Die von der Huldin kredenzten Becher leerte der König mit ſichtlichem Wohlbehagen, aber er hielt im Trinken Maß und Ziel und berauſchte ſich nicht, wie ſonſt. Während Wenzel ſich munterem Geſprächſel hingab, trat plötzlich ein geckenhaft geputzter Narrenkönig herein, machte ſein Reverenz und hat in ſchönen Reimverſen als Sprecher einer weitgereiſten und weltberühmten Schauſpielergeſellſchaft, welche die größten Meiſter der ganzen Welt aus India und Chaldäa, aus Aegyptia, Gräcia und Italia in ſich verſammele, den König um die höchſte Gnade, ihm ihre vortrefflichen und außerordentlichen Kunſtſtücke vormachen und ihrem Ruhme dadurch die Krone aufſetzen zu dürfen. Wenzel nickte gnädig mit dem Kopfe und rief: „Führ' ſie herein! Ihr habt's heut Abend bei mir getroffen.“ Alsbald öffnete ſich die Thür und paarweiſe nach dem auf einem Dudelſack geblaſenen Marſch zogen die Geſellen der edlen Schauſpielkunſt herein, vorerſt drei, gekleidet als die heiligen drei Könige aus Morgenland, dann folgte ihre Dienerſchaft, Mohrenſclaven. Hierauf kamen ein chaldäiſcher und ein ägyptiſcher Zauberer, dann Alexander der Große und Simſon Hand in Hand, dieſer mit dem Eſelskinnbacken, jener mit dem weltbeherrſchenden Scepter bewaffnet. Hinter Simſon ſchritt ein langer Kerl als Delila, und hatte eine ſeiner Größe angemeſſene ungeheure Scheere in der einen Hand, während er mit der andern den Flachs faßte, welcher ſtatt des Haares unter Simſons Hute hervorragte, um ihn abzuſchneiden. Hinter Alexander ging ſeine Mutter Olympia, eine große ſtarke Schlange um den Leib geſchlungen, der ſie liebkoſ'te und Küſſe reichte, zum Zeichen, daß ſie den Alexander mit ihr gezeugt habe. Hinterher kamen noch allerhand ſcheußliche Fratzen als dienendes Perſonal, und mitten unter ihnen ein goldblonder ſchöner Jüngling im grünen Sammtrock mit Seide ausgeſchlagen mit fein geſticktem Kragen, knappen ſeidnen Beinkleidern und ſonſt herausgeputzt wie ein Prinz. Es war Hinko. Der Narrenkönig ſtellte dem deutſchen und böhmiſchen Könige in wohlgeſetzter und gereimter Rede ſämmtliche Figuren der Reihe nach mit Namen, Charakter und kurzem Abriß ihrer Lebensgeſchichte vor, und machte ſelbſt bei Hinko, gleichſam als gehöre er mit zur Geſellſchaft, keine Ausnahme. Der König betrachtete den Jüngling mit ſteigendem Wohlgefallen und widmete ihm ſpäter während der Vorſtellung ſelbſt die größte Aufmerkſamkeit. Das Schauſpiel begann nun auf den Wink des Narrenkönigs mit dem Kolben. Aber es waren nicht etwa Stücke, die ſie aufführten, oder zuſammenhängende Reden und Geſpräche, welche mit den Perſonen, die ſie darzuſtellen vorgaben, in einer Beziehung ſtanden, ſondern es waren vielmehr lauter Taſchenſpielerkünſte und natürliche Zaubereien. Dieſe Leute mußten nach den Begriffen jener Zeit für wahrhaftige Schwarzkünſtler gelten und der gemeine Mann war von nichts mehr überzeugt, als daß all dies erſtaunenerregende Außerordentliche nicht anders als mit des Teufels Hülfe ausgeführt werden könne.

Mancherlei waren der Blendwerke, womit die Tauſendkünſtler ihren hohen Zuſchauer überraſchten. Bald zauberte der Chaldäer einem Sclaven ein Schloß an den Mund, bald der Aegypter einem andern ein ſtattliches Hirſchgeweih an die Stirne, die drei Könige machten aus einer Bank am Ofen plötzlich eine Grippe, aus einem Weinhumpen ein Kindlein darin, ſie ließen einen glänzenden Stern an der Decke der Stube aufgehen, und ohne daß man wußte, woher es gekommen war, ſah man Gold, Weihrauch und Myrrhen in prächtigen Gefäßen in ihrer Hand, was ſie dem Kindlein huldigend darbrachten; doch ſobald der Narrenkönig mit dem Stabe winkte, gewahrte man nur die Ofenbank, auf welcher die zinnerne Weinkanne lag, und davor drei kleine hölzerne Schreine mit Hafer und Erbſen aus Bjetka's Küche gefüllt. Die Rede des Narrenkönigs zog die Aufmerkſamkeit ſogleich wieder auf andere Stücke. Hinko führte Mehreres mit der größten Genauigkeit und einer Anmuth und Zierlichkeit aus, die ſelbſt ſeinen Lehrmeiſtern abging; vorzüglich beſchäftigte den König ein ſeltſames Kunſtſtück des Freiknechts. Er ließ nämlich einen der Mohrenſclaven unter einen großen, verkehrt auf den Boden geſtellten Korb kriechen, ſetzte ſich eine geraume Zeit auf den Boden des Korbes, ſprang dann auf, ergriff ein langes zweiſchneidiges Schwert und ſtieß damit durch den Korb, daß die Spitze des Stahles auf der entgegengeſetzten Seite weit herausragte. Hierauf legte er den Korb um; das Schwert ging dem Sclaven durch Rücken und Bruſt und das helle rothe Blut floß reichlich aus der Wunde auf den rothen Teppich, womit der Fußboden belegt war. Nachdem er das Schwert herausgezogen, zeigte er, daß der Sclave todt ſei, und ſo ſchlug er ihm den Kopf, dann die Arme und zuletzt die Beine ab, that Alles zuſammen wieder mit dem Korpus in den Korb, ſtürzte denſelben um, ſo wie er zuerſt geſtanden hatte, ſetzte ſich einige Minuten auf den Boden deſſelben, ſprang dann auf, hob den Korb auf und ſiehe der Sclave hüpfte geſund und munter darunter hervor.

Der König warf dem Narrenkönig ein Paar Roſenobeln zu, und erlaubte ihm, auf den Wiſchehrad zu kommen und ihm täglich etwas vorzuſpielen, bis er's ihm unterſagen werde, Hinko erhielt heimlich ein beſonderes reiches Geſchenk.

Als die Geſellen fort waren, winkte der König Jobſt herbei und ſagte ihm etwas in's Ohr. Hierauf zündete der Stockmeiſter eine Laterne an, Hinko, wieder in den Freiknecht verwandelt, trug dieſelbe voran und ſo ſtiegen alle Drei in den Keller des Hauſes hinab. Unten angelangt, ſchritten ſie auf einen in der hintern Ecke angebrachten Verſchlag zu, welchen Hinko öffnete. Sogleich ſprang Türk heraus, ſo weit es die ſchwere eiſerne Kette an ſeinem Halſe erlaubte, auf den König zu, ſprang an ihm hinauf, leckte ſeine Füße, winzelte und heulte, ſo daß der König, gerührt von der Freude und treuen Anhänglichkeit des Thiers, dem Stöcker, welcher bereits das bloſe Schwert unter dem Mantel hervorgezogen hatte, zuwinkte, den Racheſtrahl wieder zu verbergen. „Ich will der Beſtie das Leben ſchenken,“ ſagte er gerührt. „Laßt den Hund hier eingeſperrt ſo lange, bis ich's anders befehle.“ — Dankend, gleichſam als habe er des Gebieters Worte verſtanden, ſchmiegte ſich Türk zu Wenzels Füßen und beleckte ſie, und als ihn der König von ſich ſtieß, kehrte er, ohne einen Laut von ſich zu geben, folgſam in ſein finſteres Gefängniß zurück. Der König verließ den Keller ſehr bewegt und bald darauf mit dem Pater Hilarius das Freihaus, und war in wenig Minuten auf ſeinem Schloſſe. Der Pater trabte mit mancherlei Gedanken ſeiner Herberge zu. Spät legte er ſich nieder und früh mit dem Wintertage, ganz gegen ſeine Gewohnheit war er wieder auf den

Weinen. Nachdem er ſein nahrhaftes Frühſtück zu ſich genommen, hüllte er ſeinen ſtarken geiſtlichen Leib in den weichen warmen Marterpelz, ein Geſchenk des Königs, und verließ ſeine Wohnung, die bedächtigen Schritte hinaufwendend nach dem Prager Schloſſe, wobei ein Nonnenkloſter St. Georgs gelegen war. Er hatte noch nicht lange im warmen Sprachzimmer gewartet, als Elſe Stengel, einfach aber koſtbar geſchmückt, freudigen Angeſichts hereintrat. „Ihr habt Euch eine ganze Woche lang nicht bei mir ſehen laſſen, Herr Pater,“ ſprach ſie, ihm die Hand zum Gruße reichend. „Seid Ihr noch immer nicht an den König gekommen.“

„Ich bin's, ſchöne Gräſin,“ verſetzte der Pater, „und unſere Angelegenheiten werden nun bald eine andere und beſſere Richtung nehmen.“

„Ihr erzürnt mich,“ grollte die majeſtätiſche Elſe, „wenn auch Ihr mit mir das Narrenſpiel treibt. Von der Aebtiſſin und den Nonnen und ſonſt von fremden Leuten, die mich nicht kennen, mag ich es mir wohl gefallen laſſen, weil Ihr es ſo wollt und der Kaiſer es Eurer Angabe nach ſo befiehlt; aber warum treibt Ihr ſelbſt mit mir den Scherz, der mich nur unangenehm daran erinnert, daß mein Vater ein Schuſter iſt?“

„Stille! die Wände haben Ohren,“ erinnerte der Pater. Dann trat er näher an Elſen heran und ſprach: „Ich treibe nicht Scherz mit Euch Jungfrau. Ihr ſeid vom Könige zur Gräſin von Rothkirch ernannt worden und werdet es heute aus ſeinem eigenen Munde hören.“

„Wie? heut: ſoll ich den König ſehen und ſprechen?“ rief Elſe erſtaunt.

„In einer Stunde ſchon,“ verſetzte der Pater, „und ich bin etwas früher gekommen, damit Ihr Euch darauf vorbereiten könnt.“

„Was iſt da viel vorzubereiten? Ich gehe wie ich hier bin, und obgleich ich all mein Lebtag mit keinem gefürſteten Herrn geſprochen habe, ſo fürcht' ich mich nicht und iſt mir nicht für einen rothen Pfenning anders zu Muthe, als wie ich mit meiner Mutter zur ſchönen St. Marie zu Regensburg wallfahrtete, und in die Kapelle trat, wo das Muttergottesbild ſteht.“

„Ihr ſprecht und thut nicht anders als eine Gräfin, und ſträubt Euch doch, eine ſolche zu heißen. Iſt der Ritter Czuch noch nicht wieder bei Euch geweſen?“

„Erſt geſtern; und hat mir alle die ſchönen Heirathsanträge wiederholt, die er mir auf dem Wege von Nürnberg hierher und ſpäter gemacht. Ich habe ihm aber ſo wenig als früher etwas darauf erwiedern können; denn ich komme mir noch immer wie eine Träumende oder Tolle vor, die ſich einbildet, ſie ſei irgend von höherm Stand.“

„Ihr träumt weder, noch bildet Ihr Euch etwas ein, Elſe,“ lächelte der Pater. „Gebt dem Ritter Czuch von Zaſada immerhin eine beifällige Antwort. Erwägt, wie hoch in Gunſt Ihr bei dem König Wenzel ſtehen müßt, daß ſich dieſer Ritter, welcher mit zu den erſten Hofleuten gehört, den Auftrag des Königs, Euch aus Nürnberg abzuholen, für eine ſehr hohe Ehre geſchätzt, und ſeitdem unabläſſig um Euch freit, er, der von altem vornehmen Adel iſt und ganz natürlich am beſten weiß, daß Ihr keine geborne Gräſin ſeid. Bedenkt dies Alles und erwägt dann, ob Ihr dem Ritter Eure Hand reichen wollt oder nicht und ob es mir einfallen kann, Euch zu äſſen oder ſonſt Narredei mit Euch zu treiben.“

„Ich bin wie verzaubert, aber ich will Euch Glauben beimeſſen, denn Ihr habt ſolches wahrlich um mich verdient, Herr Pater,“ verſetzte Elſe mit wonneleuchtenden Blicken. „Ich will auch des Ritters Frau werden, und ſollt' ich's nur zum Aerger des böſen Wenzels Muſſel thun. Wenn ich daran denke, daß dieſer Wicht mich ſo ſchnöde verſtieß, um die kleine Gräſin zu heirathen, und mir das Herz noch wehe thut vor Wuth, ſo möchte ich aber auch zugleich aufjubeln, daß die Stunde der Rache ſo ſchnell und ſo groß und herrlich herangekommen iſt. Wenn ich nun auch eine Gräſin bin und einen vornehmen, reichen und ſchönen Ritter zum Ehewirth habe, dann will ich bald nach Nürnberg und vor den Buben treten und ihn mit meinem Stolze vernichten.“

„Dazu habt Ihr nicht nöthig nach Nürnberg zu reiſen. Aus ſichern Nachrichten von dort weiß ich, daß die ehr- und tugendſame Gräſin Potuſchka ihren Gemahl vermocht hat, ſeine Güter zu verkaufen und die Kaufherrnſtadt Nürnberg, wo er doch nicht in ſonderlicher Achtung ſteht, mit der Königſtadt Prag zu vertauſchen. Sothaner Tauſch hat ſchon im Anfange des Winters geſchehen ſollen. Es hat ſich aber kein Käufer zum Schloſſe Obern-Merkfeld finden wollen, weil der alte Niklas Muſſel drauf ſitzt. Den wollen ſie nun erſt noch zu todt ärgern oder von der Burg werfen — nun der alte Dummhut hat's nicht beſſer haben wollen, ſonſt wär' er anders mit ſeiner Brut umgeſprungen — dann wird ſich das treffliche Ehepaar bald hier einfinden, um am königlichen Hofe den Fuchsſchwanz zu ſtreichen. Die Gräſin hat nämlich von der Burggräſin von Nürnberg, des Königs Schweſter, die Zuſicherung guter Gönnerſchaft erhalten. Ihr ſeht demnach, daß uns die ſaubern Vögel von ſelbſt in's Garn fliegen. Haben wir ſie nur erſt, dann wollen wir ihnen die Köpfe ſchon eindrücken."

„Ja das wollen wir beim heiligen Sebald!" jubelte Elſe und klatſchte vor Freuden in die Hände, gleichſam als habe ſie das verhaßte Opfer ihrer Rache ſchon vor ſich. „Und das Alles habe ich Euch, Euch allein zu verdanken. Ihr habt mich aus meiner Niedrigkeit erhoben, Ihr verſchafft mir einen ſo vornehmen Geſpons, Ihr macht mich glücklich und herrlich, wie ich mich im Traume nie geſehen habe, Ihr gewährt meiner glühenden Rache Befriedigung. O wie ſoll ich Euch das Alles vergelten!" — „Vergeßt meiner nicht, wenn's Euch wohl geht, und begehr' ich einmal eine Gefälligkeit von Euch, die Ihr in Züchten und Ehren gewähren könnt, ſo ſchlagt's mir nicht ab. Jetzt aber kommt, beurlaubt Euch von der Aebtiſſin und laßt uns auf den Wiſchehrad eilen; die neunte Stunde rückt mit Macht heran und der König erwartet uns."

Elſe that nach des Paters Willen und ging bald neben ihm her hinaus nach dem hohen Felſenſchloſſe, wo König Wenzel Hof hielt. Elſe ſchenkte der Pracht in dem Palaſt keine ſonderliche Aufmerkſamkeit, gleichſam als wäre ſie von Anbeginn ihres Lebens hier ein- und ausgewandelt, ſie zeigte keine Beklommenheit vor den bewaffneten königlichen Trabanten, noch vor den Höflingen, welche müßig, und Elſens hohe Geſtalt erſtaunt mit den Augen muſternd, in den Sälen ſtanden. So gelangten ſie bis an den Haushofmeiſter, welcher ſie ſogleich, erhaltenem Befehl gemäß, in das kleine Gemach des Königs führte. Es war herrlich mit toscaniſchen Teppichen verziert und an den Wänden hin ſtanden Polſter von Scharlach mit venetianiſchen Stickereien. Im Hintergrunde ſah man ein dergleichen Ruhebett, einige Tiſche und einen knauſigen Bücherſchrein mit ſehr künſtlichem und vergoldetem Schnitzwerk. Elſe ließ ihr großes Auge ruhig über dieſe herrlichen Gegenſtände hingleiten und doch hatte es dergleichen noch nie erblickt. Selbſt als der König durch eine Seitenthüre hereintrat, war ſie nicht im mindeſten verlegen, ſondern verneigte ſich züchtig und ließ das volle große Auge auf Wenzel ruhen, der bei weitem nicht ſo unbefangen war, wie ſie. Sein ganzes Weſen drückte eine auffallende Verlegenheit aus, als ſeine Augen auf Elſens Geſicht umherirrten und ihre Züge muſterten. Ja es konnte dem lauernden Pater nicht entgehen, daß der König von irgend etwas im Geſichte der Nürnberger Bürgerstochter betroffen ſtehen blieb und nicht wußte, wie er die Rede beginnen ſollte, und Hilarius feierte durch ſolches Benehmen veranlaßt einen ſtillen aber köſtlichen Triumph bei ſich.

„Iſt das Euer Schützling, Pater Hilarius, von dem Ihr mir ſo viel vorgeſprochen?“ fragte Wenzel endlich mit leiszitternder Stimme und mühſam nach Faſſung ringend. — „Es iſt Elſe Stengel aus Nürnberg, Eure gehorſamſte Magd, und durch Eure überſchwengliche Gnade, durchlauchtigſter Herr, Gräſin von Rothkirch.“ — „Euer Wort ſei beſtätigt, Pater. Die Jungfrau gefällt mir ſehr: ſie intereſſirt mich, und ich habe für dieſen Fall von meinem Geheimſchreiber ein Diplom und eine Schenkung aufſetzen, mit meinem Sigill verſehen laſſen und eigenhändig unterſchrieben. Ich überreiche Euch dies Dokument, Jungfrau; es macht Euch zur Gräſin und Herrin einiger ſchönen Dörfer und Schlöſſer in meinem Lande Böheim. Euer König wünſcht Euch Glück zu Eurem neuen Stande und Beſitzungen.“

„Mein Dank muß vor der Größe der Gnade verſtummen, womit mich Eure Majeſtät überſchüttet,“ ſagte Elſe würdevoll. „Aber unmöglich kann ich die Frage unterdrücken, womit hab' ich dies Uebermaß kaiſerlicher Huld und Gewogenheit verdient?“

„Ihr ſeid neugierig, wie alle Frauen,“ lächelte Wenzel, vom Klang ihrer Stimme ebenfalls überraſcht. „Kennt Ihr das goldne Sprüchlein nicht, ſchöne Gräſin: Hör all Ding und ſag' nicht; iß und trink' und frag' nicht? Meint Ihr, daß Euch ein Glück begegnet ſei, wohlan ſo genießt es auf die Art und Weiſe, die Ihr für die beſte haltet, und fragt weiter nicht, woher Euch daſſelbe gekommen. Genug das Glück iſt ein tolles blindes Weib; es raſ't unter dem Volk einher und packt plötzlich Einen beim Schopfe ohne ihm erſt in's Geſicht geſehen zu haben. Ihr ſeid nun einer von den Menſchen, den's erwiſcht hat. Mir habt Ihr wahrlich gar nichts zu danken, höchſtens dem Pater hier eine Kleinigkeit; doch wollt Ihr ihm auch nichts danken, gut ſo hat er ſich darob nicht zu beſchweren.“

„Eure Worte ſind mir eitel Räthſel, gnädigſter Herr Kaiſer.“

„Sie mögen es Euch immerhin bleiben. Vielleicht kommt auch für Euch einſt eine Stunde, in welcher ſie Euch gelöſt werden dürften. Bis dahin ſterbt mir nicht an der Neugierde; ſie iſt ein bös giftig Kraut. Man ſagt, es wuchere auf den Feldern des Müßiggangs am meiſten, drum wär' es wohl am beſten, wenn ich dafür ſorgte, daß Euer Feld recht fleißig bebaut würde. Meint Ihr nicht auch, Gräfin?“

„Ich verſtehe Eure Majeſtät nicht.“

„Nun der Ritter Czuch von Zaſada hat mir heftig angelegen, bei Euch den Freiwerber zu machen. Mit Eurem Jawort erhält er die Hofmarſchalksbeſtallung. Wollt Ihr den Mann, der Euch ſo ſchön und ſicher von Nürnberg gen Prag leitete, nicht, und wenn auch nur aus Dankbarkeit, zu dem ſchönen angeſehenen Poſten verhelfen?“

Elſe ſchwieg hocherröthend; ihr großes dunkles Auge wurzelte im Teppich des Fußbodens, die langen dichten Wimpern überſchatteten den obern Theil der blühenden Wangen.

„Es bedarf der Dankbarkeit nicht,“ ſagte der Pater ſchmunzelnd. „Die Gräfin hat mir bereits geſtanden, daß ſie dem Herrn Ritter nicht abhold ſei.“

„Habt Ihr das? Ei nun ſo wollen wir bald guten Rath ſchaffen. Ihr könnt dann am nächſten Hoftage, den ich halten werde, als Braut oder Gemahlin des Hofmarſchalks auftreten und Euch bekannt machen. Czuch wird Euch ſchon Hofſitte beibringen; mir iſt nicht bange davor.“

„Mein König und Herr!“ rief Elſe laut und wollte ſich zu Wenzels Füßen werfen, er fing ſie aber in ſeinen Armen auf und küßte ſie ſittig auf Stirn und Augen.

„Verziehet jetzt einige Minuten hier, holde Gräſin,“ fuhr der König fort: „macht Euch's bequem und laßt Euch ſchmecken, was mein Hofgeſind Euch vorſetzen wird. Ihr Pater aber ſorgt mir fein für meiner lieben Gräſin gute Unterhaltung. Befehlt Ihr aber, daß mein Hofſänger Euch auf ſeinem Leierkaſten etwas vororgele und ein nüchternes Liebeslied dazu krächze, oder daß mein neuer Hofnarr, der noch dazu Euer Landsmann iſt, Euch ſchlechte Witze vormache, ſo ſoll Euch allſogleich gewillfahrt werden.“

„Ich erkenn' Eure Gnade mit großem Dank an, mein gnädigſter Herr,“ verſetzte Elſe, ſich anmuthig verneigend, gleichſam als habe ſie es vom Zeremonienmeiſter gelernt, oder ſei von Jugend auf bei Hof geweſen, „der Pater Hilarius iſt auch ein Nürnberger und mir ein gar lieber Mann; er gewährt mir ſtets die beſte Unterhaltung; deshalb erlaubt, daß er allein bei mir bleibe.“ — Der König ging und reichgekleidete Diener traten ehrerbietig zu Elsbeth, mit Schalen voll köſtlichem Meth, mit dem feinſten Mandelkäſe und Nußbrot, auch eingemachten Pflaumen, in Honig gefaßtem Ingwer und Büchslein mit ſüßer Weichſellatwerge. Alle waren des Winks der vom König ſo hochgeehrten Herrin gewärtig, doch ſie ſtaunte nicht darüber und ſaß hoch und majeſtätiſch wie eine Königin.

Wenzel war in ein anderes Gemach gegangen; dorthin ließ er den Ritter Szuch ſogleich beſcheiden.

„Ritter,“ redete der König denſelben an, „als ich Euch nach Nürnberg ſandte, die Gräfin Rothkirch von dort hierher zu führen, nahm ich auf Euren alten Adel, Euer berühmtes Geſchlecht und Euer eignes adliges Thun und Weſen Rückſicht, denn wahrlich kein Geringerer ſollte mir dieſe Gräfin gen Prag führen. Es ſcheint als habet Ihr aus dieſem Umſtand ſpäter, als Ihr Wohlgefallen an der Gräfin fandet, den Schluß gemacht, dieſe Dame müſſe Eurer in jeder Beziehung würdig ſein. Ihr habt Euch nicht geirrt; die Gräfin iſt von ſehr edler Geburt. Dem Volke muß dieſe Geburt ein Geheimniß bleiben; nachdem ich aber als Euer Freiwerber von der Gräfin das Jawort für Euch erhalten habe, bin ich Euch ſchuldig zu ſagen, wen Ihr als Gattin beſitzen werdet. Eliſabeth Gräfin von Rothkirch iſt wahrlich keine Geringere, als die Tochter des Kaiſers Karl IV. und König Wenzels Schweſter.“

„Eure Majeſtät, welche Ueberraſchung! welche Gnade!“ ſtammelte der Ritter.

„Ihr wißt,“ fuhr der König fort, „daß Kaiſer Karl ſich oft und viel im deutſchen Reich aufhielt. Dort entbrannte er einſt in brünſtiger Liebe zu einer ſchönen Gräfin von Rothkirch, die nach kurzem Umgange dem Kaiſer nichts mehr verſagte. Eliſabeth, Eure Braut, war die Frucht dieſer verbotenen Liebe. Die Gräfin genaß des Töchterleins auf einem Schloſſe ohnweit Nürnberg. Der Schuhmacher, welcher ſpäter als Elsbeths Vater galt, arbeitete für den Herrn des Schloſſes, und da der Mann ſowohl als deſſen Frau als ſehr wackere und rechtliche Bürgersleute bekannt waren, die Frau aber vor kurzem auch eine Tochter geboren hatte, ſo wurde ſie zu Eliſabeths Amme erkieſt, und ſpäterhin ihr das Kind ganz zur Erziehung übergeben. Nur ſehr wenig Perſonen waren in das Geheimniß eingeweiht, einige davon ſind ſchon den Weg alles Fleiſches gegangen, und es gereicht Euch zum Zeichen meiner beſondern Gnade, daß ich Euch zum Theilnehmer dieſes Geheimniſſes mache. Selbſt meine theure Schweſter iſt noch nicht davon unterrichtet. Laſſen wir ihr noch einige Zeit den Wahn, als wären jene redlichen Schuhmachersleute ihre Eltern; es wird ſchon eine ſchickliche Gelegenheit kommen, wo wir ſie mit der Wahrheit überraſchen."

„Mein Herr und König, Ihr beglückt mich durch den reichen Born Eurer Gnade. Womit ſoll ich das Vertrauen vergelten, deſſen Ihr mich würdiget?"

„Durch zärtliche Liebe zu Eurer Gattin, durch treue Anhänglichkeit an Euren König."

„Mein Leben, meine Dienſte gehörten erſt ſchon Euch, ich kann Euch auch jetzt nicht mehr weihen."

„Daß Ihr einen größern Wirkungskreis für dieſe Dienſte haben mögt, hab' ich Euch heute eine Beſtallung ausfertigen laſſen, worin ich Euch zu meinem Hofmarſchall ernenne. Des Königs Schwäher ſoll der Königs erſter Hofmann ſein."

Der Ritter warf ſich Wenzeln zu Füßen und küßte den

Saum ſeines Rockes. „Die Gräfin," fuhr dieſer fort, „iſt von mir reich begabt werden, werdet Ihr ein treuer Verwalter ihrer Güter, die ja auch die Eurigen ſind. Und nun folgt mir, und ſchickt Euch an, Eure Braut zu umarmen; ſie wartet mit ihrem Beichtvater in meinem Kloſet."

Der neue Hofmarſchalk ging wonnebebend hinter dem König. Elſe verneigte ſich beſcheidenlich vor Beiden. „Hier bring' ich Euch Euren Bräutigam, ſchöne Gräfin," redete ſie Wenzel mit einer Liebenswürdigkeit an, die ſeinem Weſen wohl inne wohnte, aber nur ſelten hervorblitzte; ſeid ihm eine brave Ehewirthin."

Der Hofmarſchalk umarmte Elſen und küßte ſie auf die Augen. Darauf legte der König ihre Hände zuſammen, und der Pater ſprach einen ſalbungsreichen Spruch. „Die Hochzeit werde ich ſelbſt ausrichten," ſagte Wenzel ſodann, „wenn? mögt Ihr beſtimmen, doch laß ich Euch nicht länger als vier Wochen Zeit dazu; mich drängt ein innerliches Verlangen, mir durch Euch bald einen herben Verluſt in etwas erſetzt zu ſehen."

„Der Drang Eures Verlangens, gnädigſter Herr," verſetzte der Hofmarſchalk, „iſt der Beſchleuniger meines größten Glücks."

„Ich unterwerfe mich ganz dem Befehl Eurer Majeſtät," ſagte Elſe.

„Nun wir wollen's uns überlegen," rief Wenzel vergnügt; „jetzt aber ſeid Ihr von mir zu Inbiß und Tafel freundlich geladen." Damit bot er Elſen den Arm und führte ſie, vom neuen Hofmarſchalk und dem Pater gefolgt, in den Speiſeſaal, wo bereits die vornehmſten Hofherrn des Königs warteten. Dieſer ſtellte den Ritter Czuch den Verſammelten ſogleich ſelbſt als Hofmarſchalk und die Gräfin von Rothkirch als deſſen Verlobte vor. Nachdem die Glückwünſche verronnen waren und der Inbiß eingenommen, zog ſich der König mit Elſen in eine Fenſtervertiefung zurück, von wo aus man der herrlichſten Ausſicht auf die breite Eisdecke des Moldauſtroms, auf das ganze in winterlichem Schneeglanz prangende Thal und die ſchöne Königſtadt genoß. Hier unterhielt er ſich lange und freundlich mit ihr, ſo daß der verſammelte Kreis der Hofdienerſchaft über des Königs Milde und Leutſeligkeit gegen die Gräfin erſtaunt war und ſich verſchiedene ſonderbare Dinge in's Ohr flüſterte.

Der Ritter Czuch konnte das Glück ſeines Herzens nicht verſchweigen; er vertraute einigen Freunden, die ihm hart zuſetzten, wes Standes und Herkommens ſeine ſchöne Braut ſei, und eh' der erſte öffentliche große Hoftag gehalten wurde, war es vom erſten Hofmeiſter bis zur unbedeutendſten Zofe allen männlichen und weiblichen Gliedern des ungeheuren Hofperſonals bekannt, daß die große majeſtätiſche Gräfin von Rothkirch, des Ritters Czuch von Zaſada Braut, eine natürliche Tochter des Kaiſers Karl IV. ſei, und Niemand, wer die Gräfin geſehen und den Kaiſer gekannt hatte, zweifelte daran einen Augenblick; denn Elſe hatte nicht allein Geſtalt und Geſichtszüge, ſondern auch Stimme, Bewegung und alle Eigenthümlichkeiten des verſtorbenen Kaiſers.

Als nun der Hoftag erſchien, verſammelten ſich eine ganz ungewöhnlich große Anzahl vornehmer Ritter und Damen aus Prag und deſſen Umgegend auf dem hohen Wiſchehrad, um des Königs Schweſter, welche derſelbe in ſo großen Ehren hielt, kennen zu lernen.

Und als ſie nun an des Verlobten Arm in den großen menſchenerfüllten Ritterſaal trat, flogen alle Blicke nach ihr, die im reichſten Schmuck, wie ihn nur Fürſtinnen zu tragen pflegten, mit dem Anſtand einer Königin einherſchritt, aber von der Hoheit ihres Blicks geblendet, wichen alle ſcheu zurück und eine Minuten lange Stille herrſchte in der Verſammlung. Dann brach aber plötzlich ein Sturm von Bewunderung in Ausrufungen und abgeriſſenen Sätzen hervor, und man konnte überall hören: „Das leibhaftige Ebenbild des Kaiſers! Ja das iſt Karls Tochter! So gleicht ihm keins ſeiner Kinder weiter!“

Der König ging in ſeinem Herrſcherſchmuck an Herzog Johanns Hand in der Mitte der Großwürdenträger auf Elſen los; die beiden fürſtlichen Brüder boten ihr freundlich den Arm und führten ſie zum Thronſeſſel, an deſſen linker Seite Elſe, an deſſen rechter Johann Platz nahm. Der König ſaß zwiſchen Beiden auf dem Throne. Elſe behielt bei aller Ueberraſchung doch ſtets eine meiſterhafte Herrſchaft über ſich ſelbſt, ließ, nachdem ſie dem König geziemend gedankt hatte, ihr großes ſchönes Auge durch die Menge reich geſchmückter Herrn und Damen gleiten und dankte mit würdigem Anſtand den Huldigungen und Grüßen, die ihr dargebracht wurden.

Der Hoftag wurde durch einige Vorſtellungen der Schauſpieler verſchönt, welche ſich auf des Königs Befehl eingefunden hatten. Auch an dieſem Tage erndete Hinko, welchem viele Hoffrauen noch vom letztverwichenen Herbſte gewogen waren, als er ſich in des Königs Gefolg als Jagdjunker befunden, und an deſſen Schickſalen und Liebesabenteuern mit der jungen zarten Gräfin Eresda ſie, wie billig, den allerwärmſten Antheil genommen hatten, den größten Beifall. Herzog Johann unterhielt die Gräfin Rothkirch den übrigen Theil des Abends, und ſchied endlich von ihr, entzückt über den Geiſtesreichthum ſeiner neuen Schweſter.

Elſens Hochzeit war eine Woche darauf angeſetzt und der ganze Hof dazu eingeladen. Der Erzbiſchof von Prag, deſſen Streitigkeiten mit dem König eben eine kleine Weile ruhten, wollte die Trauung in der Schloßkirche ſelbſt verrichten, eine unerhörte Kleiderpracht wurde angeſchafft, und bald war in der volkreichen Reſidenz des deutſchen und böhmiſchen Königs nichts mehr von koſtbarem Pelzwerk zu erhalten. Alt und Jung freute ſich auf den Glanz des Feſtes und die Zauberkünſte der Schauſpieler, welche nach des Königs Willen an dieſem Tage das Höchſte leiſten ſollten, was ihre Kunſt vermochte.

Zweites Kapitel.

1.

Jetzt tritt mit freundlichem Nicken das Brautpaar in den Saal,
Da wirbelt luſt'ger Reigen bei funkelndem Kerzenſtrahl;
Wie da manch' junger Dame das Mieder höher ſchwillt,
Wie's da manch' rüſt'gem Ritter pocht unter'm Goldwamms mild!

Aus: Der letzte Ritter, Romanzen-Kranz von Anaſtaſius Grün *).

2.

Dein Trauſeſt wandelt ſich
Zum Trauerfeſt für Dich;
Dein Kirchgang iſt zum Grabe,
Der Sarg Dein Hochzeitkleid,
Schmerz Deine Morgengabe.
Beſtändig iſt der Unbeſtand
In dieſes Lebens Jammerland.

Georg Philipp Harsdörfer (1636).

Es wurde um dieſe Winterzeit nicht Elſe Stengels Hochzeit mit dem Hofmarſchalk Czuch allein in der Königſtadt eifrig vorbereitet und betrieben, noch zwei andere Perſonen von Stand ſollten dort bald ehelich verbunden werden, die

---

*) Eine der erfreulichſten Erſcheinungen der neueſten Zeit im Gebiete der poetiſchen Literatur.

mit in die Schickſale des unglücklichen und doch ſo leichtſinnigen Freiknechtes verwebt ſind und an der Geſtaltung derſelben den größten Antheil hatten; und dies Paar war der Graf Aleſch von Potuſchka und die Gräſin Hermenegilde von Eresda. Seit jenem unſeligen Tage, an welchem der Stöcker Jobſt ſeinen Knecht vom Schloſſe Eresda abgeholt hatte, war kein Freudenſtern, und wenn auch nur auf Minuten in dem gräflichen Hauſe aufgegangen. Mutter und Tochter hatten lange Zeit krank darnieder gelegen, und als ſie wieder geneſen waren, trat der herriſche, hartherzige Graf mit dem heimtückiſchen, boshaft lächelnden Potuſchka in ihr Zimmer und verkündete ihnen mit kurzen dürren Worten, daß Hermenegilde des Grafen Aleſch verlobte Braut ſei. Und wenn der rauhe Mann auch nicht ſo kurz und bündig geſprochen, und wenn auch nicht ſo wilde verderbende Flammen aus ſeinen Augen dabei gelodert hätten, es würde doch keine der beiden Unglücklichen die mindeſte Widerſpenſtigkeit geäußert haben; denn war die junge Gräſin nicht für ihr ganzes Leben durch den kundgewordenen Umgang mit dem ehrloſen ſchmachbedeckten Freiknecht auf das Gräßlichſte gebrandmarkt? Mußte die alte Gräſin nicht gewiſſermaßen froh ſein, daß Potuſchka ihrer Familie ein ſo großes Opfer bringen und Hermenegilden wieder zu Ehren verhelfen wollte? Und doch ſeufzte ſie tief auf, wenn ſie ſich das ſinnige, zartfühlende, ſchwärmeriſche Kind in den Händen des rauhen höhniſchen Potuſchka dachte. Hermenegilde klagte nicht, ſie ließ ſich überhaupt über nichts aus, ſondern ging ſtumm und in ihr furchtbares Schickſal ergeben, wie ein Lamm der

Schlachtbank, dem Ehebunde mit Potuſchka entgegen. Sie war unerſchütterlich feſt überzeugt, daß dies Bündniß ihr den Tod bringen werde, und in dieſer Ueberzeugung ſtieg ihr eine Beruhigung auf, die aber ſchon keinen Boden mehr auf Erden fand, ſondern die Fäden, die ſie ſich zum ſtarken Ankertau drehte, in das Jenſeits hinüber ſpann.

Weder ihr Vater, noch der ihr nun beſtimmte Bräutigam bekümmerten ſich ſonderlich um ſie, ausgenommen, daß Beide ihr oft in's Gedächtniß zurückriefen, ſie ſolle ſich auf die im Lauf des Winters noch auszuführende Hochzeit vorbereiten. Ihren Garten deckte die kalte ſtarre Schneehülle, ihre Blumen waren verſchwunden, und ſelbſt die verödeten Beete hielt der Arm des Todes umſchlungen, die Blumen ihres Gemachs aber hatte der Froſt einer böſen Nacht mit giftigem Finger berührt, in welcher ſie ſelbſt in dem Starrkrampf der Verzweiflung gelegen hatte. Auch Hermenegildens Herz hatte ſeine Blüthenzeit verlebt; es war eine ſchöne duftende Blume geweſen. Ein unzeitiger Froſt hatte ſeinen tödtenden Athem über ſie hingehaucht, ſie ſenkte das zarte Haupt und fühlte mit Todesſchauern den nahenden Arm des Winters, der ſie umfangen und mit ſeinem Eiskuß vollends entblättern und vernichten werde. So war die junge Gräfin geiſtig ſchon für die Erde abgeſtorben, als ſie körperlich nach der Beſtimmung des Weibes dafür erſt wahrhaft zu leben beginnen ſollte. Dies Mißverhältniß konnte nicht lange beſtehen; wo die Idee mit der Materie im Widerſpruch ſteht, muß die Letztere untergehn. Nur der Gedanke an Henrico blitzte noch zuweilen als der irdiſche Verklärungsſtrahl, welcher den himmliſchen, die ſie in geweihten Stunden durchleuchteten, am ähnlichſten und verwandteſten war, in die Nacht ihrer trüben Stunden hinein; aber es waren nur Sonnenblicke, ſie konnten nicht mehr erwärmen, nicht wieder neu beleben.

Potuſchka und Eresba waren unzertrennlich, und die allgemeine Vermuthung einer geheimen unerlaubten, unrechtbezweckenden Verbindung fand in vielen Zeichen ihre Beſtätigung. Dieſe Verbindung beſtand wirklich und hatte ihren Grund in einem verwickelten, den König und deſſen Kronengüter betreffenden Handel.

Schon Karl dem Vierten hatten die deutſche und lombardiſche Krone viel Geld gekoſtet; es war zu allen Zeiten eine ſehr theure Ehre, deutſcher König oder Kaiſer zu ſein; der Purpur deſſelben war ein geldfreſſendes Ungeheuer, und ließ irgend einen ſeiner Beſitzer die Gier deſſelben ungeſtillt, ſo ſank der Königsmantel ſtets zum armſeligſten Bettlerlacken herab. Daher kam es, daß die meiſten deutſchen Könige entweder ihr Stammland ausſogen, oder ihr Privateigenthum, wenn ſie deſſen beſaßen, daranſetzten, um nur bei Ehren und Anſehn bleiben zu können. Den böhmiſchen Königen Karl und Wenzel war es nicht beſſer gegangen. Karl hatte nur durch ungeheure Geldſummen ſich anfangs gegen ſeine Gegenkönige behaupten, und ſpäter wieder nur durch große Opfer ſich einen Namen und Anſehn verſchaffen können. Wenzels Wahl zum deutſchen König, als er erſt fünfzehn Jahr alt war, raffte Karln die Einkünfte mehrer Jahre hinweg. Rechnet man Karl's Bauluſt hinzu — denn welche ungeheuern Kirchen: und Schlöſſerbauten unternahm er nicht und führte ſie zum Theil aus! — bedenkt man die Pracht ſeines Hofes, die öftern und weiten Reiſen mit großem Gefolg, die Erziehung und Ausſtattung ſeiner zahlreichen Kinder, den an's Unglaubliche grenzenden Luxus jener Zeit, die, ſchon aller wahrhaftigen innern Ritterlichkeit ermangelnd, ihre Hohlheit mit der äußern glänzenden Form herausputzte; überſieht man Wenzels Verſchwendungsſucht nicht: fürwahr ſo kann man ſich nicht darüber wundern, daß man alle Kammergüter der Krone in den Händen des reichen und trotzigen Adels als Verſatz für ſehr große dem König vorgeſtreckte Summen ſieht. Regelmäßige Steuern waren noch nicht eingeführt und den unregelmäßigen widerſetzten ſich gerade diejenigen am meiſten, welche ſie am erſten geben konnten und ſollten, nämlich der reiche Adel und die noch weit reichere Geiſtlichkeit. Die letztere beſaß faſt die Hälfte des ganzen Königreichs Böhmen und durfte ſie ohne Scheu ihr unbeſtreitbares Eigenthum nennen. Auf dieſe Weiſe mußten allmälig alle Quellen verſiegen, aus denen dem böhmiſchen und deutſchen Könige Kraft und Würde und die beharrliche Ausdauer in ſeinen Plänen zufließen mußte, ſollte er nicht aller dieſer, ihm wie Luft und Waſſer nothwendigen Dinge baar und ledig, zum Werkzeug ſeiner Großen und zum Spott der übermüthigen deutſchen Fürſten und Raufer werden. Wenzel hätte vielleicht lange ſchon den von Urban VI. in Rom ſo dringend verlangten und zur Sicherung der päpſtlichen Würde und zum Sieg über ſeinen Gegenpapſt Clemens VII. in Avignon durchaus erforderlichen Römerzug zur Erlangung der römiſchen Kaiſerwürde unternommen, wären ſeine Koſſen nicht immer leer und die Kronengüter ſchon alle verſetzt geweſen. Zuweilen trat am Prager Hofe ein ſo drückender Geldmangel ein, daß ſich der König genöthigt ſah, von reichen Privatleuten für ſchwere Zinſen Geld zu entlehnen. Schon bei Lebzeiten der Königin Johanne hatte Wenzel ſeinen Verdruß laut ausgeſprochen, daß die böhmiſchen Herrn im Beſitz ſeines Eigenthums ſeien, alljährlich die herrlichſten Früchte deſſelben genöſſen, deren Werth den der Verſatzſumme ſchon in's Zehnfache überſtiegen hatte, und ihm nichts davon werde, als zuzuſehen und ſich das Maul zu wiſchen, wenn ſie ſich's köſtlich ſchmecken ließen. Bei ſolchen Gelegenheiten hatte er dann auch nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, er werde über lang oder kurz gar nicht den mindeſten Anſtand nehmen, das, was ſein gehöre, wieder an ſich zu nehmen, und die Beſitzer und Benutzer der Kammergüter hatten danach ihre Maßregeln genommen. Einer von den reichen böhmiſchen Herrn, welche bei einer Reklamirung der Kronengüter betheiligt geweſen wären, war der Graf Cresda. Er hatte nicht nur ſelbſt mehre der ſchönſten und einträglichſten Herrſchaften in Verſatz, ſondern er hatte, gegen das Geſetz, ſogar einige von Andern noch käuflich an ſich gebracht. Er ſowohl wie die andern Herrn waren ſo daran gewöhnt, dieſe Güter als ihr Eigenthum zu betrachten, daß ihnen der Gedanke, daß ſie dieſelben verlieren könnten, unerträglich war. Sie thaten ſich daher heimlich zuſammen und verſchweren ſich einander gegen den König und deſſen Forderungen beizuſtehen und ihm durchaus nichts zu bewilligen, ja eher das ganze Königthum über den Haufen zu werfen, als ſich an ihren vermeintlichen Rechten kränken zu laſſen. Dies waren die verdächtigen heimlichen Zuſammenkünfte der reichen böhmiſchen Edelleute, in denen Eresba nicht die kleinſte Rolle ſpielte. Potuſchka, feindlicher Familienverhältniſſe halber früher von Eresba gehaßt, hatte, aus Leidenſchaft für Hermenegilden und aus Spekulation auf Eresba's großes Vermögen, endlich die ſchwache Seite des Letztern entdeckt und, ſtets auf der Lauer liegend, herausgebracht, welche lichtſcheuen Intereſſen Eresba's Thun und Treiben bewegten. Seine Schlauheit gab ihm die richtigen Mittel und Wege an die Hand, dem Grafen nah zu kommen. Er ſprach ſich nämlich in Geſellſchaft von Edelleuten, welche Krongüter in Verſatz hatten, ſehr zu ihrem Vortheil aus, ließ hie und da ein Wort fallen, daß die Herrn noch ganz andere Rechte in Händen hätten, die ſie aber natürlich aus Unkenntniß nicht für ihre Sache gebrauchen könnten, daß der ganze Handel mit einem Schlage beendigt ſein müſſe, wenn der rechte Mann dazu käme, daß er nicht Güter in Beſitz haben wolle, ohne ſein Eigenthumsrecht ſonnenklar darzuthun; denn er habe nicht vergebens das römiſche und deutſche Recht auf der Prager Hochſchule gründlich ſtudirt, und was dergleichen Worte mehr waren, die alle als guter Saame auf ein fruchtbares friſchgeackertes Feld fielen. Eresba ſuchte endlich den ſchlauen Potuſchka ſelbſt und allein auf, um ſich über jene Andeutungen eine nähere Erklärung auszubitten, und von dieſem Augenblick an hatte Potuſchka gewonnen Spiel.

So lange der König Wenzel im Rauſche roher Vergnügungen hintaumelte, war an eine ernſtliche Maßregel hinſichtlich der Kronengüter nicht zu denken. Nun aber plötzlich durch die gewaltige Fauſt des Schickſals ſelbſt aus dieſem Taumel geriſſen, war Wenzel verwandelt. Man ſah ihn nicht nur nicht mehr in tollen Zechgelagen ſich berauſchen, man hörte ihn keine unziemliche Scherze mehr treiben, ſondern er bekümmerte ſich auch angelegentlichſt um die Geſchäfte der Regierung, und von jetzt an beginnt die freilich nur kurze Zeit, wo er als ein exemplariſcher König das Gute und Rechte in ſeinen Ländern nicht nur wollte, ſondern auch vollbrachte. Aber um auch etwas Tüchtiges vollbringen und zwar mit dem rechten Nachdruck vollbringen zu können, bedurfte er Geld, und gerade jetzt trat ihm der Mangel deſſelben furchtbar drückend und hemmend entgegen. Eine Reiſe nach Nürnberg war ihm höchſtes Bedürfniß; ſein Herz drängte ihn dahin, die Königspflicht rief ihn dahin. Der Heidelberger Landfriede war nämlich 1387 abgelaufen, Wenzel wollte ihn nicht ſowohl erneuern, als vielmehr einen allgemeinen dauerhaften für das ganze deutſche Reich gültigen Landfrieden errichten, dem alle Länder, Fürſten und Städte in Deutſchland beitreten ſollten. Denn ſeit Wenzel Deutſchland nicht geſehen hatte — es war nun zwei und ein halbes Jahr geweſen — hatten Unordnung und Anarchie dort auf eine furchtbare Weiſe überhand genommen; keine Straße war mehr ſicher, und oft half bewaffnete Begleitung nichts, denn die Raubgeſellen und Ritter vom Stegreif zogen in Schaaren im Land umher. Ein neuer Adelsbund, der Faym genannt, hatte ſich in Franken und Schwaben gegen die Städte gebildet und dieſe hatten gar manche ſpießbürgerliche Albernheit und Anmaßung begangen. Die

Gegenwart des Königs und die kräftigſten Maßregeln deſſelben gegen das furchtbare Unweſen hatte, noch niemals ſo Noth gethan als jetzt, und wirklich war Wenzel entſchloſſen, mit Anfang des Februar Prag zu verlaſſen und ſich nach Deutſchland zu begeben. Aber er hatte kein Reiſegeld, und ſo fielen ihm denn ſeine ſchönen Kronengüter wieder ſchwer auf's Herz. Doch er gedachte die Sache in Güte zu vermitteln und war mit dem Herzog Johann und ſeinem Hofmeiſter Heinrich von Duba beſchäftigt, den beſten und gelindeſten Weg ausfindig zu machen, um zum Beſitz einer großen Summe von den Inhabern der Kronengüter zu gelangen, als man erfuhr, daß der reiche Graf Cresda ſeine einzige Tochter dem Grafen Aleſch Potuſchka vermählen und eine ſehr glänzende Hochzeit ausrichten wolle. Durch dieſen Umſtand wurde des Königs ganze Aufmerkſamkeit auf den Grafen Cresda gelenkt, welcher, da er faſt nie bei Hof und in der Nähe des Königs erſchien, bisher, ausgenommen bei dem Vorfall mit Hinko, von ihm unbeachtet geblieben war. Man erinnerte ſich bei dieſer Gelegenheit, daß Cresda einer der reichſten und geizigſten von allen Kammergüterinhabern ſei, daß er keinen Sohn und nur eine Tochter habe, daß der Graf Potuſchka, aus einer nicht ehrenvollen Familie und ſelbſt ſehr anrüchig, der Erbe dieſer Güter werden ſolle, daß Cresda ſogar widerrechtlich derſelben noch angekauft, und was dergleichen Dinge mehr waren, die den König bewogen, bei Cresda anzuklopfen und anzufragen, ob er nicht Luſt habe, ein Dritttheil des dem edlen Schwiegerſohne zugedachten Reichthums in des Königs Schatz niederzulegen.

So geſchah es denn, daß Cresba zwei Tage vor der Hochzeit der Gräfin Rothkirch mit dem Hofmarſchalk Czuch zu dem König auf den Wiſchehrad beſchieden wurde. Er kehrte ſehr verſtimmt und übelgelaunt in ſeine Wohnung zurück, und es konnte ihn nicht einmal erheitern, daß während ſeiner Abweſenheit Gäſte in ſeinem Hauſe angekommen waren, ja gerade die Gegenwart derſelben ſchienen ſeinen Unmuth um ein Bedeutendes zu vermehren, obgleich er deſſen ſich nicht austhat. Dieſe Gäſte waren keine andern als die Schweſter des Bräutigams, die Gräfin Agnes Potuſchka, nebſt ihrem Gemahl, Wenzel Muffel, der ſich aber in den Edlen Wenzel von Happerswyl verwandelt hatte. Ohne es zu ahnen, hatte er durch dieſen Namen in der alten Gräfin eine höchſt traurige Stimmung hervorgebracht. Zwiſchen Beiden war zwar klar geworden, daß der alte Niklas Muffel ein Bruder der Gräfin war, aber im Gemüth der Letztern war über dieſe Entdeckung keine ſonderliche Freude aufgegangen; vielmehr hatte ſie ſich davon gemacht, um ſich auf ihrer Kammer einem ſchweren Kummer zu überlaſſen und einen heftig aufgeregten alten Schmerz mit ihren Thränen zu bethauen und zu lindern. Die Braut aber hatte ſich vor den Gäſten noch gar nicht ſehen laſſen, und nach einer nicht ſonderlich ergötzlichen Bemerkung des Grafen Potuſchka hatte das neu angekommene Ehepaar auch keine Luſt, Hermenegildens Bekanntſchaft zu machen. Die befreundeten und verwandten Herzen theilten ſich vielmehr ihre Schickſale mit und Potuſchka erfuhr zu ſeiner Freude, daß ſein Schwager Wenzel ſein Hab und Gut in Franken veräußert und mit Geld belaſtet nach Prag gekommen war, um in der lebendigen

Königsſtadt als der Edle von Happerswyl zu leben und zu ſterben, was ihm in Nürnberg niemals gelungen ſein würde; denn dort wär' er ja ſtets Wenzel Muffel geblieben. Die Schwäger gelobten ſich einander ewige Freundſchaft und gegenſeitigen Beiſtand in allen Nöthen, und die glückliche Agnes, deren Ziel nun endlich erreicht war, ihr Licht in ihrer Vaterſtadt leuchten laſſen zu können, verſiegelte dies Bündniß vergnügt mit einem ſchweſterlichen und einem ehelichen Kuß. Zu dieſer fröhlichen Unterhaltung brachte der alte Cresda ſeinen friſchen tiefen Groll. Der Schwiegerſohn ſtellte die Gäſte als doppelte Verwandte vor, der Graf that, als ob er ſich darüber freue; doch ſchien auch ihm der Name Happerswyl wie ein giftiges Kraut ſtark in die Naſe zu beißen. Wenzel hätte gar zu gern etwas von ſeines Vaters frühern Lebensverhältniſſen erfahren, um deſto auffallender mußte es ihm ſein, daß weder früher die Gräfin, noch jetzt der Graf ſeiner erwähnt und nur gefragt hatten, ob er noch lebe, und wie er ſich befinde. Ob wenig nun auch Wenzel auf ſolche Frage der Wahrheit gemäß hätte etwas Erfreuliches beantworten können, ſo ärgerte ihn dieſe Gleichgültigkeit unter Blutsverwandten — zumal es ihm auf eine Lüge nicht angekommen wäre — ein wenig doch gelang es Potuſchka, nachdem ſich Cresda ebenfalls entfernt hatte, die aufwallende Empfindlichkeit der brüderlichen Seele zu beſchwichtigen. Potuſchka erklärte dem neuen Ritter, daß, ſo viel er habe erforſchen können, einmal in der Familie Happerswyl ein ſchlimmer Handel vorgefallen ſein müſſe, von welchem man hier im Hauſe nicht gern rede, und ebenſo wenig der betheiligten Perſonen gedenke, daß aber Wenzels Vater, der alte Herr Niklas Muffel, eine ſolche geweſen ſei, erleide nicht den mindeſten Zweifel. Uebrigens verſicherte der Graf, daß er in Eresba's Hauſe auch ein Wort zu reden habe und forderte Wenzeln auf, ſich allein auf ihn zu ſtützen, und ſich um die Andern gar nicht zu kümmern. Und ſo geſchah es denn auch. Die, trotz der Winterkälte, in Luſt und Wonne aufglühende Gemahlin des Edlen von Happerswyl verſchaffte ſich ſchon am folgenden Tage eine ihrem zu machenden Aufwande angemeſſene Wohnung, richtete ſich prächtig ein und verſetzte ihren Eheherrn durch ihren Geſchmack und die Umſicht, mit welcher ſie ihre Angelegenheiten betrieb, in das höchſte Entzücken. Potuſchka beſorgte die ſtädtiſchen Erforderniſſe ſeines Schwagers, und ſchon nach einigen Tagen war der ehemalige Wenzel Muffel als Edler von Happerswyl in der Königsſtadt eingebürgert und freute ſich wie ein Kind, ſich nun zum hohen Adel rechnen zu dürfen und fernerhin zu den Herrn zu gehören, die ihn früher doch eigentlich nur geduldet hatten. Zwei Dinge waren vor der Hand das Ziel aller ſeiner Wünſche, und nach beiden ſtrebte ſeine Gemahlin eben ſo heiß, obgleich ſie ihrerſeits noch andre geheime Wünſche daneben hatte. Das erſte dieſer beiden war die königliche Beſtätigung ſeines Adels, und der Ritterſchlag von der Hand des Königs, welches übrigens keine Schwierigkeiten machte, ſobald eine verhältnißmäßige Summe an den Rentmeiſter des Königs gezahlt wurde, und Wenzel Muffel hätte gerne das Dreifache gegeben, um nur Ritter von Happerswyl zu heißen. Der zweite und bedeutendſte Gegenſtand ſeiner Wünſche war eine Hofſtelle, oder überhaupt nur erſt die Hoffähigkeit. Es war ihm ſehr verdrüßlich, zu erfahren, daß der Einfluß des Schwagers Potuſchka auf den König und den Hof nicht mehr derſelbe ſei, als wie er es nach deſſen Verſicherungen auf Wenzels Hochzeit in Nürnberg früher geweſen war; denn durch Potuſchka, den er, deſſen Aeußerungen zu Folge, für einen der erſten und bedeutendſten vom Adel in Prag gehalten, hatte er Alles durchzuſetzen und zu erlangen ſich geſchmeichelt.

Der alte Graf Cresda hatte ſeinen Doppelverwandten einen kurzen und ſteifen Beſuch gemacht, die Gräfinnen Mutter und Tochter zeigten ſich aber nicht, ſondern ließen die Verwandten auf einen beſtimmten Tag einladen, ſich wegen körperlichen Unwohlſeins entſchuldigend; deſto fleißiger war Potuſchka bei Wenzel und führte ihm ſeine Bekannten zu, ſo daß der in Prag noch Unbewanderte nicht in Gefahr kam, ſich zu langweilen. Ein guter Weinkeller ward angeſchafft, die Würfel kamen nicht vom Tiſche; die Gräfin ſuchte alte Bekanntſchaften auf, wußte ſich frühern Liebhabern auf eine ihr ſehr vortheilhafte Weiſe wieder bemerkbar zu machen, ſtellte ihren Gemahl vor und ſorgte emſig, ſich und ihm die traurige Winterzeit angenehm zu vertreiben.

Ganz Prag ſprach in dieſen Tagen von der Hochzeit der ſchönen natürlichen Schweſter des Königs, der deutſchen Gräfin Rothkirch, und hie und da erzählte das Gerücht, ſie ſei in Nürnberg auferzogen worden. Natürlich fragte man den Edlen von Happerswyl, den ja das Gerücht auch einen Nürnberger nannte, obgleich er ſelbſt ſich nicht dafür ausgab, und es nur auf dringende Fragen, denen nicht auszuweichen war, eingeſtand, ob er die Gräfin nicht kenne, aber dieſer ſchwur Stein und Bein, an der Geſchichte, ſobald ſie in Nürnberg vorgefallen ſein ſolle, wäre kein wahres Wort, und bat all' ſeine neuen Freunde nachdrücklich, ihn mit dergleichen Alfanzereien zu verſchonen. Der gute Edle liebte es überhaupt nicht, von Nürnberg zu ſprechen, aus Furcht, über ſeine Herkunft irgend eine Erklärung geben zu müſſen, ſodann aber ahnete er auch nicht entfernt, wer dieſe Gräfin ſei. Er hatte zwar in Nürnberg ebenfalls ein Gerücht vernommen, daß Elſe Stengel von einem vornehmen Herrn als Ehewirthin von dannen geführt ſei, aber ſein Uebermuth hatte ihn das Ganze für ein Mährchen halten laſſen, erdichtet, um ihn ein wenig zu ärgern. Seine Nürnberger Angelegenheiten und die Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin hatten ſeine Zeit und Thätigkeit ſeit ſeiner Verheirathung ſo in Anſpruch genommen, daß er ſich um Elſe Stengels Loos, deren Erwähnung er ohnedies ſo viel als möglich vermied, gar nicht bekümmern konnte.

Der Tag der Vermählung war gekommen. Der Hof begab ſich in die Schloßkirche, eine große Menſchenmenge erfüllte das Gotteshaus, ſo daß kein Platz mehr zu finden war. Der Edle von Happerswyl hatte ſich mit ſeinem Schwager und ſeiner Gemahlin ebenfalls dahin begeben, um die vielbeſprochene Gräfin, welche durchaus von Nürnberg ſein ſollte, genau kennen zu lernen. Aus dieſem Grunde hatte ſich das verwandte Kleeblatt ſo weit als möglich vorgedrängt, wo die königlichen Wachen den Platz für das Hofperſonal bewahrten. Wenzel und ſeine Frau ſtanden dicht vornan, ſo daß das Brautpaar an ihnen vorüber mußte. Ein lauter Ruf des

Volks verkündete die Ankunft der Erwarteten. Unter einem purpurnen mit Gold geſtickten Wappen und köſtlichen Reiherfedern verzierten Baldachin führte der König im Hermelin mit der Krone auf dem Haupte die Braut. Sie trug ein weißſeidenes glänzendes Unterkleid, unten herum mit purpurrothen Sammtbauſchen und goldenen Eichenblättern beſetzt, darüber ein dunkelblaues ſammtnes Ueberkleid mit güldenen Sternen geſtickt. Der Buſen ruhte in einer aus Edelſteinen zuſammengeſetzten Sonne, den weißen hohen Hals umſchlang ein koſtbarer Kragen von Kanten, und darüber her hing eine ſchwere güldne Kette. Auf den braunen Locken ſaß ein rothes Barettlein, von welchem weiße Federn herabwallten. Die Arme umfingen Spangen vom edelſten Metall mit Steinen beſetzt, dergleichen Ringe trug ſie an jedem Finger und an jeder Zehe. Die Schuhe waren eine Art Sandalen, und das feine Gewebe der Strümpfe war vorn durchbrochen, ſo daß die mit Ringen geſchmückten Zehen durchblickten. Auf den König und Elſen folgte der Bräutigam, vom Herzog Johann geführt. Hinterher zogen die oberſten Hofherrn, weltlichen und geiſtlichen Standes. Das Volk im Schiff wich ehrerbietig zurück, ſo weit es ſich thun ließ; der Edle von Happerswyl blieb aber wie in den Boden gewurzelt ſtehen; denn ſchon hatte er in der reich geſchmückten Braut Elſen Stengel erkannt. Die Seele trat ihm in die Augen, er zitterte heftig, die Kniee drohten ihm zuſammenzubrechen. In dem Augenblick rauſchte Elſe heran; ihr Auge fiel auf ihn, und mit dem ganzen vernichtenden Stolze ihres majeſtätiſchen Weſens ſah ſie noch einmal auf ihn herab und wollte vorüber gehen. Wenzel war vernichtet, und ſich und all ſeine Umgebung vergeſſend, rief er: „Elſe, o Elſe! Du biſt's! Wer hätte das gedacht!"

„Was will der Kohljunker?" ſchnaubte der König. — „Befreit mich von dem Läſtigen," ſagte die Braut in einem befehlenden Tone. Der König winkte und zehn Fäuſte zugleich ſtießen den beſtürzten Nürnberger Stadtſchultheißenſohn in die Menge zurück. Dort empfing ihn ſeine Gemahlin, wüthend über die ihm widerfahrene Demüthigung, und überhäufte ihn mit heftigen Vorwürfen über ſein unbeſonnenes vorwitziges Betragen. „Und war's denn nicht Elſe Stengel von Nürnberg?" fragte der Edle, nachdem ſie vollendet hatte, anſcheinend geduldig und wie aus einem Traum erwachend.

„Freilich iſt's die Dirne, die ich in dem Bierſchank vor dem Laufferthore fand, als ich Dich kennen lernte, die Geſellſchafterin der dicken Wirthin, und Deine ehemalige Geliebte."

„Sie wär' es wirklich? Dieſe Gräfin, des Königs Schweſter, wäre jene Elſe Stengel? Noch kann ich es nicht glauben."

„Glaubt's immerhin, Herr Muffel, weil's ſo wahr iſt, als wir Beide geborne Nürnberger," ſagte eine männliche Stimme dem von Happerswyl in's Ohr, und als er ſich verwundert umwandte, ſah er einen adlig gekleideten Mann vor ſich ſtehen, deſſen Züge ihm ſehr bekannt ſchienen, auf deſſen Namen er ſich aber ebenſo wenig gleich beſinnen konnte, als auf ein früheres Zuſammentreffen mit ihm „Wer ſeid Ihr?" fragte Wenzel ärgerlich, ſich bei einem Namen genannt zu hören, den er verabſcheute. — „Ei!" verſetzte der Andere und warf den Kopf ſtolz in die Höhe und den Mund ſpöttiſch auf,

„die Nürnberger pflegen ſonſt einander nicht zu vergeſſen. Eure Freunde, der Ritter von Hätenbach und der Junker von Stürzenbach, würden mich beſſer erkennen, obgleich ſie keine geborne Nürnberger ſind, wie ich. Erinnert Euch nur, daß ich während des großen Gewitters auch in der güldenen Laus bei Frau Schlehen war, als Ihr dort mit Eurer Gemahlin und jener Königstochter zuſammentraft.“ — „Beim heiligen Sebald! Ihr ſeid der Zirkelſchmied, der Elſen im größten Regen nach der Stadt begleitete. Sagte man nicht, Ihr würdet ſie heirathen? Ich bitt' Euch drum, gebt mir Aufſchluß über dieſe Räthſel.“ — „Daß nicht ich, ſondern ein Anderer die Elſe bekommen hat, ſeht Ihr. Ich war ihr gut, ſchon um deswillen, weil Ihr ſie verſtoßen hattet. Nun denk' ich, nähmt Ihr ſie eben ſo gern als ich, ja vielleicht noch lieber; denn was ſollte ich eigentlich mit einer Königstochter?“

„Alſo iſt ſie wirklich die Schweſter des Königs?“

„Wer kann's behaupten? Wer beſtreiten? Seht, wenn ich nicht gewiß wüßte, ich ſei ſonſt der Zirkelſchmied Görg Bärenklau und Ihr der Junker Wenzel Muffel geweſen, ſo würde ich ſagen, dieſe Gräſin dort iſt nicht Elſe Stengel geweſen. Als ſie im vorigen Jahr nach Prag abgeholt worden war, erzählte mir ihre Mutter, Frau Martha Stengel, Elſe ſei gen Prag gefahren, um den Silberdiener des Königs zu ehelichen. Nun ſagt ſelbſt, iſt der Mann, welchen der Herzog Johann von Görlitz führt, der Silberdiener, oder iſt das hohe Weib, welches der König jetzt zum Hochaltar geleitet, des Schuſters Stengel Tochter von Nürnberg?“

„Ich ſehe, ich bin bei Euch ſo gut verrathen und verkauft, wie bei dieſer. Denn welch Gewand tragt Ihr, da Ihr doch ein Zirkelſchmied von Nürnberg ſeid.“

„Ei ſeht, ſo gut, wie aus dem Sohne des erſten Bürgers ein vornehmer Edelmann werden kann, ſo kann ja wohl aus dem Sohne eines gewöhnlichen Bürgers ein fahrender Geſell werden. Mein Leben gefiel mir nicht mehr, ſo wenig, wie Euch das Eure. Ich denke, uns Beide hat ein Zweck nach Prag geführt, wir wollten auf Elſens Hochzeit uns zu Gaſte laden; und gewiſſermaßen haben wir dazu auch ein Recht; denn Ihr hattet ihr die Ehe verſprochen und ich auch; Euch wollte ſie haben, und Ihr mochtet ſie nicht; ich wollte ſie und ſie mich freien, da mochte mich die Mutter nicht. Alſo kommt, laßt uns ihr Glück wünſchen, wie die feinen Hofherrn eben auch thun; denn die Trauung iſt vorüber.“ Wenzel Muffel wandte ſich unmuthig und erbittert von dem Zirkelſchmied, der offenbar ſeinen Spott mit ihm trieb, und blickte durch das Gewühl nach der Hauptſcene hin. Der Erzbiſchof in ſeinem überreichen prächtigen Ornat trat eben zurück, der König küßte die Braut auf Stirn und Augen, der Herzog, die Markgrafen von Mähren, Geſchwiſterkindsvettern des Königs und ſeiner Geſchwiſter, folgten, ihnen ſämmtliche Hofherrn, hierauf wurde der Rückzug unter fröhlicher Muſik angetreten. Der Edle von Hopperswyl wagte kaum zu athmen. Sein Auge ſtarrte wie ein feuriger Kometenſchweif nach einer Richtung hin, nach der hohen weiblichen Geſtalt, welche, den König weit überragend, ſelbſt wie eine Amazonen-Königin unter dem königlichen Baldachin einherſchritt. Als ſie an die Stelle kam, wo ſie vorhin Wenzel Muffeln erblickt hatte, ließ ſie ihr Auge durch die Menge gleiten, um ihn zu ſuchen. Und es fand den verſteinerten Mann und ſtrebte, ihn abermals mit abſtoßender Kälte, höhnender Verachtung und niederdrückendem Stolz zu zermalmen. Recht abſichtlich ließ ſie die Blicke lange auf ihm verweilen, ja ſie drehte ſich noch nach ihm hin, als ſie der König von dannen zog. „Sie iſt's!“ ſagte Wenzel kleinlaut vor ſich hin. „Kein Zweifel waltet mehr. Hab' ich dieſen trotzigen Mund nicht genug geküßt, hab' ich mit dieſen Locken nicht oft genug geſpielt, haben dieſe Augen mich nicht oft mit ſüßen Blicken entzückt, wie ſie mich jetzt mit böſen erſchreckt haben? Sollt' ich ſie nicht kennen? Aber wach' ich oder träum' ich denn? Elſe Stengel des Königs Schweſter?!“ — „Was gäbt Ihr wohl drum,“ flüſterte ihm jetzt der Zirkelſchmied wieder zu, „wenn Ihr an jenem Tage in Frau Schlehens Schank höflicher gegen Elſen geweſen wärt? Ihr gingt jetzt ſicherlich an der Stelle des glücklichen Hofmarſchalks. Wer vorher wüßt', wie die Ding gerathen, der befliß ſich oft andrer Thaten.“ — „Habt Ihr auch ſchon vernommen, daß Elſe von ihrem königlichen Bruder mehre ſchöne Herrſchaften hat geſchenkt erhalten?“ — Der Edle von Happerswyl kehrte dem boshaften Schwätzer den Rücken, und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn, wo des Zirkelſchmieds Worte einen tollen Aufruhr angerichtet hatten, dann faßte er ſeine Gemahlin, die ſich unterdeſſen mit einem naheſtehenden jungen Edelmann zärtlich unterhalten hatte, und mit dem verzweifelten Ausrufe: „So mir Gott helfe! Die Braut iſt Elſe und ich bin verloren!“ zog er ſie in der davon ſtrömenden Menge aus der Kirche. Bald hatte er ſeinen Schwager aufgefunden und klagte ihm das erfahrene Herzeleid, für welches dieſer inzwiſchen nichts weiter als ein höhnendes Lachen und einige ſehr kühle Troſtworte hatte. Wenzel vergrub ſich in ſein Haus und überließ ſich mehre Tage der in ihm tobenden Verzweiflung. Dabei verfehlte ſeine, ſonſt nicht allzulebhafte Phantaſie gerade in dieſen fürchterlichen Stunden nicht, um ſeine Qual bis auf den gräßlichſten Punkt zu ſteigern, ihm mit glühenden Farben vorzumalen, wie er, wenn er Elſen treu geblieben wäre, jetzt einer der erſten Hofleute, ja die rechte Hand des Königs ſei und den vornehmſten und reichſten Adligen beigezählt werde, welche Genüſſe ihm in der Nähe des Throns und in den Armen der ſchönen Elſe erblühen würden, die er vergeblich jetzt in ſeiner Niedrigkeit und bei der gegen ihn ſo kalten Agnes ſuche. Glanz und Schimmer, Ehre, Würde, Reichthum, und alles Herrliche, wonach ſein toller Sinn in den wildeſten Jugendträumen geſchmachtet, hatte ihm ſo nahe gelegen, er hätte nur die Hand danach auszuſtrecken gebraucht, um es ſtets zu beſitzen; ſtatt deſſen hatte er das goldene Glück von ſich geſtoßen, um nach einem Scheinglück zu greifen. Oft raſete er wild auf und ſprach fürchterliche Worte, und nicht wie ſonſt vermochte Agnes mit ſanftem ſchmeichleriſchem Gekoſe den Sturm zu beſchwören; denn ſie war es ja gerade, der er ſein Unglück ſchuld gab. Die Nichtswürdigkeit ſucht die Quelle ihres verkehrten Thuns und Treibens und der daraus entſpringenden unangenehmen Verhältniſſe ſtets in Andern, nie in ſich ſelbſt; und ſo machte ſich Wenzel jetzt weiß, wenn die Gräfin Potuſchka ihn nicht umſtrickt hätte, würde er Elſen entweder nie untreu geworden, oder doch bald wieder zu ihr zurückgekehrt und all des Glücks durch ſie theilhaftig geworden ſein, welches, der Erfahrung gemäß, mit ihrem Beſitze verbunden war. Aus dieſen Schlüſſen ſog der Selbſtquäler einen Haß gegen ſeine Gemahlin, welche denſelben wenigſtens nicht von dieſer Seite verdient hatte. Mit ſeiner mürriſchen Bitterkeit gegen ſie hielt ihre unbekümmerte Gleichgültigkeit gegen ihn gleichen Schritt im Wachsthum, und während er ſich zu Hauſe einſchloß, um ſein Schickſal zu verfluchen, trieb ſie ſich mit ihrem Bruder unter luſtiger Geſellſchaft herum, denn ſchon war die liebe Faſtnachtszeit vor der Thüre, und überall bereitete man ſich mit Luſt und Scherz auf Feſt und Gaſterei, fröhlichen Mummenſchanz und ſchalkhafte Narrebei vor. Die Gräſin Potuſchka lebte im Vorgeſchmack des herrlichen Faſching ſchon wie ein Fiſch wieder auf, der im ſeichten Dümpfel dem Verſchmachten nahe geweſen, und nun in die reine Fluth kommt und bald das hohe ſtrömende Waſſer zu erreichen gedenkt. Ihres menſchenfeindlichen Gemahls gedachte ſie gar nicht, ſondern verpraßte ſein Geld und wählte ihn in Geſellſchaft ihrer begünſtigten Anbeter zur Zielſcheibe ihres Witzes.

Schnell war die Zeit herangerückt, wo der Graf Potuſchka mit Hermenegilden Gräſin Cresda verbunden werden ſollte. Mutter und Tochter vermochten es nicht länger hinauszuſchieben; denn nach Faſtnacht erlaubt die Kirche nicht eher bis auf's Oſterfeſt wieder eine eheliche Verbindung. Der Graf Cresda hatte aber nach ſeinem Beſuch beim König, von deſſen Reſultaten nur Potuſchka erfahren hatte, mehr als je auf die baldige Ausrichtung der Hochzeit gedrungen. Erſt hatte Hermenegilde mit ſtillem Vertrauen auf Hinko's Hülfe gehofft. Und wenn ſie auch bei dem Gedanken ſchauderte, daß er der Diener und Gehülfe des Blutrichters war, ſo verſchwanden doch in den Stunden heiliger Sehnſucht und Liebe all' die gräulichen Fratzen und Schreckbilder, womit das Leben ſie ſonſt ängſtigte und marterte, und ſie ſah nur den im Roſenlicht ihrer Liebe verklärten ſchwärmeriſchen Jüngling und hoffte und vertraute auf ihn. Aber die Tage wurden trüber und trüber; jener Schimmer, dem purpurnen Abendroth vergleichbar, verglühte immer mehr, und ſtatt ſeiner zog Nacht und Trübſal in ihr Herz. Durch ihre Kammerfrau hatte ſie ſich ſtets nach Hinko's Schickſal erkundigen laſſen und zuletzt erfahren, wie er als einer der geſchickteſten Schauſpieler auf der Hochzeit der Gräſin Rothkirch den ungetheilteſten Beifall errungen habe und dabei ſehr vergnügt geweſen ſei. Dieſe Nachricht nahm Hermenegilden den letzten Hoffnungsſchimmer; ſie wähnte den Jüngling treulos, den ſie mit ihrer Liebe beglückt, der ihr Eide ewiger Treue geſchworen hatte. Der letzte Stern des irdiſchen Himmels ging unter, die letzte Blume ſenkte verwelkend das Haupt. Nun war's Nacht und Winter um ſie. Ihr ſollten die Blumen des Himmels als leuchtende Sonnen aufgehen und mit dem ewigen Lichte der ewige Frühling kommen.

Der Tag war da; geduldig ging das Opfer zur Schlachtbank. Keine Klage entſchlüpfte Hermenegildens Munde. Sie glich einer geknickten weißen Lilie, welche dem Verwelken entgegen ſchmachtet. Es war eine traurige Hochzeit. Nach dem ſtrengen Willen des Grafen Cresda war deſſen früherer Plan, ein großes Feſt auszurichten, abgeändert worden, und Alles ging ſo ſtill als möglich zu; kein Schmaus ward veranſtaltet, kein Gaſt gebeten, ja, um jedwedes Aufſehen zu vermeiden, ließ der Graf die ganze Familie mit dem Edlen von Happerswyl und deſſen Gemahlin, die allein der Feierlichkeit beigewohnt hatten, in das Sommerhaus nach dem Schmichow hinaus bringen, um hier den Tag über ungeſtört zu verweilen. Den folgenden Tag wollte der alte Graf mit dem neuvermählten Paare auf eins ſeiner weitentfernten Schlöſſer reiſen. Dieſe Reiſe war ſehr geheim veranſtaltet worden, und Hermenegilde erfuhr erſt davon, als ſie im Gartenhauſe angelangt waren. Der alte Graf hatte unbewußt und in ſeiner Rohheit nichts ahnend noch einmal den wildeſten Erdenſchmerz in ihre Seele zurückgerufen, daß er ſie gerade an den Schauplatz ihrer Liebesſeligkeit geführt hatte. Und welch bedeutungsvolles Bild ihres Lebens bot er ihr! Damals, als ſie an Henrico's Arm im ſtillen Mondſchein lauwarmer Sommernächte jene Gartengänge durchwallt, in jenen Lauben an ſeiner Bruſt gelegen, von ſeinem Munde glühende Küſſe getrunken, da hatten alle Blumen und Blüthen in ſchönſter Fülle geprangt, da hatten duftgeſchwängerte Luftwellen ihre Stirn gebadet; jetzt an des verhaßten Grafen Seite ſtarrte ſie in die Oede des Gartens hinab, Schnee deckte Blumen, Beete und Gänge, Schnee hing auf den blätterloſen Bäumen und Geſträuchen, und eine eiſige Kälte wehte ſie von dort an. Stille Schwermuth breitete die dunklen Fittige über die Braut, und an der Mutterbruſt, wo allein noch eine kleine Schmerzenslinderung zu hoffen war, floß manche Thräne über Hermenegildens bleiche Wange.

Die Vorſicht, welche der Graf Cresda hinſichtlich der Hochzeit angewendet hatte, mochte ihre guten Gründe haben, des ungeachtet half ſie ihm nichts; denn ſchon um die dritte Stunde des Nachmittags erſchien ein königlicher Herold auf dem Schmichow und brachte den Befehl, daß der Graf Cresda ſogleich vor dem König auf dem Wiſchehrad erſcheinen ſolle.

„Jetzt gilt's!" ſagte Cresda mit einem bedeutungsvollen Blick auf Potuſchka, und erhob ſich ſehr bewegt, um dem erhaltenen Befehl ſofort Folge zu leiſten. Ehe der Alte das Haus verließ, hatte Potuſchka noch eine kurze aber geheime Unterredung mit ihm. Als er fort war, hielt eine lange beängſtigende Stille die Hochzeiter gefangen. Potuſchka fühlte ſich unbehaglich und ſchien auf die Zurückkunft ſeines Schwiegervaters ſehr geſpannt; Happerswyl gedachte ſeines dahingeſchwundenen Glückes und der Rache der beleid'gten Elſe, vor welcher er ſchon im voraus zitterte; Agnes war mit Einrichtungen, Schwänken und Minneabenteuern für den Carneval beſchäftigt und verwünſchte, nachdem ſie einigemal ihren Witz flott zu machen verſucht hatte, die langweiligſte aller Hochzeiten. Die alte Gräfin Cresda verſtummte in namenloſer Angſt, die faſt immer, oft mehr oft minder drückend, heute aber ſie faſt zermalmend, wie eine gewaltige Felſenlaſt auf ihrer Seele lag, und doch beherrſchte ſie ſich ſo weit, daß ſie der weinenden Tochter Troſtesworte zuflüſterte; aber es war auch nur leerer Schall, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen bringend, und Hermenegilde erlag ihrem Leid. Mühſam ſchlang ſich durch dieſe Einförmigkeit der dünne Faden einer dürftigen gehaltloſen Unterhaltung zwiſchen Potuſchka und Happerswyl.

Der Abend war herangekommen und der alte Graf noch nicht zurückgekehrt. Da drangen plötzlich die ſtarken Klänge einer Laute vom Garten her an die Ohren der Einſilbigen und erregten ihre Aufmerkſamkeit. Hermenegilde fuhr, als ſie ſtarr lauſchend die erſten Accorde vernommen, freudig überraſcht vom Buſen der Mutter auf; das erloſchene Feuer ihrer Augen ſtrahlte wieder; ihr Geſicht glänzte wie verklärt, ihr Arm war aufgehoben, ihr Finger deutete nach dem Garten hin. Und immer lauter und immer lockender klang die wohlbekannte Weiſe. Nun ertönte der Geſang einer ſchönen männlichen Stimme. Die Hochzeiter eilten an die in den Garten führenden Fenſter. Aber faſt zu gleicher Zeit entfuhr ihnen ein heftiger Laut des größten Staunens; denn was ſie erblickten, war ſo höchſt wunderbar und außerordentlich, daß ſie ſämmtlich von einem phantaſtiſchen Traume bei offenen Augen befangen zu ſein wähnten und ſich gegenſeitig fragten, ob ſie alle daſſelbe mit ihren Augen gewahrten. Nur Hermenegilde ſtieß einen ſchmerzlichen Schrei aus und die alte Gräfin accompagnirte denſelben mit heftigem verzweifelten Weinen und Schluchzen. Der Garten draußen hatte nämlich ſein winterliches Kleid abgelegt und prangte in höchſter ſommerlicher Ueppigkeit; über die Gänge wölbte ſich der dichtlaubige Strauch, die Blätterkronen der Bäume neigten ſich im ſanften Abendwindzug; in ihren Zweigen wiegten ſich zur Ruhe eilende Vögel und eine Nachtigall ſang aus der Laube, worin Hermenegilde die Seligkeit der

Liebe genoſſen, ihr ſüß-ſchwermüthiges Klagelied; auf den Beeten lebte die ganze holde Blumenwelt, und Tulpen und Lilien reichten ihre Kelche dem Kuſſe des Abends entgegen. Ueber der ganzen Partie ſchwebte ein zauberiſches Mondlicht, welches alle Gegenſtände wunderbar ſtark beleuchtete. Warme Luftmaſſen ſtrömten, mit Blumendüften geſättigt, vom Garten her, und mit ihnen holde Lautenklänge aus der Laube und der lockende Geſang jener lieblichen, Hermenegilden gar wohl bekannten Stimme. Gleich darauf ſah man einen blondgelockten Jüngling in ſüdländiſcher ſeidener Tracht, die Laute im Arme aus der Laube um die Blumenbeete nach dem Hauſe, ſingend und ſpielend einherwandeln. Hermenegilde und ihre Mutter hatten den Freiknecht erkannt. Auch Potuſchka's Auge verkündete ihm bald, weſſen Geſtalt ſich dort zeige, und eine Beſtürzung, wie er ſie noch nie empfunden, krampfte ihm die Bruſt zuſammen und benahm ihm ſogar den Muth, dem neben ihm ſtehenden Happerswyl zuzuflüſtern, wer der wunderliche Geſelle ſei. So ſtanden Alle, von dem Zauber gebannt, und ihre Augen ſtarrten vor Furcht und Verwunderung aus ihren Höhlen heraus. Hinko aber kam bis unter die Fenſter und ſang ſein ſanftklagendes Abſchiedslied in den rührendſten Tönen Hermenegilden zu. Plötzlich ſtieß Happerswyl einen gräßlichen Entſetzenston aus, ſtreckte die Arme weit aus und wehrte mit den Händen ab, als müſſe er etwas ganz Furchtbares von ſich abhalten. Dabei verzerrte ſich ſein Geſicht zur ſcheußlichſten Fratze, ſein ſtruppiges Haar ſtieg zu Berge, ſein Mund war halb geöffnet, ſeine Augen glühten wie zwei feurige Sonnen auf den Sänger hinab. Endlich griff er in höchſter Angſt nach ſeiner Frau, zog ſie an ſich heran und kreiſchte ihr mit heiſerer Stimme in's Ohr: „Siehſt Du denn nicht, es iſt ja Marquarts Geiſt?“ — „Marquarts Geiſt!“ ſchrie Agnes auf. „Ja er iſt's! Jeſus, Maria und Joſeph!“ Und mit dieſem Schreckensſchrei fiel ſie ohnmächtig zu Boden. Alle Andern ſprangen ihr bei, man brachte ſie auf ein Ruhebett. Als Wenzel nach einigen Augenblicken ſeine furchtſamen Augen wieder hinab nach der Erſcheinung kehren mußte, war die Täuſchung verſchwunden; aber auf dem hohen Schnee des Gartens lag ein blutrother Schein. Hermenegilde ſtand am Fenſter und weinte. Auch jener Schein verloſch, Nacht deckte Alles. Da klopfte es an die Pforte des Hauſes, und bald darauf ſchritt der alte Graf bleich und abgeſpannt herein. Niemand ſprach ein Wort. Potuſchka las in Cresda's Mienen und entfernte ſich. Der Alte folgte bald und Beide fanden ſich in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes. „Ihr bringt nichts Gutes,“ ſagte Potuſchka, „oder Eure Blicke ſind Lügner.“ — „Sie reden wahr,“ verſetzte Jener, „ich habe einen harten Kampf mit dem König gehabt. Er verlangt nach wie vor hundert Goldgülden von mir, oder droht mir, ſämmtliche Güter hinwegnehmen zu laſſen. Dieſer Trotz des breitmauligen Weinſchlauchs iſt mir unerträglich. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wär' ich durch ſeine Lanzenknechte in's Gefängniß geworfen worden. Solche Gewaltthätigkeiten darf ſich ein Bube erlauben, den wir König nennen, heiliger Gott, ich weiß nicht warum.“

„Aber durch die Ausbrüche Eures Zorns erfahre ich noch immer nicht, wie weit Ihr mit dem König hinſichtlich des Geldes gekommen ſeid.“

„Nun ich wußte mir nicht anders zu helfen, als anzugeben, die Güter gehörten zum Mahlſchatz meiner Tochter und Ihr wäret mit dem heutigen Tage in den völligen und unumſchränkten Beſitz derſelben getreten. Dies ſei eine Bedingung des Eheverſprechens zwiſchen Euch und meiner Tochter geweſen.“

„Ihr habt daran wohlgethan,“ verſetzte Potuſchka nach einiger Zeit des Nachdenkens. Und ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt, ſich durch dieſe günſtige Gelegenheit in den wirklichen Beſitz des großen Vermögens ſeines Schwiegervaters zu ſetzen und dieſen zu überliſten. Deshalb ſetzte er anſcheinend gleichgültig hinzu; „Laßt mir aber morgen die Schenkungsacte auf dem Rathhauſe in der Altſtadt ausſtellen, damit ich mich nachher ausweiſen und mein Recht mit dem Buchſtaben beweiſen kann.“

„Ja, wenn wir die Güter morgen verkaufen könnten,“ ſagte Eresda, „ich gäbe ſie um ein Spottgeld hin, blos damit ich dieſem mir verhaßten König nicht zu willfahren brauchte.“

„Das wäre thöricht; ich will mein Recht ſchon gegen den König behaupten.“

„Aber wir würden baares Geld in die Hände bekommen. Wenn wir einen Theil verkauften, könnten wir den andern um deſto beſſer ſchützen.“

„Das ließe ſich eher hören. Mit Geld laſſen ſich alle Räthe des Königs gewinnen; ich kenne dieſe Wege. Aber wo iſt ein Käufer?“

„Will nicht Euer Schwager, der Edle von Happerswyl ſich in Böhmen ankaufen? Habt Ihr mir nicht ſelbſt geſagt, daß er aus dem Verkauf ſeines Eigenthums bedeutende Summen gelöſt und bei ſich hat?“

„Fürwahr es iſt ein guter Gedanke, den dummen Wenzel Muſſel mit in unſere Angelegenheit zu ziehen. Er hat viel Geld und läßt ſich von mir lenken, wohin ich ihn haben will. Er ſoll einige der Güter für ein hübſches Sümmchen kaufen. Alles Uebrige laßt mich beſorgen. Was hat Euch der König auf Euer Vorgeben erwiedert?“

„Er wurde wüthend und wäre beinah über mich hergefallen, dann ging er in ein anderes Zimmer und ließ mich über eine Stunde, von ſeinen Trabanten umgeben, warten. Erſt als es Abend geworden war, ließ er mir durch den Haushofmeiſter Duba ſagen, er werde meinen Starrſinn zu beugen wiſſen, wenn bis morgen Mittag nicht die verlangte Summe auf dem Wiſchehrad ſei. Nun durfte ich gehen.“

„Sobald er wieder ſchickt, werde ich an Eurer Statt vor ihn treten.“

Mit einem Schein von Ruhe kehrten ſie zu der traurigen Geſellſchaft zurück. Agnes hatte ſich wieder erholt, Wenzel zitterte noch an allen Gliedern, Hermenegilde hatte zu Bett gebracht werden müſſen. Man beſchloß, im Gartenhauſe zu übernachten, ſo wenig daſſelbe auch dazu eingerichtet war. Eine traurigere Hochzeit konnt' es nicht geben.

Am andern Morgen begann Potuſchka damit, den Schwager Wenzel zu ſeinen Zwecken zu bearbeiten. Dies hielt gar nicht ſchwer; denn der gute Edelmann war, ſeit er den

Geiſt ſeines Bruders Marquart geſehen zu haben wähnte, (und Potuſchka ließ ihn gern bei dieſem Wahn, ſo wenig er ſich auch ſelbſt die wunderbare Erſcheinung vom geſtrigen Abend erklären konnte) zum Kinde geworden. Der Handel wurde zwiſchen den beiden Schwägern abgeſchloſſen, dann verfügten ſich alle in die Stadtwohnung und die drei Männer auf das Rathhaus in der Altſtadt. Dort wurde das Schenkungsdokument und dann der Kaufbrief zwiſchen Potuſchka und Happerswyl ausgeſtellt.

Kaum nach Hauſe zurückgekehrt, wurden ſie wieder vom König beſchickt, mit der Anforderung, vor ihm zu erſcheinen und das verlangte Geld mitzubringen. Potuſchka, frech, wie er war, machte ſich mit den beiden Dokumenten in der Taſche ſogleich auf den Weg. Der König empfing ihn rauh und hart. „Weshalb kommt Ihr und nicht der Graf Cresda?“ fragte er mürriſch. — „Weil ich der Beſitzer der Güter des Grafen Cresda bin,“ verſetzte Potuſchka keck. „An dem Mann aber iſt Euch nichts gelegen geweſen, nur an ſeinem Gelde.“ — „Wohlan,“ rief der König, „ſo werdet Ihr mir die verlangte Summe zahlen.“ — „Ich werde es nicht,“ antwortete Potuſchka ruhig. — „Und warum nicht?“ rief Wenzel zornglühend. — „Weil ich Euch nichts ſchuldig bin.“ — „Wißt Ihr nicht, daß mir all Euer Gut gehört?“ — „Ich habe vom Rechtsſtuhl der Prager Univerſität eine andre Lehre über das Mein und Dein gehört. Straft die Geſetze Lügen oder ſucht ſie zu vernichten, hebt Rechte und Gerechtigkeit in Eurem Lande auf, dann könnt Ihr mein Eigenthum nehmen, aber ſelbſt das geraubte Gut wäre und bliebe mein Eigenthum.“

Der König bebte. Mit Mühe hielt er ſich auf dem Thronſeſſel; die Räthe und Trabanten warfen ſich bedenkliche Blicke zu. Doch abermals bändigte der Herrſcher den wild aufbrauſenden Zorn, und ſagte: „Bedenkt, daß mein Vater dieſe Güter nicht verkauft, ſondern nur gegen eine geringe Summe verſetzt hat, die meiſt dem achten Theil ihres Werthes nicht gleichkommt. Die Inhaber dieſer Güter haben ſie niemals als ihr Eigenthum betrachten dürfen und können, wie wollt Ihr nun behaupten, ich ſtrebe nach Eurem Eigenthum, da doch vor Gott und den Menſchen mein iſt, was Ihr beſitzt.“ — „Beſitze ich es, ſo muß es auch mein ſein. Mein Schwiegervater hat mir die Güter als Morgengabe meiner Frau überlaſſen; wäre er auf unrechte Weiſe dazu gelangt, ſo ſind ja Königthum, Geſetz und Recht in Böhmen nicht von geſtern her, man hätte ihm zu jeder Zeit ſein Unrecht nachweiſen können und ſollen. Waren die Herrn nicht im rechten Beſitz der Güter, warum habt Ihr zugegeben, daß dieſelben verkauft wurden. Habt Ihr das erlaubt, ſo haben wir ein Recht; erſt heute habe ich einen Theil meiner Güter verkauft, und Niemand hat mich daran gehindert; auch ſoll mir Niemand Recht ſchmälern oder Geſetz verdrehen um ein Haar breit; ich kenne ſie beide.“ — „Genug!“ rief der König außer ſich, „oder ich vergeſſe alle angezwungene Sanftmuth. Gebt mir das Geld und Eure frechen Worte ſollen Euch verziehen ſein.“ — „Mit nichten!“ — „Ha, Bube! kannſt Du Deinem König in ſolchem Tone antworten? Schmach über Dich Schandbalg!" — „Den Schimpf auf Dein Haupt zurück! In Dir fließt das Blut eines gemeinen Knechts, denn ein König kann nicht ſolche Worte reden." — Wenzel erblaßte und ſank einen Augenblick wie kraftlos in den Seſſel zurück; dann übergoß hohe Bräune ſein Geſicht; ſein Mund ſchäumte, ſeine Augen rollten wie feurige Räder im Kopfe, ſeine Fäuſte ballten ſich; er ſprang auf und ſchlug den Grafen mit dem Stabe in ſeiner Hand heftig auf den Kopf; dieſer griff nach dem Schwerte, war aber in demſelben Augenblick von den Trabanten ergriffen und entwaffnet. — „In den tiefſten Kerker mit ihm!" rief der König und der Wuthſchnaubende wurde abgeführt und mit Ketten belaſtet.

Noch am ſelbigen Tage wurde der Edle von Happerswyl gefänglich eingezogen. Sein Erſtaunen, Schrecken und Verzagen war nicht gering, daß er, ſtatt der gehofften Seligkeit am Hofe, bange einſame Tage im Kerker zubringen ſollte. Der Graf Cresda hatte ſchnell einen Wink erhalten und ſich durch die Flucht gerettet.

Der angſtvolle Schultheißenſohn von Nürnberg brauchte nicht lange auf Entſcheidung zu warten. Man ſtellte ihn ſchon am andern Tage vor ein Gericht, ſagte ihm, daß er durch den Ankauf der Güter einen Betrug am Könige begangen habe, wofür ihm das Geſetz das Schwert zuerkenne. Der feige Böſewicht wurde in einem Zuſtande von Geiſtesabweſenheit oder vielmehr Lebloſigkeit wieder in ſeinen Kerker gebracht, und brauchte lange Zeit dazu, bis er ſich nur ſo weit erholt hatte, um ſich ganz den Qualen der Verzweiflung zu überlaſſen. Aber nun zerraufte er ſich auch ſein Haar, rief mit dem gräßlichen Ton eines Verdammten die Namen ſeines Vaters und ſeiner Brüder, verfluchte ſein Weib und deren Bruder, und rang ohnmächtig mit der Marter, welche ihm der Gedanke an ſeinen nahen ſchimpflichen Tod bereitete. Nur in ruhigeren Augenblicken, wenn er erſchöpft auf ſein Strohlager ſank, konnte er ſein Leben durchlaufen. Wenn er aber an Potuſchka's Hochzeit und die Erſcheinung im Garten kam, vergingen ihm jedesmal die Sinne, denn nur zu wohl wußte er ſich den Trauergeſang des vermeintlichen Bruder Marquarts zu erklären. Er hatte ſeinen Tod auf dem Hochgericht bedeutet.

König Wenzel pflegte kurze Prozeſſe zu machen. Am Abend deſſelbigen Tages trat ein Richter in Wenzels Gefängniß und kündigte ihm die achte Stunde des folgenden Morgens als ſeine Todesſtunde an. Da brach des Edlen Muth vollends zuſammen und winzelnd, wie ein Kind, verlangte er nach einem Prieſter. Seiner Bitte wurde bald gewillfahrtet. Schon nach einer halben Stunde knarrten die Thüren des unterirdiſchen Kerkers wieder. Der Kerkermeiſter brachte Licht, und als er gegangen war, trat ein wohlbeleibter Diener der Kirche im Prieſterrocke herein.

„Hochwürdiger Herr, wollet meine Beichte hören und mir Vergebung meiner Sünden bei den Heiligen verſchaffen!" jammerte ihm Wenzel entgegen.

„Dem reuigen Sünder öffnet ſich der Himmel wieder," verſetzte der Prieſter. „Oeffne Du auch Dein Herz und löſe die Geheimniſſe, welche es drücken, davon ab; ſchütte vor mir aus, was es belaſtet, damit Du als ein reiner von der Kirche als Sohn anerkannter Menſch hinüber geheſt an den Ort, von wannen keine Rückkehr möglich iſt.“

Wenzel bekannte in der Angſt ſeines Herzens ſein Unrecht an Elſen, ſeine heilloſen Streiche in Geſellſchaft des adligen Raubgeſindels, beichtete offen und ohne Rückenhalt, daß er ſeinen ihm unbekannten Bruder, den Prager Studenten verdorben, daß er am Tode ſeines Bruders Marquart ſchuld ſei, und enthüllte ſo das ſchauderhafte Gemälde ſeines Lebens Zug für Zug.

„Und was iſt aus Eurem Vater geworden?“ fragte der Prieſter haſtig, als der zerknirſchte von Todesangſt durchmarterte Sünder eine Pauſe machte. — „Aus meinem Vater? Heiliger Sebaldus, ich weiß es nicht! Ich habe an ihm nicht beſſer gehandelt, als an meinen Geſchwiſtern. Erſt beſchwatzte ich ihn, daß er mir ſein Gut abtrat; ich betrog meine jüngſte Schweſter Johanna um ihr ganzes Erbe, indem ich Alles aufbot, um ſie in's Kloſter zu bringen, ich betrog meine ältere Schweſter, die Freiin von Wilm um mehr als die Hälfte ihres Erbtheils; mein Vater ſaß auf meiner Burg Obern-Morsfeld, ich bekümmerte mich nicht um ihn, ich fragte nicht, wovon er eſſen, wovon er trinken, womit er in dieſem Winter ſeine Blöße bedecken wollte. Ich verkaufte das Schloß und gedachte ſeiner nicht, und als der Käufer ſeiner erwähnte, gab ich den kurzen Beſcheid, er ſolle den alten Narrn vom Schloſſe jagen, wenn er nicht gutwillig gehen würde.“

„Ungeheuer!“ fuhr der Prieſter auf; doch ſchnell ſich wieder faſſend ſprach er ruhig ſcheinend weiter: „Und Ihr habt nichts wieder von dem Greiſe vernommen?“ — „Gar nichts. Er wird wohl zur Babet gegangen ſein.“ — „Und wo iſt Euer Knecht, der Theilnehmer Eurer Schandthaten, deſſen Ihr in Eurer Beichte öfters erwähntet?“ — „Gerhardt Dreißel? Der Burſch erhob ſein freches Auge zu meiner Gemahlin, da ſchlug ich ihn im Zorn und jagte ihn aus dem Hauſe. Drauf ging er zu meiner ältern Schweſter Babet, Freiin von Wilm, auf Schloß Gleichen am Berg, die, wie ich wohl merkte, fleißig mit ihm zugehalten, und entdeckte ihr, daß ich ſie betrogen. Babet wollte mich vor Gericht verfolgen, aber mein Weib machte den Handel kurz; wir verkauften Alles und zogen gen Prag.“ — „Und Han-Henner, Eures Vaters treuer Knecht, was ward aus dieſem?“ — „Um der Jungfrau und aller Heiligen Willen!“ rief Wenzel beſtürzt, „ich nannte Euch dieſen Namen noch nicht in meiner Beichte. Woher wißt Ihr von dieſem Manne? Eure Stimme kommt mir bekannt vor. Wer ſeid Ihr, Pater?“ — „Und was ward aus Han-Hennern, dem treuen Knechte?“ fragte der Prieſter bewegt und dringend. — „Beim ewigen Heil! ich weiß es nicht. Er wurde auf meine Veranlaſſung in das Gefängniß geworfen und wird wohl noch darin ſchmachten und frieren.“ — „Du biſt einer der ärgſten Sünder, Wenzel Muffel, welche jemals die Welt verpeſtet haben,“ ſagte der Prieſter jetzt mit veränderter Stimme, „und fürwahr Du haſt den Tod auf dem Hochgericht hundertfach verdient. Thu Buße noch in dieſer Nacht; ich will für Dich beten; vielleicht erbarmt ſich ein

Heiliger Deiner Seele und thut Fürbitte für ſie an Gottes Thron, daß ſie dem Teufel entriſſen werde." — „Ich glaub' Euch zu kennen!" rief Wenzel, und ſeine Augen glühten wie feurige Kohlen; er ſprang auf, erfaßte die Leuchte und ſtarrte den Prieſter in's Geſicht. „Ja Ihr ſeid's!" brüllte er in gräßlicher Zerknirſchung. „Ihr ſeid's, Pater Hilarius!" ſetzte er matt und tonlos hinzu, „und jetzt erkenn' ich das gerechte Strafgericht des Himmels an." Die Arme fielen ihm ſchlaff an dem Leib hinab, und wie von der ſchweren Hand des Herrn aller Welten ſchlimm getroffen, taumelte er auf ſein Strohlager und gräßlicher Froſt durchwühlte das Mark ſeiner Gebeine. — „Ja, ich bin's," ſagte der Pater triumphirend und erhob ſich ſtolz von der hölzernen Bank, auf welcher er bis jetzt im Hintergrunde des düſtern Gemachs geſeſſen hatte; „ich bin der Pater Hilarius," fuhr er mit der Wolluſt des befriedigten Rachegefühls fort, „wirft Dich dieſe Entdeckung zu Boden, Knabe?" — Wenzel ſtöhnte als wenn ihm das Richtſchwert ſchon die Kehle berührte, und antwortete nichts. — „Sieh, Elender, wie Du nun vor mir im Staube liegſt," fuhr der rachſüchtige, gewiſſenloſe Diener der Kirche fort, und labte ſich an der Vernichtung des Böſewichts, ſtatt ihn durch dieſelbe hindurch zum Wiedergewinn eines einzigen Troſtgrundes zu führen, an dem er ſich hätte aufrichten können, um als ein beſſerer Menſch zu ſterben, als er gelebt hatte. „So verzweifle denn und ſtirb, Auswurf der Menſchheit; für Dich hat die Kirche, hat der Himmel keine Vergebung. Fahre hin an den Ort, wo ewig wird ſein Heulen und Zähnklappern, abwechſelnd mit Feuerglut.“ So ſprach der falſche Prieſter und wollte den Kerker verlaſſen, aber Wenzel raffte ſich auf und ſtürzte wie ein Raſender auf ihn zu. Der Pater, furchtſam und feig, wurde ob dieſer Bewegung von einem Todesſchrecken erfaßt; denn er meinte nicht anders, als Wenzel wolle ihm an's Leben. Mit einem ſeiner Beleibtheit ſehr unzuträglichen Satze war er an der Thüre, und hatte dieſelbe ſchon zur Hälfte geöffnet, als ſich Wenzel ihm zu Füßen warf, ſeine Kniee heftig umklammerte und ſchrie: „Ich laſſe Euch ſo nicht. Höll' und Tod klaffen vor mir auf wie ſchwarze Schlünde, und Ihr wollt mich unbarmherzig hineinſtoßen?! Gewährt mir nur das Eine, bringt mich zu ihr, daß ich von ihr Vergebung erflehe; denn ich habe ſie geliebt und nur in heilloſer Verblendung verlaſſen. Hat mich ein Wort aus ihrem Munde erquickt, dann mögt Ihr mich auf das Blutgerüſt führen. Aber nur das, das gewährt um Chriſti und aller Heiligen Willen!“

Aber der Pater hörte ihn nicht, ſondern zeterte, um ſein Leben beſorgt, nach Hülfe. Der erſchrockene Kerkermeiſter kam herzu, hörte Wenzels Bitte und erlöſte den Pfaffen, der, froh, mit heller Haut davon zu kommen, Reißaus nahm. Wenzel wand ſich wie ein zertretener Wurm am Boden und jammerte wild und verzweifelt: „Sie haben mich Alle verlaſſen und ich muß nun ſterben, allein, ohne Troſt, ohne Zuſprache, ohne Verzeihung von ihr!“ und zerraufte ſich das Haar. „O Elſe! Elſe! nur ein einziges Wort von Dir und mir würde Ruhe zum letzten und ſchwerſten Gange in's Herz gegoſſen.“

Da erwachte in der Bruſt des rauhen Kerkermeiſters das Gefühl des Mitleids, und gerührt von der Qual des Verurtheilten, fragte er: „Wen wünſcht Ihr vor Eurem Tode noch um Verzeihung zu bitten? Vielleicht kann ich Euren Wunſch beſſer erfüllen als dieſer harte Pfaffe. Vertraut Euch mir an, die Glatzköpfe ſind ſchlimmere Geſellen als Ihr und ich.“ — Dieſe Worte goſſen wieder einiges Licht in Wenzels nachtumhülltes Gemüth; er ſchlug das verwirrte Auge auf den Redenden, und erhob ſich. „Kennt Ihr die Gräfin Rothkirch, die junge Gemahlin des Hofmarſchalks Czuch von Zaſaba?“ fragte er mit bebender Stimme. — „Wie ſollt' ich nicht! Hat ſie doch erſt vor einer Woche hier auf dem Wiſchehrad ihre Hochzeit gefeiert!“ — „Sie iſt's, die ich ſchwer beleidigt habe, ſie iſt's, nach deren Verzeihung ich mich ſehne, eh' ich ſterbe. Verſchafft mir eine Unterredung mit ihr, und ich verheiße Euch um dieſer einzigen Handlung den Himmel.“ — „Schwierig iſt's,“ verſetzte der Kerkermeiſter bedenklich, „doch ich hab' Euch mein Verſprechen gegeben und das hält ein Mann von Ehre. Ich werde mein Möglichſtes thun. Ich kenne den Hofnarren des Königs. Die Frau deſſelben iſt eine Nürnbergerin und hat oft Zutritt bei der Gräfin.“ — „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ rief Wenzel, „dieſe Frau heißt Lene, nicht wahr?“ — „So iſt's!“ — „Sie war die Gürtelmagd meiner Schweſter. Sagt ihr das; beſchwört ſie im Namen des armen Wenzel Muffel, dem man morgen den Kopf abſchlagen würde, um den einzigen Liebesdienſt, daß ſie die Gräfin überrede, mir fünf Minuten zu ſchenken. Sie ſoll ihr ſagen: Wenzel

Ruſſel ſei zum ſchmählichſten Tode verdammt und liege ihretwegen in Verzweiflung.“ — „Es ſoll geſchehen, wie Ihr mir angeſagt,“ tröſtete der Kerkermeiſter, ergriff die Leuchte und ließ den Unglücklichen in Nacht und Kälte allein. Vergebens hüllte er ſich in die wollene Decke, die ihm das Mitleid zugeworfen hatte, eine wüthende Kälte ſchüttelte ſeine Glieder, und Mark und Blut drohten ihm zu gefrieren. Es war eine furchtbar lange Nacht, und ſelbſt die Schreckgeſtalten, die ſein Strohlager umgrinzten, vermochten ſie nicht zu kürzen. Vor Allem ängſtigte ihn der Geiſt Marquarts, ſo wie er ihm in Gresba's Garten erſchienen war, und immer meinte er deſſen traurigen Geſang zu vernehmen. Erſt gegen Morgen überwältigte ihn ein fieberhafter Schlummer, aus welchem er jedoch bald wieder aufgeſcheucht wurde. Er hörte ſich nämlich bei ſeinem Namen gerufen, und als er erſchrocken die Augen aufriß, ſtanden zwei weibliche Geſtalten in dunkle Gewänder und dichte Schleier gehüllt vor ihm. Die eine war ſehr groß und hatte hart an ſeinem Lager Platz genommen, ihn, wie es ſchien, mit neugierigen Blicken betrachtend. Die kleine ſtand um einen Schritt weiter abwärts und hielt eine Laterne in der Hand, mit welcher ſie ihm in das Geſicht leuchtete. Der Gefangene fuhr auf und ſtarrte die Geſtalten an. „Wenzel!“ ſagte die Große dumpf und eintönig, „was willſt Du von mir?“ — „Biſt Du's Elſe?“ rief der Angeredete überraſcht. „Ja Du biſt's; ich erkenne Dich und fühle mich plötzlich neu belebt, da Dein Erſcheinen mir kund gibt, daß ich Dir nicht ganz gleichgültig geworden bin.“ — „Wenzel, was willſt Du von mir?“ fuhr die Verhüllte in jenem eiskalten einförmigen Tone fort, ließ den Schleier fallen und zeigte dem Gefangenen ein unbewegtes gefühlloſes Geſicht. Dieſe Worte und dies Antlitz ſchleuderten den Aufſtrebenden ſchnell wieder in das Gefühl ſeiner Hoffnungsloſigkeit zurück. „Weiß ich doch ſelbſt nicht mehr, was ich von Dir wollte,“ klagte er, ſich am Boden härmend und die Hände ringend. „Ich erinnere mich, daß ich heute ſterben ſoll, daß ein heftiges Verlangen, noch einmal zu Deinen Füßen zu liegen, in mir erwachte — weiter nichts. Das iſt ja nun erfüllt. Doch nein! es war ja mehr. O Elſe! ich habe Dich ſchwer beleidigt! Ich habe viel Uebels gethan, doch das Dir zugefügte Leid überwiegt in meiner Seele Alles. Elſe, Elſe, kannſt Du mir vergeben?“ — „Ich vergebe Dir!“ ſagte die Gräfin ernſt, doch ein leiſes Zittern ihrer Stimme verrieth die Rührung, mit welcher ſie dieſe Worte ſprach, auch verhüllte ſie das Geſicht wieder. — „Dank! Dank für dieſe Wohlthat!“ rief der arme Wicht auf ſeinem Strohlager. — „Habt Ihr ſonſt noch etwas zu beſtellen, edler Herr, an Eure Frau Schweſter?“ fragte die Kleinere und kam näher. — „Das iſt Lene,“ ſagte Wenzel von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen. „Ja Lene, ich habe einen Auftrag an das gottloſe Weib. In ſo fern Deine Stimme noch wie ſonſt etwas über ſie vermag, ſo ſag' ihr, wenn Du ſie ſiehſt, Du habeſt Wenzeln auf dem Blutgerüſt ſterben ſehen, und zwei Stunden vorher habe er ihr ein ähnliches Schickſal prophezeiht, wenn ſie nicht in ſich ginge und beſſer würde. Sag' ihr, ſie ſoll den ſchändlichen Knecht, den Gerhardt, von ſich thun, er werde ſonſt ihr Unglück ſein, wie er zum Theil das meine ward; ſag' ihr, ſie ſoll den Vater nicht von ſich ſtoßen, wie ich gethan, ſie ſoll ihn vielmehr warten und pflegen bis an ſein Ende und dadurch viel arge Sünden aus Gottes Schuldbuch tilgen, die ſie begangen; ſag' ihr — nein weiter ſag' ihr nichts, es iſt genug für die gleiſende Schlange. Die ſanfte gute Johanna aber ſuche auf im Kloſter der Urſulinerinnen zu Bamberg, umhalſe ſie, bitte ſie für mich um Vergebung — —.“ Er würde noch weiter geſprochen haben, aber die Gräfin zog Frau Lenen mit ſich fort, Beide verſchwanden durch die Thüre. Da raffte ſich Wenzel auf und rief: „Elſe! Elſe, willſt Du mich ſterben laſſen? Elſe, rette mich; ich beſchwöre Dich bei unſerer Liebe!“ Aber ſeine Worte verhallten, an den feuchten grauen Mauern abprallend, und er fiel, von Todesangſt durchbrannt, auf das Lager. Die blaſſen Vorläufer des Tags ſahen kalt und traurig durch die vergitterte Fenſteröffnung, Wenzel bedeckte ſein Geſicht, er mochte das verhaßte Licht nicht ſehen. Nach kurzer Friſt trat ein anderer Prieſter herein und begann mit ſalbungsvoller Zuſprache Wenzeln auf den Tod vorzubereiten. Der Verurtheilte war ſeiner Sinne nicht mehr recht mächtig, wenigſtens ſchienen ihm des Prieſters Worte als ein gehaltloſer Schall. Nach einer Stunde kamen die Freiknechte mit bewaffneten reiſigen Leuten, ihr Opfer abzuholen. Der Muthloſe wurde mehr hinausgeſchleift als geführt. Das Hochgericht befand ſich hinter dem Wiſchehrad, nur durch die Anhöhe vom Freihauſe getrennt. Auf dem Hofe ſtanden die Blutrichter in einem Kreiſe. Wenzel wurde hineingeſtellt und fand ſeinen Schwager, den Grafen Potuſchka ſchon gegenwärtig. Die Förmlichkeit des Stabbrechens war bald abgemacht. Wenzel vernahm nur ſo viel, daß Potuſchka erſt gehenkt und er dann geköpft werden ſolle. Nun ließ er ſich wieder fortſchleppen und ſah bald den verhängnißvollen Baum in die reine Winterluft ragen. Er hörte nicht Potuſchka's Flüche, noch die Gebete des Paters, er dachte nicht mehr an Elſen, noch an ſonſt etwas; es wurde ihm finſter vor den Augen; die Sinne vergingen ihm.

Drittes Kapitel.

Bleicher Henker, zittre nicht.
Schiller, in der Kindesmörderin.

Tags vorher wurde der Stöcker Jobſt mit Hinko, ſeinem Freiknecht, zum König beſchieden. Wenzel empfing Beide mit vieler Herzlichkeit und war ſehr bei Laune. „Es gibt morgen Arbeit für Deine Kunſt, Gevatter,“ ſagte er. „Zwei tüchtige Tölpel, denen Du ein gutes Pfund Fett ausbraten kannſt. Aber ſpitze Du ſelbſt Dich nicht zu früh auf das Gaudium, ein Paar unnütze Gäuche um einen Kopf kürzer zu machen. Ich habe mir nämlich einen gar köſtlichen Schnack und Schwank ausgeſonnen, und das ſollſt Du gleich hören. Weißt Du, wer die gefangenen Vögel ſind? Saubere Geſellen, der Graf Aleſch Potuſchka, der dieſen armen Schelm hier in's Miſer bringen wollte, und der zweite, mein Hinko? Deines Vaters älteſter Sohn, Wenzel Muffel von Nürnberg, ein Kerl, von dem ich curioſe Dinge vernommen, die klar darthun, daß er viel Anlage zu einem Pfaffen oder Schurken hat. Nun der Teufel wird ihn ja wohl auch ohne die Tenſur nehmen.“ — „Und was habt Ihr mit dieſen Burſchen beſchloſſen, gnädiger Herr?“ fragte der Stockmeiſter. „Ich habe dem guten Jungen da ſchon mancherlei Unrecht zufügen müſſen,“ fuhr der König fort. „Konnt' ich anders? Beim heiligen Wenzeslav, nein! Der Menſch in mir muß oft dem König Manches aufopfern; dafür kann der König auch dem Menſchen wieder viel zu Luſt und Liebe thun. Und ſo geht's heute. Könnt' ich doch dem Hinko keinen köſtlichern Erſatz für manchen Schimpf und Schande geben, die er von mir und Andern hat ertragen müſſen, als nun geſchehen ſoll. Hinko iſt nun einmal Dein Freiknecht; er hat ſich in ſein Loos gefunden, und ſoll nun bleiben, wozu ihm der liebe Herrgott beſtimmt hat. Wir brauchen auch Stöcker und Scharfrichter; und was ſeine Geburt und ſein Herkommen betrifft, ſo braucht er das einträgliche Amt, welches er nach Deinem Tode haben ſoll, weniger auszuſchlagen, als Du ſelbſt, Jobſt. Er ſoll Dein Erbe und der Mann Deiner Tochter ſein. So will ich, und ſo ſoll's geſchehen. Er iſt ein ſchlauer Kopf, ich weiß es, und wird den Pfaffen viel zu ſchaffen machen. Ich werd' ihn zu mancherlei brauchen können, was mir oft durch den Kopf fährt; aber damit hat's noch Zeit. Ich meine, wir wollen ſeine Lehrjahre bei Dir abkürzen, Jobſt, und ihn dadurch zum Geſellen machen, daß er den Einen von den gefangenen Wichten henkt und den Andern köpft. Dabei macht er ſein Probeſtück und ich gewähr' ihm volle Genugthuung für alle erfahrne Unbill. Dieſe beiden Hunde ſind ſeine Todfeinde; ſie wären ihm gern an den Hals gegangen, nun ſoll er ihnen dran. Iſt das nicht eine Luſt, ſo groß und ſchön wie Weinzechen und Geldgewinnen in der Karte? Ich hab' ein

Vergnügen über den Einfall, daß ich die ſchlechten Gäuche gleich ſelbſt abthun möchte.“ — „Wenn Eure Majeſtät befiehlt, ſo wird mein Knecht gehorchen,“ ſagte Jobſt ehrerbietig. Hinko aber war bleich vor Schrecken geworden und vermochte nichts zu erwiedern. „Bedanke Dich für die hohe Gnade, womit des Königs Majeſtät Dich beehrt und verſprich, Dich ihrer würdig zu zeigen,“ redete ihn der Meiſter an, und die Worte drangen ihm wie das ſcharfe ſchreckliche Richterſchwert durch die Seele. Er wollte des Königs Hand faſſen, und ſtammelte einige Worte, denen das innere Entſetzen allen Ton und Zuſammenhang raubte. „Schon gut,“ ſagte der König, geh' und thu Dir ein gütliches; bereite Dich vor und mach's zu meiner Zufriedenheit. Dann wollen wir ſchon gute Freunde bleiben. Was ich morgen noch über die Schelme höre und Dich angeht, ſollſt Du erfahren, damit Du um ſo ſicherer triffſt.“

Damit entließ Wenzel freundlich und guter Dinge den Stöcker und den Freiknecht, der, des königlichen Herrn Charakter kennend, nicht gewagt hatte, dem Anſinnen ein Wort entgegen zu ſetzen. Er hatte während des] Zwiegeſprächs mehreremal den Gedanken gefaßt, ſich vor Wenzel niederzuwerfen und ihn anzuflehen, daß er ihn mit dem Gräßlichen verſchone; aber was würde es ihm zu Wege gebracht haben, als eine heftige Behandlung des wilden Herrn? Wie ein Schatten bleich und kraftlos wandelte er neben dem Meiſter her, der nahen Wohnung zu. Jobſt ſchien zu ahnen, was in Hinko's Bruſt vorging und ſprach nur wenig. So langten ſie im Freihauſe an. Bjetka trat ihrem Manne mit zärtlichen Liebkoſungen entgegen, um zu erfahren, was die Gegenwart der Männer auf dem Wiſchehrad nothwendig gemacht habe, denn daß es nichts Unwichtiges geweſen ſein müſſe, ſah ſie Beiden an den Geſichtern an. Jobſt wies ſie unſanft zurück und befahl die leckerſten Speiſen und die beſten Weine für Hinko, ein Umſtand, der Bjetka's Neugierde noch mehr erhöhen mußte, weil dergleichen ſeit des Knechtes neuer Anweſenheit im Freihauſe noch nicht wieder vorgefallen war. Der unglückliche Jüngling zog ſich in ſein Gemach zurück; die Bruſt drohte ihm zu zerſpringen; ſein Kopf brannte von fieberhafter Glut, die Pulſe hämmerten wie wenn flüchtige Roſſeshufen in eiligſter Flucht den Boden ſchlagen. Der gräßliche Kampf, den er ſchon einmal gekämpft, als er ſich zu dem unſeligen Schritte, des Stöckers Freiknecht zu werden, entſchloſſen, ſchien noch einmal in ſeiner Bruſt aufraſen zu wollen, ja die Heftigkeit deſſelben war verdoppelt, weil jetzt die entſcheidende Stunde gekommen war, in welcher er zuerſt das entſetzliche Blutrichteramt ausüben ſollte. Und wer waren ſie, die ſeine bis jetzt noch unbefleckte, unſchuldige Hand dahin würgen ſollte? Sein eigener Bruder und ſein ehemaliger Kumpan Potuſchka. Und gerade dieſer Umſtand, daß Beide auf unverzeihlich heimtückiſche Weiſe gegen ihn gefrevelt, welcher einen andern, von Geiſt und Gemüth dem Könige gleichen Mann zur Rache entflammt haben würde, gerade dieſer Umſtand riß ihn wie Bergeslaſt zu Boden und er erlag in wüthender Verzweiflung faſt dem Gewichte. Hätten die beiden dem Tod geweihten Männer mit ihm nie in irgend einer Beziehung geſtanden, er wäre vielleicht noch eher vermögend geweſen, ihnen das Leben, welches die königlichen Richter ihnen bereits abgeſprochen, zu nehmen. So den Qualen wilder, namenloſer Verzweiflung hingegeben, rennte er haſtig und Hände ringend durch ſeine düſtere Kammer und der Jammer ſeiner Seele zitterte in ſeinen Lippen, thränte aus ſeinen Augen. Bald flog ihm der Gedanke durch die Seele, noch in dieſer Nacht aus dem Freihauſe zu fliehen; aber er hatte nicht einmal Stärke genug, ihn eine Zeit lang feſt zu halten, geſchweige denn ihn auszuführen. Wo ſollte er hin im fürchterlichen Winter, ohne Pferd, ohne Geld, ohne Kleider? Und den Ort verlaſſen, wo Markita's treue Anhänglichkeit ihn umwachte, wo er Hermenegilden unglücklich wußte! Das Alles trat ihm entgegen. Bald gedachte er ſich doch noch dem Könige zu Füßen zu werfen und ihn um Dispenz von dem Henkerwerke anzuflehen. Aber würde er nicht den heftigen Wenzel, der ihm den Auftrag als ein Zeichen freundlicher Gnade gegeben, in wilden Zorn und gegen ſich aufbringen? Er wollte zur Gräfin Rothkirch und ſie um ihre Fürſprache anflehen; er wollte mit Hermenegilden zu ihren Füßen ſinken, und dieſe ſollte um das Leben des Gemahls bitten; er wollte Jobſten beſchwören, ihn die Hinrichtung nicht vollbringen zu laſſen; er nahm ſich vor, ſich in dieſer Nacht ſelbſt das Leben zu nehmen, aber bald wollte er gar nichts mehr, ſondern fiel, aller Ueberlegung baar und ledig, der Länge nach wie ohnmächtig auf ſein Lager, und nur ein leiſes Schluchzen und dumpfes Winzeln, welches je zuweilen wie ein aufgelöſter

Seufzer aus ſeiner Bruſt herausquoll, gaben noch Zeugniß von ſeinem Leben.

Bald darauf öffnete ſich leiſe die Thüre und Markita ſchlich auf den Zehen herein. Leiſe und den Athem an ſich haltend beugte ſie das wachsbleiche ſchöne Geſicht über den Jüngling hin und horchte mit gemarterter Seele jedem ſeiner kummervollen Seufzer. „Hinko!“ flüſterte ſie dann leiſe, aber er hörte nicht. „Hinko!“ ſprach ſie lauter, theilnehmender, liebevoller, indem ſie ihren Mund an ſein Ohr legte, und wie die grauſamen Bande eines böſen Traums von ſich ſchüttelnd, erhob er das Haupt und Markita bebte vor ſeinen entſtellten Zügen zurück. „Hinko, um der heiligen Jungfrau willen! was iſt Dir begegnet?“ ſtöhnte das Mädchen in angſtgepreßten Lauten. „Du biſt Dir nicht mehr ähnlich.“ — Stumm ſtierte der Jüngling vor ſich hin, als müſſe er ſich erſt auf das Unglück beſinnen, welches ihn alſo niedergeſchmettert hatte. Markita hielt ſein Schweigen aber für Verſchloſſenheit, für eine Weigerung, ſich ihr mitzutheilen, und vom plötzlichen Jammer befallen, daß ſie des Geliebten Zuneigung verloren habe, vergoß ſie klagend einen Strom von Thränen. — „Du kannſt weinen; wohl Dir!“ ſagte Hinko mit dumpfer Stimme. „Wer doch auch dieſe Angſt hinwegweinen könnte, wer doch auch durch milde Thränen die zermalmende Laſt von der Seele hinwegſpülen könnte! O lehre mich weinen, Mädchen!“ — „Du haſt mich beten gelehrt, mein trauter Freund,“ verſetzte Markita zutraulich und nahm ſeine kalte Hand, um ſie in der ihrigen zu erwärmen, „Thränen aber ſind der Segen des Gebets, und mit den Thränen weicht die Angſt, die Verzweiflung, die Zerknirſchung und was uns ſonſt noch Irdiſches beſchwert, wenn wir nur recht mit ganzer Seele innig gebetet haben. Das habe ich in dieſer Zeit recht deutlich erfahren. Sieh' als mir meine Mutter ſo großes Leid angethan und mir meinen größten Schatz, nächſt Dir mir das Theuerſte und Liebſte auf der Welt, mein Teſtament- und Gebetbuch verbrannt hatte, da war ich ganz troſtlos. Wie vernichtet ſank ich zuſammen, als ich ihr in jener Nacht — ſie wird mir ewig unvergeßlich bleiben, — in welcher der Kaiſer wieder zum erſtenmal bei uns war und Du unter den Schauſpielern vor ihm ſpielteſt, das Buch wieder abforderte, welches ſie mir aus der Hand gelockt hatte, um, wie ſie ſagte, die Bilder zu beſchauen, und ſie mir mit gräßlichem Hohn zulachte, nach dem lodernden Feuer auf dem Heerde deutend, und ich mit Entſetzen die Ueberreſte der Pergamente um das Feuer verſtreut liegen ſah. Sieh da glaubt' ich auch, ich müſſe ſterben vor Verzweiflung; denn an dem Buche hing meine ganze Seele; es war Dein Geſchenk, ich hatte daraus leſen und beten, hatte Gott, den Heiland, die Maria und die Apoſtel daraus kennen gelernt, ſo daß ſie mir wie liebe verſtorbene Freunde erſchienen, mit denen ich in hellen Erinnerungen oft freundliche Zwieſprach hielt; ach! ich hatte das Buch lieber gewonnen als mein Leben, und ſie, die nichts von all dem Göttlichen ahnete, was darin ſtand, ſie hatte es, nur um mich zu kränken, den Flammen übergeben! Es wurde Nacht in meiner Seele. Ich glaubte nicht den andern Morgen zu erleben. Da fiel mir bei, daß ich ja meinen

Schatz nicht umſonſt beſeſſen, daß ich ihn in mich aufgenommen, daß ich daraus beten gelernt habe. Und ich raffte mich im Gebet auf, und flehte inbrünſtig und flehte heiß, und wollte es auch anfangs nicht gleich Licht werden in meiner Seele, ſo ließ ich doch nicht nach im Gebet und rang mir die Hände wund, bis meine brennenden Augen feucht wurden und endlich zwei Thränenbächlein meine Wangen kühlend näßten. Nun wurde ich ruhig und dachte mit Wehmuth an mein Buch, da weinte ich noch mehr und meine müden naſſen Augen ſchloſſen ſich. Und als ich eingeſchlafen war, kam mir der Gottesſohn im Traum vor und ſprach mild und gütig zu mir: „Vergebet, ſo wird Euch vergeben. Liebet, die Euch haſſen, thut wohl denen, die Euch beleidigen, bittet für die, die Euch haſſen und verfolgen.“ Und Kraft war in meine Seele gekommen. Ich zürnte Bjetka nicht mehr; ich vergab ihr Alles und weinte nur und bat für ſie. So bete denn auch Du, mein Freund und Lehrer. Laß Dich die Schülerin in Befolgung Deiner ſchönen Lehre nicht übertreffen.“ Hinko hatte ſich während der kindlich frommen Rede des lieblichen Mädchens erhoben, hatte ihr in das reine Auge geblickt und leiſe die Hände gefaltet. „Ich habe ſo eben ſchon gebetet,“ verſetzte er jetzt, „und auch meine Seele hat Thür und Thore aufgethan, um die Ruhe einzulaſſen, die Du ihr brachteſt, Du Heilige, und wie Balſamſtröme gießt ſie ſich kühlend und beſchwichtigend in den Brand meines Gemüthes. Ja, Du Reine, bete auch Du für mich; denn mehr gilt ja die Fürbitte der Heiligen, als gewöhnlicher Menſchen ſchwaches Lallen; darum bitte, bitte für mich.“ — „Du redeſt irre, Hinko,“ ſagte das Mädchen erſchreckt, „Du redeſt irre und ſiehſt mich für eine Heilige an, die Dir erſchienen. Beſinne Dich, Hinko; ich bin ja Markita und keine Heilige.“ — „Meine Markita und doch eine Heilige. Das eben iſt ja das Höchſte in Deinem Weſen, daß Du es ſelbſt nicht weißt. Ich aber bin ja nur ein ſchwacher, ſündiger Menſch, ein Kind der Leidenſchaft. Aber ich gelobe Dir, mich zu beſſern, mich des irdiſchen Wuſtes mehr und mehr abzuthun, und mich zu Dir zu erheben. Sieh' ich fühl' es an dieſen Thränen, die ich jetzt weine, ſie rollen, wie die Thränen des Weinſtocks, glänzende Herolde meiner Veredlung aus der innerſten Herzenskammer hervor, Dir das gute Gewächs zu verkünden. Und ahneſt Du, weshalb ich weine? Nicht über mein böſes Geſchick, Du haſt mich ſchon darüber erhoben. Nein, über den Verluſt Deines Buchs. Und ein feierliches Gelübde ſprech' ich hiermit in Deine und des Himmels Angeſicht aus. Rettet mich Gott aus dieſer meiner Angſt, führt er mich an der mir dräuenden Klippe glücklich vorüber, was ſeiner Allmacht ein leichtes wäre, ſo will ich mit eigener Hand das Neue Teſtament von Karlſtein für Dich abſchreiben und nicht ruhen, noch raſten, bis ich das heilige Werk für die Heilige vollbracht habe, und wahrlich, ich kann dem Himmel keinen größeren Dienſt erweiſen.“ Er hatte das Gelübde mit frommer Rührung geſprochen und die Hände gefaltet. Markita blickte ihm in das verklärte Geſicht, und ihr Herz ſchlug ihm ſelig entgegen. Der Abend warf ſeinen Goldſchein in das Gemach und umſpann das holde Paar. — „Und willſt Du mir nicht vertrauen, was Dich ſo ſehr beängſtigt? Willſt Du nicht einen Theil Deines Kummers in mein Dir in Leid und Freud ergebenes Herz gießen?" — „Du ſollſt es erfahren. Bis jetzt war ich Deines Vaters Freiknecht nur der Geſtalt, nicht dem Weſen nach. Er lehrte mich ſeine geheime Arzneiwiſſenſchaft und machte mich mit vielen, andern Menſchenkindern verborgenen, Kräften der Natur bekannt, aber noch befleckt kein Tropfen des Bluts, welches das Schwert des Henkers vergießt, meine Hand. Bis dieſe Stunde bin ich noch frei und rein von der ſchauderhaften Handlung, die mein jetziger Stand auszuüben mir auflegt; ich hoffte es auf immer zu bleiben. Denn vernimm meinen Plan, den ich Dir bis jetzt verborgen, den du aber zur rechten Zeit erfahren hätteſt. Ich habe mich mit den Schauſpielern verabredet, mit ihnen zu fliehen. Sie ſollten bis Wien vorausreiſen; dann wollte ich mit Dir nachkommen, wenn Du geſonnen wäreſt, Hinko's Loos zu theilen, Vater und Vaterland zu verlaſſen, um dem Geliebten in ferne Länder in die ungewiſſe Zukunft zu folgen. Würdeſt Du gezaudert haben, Markita?" — „Zweifelſt Du an meiner ewigen Ergebenheit? Ich bin Deine Magd. Dein Wille iſt mir Geſetz. Wenn Du mich duldeſt, ſo folg' ich Dir über Land und Meer, durch Steppen und Wüſten, wie Dein eigener Schatten. Wenn Du aber an mir zweifelſt, ſo wein' ich mich todt." — „Womit hab' ich ein ſolches Glück verdient, gütiger Himmel? Doch Du zeigſt es mir ja auch nur in der Ferne; ich kann es nicht genießen." — „Und was iſt's, das Dich davon abhält? Was hindert Dich an der Flucht aus dieſem unſeligen Hauſe?" — „Mich hindert nichts; aber ich werde mit blutiger Hand davon gehen müſſen; das Ungeheure, welchem ich entgehen wollte, zwingt ſich mir auf. Erſt ſoll mir das gräßliche Brandmahl aufgedrückt werden. Morden ſoll ich erſt! Hörſt du, Markita, morden? Begreifſt Du ganz den Sinn dieſes entſetzlichen Wortes? Nein, Du kannſt ihn nicht begreifen, verſteh' ich ihn doch nicht ganz; er gähnt mich an wie ein ſchwarzer unergründlicher Schlund, in welchem Scheuſale hauſen, deren Qualgeſchrei zu mir aufſteigt und meine Seele zermartert, deſſen Tiefe ich aber nicht ermeſſen, deſſen Schrecken ich nicht mit den Augen erblicken kann. Und wen ſoll ich morden? Morgen ſchon morden? Erſchrick nicht, Kind; denn es iſt ſchrecklich zu hören, und geſchickt, das Mark aus den Gebeinen ſchnell hinweg zu freſſen, wie hölliſches Feuer, die Augen aus ihren Höhlen heraus zu treiben, daß ſie wie Kometenſterne umherirren, die Haare emporzuſträuben, wie die Stachel eines Igels, das Blut in die Herzkammer zurück zu jagen und es dort gerinnen zu machen, wie flüſſiges Talg." — „Barmherziger Gott und all' ihr hülfreichen Heiligen!" jammerte Markita, ihn unterbrechend. „Wen? Wen ſoll das Schwert in Deiner Hand treffen?" — „Meinen Bruder und einen Mann, den ich ſonſt Freund nannte, den Grafen Potuſchka." Markita fuhr entſetzt zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen. — „Nicht wahr, Du erbebſt, gutes Kind," jammerte Pinko und theilte ihr tief bewegt Alles mit, was er bei'm Könige erfahren hatte. Sie verſank über dieſe Kunde in ein tiefes Nachdenken. Endlich ſagte ſie: „Ich verzweiſle nicht an der Rettung der beiden dem Tod geweihten Männer. Laß uns den Gedanken, der in mir aufgekeimt iſt, reiflich überlegen. Von des Kaiſers Gnade iſt nichts für ſie zu hoffen; ich kenne ihn in dieſer Hinſicht. Wir müſſen uns auf unſre eigne Klugheit verlaſſen. Freilich ſpielen wir ein ſehr gewagtes Spiel.“ — „Sei es, welches es wolle, nur heraus damit!“ rief Hinko und ein Strahl von Hoffnung zuckte durch ſein bleiches kummervolles Geſicht. „Du biſt mit den Künſten der Schauſpieler ſchon ſo bewändert, daß Du für einen der geſchickteſten unter ihnen gilſt. Selbſt jene Täuſchung, einem Menſchen ſcheinbar den Kopf abzuſchlagen, haſt Du ſo meiſterhaft ausgeführt, daß jeder der Zuſchauer darauf geſchworen hätte, der Kopf ſäße nicht mehr auf dem Rumpfe, und doch hatte Dein Schwert den Knecht nicht berührt. Du biſt ferner mit den geheimen Wiſſenſchaften meines Vaters vertraut; ſollte Dir es nicht durch ſie und jene Gaukelkünſte möglich werden, die beiden Schlachtopfer den Klauen des Todes zu entreißen, zumal, wenn Du die Schauſpieler in Dein Geheimniß ziehſt, die Dir willig zu Dienſten ſein werden, in der Hoffnung, Dich für ſich zu gewinnen, da ihnen doch, wie Du ſelbſt weißt, ſo ſehr viel an Dir gelegen iſt?“ — „Engel des Himmels!“ jubelte Hinko auf, deſſen immer leuchtendere Blicke an Markita's Mund gehangen hatten, um jedes ihrer Worte wegzuhaſchen, eh' es noch über die reizende Schwelle ſeines Geburtshauſes herausgeſchlüpft war. „Bote von Jenſeits, Du haſt Worte der Seligkeit geſprochen. Was meinem verdüſterten Verſtande verſchloſſen blieb, das haſt Du mir in lichter Klarheit aufgethan. Ja der Schleier iſt von meinem Geiſte gefallen, berührt von Deiner Heil ſpendenden Hand. Ich ſehe die Rettung der beiden Unglücklichen, und was ich auch dabei zu wagen habe, ich wage es gern; denn Du haſt das Wort geſprochen, Du haſt die ſchönſte Aufgabe meines Lebens gemacht, ihre Löſung kann nicht mißlingen, die Engel, Deine Brüder, müſſen mir beiſtehen.“ — „Aber Dein Leben könnte ſelbſt in Gefahr kommen,“ erinnerte Markita ängſtlich. „Der Betrug könnte entdeckt werden und Du wärſt gleich Jenen verloren. Deine That hätte nicht allein den erwünſchten Erfolg nicht gehabt, jene Unglücklichen riſſen Dich ſelbſt in ihren verderblichen Fall mit hinab. Darum übereile Dich nicht. Ueberlege Beides, das Für und das Wider.“ — „Ich habe nichts zu überlegen, als die Rettung der Verurtheilten. Gelingt ſie, ſo bin ich ſelbſt gerettet; gelingt ſie nicht, ſo iſt der Tod mir auch willkommen. O Mädchen, wie ſoll ich Dir danken, daß Du dieſen Lichtſtrahl in meine nachtumhüllte Seele geſendet? Laß Dich umarmen!“ — Er taumelte auf, Lebensfriſche röthete wieder ſeine Wangen, er ſchloß ſie an ſeine Bruſt, ihre Lippen ruhten auf einander, und die Nacht, die gütige Freundin der Liebe, warf ihren Mantel um ſie. Und als der Jüngling minutenlange irdiſche Seligkeit genoſſen hatte, da riß er ſich los und ſprach haſtig: „Dein Vater hat mich eine Salbe bereiten gelehrt, die verhärtet das Menſchenfleiſch und verwandelt es bei öfterer Anwendung zur Mumie. Potuſchka iſt derjenige der beiden Verurtheilten, welcher gehenkt werden ſoll. Er muß in dieſer Nacht die Salbe noch erhalten und ſich den Hals damit einreiben. Bis morgen iſt die Haut ſchon ſo hart, daß ihr der Strick nichts anhaben kann; auch will ich den Strang ſchon ſo zubereiten, daß ſeinem Leben kein Schaden geſchieht. Aber wie bringen wir ihm die Salbe?" — „Dafür laß mich ſorgen," verſetzte Markita. „Ich kenne den Schließer; er ſchlägt es mir nicht ab, wenn ich dem Gefangenen noch einen Beſuch mache. Gib mir die Salbe." — „Noch iſt ſie nicht bereitet. Erſt muß Dein Vater ſchlafen, dann ſchleich' ich mich in's Laboratorium. Bis Mitternacht kann ich fertig ſein. Halte Dich bis dahin bereit. Ich begleite Dich dann auf den Wiſchehrad; Dein Weg geht in den Kerker, der meinige auf das Hochgericht. Dort muß ich bis zum Morgen diejenigen Vorrichtungen treffen, welche zur Täuſchung unerläßlich ſind. Dazu bedarf ich einiger Gehülfen, und ich eile jetzt in die Neuſtadt hinab, um ſie mir aus den Schauſpielern herauszuſuchen." — Bebend vor Erwartung und Bangen, ob das kühne Wagſtück auch gelingen möchte, trennten ſie ſich; Hinko ſchlich heimlich aus der hintern Pforte des Hofes davon, und klimmte durch Felſen und Geſträuch hinab nach Podekal. Markita ſtellte ſich ſehr ermüdet und unwohl, und ſagte bald gute Nacht. Auch Jobſt war mürriſch und in ſich gekehrt, und ſuchte das Lager. Als Hinko von ſeiner eiligen Wanderung zurückkehrte, war's ſtille im Freihauſe, und er konnte ungehindert in das Laboratorium treten. Bei'm Schimmer eines kleinen Laternenlichtes bereitete er aus den ſchon vorhandenen Stoffen die Salbe. Er war noch nicht ganz fertig damit, als ſich ein ernſtes Geſicht über ſeine Achſeln herabbog, und in den Mörſer ſchaute, worin er geſchäftig die Eſſenzen zuſammen rieb. Er ſchrack heftig zuſammen, aber als er Markiten in der verhüllten Geſtalt erkannte, küßte er ſie zärtlich auf die Stirn, lobte ihre Pünktlichkeit und ihren Eifer, und verdoppelte ſeinen Fleiß. Bald war die Arbeit vollbracht. In einem Büchschen verwahrt, wanderte das Arcanum unter Markita's Mantel. Die Laterne verlöſchte, und leiſe wie Geſpenſter ſchlich das Paar aus dem Hauſe über den Felſenpfad, oft durch tiefen Schnee, dem nahen Wiſchehrad zu. Auf der Höhe des Berges angelangt, ſagte Hinko: „Dich begleiten die Engel, möchten ſie auch mit mir ſein! Dein Weg geht links, der meinige rechts. Ich hoffe, Gott und die Heiligen werden unſer Werk ſegnen." — „Es iſt ja ein gutes," verſetzte Markita. — „Ich glaub' es, weil Du es ſagſt. Doch höre nun! Wer zuerſt fertig iſt, ſoll das Andere an der hintern Pforte unſeres Hauſes erwarten, damit wir Beide noch erfahren, wie unſere Wege geglückt ſind. Gott ſei mit Dir!" — „Und mit Dir Maria und Jeſus!" Sie küßten ſich, und Jedes ging ſeinen verhängnißvollen Weg. Markita langte nach kurzer Zeit am Thore des Schloſſes an. Der Name ihres Vaters, den ſie dem ſchläfrigen Thorwart nannte, öffnete ihr ſchnell das Pförtchen, und eh' der Alte daran dachte, ſie auszufragen, was ſie in ſo ſpäter Nacht noch in der Burg wolle, war ſie ihm ſchon mit der Antwort entſchlüpft: „Ich komme gleich wieder, und dann ſollſt Du's erfahren." Und hurtig durch die Nacht flog ſie der Wohnung des Gefangenwärters zu.

Hinko wanderte unterdeſſen mit ſchnellen Schritten nach der entgegengeſetzten Seite, und bald zeigten ſich ihm die Umriſſe des Hochgerichts, das wie ein ſchwarzer dräuender Rieſe vor ſeinen ängſtlich umher irrenden Blicken ſtand. Endlich war er an der runden Mauer angelangt, welche von beträchtlicher Höhe den innern Raum des Bluthauſes umſchloß und auf welcher eben der eigentliche Schauplatz der blutigen Trauerſpiele war. Durch die Klinſe der Thür blitzte dem Jüngling ein Lichtſtrahl entgegen. Er athmete tief auf und klopfte dreimal leiſe mit dem Finger an die Pforte, indem er ſeinen Namen durch den Spalt flüſterte. Allſogleich wurde das Thürlein aufgethan, aber auch ebenſo ſchnell wieder verſchloſſen, nachdem der Freiknecht hinein geſchlüpft war. In dem engen, durch Balken, welche das Gerüſt trugen, verbauten Raume, getränkt vom Blute vieler Hunderte, welche oben das Schwert der ſogenannten Gerechtigkeit getroffen hatte, und die dann in dieſe finſtere Kammer hinabgeſtürzt worden waren, traf Hinko ſechs rüſtige und geſchickte Männer von der Schauſpielergeſellſchaft, welche um den Preis, ihn für ſich zu gewinnen, Alles thaten, was er von ihnen verlangte. Sie begrüßten den Jüngling mit Handdruck und freundlichem Wort, und zeigten auf einen Kaſten, auf Beile, Sägen und andere Werkzeuge, die ſie mitgebracht hatten. „Zuerſt," ſagte der Anführer, derſelbe, welcher den Narrenkönig vorzuſtellen pflegte, „zuerſt müſſen wir uns ſicher ſtellen. Zum Glück iſt kein friſcher Schnee gefallen und unſere Füße ſind in andere Spuren getreten, welche früher ſchon den Weg hierher bezeichneten. Die Nacht iſt auch dunkel und doch empfindlich kalt; es iſt daher nicht zu befürchten, daß wir in unſerer Arbeit überraſcht werden. Ja ſollte unſer Sägen, Hämmern und Pochen doch einem Menſchenkinde zu Ohren bringen, ſo wird es ſich in der Mitternachtsſtunde gewiß nicht an dieſen fürchterlichen Ort wagen, wo die Geſpenſter umgehen, wie Bettelmönche, und ſollte ſelbſt dies der Fall ſein, daß ein aberwitziger Thor den verwegenen Schritt hierher lenkte: nun ſo haben wir Vorkehrungen getroffen, daß er meinen ſoll, die Hölle treibe hier ihren gräßlichſten Unfug. All deſſen ungeachtet, müſſen wir auf den ſchlimmſten Fall und für unſre Rettung in dieſem bedacht ſein. An der nördlichen Seite der Mauer haben wir ſchon zwei Strickleitern angebracht; denn wenn wir überfallen werden, können wir am wenigſten durch die Thüre entfliehen, ſondern wir müſſen auf der entgegengeſetzten Seite zur Mauer hinab. Unſere Aexte dienen uns übrigens als vortreffliche Waffen, und in der höchſten Noth wollten wir unſer Leben theuer genug verkaufen. „Schiaſetto,“ wandte er ſich nun zu einem der Schauſpieler, „Du gehſt zuerſt hinauf auf das Gerüſt, und hältſt ſorgfältig nach allen Seiten hinſpähend, fleißigen Umgang. In einer halben Stunde wirſt Du von Bellegarde abgelöſt. So wie Du das Geringſte hörſt oder ſiehſt, gibſt Du ein Zeichen und machſt ſogleich den feurigen Firlefanz, wozu der Apparat in dieſem Päckchen iſt. Wir aber wollen rüſtig an die Arbeit gehen; denn die Nacht iſt ſehr kalt und nur durch Bewegung können wir uns erwärmen.“ Der Narrenkönig nahm nun mit ſehr klugen Augen das Terrain in Betracht, maß und zeichnete auf dem Boden des Blutgerüſtes, und befahl dann den Boden anzubohren. Gerade auf der Stelle, wohin der Stuhl zu ſtehen kam, auf welchem der Verurtheilte ſitzen mußte, um den Streich zu empfangen, wurde mit Bohrer und Säge ein viereckiges Loch aus dem Boden gearbeitet, und unter der Oeffnung jener Kaſten befeſtigt, welcher an der Seite wieder mit einer gleichen Oeffnung verſehen war. In dieſen untern Raum hatte während und nach einer Hinrichtung niemand weiter Zutritt als die Henkersknechte, welche hier den Gerichteten entkleideten und in den Sarg legten, gegen Abend abholten und ohnfern dem Hochgericht verſcharrten. Der Verurtheilte nebſt dem Pfaffen und andern Perſonen, welche jenen mit auf das Gerüſt begleiteten, ſtiegen auf einer hölzernen Treppe von außen herauf, welche eigends dazu jedes Mal angelegt und wieder weggenommen wurde. Wenn ſich nun Hinko mit Hinek verſtändigte, was nicht ſchwer hielt, und dadurch verhindert wurde, daß an dieſem Tage keiner weiter durch die Thür in den innern Raum des Hochgerichts kam, ſo konnte die Rettung gelingen. Auf dieſen zweifelhaften Fall hin arbeiteten die Schauſpieler mit Luſt und Eifer. Die Oeffnung wurde durch das ausgeſchnittne Stück Bret wieder gefüllt, doch konnte dies nun leicht weggenommen und von einem unten im Kaſten befindlichen Mann die nöthigen Leiſtungen verrichtet werden. Für die Blendung der ganzen Verſammlung, ſelbſt derer, welche ſich mit auf dem Gerüſte befinden würden, verſprach der Narrenkönig zu ſorgen. Im Kaſten ſteckte ein künſtlich verfertigtes Menſchenhaupt mit verbundenem

Geſicht und ſchwarzem, ſtruppigen Haar, wie ſie Wenzel Muffel hatte, ferner ein ausgeſtopfter Balg in Menſchengeſtalt ohne Kopf und noch einige Utenſilien. Man war eben mit dem Werke fertig, und nur noch beſchäftigt, Erde aus dem gefrornen Boden zu graben, um auf dem Gerüſt die Stelle, wo die Schnitte im Boden waren, zu beſtreuen, welches am Morgen noch verſtärkt werden ſollte, und bei allen Hinrichtungen geſchah, als der wachthaltende Franzoſe Bellegarde, welcher kurz vorher den Italiener Schiaſetto abgelöſt hatte, das Zeichen gab. Augenblicklich verſtummte die Arbeit und ſogleich ſah man gerade unter dem Galgen eine feurige Geſtalt mit Bockshörnern, Schwanz und Pferdefuß, aus deren Rachen ein rother Feuerſtrom mit ſchwarzem Dampf ausging. Man vernahm ohnfern dem Gericht einen gräßlichen Schrei; dann war es ſtille und blieb's.

„Der hat genug geſehn!“ ſagte der Narrenkönig, „aber nun laßt uns eilen!“ „Mir war's, wie eine weibliche Stimme,“ verſetzte Hinko. — „Weib oder Mann; es wird die Neugierde bereuen, und wer weiß, ob ihm dazu noch Zeit übrig bleibt.“ — „Um aller Heiligen willen! Es wird doch nicht Markita geweſen ſein?“ rief Hinko angſtvoll. „Auf! ſie zu ſuchen, uns zu überzeugen, wer uns belauſchen wollte!“ — „Ich gehe mit Dir! Die Andern mögen unterdeſſen vollenden.“ — Sie gingen und unterſuchten die Umgegend des Hochgerichts nach der Seite hin, von wo der Schrei hergedrungen war, und bald gewahrten ſie eine menſchliche Geſtalt im Schnee liegen. Hinko eilte hinzu und erkannte, trotz der Dunkelheit der Nacht, bei'm

Schein des Schnee's Bjetka in der Ohnmächtigen. Ohne zu begreifen, wie ſie in der Mitternacht allein hierher gekommen ſein möchte, überlegte er ſchnell ſeine durch dieſen ſonderbaren Zufall ſehr verſchlimmerte Lage, und ſah ein, daß, um ſich und ſein Spiel nicht ganz zu verderben, Bjetka jetzt nicht wieder in's Freihaus zurückgebracht werden dürfe. Er theilte dem Narrenkönig ſeine Anſichten darüber mit, und da dieſer ganz mit ihm einverſtanden war, ſo entſchloſſen ſie ſich ſchnell, wie es der Drang des Augenblicks erforderte, die ohnmächtige Frau hinab nach Podskal zu ſchaffen und ſie dort ſo lange zu erhalten, bis die ganze Proceſſion vorüber ſein würde. Die Schauſpieler waren eben mit ihrer Arbeit fertig und luden nun, auf des Narrenkönigs Geheiß, Bjetka auf ihre Schultern, und mit raſchen Schritten ging's von dannen. „Mit Tagesanbruch geh' ich durch die Pforte des Hochgerichts, meine Schlüſſel ſchließen ſo gut, wie die Deinigen," ſagte der Narrenkönig bei'm Scheiden zu Hinko. „Von innen verrammele ich die Thür, und Niemand als Du und Hinek darf hinein." Während ſie ſchieden, begann es heftig zu ſchneien. „Sei getroſt, der Himmel iſt uns günſtig!" rief der Schauſpieler vergnügt, „eh' der Tag anbricht, ſind alle Fußtapfen, ſo wie der Boden des ganzen Blutgerüſtes zugeſchneit, und Niemand ahnet unſer Schaffen." — „Gott helf' uns!" rief Hinko und eilte mit Knabenſprüngen über die Schneefläche hinab nach dem Freihauſe zu. Markita ſtand in ihren Mantel gehüllt wartend an der Thüre. „Haſt Du vielleicht bemerkt, daß man uns vermißt hat?" fragte Hinko haſtig. — „Ich habe nichts weiter bemerkt, als daß dieſe Thür offen ſtand, die ich doch, als wir gingen, in's Schloß gelegt habe. Das iſt mir ſehr aufgefallen. Weißt Du's vielleicht zu erklären?" — „Nein!" verſetzte Hinko; denn er fand es nicht für gut, Markiten ſeine Erfahrung hinſichtlich Bjetka's mitzutheilen, aus Furcht, ihr frommes gutes Herz möchte ihm hier einen unklugen Streich ſpielen. — „Und doch ſchien aus Deiner Frage das Gegentheil hervorzugehen? — „Ich bitte Dich, ſage, wie haſt Du Deine Sache ausgerichtet? Alles Andere wird ſich morgen aufklären." — „Der Gefangenwärter ließ mich auf meine dringenden Bitten und Vorgeben, ich wolle mit dem Verurtheilten beten, zu ihm. Ich hoffte einen in den Willen Gottes ergebenen Mann zu finden, und fand einen gräßlichen Böſewicht, der mich mit Flüchen und Schmähungen empfing, als ich nur ein Wörtchen von Hülfe durch die gebenedeite Jungfrau und ihren Gottesſohn fallen ließ. Nachher aber, als er mich angehört und ich ihm bei allen Heiligen zugeſchworen hatte, er ſolle gerettet und am Leben erhalten werden, wenn er die Salbe gehörig anwendete, da ſah er mich erſt lange zweifelhaft an, dann brach er wie ein Toller in unverſtändliches Geſchrei aus, riß mir die Salbe aus der Hand, ſtrich ſie ſich an den Hals, und da er gleich einige Wirkung verſpüren mochte, wurde er ſo unverſchämt, mir abſcheuliche Anträge zu machen, indem er meinte, aus einer ſinnlichen, verdammlichen Leidenſchaft ſei ich gekommen, ihn zu retten, und konnte gar nicht begreifen, welch einen andern Grund ich zu ſolch' kühner nächtlicher Wanderung und Wagniß gehabt haben könne, als ich ihn mit Verachtung zurückwies.“ — „Der Elende!“ rief Hinko und ballte die Fauſt. „Selbſt im Angeſicht des Hochgerichts bleibt er ein nichtswürdiger Schurke. Doch vielleicht macht ſeine Rettung durch meine Hand einen tiefern Eindruck auf ihn.“ — „Man ſoll ja auch das Gute ſein ſelbſt willen thun,“ ſagte Markita. — „Und ſo geſchehe es immerhin, wenn wir auch keinen Dank davon haben. Bete für mich.“ — „Ich bete für Dich.“ Sie verſchwanden durch die Thüre und die kalte Winternacht lag ferner ſchweigend auf der Gegend, die der fallende Schnee immer blendender kleidete, ſo daß der trübe Morgen die Erde im weißeſten Gewande erblickte. Er warf zugleich einen gar griesgrämlichen Blick in den Hof des Wiſchehrads, wo man allmählig Anſtalten traf, die armen Sünder zum Tode zu führen. Zwei Fähnlein Knechte harrten ſchon, um ſie zu empfangen.

Im Freihauſe war's früh auch lebendig geworden, aber die Regſamkeit war dort das Ergebniß einer großen Unordnung und Verwirrung. Die Knechte liefen verſtört durcheinander, Jobſt's Stimme ließ ſich heftig vernehmen, Markita weinte. Schon war das ganze Haus, ſchon alle Ställe und die Umgebung durchſucht, Bjetka war nicht gefunden. Endlich ſtürzte Markita auf Hinko zu, und beſchwor ihn, ihr zu ſagen, wohin die Stiefmutter in dieſer Nacht gekommen ſei, wenn er nicht den ſchrecklichen Argwohn in ihr erwecken wolle, daß er ſie ſelbſt bei Seite geſchafft habe. — „Ich verſprach Dir ſchon in dieſer Nacht, daß Du heut Alles erfahren ſollſt. Gedulde Dich bis nach der Execution dann will ich Dich ſelbſt zu ihr führen. Bis dahin nimm die Verſicherung, daß ſie ſich wohl und nicht weit von hier befindet.“ Markita gab ſich mit dieſem Beſcheid zufrieden; Jobſt tröſtete ſich mit der Muthmaßung, die er laut genug werden ließ, um von Allen vernommen zu werden, daß ſie ihm wohl mit einem Kebſer davon gelaufen ſein werde. Unter dieſem nutzloſen Hin- und Herlaufen, Suchen und Schwatzen war die Zeit herangekommen, welche den Stöcker und ſeine Knechte zur blutigen Pflicht rief. Hinko erſchien in ſeiner ſchwarzen Haarkappe, um Mund und Backen mit zottligem Bart verbrämt, und ſah darin aus wie ein Mörder von Profeſſion. Zum Gehülfen hatte er ſich Hinek auserwählt, und ſo gingen ſie denn, den Dienſt zu verrichten. Am Hochgericht angelangt, ſahen ſie ſchon den Zug ſich heranbewegen. Hinko und Hinek öffneten die Pforte, nahmen die Treppe aus dem ſteinernen Hauſe, legten ſie an, und Beide gingen dann wieder durch die Thüre, welche ſie von innen verſchloſſen. Ein Paar Augenblicke darauf zeigte ſich Hinko oben auf dem Gerüſt im rothen Mantel, das blitzende Schwert in der Hand. Jobſt wartete den Zug ab, machte vor demſelben ſeinen Reverenz und ließ die geiſtlichen Herrn, die Wachen und armen Sünder voran treten; dann ſtieg auch er auf das Gerüſt. Sobald die Trabanten die beiden dem Tode Verfallenen den Henkern übergeben hatten, ſtiegen ſie wieder hinab. Nur der Pater Hilarius (er war einer von den Pfaffen) und ſein Gefährte blieben. Wenzel Muffel hatte ſich in ſein Schickſal ergeben; er war ſchon mehr todt als lebendig. Keinen Wunſch hatte er gehabt; nun war es nur der eine, bald abgethan zu werden. Ueber ſeine zitternden bleichen Lippen ſchwebte, aber nicht vernehmbar, von Zeit zu Zeit der Name: Elſe. Die grimmige Kälte des Morgens machte ihm faſt das Herz gefrieren, und an allen Gliedern zitternd, unfähig, eins derſelben zu gebrauchen, ließ er ſich fortſchleppen nach dem Stuhle, wo er ſeine Seele auszuhauchen gedachte. Aber auch der letzte Wunſch ſollte dem armen Schächer nicht erfüllt werden. Ein Hauptmann von der königlichen Wache erſchien und meldete, daß man mit der Hinrichtung noch anſtehen ſolle, bis der König, der ſelbſt Augenzeuge derſelben zu ſein begehre, erſcheinen werde. Potuſchka verzog bei dieſer Nachricht das Geſicht zur höhniſchen Fratze und war ſogleich emſig daran, ſich den bloſen Hals zu beſtreichen und einzureiben, bis er das Büchschen vollends geleert hatte, welches er auf der Bruſt verborgen hielt. Ihm ſchien die Verzögerung ſehr zu ſtatten zu kommen, und mit einem wahren Triumphblick ſah er auf den verzagenden, zähneklappernden Wenzel herab, der ohne Zeichen des Lebens auf dem Stuhle ſaß, und gewiß ebenſo wenig etwas von des Paters Hilarius geiſtlichem Zuſpruch hörte, wie ſein munterer Schwager von dem des andern froſtigen Pfaffen.

Hinko vergoß trotz der Kälte manchen Schweißtropfen, und ſchweifte mit den Augen oft über die Stelle, aus welcher der Zauber hervorgehen ſollte. Hinek, mit dem Geheimniß durch den Narrenkönig ſelbſt vertraut gemacht, wählte ſeine Stellung ſo, daß kein Anderer an den Platz treten konnte. Eine Bank, ein rother Teppich, noch ein Seſſel und mehrere andere Kleinigkeiten ſtanden und lagen wie zufällig umher. Die Geſichter der Umſtehenden waren der Burg zugewendet, und hatten ſonach den Ort im Rücken, wo im entſcheidenden Augenblicke des Narrenkönig ſein tollkühnes Wagſtück ausführen wollte. Je länger die Verzögerung dauerte, deſto heftiger zitterte Hinko und ſein Muth verließ ihn im Augenblick, wo ein Trompetenſtoß des Königs Ankunft verkündete, faſt gänzlich. Sein Geſicht glich einer marmornen Bildſäule.

Der König kam zu Pferde, umgeben von den meiſten Herren ſeines Hofes. An ſeiner Seite ritt eine hohe herrliche Frau in koſtbare Pelze gehüllt, auf einem Zelter, deſſen Farbe mit der des Schnees in blendender Weiße wetteiferte. Es war die Gemahlin des Hofmarſchalks Czuch von Zaſada, die als Schweſter des Königs bekannte deutſche Gräſin Rothkirch. An der Mauer des Hochgerichts angelangt, warf die Gräſin einen mitleidigen Blick auf Wenzel Muſſel's Trauergeſtalt im Armen-Sünderkleide, dann erhob ſie das große bewegte Auge mit dem Ausdruck der Bitte auf ihren königlichen Bruder. Er winkte ihr gnädig zu. Wenzel, durch das Jauchzen des Volks, dem König ſein Willkommgruß, und das durch die Ankunft des berittenen Hofs entſtandene Geräuſch aus ſeiner Gefühlloſigkeit aufgerüttelt, ſchlug die Augen auf und erkannte mit Schrecken Elſen Stengel. „Ach die Grauſame will mich abthun ſehn und ihre Rache in meinem Blute kühlen!“ ſeufzte er vor ſich hin, und faſt vergingen ihm die Sinne vor dieſem entſetzlichen Gedanken. In dieſem Augenblicke beſchied der König den Hofmarſchalk zu ſich heran, ſagte ihm etwas und dieſer ließ ſogleich durch die Trompete eines Herolds Ruhe gebieten. Alle Augen hingen erwartungsvoll an Czuch's Munde. „Unſer allergnädigſter König," rief er laut, „hat in Erwägung gebracht, daß der zum Tod verurtheilte Wenzel Muffel, auch Edler von Happerswyl genannt, nicht aus eignem böſen Willen ſich eines Betrugs an der Majeſtät zu Schulden hat kommen laſſen, ſondern ein Verführter iſt. Der König läßt an ſelbigem deshalb Gnade für Recht ergehen und ſchenkt ihm das Leben mit dem Befehl, ſich binnen einer Tagesfriſt aus der Hauptſtadt und binnen dreien Tagen aus dem Lande Böhmen zu entfernen und deſſen Marken niemals wieder zu überſchreiten bei Verluſt des Kopfes und der rechten Hand." Ein Beifallsjauchzen des Volks bezeichnete den Schluß der Rede. Wenzel Muffel war vom Stuhle aufgeſprungen, erſt horchend und zweifelhaft, ob er ſeinen Ohren trauen dürfe, dann mit dem Ausdruck des höchſten Entzückens vorwärts eilend nach der Stelle, wo Elſe an der Seite des Königs hielt. „Dank Elſe! Dank, Dank! rief er hier und ſtreckte ſeine Hände nach ihr aus. „Das werd' ich Dir nie vergeſſen." Ein Trabant der königlichen Wache erhielt hierauf Befehl, den Befreiten herabzuholen und einen warmen Rock über das arme Sünderkleid zu werfen. Dies geſchah. Sobald Wenzel vom Blutgerüſt war, zog ſich auch der zu dieſer großmüthigen Handlung ſauerſehende Hilarius zurück, und Potuſchka ſtand mit ſeinem Pfaffen allein noch unter den Henkern, nicht ohne Hoffnung, auch auf ihn werde die Gnade des Königs ihren Sonnenſtrahl werfen. Aber er hoffte vergebens; denn auf einen Wink des Oberrichters befahl der Stockmeiſter ſeinem Freiknecht, dem Grafen ſein Recht zu thun. Alſobald zog Hinko unter einem Teppich den Degen und das Wappenbild des Grafen hervor und zerbrach Beides; dann zerriß er das Panner deſſelben. Hierauf warf er ihm den Strick um den Hals, welcher jedoch mit einem geſchickt geknüpften Knoten verſehen war, ſo daß er ſich nicht ganz zuſammenziehen konnte. Der Graf beſtieg ohne Zagen die Leiter, Hinko folgte ihm, unerkannt von ſeinem Todfeinde. Als der Freiknecht den Strang an dem unſeligen Baum befeſtigt hatte, ſtieß er den Abgeweihten nicht, wie gewöhnlich, von der Leiter, ſondern er zog ihn ſanft herab, indem er ihm zuflüſterte: „Lüfte den Strang zuweilen mit den Händen, wenn ſich das Volk verlaufen hat. Jetzt aber ſtelle Dich an, als ſtürbeſt Du. Dieſen Abend um die fünfte Stunde hol' ich Dich." Der Graf baumelte und machte alle Pantomimen eines durch den Strang Sterbenden. Das in geringer Anzahl verſammelte Volk kümmerte ſich wenig um ihn und zog mit dem Hofe davon; bald war der Platz leer, und Potuſchka durfte den ihm gewaltig läſtigen Strick, der ihm trotz der Verhärtung ſeiner Haut und des geſchickten Knotens doch die Kehle ſchnürte, bald auf dieſer, bald auf jener Seite mit der Hand ſchieben. Aber nicht allein der Strick war es, der ihn immer mehr marterte, auch die Kälte ſetzte ihm ſo gewaltig zu, daß er nach einigen Stunden ſeine Glieder erſtarren fühlte. Die Hände verſagten ihm den Dienſt, ein zuckender Schmerz durchfuhr ihn, dann dämmerte es ihm vor den Augen und gleich darauf vergingen ihm die

Sinne. Nun regte er ſich nicht mehr, und eh' eine Stunde verging, waren ſeine Glieder ſtarr geworden. Um dieſe Zeit, gerade beim Eintritt der Dämmerung war es, wo mehrere Fiſcher aus dem Podskal Frau Bjetka in einem Bette nach dem Freihauſe brachten. Markita, welche Hinko nach der Execution verſprochenermaßen zur Stiefmutter geführt hatte, ging nebenher, kindliche Thränen vergießend; denn Bjetka ſchien immer noch ſehr krank zu ſein und ſprach, ſobald ſie den Mund aufthat, ſchreckliche Dinge von feuerſpeienden Teufeln und anderm Geiſterſpuck, den ſie am Hochgericht geſehen haben wollte. Als ſie nun ihren Einzug im Freihauſe gehalten hatte, richtete ſich die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt aller Bewohner deſſelben auf die ſeit dem Morgen vermißte und nun todtkrank zurückgekehrte Meiſtersfrau, und Hinko bekam durch dieſen gewünſchten und theilweiſe ſelbſt ſchlau herbeigeführten Umſtand vollkommen Raum und Gelegenheit zu ſeinem Vorhaben. Mit einem langen ſtarken Strange verſehen, ſchlich er heimlich und unbemerkt nach dem Hochgericht. Die Nacht goß ihre feuchten Nebelſchleier über die Flächen, ſo daß man kaum einen Schritt weit ſehen konnte. Leis und bebend öffnete der Jüngling die Pforte des unheimlichen Hauſes, und zog die Leiter ſich nach auf die Höhe. Er legte ſie frierend und zagend an den unglücklichen Baum, und erklimmte raſch ihre Staffeln. Oben angelangt, beugte er ſein bekümmertes Geſicht über den Querbalken und fragte: „Lebt Ihr noch, Potuſchka?" Keine Antwort. Er faßte des Grafen Arm und der heftigſte Schrecken hätte ihn faſt von der Leiter herabgeſtürzt. „Barmherziger Gott!

ſo wäre er dennoch todt!" jammerte der Verzweifelte; aber bald ſich wieder ſammelnd, bedachte er, daß vielleicht das Leben noch nicht ganz aus dem Verurtheilten gewichen, und er ſich ſelbſt ſchuldig ſei, alle möglichen Verſuche mit dem Körper zu machen, und die Hoffnung nicht aufzugeben. Nun trat ihm aber eine nicht geahnete Schwierigkeit beängſtigend entgegen, wie er nämlich den ſchweren Körper herabbringen ſollte, ohne ihm den Lebensfunken, der vielleicht noch in ihm ſchlummere, vollends auszublaſen. Doch zu Allem, ſelbſt zum Verluſt des eigenen Lebens entſchloſſen, ſchlang Hinko den Strang um Potuſchka's Leib, befeſtigte das andere Ende deſſelben ſich ſelbſt unter den Armen, umklammerte, all ſeine Kraft aufbietend, mit dem rechten Arm den Baum, und ſchnitt mit der linken Hand mittels eines Meſſers den Strick durch, an welchem der Graf hing. Augenblicklich ſtürzte der Körper herab, und wenn Hinko nicht mit glücklicher Schnelligkeit auch den linken Arm um den Galgen geſchlagen hätte, ſo hätte ihn die Wucht des Gehenkten hinabgeriſſen, und er ſelbſt den Tod gefunden. So aber erhielt er ſich und ließ den Körper an dem Strange langſam an der Leiter hinabgleiten. Unten angelangt, labete er den Erſtarrten auf den Rücken und trabte eiligen Schritts dem Freihauſe zu. Durch die Hinterpforte langte er glücklich und unbemerkt in ſeiner Kammer an, entkleidete den Grafen und hüllte ihn in ſeine Betten. Dann ſchlich er nach dem Laboratorium, bereitete einen die Lebensgeiſter anregenden Trank, flößte dem Erſtarrten davon einige Tropfen ein und rieb ihn dann am ganzen Leibe mit wollenen Tüchern.

Nachdem er ohngefähr eine Stunde ſo fortgefahren hatte, bemerkte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude die erſten Lebenszeichen am Grafen. Nun verdoppelte Hinko ſeinen Eifer, und als er die Arznei in ſtärkeren Doſen gab, fing Potuſchka an, regelmäßig zu athmen. Jetzt war es Zeit, ihm ſchweißtreibende Mittel zu geben. Dann ſetzte ſich der ſorgſame Freiknecht an das Lager und beobachtete mit Thränen im Auge die Athemzüge ſeines Todfeindes. Aus den verzerrten Zügen dieſes Geſichtes ging dem Jüngling noch einmal all das Elend auf, welches er durch Potuſchka erfahren hatte, und er kannte ja nur die Hälfte deſſelben, was der böſe Mann ihm angethan. Aber kein Groll kam in Hinko's Seele, vielmehr nahm er die Lampe und leuchtete den Grafen an, um ihm den Schweiß von der Stirne zu trocknen. Doch in demſelben Augenblick, als der ſcharfe Strahl des Lichtes die geſchloſſenen Augenlider des Ohnmächtigen traf öffnete er ſie und ſtarrte den Freiknecht mit großen Augen an. Wie eine düſtere Wetterwolke ſtieg das Entſetzen und die Angſt im Geſicht des Grafen auf; er verſuchte etwas zu ſprechen, aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt; deſto leidenſchaftlicher wurde der Ausdruck ſeiner finſtern Züge. „Seid ruhig!“ flüſterte ihm Hinko zu. „Euer Leben iſt gerettet, aber noch nicht in ſolcher Sicherheit, daß Ihr Euch nicht durch einen voreiligen Laut verrathen und verderben könntet.“ — „Biſt Du's wirklich, Tarquini, oder ein Schemen, das mich äfft?“ ſtöhnte der Graf mit gepreßter Stimme. — „Ich bin es nicht mehr,“ verſetzte Hinko mit ſchmerzgepreßter Stimme, „und deshalb beruhigt Euch.

Einſt hieß ich ſo, doch, bei'm Erlöſer, Ihr wißt am beſten, wie ich dieſen Namen verloren habe." Potuſchka wandte ſich ab und ſprach nichts weiter; als ihm Hinko aber neue Arzenei reichte, weigerte er ſich, dieſelbe anzunehmen. „Nehmt, ich bitt' Euch bei den ſieben heiligen Wunden des Herrn! um Eures Heils wegen. Ihr müßt Euch ſtärken, um mit der erſten Morgendämmerung dieſes Haus, wo des Königs Stock- und Freimeiſter nicht zehn Schritte von Euch raſtet, zu verlaſſen und aus Böhmen zu flüchten, wo Euer Leben ſtets an einem Pferdehaar hängt." Unwillig und heftig riß der Graf dem Freiknecht die Schaale aus der Hand und verſchlang die Eſſenz. Kein Wort kam über ſeine Lippen. Gleich darauf hörte ihn Hinko ſchlafen. Der Freiknecht benutzte dieſe Zeit, einige zerfetzte Kleidungsſtücke hervorzuſuchen, den falſchen Bart und das Haupthaar, welches er Tags vorher ſelbſt getragen, etwas für Potuſchka's Kopf zurecht zu ſtutzen, und noch einige Stärkungsmittel in einem Würztrunk zuzubereiten, welchen er dem Flüchtling mit auf den Weg geben wollte. So war Mitternacht vorübergegangen. Da klopfte es leiſe an die Thür und flüſterte: „Markita." Hinko öffnete. Die Liebliche ſchlüpfte herein. „Iſt er gerettet?" fragte ſie ängſtlich. — „Er iſt's!" verſetzte Hinko. „Gelobt ſei Jeſus Chriſt und alle vierzehn heiligen Nothhelfer! Mir bangte ſehr. Hier haſt Du meine erſparten Goldpfennige. Gib ſie ihm mit auf die Fahrt in's Elend." — „Herzgutes, minnliches Kind! Er ſoll es haben." — „Die Mutter liegt hart und feſt darnieder," ſagte Markita, „und der Vater bekümmert ſich nicht um' ſie. Morgen vertrau' ich ſie Deiner Pflege an. Willſt Du, Hinko?" — „Deine Wünſche, holde Minne, zu erfüllen, iſt mein höchſtes Glück. Ich komme, ſobald dieſer hartgeſottene Sünder Valet geſagt hat." Markita verſchwand wieder. Es ſchien, als ob der Graf während des Zwiegeſprächs munter geworden ſei und daſſelbe mit angehört habe; denn er ſagte jetzt laut und vernehmlich: „Ich will Euch aus der Wege ziehen." — „Ihr habt noch einige Zeit, und könnt Euch für die Wanderung mit dieſem Frühimbiß ſtärken." — „Nein! Kreuz, Stein und Strahl! Ich *will* fort. Keine Minute länger. Bei allen Heiligen, deren Schutz ich bedarf!" — „Ihr ſeid ein ungeberdiger Mann! So nehmt dieſe Kleider, hängt Euch dieſe falſchen Haare um, ſteckt dies Geld und dieſe Kürbisflaſche mit präparirtem Würz-Wein zu Euch. Niemand wird Euch erkennen, und wenn Ihr nicht zu ſchwach ſeid, können Eure Ferſen, eh' der volle Tag anbricht, Prag ein Paar Meilen hinter ſich haben." — „Ich bin nicht ſchwach," erwiederte der Graf mit einem grimmigen Tone, ſtand auf, warf die Kleider über, nahm das Gold ſtumm und trotzig, und ſtand in wenig Minuten als ein alter gebeugter Bettler vor dem Freiknecht. „Wo bin ich, in welchem Hauſe?" fragte er jetzt. „Ich ſagt' es Euch ſchon, in des Königs Freihauſe," war die Antwort. — „Ich ahnete es, bring' mich hinaus." — Hinko führte ihn durch die Hinterthür in's Freie. Der Schnee gab Schein genug zum Wandern. „Die Gegend brauch' ich Euch nicht anzugeben, Ihr kennt ſie beſſer, als ich," ſagte Hinko. „Auch will ich nicht wiſſen, wohin die

Spitzen Eurer Füße ſtreben. Reiſt mit Gott.“ — Der unfreundliche, liebloſe Mann ging ohne Dank, ohne Gruß und Wort von dannen und verſchwand bald in den Nebeln der Nacht. Mit einem wehmüthig bittern Gefühl kehrte Pinko kopfſchüttelnd in das Haus zurück, aber jeder Schmerz verflüchtete ſich aus ſeiner Bruſt, als er ſich plötzlich von Markita's Armen umſchlungen und die Schläge ihres treuen Herzens an dem ſeinigen fühlte. Eine Thräne der Rührung und des frohen Bewußtſeins, die Pflichten der Menſchlichkeit gerade an dem geübt zu haben, welcher ſie ihm hart und grauſam verſagt und die ſchändlichſte Untreue an ihm begangen hatte, rollte über ſeine Wangen, Markita küßte ſie davon weg und Beide traten in das Zimmer der kranken Bjetka, welcher der edle Jüngling nun ſeine ganze Kunſt und Sorgfalt widmete. —

Wenzel Muffel, gern auf die Ehre, den Namen und das Wappen eines Herrn von Happerswyl verzichtend, und nur froh, mit dem Leben davon gekommen zu ſein, trollte ſich mit noch bebenden Gliedern wie ein Halbverrückter vom Schauplatze ſeiner Todesangſt, lief als wenn ihm der Teufel nach dem Buckel greifen wollte, und hatte nichts anders im Sinne, als in die Stadt hinab zu eilen, ſeiner geliebten Agnes, deren gebranntes Herzeleid er ſich nicht verzweifelt und ſchrecklich genug ausmahlen konnte, durch ſein Erſcheinen und Verkünden der frohen Mähr auch wieder Leben und Wonne zu ſchenken und dann mit ihr und ſeinem Gelde Prag ſogleich zu verlaſſen und in einem andern Lande — wo wußte er noch nicht und war ihm vor der Hand auch ganz gleichgültig — ein neues und vergnügliches Leben anzufangen. Durchdrang ihn doch jetzt nur das eine mächtige Gefühl mit gewaltigen Strömen, das Gefühl zu athmen, zu leben, nicht vom ſchwarzen Schlunde des Todes verſchlungen zu ſein. In ſolchen Augenblicken meint der Glückliche, nicht allein der Menſch, ſondern die ganze Natur müſſe dies heftige Gefühl mit ihm theilen, er macht ſich unbewußt zum Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, er bezieht Alles auf ſich, um ihn dreht ſich das Weltall. Und um ſo viel weniger kommt ihm der kleinſte Zweifel am Mitgefühl derer, die ihm zunächſt ſtehen, in die jetzt von allem Argwohn befreite Seele. Wenzel Muffel gedachte in den Armen ſeiner Ehewirthin, welcher Gott ihn gleichſam zum zweiten Male geſchenkt habe, das Freudenfeſt des neuen Lebens recht innig und fröhlich zu feiern, und es war ihm deshalb unangenehm, daß er ſich in ſeinem raſchen Gange von Jemand aus dem Hauſen, dem er eben entronnen war, aufgehalten ſah. Die wunderliche bunte Schellentracht des kecken Burſchen, der Wenzeln den Weg vertrat, verrieth dieſem, daß er es mit dem Hof- und Schalks-Narren des Königs zu thun haben werde.

„Gott ſchenk' Euch noch lange den Athem!“ ſagte Butterknötele, „aber ich bitt' Euch, lieber Herr, ſtrengt ihn und Eure armen Beine nicht gleich allzuſehr an; ſie ſind des Laufens noch gar nicht ſo gewohnt, und Ihr würdet den Schaden gewiß bald verſpüren. Geht fein ſachte, vielwerther Landsmann; Ihr kommt immer noch zu zeitig in die Stadt. Oder wenn Ihr lieber wollt, auch zu ſpät, und alles Rennen hilft Euch doch zu nichts mehr und wärt Ihr der beſte

Mühe, Ihr kämt zur Hatz zu ſpät.“ — „Was kalmäuſerſt Du da, närriſcher Geſell?“ ſagte Wenzel unwillig zu dem ihm läſtigen Schellenkönig. „Ich verſtehe Dich nicht.“ — „Wie ſoll ich Euch das nun erklären?“ Es iſt ein närriſches Ding um das Leben, und oft wird gerade deshalb ein Narr am erſten daraus klug. So bin ich über das Eure geſtern und heute völlig in's Reine gekommen, und wenn Ihr ein Narr wäret, wie ich, ſo würde ich gar keinen Anſtand nehmen, Euch meine Narrenweisheit mitzutheilen.“ — „Nun wenn ich's noch nicht bin, ſo wird mich Dein Theiding bald dazu gemacht haben.“ — „Deſto beſſer!“ johlte der luſtige Rath, „dann werdet Ihr über das, was ich Euch in's Ohr raunen will, aus vollem Halſe lachen, daß Euch der freilich merklich zuſammengeſchrumpfte Bauch doch noch was weniges wackelt, und Euch nicht zornmüthig darüber ereifern, wie Ihr jetzt gewißlich thun würdet, ſintemal Ihr annoch ein ganz kluger Mann ſeid.“ — „Nun friſch und raſch! Sag an, was willſt Du von mir, daß Du mich anläufſt und aufhältſt? Heraus damit oder laß mich meine Wege ziehen. Meine Zeit iſt zu koſtbar, als ſie nutzlos mit Dir in einfältiger Narrethei zuzubringen. Haſt Du nicht vorhin von des Königs Herold und Pannerträger vernommen, daß mir nur wenig Stunden vergönnt ſind, in dieſem Lande zu verweilen? Auch trag' ich eben kein Gemüth zu Schnack und Schwank, zu Schnyrren und Flauſen.“ — „Was ich will? Euch meine Narrenkugel über den Kopf ſtülpen, damit Ihr Eurer Frau für ihre gehabte Mühe zum Lohn nicht bei'm erſten minnlichen Umfangen die Augen ausſtoßt." — „Alberne Fatzer, was ſoll das Geſpeis? Ich verſteh' Dich nicht." — „Auch gut. Drum nur das Eine noch. Wozu wollt Ihr erſt noch hinab nach Prag und Euch abhetzen wie ein Jagdhund des Königs. Schlagt Euch gemächlich über die Berge, dahin habt Ihr den kürzeſten Weg in's Baiernland oder Oeſterreich." — „Dummbart, ich werde doch meine Frau nicht ſitzen laſſen ſollen und mein ſchönes Geld in der Truhe dazu?" — „Laßt ſie ſitzen, laßt ſie liegen — das Letztere thut ſie doch zumeiſt. Sie hat Euch geſtern auch ſitzen laſſen. Geht über die Berge und nehmt das Sprüchlein von mir mit: Einer Frau ſollſt Du nicht trauen, was ſie auch Schönes Dir verſpricht, glaub's ihr nicht. Weibergemüth und Apfelblüth ſind in einer Nacht zu Schanden gemacht. Wollt Ihr über die Berge gehen, Herr?" — „Nach der Stadt will ich, Narr." — „Was habt Ihr da noch für ein Gewerbe? Vermuthlich zuzuſehen, wie Eure Frau ſich ſchnell wieder in die alten Poſſen gefunden hat? O was man einmal gründlich erlernt hat, vergißt man ſobald nicht wieder, zumal was man aus Menſchenliebe lernt. Wer will die gute Frau drum ſchelten, daß ſie ein chriſtlich Gemüth und wachsweiches Herz hat, ſich der Noth der Männer erbarmt; denn den Weibern kann ſie ja doch nicht helfen; ſich nicht lange von einem minneluſtigen Fant und minnekoſigen Flaumbart girren läßt. — Minne ſoll man freiwillig ſpenden und ſich nicht erſt dazu bitten oder zwingen laſſen. Und daß ſie hübſch Alle liebt — ei das iſt ja gerade eine Cardinaltugend. Liebet Eure Feinde, iſt das chriſtliche Gebot, wie viel mehr ſoll eine hübſche Frau nicht diejenigen lieben und ſich von denſelben lieben laſſen, die ſich ihr als ihre beſten Freunde bethätigt haben? Wie könnt Ihr doch thöricht verlangen, ſie ſoll Euch allein minnen? Welch ein groß Kapital ginge da verloren, deſſen kleinſter Theil Euch ſchon befriedigt! Wollt Ihr, daß ein kluges Weib das Uebrige unverzinſt liegen laſſe? Ein Weib, das Lieb' im Herzen trägt, und Brunſt für andre Männer hegt, das iſt führwahr ein Taubenſchlag, der ſtehet auf bei Nacht und Tag; die Tauben fliegen ein und aus; der Mann beſchützt und baut das Haus, und ſieht noch ſeine Freude dran, wenn alle Platz im Hauſe han. Wollt Ihr noch immer nach Prag, Landsmann?“ — „Dein poſſenhaft Geſchwätz ſoll mich nicht davon abhalten. Du, Pickelhäring, ſollſt mir meine Frau nicht verdächtigen. Und wär' ſie ein Bieſt, wie Du ſagſt, ſo werd' ich doch mein Geld nicht im Stich laſſen. Meine Freunde müſſen mir zurückzahlen, was ſie von mir geborgt, wir machen unſer Gut zuſammen, und dann geht's mit meiner Agnes auf und davon. Ja mein minnigliches Weib hat ſich nur auf Tage von mir gewendet, weil ich ſtöckiſch und mürriſch war. Der Liebesbund wird nun neu und ſtärker geknüpft und vereint gehen wir an einen andern Hof und“ —

„Nun ſo geht in des heiligen Lorenz Namen! und ſtolpert unbekümmert über die Steine, die Euch der und jener in Euern Garten geworfen hat,“ ſagte der Narr ärgerlich. „Da Ihr aber Euer Weib und Euer Geld immer gar allerliebſt zuſammenſtellt, ſo will ich Euch noch ein Sprüchlein von beiden ſagen: Einſt ſprach der güldene Pfennig:

hört und merkt Euch männig! Kein Weib iſt ſo fürnehm oder gering, daß ich ſie nicht zur Minne zwing'; doch komm' ich in ihre Hände, daß ich mich drin verkehr' und wende, dann hat auch die Minn' ein Ende. — Nun behüten Euch ferner die beiden Schutzpatronen unſrer Vaterſtadt, der heilige Sebaldus und der noch heiligere Lorenz, und wenn Euch Eure Frau heute noch auf dem Roſt braten wollte, ſo legt Euch wie der Letztere unſerer Heiligen hübſch geduldig auf die andere Seite, wenn Ihr auf der einen gar ſeid; denn ein halb garer Ehemann iſt doch gar nicht zu genießen. Sollte es mit Eurer Lorenziſchen Standhaftigkeit aber nicht weit her ſein und Euch das erſte Feuer gleich ſo in den Leib ſchlagen, daß Ihr daran genug hättet, ſo ſeid ſo gut und erinnert Euch, daß in ganz Prag des Königs Nürnberger Hof-Narr und luſtiger Rath und deſſen ehelich Geſpons, ſonſt Gürtelmagd Eurer leiblichen Schweſter, Eure beſten Freunde ſind. Kommt dann zu mir auf den Wiſchehrad, das Uebrige findet ſich. Und ſomit Gott befohlen!“ — Der Narr war mit einigen Sprüngen wieder unter dem Haufen, um den Grafen Potuſchka hängen zu ſehen, während Wenzel Muſſel ſeine Beine wieder, fürbaß in Bewegung ſetzte, obſchon etwas langſamer als vorher und den Kopf voll wirrer wunderlicher Gedanken, die von des Narren Reden darin erweckt worden waren. Inzwiſchen wurde er wieder heiterer, je näher er ſeiner Behauſung kam, und als er die ſteinerne dunkele Treppe hinaufſchlich, bebte er vor Freude, wie er ſeine Agnes überraſchen und ein Uebermaß von Wonne bereiten würde. Leiſe öffnete er die Thür, lugte durch die Klinſe in den großen Gaden, und als er darin nur Diener und Mägde ſah, ging er, ohne die Pforte zu öffnen, nach Agnes Kloſet und meinte ſie dort wehleidig und mit Verzweiflung ringend über ſeinen ſchmählichen Tod zu finden. Er legte das Ohr an die in die dunkle Halle führende unverſchloſſene Thüre, um das Schluchzen und Wehklagen der gemarterten Frau zu hören, aber höchlichſt verwundert vernahm er ſtatt deſſen minnefrohes flüſterndes Koſen, ein girrendes Schmeicheln und Locken, ein Aechzen höchſten Entzückens, wie von Leidenſchaft erzeugtes Stammeln, ſüße abgebrochene Namen und Liebkoſungen. Wenzel traute Anfangs ſeinen Ohren nicht, aber ein Krampf preßte ihm die Bruſt zuſammen, unwillkührlich drückte er auf die Klinke, die Thür ging auf und der kaum dem Schwerte des Freiknechts entronnene Edle wurde durch den Schwertſchlag des Schreckens doch faſt eine Beute des Todes. Auf dem Lotterbette ſah er Agnes in der zärtlichſten Umarmung eines ſeiner neuen vertrauteſten Freunde, eines jungen geleckten Hofmannes. Wenzel ſtand wie verſteinert; der Ueberwurf ſeiner Schaube glitt zur Erde herab, das Geräuſch machte das Pärchen aufmerkſam, Agnes ſah die Jammergeſtalt ihres Eheherrn im Armen-Sünderkleide vor ſich ſtehen, und nicht anders meinend, als es ſei ſein Geiſt, der in der Stunde der Hinrichtung ihr erſchiene, um ihre ehebrecheriſchen Sünden zu beſtrafen, ſtieß ſie einen wildentſetzlichen Schrei aus und verlor das Bewußtſein. Der glückliche Minneknabe war zwar auch aus aller Faſſung gebracht, aber er hätte kein Hofmann und Wenzel Muffel nicht ganz erſtarrt ſein müſſen, um nicht die nöthige Faſſung wieder zu gewinnen. Er ſprang fort und rief die Knechte mit den Worten zuſammen: „Auf, ihr Bärenhäuter, ihr Maulaffen! Der Galgenvogel iſt entronnen, und drüben im Kloſet der Frau Agnes. Wenn Euch Euer Kopf lieb iſt, ſo faßt und fangt ihn wie einen Eber, und liefert ihn ſogleich dem hochnothpeinlichen Zwang und Halsgericht wieder aus. Wer nicht dem König treu iſt und nicht zur Stelle ſeine Pflicht thut, dem ſollen Ohren und Naſe noch heute abgeſchnitten werden, das ſchwör' ich Euch bei der heiligen Mutter! Drum waffnet Euch und faßt ihn!“ Die Knechte, erkaufte Leute, ohne perſönliches Intereſſe für ihren Herrn, thaten, was ihnen geboten ward. Mit Partiſanen, Hellebarden und Schwertern bewaffnet drangen ſie in das Kloſet ein; dort ſtand Wenzel noch auf derſelben Stelle, kleinlaut, unthätig, von Froſt geſchüttelt und ſtarrte auf die blaſſe Sünderin hin. Der Schlag hatte ihn zu heftig getroffen; zum zweiten Mal in der Zeit weniger Stunden ſtieg das Gefühl ſeiner ungeheuern Schuld wie ein furchtbarer Dämon vor ihm auf, und diesmal noch gräßlicher, noch ſtrafedrohender als in der vergangenen Nacht im Beiſein des Pater Hilarius. Ohne Widerſtand zu leiſten, ließ er ſich feſtnehmen, binden und fortſchleppen; er wußte nicht recht, was mit ihm geſchah. Erſt als er wieder auf der Straße war, erwachte ſein niedergeſchmetterter Geiſt zum Bewußtſein. Mit der Ueberlegung kam ihm der Zorn in die Seele, und dieſer ſteigerte ſich zur Wuth, als er ſich gebunden von ſeinen eigenen Knechten fortführen ſah. Aber dieſe Wuth war eine ohnmächtige; wie er auch ſchäumte, er wurde unter dem Hohn der Knechte wieder auf den Wiſchehrad geſchleppt; denn jeder derſelben hatte von dem ſchlauen Höfling ein blankes Silberſtück in die Hand erhalten. Als ſie aber auf der Königsburg anlangten und aus dem Munde des Hofrichters ſelbſt die Beſtätigung deſſen vernahmen, was ſie ihrem Herrn nicht hatten glauben wollen und dürfen, da ergriff ſie Alle ein jäher Schreck; ſie ließen den Edlen los und jagten in wilder Haſt nach der Stadt zurück, um anzuſagen, was ſich begeben. Wenzel Muffel hatte nun ſeine unwirſche Natur wieder gewonnen. Er dachte nicht daran, ſich Waffen zu verſchaffen. Mit bloſen Händen wollte er das treuloſe Weib erwürgen, den ſchändlichen Freund ermorden. Und in ſolcher Stimmung ſtürzte er wolfswüthig und nach Blut lechzend wieder in die Stadt hinab. Aber die Knechte hatten einen großen Vorſprung gewonnen. Wenzel kam zu ſpät. Das Neſt war leer, die Vögel ausgeflogen. Er verſuchte ihnen auf die Spur zu kommen; aber wie ſollte er ſie in der menſchenüberfüllten Königsſtadt verfolgen? Auch benahm er ſich dazu viel zu unklug und tölpiſch, raſete über die Straßen und machte mit wilden Flüchen die Schande ſeiner Frau kund. Dies bewirkte aber weiter nichts, als daß der durch die Kleidung und das wunderliche Schickſal des Ungethüms bereits ſehr zur Neugierde gereizte Pöbel ihn umringte und angaffte, daß bald hunderte von luſtigen Studenten mit ihm zogen, ihn auslachten und verhöhnten und zum Gegenſtand ihrer Beluſtigung machten. Nachdem ſich der erſte und wildeſte Sturm in Wenzels Seele gelegt, ſah er ein, daß er auf dieſe Weiſe zum allgemeinen Geſpött werden müßte, und deshalb zog er ſich, von dem jubelnden Schwarm begleitet, nach ſeiner leer ſtehenden Wohnung zurück. Hier überließ er ſich zuerſt den Ausbrüchen ſeiner Wuth, aber nur lebloſe Gegenſtände wurden das Opfer derſelben. Erſt nach Verlauf mehrerer Stunden war er in ſo fern abgekühlt, daß er nun überlegen konnte, was er anzufangen und zu thun habe. Da fiel es ihm ſchwer auf das Herz, daß er bei Verluſt ſeines Lebens nur noch kurze Friſt in Prag zuzubringen habe und das Licht des folgenden Tages ihn nicht mehr in der Königsſtadt beſcheinen dürfe. Sein nächſter Gedanke war natürlich, ſein Geld zu faſſen und damit von dannen zu gehen. Er begann eifrige Nachſuchung zu halten, aber zu ſeinem neuen Schrecken fand er Schrank und Schrein, Spinde und Truhe, Kiſten und Kaſten leer. Jede Hand hatte da in der Eile zuſammengerafft und davon getragen, weſſen ſie hatte habhaft werden können, und ſo ſtoppelte der ruinirte Edle von Happerswyl mit der größten Mühe kaum ein armſeliges Kleid für ſich zuſammen, damit er nur nicht zu gehen brauchte, wie er eben war. Ein alter verroſteter Degen vollendete ſeinen Staat, und ſo eilte er denn, um diejenigen ſeiner Freunde aufzuſuchen, denen er Geld geliehen hatte. Aber kaum war er bei'm erſten eingetreten, als die Knechte Befehl erhielten, ihn aus der Thüre zu werfen; kleinlaut und erſchrocken wich er zurück. Der zweite ließ ſich verläugnen, der dritte verläugnete ihn und ſchwur Stein und Bein, ihn gar nicht zu kennen, und ſo war Wenzel herum, der Abend brach an, er hatte den ganzen Tag nüchterner als die Aſchermittwoch zugebracht, und matt und kraftlos ſtand er auf der dunkeln Straße ohne Geld, ohne Freund, ohne Obdach, wo er in der kalten Winternacht ſein Haupt hinlegen ſollte, er der Sohn des reichen adligen Schultheißen von Nürnberg und Erbe der größern Hälfte der väterlichen Güter. Von dem glänzenden Gipfel all' ſeiner ſchönen Pläne und Hoffnungen jählings herabgeſtürzt, war er dieſen Morgen doch noch herzlich froh geweſen, mit dem Leben davon gekommen zu ſein, aber jetzt faßte ihn Verzweiflung und das ſtrafende Gewiſſen ſo ſtark, daß er den Gedanken nicht zu unterdrücken vermochte, Elſe Stengel möchte weniger theilnehmend an ſeinem Schickſal geweſen ſein. „Hätt' ich's doch nun überſtanden!" murmelte er düſter vor ſich hin, und mit dieſem einen Worte war der Beginn ſeiner moraliſchen Umwandelung ausgeſprochen. Ein Böſewicht, der ſich den Tod wünſcht, hat eben aufgehört, ein ſolcher zu ſein, und er wird ſich von Stund' an bekehren, wenn ſeiner Beſſerung keine ſtörenden Hinderniſſe in den Weg treten. Aber meiſt iſt dies der Fall, und das Vorurtheil in den Köpfen der Menſchen gegen einen gefallenen Bruder läßt dieſen faſt nie wieder aufkommen. Wenzel Muffel bereute zum erſten Mal ſeine Sünden aufrichtig. Zum erſten Mal in ſeinem Leben überraſchte ihn das Gefühl der Wehmuth. Nun fiel ihm bei, ſich noch einmal an Elſen zu wenden, aber bald verwarf ein in ihm aufglühendes Ehrgefühl dieſen Gedanken wieder; dagegen drängte ſich das Bild von ein Paar andern Menſchen durch ſeine Seele, das des Narrn und ſeiner Ehefrau, der guten Frau Lene. Da kam ihn nun Alles wieder zu Sinne, was Butterknötele dieſen Morgen zu ihm geſprochen, und jedes Wort, welches er für Poſſenſchwank und Ausbruch einer übermüthigen Schalkslaune gehalten, gewann für ihn nun tiefen Sinn und Bedeutung; zum Unglück für ihn aber waren alle jene Prophezeihungen ſchon eingetroffen. Doch der Narr hatte ihm ja noch zugerufen, er ſei ſein einziger Freund in Prag, zu ihm ſolle er kommen, wenn alle andern ihn verſtoßen hätten. Wie der freundliche Strahl der Sonne plötzlich durch Gitter und Geſtäbe in ein düſteres moderiges Kerkerloch fällt und den darin Schmachtenden auf Augenblicke erheitert, ſo belebte dieſer kleine Troſt das Gemüth des umherirrenden Mannes. In Haſt lenkte er ſeine Schritte wieder hinauf nach dem Wiſchehrad und mit dem völligen Einbruch der Nacht trat er in das Gemach ſeines Landsmannes.

„Dacht' ich's doch, daß Ihr noch kommen würdet, um Einlager bei mir zu halten,“ rief ihm des Königs luſtiger Rath heiter entgegen. „Seid mir willkommen in meinen vier Wänden! Ei! Ihr glotzt ja gar verwegen wie ein Holzbock vor Euch hin! Hat Euch die Frau die Naſe in die Thür geklemmt? Thut nicht wehleidig darüber, dankt vielmehr Gott, daß Euch die Augen über ſie aufgegangen ſind. Ihr ſeid eine böſe Sieben los. Ich könnte Euch davon mancherlei erzählen; denn eh' Ihr ſie noch zu Nürnberg in's Ehebett führtet, war ſie dort ein böſer Bankert und Luderpaner.“ — „O wie ward ich ſo ſchändlich betrogen!“ ſeufzte Wenzel. — „Gelt! Sie hat Euch das Licht gehalten und weiblich dahinter geführt? Doch laßt Euch deshalb den Bart nicht grau werden. Dergleichen Poſſen können dem ehrlichſten Mann begegnen.“ — „Aber ſie hat mich um all meine fahrende Habe, um Geld und Gut, die ſcheußliche Kötſche, die lüderliche Schleiffe, gebracht, und ich kann auf dieſer Welt nichts mehr mein Eigenthum nennen, als dieſen Lumpen hier auf meinem Leibe.“ — „Gott's Marter! das iſt freilich eine ſchlimmere und in Schimpf und Ernſt ſehr bedenkliche Sache!“ Der Narr ließ ſich von Wenzel ſein neueſtes Unglück erzählen. Frau Lene, die den vornehmen Landsmann herzlich begrüßt hatte, ſtand mit mitleidigem Geſicht daneben, und folgte mit ſteigender Rührung dem Gange der Erzählung. — „Nun Ihr werdet deshalb auch gerade nicht in die Rappuſe gehen,“ tröſtete Butterknötele, als Wenzel kleinmüthig und verzagt ſeinen Vortrag beſchloſſen hatte. „Freilich müßt Ihr Prag weit hinter Euch haben, wenn Euch die Sonne wieder beſcheint, aber Ihr ſollt ſehen, daß das gemeine Sprichwort: Landsmann, Schandsmann, an mir zu Schanden wird. Ich werde nachher ein Sprünglein für Euch thun und ich denke nicht vergeblich. Ein Landsmann von uns, eine kreuzbrave Haut hat in der traurigen Winterszeit oft Einkehr bei mir genommen, und wir haben uns gut vertragen. Heute ſprach er noch einmal bei mir zum Valettrunk ein; denn er gedenkt morgen in der Früh weiter zu fahren gen Wälſchland. Ich hoffe, er ſoll Euch mitnehmen. Und ſchüttelt Ihr erſt den letzten böhmiſchen Staub von den Füßen, dann werden Euch auch die lieben Heiligen und Märtyrer ſchon weiter helfen. Ihr habt geſunde Arme und Beine und könnt irgend einer Stadt oder einem fürſtlichen Herrn um Sold als reiſiger Mann dienen. Unterdeſſen, allerliebſte Frau Lene, rücke die Teller zum Nachtmahl, leg' für unſern verehrten Gaſt ein feines Tellertüchlein und geröſtetes Waizenbrot auf und ſchenke meinen Stiefel voll neuen Funkelhans. Ihr müßt halt vorlieb nehmen; denn meine Narrenkappe klingelt mir eben keinen Malvaſier oder Firnawein auf mein Kellerlager. Macht's Euch bequem und thut als ob Ihr zu Hauſe wärt." — Dem degradirten Edelmann wurde es in dem warm geheizten Stübchen recht behaglich und wohl zu Muthe, und die freundlichen herzlichen Reden des Hofnarrn und ſeiner gutmüthigen Ehewirthin verbannten die ſchwerſte Laſt des Kummers aus ſeinem Herzen. Es that ſich wieder frohen Gefühlen und der Hoffnung auf eine erträgliche Zukunft auf. Er ſchlürfte den dargebotenen Moſt mit innigem Wohlbehagen und biß mit gutem Appetit in den gebackenen Fiſch, welchen Frau Lene unter heiterm Geſprächſel bereitet hatte. Die Unterhaltung betraf natürlich nur Nürnberger Angelegenheiten, vorzüglich den Pater Hilarius und die zur Gräfin Rothkirch und Marſchalkin Czuch von Zaſada gewordene Elſe Stengel, von welcher Frau Lene nicht Rühmens genug machen konnte. Vergebens forſchte aber Wenzel nach näherer Aufklärung über Elſens merkwürdiges Schickſal. Die guten Eheleute konnten ihm darüber nicht mehr berichten, als womit man ſich in ganz Prag trug und was er ſelbſt ſchon oft hatte hören müſſen. Obgleich Wenzel ſich in Klagen ergoß, daß er dieſe fette Taube, welche er bereits in ſeinem Käfig gehabt, davon gejagt habe, um dafür eine Dohle einzufangen, ſo fühlte er ſich doch bei ſeinen Landsleuten recht hei miſch. Nach eingenommener Zehrung trollte ſich Butterknötele und ließ den Edlen bei ſeiner Ehewirthin allein, die es nun nicht länger unterdrücken konnte, dem geſchlagenen Mann recht reinen Wein über ſeine Frau und deren Lebenswandel als Gräfin Potuſchka einzuſchenken. Dies waren nun eben keine erfreulichen Nachrichten für Wenzel Muffel; da er inzwiſchen nichts mehr zu verlieren hatte, ſo war ihm der Gedanke, von ſeinem Weibe, die ihn zu allen Schlechtigkeiten verleitet hatte, ſo ſchändlich betrogen worden zu ſein, gerade nicht unerträglich, und er fing an, dies für eine Schickung und Beſtrafung des Himmels zu halten, daß er Elſens liebende Anhänglichkeit an ihn mit Untreue und Spott vergolten hatte. Es ward ihm nicht Zeit gegeben, dieſem Gedanken weiter nachzuſpüren; denn Butterknötele trat mit einem Manne herein, den Wenzel bei'm Schein der friſchgeſchnäuzten Lichter für den Zirkelſchmied Görg Bärenklau aus Nürnberg erkannte. Dieſe Entdeckung machte gerade keinen angenehmen Eindruck auf ihn; denn es kam ihm ſogleich wieder zu Sinne, wie dieſer Mann ihn in der Kirche bei Elſens Trauung ſo ſchnöde behandelt und verhöhnt hatte. Der Zirkelſchmied, noch zierlicher angethan als früher, ſchien aber mit ſeinem Rocke auch ſein hämiſches Weſen abgelegt zu haben und bot dem verzagten Muffel mit der Hand einen freundlichen Gruß. „Es hat ſich Vieles geändert bei uns Beiden, ſeit wir uns zum letzten Mal geſehen haben,“ ſagte er dann. „Ich bin mit Euren böſen Fahrten bekannt und gern geneigt, Euch zu helfen, ſo viel ich das im Stande bin. Wir ſcheinen Beide ein Paar wunderliche Glücksvögel zu ſein. Wenigſtens paſſen wir in ſo fern ſchon zuſammen, daß uns ein und daſſelbe Frauenzimmer unbewußt und unverſchuldet aus unſerer ruhigen Lage in unſrer guten Vaterſtadt Nürnberg geriſſen hat, eine Frau, die uns Beiden nun viel zu hoch ſteht, als daß wir noch etwas mit ihr gemein haben könnten und dürften. Ihr werdet ſchon errathen haben, wen ich meine. Ja, wär' Elſe Eure Ehewirthin geworden, ſo ſäßt Ihr auf Eurer Burg Obern-Morsfeld, die jetzt einen andern Edelmann Herr nennt, und lebtet herrlich und in Freuden; wäre ſie meine Frau geworden, ſo wär' ich ein braver zünftiger Meiſter, ſtänd' munter und guter Dinge hinter meinem Ambos und ſchmiedete Zirkel einen ſchöner als den andern. So aber ſind wir nun Beide fahrende Leute geworden. Mich litt' es nicht länger mehr in Nürnberg, als die Elſe einmal fort nach Prag gezogen war; denn ich hatte ſie geliebt mehr als mein Leben. Und nun vollends nach all' dem, was wir von ihr erlebt haben, iſt mir alle Luſt und Lieb' zu meinem Ambos vergangen und der wird wohl verlaſſen bleiben und verroſten. Die Einnahmen bei meinem Doktor ſind ohnedies beſſer, und da uns noch ein Gehülfe und Kumpan gebricht, ſo wollen wir Euch gern als den Dritten in unſerm Bunde aufnehmen, wenn's Euch anders behagt." — „Ich fahre mit Euch," verſetzte Wenzel froh, „auch bin ich für einen Sold zu haben, ſo klimperlich klein, daß ihn eine Mücke auf dem Schwanz über den Rhein tragen könnte." — „Nun Ihr könnt ja Euren Stern erſt bei uns verſuchen." —

„Auf gut Glück denn und getreue Kumpane!“ rief Butterknötele und reichte jedem der beiden Landsleute ein volles Glas, indem er den großen Stiefel ergriff und damit anſtieß und mit den Worten: „Sei Euch dies Glas ein Freudewein!“ zechte. „Wüßte der Pater Hilarius,“ fuhr er dann fort, „daß wir Euch ſo brüderlich aus dem Jammerthal forthelfen, ich glaub', er würde uns in den Kirchenbann thun, und uns die Abſolution verweigern. Man muß aber den geſchornen Kirchenhäuptern auch nicht Alles auf die Platte ſagen. Er iſt Euch nicht gewogen, Edler Herr Muſſel. Ihr mögt es auch wohl an ihn gebracht haben.“ — „Um der heiligen Jungfrau Willen! ſchützt mich nur vor ſeiner Rache!“ rief Wenzel ängſtlich. Schon der Name des gefürchteten Pfaffen hatte ihn erſchreckt. — „Seid unbeſorgt,“ verſetzte der Hofnarr lächelnd. „Er wohnt nicht auf dem Wiſchehrad und wir haben dieſen Abend keinen Beſuch mehr von ihm zu fürchten. Er iſt zwar ein Ehrenmann in meinen Augen und hat mir zu meinem einträglichen Poſten verholfen, doch ſoll mich das nicht hindern, Menſchenpflicht an Euch zu üben.“

Frau Lene ſetzte ſich auf ihres Mannes Gebot nieder, um noch ein Wamms von Schaffellen und einen alten Mantel auszuflicken, damit ſich der entblößte Edle morgen damit bekleiden und gegen die ſcharfe Kälte ſchützen könnte. Man verabredete ſich noch, daß Bärenklau mit ſeinem Doktor in der erſten Frühe des Morgens den Flüchtling abholen ſollte, dann warf ſich der Zirkelſchmied wieder auf ſein Pferd und jagte nach der Stadt zurück, Wenzel aber auf ein weiches Lager, welches ihm die Sorgfalt der mitleidigen Hausfrau bereitet hatte, um einige Stunden Schlafs zu genießen, der ihm nach langen Entbehrungen zum größten Bedürfniß geworden war.

Der öſtliche Himmel war kaum vom erſten Anhauch des Tages gelichtet, als der Schläfer aufgerüttelt erwachte und den treuwilligen Butterknötele vor ſich ſtehen ſah. „Es wird Zeit, Euch anzukleiden, Herr Muffel," ſprach er. „Lene hat Euch noch eine warme Moſtbrühe mit Eiern gebraut und Butterſchnitte geröſtet. Sputet Euch und nehmt den Imbiß. Eure Reiſegeſellſchafter werden bald da ſein. Wenn Eure Kleider auch nicht vornehm ritterlich ſind, ſo braucht Ihr Euch derſelben doch nicht zu ſchämen. Nehmt ſie und hüllt Euch dick hinein; denn es iſt kalt und die Morgenluft ſchneidet wie ein haarſcharfes Scheermeſſer." — Wenzel raffte ſich auf, wickelte ſich in die ärmliche Pelzſchaube und den geflickten Mantel, bot der geſchäftigen Wirthin einen guten Morgen und genoß unter mancherlei trübſeligen Betrachtungen ſein Frühſtück. Hatte doch auch keiner mehr als er Urſache über die Unbeſtändigkeit und den ſchnellen Wechſel alles Irdiſchen nachzudenken. Er, der vor wenigen Wochen erſt in die Haupt- und Königsſtadt Böhmens als ein reicher adliger Herr mit Roß und Mann, Gefährt und Geſchirr, mit einer ſtolzen Ehefrau, einem Haufen Knechten und Mägden und mit der ſchmeichleriſchen Hoffnung, durch ſeinen angeſehenen Schwager bei Hofe bald zu den vornehmſten Stellen empor zu ſteigen, eingezogen war, mußte jetzt unter dem Schwerte des Scharfrichters hinweg als ein elender, heimath- und namenloſer

Bettler, von Frau und Freunden auf das Scheußlichſte betrogen und hinter das Licht geführt, ſeinen trefflichen Schwager am Galgen wiſſend, bei Wind und Wetter in den Stürmen des Winters und allein von der Hülfe eines ihm ſonſt verächtlich geweſenen Nürnberger Bürgers und Zunftgenoſſen unterſtützt, aus Prag Hals über Kopf flüchten, wollte er nicht auch das Bischen Leben einbüßen.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte man Pferdegetrab. Butterknötele brachte die Nachricht, daß der Doktor und Bärenklau da wären und zur Eile trieben. Da erwachte neue Bekümmerniß in Wenzels Herzen. Er habe kein Roß. Doch kaum hatte er laut werden laſſen, was ihn betrübte, ſo faßte ihn der Narr ſchmunzelnd und mit fröhlicher Stirn bei der Hand und führte ihn auf den Hof. Hier ſtand ein tüchtiger hochbeiniger Gaul geſchirrt und gezäumt reiſefertig angebunden. „Nehmt dies Pferd, dies wenige Reiſegeld und dieſes Schwert von einem armen Manne, der Euch nicht mehr geben kann!“ ſagte der Narr und weinte faſt vor Freuden. Wenzel nahm höchlichſt überraſcht die dargebotene Hand voll Sonnenkronen, umgürtete ſeine Lenden mit dem guten Stahl, drückte die Gugel über den Kopf, zog die Pelzfäuſtlinge an, die ihm Frau Lene als Schutz gegen die Erſtarrung der Hände reichte, und nahm gerührt und dankbar von dem ehrenwerthen Ehepaar Abſchied, wobei weder Frau Lene noch ihr Geſpons unterließen, einige Thränen zu vergießen. Unter ihren Segenswünſchungen ſchwang ſich Wenzel auf das Pferd, trabte durch die Thür hinaus auf den Schloßraum und begrüßte die Reiſegefährten. Nach flüchtigem Dank und wenigen gewechſelten Worten ſetzte man den Pferden die Sporn in die Seite und das wunderliche Kleeblatt ſprengte auf der Straße nach Baiern zu, während zu derſelben Zeit der gehenkt geweſene Graf Potuſchka die Straße nach Oeſterreich flüchtig und mit den eigenen Füßen maß.

Viertes Kapitel.

Gleich wie ein Turteltäubchen
Geſchieden von der trauten Sie:
So ſitz' ich ſchmerzvoll und allein,
Dem Scheiden zürnend ſpät und früh.
Ach, ſcheiden! Ach, zum letzten Mal!
Da erſt begann die rechte Qual!
Fahr' wohl! fahr' wohl, Du feines Lieb!
Mein Herz auf Deinen Lippen blieb.

Zinkgraf.

Der Stöcker Jobſt war Abends vor der Flucht der beiden Verurtheilten, kurze Zeit nachdem ſeine kranke Frau eingebracht worden war, ſehr bewegt und unruhig nach Hauſe gekommen. Irgend ein Etwas arbeitete heftig in ſeiner Bruſt; um deswegen ſchenkte er auch Bjetka's ſchlimmem Gebreſte faſt gar keine Aufmerkſamkeit und begab ſich vielmehr früh zu Bette, um ſich ungeſtört ſeinen Betrachtungen hingeben zu können. Hinko brachte mit der lieblichen Markita, nachdem der Graf aus dem Hauſe war, bis zum Morgen am Bette der Kranken zu, bereitete ihr Arzeneien und beobachtete genau den Gang ihres Fiebers. Die Symptome deſſelben ſchienen bedenklich. Als der Wintertag völlig heraufgezogen war, trat Jobſt plötzlich herein und an das Bette ſeines Weibes.

In ſeinem ernſten Geſicht ſpiegelte ſich ein großer Kummer. Er betrachtete die bewußtloſe Wjetka lange mit prüfendem Auge, fühlte ihr nach dem Pulſe, an die Schläfe und Bruſt, und ſchüttelte dabei nachdenklich den Kopf. Dann erhob er denſelben und heftete auf eine ſeltſame Weiſe das Auge ſtarr auf Hinko, welcher einige Schritte entfernt neben Markita ſtand. Verwundert ſah der Freiknecht erſt den ſchweigenden Alten an, da dieſer aber die wie von heimlichem Wahnſinn glühenden Augen nicht von ihm abwandte, wurde er verlegen und ſchlug die ſeinigen zu Boden, nicht ohne eine geheime Angſt, daß die Rettung des Grafen Potuſchka durch ihn bereits verrathen ſei. „Mein Sohn,“ ſagte Jobſt endlich mit zitternder Stimme, „komm zu mir her.“ Hinko gehorchte. „Es iſt eine ernſte Zeit für uns gekommen. Wir haben der Tollheit und des unfertigen Weſens genug getrieben. Dieſe hier wird ſchwerlich den Ausgang dieſer Woche erleben, und dann habe ich nur noch Markita. Du weißt, welchen Plan ich mit Euch Beiden vorhatte. Du ſollteſt mein Sohn, der Beſitzer dieſes reichen Zinsgutes werden und biſt geſtern gewiſſermaßen erſt wahrhaftig dazu eingeweiht worden. Es war ein ſchöner Plan. Nun ſage mir, wie hieß der Mann, dem Dein Schwert geſtern um den Hals gehen ſollte, den der König Deinen Bruder und Todfeind nannte und auf dem Blutgerüſt begnadigte?“ — „Wenzel Muſſel hieß er, wie ich vom König und auch vom Pater Hilarius, dem er gebeichtet, vernommen habe. Er war meines Vaters, des Schultheißen in Nürnberg älteſter Sohn.“ — „Man ſagt, er habe hier in Prag einen andern, einen adligen Namen geführt." — „So iſt's; er nannte ſich Edler von Happerswyl und nach Hilarius Verſicherung mit Recht; denn auch mein Vater ſoll ein geborner Herr von Happerswyl aus Tyrol ſein, und nur, wegen irgend eines mir unbekannten Verbrechens in der Familie, dieſen Namen und den Adel abgelegt haben." Der Stöcker hatte ſich bei Nennung des Namens entfärbt; ſeine Augen rollten unruhig umher, der Athem ging kurz aus ſeinem Munde, er zitterte heftig und ſtützte ſich, um ſeinen Gemüthszuſtand zu verbergen, mit der einen Hand auf das Bett. — „Ich weiß noch mehr aus Hilarius Munde," fuhr der Freiknecht fort, „nämlich daß mein Vater der Bruder der Gräfin Ereſka iſt, und deshalb meine Liebe zur jungen Gräfin der Kirche ein Greul geweſen wäre." — „Es iſt genug und keinem Zweifel unterworfen!" rief Jobſt mit abgewandtem Geſichte. „Du mußt je eher je beſſer aus dieſem Hauſe fort. Mache Dich bereit, uns in der kürzeſten Friſt auf lange zu verlaſſen." Nach dieſen Worten entfernte er ſich ſchnell und das beſtürzte Paar ſah ihn gleich darauf mit raſchen Schritten nach der Hofburg des Königs hinauf gehen.

„Was fehlt meinem Vater?" fragte Markita angſtvoll. — „Darauf kann ich Dir nicht antworten. Du ſiehſt mich ſelbſt ſo betäubt, als wenn ein Blitzſtrahl vor mir in den Boden gefahren wäre. Ich ſoll fort. Das wollt' ich ja ohnedies. Aber ohne Dich ſoll ich gehen, ſoll mich von Dir trennen?" — „Nein, nein, bei allen Heiligen, das vermag ich nicht!" rief Markita und umſchlang ihn mit einer an ihr ungewöhnlichen Heftigkeit. „Laß uns ſchnell fliehen, Deinem frühern Plan gemäß." — „Noch bin ich auf nichts vorbereitet." — „So laß uns eilen, das Nöthige zu beſchicken," trieb Markita, und mit kindlicher Unſchuld ſetzte ſie hinzu: „Schon der Gedanke, Dich verlaſſen zu müſſen, ängſtigt mich furchtbar." — „Ich werde noch heute mit den Schauſpielern ſprechen, und wenn es möglich iſt, unſere Flucht in dieſen Tagen bewerkſtelligen."

Während das argloſe Paar ſich über die, ihnen von Hoffnung und Liebe eingegebenen Pläne und Entwürfe der Zukunft beſprach, belauſchte die zur Beſinnung gekommene Kranke jedes ihrer Worte, hütete ſich aber wohl, ſich durch irgend etwas zu verrathen.

Als Jobſt heimkehrte, kündigte er dem Freiknecht an, daß er ſich Nachmittags zu dem Könige zu verfügen habe. Hinko ging mit ſchwerem Herzen. Die Angſt vor einer ſchmählichen Behandlung, wie er ſie ja oft ſchon vom Könige hatte erdulden müſſen, drückte ihn wie Bergeslaſten, und konnte er etwas Anderes ahnen, als daß ſein Betrug entdeckt und er vielleicht der härteſten Strafe verfallen ſei? Bleich und zitternd trat er vor den ſtrengen Herrn, aber ſchon der erſte Blick auf König Wenzels weinfröhliches Geſicht überzeugte den bangen Jüngling, daß er wenigſtens nicht das Schlimmſte zu befürchten habe. „Mein Milchbärtlein," redete ihn der König an, „Du haſt den ſchelmiſchen Gauch meiſterlich gehenkt; ſchade, daß mir die Gräfin ſo ſtark zuſetzte, Du hätteſt Dein Brüderlein gewiß eben ſo zierlich abgethan, wie den Eheherrn Deiner ehemaligen Minne. Du mußt doch eingeſtehen, daß ich für Dich beſorgt bin, und Dir Deine guten Freunde und Wohlthäter ſelbſt vor's Meſſer liefere." —

„Ew. Majeſtät hat mich ſtets mit Beweiſen Eurer großmüthiger Geſinnung gegen mich überhäuft.“ — „Die Kopfabſchneiderei des ſaubern Geſellen wäre freilich ein noch größeres Gaudium geweſen, aber ich konnte der Gräſin unmöglich ausweichen und ihr die Bitte abſchlagen. Nun wer weiß, wo Dir der Burſche einmal über den Weg läuft und Du Dein Recht an ihm noch ausüben kannſt. Den andern Schelmen haben ſie dieſe Nacht vom Galgen geſtohlen; es werden ſeine Spießgeſellen geweſen ſein. Mir recht, ob er am Baum verfault oder in der Erde, hab' ich doch nun meine Rache an ihm gefühlt. Aber trotz Deiner Geſchicklichkeit ſollſt Du mir doch nun kein Henker und Kopfabſchneider werden. Du biſt gewandt und ſchlau, haſt zu Pavia und auf unſrer Univerſität zu Prag den Rechten obgelegen und mußt ſchon was gelernt haben; ein gutes Mundwerk haſt Du auch, biſt der italieniſchen Zunge mächtiger, als irgend ein Böhme oder Deutſcher, biſt ein Reimſchmied, ſpielſt zur Laute, ſingſt wie ein leckerer Zeiſig dazu, machſt Dich bei dem Frauenvolk angenehm und kannſt alle Tage Magiſter der freien Künſte werden. Dies Alles beſtimmt mich, Dir ein ſehr wichtiges Geſchäft in Deinem eigentlichen Vaterlande Italia zu übertragen. Du ſollſt dafür gut belohnt werden, und ich hoffe Deiner Treue gewiß zu ſein.“ — „Wem ſonſt auf der Welt gehör' ich an, als Ew. römiſchen Majeſtät? Die kleinſte Untreue würde mich vernichten; denn Italien iſt ja Euer wie Böhmen und Deutſchland, und Euer Arm reicht über die Alpen ſo gut, wie über den Reichswald.“ — „Höre denn, wozu Du auserſehn biſt! Ich gedenke in ſehr kurzer Zeit eine große Fahrt nach Deutſchland anzutreten und als ein geſtrenger Medicus dem deutſchen Reiche von ſeinem argen ſchwürhaften Gebreſte zu helfen. Hab' ich mir dort mit ſcharfem Weſen reine Bahn gekehrt, ſo hatt' ich im Gemüth, auch Italien zu fegen und mir endlich die Kaiſerkrone zu holen. Schon ſeit ſechs Jahren ſchwatz' ich von dieſem Römerzug und noch hab' ich keine Alp geſehn, es muß endlich doch ein Ernſt in der Sache werden. Vor vier Jahren ſchon hab' ich den Markgrafen Jodok von Mähren, meinen lieben Vetter, zum Reichsvicar und Vogt in Italien ernannt, und bis jetzt hat er ſein Amt nicht angetreten. Aber ich bin klug genug zu merken, was die beiden Markgrafen im Schilde führen und weshalb ſie nicht aus Mähren und Böhmen fortzubringen ſind. Es wird ihnen nichts helfen, Wenzel ſitzt feſt auf ſeinem Throne und gedenkt ſich jetzt noch feſter zu ſetzen. Darum geht er nach Deutſchland, darum nach Italien; darum läßt er die widerſpenſtigen Edelleute henken und köpfen, die ihn um ſeine Kronengüter betrügen wollen. Aber bevor ich über die Alpen ziehen kann, muß ich vorher genau und wahrhaftig wiſſen, wer der rechte Papſt ſei, dieſer Bartholomäus, welcher zu Rom ſitzt und ſich Urban VI. nennt, oder jener Robertus, der ſich zu Avignon behauptet und den Namen Klemens VII. führt. Dies abſcheuliche Schisma iſt mir ſchon lange ein Greul und Abſcheu geweſen und hat meinem Reiche viel geſchadet; und fürwahr ich hätte die Kaiſerkrone ſchon lang auf meinem Haupte, wenn ich gewußt hätte, von wem ich ſie eigentlich erhalten ſollte. Wer iſt der rechte Papſt? Wie kann ich's wiſſen? Krönt mich Bartholomäus, ſo wird mein königlicher Vetter von Frankreich wild und toll darüber; denn er gibt ja ſeinen franzöſiſchen Robert für den ächten Kirchenkönig aus. Kehr' ich aber zu dieſem ein, ſo werden mich die meiſten deutſchen Fürſten nicht als wahrhaftig gekrönten Kaiſer des Reichs anerkennen. Und ſollte man meinen, daß dieſe Pfaffenzänkerei die Welt und wieder abſonderlich mein Reich und meine Völkerſchaften in vier Theile geſpaltet hat? Die erſte Partei hält den Erzbiſchof von Bari, Bartholomäus, für den wahren Papſt, oder ſagt wenigſtens ſo, die andre macht's auf gleiche Weiſe mit dem Kardinal Robert von Genf, die dritte und dümmſte Partei meint, der liebe Herrgott könne ja wohl auch zwei Päpſte auf Erden beſtellen, denn ihm ſei kein Ding unmöglich, und ſo erkennt ſie Beide als rechte Päpſte an; die vierte und klügſte Partei endlich hält keinen von Beiden für einen Papſt und mit der will ich's ſo lange halten, bis ich eines Beſſern belehrt worden bin. Zu ſolcher Lehre iſt nun aber die höchſte Zeit gekommen. Ich will Herr in meinen Ländern, will Kaiſer ſein. Dazu muß mich der Papſt krönen, und ſo muß ich denn wiſſen, welches der rechte iſt. Das walte Gott, daß ich's erfahre! Ich werde dem Markgrafen Jodok den neuen und ſtrengen Befehl geben, ſeine Statthalterſchaft und Vogtei baldigſt in Italien anzutreten. Ich werde ihm urkundlich übertragen, zu erforſchen und durch Recht und Geſetz zu bethätigen, welches der einzige und rechte Papſt ſei. Bevor aber der Markgraf in Italien anlangt, möchte ich gern, daß das Hauptwerk ſchon gethan und abgemacht ſei, damit er, der des Rechts und der Geſetze, der Meinungen, Sitten und Gebräuche unkundig, wenig Mühe und Zeit dazu bedürfe, um die mir nöthige Entſcheidung auszuſprechen. Solche wichtige Vorbereitung müßte aber in aller Stille geſchehen. Und das iſt's nun, wozu ich Dich auserſehen habe, mein ſchlauer Junge. Willſt Du nach Italien und Frankreich gehen, um mir den Dienſt zu leiſten?" — Der König legte bei dieſer Frage ſeine Arme vertraulich auf Hinko's Schultern und ſah ihm freundlich in das von den ſüßeſten Hoffnungen ſchön verklärte Geſicht. War doch der böſe Nebelſchleier, der zeither über Hinko's Leben hereingehängt und ſeine Bruſt unheimlich umſponnen hatte, plötzlich und unerwartet zerriſſen und gerade in dem Augenblick zerriſſen, wo er ihn zu ſeinem Todtenſchleier und Sargtuch verwandelt zu ſehen erwartete, und ſtatt eines offenen Grabes zeigte ſich ihm eine offene Fernſicht in die ſchönſte Zukunft und in das ſchönſte Land der Erde, in ſein blüthen- und wonnereiches Vaterland. Jugenderinnerungen tauchten vor ſeinen trunknen Blicken auf, lang ſchon entſchlafene Jünglingsſehnſucht glühte raſch wieder in ihm empor und zeigte ihm entzückende Bilder, und vor lauter Freude vermochte er weiter gar nichts zu antworten, als: „Ja, ja, ich will, ſo wahr mir Gott helfe!"

„Nun gut; ſo werd' ich Dir eine urkundliche Vollmacht und gut Geſchrift ausſtellen laſſen, welches Dir überall Thor und Thür öffnen ſoll. Geh' zu meinem Haushofmeiſter, daß er Dich ſchnell adlig kleiden laſſe. Nimm von Deinen Freunden und Kalandsbrüdern Valet und komm morgen zu mir. Ich werde Dir dann noch einige geheime Anweiſungen geben, denn ich bedarf auch Deiner Zauber- und Schauſpielerkunſtſtücklein in Italien zur Erlangung mancher gar wichtigen Dinge. Doch ſollſt Du mir erſt dem Pater Hilarius auf die Hoſtie ſchwören, nicht zum Verräther an mir zu werden.“ — Hinko entfernte ſich und flog auf der Liebe Fittigen dem Freihauſe zu, um Markita ſein neues Glück zu verkünden. Er wollte den alten Jobſt um ihre Hand bitten, nicht mehr heimlich flüchten ſollte ſie mit ihm aus dem Vaterhauſe, frei und offen als ſein eheliches Weib ſollte ſie mitreiſen in ſein ſchönes Vaterland. Alle Schwierigkeiten glaubte er nun völlig beſiegt, alle erlittene Schmach war vergeſſen, er ſah ſich nur in Italiens prangenden Fluren von der reinſten Unſchuld ſeiner geliebten Braut umſchlungen und verklärt vom Sonnenſcheine des Glücks. Armer junger Thor, ſchon ſo oft von der lachenden Fahne des Glücks betrogen, trauſt Du ihrem Winken? Sie lockt Dich zu neuer Täuſchung.

Er trat mit wonneleuchtenden Blicken in's Freihaus. „Wo iſt Markita?“ fragte er haſtig. — „Du kannſt, Du darfſt ſie nie wieder ſehen,“ verſetzte der Stöcker rauh und finſter. „Forſche nicht weshalb. Den Grund enthält ein Dir unnützes Geheimniß. Genug es iſt Nothwendigkeit. Was erſt mein höchſter Wunſch war, wäre nun Verbrechen. Markita kann nie Dein Weib werden. Ich habe ſie bereits aus dem Hauſe entfernt. Mache keinen Verſuch, ihre Spur aufzufinden. Benutze den Dir noch übrigen Tag zu beſſern Dingen; denn übermorgen reiſeſt Du ſchon Italien zu.“

Hinko war erbleicht. Jammernd ſank er dem harten Meiſter zu Füßen und umfaßte die Kniee deſſelben; aber unwirſch und polternd verwies ihm dieſer das unmännliche Betragen und ſchickte ihn aus dem Gemach, den Beſchluß noch einmal für unwiderruflich erklärend. Da ſtand der Arme wieder einmal herabgeworfen von der hohen Staffel irdiſcher Seligkeit, auf welcher ſeine Ueberraſchung ſich vor einer Stunde mit Entzücken gefunden hatte, und verſchluckte die Thränen ſeines grimmigen Schmerzes. Doch bald ſah er ein, daß ihm aus dieſer Verzweiflung kein Heil erwachſen könne; er forſchte daher bei den Mägden des Hauſes und den andern Freiknechten nach Markita, und erfuhr, daß, gleich nach ſeinem Entfernen, Hinek den Befehl erhalten habe, Markiten in die Stadt zu begleiten. Und ſchon nach wenig Augenblicken habe man ſie munter und heiter mit ihm davon gehen ſehen. Da erwachten alle Qualen der Eiferſucht in Hinko's Herzen; denn er meinte nicht anders, als daß Jobſt ſich dieſen Hinek zum Sohn auserſehn habe und Markiten zur Verbindung mit demſelben zwingen werde. Unverzüglich eilte er in die Stadt, und bis zum Abend durchirrte er anfangs allein, dann alle Schauſpieler, von ihm aufgefordert, durch die Gaſſen, er beſuchte und belagerte alle Häuſer, wo er die Geliebte vermuthen konnte, aber ſie war nirgends zu finden. Selbſt die Gräfin Ereſda fiel ihm ein; aber dort war das Haus öde und leer und ein alter Diener berichtete, daß die unglücklichen Frauen ſchon am Abend vor dem verhängnißvollen Tage aus Prag geflohen ſeien. Noch niemals war dem armen Jüngling der Fluch ſeines Standes ſo ſchmerzlich empfindlich geweſen, als jetzt, wo man ihm, den man als Freiknecht kannte und verabſcheute, auswich und ihn mit Unwillen von mancher Thür wies. Als ihm die ſpäte Nacht zwang, in's Freihaus zurückzukehren, da nahm er keine Hoffnungen, ſondern nur ſeinen düſtern Gram mit heim. Erſt auf ſeinem ruheloſen Lager fiel ihm bei, der ohnſtreitig gleich ihm betrogenen Markita Nachricht von ſeiner Reiſe ſo wie das Verſprechen zu geben, all' ſeine Geſchäfte ſchleunigſt abzumachen und recht bald zu ihr zurückzukehren, ſie zur Treue und Standhaftigkeit zu ermahnen und ihr ein Gleiches zu geloben. Am frühen Morgen war die Ausführung dieſes Vorſatzes ſeine erſte Sorge. Er ſchrieb zwei gleichlautende Briefe, ſteckte den einen in Markita's Bett und übergab den andern mit einem guten Geſchenk einer Hausmagd, die er Markiten ſehr ergeben wußte. Hierauf begab er ſich auf dem Wiſchehrad. Dort erwartete ihn der Pater Hilarius und ſegnete ihn mit vielen Zeremonien zu dem wichtigen Geſchäft ein, ließ ihn auch einen ſchweren Eid auf den Leib Chriſti ablegen, nichts von Allem, womit ihn der König ſchon beauftragt habe oder noch beauftragen werde, jemals über ſeine Lippen noch aus ſeiner Feder kommen zu laſſen oder auf ſonſt eine Weiſe zu verrathen, und vermahnte ihn zuletzt noch zu allem Guten. Bei'm Haushofmeiſter wurde er in ſehr vornehme ſchöne Kleider geſteckt, und ging, ſchier noch prächtiger herausſtaffirt wie ſonſt, da er noch Prager Student war, jetzt als Bevollmächtigter des Königs in deſſen Kloſet. Dort erhielt er die Urkunde und andere ihm nöthige Pergamene und endlich auch die geheimen Aufträge und Weiſungen. Sie beſtanden in nichts weiter, als dem ſonderbaren Befehl, falls er den Urban VI. in Rom als den falſchen Papſt erkannt habe, die Kaiſerkrone und lombardiſche Königskrone durch die geheimen Künſte der weißen Magie zu ſtehlen und ſie dem Klemens VII. in Avignon auszuliefern, damit derſelbe dadurch in Stand geſetzt wurde, die Krönung zu vollziehen. Zugleich gab ihm der König auf, ſich bei der Freundin des römiſchen Papſtes, Donna Robaldini in Rom, beliebt zu machen und auf dieſem untrüglichen Wege die nöthigen Zwecke zu erreichen. Der König übermachte dem Jüngling, welcher in der Urkunde den ritterlichen Namen ſeines Vaters führte und alſo Heinrich von Happerswyl hieß, eine annehmliche Summe Geldes und entließ ihn dann ſehr freundlich und gnädig. Hinko hätte gern ſeinen getreuen Franz mitgenommen, aber ſeit dem Tode der Königin war er mit ſeinem Herrn, dem Markgrafen Jobok nach Oeſterreich zum Herzog Albrecht gezogen, mit welchem der Markgraf ein geheimes Bündniß abzuſchließen gedachte. Desohngeachtet ließ Hinko ihm einen Gruß bei der Rückkehr durch einen Freiknecht entbieten und die Kunde von der italieniſchen Reiſe anſagen, daß er, falls er Luſt verſpüren ſollte, wieder in die Dienſte ſeines frühern Herrn zu treten und die Reiſe mitmachen wolle, er ſich bald auf den Weg begeben möchte. Am Abend nahm Hinko von Meiſter Jobſt Abſchied. Der rauhe Mann ſchien auf einmal ſehr bewegt und wiſchte ſich eine Thräne aus den grauen Wimpern. „Geh mit Gott, Kumpan," ſagte er, dem Jüngling die Hand herzlich ſchüttelnd, „ich habe Dich ſehr lieb gehabt und wahrlich dieſe Liebe wird auch ferner nicht erlöſchen, wenn wir nicht mehr bei einander ſind. Frage nicht was uns trennt. Ich gebe Dir mein Wort zum Pfande, Du ſollſt es noch erfahren. Nur jetzt nicht. Reis im Schutz aller Heiligen! Du ſollſt von mir hören." Hinko wollte zu Bjetka's Bett treten. „Laß das," ſagte Jobſt verweiſend. „Erſpar' ihr ein bitteres Gefühl; ſie hat nicht gut an Dir gethan, ſie wollte Dein junges raſches Blut verführen. Ich weiß Alles. Gib ihr ſtill Valet für dies Leben. Du ſiehſt ſie doch nicht wieder." — Hinko ging wehmüthig. Draußen ſtanden die andern Knechte und Mägde. Er reichte Jedem die Hand zum Ade. Sie weinten mit ihm; denn ſie waren ihm Alle zugethan. Dann ging's unter Begleitung der Schauſpieler, die ſchon vor dem Hauſe auf ihn warteten, nach dem Schloſſe hinauf. Der Kellermeiſter reichte ihnen auf Befehl des Königs Wein ſo viel ſie zechen wollten. Bald aber begab ſich der von banger Wehmuth gepreßte Hinko auf das für ihn beſtimmte Lager, von welchem ihn der Hofmeiſter des Königs, Heinrich von Duba, früh genug weckte, um ihm das nöthige Gepäck, zwei Pferde und einen Knappen zu übergeben. Nach einer Stunde ſaß er ſchon zu Roß und blickte vom Rücken der Berge noch einmal nach dem ſiebenhügeligen Prag, dem Schauplatz ſeiner merkwürdigen Schickſale, ſeiner höchſten Freuden und Leiden, dem Tummelplatz ſeiner großen Thorheiten und dem Orte noch größerer Büßungen zurück. Er ſeufzte tief auf, gab dem Pferd die Sporen und eine Sekunde darauf war Alles verſchwunden. Im Galopp ſauſte er dahin.

Schon in den erſten Tagen des Februar brach auch König Wenzel mit ſtarkem Gefolge nach Deutſchland auf. Wieder waren von dorther ſehr beunruhigende Gerüchte und

Kunden gekommen, denen nach zu ſchließen die Unordnung, Geſetzloſigkeit und das freche unbekümmerte Schalten und Walten der kleinen Fürſten und des Adels noch niemals ſo ſchlimm geweſen ſein mochte, als jetzt. Bündniſſe bildeten ſich auf Bündniſſe ſowohl unter den Städtern, als den Adligen; die Räubereien hatten furchtbar überhand genommen, keine Straße war mehr ſicher, Strauchdiebe und Wegelagerer zogen ungehindert einher, und alle lagen ſich gegenſeitig in Haaren. Wenzel ging mit dem beſten Willen; er wollte den abgelaufenen Landfrieden ſtreng erneuern, aber auch den kleinſten Bruch deſſelben mit der größten Härte ahnen. Was aber konnte er mit jenem rohen Haufen der großen Herrn in Deutſchland beginnen, wovon jeder Einzelne ihn nur für ſein Recht oder Unrecht, für ſeinen Vortheil anrief, jeder aber ſein Gebot verachtete, ſobald es ſich nicht mit dieſem Vortheil vertrug?

Die Vollſtreckung der königlichen Befehle und die Ausübung der Regentſchaft in Böhmen übertrug Wenzel ſeinem Bruder Johann als Schirmvogt des Landes. Der Pater Hilarius machte die Reiſe als geiſtlicher Rath der Königs mit.

Fünftes Kapitel.

Ein Volk geflügelter Mäuſe
Bewohnet jeglichen Siz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Beſiz.

Langbein.

Auf der Burg Obern-Morsfeld ſah's öde und traurig aus. Der Schnee lag nicht allein hoch auf den verfallenden Mauern und Dächern, auf dem Hof und in den Hallen, er lag auch in manchem Gemach, ein feindſeliger und harter Gaſt. Ueber den Hof hin gingen nur ſpärliche Fußtapfen, und auch dieſe waren manchen Morgen verſchneit und wurden während der Dauer des ganzen Tages nicht wieder aufgefriſcht. Grabesſtille würde die einſame Burg in die bleiernen Arme genommen haben, wenn nicht das Gekrächz der Raben und Dohlen bei Tage und das Schreien der Eulen und Käuzlein und das Flattern der Fledermäuſe bei Nacht dieſe Stille unterbrochen, aber den Aufenthalt noch unheimlicher gemacht und an noch Schlimmeres erinnert hätten, als an das Grab. Die benachbarten Berge mit ihren weißen Häuptern und eisbehangenen Bäumen ſahen hohläugig in das Ritterneſt herab, ſo wie ein Sterbender troſtlos den bereits Geſtorbenen anſtarrt. Die wenigen Fußtapfen zeugten von wenig Bewohnern der Burg. Und ſo war es auch. In jenem Gemach, wo einſt Hinko's Untergang beſchloſſen und beſchworen worden war, hauſte der alte Niklas Muffel. Seit drei Monaten war er um zwei Jahre älter geworden. Still, in ſeinen Schafpelz gehüllt, ſchlich er durch die leeren Gemächer, die nur von ſeinen Seufzern, nicht von ſeinen Schritten wiederhallten. Wenn nun der Sturmwind dazu an die Fenſter ſchlug, ſo klang es wie verhaltenes Weinen, wie verzweifeltes Stöhnen in der kleinen Feſte. Ohne Troſt und ohne Hoffnung ſah der trübe Greis ſtundenlang hinaus in das Schneegeſtöber oder in das beſchneite Thal, und dann kam es über ihn, wie mächtige Geiſter, denen er nicht zu widerſtehen vermochte; die führten Jugendbilder herauf, bunt und ſchwarz, und manche längſt im Strome der Zeit untergegangene Geſtalt tauchte als Schemen wieder auf, und lächelte oder grinzte ihn an. Da durchbebte ihn wieder manche Freude, da durchzuckte ihn wieder mancher Schmerz, für die er ſchon lange nicht mehr empfänglich geweſen war, und in den kurzen Stunden dieſer Tage lebte er ſein langes an Schickſalen reiches Leben geiſtig noch ein Mal. Und da die Gegenwart ſo arm war, mußte er nicht von Erinnerungen zehren? Vor allen waren es zwei weibliche Geſtalten, welche ihn am öftern zu beſuchen pflegten und am längſten bei ihm verweilten. Beide waren jugendlich und ſchön, beide nahten ihm mit Zärtlichkeit; aber die eine ſchwand endlich erblaſſend und in Verzweiflung dahin ſterbend, erfaßt von der rauhen Hand eines zornwüthigen, blutblickenden, ihm gar wohlbekannten Mannes, vor dem er zurückſchauderte, getroffen vom Dolche deſſelben und doch noch mit einem zärtlichen Blick auf ihn; die andere wandte ſich zürnend und grollend, und dann kamen andere Bilder, unter denen Hinko und die ſanfte Johanne ihm die liebſten waren. Wenn's nun dunkel wurde und die Nacht hereinbrach, dann trat das einzige weibliche Weſen, was ſich auf der Burg befand, mit der brennenden Henkellampe herein und verſcheuchte die luſtigen Bilder. Es war die alte taube Crescenz. Dieſe Magd, und Michel, ein lahmer ebenfalls alter Knecht, ſonſt Marquart's Reitknappe und Diener, hatten allein treu ausgehalten bei dem unglückſeligen Greis; ſie waren allein geblieben, als ihre hochmüthige Herrſchaft mit den Andern fortgezogen war nach Prag, der reichen Königsſtadt. Den Tag über ſteckten die beiden alten dienenden Leute in der Geſindeſtube und Küche beiſammen und gingen ſich bei den wenigen Geſchäften, die zu verrichten ihnen noch übrig geblieben waren, einander getreulich zur Hand. Dieſe beſtanden im Bereiten der kärglichen Speiſen und Beſorgung einer einzigen Kuh, welche Wenzel Muſſel von allem Vieh — und auch die nur auf die flehentlichſten Bitten der alten Crescenz — zurückgelaſſen hatte; ihre Milch reichte kaum zur Nahrung des alten Herrn hin. Sie ſelbſt, als die beiden übrigen Bewohner der Burg, mußten ſich kümmerlich genug behelfen. Alle Montage und Donnerstage zog Michel mit einem Querſack in das Dorf hinab und holte einen kleinen von Wenzeln nicht in Beſchlag genommenen Theil des Herrnzinſes, in Brot und Fleiſch verwandelt, und für drei Menſchen kaum genug, um ſie vor dem Hungertode zu bewahren. In den Vormittagsſtunden endlich ſammelten ſie auf den benachbarten Bergen das nöthige dürre Holz, um den guten greiſen Mann nicht frieren zu laſſen, und ſich ſelbſt die alterſtarren Glieder daran zu erwärmen. Der Abend verſammelte das bejahrte Kleeblatt in des Herrn Gemach am umfangreichen eiſernen Ofen, der wie ein Hüne ſein Haupt bis zur Decke erhob. Gewöhnlich führte dann Michel das Wort mit dem Alten; denn mit der tauben Crescenz war nicht viel zu reden, und manches Kriegsabenteuer wurde zu verſchiedenen Malen aufgetiſcht und beſprochen. Die ſchnurrende Spindel der Magd begleitete mit ihrem einförmigen Tanz die Einförmigkeit der Unterhaltung. Gleichwie dieſe drei alten Leute nun Abends am Ofen zuſammenkamen, ſo vereinte ſie die gemeinſame Andacht des Morgens, wenn der winterliche Tag träg heraufgekommen war, wieder an einer andern Stelle, an der Gruft in der Kapelle, worin die Leiche lag, welche ſie als die Ueberreſte des geliebten Marquart hoch und heilig hielten. Ein Prieſter war bei dieſem Gottesdienſte nicht, und der Wind allein orgelte durch die zerbrochenen Fenſter des Kirchleins ſein Lied. Nichts deſtoweniger pflegten alle Drei recht inbrünſtig zu beten, und eine Seelenmeſſe für Marquart beſchloß allemal die Feierlichkeit, welche keinen Tag, und ſollte er noch kälter ſeyn, ausgeſetzt wurde. Hier rang der alte Muffel die Hände oft wie in Verzweiflung, wenn die Gewalt des Schmerzes über ihn kam, daß er, der gütige, liebevolle, zärtliche Vater von fünf Kindern, in deren Liebe er all ſein Glück geſucht hatte, daß er, der oft bei Wenzel und Babet um Liebe gebettelt hatte, in ſeinem hohen Alter allein an einen alten Knecht und eine alte Magd gewieſen war, und keinen ſeiner Sproſſen bei ſich ſah, der ihm Liebe erwieſen und ſeinem hinfälligen Alter eine hülfreiche Hand geboten hätte. Alle ſeine Aufopferungen waren vergebens geweſen. Wenzel war mit ſeiner vornehmen Frau fortgezogen nach Prag, um, wie man dem Alten weiß gemacht hatte, das Carneval dort zu feiern, und Babet hatte, ſeit der Abreiſe jener Beiden von Obern-Morsfeld auch noch nicht ein Mal nach ihrem Vater fragen laſſen. Oft feuchteten in der Kapelle Thränen die grauen Augenwimpern des ſchwachen Greiſes und ſeine Lippen lispelten die Namen: Johanna und Henrico. Nach dieſen ſeinen guten Kindern ſtieg ſeine Sehnſucht mit jedem Tage. Er verwünſchte ſeine Unbeſonnenheit, das edle Mädchen in's Kloſter gebracht zu haben, und er ſegnete wieder die Fügung des Himmels, daß ſie noch im Probejahre lebte, und nicht gleich nach ſeiner Schwiegertochter, der Gräſin Agnes Wunſch, den Schleier genommen hatte.

Eines Abends, als Michel von ſeiner Wanderung in's Dorf zurückgekehrt war und ſich am Ofen dem grämlichen Herrn gegenüber geſetzt hatte, rückte er einigemal mit dem ſchweren Seſſel hin und her, räusperte ſich und begann: „Es iſt dieſer Tage auch wieder einmal viel Katzbalgerei geweſen.“ — „Was hat's gegeben, Michel?“ fragte Herr Niklas. — „Als ich heut' die Atzung holte im Dorf, zog der Wildmeiſter von Rotheberg mit vielen Waldknappen durch zu einer großen Schweinshatz. Ein Paar davon nahmen Einkehr im Nobiskrug zu einem friſchen Trunk. Die ſprachen eben, die Hatz könne nicht toller werden, als die, ſo ſie vor ein Paar Tagen auf des Kaiſers und der Stadt Nürnberg hohem Befehl auf ein hübſch Häuflein Buſchritter und Taſchenklopfer gehalten hätten.“ — „Dem frechen Geſindel geſchieht ſein Recht. Dies heilloſe Volk von Nachtreitern und Wegelagerern iſt am Tode meines Marquart ſchuld. Doch erzähle, wie es zuging.“ — „Die Nürnberger hatten ſchon lange wieder einen ſcharfen Zahn auf die Herren vom Stegreif und ſtellten ihnen hie und da nach. Endlich hatten die Stadtratzen Wind bekommen, daß man einen Trupp Handelsleute, die von Böhmen herüberkämen, ohnweit Lauffen überfallen und ihnen die Taſchen umwenden wolle. Flugs gaben die Herren vom Stadtrath allen königlichen Bedienſteten in der Gegend Nachricht. Und ſo erfuhr's auch der Wildmeiſter. In der Nacht rückten die Städter mit ihren laufenden Geſellen und Reiſigen des Raths, mit den Waldkreiſern und Knappen durch das Gehölz vor und legten ſich an der bezeichneten Stelle in Hinterhalt. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo kamen die verfluchten Scharlachhändler und Nachtreiter und legten ſich knapp vor die Städtiſchen. Da dieſe ſich aber ganz ruhig verhielten, merkten jene nichts. Als der Morgen herauf war, zogen die Kaufleute, die in Lauffen übernachtet hatten, heran. Riſch waren die Buſchklepper und Freiharte darauf wie Stoßgeier auf eine Lämmerheerde. Aber die Hinterſten waren auch nicht faul, raspelten das Geſchmeis zuſammen, als ſei's ſüßes Holz und ſie wollten Bruſtſaft daraus kochen, und zapften jedem Einzelnen dann die Brühe ab, daß keiner nöthig hatte, ſich an der erkaperten Beute Schwielen zu tragen, oder auf der Heimkehr einen Wolf zu reiten." — „Herr Gott!" rief der alte Muffel freudig, „ſo haben die Hundsfötter alle in's Gras beißen müſſen?" — „So iſt's, und mancher iſt darunter, dem man lang ſchon nachgeſtellt und den das heimliche Gericht der kaiſerlichen beſchloſſenen Acht auf der rothen Erde ſchon zu verſchiedenen Malen vergeblich geladen hatte." — „Gott ſegne ihnen das Bad! Sie haben's an mir verdient. Sie haben mich um zwei Söhne gebracht. Dem einen wurde von ihnen der Tod eingeſchenkt, den andern haben ſie verlockt und verleitet, daß er, wie ſie, zum Lotterbuben geworden iſt. Denn wie es auch ſein mag, mein Wenzel iſt, ſeit er mit den adligen Burſchen aus der Gegend umging, nicht beſſer geworden." — „Weil Ihr denn einmal ſelbſt von Euerm Sohne, meinem Herrn, zu ſprechen beginnt, ſo ſeh' ich das für ein Zeichen des Himmels an, Euch auch das nicht zu verſchweigen, was ich über ihn vernommen habe." — „Herr Jeſus und Maria! Sprich, was haſt Du von Wenzel gehört? Sprich, ſprich, um aller Heiligen Willen, deren Bitte und Fürſprach mir auf dem Sterbelager vonnöthen ſein wird, mir ahnet nichts Gutes!" rief der Greis heftig und erſchreckt. — „Wenn Ihr ſchon nichts Gutes ahnet, ſo darf's Euch auch nicht erſchrecken, wenn Ihr wirklich nichts Gutes erfahrt," fuhr Michel fort. „Schon vor vierzehn Tagen, gleich nach der Abfahrt der Herrſchaft, als ich nach Nürnberg ging, um Eure Aufträge dort zu beſtellen, hört' ich in Wöhrd im

Schrank der Frau Schlehen, wo ich eingekehrt war, manch Geflunker und Geträtſche, was mir nicht abſonderlich zuſagen, ja, wenn ich's recht bekennen ſoll, mir wie ein halbverbrannter und halbungarer Schweinsſchlägel im Leibe drücken und Grimmen zu Wege brachte. Die dicke Kneipmeiſterin rief mir nämlich beim Eintritt ſogleich zu: Ein Sparer will einen Zehrer haben. Dein Herr fährt gen Prag, um den Kaiſer mit der Silberbüchſen zu ſchießen, daß ihm auch angeholfen wird, wie ſeiner ſonſtigen Minne, der Schuſtersdirne, damit er doch ſein aus dem Haus und der Burg gelöſtes Baares mit einem Anſchein von Etwas wie Ehre oder Anſehn oder Vornehmheit verſchlampern mag. Ja, wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er den Edelmann todt.“ — „Sein aus dem Haus und der Burg gelöſtes Geld?“ unterbrach der Greis den Erzähler ängſtlich. „Was heißt das?“ — „Nun hört, Herr Nickel, ich hab's auch nicht glauben wollen; aber was die Augen ſehen, das glaubt das Herz endlich doch, und wenn ſich's anfangs auch noch ſo ſehr dagegen ſträubt. Der Aegidienhof aber iſt verkauft. Herr Wenzel hat ihn an Peter Holzſchuher, den Tuchweber, für zweitauſend Sonnenkronen veräußert.“ — „O Herrgott im Himmel! Mein Haus verkauft!“ klagte der alte Niklas und faltete wehmüthig die Hände. — „Ich hab' Euch durch ſolche böſe Kunde von dieſer Belialstücke und arger Schalkheit nicht betrüben wollen,“ fuhr der Knecht fort. „Aber nun wird's mir doch zu bunt. Wie ſchon geſagt, in der güldnen Laus erzählte mir Frau Schlehen lang und breit, daß er nicht allein das Haus, ſondern auch die Burg hier losgeſchlagen habe und zwar an den Sittig Marſchalk, mit dem er immer zuſammen campirte.“ — „Wär's möglich!“ rief der Greis händeringend. „Mein Sohn hätte auch die Burg, das ſchöne Erbe verſchleudert?“ — „Ich glaubte damals eher, der Teufel ſei Weihbiſchoff geworden, und zankt' und zerrte mich mit der ſpaſigen Wirthin herum, und war keines andern Gemüths, als ſie wolle mir Eins aufbinden, wie ſie je zuweilen wohl einem Dummbart thut. Ich hatte das Geſpeis ſchier ganz vergeſſen, da muß mich ein Gered im Dorf wieder ſtark daran erinnern. Denn ſeit einer Woche war das hörige Volk trotzig und ſperrig und das letzte Mal gaben ſie mir anzuhören, es ſei auch nur noch Gnadenbrod des Sittig, was wir hier oben verzehrten. Sie ſeien uns nichts mehr zu geben ſchuldig. Der Sittig ſei ihr Herr und ich brauche nicht wieder zu kommen; ich werde doch nichts mehr vom Zins ſchmecken.“ — „Heilige Mutter Gottes!“ rief der beſtürzte Alte, iſt denn an dieſem Gerede ein Wörtlein wahr? Ich müßte das Gnadenbrod eines ſolchen Buben eſſen, wie der Sittig?“ — „Es muß doch was dran ſein, ſonſt würde das Geniſt aus einem andern Loche pfeifen und ſich nicht um den Hals trätſchen.“ — „Und Wenzel? Mein Sohn, mein letzter und einziger Sohn“. — „Der käme gar nie wieder.“ „Er habe ja all ſein Hab' und Gut in baares Geld umgeſetzt und wolle damit in Prag den großen Herrn ſpielen. Das habe ihm lang ſchon im Kopf rumort, die hochmüthige Frau hab' es nun aber vollends in Ausführung gebracht.“ — „Er käme nie wieder? Er hätte ſeinen Vater verlaſſen können, ohne auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen? Er hätte mich in Kummer und Elend laſſen können? Nein, nein! Es iſt nicht wahr! Das kann kein Sohn, und wär' er ein Böſewicht. Und mein Wenzel iſt ja kein Böſewicht, wie ſollte er es denn denken, geſchweige gar ausführen können. Die ganze Geſchichte iſt eine loſe Mähr und man ſoll den an Leib und Leben ſtrafen, der ſolch Schimpf und Schande erſinnt und ausdrommetet.“ — „Wollte der heilige Lorenz, es wäre ſo, wie Ihr ſagt. Ich aber muß ſo lang an's Gegentheil glauben, als bis ich nicht überführt und von der Unſchuld Eures Sohnes überwieſen werde. Und hat denn der Herr Wenzel nicht die ganze Burg erſt ausgeplündert? Wozu hätte er Alles von dannen geführt, wenn er wiederzukommen gedacht hätte? Hat Crescenz nicht mit Noth und Müh' eine Kuh erhalten? Hat er nicht alle eigenhörigen Knechte und Mägde, die er nicht mit gen Prag nahm, verkauft?“ — „Barmherziger Vater im Himmel! Könnteſt Du denn ein ſolches Ungeheuer geſchaffen haben? Und ich müßte es Sohn nennen; ich, der ich zwei gute, treffliche Söhne hatte? Ich hätte allein dies Scheuſal übrig behalten! Willſt Du das einzige Vergehen meiner Jugend fort und fort ſtrafen, gerechter Himmel, und immer härter, je näher ich dem Grabe komme? Herr, Deine Hand ruht ſchwer auf mir!“ Alſo jammerte der troſtloſe Greis, und der Knecht und die Magd ſahen mit wehmüthigen bekümmerten Blicken auf den niedergeworfenen ſchwergetroffenen Mann. — „Wir müſſen in dieſen Tagen Gewißheit erhalten,“ ſagte Michel; „denn im Nobiskrug ſprachen ſie für gewiß, der Sittig wolle zu Anfang künftiger Woche Poſſeß nehmen von der Burg und bis dahin müſſe ſie geräumt ſein. Nun iſt uns doch davon noch nichts gemeldet worden. Es müßte denn in den nächſten Tagen geſchehen.“ — „Du machſt mir ſchlechte Hoffnung,“ ſeufzte der Greis und ſtarrte dann, in düſteres Brüten verſinkend, vor ſich hin. Die Lampe warf nur einen ſehr matten Schein umher, und ſo verſchwammen die drei Geſtalten ſchier mit der unheimlichen Dämmerung des Zimmers.

Der alte Niklas brachte die Nacht unruhig auf ſeinem Lager zu. Schwere Sorgen, die wie Berge ſich über ihn her zu wälzen drohten, ſcheuchten den Schlaf vom matten lebensmüden Manne.

Nach dieſem Vorfall vergingen wieder einige Tage ſtill und traurig, wie in banger Vorahnung deſſen, was nun kommen ſollte.

Die Sonne ſchien eines Nachmittags recht heiter auf die glänzenden Schneehügel und der alte Muffel lugte in Gedanken verſunken in's Thal hinab, und trommelte mit den Fingern an die runden, in Blei gefaßten, klappernden Fenſterſcheiben. Der Knecht aber wollte das heitre Wetter benutzen, um nach einer friſchen Tracht Holz auszugehen; denn der Vorrath war bald aufgebraucht. Zum Thor hinaushinkend gewahrte er einen Mann den Pfad heraufſteigen, und erkannte ſeine Tracht bald für die der Bettelmönche. Ueber den ganz ungewöhnlichen Beſuch ſtutzend, hielt Michel inne und ließ den geiſtlichen Mann etwas näher kommen. Kaum aber hatte der neugierige Knecht die Geſichtszüge des Schorkopfs erſpäht, als er auch haſtig umkehrte und ſeinen

Weg nach der Küche nahm, wo Crescenz eben ſchaltete. Er gab ihr zuerſt ein Zeichen des Schreckens und Unwillens, und ſagte dann ziemlich laut und ihrem Ohr genähert: „Jetzt ſchickt uns der Herr den Cherubim mit dem Flammenſchwerte, um uns aus dem Paradieſe zu vertreiben. Nun ein ſonderlicher Garten Gottes iſt es eben nicht geweſen.“ — Crescenz aber fing desohngeachtet bitterlich zu weinen an und zitterte an allen Gliedern, als ſie den ihr wohl bekannten einäugigen Bruder Martin zum Thor herein keuchen und über den Hof herwackeln ſah. „Soll ich in meinen alten Tagen noch die Burg meiden, wo ich mein ganzes Leben lang geſchaltet und gewaltet habe?“ ſeufzte die Magd, ging aber doch dem Mönche entgegen, knixte ehrerbietig vor ihm und küßte ſein Gewand. „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ huſtete der Mönch und machte das Zeichen des Kreuzes über der Magd. „Wie ſteht's mit dem alten Herrn?“ — „Er iſt munter und wohl auf,“ verſetzte Michel, der auch grüßend hervorgetreten war, „und erwartet alle Tage, daß ihn der Sittig Marſchalk von der Burg werfen laſſe.“ — „O wenn er das Schlimmſte ſchon erwartet,“ rief der Mönch froh, „ſo wird ihn meine Botſchaft nicht im mindeſten alteriren. Bringt mich zu ihm.“ — Michel ging. Der alte Muffel ſah den ſeltenen Gaſt verwundert an. „Ei was bringt Ihr mir, Bruder Martin? Kommt Ihr aus Nürnberg oder wo anders her?“ — „Ich komme vom Ganerbe des Sittig Marſchalk,“ verſetzte der Mönch. „Derſelbe hat mir eine Botſchaft an Euch aufgetragen. Ihr wißt, daß ſein Haus zu Unter-Marsfeld an dem Tage, wo

Euer Sohn Marquart davor den Tod fand, von den Städtern ſchändlich zugerichtet worden iſt, ſo daß er es ferner nimmer bewohnen konnte." — „Ja, ja, fiel ihm der Alte in's Wort, „die Mauern und Thürmlein waren zerſchoſſen, er konnte ſeinen Raub nicht mehr dahinter verbergen. Und da die Städter einmal das Haus berennt hatten, ſo meinte er, ſie würden wohl noch mehrmals kommen, und deshalb ließ er das Neſt nicht wieder aufbauen, was der fleißige Nachtreiter wohl gekonnt hätte." — „Hütet Eure Zunge, Herr Muffel!" warnte der Mönch. „Mir könnt Ihr wohl ſo etwas in's Geſicht ſagen; ich mache keinen Gebrauch davon. Laßt es aber keinem Andern hören." — „Was geht mich der Sittig an? Er wird mich von meinem Eigenthum ſtoßen; ich werde ihm die Mühe erſparen und ſelber gehen. O Wenzel! Wenzel! Warum haſt Du mir das gethan!" rief der Greis ſchmerzbewegt, und ſein thränenfeuchtes gen Himmel gerichtetes Auge klagte unbewußt den unholden Sohn vor Gottes Gericht an. — „Nun alſo zog der Sittig auf das Schloß zu Sittebach, an dem er ein Ganerbe hat. Aber er kann ſich mit den andern Erben nicht gut vertragen." — Glaub's wohl! Er kann ihnen ſeine Schliche nicht geheim genug halten. Sie ſpüren ſeinem Raub nach und das gefällt dem wackern Rittersmanne nicht. Glaub's wohl! die Eule will ihr Neſt allein haben, um die gefangenen Mäuſe mit Ruhe zu verzehren." — „Er hat demnach ſeinen Part am Ganerbenſchloß der übrigen Sippſchaft verkauft, und da ſich die Gelegenheit eben darbot, dafür von Euerm Sohne Wenzel dieſe Burg Obern-Morsfeld käuflich an ſich zu bringen, ſo hat er ſie nicht verabſäumt. Hier hat er ſein Untern-Morsfeld näher und kann's mit dem Frühjahr bequem wieder aufbauen.“ — „Ich war ſchon auf Deine Kunde vorbereitet, Mönchlein,“ ſagte der Greis bitter und wandte ſich ab, um die Thränen im Auge zu zerdrücken. — „Sittig will nun zum nächſten Dienſtag eine Jagd und Beize halten in ſeinen Forſten zu Obern- und Untern-Morsfeld. Er hat kein anderes Haus als dieſes, wo er die Gäſte bewirthen kann. Deshalb läßt er Euch ſagen, Ihr möget bis dahin die Burg räumen und ihm Platz machen.“ — „Es ſoll geſchehen,“ verſetzte der alte Mann mit zitternder Stimme, und that ſich dabei allen Zwang an, dem Mönche ſeine Zerknirſchung nicht merken zu laſſen. „Es iſt gut, Bruder Martin. Ich werde die Burg räumen. Euere Bothſchaft iſt nun zu Ende.“ — „Noch nicht ganz, werther Herr,“ fuhr der Mönch fort. — „Willſt Du mir etwa noch Gräßlicheres verkünden, Rabe?“ — „Noch Zweierlei hab' ich an Euch zu beſtellen, doch nicht vom Sittig. Das Eine von einem hartbedrängten Mann, der im Gefängniß liegt und Euch treu ergeben iſt.“ — „Von Han-Henner, meinem treuen Knecht? Sagt ſchnell, iſt's von ihm? Sagt hurtig!“ — „So iſt's, Herr Nickel. Ich hör' ihm zuweilen die Beicht und abſolvir' ihn um Gotteswillen. Als ich ihm nun vorgeſtern zu wiſſen that, ich werde zu Euch herauf gehen, trug er mir auf, Euch einen ſchönen Gruß von ihm zu ſagen, und ſeine Katter ſei in voriger Woche begraben worden. Er aber habe ihr die Augen nicht zudrücken können; denn er ſitze noch immer auf dem Stock und friere ihm jetzt die Seel' im Leibe.“ —

„Gott nehme ſie gnädig auf!“ rief Muſſel und faltete die Hände. „Ihr iſt beſſer, denn uns Allen. Wollte doch der Herr ſeinen Engel auch bald zu mir ſenden, daß er mir den ſanften Friedenskuß reiche und mich aller Mühſal entbinde!“ — „Han-Henner läßt ferner melden, in vierzehn Tagen ſei ſeine Strafzeit abgeſeſſen, dann komme er wieder auf freien Fuß. Aber er habe nun nicht mehr, wohin er ſein Haupt legen, noch eine Seele, die er ſein nennen und lieben könne. Marquart und Katter ſeien todt und Johanna im Kloſter. Aber wenn er auch Euch zu lieben verlernt habe wegen Eurer thörichten Schwachheit gegen Eure mißrathnen Kinder, ſo wolle er doch ſeiner Pflicht gegen Euch noch treulich nachzukommen ſuchen, und, wenn Ihr bald ohne Obdach und Nahrung ſein würdet, für Euch zu arbeiten, ja wenn dieſes bei ſeiner begonnenen und zunehmenden Blindheit nicht mehr gehen ſollte, für Euch zu betteln.“ — „Heiliger Gott und ihr Märtyrer!“ ſchauderte der Greis. „So weit iſt es ja noch nicht mit mir gekommen, daß ich meinen Knecht für mich müßte arbeiten, betteln laſſen! Und blind ſagt Ihr, Bruder Martin? Mein armer alter Han-Henner blind! Ich muß doch recht viel Trübſal erfahren in meinem hohen Alter!“ — „Es iſt ſo, Herr. Ich glaube, er wird bald gar erblinden. Seine Augen ſehen ſchon ſo aus. Die heftigen Gemüthsbewegungen, die Kälte und das finſtre Loch, in welches ſie ihn geſperrt haben, das Alles hat ſeinen Augen ſchlimm zugeſetzt.“ — „Arbeiten! betteln! für mich! Nein das ſoll die gute brave Haut nicht. Wenn mich auch mein Wenzel treulos hinterging für all meine Liebe, ſo lebt ja meine Babet noch, der ich ebenfalls alles Gute gethan habe. Sie hat ein weibliches Gemüth, ſie wird ihrem alten ſchwachen Vater ein Plätzchen vergönnen, auf ihres Mannes Burg, ſie wird mich gern zu Tode füttern. Weiter will ich ja nichts mehr auf der Welt, als ſterben, ſterben, und dann in ihr ausſchlafen von all' meinen großen Sorgen und Mühen. Zu Babet will ich morgen, nein heute noch.“ — Der Mönch blinzelte mit dem einen Auge vor ſich hin, und ſein ſonſt dummes Geſicht gewann einen Ausdruck von verſchmitzter Pfiffigkeit. — „Aber Ihr ſpracht ja noch von einer dritten Bothſchaft, Bruder Martin. Sagt's immerhin heraus, ſei es auch was es ſei. Ich bin auf Alles gefaßt.“ — „Die dritte Mähr iſt weiter von keinem Belang. Ein deutſcher Student, der früher in Prag ſtudirte, iſt arm und breſthaft nach Nürnberg gekommen und liegt im Predigerkloſter, wo er verpflegt und geheilt wird. Seinem Vorgeben nach iſt er in Prag der beſte Freund Eures italieniſchen Söhnleins geweſen, mit dem ſich nachher die ſchlimmen Händel begeben haben. Und da er Euch nun noch in guten Umſtänden glaubte, ſo wollte er bei Euch zuſprechen und Euch nicht allein um eine Gabe bitten für ſein Elend, ſondern auch um die Vergunſt, Ihr möget ihm als Abſchreiber oder des etwas anhelfen bei'm Schultheißenamt oder hohen Rath. Er habe ſein Jus gut gelernt, ſei aber wegen Eures Sohns Rauferei auf dem Schützenhof zu Prag, in die er ſich auch gehängt, relegirt worden und könne nun ohne Teſtimonia in Thüringen, ſeinem Vaterlande, nicht ankommen. Da er nun aber gehört hat, daß es Euch ſelbſt nicht ſonderlich geht, läßt er Euch als Freund Eures Sohns ſchönſtens grüßen."

„Schon wieder ein Unglücksvogel, der auf mich vertraut hat, und deshalb troſt- und hoffnungslos iſt! ſeufzte Muſſel. „Aber er iſt ein Freund meines Henrico geweſen und was ich ihm noch helfen kann, ſoll geſchehen. Sagt ihm das. Wie iſt ſein Name?" — „Er nennt ſich Lohmeier." — „Gut, er ſoll nicht vergebens der Kumpan meines unglücklichen Sohnes geweſen und durch deſſen raſche That aus purer Freundſchaft für den armen Jungen ſelbſt unglücklich geworden ſein. Ich werde meine Babet vermögen, ihm eine gute Unterſtützung angedeihen zu laſſen." So ſprach der Greis, der ſelbſt aller Mittel baar und ohne Unterſtützung in der Welt ſtand, der auf die Güte, Mildthätigkeit und Kindespflicht einer Tochter vertraute, deren ſcheußlichen Sinn er mehrmals zu gut kennen zu lernen oft genug ſchon Gelegenheit gehabt hatte.

Der Mönch nahm mit ungläubigem Geſicht ſeinen Abzug. Muſſel rief Micheln und Crescenz herein. „Ich werde heute noch die Burg verlaſſen," ſprach er gerührt. „Ihr Beide bleibt hier, der neue Herr wird Euch nicht verſtoßen." — „Ich Euch allein ziehen laſſen, Herr Nickel!" rief Michel. „Nimmermehr! Den Stürmen des Winters kann ich Euer hülfloſes Alter nicht preisgeben. Ich ſeh' es ein', Ihr müßt die Burg räumen, aber ſo wahr mir Gott helfe in meinem Sterbeſtündlein! Ihr ſollt nicht ohne mich gehen. Bin ich gleich ſelbſt alt, ſo bin ich doch noch ſtark genug, Euch als Stütze zu dienen." — „Hab' ich doch noch treue Seelen!“ ſagte der Alte und drückte dem Knechte die dargereichte Hand. „Du ſollſt mit mir. So bleibe denn Crescenz allein zurück, um das Haus dem neuen Herrn zu übergeben. Sittig wird Mitleid mit ihr haben und ſie dulden.“ — Die Magd vergoß viel Thränen und konnte nur mit Schluchzen antworten. — „Doch ſpute Dich, alter Knabe,“ fuhr Muſſel fort. „Wir haben Beide nicht die rüſtigſten Knochen mehr, und werden zu thun bekommen, wenn wir Gleichen am Berg heute noch erreichen wollen.“ — „So gedenkt Ihr wirklich heute noch fort?“ — „Alſo iſt's. Wir haben nicht lange zu packen und vorzubereiten; wir haben nichts mitzunehmen. Truhe und Schrein ſind leer. Ein Stecken iſt das einzige Gut, des ich bedürftig bin. Wozu alſo uns lange noch beſinnen? Fort müſſen wir einmal, drum beſſer heut' als morgen.“ — „Nun in Gottes Namen denn! Ich gehe, mich reiſefertig zu machen und bin bald bereit.“ — Der Knecht ging. — „Nur zu einer Pflicht noch treibt mich mein Herz,“ ſagte der Greis für ſich. — „Es iſt eine heilige und ich will ihr ſogleich genügen. Valet will ich ſagen meines Marquart's Ueberreſten. O daß ich ſeine Gebeine hier laſſen muß in den rohen, diebiſchen Händen dieſes Sittig! Daß ich ſie nicht auf meinen Schultern davon tragen kann! Doch einen Boten will ich dem Marſchalk ſenden, und ihm bei den Wunden des Gottesſohns anflehen, daß er des Staubes ſchone, und ſich nicht vergreiſe an dem, was der Tod und mein Schmerz geheiligt haben. Er wird doch ein einziges menſchliches Gefühl in der Bruſt haben und nicht wie ein Hyänenthier über Leichen herfallen und ſie ſchänden! Mich ſchaudert's, wenn ich daran denke." — Er ging wankenden Schritts hinab zur Kapelle. Er kniete an der Gruft, er betete heiß und brünſtig. Aus ſeinen grauen trüben Augen ſtürzten Thränen, die doch das Alter ſo ſelten hat, auf das kalte Geſtein, um da zu Eis zu werden. Ja er ſtieg endlich hinab in die Gruft und drückte einen langen und innigen Abſchiedskuß auf den Sarg. Dann ging er. Michel ſtand ſchon des Winks gewärtig. Er hatte eine große Ledertaſche mit den kleinen Habſeligkeiten von einigem Werth gefüllt und einige Kleidungsſtücke auf den Rücken geladen. Der alte Muſſel nahm den Stab und wandte ſich zu Crescenz, ihr Valet zu ſagen, da ſtürzte die alte Magd ihm zu Füßen, faßte ſeine welken Hände und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen. — „Und ich habe nichts mehr, Dir Deine Treue und Ergebenheit zu lohnen!" rief Muſſel weichmüthig. „O ich bin doch ein recht armer Mann geworden. Aber ich werde Deines ſtillen Magdthums eindächtig ſein; von der Babet ſollſt Du noch ein Paar Pfund Heller zum Geſchenk erhalten; denn Du haſt Dir's durch gute Wartung und Pflegung meines alten Leibes wohl verdient." — Die Magd wandte ſich ab und ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe. — „So mögen Dich die Heiligen und Märtyrer behüten und Gottes Engellein Dir ſtets zur Seiten ſtehn!" rief der Greis und ſchritt davon. Michel drückte der Magd die Hand und folgte dem alten Herrn durch das Thor. Da gingen ſie ſtumm ſelbander durch das Schneefeld fürbaß. Angſt und Kümmerniß gaben dem Greiſe Kraft, aber ſie erloſch ſchon nach wenig Stunden, und eh' noch der Abend dämmerte, ſchleppte er ſich nur noch mit Mühe fort. Michel, ſelbſt ermattet, trug doch die größte Sorge für den Herren und zog aus ſeiner Taſche ein Fläſchchen hispaniſchen Wein, das er lang aufbewahrt hatte, und einen Imbiß, womit der Alte die brennenden Lippen kühlte und die geſunkene Kraft für einige Zeit wieder auffriſchte. Doch die Dauer dieſer Anſpannung ward mit jedem Mal kürzer, und endlich vermochte Michel den ſolcher Anſtrengung ungewohnten Alten nur noch fortzuziehen. Es war nicht möglich, die Burg Gleichen am Berg zu erreichen, und die elende Hütte eines Leibeigenen wurde ihre Zuflucht. Der hörige Mann gab, was er hatte, ein Stück von Gerſtenſchrot gebackenes Brot, eine magere Rübenſuppe, einen Trunk Waſſer und ein Lager von Stroh. Muffel ſtreckte die zitternden Glieder darauf. Der beſorgte Knecht deckte Pelz und Mantel über ihn, feuerte fleißig in den Lehmofen, und nahm ſelbſt unter dieſem Platz. Da lag nun der Greis, vor einem halben Jahre noch der ſteinreiche und mächtige adlige Schultheiß der freien Reichsſtadt Nürnberg, der Mann, der in ſeiner Jugend noch weit beſſere Tage geſehen hatte, als die zu Nürnberg verlebten, der einſt mit Fürſten geſprochen hatte, wie mit ſeines Gleichen, der in ihrem Rathe geſeſſen, vom ihrem Silber geſpeiſt, aus ihrem Gold gezecht, auf ihren Daunen geſchlummert hatte, da lag er arm, heimathlos, ein todtmüder Wanderer, auf hartem Stroh, in der erbärmlichen Hütte eines halseigenen Mannes und pries doch das Geſchick, das ihm noch die Hülfe eines treuen Knechtes erhalten hatte. Ach! er ſollte ja noch ſchlimmeres Unheil erfahren, er ſollte ja auch die bitterſten Hefen des Leidenskelches leeren. — Der Schlaf hatte den alten Mann wunderbar geſtärkt, die friſche Kälte des Winters, der Genuß des guten Weins hatten ihm bei weitem eher genützt, als geſchadet, und nun auch die Müdigkeit verſchwunden war, konnte er wieder rüſtig drauf losſchreiten. So langten denn die beiden bejahrten Wanderer gegen Mittag auf der am Gebirg gelegenen Burg des Ritters und Freiherrn Hans von Milm wohlbehalten an. Aber der Empfang entſprach weder den Wünſchen noch den Erwartungen Beider. Ein nur zu deutlich bemerkbares Schrecken verbreitete ſich auf dem Geſicht der Freiin, als ſie der gebückten Greiſengeſtalt ihres Vaters anſichtig wurde. Doch ſuchte ſie den Unwillen zu bezwingen, und ging ihm im Ritterſaal, der große Aehnlichkeit mit einem weiten Stalle hatte, bis an die Thür entgegen. „Babet!“ rief der Alte und ſtreckte ihr die Arme bittend entgegen. „Babet! Wenzel hat nicht gut an mir gethan. Er hat mich verrathen, ſeinen ihn liebenden Vater. Er hat den Aegidienhof verkauft und auch die Burg, ohne es mir zu ſagen, und ich bin von dem neuen Herrn vertrieben worden. Babet, ich komme zu Dir. Gib mir ein Kämmerlein mit einem Bette, daß ich drauf raſte, gib mir einen Platz an Deinem Tiſche, daß ich mich ſatt eſſe. Ich habe Dich ja geliebt, wie den undankbaren Wenzel.“ Die Rittersfrau hatte mit gerunzelter Stirn die rührenden, zuletzt von ſteigender Angſt ausgepreßten Worte ihres Vaters angehört, und auch jetzt noch, als derſelbe ſchon eine Weile verſtummt war, verharrte ſie in ihrem ſinſtern Schweigen. — „Und Du erwiederſt mir nichts, meine Tochter?“ rief der Greis mit zitternder Stimme und hob die gefalteten Hände zu der Frelin empor, wie nur ein bußfertiger Sünder vor dem Gnadenbild der Himmelskönigin zu thun pflegt, um ſich Vergebung zu erflehen.

„Gott's Leiden und Tod!“ fluchte die Edelfrau. „Seid Ihr nun endlich weis geworden, welch ſüße Frucht Ihr an Euerm geliebten Söhnlein habt? Seid Ihr doch ſtets blind geweſen für die Schalkheit dieſes Buben. Nein, was ſag' ich, nicht blind; Ihr habt es ja gewußt, wie er mich ſchurkiſch um ein Dritttheil meines Erbes betrogen. Ihr habt es zugegeben, daß er mich in allen Stücken übervortheilt, und habt dazu geſchwiegen, habt ihm noch das Wort geredet, habt ihm das Licht dazu gehalten und über ſeine Schelmenſtreiche den Schönſchirm gebreitet. Nun kommt Ihr zu mir, der Betrogenen, Hintergangenen, Ueberliſteten und wollt bei mir Eures Leibes pflegen. Geht doch hin zu dem ſaubern Gauch nach Prag, und ſeht, wie er Euch lohnt, der vornehm gewordene Schurke.“ — „O Babet! Du biſt hart, ſehr hart gegen mich. Iſt es recht von Dir, Deinem armen Vater, der da kommt, Dich um Obdach und Brot anzubetteln, ſeine Schwächen vorzurücken? Hab' ich Dich etwa minder geliebt, als Wenzeln?“ — „Ja, das habt Ihr; aber ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; ich will nicht vergeſſen, wie der Schändliche, daß Ihr mein Vater ſeid. Ich will Euch meine Liebe und mein Haus nicht verſagen. Ihr ſollt bekennen, daß Ihr noch eine Tochter habt, auf die Ihr Euch in Eurem Alter ſtützen könnt, die

Euch Gutes thut, obgleich Ihr ſolches nicht an ihr verdient habt. Tretet hier in dieſes Gemach; ich will Euere Ankunft meinem Manne anmelden, welcher eben an einem harten Gebreſte darnieder liegt. Aber habt Ihr da nicht auch noch einen Eurer Knechte mitgebracht?“ — „So iſt's, Babet; es iſt der Michel — Du kennſt ihn ja — ſonſt Deines Bruders Marquart, meines guten ſeligen Sohnes, treuer Knapp. Er hat mich von Obern-Morsfeld ſorgſam bis hierher geleitet, und ohne ſeine Hülfe und Stütze wäre ich vor Kälte und Müdigkeit umgekommen.“ — „Das iſt Alles recht gut, aber verpflichtet mich nicht, mein Euch gegebenes Verſprechen hinſichtlich Eurer auch auf den Knecht überzutragen. Ich habe der Lungerer und faulen Bäuche genug auf meiner Burg, brauch' nicht noch andere brot- und herrnloſe Burſche. Euch will ich behalten, Ihr ſeid mein Vater. Was aber geht mich der Knecht an? Ich kann ihn nicht brauchen; er mag wieder gehen, woher er gekommen.“ — „Aber Babet, liebſte Babet, ich bin ihm ſo viel Dankbarkeit ſchuldig. Mit ſeinem lahmen Fuße hat er mich doch hierher geführt, hat gehungert, um mich zu ſpeiſen, hat gefroren und mich gewärmt. Babet, willſt Du's ihm nicht vergelten, was er an Deinem Vater gethan hat?“ — „Macht das mit ihm ſelbſt ab, mir hat er nichts Gutes oder Liebes erwieſen. Heut' mag er bleiben. Morgen in der Früh zieh' er wieder ſeiner Wege.“ — „Bittet nicht für mich, guter Herr,“ ſagte Michel. „Ihr hättet mit den Paar Worten ſchon mich reichlich belohnt, wenn ich anders mir je ein kleines Verdienſt um Euch erworben hätte. Ich finde ſchon ein Unterkommen in Nürnberg, und auf wie lange brauch' ich ein ſolches für meine alten morſchen Glieder? Wenn ich Euch nur geborgen und wohl aufgehoben wüßte, wollt' ich mir gern all' mein Lebtag für keinen Hohlpfennig Sorge mehr machen. Aber leider Gott erbarm's! ſcheint's mir mit Euch hier nicht von beſtem beſtellt. Um mich ſeid nur immerhin unbekümmert, aber ich kann es nicht um Euch ſein." — „Was haſt Du hier zu krächzen, alter Rabe!" fuhr die Freifrau den Knecht wild an. „Du haſt nichts zu ſchaffen, als Deinen Balg unterzubringen. Mein Vater geht Dich ferner nichts an." — „Mögtet Ihr doch nie vergeſſen, gnädige Frau, daß dieſer Greis Euer Vater iſt, dann wollt' ich gern nicht viel Athem mehr um die Sache verlieren, als man braucht, eine Suppe kalt zu blaſen." — „Halt Dein vorlautes Maul, alter Luxbruder, oder ich will Dir Jemand ſchicken, der Dir's ſtopfen und verſpünden ſoll, wie ein eichenes Weinfaß. Sieh', ſieh' da kommt ſchon der rechte Mann, der Dir die Hundepeitſche geben ſoll, grauköpfiger Unhold, wenn Du noch ferner läſterſt." — Die Thüre war während dieſer Rede geöffnet worden und ein flinker junger Geſell in ſtattlicher, wenn auch nicht reicher Herrntracht ſchnell hereingetreten. Bei'm Anblick der beiden eben angelangten unwillkommnen Gäſte blieb er einen Augenblick ſtutzend ſtehen und ſchritt dann recht trotzig und ohne Gruß und Wort für den alten Muffel an dieſem vorüber zur Freifrau und fragte ſie in einem aufgeblaſenen hochmüthigen Tone: „Wünſcht Ihr etwas von mir, gnädige Frau?" — „Es iſt gut, Gerhard," ſagte Babet erröthend, „ich bedarf jetzt gerade Deiner nicht.“ Der Menſch ſchien durch dieſe Antwort beleidigt und wollte ſich wieder eben ſo trotzig entfernen. Da rief der alte Muſſel, der ſammt Micheln mit höchſtem Erſtaunen den frühern Knecht ſeines Wenzel, den Gerhard Dreißel erkannt hatte. „Iſt dieſer hier in Deinem Dienſte?“ und der Ton ſeiner Stimme gab Kunde von einem gräßlichen Gefühl. „Dieſer, der ſeine gottverfluchte Hand nach Deinem Vater aufhob, der Deine gute Schweſter Johanna auf die keuſche Bruſt ſchlug, daß das arme Kind faſt davon geſtorben wäre? Dies freche Scheuſal find' ich hier? finde den Knecht in den Kleidern eines adligen Junkherrn? Wie ſoll ich mir das erklären, Babet?“ Die Freiin hatte einen Augenblick die Augen auf den Boden geheftet, Gerhard dem entrüſteten Greiſe aber einen Zorn und Grimm blitzenden Blick zugeworfen und dann den Saal verlaſſen. „Ich muß Euch ſehr bitten, Vater,“ erhob jetzt Babet die Stimme und mit ihr die Augen, flackernd wie Fackeln, die der Mordbrenner in die dürren Sparren eines alten Hauſes ſchleudert; „ich muß Euch im Ernſt bitten, mir dieſen treugeſinnten Geſellen nicht zu verunglimpfen. Mag er ſich immerhin einmal gegen Euch vergangen haben, ſo weiß ich nur zu gut, daß Ihr ihn heftig gereizt habt. Dieſe Scharte hat er lange wieder ausgewetzt. Seine Emſigkeit und Sorgfalt hat nicht allein jetzt beim Gebreſte meines Eheherrn das ganze Hausweſen zuſammengehalten, die Verwaltung des Guts klug und treu beſorgt, ſondern auch ſchon früher hat er durch ſeinen Fleiß unſern Wohlſtand vermehrt und uns viel gute

Dienſte erzeigt. Deshalb habe ich ihn, wie billig, allen andern Knechten vorgezogen und zu meinem Haushofmeiſter gemacht, weil nicht zu hoffen ſteht, daß mein Ehewirth ſich wieder auf die Beine helfen wird. Und ſo ſag' ich Euch denn, thut mir dem Gerhard keinen Schimpf und Spott an, denn ich würde es hinnehmen, als hättet Ihr mir ihn gethan. Hütet Euch, Eure mürriſchen Launen laut werden zu laſſen; es möchte Euch ſonſt noch gereuen. Doch ich gehe, Euch ein Gemach zurecht richten zu laſſen, oder vielmehr ſelbſt einzurichten; denn ſeit mir die Lene den Jäger gefreit hat, muß ich Alles ſelbſt beſchicken. Ihr könnt unterdeſſen bei meinem Herrn zuſprechen; er liegt drüben im Roßmarinſtüblein." — Hoffärthigen Schrittes ging ſie von dannen.

Die beiden Greiſe ſahen ſich eine Minute lang mit wahren Jammerblicken an, dann erhob Michel die zitternde Stimme und ſagte: „Liebwertheſter Herr, es iſt mir recht bange um Euch, und noch in meinem Alter muß mir der Wunſch kommen, den ich niemals gehegt, ein ritterlicher begüterter Saſſe zu ſein, ſo aber muß ich armer Knecht Euch Euerm böſen Schickſal überlaſſen, ja ich muß, um daſſelbe nicht zu verſchlimmern, bald, bald, noch heute gehen." — „Nicht doch, guter Michel, heute laß ich Dich noch nicht von mir. Sie hat Dir ja erlaubt, bis morgen zu bleiben. Du weißt, ich will dem armen breſthaften Studenten, dem Freunde meines Henrico, ein weniges an Geld und Labungsmitteln gen Nürnberg in's Predigerkloſter ſchicken. Das ſellſt Du mir ja beſorgen. Kein Anderer könnte mir die Botſchaft beſſer ausrichten, als Du. Nun muß ich aber doch heute erſt um deswillen die Anſprache an ſie thun und mir das Geld von ihr geben laſſen. Du kannſt alſo ſchon des kranken Geſellen halber nicht heute gehen, lieber Michel. — Der Knecht wandte ſich wehmüthig ab und zerdrückte eine Thräne im Auge. „Nun helf' Gott!“ ſagte er dann, „daß auch dieſe kleine Hoffnung Euch nicht zu Waſſer wird. Ich will Euretwillen bleiben. Doch glaub' ich noch nicht daran, daß Ihr mir von Eurer Frau Tochter etwas für den Hülfsbedürftigen mitgeben könnt. — „I Michel, Du darfſt auch nicht das Schlechteſte von ihr denken. Sie hat zwar ein fahriges Weſen, aber doch kein Herz von Stein.“ — „Nun, nun ich glaube immer lieber Gutes von den Leuten als Schlimmes. Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich eine Gabe mitnehme, eines Theils, weil ich mich dann zu meiner Freude in der Freifrau geirrt habe, anderes Theils, weil ich den Kranken laben und erfreuen kann. Gebt Ihr nun zum breſthaften Ritter, ich will zu den Knechten gehen, dieſen Abend aber bei Euch anfragen; denn morgen gedenk' ich in der frühſten Frühe aufzubrechen, damit ich von dieſem mir verhaßten Gerhard nicht noch ſchwere Unbill erfahren muß.“ Der Knecht ging und Muſſel ſuchte ſeinen Eidam in der Roßmarinſtube auf.

Von einem ärmlichen Lager blickte dem Greiſe eine ſcheußlich entfleiſchte Geſtalt entgegen, die er kaum für die ſeines Schwiegers erkennen konnte. Zitternd ob dieſem Schreckbilde trat Muſſel hinzu. Aus dieſen Zügen ſtarrte ihm der kalte Tod entgegen. „Ei, ei, Ritter!“ ſagte der Alte, „was habt Ihr da vor? An Euch iſt's noch nicht, der Welt Valet zu ſagen. Das laſt mich vorab thun, der ich als ein unnütz Spielzeug des Schickſals da oben herumtappe." — „Seid Ihr's alter Schöppe?" fragte der Erbherr mit ſchwacher Stimme und erkannte erſt ſeinen Beſuch. „Wie kommt Ihr in dies Höllenneſt? Wollt mir wohl auch heimlauten helfen?" — „Behüt's Gott, Herr Ritter! Was macht Ihr Euch doch für wunderliche Gedanken. Meine Tochter hat mir gar nichts von Euerm Gebreſte melden laſſen und ich bin aus Zufall hierher gelangt." — „Nun da werdet Ihr gerade ſehr zur ungelegnen Stunde gekommen ſein. Erſt haben ſie mich wollen unter den Raſen haben. O ich weiß ſchon" — — „Aber um Chriſti Blut, Ritter, was kommt Euch bei? Von wem ſprecht Ihr ſo Schreckliches?" — „Laß Dich dem Teufel bei einem Haar faſſen und Du biſt ewig ſein. Zuerſt ließ ich mich von ihm blenden durch Euer Geld, Alter. Mein altadlig Geſchlecht bekleckſt' ich mit dem Schandweib, mit der buhleriſchen Miſtfeige, die Eure Tochter iſt." — „Das Nürnberger Schultheißenamt ertheilt jedem Beſitzer adlige Würde, Ritter," verſetzte Muffel, durch den rohen Ausbruch des Eidams beleidigt. „Und wenn auch nicht, ich bin vielleicht aus älterm Adelsgeſchlecht, als Ihr, und Ihr brauchtet Euch drob nicht zu ſchämen." — „Sie haben mir die Mähr genug vorgekaut, Ich will ſie nicht noch einmal koſten. Mag dran wahr ſein, was will. Was hat's mir geholfen! Der Kaiſer hat mich vergeſſen, der Adel auch. Die Städte wollten gleichfalls nichts von mir wiſſen. Und was hab' ich für das Alles eingetauſcht? Ein gottlos hoffärthig Weib, eine Ehebrecherin.

eine Mörderin.“ — „Herr Gott und alle Heiligen! Ich bin ob Eurer Rede ganz erſarth. Ihr ſprecht im Fieber. Der Böſe gaukelt Euch ſchlimme Dinge vor!“ rief der Greis ängſtlich. — „Nicht gegaukelt, gemacht hat er ſie wirklich. Es iſt mir lieb, daß Ihr gekommen ſeid, damit ich vor meinem Ende mein Herz ausſchütten und Euch entdecken kann, was Ihr für einen Bankert und Schandbild zur Tochter habt. So wißt denn, was mir geſtern erſt ein vom Gerhard abgeprügelter Knecht mitgetheilt hat, daß Babet mit dieſem Schurken zuhält und ihn deshalb in's Haus genommen, ja zum Haushofmeiſter gemacht hat. Daß ſie früher ſchon ſo geſtanden haben, hat der Bettelmönch Martin den Knechten im Hauſe in die Ohren geraunt. Aber damit noch nicht genug. Ich bin dem Gezücht im Wege geweſen. Drum iſt all ihr Streben dahin gegangen, mich fortzuſchaffen, damit ſie dann ganz ungeſtört ihr ſchändlich Weſen treiben können. Sie haben Schierling und Schwarzwurz gekocht und mir den giftigen Saft in der Brühe gegeben, haben mir das Bret, den Wein, Alles vergiftet, was ich genoß. Und ſo bin ich abgefallen zum Todtengeripp und der Athem geht nur noch kurz aus meinem Munde. Ich lebe keinen Tag mehr.“ — „Ritter,“ rief Wenzel, der mit ſprachloſem Erſtaunen den mit hohler Stimme hervorgegurgelten Bericht des Kranken angehört hatte, „Ihr irrt Euch, Ihr müßt Euch irren! Euer Verdacht iſt zu gräßlich, zu ſchwarz. Es kann nicht ſo ſein. Habt Ihr keinen Arzt von Nürnberg holen laſſen?“ — „Macht mich doch nicht lachen in meinen letzten Stunden. So man Einem ſchon die rechten

Tropfen, die von allen Uebeln helfen, eingegeben, langt man nicht noch den Medicus herbei. Man hat des nicht nöthig. Glaubt Ihr meinen Reden nicht, ſo fragt die Knechte ſelbſt aus. Wenn Ihr noch Geld und Gut hättet, ſo würd' ich Euch rathen, Euch wiederum ſchnell auf und davon zu machen, damit auch Euch der Schierlingsſaft nicht den Magen verderbe oder ſie Euch abkehlten, wie die Blutzapfer. So aber ſeid Ihr arm, und wißt nicht wohin; doch werdet Ihr der Natterbrut ſehr im Wege ſein. Sucht Euch ein anderes Unterkommen, Ihr thut beſſer.“ — „Heiliger Gott, gebenedeite Jungfrau und ihr Schmerzensſohn!“ rief Muffel, „was ſoll ich auf dieſer Welt noch erleben! Mit welchen Schrecken belaſtet wird dies weiße Haupt zur Grube fahren! Und doch bricht es noch nicht! Widerſteht es nicht allen Schlägen eines gräßlichen Schickſals, wie ein Felsblock im Meere den wilden Wellen? Meine Babet eine Mörderin! An ihrem eigenen Manne eine Mörderin! Oh, oh! Es iſt zu viel!“ Er deckte die Hände auf ſein gramzerwühltes Geſicht, und ſchluchzte tief auf. — „Faßt Euch, alter Mann,“ fuhr der Freiherr fort, „wenn ſie käme und fände Euch in dieſer Stimmung, es erginge Euch wahrſcheinlich nicht beſſer als einem widerſpenſtigen Knecht; denn wovor hätte ein ſchändliches, böſer Luſt ergebenes Weib noch Scheu und Schaam? Wüßte ſie, daß ich, ein kraftloſer elender Mann, in meinem Siechthum hinter ihre Schliche gekommen ſei und ſie Euch verrathen habe, ſie ließe uns Beide von ihrem Buhlen abſchlachten und in's Verließ werfen, den Ratten und Schlangen ein willkommenes

Futter. Drum laßt Euch nichts abmerken und bleibt bis ich die Augen geſchloſſen, damit Ihr doch wenigſtens für ein ehrliches ritterliches Begräbniß meiner Leiche ſorgen könnt. Verſprecht mir das!" — „Es ſoll geſchehen," ſprach der Greis und trocknete ſeine Thränen. Bald darauf trat Babet wirklich herein, und lud ihren Vater mit gleisneriſchen Worten zu einem Imbiß.

Gerhard ließ ſich den ganzen Tag über nicht wieder ſehen. Das Uebermaß von Schrecken, welches in Muffel's Seele hereingeſtürzt war, hatte alle andern Gefühle und Empfindungen für dieſen Tag daraus verdrängt, und als ihn Michel Abends ſchüchtern antrat, erinnerte er ſich erſt wieder des kranken Studenten, und verfügte ſich deshalb ſogleich in Babet's Kloſet. Man hörte gleich darauf die Stimme der Burgfrau laut und vernehmlich, und der Ton derſelben ging bald in den des Zankens und Scheltens über. Nicht lange, ſo trat der Greis keuchend in die Halle und drückte dem Knechte ſeine zierlich gearbeiteten, mit Gold- und Silberplättlein reich belegten Kniegürtel in die Hand, das einzige Koſtbare von Werth, welches er noch von ſeinem vorigen Reichthum übrig hatte. „Um Gott!" ſagte der Diener gerührt, „Ihr werdet mir doch nicht —"

„Ein Stricklein thut dieſelben Dienſte," fiel ihm der Alte in's Wort. „Die Babet will nichts geben, und dem armen Jungen muß ja doch geholfen ſein. Drum verkaufe die Gürtel und bring' ihm das gelöſte Geld." — „O all' ihr Heiligen! Und Euch muß ich in dieſem Jammerthal, o was ſag' ich — in dieſer Wolfsgrube, in dieſem von Sünd' und Peſtilenz durchräucherten Ströterneſte zurücklaſſen? O Herr, ich gehe mit ſchwerem Herzen! Wer bürgt mir hier dafür, daß Euch der Hageprunk, der Gerhard, nicht über Nacht todt ſchlägt? Ihr ſolltet wiſſen, was ich von den Knechten weiß, die der Gerhard ſchlimmer als Hunde tractirt, Euch würde die Haut ſchaudern.“ — „Stille, ſtille!“ lispelte der Greis ängſtlich und hielt Micheln den Mund zu. „Ich weiß ja Alles.“ — „Nun ſo ſei Gott Eurer armen Seele gnädig! Die Knechte aber haben's geſchworen, wenn der Ritter erſt hinab iſt und der Gerhard ſollte vielleicht noch höher ſteigen und noch hoffärtiger und wilder mit ihnen umſpringen, ſie wollen den rothen Hahn auf dies Dach ſtecken, daß es bald zuſammen liegen ſoll — als ein Aſchenhaufen.“ — „Glaub' doch nur nicht gleich das Schlimmſte, Michel. Es iſt gewiß nicht ſo, wie die mißleidigen Schalksknechte ſagen. Es iſt friedhäſſiges Volk. Die Rache ſpricht aus ihnen, daß ſich der Gerhard über ſie erhoben. Es iſt eitel böſer Leumund von den Neidharten, und ich will ſie ſchon zu beſchwichtigen ſuchen. Geh' Du deshalb nur getroſt. Mach' Dir um mich keine Sorge. Es wird ſchon erträglich gehen, und mehr verlang' ich ja auf Gottes Erde nichts. Grüß' mir den Lohmeier ſchön — hörſt Du! Und er möchte bald geneſen und bei mir zuſprechen.“ — „Behüt' Euch Gott und der heilige Aegidius, Euer Schutzpatron und laß' Euch kein Unbill erfahren! Ihr verdient, Euer Alter auf Roſen auszuraſten und ich ſeh' Euch nur auf Dornen —.“ Der Greis ließ den Knecht nicht ausreden. „Geh!“ rief er. „Fahr' mit Gott!“ Und von der zarten ſchwarzverſchleierten Hand der Wehmuth berührt, ſchieden beide Greiſe naſſen Auges. Als der Tag graute, war Michel weit vorgerückt auf dem Wege nach Nürnberg.

Der alte Muffel brachte entweder am Schmerzenlager des kranken Eidams oder in ſeiner Zelle zu. Als er aber am zweiten Morgen in die Halle trat, kam ihm ſeine Tochter mit der Nachricht entgegen, daß ihr Gatte in der Nacht das Zeitliche geſegnet habe. Ihre Freude ward ſchlecht verhehlt [illegible] Muffel betrachtete ſie eine Minute lang mit den Blicken des gräßlichſten Argwohns. Darum unbekümmert, fuhr ſie aber ſogleich fort, auf den Verſchiedenen zu ſchmähen und ſeine Untugenden, deren er freilich eine nicht geringe Anzahl beſeſſen hatte, in ein recht grelles Licht zu ſtellen. Muffel ſchauderte bei jedem ihrer Worte. Sein höchſter Wunſch war, dem Eidam bald nachzufolgen, und er hoffte, der Gram, der wie ein gieriger Geier an ſeinem Herzen fraß, werde ihm bald den Gnadenſtoß geben. Wie er dem Ritter von Milm verſprochen hatte, beſorgte er eine anſtändige ritterliche Beſtattung der Leiche. Dann aber floh der geängſtete Greis in ſein Gemach und trat nicht mehr heraus. Seiner Tochter ſchien das eben ſehr recht zu ſein. Speis und Trank wurde ihm täglich durch einen Knecht zugeſchickt, und ſo gingen mehrere Tage in einer bangen Schwüle, einem drückenden Schweigen dahin. Die verwittwete Freifrau nannte dieſe unheimliche Stille die Trauer um ihren in die Gruft ſeiner Väter hinabgeſtiegenen Herrn. Aber eben ſo wenig wie ſie, trauerte wohl kein Menſch auf der Burg um den Geſtorbenen, es müßte denn der alte Muffel geweſen ſein. Dieſer ſaß am Ofen und ergötzte und marterte ſich eben ſo wieder, wie auf Obern-Morsfeld an den lebendigen Bildern ſeiner Phantaſie. Da waren es wieder die körperlichen Geſtalten, die ihn beſuchten und ſeine Einſamkeit bevölkerten, da waren es vorzüglich wieder jene zwei Frauen und ſeine beiden Kinder, Johanna und Henrico. Und immer mächtiger erwachte die Sehnſucht nach den Letztern in ihm und niſtete ſich feſt und feſter in ſeinem Herzen. Nebenbei ſteckte je zuweilen auch ein geckenhaft wunderlicher Geſell ſein verzerrtes ſcheußliches Geſicht, ähnlich dem eines ächten Stocknarrn und tollen Speivogels, durch die Thür und nickte dem Alten ſo ſeltſam freundlich zu, daß er darüber meiſt all ſeinen Kummer und ſich ſelbſt gänzlich vergaß. Nur ſeine Kinder vergaß er auch dann nicht, und meiſt rief er nun gar laut die Namen ſeines theuren Henrico und ſeiner geliebten Johanna. Dieſer wunderliche Kauz war der Wahnſinn. Und wenn er auch nicht lange blieb, ſo war er doch faſt täglich des unglücklichen Greiſes ungebetener Gaſt.

Eines Abends oder vielmehr im Zwielicht zwiſchen Tag und Abend unterhielten ſich beide emſig am warmen Ofen, und der Gaſt plauderte ſeinem Wirthe viel von vergangenen Tagen vor, da entſtand unten auf der Hofraith ein herzzerſchneidendes Jammergeſchrei, dazwiſchen hörte man fluchen und ſchelten, wüthen und toben. Der ganze Lärm ſchien von einer Mißhandlung zu entſtehen. Muffel öffnete horchend das Fenſter, und überzeugte ſich, daß Gerhard Dreißel einen Knecht mit Schlägen und Schimpfworten auf eine empörende Weiſe überhäufe. „Geh ſchnell hinab, alter Luxer, und rette den armen unſchuldigen Jungen aus den Händen dieſes Mörders!“ ſprach der närriſche Geſell eindringlich zum Greiſe, und dieſer war ſogleich bereit, der Mahnung zu folgen. Bloßhäuptig und im Unterkleid eilte er raſch die Stufen hinunter und ſtand plötzlich vor dem bärenwüthigen Gerhard, unter deſſen Würgerhänden der halseigene Knecht — ſchier noch ein Knabe — bei fortdauernder Züchtigung den Geiſt aufgegeben haben würde. Die andern Knechte ſtanden ſcheu von fern und machten eine Fauſt in die Taſche.

„Was hat der Bub' gethan?“ fragte Muffel den zunächſt Stehenden. „Nichts weiter als die Antwort auf einen ſehr harten Befehl: er wäre nicht eines Knechtes Knecht.“ — „Daran hat der Burſch wohl geſprochen!“ rief der Greis. „Laß ab, Knecht!“ rief er Gerhard zu, „oder mein Zorn ſoll über Dich kommen wie ein Hagelwetter über die Saatfelder. Zurück ſag' ich, Maulaffe, Fratzengeſicht.“ — „Du kommſt mir eben recht, grauköpfiger Sünder!“ ſchrie der grimmige Haushofmeiſter. „Mit Dir will ich fertig werden, altes giftgeiferndes Schneppermaul, wie mit allen andern Schelmen.“ Und mit dieſen gräßlich gebrüllten Worten faßte er die dünne, von der Zeit gebleichte Locke des Greiſes mit nerviger Fauſt, und zerzauſte ſie ihm, und ergriff ihn am Scheitel und warf ihn zu Boden und trat ihn mit dem Fuß und ſchlug ihn wüthend mit der Fauſt in's Angeſicht und mit dem Stecken auf den gebrechlichen Leib; dabei ſchäumte und tobte er gleich einem angeſchoſſenen Eber. Der gemißhandelte Alte aber ſchrie Zeter und Mordio über den gottverfluchten Knecht und rief mit lauter, von Schmerzen erhöhter Stimme ſeiner Tochter: „Babet, Babet! willſt Du Deinen Vater umkommen laſſen unter den mörderiſchen Fäuſten Deines frechen Buhlen? Empört ſich Dein Blut nicht, welches doch das meinige iſt? Haſt Du Gottes und der Menſchen heiligſte Gebote vergeſſen? Babet, meine Tochter!“ Aber Babet ſtand hinter einem Pfeiler an der Treppe und regte ſich nicht. Das entmenſchte Weib hatte kein Ohr für den verzweifelten Hülferuf ihres Vaters. Den Knechten aber kehrte ſich das Herz im Leibe um, und plötzlich wie von einem Schlage angeregt, ſprangen alle herzu für einen Mann und riſſen den zornwüthigen Gerhard hinweg und halfen dem Greiſe auf. Wimmernd kroch dieſer die ſteinerne Wendeltreppe hinauf. Die Freiin floh vor ihm. In der Halle angelangt, rief er aber ſo laut und jammernd ihren Namen, daß ſie die Thür ihres Kloſets aufriß und ihm zuherrſchte: „Was macht Ihr denn für ein tolles Geſchrei und zetert mir das ganze Haus auf? Iſt Euch denn der Satan in den Kopf gefahren?“ — „O Babet, meine Tochter, Dein Knecht Gerhard hat mich hart und gräßlich geſchlagen. Lang' ein Licht herbei und ſieh, wie das Blut von meinen weißen Locken in den Nacken hinab träuft. O Babet, kannſt Du das ertragen?“ — „Ihr habt's mit Gewalt an ihn gebracht,“ verſetzte die Erbfrau kalt und theilnahmlos. „Vom Zaune habt Ihr's bei ihm gebrochen, und deshalb muß Euch ſchon recht geſchehn. Ihr ſeid ein alter eigenſinniger Schwachkopf und dabei doch vorlaut und ſchwatzhaft wie eine Elſter. Was gehen Euch Gerhard's Händel mit ſeinen Knechten an? Er züchtigt die

Rotte Faullenzer und Tagediebe mit Fug und Recht. Was laßt Ihr Euch einfallen, etwas dawider zu haben? Habt Ihr hier zu befehlen oder ich? Ich denke doch, ich bin die Herrin dieſer Burg. Ich aber habe meinem Gerhard alle Macht und Gewalt auf dieſem Herrnhauſe übergeben und Ihr ſeid nicht der Mann, der mich daran hindern ſoll. Auch weiß ich nur zu gut, welch ein trefflicher Junge der Gerhard iſt und wie Ihr ihm in Eurer thörichten Wuth auffäſſig ſeid; er würde Euch ſicherlich kein Haar gekrümmt haben, wenn Ihr ihn nicht gereizt hättet. Drum zieht Euch eine Lehre draus, und haltet Euch fein ſtill in einem Hauſe, wo Ihr ohnedies überflüſſig ſeid.“ — „Bin ich das?“ rief Muffel mit einem grellen Tone. „Ja ich bin's, Ungeheuer, Läſterbalg!“ In demſelben Augenblick grinzte ihn das fratzenhafte Geſicht ſeines täglichen Gaſtes mit furchtbarem Hohnlachen an und flüſterte ihm zu: „Lauf fort, Vetter Witzkopf! Lauf fort nach Bamberg zu Deiner Johanna in's Kloſter!“ Und Muffel ſchrie: „Dich hat ein Tieger gezeugt und eine Wölfin geſäugt, Schandbübin! Du biſt von Gott verflucht; denn Du haſt Dein Ehebett beſudelt und Deinen Gemahl ermordet. Ja Mörderin, Dein Gebein muß auf dem Rabenſtein verbleichen und Deine Seele im hölliſchen Feuer braten!“ — Babet hatte einen Schrei ausgeſtoßen. Die dichter gewordene Dämmerung erſparte dem Greiſe den Anblick einer Furie. Er ſtürzte, von Schwachheit und Schmerz plötzlich verlaſſen, zur Thür hinaus, zur Treppe hinab, über den Hof und durch das Thor. Hier vernahm er wohl ein wildes wüſtes Geſchrei der Knechte, aber es rauſchte an ſeinem Ohr vorüber wie ein dumpfer unbekannter Laut oder wie die ferne Brandung des Meeres; denn hinter ihm war ſein ſchlimmer Gaſt, der ſchnellfüßige Geſell, ein toller Spuk an allen Gliedern zappelnd, in jeder Hand eine Geiſel, welche er auf den Greis ſchwang und ihn ſo den Berg hinabjagte und weiter über das Feld hin und immer weiter durch ungebahnten Schnee in der kalten Winternacht, daß das dürftige Kleid flatterte und der Sturmwind durch die blutigen ſteifgefrornen Locken fuhr. Und keuchend ſetzte der Greis den Lauf fort; denn wenn er ſich umwendete, drohte ihm die Geiſel und der närriſche Kauz hohnlachte in ſo wilde[illegible] Ton, als wenn ein Streitroß wiehert. Und nicht eher hielt der flüchtige Alte inne, bis ihn das Sturmgeheul einer Glocke in einem bereits zurückgelegten Dorfe ſtutzig machte. Er wandte ſich um. Sein Verfolger war verſchwunden; aber im Hintergrunde der Landſchaft ſah er grauſend die Burg Gleichen in Flammen ſtehen. Blutroth war der Himmel und ſein Abglanz färbte den Schnee auf der Erde wieder blutroth, ſo daß es ein gräßlich ſchöner Anblick war, Himmel und Erde in der Farbe des Blutes ſchimmern zu ſehen. „Ha!“ rief Muffel, „haben ſie Euch doch den rothen Hahn auf's Dach geſteckt. Glück zu! Er mag Euch ein ſchön Liedlein ſingen, etwa wie das:

Juchhei! Wohlauf! 's fängt an zu tagen,
Du haſt Dein' Vater und Mutter erſchlagen,
Du haſt Dein' Mann bei Seit' gebracht,
Und ſchläfſt bei'm Buhlen alle Nacht,
Juchhei! Es tagt! Wohlauf! Erwacht!“

Als ſich der Greis das Schauſpiel eine Zeit lang betrachtet hatte, ſetzte er ſeinen Weg ruhiger fort, als zuvor, und erreichte matt und müde mit Tagesanbruch ein Dorf, wo der Krugwirth dem alten Bettler gern ein Plätzchen hinter dem warmen Ofen und eine Haferſuppe zur Erquickung vergönnte. Ein Bauer ſchenkte ihm eine wollene Decke, und ſomit wanderte der Greis allein durch die winterliche Ebene, ſeine Nahrung an den Thüren heiſchend der biſchöflichen Stadt Bamberg zu. Er konnte die Stadt aber an dieſem Tage nicht erreichen und mußte auf einem Dorfe übernachten. Ein fahrender Krämer, der in derſelben Wirthei eingekehrt war, theilte bereitwillig Abendbrot und Bier mit dem alten Manne von ſo ehrwürdigem Anſehn und erzählte bei'm Mahle ihm und den verſammelten Bauern von dem gräulichen Brande und dem grauſigen Morde auf Burg Gleichen am Berg. „Ich bin heut' in dem Strich hergekommen,“ berichtete der Krämer, „und hab's mit Schaudern vernommen, auf allen Ritterhöfen und Ganerbſchlöſſern, in allen Dörfern und Weilern. Die Burgfrau hat ſich einen Buhlen gehalten, einen gemeinen Knecht ihres Bruders, der erſt auf Obern-Morsfeld hauſte, nun aber ganz gen Prag gezogen iſt. Selbiger Knecht, den ich kenne, hat ſich früher ſchon beruhmt, er habe durch Anzündung eines Pulverfaſſes den jüngern Bruder ſeines Herrn aus dem Wege geſchafft und ſo das ganze reiche Erbtheil auf ſeinen Herrn gebracht. Dieſer Schalksknecht und Lotterbube nun und die Rittersfrau haben zuerſt den Burgherrn und Ehewirth des Sündenaaſes mit Gift vergeben, daß er jählings davon geſtorben iſt. Geſtern Abend aber haben ſie gar den Vater der Frau, einen hochbejahrten Mann, welcher zuvor ein anſehnlicher Schultheiß zu Nürnberg und des Kaiſers Carolus abſonderlicher Freund war, todtgeſchlagen. Dieſen Gräul und Unfug haben die Knechte nicht länger anſehen können. Drum haben ſie ſich zuſammengerottet, haben den Dreißel, ſo hieß der Buhle der Rittersfrau, erwürgt und ein glühend Hähnlein in die Burg geſchmiſſen, das bald als mächtiger Hahn auf dem Dache ſaß und den Mond und die Sündenſchande nach allen vier Winden hin auskrähete. Die Rittersfrau iſt glücklich entronnen und nach Nürnberg entkommen, wo ſie noch ein Haus hat, zum Kranich geſchildet. Die Knechte haben ſich in der Nacht davon gemacht und zerſtreut, die Burg aber iſt abgebrannt und mit ihr ſind die Leichname des unglücklichen Greiſes und des Böſewichts, der ihn erſchlagen, zu Staub und Aſche geworden.“ Muffel verrieth ſich bei dieſer Erzählung weder durch ein Wort noch durch eine Miene. Ein neuer Schmerz hatte ſeine Seele eingenommen und erfüllte ſie ganz, daß Dreißel ſich auch des Mordes ſeines Marquart gerühmt haben ſollte.

Am andern Morgen brach er mit dem Krämer auf, und Beide wanderten ſelbander in Bamberg ein. Ein ſchöner friſcher Wintertag, die einfache aber kräftige Koſt des Krämers, ſein verſtändiges unterhaltendes Geſpräch, die Bewegung hatten den alten Muffel geſtärkt und erheitert, ſo daß er ſeines ſpukhaften Gaſtes auf dem ganzen Wege gar nicht wieder war anſichtig geworden. Mit freundlichem Danke ſchied er von ſeinem gutherzigen Begleiter und trat bald darauf in das Anmeldegemach des Urſulinerinnenkloſters. Auf ſein Begehr wurde Johanna herbeigerufen. Sittſam und züchtig trat ſie heraus; der Himmel glänzte aus ihren Augen, Friede log auf ihren Zügen, und über die ganze Geſtalt floß der Schleier liebreizender Anmuth und holder Jungfräulichkeit. Und als ſie nun jene blauen Himmelsaugen aufſchlug und den theuern Greis erkannte, deſſen Bild ihr noch keine Minute lang aus der Seele gewichen, deſſen Heil und Wohl ihr tägliches, ihr ſtündliches Gebet geweſen war, da verklärten ſich jene Züge, da ſchwamm das Auge in Thau, da hob ſie die Arme und ſah voll heiliger Innigkeit und gleichſam zagend, der ihr Theuerſte von allen Menſchen möchte es doch nicht ſein, auf den Greis hin. So ſchweben des Malers Begeiſterung die Züge der Mutter Gottes vor, wenn ſie des Engels Gnadenverkündigung empfängt.

„Mein Vater! Seid Ihr's? Kommt Ihr wieder zu Eurer Johanna? Wollt Ihr mich endlich ganz glücklich machen durch Annahme meiner Liebe? Wollt mir vergönnen, daß ich Euch dienen und nicht wieder von Euch weichen darf? Oder — — ſeid Ihr nur gekommen — — um — auf ewig — von mir Abſchied zu nehmen?“ — „Nein, nein mein Kind!“ rief der Greis im höchſten Entzücken über die Liebesbeweiſe ſeiner beſten Tochter kindiſch lachend, während ein Thränenſtrom aus ſeinen grauen Augen floß: „Dich an mein Herz will ich ziehen und Dich nicht mehr von mir laſſen, Du mein holdſeliges Herzenskind, mein Goldtöchterlein! Mein müdes Haupt will ich in Deinen Schoos legen, von Deiner Liebe will ich gepflegt ſein, Du ſanfte Taube.“ — „Wollt Ihr? Wollt Ihr das, mein heißgeliebter Vater?“

jubelte Johanna. „Dank! Dank! Du Schmerzensmutter und Du ihr gekreuzigter Gottesſohn! Ihr habt mein innig Gebet erhört, habt die Bitte eines Kindes gewährt. Ich will fortan fromm wandeln vor Euern Augen, wenn ich auch nicht eine geweihte Himmelsbraut bin!“ Alſo ſprach Johanna mit gefalteten Händen und mit zum Himmel gerichteten frommen Blick. Dann zog ſie den Greis auf die Ruhebank und ſtrich mit ſanfter Hand ſeine gerunzelte Wange und gab ihm die ſüßeſten Namen; ſie legte ſein Haupt an ihre Bruſt und bettete ihn ſanft und weich auf ihren Schoos, ſie lächelte ihn an durch Thränen und er weinte und lachte untereinander vor Freude wie ein Kind. Doch plötzlich gewahrte ſie das vertrocknete Blut in ſeinen Locken, entdeckte die kaum geſchloſſene Wunde auf ſeinem Scheitel, ſah die Spuren der ihrem Erzeuger angethanen Mißhandlungen und ein Klagelaut ſchmerzlicher Ueberraſchung entfuhr ihren Lippen. Und wiederum wie ein unſchuldiges Kind, dem man unverdient wehe gethan, klagte der alte Mann ſeiner Johanna all das Böſe, was er von ihren Geſchwiſtern hatte erleiden müſſen, mit wehmüthigem rührendem Ton, und nicht Erbitterung, nur der Schmerz ſprach aus ihm ſo ſanft, ſo herzlich, daß ein Fremder hätte in Thränen ausbrechen müſſen, geſchweige ſeine gute edle Tochter. Das Leiden ihrer Seele drohte ſie aufzulöſen; ſie rang die Hände und ſchlang ſie dann um das theure Haupt und liebkoſete ihm, und küßte die treuen Vateraugen und küßte die Wunden ſanft und warm und wuſch ſie rein mit ihren kindlichen Thränen. Von ihren Lippen aber floß der Honigſeim tröſtender herzinniger Rede, der goß ſich wie ein Wundbalſam oder wie benedeites Waſſer in des Greiſes ſchmerzzerriſſene Seele und kühlte den Brand und heilte die Wunden. Wonne und Wehmuth durchfluthete die Bruſt des Paares, daß ſie ſich wiedergefunden und mit gegenſeitiger Liebe allen Jammer vergeſſen machen wollten. Da konnte man ſehen, daß treue Kindesliebe die edelſte Pflanze iſt unter allen edeln, die aus dem Boden des Menſchenherzens emporſprießen.

Die Aebtiſſin des Kloſters, welche hinzugekommen und Zeugin der zarten und innigen Liebesäußerungen geweſen war, trieb Johannen ſelbſt an, den von ſo viel Entzücken ſchwach gewordenen Greis in ihre Zelle zu führen und dort ſein zu pflegen. Es geſchah. Mit unermüdeter Sorgfalt reichte die treffliche Johanna ihm ſtärkende Brühe und Wein, bettete ihn weich auf ihrem Lager, wärmte ſeine kalten Glieder in ihrem Schoos, in ihren Händen, wiegte ſein Haupt an ihrer Bruſt, küßte ihm die Augen zu, und ſo entſchlief der ſich ſelig fühlende Alte in ihren Armen. Und nun wachte ſie über ſeinen Schlummer, wie ein Engel, wie ein Hüter des Paradieſes.

Als er ausgeſchlummert, und ſich an Speis und Trank und an der Wärme des Ofens gelabt, vor Allem aber an der Liebe ſeiner Tochter geſtärkt hatte, da lenkte Johanna mit zarter Schonung das Geſpräch auf die Zukunft, und ſuchte ſo vom Vater zu erforſchen, was er nun zu beginnen gedenke. „Euere grenzenloſe Vaterliebe hat Euer irdiſches Gut unter zwei Euerer Kinder getheilt, die ſolcher Liebe ſich ſo ganz unwürdig gezeigt;“ ſagte Johanna, weit entfernt, dadurch nur einen leiſen Vorwurf anzudeuten, ſondern allein um ihn auf einen Entſchluß aufmerkſam zu machen. „Von ſolchen Gütern der Erde iſt uns demnach nichts übrig geblieben. Ich denke aber, wir haben weit reichere, Gottesfurcht und Liebe. Wir wollen dem Bruder und der Schweſter verzeihen, daß ſie ſo arg an Euch gethan. Mög' es ihnen Gott eben ſo verzeihen. Wir müſſen nun aber darauf denken, uns durch unſre Liebe und deren Eifer und Thätigkeit das Leben zu gewinnen. Habt Ihr ſchon erwogen, auf welche Weiſe, liebſter Vater?" —

„Ja, mein Kind, ich habe es erwogen. Die Liebe iſt das groſſe Kapital, von deſſen Zinſen wir zehren wollen. Unſerer aber, die ſich wahrhaftig und treu lieben, ſind Drei, eine ſchöne geheiligte Zahl. Denn zu unſerm Bunde gehört noch Dein armer von Dir noch nicht gekannter Bruder Henrico. Glaube mir, er iſt ein gar edler Jüngling, und wie er in Geſtalt und äußerem Weſen viel Aehnlichkeit mit unſerm ſeligen Marquart hat, ſo auch in ſeiner Gemüthsart. Wir müſſen ihn von der Schmach befreien, in die ihn das Unglück geſtürzt hat; unſere Liebe ſoll allen Makel von ihm abwaſchen und Dein reiner Schweſterkuß ſoll ihn läutern und reiner machen, wie er noch nie geweſen. Nicht wahr, mein holdes Kind? O ich bin ja ein reicher, unſchätzbar reicher Mann, ich habe zwei ſolche Kinder. Mag dann immerhin die thörichte und ſchlechte Welt auf den Jüngling und vielleicht auch auf uns mit Verachtung ſehen; wir Drei ſind uns genug, unſere gegenſeitige Liebe erſetzt uns reichlich die ganze Welt. Zu dem Behuf nun, mein Kind, wollen wir eilig nach Prag wandern. Die Leute haben mir geſagt, mein Beichtvater, der Pater Hilarius, ſei dort bei'm König in großes Anſehn gekommen und vermöge viel über Wenzels Willen. Durch ihn nun wollen wir des Königs Gnade anflehen. Die Majeſtät kennt mich ja auch und wird ſich wohl erinnern, wie mir der kaiſerliche Vater, der hochſelige Carolus, ſtets wohlwollte und in Huld zugethan war. Und haben wir erſt unſern braven Jungen, ſo wird uns dann Gott auch weiter helfen. Es iſt mir eine recht freudige Gewißheit im Gemüth aufgegangen, daß mich der Herr im Himmel noch gnädig anſehen will in dieſem Leben." — „Ja das wird er. Ich vertraue darauf mit herzlicher Zuverſicht!" rief Johanna. „Und wie Ihr's erſonnen, alſo ſoll's geſchehen; denn Euer Mund ſagt nichts, was Euch nicht die Liebe in's Herz gelegt hätte." —

Schon am zweiten Tag darauf rollte ein Wäglein auf dem Wege nach Nürnberg zu, worin der alte Niklas Muffel an der Seite ſeiner holdſeligen Tochter Johanna ſaß. Ihr folgten die Segenswünſche der Aebtiſſin und aller Nonnen; ja Johanna war von den ſie innig liebenden Schweſtern für alle Bedürfniſſe reichlich bedacht und verſehen worden. In Nürnberg angelangt, nahmen ſie ihre Einkehr bei einem armen Freunde des alten Muffel, von welchem die Reiſenden überzeugt waren, daß er ſie gern in ſeiner Behauſung aufnehme und einige Tage beherberge. Johanna's erſter Gang war zum Grabe ihrer zweiten Mutter, der frommen Katter, und erſt als ſie daſſelbe mit ihren Thränen bethaut, als ſie inbrünſtig für das Seelenheil der geliebten

Erzieherin gebetet hatte, ging ſie, ſich Han-Henners Gefängniß öffnen zu laſſen. Wie ein leuchtendes Engelbild trat ſie vor den treuen Knecht, deſſen gramdurchfurchtes Geſicht plötzlich von dem Glanze himmliſcher Freude überſtrahlt wurde.

„Seid Ihr's Jungfrau?" rief der Alte, „oder iſt's Euer abgeſchiedener Geiſt, der, ſelbſt erlöſt aus den Kloſtermauern, kommt, um auch mich aus den dumpfen Mauern meines Kerkers zu erlöſen?" — „Nicht mein Geiſt; ich bin es ſelbſt, Han-Henner. Mein Vater hat mich aus dem Kloſter genommen, und nun will ich zuſehen, ob's uns nicht auch gelingt, Dich heute noch frei zu machen." — „Dafür ſegn' Euch Gott und Euern Vater, daß er endlich eingeſehn hat, wie er an Euch allein eine Perl' und einen Edelſtein beſitzt. — Aber hilf Himmel! wie iſt mir denn? Schwärmt mein alter Kopf, oder weißt Du noch nicht — oder — — das begreif' Einer! Es kann nicht mit rechten Dingen zugehen! Iſt denn der alte Herr nicht umkommen im Burgbrand zu Gleichen?" — „Nein, beſter Han-Henner, er war ſchon auf der Flucht nach Bamberg zu, als das Feuer aufging. Es iſt demnach ein falſch Gerücht, daß er erſchlagen und verbrannt ſei." — „Dafür ſei die heilige Jungfrau benedeit! Ich habe ſchon für ſeine Seele gebetet. Nun — da er die Natterbrut nicht mehr um ſich hat — wird's ihm auch beſſer ergehen. Hui! Sie haben's ihm ſchlimm eingeſchenkt! O ich weiß all den Schimpf vom Michel, der mich in meinem Elend beſucht und getröſtet hat. Das Alles hab' ich vorhergeſagt. Von dieſem hoffärthiſchen Bankert kennt's dem alten Herrn nicht beſſer kommen.“ — „O ſtill, Han-Henner, Du ſollſt die Schweſter nicht ſchelten.“ — „Nicht ſchelten? Nicht ſchelten? O Eure Frömmigkeit wird gar zu ziempferlich. Ein Meſſer möcht' ich der falſchen Katze in den buhleriſchen Leib rennen, wie ſie's verdient, und wenn ſie unter wilden Zuckungen die verrätheriſche Seele aushauchte, ihr hohnlachend zurufen: geſegn' es der Teufel!“ — „O all' ihr himmliſchen Heerſchaaren, Han-Henner, Du biſt ja in Deinem Elende noch ſchlimmer geworden. Bete zu den Heiligen, daß die arge Verſuchung von Dir genommen werde; ich will es auch für Dich thun.“ — „Sie wohnt im Kranich, wißt Ihr's ſchon? Da ſitzt ſie, wie eine Spinne und lauert auf einen Buhlen, den ſie in ihr Netz ziehen möchte, da ihr der Bub', der die Schande mit ihr trieb, erſchlagen und im Glutshain zu Kohlen verbrannt iſt. Hätte ſie das Feuer doch auch bei'm Schopfe genommen und in die Flammengrube hinabgezerrt!“ — „O Han-Henner, mir bangt vor Dir. Du biſt krank, recht krank, und könnteſt, wenn Du jetzt die Freiheit erhielteſt, gar — o Gott verhüt's — zum Mörder an der Babet werden. Laß uns doch lieber Gott und die Heiligen bitten, daß ſie die Gefallne wieder aufrichten und mit dem Himmelslicht der Reue und Bekehrung erleuchten.“ — „Ihr ſeid eine fromme ſanfte Taube!“ ſagte Han-Henner milder und legte ſeine zitternde Hand auf Johanna's Scheitel. „Der Herr wird Euch dafür zu all ſeinem Segensgut verhelfen. Wißt Ihr auch, daß meine alte gute Katter hinübergegangen iſt?“ — „Ich komme eben von ihrem Grabe.“ — „Kommt Ihr dorther?

O das vergelt' Euch Gott! Ihr ſollt mich auch hinführen; ich hab' es ja noch nicht geſehn. Gott verleih' ihr eine fröhliche Urſtänd; ich werde bald nachfolgen." — Der Schmerz übermannte den mürriſchen jährigen Greis und löſte die Starrheit ſeines Gemüths. Johanna nahte ihm mit kindlicher Liebe und erzählte dem ſtill Horchenden von des Vaters und ihrem Vorhaben, nach Prag zu wandern, den Bruder Henrice aufzuſuchen, und dann mit ihm nach Rom zu ziehen, um ihn vom heiligen Vater ſühnen und reinigen zu laſſen. Während ſie ſo ſprach, erheiterte ſich Han-Henners Geſicht zuſehends, und jubelnd rief er endlich: „Ich will auch mit! Will noch ein Mal nach der Kaiſerſtadt, noch ein Mal nach Italien, und wenn's der Papſt in Rom nicht thun will, ſo ziehen wir nach Frankreich, dem Freudenland, nach Avignon zum andern Papſte. Wir ſind zwar nicht mehr reich, aber ich will gern für Euch betteln, und Gott wird uns forthelfen!" — „Das ſollſt Du nicht, Han-Henner. Meine Schweſtern im Kloſter haben mich reichlich bedacht; und hier haben wir noch einige Freunde und Verwandte meiner Mutter, die uns Hülfe gelobt haben. Auch wird uns der König in Prag, der ja meines Vaters Verdienſte kennt, nicht hülflos von ſeinem Throne gehen laſſen. Und haben wir erſt unſer Ziel erreicht, dann will ich für Euch arbeiten. Ihr wißt, daß ich nicht ungeſchickt bin, allerlei Tant und Putz zu fertigen; ich müßte ja keine Nürnbergerin ſein, und dergleichen wird überall geſucht und getragen, vorzüglich in Welſchland. Und wir ſind ſo genügſam." — „Oho ich kann auch noch arbeiten!" rief Han-Henner. „Dieſe Knochen ſind noch nicht ſchwach und mürbe. Es wird gehen.“ — „Und mein Bruder Henrico — mein Herz ſagt mir, daß er ein edler Jüngling iſt — wird ſich durch unſern Fleiß nicht beſchämen laſſen. Dann können wir dem guten Vater noch recht heitere ruhige Tage bereiten.“ — „Ja und Amen, frommes Kind!“ rief der alte Knecht gerührt. „Er verdient es auch, obgleich ich oft bitterböſe auf ihn geweſen bin, wenn er ſich dem argen Gezücht ſo blos gegeben hat und die Ranken ſich über den Kopf wachſen ließ. Denkt nur, hat er nicht einem fahrenden Studenten, der breſthaft im Predigerkloſter darnieder liegt, ſeine ſilbernen Kniegürtel geſchenkt, hat ſie ihm durch den Michel zugeſchickt, weil Vater keine Beiſteuer geben wollte.“ — Johanna brach in Thränen aus. „Das iſt wohl der Student, welcher in Prag ein Freund meines Bruders Henrico geweſen iſt?“ fragte ſie. — „Derſelbe. Das junge fremde Blut hat geweint, gleich einem Büblein, wie mir der Michel erzählte, und hat's der heiligen Jungfrau gelobt, die Gabe tauſendfältig zu vergelten, ſobald er geneſen und wieder zu Kräften gekommen ſei. Es muß ein herziger frommer Junggeſelle ſein, wie mir der Michel berichtet hat; ich ſehne mich ſchier ſelbſt ihn zu ſehen. Sagt doch Euerm Vater, daß er ihn im Kloſter beſuche. Der Student hat ihm noch Manches zu erzählen, wie der Michel ſagt.“ — „Und wo iſt der Michel jetzt?“ — „Er hat ſich bei'm Herrn Berthold Pfitzinger verdingt.“

Johanna entfernte ſich, nachdem ſie dem alten Grämling noch ein Mal das Verſprechen abgelegt hatte, für ſeine Befreiung alle Sorgfalt und Eifer anzuwenden. Kaum zu Hauſe bei ihrem Vater angelangt, beſorgte ſie ein kräftiges, wohlſchmeckendes Gericht und einige Krüge guten Wein, und ſandte es Han-Henner in ſein kaltes Gefängniß. Dann that ſie ihrem Vater den Vorſchlag, einige gute Freunde und den kranken Studenten im Predigerkloſter zu beſuchen, und mit freudiger Haſt willigte er ein. Ihr Weg führte ſie am Aegidienhofe vorüber; Johanna wollte ihrem theuern Vater den empfindlichen Schmerz erſparen, vor dem Hauſe, welches ſo lang ſein Eigenthum geweſen war, worin er glückliche Jahre verlebt hatte, an deſſen jeder Stelle ihn tauſend Erinnerungen feſſelten, als ein Fremder vorüber zu wandeln, und ſie ſchlug deshalb einen Umweg ein. Er merkte ihre Abſicht und ſagte. „Mein liebes Kind, ich habe ſchon Schlimmeres ertragen. Sind mir doch zwei meiner leiblichen Kinder blutfremd geworden, warum ſoll es nicht dies todte Haus ſein und ich an ihm vorüber gehen können, als hätt' ich nie ſeine Schwelle beſchritten? Gott gibt Kraft zu allem Ungemach und er beſcheert nie ein Leid, er gewährt gnädiglich auch die Kraft, es zu ertragen, wenn wir dieſe Kraft nur recht gebrauchen und anwenden wollten. Das aber will ich. Und drum komm, meine gute Johanna." — Und auf ihrem Arm geſtützt, ein zweiter Oedipus an der Hand ſeiner Antigone, wanderte er durch die Straßen. Die Leute, die ihn alle kannten, blieben theilnahmvoll ſtehen und grüßten ihn freundlich, zumal das Gerücht von ſeinem gräßlichen Tode faſt zu Aller Ohren gedrungen war. Muſſel dankte wieder freundlich wehmüthig, wie ohngefähr die Sonne an einem ſchönen

Herbſttag ſcheint. Auch reichte er zuweilen einem Bürger die Hand und fragte ihn nach Weib und Kind, und mancher ging mit einer Thräne im Auge, vom Schmerz erzeugt über das unverdiente böſe Geſchick des guten Greiſes von dannen. Als die beiden Wanderer an den Aegidienhof kamen, fühlte Johanna ihres Vaters Hand ſtark zittern; ſeine Füße wankten; angſtvoll umklammerte ſie ihn mit ihren Armen, um ihn fortzuziehen, aber ſchon neigte ſich ſein Haupt auf ihre Schulter, und ohnmächtig lag er an ihrer Bruſt. Er hatte ſich mehr Stärke zugetraut, als er wirklich beſaß. Johanna's Schreckenslaut und Jammer zog Leute herbei. Man trug ihn in den Aegidienhof. Der Eigenthümer des Hauſes öffnete das Prunkgemach, und bald lag der Greis auf weichen warmen Betten und Johanna kniete weinend und Hände ringend vor ihm, den ſie ſterbend wähnte, und hielt wieder ſein Haupt an ihrer Bruſt, wie zu Bamberg und benetzte die Silberlocken mit ihren kindlichen Schmerzensthränen. Aber zu ihrer unausſprechlichen Freude ſchlug er die Augen wieder auf, bewegte ſich, nannte ſie leis flüſternd ſeine liebe Johanna, und ſah wehmüthig umher in dem ihm bekannten Prunkgemach, worin er ſo manchen hohen und theuern Gaſt, und vor allen ſeinen Kaiſer und Herrn beherbergt hatte. Stumm drückte er Johannen die Hand; ſie verſtand dieſen Druck und wendete ſich ab; aber die Freude kehrte doch wieder in ihre Seele, daß er nicht vom Tode dahingerafft war und ſie fragte: „Befindet Ihr Euch auch wohl, mein Vater?“ — „Schwach bin ich,“ verſetzte er, „aber hier kann ich nicht raſten. Laß uns weiter gehen. Wir wollen zu dem kranken Lohmeier.“ — Um Gott! Nein, Vater! Erholt Euch erſt ganz wieder. Ich werde Euch in einer Tragbahre wohl verwahrt nach Hauſe bringen laſſen.“ — „So ſei's mein Kind. Ich fühle wohl, daß ich nicht werde gehen können.“ Der Hausherr wollte nicht zugeben, daß der Greis entfernt würde, aber Johanna überzeugte ihn von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel, und ſo wurde der Alte von vier rüſtigen Knechten in ſeine Herberge getragen, und Johanna ging nebenher und hielt ihm das ſchwere Haupt. Dies Ereigniß erweckte allgemeine Theilnahme in den Gemüthern in der ganzen Stadt, und viele alte Freunde kamen noch an ſelbigem Tag, den greiſen Muſſel zu beſuchen. In der Mitte derſelben und von der herzinnigen Liebe Johanna's gepflegt, gelangte er ſchnell wieder zu Kräften, und ſchon am dritten Tage beſtand er darauf, die Wanderung nach dem Predigerkloſter anzutreten. Dieſes Mal gingen ſie nicht am Aegidienhofe vorüber.

Vom Laienbruder Sigbertus wurden ſie in die kleine Zelle an das Bette des Kranken geführt. Ein großer ſchöner Jüngling, aber bleich und abgezehrt, richtete ſich mühſam vom Siechbette auf. Sein lebendiges Auge wurde aber bei'm Anblick der beiden Eintretenden glänzend freundlich; durch ſeine Züge zitterten Ueberraſchung und Freude. „O ich weiß ſchon wer Ihr ſeid, Ihr lieben Leute!“ rief Lohmeier, „ich habe in dieſer Nacht von einem Engel getäumt, der trug die holde Geſtalt meines armen Freundes Henrico. An ſeiner Hand ging dieſer Greis; und ich wußte, daß der Engel Henrico's Schweſter und der Greis ſein Vater war

Ein eiskalter Wind warf den Greis um, und der Engel nahm ihn in die Arme, breitete ſeine Fittiche über ihn aus und Narden und heilender Balſam träufte aus den Fittichen herab auf den Greis, und aus des Engels Bruſt drang ein heller Strahl, gleich einem im Feuer verklärten Born und tränkte den Greis. Da genas er davon, und einige Tropfen der Narden fielen auf meinen Scheitel und Wonne durchbebte mich, und vom Strahlenborn aus des Engels Herzen trank auch ich ein weniges und da ward auch ich geſund. — Nun hab' ich Euch erwartet, und ſieh, der Herr hat meine Hoffnung nicht laſſen zu Schanden werden. Ich weiß, daß dieſer ehrwürdige Greis Herr Niklas Muffel, und dies holdſelige Frauenbild Eure Tochter Johanna iſt. Geſegnet ſei Euer Eingang!" — Stumm vor Erſtaunen und Ueberraſchung hatten Muffel und Johanna der begeiſterten Rede des bleichen Jünglings zugehört, und des Mädchens jungfräulicher Unſchuldsblick ruhte dabei mit Wohlgefallen auf dem Sprecher. Endlich brach der Alte das Schweigen, indem er mit gefalteten emporgehobenen Händen ſprach: „Der Herr im Himmel, der geprieſen ſei vom Aufgang bis zum Niedergang mit all' ſeinen Heiligen, die an ſeinem Throne für uns arme Sünder fürbitten, thut noch Wunder und große Werke an denen, die ihm vertrauen und auf ſeinem Wege wandeln. Seht Ihr ſeid Einer von den Auserwählten des Herrn, frommer Junggeſell; denn er hat ſich Euch offenbart in einem himmliſchen Geſichte, und auch uns dadurch eine Weiſung gegeben, daß wir nicht von Euch laſſen ſollen in Eurer Noth, und daß der Born der Liebe aus meiner Johanna Bruſt, der mich ſo reichlich getränkt, gelabet und erquickt, (denn allein von ſeiner Fülle bin ich geneſen und hell geworden) auch Euch von Eurem Gebreſte helfen ſoll. Ja, meine gute Johanna, widme Deine magdigliche Sorgfalt dieſem Geſellen, den Gott und die Heiligen lieb haben. Ich will Dir beiſtehn, daß auch er bald geſunde von ſeinem Siechthume.“ — „Mit Freuden,“ verſetzte die edle Jungfrau, aber ihre Augen hafteten auf dem Boden und ihre Wangen erglühten. Es waren in dieſem Augenblicke Gefühle in Johanna's Bruſt erwacht, die bis jetzt geſchlummert hatten und das plötzlich geahnete ſüße Geheimniß ihres Lebens erfüllte ihr ganzes Weſen mit einer ungewohnten Wärme. „Wie wollte ich mich dem Willen des Himmels entziehen,“ ſtammelte ſie, und man konnte merken, daß eine große Befangenheit ihr dieſe Worte in den Mund legte, „da er doch augenſcheinlich in jenem Euern Traumgeſicht Euch Hülfe durch mich zugeſagt hat. Aber wie ſoll ich das hier in einem Mönchskloſter beginnen? Trüge ich dieſes heilige Kleid nicht ſelbſt noch, und wäre mein Vater nicht hier bekannt als ein frommer Mann, ſo hätte man mir jetzt nicht einmal den Eintritt verſtattet. Allein zum zweiten Mal darf ich nicht wiederkommen. Wir müſſen Euch alſo in unſere Behauſung bringen laſſen.“ — „O Ihr gütiges Himmelsbild, glaubt Ihr denn nicht, daß dieſe Eure zarten theinehmenden Worte mir ſchon wie Balſam kühlend und heilend durch die Bruſt fließen? Seht doch wie ſie mich geſtärkt haben, und wenn Ihr mich anſchaut, wird mir immer wohler. Reicht mir Eure Hand, gewährt mir Euern Arm, holdeſte Jungfrau; ich fühle mich ſo ſtark, daß ich nicht länger auf dem Lager verweilen kann.“ — Johanna gab ihm zitternd die Hand; er zog ſie unvermerkt an ſeine Lippen und erhob ſich. „Auf Euern Arm geſtützt, werde ich Euch folgen können, wohin Ihr geht. Auch möchte ich nicht um Alles wieder von Euch ſcheiden, ſeit ich Euch geſehn, dieſe Nacht als himmliſcher und jetzt als irdiſcher Engel. Nun aber geht mein Dankwort an Euch, edelſter Greis. Wie ſoll ich Euch jemals das Uebermaß von Liebe vergelten, die Ihr mir, dem Fremdling gethan?“ — „O laßt Euch bitten, macht kein Aufhebens von dieſem. Ihr hattet ja alle Anſprüche auf meine Liebe; denn Ihr ſeid ein Freund und Kumpan meines Sohnes Henrico geweſen, und wenn ich ſie Euch nicht ſo thätig beweiſen konnte, als Ihr verdient und mein Wille war, ſo liegt das an böſen traurigen Verhältniſſen, die mein Alter betroffen haben.“ — „Was Ihr an mir gethan, Herr, gilt mehr, als wenn mir ein König ſeine Schatzkammer geöffnet und geboten hätte, mir ſo viel aus den güldenen Schreinen an Perlen, Edelſteinen und allerlei koſtbarem Geſchmeid zu nehmen, als mir beliebte. Seht auf meiner Bruſt trag' ich Eure Gürtel, dieſe heiligen Pfänder der Menſchenliebe. Ich war am Leben und der ganzen Menſchheit verzweifelt, denn wo ich noch weilte, ſpannen Verrath und Tücke ihre unzerſtörbaren Netze und die Bosheit triumphirte gleisneriſchen Angeſichts auf dem Thron der Welt. Ja geſteh' ich's Euch nur; mir ekelte vor Allem, was Menſch heißt, und mein Leben war mir zur Laſt. Ich erkrankte hier im harten Winter, ohne Mittel und Hülfe. Die barmherzigen Predigermönche nahmen mich auf. Ich gedachte, ich hoffte zu ſterben, und der Gedanke an den Tod, an das Ende meiner Leiden war mir ein ſüßes Labſal. Da überbrachte mir Euer treuer Knecht weinend Eure letzte Botſchaft und dies Geſchenk. Er erzählte mir Alles. Mein Herz im Buſen wollte brechen vor Ingrimm und Wehleid zugleich. Ich erfuhr auch von Euerm Tode; aber ein Traum in der folgenden Nacht ſagte mir an, daß Ihr nicht umgekommen in den Flammen, ſondern gerettet ſeid. Da wurden mir dieſe Gürtel zu ſtarken Tauen, an die ich den Anker neugewonnener Lebenshoffnungen anhing; ſie wurden mir zu Säulen, an die ich mich vertrauend klammerte bei neuen Stürmen; ſie haben mich dem Leben wieder gewonnen, ſie haben mich mit der Menſchheit wieder ausgeſöhnt. O nehmt dieſe Thränen, als wahrſtes und aufrichtigſtes Opfer eines dankbaren Herzens, nehmt ſie zum Lohn für Eure menſchliche That!" — „Ihr beſchämt mich, Junggeſelle," ſagte der Alte verlegen und wehrte mit der Hand ab. Behaltet doch nur immerhin den Firlefanz zum Andenken. Meine Freude iſt ſehr groß, daß Euch die Kniebändlein, wie Ihr ſagt, ſo viel genützt haben. Meine Johanna fertigt mir ein Paar andere." — „Ja ich will ſie behalten, theurer Greis, ſie ſollen meine Kleinodien, mein koſtbarſtes Beſitzthum ſein!" Und ſomit umarmte er den gerührten Muffel und küßte ihn ehrerbietig auf die Stirne. Johanna's Blicke ruhlen wonnetrunken auf der herrlichen Scene. „O wenn mir Gott ſolche Söhne beſcheert hätte, welch ein glücklicher Mann wär' ich!" ſeufzte Muffel, und trübe Erinnerungen umdüſterten ſeinen Geiſt. Johanna umſchlang ihn jetzt, um dieſe nächtlichen Schatten zu verſcheuchen, und er rief: „Ja ich verſtehe Dich, mein gutes Kind; ich habe eine Tochter, die mir alle Leiden in ſo reichlichem Maße vergilt, daß es unrecht von mir wäre, mein Geſchick noch länger zu beklagen.“

Von Muffel gebeten, erzählte Lohmeier Henrico's Schickſale, die Art ihrer Bekanntſchaft, das Entſtehen und Wachſen ihrer Freundſchaft, von ihren Studien, ihren gemeinſamen Freuden und ging mit Schonung über die Zeit hinweg, wo Henrico ſich ſchlechten Geſellen zugethan und mit Spiel, Rauferei und Wein ſeine Zeit todtgeſchlagen hatte. Die Schuld ſolcher Veränderung ſchob er zum größten Theil auf den ſchlechten heimtückiſchen Potuſchka, und ſchilderte deſſen Charakter nach Gebühr mit ſtarken Farben. — „Wer hätte das in dieſem adligen Manne geſucht?“ rief Muffel verwundert aus. — „O Vater, er führte nichts Gutes im Schilde,“ ſagte Johanna, denn zu mir redete er ſehr unziemlich; ich aber wollte Euch nicht mit der Kunde deſſen betrüben; drum verſchwieg ich's Euch. Geahnet aber hat mir's wohl, daß Alles eitel Lug und Trug ſei, was aus ſeinem Munde ging. Doch ich bitt' Euch, werther Junker, fahrt in Eurer Erzählung fort.“ — Mit einem dankbaren Liebesblick für den ſchönen Namen, den ihr Herz ihm eben unbewußt beigelegt hatte, griff Lohmeier den Faden ſeines Berichtes wieder auf, und malte den Tag des Unglücks auf dem Schützenhofe am Lorenzberg mit all' ſeinen Schrecken. Johanna hielt die Hände vor das Geſicht und als ſie von Potuſchka's grenzenloſer Schlechtigkeit vernahm, überliefen ſie Schauder des Entſetzens. Der alte Muffel aber faltete die Hände und blickte durch die grauen langen Wimpern mit feuchtem Schmerzensblick nach dem Himmel.

Und als Lohmeier geendet hatte, drückte ihn der Greis an die Bruſt und Johanna erfaßte ſeine Hand, und ſie machten ihn mit ihrem Plane bekannt. Da jubelte der junge Mann und rief: „O nehmt auch mich mit! Laßt mich Euer Führer und Diener ſein. Vergönnt mir nur; daß ich bei Euch bleiben darf. Es wäre ſicherlich mein Tod, wenn Ihr mich verlaſſen wolltet, und nicht wahr, es würde Euch leid ſein, wenn ich ſtürbe?“

Johanna ſchlug, von dieſer Frage wieder wunderbar berührt, die Augen nieder; des Jünglings Hand glühte in der ihrigen, ſo daß ſie ſie fallen laſſen mußte. Der alte Muſſel nahm aber dafür Lohmeiers Arm; Sigbertus, welcher eben hereintrat, warf ihm den Mantel über; Johanna faßte auf ihres Vaters Wink den andern Arm, und munter, als hätte ihm nichts gefehlt, ſchritt er in der Mitte ſeiner neuen Freunde von dannen.

Unter Johanna's liebevoller Sorgfalt ging die Geneſung des Jünglings wunderbar raſch vor ſich. Er durfte aber auch bei ihr wohnen, durfte den ganzen Tag ſich an ihrem frommen Blick laben und ergötzen, durfte die Luft trinken, die ſie athmete, durfte ihrer Stimme ſanften Geſang belauſchen und ihren kindlich unſchuldigen Reden und Erzählungen zuhören. Schon nach wenigen Tagen kehrten die Roſen der Geſundheit auf Lohmeiers Wangen zurück. Dabei war ſein Geiſt noch niemals ſo geſund geweſen als zu dieſer Friſt; denn wer ihn erſt als einen etwas rohen und ungeſchliffenen

Studenten gekannt hatte, würde ihn jetzt ſchwerlich wiedererkannt haben. Johanna's Umgang hatte ihn veredelt und erhoben; er war fromm, mild, beſcheiden und ſanft geworden. In ihr hatte er den irdiſchen und überirdiſchen Himmel gefunden.

Die Theilnahme, welche der unglückliche alte Schultheiß und ſeine ſanfte, alle Herzen gewinnende Tochter in ganz Nürnberg gefunden hatte, ſprach ſich ſo thätig aus, daß die Familie, zu welcher Lohmeier ſchon mit gezählt wurde, ohne Sorgen der Reiſe entgegen und noch etwas weiter ſehen konnte; auch gelang Johanna's rührenden Bitten — und wer wäre ſo hart geweſen, ihnen zu widerſtehen! — Han-Henners Befreiung aus dem Gefängniß. Der alte heftige Mann geberdete ſich ſo wunderlich, als er ſeinen alten Herrn und Lebensgefährten zuerſt wieder ſah, daß man drüber hätte zu gleicher Zeit lachen und weinen mögen. Denn indem er auf ſeinen Knieen lag und die des Gebieters umklammert hatte und ihm liebkoſte, ſchalt er deſſen Affenliebe zu dem Scheuſal Babet, ſchalt deſſen Gutmüthigkeit und lobte doch deſſen edles Herz und Menſchenliebe, ereiferte ſich und weinte in einem Augenblick, las ihm Moral und überſchüttete ihn mit Worten der Liebe und treuen Anhänglichkeit. Nicht minder erfreut war der greiſe Diener, den Studenten Lohmeier in der Familie zu finden, und ſchon am Abend des erſten Tages, als er ſelbſt als viertes Glied derſelben mit Allen um den warmen Ofen ſaß, und bei der abwechſelnden Erzählung des Vaters und Johanna's von den Schickſalen, die ſie betroffen, Lohmeier's Blicke an Johanna's Geſicht hängen und ihre Hand in der ſeinigen ruhen ſah, winkte er dem alten Muffel freundlich heimlich und flüſterte ihm nach einiger Zeit in's Ohr, daß das ein gar ſchmuckes liebes Ehepaar gäbe. Muffel nickte ebenfalls freundlich und beifällig und in Han-Henners Kopfe galt Lohmeier für Johanna's Bräutigam, eh' die Liebenden ſelbſt ſich das ſüße Geheimniß ihrer Zuneigung geſtanden hatten.

Noch war keine Woche hingegangen, ſeit Muffel und Johanna wieder in Nürnberg verweilten, als eines Tags ein in Trauerkleidern ſtattlich herausgeputzter junger Geſell in der Behauſung der Familie, die eben ihre Abreiſe vorbereitete, erſchien und ſich ſofort als neuer Haushofmeiſter der verwittweten Freiin Babet von Milm ankündigte. Kaum hatte er inzwiſchen dieſen Namen ausgeſprochen, als jedes aufhorchte und Han-Henners Geſicht wunderlich zu zucken und zu arbeiten begann. „Und was iſt Euer oder vielmehr meiner Tochter Begehr?" fragte Muffel. — „Eurer Tochter!" kreiſchte jetzt Han-Henner außer ſich; doch er bekämpfte ſich, als Johanna ihre Hände flehend zu ihm empor hob und Lohmeier ihn am Arme zurückhielt. „Sie läßt Euch ihren ſchönſten Gruß entbieten," fuhr der Abgeſandte fort, „und Ihr ſolltet ſie doch nicht ferner ſo tief kränken, indem Ihr bei fremden Leuten wohnetet, und ihr Haus ſo ganz verachtetet, daß Ihr auch nicht einen Fuß über deſſen Schwelle geſetzt hättet, ſeid Ihr hier verweiltet. Sie flehe Euch an bei allen Heiligen und bei dem Herrn, der am Kreuze ſterbend ſeinen ärgſten Feinden verziehen, Ihr möchtet doch das Geſchehene vergeben und vergeſſen; ſie bereue

Alles von ganzem Herzen. Auch ſei das Meiſte, was auf Gleichen am Berg in einer böſen und unſeligen Zeit geſchehen, gar nicht ſo arg und ſchlimm gemeint geweſen, wie Ihr vielleicht es genommen und ſie würde Euch in vielen Stücken weniger ſtrafbar erſcheinen, wenn Ihr nur ihr Haus zum Kranich, welches ja eigentlich das Eure ſei, mit Eurem Zuſpruch beglücken und ſie anhören wolltet. Sie läßt Euch durch mich inſtändigſt bitten und anfragen, ob ſie auf Eure Verzeihung und Gegenwart hoffen dürfe.“ — „Meine Tochter bereut ihre Fehler!“ rief Muffel gerührt und konnte ſich kaum der Freudenthränen erhalten; „ſie wünſcht, daß ich bei ihr wohne. Ach Gott! welche Freude bereiteſt Du mir. Ja, ja das Unglück iſt eine gute Schule für ſie geweſen.“ — „Kreuz, Hagel, Blitz und Donnerkeil!“ grommelte Han-Henner, kirſchbraun vor Wuth, während des Herrn Rede, durch die Zähne. „Wie!“ rief er dann laut, „laßt Ihr Euch ſchon wieder vom Teufel und der böſen Truhe verblenden?“ fuhr er wild und fürchterlich, wie ein in Bergen verhallendes Ungewitter los, und war nicht mehr zurück zu halten. „Seid Ihr denn noch immer nicht gewitzigt? Wollt Ihr wiederum mit offenen Augen in Euer Verderben hinein rennen? Nun wenn Ihr ſchwach genug ſeid, ſo dürfen wir es nicht dulden. Johanna, ſo widerſetzt Euch doch dem thörichten Beginnen Eures Vaters.“ — „Aber bedenke doch, Han-Henner, wenn ſie bereut und zu ihrer Pflicht zurückkehrt! Iſt doch der wiedergefundene, erſt verlorne Sohn zwiefach angenehm, und über eine Seele, welche ſich bekehrt hat, wird im Himmel mehr Freude ſein, denn über tauſend Gerechte. Wie ſoll ein Vater nun die zurückgekehrte Tochter nicht freudig annehmen? Bedenk' das wohl." — „Nichts hab' ich zu bedenken! Ihr ſeid auch mit Blindheit geſchlagen. Die Schelmendirne, das Hexenweib hat's auch Euch angethan. Ja gefeit ſeid Ihr von der Zauberin. Herr Lohmeier, laßt mich mit Euch reden! Doch zuvor laßt uns dies kecke Laffengeſicht nach Hauſe ſchicken. Heißt Du nicht Wirzig und dienteſt bei'm Burggrafen Johann. — „So iſt's," verſetzte der Knecht. — „Und wie biſt Du zur Freiin gekommen?" — „Sie begehrte mich vom gnädigen Herrn Burggrafen zu ihrem Vogt und Haushofmeiſter, als ſie nach ihrer Ankunft in der Stadt auf der Burg zuſprach." — „Zum Buhlen, hätteſt Du ſagen ſollen, Tuckmäuſer, wenn Du der Wahrheit die Ehre gegeben." — Der Haushofmeiſter ſchlug beſtürzt und mit purpurrothem Geſicht die Augen nieder und ſtammelte einige unverſtändliche Laute. „Du biſt noch kein Meiſter in der Kunſt der Lüge, biſt aber in einer guten Schule. Geh' nach Hauſe und ſag' Deiner Frau, Herr Niklas Muffel werde heute noch bei ihr einſprechen." — Der Diener entfernte ſich ſchnell, und die die übrigen Drei ſahen den alten Han-Henner fragend an. „O ich will Euch wohl aus dem Traume helfen," fuhr er fort. „Ihr habt das Sündenbekenntniß auf dieſes blutjungen ſchmucken Bürſchleins Geſicht deutlich genug geleſen; daraus könnt Ihr alſo ſchon ſchließen, daß Eure Tochter Babet noch um kein Haar beſſer iſt, als ſie war. Denn iſt es nicht gräßlich, daß ſie, nach ſolchem Schrecken und ſchwerem Schlage von der Hand Gottes, hier angelangt, ſich nichts angelegener ſein läßt, als ſich ein junges kräftiges Blut für ihr ſündenbeflecktes Bett zu werben? Kaum iſt der Mann zur Grube gefahren und der Buhle zu Aſche verbrannt, treibt ſie die geile Luſt zu neuer Schande, ſo daß das Reimſprüchlein recht auf ſie paßt:

Kaum iſt der Mann vergraben,
Thut ſie einem Jungen nachtraben;
Kaum iſt der Alt'
Im Grabe kalt,
Wiegt ſie den Warmen
Schon in den Armen
Und nimmt den Rothen
Für den Todten.

Doch damit noch nicht genug. Sagt mir doch an, wie's kommen mag, daß ſie erſt heute nach Euch ſchickt? Ich will meinen alten Kopf zum Pfande einſetzen, ſie hat ſelbigen Tag, als Ihr hier angekommen, ſchon von Euch und Eurer Herberge gewußt. Ich frage noch einmal, warum ſchickt ſie erſt heute? Ihr wißt es nicht; nun ſo will ich es Euch ſagen. Sie ſcheut ſich vor dem Leumund der ganzen Stadt, in der Ihr gegen ihr Wünſchen und Erwarten ſo großen Antheil gewonnen. Muß ſie nicht mit Recht fürchten, daß Jedermann fragt: weshalb hauſet der alte Herr Muffel nicht bei ſeiner Tochter im Kranich? So iſt es doch wohl wahr, was man von ihrem ſchlechten Benehmen gegen ihren Vater auf Burg Gleichen gehört? Michel hat es ja allen Leuten erzählt, die es wiſſen wollten, wie ſie's Euch auf der Burg gekocht hat. — Oho! denkt die Schlaue nun, pfeiſt der Wind aus dem Loche? Ich muß die Farbe ändern; und alſogleich ſchickt ſie ihren Knecht. Aber ich frage weiter, wenn ihr Reue und Bekehrung ein Ernſt ſind, warum kommt ſie nicht ſelbſt, zerknirſcht und von der Laſt ihrer Sünden, die ſie allein an Euch gethan, ganz zu Boden gedrückt, hierher zu ihrem Vater, und wirft ſich vor Euch in den Staub, umfaßt Eure Kniee, wäſcht Eure Hände mit ihren Thränen, zieht Euch mit ſich fort und führt Euch in das Haus, ſagend: es iſt das Eurige, mein Vater; ich aber bin unwürdig, mit Euch darin zu wohnen, bis ich durch gute Werke Eure Verzeihung und Ihr die Ueberzeugung erlangt, daß ich nicht ſo ſchlecht bin, wie die Leute ſagen? Alſo hätte die wahrhaft Reuige gethan, alſo die wahrhaft Reuige geſprochen; aber Eure Tochter ſchickt Euch ihren neuen Buhlen mit kaltem Gruß und noch kälterer Anwerbung. Habt Ihr mir darauf etwas zu entgegnen.“ — Alle ſchwiegen betreſſen. Endlich ſprach Johanna: „Laßt uns die wahre Geſinnung meiner Schweſter erforſchen. Vielleicht kämpft ihre Reue noch mit ihrem Stolze, und die Schaam hat ihr den Weg zu uns vertreten. Wir wollen ſie nicht abweiſen, ſondern prüfen.“ — „So ſei es!“ ſagten die Andern. — „Und zu ſolcher Prüfung iſt Niemand geſchickter als Ihr, Junker Lohmeier,“ fügte Han-Henner hinzu. „Euch kennt ſie nicht. Geht hin als ein fahrender Ritter, ſagt, Ihr hättet ihren Bruder Wenzel in Prag kennen gelernt, wäret dann hierher gekommen, hättet den alten Herrn aufgeſucht und wäret zufällig eben zugegen geweſen, als ihr Abgeſandter hier eingetreten ſei und ſo wärt Ihr gegen Euern Willen Zeuge der unwürdigen Behandlung ihres Dieners geworden. Nach ſolchem könntet Ihr Euch den Wunſch, eine ſo treffliche und ſchöne Frau kennen zu lernen, unmöglich verſagen. Stellt Euch allſobald als wie von Minne und Liebesbrunſt in ſie verſeſſen, merket dann weiter auf ihr Thun und Reden, und berichtet uns ſolches treulich. Daraus werden wir ſodann abnehmen, wes Sinnes ſie iſt.“ — Der gute Vorſchlag wurde angenommen und noch an ſelbigem Tage ausgeführt. Am Abend kehrte Lohmeier zurück, unterhielt ſich lange heimlich mit den beiden Alten, dann machten die drei Männer Johannen bekannt, daß die Abreiſe den folgenden Tag angetreten werden ſolle, weil man Eile habe, um den König, der, dem Gerüchte nach, bald nach Deutſchland zu fahren gedenke, noch in Prag zu treffen. Johanna fragte nicht; aber ſie ahnete mit Schmerzen, wie richtig Han-Henner ihre Schweſter beurtheilt habe. Mit Geſchenken überhäuft verließen ſie in einem Wagen gegen die Kälte des Winters geſchützt Nürnberg. Michel ließ es ſich nicht nehmen, ſie eine Strecke Wegs zu begleiten, und hatte ſich dazu beſonders die Erlaubniß ſeiner neuen Herrſchaft erbeten. In langwieriger Fahrt durchzogen die Reiſenden die endloſen Schneefelder und Gebirge.

Da konnte man recht deutlich die gegenſeitige Liebe und Verehrung dieſer vier Menſchen zu einander wahrnehmen! Lohmeier war gewiſſermaßen der Treuenhänder, Vogt und Seckelmeiſter der Geſellſchaft; alle Mühſeligkeit auf dem Wege und in den Herbergen nahm er auf ſich; er beſorgte für den alten Herrn und Johannen das Einlager, ſo gut es gehen wollte, warme Betten, einen guten Wein und nahrhafte Speiſen, und nahm ſelbſt oft mit einem Strohlager und einem Stück harten Brot vorlieb; dafür beglückten ihn Johanna's dankbare Liebesblicke, dafür des Greiſes Lob und Han-Henners wunderliche Rührung, mit der der alte Kauz ihn zuweilen unverſehens in die Arme ſchloß. Sein Herz wallte über von ſüßer Empfindung, wenn ihm Johanna die Hand bot, oder ſich auf ſeinen Arm ſtützte, um mit ihm Abends, wenn ſie in der Herberge angelangt waren, noch einen kleinen Ausflug in die winterliche Gegend zu machen. Dann erzählten ſie ſich von ihrer Jugendzeit und von ihren Freuden und Leiden bis auf den Tag ihrer Bekanntſchaft. Kehrten ſie wieder heim in die warme Stube, und ſetzten ſich zu den Greiſen, ſo nickte Han-Henner recht pfiffig und bedeutſam dem alten Herrn zu, und dieſer drückte gewöhnlich Lohmeiers Hand recht innig und herzlich.

Heiter und gutes Muths langten ſie in der böhmiſchen Königsſtadt an. Aber ſchon wartete ihrer dort neues Ungemach; denn das Erſte, was ſie in der Herberge, welche ſie auf der kleinen Seite bezogen, vernehmen mußten, war, daß der König ſchon vor einigen Tagen nach Deutſchland abgereiſt, aber nicht ſogleich gen Nürnberg, ſondern zuerſt nach Würzburg gefahren ſei. Noch ſchlimmer war die Kunde für ſie von Wenzels Schickſal, welches ihnen ihr Wirth alſogleich umſtändlich erzählte, als Lohmeier die Frage nach einem Herrn von Happerswyl hatte laut werden laſſen.

„Das iſt Gottes Strafgericht!“ rief Han-Henner, als der Kneipenmeiſter ſeine Erzählung geſchloſſen hatte.

„Aber warum trifft es auch mich? Warum muß ich Schlag auf Schlag erdulden von Gottes eiſerner Hand?“ rief Muffel verzweifelt. — „Auch Ihr ſeid nicht rein von großer Schuld,“ flüſterte ihm der Knecht zu, und Muffel verſtummte, faltete die Hände und ſchien ſtill für ſich zu beten. Johanna ſtreichelte die gefalteten Hände des unglücklichen Vaters, und auch ihr frommer Blick flog auf zu Gott als ein wahrhaftiges Gebet, dem theuern Greiſe Kraft zu verleihn für all das Wirrſal und die Stürme, von denen ſein Alter bedroht war.

Mit hochklopfendem Herzen machten ſich die vier zuſammengehörigen Menſchen am erſten Morgen nach ihrer Ankunft in Prag auf den Weg nach dem Freihauſe auf dem Wiſchehrad. Muffels Kniee wankten, als er den Hof betrat; Johanna's Hand zitterte heftig in der ſeinigen. Ihr Buſen flog vor Angſt. Auch Han-Henner konnte ſeine Laune nicht finden, und als Lohmeier lange genug allein geſprochen hatte, ſchwieg auch er, und ohne weiter Worte zu wechſeln, ſchritten ſie zuſammen auf das Haus zu und gingen über die Schwelle deſſelben. Eine holde weibliche Geſtalt trat ihnen entgegen; es war Markita. „Wollt Ihr zu meinem Vater, dem Stockmeiſter Jobſt?“ fragte ſie. — „Zu Henrico Tarquini, Deines Vaters Knecht, liebe Maid,“ verſetzte Muffel. „Wo iſt er, mein unglücklicher Sohn?“ — „O heiliger Wenzeslav! Er iſt nicht mehr hier.“ — „Nicht mehr hier? Heiliger Lorenz! ſoll mir die letzte Hoffnung verſagt werden? Wo, wo iſt er?“ — „Fragt meinen Vater!“ lispelte Markita weinend, und führte die Fremden in das Gemach. Jobſt trat ihnen entgegen. Sein Blick wurzelte in Muffels Geſicht, und Muffels und Han-Henners Augen hingen ſtarr an des Stöckers Zügen.

„Kommſt Du endlich, Niklas, mich noch einmal an meine Schuld zu mahnen? Ich bin bereit, Ritter von der heimlichen Braut?" ſagte der Scharfrichter ernſt und furchtbar eintönig und ging auf Muffel zu.

„Barmherziger Gott und Du gebenedeite Jungfrau, muß ich Dich hier wieder finden, Diether, nach einem halben Jahrhundert? Biſt Du es wirklich, mein Bruder? Ja Du biſt's, Ritter von der blutigen Braut." Mit dieſen Worten ſank er ohnmächtig in die Arme des Stöckers.

Sechstes Kapitel.

Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen?
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft.

Schiller in der Maria Stuart.

Unter den ritterlichen Raubvögeln, die bei Lauffen ein gerechtes Gericht ereilt hatte, war auch der edle Junker von Stürzenbach geweſen. Er war treu ſeinem Berufe mit dem Schwert in der Fauſt, welches er gezogen hatte, um ein Paar fahrenden Kaufleuten damit den Garaus zu machen, auf dem Kampfplatze gefallen. Nicht ſobald war die Kunde ſeines glorreichen Endes auf ſein einſames Waldneſt gelangt, als Alles dort unter des Stürzenbachers Panier lebende liederliche Geſindel Reißaus nahm. Der Junker hatte nämlich in der letzten winterlichen Zeit, theils um ſich die Langeweile in fröhlicher Geſellſchaft und Kumpanei zu vertreiben, theils auch um ſein dürftiges Einkommen zu vermehren, oder eigentlich um täglich reicher und beſſer ſchmaußen zu können, als zeither, eine Art Diebsherberge angelegt, wobei ihm die Abgelegenheit ſeines Bergſchloſſes und die Wildniß der Wälder umher gar trefflich zu ſtatten kam. Es fehlte dabei nicht an willigen Weibsbildern, und man lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Ohnerachtet nun ſolche zahlreiche Geſellſchaft hier ihr Lager aufgeſchlagen hatte, war doch der Junker ſchlau genug geweſen, die wahre Urſache der Gefangennehmung Marquart Muffels Niemand zu verrathen. Die Gäſte lebten über den Gefangenen, den ſie nicht einmal von Anſehn, geſchweige Namen und Stand nach, kannten, in glücklicher Ungewißheit, auch hatten ſie mit ſich ſelbſt und ihren Einnahmen und Ausgaben zu viel zu thun, als daß ſie ſich um einen armen Schlucker hätten bekümmern ſollen, von welchem doch nichts zu fiſchen war. Der ſchlaue Stürzenbacher ſprach aber ſeit längerer Zeit ſchon von einer neuen Fahrt nach Prag, und ließ nicht undeutlich merken, daß er dort kein geringes Glück zu machen gedenke. Und in der That hätte er für ſeine geheimen Pläne keine beſſere Zeit abwarten können, als den Augenblick, wo Wenzel Muffel in Prag diejenigen Ehrenſtellen, die er nach der vom Stürzenbacher eingegangenen Kundſchaft dort am Hofe ambirt, antreten wollte. Nun ſollten die bündigſten Beweiſe von Marquarts Leben dem pfiffigen Pläneſchmied die größtmöglichſten Summen einbringen. Aber ehe er nur von fern an die Ausführung — die Wenzels Schickſal in Prag ohnedies vernichtet hatte — denken konnte, übereilte ihn der Tod.

Die Burg war wie ausgeſtorben; denn nach allen Seiten hin ſtob die leichte Schaar. Die beiden Knechte, welche Marquarts Verpflegung über ſich hatten, warteten nun zwei Monate ab, ob ſich ihr Schickſal nicht von außen her anders geſtalten möchte, da ſie aber die Welt vergeſſen zu haben ſchien und der Mundvorrath aufgezehrt war, wußten ſie nichts Beſſeres zu thun, als dem Gefangenen die Thür des Kerkers mit der Nachricht deſſen, was ſich begeben hatte, zu öffnen, und ihm zu erlauben, ſich fernerhin ſelbſt zu ernähren. Und ſo ſchlug denn nach einem unſelig langen halben Jahre dem Jünglinge die Stunde der Freiheit, der in dieſer Zeit aus der Liſte der Lebenden ausgeſtrichen worden war und kaum noch im Andenken einiger Wenigen fortlebte. Wie beflügelte er ſeine Schritte durch den blätterloſen Wald! Wie jauchzte er, als er die Ebene unter ſich erblickte! Wie breitete er die Arme aus, die ganze Gegend im glänzenden Kleide jungfräulicher Unſchuld zu umarmen und an ſeinem freien Herzen frühlingswarm zu lieben! Ein doppelter Zauber durchſtürmte ſein Herz. Erſt das mächtige Gefühl der Freiheit nach langer trüber gräßlicher Haft und dann die ſtarke Hoffnung, die ihm ſchon wie Gewißheit die reizende Frucht zum Genuß entgegen hielt, ſeine Vaterſtadt, ſeine Lieben wiederzuſehen. Und wie ein Schiff, welches zwiſchen zwei ſich entgegen ſtrebende Winde geräth, ſtill ſteht in den von beiden Seiten kämpfenden Wellen, ſo hielt Marquart oft die Schritte ein, um es recht von Grund aus zu empfinden, was ihn ſo doppelt ſtark bewegte. Und dann ſprang er wieder wie eine Gazelle die Höhen hinab und grüßte jubelnd die wohlbekannten Dörfer und Häuſer, und lachte ſie freudig an, wie ein Kind, und koſ'te mit ihnen und befragte ſich nach ihrem Befinden. Und plötzlich, wie ſich ſelbſt überbietend im Ausbruch höchſten

Entzückens rief er laut: „Agnes! O meine Agnes, werde auch Dich ich wiederſehen, wieder an dies glühende Herz drücken? Wirſt Du mich noch ſo innig, ſo heiß lieben? — Doch wie? Was fällt mir ein?!“ unterbrach er plötzlich ſelbſt den lebendigen Strom ſeiner Rede und ſchrak wie vor dem Anblick einer giftigen Natter zurück. „Wie? hat mir der Bube, der mich in ſo ſchmählicher Haft hielt, nicht einmal geſagt, Agnes habe meinen Bruder Wenzel geſreit? O der elende Schadenfroh! Er hat die Mähr erlogen, der Wicht! Meine Agnes den elenden Wenzel heirathen! Wie konnte mich dieſer Gedanke ſo martern! Und ſelbſt jetzt muß er mir noch einmal einfallen, um mir die Freude zu verſalzen. Aber nein! das ſoll doch nicht geſchehen. Ich weiß ja, welch ein ganz ſchlechter Geſell dieſer Stürzenbacher war. Hat er mir doch nie geſagt, weshalb er mich gegen ein großes Löſegeld meines Vaters nicht frei geben wollte, was ich ihm bot. — — Doch ja, antwortete er mir nicht, mein Vater ſei arm geworden und wohne nicht mehr in Nürnberg, ſondern auf Obern-Morsfeld? Sagte er nicht auch, mein Bruder Wenzel ſolle mich allein auslöſen? Jetzt kommen mir alle die unſeligen Gedanken über dieſe Reden wieder, Gedanken, die mich Tag und Nacht gemartert und die das unausſprechliche Entzücken über meine endliche Erlöſung für kurze Zeit aus meinem Kopfe verdrängt hatten. Mein Vater arm und Agnes Wenzels Frau! Ihr Berge, droht nicht über mich her zu fallen! Doch fort! fort! daß ich mir ſo ſchnell als möglich Gewißheit verſchaffe.„ — Und wiederum raſ'te er von dannen, aber es war nicht mehr der haſtige Schritt der Freude, ſondern die wilde Eile der Verzweiflung, die ihn in die Ebene hinabtrieb. Er fühlte nicht, wie der Nordwind durch ſeine zerfetzten Kleider blies, nicht wie der Schnee durch die alten zerriſſenen Schuhe drang, die ſeine Füße nur dürftig bedeckten, nicht wie die Kälte ſein langes wirres Haar und ſeinen ungeheuern Bart mit Reif überzog. Hatte doch ſeit der Zeit ſeiner ſchändlichen Gefangenſchaft weder Scheere noch Meſſer die Zierde ſeines Hauptes und Kinnes geordnet; die alten Kleider, die ihm der geizige Stürzenbacher zugeworfen hatte, waren abgetragen und halb vermodert; Gram, Sorge, Liebesſchmerz, Verzweiflung, Mangel und feuchte Kerkerluft hatten die friſche Blüthe ſeiner Männlichkeit von ſeinen Wangen geſtreift, und ſie dafür mit Todtenbläſſe überzogen und tiefe Furchen hineingegraben. Wer hätte in dieſem abgezehrten, hohläugigen, bärtigen und abgeriſſenen armen Mann den zierlichen, ſtets nett und ſchön geſchmückten, polirten, jungen reichen Marquart Muffel erkannt, der in Nürnberg allgemein für den feinſten Hageprunk und Weiberjäger gegolten hatte, zumal dieſer Marquart, nach aller Kenntniß, ſchon ſeit einem vollen halben Jahre im Todtengewölbe der Burg zu Obern-Mersfeld ruhte?

Er trat aus dem Gebirge heraus in die Ebene. Da trabte auf der Hauptſtraße, in welche ſein Weg führte, ein Mann auf einem Eſel gemächlich hin. „Das iſt gewiß ein Nürnberger!“ dachte Marquart. „Ich will mir gleich Gewißheit verſchaffen.“ Und raſcher förderte er ſeine Schritte und rief endlich dem Reiter mit einem: „Gelobt ſei Jeſu-

Chriſt!" an. — „In Ewigkeit!" verſetzte der Andere ſchüchtern, und ſchlug ſeinen Eſel mit den ſcharfen Abſätzen ſeiner Schuhe ſo heftig in beide Seiten, um ihn zum Ausreißen anzutreiben, daß das Thier einen heftigen Satz that und den ungeſchickten Reiter in den Schnee warf. — „Au weih! Au weih! Ihr ſeid gewiß ein Hexenmeiſter oder gar ein Waldſpuck oder Schretlein. Ihr habt mich, Ihr habt den Eſel behext!" ſo ſchrie der Gefallene und wehrte den herbeigeeilten Marquart, der ihm aufzuhelfen bemüht war, mit beiden Händen heftig ab. „O St. Blaſius und St. Lorenz und St. Sebald! befreit mich von dieſem wilden Menſchen. Ich will euch jedem von Euch ein friſches Kerzlein anzünden." Marquart ward erſt jetzt an dem verzweifelten Geſchrei des armen Eſelreiters inne, wie abſchreckend ſein Aeußeres ſein müſſe, und es fuhr dem Gefallſüchtigen wie ein Meſſer durch die Seele, daß er mit dieſer Geſtalt, die eher die einer Vogelſcheuche, als eines Menſchen, geſchweige des netten Junkers Marquart Muffel war, unmöglich durch die Thore ſeiner Vaterſtadt einziehen könne.

„Aber ſo ſieh' doch, blöder Kauz! rief er jetzt ärgerlich, „ich bin ja kein Menſchenfreſſer. Ich will Dir wieder auf Deinen Eſel helfen und Dich ungehindert fürbaß ziehen laſſen. Sollſt mir nur auf ein Paar Fragen Beſcheid geben, wenn Du's vermagſt. Aber ſieh' da, Burſch, ich ſoll Dich kennen! Biſt Du nicht der Schankknecht aus dem Kruge vor Wöhrd?" — „I freilich, bin ja der Chriſtel bei der Frau Schlehen in der güldnen Laus, bin der Knecht der Frau Schlehen, bin der Hausknecht und der Bierknecht und der Pferdeknecht. I und Ihr kennt mich? Wunder Gottes! Nun meine Frau ſpricht: den Schinder und den Bierwirth rufen alle Steine bei'm Namen. Aber ich kenn' Euch nicht, guter Mann. Ich weiß doch ſonſt jedes Geſicht, was einmal in unſerm Schank war, wieder zu finden, und in Nürnberg wohnt ſchwerlich einer, deſſen Angeſicht mir nicht erinnerlich wäre. Euch hab' ich aber noch nicht geſehn.“ — „Wirklich nicht? Sieh' mich einmal recht an, Chriſtel! Ob Du Dich wohl nicht auf mich beſinnen kannſt.“ — „All mein Lebtag nicht. Ihr ſeht ſo hungrig aus den Augen, wie ich noch gar keinen Menſchen geſehn Drum behüt' Euch Gott; ich muß eilig meiner Frau die Botſchaft überbringen, daß Elſe Stengel nicht mit dem Kaiſer von Prag gen Nürnberg gefahren, ſondern fein daheim geblieben iſt hinter dem warmen Ofen. Wenn ich das erſt gewußt, ſo hätt' ich's gerade auch ſo gemacht.“ — „Aber was faſelſt Du da für tolles Zeug, Kerl? Iſt Elſe Stengel nicht die Tochter des Schuſters Stengel und die Liebſte des Junkers Wenzel Muffel?“ — „Geweſen, geweſen, guter Freund. Aber Ihr habt ſie gekannt, ſo wie Ihr mich kennt, ſagt, wer ſeid Ihr, wunderlicher Mann?“ — „Einer der alle Tag ißt und trinkt und alle Nacht ſchläft. Weißt Du's nun, neugieriger Burſch?“ — „O ich kann's wenigſtens nun errathen. Ihr ſeid aber verdammt in der Zeit zurück, daß Ihr nicht wißt, was aus der Elſe Stengel und dem Junker Wenzel Muffel geworden iſt.“ — „Nun was Wunder? es iſt ein halbes Jahr, daß ich von Nürnberg gen Abend und Mitternacht fuhr, und bin nicht wieder hierher, noch iſt Kunde von Nürnberg zu meinen Ohren gelangt bis dieſe Stunde. Drum ſag mir friſch, was iſt's mit den beiden Liebesleutchen? Haben ſie ſich endlich geheirathet?" — „Ja geheirathet haben ſie, aber nicht ſich. Die Elſe iſt gar groß und reich geworden und gen Prag gezogen nach des Kaiſers Befehl und hat dort einen mächtigen Grafen zum Ehewirth gekauft. Das verdroß den Wenzel Muffel — aber erſt hatte ihr der dumme Hund rauh unter die Naſe gebellt — und nun wollt' er durchaus auch eine Gräfin frein. S'iſt ihm auch geglückt, dem tück'ſchen Störefried; denn er hat die kleine dicke böhmiſche Gräfin heim geführt, die ſtets bei der jungen Frau Burggräfin war." — „Menſch, Du redeſt wie ein Verrückter! Das iſt ja gar nicht möglich! Nein, nein, bei der himmliſchen Güte und Barmherzigkeit! es kann ja nicht wahr ſein!" — „Macht mir doch nur nicht ſolch Theiding und ſchneidet mir Geſichter, Mann, als hättet Ihr ſaueres Bier getrunken! Nicht wahr! Nicht wahr! Pah! pah! Werdet mich doch nicht Lügen ſtrafen. Ich ſelber war doch wohl dabei, als Junker Wenzel die Elſe im größten Regen heim ſchickte und die kleine Gräfin mit ſeiner Minne bediente. S' war ja in unſrer Hausflur! Und hat nicht irgend Frau Schleben die Hochzeitfladen gebacken und die Küche beſorgt auf Obern-Morsfeld, als Junker Wenzel mit der kleinen Gräfin dort Hochzeit hielt? Hab' ja ſelbſt auf dieſem meinen Eſel zwei volle Spreukörbe allerlei Eßwaaren heimlich in der Nacht heimgeführt am Tag nach dem wochenlangen Feſte. Nun? Schwatzt mir alſo nicht!" — „Ha ſo bin ich aus alter Qual zu dreimal är gerer neuer erlöſt! Alſo deswegen haben ſie mich ſchmachten laſſen, deshalb mich vergeſſen und verläugnet, die Elenden. Und ſelbſt mein Vater! O ich darf ihn nicht ausdenken dieſen gräßlichen Gedanken! O Wenzel! Wenzel! Du hölliſcher Schurke! Deinem Bruder die heißgeliebte Braut zu ſtehlen!“ — „Nehmt mir's nicht krumm, Herr; Ihr faſelt aber da närriſches Zeug, von dem ich gar nichts begreifen und verſtehen kann. Der Junker Wenzel hat ja keinen Bruder mehr. Ich werde doch den ganzen Stamm kennen.“ — „Nun iſt nicht Marquart Muffel ſein leiblicher Bruder?“ — „I Herr Chriſt und St. Chriſtoph! So wißt Ihr auch nicht, daß der Zieraffe lang ſchon fault und modert?“ — „Nun glaub' ich, Kerl, Du biſt toll.“ — „Ei, wenn Ihr einmal meinen Worten keinen Glauben beimeſſen wollt, ſo geht doch hinüber nach Obern-Morsfeld. — Ihr habt ja kaum eine Stunde — und überzeugt Euch ſelbſt. Dort liegt Marquart Muffel im Gewölbe begraben. O das war ein köſtlicher Leichenzug. Hab' all mein Lebtag nichts Schöneres geſehen.“ — Marquarts gränzenloſes Erſtaunen ließ ihn nicht mehr zum Worte kommen. Seine Augen rollten wild, während Fieberglut und Eiskälte ihn abwechſelnd durchwütheten, aber desungeachtet horchte ſein Ohr mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf Chriſtels umſtändliche Erzählung vom Zug der Städter gegen die Raubritter, vom Teufel, der das Pulverfaß angezündet, weil die Herrn vom Stegreif einen Pact mit ihm gemacht, und von Marquart Muffels Tod und feierlichem Begräbniß. Der durch des Reiſegefährten Schweigen geſprächig gewordene Burſche erzählte weiter und weiter von des alten Muſſels Theilung ſeines Hab und Guts unter Wenzel und Babet, von Johanna's Eintritt in's Kloſter, von Elſe Stengels Glück, dann auch von den neueſten Ereigniſſen, als dem Brand von Gleichen am Berg und von der Reiſe des alten Muſſels und Johanna's nach Prag. „Seht,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „nun kommt der Kaiſer gen Nürnberg und will großen Tag hier halten. Da ſagten die Leute, die Elſe Stengel ſei auch mit anher gezogen, und andere ſagten wieder, dem ſei nicht ſo. Frau Schlehen wollte ihrer guten Freundin, der Elſe, ein rechtes Feſt bereiten und Fladen backen und die gute Bierſuppe kochen und ſonſt noch allerlei Schnurren aufſtellen; denn, ſagte ſie: gut Freund in Regen ſind auch gut Freund in Sonnenſchein, aber nicht umgekehrt. Deshalb hat ſie mich ausgeſchickt, um mich bei des Kaiſers Dienerſchaft zu erkundigen, ob die Elſe im Gefolg ſei. Nun hab' ich's erfahren, daß ſie nicht dabei iſt, und kehr' heim; denn morgen zieht der Kaiſer ein mit großer Pracht in der Stadt. Wenn Ihr aber mitgehn wollt, ſo möcht' ich Euch rathen, beſſere Kleider anzuziehn; geht hinüber nach Obern-Morsfeld, vielleicht findet Ihr den jetzigen Herrn der Burg, den Sittig Marſchalk, der iſt jetzt ein gemachter Mann. Und iſt er nicht ſelber oben, ſo trefft Ihr ſicher ſeinen Vogt, der Euch gewiß auch ein Wamms und ein Paar Schuhe nicht verweigern wird, wenn Ihr fein darum bittet. Ich gäb' Euch's gern ſelbſt, aber ich hab's nicht. Die Frau Schlehen hält einen gar zu knapp und ſagt immer: hoher Brotkorb, niederer Sinn, und: Hunger der beſte Koch, und: dem Herrn ein Scepter, dem Knecht einen Knittel, hält Unart fern aus dem Rock und dem Kittel.“ — Wahrſcheinlich würde der gutmüthige Hausknecht fortgefahren ſein, alle möglichen auf dieſen Fall paſſenden Sprüchwörter ſeiner Frau herzubeten, wenn ihn der unglückliche Wanderer an ſeiner Seite nicht mit der haſtigen Frage daran erinnert hätte: „Alſo im Gewölbe zu Obern-Morsfeld liegt Marquart Muffel begraben?“ — „So iſt's. Fragt nur die alte Magd Crescenz, die noch immer oben hauſt, ſie wird Euch Alles zeigen und berichten, wie Ihr's verlangt und begehrt. Nun Gott befohlen! Wenn Ihr gen Nürnberg zieht, ſo vergeßt nicht, in der güldnen Laus einzuſprechen, und wenn Ihr auch nicht viel zu verzehren habt, ſo ſeid Ihr doch nicht ungern geſehen.“ Chriſtel beſtieg ſeinen Eſel wieder und trabte davon, Marquart ſchlich, wie an allen Gliedern gelähmt, links von der Straße ab nach Obern-Morsfeld zu. Aber ſein Schritt wurde allmälig ſchneller, ſeine Bewegungen lebendiger, ſein Auge glühender, und dieſer Ausdruck eines wilden Seelenkampfes ſteigerte ſich mehr und mehr, je fürchterlicher dieſer Kampf wurde. Oft fuhr ſeine Hand krampfhaft geballt nach dem Herzen, als wüthe dort ein jäher Schmerz, oder nach ſeiner linken Seite, als wolle er dort den Knauf eines Schwertes faſſen. In dieſer Stimmung langte er auf Obern-Morsfeld an. Wenig bekannt mit den örtlichen Verhältniſſen des Hauſes, da er, eben kein Freund und Geſellſchafter ſeines Bruders Wenzel, daſſelbe nur einige Mal beſucht hatte, wußte er nicht, wohin er ſeine Schritte lenken ſollte, um zur Magd Crescenz zu gelangen, für deren Geſtalt ſein Gedächtniß ebenfalls kein Bild mehr hatte. Indem er nun ungewiß vorwärts ſchritt, traf ſein Ohr ein leiſes Winzeln, welches aus der Kapelle drang und von ihm, da er näher trat, für einen von einer einzelnen Stimme kläglich abgeſungenen Kirchengeſang erkannt wurde. Leiſe drückte er die angelehnte Thür der Kapelle zurück und trat in den kleinen vom Tageslicht ſpärlich erleuchteten Raum derſelben. Indem ſeine gierig ſpähenden Augen der Richtung folgten, in welcher das Ohr den Geſang vernahm, gewahrte er in der hinterſten Ecke eine knieende weibliche Geſtalt neben einer ſchwach ſchimmernden Lampe, die, wie es ſchien, über der Oeffnung der Todtengruft befeſtigt war. Unwillkührlich trat er näher und verſuchte, nachdem er eine Zeit lang gewartet hatte, die Knieende vergebens in ihrer Andacht zu ſtören. Bald ſtimmte ſie vielmehr ein neues Gebet an, und, wie der Wanderer aus den undeutlich geſprochenen Worten zu vernehmen glaubte, ſang ſie eine förmliche Seelenmeſſe. Marquart ging neben ihr weg und bog ſich in das Gewölbe. Der Schein des Lampenlichts zeigte ihm einen geſchmückten Sarg. Jetzt wurde die Beterin ſeiner gewahr und ſtand auf. „Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr hier? fragte ſie barſch, und Marquart erkannte in ihr die Magd Crescenz, die er ſuchte. „Ich bin ein armer fahrender Geſell,“ verſetzte er, „und wollte den Herrn der Burg um ein Wamms und ein Paar Schuhe anſprechen; denn die meinigen ſind zerriſſen, wie Ihr ſeht, und der Winter iſt rauh und kalt. „Es hauſt kein Ritter auf dieſem Schloß,“ ſagte Crescenz, die ihr Ohr ſeinem Munde ziemlich nah gebracht und ihm durch Zeichen angedeutet hatte, ſo laut als möglich zu reden, „und der Vogt des Sittig Marſchalk, dem dies Haus eignet, iſt auf die Jagd gezogen.“ — „So ſchenkt mir etwas, gute Frau.“ — „Bin keine Frau, bin eine Jungfer, habe nichts zu verſchenken.“ — „Nur um ein Paar Schuhe, Jungfer, bitt' ich. Ich will Euch für den Todten da unten ein ganz Schock frommer Gebete, hier beten.“ — „Wollt Ihr das!“ rief die Alte erfreut; „dann will ich des Vogts Knecht bereden, daß er Euch ein Paar Schuh von den ſeinigen ſchenkt.“ — „Wer iſt denn aber der da unten, für deſſen ewiges Heil Ihr ſo fleißig ſingt und betet?“ — „Ein guter frommer Junker, Marquart Muſſel geheißen, des ehemaligen Stadtſchultheißen von Nürnberg, Herrn Niklas Muſſels zweiter Sohn. Er kam um in ſeinen ſchönſten Tagen.“ — „So erzählt mir doch, wie er geſtorben iſt; ich habe den jungen Herrn gekannt.“ — Crescenz zeigte ſich willig und erzählte ihm die ſeltſame Geſchichte faſt eben ſo, wie er ſie heute vom Hausknecht der Frau Schlehen ſchon gehört hatte. Noch einmal tönte ihm die entſetzliche Kunde in's Ohr, daß er begraben ſei, Agnes die Frau ſeines Bruders geworden, ſein Vater ſich ſeiner Habe zu Gunſten Wenzels und Babets begeben und von Beiden mit dem ſchändlichſten Undank belohnt worden ſei. Seine Bruſt arbeitete, wie wenn ein heftiger Krampf ſie auf und nieder zöge, er mußte ſich an die kalte Wand lehnen, um nur nicht umzuſinken. „Geht, fromme Jungfer,“ ſagte er, als Crescenz ſchwieg, „ich will für des Junkers Seelenheil beten. Laßt mich eine Stunde allein.“ — „O

Ihr ſollt Schuhe und Wamms haben. Denn ſeht, ſeit der alte Herr von der Burg hier vertrieben wurde, hat kein Menſch weiter an dieſer Gruft gebetet, wie ich. Kein Pfaff' kommt weiter in dieſe Mauern, als der Bruder Martin, der Bettelmönch, der treibt Geſchäfte für den Marſchalk und den Vogt. Und Martin lachte mich aus, als ich ihn bat, einmal eine Seelenmeſſe für den herzigen todten Junker zu leſen, weil ich ihm nichts dafür bezahlen konnte. Nun aber iſt mir eingefallen, daß ich noch einen alten Sonnengülden im Schrein habe ſeit meiner Jugendzeit, den will ich ihm geben, wenn er wieder kommt, daß er die Meſſe lieſt. Ich bin unterdeſſen alle Tage hierher gegangen und habe gebetet, und ſollt' es auch nur ein Paar Minuten ſein; wenn der Vogt aber auf der Jagd iſt, dann ſing' ich einige Stunden lang und bete drei Roſenkränze ab. Ich muß mir das Oel zum Lämplein auch heimlich erſparen; und wüßte der Vogt das Lichtlein brennen, er jagte mich fort — ſie wollten mich ohnedies nicht behalten, und der Marſchalk ließ mich blos da, weil ich das Vieh gut abwarte — aber zum Glück für meinen guten Junker da unten kommt gar keiner von den rohen Geſellen hier herein. Nun betet fein; ich will Euch unterdeſſen eine Mahlzeit und ein Kleid zurichten.“ — Die Alte ging heiter von dannen, und Marquart ſtarrte mit in einander verſchränkten Armen in die Gruft hinab. Da gewahrte er eine Leiter an der Seite der Oeffnung und haſtig ſtieg er hinunter. Lautlos lag die dämmerige Nacht um den Sarg. Marquarts Augen irrten an demſelben umher, ein Strahl der Lampe beleuchtete eine Stelle an der Oberfläche vorzüglich und er las in der künſtlich ausgeſchnittenen Schrift den Namen: Marquart Muſſel. Da fuhr's ihm eiskalt durch Mark und Bein, und zitternd ſtützte er ſich auf den Sarg. „Wach' ich, oder iſt das Alles nur ein ſchwüler böſer Traum?“ fuhr er endlich auf. „Nein, ich träume nicht, ich fühle ja dieſen kalten Sarg, ich ſehe die düſtre Nacht der Todtengruft mich umfangen, ich fühle, wie mein Herz vor Angſt und Schrecken aus der Bruſt herausſpringen möchte. Nein, ich träume nicht, oder leben iſt träumen. Ich lebe? Iſt dem wirklich ſo? Nein, nein, ich bin ja todt, bin begraben, liege in dieſem Sarge. Mein Vater, meine Geſchwiſter haben mich ſelbſt begraben. Das mußte ich doch ſein, ich und kein Anderer. Sie mußten doch ihren Sohn und Bruder und die Andern ihren Freund, Geſpielen, Genoſſen, Nachbar, und Agnes, Agnes mußte doch ihren geliebten Marquart erkannt haben! Hab' ich denn nicht Küſſe genug von ihrem Munde getrunken, hat ſie mir nicht durch die Augen Seligkeit in's Herz geblickt, und ſie hätte dieſen Mund, dieſe Augen nicht erkennen ſollen? Es muß ſo ſein, Marquart Muſſel iſt todt, und deshalb fragten ſie nicht nach mir und löſten mich nicht aus; denn ihr Sohn und Bruder war ja begraben; deshalb brach Agnes die Treue, denn ihr Geliebter ſchlummerte ja den Todesſchlaf. Aber Gott und ihr Heiligen! wer bin ich denn? Stürzt über mir zuſammen, ihr Mauern dieſes Hauſes! Erde, verſchlinge mich; denn noch iſt kein Unſeligerer hier gewandelt, ein Mann, der ſich ſelbſt nicht kennt, der keinen Namen mehr hat; denn der, welcher Marquart Muſſel dieß, ruht in dieſem Sarge. Bin ich denn wahnſinnig geworden, oder iſt meine Seele wirklich in dem Augenblick, als ſie den tödtlich verwundeten Marquart Muffel verließ, in einen Andern gefahren, und dieſer Andere bin nun ich? Iſt denn wirklich der Teufel aus der Hölle geſtiegen, mich zu verhexen. O ich erinnere mich, daß ich wie vom Tod auf des Stürzenbachers Pferde erwachte; ich hatte meine Kleider nicht mehr an, alſo war ich wohl auch nicht mehr Marquart Muffel. Und nun erkennt mich ja Niemand mehr. O barmherziger Gott! O reine Jungfrau! O Gottes Sohn! Erhört mich und ſeht meine Verzweiflung. Mein Kopf wird mir zerſpringen, Wahnſinn wird mich faſſen; ich fühl's, wenn mir die Himmliſchen nicht Rettung ſenden in dies Irrſal! — Ha, ich will mir ſelbſt Licht verſchaffen in dieſer gräulichen Finſterniß meines Geiſtes, ich will mich aus dieſer Verwirrung herausreißen, damit ſie mich nicht zum Wahnſinn führe! Ich lebe doch und bin, und ſo will ich mit dieſen meinen Augen den todten Unhold ſchauen, der mir meinen Namen geſtohlen, der den Glauben der Menſchen an mich mit in den Sarg, in die Gruft hinab geriſſen hat, der ſchon todt der größte Räuber an mir ward und mich an mir ſelber toll und wirr macht. Ich will doch ſehen, ob er Marquart Muffel war, oder ob ich es bin!" Und mit nerviger Fauſt ſchwang er ſich aus der Gruft hinauf, riß die Lampe von der Wand, zerrte den Docht weit heraus, daß die Flamme hochaufflackerte und ſtieg wieder raſch damit die Leiter hinab. Der höchſten Aufregung ſeiner Kraft widerſtand der ſchwere Sargdeckel nicht, krachend wich er zurück, und Marquart ſtarrte auf die verweſte Geſtalt, der er das Licht ſo nah als möglich brachte. „Du Marquart Muffel?“ hohnlachte der wahrer Beſitzer dieſes Namens. „Du frecher Lügner! Du ſcheußlicher Trugbold! Zwar meine Kleider haben ſie Dir angezogen; auch haſt Du ein dem meinigen gleiches Haar, biſt faſt von meiner Geſtalt; aber Du biſt es nicht geweſen; denn ich bin's! Du haſt nicht das Zeichen von Agneſens inniger Liebe, die Narbe am Arme; ich habe ſie. Ungeheuer! und Du haſt meinen Namen, meine Rechte in's Grab genommen! Du haſt mich um die Liebe meines Vaters, meiner Geſchwiſter beſtohlen; denn mich, mich lieben ſie nicht mehr: Du haſt alle mir gehörige Liebe mit in dieſe Gruft genommen. Ich will Dich vor Gottes Richterſtuhl anklagen ob dieſes entſetzlichen Betrugs. Ach und Agnes konnte auch getäuſcht werden! Das Auge der Liebe ſah nicht deutlicher! Hatte denn dieſer Schurke mein Geſicht, deſſen Züge ſo tief in ihre Seele geprägt waren, meinen Mund, den ſie ſo oft geküßt? Und konnte ſie Wenzels Weib werden?“

Namenloſer Schmerz ließ ihn nicht weiter reden. Es flirrte ihm vor den Augen, und in ſeinem Kopfe tobte ein ſolches Wirrſal, daß er kaum mehr unterſcheiden konnte, ob er der todte oder lebendige Muffel war, und wenn in dieſem kritiſchen Augenblicke die laute und gellende Stimme der tauben Magd nicht zu ſeinen Häupten erſchallt wäre, wer wüßte, ob nicht der Wahnſinn ſein tolles Spiel an dieſe Verwirrung in Marquarts Kopfe geknüpft hätte. — „Pilger!“ rief Creſcenz, „was ſchafft Ihr denn in der Gruft? Ihr hättet immerhin für des Junker Marquarts Seele auch hier oben beten können und brauchtet mir nicht das Oel aus der Lampe zu verſchütten.“ — Der junge, von den Schreckbildern ſeiner Phantaſie gepeitſchte Mann folgte alſobald dem Rufe der Magd, aber mit einer ſolchen Heftigkeit, daß er die Leiter mehr hinauf rannte, als ſtieg, und mit entſtellten Zügen, rollenden Augen und geſträubtem Haar hervorſah. Noch war der Magd nicht die Hälfte ſeines Körpers ſichtbar, als er mit dem Tone der Verzweiflung ihr zubrüllte: „Ich bin Marquart Muffel! Ich! Ich!“ — Sei es nun, daß dieſe Worte allein, freilich ſchon geſchickt genug, einen ſtarken Eindruck hervorzubringen, der alten Magd einen ungeheuern Schrecken einjagten, oder daß ſie in dieſem Augenblicke wirklich Marquarts Geſicht erkannte, welches ihr jetzt ohne die am Körper hängenden Lumpen entgegen ſtarrte: — kurz ſie warf die Schuhe und die Beinkleider nebſt einem Stück Brot, welches ſie dem gefälligen Fremdlinge hatte reichen wollen, mit einem entſetzlichen Schrei, der die Fenſter des Kirchleins klirren machte, von ſich und ſtürzte geiſterbleich und an allen Gliedern zitternd mit Geheul davon. Dieſe der alten guten Magd vom grauſeſten Entſetzten abgepreßten Töne brachten Marquart wieder zur Beſinnung. Er begriff, daß ihm aus dieſem Begebniß gerade nichts Gutes erwachſen könne, raffte alſo in möglichſter Eile jene von Creſcenz für ihn beſtimmten Habſeligkeiten zuſammen, und machte ſich damit eben ſo ſchnell wieder zum Thore hinaus, wie er hereingekommen war. Erſt als er die glühenden Schläfe in der kalten Winterluft abgefühlt hatte, war er einer zuſammenhängenden Ueberlegung fähig. Nun aber trat ihm auch die Troſtloſigkeit ſeiner Lage in recht grellen Zügen vor die Augen, und es übermannte ihn ein ſolcher Schmerz, daß er helle Thränen vergoß.

In einer Bauernhütte übernachtet, langte er erſt am Nachmittage des folgenden Tages in dem Schanke der Frau Schlehen vor der Vorſtadt Wöhrd an, und trat hinein, um hier nähere Erkundigungen über ſeine Familie einzuziehen. Frau Schlehen machte ſich nicht viel mit ihm zu ſchaffen, da ihr der Fremdling nicht viel beſſer als ein Bettler ausſah, und Marquart brach auf, ſobald er vom Chriſtel erfahren hatte, daß Michel bei Berthold Pfinzinger diene, um ſeinen ehemaligen Reitknappen aufzuſuchen. Des alten Knechtes Erſtaunen ſtreifte ebenfalls an das Entſetzen, als ſich ihm Marquart zu erkennen gab, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre die Scene auf Obern-Mersfeld hier wiederholt worden. Als aber durch Bericht und Gegenbericht in die Finſterniß dieſes wunderlichen Verhältniſſes erſt einige Aufklärung kam, war die Freude des Knappen um ſo ungemeſſener und aufrichtiger, und nachdem der erſte Sturm derſelben vorüber war, fingen Beide an zu überlegen, was Marquart nun zu thun habe.

Michel rieth anfangs, der Junker ſolle am folgenden Tage ſich bei'm hohen Rathe melden und die Beweiſe ſeines Lebens führen, aber Marquart hatte dagegen Vieles einzuwenden. Zuerſt beugte ihn der Verluſt ſeiner heißgeliebten Agnes ſo heftig danieder, daß ihm ohne ihren Beſitz das Leben eine Laſt ſchien und in dieſer Stadt eine faſt unerträgliche, in welcher er das höchſte Glück ihrer Liebe im reichſten Maaße genoſſen hatte und wo er von den geringſten Gegenſtänden an ſie und ihren Verluſt erinnert wurde. Und da nun überdies von all' den Seinigen Niemand weiter als Babet, der er nie gewogen geweſen war und welche in Nürnberg jetzt in allgemeiner Verachtung ſtand, hier mehr zugegen war, ſo wurde auch in ihm der Entſchluß feſt, ſich ſo bald als möglich wieder zu entfernen und in der weiten Welt ſein Glück zu ſuchen. Endlich fanden die beiden Männer, als ſie die Sache in fleißigere Ueberlegung zogen, daß mit einer ſolchen Anzeige bei'm Rathe der Stadt nichts weiter als ein unnützer Lärm und widriges Gerede veranlaßt werden würde; denn zu ſeinem verlornen Erbtheil konnte der Rath dem unglücklichen Marquart doch nicht wieder verhelfen, weil Wenzel Muffel mit dem größten Theil des väterlichen Guts nach Prag gezogen, Babet aber durch den Brand von Gleichen am Berg faſt ganz um ihren, den kleinern Theil gekommen war. Wozu ſollte es alſo nützen, den Nürnbergern ein großes Maulgeſperre zu machen? Marquart hatte überdies noch einen geheimen Grund, den er freilich Micheln nicht mittheilte, das war ſein gedemüthigter Stolz. Sollte er, der ſonſt ſo liebenswürdige gelockte reiche Junker, der alle italieniſchen und ſpaniſchen Moden ſtets zuerſt in Nürnberg trug, ſollte er nun arm und niedrig einherſchleichen und die, welche er ſonſt tief unter ſich geſehen hatte, nun mit Hohn oder Mitleiden auf ſich herabſehn laſſen? Das hätte er nicht ertragen können. Und ſo wurde denn beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß Marquart je eher deſto lieber ſeiner Vaterſtadt den

Rücken kehren wollte. Michels erſte Sorge war nun, ſeinem ehemaligen Herrn einen geheimen Aufenthalt für einige Tage zu ermitteln. Dieſer wurde gefunden, und Marquart gewöhnte ſich in einer elenden Knechtsſtube an den Gedanken, ein Bettler zu ſein, der ihn anfänglich oft zu verzweifelten Thränen brachte. Erſt als er es über ſich gewonnen hatte, in das tiefe und ſchaurige Grab all' ſeiner Hoffnungen und Wünſche unverwandten Augs hinab zu ſtarren, erſt dann ging ihm aus den Nacht dieſes Grabes auch wieder ein freundlicher Hoffnungsſtern auf. Er fing an, ſich zuerſt der ſo lang und ſchmerzlich entbehrten Freiheit bewußt zu werden und ſich allmälig derſelben zu erfreuen, dann glühte wieder Lebensluſt und Jugendmuth in ihm empor, und nur der Gedanke an Agneſens Verluſt und der Schmerz, daß ſie gerade den unwürdigen Wenzel gewählt hatte, dämpfte die Flamme wieder. Der Schwärmer hatte ja ſtets mit befangenen Augen geſehen, und auf die heimliche Buhlerin, die ihm Liebe geheuchelt hatte, alle übertriebenen Vorſtellungen einer glühenden Jünglingsphantaſie von weiblicher Vollkommenheit übergetragen.

Marquarts Herz zog ihn nach Prag. Dort gedachte er ſich wieder mit ſeiner Familie zu vereinigen, dort von ſeinem Bruder Wenzel ſein Erbtheil zu verlangen, ja ihm ſchmeichelte die ſtille Hoffnung, die angebetete Göttin ſeines Herzens wieder zu ſehen, und er ſchwärmte ſchon in den bitter-ſüßen Vorſtellungen, ſie mit zärtlichen Vorwürfen über ihre Untreue zu quälen, ja oft fuhr ihm der romantiſche Gedanke durch den Kopf, mit ſeinem Bruder um ihren Beſitz auf Leben und Tod zu kämpfen.

Zur Ausführung der Reiſe fehlte es dem guten Marquart aber leider am Beſten und Nothwendigſten, nämlich an Geld, Kleidern, einem Pferde u. dergl. Freilich wäre mit einer artigen Summe allen übrigen Bedürfniſſen zugleich abgeholfen geweſen; denn das Geld iſt der große Hebebaum, welcher alle irdiſchen Kräfte in Bewegung ſetzt. Aber woher nehmen? Das war die große Frage, mit deren Beantwortung ſich Michel vorzüglich viel beſchäftigte. Einen leiblichen Anzug für ſeinen geliebten Junker hatte er zwar zuſammengebracht, aber damit waren auch ſeine Kräfte erſchöpft, und vergebens ſann er auf Mittel, ihnen einen Zufluß zu verſchaffen. Endlich fiel er darauf, von Babet, die immer noch genug hatte, um ein üppiges Leben zu führen, die nöthige Summe zu erpreſſen. Er theilte ſeine Anſicht Marquart mit und dieſer billigte ſie; nur über die Art und Weiſe, das Geld ſchnell von Babet zu erhalten, waren ſie nicht einverſtanden. Michel wollte nämlich zu ihr gehen, ihr Marquarts ſonderbares Schickſal entdecken und die Summe von ihr begehren; im Falle der Weigerung ihr aber mit dem öffentlichen Hervortreten Marquarts und ſeinem Rechtsanſpruch an das väterliche Erbtheil drohen. Marquart verwarf dieſen Plan; und beſchloß dagegen ſelbſt zu Babet zu gehen und ihr durch Ueberraſchung das abzuzwingen, was ſie bei ruhiger Ueberlegung nun und nimmermehr — das ließ ſich vorausſetzen — hergeben würde. Zu dieſem Behufe putzte ſich Marquart nach alter Gewohnheit, die ihm zur zweiten

Natur geworden war, ſo gut als möglich heraus. Scheere und Scheermeſſer ſtutzten den Kopf zurecht, welcher durch friſche Luft und kräftige Nahrungsmittel wieder ein menſchliches Anſehn erhalten hatte, die von Michel angeſchafften Kleider vollendeten den Mann, und der ehemalige Marquart Muffel war bald nicht mehr zu verkennen.

Mittlerweile hatte ſich in dieſen Tagen ein höchſt ſonderbares Gerücht verbreitet, war aber noch nicht zu Michels Ohren gelangt. Es hieß nämlich, die Leiche des Junkers Marquart Muffel ſei, während die Magd Crescenz an der Gruft für ſeine Seelenruhe gebetet, mit großem und jämmerlichem Geſchrei aus der Gruft heraufgeſtiegen, und gehe nun in der Burg zu Obern-Morsfeld um, die alte Magd habe einen ſo argen Schrecken davon gehabt, daß ſie einige Tage darauf geſtorben ſei. Vorher habe ſie aber dem Bettelmönch Martin, welcher ihr im Tode beigeſtanden, die Geiſtererſcheinung geoffenbart und beſchworen. Der Sittig Marſchalk habe hierauf von Prieſtern die Kapelle und Gruft unterſuchen laſſen und da habe man wirklich den Sarg Marquarts offen, die Leiche aber gut und erhalten, als ſei ſie eben erſt hineingelegt worden, gefunden. Uebrigens habe die Leiche auf der Seite gelegen, habe einen Fuß aus dem Sarge herausgeſtreckt und einen Arm erhoben gehabt, lauter deutliche und untrügliche Beweiſe, daß ſie ſich erhebe und umwandle, dann aber wieder in den Sarg zurückkehre. Die Pfaffen hätten bereits angefangen, den Geiſt, der ſich hier und da ſchon im Herrnhaus gezeigt, zu beſchwören und zu vertreiben, und Sittig habe ſich verflucht, keinen Fuß wieder in das Neſt zu ſetzen, wo man vor Geiſtern keine Ruhe habe.

Die alte Creſcenz war nun wirklich an dem gehabten Schrecken ſelig verblichen, und vielleicht hatte ſie in ihrem letzten Stündlein wunderliche Dinge erzählt, die bald die Bevölkerung von Nürnberg in Staunen und Furcht ſetzte. Der Bruder Martin, der ihr dies Stündlein noch mit ſeinem geiſtlichen Zuſpruche verſüßt, hatte am andern Tage der verwittweten Freifrau von Milm, bei welcher er zuweilen auch Einkehr zu nehmen pflegte, die ganze Mähr überbracht, und ſie hatte dieſelbe nicht ohne heimlichen Schauder aus des Mönchs beredtem Munde vernommen. Als Martin wieder Valet geſagt hatte, brachte die Wittwe mit allerlei Betrachtungen, die aber keineswegs erbaulich waren, zu, und als der Abend kam, wurde ihr ganz unheimlich zu Sinne. Um ſich zu zerſtreuen, öffnete ſie ihre Truhe, worin allerlei Koſtbarkeiten, theils Erbſtücke von ihrer Mutter, theils Geſchenke des Burggrafen Johannes und andrer reichen ritterlichen Herrn, denen ſie ſonſt gern gefällig geweſen war, und ihr baares Geld, ebenfalls eine hübſche runde Summe, verſchloſſen war. Sie hatte ſich nämlich bei Lebzeiten ihres Mannes ſtets vor der Habgier deſſelben geſcheut, und ihren Reichthum größtentheils im Kranich gelaſſen, wo ihr Eheherr gar ſelten zuſprach, weil er die Städter haßte und von ihnen gehaßt wurde. Draußen war es unterdeſſen ganz finſter geworden, und der Sturmwind orgelte unaufhörlich ein widrig klingendes Lied im Schornſtein, an den Fenſterbeſchlägen und noch an manchen andern Orten. Hätte auch der Anblick des Goldes das bewegte Gemüth der Freifrau aufgeheitert, ſo rief ihr des Sturms gellende Orgelpfeife doch wieder unangenehme Gefühle zurück. Um dieſen peinlichen Zuſtand zu beendigen, wollte ſie eben einige ihrer Mägde herbeirufen; denn ihr junger Haushofmeiſter war über Land, als ſich die Thüre des Gemachs leiſe öffnete, und Marquart langſam hereintrat. Babet ſtarrte hin, erkannte ihren Bruder, oder meinte vielmehr deſſen Geiſt zu ſehen. Sie wollte ſchreien, der Ton blieb ihr in der Kehle ſtecken, welche der ungeheuerſte Schrecken zuſchnürte, ſie wollte fliehen, die Füße verſagten ihr den Dienſt. Aber Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht, ihre großen Augen traten rollend aus ihren Höhlen und ſtrebten herauszuſpringen, ihre Arme und Hände drängten ſich krampfhaft und unwillkührlich der Erſcheinung entgegen, ihre Haare ſtiegen wie Borſten zu Berge. Endlich wühlte ſich aus ihrem Innern ein dumpfer Angſtton herauf, der wie ein gedämpftes Heulen klang. „Babet,“ ſagte der Eingetretene, „ich bin gekommen, einen Theil meines Erbes von Dir zu fordern. Gib mir hundert Roſenobel.“ — Die Freifrau hatte die Worte verſtanden; ſie vermochte aber weiter nichts als auf die Truhe zu deuten. Marquart folgte dem Winke, trat herbei, zählte das Geld ab, ſteckte es in ſein Wamms und wollte ſich zum Abſchied wieder an die gütige Schweſter wenden. Aber ſie war ohnmächtig auf das Lotterbette geſunken, und der Junker ging frei und von Niemand geſehen aus dem Hauſe.

Als er Micheln den glücklichen Erfolg ſeines Ganges berichtet hatte, ſagte dieſer: „Es iſt Zeit, daß Ihr die Stadt verlaßt. Ich habe ſo eben gehört, daß man ſich überall mit dem Gerüchte trägt, Ihr gingt um als ein ruheloſer Geiſt und ſo wird wohl auch Eure Schweſter ſchon davon vernommen haben.“ Der Knecht berichtete Alles, was ihm zugekommen war, Marquart ſegnete das Andenken der frommen alten Magd Crescenz, und Michel eilte noch ſelbigen Abend ein Pferd anzuſchaffen. Eh noch der Tag graute, verabſchiedete ſich Marquart; denn er wünſchte nicht von der Ankunft des Königs, die auf denſelben Tag feſtgeſetzt war, überraſcht zu werden. Michel verſprach über ſein Erſcheinen zu ſchweigen und ging mit feuchten Augen von dem lieben Junker.

Dieſer legte wohlgemuth und ohne Anſtoß ſeine Reiſe zurück und langte in der böhmiſchen Königsſtadt an, als der Faſching dort gerade am luſtigſten durch die Straßen lärmte. In einer vielbeſuchten Herberge abgeſtiegen, ließ er es ſein erſtes Geſchäft ſein, nach dem Freihauſe zu gehen, um dort Vater, Bruder und Schweſter aufzuſuchen. Dieſer Gang koſtete dem ſtolzen Junker nicht wenig Ueberwindung, aber ſein hochfahrendes Gemüth mußte ſich wohl in die Nothwendigkeit fügen.

Im Freihauſe war Alles wie ausgeſtorben. Bjetka lag abgezehrt und ſiech auf ihrem Lager; ſie vermochte kaum deutlich zu ſprechen. Eine Magd ſchlich durch die weite Hausflur. Weiter war Niemand zu ſehen. „Ich ſuche den alten Bürgermeiſter Niklas Muffel von Nürnberg,“ ſagte Marquart mit unheimlichem Gefühl. „Man hat mir geſagt, ich ſoll ihn mit mehren ſeiner Angehörigen in dieſem Hauſe finden.“ — „Ihr kommt zu ſpät,“ verſetzte die

Kranke, „der, welchen Ihr ſucht, nebſt all' ſeinen Angehörigen, hat nur wenig Tage in dieſem Hauſe verweilt, und iſt dann weiter nach Italien gezogen, ſeinem jüngſten Sohne nach.“ — „Nach Italien!“ rief Marquart verwundert. „Was gedenkt er dort zu ſchaffen?“ — „Begehrt die Beantwortung dieſer Frage nicht von mir. Die Familie des Niklas Muffel hat uns keinen Segen gebracht. Von Wenzel Muffels Hinrichtung ſchreibt ſich mein arges Gebreſte her — —“ — „Wie? hab' ich recht gehört? Wenzel Muffel iſt hingerichtet worden?“ unterbrach der Junker höchlichſt beſtürzt die ſchwache Sprecherin. „Er wurde wieder begnadigt,“ fuhr jene fort; „denn er ſtand mit dem Teufel im Bunde, der mir mit all ſeinem greulichen Höllenſpuk erſchienen iſt und den Tod eingeſchenkt hat. Dem jüngſten Sohne Muffels aber iſt die einzige Tochter dieſes Hauſes vor einigen Tagen heimlich nachgelaufen und hat durch ſolche gottloſe Flucht ihren Vater bis in den Tod betrübt. Der alte Mann härmt ſich ab und iſt keines Menſchen Freund mehr.“ — Marquart verging wegen dieſer Kunde alle Luſt, weiter zu fragen, auch wandte die Kranke das Geſicht ab, und ließ ihn ſtehen. Er hielt es deshalb für das Gerathenſte, ſich wieder zu entfernen. Auf dem Hofe fand er einen Knecht, der, von ihm befragt, Alles, was Marquart zu wiſſen begehrte, erzählte.

Vor Hinko's Abreiſe war Markita nach dem königlichen Jagdſchloſſe Bettlern gebracht und dort über eine Woche wie eine Gefangene gehalten worden. Hierauf war ſie in das Freihaus zurückgekehrt. Am zweiten Tag ihres Aufenthaltes wäre der alte Muſſel mit Johanna, Lohmeier und Hans-Henner angekommen. Allein zwei Tage darauf ſeien ſie auch ſchon wieder abgereiſt. Der alte Stöcker ſei ſeit der Ankunft dieſer Gäſte ganz ſchwermüthig geworden. Vorgeſtern in der Nacht ſei aber auch Markita verſchwunden, und es gehe das Gerücht, daß auch ſie dem Freiknecht Hinko, den ſie ſehr geliebt, nachgereiſt ſei. Der Stöcker ſei darüber ganz untröſtlich, und habe bereits einen Knecht Namens Hilnek nachgeſchickt, welcher Markiten um jeden Preis zurückbringen ſolle. Mehr wußte der Knecht nicht zu ſagen und Marquart verſpürte nicht große Luſt, den ihm ziemlich fremden Dingen hier an Ort und Stelle mehr nachzuſpüren. Er ließ ſich vielmehr über die Schickſale ſeines Bruders Wenzel ein Näheres berichten, und als er darüber im Klaren war, lebte nur noch ein Wunſch, nur ein Gedanke in ſeiner Seele, nämlich der nach dem Beſitze der ſchönen Agnes. Er eilte leichten Schrittes davon, um ſie aufzuſuchen und dachte von dieſem Augenblick nicht mehr an das Freihaus oder an Eins der Seinigen. In der Herberge hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Wohnung der Gräfin zu erfragen. Er wandte ſich deshalb an einen ſtattlich gekleideten Mann, der neben ihm auf der Bank bei einem Kruge Wein ſaß und ſeinen Reden und Manieren nach ein Hofmann zu ſein ſchien. „Ei,“ antwortete dieſer mit einem ſonderbaren Lächeln, „kennt Ihr dieſe ſchöne und liebenswürdige Frau auch?“ — „Ja ich kannte ſie früher.“ — „So ſeid Ihr wohl ein Nürnberger?“ — „So iſt's.“ — „Und auch einer ihrer Anbeter?“ — „Wie Ihr wollt.“ — „Ja, ja," lachte Jener, „ſie ſoll auch dort nicht beſonders ſtreng und ſpröde geweſen ſein." — „Wie meint Ihr das?" fragte Marquart ernſt. — „Nun Ihr werdet mich wohl verſtehen. Der dumme Gauch, den ſie gefreit hatte, diente ihr ja nur zum Schanddeckel in Nürnberg ſo gut wie hier. Ich habe von dort her die beſten Nachrichten und da ich noch vor kurzem hier ihr begünſtigter Liebhaber war, ſo bekümmerte ich mich um Alles, was ſie anging. Gott Lob, ich bin ſie los, und wollt Ihr etwa wieder anbeißen, ſo habt Ihr die rechte Zeit getroffen; denn, ſo viel ich weiß, hat ſie jetzt keinen einzelnen Erklärten, ſondern einen ganzen Schwarm jungen adligen Volks, die ſo ziemlich alle von ihr begünſtigt werden." — Marquart glaubte, das Blut ſtocke in ſeinen Adern. Mit Mühe preßte er einige Laute heraus, die ſeinen Zweifel an dem eben Gehörten ausdrücken ſollten, aber der Andere lachte hell auf, rückte näher und ſagte vertraulich: „Um Euch einen ſchlagenden Beweis von dem ungeheuern Leichtſinne dieſer ſchönen Frau zu geben, will ich Euch nur ein kleines Hiſtörchen erzählen. Schon als ihr Ehewirth noch in der ſüßen Hoffnung lebte, durch ſeinen unvernünftigen Aufwand eine Hofſtelle zu erwiſchen — in welchem Glauben ich und mehre, die er ſeine Freunde nannte, ihn ſtets beſtärkten — erfreute ich mich der ausgezeichnetſten Gunſt der Gräfin. Als ſich aber das Blättchen mit ihrem Manne plötzlich wendete und er ſtatt an Hof auf das Schafot kommen ſollte, bat ſie mich in ihrer bezaubernden Laune, ihr die einſamen Stunden und vorzüglich die zu verſüßen, in welcher ihrem Eheherrn das Kürzermachen des Kopfes bevorſtand. Ich war nicht abgeneigt. Während wir nun eben in der zärtlichſten Unterhaltung begriffen ſind, ſteht plötzlich wie hergehext die Jammergeſtalt des Edlen von Happerswyl im Armen-Sünder-Kleide vor uns. Denkt Euch dieſe Ueberraſchung. Ich ließ den dummen Teufel von ſeinen eigenen Knechten greifen und wieder auf den Wiſchehrad bringen, dieſe kamen aber bald mit der unerfreulichen Nachricht zurück, daß der unglückliche Hund wirklich vom König begnadigt worden ſei. Agnes floh mit ihren Habſeligkeiten ſchnell zu mir. Ich genoß einige Zeit das Glück ihrer Gunſt allein; bald fanden ſich aber Mitbewerber, denen ſie auch nichts abſchlug. Dazu machte das Weib zu der Carnevalsluſt eine ſo koſtſpielige Vorbereitung, daß mir ahnete, ich würde ihre Gefälligkeiten bald theuer bezahlen müſſen. Ueberdies war ich ihrer ſatt und ſchaffte ſie mir vom Halſe. Sie iſt frei und zu haben; verſpürt Ihr Luſt, einen Käufer abzugeben, ſo kann ich Euch als Kenner der Waare die Verſicherung geben, daß Ihr Euer Geld nicht umſonſt gebt, auch wird ſie ſich jetzt nicht mehr ſo hoch halten als ſonſt.“ —

Der Hofmann ſchloß mit luſtigem Lachen. Marquart kämpfte mit den widerſtrebendſten Gefühlen, und Hitze und Kälte durchrieſelten abwechſelnd ſein Blut.

„Ihr häuft da ſehr viel Beſchuldigungen auf die Frau von Happerswyl,“ ſagte er endlich zu ſeinem Nachbar, und verſuchte ein ſehr gleichgültiges Geſicht zu machen. „Könnt Ihr auch dafür Beweiſe liefern?“ — „Ei, wenn Euch an weiter nichts liegt,“ verſetzte der Hofmann, „damit will ich Euch gern dienen. Iſt's Euch genehm, ſo vermummen wir uns nachher faſchingsmäßig und thun einen Umzug durch die Stadt. Ich weiß ſchon, wo wir die Gräfin finden werden; ſie iſt, um die Wahrheit zu ſagen, überall, und ganz verſeſſen auf die Freuden des Carnevals, und einige ihrer jetzigen Lieblinge begleiten ſie, wie treue Hunde. Eine ſchickliche Gelegenheit, um an ſie zu kommen, wird ſich auch finden; es hält ſo ſchwer nicht.“ — „Ich halt' Euch bei'm Worte,“ ſagte Marquart, im Herzen eine Hölle von Qual. Beide machten ſich auf und der Junker folgte ſeinem neuen Bekannten in deſſen Behauſung. Ein Diener beſorgte ſchnell einige Kleider zum Mummenſchanz. Marquart ſprach dem Weine, den ihm die Gaſtfreundſchaft reichlich auftiſchte, fleißig zu, um die martervolle Unruhe in ſeiner Bruſt zu bekämpfen, und bald glänzte auf ſeinen Wangen wieder jene Gluth, welche ſonſt, freilich friſch und natürlich, ſein Geſicht ausgezeichnet hatte. Er verſuchte nun mit zitternder Hand, ſeinem Haar und Bart wieder die alte Glätte und Zierlichkeit zu geben, und mit Hülfe ſeines neuen Freundes war auch ſein Anzug bald demjenigen ziemlich ähnlich, den er ſonſt als Agneſens Geliebter getragen hatte. Hierauf hüllten ſich Beide in Pilgrims-Gewänder und bedeckten das Geſicht mit Blechhauben, deren ſich damals ritterliche Leute oft ſtatt der Masken bedienten. Beide zogen dann Arm in Arm auf den Straßen. Der Nachmittag war ſchon weit vorgerückt und aus den Häuſern quoll hier und da das luſtige vermummte Völkchen, um auf der Straße allerlei Kurzweil, Minne und Larvenſpiel zu treiben. Da ſah man Schaaren bußfertiger Sünderinnen, welche, ſtatt Sünden zu büßen, vielmehr weiter nichts im Sinne hatten, als recht viele zu begehen, Kloſterbrüder und Schalksnarren wandelten Hand in Hand und ſchäkerten mit grünen Waldmädchen, auch trieben ſich Geſtalten herum, deren Aeußeres theils aus dem alten Teſtamente, theils aus der Heiligen- und Märtyrergeſchichte, theils aber auch aus den Sagen des härnen Siegfrieds, der Tafelrunde des Königs Arthus u. ſ. w. entlehnt war. Die beiden Pilger zogen von Straße zu Straße und ſtürzten ſich in das immer größer werdende Volksgewühl. Die Studenten ſtrichen tauſendweiſe in großen Haufen umher und die Luft erſchallte unaufhörlich von ihrem Jubel und Geſange. So waren Beide bis an die große Brücke gekommen, welche zur Verbindung der Altſtadt mit der kleinen Seite von Kaiſer Karl dem Vierten angelegt worden, bis jetzt aber noch nicht ganz vollendet war. Die Volksmaſſe, welche auf ihr hin- und herſtrömte, war ſo groß, daß oft ein langer Stillſtand eintrat. Marquarts Begleiter hatte bis jetzt die Augen immer fleißig umhergeworfen, ohne auf die unruhigen Fragen des Junkers, ob er nichts von der Gräfin gewahre, eine befriedigende Antwort geben zu können. Plötzlich gewahrten ſie einen Zug zu Pferde, welcher vom Radſchin herkam und ſich der Brücke näherte. Auf der Brücke wich Alles zurück. Es entſtand ein ungeheures Toben und Schreien, welches theilweiſe ein Noth- und Angſtgeſchrei, theilweiſe aber ein Jubeln und Jauchzen war. Marquart wurde faſt von ſeinem Begleiter geriſſen. „Ich vergaß, Euch zu ſagen," bemerkte dieſer, daß der Herzog Johann von Görlitz, des Königs jüngſter Bruder und jetzt, während der Abweſenheit des

Königs, Statthalter in Böhmen, täglich gegen Abend einen Umritt hält. Man hat heute ſchon erfahren, daß er mit der Frau des Ritters Czuch von Zaſada, ſeiner natürlichen Schweſter, erſcheinen wird. Doch mir fällt ja bei, daß die Gräfin Rothkirch eine Landsmännin von Euch iſt. Ihr werdet ſie wohl kennen.“ — Marquart, der zeither in gedrängter Zeit ſo viel Ungewöhnliches, Sonderbares und Außerordentliches erlebt hatte, ſo daß er ſich oft in ſeine neue Lage und die äußern Erſcheinungen nicht gleich zu finden vermochte, wußte auch in dieſem Augenblick nicht gleich, wer die Landsmännin von ihm ſei. Das Wenige, was er in Nürnberg über dieſe Frau vernommen hatte, war, wenn auch ſeinem Gedächtniß nicht entſchwunden, doch von ſeinen eigenen Erlebniſſen in den Hintergrund gedrängt, und er ſah deshalb mit geſpannter Erwartung auf den über die Brücke heranknahenden Zug. Das Volk, zu beiden Seiten wie eine Mauer in einander gekeilt, ergoß ſeinen Eifer in ein endloſes Beifallrufen. Voran ritt auf ſchneeweißem Zelter ein hohes majeſtätiſches Weib; von ihren Schultern floß ein ſeidenes Gewand, deſſen Farbe mit der des Pferdes in glänzendem Weiß wetteiferte, ihren überweiblich großen Leib umſpannte ein feuerfarbener Gürtel, auf welchen mancherlei ſeltſame Charaktere in Gold geſtickt waren. Ueber den hochgewölbten Buſen breitete ſich ein koſtbares Tigerfell; in der einen Hand hielt ſie einen Zauberſtab, mit der andern lenkte ſie die Zügel des Pferdes. Durch die dunkeln Haare ſchlang ſich das reich mit Edelſteinen beſetzte fürſtliche Diadem. An der Stirne des bunt herausgeputzten Pferdes las man auf einer weißen Tafel das Wort: „Libuſſa.“ Ihr zur Seite ritt in fürſtlichem Schmuck ein junger Mann. Auf ſeinen Mantel waren die Embleme des Ackerbaues geſtickt. Das Schild an ſeines weißen Pferdes Stirn nannte ihn „Primislav,“ Libuſſa's Gemahl, den ſie vom Pfluge zu ſich herauf auf den herzoglichen Thron Böhmens erhoben hatte. Ihnen nach ritt ein langer Zug Ritter, Ackersleute, Dienerinnen, unter welchen die ſtarke Wloſta zu ſchauen war, und an dieſe ſchloſſen ſich viele andere Masken. Die Geſichter der Prophetin und ihres Gemahls waren nicht mit Larven bedeckt, und Marquart erkannte zu ſeinem größten Erſtaunen in der fürſtlichen Seherin Elſen Stengel, die Schuſterstochter von Nürnberg, ſeines Bruders Wenzel ehemalige Geliebte. Primislav aber war der Herzog Johann. Der Nürnberger Junker ſtand lange ſprachlos und wie zur Bildſäule umgewandelt und obgleich er ſich erinnerte, von Chriſtel, dem Hausknecht der Frau Schlehen, ſo wie von ſeinem Michel Manches über die Standeserhöhung der ihm wohlbekannten Elſe vernommen zu haben, ſo hatte ihn doch der unerwartete Anblick derſelben und die königliche Pracht, mit der ſie umgeben war, ganz geblendet, und er wußte in dem Augenblick nicht, ob er Elſen nicht wirklich für eine Zauberin halten ſollte. Er hätte wohl noch geraumere Zeit ſeinen wunderlichen Gedanken nachgehängt, wenn ihn ein Stoß ſeines Begleiters nicht aufgerüttelt hätte. „Seht! ſeht!“ ſagte Jener haſtig, „die Beiden da auf den Goldfüchſen, an deren Stirn Ihr die Namen: Triſtan und Iſolde leſt. In dieſer ſündhaften Iſolde werdet Ihr leicht die Geſuchte erkennen. Der Triſtan iſt ein junger Edelmann, den die Schlaue jetzt umſtrickt hält.“ — Marquart richtete ſeine Augen auf die beiden bezeichneten Geſtalten; er begann heftig zu zittern, das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, ſein Blick dunkelte, er ſah bald nichts weiter als ein ununterſcheidbares Gewirre, er hörte nur ein dumpfes Brauſen, wie von den Wogen der Moldau zu ſeinen Füßen, ſein Herz klopfte wie ein Hammer an ſeine Bruſt, und in dieſem Zuſtande ließ er ſich von ſeinem Begleiter den beiden Pferden nachzerren. Erſt nach einiger Zeit kam dem armen Junker der volle Gebrauch ſeiner Sinne wieder. Er hatte die angebetete Agnes, das höchſte Ziel ſeines Wünſchens und Strebens, er hatte das Weib erkannt, für deren Beſitz er früher gern ſein irdiſches Wohl, ja ſeine Seligkeit dahin gegeben hätte, die ſein einziger Gedanke, das Spiel ſeiner Phantaſie, die Göttin ſeiner Träume in der Einſamkeit der langwierigen Gefangenſchaft auf dem Herrnhauſe des Junkers von Stürzenbach geweſen war; er hatte ſie, die Gattin ſeines Bruders, an der Seite eines jungen Mannes geſehen, dem ſie die zärtlichſten Blicke zuwarf, dem ſie die ſüßeſten Worte zuzuflüſtern ſchien, ſo wie ſie ſie ihm einſt in vertrauten Stunden in heimlicher Abgeſchiedenheit geſagt hatte. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß ſein Begleiter ihm Wahrheit über ſie berichtet haben möchte, fuhr ihm wie tauſend Dolchſtiche durch die Seele. Allmälig gelang es ihm, ſich zu ſammeln, und nun trieb er ſelbſt zur Eile, um die ſchöne Iſolde nicht aus den Augen zu verlieren. Der Zug ging durch viele Straßen, und als der Abend völlig hereingebrochen war, verfügte er ſich nach dem Königshofe, um in den weiten Sälen deſſelben zu bankettiren. Die Eingänge waren mit königlichen Schaarwächtern beſetzt, um den Andrang der Volks zurückzuhalten. „Ich verſchaff' Euch ſchon Eintritt,“ ſagte der Hofmann zu Marquart, nachdem Beide bemerkt hatten, daß Agnes vom Pferde geſtiegen und an der Hand des Triſtan eingetreten war. Er öffnete hierauf vor dem wachehaltenden Rottenmeiſter ſeine Blechhaube, und Beide wurden ſofort eingelaſſen. In den Sälen wogte es auf und ab; ſchallende Muſik forderte zum Tanzen auf. Marquart ſuchte lange vergebens, endlich gewahrte er Agnes an der Hand ihres Begleiters. Er war ihr ſogleich auf der Ferſe. Bald gab ſie ſich mit dem jungen Ritter der Luſt des Tanzes hin; Marquart wich nicht von ihrer Seite. Er war nur Auge und Ohr für ſie. Und ſo ſah er, wie ſie dem Fremden liebkoſete, er hörte, wie ſie ihm holde Liebesnamen gab. Nach einigen Tänzen ſah ſie Marquart mit ihrem Geliebten in die entfernteren Gemächer gehen. Er folgte. Sie zogen ſich in eine Fenſtervertiefung zurück. Er ſchlich ſich nah heran. Sie wähnten ſich unbemerkt und koſeten vertraulich zuſammen; er hörte aus ihrem Munde dieſelben Worte und Redensarten eben ſo zauberiſch ſüß hervorgehen, wie ſie ihm einſt geklungen waren, das feine Netz ihrer Worte und Blicke ſchien den Ritter zu umſtricken, wie es ihn einſt umſtrickt hatte. Marquart hörte, wie der Ritter um dieſe Nacht flehte, wie ſie die Spröde ſpielte und endlich ſich doch erbitten ließ und zuſagte; er ſah das ganze Schauſpiel wiederholt, in welchem er ſonſt Mitſpieler geweſen war. Bald darauf entfernte ſich der Ritter, um der gefälligen Iſolde einen Becher kühlen Weins herbeizulangen, deſſen ſie begehrt hatte. Marquart benutzte den Augenblick und trat zu ihr. „Iſolde," ſprach er, „ein Pilgrim bringt Dir Kunde aus fernem Land." — „Von wem?" fragte ſie geſpannt. „Deine Stimme klingt mir bekannt, Pilger. Du haſt mich ſchon verfolgt. Ich habe es wohl bemerkt. Hüte Dich vor Triſtan. Doch von wem iſt die Kunde?" — „Von mir ſelbſt, falſche Ungetreue!" rief Marquart, warf die Pilgerkutte und die Blechhaube ab, und ſtand in ſeiner wahren Geſtalt vor ihr. — „Weh mir! Marquarts Geiſt!" ſchrie ſie laut auf und ſank vom giftgeſtählten Pfeile des Entſetzens in's innerſte Mark getroffen, der Sinne ledig zuſammen. Der gräßliche Schrei zog die Aufmerkſamkeit der nahe Stehenden auf ſich, und Marquart benutzte das Herbeieilen derſelben, um ſich davon zu machen. Die Kutte, den Pilgerſtab und Hut ließ er im Stich, die Haube warf er auf den Kopf und drängte nun ſelbſt wieder mit dem in Maſſe nach jenem Zimmer ſtrömenden Volke dort hin. Agnes hatte unterdeſſen ihre Beſinnung wieder erhalten, aber ihre heftigen Ausrufungen waren von der Art, daß die Umſtehenden nicht anders glauben konnten, als ſie habe den Verſtand verloren. „Es war ſein Geiſt!" ſchrie ſie. „Marquarts Geiſt, der mir an meines Bruders Hochzeit ſchon ein Mal in Cresda's Garten in Schmichow erſchienen iſt. Weh mir! Weh mir! Das bedeutet meinen Tod." Vergebens ſuchte ſie ihr Geliebter, welcher neben ihr ſtand und ihre Hand hielt, zu beruhigen, vergebens fragte er ſie und die Andern, was ihr eigentlich widerfahren ſei. Sie erwiederte auf ſeine und Andrer Fragen ſtets mit dem Ausdruck der größten Furcht: „Marquarts Geiſt iſt mir erſchienen; er will mich abholen in das Reich des Todes! Weh mir!“ Schnell lief die Kunde von dieſem ſonderbaren Vorfall durch die Säle und gelangte auch zu den Ohren der Rittersfrau Czuch von Zaſada. Sie begab ſich mit ihrem Gemahl und dem Herzog Johann in das Zimmer, wo das unerklärliche Ereigniß ſtatt gefunden hatte, um ſich dort ſelbſt nach den nähern Umſtänden zu erkundigen. Die Pagen eilten voran und machten ihnen Platz. Elſe trat an Agnes heran. — „Ha, ſieh da, die Frau Muſſel!“ ſagte ſie und legte ein großes Pfund ausgeſuchten Hohns in dieſe Worte. „Euer ehrenfeſter Gemahl iſt Euch wohl ein Mal zur ungelegenen Zeit erſchienen?“

Agnes hob das Auge und warf einen giftigen Blick auf die Sprecherin. „Wie habt Ihr doch ſchnell die Farbe gewechſelt,“ fuhr Elſe übermüthig ſpöttiſch fort. Wißt Ihr noch vor neun Monaten unſere erſte Zuſammenkunft im Schanke der Frau Schlehen, wo ich Euern Putz wieder in Ordnung brachte? Damals hattet Ihr noch keine Geiſtererſcheinungen. Ihr habt es in dieſer Zeit weit gebracht, ſchöne Frau Muſſel.“

Agnes erlag dem Gewicht dieſer Demüthigung. Sie verbarg ihr Geſicht in den Händen und affectirte eine zweite Ohnmacht, um den Blicken der Schuſtersdirne zu entgehen, die zu jener Zeit noch übermüthiger von ihr behandelt worden war und nun im königlichen Schmuck an der Hand eines kaiſerlichen Prinzen vor ihr ſtand. Man trug ſogleich Sorge, die Gedemüthigte fortzuſchaffen; das Volk zerſtreute ſich lachend und die unterbrochenen Luſtbarkeiten wurden fortgeſetzt. Elſe verfügte ſich nach den Sitzen zurück, welche für den Hof bereitet waren, und Marquart taumelte wie ein Träumender in ſeine Herberge. Er hatte ſich von Agneſens Nichtswürdigkeit überzeugt; er hatte den in ihm raſch aufgeglühten Rachedurſt eben ſo ſchnell geſtillt, aber nun fühlte er auch eine ſo große Leere in ſeiner Seele, daß er ſich weit unglücklicher ſchätzte, als in der ſtrengen Haft des Stürzenbachers, und in ſeinem einſamen Gemach in einen Thränenſtrom über ſein Unglück ausbrach. Sein Leben und Streben ſchien ihm den Zweck verloren zu haben. Doch ſolch troſtloſer Zuſtand martert nicht lange ein Menſchenherz. Wenn es auch den Grund verloren hat, auf welchen es im bewegten Lebensmeer zu fußen gedachte, ſo ſchaut es bald ſehnſüchtig um, und gewahrt ſicherlich auch eines Ankers, den es in die Tiefe hinabſenken und an den es ſich halten kann. So auch Marquart. Nach einer böſen Nacht erglomm in ſeiner Bruſt erſt wieder ein Fünkchen Sehnſucht nach ſeinem alten Vater, nach ſeiner guten Schweſter Johanna, nach dem unbekannten Bruder. Das Fünkchen wurde, ſorgſam gepflegt, bald zur Flamme, und dieſe füllte dann ſeine leere Bruſt wieder aus und erwärmte ſie mild und ſanft. Was ſollte er noch länger in Prag? Er rüſtete ſich ſchnell zur Abreiſe. Ihn zog es nach Italien. Dort wollte er die Seinigen ſuchen. Der Entſchluß wurde ausgeführt und bald lag die Königsſtadt hinter ihm.

Siebentes Kapitel.

— — — — — — — — —

Aufwärts ich mit dem Alten ging
Gen einer königlichen Veſten
Auf Fels erbauet nach dem Beſten,
Mit Thürmen ſtark auf Felſengründen,
Drin kaiſerliches Schloß zu finden.
Geziert nach meiſterlichen Sinnen
Waren die Fenſter und die Zinnen,
Darum einen Graben gehauen
In hartem Fels. Erſt ging'n wir ſchauen
Ueber 'ne Schlagbrück beideſant,
Durch dieſe Mauer an einen Stand.
Da ſah' ich abwärts auf 'nen Platz,
Darauf da lag der edle Schatz,
In einer Ringmauer im Thal.
Da ſah' ich ein' unzählig' Zahl
Häuſer gebauet hoch und nieder,
In dieſer Stadt hie und auch wieder,
Mit Giebelmauern unterſchieden
Vor Feuer g'waltig zu befrieden
Köſtlich Dachwerk mit Knöpfen, Zinnen.
Der Perſiſant ſprach: ſahſt Du's innen!
Ihr überköſtlich Gebäu und Zier,
Geſchmücket auf Wälliſch Manier
Gleich ſo als eines Fürſten Saal

— — — — — — —

Da ſprach ich zu dem Perſiſant:
Sag' an, wie iſt die Stadt genannt,

Die unten liegt an dieſem Berg?
Er ſprach: ſie heißet Nürnberg.
Ich ſprach: wer wohnt in dieſer Stadt,
Die ſo unzählbar Häuſer hat?
Er ſprach! In der Stadt um und um
Des Volks iſt ohne Zahl und Summ',
Ein emſig Volk, reich und ſehr mächtig,
Geſcheidt, geſchickt, erwerbträchtig.
Ein großer Theil treibt Kaufmannshandel,
In alle Land hat es ſein'n Wandel
Mit Spezerei und aller Waar'.
Allda iſt Jahrmarkt durch das Jahr
Von aller Waar', weß man begehrt.
Der meiſt' Theil ſich mit Handwerk nährt,
Allerlei Handwerk ungenannt
Was je erfunden Menſchenhand.

Hans Sachs im Lobſpruch der Stadt Nürnberg.

Am ſechsundzwanzigſten Tage des Hornung wurde es gegen Abend im Schanke der Frau Schleben in Wöhrd ziemlich leer. Der Grund war, weil der König den Schönbartlaufern, die zu Ehren ſeines Geburtsfeſtes an ſelbigem Tage ein glänzendes Rennen in der Stadt gehalten hatten, ein großes Bankett auf dem Rathhauſe gab, deſſen Anblick Jeder genießen wollte. Dieſes Feſt brachte ganz Nürnberg auf die Beine; denn der König war hier vor ſechsundzwanzig Jahren geboren und von jeher ſeiner Geburtsſtadt beſonders geneigt und zugethan. Der Tag war ſonnenhell geweſen und hatte der Erde ſchon die erſte leiſe Ahnung vom nahenden Frühling hingeworfen; der Abend, obgleich kühl, war doch freundlich. Einzelne Fußgänger eilten vor dem Kruge vorüber nach der Stadt; es ſchien nicht, als ob noch Jemand

Einkehr nehmen wollte, und Frau Schlehen kramte im Hinterſtübchen in einem unförmlich großen mit Schnitzwerk verſehenen Schreine und zog allerlei Staat daraus hervor; denn ſie hatte im Sinne, auch eine Zuſchauerin auf dem Rathhauſe abzugeben. Plötzlich ertönte Chriſtels Stimme heftig in der Hausflur; er rief den Namen der Herrin ſo laut und mit einer ſo ungewöhnlichen Haſt, daß die dicke Schenkin zuſammenfuhr und die ſilbergeſtickte Haube, auf welcher ihre Augen eben mit Wohlgefallen ruhten, vor Schrecken aus der Hand gleiten ließ. Schnell verſchloß ſie den Schrein, ergriff die Lampe und watſchelte hinaus. „Daß Dich St. Urbans Plage beſtehe! Schreihals! Du haſt mir wohl ein Mal in's Weinfaß geguckt, Schlingel!“ rief die Wirthin erboſt. „Wart! Wart! Es wird Dir bekommen, wie dem Hunde das Grasfreſſen, Du Schlempermaul!“ — „Lügen in Euern Hals, Frau Schlehen!“ rief der Knecht aufgebracht. „Ich hab' ſeit Jahr und Tag weiter keinen Tropfen Wein gekoſtet, als die Neigen in der Gäſte Krügen, und alle Neumond trinkt bei uns erſt einmal Einer Wein.“ — „Nun, nun,“ beſänftigte ihn Frau Schlehen, „ein Wort iſt ja kein Pfeil. Doch was geberdeſt Du Dich ſo unwirſch? Schlägt man auf den Schwanz, ſo ſchreit der Kopf. Auch heißt man ſelten eine Kuh Blümlein, ſie habe denn einen bunten Flecken. Wenn's das nicht iſt, ſo iſt's ein andres. Was reißt Du denn das Maul ſo gewaltig auf?“ — „Es iſt ein Gaſt drinne,“ verſetzte der Knecht weinend, „der fürwahr nicht alle Tag' in unſer Haus einkehrt.“ — „Ein ſeltener Gaſt? Ei, warum ließeſt Du mich nicht gleich davon hören. Seltene Vögel haben ſchöne Federn, und alle Jahr ein Mal mit vollem Sack iſt beſſer als alle Tage mit leerem Beutel. Wer iſt's denn, mein lieber Junge?“ — „Seht ſelbſt zu; ich will's Euch nicht verrathen.“ — Neugierig verdoppelte die dicke Wirthin ihre Schritte nach der Schenkſtube zu und trat mit der Lampe ein. „Gott in's Haus, Frau Schlehen!“ ſagte ein kleiner wohlbeleibter Mann hinter dem Tiſche, und die alſo Gegrüßte leuchtete ihm in's Geſicht. „Schön Dank! Schön Dank! Meiſter Stengel! Ei! Ei! Hätt' ich mir doch eher des Himmels Einfall eingebildet, als den ehrenfeſten Meiſter Stengel in meinem ſchlechten Hauſe zu ſehn. Ihr ſprecht gar ſelten in Winters Zeiten zu. Freilich Adler legen ihre Eier nicht in Sperlingsneſter. Ihr geht auf den Rathsweinkeller, da habt Ihr näher und die Patrizier rutſchen dort auf den Bänken. Sommerszeit hab' ich mehr die Ehre, wenn Ihr in Euerm Garten zuſeht, wie Euch der Herr und Euer Schutzpatron auch dort mit Segen überſchütten, ebenſo, wie in Euerm Hausweſen. Ja, ja, wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu, der Bettelmann aber verliert das Brot aus dem Sacke. Wie geht's, wie ſteht's, Meiſter Stengel?“ — „Gott geb' weiter! Ich dank' Gott und Euch Fragens, Frau Schlehen. Ihr werdet alle Tage ſtattlicher.“ — „Wer lang hat, läßt lang hängen, Meiſter Stengel. Aber zum Tanze gehört mehr denn rothe Schuh. Wo das Pferd nicht einkehrt, verzehrt der Reiter wenig. Ihr wißt nicht, wie ſich eine arme Wirthin placken muß, Meiſter Stengel, um alle Tage das liebe Brot zu eſſen. Ihr habt Euer Schäflein bei Zeiten geſchoren und Euer

Körnlein ſchon ſeit Jahren im Trocknen. Und wenn ich noch mehr Gäule an mein's ſpannen wollte, ich brächt's doch nicht heraus; denn was helfen die Gäule, wenn der Hafer fehlt?" — „Ihr habt eine beſuchte Wirthſchaft, habt Brot und Salz, auf der Suppe Schmalz, habt Rock und Kra[illegible]d Geſundheit im Magen; wer mehr begehrt, iſt des nich[illegible]g." — „I nun Meiſter Stengel, ich dächte, Ihr wüßtet am beſten, wie's däucht, wenn man noch was mehr hat. Acker und Land, Wieſen und Garten, manch Säcklein voll feiner Goldſtücke in der Truhe, Vieh die ſchwere Menge im Stall, eine reiche und große Kundſchaft, viel wackere Geſellen, wohlgerathene Kinder, eine liebe rührige Ehewirthin und eine Tochter an des Kaiſers Hofhaltung in Prag, eine vornehme Rittersfrau. Was einem Gott beſcheert, das nimmt ihm St. Peter nicht. Nun ſagt nur, was habt Ihr für Kundſchaft von Eurer Elſe? Ich hab' mich ſchon hie und da befragt, aber es iſt zu unglaublich, was ich höre. Ich meinte, ſie würde mit des Kaiſers hoher Majeſtät gen Nürnberg fahren und ihre Eltern beſuchen, da hab' ich geſotten und gebraten, um meiner Herzensfreundin ein Feſt zuzurichten; denn wem ich meine Lieb' geſchenkt, der iſt mir tief in's Herz geſenkt; aber die Elſe, wollt' ich ſagen die Frau Gräfin wird nicht mehr an unſer Eins denken. Der ſtolze Hahn weiß nichts mehr von den Eierſchalen, aus denen er als Küglein gekrochen. Wenn man die Blum' aus des Bauern Garten auf des Königs Tafel ſetzt, ſo düftet ſie nicht mehr für gemeine Naſen. Alsbald St. Petrus gen Hof kam, ward ein Schalk daraus. Doch ſagt mir, ehrenfeſter Meiſter Stengel, iſt's denn wahr, daß ſie nur mit Fürſten und Herrn umgeht?" — „Hat Euch der hochwürdige Pater Hilarius noch keinen Beſuch gemacht?" fragte der Schuſter ausweichend. — „Ei, bei Leibe nicht! Was ſoll der hochwürdige Herr bei mir? Ein Saumroß und ein Heupferd ſind beides Pferde, aber ſie duzen ſich nicht." — „Er hatte einen Auftrag von der Elſe an Euch." — „An mich? Hat ſie an mich gedacht? O der Biſamapfel! O der Honigfladen! O die Goldfrau! Man ſollte ſie auf Sametbetten legen und mit Honig füttern, man ſollte ſie in Seide nähen und ihr ein Schnürlein Perlen um den Hals hängen. I du heiliger Lorenz! Einen Auftrag an mich von der vornehmen Frau Gräfin! Wer hätte das gedacht, aber Freude kommt über Nacht. Und der hochwürdige Herr Pater will ihn mir ſelbſt überbringen?" — „So hat er mir geſagt. Und da er noch nicht hier war, ſo wird er wohl dieſen Abend auch kommen; denn er hat mich hierher beſtellt." — „Ach, Jeſus mein! Warum habt Ihr mir das nicht wiſſen laſſen, daß ich mich darauf ein wenig hätte ſchicken können! Geſchwind! geſchwind! Ich will das Hinterſtübchen noch aufſchmücken, will meinen neuen Büffelrock und die rothe Schaube überwerfen. Gut Gruß gibt gut Antwort. Ein geſchmücktes Pferd iſt dem Reiter doppelt werth." — „Ihr habt deſſen nicht nöthig, Frau Schlehen. Ein geſcheidter Mann ſchaut auf das Herz und nicht auf den Rock, lobt ſich den Kern und nicht die Schale." Die Kneipenmeiſterin wollte ſich nichts deſtoweniger nicht abhalten laſſen, zu thun, was ihr noth ſchien, kaum hatte ſie aber die Thüre weit geöffnet, um die umfangreiche Laſt ihres Leibes hinauszutragen, als draußen Stimmen gehört wurden, und zwei geiſtliche Herrn nebſt einem Diener hereintraten. Die Wirthin hüpfte ehrfurchtsvoll zurück, knixte ein Mal um's andere, und ſtammelte eine Menge bezugloſer Sprichwörter hervor, welche ſie entſchuldigen ſollten, in ihrem freilich nicht zierlichen und beſonders reinlichen Hauskleide vor den würdigen Herrn zu erſcheinen. Der große und ſtarke der beiden Pfaffen kündigte ſich der Schenkin ſogleich mit den Worten: „Gottes Friede in Euer Haus! Gottes Segen auf Euer Haupt, Frau Schlehen!“ als der Pater Hilarius an.

„Gottes Friede und Segen iſt, wo Ihr einkehrt und ſolches wünſchet,“ verſetzte Frau Schlehen. „Das fromme Wort eines heiligen Prieſters iſt ein Blutstropfen aus Chriſti Wunden. Ihr habt meinem armen Hauſe große Ehre zugedacht, Ihr hochwürdigen Herrn. Wo Chriſtus einkehret, da iſt allezeit ein Emmaus.“ — „Langt uns ein Paar Krüge Eures beſten Weins, Frau Schlehen,“ fuhr der Pater fort, „dann laßt uns weiter koſen; denn ich bringe Euch erfreuliche Mähr, und es ſind nicht allein Worte, ſondern auch Werke.“ — Die Frau war trotz ihres Umfanges flugs zur Thür hinaus; der Diener ſetzte einen an der Hand habenden Korb auf den Wink des zweiten kleinen Pfaffen auf den Tiſch und entfernte ſich wieder. Die Augen dieſes Ordensbruders hingen ſtarr und unbeweglich an dem Geſichte des Meiſter Stengel, welcher die beiden Herrn ſtumm und ehrerbietig begrüßt und ſich dann etwas in den Hintergrund zurückgezogen hatte. Die Lampe warf nur einen ſchwachen

Schimmer, der Mönch zupfte den Docht heraus, befeuchtete es mittels ſeiner Finger mit Oel und ſtellte ſie ſo, daß ihr Licht in des Schuſters Geſicht fiel; dann betrachtete er daſſelbe mit noch ſchärferen Blicken.

„Ich ſag' Euch ſchönen Dank, Meiſter Stengel,“ redete Hilarius den Schuſter an, als ſich der Diener entfernt hatte, „daß Ihr meiner Bitte Gehör gegeben und Euch hierher verfügt habt. Ihr ſollt ſelbſt Zeuge der Freude ſein, welche wir mit den Geſchenken Eurer Pflegetochter anrichten.“ — „Aber hochwürdiger Herr,“ begann der Schuſter mit einem gedrückten, ängſtlichen Ton, „ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß es Euch ſchon wieder beliebt, die Elſe meine Pflegetochter zu nennen. Obgleich Ihr davon nichts hören wollt, ſo muß ich Euch doch noch ein Mal ſagen, daß die Elſe mein leiblich Kind iſt.“ — „Ich ſage Euch aber noch ein Mal und zwar zum letzten Mal, daß dies nicht wahr iſt. Ihr werdet es doch nicht beſſer wiſſen wollen, als Eure Frau? Und von dieſer habt Ihr's geſtern ſchon gehört, daß die Elſe Eure Pflegetochter iſt. Wie könnt Ihr auch eine Gräfin zur Tochter haben? Wachſen die Goldäpfel am Diſtelbuſch? Alſo bei meinem Zorn und Kirchenbann, Ihr wißt und ſagt nicht anders, die Elſe iſt Euer Pflegekind! Das Eurige iſt gleich nach der Geburt geſtorben und Ihr habt die Elſe von einem vornehmen Herrn zur Erziehung erhalten, und ſolches wurde Euch vom Kaiſer Karl, welcher Elſens Vater war, reichlich bezahlt, woher ſich Euer Wohlſtand ſchreibt. Iſt dem nicht alſo?“ — „Es muß wohl ſo ſein,“ verſetzte der Schuſter eingeſchüchtert, „denn damit hat's ſeine Richtigkeit, daß uns die Elſe viel Geld in's Haus gebracht hat; aber dies Geld kam ja von der ſeligen Frau Kaiſerin und nicht vom Kaiſer, welcher ſich niemals um mich und mein Haus bekümmert hat." — „Ich ſage Euch aber, es kam von des Kaiſers Majeſtät, und Ihr werdet es nun glauben und ebenſo ſagen." — „In Gottes Namen denn, wenn Ihr's verantworten könnt." — „Das iſt meine Sorge, und Ihr habt Euch deſſen nicht zu kümmern, Meiſter Stengel." Der andere Geiſtliche hatte geſchwiegen, aber bei der Rede des Schuſters mehrmals eine ſtarke Bewegung verrathen. Ja zuweilen hielt er wohl gar die Hand vor die Augen, als wollte er eine Thräne verbergen. Der Hausknecht Chriſtel ſtolperte jetzt mit einigen Leuchtſtecken herein, kratzfüßelte tölpiſch vor den hohen Gäſten, zündete die Kiehnſpäne an, und öffnete der Frau Schlehen die Thüre, welche eben beide Hände voll blank geſcheuerter zinnerner Krüge hereinkeuchte. „Nehmt verlieb, Ihr hochwürdigen Herrn, ſagte ſie; „eine brave Frau gibt, was ſie hat, eine Schelmin gibt's beſſer; der Rothhans iſt in einem geiſtlichen Lande gewachſen, in dem ſeiner hochfürſtlichen Durchlaucht des hochwürdigen Herrn Biſchofs von Würzburg."

Statt aller Antwort langte der kleine Pfaffe nach der einen Kanne und trank ſie auf einen Zug aus. Die Wirthsfrau machte große Augen dazu, und ſtellte innerlich mancherlei ſonderbarliche Betrachtungen über den guten Fall des geiſtlichen Herrn an. Der Pater Hilarius trank dem Schuſter zu und dieſer that mit tiefer Referenz Beſcheid.

„Eure Freundin, ſonſt Elſe Stengel genannt, jetzt die Frau des Hofmarſchalks ſeiner Majeſtät des Königs vom heiligen römiſchen Reich und Böheim, des Ritters Czuch von Zaſaba, läßt Euch durch mich ihren freundlichſten Gruß vermelden,“ begann der Pater gravitätiſch, und die Wirthin machte tiefe und immer tiefere Knixe, hielt ſich aber mit beiden Händen am Tiſche an, um nicht umzufallen, dabei wußte ſie nicht, wohin ſie vor lauter Reſpect die Augen wenden ſollte. Der Pater ſchien eine Antwort zu erwarten, da dieſe aber nach einer kleinen Pauſe nicht erfolgte, ſo fuhr er fort: „In Betracht der großen Freundſchaft, welche Ihr in der Zeit, da noch nicht männiglich von der hohen Geburt der gnädigen Frau Gräſin wußte, ja ſie ſelbſt noch nicht von ihrem adligen Stand unterrichtet war, derſelben erwieſen habt, ſchickt ſie Euch durch mich einige Geſchenke.“ Die Schankwirthin raffte plötzlich die Schürze auf und hielt ſie vor die Augen, aus welchen ein Strom heller Freudenthänen hervorquoll. Doch ſchluchzend drückte ſie noch ihr Erſtaunen in den abgeriſſenen Worten aus: „Elſe — Frau Gräſin — gnädigſte Frau — nicht Eure Tochter, Meiſter Stengel? — Eine geborne Gräſin? — Heiligen Sebalds Wunder! — Neue unglaubliche Mähr iſt ein Zauberſchloß, drin äffen einem die unſichtbaren Gnomen und Geiſterlein, wohin man ſich auch wende.“ — „Wie ich Euch ſchon geſagt, Frau Schlehen, die Elſe wurde dem Meiſter Stengel nur zur Erziehung von hoher Hand übergeben; ſie iſt eigentlich die Tochter des höchſtſeligen durchlauchtigſten Kaiſers Karl und einer Gräſin, die's mit dem hohen Herrn verſehen hatte. Iſt dem nicht alſo, Meiſter Stengel?“ — „Es iſt, wie der hochwürdige Herr Pater ſagt,“ verſetzte dieſer kleinlaut. Die Wirthin ſchlug aber die fleiſchigen Hände vor Verwunderung zuſammen und ſtöhnte heftige unarticulirte Töne, aus deren Gewirre ſich endlich das Wort „Kaiſerstochter“ zu verſchiedenen Malen entwickelte. Der Pater hatte unterdeſſen den Korb geöffnet und zog einen koſtbaren Roſenkranz hervor. „Dies Roſenkränzlein aus theuern Perlen mit zwiſchen gelegten Ambraküglein und unten mit einem güldenen Kreuz verſehen,“ fuhr Hilarius pathetiſch fort, „iſt Euch von der Frau Gräfin geſchenkt; ſie läßt Euch bitten, es ihr zum Andenken zu tragen und bei Eurer Andacht ihrer eingedenk? nerlich zu ſein und ſie in Euer frommes Gebet einzuſchließen.“ Die dicke Frau empfing die Freundſchaftsgabe mit tiefem Knix, und ihre Augen verſchlangen dieſelbe, während der Mund noch immer: „Kaiſerstochter, Kaiſerstochter“ plapperte. „Ich habe dieſen Winter ſchon einmal davon vernommen, daß die Elſe nicht Eure Tochter ſei, Meiſter Stengel,“ wandte ſie ſich dann zu dieſem, welcher traurig und niedergeſchlagen vor ſich hinſah, „aber wenn man alle Ding' glauben wollte, die Einem die Leute in die Ohren ſagen, man behielte keinen Glauben übrig für das, was die Sperlinge auf den Dächern zwitſchern. Einem Köhlerglauben ſchwatzt man vor, der Teufel ſei ein Eichhörnchen. Ich wußte ja wie männiglich, daß die Elſe mit dem gnädigſten Herrn Kaiſer und des Schöppen Muffel älteſtem Sohne in einer Nacht jung geworden ſei. Der Junker wurde deshalb auch Wenzel getauft, wie der kaiſerliche Prinz und erhielt wie die Elſe ein Gnadengeſchenk des höchſtſeligen Kaiſers.“ — „Nun ſeht, die kleine Tochter des Meiſter Stengel ſtarb gleich nach der Geburt; er mußte aber auf Befehl des Kaiſers den Tod derſelben geheim halten; am andern Morgen erhielt er das Kind, welches zwar nicht in der Stadt, aber auf einem nahen Schloſſe geboren worden war.“ — Die Wirthin ſchüttelte ungläubig den Kopf und wollte wieder einige Zweifel hören laſſen; der Pater verhinderte ſie daran, indem er einen ſilbernen Becher aus dem Korbe hervorzog und der Wirthin unter die Augen hielt und ſprach: „Seht dieſen Mundbecher mit getriebener Schilderei ſchickt Euch die Kaiſerstochter. Ich aber ſage Euch, es verhält ſich ſo mit ihrer Geburt.“ — Frau Schlehen griff nach dem Becher, hielt ihn nahe an den Leuchtſtecken, um ihn näher zu betrachten, und rief: „Trau, ſchau, wem? Euch trau' und glaub' ich auf's Wort, hochwürdiger Herr, und jeder Trunk aus dem köſtlichen Becher ſoll auf die Geſundheit der hohen Frau ſein, die mein alſo in Gnaden denkt.“ — „Nun ſeht weiter, Frau Schlehen,“ ſprach der Pater und zog eine zierlich gearbeitete goldene Kette aus dem Korbe, „die Frau, welche die kleine Elſe dem Meiſter Stengel überbrachte, iſt geſtorben, ohne des ein Zeugniß abzulegen. Wir brauchen aber ein ſolches Zeugniß. Dieſe ſchwere güldene Kette läßt Euch die gnädige Gräfin durch mich um den Hals hängen mit der Bitte, ſie ihr zu Ehren zu tragen.“ Die Schenkin gerieth ganz außer ſich vor Entzücken; ſie machte Sätze und Sprünge, die mit ihrer Leibesbeſchaffenheit im ſchreiendſten Widerſpruch ſtanden, riß Augen und Maul weit auf und zitterte an den

Händen, die ſich gierig nach dem Kleinod ausſtreckten, wie Eſpenlaub. Der Pater zog die Kette zurück und ſagte nachdrücklich: „Wir brauchen ein ſolches Zeugniß, Frau Schlehen. Würdet Ihr wohl die Güte haben, und dieſe unbedeutende Sache übernehmen? Es iſt nur, daß die Angelegenheit hier auf dem Rathhauſe in Richtigkeit kommt. Frau Martha Stengel will ſich auf Euch berufen, als hättet Ihr ihr das Kind überbracht. Seid Ihr das zufrieden? Wollt Ihr dieſe Ausſage vor den Schöppen beſtätigen?“ Mit dieſen Fragen brachte er der ſtaunenden verblüfften Frau die Kette wieder vor die Augen. Sie haſchte danach und rief: „Ja, ja, ich hab' das Kind gebracht. Ich kann's beſchwören, wenn Ihr's auch zufrieden ſeid, Meiſter Stengel.“ Dieſer antwortete mit einem tiefen Seufzer. Der kleine Mönch, welcher bis jetzt ſtumm da geſeſſen und ſeinen Mund nur zum Zechen gebraucht hatte, ſchob jetzt die Weinkanne dem Schuſter zu, und ſagte: „Trinkt, Meiſter, und ſeid nicht ſo grämelich. Der Wein erfreut des Menſchen Herz. Laßt die böſen Gedanken fahren.“ Der Schuſter ſah den Pfaffen zutraulich an, rückte dann näher und flüſterte ihm, während Hilarius mit der Wirthin ſprach und noch einige Kleidungsſtücke für ſie aus dem Korbe zog, mit gedämpfter Stimme zu: „Nehmt nichts für ungut, hochwürdiger Herr, wenn ich mir ein Herz faſſe. Euer Geſicht flößt mir Liebe und Vertrauen ein. Ihr ſeid noch jung und habt deshalb ſicherlich ein Mitgefühl für den Kummer eines Vaters, den man ohne Grund und Urſach ſein leibliches Kind abſchwatzt. Es iſt mir noch wie heute, als ich früh morgens aus dem Bette kam, überraſchte mich die Wehfrau mit einem jungen Mägdelein, welches meine Frau in der Nacht geboren hatte. Von dieſer Stund an iſt das Kind geſund und friſch geweſen und nicht mehr aus meinem Hauſe gekommen. Nun ſoll's mit Gewalt des Kaiſers Kind ſein. Ich muß wohl dazu ſchweigen, aber mich ſchmerzt es tief. Wenn ich doch aber nur wüßte, aus was für Urſach der Pater die wunderliche Geſchichte ausgeheckt hat.“ — „Es kommt Euch nicht zu, danach zu fragen,“ verſetzte der Pfaffe verweiſend. „Wer wehrt es Euch, die Elſe in Euerm Herzen ſtets als leibliche Tochter zu lieben und anzuerkennen? Thut das immerhin, lieber Meiſter. Um ſo größere Freude muß es Euch machen, Euer Kind ſo vornehm und erhaben zu ſehen.“ — „Ach! ſeit ſie eine Gräſin geworden iſt, iſt ſie mir auch fremd geworden. Glaubt mir, hochwürdiger Herr, ich hätte es lieber geſehn, ſie hätte den Zirkelſchmied Görg Bärenklau, der um ſie freite, genommen. Was hab' ich denn von ihrem vornehmen Stande? Ihr ſeht's ja ſelbſt! Ich darf nicht einmal laut ſagen, daß ich ihr Vater bin.“ — Dem Schuſter traten Thränen in die Augen; der Pfaffe ſchien ebenfalls gerührt und ſagte: „Laßt das gut ſein, Meiſter. Fügt Euch in die Nothwendigkeit. Macht weiter kein Maulgeſperr, ſondern thut, wie der Pater von Euch begehrt. Darauf reicht mir die Hand und laßt uns Eins zuſammen trinken.“ Der Schuſter gab über dieſe Herablaſſung höchlich verwundert die Hand über den Tiſch hin, und ſie wurde von dem Pfaffen ſo innig und herzlich gedrückt, daß der Meiſter, von ſo viel Theilnahme gerührt, ſtill bei ſich gelobte, ſich willig in das Schickſal zu fügen, welches ihm, ſeiner Meinung nach, der Pater Hilarius bereitet hatte. Hierauf zechten ſie weidlich und vertrugen ſich zuſammen, obgleich's der Schuſter dem geiſtlichen Herrn hinſichtlich des Zechens nicht gleich thun konnte. Der Pater Hilarius ermunterte unterdeſſen die Frau Schlehen, den eben zum Geſchenk erhaltenen Staat anzulegen und ſich damit auf dem Rathhaus zu zeigen, und auf ihre Bitte verſprach er ihr einen guten Platz, von wo aus ſie des Kaiſers Majeſtät recht in Augenſchein nehmen könnte. „Denn," ſagte ſie, „die Katz' ſchaut gern nach dem Kaiſer, und er wehrt's ihr nicht, warum nicht ich, die ich doch ein gar zu groß Verlangen trage, meines allergnädigſten Herrn Majeſtät von Angeſicht zu ſchauen. Man ſieht wohl Gott alle Tage, aber nicht den Kaiſer. Bei'm Schönbartlaufen dieſe Woche konnte ich wegen all zu großer Entfernung vom Altan, auf dem er ſtand, nur ſeine Geſtalt, nicht ſein Geſicht betrachten." — „Es ging mir auch ſo," ſagte der Schuſter, „meine Martha aber hatte ihn in der Nähe geſehn und tanzte für Freuden ſchier auf dem Kopfe darüber. Mein Nachbar, der Tuchſcheerer, meinte, des Kaiſers Majeſtät ſehe meinem Sohn, dem Schuſter, ähnlich; der könnte ſich was drauf einbilden. Und wie's nun eben wunderlich iſt, wenn ich Euch ſo recht anſehe, hochwürdiger Herr, ſo iſt's mir's auch zu Sinne, als guckte ich meinem Jungen in's Geſicht." Der Pfaffe zog die Kapuze weiter herab bis faſt über die Augen und verbarg hinter dem weiten Aermel ſeiner Kutte die Verlegenheit, welche ſich in Purpurröthe über ſein Geſicht ergoſſen hatte. Der Pater Hilarius brach in dieſem Augenblick mit den Worten auf: „Nun Frau Schlehen und Meiſter Stengel, ich hoffe, Euch Beide bald auf dem Rathhauſe zu finden.“ Damit gab er die Benediction. Der Andere grüßte und ging mit ihm. Die Wirthin ließ, ſobald ſie über die Schwelle waren, ihrer bis jetzt im Zügel gehaltenen Freude freien Lauf, jauchzte und quikſte, ſchwatzte Unſinn und hüpfte wie eine Bachſtelze, ohne auf ihren dergleichen Erſchütterungen ungewohnten Bauch die mindeſte Rückſicht zu nehmen. Der Schuſter wollte noch einiges ſagen, aber ſie hörte nicht auf ihn, ſondern rief ihrem Chriſtel mit den zärtlichſten Namen, ſo wie der Stallmagd, damit ſie die neuen Herrlichkeiten in Augenſchein nehmen möchten, und ſchritt ſodann ohne Weiteres dazu, ſich zum Feſte zu ſchmücken. Kopfſchüttelnd über die Eitelkeit der bejahrten Frau und mit ſich ſelbſt zerfallen, ging der Schuſter in die Nacht hinaus. Er holte ſich aber im Freien keine Ruhe, fand ſie auch in ſeinem Hauſe nicht, ſondern ärgerte ſich im Stillen, daß ſeine Ehehälfte bereits auf das Rathhaus gegangen ſei, und konnte den Leichtſinn nicht begreifen, mit welchem ſie auf ihre Tochter verzichtet hatte. Aber ſeit vielen Jahren ſchon an das Frauenregiment gewöhnt, biß er auch jetzt nur fein ſachte in die Kette und verfügte ſich endlich auch auf das Rathhaus, um die Pracht des Kaiſers in Augenſchein zu nehmen. Als er in ſeinem Feſtkleide dort eintrat, wogte die Luſt des Tanzes ſchon im Saale auf und ab, und das Entzücken der Gäſte that ſich an allen Orten und Enden kund. Ueberall reicher Putz, Pracht und Herrlichkeit, überall die Blüthe der Bürgerſchaft und des

Adels in fröhlicher Gemeinſchaft, überall laute Zecher, mit des Königs Wein bedient, luſtige Tänzer, denen des Königs Spielleute aufſpielten. Im Hintergrunde des Saals auf einer mit Schranken umgebenen Eſtrade ſaß der König Wenzel in goldgeſtickten Kleidern; um ſeine Schultern hing der koſtbare mit Hermelin verbrämte Purpur, von ſeinem Haupte ſtrahlte die zwiefache Königskrone, auf ſeine Bruſt herab hing eine ſchwere goldne Kette. In der einen Hand führte er das Scepter, in der andern aber hielt er ſtatt des goldenen Reichsapfels einen runden goldenen Becher, den er ſich von Zeit zu Zeit von dem neben ihm ſtehenden Jagdjunker mit dem beſten hispaniſchen Weine füllen ließ. Um und neben ihm ſaßen, jedoch auf niedrigern Seſſeln, mehrere deutſche Kurfürſten und Fürſten, welche zum Abſchluß eines allgemeinen Landfriedens nach Nürnberg gekommen waren, und unter ihnen der alte Burggraf Friedrich, deſſen beiden Söhne, Johannes und Friedrich, Johannes Gemahlin, Margaretha, König Wenzels Schweſter und mehrere Edelfrauen aus der Stadt und Umgegend. Hinter dem Könige ſtanden viel reichgeſchmückte Ritter und Edelleute, die Hofmeiſter, Forſt- und Wildmeiſter, die Jagd- und Tafeljunker des Königs, ſowie der Hofnarr, Junker Butterknötele. Zu ſeinen beiden Seiten hatten die Abgeſandten der freien Städte, der Reichsritterſchaft und mehrerer Fürſten ihren Platz. Ganz vorn um die Eſtrade herum ſtanden der Bürgermeiſter, der Schultheiß, die Schöppen, der hohe Rath, und die Waldſtromer der Stadt Nürnberg. Auf Bänken rechts und links ſaßen die erſten Bürgersfrauen. Ueberall auf den Tiſchen, an der

Decke, an den Wänden ſtanden und hingen große ſilberne Armleuchter mit wächſernen Kerzen beſteckt, welche ein helles Licht verbreiteten. Geblendet von all dem Glanze wich der Schuſtermeiſter zurück und drückte ſich in eine Ecke, von welcher aus er das buntbewegte Schauſpiel überſehen konnte. Seine Augen blieben endlich ſtarr an dem König hängen und er verſank wieder in ſo trübſinnige Grübeleien, daß er wohl lange geſtanden hatte, als er heftig am Rocke gezupft wurde. Es mochte dies wohl ſchon einige Mal leiſer geſchehen ſein; denn als er, wie aus einem tiefen Traume erwachend, um ſich fuhr, raunte ihm die ſtattlich herausgeputzte Frau Schleben heftig in's Ohr: „Ich ſuch' Euch ſchon ſeit einer halben Stunde, und ſeit einer Viertelſtunde reiß' ich Euch bald den Aermel aus, während Ihr wie ein Holzbock hinauf glotzt nach der kaiſerlichen Majeſtät. Ich wüßte wohl, worüber Ihr Eure abſonderlichen tiefſinnigen Gedanken habt. Gedanken ſind zollfrei wie Pfenningspferde auf allen Straßen, und wenn ſich Gedanken begegnen, ſo beißen ſie ſich nicht. Ich habe gleich mein Bedenken darüber gehabt, als ich die Majeſtät recht in's Auge faßte. Eier ſehen ſich ähnlich und Menſchen auch; aber wunderlich bleibt's immer. Ich dachte erſt: was geht's dich an? Was dich nicht brennt, ſollſt du nicht löſchen. Aber ich hatte doch weder Ruh noch Raſt, bis ich Euch gefunden und Euch meine Wahrnehmung mitgetheilt hatte. Aber ich ſeh' wohl, Ihr habt ſie ſchon ſelbſt gemacht. Närriſche Mähr ſattelt das Pferd frühzeitig." — „So mir der heilige Sebaſtian helfe, Frau Schleben, ich verſteh' Euch nicht! Was habt Ihr mir Neues zu verkünden?" — „Stellt Euch doch nicht unwiſſend, Meiſter Stengel! Seit ich hier neben Euch ſtehe, habt Ihr ja die Augen noch nicht von dem kaiſerlichen Herrn abgewendet. Ihr müßtet klüger ſein, wolltet Ihr mich dumm machen." — „Ich ſchwur Euch bei meinem Schutzpatron zu, daß ich Euch nicht verſtehe; was ſoll ich ſonſt thun, um Euch zu überzeugen? Ich weiß nicht, was Ihr wollt." — „Wirklich nicht! Hm! Hm!" brummte die Wirthin. „Nicht alle Katzen ſind Katzen, in vielen ſteckt ein Hexlein; ſo ſind auch nicht alle Mönche Kloſterbrüder, mancher iſt ein König und Kaiſer." — „Eure Reden werden mir immer dunkler. Ich bitt' Euch, ſpannt meine Neugierde nicht auf's Höchſte. Sagt's ohne Umſchweiſe heraus!" — „Nun habt Ihr denn nicht bemerkt," fuhr ſie heimlicher und ſeinem Ohre noch näher gerückt, fort, „daß der Kaiſer dort und der kleine Mönch vorhin in meinem Schanke, der Euch ſo fleißig zutrank, ſich ſo gleich ſehen, wie eine Hand der andern?" — Stengel riß die Augen weit auf, aber er konnte wegen des grellen Lichtſchimmers den König nicht ſo genau erkennen, als nöthig geweſen wäre, um Frau Schlehens Ausſage als wahr oder unwahr zu finden, und deshalb ſchritt er haſtig durch das Gedränge bis an die Patrizier vor der Eſtrade heran und heftete ſeine Augen auf des Königs Geſicht. Als er auf dieſe Weiſe die Majeſtät eine Zeit lang betrachtet hatte, kehrte er kopfſchüttelnd um, da faßte ihn Jemand an der Hand, und ihm zur Seite ſaß Martha ſeine Frau im größten Staate, und nickte ihm freundlich zu. Es war dem Schuſter unausſtehlich, das Geſicht ſeiner Ehehälfte vom

Sonnenglanze der Freude ſtrahlen zu ſehen, während tiefe Trauer ſein Herz umnachtete und hohes Erſtaunen eben alle ſeine Sinne unangenehm gefangen hielt. Martha wollte ihm einen köſtlichen Becher bieten, der ihr von einem Pagen gebracht worden war, er wendete ſich aber unwillig ab und ſuchte die Frau Schlehen wieder auf, welche ſeiner harrend noch an derſelben Stelle ſtand. „Habt Ihr gefunden, daß ich Wahrheit geredet habe?“ rief ſie ihm entgegen. „Meine Gedanken ſind keine blinde Tauben, ſie fliegen umher und ſuchen die Erbſen in den Schoten.“ — „Ihr habt Recht, Frau Schlehen,“ verſetzte der Schuſter; „ich will mich zwiſchen Hunden aufhängen laſſen, wenn der Kaiſer und der Pfaffe nicht einerlei Perſon ſind. Wie's aber zugeht, begreif' ein Anderer. Man darf es auch nicht laut ſagen und für gewiß ausſprechen; die Trabanten, Ritter und Soldknechte des Kaiſers würden Einen ſehr handgreiflich Lügen ſtrafen und uns mit den Fäuſten beweiſen, daß wir den Plarr in den Augen gehabt hätten.“ — „Ich kann wohl merken, was es zu bedeuten hat,“ warf die Wirthin wohlgefällig hin und drückte ihre Leibesrundung noch etwas mehr heraus. „Ein Narr aber ſagt Alles, was ihm einfällt. Kluge Leute behalten das Beſte für ſich.“ — „Das haltet nun ganz, wie Ihr wollt; ſagt's oder laßt's bleiben,“ verſetzte der mürriſche Schuſter in grobem Tone. — „Nun, nun! ich will's Euch ja nicht vertragen,“ beſänftigte ihn die Schenkin, welche auf einige gute Bittworte gerechnet hatte. „Die Majeſtät hat ſicherlich vom Junker Butterknötele, dem Narrn, welcher ſtets mein beſonderer Freund geweſen iſt und mit deſſen Frau ich ſonſt auf dem beſten Fuße lebte, von mir und meiner Annehmlichkeit vernommen, und hat ſich in die Kutte geſteckt, um mich ſelbſt zu ſehen und zu hören. Große Herren ſind luſtigen Leuten gewogen. Und wenn man ſein Licht nicht unter den Scheffel ſtellt, ſo fliegen allerlei Vögel danach. Ja, ja, wer kann wiſſen, was noch aus mir wird? Es thut mir nur leid, daß ich gerade heut nicht ſehr geſprächig war. Nun man kann's noch beibringen. Gut Ding kommt alle Tage recht. Morgen will ich mir darüber ſchon Gewißheit verſchaffen. Ich entbiete den luſtigen Rath zu mir; er hat mir ſchon einige Beſuche gemacht und mir bei'm Schönbartlaufen einen guten Platz verſchafft. Ich will's ſchon von ihm herauslocken, daß der König allein meinetwillen im Schanke zugeſprochen hat. Ich kenne mich vor Freuden nicht. Solche Ehre iſt mir all mein Lebtage nicht widerfahren. O wenn das mein ſeliger Koppke wüßte, er hüpfte im Grabe. Gut Gruß kommt vom Hofe, heißt's mit Recht. Wer weiß, ob ich nicht noch des Königs Schalksnärrin werde." — „Eine Närrin ſeid Ihr ſchon," verſetzte Stengel und verließ die in ihrem Schöpfer vergnügte Frau, welche, ohne auf den Schuſter wegen ſeiner böſen Worte zu ſchmollen, ſich vielmehr mit ungetrübter Herzensfreude zu drei oder vier Nachbarinnen wandte, — denn mehr waren nicht da, die die gemeine Frau angehört und ſich mit ihr abgegeben hätten — um ihnen die frohe Mähr zu verkünden, daß ſie an ſelbigem Abende des Kaiſers Majeſtät als Mönch in ihrem Schanke mit dem beſten Weine bewirthet hätte, die Weiber hörten ihr zwar zu, glaubten ihr aber nicht, und manche meinte, die Ehre, welche der Frau Schlehen durch den Zutritt auf des Königs Bankett widerfahren, ſei derſelben dermaßen zu Kopfe geſtiegen, daß ſie gar nicht mehr wiſſe, was ſie rede. Sie kehrte ſich aber daran nicht, ſondern ließ ſich Eſſen und Trinken ſchmecken, was reichlich auf den Tafeln ſtand, ſprach dabei vom König als wie von Chriſtel, ihrem Hausknecht, und als die hohen Herrſchaften ſich erhoben und durch den Saal wandelten, knixte ſie vor Wenzel mit ſo vertraulich freundlichem Geſicht, als hätte ſie mit ihm ſchon einen Scheffel Salz zuſammen gegeſſen. Bald erwiſchte ſie auch den Narrn, der ihr denn auch den Gefallen that, ihr nach dem Maule zu reden und ſie dadurch vollends in einen Strom von Luſt und Entzücken zu verſenken.

Während das Vergnügen der Gäſte in gleichem Grade mit der Schwere ihrer Köpfe ſtieg, entfernte ſich der König in eins der Nebengemächer, von den Uebrigen kaum bemerkt, und wenn von den Patriziern oder Edelleuten Jemand nach ihm fragte, ſo hatten die dienenden Junker die Antwort bereit: die Majeſtät habe vom Apfel der Verſuchung allzuviel gekoſtet, den er in der Hand gehalten, und müſſe deshalb aus dem Paradieſe weichen, um — ſich ſchlafen zu legen. Mit dieſem Beſcheide war Jeder zufrieden geſtellt. Aber es verhielt ſich anders. Denn bald darauf, nachdem dem König ſein Roß den kurzen Weg vom Rathhauſe bis hinauf auf die Burg getragen hatte, erſtiegen zwei Menſchen den ſteilen Berg, auf deſſen Gipfel die majeſtätiſche Burg prangt.

und eine weibliche Stimme keuchte auf dem Felſenpfade, der jählings aufſtrebt, zu dem doppelten Thore.

„Nur ruhig, Frau Martha,“ tröſtete der Begleiter, „kalmäuſert mir nicht, und tretet ohne Schreck und Scheu vor den Herrn; Ihr braucht ja deſſen bei meiner Glatze kein bänglich Gemüth zu haben.“ — „Wohl weiß ich das, Herr Pater,“ verſetzte die Schuſtersfrau. „Für mich iſt ja all die gewaltige Herrlichkeit nur ein Scheinſal und ich brauche nicht davor zu katzenbuckeln; aber ich kann die Bangigkeit doch nicht von mir thun. Seit langen Jahren, in welchen das Geheimniß mir wie brennende Kohlen auf der Seele gelegen, hab' ich darnach ſehnlichſt getrachtet, was ich nun in der nächſten Minute haben ſoll, und bin ſchier daran verzweifelt, daß es mir mein Lebtag noch einmal ſo gut werden möcht'; und nun da geſchieht, worauf ich nicht mehr zu hoffen wagte, will mir das Herz aus dem Leibe fahren. Ach, wertheſter Herr Pater, wer hätte gedacht, daß ich noch dieſen Weg wandeln würde, als Ihr voriges Jahr zuerſt in mein Kämmerlein tratet, und ich Euch nach langem Zureden das Geheimniß offenbarte! Es wäre nicht geſchehen, aber das Meſſer ſtand mir an der Kehle, weil mein Alter die Elſe an den Zirkelſchmied verkuppeln wollte.“ — „Ihr habt wohl daran gethan, Frau Martha. In den Schoos der Kirche muß man alle Geheimniſſe niederlegen. Dafür belohnt ſie Euch auch in dieſer Nacht.“ — Als ſich die beiden Wanderer wieder etwas verſchnauft hatten, ſetzten ſie ihren geheimnißvollen Weg fort, und traten, umhüllt von den dichteſten Schleiern der Nacht, bald darauf durch das

Thor. Auf ein Wort des Paters wich der Thorwärtel zurück; ſie erklimmten den einſamen Hof und traten in eins der Gebäude, welches wie ausgeſtorben ſchien. Denn mit der Herrſchaft war auch die Dienerſchaft der Luſt nachgezogen hinab in die Stadt. Die ſtockfinſtere Nacht erhöhte das Bangen der Meiſtersfrau noch mehr. Zitternd und zagend ließ ſie ſich vom Pater, der mit der Gelegenheit des Hauſes ſehr wohl vertraut ſchien, die ſteinernen Stufen hinaufziehen; jeder Schritt auf der Halle, der von den hintern Wänden ſchauerlich wiedertönte, erſchreckte ſie noch mehr; ſie faßte den Prieſter bei'm Kragen und folgte alſo ſeiner Spur. Endlich öffnete der Pater eine Thüre; Martha betete ſtill an ihrem Roſenkranz. Zwei Pförtner mit Partiſanen verſperrten den Weg; doch kaum hatten ſie den Pater erkannt, als ſie ſogleich hinaus vor die Thür gingen. Ein Page kam jetzt herbei und machte eine zweite Thür auf; doch blieb er zurück. Das Zimmer war nicht ſtärker beleuchtet, als das erſte. Wohlgerüche dufteten; die Pracht des Zimmergeräthes war fürſtlich. „Jetzt ſind wir an des Königs Gemach,“ ſagte Hilarius zu Martha; „faßt Euern Muth zuſammen!“ — Somit drehte er an dem Thürwirbel. Alsbald goß ſich den Eintretenden ein magiſch heller Kerzenglanz entgegen. Die purpurnen Venetianiſchen Teppiche waren mit Gold reich ausgeſtickt und in Falten geſchürzt. Von Seſſeln und Bett ſtrahlten güldene Knäufe. Der Fußboden war mit toſcaniſchem Scharlach belegt, in welchen Jagdſtücke gewirkt waren. An dem Tiſche in einem hohen Armſeſſel ſaß der König im einfachen Unterkleide von grünem Tuche, weiß ausgeſchlagen, daneben auf einem Brokatſeſſel lag das reiche Ueberkleid und der königliche Purpur. Auf dem Tiſche neben der Weinkanne war die Krone zu ſchauen. Kaum hatte die angſtvolle Schuſtersfrau die Schwelle des Gemachs an des Paters Hand überſchritten, als ſie auch ſogleich in tiefſter Ehrfurcht auf den Boden niederfiel und mit ihren bebenden Lippen die Scharlachdecke berührte. Der Pater flüſterte ihr einige Worte zu, aber ſie hörte ihn nicht; er wollte ſie aufheben, aber er vermochte es nicht.

„Wie?“ ſagte der König aufſtehend und ſehr verwundert, „thut ſie das mir?“ — „Verzeiht ihr!“ erwiederte der Pater. „Die ungewohnte Lage, die Ueberraſchung, obgleich vorbereitet, dennoch für einen ſolchen Fall noch ſtark genug“ — „Laßt uns allein, Pater,“ ſagte der König, und Hilarius entfernte ſich durch die Thüre. Wenzel ging einmal unruhig durch das Zimmer; er ſchien in großer Gemüthsbewegung; denn er zitterte nicht minder ſtark als die am Boden liegende Frau. Dann bückte er ſich zu ihr herab und ſagte mit weicher bittender Stimme: „Steh' auf, und laß uns vertraulich reden. Beſchäme mich nicht mit ſolcher knechtiſchen Scheu. Von Dir will ich nicht an den König erinnert ſein. Ich habe Dich herbitten laſſen, damit ich Dich kennen lerne und Deiner genieße in heimlicher Mitternacht. Zwiſchen uns ſoll blos das Herz reden. Darum ſteh' auf und nimm den Platz ein, der Dir gebürt an Deines Sohnes Herzen.“ Seine Stimme war zuletzt ſanft und weich geworden, und eine Thräne, die untrügliche Zeugin ſeines Gefühls, ſtahl ſich unter ſeinen Wimpern hervor und rollte über die weinrothe Wange. Durch ſolchen Zuſpruch ermuthigt, richtete die Frau ihr Haupt empor, der König kniete neben ſie; ſie ſah ihn mit einem minder furchtſamen Blick an, der allmählig zärtlich wurde, bis die zurückgedrängte Kraft der Natur ſich entfeſſelte, Martha die Arme um des Königs Hals ſchlang und mit dem heftigen Ausruf: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ an ſeine Bruſt ſank. Sie hemmte ferner nicht den Lauf mütterlicher Thränen, und auch über des Königs Geſicht rollten noch einige koſtbare Perlen, Kleinode von größerm Werth, als die größten Diamanten in ſeiner Krone. Dann erhob er ſich und ſagte zärtlich: „Steh' auf, geliebte Mutter, und ſetze Dich her zu mir! Sieh in mir allein Deinen Dir kindlich ergebenen Sohn, nichts weiter. Komm, laß uns einander vertrauensvoll unſere Schmerzen, Leiden, Jammer und Nöthen klagen. Ach, welch ein wunderbares Schickſal hat uns doch von einander geriſſen! Ich glaube nicht, daß es gut geweſen iſt, daß Du alſo an mir gehandelt haſt. O mir wäre gewiß beſſer, ich wohnte in meines Vaters Hauſe und wäre ein fleißiger Meiſter wie er und mein Bruder. Doch es iſt geſchehen und muß nun ſo bleiben. Erzähle mir aber treu und aufrichtig, wie es alſo gekommen, daß ich, hervorgegangen aus Deinem Schooſe, auf den königlichen Thron bin berufen worden.“

Die Meiſtersfrau ſtand auf und ließ ihm ihre Hand, während ſie ihm mit der andern liebkoſte. Ihre Furcht war verſchwunden, ſie ſetzte ſich zu ihm auf das Bett, und ſah ihm unverwandt in das Geſicht, aus welchem ihr ſo ſehr bekannte Züge entgegenſprangen. „Mein lieber Sohn,“ begann ſie; „ſo darf ich Dich endlich wieder ſeit ſechs und zwanzig Jahren nennen. In der Stunde Deiner Geburt nannte ich Dich ſo und nicht wieder. Wie oft habe ich in dieſer Zeit, für mein mütterliches Herz eine Ewigkeit, den Schritt verwünſcht, zu welchem ich mich damals von Gold geblendet und in der Meinung, ihn zu Deinem Beſten zu thun, verſtand. O welche Mutter wollte nicht gern ihr Kind von königlicher Pracht umgeben ſehen! Du wirſt mich nicht um dieſe Eitelkeit verdammen. Ich habe ſchwer dafür gebüßt.“ — „Gott und die Heiligen haben es ſo gewollt, und wir dürfen uns weiter nicht darum grämen,“ verſetzte der König. „Erzähle mir nur, wie ging es zu, daß ich mit der Elſe tauſchen mußte.“

„Es war im Jahre 1360 im Spätherbſt, als man in Nürnberg anſagte, die Kaiſerin Anna ſei zum zweiten Male geſegneten Leibes und wolle ihre Niederkunft in der freien Reichsſtadt Nürnberg halten, damit der Prinz, welcher hier das Licht der Welt erblicken ſollte, den Deutſchen ſogleich befreundet ſei und von ihnen zum Nachfolger ſeines durchlauchtigſten Vaters erwählt werde. So gewiß war man der Sache, daß das neugeborne Kind ein Prinz ſein müſſe, und man dachte kaum an die Möglichkeit, daß die Natur eigenſinnig den Willen des Kaiſers verſagen könne. Hier auf der Burg wurden glänzende Anſtalten zum Empfang des hohen Paars gemacht, und ſo geſchah es, daß Beide in kaiſerlicher Pracht zum Weihnachtsfeſt hier anlangten, und dem größten Jubel des ganzen Volks empfangen wurden. Ich glaube es waren dieſelben Zimmer, wo wir uns jetzt befinden, welche die Kaiſerin bezog. Es mochte der hohen Frau wohl bange werden bei dem Gedanken, daß ihre Geburt nicht den heftigen Wünſchen ihres kaiſerlichen Gemahls entſprechen könnte; denn Kaiſer Karl hatte, wie Du weißt, mein Sohn, bereits zwei Gemahlinnen gehabt und mit jeder nur Prinzeſſinnen erzielt, und das erſte Kind der Kaiſerin Anna war auch eine Prinzeſſin geweſen; er ſtand ſchon im hohen Mannsalter und begehrte mit der größten Sehnſucht, die Früchte ſeiner langen Anſtrengungen einem männlichen Sproß ſeines Leibes hinterlaſſen zu können. Die junge Kaiſerin befürchtete das Schlimmſte, wenn die Hoffnungen ihres hohen Gemahls abermals getäuſcht werden würden. Dieſe Befürchtungen hatte ſie ihrer Hebamme, welche ſie mit von Prag gebracht, mitgetheilt und mit derſelben oft den ſchlimmen Fall beſprochen, bis dieſe ſchlaue Frau es der Kaiſerin nahe gelegt, man müſſe, im Fall die Natur einen Fehlgriff begangen habe, denſelben wieder gut machen. Und ſo war der geheime Plan entſtanden, im Fall das Neugeborne ein Mägdlein ſei, daſſelbe gegen einen Knaben zu vertauſchen. Die kaiſerliche Hebamme hatte darauf eine der geſchickteſten Hebammen in der Stadt zum Theil, jedoch nicht ganz mit in das Geheimniß gezogen; dieſe ſtand wieder mit den übrigen Hebammen in Verbindung; und dieſe warfen von Stund an ihre Augen auf alle Frauen in der Stadt, welche vielleicht mit der Kaiſerin zur ſelbigen Zeit entbunden werden würden. Zu denen gehörte auch ich. Meiner Hebamme hatte ich beiläufig das Verſprechen geben müſſen, im Fall meine Niederkunft mich am Tage übereile, meinen Mann auf was für Weiſe es ſei, zu entfernen und es ihr dann wiſſen zu laſſen; im Falle der Nacht aber meinem Manne nichts davon merken zu laſſen. Sie ſagte mir nicht weshalb, verſprach mir aber vieles Geld. Wir waren arme Leute; mein Mann ein junger Meiſter mit wenig Kundſchaft; es fehlte hinten und vorn, und wir konnten gar wohl ein kleines Sümmchen in das Geſchäft und die Wirthſchaft brauchen. Mein Mann war gewohnt, auf mein Wort zu gehen, und ich durfte deshalb nicht fürchten, daß der Plan mißlinge. Ueberdies wohnten wir in einem abgelegenen Gäßlein. Meine Stunde kam heran; es iſt heute der Jahrstag und dieſelbe Zeit, in der wir jetzt ſprechen. Ich hatte es ſchon am ganzen Tage gewußt, aber meinem Manne verborgen, ſo wie ich der Hebamme gelobt. Gegen Abend ſchickte ich eine alte treue Magd zu ihr und ließ ihr das Nöthige wiſſen. Mein Mann legte ſich unbekümmert ſchlafen; ich aber gab vor, noch einige Geſchäfte verrichten zu müſſen. Hierauf wurde die Hebamme herein gelaſſen, und während mein Mann oben auf dem Boden ruhig ſchnarchte, gebar ich ein Knäblein, und das warſt Du, mein Sohn." — Bei dieſen Worten umhalſte ſie den König von neuem; er duldete es, drückte ihr die Hand und ſprach mit halbunterdrückter Stimme: „Weiter! weiter, meine liebe Mutter!"

„Die Hebamme entfernte ſich ſogleich," fuhr die gerührte Frau Stengel fort, „kehrte aber bald zurück, und blieb bei mir bis gegen Morgen. Unterdeſſen fragte ſie mich: „Wie wär's wohl, Meiſtersfrau, würdet Ihr vielleicht Euer Knäblein für ein ſchönes geſundes Mägdlein und eine Summe von drei Mark feinen Goldes hingeben, wenn man Euch drum anſpräche? Ich erſchrack ob dieſer Frage und verſetzte: Soll mich Gott und die heilige Jungfrau behüten, daß ich mein leibliches Kind gegen ein anderes hingäbe, und wenn noch mehr Geld in deſſen Korbe läge! — Ihr ſeid arm, fuhr ſie fort, und drei Mark Gold iſt ein großer Schatz. Ueberdies kann es Euch einerlei ſein, ob Ihr einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt gebracht habt; Ihr braucht Euch ja nur einzubilden, dies Kind ſei ein Mädchen. Niemand erfährt etwas davon, ſelbſt Euer Mann nicht. — Ich aber weigerte mich ſcharf; ſie ſchwieg und wurde von Minute zu Minute ängſtlicher, je näher der Morgen heranrückte und verrichtete alle nöthigen Geſchäfte mit großer Haſt. Ich war unterdeſſen eingeſchlummert. Plötzlich wachte ich auf; die alte große Hebamme, die Lehrerin der Andern, von der ich vorhin ſprach, ſtand vor meinem Bette, die meinige war nicht mehr da. Ihr müßt mir Euer Knäblein geben, Frau, ſprach ſie herriſch zu mir, daß ich baß erſchrack; hier in dieſem Korbe liegt ein feines Töchterlein, das iſt nun Euer. Nehmt vier Mark Gold und ſeid ſtille. Schwört mir, daß Niemand ein Wort erfährt! — Ich wollte aufſchreien, aber ſie befahl mir zu ſchweigen und mir erſtarrte die Zunge im Munde. Da griff ſie nach meinem Kinde im Korbe und legte das ihrige hinein; mein Knäblein aber packte ſie in den Korb, den ſie unter ihrem Mantel hatte. Ich rief laut:

Nimmermehr geb' ich ſolches zu! Wollt Ihr mir mein Kind rauben, ſo klag' ich's meinem Manne, der ſoll Euch bei'm Schultheißen belangen. Ich mag und will Euer Geld nicht! Laßt mir mein Kind! Da ich mich nun alſo ungeberdig ſtellte, trat ſie hart an mich heran und ſagte: Närrin! Ich bring' Euch ja die junge Prinzeſſin der Kaiſerin, die ſie eben auf der Burg geboren hat. Euer Söhnlein ſoll ja König und Kaiſer werden. Gebt Ihr mir das Knäblein, ſo wartet Eurer großer Reichthum und Anſehn; denn die Kaiſerin wird Euch dieſen Liebesdienſt reichlich vergelten. Geld ſollt Ihr in Fülle haben. Hört Ihr! Nur haltet reinen Mund. Schwört mir bei dem Leichnam des Herrn! Ich war von dieſer Rede ganz betäubt, ſchwur wie die Frau begehrt hatte, ließ es geſchehen, daß ſie Dich forttrug und ſank von dieſem heftigen Auftritt erſchöpft zurück und ſchlief ein. Ich mußte lange geſchlafen haben; denn als ich erwachte, war mein Mann ſchon im Zimmer und bethat ſich freundlich mit dem kleinen Mägdlein; meine Hebamme war aber zugegen und wünſchte ihm Glück. In demſelben Augenblicke wurden die Donnerbüchſen hier auf der Burg abgebrannt, das Volk lief zuſammen und man verkündete auf Gaſſen und Straßen, daß dem Kaiſer ein Prinz geboren ſei. Da erinnerte ich mich dunkel deſſen, was in der verwichenen Nacht vorgefallen war, und drückte das Kind, welches mir die Hebamme reichte, wehmüthig an meine Bruſt. Noch an demſelben Tage wurde bekannt gemacht, daß diejenigen Kinder, welche mit dem jungen Prinzen in vergangener Nacht, oder noch an dieſem Tag geboren ſeien, ſich der beſondern Gnade des Kaiſers, der Kaiſerin und des Prinzen zu erfreuen haben würden. Es fand ſich denn, daß nebſt meinem Töchterlein noch ein Kind in ſelbiger Nacht angekommen war und zwar im Hauſe des Schöppen Niklas Muffel. Mein Mägdlein wurde getauft und auf der Kaiſerinn Anna mir heimlich zugekommenen Befehl Eliſabeth genannt, wie die erſte Tochter der Kaiſerin, die jetzige Gemahlin des Herzogs Albrecht von Oeſtreich. Die Kaiſerin ſchickte dem Kinde fünfhundert Goldgülden zum Eingebinde. Die Freude des Kaiſers über die Erfüllung ſeiner Wünſche kannte keine Grenzen. Von nah und fern ſtrömte der Adel herbei; denn der Prinz wurde in großer Pracht öffentlich ausgeſtellt. In meiner Wochenzeit beſuchte mich die Hebamme, welche Dich mir genommen hatte, mehrmals, und niemals ging ſie, daß wir nicht in Elſens Windeln ein Paar Goldſtücke gefunden hätten. Die Kaiſerin ſchickte mir ſogar eines Abends ihre eigene Hebamme, eine vornehme ſtattliche Frau. Sie kam auch nicht mit leerer Hand. Auch meldete ſie mir, die Kaiſerin wünſche mich und das Töchterlein zu ſehen; ſobald ich ganz geneſen ſei, ſolle ich im Geheim zu ihr gebracht werden. Unterdeſſen ließ Dich der Kaiſer in Gold auswiegen, und die ſechzehn Mark, welche Du ſchwer warſt, ſchenkte er an die Marienkirche zu Aachen. Meine Eitelkeit fing ſchon an, ſich ſehr geſchmeichelt zu fühlen. Meine Geneſung ging raſch vor ſich und am Abend deſſelben Tages, wo ich mein Kind — Elſe war ja nun mein Kind geworden; denn ich hatte ihr die mütterliche Bruſt gereicht — dem Herrn dargebracht hatte, wurde ich heimlich zur Kaiſerin Anna geführt. Kein Menſch weiter als die Hebamme war zugegen. Die hohe Frau empfing mich leutſelig und ermuthigte mich dadurch, denn ich vermochte kaum vor Angſt und Bangen auf den Füßen zu ſtehen, vielweniger zu ſprechen. Hatte ich doch noch niemals mit andern als Bürgersleuten geſprochen. Die Kaiſerin ließ ſich Elſen reichen und herzte und küßte ſie ab; Du lagſt daneben in einer koſtbaren Wiege, mit purpurnen Decken zugedeckt, Deine Kappe war mit Gold und Edelgeſtein beſetzt, aber es kümmerte ſich Niemand um Dich; Dich konnte ja die Kaiſerin nicht lieben, Du warſt ja ihr Kind nicht; ich aber wagte es nicht, an Dich heran zu treten, noch meine Arme nach Dir auszuſtrecken; Arme und Beine zitterten mir. Aber Du dauerteſt mich in der tiefſten Seele, und das ſchöne Geld, was mir die Kaiſerin ſchenkte, erfreute mich nicht mehr. Ich küßte ihre Füße und ſchwankte weinend von dannen. Eine Kammerfrau trug mir die Elſe nach. Mein trüber Sinn erheiterte ſich hernach wieder, als Du getauft wurdeſt. Das war den zweiten Sonntag nach Oſtern; Du warſt ſchon ſechs Wochen alt und gar ſtattlich. Alle Kurfürſten des deutſchen Reichs, viel Fürſten, Grafen und Herrn waren auf des Kaiſers Einladung gen Nürnberg gekommen, eine Menge Volks zog weit und breit zuſammen und die Stadt war ſo voll, wie ich ſie noch niemals geſehen. Der Tag brach an, die Donnerbüchſen knallten, in den Straßen drängte Mann an Mann, ja ſogar die Wieſen waren voller Menſchen; denn der Kaiſer hatte, um Deine Taufe recht feierlich zu begehen, die Reichskleinodien von Prag gen Nürnberg bringen laſſen; ſie waren auf dem Rathhauſe ausgeſtellt, und wer ſie anſchaute, der bekam denſelben Ablaß, welchen man den grünen Donnerstag in Rom erhält. Gegen Mittag ritt der ganze Hof, alle Kurfürſten und Edelleute, in ihrer Mitte der Kaiſer, von der Burg aus im prächtigſten Staate. Hierauf trugen vier Biſchöfe einen purpurnen mit Gold geſtickten Baldachin, darunter gingen drei Reichsfürſtinnen in ſolcher Pracht, wie ich ſie noch niemals geſehn hatte; die mittlere aber trug Dich in einem blauſeidenen Kiſſen, welches mit goldenen Franzen beſetzt war. Darauf kam der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, welcher zu Deiner Taufe berufen worden war, der Erzbiſchof und Kurfürſt von Prag, und der Erzbiſchof und Kurfürſt von Köln gingen ihm zu Seiten, ſechs andere Biſchöfe und viele Aebte und Prälaten folgten in ihrem köſtlichſten Ornate. Hernach kam die ganze Geiſtlichkeit der Stadt, die Chorknaben und Ordensbrüder, und an dieſe ſchloß ſich das Hofgeſinde. Alſo ging der Zug mit einem großen Umwege durch die ganze Stadt bis in die St. Sebaldskirche, wo ein eigends neu gegoſſener Taufſtein zur Taufe eingerichtet war, der zum ewigen Gedächtniß der Taufhandlung dort aufgeſtellt worden iſt *). Die Wehfrau der Kaiſerin hatte mir einen gar ſchönen Platz beſorgt, ſo daß ich Alles bequem mit anſehn konnte. Da weinte ich die

---

*) Dieſer Taufſtein iſt noch in der St. Sebaldskirche in Nürnberg zu ſehen; er iſt von Meſſing gegoſſen und eins der älteſten Denkmale der Gießkunſt in Nürnberg.

hellſten Freudenthränen, daß man mein Kind mit ſo großer Pracht zur Taufe trug, und doch grämte ich mich im Stillen, daß ich nicht laut rufen konnte: Ihr Leute, es iſt ja mein Sohn! Hernach gab der Kaiſer ein Feſt allem verſammelten Volke. Das währte acht Tage lang. Da wurden Turnierſtechen, Ringelrennen, und manch' anderes Gerenne und Geſpiele von den adligen Herrn aufgeführt, und Nürnberg hat nicht wieder ſo frohe Tage erlebt. Ich durfte Dich nur noch ein Mal in der Nähe betrachten; hernach wurdeſt Du fortgeführt nach Prag und die vornehme Ritterſchaft begleitete Dich; ich aber weinte lange bittere Thränen. Die Elſe war einige Mal bei ihrer Mutter; ich konnte vor Jammer und Furcht nicht mehr dahin gehen. Darauf führte mich eines Abends die Wehmutter der Kaiſerin auf die Burg in eine Kapelle und da erſchien ein Prieſter und ließ mich auf den Leib des Herrn ſchwören, daß ich niemals etwas von dem Geheimniſſe, welches er meine, verrathen würde; die Frau ſagte mir aber in's Ohr, es ſei das Geheimniß mit den Kindern gemeint. Es iſt auch keine Silbe davon über meine Lippen gekommen, bis mich der hochwürdige Pater Hilarius des Eids im vorigen Jahre ſelbſt entbunden hat.“ — Die Mutter des Königs ſchwieg und er ſelbſt ſaß eine Zeitlang in ſtilles Brüten verſunken. Endlich fuhr er haſtig auf und rief mit dem Tone und den Geberden eines verzweifelten Menſchen: „Weh mir! Ich bin verrathen! Sigismund, Jodok und Prokop werden ſich verbinden zu meinem Unglück. Sie reißen mir die Krone vom Haupt, den Purpur von der Schulter; ſie werfen mich in den tiefſten Kerker, ſie tödten mich. Weh mir! Weh! und an all dem Entſetzen biſt Du allein Schuld, die Du mich für ſchnödes Gold verkauft haſt!“ — Frau Martha war erſchrocken aufgeſprungen und ſtarrte den Heftigen mit ſcheuen Blicken an. Dann hob ſie flehend ihre Hände zu ihm empor und rief jammernd: „Niemand wird Euch verrathen, mein hoher Herr. Nur zwei wiſſen noch darum außer Euch, das iſt der Pater Hilarius und ich. Ich aber bin in Eurer Majeſtät Gewalt. Tödtet mich, ſo Ihr fürchtet, meine Zunge könne an Euch zur Verrätherin werden.“ Dieſe in Angſt haſtig ausgeſprochenen Worte und die tiefe Demuth einer Mutter, welche alſo zu ihrem Sohne ſprach, machten wiederum einen tiefen Eindruck auf den König. Wie ein wüthender Löwe plötzlich durch den Anblick eines Negerkindes gerührt ſich an deſſen Seite ſtreckt und ihm liebkoſt, ſo zog Wenzel ſeine Mutter wieder auf das Polſter zurück, erfaßte ihre Hand und benetzte ſie mit ſeinen heißen Thränen. „Du ſagteſt doch,“ begann er dann, „daß auch die Hebammen mit in das Geheimniß gezogen waren?“ — „Dem iſt alſo, aber wo ſind ſie? Ein Jahr nachher ſtarb die Kaiſerin; ich glaube wohl an Gram über den Betrug, den ſie dem hohen Kaiſer, ihrem Gemahl, und dem Reiche geſpielt, und den ſie gewiß vor Gott nicht wird haben verantworten können. Zu dieſer Zeit aber war von den beiden Hebammen ſchon keine mehr in Nürnberg. Niemand weiß, wohin ſie gekommen ſind; die ältere, ſagte man, ſei in einem Nonnenkloſter in Aachen geſtorben, die andere aber nach Italien geführt worden. Die Frau der Kaiſerin iſt aber, wie ich für gewiß gehört habe, bald nach ihrer Herrin verſchieden, und ſo ſind viele Jahre verfloſſen, und Niemand in der Welt hat eine Ahnung von dieſem Geheimniſſe. Auch würde niemals mehr die Rede davon geweſen und ich meines Eidſchwures auf dieſer Erde nicht entbunden worden ſein, wenn der treuloſe Wenzel Muffel die Elſe gefreit hätte, wie er ihr vor Jahren ſchon ſein Wort zum Pfande gegeben. Erhielt Elſe einen ſtattlichen Eheherrn von adligem Stand, ſo war ja Alles gut. Aber ich konnte doch nun und nimmermehr zugeben, daß die leibliche und eheliche Tochter des Kaiſers und der Kaiſerin einem elenden Bürger, wie dem kecken Zirkelſchmied Görg Bärenklau, zufiele, und ihr edles Blut alſo geſchändet würde? Und hätte mir der Pater Hilarius nicht alſo hart zugeſetzt, daß ich mich gar nicht mehr vor ihm zu retten wußte, hätte er mir nicht ſelbſt angetragen, falls ein Eid meine Zunge feſſele, denſelben zu löſen, ſo wäre das Geheimniß bei mir geblieben.“ — „Es iſt gut und ſchlimm, daß es ſo gekommen iſt,“ ſeufzte der König. „Ich will Alles zu vergeſſen ſuchen und denken, es wäre noch wie ſonſt.“ Damit griff er nach der ſilbernen Weinkanne, gleichſam um ſich mit Wein, den er heute ſchon im Uebermaß genoſſen hatte, das Gedächtniß wegzuſpülen. „Wohl iſt es ſchlimm und gut,“ verſetzte Martha; „ſei es aber auch, wie's wolle, ſo habe ich doch das Glück genoſſen, Dich Sohn nennen zu dürfen. O wie weh hat es mir gethan,“ fuhr ſie, wieder in den frühern vertraulichen Ton fallend, fort, „daß ich Dir meines Herzens Regung niemals kund thun durfte! Ach, wie war mir zu Muthe, als ich Dich neun Jahre ſpäter wieder als einen muntern Knaben ſah, wie Du mit der baieriſchen Johanna hier Hochzeit hielteſt! Ich ſtand in der Kirche an einen Pfeiler gelehnt und weinte, als der Erzbiſchof den Segen über Dich und die kleine ſchöne Braut ſprach.“ — Der König verhüllte in dieſem Augenblicke das Geſicht und winkte ſeiner Mutter zu ſchweigen. Die unſchuldigen Worte derſelben hatte die Hülle von gräßlichen Erinnerungen hinweggeriſſen, die plötzlich wie hohläugige Geſpenſter in ſeinem Geiſte auftauchten. Martha verſtummte wieder ängſtlich. Der König ſchluchzte heftig und heftiger, bis die Töne ſeines Schmerzes in ein dumpfes Geheul übergingen. Er ſprang abermals vom Bette auf, rannte wie wahnſinnig durch das Zimmer und rief mit entſetzlicher Stimme: „Johanna! Johanna! Du wußteſt das ſchreckliche Geheimniß; ich hatte es Dir im Fieberſchauer verrathen, der mir faſt alle Ueberlegung raubte. Du wußteſt es und warſt doch treu und geduldig. Und Dich hab' ich ermordet! So werden ſie mich ermorden und mir wird Recht geſchehn. Ich Ungeheuer, ärger als Türk, der blutgierige Hund! Ich Mörder! — — Weib, warum haſt Du mich nicht vernichtet, als Du mich geboren, damit man nicht den ungeheuern Betrug mit mir ſpielen konnte? Warum haſt Du Dich nicht widerſetzt, als mich das Scheuſal aus Deinen Armen riß? — O lebte dieſe Beſtie noch, ich wollte ſie auf Lanzen ſpießen und durch's Land ſchleppen laſſen, um den Leuten eine Kindesmörderin zu zeigen. Johanna! Meine ſanfte Johanna! Ich war kein König! Ich bin kein König! Sie haben mich zum Diebe an zwei Kronen, ſie haben mich zum Mörder an einer Königin gemacht. Fluch der nichtswürdigen Kaiſerin, die ihren Gatten, die mich und die Welt ſo ſchändlich betrogen! Fluch dem ſchwachen Kaiſer, der in mir ſein Blut anerkannte! Fluch auch Dir Weib, die Du mich verläugnet haſt.“ — Die letzte Rede hatte er mühſam mit weinſchwerer Zunge herausgeſtoßen, aber noch eh' er ſie ganz vollendet hatte, ſtürzte er beſinnungslos, aber wuthſchäumend auf das Lotterbette neben die in Todesangſt zagende Frau. Dieſe kreiſchte laut auf und lief nach der Thüre; doch der furchtbare Schrecken lag ihr wie Centnergewicht in den Gliedern, hemmte ihren Lauf und zog ſie im zweiten Zimmer zu Boden. Sie wollte noch ſchreien, aber die Stimme verſagte ihr. Das Geräuſch, welches ihr Fall verurſacht hatte, mußte in den vordern Gemächern gehört worden ſein; denn kurz darauf trat der Pater Hilarius haſtig herein. Mit kräftigem Arm hob er die Unglückliche auf und brachte ſie auf einen Seſſel, und als ſie ſich nur einigermaßen wieder erholt hatte, umhüllte er ſie wie zuvor, verſchloß des Königs Gemach und führte die beſtürzte Frau, von der er mit großer Müh erforſchte, was vorgefallen war, durch die ſternloſe Nacht ihrer Wohnung zu. Frau Martha erreichte kaum ihr Bett, und kaum war ſie darin angelangt, ſo vergingen ihr die Sinne und eine ſchwere Krankheit rauſchte mit Rabenſittigen auf ſie herab.

Nach dem Geburtsfeſte des Königs vergingen zwei volle Wochen, in welchen man wenig von ihm hörte. Die erſten Tage verlebte er ſtill und zurückgezogen; nur der Narr und Hilarius hatten Zutritt zu ihm; ſpäter verkehrte er mit ſeiner Schweſter, der Burggräfin. Endlich widmete er ſich wieder den Geſchäften, gab einige Lehn- und Beſtätigungsbriefe und ließ die Abgeſandten einiger Reichsſtädte zu ſich. Mehrere Fürſten, die Vortheile von ihm zu erſtreben gehofft hatten, reiſten unterdeſſen wieder weg, weil ſeit jenem Abend der König eine entſchiedene Abneigung gezeigt hatte, Alles das in Nürnberg auszuführen, was er ſich früher gelobt und vorgeſetzt hatte. Brachte man ihm von den Räubereien, Plackereien, den Befehdungen und Streitigkeiten der Fürſten und Städte und der erſtern unter einander, ſo wie überhaupt von der grenzenloſen in Deutſchland waltenden Unordnung etwas vor, ſo gerieth er gewöhnlich in große Wuth, tobte öffentlich vor Aller Augen, und zitterte in ſeinem Gemach allein ſchon vor der Möglichkeit des Gedankens, daß er bei angewandter Strenge verrathen werden könnte. Er nahm deshalb wieder eben ſo ſtark als zuvor zur Weinkanne ſeine Zuflucht, und an einen allgemeinen Landfrieden war nicht mehr zu denken. Deshalb wurde von den abreiſenden Fürſten, die ſich ſchmählig in ihren Erwartungen getäuſcht ſahen, öffentlich von Abſetzung Wenzels und der Wahl eines andern Oberhauptes des deutſchen Reichs geſprochen. Die Gerüchte davon kamen zu den Ohren des Pater Hilarius, welcher in Nürnberg durch die Gunſt des Königs in noch größeres Anſehn als ſein früheres gekommen war und in den vornehmſten Häuſern mit Freuden und Ehrfurcht geſehen wurde, und er unterließ nicht, ſeinen königlichen Freund damit bekannt zu machen. Wenzel ſchrack nun plötzlich empor und beſtimmte einen Tag zur Verhandlung mit den Städten, in deren Freundſchaft und Ergebenheit er allein noch Rettung hoffte. Am feſtgeſetzten Tage thronte er in königlicher Herrlichkeit auf der Burg im großen Ritterſaale. Um ihn ſaßen ſeine Räthe Heinrich von Duba, Hans von Biberſtein, Niklas von Haſenburg, und der Probſt Hanko, ſein Kanzler. Vor ihm aber ſtanden mit entblößten Häuptern die Abgeordneten von achtunddreißig freien Reichsſtädten, und im feierlichen Akt verſprach ihnen der König, daß ſie bei allen ihren Rechten, Freiheiten und guten Gewohnheiten bleiben ſollten, und daß er ſie gegen Jedermann, der ſie daran zu hindern oder zu kränken gedächte, ſchützen wolle mit ganzer königlicher Macht. Dagegen verbanden ſich am folgenden Tage die Städte, daß ſie den Eiden, die ſie ihm als einem römiſchen König geſchworen hätten, treulich nachkommen, ihn gegen Jedermann und beſonders gegen den, der ſich für einen römiſchen König aufwerfen und ihn vom Reiche verdrängen wolle, beſchützen, helfen und beiſtehen wollten. Die Urkunden darüber wurden beiderſeitig ausgewechſelt. Dies war die ganze Frucht einer langwierigen Winterreiſe des Königs und vieler hundert Menſchen aus allen Ständen, dies der Ertrag all' der Hoffnungen und Vertröſtungen, die man ſich von der Zuſammenkunft in Nürnberg gemacht hatte, und ſtatt daß kräftige und gewaltige Maßregeln dem Reiche Hülfe geſchafft hätten, war es ärger berathen als zuvor. Die Menge zerſtreute ſich wieder und der König ſprach von ſeiner Abreiſe; ſein unſtetes wildbewegtes Weſen ſchien ihn eben ſo heftig wieder von dort zu vertreiben, als ihn erſt Sehnſucht und Verlangen nach ſeinen Erzeugern dorthin gezogen hatte.

Niemand war in der letzten Zeit mehr um ihn als Butterknötele, der ewig frohe Narr; das Behagen, welches der König an den Schwänken deſſelben fand, ſchien, und wenn auch nur auf Augenblicke, die düſtern Gedanken ſeiner Seele zu verſcheuchen. Zog auch dies Pflaſter nicht mehr, ſo mußte es der Wein anfriſchen, und es ging ſelten ein Abend hin, wo man die Majeſtät nicht aller Sinne baar und ledig hätte zu Bett bringen müſſen.

So ſaß der König eines Tags an der Tafel des Burggrafen, um ihn ſeine Vettern; der Narr lief gewohnter Weiſe dabei herum, war aber ungewohnter Weiſe ſtumm.

„War Junker Butterknötele bei Euch auch ſo ſauertöpfig, Vetter?“ fragte der König den alten Burggrafen. — „Er iſt an den Ofen gekommen,“ verſetzte dieſer, „ſonſt ſchwatzte er mir oft zum Ueberdruß, nun aber iſt ihm die Wärme in die Glieder geſchlagen und er davon träge und ſchläfrig geworden.“ — „Oho,“ warf der Narr ein, „als ich an des Kaiſers Ofen kam, tappte ich zu, denn ich war Euern kalten Ofen gewohnt, und verbrannte mir die Finger. Das iſt's? des Durchlauchtigſten Gnade iſt eine heiße Sonne, die Eurige war ein ſchwaches Oellämplein, das machte nicht kalt noch warm. Nun kam ich an des Königs Hof, da wurde mir hitzig zu Kopfe, wie verliebten Katzen, jetzt komm' ich wieder gen Nürnberg. Ein ſo ſchneller Wechſel von Hitz' und Kälte bekömmt Einem ſchlecht.“ — „Ich glaube gar,“ ſagte die Burggräfin Margaretha, „Euer

Narr, mein königlicher Bruder, kann ſeines Weibes nicht vergeſſen, an die er ſonſt in Nürnberg gewöhnt war; ſie diente ja hier bei der Frau von Milm." — „Den Verluſt erſetzte vielleicht die Herrin ſelbſt gern," meinte der Narr. „Man kann alle Tage Haushofmeiſter oder des etwas bei der Freifrau werden. Wär' ich nur ein Etwas, ich hätte ſchon mein Glück bei ihr in den vierzehn Tagen gemacht; aber ein Nichts kann man nicht mit zu Bette nehmen." — „Wie verſtehſt Du das, Junker Haſenfuß?" fragte der König. „Biſt Du nicht des böhmiſchen und deutſchen Königs wohlbeſtallter Schalksnarr? Hältſt Du das für gar nichts?" — „Ich will Euch eine Geſchichte erzählen," gab Butterknötele zur Antwort. „Ihr kennt ſicherlich das uralte Sprichwort: Da Adam hackte und Eva ſpann, wer war da ein Edelmann? Nun ſeht, kurz darauf hätte man nun ſchon nicht mehr alſo fragen dürfen. Denn als Adam eine Zeit lang gehackt und Eva geſponnen hatte, gewann Eva viel Kinder; denn der liebe Herrgott hatte ja zu ihnen geſagt, ſeid fruchtbar und mehret Euch, und kein Gebot Gottes befolgten ſie lieber und mit größerer Pünktlichkeit. Nun geſchah's einsmals, daß der liebe Herrgott, nachdem er nicht mehr zornmüthig gegen die jungen Eheleute war, auf der Erde ſpazieren ging und ihm beiſiel, er wolle doch zuſehen, wie Frau Eva Haus hielte. Nun hatte die gute Frau — der Gott die Noth verzeihen möge, die ſie über uns Alle gebracht hat — eben all' ihre Kindlein beiſammen, und wuſch und kämmte ſie; es war eine artige Heerde. Als nun Frau Eva den Gottvater von fern ankommen ſah, erſchrack ſie ſehr; denn, ich glaube, es war das erſte Mal, ſeit er ſie aus ſeinem Garten verjagt hatte, daß er ſie beſuchte, und in der Angſt vergaß ſie ſeines Gebots von wegen der Fruchtbarkeit und Vermehrung, und hatte Sorge, er möchte ſtreng ihr ihre Unkeuſchheit verwerfen, daß ſie ſo viel Kinder habe. Deßhalb ergriff ſie ſchnell die, welche ſie noch nicht gewaſchen und geputzt hatte oder die häßlicher waren, als die andern, und verſteckte ſie, einige in's Stroh, einige in's Heu, ein Paar in den Viehſtall, andere in's Ofenloch; die ſchönſten aber behielt ſie bei ſich, das waren ſechs. Unſer Herr Gott ſah die hübſchen geputzten Kinder mit Wohlgefallen an, und ſprach zu dem erſten: Du ſollſt ein König ſein; zum zweiten: Du ſollſt ein Fürſt ſein; zum dritten: Du ſollſt ein Edelmann ſein; zum vierten: Du ſollſt ein Biſchof, Prälat oder Abt ſein; zum fünften: Du ſollſt ein Stadtſchultheiß oder Bürgermeiſter ſein; und endlich zum ſechſten: Du ſollſt ein Vogt, Amtmann oder Kämmerer ſein. Da nun Eva ſah, daß der gnädige Herr Gott diejenigen ihrer Kinder, welche vorn waren, ſo reichlich ausgeſtattet, ſprach ſie: Herr, ich habe noch mehr Kinder; ich will ſie auch herbringen. Sie kamen, waren aber ungewaſchen und ungeputzt, häßlich, ſchwarz und ungeſtalt; die Haare hingen ihnen voll Stroh, Heu und Aſchen. Da ſah ſie unſer Herr Gott mit einem ſauern Geſicht an und ſprach: Ihr ſollt Bauern ſein, Küh- und Sauhirten, Ackersleute, Holzhacker u. ſ. w. Einige von Euch ſollen in den Stätten Handwerke treiben, bräuen, backen, ſchuſtern und ſchneidern, und den erſtern als Knechte dienen. Nun ſeht, gnädiger Herr, damit waren alle Stände beſetzt und Alles was ſein ſoll auf Erden zu allen Zeiten beſtimmt. Nun aber bitt' ich Euch, hat der Herr Gott nur ein Wörtlein von einem Hofnarrn gelallt? Was iſt alſo ein Hofnarr? Antwort: Kein König, kein Fürſt, kein Edelmann, kein Pfaffe, kein Bürgermeiſter, kein Amtmann, kein Bürger, kein Bauer, Ich bitt' Euch drum, ſagt mir ſchnell was ich bin, ſonſt werd' ich toll. Hernach will ich ſchnell zur Frau Babet laufen; denn ſie ſtößt keinen Stand zurück und ein König hat noch nicht bei ihr nachgefragt, habt Ihr aber Luſt und Belieben, Majeſtät, ſo ſchickt mich, ich will's ſogleich beſtellen und geb' Euch Eid und Schwur auf meinen Hahnekamm, ich bring' Euch kein Körblein mit; denn ſie hat den Fürſten freudig aufgenommen und den Bauer nicht verſchmäht. Mit einem Nichts läßt ſich aber nichts machen, und alſo bin ich von ihrer Liebe ausgeſchloſſen."

Der Burggraf Johannes warf einen giftigen Blick auf den Narrn, aber dieſer lachte ſich deshalb in die Fauſt. Die Burggräfin ſtimmte mit in das Lachen ein, und machte ihrem königlichen Bruder auf deſſen Befragen eben nicht die vortheilhafteſte Beſchreibung von Babets Thun und Weſen, und man konnte aus ihren Reden wohl ſchließen, daß ſie über ihres Gemahls unerlaubten Umgang mit der Freifrau ziemlich gut unterrichtet war. Der König, ſchon mehrfach mit den Gliedern der Familie Muſſel in Berührung gebracht, fing an, für die Wittwe des Ritters von Milm eine Art Zuneigung, wenigſtens einen lebhaften Antheil an ihrem Thun und Treiben zu verſpüren, welches ſchwerlich der Fall geweſen wäre, wenn man ihm jene Frau als fromm geſchildert hätte. Deshalb ließ er ſogleich nach aufgehobener Tafel den ihm treu ergebenen Hilarius vor ſich beſcheiden. „Kennt Ihr die verwittwete Freiin von Milm?“ fragte er den Pfaffen, und die Augen deſſelben leuchteten wie Katzenaugen bei dieſer Frage. — „Ob ich dieſes Aas kenne?“ rief er. „Es iſt mir eben zur gelegenen Zeit, daß Ihr mich nach dieſer Schleiſe, dieſer Miſtfeige fragt; denn ich bin willens, ſie vor Eurem Richterſtuhl als Vatermörderin, Gattenmörderin und Ehebrecherin anzuklagen.“ — „Oho!“ lachte der Kaiſer, dem des Paters hellauflodernder Zorn poſſierlich vorkam, „Ihr fallt ja gleich mit der Thür in's Haus, guter Freund. Erzählt mir lieber gleich ſonder Hehl und Fehl, was die Freifrau Euch zu Leide gethan, und dann berichtet mir von ihrer Schuld gegen Andere.“ Der Pater faßte in ſeiner blinden Wuth den Sinn dieſer Worte nicht, ſondern begann zum größten Nachtheil ſeiner Anklage ein Langes und Breites von dem Schimpf und der Schmach zu berichten, welche ihm Babet angethan und verhehlte dabei ſeinen lang gehegten lechzenden Durſt nach Rache ſo wenig, daß der heimlich bei ſich lachende König allen andern Verbrechen Babets gegen ihre Geſchwiſter, ihren Vater, ihren Gatten kaum den mindeſten Glauben ſchenkte. Je ſtärker und ſchwärzer der zornmüthige Leutprieſter, eingedenk des Schlags, den er im vorigen Sommer von Babet auf die Fülle ſeines Bauchs erhalten hatte, die Farben auftrug, deſto milder ſah der König die Sache an, und hielt das Ganze für weiter nichts als eine Privatrache ſeines geiſtlichen Freundes. Des ungeachtet ſtieg ſein Antheil an Babet. Als der Pater fertig war, äußerte der König einige Zweifel; doch dieſe verſetzten den eifrigen Hilarius vollends in Wuth: „Ich will Euch Beweiſe liefern, die bündigſten Beweiſe, welche jemals vor Euern Richterſtuhl gekommen ſind; ich will Euch Zeugen vor die Augen ſtellen, welche dieſen Schandbalg überführen ſollen. Zuerſt ſoll Euer eigener Narr reden, aber damit nicht genug; Ihr ſollt auch von Andern Dinge erfahren, die Euch die Haare zu Berge treiben ſollen; denn ich ſchwör' Euch zu, die Welt hat noch kein größeres Scheuſal geſehen, als dieſes Weib. Ihr habt mir das erſte erledigte Bisthum in Böhmen verſprochen und Ihr könntet keine größere Unklugheit begehen, als mir Euer Wort nicht zu halten; dennoch will ich auf Ring und Stab Verzicht thun und zeitlebens Euern geiſtlichen Narrn machen, wenn ich nicht Alles, was ich von jenem ſchändlichen Weibe berichtet habe, auf Nagel und Haar beweiſe.“ — „Ich nehm' Euch bei'm Wort, Pater!“ lachte der König, und Hilarius entfernte ſich, um ungeſäumt ſeine Maßregeln zu treffen. In der Dämmerung deſſelben Tages trat er mit einigen Männern in des Königs Vorgemach. Es war der alte Knecht Michel und zwei andere Knechte, welche auf Gleichen am Berg gedient hatten. Der König ließ ſie zu ſich eintreten, allein dieſe Leute waren ſo verbutzt, daß der Pater im Beiſein des Königs wenig aus ihnen herausbrachte. Wenzel hatte das Examen bald ſatt und ſchickte die Kerle fort; in ſeiner Verzweiflung holte Hilarius den Narren herbei und ſchärfte ihm das Gewiſſen; aber er machte dadurch ſeine Sache noch ſchlimmer, als ſie war; denn Butterknötele hätte an jedem andern Orte die Wahrheit eher geſagt, als auf der Burg zu Nürnberg. Der Pater konnte ihm nicht bürgen — ſo klug war der Narr auch — daß, wenn er den Burggrafen Johannes durch ſeine Geſtändniſſe blos gab, der König, der ſelten irgendwo Rückſichten zu nehmen pflegte, am wenigſten gegen den unbedeutendſten Menſchen an ſeinem Hofe, den Narrn, dem Burggrafen Alles wieder entdecken würde, vielleicht nur, um ſich einen Scherz zu machen. Dann aber würde ſich natürlicher Weiſe der ganze Zorn des Burggrafen auf dieſen entladen, und der Pater ihm ſchwerlich wieder zu Gute bringen, was für Schaden ihm, der bei dem aufrichtigſten Geſtändniß nicht den mindeſten Nutzen für ſich erſah, aus der Zornentladung des Burggrafen erwachſen würde. Dieſe kurzen und nicht erbaulichen Betrachtungen bewogen den zitternden Junker Butterknötele, auf die Hinterbeine zu treten, und nur einiges Wenige von der Freiin Umgange mit Gerhard Dreißel zu berichten. Alles Andere läugnete der luſtige Rath friſch weg, und ſetzte den Pater dadurch in ſolche Wuth, daß er ſich ſo weit vergaß, auf den Narrn loszuſpringen und ihn — im Beiſein des Königs — mit Schlägen zu bedienen. Der König, ſeinerſeits auch nicht gewohnt, bei ſolchen Auftritten ein geduldiger Zuſchauer zu ſein, warf ſich zwiſchen den ſtarkfäuſtigen Pfaffen und das ſchreiende Opfer ſeiner Rache, riß Beide von einander, warf den Pater der Länge lang in das Zimmer und den Narrn gar hinaus. Der durch ſolches königliche Begegnen ſich ſehr beleidigt fühlende Pater ließ in dieſem Augenblicke einige abgeriſſene Worte fallen, die ſich auf das Geheimniß der Geburt Wenzels bezogen, und dieſe wenigen Laute reichten hin, den Löwen in ein Lamm zu verwandeln. Erſt ſtand er einige Augenblicke betäubt, entſetzt und rathlos, nicht anders als hätte ein vor ihm niederzuckender Blitzſtrahl die Erde zu ſeinen Füßen aufgeriſſen und ein furchtbarer Abgrund, in deſſen Tiefen verderbliche Flammen praſſelten, gähne ihn an: dann ſchauderte er in der tiefſten Seele, wandte ſich zu dem unterdeſſen aufgeſtandenen Pater, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ihr habt durch Euern Zorn den meinigen gereizt. Vergeßt was geſchehen iſt! Ihr ſollt binnen hier und einem Vierteljahre den rothen Hut und Krummſtab tragen und ſollt' ich ein Bisthum neu machen; auch will ich Euch der Gnade des heiligen Vaters dringend empfehlen, ſobald ich nur erſt Nachrichten von meinem liſtigen Burſchen in Italien habe; und eh' Ihr es Euch verſeht, werdet Ihr unter die Cardinäle verſetzt, und ich trau' es Euerm Glück zu, daß ich Euch noch auf dem Throne des heiligen Petrus mit der dreifachen Krone auf dem Haupte ſehe. Alſo laßt's gut ſein.“ Hilarius, von der reizenden Ausſicht, die ihm der König plötzlich eröffnete, lieblich angelacht, vergaß des erlittenen Schimpfes und ermahnte den König, ſein Wort zu halten, dann werde er ſtets zu ſchweigen wiſſen. Durch dieſe unvorſichtige Verſicherung ſchürte er aber das Feuer des Haſſes, welches eben in Wenzels Bruſt gegen ihn entglommen war, nur noch mehr an, und je mehr ſich der König bemühte, die Glut ſeiner Seele vor dem ſchlauen Pfaffen zu verhängen und zu verſtecken, deſto ſtärker brannte und quälte ſie ihn, und ſtatt darauf zu denken, wie er das dem Pater gegebene Verſprechen baldigſt löſen möchte, ſann er vielmehr darauf, ſich dieſen höchſt gefährlichen Menſchen ſchleunigſt vom Halſe zu ſchaffen. Um ſich aber vor jedem Verrath durch ein Wort, einen Blick, eine Miene, deren er ja im Rauſche niemals mächtig war, zu verwahren, beſchloß er den Pater ſchleunigſt aus ſeiner Nähe zu entfernen. Aus dieſem Zwecke überhäufte er am andern Morgen den Leutprieſter mit koſtbaren Geſchenken und trug ihm auf, ſein Vorbote nach Prag zu ſein, dort Alles auf ſeine Ankunft vorzubereiten und vertraute ihm ſogar, um ihn ganz ſicher zu machen, einige höchſt wichtige die Regierung Böhmens betreffende Angelegenheiten. Der Pater gelangte dadurch zur Ueberzeugung, daß er, als einziger Mitwiſſer des Geheimniſſes, den König ganz in Händen habe und nur ein Mal das Rauhe herauszukehren brauche, um den ohnmächtigen Wenzel zu Kreuze kriechen zu machen. Hilarius nahm ſeinerſeits ſeine Maßregeln ebenfalls nach den wahrgenommenen Erſcheinungen, und je weniger es ihm in Sinn kam, jemals einen Laut von dem königlichen Geheimniß, deſſen er theilhaftig war, auszuplaudern, deſto größern Nutzen gedachte er doch von dieſer Wiſſenheit zu ziehen. Ein ſolches Ausplaudern würde ihm nicht genützt, ja die Wahrheit keinen Glauben gefunden haben, weil die Beweiſe mangelten; und was war ein armſeliger Leutprieſter mit einer ſo furchtbaren märchenhaften Anklage am Ende einem mächtigen Könige gegenüber? Hilarius eilte frohen Muths ab; und wenn ihm auch ſein Racheplan gegen die ſtolze Babet nicht gelungen war, ſo hatte er dagegen Vergünſtigungen erhalten, die ihn entſchädigten und des machtloſen Weibes, welches er ſchon tief unter ſich ſah, auf eine Zeit lang bis zur gelegenen Stunde vergeſſen machten.

Kaum ſah ſich der König von der Feſſel befreit, die ihm die Gegenwart des Leutprieſters auferlegt hatte, als das Verlangen, die Wittwe des Ritters von Milm, von der er ſo viel liebenswürdige Schlechtigkeiten gehört hatte, kennen zu lernen, ſtärker in ihm erwachte. Alle Gerüchte, die er von ſeiner Schweſter, der Burggräfin, über die Freifrau vernommen, ſchienen ihm der Eiferſucht derſelben das Daſein zu verdanken, ſo wie die, welche er durch Hilarius wußte, der Rachſucht. Er glaubte annehmen zu dürfen, daß Frau Babet eine ſchöne, minnliche, dabei etwas lockere Frau, kurz keine Kopfhängerin und Tugendheldin ſei, und das gerade war es, was ihm an ihr gefiel und was ihn unwiderſtehlich zu ihr hinzog. In dieſer Anſicht von Babet beſtärkten ihn nun auch noch Butterknötele's Reden, der ſich gar trefflich darauf verſtand, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und dem Könige ſagte, was dieſer gern hörte, gerade ſo wie er es erſt ſeinem Wohlthäter, dem Pater, gemacht hatte. Butterknötele's Wahlſpruch war: Ein Narr iſt zu Allem zu gebrauchen. Und ſo verfehlte er denn auch nicht, ſeinem königlichen Herrn die Freiin recht verführeriſch zu ſchildern und auf deſſen Geheiß in den Kranich zu gehen, und ihr des Königs Gruß zu entbieten.

Babet verwunderte ſich höchlichſt über dieſe ſeltſame Anmeldung; denn ihr war gar wohl bekannt, daß ihr Todtfeind, der Pater Hilarius, des Königs täglicher Geſellſchafter und Günſtling war. Sie begann alſo an Butterknötele zu forſchen und ihm die Zunge zu ziehen; und da dieſer nicht für nöthig fand, hinter dem Berge zu halten, ſo wußte ſie bald Alles, was ihretwegen zwiſchen dem König und dem Pater vorgefallen war. Der Klang einiger Silberſtücke, welche beiläufig in des Narrn gekrümmte Hand fielen, hatten die ſonderbare Wirkung, daß ſeine Zunge noch weit geläufiger wurde und eine Menge unnützes und lügenhaftes Gerede von des Königs ausnehmender Zuneigung zu ihr hervorbrachte, welches aber die plötzlich in ein glänzendes Meer von Hoffnungen und Wünſchen verſenkte Frau für die Balken des Schiffes anſah, in welchem ſie einem lockenden königlichen Hafen zuſteuern könne. Mit jedem Worte Butterknötele's ſchwoll ihr der Kamm mehr, und des ſchlauen Narrn Geldbeutel ſchwoll mit. „Aber, liebſter Junker,“ rief die entzückte Babei, „wenn Ihr es recht aufrichtig mit meinem Glücke meint, ſo ſagt mir auch, wie mach' ich es möglich, des Königs Majeſtät zu ſprechen und ihm für die hohe Gunſt zu danken?“ — „Das laßt mich in's Werk richten, gnädige Frau,“ verſetzte der auf ſeinen Vortheil bedachte Narr. „Doch wollen wir weislich überlegen, wie es am beſten zu machen, damit wir uns nicht übereilen.

Ein jeder Maler entwirft eh',
Und ſchaut darnach, wie ſein Bild ſeh',
Und iſt viel beſſer zweimal geſeſſen,
Als einmal und das Beſt' vergeſſen.“ —

„Wie, wenn Ihr den König beredetet, daß er bei einem Ritt durch die Stadt hier Einkehr nehme im Kranich,“ ſprach die Wittwe, ſchon von Stolz aufgeblaſen und begierig, ſich dadurch wieder ein Anſehn in der Stadt zu verſchaffen. — „Dieſen Gedanken laßt fahren. Der König wird ſich nicht dazu entſchließen. Es wäre beſſer, Ihr machtet morgen der Burggräfin einen Ehrenbeſuch.“ — „Nimmermehr,“ rief Babet entrüſtet. „Nimmermehr kann ich mich vor dieſem ſtolzen Weibe demüthigen, das mich tief gekränkt hat.“ — „So weiß ich Euch wahrlich keinen Rath weiter zu geben, als Ihr trefft mit dem Könige an einem dritten Orte zuſammen. Wißt Ihr was? Mir fällt ein guter Gedanke bei. Der König liebt es nämlich, je zuweilen bei Nacht und Nebel verkleidet umher zu gehen. Er iſt in Prag, wie ich vernommen und auch zum Theil erlebt habe, in ſolcher Vermummung in den Bäcker- und Fleiſcherbänken, auch in Bier- und Weinſchenken umhergekrochen und hat ſelbſt nachgeſehn, ob die Käufer auch Alles richtig erhielten, hat auch die Pfaffen und Leutprieſter Nachts überfallen, hat die Mägde und Nichten derſelben aus den Betten der geiſtlichen Herrn geriſſen und an den Pranger ſtellen laſſen und dergleichen Streiche mehr. Ich weiß auch, daß er ſchon hier mit dem Pater Hilarius in einer Mönchskutte umhergelaufen und ſogar bei der Frau Schlehen in Wöhrd zugeſprochen iſt, wie mir dieſe in der Freude ihres Herzens als ein großes Geheimniß ſelbſt entdeckt hat. Sie erkannte nämlich den König auf dem Bankett wieder, zu welchem ſie durch die Verwendung des Pater Hilarius zugelaſſen worden war. Wenn Ihr's nun zufrieden wärt, ſo wollten wir wie zufällig im Schanke der Frau Schlehen zuſammentreffen. Ihr dürftet freilich nicht thun, als ob Ihr den König in ſeiner Verkappung erkenntet. Das

Uebrige würde ſich dann von ſelber finden.“ — Die Freifrau war entzückt über dieſen Vorſchlag und war zum Dank dafür ſo gefällig, dem einfallreichen Narren zu erlauben, daß er bis gegen Mitternacht bei ihr verharren und ſie angenehm unterhalten durfte.

Träger war ſeit langer Zeit der Wittwe, die doch ein ziemlich einſames Leben zu führen gezwungen geweſen war, kein Tag vergangen, als der folgende. Und doch war ſie von früh an emſig beſchäftigt, ſich zu baden und zu kämmen, die ſchlanke üppige Form ihres Körpers in feine duftende Linnen und Seide zu kleiden, ihre Anzüge zu muſtern und daraus zu wählen, ihrem Schmuck neuen Glanz zu geben u. ſ. w. Da wurden alle Kleiderſchreine durchwühlt, die Spinde durchſtöbert, alle Juwelen- und Geldkäſtlein durchſucht, zuſammengeſtellt, verworfen und wieder herbei gelangt. Dann wandte die geſchäftige Frau diejenigen Mittel fleißig an, welche die Spuren verſchwindender Jugend und Schönheit vertilgen ſollen, und deren auch jener Zeit ſchon mehre zu Gebote ſtanden, wenn auch nicht in dem Maße und in der Feinheit, wie dem zweiten Jahrhundert ſpäter. Aber ſchon hatten Nürnberger fahrende Kaufleute von Venedig herauf, der Haupthandelsſtadt der Welt, köſtliche Waſſer gebracht, die eine friſche feine Haut bereiteten, eine künſtliche Röthe auf die Wangen zauberten, den Augen Glanz und Leben verliehen und ſonſt noch von guter Wirkung waren. Alle dieſe Dinge waren von dem üppigen päpſtlichen Hofe zu Avignon ausgegangen.

Am Nachmittage ging endlich Babet im höchſten Glanze aus ihrem Hauſe hervor und beſtieg das ihr von ihrem Haushofmeiſter vorgeführte Pferd, um, dem Anſchein nach, vom ſonnlichen Wetter, das als ein Vorbote des nahen Frühlings über die Erde fuhr, geleckt, einen Spazierritt zu machen. Ihr von Narden duftendes dunkeles Haar war in künſtliche Flechten um die Ohren gelegt, eine mit feinem Pelzwerk verbrämte Gugel von koſtbarem geſchornen Samet bedeckte den ſtolz emporgehaltenen Kopf. Um den weißen Hals ſchlang ſich wohl ſechs bis acht Mal eine güldene Erbskette, den Buſen umhüllte eine mit Gold geſtickte Pelzſchaube, und über einen rothen Sametrock lag ein blauſeidener Ueberwurf, auf welchem der von rothem Karduan geſchnittene und mit Otternköpfchen beſetzte Wetſcher ſpielend herabhing. Alſo ritt das ſtolze Weib voll hoffärthiger Gedanken auf dem aalgrünen, aalglatten, eben ſo köſtlich geſchmückten Roſſe zum Thor hinaus, und ihr folgte der Haushofmeiſter ebenfalls zu Pferde. Ihre Ungeduld trieb ſie weit in die Ebene hinaus und ihr muthiges Pferd mußte nicht umſonſt den ſcharfen Sporn ihres Fußes fühlen. Endlich begann es zu dunkeln und Babet trat den Rückweg an. Vor dem Schanke angelangt, hielt ſie plötzlich an und ſtöhnte, gleichſam als widerfahre ihr ein Schmerz. Der Haushofmeiſter eilte herbei und erfuhr, daß der heftige Ritt ſeiner Herrin einen ſtarken Krampf im Fuße zugezogen habe, und daß ſie unmöglich einen Schritt weiter reiten könne. Der junge Menſch eilte ſogleich in die alte verfallene Kneipe, Chriſtel erſchien mit ihm, und Beide hoben die Ritterfrau herab. Sie trat in die

Hausflur und Frau Schlehen eilte ihr entgegen. „Wo Tauben ſind, ſliegen Tauben zu!“ rief mit pfiffigem Lächeln die Wirthin. „So eben haben auch zwei ſeltene Gäſte im Hinterſtübchen Platz genommen. Ich bitt' Euch, wollet Euch ebenfalls dorthin verfügen. Zwei Kloſterbrüder ſitzen da, davon iſt nur dem Einen die Platten geſchoren, aber Ihr wißt ja: Narrn und Pfaffen haben Beide kahle Köpf' und ſchelmiſchen Sinn. Auch ſag' ich Euch das: Nicht alle ſind Köche, ſo lange Meſſer führen, und man ſieht's der Nuß nicht an der Schalen an, was für ein Kern darin ſteckt.“ Die Rittersfrau rauſchte durch die Hausflur und trat in das hell erleuchtete Stübchen, bot den Mönchen nachläſſig einen guten Abend und warf ſich in einer maleriſchen Lage in einen Seſſel. „Nun Frau Schlehen,“ begann ſie; „ich ſehe, Ihr habt heiligen Beſuch.“ — „Wer fromm iſt, bei dem kehrt Gott ein,“ verſetzte die Wirthin kichernd. „Die Herrn Patres machen aber ſchon einen Schwank mit.“ — „Vorzüglich mit einer ſo ſchönen Frau,“ warf der König ein, und rückte näher. — „Ihr ſeid wenigſtens ſehr galant,“ bemerkte Babet und warf ihm einen ihrer flammenden Blicke zu, „und daraus ſchließ' ich, daß Ihr aus des Königs Gefolge ſeid.“ — „Traut Ihr dem Könige ſo viel Galanterie zu?“ fragte Wenzel. — „Ich traue ſie ihm zu, weil er jung, liebenswürdig und der erſte aller Ritter iſt. Billig ſollte er ſie beſitzen, und wenn dies nicht der Fall iſt, ſo liegt das lediglich daran, daß er ſich von ſeinen Frauen fern gehalten und demnach die Schule der Galanterie nicht beſucht hat. Er würde ſicherlich in ſeiner Ausbildung weiter vorgeſchritten ſein, hätte er unſerm Geſchlecht die ihm gebührende Huldigung nicht verſagt; aber ſo etwas rügt ſich ſtets am Sünder.“ — „Ich merke wohl, Ihr ſeid von der Natur zu einer Lehrmeiſterin der Männer gemacht. Auch ich bin durch meinen geiſtlichen Dienſt weit in der Kenntniß, die Ihr lehrt, zurück. Ich würde Euch dankbar ſein, wolltet Ihr mich etwas in die Schule nehmen.“ — „Oho,“ lachte Babet, „dazu müßtet Ihr erſt den geiſtlichen Rock ausziehen; denn alle meine Worte würden von dieſer Kutte abprallen, wie ſcharfe Pfeile von einem ſtählernen Harniſch. Auch meint Ihr wohl, das ließe ſich in einer Stunde abthun? Dazu bedarf's, daß ich Euch wenigſtens ein volles Jahr unter meiner Fuchtel hätte.“ — „Nun das könnte ſich ergeben,“ meinte der König. „Sagt mir aber doch, ſchöne Frau, um gleich mit dem Unterrichte zu beginnen, geſtattet Ihr Euerm folgſamen Schüler doch einen Krug Wein?“ — „Man ſieht und hört es Euch an, welch ein ungeleckter Bär Ihr noch ſeid, ſonſt wüßtet Ihr das Sprüchlein: Ohne den Bacchus und die Ceres friert die Venus, oder mit andern Worten: Ohne Wein und Brot bleibt die Liebe todt. Und um Euch zu beweiſen, daß ich meine Wiſſenſchaft verſtehe trotz einem gelehrten Profeſſor auf der Univerſität zu Prag, ſo reicht mir einen Krug Malvaſier.“ — Der König und der Narr ſprangen zugleich herbei, den Wunſch der liebenswürdigen Frau zu erfüllen und Frau Schlehen, die mit wahrem Seelenvergnügen dem Geſprächſel zugehört hatte, lief ebenfalls zur Kur. So geſchah es denn, daß Babet zwei Krüge zu gleicher Zeit zu Händen bekam und ſofort auch zu Ehren des

Liebe und ihres neuen Schülers aus jedem einen herzhaften Trunk that. Der König fühlte über dieſe genialen Züge ein ſolches Entzücken, daß er ihre Hand ergriff und mit Küſſen bedeckte. Seit ſeiner Gemahlin Johanna Tod hatte Wenzel allen weiblichen Umgang geflohen; aber die Natur forderte nun um ſo ſtärker den ihren Rechten ſchuldigen Tribut. Babets ganzes Weſen ſprach ihn ſo mächtig an, daß er ſchon in der erſten halben Stunde ihrer Unterhaltung ganz der Ihrige war. Er ſehnte ſich nach den Feſſeln der Liebe; er hatte ſie ja noch nicht getragen, und auch dem rohſten Charakter ſchlägt einmal die Stunde, an den allmächtigen Sonnenſtrahlen der Liebe dahin zu ſchmelzen. Er fand in Babet plötzlich ein Weſen, wie es ihm zur Befriedigung ſeiner Anſprüche an weiblichen Umgang lange vorgeſchwebt hatte. Sie hatte nicht die entfernteſte Anlage, eine ſtrenge Richterin ſeiner Sitten zu werden, vielmehr verſprach er ſich von der erſten Bekanntſchaft von ihr eine liebenswürdige Geſellſchafterin ſeiner Bacchanalien, und all das Arge und Schlimme, was er vom Pater Hilarius über ſie vernommen hatte, diente nur dazu, ihre Reize in ſeinen Augen zu erhöhen. Wenn man's nun von beiden Seiten darauf anlegt, ſich zu verſtändigen, ſo erfolgt die Verſtändigung gewiß bald. Wenzel ſagte ihr nicht, daß er der König ſei, er nahm an, daß ſie es wiſſe, und ſie erwähnte es nicht, weil es nicht in ihren Kram paßte. Es dauerte nicht lange, ſo ſaßen ſie in der dunkeln Ecke neben einander und führten ein minnliches Gekos. Frau Schlehen kam aber über dieſes Ereigniß ganz außer ſich vor Freuden und maß das Glück der Rittersfrau allein dem Segen zu, welcher ſeit einiger Zeit auf ihrer Schenke ruhe, und der Narr unterließ nicht, ſie in dieſer Anſicht zu beſtärken. Ihre Freude hatte ihren guten Grund in ihren Hoffnungen, und auf das ſchnelle Glück der Freiin baute die kluge Schankwirthin das kühne Luftſchloß ihres eigenen. Denn ſie konnte ſich des Gedankens nicht mehr erwehren, auch eine Stelle an des Königs Hofe zu erhalten, und zwar als deſſen Närrin, um wieder in die Nähe ihrer beiden geliebten Freundinnen Elſe und Lene zu kommen. Auch darüber ließ ſie ihren Gedanken bei Junker Butterknötele freien Lauf, und der gutmüthige Schalk verſprach ihr über dieſe Angelegenheit mit dem Könige zu ſprechen, und beſtellte ſie zum folgenden Morgen auf die Burg.

Nach kurzer Friſt brach der König mit Babet auf und verfügte ſich mit ihr in den Kranich.

Und erſt am frühen Morgen ging er davon, feſt entſchloſſen, die Frau, die ihn ganz bezaubert hatte, nicht wieder von ſich zu thun. Um aber alles Aufſehn in Nürnberg zu vermeiden, gedachte er ſogleich den folgenden Tag ſeine Rückfahrt nach Prag mit ihr anzutreten. Alſo hatte er's mit ihr verabredet. Sein Weg führte ihn am Hauſe des Schuſter Stengel vorbei. Da erwachte die Sehnſucht nach der Mutter Abſchiedskuß in ſeinem Herzen. Aber er widerſtand dem mächtigen Zuge und ging vorüber. Noch am ſelbigen Morgen ſchickte er ſeine Räthe voraus, und behielt nur eine kleine Anzahl reiſiger Knechte zu ſeiner Bedeckung zurück, um ungeſtörter mit ſeiner geliebten Babet reiſen zu können.

Eben mit den Zurüſtungen zu ſeiner Fahrt beſchäftigt, führte der Narr die Frau Schlehen herein. Sie knixte dreimal tief an der Thür, doch als der König barſch fragte: „Wer iſt dies Weib? Was will ſie?“ wäre ſie bei'm dritten Knix vor Schrecken beinahe umgeſunken. „Gnädigſter majeſtätiſcher Herr König,“ begann ſie kleinlaut. „Ihr habt mich doch geſtern Abend gekannt, kennt Ihr mich denn heute nicht mehr?“ — „Ich weiß nicht, wer Du biſt, Frau,“ verſetzte Wenzel, „doch ſag' was Du von meiner Gnade begehrſt; ich habe nicht Zeit, lange mit Dir zu verkehren.“ — „O St. Sebald! Mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen aus einer Schüſſel eſſen,“ ſtammelte ſie und trippelte vor Angſt. „Heute gekannt, morgen verbannt; heut' ein froh Geſicht, morgen kenn' Dich nicht.“ — „Nun wie lang' ſoll ich Deine abgedroſchenen Sprüchlein anhören?“ donnerte der König. „Was willſt Du?“ — „Ich wollte gern Eure Närrin werden, ſo hat ich's heut im Sinne; nun aber iſt's mir vergangen.“ — „So Du's heute im Sinne gehabt haſt, ſoll Dir auch heute Dein Wille geſchehen. Butterknötele, beſorg' ſogleich und hurtig dieſem Weibe ein Narrenkleid; ſie wird heute meine Närrin ſein.“ Der König ließ ſie hierauf in eine Kammer führen, wo ſie ſo lange harren mußte, bis das Kleid für ſie bereitet war. Anfangs zitterte und bebte ſie an allen Gliedern in Erwartung der ſchrecklichen Dinge, die da kommen ſollten; als ihr aber ein leckeres Mittagsmahl auf koſtbarem Geſchirr zubereitet und ein Becher des beſten Weins vom Kellermeiſter gereicht wurde, verlor ſich ihre Angſt und der Born ihrer Lebensweisheit ergoß ſich wieder in Sprüchwörtern, Reimlein und Sentenzen klar und luſtig wie zuvor. Aber die ſüße Täuſchung dauerte nicht lange. Butterknötele erſchien mit einem ſo buntſcheckigen und wunderlichen Kleide, daß das ſeinige dagegen noch ein ſehr anſtändiger Anzug zu nennen war, Frau Schlehen wurde weiß und wieder roth, als ihr der Narr im Namen des Königs die Zumuthung machte, ſich ihrer Kleider abzuthun und das Scheckengewand anzulegen. Sie ſchrie laut auf und jammerte über das ihr widerfahrene Unglück, und weigerte ſich alles Ernſtes, den Rock anzuziehen. Sogleich aber traten zwei ſtarke Soldknechte herein und machten Miene, ſie zu zwingen, wenn ſie ſich nicht gutwillig fügen würde. Ihre Schaamhaftigkeit verbat ſich die männliche Hülfe und hinter Schloß und Riegel bekleidete ſie ſich ſeufzend und ſtöhnend mit dem Narrnrocke. Als ſie fertig war, trat der Narr wieder zu ihr herein, ſetzte ihr eine Schellengugel mit einem ungeheuern rothen Hahnekamme auf das Haupt, und führte ſie, taub gegen ihre Klagen, hinab auf den Hof. Dort ſtand Chriſtel und hielt ſeinen ſtattlichen Eſel am Zaume, nicht wiſſend, wozu er eigentlich ſammt dem Eſel durch ſtrengen Befehl hierher beſchieden war. Sein Schrecken war nicht gering, als er ſeine Herrin in dem geckenhaften Anzuge daher ſchreiten ſah. Aber auch Frau Schlehen war nicht wenig über Chriſtels und ihres Eſels Anblick betreten, und faſt wäre die dicke Frau ohnmächtig in Butterknötele's Arme geſunken, als ihr dieſer des Königs Befehl eröffnete, rücklings auf dem Eſel durch die ganze Stadt Nürnberg zu reiten. Alle Einwendungen von ihrer Seite halfen nichts; denn ſchon zeigten ſich die beiden Söldner wieder bereit, ſie auf das Eſelein zu heben. Geduldig ergab ſie ſich in ihr Schickſal. An des Eſels Stirn war ein Zettel befeſtigt, auf welchem man die Worte: „Des Königs Närrin für heute,“ deutlich leſen konnte. Alſobald ſetzte ſich Chriſtel in Bewegung, von einem der Soldknechte befehligt, während der andere auf einer Trompete blies und den Zug anführte, der in kurzer Zeit die ganze Stadt in Aufruhr verſetzte. Denn noch waren ſie nicht den Berg hinab, als ein Mönchlein den haufenweiſe drum herum ſchwärmenden Kindern die Schrift an des Eſels Stirn auslegte, und nun männiglich jubelte und ſchrie: „Die dicke Frau Schlehen iſt des Königs Närrin für heute geworden!“ Nicht lange darauf wogte es von Menſchen wie Meerfluthen in den Straßen, alle Fenſter öffneten ſich, Alles ſchrie ob des lächerlichen Anblicks der wohlbeleibten Frau, welche mit betrübtem Geſichte dahin ritt, und den Schwanz des Eſels ſtatt Zaum in der Hand halten mußte. Die Majeſtät miſchte ſich bald in der Mönchstracht unter das neugierige Volk, um ſich des eigenen Schelmſtücks zu erfreuen. Der Zug kam auf den Milchmarkt. Hier breitete ſich die Maſſe aus und bildete eine Gaſſe, durch welche die betrogene Schankwirthin hindurch reiten mußte. Der König ſah hinauf am Hauſe ſeiner Eltern, und erblickte ſeine Mutter am Fenſter. Sogleich übermannte ihn jene Sehnſucht, die er dieſen Morgen zurückgedrängt hatte, ſie noch einmal zu ſprechen und ihr Lebewohl zu ſagen. Schnell hatte er dazu den ſchicklichen Vorwand gefunden, und huſchte in das Haus. Er trat in das Wohnzimmer; ſämmtliche Bewohner hatten an den Fenſtern Platz genommen und bemerkten ſein Eintreten nicht. Er ging demnach zu ſeiner Mutter und erfaßte ihre Hand. Sie wandte ſich und erkannte mit freudigem Schreck ihren Sohn. Das Herz klopfte ihm gewaltig an die Bruſt; ein unbeſchreibliches Gefühl ſchnürte ihm die Kehle zu, er vermochte keinen Laut hervorzubringen, und hielt ſtumm die Hand derjenigen umſpannt, die ihn einſt unter ihrem Herzen getragen hatte. „Wann gedenkt Ihr von hinnen zu ſcheiden?“ fragte ſie endlich leiſe. — „Morgen,“ verſetzte er. „Leb' wohl! Wir können uns auf Erden doch nicht angehören. Vor ſechsundzwanzig Jahren ſchon haſt Du das Band zwiſchen mir und Dir zerriſſen; ich vermag es nicht wieder anzuknüpfen. Wehe, daß es ſo iſt!“ Während dieſer Worte waren ihm Thränen in die Augen getreten. — „Leb' wohl, mein Sohn!“ flüſterte die tiefbewegte Frau, wich aber dann wieder ſcheu zurück und deutete auf ihre übrigen Kinder. Wenzel betrachtete ſich den Schumachermeiſter von der Seite; dieſer wurde plötzlich des Mönchs gewahr, und ſo ſahen ſich Beide an und ſtaunten Beide über die Aehnlichkeit, welche ſie mit einander hatten. Darüber wurde des Vaters und der übrigen Kinder Aufmerkſamkeit von Frau Schlehens Umritt abgezogen und auf den fremden Gaſt gelenkt. Unendliche Wehmuth ſtürmte plötzlich in Wenzels Bruſt, als er ſich mitten unter den Seinigen ſah, in Geſellſchaft ſeines Vaters, ſeiner Mutter und Geſchwiſter, ein Glück, welches ihm noch niemals zu Theil worden war, und die ſtarre Feſſel der Beklommenheit löſte ein milder Thränenſtrom von ſeinem Herzen. Er ſetzte ſich auf einen Schemel und ließ den Thränen freien Lauf. Der verwilderte, unbändige König von Böhmen war in dieſem Augenblicke ein guter edler Menſch. Die Natur hatte ſeit geſtern, wo ſein Herz in Liebe gegen ein, leider! derſelben unwürdiges Geſchöpf entbrannt war, ihren allmächtigen Zauber an ihm auszuüben angefangen und ihr großes Werk eben vollendet. Er dachte nicht mehr daran, daß er König war; die Bande des Bluts waren ſtärker, als die der Krone, und er war, ſich und die Gefahr, in welche er ſich ſtürzte, vergeſſend, eben in Begriff, ſeine Geſchwiſter zu umarmen und zu küſſen, als Meiſter Stengel, ſich von dem Schrecken, in welchen ihn der Anblick des Mönchs verſetzt hatte, allmälig erholt, wie toll zu ſeiner Frau rannte und ihr ſo leiſe in's Ohr rief, daß es Alle in der Stube deutlich vernahmen: „Frau, ich beſchwör' Dich bei St. Lorenz und St. Sebald, dieſer Mönch iſt unſer verſoffener König und hat den Mummenſchanz angezogen, um uns zu verderben.“ Sothane böſe Worte gingen wie ein zweiſchneidiges Schwert durch Wenzels Bruſt, und die Arme, die er ſchon erhoben hatte, ſanken am Leibe herab, ſein Geſicht verſteinerte ſich, ſeine Mienen wurden majeſtätiſch; denn er erinnerte ſich, daß er das Oberhaupt deutſcher Nation, der Mehrer des heiligen römiſchen Reichs und König von Böheim war. Die Kinder und Meiſter Stengel ſelbſt waren ſcheu zurückgewichen, nur Frau Martha blieb zum Erſtaunen der Ihrigen ſtehen; ſie faßte des Sohnes Hand und weinte Thränen darauf, Schmerzensthränen, Mutterthränen, deren jede Perle tauſendfach mehr werth war, als eine Perle in Wenzels zwiefacher Krone. Er wollte ſich losreißen und davon eilen, da lärmte es auf der Treppe, die Thüre wurde aufgeriſſen und ein Menſchenhaufe drang herein. In der Mitte trugen Einige Frau Schlehen, welche dem Anſchein nach ohnmächtig war. Man legte ſie auf das Bette und fluchte dabei weidlich auf den König, der die ehrbare Frau aller Welt zum Geſpötte preisgegeben hätte, da er ſich doch, wie man wohl wiſſe, erſt vor kurzem in ihrer Schenke ſatt Wein getrunken u. dgl. m. Wenzel hörte das Schelten einzelner Prahlhänſe aus der niedrigſten Volksklaſſe eine Weile geduldig an; aber plötzlich überlief ihn ſeine Hitze; er ſprang wie ein gereizter Tiger auf einen der Lümmel, der ſich eben eines ſchmählichen Ausdrucks hinſichtlich ſeiner bedient hatte, faßte ihn bei der Bruſt, warf ihn mit rieſiger Kraft zu Boden und trat ihn außer ſich vor Wuth mit Füßen, während er rief: „Fühlſt Du des Königs Fäuſte, Beſtie? Iſt der König wirklich ſo ſchlecht, als Du ſagſt, Hund?" Ein jäher Schreckensſchrei erſchallte in der Stube. Hals über Kopf ſtürmte Alles, was in der Stube war, hinaus, einer über den andern her. Jeder wollte der erſte draußen ſein; Alle hatten den König erkannt und ihnen grauſ'te vor ſeiner Fauſt wie vor der des Teufels. Selbſt die ohnmächtige Frau Schlehen hatte ſich voll Schrecken, den gefürchteten Herrn auch hier zu finden, ſchnell und unbemerkt aus dem Staube gemacht, und als ſich Wenzel umſah, war das Bett leer. Ihre Ohnmacht war nur erheuchelt geweſen. Als ſie an Stengels Haus vorüber mußte, kam ihr der Gedanke in den Sinn, ſich bei Frau Martha Schutz gegen die Unbill des ſie begleitenden Volks zu verſchaffen, und ſo ſank ſie gerade vor der Thür vom Eſel auf die Köpfe der nächſten Begleiter herab und erregte dadurch das Mitleid derer, die ſie ſo eben gehänſelt und geſchmäht hatten. Die Stube war leer. Wenzel umarmte ſeine Mutter und verließ unter ihren Segenswünſchen das Haus.

Am andern Morgen fuhr er von Nürnberg ab. In Lauffen erwartete ihn Babet. Sie war in der Nacht aufgebrochen und ihm zuvorgeeilt. Bald ſaß die Schlaue an ſeiner Seite, um das Netz, welches ſie über das Haupt des Schwächlings geworfen hatte, feſt und feſter zu ziehen, und er fühlte ſich glücklich, ſehr glücklich in ihrem Beſitz.

In Prag angekommen, ließ er ihr ſogleich einige Zimmer zurichten.

Der Pater Hilarius trat bald nach der Ankunft des Königs in deſſen Gemach, um Rechenſchaft von den erhaltenen Aufträgen abzulegen, aber die Zunge erſtarrte ihn faſt, die er zum Gruß bewegen wollte, als er ſeine Todtfeindin in des Königs vertraulicher Nähe erblickte. Sie warf ihm einen triumphirenden Blick zu. Er aber faßte ſich ſchnell, und trat mit gleißender Höflichkeit heran, den König und deſſen Dame zu bewillkommen. Wenzel lachte unbändig und rief: „Fuchs, Fuchs, ich kenne Dich!“ Aber er kannte ihn nicht. Der Pater war die Freundlichkeit ſelbſt, und ſpielte ſeine Rolle um ſo geſchickter, je furchtbarer die Glut des Haſſes und der Rache in ihm brannte. Im Schleier der Nacht eilte er nach dem Freihauſe. „Nieder mit ihr, wenn Du nicht ſelbſt fallen willſt, Hilarius!“ rief ſich der Pfaffe zu. Er unterhandelte lange mit einigen Freiknechten, die ihm ſehr gewogen waren.

Babet warf ſich in königlichen Glanz und ritt an der Seite ihres Geliebten durch die Stadt, und bald erzeigte man der Schändlichen all' die Ehrfurcht, welche meiſt den Concubinen der Könige zu Theil wird. Endlich hatte die Stolze das höchſte Ziel ihrer Wünſche erreicht; ſie war unmäßig im Genuſſe ihres Glücks. Grauſam, hartherzig, verſchwenderiſch, eigenſinnig und buhleriſch, verleitete ſie den ſchwachen König in wenigen Tagen zu beiſpielloſen Ausſchweifungen und Nichtswürdigkeiten. Das Wiſchehrader Schloß glich bald einem immerwährenden Gelag. Hilarius wurde vom Könige ziemlich vernachläſſigt; er bemerkte mit Schrecken, was ihm bevorſtand und ſtellte ſeine ſcharfäugigen Beobachtungen nur um ſo vor- und umſichtiger an. Oft war er im Kloſter Königsſaal und verkehrte mit dem Abt deſſelben. Nun ließ der Abt nach einigen Wochen den König einladen, dem Kloſter ſeinen Beſuch zu ſchenken und daſelbſt mehre Anliegen, welche die Geiſtlichkeit Böhmens an ihn habe, ſich vorzulegen gefallen laſſen. Wenzel konnte die Einladung nicht ausſchlagen, und ritt eines Morgens nach dem Kloſter. Sehr leid that es ihm, daß er ſeine Freundin nicht mitnehmen konnte, und gern hätte er wider die Ordensregel gehandelt, wenn er der Zuſtimmung des Abts gewiß geweſen wäre, ein weibliches Weſen in den Kloſtermauern zu wiſſen. Dagegen verſprach er der Babet gewiß, am Abend wieder da zu ſein.

Am Nachmittage wurde eine in Schleier gehüllte Frau zu Babet geführt. Stolz erhob ſich dieſe von ihrem Sitze; die Dienerinnen verließen das Zimmer. Die Eingetretene ſchlug die Schleier zurück. Es war Agnes, Babets Schwägerin. Das Geſicht der Freifrau verdüſterte ſich. „Babet!“ rief die Gräfin, „das Glück hat Dich aufgeſucht, mich aber verſtoßen. Du allein kannſt mir wieder aufhelfen, und Du darfſt mich nicht ſtreng richten. Biſt Du doch aller der Sünden theilhaftig, die ich begangen habe.“ — „Was willſt Du von mir?“ fragte die Freiin gemeſſen. — „Rede nicht ſo kalt mit Deiner Freundin, ich beſchwöre Dich! Du marterſt mich mit dem Tone Deiner Worte. Was ich will? Was kann eine Freundin, eine Blutsverwandte von der andern wollen? Du ſtehſt jetzt oben, Du ſollſt mir die Hand bieten und mir wieder aufhelfen.“ — „Daß ich eine Schlange in meinem Buſen aufzöge! Meinſt Du, ich wüßte es nicht, wie Du meinen armen unglücklichen Bruder Wenzel zu Grunde gerichtet, wie Du ihn auf mich aufgehetzt und verleitet haſt, mich um einen großen Theil meines Erbes zu betrügen? Meinſt Du, ich kenne Dein Belialstücke nicht? Sieh’, mir haben die Heiligen geholfen; Dich aber in den Staub getreten. Fort aus meinen Augen! Ich kenne Dich nicht.“ Sie wollte ſich mit würdegezierten Schritten entfernen, aber die tiefgeſunkene Gräfin ſah keinen Rettungsweg weiter, als ſich in die Nothwendigkeit der Umſtände zu fügen und ſich vor der Stolzen zu demüthigen. Sie warf ſich deshalb der davon Eilenden in den Weg, umklammerte ihre Kniee und erheuchelte Verzweiflung. „Babet, höre mich an!“ rief ſie. „Du biſt beſchimpft in mir. Dieſe übermüthige Schuſtersdirne, die für eine Kaiſerstochter gilt, hat mich tief gekränkt vor allen Leuten. Ich weiß, ſie iſt auch falſch und zornmüthig gegen Dich, ich habe es aus ſicherm Munde. Sie hat ſich mit dem Pater Hilarius zu Deinem Untergange verſchworen. Sie vermag viel über den König, ſie vermag Alles. Er liebt ſie mehr als Dich. [illegible]bet, ich bin Dein warnender Engel. Verſtoße mich nicht, Du würdeſt es zu ſpät bereuen!“ — Die Edelfrau war in Nachdenken verſunken ſtehen geblieben. Endlich ſagte ſie: „Es iſt möglich, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß Du recht haſt. Dieſe hochtrabende Elſe hat mich noch keines Blickes, keines Wortes gewürdigt, ſeit ich hier bin. Sie verachtet mich. Und dieſer Hilarius wüthet gegen mich. Ich bedarf Freunde, Hülfe, Unterſtützung. Steh' auf, Agnes, Du kannſt und wirſt mir von großem Nutzen ſein. Dein Wunſch iſt gewährt; alles Frühere ſei vergeſſen! Ich bin Deine Freundin wieder wie ſonſt. Komm, laß uns überlegen, wie wir unſern Feinden zuvorkommen. Elſe — ich weiß es — iſt das Geſchöpf des liſtigen Pfaffen. Sie muß mit ihm untergehn.“ Die kurz vorher ſo harte und ſtolze Frau umarmte jetzt ihre Feindin, und Beide pflogen langen Rath zuſammen. Das Ende deſſelben war, bei erſter ſchicklicher Gelegenheit Elſen und Hilarius mit Gift aus dem Wege zu räumen, und Agnes verſprach durch ihre Reize irgend einen Diener zu feſſeln, mittels welchem das Meiſterſtück ausgeführt werden könnte. — Schon hatte der Frühlingsabend ſich um die Felſen des hohen Schloſſes gelegt, als die beiden Freundinnen ſchieden. Gleich darauf trat ein Diener in Babets Zimmer und erſuchte ſie im Namen des Königs, ſogleich in das Königsbad zu kommen. „Iſt mein gnädiger Herr ſchon hier? Und kommt nicht ſelbſt zu mir?" fragte ſie verwundert. — „Des Königs Majeſtät iſt ermüdet ſogleich am Badehauſe abgeſtiegen," verſetzte der Diener, „und gedenkt mit Euch ein ſtärkendes Bad zu nehmen. Er läßt Euch bitten, mir zu folgen." — Babet ging ſogleich. Das Badehaus, von Wenzel erbaut, und nach ihm Wenzelsbad genannt, lag eine bedeutende Strecke vom Wiſchehrad an einem Felſen, Brzezka genannt. Auf der Höhe dieſes Felſens hatte Wenzel 1380 einen Palaſt für ſich zu bauen begonnen, welcher aber noch nicht vollendet war. Der Felſen erhob ſich ſchroff über der Moldau in der Neuſtadt. Später ließ er an den Palaſt eine Kapelle des heil. Wenzeslav bauen. Früher hatte an derſelben Stelle ein Kloſter dieſes berühmten böhmiſchen Heiligen, dem auch unſer Wenzel den Namen verdankte, geſtanden. Am Fuße des Felſens ſprudelte eine warme Quelle aus der Erde; über derſelben erhob ſich das neue Wenzelsbald.

Babet wandelte hinter dem Diener her. Schon begann es zu dunkeln. Sie erreichte den Felſen: das Bad lag vor ihr. Dumpf rauſchte die Moldau tief unter ihr. Plötzlich wurde ſie von zwei ſtarken Männern gepackt. Sie wollte ſchreien und ſich widerſetzen. Aber der Mund wurde ihr zugehalten und ſie raſch dem hohen Felſenufer zugeſchleppt. Das Entſetzen lieh ihr Rieſenkräfte; aber ihr Ringen half ihr nichts. Die Nacht wurde finſter, Menſchenhülfe war fern, die Mörder ſtark und unbarmherzig. Ein gewaltiger Stoß und ſie flog von der Felſenſpitze hinab. Man hörte einen Schrei, dann dumpfe Laute, wie ſie an den Zacken anſchlug und endlich den Schall des Waſſers, als ſie hineinſtürzte. Dann wurde es ſtille. Oben über bog ſich ein feiſtes Pfaffengeſicht und lachte vergnügt: „Du haſt Deine Rolle ausgeſpielt, verfluchte Kötſche! und wirſt mir nichts mehr anhaben. So ergehe es Allen, die ſich gegen die Diener der Kirche erheben. Nun iſt der König wieder mein. — Ihr habt Eure Sache brav gemacht, Ihr Jungen! Hier habt Ihr Geld. Geht heim und grüßt mir Euern Meiſter Jobſt. Ihr habt Euch eine Stufe in den Himmel gebaut und ich will bei den Heiligen Eurer gedenken.“ An der Hand des getreuen Dieners ging Hilarius nach dem Wiſchehrad zurück.

Am andern Tage kam der König in haſtiger Eile und gleichſam mit unglückahnender Seele von Königsſaal zurück. Er hatte ſich nur ungern vom Abte des Kloſters aufhalten laſſen, doch um ſo ungeſtümer war er nun, ſeine Freundin zu umarmen. Wie eine Wetterwolke fuhr er einher; man konnte des Verderbens in ihrem Schooſe gewärtig ſein. Kaum hatte er ſeine Gemächer betreten, als er betroffen von dem Umſtande, daß Babet ihm nicht entgegen eilte, ängſtlich die ihn bedienenden Leute fragte: „Wo iſt die Freiin von Milm?“ — Ein dumpfes Schweigen war die Antwort. „Wo iſt Babet?“ ſchrie der König außer ſich. — „Wir wiſſen es nicht,“ verſetzten die Diener. „Ihre Frauen haben ſie geſtern Abend und heute ſchon geſucht.“

Wenzel ſtürzte wie raſend in die Zimmer, wo die dienenden Frauen traurig und zitternd vor des Königs Zorn verſammelt waren. Auch hier war ſeine erſte, mit furchtbarer Heftigkeit ausgeſtoßene Frage: „Wo iſt die Freifrau?“ — Die Dienerinnen fielen heulend und winzelnd zu des Königs Füßen; er aber kannte ſich nicht mehr, und riß ſie gewaltſam empor. Da ſtammelte die Gürtelmagd, welche im Nebenzimmer geweſen war, daß eine fremde Dame ſie beſucht und dann ein Diener ſie abgeholt habe. Weiter wußte man nichts zu ſagen. Endlich wurde auch kund, daß man ſie geſehen, wie ſie einem Diener gefolgt ſei. Die ganze Dienerſchaft wurde verſammelt, die Räthe des Königs mußten ein ſcharfes Verhör anſtellen, aber es war nicht möglich zu erkunden, wer der geweſen war, welcher Babet von dannen geführt hatte. Vergebens waren alle Nachforſchungen. Der König wurde von Minute zu Minute wüthender. Da fiel ihm ein, daß ſich Hilarius noch nicht habe ſehen laſſen. Der Gedanke, daß der Pfaffe allein Auskunft über Babet geben könnte, fuhr Wenzeln wie ein Blitzſtrahl durch den Kopf. Er ſchickte nach ihm und erfuhr, daß der Pater geſtern ſogleich nach des Königs Abreiſe ebenfalls einen Gang nach der Karthauſe bei Prag gemacht habe und noch nicht wieder zurückgekehrt ſei. Wenzel befahl ihn ſogleich herbeizuholen. Doch der ausgeſchickte Bote kehrte mit dem Beſcheid zurück: der Pater ſei eben in einer Andacht begriffen, und könne deshalb nicht kommen. Da raſete der König, und befahl, den Pater gebunden herbei zu ſchleppen, wenn er nicht ſogleich freiwillig kommen wolle.

Einige Stunden darauf trat Hilarius mit zornglühendem Geſicht in des Königs Kloſet. „Wo iſt Babet?“ ſchrie ihm Wenzel entgegen. — „Was kümmert mich die loſe Dirne?“ verſetzte der Pater aufgebracht und unbeſonnen. „Ich aber habe an Euch eine andere Frage zu thun. Wie könnt Ihr wagen, einem Diener der Kirche, ja was ſag' ich, wie könnt ihr mich, der ich Euch in Händen habe und zu nichte machen kann, wann es mir beliebt, mit Zwang drohen? Wie? Ihr wolltet mich gebunden vor Euch führen laſſen? Weh Euch! Zittert vor mir! Iſt das der verſprochene Biſchofshut? Ich will von hier auf den Radſchin zum Erzbiſchof gehen, und ihm kund thun, daß“ — — „Was? Was?“ ſchrie Wenzel, und alle ſeine Züge waren verzerrt zum gräßlichſten Scheuſal; ſein Geſicht war hochroth, ſeine Augen quollen wie Fäuſte hervor, ſeine Lippen bebten, er konnte ſich kaum mehr auf den Füßen erhalten. „Was, Schandbube!“ rief er noch einmal mit erſtickender Stimme, „was willſt Du dem Pfaffenkönig verrathen?“ „Daß ein Schuſterknecht von Nürnberg auf dem böhmiſchen und deutſchen Throne ſitzt.“ — Wenzel riß das Schwert von ſeiner Seite; wie ein Wetterſtrahl zuckte es auf des Paters Kopf herab; ein zweiter Schlag traf ihn an den Hals, ein dritter eben ſo ſchnell auf die Bruſt. Der tödtlich verwundete Pater brüllte wie ein Löwe; er wollte die Thür gewinnen, der König verrennte ihm den Weg; jetzt warf ſich Hilarius, Blutſtröme vergießend, auf Wenzeln, aber dieſer hielt ihm das Schwert entgegen, und der Pfaffe ſtürzte ſich in blinder Wuth hinein. Die Kräfte verließen ihn; er brach zuſammen. Wenzel ſtarrte den Sterbenden wie beſinnungslos an, und rief: „Wo iſt Babet, Unglückſel'ger?“ — „Bei'm Teufel iſt ſie, wohin Du ihr bald nachfolgen wirſt, Unhold!“ verſetzte der Pfaffe und ſtarb unter gräßlichen Flüchen und Verwünſchungen. Der König ſchauderte und warf ſein blutiges Schwert auf die Leiche. Die Wuth war im Blute ſeines Feindes abgekühlt; Fieberfroſt ſchüttelte ihn; er war dem Wahnſinne nah. Endlich grauſte ihm vor der furchtbar entſtellten Leiche, die Flüche des Sterbenden fielen ihm wieder ein, und er floh wie ein Geächteter. Sorgſam verſchloß er die Thür des Kloſets, und befahl den vor ſeinem Zorn geflohenen Dienern, ſeine Gemächer zu meiden. Kraftlos und mit wankenden Schritten ging er über die Ebene des Bergs und den Abhang deſſelben hinab bis zum Freihauſe. Jobſt kam ihm entgegen. „Gib mir ein ſtärkendes Tränklein,“ ſagte der König. „Ich bedarf Deiner Heilkräuter, ſonſt ſterb' ich noch heute. Dann gib mir Wein, viel Wein!“ — „Ich habe kein Weib, ich habe keine Tochter mehr, die Euch bedienen und unterhalten könnte, gnädigſter Herr; und doch beſucht Ihr noch mein einſames Haus. Wenn ich gehe, Euch den Trank zuzurichten, wer ſoll Euch pflegen, ſo Ihr wirklich krank ſeid?“ „Ach Bjetka iſt auch todt,“ ſagte Wenzel ſchmerzlich monoton. „Ich hatte vergeſſen, daß Du mir es ſchon einmal geſagt haſt. Ich fürchte nur, Jobſt, meine guten Tage ſind vorüber, wie die Deinigen, und ich will nur auch ſterben. O über meiner Mutter unſelige That.“ — „Ihr ſeid ſehr krank,“ ſagte Jobſt beſorgt; „was iſt Euch begegnet, daß Ihr ſo bleich und entſtellt, zu Fuße und allein hierher kommt, meine Hülfe in Anſpruch zu nehmen?" — „Hier haſt Du den Schlüſſel zu meinem Kloſet. Drinnen liegt der Pater abgeſchlachtet. Ich habe ihm ſelbſt den Garaus gemacht. Er hat mir erſt die Babet umgebracht. Geh, wenn's Abend geworden iſt, hin und ſchaff' ihn fort, wohin Du willſt. Sage mir nichts wieder von ihm. Sein blutiges Geſpenſt wird mich ohnedies verfolgen." — Kaum hatte der König dieſe Worte ſchwach, hohl und abgeriſſen hervorgebracht, als ihn auch ſeine letzte Kraft verließ und er bewußtlos in des erſchrockenen Stockmeiſters Arme fiel. Dieſer trug ihn in ſeine einſame Stube, bettete ihm ſanft, und lief in ſein Laboratorium, um daſelbſt eiligſt ein Medicament für den König zu bereiten Wenzel wurde ſehr krank; der alte Jobſt ſtand feſt am Lager. Als es Nacht geworden war, ging er mit einem Knecht ſtill auf das Schloß, wickelte die Leiche in Tücher und trug ſie hinab in die Neuſtadt in das Haus der Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, und bat den Obermeiſter um ein ſtilles ehrliches Begräbniß für den Pater, ſo wie um Verſchweigung der Art, wie ſie zur Leiche gekommen wären. Dann kehrte er zum kranken Herrn zurück. Drei Tage lag der König im Freihauſe, am vierten ritt er mit Gefolge nach ſeinem Schloſſe Bettlern. Aber auch hier hatte er weder Raſt noch Ruh. Der mit all ſeiner Luſt und Freude herankommende Mai konnte die düſtern Gedanken ſeiner Seele nicht verſcheuchen. Sobald er allein war, ſchrie er laut auf und behauptete das Geſpenſt des Paters zu ſehen. Der Wein war ſeine einzige Zuflucht;

er genoß unmäßig davon, und nur wenn er betrunken war, hielt man ſeinen Zuſtand für minder gräßlich. Jobſt, der Stöcker, durfte nicht mehr von ſeiner Seite weichen. Oft wünſchte er ſich auch Hinko in ſeine Nähe; mit Ungeduld erwartete er täglich Nachrichten von demſelben aus Italien. Es kamen keine. Des Königs ungeſtümes, fahriges und grauſames Weſen nahm mit dem Frühjahr zu. Seine Diener zitterten ſtets vor ihm. Alle Waffen mußte man aus ſeiner Nähe entfernen, wenn er nicht täglich einen Mord begehen ſollte. Zuweilen weinte er aber wie ein Kind, warf ſich an des Stöckers Bruſt und klagte ſich der ſchwerſten Verbrechen an. Der Einzige, den er außerdem um ſich duldete, war der Herzog Johann. Man glaubte allgemein, daß eine Reiſe den König zerſtreuen würde; er ſelbſt verlangte wieder nach Nürnberg.

Am St. Margarethen-Tage war er ſchon wieder in ſeiner Geburtsſtadt. Jobſt war ſein Begleiter. Die dumpfe Verzweiflung ſeiner Seele wich in den Armen ſeiner Mutter, die er oft in der Nacht durch Vermittlung des Stöckers heimlich ſprach. Der milde Frühling that das Seinige zur Geneſung des Geiſteskranken. Leider aber war ihm das Trinken wieder ſo zur Gewohnheit geworden, daß er eigentlich ſtets voll war. Es ſcheint ſogar, als habe er den ſonderbaren Entſchluß gefaßt, in Nürnberg ſeine Reſidenz ganz aufzuſchlagen. Man kann ſich wenigſtens außerdem nicht erklären, wie er dazu gekommen ſein möchte, vom hohen Rath die Schlüſſel zu den Stadtthoren zu begehren. Der Bürgermeiſter verſah ſich wegen dieſes Anſinnens wohl; er bat nämlich den König auf dem Rathhauſe, derſelbe möchte ihm und der Stadt auch ein Begehren willfahren. Wenzel verſprach dies ohne Arg. Hierauf wurden ihm die Schlüſſel überreicht, doch mit der Bitte des ſchlauen Bürgermeiſters, dieſelben Schlüſſel unverzüglich an den Rath zurückzugeben, weil er ſein königliches Wort gegeben, der Stadt das an ihn gerichtete Begehren zu erfüllen. Den König überlief ſeine Hitze, er warf die Schlüſſel hin, gab dem Bürgermeiſter vor dem ganzen hohen Rath einen derben Backenſtreich, entfernte ſich raſch aus der Verſammlung, und ritt nach Rothenburg *).

Wenzel blieb den ganzen Sommer über in Nürnberg. Noch im September vollzog er dort einige richterliche Akte. Auch brachte er es in ſeinen beſſern Stunden während dieſem langen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt durch Bitten und Strenge bei vielen deutſchen Fürſten und Städten dahin, daß ſich dieſelben in Mergentheim, wohin der König ſeine Räthe ſandte, nach ſeinem Wunſche, zu einem allgemeinen Landfrieden zuſammen thaten. Drei Fürſten waren dort in Perſon, der Herzog Stephan von Baiern, der Herzog Albrecht von Oeſterreich und der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Vater; dieſe vertraten alle Kurfürſten, Fürſten, Grafen und Ritter des Reichs, die im Jahr 1384 zu Heidelberg auf Wenzels Betrieb den Landfrieden mit den Städten geſchloſſen hatten. Die Abgeordneten der Städte Augs-

---

*) Von dieſer königlichen Ohrfeige machen die Nürnberger Chroniſten großes Aufhebens.

burg, Nürnberg und Ulm vertraten alle andern Städte in Ober- und Niederſchwaben, am Rhein, in Franken und Baiern. Der Heidelberger Landfriede wurde zu Grunde gelegt bei Abſchließung des neuen; namentlich eingeſchloſſen wurden das ganze Königreich Böhmen, die Mark Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Thüringen, Meißen u. ſ. w. Der Friede ſollte bis zu Georgi 1390 dauern. Seltſam genug, daß man dem Frieden eine Grenze ſetzte, und zwar eine ſo kurze. Viel war nicht dadurch gewonnen für Deutſchlands Ruhe, aber doch ein weniges, und das hatte für jene Zeiten Werth. Zu verwundern iſt's immer, daß der König in einem ſolchen Zuſtande dennoch nicht allen Sinn für Ordnung, Ruhe und Recht verloren hatte und, ſobald er von den Furien des Gewiſſens und den Folgen der Völlerei einmal befreit war, für das Beſte ſeiner Staaten arbeitete.

Achtes Kapitel.

Kennſt Du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorber ſteht?
Kennſt Du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

Goethe.

„O Vaterland, Du ſüßes, heiliges Land, dem keins mehr auf Erden gleicht, Du ewig grüner Boden, wie umarm' ich Dich und preſſe Dich in heißer Sehnſucht, die ſelbſt in der Befriedigung noch glüht und ſchmachtet, an mein liebewarmes volles Herz! Du Land meiner Träume, meiner Hoffnungen und Wünſche, Land meiner kühnſten Jünglingsphantaſien, ich wandle wieder an Deiner Mutterbruſt! Ich fühl's in meiner tiefſten Seele, Du haſt mich geboren, geſäugt, haſt mich ausgeſtattet mit Deinen reichſten Schätzen, ich fühl's an dem ſeligen Genügen heißen Verlangens, ſeit ich durch Deine Thäler ſchwärme, über Deine Berge ſtreife, auf Deinen Seen mich ſchaukele, in Deinen Felſengrotten lagere, dem Murmeln Deiner Quellen lauſche, im Schatten Deiner Bäume ſchlafe, von Deinen Heſperidenfrüchten ſpeiſe, in Deinen Weinen mich berauſche, ich fühl's, ich empfind' es, ich erleb' es jeden Augenblick mit Wonneſchauern durch die ganze Seele, ich bin ein jugendlicher Halbgott; denn Götterkraft ſtrömt mir aus Deiner Erde, götterbewohntes Italien!" alſo ſchwärmte ein blonder Jüngling, der in reicher, faſt fürſtlicher Kleiderpracht auf einem Abhang am Fuße des Apenin ſtand und den weit unter ihm ſich ausbreitenden See und die blühenden Ufer deſſelben, das prächtige Landhaus an der entgegengeſetzten Seite, und die wie ein buntes herrliches Blumengefild ihm entgegen winkende Landſchaft mit entzückenthränenden Augen überblickte. Hinter ihm auf den grünen Hügel hingegoſſen lag ein anderer noch zarterer Jüngling von eben ſo holdem blühenden, mädchenhaften Geſicht. Dieſer Letztere lauſchte mit ſichtbarer Freude den Worten des Erſtern, und wenn ſein lebhaftes Gefühl nicht ebenſo überſtrömte, ſo lag das wohl an der Schüchternheit, die in ſeinem ganzen Weſen deutlich ausgedrückt war; auch ſchien er der Kleidung nach der Diener des feurigen Redners zu ſein. Als nun aber dieſer geendet hatte und ſich neben ſeinen Gefährten auf die duftenden Waldkräuter niederwarf und noch immer die wonneleuchtenden Blicke über die Gegend hinſchweifen ließ, da begann der Andere leiſe: „Haſt Du mich denn ganz vergeſſen, Hinko? Füllt denn die Liebe zu Deinem langerſehnten Italien Dein ganzes Herz ſo aus, daß für mich kein Plätzchen mehr darin übrig bleibt?" Die letzten Worte waren mit einem leiſen Anfluge von Wehmuth geſprochen und wirklich glänzten in ſeinen großen milden Augen ein Paar Thränen. — „Markita, meine Markita!

ich Deiner vergeſſen!“ rief der blonde Jüngling und zog das verkleidete Mädchen an ſeine Bruſt. „Verdien' ich dieſen Vorwurf von Dir? Doch es iſt wahr, ich habe an Dir gefrevelt. Denn was wäre mir Italien ohne Dich? War ich doch hier und es trat mir nicht in ſolch zauberiſchem Glanze entgegen; und nur ſeit Du treue liebende Seele mich in Rom aufſuchteſt, iſt mir die Schönheit meines Vaterlandes wie eine üppige Roſe aufgegangen. Ich hatte vergeſſen, daß Du mir erſt die Augen geöffnet haſt für all dieſe mir entgegenſchwellende Schönheit, als Du mich zum erſten Mal auf dieſem geweihten Boden darauf küßteſt; ich hatte vergeſſen, daß Du der Blüthenſtaub der Roſe biſt. Was wäre ſie ohne Dich? Eine Krone ohne Perle; eine warme Sommernacht ohne die Wonneſchauer aufglühender Liebesſehnſucht. Darum verzeihe, vergib mir!“ — „Hinko! Hinko!“ warnte Markita, „Du wirſt mit all' dieſen Worten mir die Ueberzeugung nicht verſcheuchen, daß die ſchöne ſchwarzäugige Italienerin in jener Villa dort einen größern Eindruck auf Dich gemacht hat, als Du mich glauben machen möchteſt. Es kränkt mich, daß Du Dich ſeit einigen Wochen mir verbirgſt. War ich nicht ſtets Deine Freundin? Begehrte ich mehr von Dir, als Freundſchaft? Du haſt mir Deine Liebe geſchenkt und ich bin dankbar dafür geweſen. Aber zeigte ich mich Dir jemals ſo eigenſüchtig, Deine Liebe allein beſitzen zu wollen? War es nicht die erſte Kunde, die ich bei meiner Ankunft in Rom Dir überbrachte, daß unſere Väter Brüder ſeien und daß wir uns nach den ſtrengen Geſetzen der Kirche deshalb niemals angehören dürfen? Aber darf ich Dich als Deine

Schweſter weniger lieben? Und wenn ich Dich nach wie vor heiß, glühend heiß und ſtark liebe, werde ich nicht wünſchen, Dich in den Armen einer Schönheit, die Dich beglücken kann und nach den Geſetzen beglücken darf, den Wonnetaumel irdiſcher Seligkeit durchempfinden zu ſehen? War ich nicht glücklich in Deinem Liebesrauſch mit Hermenegilden? Und nun wollteſt Du Dich mir verbergen?“ — Hinko hatte ſich erhoben, nachdenkend das Haupt an einen Olivenbaum gelehnt und das purpurübergoſſene Geſicht der Erde ſchweigend zugewendet. Jetzt ſtürzte er auf Marlita los, bedeckte ihr Mund, Augen und Wangen mit Küſſen, und ſagte unter den zärtlichſten Liebkoſungen: „Ja Schweſter, theure, zärtliche Schweſter, ich habe mit mir gerungen, Dir die Wahrheit nicht zu verhehlen. Ich hatte beſchloſſen, Dir heute auf dieſer Fahrt Alles zu geſtehen; deshalb bat ich Dich ſo dringend, mich auf meinem Wege zum Papſte zu begleiten; denn heute ſoll ich Cäcilien ſehen, heute ſollteſt Du Zeugin meines Glückes ſein. Ich weiß es, Du Holde, daß Du mir ganz ergeben, daß Du glücklich in meinem Glücke biſt, und doch hielt mich ein unerklärliches Etwas ab, mich Dir offen und ohne jeglichen Rückenhalt mitzutheilen.“ — „Ich bitte Dich, ſo thue es jetzt. Da ich nun weiß, Du liebſt ſtark und gewaltig, wie es Deine Natur gebietet, und Du wirſt von einer edlen Italienerin eben ſo geliebt, ſo erzähle mir die nähern Umſtände Deiner Liebe und laß mich in der Einbildung in jenen Genüſſen ſchwelgen, die Dir ein gütiger Gott in den Schoos warf.“ — „Es geſchehe; denn Du biſt würdig, daß ich Dir die geheimſten Falten meines

Herzens aufglätte. Als Du in Rom mich nach langem Suchen endlich glücklich aufgefunden hatteſt, war ich mit dem Papſte Urban VI. bereits in nähere Verbindung getreten. Zuerſt unterwarf ich mich gern und willig allen Zeremonien und leiſtete den Fußkuß mit allen möglichen Umſtänden; denn ich glaube, ich bin allein drei Zimmer auf den Knieen gerutſcht, bis ich zu dem vom Sametpantoffel entblößten, mit ſeidnem Strumpfe überzogenen Fuße Seiner Heiligkeit kam. Hernach aber als der Papſt merkte, daß er durch mich den König Wenzel von neuem und wahrſcheinlich unauflöslich an ſich feſſeln könne, wich ſeine heilige und vornehme Amtsmiene einer gewiſſen Vertraulichkeit, die mir, obgleich ſein Alter und meine Jugend einen wunderlichen Contraſt bildeten, ihm in die Karte zu ſehen erlaubte. Ich war durch ſeine Verwendung in die reichſten römiſchen Häuſer gekommen, alle Thüren ſtanden mir auf. Daß er mich auch zu ſeiner Freundin, der Gräfin Donna Robaldini führte, mußte ich mir zur beſondern Ehre ſchätzen; denn er duldete dort nur wenig Männer. In Cäcilien, der Gräfin Tochter, welche, wie mir der Papſt einmal nicht undeutlich zu verſtehen gab, auch die ſeinige iſt, lernte ich eins der üppigſten und liebeforderndſten Geſchöpfe kennen, welche nur unter Italiens heiterm, Schönheit erzeugendem und Schönheit pflegendem Himmel gedeihen können. Der Gott, der dieſe Flammen zündet und ſchürt, iſt kein Freund des Zauderns. Er iſt ſelbſt ein Kind der Gluth und fährt gleich ſeiner Mutter blitzflammend in die Herzen. Ich brannte für Cäcilie, aus ihren Augen leuchtete mir ein verlangendes Feuer entgegen. Nur ein Nebenbuhler ſtand mir im Wege, ein reicher Nobile, Namens Villacaro; doch ſchon hoffte ich ihn glücklich ausgeſtochen, als Du erſchienſt und mich ſowohl durch Deine eigene mir ewig theure Perſon, als auch die höchſt wichtigen Nachrichten, die Du mir überbrachteſt, auf ganz andere Betrachtungen und Seelenbeſchäftigungen führteſt. Himmel! ich erfuhr ja, daß mein alter Vater mit meiner von mir noch nicht gekannten Schweſter nach Italien gewandert ſei, um mich aufzuſuchen. Ich härmte mich, daß ſie mich nicht aufgefunden, ich ſtellte mit Dir gemeinſchaftlich Nachſuchungen nach den geliebten Meinigen an; ach! es war ja Alles vergebens. Die Flamme meiner Leidenſchaft war dadurch, wenn auch nicht gedämpft, aber doch bedeutend vermindert worden; die zärtliche — ich glaube ſelbſt nun, brüderliche Neigung zu Dir, Du Treueſte aller Treuen, erwachte wieder in ihrer vollſten Stärke, und — es iſt wahrlich wahr — erſt durch Dich lernte ich Italiens Schönheiten in ihrem vollſten Werthe genießen. Du behielteſt, um ungehinderter bei mir bleiben zu können, Deine Verkleidung bei, meine Freundin wollte durchaus mein Diener ſein und ich war der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Du lernteſt Cäcilien kennen; ſie zeigte mir Kummer und Empfindlichkeit über die ſcheinbare Zurückſetzung, die ſie von mir erfahren hatte, und dies zog mich von neuem an. In einer einſamen Stunde verrieth mir Cäcilie eine ungewohnte Heftigkeit ihrer Leidenſchaft zu mir, dies reichte hin, meine Glut wieder zur gewaltigſten Flamme anzufachen, ſo daß ſie über mir zuſammenſchlug. Und ſiehe, ſo bin ich denn eine wandelnde Feuerſäule, und nur in den tiefen gewaltig brauſenden Born von Cäciliens Liebeszauber mich tauchend hoff' ich die Flammen abzulöſchen und die Glut zu kühlen, und von Euern Armen umſchlungen, Ihr Holdinnen, als ein Gott über die Erde zu taumeln." — „Werde nicht ſchon übermüthig in der Vorahnung Deines Glückes," warnte Markita nicht ohne ein bitterwehmüthiges Gefühl, das wie ein leiſer Nebel aus ihrer Bruſt aufſtieg und auf die duftenden Blüthen ihrer Liebe fiel und die helle Sonne ihrer Heiterkeit umſchleierte, aber ſie verbarg das Gefühl und redete weiter: „Noch biſt Du nicht im Beſitz Deiner Geliebten. Wer kann wiſſen, welch ein feindlicher Dämon Dir den Weg zu ihr abſchneidet." — „Sorge nicht, liebe Markita; Cäcilie hat mir verſprochen, mir dieſe Nacht zu ſchenken. Die Villa ihrer Mutter liegt vor uns. Jenſeits des Hügels aber des Papſtes Sommerſchloß, morgen bin ich bei ihm. Wichtige Angelegenheiten hinſichtlich des Streites mit dem Gegenpapſt zu Avignon, in denen ich mich unentbehrlich gemacht habe, halten mich morgen den ganzen Tag in ſeiner Nähe. Hab' ich ihm erſt Alles gezeigt, was ich vermag, dann bitt' ich ihn um Fürſprache bei der Donna Robaldini und werbe bei derſelben ſogleich um Cäciliens Hand." — „Aber biſt Du auch der Einwilligung unſeres Königs gewiß?" fragte Markita. — „Was frag' ich nach ſeiner Einwilligung! Was bedenkt leidenſchaftliche Liebe ſolche Kleinigkeiten! Weg mit dieſem Wölkchen von Deiner Stirne! Markita, Freundin, Schweſter, Geliebte, ſieh', die Sonne vergoldet ſcheidend den See zu unſern Füßen. Ich gedenke die Nacht ein heiliges

Feſt der Liebe zu feiern; ich will alles Elende, Irdiſche aus meinem Herzen verbannen; ich will rein und in vollſter jubelnder Begeiſterung mich in die hehrſte Feier begeben. Küſſe mich, Mädchen, bereite mich vor auf den wahrhaftigſten Gottesdienſt, auf den höchſten Weihekuß der Natur, wenn im erhabenen Feſtrauſch die Seelen in einander jubeln. Küſſe mich! Umarme mich! Und ihr Bäume, ſtreut Blüthen und Blätter, Ambra und Düfte auf mich herab! Sonne, weihe mich zum Prieſter der Nacht! Purpurne Wellen des Sees, rauſcht mir ein heiliges Lied! Vöglein, ſingt! denn die Nacht, die ſüße, holde, heimliche, heilige Nacht will mir die ſtraffen Bänder meines Seins los und loſer wickeln, damit ich im Dienſte der Natur den höchſten Rauſch würdig feiere." Seine Augen glänzten herrlich und thränten; er war in einer ſehr heftigen Bewegung und drückte die ſtillweinende Markita feſt an ſeine Bruſt. Der aufbrauſende Lebensdrang löſte ſich bei ihm endlich auf in Thränen. Dann blickte er wieder lange und ſchweigend auf den See hinab. „Jetzt kommt ſie!" rief er plötzlich laut und winkte anhaltend mit dem Federbaret. „Die Vorfeier beginnt! Duftende Lüfte, ihr ſeid lauter Entzücken!" Damit ſtürzte er haſtig an das Ufer hinab. Markita warf ſich auf die Kniee und flehte im heißeſten Kampfe um Beiſtand, um Kraft von oben. Es ward ihr gewährt. Wie ein milder Engel ſtieg Ruhe herab in ihr Herz und ſie konnte bald darauf gefaßt dem geliebten Jüngling nacheilen, um ihn — in den Armen einer Andern zu ſehn. Aber ſie ertrug es mit einer grauſamen Selbſtbeherrſchung; ſie fand Hinko umſchlungen von einer Göttergeſtalt, die mit jeder Bewegung Schönheit von ſich wallte. Ihr Auge blitzte Wonne, ihr Mund bebte Seligkeit, ihre Arme zitterten allmächtige Gewalt der Leidenſchaft. Und der Jüngling, der an ihrem Munde hing, in ihren Armen lag, an ihren vollendeten Formen ſchwelgte, berührte wie der Feuergott die aus ihr hervorſtrömende Leidenſchaft und küßte ſie im Flammenkuſſe auf, aber ſie wuchs unerſchöpflich nach, wie ſeine Flamme. Hinten an einem Baume über der Grotte, in der das Paar ſeine Vorfeier des Liebesfeſtes beging, ſtand der ſchmucke Diener, die holde unſchuldige Markita und verzehrte ſich faſt in einem gewaltigen, aber doch ſüßen Weh. Sie gelobte ſich feierlich, da ſie doch nach den Geſetzen der Kirche niemals Hinko beſitzen könne, ihm zu jeglichem Liebesglück zu verhelfen und dadurch ihr eignes ihn ſo heftig liebendes Herz abzutödten.

Die Liebenden koſeten und entwickelten in Wort, Empfindung und Umſpannung eine herrliche Seligkeit; die herrlichſte ſparten ſie auf. Dann wurde es Nacht und Hinko wurde lebendiger, begeiſterter, er empfand immer mehr die nur zur heiligen Nachtzeit in ihm ſprudelnde gewaltige höhere Lebenskraft. Sie ſtrömte heute ſo allmächtig, ſo allgewaltig, ſo Alles fortreißend, und die heftige Südländerin raſete mit ihr jubelnd davon, und immer tiefer und reizender ging's mit Beiden in's wahre Leben. Die Nacht hatte ſchon ihre liebeflammenden Augen aufgethan, und fächelte mit ihrem würzigen Liebesodem der heſperiſchen Natur Brautküſſe zu, da traten alle Drei in den Kahn, in welchem der Ruderer gewartet hatte. Markita ſetzte ſich zu ihm, der nicht zur Eile getrieben wurde. Das Fahrzeug ſchaukelte auf den dunkeln Wellen; die Bäume, die um die Scene hohen Liebesgenuſſes geſtanden, nickten ihren Dank für den Genuß und Abſchiedsgrüße vom Ufer her; die Wellen erneuten ihre geſchwätzige Bekanntſchaft mit dem Kahne und ſchienen mit neugieriger Freude zu fragen, wer denn der herrliche blonde Jüngling ſei, den ſie noch nicht geſehen, von dem ihnen vielleicht aber ſchon Ahnungen in den Lilien und Roſen am Ufer aufgegangen waren; die Lüfte wühlten wollüſtig in Hinko's Goldhaar, eine Seltenheit für ſie, und ſie und Kuſſesleidenſchaft wetteiferten, daſſelbe mit den rabenſchwarzen Locken der wahrhaftigen Landestochter zu verflechten. Das ſchwimmende Gold in den Wellen, welches das Waſſer den Sternen abgeküßt hatte, wollte ſich mit Hinko's Haaren meſſen, ſo wie die dunkele Fluth mit denen Cäciliens, aber wie auch Beide innig verbunden waren, ſie blieben ja kalt und ihre Vereinigung war nicht Flamme, nicht Leidenſchaft; das lebendige Leben trug den Sieg über das todte Leben, und dieſes huldigte ſtaunend und zitternd der Herrſchaft, jenes über alle Elemente und den ganzen Erdkreis. Unbekümmert aber um die Mitfeier der Natur, um Baum und Felſen und Ufer, um Wellen und Sternenwiderſchein, um Markita's Thränen und des Schiffers Abendlied, lagen die Liebenden einander an der Bruſt.

Die Nacht war ſchon zur Greiſin geworden und der jugendliche Taggott warf den erſten Blick nach ihrem würdigen Haupte, als die Liebenden über die thauigen Gräſer des Ufers hinhuſchten. Markita folgte bis an die offene

Hinterpforte der Villa. Sie hatte am Ufer eine verhüllte Geſtalt bemerkt und ein Grauſen ſie befallen. Sie wollte aber um keinen Preis Hinko's Himmel mit einem einzigen Wölklein trüben, deshalb ſchwieg ſie. Auch konnte ſie in den Gängen des zur Villa gehörigen Gartens der verdächtigen Geſtalt nicht mehr anſichtig werden.

„Aber was ſoll aus Dir werden, Jirſchi?“ fragte Hinko die wehmüthige Markita, und im Tone ſeiner Worte lag ein Vorwurf gegen ſich ſelbſt, daß er ſich ſo wenig um die bekümmert, die ſo ganz Liebe für ihn war. — „Aus mir, Herr?“ ſagte ſie, und unterdrückte den Schmerz. „Wie verſteht Ihr das? — „Ich meine, wo Du bleibſt, wenn ich“ — er wagte nicht auszureden. — „Wenn Ihr mit der Donna geht?“ ergänzte ſie. „Wo anders, als wohin der Diener gehört? Ich ſtehe hier Wacht vor der Pforte, bis Ihr zurückkehrt.“ — „Aber das Wachen, die Nachtluft werden Dir ſchädlich ſein.“ — „Sie werden mich ſtärken zu meiner Pflicht.“ — „Armer Junge!“ rief Hinko, aber Cäcilie riß ihn fort. Die Thüre wurde nicht verſchloſſen; Markita kauerte ſich in ein Winkelchen derſelben, denn der Schmerz hatte ſie müde gemacht. Schon war ihr ſchönes Haupt auf die Bruſt herabgeſunken, ſchon hatten die letzten Thränen die Augenlider verſiegelt, da wehte ſie es an, wie eine böſe Ahnung. Sie hörte nichts, aber ſie empfand die Nähe eines feindlichen Weſens. Raſch fuhr ſie auf und erſchrocken. Die vermummte Geſtalt, die ſie vorhin bemerkt hatte, wollte eben durch die Thüre ſchleichen. Markita warf ſich ihr mit einem Angſtruf entgegen, um ihr den Eingang zu verwehren. In demſelben Augenblicke fühlte ſie ſich von einem Dolchſtoß verwundet oberhalb der linken Bruſt. Sie that einen Schrei, rief Hinko's Namen und ſtürzte zuſammen. Nacht umſchleierte ihr Auge. Hinko hatte den erſten Angſtruf ſchon vernommen, und wie von der Hölle aus der Seligkeit geriſſen, ſtürzte er aus Cäciliens Armen, und kümmerte ſich nicht um die Vorwürfe derſelben, daß er um eines Dieners willen gerade in dieſem Augenblick ſie verlaſſen wollte, eilte durch das Haus und hörte Markita's zweiten Schrei und ſeinen Namen von ihren ſterbenden Lippen beben. Von der gräßlichſten Angſt gepackt, raſete er zur Stelle, aber der Mörder entfloh; doch glaubte Hinko Villacaro's Geſtalt zu erkennen. Er warf ſich auf Markita; ſein Schrecken brach bald in lautes Rufen um Hülfe aus, ſein Jammer durchhallte die ganze Villa und ſcheuchte die Bewohner derſelben aus dem Schlaf. Bald kam die Dienerſchaft mit Lichtern herbeigeeilt, entſetzt ob des ungewohnten Lärms und neugierig, was ihn verurſacht haben möchte. Die ſonderbare Scene wurde umringt und erſtaunt ſah man den Allen bekannten Junker von Happerswyl vor ſeinem ſchmucken Diener knieen, deſſen entblößte Bruſt ihn als ein ſchönes Mädchen verrieth. Hinko ſaugte das Blut aus der Wunde und forderte ſchleunige Hülfe. Dabei ſagte er Markiten ſüße Liebesworte, ſo zärtlich und traulich, wie ſie ihm der Augenblick ohne Zwang und Rückenhalt eingab, und klagte ſich ſelbſt mit den bitterſten Vorwürfen als ihren Mörder an. Er hatte es nicht bemerkt, wie Cäcilie neben ihm ſtand und die blaſſe Schönheit Markitens mit erſtaunten Blicken maß, er hörte es nicht, wie ſie mit furchtbarem Hohne ſprach, nun werde es ihr begreiflich, weshalb er ſo viel Zärtlichkeit gegen den Diener gehegt; es kümmerte ihn nicht, als ſie ihn bat, dieſe Villa nicht wieder zu betreten und von dannen ging; auch ſah er es kaum, daß ihre Mutter, die Gräfin, ſelbſt zugegen war, mehre Mittel verordnete und geſchäftig ein Zimmer für die Verwundete anwies, und nur erſt, als er die Sorgfalt der Herrin des Hauſes an Markita thätig bewährt ſah, ſank er ihr zu Füßen und dankte ihr mit heißen Dankesthränen und mit noch heißeren Küſſen. „Aber wie ſeid Ihr zur Nachtzeit in mein Haus gekommen, Cavaliere?“ fragte ſie. — „Ihr ſollt Alles erfahren, hohe Frau. Ihr wißt es ja, wie heiß ich Eure Tochter liebe. Wie hätt' es Euch verborgen bleiben können? Ihre Gunſt führte mich herein.“ — „Aber wie reimt ſich dieſe Erſcheinung dazu?“ fragte die Gräfin mild. — „Es ſoll Euch nichts verborgen bleiben. Nur jetzt helft, rettet dieſe Unglückliche! Glaubt, ſie iſt Eurer Theilnahme im höchſten Grade werth.“ — „Sie iſt ihr geworden und ſoll ihr ferner werden, aber uns fehlt ein Arzt.“ — „Deſſen bedürfen wir nicht; denn ich ſelbſt bin Arzt,“ rief der Jüngling, und verordnete nun ſogleich mehre Mittel, die leicht herbeizuſchaffen waren. Darauf wuſch er die Wunde aus, unterſuchte ſie und fand zu ſeiner größten Freude, daß ſie nicht tödtlich war. Der Dolch hatte wohl nach dem Herzen gezielt, aber Markita hatte ſich wahrſcheinlich im Augenblick des Stoßes gebückt, und ſo war der Stahl faſt eine Spanne höher in das Fleiſch zwiſchen Bruſt und Arm gefahren. Hinko verband die Wunde mit geſchickter Hand und wuſch dann die Stirn und das Geſicht der Ohnmächtigen mit ſtarken Eſſenzen. Staunend ſah die Gräſin der ärztlichen Gewandtheit des jungen Cavaliers zu. Markita ſchlug die Augen auf. „Ich ſterbe!“ lispelte ſie, „aber ich ſterbe gern, wenn ich Dich nur glücklich weiß, Hinko.“ — „Nein, Du wirſt nicht ſterben, geliebte Freundin!“ rief er wieder zärtlich und verſchloß ihr den Mund mit ſeinen Küſſen, damit ſie ferner nicht vom Sterben rede. Markita erholte ſich zuſehends. So ging die Nacht hin. Cäcilie ließ ſich auch früh nicht ſehen. Hinko konnte die Kranke getroſt verlaſſen, um ſich nach dem Sommerſitze des Papſtes zu verfügen. Dieſer war auf eine ihm unbegreifliche Weiſe ſchon von den Vorfällen der Nacht unterrichtet, ſprach ſich aber durchaus nicht mißfällig über Hinko's nächtliches Abenteuer mit Cäcilien aus. Hinko hatte für nichts weiter Sinn, als Markita; und ſobald als es nur ſchicklich war, eilte er zurück, ſich über ihren Zuſtand genau zu unterrichten. Das Wundſieber war eingetreten. Hinko ging in die benachbarten Berge, um Kräuter und Wurzeln zu ſuchen. Zum erſten Mal wußte er es dem alten Meiſter Jobſt recht innig Dank, daß er ihn in der Arzneikunde und Sympathie unterrichtet. In der Villa war er geſchäftig, den Saft auszupreſſen und die Heilmittel zu bereiten, dann widmete er Markiten ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Das Fieber wich bald ſeiner Kunſt, die der Gräſin ganze Anerkennung erhielt. Mittlerweile erfuhr man, daß Villacaro in der Gegend geſehen worden war; es hieß, er habe dem Papſt einen neuen Hauptmann zur päpſtlichen Leibwache geworben und denſelben Seiner Heiligkeit vorgeſtellt. Man zweifelte nicht, daß er der Mörder geweſen war. Zwiſchen Hinko und Cäcilie waltete ein eigenes Verhältniß. Sie wich ihm aus, und er ſchien gleichgültig für ſie geworden zu ſein. Die Gräfin behandelte Hinko mit vieler Zartheit, und nie brachte ſie die Rede wieder auf ſein Verhältniß mit Markita.

Dringende Geſchäfte hatten den Papſt nach Rom gerufen, die Gräfin pflegte nie lange von ihm entfernt zu ſein, und ſo reiſte ſie mit ihrer Tochter bald nach. Cäcilie nahm nicht einmal Abſchied von Hinko. Dieſer blieb zurück, um Markita's Heilung erſt ganz zu vollenden. Sie lohnte ihm ſeine nimmerraſtende Sorgfalt um ſie mit manchem ſelig zärtlichen Blick und manchem ſelig freundlichen Wort; ſie war ja durch die Wunde ſo glücklich geworden. An ſeinem Arme ging ſie zum erſten Mal wieder in den Garten, an ihn geſchmiegt fuhr ſie über den See, an ſeiner Bruſt lag ſie in der Grotte, wo ſie am Tage ihres glücklichen Unglücks ſtill geweint hatte. Auch ihm war ſo ruhig wohl an ihrer Seite, und war es auch nicht das wild jauchzende glutaufbrauſende Entzücken der Leidenſchaft, das ihn zu Cäcilien raſend hingeriſſen hatte, ſo war es doch die ſtille ſanfte Neigung der Liebe, die mehr ſchafft, als zerſtört, welche ihn zu Markita hinzog.

Als ſie ganz hergeſtellt war, reiſete auch er mit ihr nach Rom zurück. Dort hörte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß Villacaro wieder von Cäcilien begünſtigt werde, welcher oft, obwohl mit Mißbilligung des Papſtes, bei der Gräfin ſei. Man erwarte darüber nächſtens etwas Entſcheidendes vom Papſte. Hinko hatte ſich kaum wieder am päpſtlichen Hofe ſehen laſſen, als er ſogleich eine Einladung zu einer geheimen Unterredung mit dem Papſte erhielt. Er verfügte ſich nach dem päpſtlichen Palaſte. Urbans VI. Stolz, der bekanntlich neun Jahre zuvor die Cardinäle aus ſeiner Nähe geſcheucht, zur Rache gereizt und zu einer zweiten Papſtwahl in Fondi im Neapolitaniſchen veranlaßt, folglich das ganze ärgerliche Schisma verurſacht hatte, dieſer Stolz ſpukte noch immer im Kopfe des Greiſes, und umgab ihn, wenn auch nicht mit einer unmäßigen Pracht, wie ſie Clemens VII. in Avignon liebte, die aber Urban verachtete, aber doch mit einem geharniſchten Anſehen. Mehr als einer ſeiner Vorfahren hielt er auf luſtige Trabanten und Kriegsknechte im Sold, unter den päpſtlichen Kriegern fand man die größten Abenteurer aus aller Herrn Ländern und wer vom liederlichen Adelgeſindel im Vaterlande geächtet war, der ging unter des Papſtes Schaarwächter, wie ſie hießen.

Als Hinko durch die beſpießten Männer, die in den Vorhallen der päpſtlichen Gemächer in Reih und Glied ſtanden, hinſchritt und die Pracht ſeiner Gewänder von den ſpöttiſchen Augen der Heldenſeelen gemuſtert wurde, ſtreifte ſein Auge an dem Geſicht des Hauptmanns vorbei. Ein höchſt unangenehmes Gefühl ſtieg in ihm auf; eh er ſich daſſelbe aber recht zum Bewußtſein bringen konnte, wurde er ſchon von den päpſtlichen Kammerherrn empfangen und in die innerſten Gemächer geführt. Das Geſicht war ihm bekannt vorgekommen, aber der herablaſſende Empfang des Kirchenoberhaupts ließ ihm nicht Zeit, darüber nachzudenken. Hinko kniete nieder, um, wie es gebräuchlich, dem Statthalter Gottes auf den Knieen ehrerbietigſt zu nahen, aber Urban faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit den Worten empor: „Laßt das, Herr von Happerswyl. Wir ſind unter vier Augen und können deshalb ſchon etwas von der Förmlichkeit nachlaſſen.“ — „Eure Heiligkeit überhäuft mich bei jeder neuen Audienz mit neuer Gnade. Womit hab' ich ſolches verdient, der ich ein ſo unwürdiger Diener Gottes bin?“ — „Wißt Ihr nicht, daß ich der unwürdigſte Diener der Diener Gottes bin, alſo auch der Eurige? Doch ſprechen wir davon nicht. Ich bin Euer Freund mit Leib und Seele und hoff' Euch das bald im klarſten Lichte beweiſen zu können. Aber eben ſo hoff' und wünſch' ich, daß Ihr der meinige ſein, oder doch werden ſollt.“ — „Eure Gnade verwirrt mich. Jeder Blutstropfen in meinem Leibe, jeder Gedanke in meiner Seele gehört Eurer Heiligkeit.“ — „Ihr liebt meine Nichte Cäcilie — doch was ſoll ich es dem verhehlen, mit dem ich bald in engere Bande zu treten hoffe — Ihr liebt meine Tochter Cäcilie, und ich kann Euch verſichern, daß Ihr mit derjenigen Glut wiedergeliebt werdet, welche nur Bartolemeo von Brignano's Tochter zu einem ſo trefflichen Edelmanne hegen kann, wie Ihr ſeid.“ — „Wenn mir dieſe überraſchende Verſicherung nicht aus dem untrüglichen Munde Eurer Heiligkeit zukäme, ſo würde ich wagen, am Inhalte derſelben zu zweifeln. Cäciliens Benehmen gegen mich in der letzten Zeit ſtimmt wenigſtens nicht damit überein.“ — „Alles erzwungene Kälte, mein Sohn; nur Maske zum Täuſchen. Sie liebt Euch, das verſichre ich Euch auf mein apoſtoliſches Wort. Der wunderliche Vorfall, daß ſich Euer ſchmucker Diener plötzlich in ein liebliches Mädchen verwandelte, hat Cäcilien etwas verletzt. Doch will ihre Caprice weiter nichts heißen, als Euch die Beerlein etwas höher zu hängen. Laßt Euch aber doch ja nicht dadurch abſchrecken. Sie ſind zu erreichen. Cäcilie iſt die Eure, darauf habt Ihr mein Wort.“ — „Heiliger Vater! Dies köſtliche Geſchenk aus Eurer Hand hat unſchätzbaren Werth.“ — „Doch der Diamant muß in Gold gefaßt ſein. Eures Königs Gnade hat Euch gewürdigt, ihm ein Bote zu ſein an das Oberhaupt der Chriſtenheit. Der Papſt würdigt Euch, ihm Freund und Verwandter zu ſein, und als ſolcher ernenn' ich Euch zum Herzog von Benevento.“ — „Womit kann ich dies Uebermaaß von Gnade verdienen? rief der Jüngling wonneberauſcht und ſtürzte zu des Papſtes Füßen. — „Das weißt Du ja, mein Sohn,“ lächelte Urban. „Ich habe aus Allem geſehen, Jüngling, daß Du die Liebe Deines mächtigen Königs im hohen Grade beſitzeſt. Befeſtige ſeinen Willen an meinen päpſtlichen Stuhl, daß er mit der ganzen Macht ſeiner Doppelkrone an mir halte und den franzöſiſchen Lügenpapſt ſtürzen helfe. Vor Allem bewege König Wenzeln ſogleich, daß er ſeinen Römerzug antrete, wo möglich noch in dieſem Jahre und ſich von mir die Krone des heiligen römiſchen Reichs auf's Haupt ſetzen laſſe. Denn dadurch bekennt er vor aller Welt, daß er den zuerſt gewählten und alleinigen, wahrhaftigen Papſt auch als ſolchen anerkenne. Dadurch wird er den ſpaniſchen und den franzöſiſchen König, die mir widerſtreben und jenem verruchten Robert von Genf gottlos anhängen, ſich zum Rechten zu wenden, zwingen. Seht das Alles liegt in Eurer Hand.“ — „Ich zweifle nicht,“ verſetzte Hinko, „daß des Königs Majeſtät auf meine gegründeten und eindringlichen Vorſtellungen hören wird, zumal wenn ich ſie ihm als Herzog mache. Ich werde gewiß all meinen Einfluß, alle meine Kraft und Geſchicklichkeit aufbieten, um den Sieg, der ſchon auf Eurer Seite iſt, für immer daran zu feſſeln.“ — „Was Eure Geſchicklichkeit betrifft, mein lieber junger Freund, ſo bewegt ſich dieſelbe gerade auf einem Felde, auf welchem ſie mir noch nützlicher werden könnte, als Euer Einfluß und Eure Kraft. Ich wünſche nur nicht, daß Ihr mich mißverſtehen möchtet.“ — „Wie könnt' ich jemals ein Wort aus dem Munde des Statthalters Chriſti auf Erden mißverſtehen oder mißdeuten? Fern ſei ſolch ein Frevel von mir! Gebietet über mich, mein hoher Herr, damit ich Euch durch die That beweiſen kann, wie ſehr ich Euch in aller Hinſicht willfahre, wie ich vor Verlangen glühe, jeden Eurer Wünſche zur Stelle zu erfüllen.“ — „Nun ſeht, dieſer freche Sprößling der Hölle, der ſich der Kirche Chriſti zu Hohn und Spott einen Papſt nennt, dieſer Belial und Beelzebub, geht auf Erden einher wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wen er verſchlinge, wen er abziehe vom wahren Reich Gottes und in das Höllenreich hinabreiße. Es iſt daher die heiligſte Pflicht eines jeden Chriſten, dies Unthier von der Erde zu vertilgen, zu vernichten, damit nicht Tauſende und neue Tauſende von ihm verſchlungen werden. Aber der teufliſche Löwe geht in Erz und Stahl gewappnet und gepanzert einher, er hat ſtarke Trabanten mit mächtigen Schwertern. Wer kann an ihn kommen? — Niemand als der Beſitzer geheimer Wiſſenſchaft, der Medicina sympathetica. Und daß Ihr dieſe im vollkommenſten Grade inne habt, iſt mir bekannt.“ — „Und woher wißt Ihr, daß ich in die geheimſte Kunſt des Menſchen eingeweiht bin?“ rief Hinko überraſcht. — „Habt Ihr nicht Eure Markita ſelbſt ſo ſchnell und trefflich geheilt? Das konnte doch nur durch ſympathetiſche Mittel geſchehen. Durch Euer Erſtaunen habt Ihr die Wahrheit beſtätigt. Jetzt zeigt, daß Ihr mir ſo ganz ergeben ſeid, wie Ihr vorgebt, jetzt ſagt die Wahrheit, wie ſteht's mit Eurer Kunſt?“ — „Ich kann und darf es Euch nicht verhehlen, heiliger Vater, ich bin bekannt und vertraut mit der geheimen Kunſt der Sympathie und Magie, der weißen und ſchwarzen, ich leſe im Buche der Himmelszeichen und weiß den verborgenſten Einfluß der Geſtirne auf den Menſchen zu benutzen; mir ſind die Zauber- und Heil-Kräfte der Steine und Pflanzen bekannt, ich verſtehe die grauſigen Sprüche der Kabbala.“ — Des Papſtes Geſicht hatte ſich während dieſer Worte Hinko's immer heller verklärt; bei'm Schluſſe betrachtete er den Jüngling mit hohem Erſtaunen und ſchloß ihn in die Arme mit dem Ausrufe: „O Du Goldperle, Du haſt mir in meiner dreifachen Krone noch gefehlt! Du biſt der Mann, den ich lange geſucht habe und nicht finden konnte. Sei mir noch einmal gegrüßt, mein Sohn, Herzog von Benevento! Dein Dank ſei, den Robert von Genf, die Geburt der Hölle, von der Erde zu vernichten. Wie Du das nun bewerkſtelligen willſt, durch ein feines Gift, durch einen Zaubertrank, durch einen Spruch, von dem er die ſchwarze Seele ausſtoßen muß, das iſt Deine Sache. Nur eile und verhilf mir zur Alleinherrſchaft der Kirche. So wie ich die Nachricht von Robert's Tode erhalte, iſt Cäcilie Dein Weib und Du biſt Benevento's Herzog. Und daß ich mein Wort zu halten verſtehe, mag Dir Karl Durazzo beweiſen. Ich verſprach ihm Neapel und Neapel war ſein. Aber er war ein undankbares Scheuſal, das ſein gottverfluchtes Schwert hernach gegen mich erhob. Sei' Du mir treuer, mein Sohn.“ — „Bis zum letzten Athemzug. Und ſo ſei es denn, wie Eure Heiligkeit ausgeredet, Robert ſoll ſterben und die Heerde ferner keinen Afterhirten mehr haben!“ rief Hinko entzückt von der glänzenden Ausſicht. „Knie nieder, mein Sohn, und empfange meine Benediction!“ ſprach Urban mit Salbung, und Hinko that alſo und ſchied mit dem päpſtlichen Segen reichlich ausgeſtattet von dem Hirten der Chriſtenheit.

Hinko erhielt nun wieder dringende Einladungen von der Gräſin, die er nicht ausſchlagen konnte. Er ging und fand auserleſene Zirkel. Der Papſt kam ſelbſt und Cäcilie war gegen Hinko im Beiſein des heiligen Vaters äußerſt zuvorkommend; doch glaubte Hinko nicht ohne Wahrheit eine glatte Gezwungenheit und überkleiſterte Kälte in ihrem Weſen zu bemerken. Auch er that ſich großen Zwang an, wieder der Alte zu ſcheinen, aber er war es nicht. Die

Gräfin war einem Geſpräch mit Hinko zu Folge mit Cäciliens Beſtimmung bekannt und äußerte, ſie wünſche ihrer Tochter Glück zu dieſer Verbindung, welche Seine Heiligkeit ſo eifrig betreibe, zumal es nach den Vorfällen jener Nacht, deren Bekanntwerdung man doch nicht habe verhindern können, der Ehre und dem guten Rufe ihrer Tochter, ſo wie ihrer ſelbſt angemeſſen ſei, daß Seine Heiligkeit die Plane mit Cäcilien bald in Ausübung bringen möchte. Hinko befand ſich in einer großen Spannung. Auf der einen Seite erfüllte ihn das glänzende Loos, welches ſeiner wartete, mit der größten Wonne, auf der andern zog ihn ſein Herz zu Markita, und ſeine reine Sinnlichkeit fand an Cäcilien keine Nahrung mehr, ſeit ein gezwungenes Verhältniß zwiſchen ihnen eingetreten war. Dieſe Spannung wurde durch die Gegenwart eines Mannes noch um einen großen Theil erhöht, und dieſer war Villacaro, der anſcheinend den Gleichgültigen ſpielte. Den Letztern ſah man ſeit einiger Zeit häufig mit dem neuen Hauptmanne der päpſtlichen Leibwache zuſammen, doch da Hinko Villacaro's Geſellſchaft floh, ſo war er auch noch nicht mit jenem zuſammengetroffen. Vielleicht war das auch abſichtlich vermieden worden. Es berührte Hinko höchſt unangenehm, als Villacaro die Gräfin bat, den Hauptmann, der ein gar ſtattlicher Mann ſei, bei ihr einführen zu dürfen. Er wußte ſelbſt nicht, warum ihn dieſer Gedanke ſo ängſtigte.

Einige Tage darauf eröffnete Hinko dem Papſte den Wunſch, heimlich nach Avignon abzureiſen, weil er, um ſchnell zum Ziele zu kommen, ſelbſt mit dem falſchen Papſte zuſammenſein müſſe. Urban gab ſeinen Conſens mit Freuden, es wurde verabredet, daß Hinko als fahrender Arzt in Avignon durch allerhand Mittel Aufſehn zu erreichen und ſo an Robert zu kommen ſuchen ſollte. Aus dem päpſtlichen Aerarium wurde dem Jünglinge eine beträchtliche Summe zu dieſem Zwecke angewieſen. In der Freude ſeines Herzens beſchloß Urban, ſeine Tochter erſt noch vor Hinko's Abreiſe mit demſelben zu verloben, er beſtimmte daher den Tag, wenn dieſes Feſt gefeiert werden ſollte, und ließ ſolches der Gräfin und den vornehmſten Nobili's Roms bekannt machen. Kaum war dieſes geſchehen, ſo ſah man Villacaro mit dem neuen Hauptmann allein in das Haus der Gräfin gehen. Sie blieben lange. Abends ſchlichen ſie verhüllt wieder hinein und blieben wieder lange. Daſſelbe geſchah in der Nacht des andern Tags, wo der Papſt ſich kurz vorher hatte zur Gräfin tragen laſſen. Alle Viere verkehrten bei verſchloſſenen Thüren ſehr heimlich. Es mußte etwas höchſt Wichtiges ſein, was ſie zu verhandeln hatten. Endlich erſchien der Tag der Verlobung. Markita hatte die Nacht durchgeweint, aber ſie war früh auf, ihren Herrn und Gebieter zu bedienen und zu ſchmücken. Mit ihrer eigenen kunſtfertigen Hand hatte ſie die koſtbaren Kleider, von den theuerſten und ſeltenſten Stoffen, zierlich geſtickt und geordnet; nach ihrer Angabe war Alles ſo bereitet worden. Nun ſtand ſie als ein flinker Burſch da, und legte die ſeidenen und ſametenen Kleider zurecht und ſchaffte mit Fleiß, den Liebling ihres Herzens recht als die ſchönſte Augenweide Aller hinzuſtellen. Dann weckte ſie ihn vom unruhigen Schlummer, reichte ihm den Frühbecher, betete dann an ſeinem Lager zur Mutter Gottes, und begann hurtig ſogleich ihn zu ſchmücken. Sein langes goldenes Haar floß wie Aehrenwellen durch ihre Hand, und indem ſie es kämmte, drückte ſie manchen heimlichen Kuß darauf. Er war ſehr unruhig und zerſtreut und erzählte ihr einen böſen Traum, den er in der verwichenen Nacht gehabt. Der geſchäftige Diener verrichtete ſeinen Dienſt diesmal ſo ausgezeichnet gut, daß Hinko bald im vollſten Glanze ſeiner fürſtlichen Kleiderpracht und ſeiner jugendlichen Schönheit vor ihren freudetrunkenen, thränenfeuchten Blicken ſtand. Als ſie ihr Werk vollendet hatte, küßte ſie ihn auf die hohe Stirn und ſagte wehmüthig: „Nun geh' und hole Dir die vornehme Braut, die Dir den Fürſtenmantel mit in's Haus bringen wird, als gerechten Lohn Deiner fürſtlichen Tugenden.“ — „Schweſter,“ ſagte er in demſelben Tone, „ich gehe nicht mit der Freude hin, mit welcher man ſich eine ſolche Braut erwerben ſollte, und wie Du bei mir voraus zu ſetzen ſcheinſt. Aber ich gehe, weil mich die Stimme meines Schickſals ruft.“ Sie ſegnete ihn, und wenn ein menſchlicher Segen auf Erden wirkſam ſein kann, ſo war es der ihrige gewiß weit mehr als der des Papſtes; denn jener kam aus einem reinen, frommen, dieſer aus einem leidenſchaftlichen argen Herzen.

Die Verſammlung im Hauſe der Gräfin Robaldini war ſehr zahlreich und äußerſt glänzend. Cardinäle und Biſchöfe, Fürſten, Grafen und andere Nobili's waren mit ihren Frauen und Töchtern zugegen. Ein großer heller Gartenſaal, mit Italiens Blumenſchätzen ausgeſchmückt, hatte die Geſellſchaft gefaßt. Hinko kam mit ſeinen Dienern, unter welche ſich Markita verſteckt hatte. Kaum aber hatte er den Saal betreten und die Umſtehenden begrüßt, kaum hatte er den Blick erhoben, um den Papſt, die Gräfin und Cäcilien zu erſpähen, da ſchritt Villacaro an der Hand jenes neuen päpſtlichen Hauptmanns haſtig herein und auf Hinko zu. „Nun will ich Euch beweiſen, daß ich Euch die Wahrheit geſagt habe, ſprach der Hauptmann zu der Umgebung, trat hart an Hinko heran und ſprach mit furchtbarem Hohn: „Gehört der Freiknecht des Stöckers Jodok zu Prag auch in dieſe Geſellſchaft?“ — Hinko war von dem ungeheuern Schlage, von dem gräßlichen Blitzſtrahl aus heiterm Himmel, furchtbar getroffen; die aus dem Roſenbuſch plötzlich auf ihn losfahrende Natter hatte ihre Giftzähne glücklich und tief in das Herzfleiſch des Jünglings gehauen. Er war ein Mann des Verderbens. „Potuſchka! Du, mein Teufel?“ rief er bleich und bleicher und ſtürzte ohnmächtig mitten in den Saal. „Seht hier die Beſtätigung meiner Ausſage, ſeht hier das Bekenntniß ſeiner Schuld!“ ſagte Potuſchka zu dem dicht umherſtehenden Kreis der von Furcht und Entſetzen entſtellten Geſichter. „Seht, die Nichtswürdigkeit dieſes gemeinen Buben, wie ſie auf ſeiner frechen Stirne ſteht!“ triumphirte Villacaro. „Seht Cäcilie, den Scharfrichterknecht, dem habt Ihr Eure höchſte Gunſt geſchenkt, mit ihm habt Ihr die Abende auf dem See vertändelt, mit ihm wolltet Ihr eine Nacht in Liebesumarmungen zubringen; mit dem Schinderknechte! Ha! ha! ha!“ Damit lief der wüthende Italiener davon, der Hauptmann entfernte ſich. Cäcilie wurde ohnmächtig von ihren Frauen davon getragen. Die Gräſin erkrankte ebenfalls. Die Geſellſchaft lief verwirrt durch einander. Niemand hob den armen Jungen auf, den man als Herzog empfangen hatte; er lag von Allen verlaſſen mitten im Saale, und ſcheu machten ſie einen großen Kreis um ihn, als ſei er verpeſtet. Selbſt ſeine Diener flohen; denn das gräßliche Gerücht war flügelſchnell von Mund zu Mund durch das ganze Haus geflogen. Nur ein Menſch eilte haſtig und beſtürzt herbei und warf ſich leiſe jammernd über das Opfer der Bosheit; es war der ſchöne Knabe, in welchem man das Mädchen kannte, die dem Jüngling als Diener über die Alpen gefolgt war. Sie lüftete ihm die Bruſt, ſie zerriß die prunkenden Kleider, ſie küßte ihm Stirn und Wangen und die geſchloſſenen Augen, und flüſterte: „Nun biſt Du wieder mein, ganz mein!“ Aber es ſollte nicht ſo werden, wie ſie geſagt hatte. Die Gräſin ließ ſie zu ſich rufen und fragte ſie: „Iſt es alſo mit dieſem jungen Menſchen dort, wie wir von jenem Prager Edelmanne vernommen haben?“ — „Es iſt ſo,“ verſetzte Markita gefaßt. „Hinko war der Freiknecht meines Vaters; ich aber bin die Tochter des Stockmeiſters Jobſt. Er wird es ſelbſt nicht läugnen, wenn Ihr ihn darüber befragt.“ — „Schon gut!“ winkte die Gräſin und verließ den Saal. Die Gäſte hatten ſich alle zerſtreut. Hinko athmete langſam in Markita's Armen; ſie küßte ihm jeden Athemzug vom Munde weg. Endlich ſchlug er die Augen auf und flüſterte: „Biſt Du's, mein ſüßes Mädchen? War mir's doch eben, als wären wir in der Kapelle Deiner Mutter im Freihauſe am Wiſchehrad und ich wäre von einem wilden Fiebertraume geweckt. Ich rettete einen vom Galgen, dafür brachte er mich daran. Nun aber ſeh' ich, wir ſind in einem andern, in einem fremden Hauſe, und der Traum iſt nur halbe Wirklichkeit. O wären wir dort und ich wieder der Freiknecht!" Er ſeufzte tief und ſie küßte ihn lange. Da vernahmen ſie Waſſengeklirr. Päpſtliche Söldner traten in den Saal, von Potuſchka angeführt. „Dieſer iſt's!" rief ihnen der böhmiſche Graf zu. „Greift und bindet ihn!" — Markita ſchrie laut auf und umklammerte Hinko, aber die rohen Kriegsknechte riſſen ſie los. Hinko ſtreckte ihnen willig die Arme hin, und ließ ſich geduldig mit ſchweren Feſſeln beladen. Markita warf ſich vor Potuſchka nieder, rang die Hände und rief in Verzweiflung: „Menſch oder Tiger! bedenke nur, daß Du ihm allein das Leben verdankſt! Erinnere Dich nur noch der Nacht vor dem Tage, welcher zu Deiner ſchmählichen Hinrichtung beſtimmt war, wo ich Dir die Salbe brachte, deren Wirkung Du noch an Dir tragen mußt! Erinnere Dich, was wir und er vorzüglich vor Mühe hatten, Dich in's Leben zurück zu rufen! Sei ewig ein Teufel, nur in dieſem Augenblicke barmherzig, und laß ihn frei. Wir wollen Rom und Italien ſogleich verlaſſen, wir wollen in der tiefſten Verborgenheit leben; nur laß ihn frei!" — „Es geziemt mir nichts als meine Pflicht zu thun, und ich habe ſtrengen Befehl, ihn zu verhaften. Auch muß ſolche unerhörte Frechheit beſtraft werden. Führt ihn fort!" Und die Unglückliche zurückſtoßend, die in Verzweiflung und gräßlichſter Noth ſchrie und die Hände wund rang, ging der Zug mit dem Gefeſſelten von dannen. Markita raffte ſich auf und folgte. Aber als ſie an das feſte Thor der Engelsburg kamen, wurde ſie von den Knechten rauh zurückgeſtoßen. Hinko rief ihr ein ſchmerzliches Lebewohl zu. Die Thüre ſchloß ſich. Das ärmſte Geſchöpf ſtarrte ſie lange an; dann lief ſie wie eine Wahnſinnige durch die Gaſſen, und ihr Herz war ſo verwüſtet und abgeſtorben wie die reiche Petrusſtadt, wo ſie nun nicht einen Menſchen hatte, dem ſie ihren grenzenloſen Schmerz hätte mittheilen können.

Der gedemüthigte Freiknecht, der vor wenig Stunden noch nach einem Fürſtenhute gegriffen hatte, wurde in eines der ſchlechteſten Gefängniſſe der päpſtlichen Feſtung unter die Erde gebracht, und ihm viel Zeit gelaſſen, über ſein Schickſal nachzudenken.

Neuntes Kapitel.

Sich in tauſend Thränen baden
Bringt nur Schaden
Und verlöſcht der Jugend Licht;
Alles ändert gleich dem Winde;
Wie geſchwinde
Wandelt ſich der Himmel nicht?

Heute will er Hagel ſtreuen,
Feuer dräuen;
Bald gewährt er Sonnenſchein,
Manches Irrlicht falſcher Sorgen
Wird uns morgen
Schon ein ſichrer Leitſtern ſein.

v. Hofmannswaldau.

Sieben unſäglich lange Monate waren vergangen und das Jahr neigte ſich zum Ende, da wurden die Thüren des Gefängniſſes aufgethan. Der Freiknecht ſollte vor ein päpſtliches Gericht geſtellt werden. Auch dies wäre wahrſcheinlich nicht geſchehen, wenn nicht plötzlich ein harter Brief des Königs Wenzel an den Papſt Urban nach Rom gekommen wäre, worin derſelbe Feuer und Flammen ſpie, daß man ſeinen Abgeſandten ſo ſchändlich behandelt und in's Gefängniß gelegt, auf die Angabe eines Menſchen, der ein Betrüger oder ein Geſpenſt ſein müſſe, da der Graf Aleſch Potuſchka, für welchen ſich jener Angeber ausgebe, auf ſeinen Befehl gehenkt worden ſei. Es lag dem Papſte in jenem für ihn ſo kritiſchen Zeitpunkte viel daran, es nicht mit dem König Wenzel zu verderben, und ſo ließ er denn den armen Jungen vor ein Gericht ſtellen, um wenigſtens etwas aufzufinden, was das harte Verfahren gegen Hinko in des Königs Augen entſchuldigen möchte. Potuſchka hatte auch ſofort auf des Königs nachdrücklichen Brief ſogleich den Abſchied und die ſtrenge Weiſung erhalten, Rom in wenig Tagen zu verlaſſen. Seine Stelle wurde mit einem Kriegsmanne beſetzt, der ſich ſeit einiger Zeit in Rom aufgehalten, endlich Dienſte bei den päpſtlichen Trabanten geſucht und ſich in aller Hinſicht ausgezeichnet hatte. Nun trug es ſich zu, daß dieſer neue Hauptmann mit ſeiner Beſtallung den Befehl erhielt, den Gefangenen aus der Engelsburg in den päpſtlichen Gerichtshof zu bringen. Vorerſt aber, eh' er eine Funktion ſeines Amtes verſehen konnte, war es nothwendig, daß er ſich bei'm heiligen Vater perſönlich meldete und knieend um deſſen Seegen bäte. Eben aber war die Gräfin Robaldini und ihre Tochter, die Donna Cäcilie mit ihrem Gemahl, dem päpſtlichen Oberkammerherrn Don Villacaro bei Seiner Heiligkeit; nichtsdeſtoweniger ließ ſich derſelbe den neuen Hauptmann vorſtellen. Der heilige Vater ſetzte ſich in einen Lehnſeſſel, entblößte ſeinen rechten Fuß vom Sametpantoffel, der Hauptmann rutſchte auf den Knieen herein, küßte den dargehaltenen Fuß, empfing den päpſtlichen Segen und blieb in dieſer ehrerbietigen Stellung liegen, bis ihm der Papſt aufzuſtehen befahl. Die Anweſenden, vorzüglich die Gräfin, betrachteten den Hauptmann mit vieler Aufmerkſamkeit. „Was ſeid Ihr für ein Landsmann?“ fragte Urban. „Ein Deutſcher.“ — „Und aus welchem Theile, aus welcher Stadt, aus welchem Lande von Deutſchland ſeid Ihr bürtig?“ — „Aus der freien Reichsſtadt Nürnberg.“ Ueber das Geſicht der Gräfin Robaldini zuckte ein Schrecken. „Ei aus Nürnberg?“ wunderte ſich der Papſt, und indem er ſich zur Gräfin wandte, ſagte er ironiſch: „War denn nicht Euer — nun ſoll ich ihn Euern Gatten nennen? in Avignon vor ſiebzehn Jahren auch von Nürnberg?“ Die Gräfin nickte erröthend. — „Und wie iſt Euer Name, Hauptmann?“ — „Marquart Muſſel.“ — „Wie? war Euer Vater Schultheiß von Nürnberg?“ rief die Gräfin bewegt. — „So iſt's!“ Die Gräfin wollte noch etwas fragen, bekämpfte ſich aber. Der Papſt lächelte und ſagte zum Hauptmann. „Geht heute noch in den Palaſt der Gräfin Robaldini. Sie hat Euch noch Manches zu ſagen.“ — Marquart empfahl ſich, und zerbrach ſich den Kopf, was die Dame, welche als die ehemalige Geliebte und jetzige Freundin des Papſtes bekannt war, ihn noch zu fragen habe, und wie ſie überhaupt zu der erſten wunderlichen Frage gekommen ſei. Er konnte aber darüber nicht klar werden, und befehligte ſeine Leute, den Gefangenen vor das Gericht zu führen. Unterwegs betrachtete Marquart den blonden Jüngling aufmerkſam, dem die Kerkerluft die Wange gebleicht hatte, aber je länger er die Augen auf ihn heftete, deſto bekannter kam er ihm vor, ja es deuchte ihm ſogar endlich, als müſſe dieſer Gefangene große Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt haben. Von Mitleiden und Neugierde bewegt, trat er zu Hinko, der ihn mit derſelben Theilnahme anſah und ſagte: „Ihr ſcheint mir kein Verbrecher, junger Mann, und Euerm Aeußern, vorzüglich Euerm blonden Haar nach kein Italiener, ſondern vielmehr ein Landsmann von mir, ein Deutſcher?“ — „Das bin ich eigentlich nur halb, ſo wie auch nur ein halber Verbrecher. Mein Vater war aber Beides ganz und das Letztere deshalb, weil er mich in die Welt ſetzte,“ ſagte Hinko bitter. — „Und wie heißt Ihr?“ fragte Marquart theilnehmend. — „Wenn ich es doch eigentlich ſelbſt wüßte!“ lachte jener. Ich habe ſchon drei oder vier Namen, und jeden mit Recht geführt; aber mein alter Meiſter meinte, ein Menſch meines Schlags dürfe und könne keinen Namen haben.“ — „Das verſteh' ich nicht. Erklärt Euch deshalb deutlicher.“ — „Recht gern, wenn's Euch Freude macht. Als Kind und dann als Student hieß ich Henrico Tarquini und galt für einen Italiener, dann wurde ich Freiknecht des Stöckers in Prag und hatte keinen Namen. Man rief mich Hinko, welches Henrico, Heinrich heißt. Als des Königs Jagdjunker hieß ich Hinko Muſelka. Mein Vater aber ſagte mir, in Nürnberg werde ich als Rechtspraktikus Heinrich Muffel heißen. Als des Königs Geſandter hieß ich zuletzt Heinrich von Happerswyl, weil man bewieſen hatte, daß mein Vater ein Herr von Happerswyl ſei. Da habt Ihr alle meine Namen.“ — „Heiliger Sebaldus und Laurentius! Du biſt mein Bruder!“ rief Marquart dem Staunenden zu. „Ich bin Marquart Muffel, des Schultheißen Niklas Muffel oder richtiger

Niklas von Happerswyl zweiter Sohn. Wie lange hat ſich mein Herz nach Dir geſehnt und ich muß Dich hier nun alſo finden?“ — „Iſt's möglich? Du mein Bruder? jauchzte Hinko an Marquarts Halſe. „Und wo iſt mein Vater?“ fragten ſich Beide zu gleicher Zeit und keiner wußte es. Marquart erzählte kurz, was ihm Schlimmes begegnet war und wie er den Seinigen nach Italien nachgereiſt ſei, ſie aber nirgends habe auffinden können und endlich in Rom Dienſte geſucht und gefunden habe. Soviel hatte Hinko ſchon durch Markita erfahren. Von dieſer konnte Marquart auf Hinko's dringende Anfragen gar nichts berichten. Die Liebe der Brüder, die ſich hier ſo unerwartet fanden und zum erſten Mal ſahen, ſtieg während der Unterhaltung, aber der ältere wurde unangenehm von der traurigen Nothwendigkeit ſeiner Pflicht erinnert, den jüngern vor das Gericht zu ſtellen. Hinko munterte Marquart ſelbſt dazu auf. Das Verhör der päpſtlichen Kammer war mit Hinko's Geſtändniß, daß er wirklich Freiknecht, aber auch Abgeſandter des Königs geweſen ſei, ſogleich beruhigt. Man hätte es vielleicht lieber geſehen, wenn er das Erſtere geläugnet hätte. Nun kamen die richtenden Herrn in große Verlegenheit, was ſie mit dem jungen Menſchen, auf den der König Wenzel ſo große Stücke zu halten ſchien, beginnen ſollten. Um ſich mit guter Art heraus zu ziehen, wurde Hinko dem Hauptmanne übergeben und demſelben angedeutet, er möge in der folgenden Nacht den Gefangenen entwiſchen laſſen. So kamen denn die Brüder zuſammen und konnten ſich nun ungeſtört angehören und ihre wunderbaren Schickſale einander mittheilen. Marquart nahm Hinko mit in ſeine Wohnung, und bereitete mit innigem Schmerze, den kaum gefundenen und liebgewonnenen Bruder ſo ſchnell wieder von ſich laſſen zu müſſen, die Flucht deſſelben vor. Ueber das Alles hatte er den Befehl des Papſtes, an dieſem Tage noch in dem Palaſte der Gräſin Robaldini zu erſcheinen, außer Acht gelaſſen, um ſo mehr erſchrack er und bekümmerte ſich, ſelbſt während der kurzen Zeit, die er mit Hinko noch zuſammen ſein konnte, noch eine Weile ſich entfernen zu müſſen, als ein Diener der Gräſin gegen Abend eintrat und ihn an den Befehl des Papſtes erinnerte. Eilig machte er ſich alſo auf und trat bald darauf in das Wohngemach der Gräſin. „Ihr habt heute einen Namen genannt, deſſen Klang mich ſehr bewegt hat,“ ſagte die Gräſin. „Habt Ihr niemals gehört, daß Euer Vater, nach Eurer Mutter Tod, ſich zum zweiten Male verehlicht hat?“ — „Wohl hab' ich dies. Wenn auch mit den nähern Umſtänden dieſer zweiten Ehe meines Vaters unbekannt, weiß ich doch, daß er als Abgeordneter des Kaiſers Karl am päpſtlichen Hof zu Avignon und bei mehren Fürſten in Italien war, und ſich in Florenz mit einer Donna Iſabella Tarquini verband, ſich aber bald wieder von ihr trennte und ohne ſie nach Deutſchland zurückkehrte.“ — „Weiter wißt Ihr nichts? Weiter gar nichts? Habt nicht von einem Sproſſen dieſer kurzen unglücklichen Ehe gehört, von einem Knaben, der Euer Bruder war?“ — „Wie Donna!“ rief Marquart ahnungsvoll aus, „woher wißt Ihr dies Alles? Ich kenne dieſen Knaben, ich kenne meinen Bruder Henrico.“ — „Ja Henrico, ſo heißt er! Wo iſt er? Lebt er in Nürnberg in Eures Vaters Hauſe?“ — „Nein, er lebt hier. Jener blondgelockte Jüngling, der ſchon lange in der Engelsburg gefangen ſaß, von Happerswyl genannt und Abgeſandter des Königs Wenzel an den Papſt, er iſt der Sohn meines Vaters und jener Iſabella Tarquini zu Florenz.“ — „Heiliger Petrus, dieſer Freiknecht mein Sohn!“ ſchrie die Gräfin auf. — „Euer Sohn?“ rief Marquart ebenſo erſtaunt. „Seid Ihr meines alten Vaters Frau?“ — „Ich war's; ich bin es noch,“ verſetzte die Gräfin, nachdem ſie ſich einigermaßen vom gräßlichſten Schrecken erholt hatte. Dann aber jammerte ſie: „Dieſer Freiknecht, ein Verworfener, ein Ehrloſer mein Sohn! Und doch mein Sohn! O ihr Heiligen, iſt denn meine Sünde ſo groß, daß ich eine ſo furchtbar harte Strafe damit verdient habe?“ — Dann verhüllte ſie weinend ihr Geſicht und Marquart ſtand, von den widerſprechendſten Gefühlen zerriſſen, verlegen und ſtumm. Plötzlich fuhr die Gräfin raſch auf und rief: „O benedeite Jungfrau, Dank! Dank, daß er ein Freiknecht iſt! Wäre er das nicht geweſen, ſo hätte er ja ſeine eigene Schweſter gefreit. Ich ſchaudere bei dem Gedanken, welch ein Unglück an uns vorübergezogen iſt. Nein ich will nicht mehr klagen. Noch ruht ja Macht in meinen Händen. Der Papſt ſoll ihn ſühnen. Er ſoll mein reiner Sohn ſein. Nicht vergebens ſoll ſich mein Herz gehärmt und geſehnt haben, bis es alt geworden iſt, geſehnt nach dem Jüngling, den ich darunter getragen, den ich mit Schmerzen geboren habe. Durch nichts will ich mich irre machen laſſen, ſelbſt durch dies Schlimmſte nicht, was mit ihm geſchehen iſt. Wohlauf denn, meine erſte Sorge ſei, daß er ſogleich befreit werde.“ — „Frei iſt er ſchon, und wäre Eure Entdeckung nur einige Stunden ſpäter erfolgt, ſo wäre er auf dem Wege nach Deutſchland geweſen.“ Marquart erzählte hierauf ſeiner Stiefmutter, wie er, gleichſam durch Gottes Fügung ſeinen Bruder gefunden und ſprach ſeine große Freude aus, ihn nun in Rom bei ſich behalten zu dürfen. Das ungeduldig ſchlagende Herz der Gräfin ließ ihn aber kaum ausreden. „Eile!“ rief ſie; „eile und führe mir unter dem Schutz der Nacht meinen Sohn in die Arme! Doch verrathe ihm das holde Geheimniß nicht! Von meinen Lippen ſoll er es hören, ſein Herz ſoll von den Schlägen des meinigen wiederklingen; er ſoll es am heftigen Wallen meines Blutes errathen, daß die Natur ihre heiligſten Gefühle mit einem Zauberſchlage in mir erweckt hat. Nun eile! eile!“ — Marquarts Schritte wurden von der Freude beflügelt, und in der Verklärung ſeines Geſichts las Hinko die Andeutung eines außerordentlichen, aber angenehmen Ereigniſſes. Eben beſchäftigt, ſeine Armſeligkeiten zuſammenzupacken, damit er in der Nacht entfliehen könne und mit dem Gedanken ſich vertraut machend, daß er als ein Bettler zu Fuße — mit ſeinen zarten, keiner Anſtrengung gewohnten Füßen — Italien zurück durchwandern müſſe, welches er als ein vornehmer Edelmann und königlicher Geſandter zu Roß mit zwei Dienern herwärts durchzogen war, und mit dem fürchterlichen Vorſatz ſich wappnend, wieder zurückzukehren in das Freihaus, wo er ſeine geliebte Markita gewiß zu finden hoffte, und —

der Herzog von Benevento — Freiknecht und dann Freimeiſter zu werden, aus all' dieſen geiſtig und körperlich demüthigen Beſchäftigungen herausgeriſſen, zog ihn Marquart mit Ungeſtüm fort in den Palaſt der Gräſin. Hinko's Widerſtreben half ihm nichts; er ſtand vor ihr, eh' er ſich recht beſinnen konnte, er fühlte ſich von ihren Armen umwunden, von ihren mutter-zärtlichen Küſſen überglüht, und ſein Erſtaunen, das an Beſtürzung grenzte, ſtieg mit ihrer Zärtlichkeit in gleichem Verhältniß.

„Umſtrickt mich ein Zauber?“ rief er endlich. — „Kein Zauber, Henrico, ſondern die Arme Deiner Mutter Iſabella Tarquini.“ — „Ihr meine Mutter! meine Mutter?“ ſtaunte Hinko. — „So iſt's, mein ſüßer Junge!“ ſchluchzte die Gräſin und Thränen der Freude und Rührung rannen aus ihren trunkenen Augen. „Du warſt kaum einige Monate alt, als Dein edler Vater Dich mir entriß. Ach! Ich hatte es verdient. Erſpare mir das Bekenntniß meiner Schuld. Ich war Deinem Vater von Florenz nach Avignon gefolgt. Dort war eben der Erzbiſchof von Bari aus dem Königreich Neapel. Dieſer Geiſtliche gewann meine Neigung. Ich floh mit ihm; in Florenz ereilte uns Dein Vater und entriß Dich mir. Der Erzbiſchof aber iſt der Papſt Urban.“ Hinko kam allmälig, obgleich langſam, zum Genuß der Freude, aber als er ſich an das neue ſchöne Verhältniß gewöhnt hatte, umarmte er ſeine Mutter mit eben der Heftigkeit, welche ihre Liebe zu ihm äußerte. Es war ein Freudenfeſt die halbe Nacht hindurch, und die beiden Brüder Muffel theilten der Gräſin wechſelſeitig ihre ſonderbaren Schickſale mit. Hinko erhielt ein herrliches Zimmer, wurde am andern Morgen wieder köſtlich herausgeputzt und lebte wieder herrlich und in Freuden. Auch erwachte ſein natürlicher Leichtſinn bald wieder. Da ihm ſeine Mutter über Markita nicht die mindeſte Auskunft geben konnte, ſo ließ er ſich's drum nicht leid ſein. Die Gräfin ließ ſich zum Papſt tragen und das Kirchenoberhaupt beeiferte ſich, ihre Wünſche ſchnell zu erfüllen. Noch an demſelben Tage wurde in der Peterskirche eine feierliche Ceremonie veranſtaltet. Hinko wurde von mehren Geiſtlichen abgeholt und dort in großer Verſammlung der anweſenden Biſchöfe, Cardinäle u. ſ. w. vom Papſte ſelbſt mit Weihwaſſer gereinigt und abgewaſchen. Hierauf ſprach ihn der Papſt wieder ehrlich, legte ihm ſeinen Namen Henrico von Happerswyl wieder bei und gab ihm ſeinen vollen Segen. Die päpſtliche Bulle über die Purgation, unterſchrieben und unterſiegelt von allen Zeugen, erhielt Hinko bald darauf und war nun wieder ſo ehrlich als ſonſt.

Hierauf machte er ſeiner Schweſter Cäcilie ſeinen Beſuch. Sie war aus der leidenſchaftlich Geliebten nun eine gute Schweſter geworden. Auch ihr Gatte ließ den Haß gegen Hinko fahren.

Während er nun da ſaß und mit ſeinen Verwandten ſprach, that ſich die Thür auf und Potuſchka, der von all' den Vorfällen ſeit geſtern nichts als ſeine Entlaſſung, die er ſich nicht erklären konnte, erfahren hatte, trat herein, um ſeinen Beſchützer Villacaro zu vermögen, daß durch ſeinen Einfluß der harte Befehl zurückgenommen werden möchte.

Vergebens hatte er ſchon einige Mal dieſe Bitte gethan, ſo wie darüber nachgeforſcht, weshalb man ihn eigentlich ſo ſchnell entlaſſen und zwar mit dem Befehl, Rom zu meiden. Der päpſtliche Kammerherr, der ſehr gut mit der Urſache bekannt ſein mußte, hatte ſie dem Grafen verſchwiegen, weil er ihm Pflichten der Dankbarkeit ſchuldig zu ſein glaubte. Jetzt aber trat Potuſchka mit einer trotzigen Miene herein, ſchritt ohne die Andern eines Blicks zu würdigen auf Villacaro zu und ſagte: „Ich war Euch wohl gut genug, Eure Rache an dem blonden Buben kühlen zu helfen. Jetzt aber braucht Ihr mich nicht mehr und laßt mich als ein unnützes Spielzeug liegen. Aber ich will wiſſen, was ich verſchuldet haben ſoll, oder bei St. Peter! es wird nicht gut mit uns.“ — „Frecher Menſch!“ rief der Kammerherr aufgebracht. „Wagſt Du mir ſolches zu bieten? Mit einem, der am Galgen gehängt hat, über den eines Königs Urtheil zu Haut und Haar ergangen iſt, haben wir nichts gemein.“ — „Ha, das ſollſt Du mir mit dem Leben büßen!“ brüllte Potuſchka, riß ſein Schwert heraus und ſtürzte damit auf Villacaro zu. Cäcilie ſchrie entſetzt auf; Hinko aber lief dem Wüthenden mit ſeinem Degen in den Weg und rief: „Kennſt Du mich nicht mehr! Erſchrickſt Du nicht vor mir?“ Da fiel Potuſchka das Schwert aus der Hand, er ward bleich und wankte. „Du hier?“ murmelte er. „Du mein böſer Geiſt, der, wo ich ihn auch zu verderben ſtrebe, mich jedesmal verdirbt? Ich ſehe, Du haſt auch jetzt über mich geſiegt.“ — „Und auch jetzt ſchenke ich Dir das Leben wieder; eile und entflieh.“ — „Ich nehme Dein Geſchenk zum zweiten Male, aber ich danke Dir auch jetzt nicht dafür!“ rief der böſe Menſch, entfloh aus dem Hauſe und ward fürder in Rom nicht mehr geſehen.

Die Gräfin bemerkte bald, daß ſich die vornehme Welt Roms doch noch ſtark an Hinko zu ſtoßen ſchien, deshalb beſchloß ſie, ihn eine Zeit lang auf eins ihrer Güter im Neapolitaniſchen zu ſchicken. Dies geſchah noch im Winter.

Marquart ſtieg durch den Einfluß der Gräfin zum Oberſten der päpſtlichen Leibwache; doch mußte er ihr dafür geloben, keine Meldung an den deutſchen König oder nach Nürnberg hinſichtlich Hinko's zu machen; denn ſie fürchtete nicht ohne Grund, der König Wenzel möchte ihr den gefundenen Sohn ſchnell wieder entreißen.

An den üppigen Ufern des Meerbuſens von Salerno lebte Hinko heiter und im Genuß alles Lebensglücks über ein Jahr. Dort war er Herr und Gebieter; herrliche Landhäuſer, Gärten und Seen in der paradieſiſchen Gegend waren ſein; Salerno's und Neapels vornehmſte Häuſer ſtanden ihm auf; die reichſten Töchter des Landes bewarben ſich um ihn. Seine Mutter, die ihn zweimal beſuchte, wünſchte ſehr, daß er ſich mit einer Erbin eines altadligen Namens und großer Schätze verbinden möchte, aber kaum hatte ſie dieſen Wunſch ausgeſprochen, als ein lange in ihm ſchlummernder Funke zur hellen Flamme aufſchlug. Es war die Liebe zu Markita, die durch jene Gelegenheit aus einem künſtlich gemachten Schlafe plötzlich erwachte und wieder mit der alten jugendlichen Friſche und einer ſo gewaltigen Stärke, daß ſein ganzes Weſen bald nichts als Liebe und Sehnſucht war, in ſeine Seele trat. Aber vorſichtig enthüllte er der Mutter nicht gleich, was ihn ſo mächtig bewegte, verſteckt fragte er an, ob ſie gar keine Nachrichten für ihn von Prag oder Nürnberg erhalten habe. Sie verneinte dieſes ſchlau und ſuchte ihn von den Erinnerungen abzubringen. Er bemerkte ihre Verwirrung und ſie ahnete, was in ſeiner Seele vorging. Um jene Bilder früherer Tage, die ihr gerade zur ungelegenſten Zeit ſich wieder einſtellten, zu verdrängen, äußerte ſie den Wunſch, ihn den Winter über wieder um ſich zu ſehen. Er mußte demſelben nachgeben und begab ſich mit ihr nach Rom. Die rauſchenden Vergnügungen der Hauptſtadt der Welt konnten die in ihm erwachte heftige Sehnſucht nicht bändigen. Markita's treue Geſtalt ſchwebte ſeinem Geiſte zu jeder Stunde vor; ihre Stimme durchtönte ſeine Träume; ihre lieben tiefdunkelblauen Augen waren ſtets auf ihn gerichtet, und oft fuhr er am hellen Tage erſchreckt in die Höhe und meinte, Markita müſſe vor ihm ſtehen. War er in Geſellſchaften, ſo ſchien er fröhlich und leichten Sinns, befand er ſich aber allein, ſo verließ ihn der quälende Gedanke nicht mehr, was aus Markita geworden ſein möchte.

Unter dieſem troſtloſen Abhärmen, welches mit Vergnügungen aller Art abwechſelte, war der Frühling des Jahres 1389 herangekommen. Hinko hatte durch ſeinen Bruder Marquart einige Boten nach Prag abſenden laſſen, und wollte nur eine Antwort abwarten, da aber niemals eine ſolche erfolgte, ſo bleichte der Gram ſeine Wange immer mehr. Zu dem wollte ihn die Mutter nun durchaus zu einer Verbindung übertreben. Die unterdrückte Stimme ſeines Herzens wurde immer lauter; er fing an, Argwohn gegen ſeine Mutter ſo wie gegen ſeinen Bruder Marquart zu ſchöpfen, und es kam ihm immer wahrſcheinlicher vor, daß Beide vereint handelten, um ihn ganz von der Erinnerung an Markita abzubringen. Marquart war wieder der eitle Frauenjäger geworden. Er ging ſtets wie ein Pfau hoffärthig und herausgeſchmückt einher. Seine Standeserhöhung, ſein Anſehn, mit der Freundin des Papſtes ſo nah verwandt zu ſein, ſo wie ſeine anſehnlichen Einnahmen geſtatteten ihm den Zutritt in allen adligen Häuſern, er hatte das Glück gehabt, einer ſchönen und reichen Römerin zu gefallen, und ſtand nun im Begriff, ſich mit derſelben zu vermählen. Es mußte ihm alſo daran liegen, daß ſein Bruder von jeglichem Umgange mit einem Mädchen abgehalten werde, der ihm und der ganzen Familie nur Schmach und Schande zu Wege bringen konnte. Kaum hatte Hinko dies und Aehnliches gemerkt, ſo faßte er heimlich einen beſtimmten Entſchluß, und bereitete im Geheim Alles darauf vor. Als ihm nun ſeine Mutter immer heftiger zuſetzte, ſich zu vermählen, beſtieg er eines Tags ein Pferd, und gab vor, ſpazieren reiten zu wollen. Er hatte ſich aber mit Geld verſehen und kehrte nicht wieder zurück. Vielmehr eilte er, was nur ſein Pferd laufen wollte, durch Italien der Heimath zu.

In Mailand hörte er in der Herberge, wo er Einkehr genommen hatte, ein Langes und Breites von den Wunderwerken einer Schauſpielergeſellſchaft reden, welche ſeit einiger Zeit hier verweile und mit dem größten Beifall ihre

Vorſtellungen gebe. Hinko wurde darauf aufmerkſam und beſchloß, ſich die Künſte dieſer Leute ebenfalls anzuſehen. Wie groß aber war ſeine Ueberraſchung, als er ſogleich ſeine Kunſtgefährten von Prag her wieder erkannte! Mit einer Haſt, wie man ſie kaum am Jüngling ſieht, wenn er in die Arme der lang erſehnten Braut eilt, ſtürzte er auf ſeine Freunde los und der Narrenkönig und Schiaſetto und Bellegarde jubelten vor Freuden auf, den ihnen Allen unvergeßlichen Gefährten ſo plötzlich unter ſich zu ſehen. An ein Weiterreiſen war nun von Hinko's Seite vor der Hand gar nicht mehr zu denken. Er hatte Markita, Jobſt, Mutter, Vater und Bruder vergeſſen, und glühte vor Luſt, ſich ebenfalls wieder in der Ausübung der liebgewonnenen Kunſt zu zeigen. Er wurde natürlich von der Geſellſchaft mit Freuden auf- und angenommen und gab in den nächſten Tagen ſchon von ſeinen Kunſtſtücken in den natürlichen Zaubereien zum Beſten. Hinko hatte lange eine große Leere in ſeinem Herzen gefühlt und war von einer unüberſehbaren Sehnſucht geplagt worden. Selbſt die Nächte, unter Italiens heiterm Himmel unvergleichlich ſchön, hatten für ihn nicht mehr jene ſelige Fülle des aufſprudelnden Lebens. Nun kam er auf eine ihn ſelbſt überraſchende Weiſe in den kleinen Kreis einiger geiſtreicher Menſchen, die das Leben nicht am trägen Rade der Gewöhnlichkeit abſpannen, ſondern kunterbunt und wie es am tollſten gehen mochte, genoſſen, was die Gunſt des Augenblicks bot. Hinko glaubte gefunden zu haben, was ſein Herz ſuchte, obgleich es nur ein Surrogat war; aber dies befriedigte ihn jetzt, und ſo ſchwärmte er denn in Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden fort. Auch war er hinſichtlich der Frauenliebe wieder der leichtſinnige Knabe geworden und flog gleich einem Schmetterling von einer Blume zur andern, ohne ſich von einer feſſeln zu laſſen, nicht anders, als wie er vor drei und vier Jahren gethan hatte. Er ſuchte in den italieniſchen Städten, die er mit ſeinen Kunſtgenoſſen durchwanderte, frühere Liebchen auf, er machte neue Bekanntſchaften, auf ſeiner Laute begleitete er die ſelbſtgedichteten Liebeslieder, oder andere, wie ſie noch von den provencaliſchen Troubadours und Petrarca im Munde des Volks waren; die feurigen italieniſchen Schönen ließen ſich von ihm beſingen und lieben und ſeine angeſtaunte Zauberkunſt machte den herrlichen Jüngling nur um ſo liebenswürdiger und verſchaffte ihm überall Eintritt. Aber beim Lieben und Beſingen blieb es; von Treue, Beſtändigkeit und einer feſten Verbindung war nicht die Rede; die Gaben des Augenblicks wurden erhaſcht und genoſſen und die Erinnerung an die Vergangenheit in dieſem Genuſſe erſtickt. Markita dämmerte nur wie ein ihm einſt erſchienenes Heiligenbild durch die Seele; dann und wann neigte ſich auch Hermenegildens bleiche Geſtalt in ſeine Träume. Bald aber war Alles wieder verſchwunden und mit Genuß bis zum Ueberdruß bezahlte er ſeinem Glück und ſeiner Jugend die Rechnung, und ohne der Zukunft die mindeſte Sorge zu weihen, lebte er allein der gegenwärtigen Minute.

Zehntes Kapitel.

Raſch tritt der Tod den Menſchen an,
Es iſt ihm keine Friſt gegeben,
Es ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben
Bereitet oder nicht, zu gehn:
Er muß vor ſeinem Richter ſtehn.

Schiller im Wilhelm Tell.

Es war vielleicht eine gerechte Vergeltung des Himmels, wenn auch furchtbar, daß der Papſt Urban im Spätherbſt deſſelben Jahres plötzlich die heftigſten Spuren einer Vergiftung in ſich verſpürte. Er erkrankte ſo hart und die ſchnell angewendeten Mittel der päpſtlichen Aerzte ſchlugen ſo wenig an, daß der Leibarzt der höchſt beſorgten Gräſin Robaldini ſchon nach einigen Stunden erklärte: Bei Gott ſei zwar kein Ding unmöglich, wohl aber bei den Menſchen gar viele, und zu dieſen müſſe er die Herſtellung des Papſtes rechnen. Wenn man ſich nun nicht darauf verlaſſen könne, daß der Himmel gerade bei dem heiligen Vater eine Ausnahme mache, ſo ſolle ſie lieber ihre Vorkehrungen auf das baldige Ableben ihres geiſtlichen Freundes treffen. Das Gift ſei nicht aus dem Leibe zu bringen, auch habe es ſeine Wirkung ſchon gehörig gethan. Die Gräſin war auf dieſe

Nachricht ſehr beſtürzt; doch faßte ſie ſich und hielt eine heimliche Zuſammenkunft mit dem Großmarſchalk des apoſtoliſchen Stuhls, ihrem Stiefſohn Marquart von Rapperswyl, der ſeit kurzem mit einem reichen Fräulein verehlicht und zu jener großen Würde emporgeſtiegen war. Marquart, durch die Gräfin mit fürſtlichem Range bekleidet, war ihr ergebenſter Freund und Rathgeber, und er hatte alle Urſache, dies zu ſein; denn ſein Schickſal war unzertrennlich an das ihrige geknüpft.

Vom apoſtoliſchen Gericht wurden ſtrenge Befehle ertheilt, den Giftmiſcher zu entdecken, aber ſie führten zu keinem Lichte. Man konnte nur vermuthen, daß der Papſt, der den Wein ſehr liebte, durch eine verwechſelte Flaſche das Gift bekommen habe; wann? und durch wen? war aber nicht auszumitteln und man erging ſich in leeren Vermuthungen. Daß der Schlag von Avignon ausgehe, konnte man wohl mit Gewißheit annehmen.

Rom gerieth nach dem gegebenen Beſcheid über den hoffnungsloſen Zuſtand des Papſtes in große Bewegung. Die in Rom anweſenden Cardinäle eilten in den päpſtlichen Palaſt, um die letzten Befehle Seiner Heiligkeit zu empfangen und den gefährlichen Zuſtand der Dinge zu berathen. Der Oberbeichtvater des Papſtes war ſchon bei ihm und erinnerte den in ſeinem Leben ſo heftigen, oft grauſamen und ſtets ſtolzen und unbeugſamen Mann mit Betrübniß an das, was er nun allein noch auf Erden zu verrichten habe, nämlich zu ſterben. Urban litt unſägliche Schmerzen; nichts deſto weniger ließ er von den anweſenden Cardinälen noch eine Bulle aufſetzen, worin er den ohnmächtigen Bannſtrahl gegen ſeinen Gegner, deſſen Cardinäle und alle Geiſtliche, welche jenem anhingen, ſchleuderte und die demſelben getreuen Fürſten mit ſterbendem Munde ermahnte, nur den römiſchen Papſt für den wahrhaftigen anzuerkennen. Als er ſich die Bulle hatte vorleſen laſſen, unterzeichnete er ſie mit zitternder Hand und entließ die Secretarien. Hierauf hielt er eine eindringliche Rede an die Verſammelten, gleich nach ſeinem Tode und ungeſäumt zu einer neuen Papſtwahl zu ſchreiten und ſolche in möglichſter Kürze zu Stande zu bringen, da im kleinſten Verzug die größte Gefahr ſei. „Da mein Nachfolger unter Euch iſt,“ ſagte er mit ſchwacher Zunge, aber mit noch ſtark-feindſeligem Herzen, „ſo gelobt mir Alle mit einem Eid, daß derſelbe ſein lebenlang nicht ablaſſe, dieſe franzöſiſchen Sklaven, dieſe Ausgeburt der Finſterniß auf alle Weiſe zu verfolgen und alle Mittel anzuwenden, den Drachen, der mich mit ſeinem Schweife tödtlich geſtochen hat, in den Abgrund und Pfuhl zu ſtürzen, dem er entſtiegen iſt.“

Die Cardinäle leiſteten den verlangten Eid in Urbans erſtarrende Hand; dann entließ er ſie und begehrte die Gräfin zu ſprechen.

Das ernſte Schauſpiel des Todes, welches gewiſſermaßen zur Verhöhnung des übermüthigen Vorgebens, auf Erden Gottes Stellvertreter ſein zu wollen, im päpſtlichen Palaſte ſpielte, wurde durch eine ſehr bittere Komik, die jener Verhöhnung erſt den rechten Nachdruck und Ausſchlag gab, noch beſonders gewürzt. Kaum hatte nämlich die Gräfin und Donna Villacara die Gewißheit von des Papſtes Tod erhalten, als ſie ſogleich ihre Diener befehligten, alles bewegliche Gut, welches ſich im Palaſte befand, mit größter Eile herauszuſchaffen. Nach den Regeln und Rechten der päpſtlichen Curie war nämlich Alles, was ſich im Palaſte vorfand, in dem Augenblicke, wo der Papſt die Augen auf ewig ſchloß, der päpſtlichen Kammer verfallen. Während nun Urban die Cardinäle ſo ernſtlich vermahnte, warf ſich ein Heer von Dienern gleich Räubern in die von der Gräfin geöffneten Zimmer und ſchleppten Kiſten und Kaſten, Tiſche, Stühle und Betten und alles Mögliche von dannen, was ſich fortbringen ließ. Die Eile, mit welcher dieſes ſonderbare Geſchäft betrieben wurde, gab dem zahlreich vor dem Palaſte verſammelten Volke die Ueberzeugung, daß der Papſt in den letzten Zügen liege. Alle Pfaffen in Rom liefen zuſammen, die Menſchenſtrömung auf den Straßen glich einem Aufſtande. Als nun die Cardinäle gegangen waren, der Oberbeichtvater bei Seite getreten war, nahte die Gräfin mit bekümmertem Antlitz dem Lager des ſchmerzenleidenden Kirchenhauptes.

„Die Bosheit meines Feindes rafft mich hinweg,“ ſagte er mit ſchweren Athemzügen. „Bald werde ich nicht mehr ſein. Du haſt mich geliebt, Iſabella, und ich möchte um deshalb nicht, daß Du nach meinem Tode der Rache meiner Feinde anheim fieleſt. Leider muß ich befürchten, daß viele davon unter den Cardinälen und am päpſtlichen Hofe leben. Sie werden, ſobald ich die Augen zugethan, das Rauhe gegen Dich herauskehren. Suche deshalb dem Ausbruch ihres Zornes ſchnell zu entgehen. Wenn meine Hülle am Orte ihrer Ruhe angelangt ſein wird, ſo fliehe mit Deiner Tochter und deren Manne nach Deinen Gütern, dort biſt Du vor aller Nachſtellung ſicher." Die Gräfin verſprach ihm dieſes; er ordnete dann noch Mehres hinſichtlich Cäciliens an; dann begehrte er die letzte Oelung, und der Oberbeichtvater trat hinzu, ſie ihm zu reichen. Als dies geſchehen war, wurden die Aerzte wieder zugelaſſen, um die Schmerzen, welche ſich mit jedem Augenblick verſchlimmerten, nur einigermaßen zu lindern. Während ſie nun mit dem Sterbenden beſchäftigt waren, plünderten die Diener ſchon das Zimmer. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätten ſie ihm das Bette genommen, auf welchem er dem Tode entgegenſtöhnte. Unter gräßlichen Qualen, die ihn convulſiviſch zuſammenzogen, verging der Abend. Da mußten ſich Alle entfernen; er begehrte mit dem Oberbeichtvater zu beten. Die Todesangſt kam mit all' ihren Schrecken zu dem Stellvertreter Gottes. Lächerliche Anmaßung, wie erbärmlich ſtellte ſie ſich hier dar! Als das Gebet vorüber war, wurden Iſabella und Cäcilie, die in einem Nebenzimmer verweilten, herbeigerufen. Cäcilie mußte ihre Hand auf des Sterbenden Stirn legen. Die Natur forderte noch einmal eins ihrer heiligſten Rechte. Langſam nahte der Tod. Um Mitternacht verſchied er in den Armen ſeines Kindes. Sogleich wurde ſein Ableben dem Großmarſchall gemeldet, der es ſofort noch in derſelben Stunde allen Cardinälen und Prälaten in Rom anſagen ließ. Die dazu Abgeordneten verfügten ſich auf dieſe Nachricht in den Palaſt und in's Sterbezimmer des Papſtes, welches, ſo wie der ganze Palaſt, faſt alles Hausrathes beraubt war. Der Cardinal-Kämmerer rief hier der Sitte gemäß in der ſtummen Verſammlung im Angeſicht der Leiche feierlich und laut dreimal den Namen des Verſtorbenen: Bartolomäus von Prignano; und als dieſer Akt vollzogen war, erhielten die Secretarien Zutritt, um das Protokoll über den Tod des Papſtes, ſo wie über die eben begangene Ceremonie abzufaſſen. Gegen Morgen begab ſich der Zug der Cardinäle und übrigen Geiſtlichen auf das Capitol, und alſobald ertönte das helle klagende Geläute der großen ſilbernen Glocke des Capitols, welche nur bei'm Tode eines Papſtes geläutet wird, um der Bevölkerung Roms zu verkündigen, daß die heilige Mutter-Kirche eine betrübte Wittwe geworden ſei. Nun lief das Volk aus allen Häuſern zuſammen; die Kaufläden und die Gerichtshöfe wurden geſchloſſen; das ganze päpſtliche Söldnerheer trat unter Waffen. Sogleich ergoß ſich nun das Volk in Schmähungen über den dahingeſchiedenen Papſt und tadelte ſeinen Stolz, ſeine Härte, ſeine Weinliebhaberei u. dergl. bitter und laut. Bald kehrte ſich die Stimmung gegen die Gräſin, und mehre ihrer Anhänger, welche ſich als Lauſcher unter den wachſenden Volkshaufen befanden, eilten, ihr einen Wink zu geben, daß ſie ſich möglichſt bald aus Rom entfernen möchte. Sie ſandte alſo an dieſem Tage noch einen reitenden Boten auf ihre Beſitzungen im Königreich Neapel, damit Alles zu ihrem Empfange dort vorbereitet würde. Nicht ohne guten Grund hatte ſie ihre Güter gerade im Neapolitaniſchen gekauft; denn das Königshaus von Neapel hing dem Gegenpapſt in Avignon an, folglich war ſie dort ſicher vor den Verfolgungen des römiſchen Volks.

Abends wurde die entſeelte Hülle des Papſtes in einen mit rothen Samet bordirten Tragſeſſel im ganzen Schmuck geſetzt, und dieſer zwiſchen zwei Trauermaulthiere befeſtigt. Dieſe Thiere trugen die Leiche von Monte Cavallo nach dem Vatikan. Die Prälaten nebſt der ganzen Hofdienerſchaft gingen zu beiden Seiten mit brennenden Fackeln. Knapp hinter der Leiche ſchritt Marquart in Trauerflören und rief es zu beiden Seiten aus, daß der heilige Vater jetzt ſeinen letzten Weg mache. An ihn ſchloſſen ſich die Trabanten und Ritter mit geſenkten Waffen.

Am folgenden Morgen wurde die päpſtliche Leiche von den Canonikern zu St. Peter, in Begleitung einiger Cardinäle, vom Vatikan in die St. Peterskirche gebracht und dort in einer Kapelle dem Volke drei Tage lang zur Schau ausgeſtellt. Unzähliges Volk ſtrömte nun herzu, und unter demſelben gar viele, die den Papſt kurz vorher geſchmäht hatten, um ſeiner Leiche nun die heiligen Füße mit tiefſter Ehrfurcht zu küſſen.

In jeder Kirche und jedem Kloſter in ganz Rom wurden täglich hundert Seelenmeſſen für Urban geleſen, in den Hauptkirchen aber zweihundert.

Am andern Tage verkaufte die Gräfin Robaldini ſchon ihren Palaſt; in jeder Nacht wurde auf Wägen viel bewegliches Gut fortgebracht, und Alles ſo eingerichtet, daß mit Beendigung der Begräbnißfeierlichkeiten die Gräfin mit ihrer Familie die Stadt verlaſſen konnte, um den Unwillen des Volks, ſobald es nicht mehr beſchäftigt war, nicht auf ſich zu ziehen.

In der Frühe des vierten Tags wurde die päpſtliche Leiche in einen Sarg von Cypreſſenholz mit koſtbarem ſchwarzen Samet überzogen gelegt. In den Sarg wurde ihm ein Beutel mit Schaupfennigen beigegeben, auf deren einer Seite ſein Bildniß, auf der andern ſeine Thaten und Verrichtungen ſtanden. Der hölzerne Sarg ward dann in einen zinnernen Sarg geſetzt, und derſelbe gegen Abend auf das unterdeſſen mitten in der Peterskirche aufgerichtete Caſtrum Doloris gebracht. Die Cardinäle knieeten rund um das Caſtrum herum, welches mit vielen Inſchriften verziert war. Der Weihrauch qualmte in mächtigen Wolken. Auf dem Katafalk ſchimmerten tauſende von Lampen. Das Volk lagerte ſchweigend in der ungeheuern, ſeltſam erleuchteten Kirche. So ſtand der Katafalk zwei Tage und zwei Nächte und das Volk ſtrömte unaufhörlich ab und zu. Am dritten Tage begannen die Exequien. Die Parentationen wurden drei Tage lang gehalten.

Acht Tage nach Urbans Tode verſammelten ſich die Cardinäle, um das Conclave zu beziehen. Schon war das Ableben Urbans an alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, die ſich zu ihm bekannt hatten, gemeldet. Auch war ſchon einige Tage vorher der Beichtvater des bevorſtehenden Conclave gewählt worden und hatte die Vocation erhalten. Früh wurde nun in voller Verſammlung die Meſſe des heiligen Geiſtes geſungen, um Beiſtand zur vorhabenden Wahl. Als die Rede gehalten war, bezogen die Cardinäle das Conclave. Der Groß-Marſchalk des päpſtlichen Stuhls ſchloß daſſelbe; und dies war ſeine letzte Amtsverrichtung. Es war mit Gewißheit vorauszuſehen, daß der neu erwählte Papſt ſich auch einen neuen Groß-Marſchalk ernennen würde; und ſo legte denn Marquart ſeinen Stab in die Hände der päpſtlichen Kammer. Hierauf verfügte er ſich zur Gräſin. Villacaro war mit ſeiner und mit Marquarts Gemahlin ſchon früher nach Neapel abgereiſt.

„Wir ſind frei und ledig,“ ſagte Marquart, als er in's Zimmer trat.

„Und nun ſollſt Du meinen Plan erfahren, mein Sohn,“ verſetzte die Gräſin, die bereits in Reiſekleidern ſeiner Ankunft geharrt hatte. „Nicht nach Neapel geht unſere Reiſe; nein nordwärts an den Fuß der Alpen, dorthin wo die Etſch ſich von Deutſchland herüber windet durch die Gebirge, über Verona hinaus in eins jener zauberiſchen Thäler an Italiens Grenze.“ — „Und was ſollen wir dort, während die Unſrigen den entgegengeſetzten Weg genommen haben?“ fragte

Marquart verwundert. — „Du ſollſt es erfahren, mein Sohn; Du ſollſt wiſſen, was ich Dir bis jetzt mit allem Fleiße aus guten Gründen verborgen habe. Mein Geheimniß geht nur Dich an und weder Deine Gemahlin, noch meine Tochter. Ich habe Dir eine Schuld zu bekennen, für die ich — ach! — ſchon ſeit der unbeſonnenen Flucht des Jünglings, an welchem mein ganzes Herz hängt, unſäglich gebüßt habe. Der Menſch ſollte nicht freventlich in das Rad des Schickſals greifen, um es nach ſeinem eigenen Willen zu drehen; ich that es in meinen ſpäten Lebenstagen noch, aber des Rades Speicher haben mich ergriffen und weit abgeſchleudert von der Erfüllung meiner Wünſche und Pläne, die ich mir ſo lieblich geträumt hatte, an deren Pforte ich ſchon ſtand und trotzig Einlaß forderte. Doch höre, ſtaune und bedaure mich! Du weißt, daß all mein Streben dahin ging, Euch, meine Söhne, mit vornehmen und reichen Römerinnen zu verheirathen. Gedachte ich doch dadurch uns an Rom zu feſſeln und den Glanz unſers Hauſes zu erhalten. Es iſt mir nicht ſo geglückt, wie ich wünſchte; Urban hat mir ſelbſt gerathen, mich zu entfernen, und ich ſehe, daß es beſſer für uns Alle iſt, ſeinen Rath zu befolgen. Du hatteſt die hochfliegenden Pläne meines Geiſtes verſtanden, nicht ſo Henrico, der Sohn meines Leibes. Nicht ungegründet war ſtets unſer Verdacht, daß ſein Herz an jenem unglücklichen Kinde hinge, welches nach ſeiner Gefangennehmung in Rom allgemeines Bedauern erregte, welches wie wahnſinnig durch die Straßen lief, und plötzlich verſchwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Daß er Markita liebte, obgleich der nahe Verwandtſchaftsgrad keine Verbindung mit ihr, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes, erlaubt, hat ſeine heimliche Flucht bewieſen. Damals entdeckte ich mich Dir, als wir ihn ganz von ihr abzuziehen beſchloſſen. Er ſollte ſie, wenn auch nicht vergeſſen, aber doch weniger heiß lieben; deshalb führte ich ihn zu allen Vergnügungen, deshalb trieb ich ſo haſtig und ungeſtüm, daß er ſich vermählen ſolle. Er hatte von hier und Neapel aus Boten nach Prag geſandt und ihr rührende Briefe geſchrieben, aber ich fing die Boten auf, ſie waren alle in meinem Solde. Eines Tages wurde mir ein junger Mann gemeldet, der vorgab, ein Deutſcher zu ſein und ſehr Wichtiges mit mir zu reden habe. Ich ließ ihn vor mich kommen. Sein Aeußeres war empfehlend. — Ich habe vernommen, ſagte er zu mir freimüthig und furchtlos, daß Ihr Euch eines jungen Mannes thätig angenommen habt, den der König Wenzel hierher an Seine Heiligkeit ſandte, der aber in's Gefängniß geworfen wurde, weil man Manches über ſeinen frühern Stand erfahren hatte? — So iſt's, verſetzte ich. Jener Jüngling geht mich näher an. Er iſt mein eigener Sohn. — Alſo hat das Gerücht dennoch nicht gelogen! rief er überraſcht. So ſeid Ihr die Gemahlin des Schultheißen Niklas Muffel von Nürnberg? — Ich war's, verſetzte ich mit einem verweiſenden Blick, der die Voreiligkeit ſogleich gehoffter Maßen zügelte. Aber wer ſeid Ihr und was begehrt Ihr von jenem Jüngling? — Ich bin Euch fremd, gab er zur Antwort. Die jüngſte Tochter des Herrn Niklas Muffel, Johanna, iſt meine Braut; Henrico Tarquini war ein Univerſitätsfreund von mir. Mein Auftrag an ihn aber iſt dieſer: Sein alter Vater, ſeine Schweſter Johanna und ich ſind ihm nachgereiſt über die Alpen, um den lang Erſehnten, den das Schickſal ſo arge Schläge verſetzt hat, in unſere Arme zu ſchließen. Wir wollen ihn mit unſrer Liebe, er ſoll uns mit der ſeinigen beglücken. Im Thale der Etſch erkrankte aber unſer guter Vater von den Anſtrengungen der Reiſe und den Wunden, die ihm eine inhalt- und leidenſchwere Vergangenheit ſchlug. Wir zitterten drei Monate für ſein Leben, und als er endlich außer Gefahr war, mangelten uns die Mittel zur Weiterreiſe nach Rom; denn ſeine langwierige Krankheit hatte all unſer Geld aufgezehrt und wir ſahen einer ſehr trüben Zukunft entgegen. Unſere erſte Sorge mußte ſein, uns durch Arbeit das Leben zu friſten. Wir hatten nicht allein den Vater, ſondern auch einen alten treuen Diener zu ernähren, der faſt erblindet iſt. Johanna verfertigte mit kunſtgeübter Hand, — denn ſie iſt ja eine Nürnbergerin — allerlei Putz und Tand, und ich trug es nach Verona, Padua und die andern Städte hinab zum Verkauf. Aber damit wurde auch nur das Leben gewonnen. Wir ſchrieben einen Brief an Henrico, erhielten aber keine Antwort darauf. Er hat zur ſelbigen Zeit im Gefängniß gelegen. Nun haben wir mit Müh und Noth ſo viel durch das angeſtrengteſte Arbeiten und Entbehrungen aller Art zuſammengebracht, daß ich zu Fuß eine Reiſe hierher gemacht habe, um mich nach dem Jüngling unſrer Liebe zu erkundigen. Und ſo habe ich bereits erfahren, daß Ihr ihn unterſtützt. — So ohngefähr ſprach der junge Mann, der ſich Lohmeier nannte, und die Nachrichten, die er mir von Deinem Vater und der ſanften kindlichtreuen Johanna brachte, rührten mich ſehr. Stärker als zu jeder andern Zeit empfand ich Reue über die Sünde, die ich an Deinem Vater begangen, und in der erſten Aufwallung derſelben faßte ich den voreiligen Entſchluß, meine Verhältniſſe und den Papſt zu verlaſſen und mit meinen Reichthümern Deinen verarmten Vater zu beglücken. Aber bald kam die reifere und beſſere Ueberlegung nach. Prignano hatte mir Gutes gethan, ſehr viel Gutes. Er hatte nun ſein hülfsbedürftiges Alter auf mich geſtützt, ſollte ich ihn jetzt verlaſſen, da er meines Beiſtandes bedürftiger war als je? Ich kannte ſein heftiges ungeſtümes Weſen, ich wußte, daß die Wildheit ſeiner Leidenſchaft ihn allen Menſchen entfremdet hatte, und daß er, obgleich König der Kirche und Geliebter vieler Tauſende, allein ſtehen würde in der Welt, wenn ich ihn verließe. Auch hatte ich noch heilige Pflichten als Mutter gegen Cäcilie zu erfüllen. Mein Herz hing mit unauflösbaren Banden an ihr; denn ſie war das Kind meiner Sünde, und es iſt nichts Ungewöhnliches, daß eine Mutter dieſe Kinder mehr liebt, weil die Reue mit in's Spiel kommt, und durch verdoppelte Anhänglichkeit und Zärtlichkeit den begangenen Fehler wieder gut zu machen ſucht. Wäre ſie noch nicht mit Villacaro verehlicht geweſen, ſo hätte ich ſie mit mir nehmen können, aber als Weib eines päpſtlichen Dieners konnte ſie mir nicht folgen. Und mich von ihr trennen, wäre mein Tod geweſen. Aber ebenſo unerträglich wurde mir der Gedanke, meinen Sohn wieder zu miſſen. Ich konnte nicht zu meinem Gatten und ich wollte nicht, daß mein Sohn mich verließe, um zu ſeinem Vater zu gehen, und vielleicht durch eine Unbeſonnenheit ſein Glück zu verſcherzen. Damals hatte ich ja noch die beſten Hoffnungen, ihn bald mit einer reichen Donna verbunden zu ſehen. Deshalb erklärte ich dem jungen Lohmeier ohne Hinterhalt die Wahrheit. Ich ſchilderte ihm getreu meine Lage und Verhältniſſe, ich machte ihm keinen Hehl aus meinen Plänen mit Henrico und malte meine Liebe zu ihm mit wahren Farben. Er begriff, er ſah Alles ein. Die Verhältniſſe müſſen ſich bald ändern, ſprach ich zu ihm. Sobald Henrico vermählt iſt, ſoll ſein Vater auf einem meiner Güter bei ihm wohnen. Bis dahin muß ſich der alte Herr gedulden. Ich gab ihm eine bedeutende Geldſumme für die Familie, und er mußte mir dagegen heilig angeloben, Deinem Vater nie zu ſagen, von wem dieſe Unterſtützung käme, und auszureden, daß Henrico nicht mehr in Rom lebe; auch habe er nicht erforſchen können wo? Und in der That hatte ich Lohmeier nicht geſagt, wo ſich mein Sohn aufhielt. Ich war ſo vorſichtig, daß ich dem jungen Deutſchen nicht einmal etwas von Dir und Deiner Exiſtenz in Rom ſagte, weil ich fürchtete, Dein kindliches und brüderliches Herz möchte vielleicht dem Vater oder dem Bruder Entdeckungen machen, die alle meine Pläne zerſtören und meine innig und heiß gepflegten Wünſche zu Waſſer machen könnten. Er reiſte ab. Von Zeit zu Zeit erhielt ich Nachrichten von ihm; ich dagegen ſendete ſo reichliche Unterſtützung, daß die ganze Familie nebſt dem alten Han-Henner, dem ich auch von ſonſt her noch ſehr gewogen bin, anſtändig leben kann. Sie haben ſich in jenem friedlichen Thale der Etſch, vier Meilen über Verona, in einem reizenden Dörfchen angekauft. Johanna iſt mit in das Geheimniß gezogen. Der Alte hat glauben müſſen, es ſei dies Geld von Deines Bruders Wenzel Vermögen übrig geblieben und ihnen ausgeliefert worden. Johanna hat mir mehre Male geſchrieben und in einfacher kindlicher Weiſe ihren tiefgefühlten Dank gegen mich ausgeſprochen. Seit einem Jahre iſt ſie Lohmeiers glückliches Weib. Sie bauen ihren Garten und ihr Feld, und der italieniſche Boden lohnt dem deutſchen Fleiße mit zehnfachem Ertrag. Sie ſind glücklich. Ich aber bin es nicht; meine Hoffnungen mit Henrico ſind alle vernichtet; der böſe Liebling meiner Seele iſt entflohn und vergebens ſind alle Nachforſchungen geweſen. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß er vielleicht doch durch irgend einen Zufall Nachrichten über ſeinen Vater erhalten haben muß und ſich jetzt im Schooſe ſeiner Familie befindet; denn ſeit fünf Monaten habe ich keine Nachrichten von dort her. Markita iſt nicht bei ihnen, wie ich früher glaubte.

Nun, da auch das letzte Band gelöſt iſt, welches mich noch an Rom feſſelte, wo anders hin ſollen wir unſere Reiſe wenden, als dahin, wohin das Herz uns zieht? Ich will zu Deines Vaters Füßen fallen und ihm mit blutigen Thränen abbitten, was ich einſt an ihm verbrach; ich will den theuern Flüchtling wieder einfangen und ihn in den Port der Ruhe, der Liebe und des Glücks zurückführen, ich will Deine Schweſter Johanna umarmen und küſſen; ich will Euch allen Freundin, Mutter ſein. Von Dir habe ich Johannen ausführlich geſchrieben; ſie wiſſen, daß Du lebſt und welche Schickſale Dich betroffen haben. Sie ſehnen ſich ſchon lange, Dich an's Herz zu drücken. Drum auf und davon! Und haben wir es uns eine Zeit lang bei ihnen gefallen laſſen, ſo führen wir ſie mit uns fort auf meine Güter an den Ufern des Neapolitaniſchen Meers."

Marquart hatte ſchweigend zugehört und ſein Staunen war mit der Rede der Gräfin gewachſen. Jetzt war ihm ſo Vieles im Benehmen ſeiner Stiefmutter klar, was er ſich früher nicht hatte deutlich machen können, und ſein Entzücken, den alten Vater, die ſtets geliebte Schweſter als Gattin eines braven Mannes wieder zu ſehen, ließ ihn anfangs gar nicht zu Worten kommen. Endlich machten ſich ſeine Gefühle Luft; er umarmte die ihm ſo theuer gewordene Frau und rief: „Wohl, ſo laßt uns eilen! Wie hätte ich ahnen können, daß Ihr mir heimlich ein ſolches Glück bereiten würdet? Segen des Himmels dafür! Mögen Eure Tage im Kreiſe unſerer Familie heiter und ruhig dahin fließen und Euch noch Urenkel Dank lallen!"

Bald waren die Pferde gerüſtet und geſchirrt und mit dem Gefolg einiger männlichen und weiblichen Diener verließen ſie die ſtolze Stadt, die ſich ſo gern die Weltbeherrſcherin nennen läßt, und zogen in kurzen Tagreiſen durch das blühende Italien, bis ſie an den Ufern der wildſtürmenden Etſch anlangten. Von Verona aus nahmen ſie einen Führer, der ſie bis zu dem Dorfe bringen mußte, in deſſen Nähe der Meierhof lag, welchen der glückliche Lohmeier mit den Seinigen bewohnte.

Es war an einem heitern Novembertag Nachmittags, der alle Schätze eines italieniſchen Spätherbſtes zur Schau und zum Genuß herausgelegt hatte. Die Gipfel der Berge glänzten freundlich erröthend vom Scheidekuß der Sonne, die Luft war ſo durchſichtig hell, daß ſelbſt die Ferne dem Auge ein deutliches Bild bot, die Etſch ſchäumte milchweiß zu den Füßen der Reiſenden; die Blätter der Bäume gilbten und das Leben der Natur ſpiegelte ſich auflöſend in der Idee einer Hinweiſung auf das Jenſeits; denn der tiefe entzückenvolle Schmerz, der ſich im Herbſte in der Natur ausſpricht, iſt doch der deutlichſte Beweis einer gegründeten Hoffnung auf den neuen Frühling. Ohne Hoffnung gibt es keinen Schmerz, aber der ſeligſte Schmerz iſt der: in gebrechlicher Liebe unterzugehen, und die ſchönſte Hoffnung: in vollkommener ganzer Liebe wieder neu aufzuleben. Mit ſolchen Gedanken ritt auch Iſabella dem nahen Ziele entgegen. Ihr Auge ſtrahlte verklärt, eine höhere Röthe, als wie ſie ihr vorgeſchrittenes Alter zu geben vermochte, ſtrahlte über ihre Wangen; ihr Herz klopfte wieder jugendlich ungeſtüm.

„Auch mein Herbſt iſt herangekommen,“ ſagte ſie mit einem Anfluge von Wehmuth zu Marquart, „wohl mir, daß ich jetzt noch Kraft genug beſitze, das Feld, auf dem zu wandeln mir beſtimmt war und das ich leider! treulos verließ, um es vom Brande der Sonne, die mit der wildeſten Hitze der Leidenſchaft über meinem beginnenden Sommer aufgegangen war, verwüſten zu laſſen! Mein Leben ſoll ferner der Sorge gewidmet ſein, Wunden zu heilen, die ich geſchlagen, und vernarben ſie auch nie ganz, ſo ſollen ſie doch nicht ſchmerzen." — „Ihr werdet wie ein Engel des Lichts unter ihnen erſcheinen," ſagte Marquart. „Und meinem Vater, wenn ihm Gott das Leben erhalten hat, dämmert jetzt eine ſelige Stunde. O ich kenne ja ſeine grenzenloſe Güte! Der Born ſeiner Liebe war ſtets unerſchöpflich. Mit der Wonne des Vaters, der den verlornen Sohn in die Arme ſchloß, wird er Euch aufnehmen, und der Herbſt Eures Lebens wird ein neuer, ein ſanfter Frühling ſein, den keine Sonnenhitze zu ſtören droht."

Ihre Unterhaltung wurde in dieſem Augenblicke von dem Führer unterbrochen, welcher ihnen zurief, daß rechts auf einer mäßigen Anhöhe, welche einen großen Theil des Thals beherrſchte, ſich der Meierhof der Deutſchen zeige, zu welchem ſie wollten. Ein äußerſt freundliches Haus, hell und glänzend wie deutſcher Fleiß und deutſche Treue, leuchtete ihnen entgegen und blickte ſie aus den Fenſtern ſo gaſtlich einladend an, daß die beiden Reiſenden ihm einen recht freudigen Gruß zujauchzten. Marquart ſpornte ſein Pferd an; Iſabella hielt das übrige einige Minuten zurück, dann ließ ſie ihm freien Lauf und in kurzem hielten ſie vor dem

Thore des Meierhofes. Auf einer ſteinernen Bank ſaß der halbblinde Han-Henner und ſchaukelte einen geflochtenen Korb hin und her, in welchem ein Säugling lag, der nicht über vier Monate alt ſein konnte. Der Greis erhob das zufriedene Geſicht von dem liebenswürdigen Inhalte des Korbes den Angekommenen entgegen. Marquart und Iſabella übergaben ihre Pferde den Dienern, winkten ſich zu und gingen auf den Alten mit einem freundlichen Gruß los. Er dankte, aber er erkannte ſie nicht. „Iſt der Herr des Hauſes zugegen?“ fragte die Gräfin. — „Wen meint Ihr, hohe Frau, Herrn Muſſel oder Herrn Lohmeier? Sie ſind Beide Herrn des Hauſes aber ſie ſind auch Beide ausgegangen. Der Sohn führt nämlich den Vater auf den gegenüberliegenden Berg, wo der Alte die Sonne untergehen und die ſtärkende Kühle des Abends einzuathmen pflegt. Die Hausfrau bereitet drinnen das Abendbrot: ich will ſie rufen.“ Er tappte fort. Marquart zitterte vor Freude, Iſabella vor Erwartung.

Wenn der Verhang der Zukunft vor einem wichtigen Ereigniß eben aufgerollt werden ſoll, da ſchlägt das Herz am gewaltigſten, da ſtreben alle Fühlhörner der Seele hinaus in das Reich der Ahnungen, um zu erforſchen, was in wenigen Minuten in ſonnenklarer Wirklichkeit vor ihr liegen wird.

Johanna erſchien in der Thüre im einfachen Kleide einer italieniſchen Maierin. Man ſah es an ihrem ganzen Aeußern, daß ſie eine treffliche Wirthſchaft führen müſſe.

Sie war frauenhafter geworden, ſeit Marquart ſie nicht geſehen hatte; die Knospe hatte ſich entfaltet, die liebliche Frau blühte wie eine aufgegangene Blume. Marquart hätte ſie faſt nicht wieder gekannt; aber kaum hatte ſie die Augen auf ihn gerichtet, als ſie mit einem Freudenſchrei auf ihn zueilte, ihn in die Arme ſchloß und: „Marquart, mein Bruder Marquart!“ ausrief. — „Wo? Wo iſt er? Der Junker Marquart!“ rief Han-Henner hinten. „Führt mich zu ihm; ich will ihm die Hände küſſen, ich will ihn herzen und drücken.“ Und zitternd tappte er heran und Marquart umarmte den alten Freund und Lehrer. Auch war Johanna's Freude, die Gräfin in der Fremden kennen zu lernen, rein und aufrichtig, und Han-Henner jubelte laut, als er hörte, wer die Dame war. Iſabella begrüßte ihn mit Herzlichkeit. Und er nannte ſie nach achtzehn Jahren wieder ſeine gute gnädige Frau.

Man beſchloß, ſchnell den Bergwanderern entgegen zu gehen und ſie auf des alten Muſſels Lieblingsplätzchen zu überraſchen. Die Sonne war eben im Begriff unterzugehen. Hurtig machten ſie ſich alle vier auf den Weg. Bald war der Gipfel des Bergs erreicht. Von fern ſahen ſie ſchon die beiden Männer, die in ein emſiges Geſpräch verwickelt waren. Der alte Herr ſaß auf einem Felsſtück und ſchaute thalabwärts; Lohmeier gewahrte die Kommenden nicht eher, bis ſie ſchon nahe waren. Johanna winkte ihm zu ſchweigen und ſo kamen Iſabella und Marquart dicht hinter den Greis zu ſtehen, eh' er durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, ſich herumdrehte. Marquart ſank ihm in die Arme; Iſabelle ihm zu Füßen. „Dein reuiges Weib, Niccolo,“ ſagte ſie mit weinender Stimme. „Wirſt Du mich verſtoßen? Ich bringe Dir Deinen Sohn.“ — Er zog ſie an ſeine Bruſt heran, aber Worte konnte er nicht finden. Die untergehende Sonne wob einen Purpurſchleier über ſie, und Alle riefen mit Freudenthränen:

„Vergebung!“

Ende des zweiten Theils.

Der Freiknecht.

Dritter Theil.

Der Freiknecht,

hiſtoriſcher Roman

aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Storch.

Dritter Band.

Leipzig 1833,
bei C. H. F. Hartmann.

Erſtes Kapitel.

Ich muß Dich nur vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit Du ſiehſt, wie leicht [illegible]'s leben läßt,
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Goethe im Fauſt.

Tief im ſogenannten Reichswald, einige Stunden ſüdlich von Herrsbruck, lag ohnfern einem elenden Dorfe eine Bettelſchenke, deren Hintergebäude hart an den Wald anſtieß. An dieſem einem Stalle ähnlichen Hinterhauſe fand ſich eine ſtets offene Thür, während die am Vorderhauſe nach dem Thal und dem Dorfe zugekehrte ſelten geöffnet wurde. Es war für die Bewohner dieſes einſamen Schankes ein Zeichen, daß ein Fremder, mit ihrer Gelegenheit Unbekannter Einlaß begehre, wenn an dieſe vordere verſchloſſene Thür geklopft wurde. Dies geſchah an einem ſehr trüben neblichten Herbſttage in der Nachmittagszeit.

Unter den zahlreich verſammelten Gäſten beiderlei Geſchlechts entſtand auf dieſes Pochen ſogleich eine große Bewegung. Die leichtfertigen Dirnen und fahrenden Weibsbilder, welche ſich eben von den reiſigen Leuten und Edelknechten, adligen und bürgerlichen Gaudieben, Nachtreitern und Buſchkleppern abküſſen ließen, fuhren erſchrocken auf und flüchteten haſtig in die düſtern Hintergemächer, einige der Männer folgten ihnen, andere lugten durch die trüben Scheibenfenſter, um zu erſpähen, was eigentlich draußen ſei; denn der Nebel außerhalb und die laute Luſt innerhalb des Hauſes hatten Niemand in der ganzen Verſammlung die Annäherung irgend eines Menſchen wahrnehmen laſſen. Dazu lag die Schenke ſo von jeglicher Straße abgelegen, daß ein Fremder hier als ein Wunderthier angeſehen wurde. Die dicke Wirthin trippelte verlegen in der Stube auf und ab und befahl, indem ſie einige der hölzernen Bier- und Weinkannen, die alle Tiſche umher einnahmen, wegräumte, dem ſchmutzigen Hausknecht nachzuſehen, was es gebe. Dieſer ſchob vorſichtig eins von den Fenſtern zum dritten Theil zurück, ſteckte die dumme aufgeſtülpte Naſe in den feuchten Nebel hinaus und kreiſchte: „Wer iſt's? Wer will herein? Was wollt Ihr?“ — „Wir ſind Fremde, fahrende Rittersleute, ſchild- und wappenfähig bei Kaiſer und Reich, und Ihr habt deshalb keinen Grund, uns Einlaß zu verweigern. Wir ſind naß, uns hungert, durſtet und friert; darum öffnet raſch!“ verſetzte eine rauhe Männerſtimme mit einem fremden Accent und in einem mehr befehlenden als bittenden Tone.

„Mach auf, Chriſtel!“ ſagte die Wirthin ängſtlich und der Knecht ging und ſchob zitternd den Riegel zurück. Das „Wir“ hatte Alle erſchreckt; man konnte nicht wiſſen, wie viel darunter begriffen waren. Selbſt von den männlichen Gäſten waren noch einige entwichen und nur zwei zurückgeblieben, die ſich erwartungsvoll der Dinge, die da kommen ſollten, in die Ecken an die lange Tafel gedrückt hatten. Endlich ging die Thür auf; drei ſtarke Männer und eine kleine Frau traten in Mäntel gehüllt und trieſend herein. „Beſorg' die Pferde gut; ſie haben ſtark dran gemußt. Ich ſehe nachher ſelbſt nach und drehe Dir den Hals um, iſt nicht Alles auf's Beſte beſtellt,“ rief der letzte durch die Thür noch dem Hausknecht zu und Alle wandten ſich dann ſtumm grüßend zu der Wirthin und den Gäſten. Die Erſtere griff geſchäftig nach dem Mantel der fremden Frau. Die Männer entledigten ſich der ihrigen ſelbſt. Aber kaum hatten ſich die Wirthin und die angekommene Frau in's Auge gefaßt, als Beide zu gleicher Zeit einen Laut der Verwunderung von ſich gaben. „Hilf, heiliger Lorenz!“ rief die Wirthin. „Darf ich meinen Augen trauen? Seid Ihr's oder nicht? Gnädigſte Gräſin Potuſchka! Hab' ich Euch doch die Hochzeitfladen gebacken und den Schmaus zugerichtet. Und wo iſt Junker Wenzel Muffel, wollt ich ſagen Herr von — von — von. — Nun Ihr müßt's am beſten wiſſen, wie ſich Euer Ehewirth nannte; ich hab's vergeſſen; es ſind ja ſchon ſechs volle Jahre her.“ — „Und Ihr Frau Schlehen! Wie? muß ich Euch hier finden in dieſer Abgeſchiedenheit? Wohnt Ihr nicht mehr in Euerm Schanke an der Nürnberger Vorſtadt?“ — „Wenn ein Geſtüte zergehen ſoll, ſo beißt ein Pferd dem andern den Schwanz ab,“ verſetzte die dicke Frau Schlehen nicht ohne einige Verlegenheit. „So mußte denn auch Alles zuſammenbrennen, mir mein Haus zu verleiden, und da ſich eben ein Käufer fand, der einen guten Preis zahlen wollte, ſo gab ich's hin, und ſiedelte mich hier oben an, wo ich — Dank's Gott und dem heiligen Lorenz! — auch mein Auskommen habe.“ — „Sagt lieber, Frau Schlehen ein Sprichwort, was beſſer auf Euch paßt; etwa: Wenn dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er auf's Eis tanzen und bricht ein Bein,“ ſpöttelte der eine Gaſt in der Ecke, den Agnes auch zu kennen glaubte. „Es trifft um ſo beſſer, da von einem Eſel darin die Rede iſt, der doch eigentlich der Treuenhänder Eures ganzen Wehleibs war.“ — „Ihr mir das im Angeſicht dieſer ehrenwerthen Gäſte!“ kreiſchte Frau Schlehen kirſchbraun vor Zorn und an allen Gliedern zitternd. „Daß Euch die Raben freſſen, Ihr unfertiger Schalksknecht! Ihr lotterbübiſcher Ströter! An's Armuth will Jedermann die Schuhe wiſchen! Laßt Euch henken, eh' das Holz vergeht! Ihr ſäht mir aus, mir meine Schwachheit vorzureiten! Oho! Es ſoll keiner fliegen, es wären ihm denn die Federn gewachſen. Habt Ihr Federn? Gut ich hab' eine Scheere, ich will ſie Euch ſtutzen.“ — „Ein Schwert habt Ihr und das iſt Euer Maul!“ rief der Ritter über ihren Zorn aus vollem Halſe lachend dazwiſchen. „Aber Ihr ſeid noch ebenſo gach und zornmüthig als damals und bedenkt nicht — die Ihr doch ſelbſt voll feiner Sprüchlein ſeid — den ſchönen Reim:

Wer zuviel gach iſt zu unzeiten,
Der ſoll auf einem Eſel reiten,
Sonſt übereilt ſich ſchier ein Mann,
Der nicht mit Sitten handeln kann.

Nun laßt's gut ſein, Frau Schlehen. Ereiſert Euch nicht allzuſehr. Ihr wißt ja, wie ich Euch mit Leib und Seel' zugethan bin. Bedient dafür lieber die gnädige Frau, die ich wieder zu ſehen mich hoch erfreue. Der König Wenzel, der Euch auf den Eſel ſetzen ließ, iſt der ärgſte Dickkopf und verfluchteſte Schelm ſo weit die Sonne ſcheint." — „Nennt mir den Buben keinen König, Ritter von Hätenbach! Der Wechſelbalg eines Schuſters iſt der ſcheußliche Fetzen. Frau Martha Stengel in Nürnberg hat dieſen räudigen Hund geworfen; das wollt' ich vor allen Richterſtühlen beeiden auf Stola und Meßbuch, bei der Gnade, die meiner armen Seelen widerfahren muß, ſoll ſie nicht im Fegfeuer braten. Es hat's noch keiner erzählen können, wie irgend ein Weib ſeine Mutter worden iſt. Aber ſeht mir doch! Hätt' ich doch bald vergeſſen, daß die gnädige Gräfin den Ritter Ewaldt von Hätenbach auch kennen muß. Man begegnet Manchem, mit dem man Brot und Salz gegeſſen. Heiliger Lorenz! Ich vergeß' den Tag nicht, als Ihr zuerſt in meinen armen Schank eintratet, gnädige Frau. Erſtlich die gräuliche Hitze, dann das kühle Donnerwetter, dann der Junker Wenzel, dann die Elſe Stengel — was macht die Elſe? Ei nicht Ein Mal iſt ſie wieder gen Nürnberg gekommen, ſelbſt voriges Jahr nicht, als ihre Mutter, Frau Martha, blaſſen Todes verblichen iſt. Denkt Euch, gnädige

Frau, man ſagt, der ſchlechte Freihart, den ſie einen König vom heiligen römiſchen Reich und vom Lande Böhmen nennen, der Bube, der des Schuſters Sohn iſt, ſoll ſeine Mutter arg gezüchtigt und geſchlagen haben, als ſie ihm dräute, ſie wolle es verrathen, daß er nicht aus des Kaiſers Blut und Bett entſprungen ſei, ſondern aus dem ihrigen. O man ſagt ſich heimlich noch weit ſchlimmere Dinge! Mit Gift ſoll er ſie vergeben haben, die gute Frau, die ſolch Ungethüm gebar. Aber ihr ſchon recht! Warum hat ſie auch die Welt betrogen mit dem Währwolf. Es wird Jedem gemeſſen nach ſeinem Verdienſte. Nun ſeht — wovon ſprach ich doch? Ich bin eine alte Frau und hab' ein kurzes Gedächtniß. Je länger Fleiſch, deſto kürzer Sinn. Ja, ja, von jenem Tage, als Ihr in meinen Krug kamt, da war der Ritter Hätenbach auch zugegen. S'iſt ſchon ein halb Dutzend Jahre her. Zeit iſt ein flüchtig Wild; der beſte Jäger erlegt's nicht. Und was iſt aus Euerm Geſpons geworden? Ich hab's wohl vernommen. Der Schandbube hat ihm wollen ein blutig Halsband anlegen laſſen. Der Schurke! Aber er iſt glücklich entkommen, der gute brave Herr. Was ſein ſoll, ſchickt ſich doch.“ — „Er iſt nicht mein Gemahl mehr, der Undankbare,“ fiel ihr hier Agnes ein. — „Iſt er undankbar, ſtraf' ihn Gott! Iſt er ſchlecht, wird er den Faden nicht entlaufen, und was den Raben gehört, ertrinkt nicht und ſollt' es zehn Tage im Rhein ſchwimmen. Es war am ganzen Hauſe nichts. Sie ſind Alle davon, als hätte ſie der Wind verblaſen. Wie die Alten ſungen, zwitſcherten die Jungen. Die Aepfel fallen nicht weit vom

Stamme. Sind ſie nicht Alle gen Prag gezogen?“ — „Ich weiß nicht, ich kenne ſie nicht,“ verſetzte Agnes ängſtlich. „Denkt Euch, der Marquart iſt ſogar auf Obern-Morsfeld als grauſiger Spuk und Geſpenſt umgegangen, hat täglich und ſtündlich Unfug und bös Geding angefangen, wie ein Hütlein oder Schretlein, hat die alte Crescenz erſchlagen und alles Leben aus dem Herrnhauſe vertrieben, daß es nun leer ſteht, wie eine Laterne, für die Eulen und Ratten ein weites Neſt und ſchon anfängt zuſammenzufallen. — „Heiliger Wenzeslav! Schweigt davon, wenn Ihr mich nicht tödten wollt!“ rief die Gräſin todtenbleich und von der bloſen Erinnerung an den ihr erſchienenen Geiſt zermartert, ſo daß die Wirthin erſchrocken auffuhr und ihr zu Hülfe eilen wollte. Agnes ſammelte ſich und ſagte, auf einen der fremden Ritter deutend: „Seht hier im Ritter Rozka meinen jetzigen Herrn und Gemahl!“ Die Wirthin machte einen tiefen Knix und vergaß über die ihrem jetzigen Hauſe widerfahrene außerordentliche Ehre die ganze Muffel'ſche Familie. Ihr Geſicht ſtrahlte verklärt und ihre Zunge lallte Ehrenbezeugungen mit Sprichwörtern untermiſcht.

„Aber gute Frau,“ bemerkte der Ritter Rozka, „von Eurer großen Freude bekommen wir nichts in den Magen. Sorgt jetzt, daß Küche und Keller ihre Schätze auf dieſen Tiſch entladen.“ Die andern Ritter ſtimmten bei; der Hätenbach machte der Wirthin einen Vorwurf über ihre Saumſeligkeit, und ſie lief davon ſo ſchnell, als ihre dicken Elephantenbeine das auf ihnen ruhende wohlgefüllte Faß nur immer fortzutragen vermochten, indem ſie rief: „O Ihr ſollt bei mir ſpeiſen wie in der Hofburg zu Prag. Man ſieht's Manchem nicht an, was er kann, und Keinem ſteht's an der Stirn geſchrieben. Meine Gäſte eſſen auch nicht ſchlecht, ich müßte nicht Köchin geweſen ſein bei'm durchlauchtigſten Burggrafen zu Nürnberg.“

Während ſie nun draußen ſchaffte und das freundliche Kniſtern des Feuers in der Küche ihre Thätigkeit zu Gunſten der hungrigen Magen genugſam verrieth, erzählte der Edle Ewaldt von Hätenbach nicht ohne Laune, wie Frau Schlehen durch ihr eitles Beſtreben, Hofnärrin des Königs werden zu wollen, einen wenn auch ſehr bittern, aber doch nicht ganz ungerechten Spott des Königs habe ertragen und verkehrt auf ihrem eigenen Eſel, von Chriſtel geführt, am hellen Tage, und von unzähligen Menſchen umſchwärmt, durch alle Haupt-Straßen Nürnbergs reiten müſſen, daß dieſer Spott dann den der ganzen Stadt und vorzüglich der gewöhnlichen Biergäſte der Frau Schlehen nach ſich gezogen und die gute Frau gewiß von all dem ihr bereiteten Aerger würde den Tod davon getragen haben, wenn ſie nicht bald von dannen gezogen wäre. „Die Sache iſt wohl ſpaßhaft,“ bemerkte der Ritter Rezka, „aber Ihr müßt doch zugeben, daß der König durch einen nichtswürdigen Bubenſtreich die Frau Schlehen aus ihrem Beſitzthum und aus ihrer Vaterſtadt verjagt hat.“ — „Dem iſt allerdings ſo, und wie jed' Ding, ſo hat auch dies zwei Seiten,“ verſetzte Hätenbach. „Auch bin ich keineswegs der Mann, welcher einem ſolchen Saufaus und Diſtelkauer, wie unſer König iſt, das

Lob predigen will. Im Gegentheil, ſag' ich Euch in Treuen, edler Herr, wenn ich eine Stimme im Rathe der Kurfürſten hätte, Blitz und Strahl! ich würde ſie unverzüglich dazu anwenden, um auf die Abſetzung dieſes unholden Troßbuben anzutragen." — „Dann ſeid Ihr unſer Mann!" riefen die drei Fremden zu gleicher Zeit. „Uns hat dieſes Scheuſal aus unſerm Vaterland, von Haus und Hof vertrieben," ſetzte einer hinzu und Rozka rückte an Hätenbach vertraulich näher und fragte: „Sagt uns doch, was iſt denn an dem Gerede der Wirthin, daß der König eines Schuſters Kind ſei?" — „Ja heiliger Lorenz und heiliger Sebaldus! wer kann das beſtimmen!" rief Hätenbach. „Sie hat uns das Liedlein ſchon gar oft vorgekaut, aber wer will da einen Beweis führen? Sie hat's von der Frau Barbe, die von der Frau Urſel und die wieder von der Frau Trude, und ſo geht das Ding fort. Die ganze Stadt hat einmal davon geſchwatzt, fragt Ihr aber etwer, ſo kriecht Ihr ſchlechten Beſcheid, und am Ende haben doch Alle nur leeres Stroh gedroſchen. Die Schuſtersfrau iſt eines jählingen Todes geſtorben und Todte laſſen ſich bekanntlich über nichts ausfragen. Der Schuſter Stengel aber wird ſplittertoll, wenn man bei ihm nur des Königs erwähnt. So viel iſt gewiß, daß Wenzel in derſelben Nacht geboren wurde, als die Frau Martha Stengel mit einer Tochter niederkam, daß der König dem Schuſter und des Schuſters Sohne ähnlicher ſieht, als dem Kaiſer Karl, dem König Sigismund von Ungarn und dem Herzog Johann von Görlitz und allen Lützelburgern, daß die Elſe Stengel ferner eher für eine Kaiſerstochter als ein Schuſterskind gelten kann, und daß endlich der König Wenzel einige Mal die Geſellſchaft des Schuſters geſucht hat, ja ſogar in deſſen Haus gekommen iſt. Dann ſagt man auch, der König habe bei den häufigen Beſuchen, die er ſtets ſeiner Vaterſtadt gemacht, in der Stille und Dunkelheit der Nacht die Frau Stengel zu ſich auf die Burg bringen laſſen. Aber wer will derlei Gerüchte verbürgen? Mir helfen ſie nichts gegen den König und Euch ebenſo wenig, wenn er etwas Schlimmes an Euch verbrochen hat.“ — „Ihr habt recht,“ ſagte Rozka, „wer will auf das Geſchwätze und unnütz Theiding ſolcher Weiber gehen? Verbrochen hat aber der König genug an mir, an dieſen und an noch vielen Andern, daß wir nicht wünſchen ſollten, ihm etwas Rechtes am Zeuge zu flicken und es ihm einzuſchenken ſcharf und bitter wie Miſtjauche.“ — „Ei dabei wär' ich auch, bei meinem Gevatter Steigbügel und bei meinem trefflichen Damascener, der mein Ackerpflug und Brotmeſſer zu gleicher Zeit iſt!“ — „Ich denke, wir ſollen gute Freunde und Kumpane werden!“ rief Rozka dem Hätenbacher aufmunternd zu. „Auf mein böhm'ſches Ritterwort, Ihr gefallt mir! Und wenn Ihr nicht minder Wohlgefallen an mir findet, ſo meint' ich, wäre die Sache bald gemacht.“ — „Kreuz, Dorn und Stein! Laßt uns Eins drauf trinken. Wein her, ſtinkfauler Chriſtel, Du von Dreck ſtarrende Handquele aller ſchmutzigen Hände, auf die hier ein Tropfen Bier aus ſatter Schnauze herabträuft. Man muß ſolche Freundesbund und Kumpanei mit guten Glocken einläuten. Ihr ſollt Euch meiner fürwahr nicht zu ſchämen brauchen. Fragt nur Eure Ehewirthin, ob ich nicht ſtets, ſo lange ſie mich kennt, ein braver Edelmann und Klopffechter geweſen bin, geborner und geſchworner Feind aller Zunftkönige, Ellenprinzen, aller Federfuchſer, Ladenſchwengel, Krämerfüchſe, Käſewürmer und wie das Gelichter noch alles heißt, was ſich mit dem Namen Bürger aufbläßt, wie ihre Pfefferſäcke. Blitz, Donner und Hagelſchlag auf die Hunde, die uns um unſer Eigenthum beſtohlen haben und die dieſer König bei ihrem Diebſtahl ſchützt, weil er aus ihnen ſtammt und den Raub gern mit ſeinen Zünftigen theilt.“ Alſo rief Hätenbach höchlich geſchmeichelt von der Ehre, die ihm in ſeinem ganzen Leben noch nicht angethan worden war und reichte dem Böhmen die Hand. — „Ich weiß, wer Ihr ſeid,“ verſetzte dieſer, „und wenn ich's Euch recht geſtehen ſoll, ſo müßt Ihr wiſſen, daß wir den Ritt hierher eigentlich Euretwegen gethan haben.“ — „Meinetwegen!“ rief der Edle von Hätenbach außer ſich vor Erſtaunen. Aber dies Erſtaunen wich vor der Hand ſelbſt unbefriedigt einer Zinnkanne, welche Chriſtel voll duftenden Weins auf den Tiſch ſetzte; denn der fränkiſche Ritter haſchte haſtig darnach, trank ſie im mächtigen Zug zur Hälfte aus und reichte ſie mit ſeelenvergnügtem Geſicht dem böhmiſchen Ritter, der ihrer andern Hälfte ein gleiches Recht widerfahren ließ und erſt als ſie leer auf dem Tiſche ſtand, überkam den Hätenbacher das alte Erſtaunen wieder und er rief mit demſelben Ton der Stimme wie das erſte Mal: „Meinetwegen?“ — „Hört, Freund, und es wird Euch Alles erklärlich ſein. Unſere Väter waren ſchon im Beſitz viel ſchöner Güter, welche ehemals zu den Kammergütern der Krone Böhmen gehörten, von Kaiſer Karl IV. unſern Vätern aber für große Summen abgetreten wurden. Wir aber haben ſie rechtlich von unſern Vätern ererbt, haben unſer Schild und Wappen daran gehängt, und keinem von uns iſt jemals eingefallen, daß man uns unſer Erbe und Beſitzthum ſtreitig machen könnte. Aber plötzlich — es werden nun fünf Jahre ſein — fiel es dem faulen Wenzel ein, da er eben kein Geld hatte und ihm Niemand etwas borgen wollte, was ihm Beides oft widerfährt, Anſprüche auf die alten Kammergüter zu machen. Er vertrieb damals mehre Herrn und nahm ihnen ihr Erb' und Eigenthum; ſie mußten der Gewalt weichen. Da er aber überall harten Tadel und bittern Widerſpruch fand, ſo ſtand er damals von weitern Räubereien ab und ließ uns Andern ungeneckt. Es kam nämlich bald darauf zu dem gräulichen Judenmorde in Prag, von dem Ihr ſicherlich werdet gehört haben; und der König erhielt dadurch wieder ein hübſches Sümmchen in ſeinen Seckel."

Frau Schlehen war unterdeſſen mit dem aufgewärmten köſtlich duftenden, von einer Safranbrühe umflutheten Schlegel eines wilden Schweins hereingetreten und Agnes richtete geſchäftig den Tiſch zu. Die dicke Wirthin fiel dem böhmiſchen Ritter in's Wort und rief: „Ich bitt' Euch, Ihr Herrn Ritter, nun labt Euch erſt an Speis und Trank. Ich hab' Euch einen Krug guten Rheinfall aufgepflanzt, hier iſt auch Pfeffertunke, die den Durſt reizt, einen geſchmorten Kalbskopf bringt die Magd noch als Leckerei. Mit vollem

Magen iſt leicht ein Centner Leid zu tragen; iſt aber der Magen leer, ſo wird ein Quentlein ſchon zu ſchwer. Ihr werdet meine Kunſt loben. Ein guter Koch am Heerd iſt wohl ſo viel werth als ein guter Ritter zu Pferd. Nun wohl bekomm's! Hernach thut mir die Gefälligkeit und erzählt mir, wie ſie vor drei Jahren die Judenhunde zu Prag abgeſchlachtet haben; ich hab' wohl davon gehört, aber nichts Ausführliches; und ſo wird's dem Ritter Hätenbach auch ergangen ſein." — „Meinetwegen!" verſetzte dieſer, ſeiner unbefriedigten Neugierde über den Saubraten zum zweiten Mal vergeſſend und ſchob den Schemel zum Tiſche, um am Mahle Theil zu nehmen. Es wurde auch gar fleißig Wein zugegoſſen, und die kleine Geſellſchaft befand ſich bald in einer ſehr behaglichen Stimmung, die durch den Nebel und Regen draußen um ſo inniger und kommlicher wurde, je mehr von den vorhin geflüchteten Leutchen, durch Frau Schlehen aufgemuntert, zurückkehrten. Man begrüßte ſich wechſelſeitig freundlich, und als Ritter Rozka erſt der dicken Wirthin in's Ohr geraunt hatte, daß die ganze luſtige Geſellſchaft heute auf ſeine Rechnung den beſten Wein, der im Keller ſei, zeche, da brach Aller Mund bald in vollen Jubel aus und böhmiſche und deutſche Rohheit verbanden ſich zu einem tüchtigen Ganzen. „Nun das Stückchen von der Judenſchlächterei zu Prag!" rief Frau Schlehen, als ſie das Geſchirr wieder abräumte. „Guter Tiſch, gute Rede. Die faulen Wänſte rund um hören Euch Alle gern zu."

„Nun ſo erzählt, Herr Ritter! Auf Eure Geſundheit! Und auf die Geſundheit der ſchönen Frau!" So riefen die

Stimmen durch einander und zechten muthig aus den vollen Kannen, welche der geſchäftige Chriſtel eben zuſchleppte. Die Dirnlein ſchmiegten ſich wieder an die kernigten Edelknechte und eine von ihnen machte ſich an einen der Böhmen, der ihr Entgegenkommen keineswegs mürriſch zurückwies. Agnes befreundete ſich ebenfalls mit ihnen, und bald drückte ſie ihnen und jene wiederum ihr ſchweſterlich die Hände. Ritter Rozka, von allen Seiten freundſchaftlichſt gebeten, ſtrich ſich den ungeheuern Schnauzbart, ſtreckte ſich mit männlicher Vertraulichkeit neben Agnes auf die Bank, ließ ſich von ihr liebkoſen und begann gemächlich: „Wer von Euch in Prag geweſen iſt, wird wiſſen, daß die Juden in der Altſtadt in einer beſondern Stadt wohnen, die Judenſtadt genannt, welche mit eigenen Mauern und Thoren verſehen iſt. Nun traf ſich's, daß vor drei Jahren, kurz vor dem heiligen Oſterfeſt in der Charwoche des Jahres 1389, einer unſerer Prieſter ſchnell zu einem chriſtlichen Kranken gerufen wurde, um ihm das Sakrament zu reichen. Eile that Noth, und wenn der Prieſter durch die Judenſtadt ging, ſo erſparte er ein Großes an Zeit und Weg. Nun war es zwar etwas Unerhörtes, mit dem gegenwärtigen Gotte in der Hand durch die Stadt derer zu gehen, die ihn verſpottet und an's Kreuz genagelt hatten, aber der Prieſter bedachte ſolches nicht lange, ſondern betrat den Bezirk der Gottesläugner. Alſobald lief das freche Geſindel auf den Straßen zuſammen, ſchrie und tobte ganz unmäßig und brüllte den Prieſter an: Verflucht ſei der, den Du in Deiner Hand trägſt! Und unter einander ermunterten ſie ſich mit gräulichen Reden: Laßt uns den ſteinigen, der ſich für einen Sohn Gottes ausgegeben hat! Die Schinderknechte ließen es nicht bei Worten, ſie griffen in den Steinhaufen, kellten den Prieſter und die Monſtranz und trieben den Mann Gottes alſo zur Judenſtadt hinaus. Der Magiſtrat der Stadt ſorgte nun zwar in Eil, daß die Rädelsführer der Juden in Haft gebracht und mit Ruthen gepeitſcht wurden, aber die Sache war damit nicht abgethan. Als nämlich die Pfaffen am erſten Tage des heiligen Oſterfeſtes auf die Kanzeln kamen, ſtimmten ſie alle wie aus einem Munde die fürchterlichſten Klagen über die arge Schmach an, welche unſerm Gotte und einem ſeiner Prieſter wiederfahren ſei, und riefen des Himmels grauſamſten Zorn auf die Chriſten der Stadt Prag herab, wenn ſie an dem gottverfluchten Judenvolke nicht die vollkommenſte Rache nehmen würden. So geſchah es denn, daß die Leute, angefeuert und gehetzt durch die hitzigen Reden der Prieſter, gleich nach der Kirche nach Hauſe rennten, ſich mit Schwertern und Spießen, Aexten, Beilen und Hackſtangen, Partiſanen und Hellebarden, Sicheln und Senſen, Meſſern und Knitteln bewaffneten und auf den Plätzen und Straßen in großen Haufen zuſammen rotteten. Wir Edelleute waren auch nicht faul und gleich dabei; denn die meiſten von uns waren den Juden hübſche Sümmchen ſchuldig; und es bot ſich wohl nicht leicht eine beſſere Gelegenheit dar, ihnen mit dem Degen Zinſen und Kapital zugleich abzutragen. Der Magiſtrat ſchickte nun gleich ſeine Boten an das wüthende Volk und ließ Ruhe gebieten mit der Verſicherung, daß alle ſtrafbaren Juden gehenkt und geköpft werden ſollten. Was konnte das aber uns helfen? Wir wurden davon die Schulden nicht los, und daran lag mir und vielen Andern das Meiſte. Kaum waren alſo des Raths Schergen wieder fort, ſo rührten und hetzten wir das Volk von Neuem auf. Endlich gab ein Pfaff der Sache den Ausſchlag. Er ſtürmte wie ein Beſeſſener daher, hielt den gekreuzigten Heiland hoch in ſeiner Linken und ein blankes Schwert in der Rechten. Mit donnernder Stimme rief er uns zu: Auf ihr Chriſten! Die Juden haben den Heiland abermals gegeißelt und gekreuzigt. Zum erſten Mal hat Gott ſeinen Sohn ſelbſt gerächt und Jeruſalem zerbrochen und die gräßlichen Sündenböcke in alle Welt gejagt; jetzt aber hat der Herr Euch die Rache überlaſſen und anheim geſtellt. Ihr habt die Macht; die Juden ſind in Eure Hand gegeben. Wehe und dreifaches Wehe über Euch, wenn Ihr Gottes Gebot verachtet, welches Euch durch meinen Mund kund wird! Es iſt beſſer, alle Juden ſterben, als daß ein Chriſt zu Grunde gehen ſollte. — Hört ihn! riefen die Edelleute. Schlagt die Juden todt. Folgt mir! raſ'te der Pfaff und ſtürmte voran; riſch und ſtraff wir zu Gaule hinterdrein und Hallo! geſchrien, Huſſa, ho, ho! wie zur Schweinsjagd, wenn man die Rüden anſchnalzt; Strahl und Donnerwetter, wie fegte der Pöbel in hellen Haufen nach, der Judenſtadt zu! Dort hatten die Mauſcheles unterdeſſen in der Todesangſt die Thore geſchloſſen und verrammelt; aber das half ihnen nichts. Haſtig ſchleppte das bärenwüthige Volk Leitern herbei und bald kletterten ſie wie Katzen über die Mauern, öffneten die Thore und nun ſtrömte die gewachſene Maſſe mit Jubel- und Mordgeſchrei tauſendweiſe hinein. Nun ging der luſtige Tanz los. Die feigen Kinder Iſraels hatten ſich in die Keller und auf die Böden verkrochen; ſie wurden mit Jauchzen hervorgezogen und abgeſchlachtet wie Kälber, Mann und Frau, Kind und Kegel. Jeder fiel zuerſt über die her, denen er Geld ſchuldig war, und mit meinem guten Schwert hab' ich wohl einige funfzig abgethan. Zuletzt ging das Schlachten zu langſam; denn man mußte ja doch jedem Einzelnen die Kehle abſchneiden. Wir machten alſo kürzeren Proceß. Erſt wurden die Häuſer rein ausgeplündert und alles gefundene Geld und Gut davon geſchleppt. Meine drei Knappen mußten an Einem fort tragen, was der Buckel halten konnte. Dann wurden die Häuſer voll des Judengeſchmeiſes geſteckt, daß keine Maus mehr hinein konnte, und dann an allen Ecken angezündet. So wurden wir eher fertig. Was dem Feuer entwiſchen wollte, wurde auf den Kopf geſchlagen. Donner und zehn Teufel! Sie ſind gebraten wie Leipziger Lerchen, und das ausgeſchmorte Fett floß auf der Gaſſe. Die Studenten halfen uns bei der Arbeit wacker mit, und da der König eben in Eger war, ſo fiel es keinem ein, daß er es wagen möchte, uns zu hindern. Einige Juden-Weiber und Kinder hatten die Rathsſchergen gerettet und ſie ſchnell auf das Rathhaus gebracht und dort getauft. So hatte denn am Abend des erſten Oſtertags Prag keinen Juden mehr. Ueber dreitauſend Männer, ohne Weiber und Kinder hatten ihre verfluchten Seelen dem Teufel zugeſchickt; und den Chriſten war ſogar die Mühe erſpart, die Aeſer zu begraben; denn ſie waren Alle zu Staub und Aſche verbrannt. Das Feuerlein in der Judenſtadt loderte noch das ganze Oſterfeſt fort. Wir aber waren nicht allein unſere Schulden los, ſondern wir hatten noch ein Erkleckliches erbeutet und das gab uns fürwahr Stoff zu den ſchönſten Oſtergelächtern, die uns die Mönche auch fleißig darauf dichteten." — „Wohl bekomm's Euch, edler Ritter!" jubelten die Gäſte, ſtießen an und zechten. „Das Feſtſchlachten und der rothe Hahn haben Euch ſchöne Oſtereier und fette Oſterfladen eingebracht." — „Donner und Peſtilenz! bald wär' ich wieder drum gekommen. Denkt Euch, Ihr braven Kämpen, als der König nach Prag kam, begehrte er alle den Juden geraubte Schätze für ſich zum Oſtertraktament." — „Ein ſchlauer Kauz, der Pechdraht! der Schuſterspfriemen!" kreiſchte Frau Schlehen. „Denkt: Selber eſſen macht fett. Seht! Seht! Habt ihr Tauben gefangen, will ich ſie ſpeiſen. Aber Ihr gabt ihm doch nichts? Erſt komm' ich, dann komm' ich und zu dritt' komm ich." — „Ich wäre wohl ein Narr geweſen, ihm Alles zu geben. Es war mein ehrlich erworbenes Eigenthum. Aber da man wußte, daß ich mit geholfen, ſo mußte ich einen Theil an die königliche Schatzkammer abliefern." — „Peſt und rother Hahn! Nicht einen Sternheller hätte ich dem Lumpenkönig gegeben!" rief Hätenbach. — „Ich mußte wohl, wenn ich nicht Gewalt erleiden wollte. Daß wir die Juden todt geſchlagen hatten, darum kümmerte Wenzel Weinſchlauch ſich wenig, er ließ vielmehr bekannt machen, weil die Juden den erſten Angriff auf die Chriſten, ihren Prieſter und den Leib Chriſti gethan hätten, ſo möchten ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben; alles den Juden abgenommene Gold und Silber müſſe ihm aber bei Lebensſtrafe abgeliefert werden. Es kamen doch fünf Tonnen Silber im königlichen Seckel zuſammen. Von mir hat er nicht viel geſchmeckt.

„Nun ſeht, Ritter Hätenbach,“ wandte ſich der Böhme zu dieſem, „daran kann ich den vor Tiſch abgebrochenen Faden meiner Erzählung wieder anknüpfen. Der König war dadurch zu Geld gekommen und ließ uns vor der Hand in Ruhe. Er fragte zwar auf einem Landtage zu Prag noch einmal an, da aber der Erzbiſchof allein ſieben Städte und viele Schlöſſer und Güter, welche ehemals der Kammer gehört hatten, beſaß, ſo ſteckten wir uns hinter dieſen. Der König erhielt eine abſchlägliche Antwort und ſchien ſich damit zu begnügen. Kaum war aber das vom Judenſchatze gewonnene Geld verthan, ſo dachte der Unhold von neuem an die Krongüter und ließ uns alle bei ſeiner königlichen Ungnade zu einem zweiten Landtage im September 1389 zu Wilemow entbieten. Ich dachte: beſſer die Ungnade als der Garaus und blieb daheim. Viele hatten's mir gleich gethan; Andere waren hingezogen. Es bekam ihnen, wie dem Hunde das Lederfreſſen. Der König hatte auf freiem Felde drei große Zelte aufſchlagen laſſen; das erſte war von ſchwarzem Tuch, das zweite von rothem, das dritte von weißem. Er ſaß mit ſeinen Räthen und Richtern, die ja wohl tanzten, wie er pfiff, im ſchwarzen Zelte und hegte da ein offen Geding unterm Blut und Königszwang. Dahin ließ er durch die Schergen einen um den andern von den Erſchienenen herbeiholen und vor den Stuhl ſtellen. Hier wurde der Erſte befragt, wie lange er und ſein Vorfahr im Beſitz des Schloſſes ſei, welches der Krone gehöre, welche Summe der Kaiſer darauf erhalten, was das Gut jährlich eingebracht habe und wie viel es überhaupt werth ſei. Denn das königliche Gericht wollte keinem das Pfandgeld-wieder zahlen, ſondern den Nutzen, welchen die Güter eingebracht, berechnen und uns die Güter ohne alle Entſchädigung abnehmen. Als nun der Erſte auf dieſe Fragen keine Antwort und weitern Beſcheid geben wollte, ließ Wenzel alſobald den Königsbann über ihn ergehen und ihm von den Schöppen ſeines Stuhls Urthel ſprechen zu Haut und Haar, ließ ihn ſodann von den Schergen in das rothe Zelt führen; dort ſtand der alte Stöcker Jobſt, des Königs guter Freund und Gevatter, den er von Prag mitgebracht hatte, im rothen Mantel und hatte ſein langes ſcharfes Richtbeil in der Hand und um ihn die Blutknechte. Des Gefeſſelten Kopf wurde auf den Block gelegt und vom Stöcker ohne viel Umſtände abgeſchlagen. So ging's dem Zweiten, Dritten und Vierten, und die Schöppenbank hätte wohl ſo fortgefahren, wenn die Zurückgebliebenen aus dem Schreien und Winſeln ihrer Brüder im rothen Zelte, bevor ihnen das Beil den Lebensfaden abſchnitt, nicht das Schickſal derſelben geahnet hätten. Als nun die Reihe an einen gewiſſen Weitminar kam, warf ſich dieſer dem König zu Füßen und rief verzweifelt und in Todesfurcht: Gnädigſter und durchlauchtigſter König, ich habe zwar meine Rechnungen und Regiſter nicht bei mir und kann deshalb die verlangte Rechenſchaft nicht ablegen; ich überantwerte aber Eurer Gnaden, als meinem König und Herrn, nicht nur alle Kammergüter, ſo ich zeither beſeſſen, ſondern auch all mein übrig Hab' und Gut nebſt Leib und Leben, und bitte Ew. Majeſtät unterthänigſt, damit in Gnaden zu ſchalten und zu walten." — „Alſo will's der Pankert haben," platzte jetzt Frau Schlehen heftig heraus und focht mit den Händen heftig in der Luft. „Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er Bürger und Edelmann todt. Aber noch nicht aller Tage Abend iſt. Hochmuth kommt vor dem Falle." — „Höll' und Peſtilenz dem König in den Leib!" rief Hätenbach und hob die Kanne. — „Die hat er ſchon drinne, der unſaubere Geſelle," ſagte Agnes; „wenn ſie ihn doch nur erwürgen wollten, den Dickkopf." Alles in der Gaſtſtube trank auf des Königs Untergang und tobte lange, bis der Hätenbach, der das Präſidium hier zu führen ſchien, Ruhe gebot, und den neuen Freund zur Fortſetzung der Erzählung aufforderte.

„Der König verſetzte auf dieſe Bitte," fuhr Rozka fort, „freundlich: Das läßt Dir Gott rathen. Warum haſt Du Dich aber nicht ſchon auf dem Prager Landtage meinem Verlangen gefügt? Jetzt da Du Ernſt und Strafe ſiehſt, unterwirfſt Du Dich. Ich ſage Dir, daß ich öfters an Speis und Trank Mangel gelitten hätte, wenn mir meine treuen Städte nicht beigeſprungen wären, während ihr die Einkünfte meiner Tafelgüter eingezogen und mit meinem Gelde geſchwelgt habt. Gehe Du nun in das weiße Zelt. — Die Uebrigen merkten nun wohl, woran ſie waren und unterwarfen ſich. Einer von dieſen beiden Rittern meinen Begleitern hier, Janowitz, war mit ſeinem Vater ſelbſt zugegen. Er hat Alles mit angeſehn und des andern Hans von Michelsbergs Vater war auch dabei. Sie kamen in das weiße Zelt. Der König war aber ſchlau und nahm ihnen die Kronengüter nicht, ſondern ſie mußten ihm eine runde Summe zahlen. Er fürchtete mit Recht, den ganzen böhmiſchen Adel gegen ſich zu erbittern. Mit mir hatten ſich unter vielen Andern auch zwei mächtige Vaſallen dem Könige widerſetzt und waren nicht auf den Wilemover Landtag gezogen, Marquart von Wartenberg auf der Feſte Zleby und Jesko von Kolowrat zu Kornhaus. Sie ſchoſſen ſich in ihre feſten Schlöſſer ein und zogen viel Volk an ſich, welches ſie bewaffneten und von den fahrenden Kaufleuten auf der Straße von Venedig nach Prag ernähren ließen.“ — „Das ſind auch unſere Verſorger. Herrliche Leute!“ fiel Hätenbach ein. „Laſſen wir die fahrenden Krämer leben! Sie bringen uns ja Geld und Gut und wir wollen dafür nicht undankbar ſein.“

Man ſtieß an, zechte und jubelte und gab ſich einige Minuten wieder der zügelloſeſten Ausgelaſſenheit hin. Als Hätenbach hierauf wieder das Marſchalkamt ausgeübt hatte, fuhr Rozka fort: „König Wenzel merkte wohl, was ihm von dieſen mächtigen Herren und ihrem großen Anhang drohe, deshalb ſuchte er die Sache zu vermitteln; ſobald er aber erfahren hatte, daß viele Edelleute vor der Hand noch nichts mit den beiden Rittern zu thun haben wollten, ſo ſchickte er ſogleich einige tauſend reiſiger Knechte und laufender Geſellen gegen ſie unter der Anführung von Georg Mulina von

Skalka und Mathes Dobrowodski. Nach einer achtzehntägigen Belagerung wurde das Schloß Zleby erſtiegen und zerſtört und der Wartenberg gefangen auf den Wiſchehrad gebracht. Der König ließ ſeine Fahne zerreißen, ſein Wappen zerſchlagen und ſeinen Schild vom Stöcker an den Galgen hängen, und ſeine übrigen beiden Schlöſſer Rohozecz und Zbiroh einziehen. Jesko von Kolowrat ſtellte ſich freiwillig vor dem König, weil ſeine Knechte geſchlagen waren, und wurde ebenfalls in's Gefängniß gelegt. Und Beide ſitzen noch in den unterirdiſchen Löchern des Wiſchehrad, wohin keine Sonne und kein Mond ſcheint. Wir Andern aber verbündeten und beredeten uns insgeheim, einander beizuſtehen, wenn er an uns wolle. Er ließ uns aber noch ungeſchoren und wir blieben nach wie vor im Beſitz unſerer Güter. Da nun der faule Wenzel wohl einſah, daß er auf dieſe Weiſe wenig Geld zuſammenbringen werde, ſo fielen ihm die Juden wieder ein, und er beſchloß ihnen einmal als ein guter Schäfer die entbehrliche Wolle abzuſcheeren. Deshalb hob er denn im vorigen Jahr alle Judenſchulden im ganzen deutſchen Reiche auf. Die Juden ſind kaiſerliche Kammerknechte, ſagte er, ſie gehören der kaiſerlichen Kammer mit Haut und Haar, Gut und Blut, folglich auch alles Geld, was ſie Andern geliehen haben. Die Schulden, welche Fürſten und Herrn und ganze Städte bei den Juden gemacht haben, will ich meinen getreuen Vaſallen und Lehnsträgern ſchenken, wenn ſie mir von jedem Hundert fünfzehn entrichten. Niemand war froher als die von großen Schulden heimgeſuchten Leute; ſie zahlten gern die fünfzehn, um frei zu ſein, und

Wenzel erhielt einen ungeheuern Reichthum zuſammen. Die Juden ſchrieen gewaltig durch's ganze Reich, wurden aber in's Gefängniß geworfen oder erhielten Peitſchenſchläge und waren dann ruhig. Mit dieſem Gelde wollte der König nach Rom ziehen, um ſich vom neuen Papſt Bonifazius IX. krönen zu laſſen, aber er war zu faul dazu und verpraßte das Geld lieber auf ſeinen Jagdſchlöſſern. Denn noch zu keiner Zeit hat er alſo gebechert, wie jetzt; wo er geht und ſteht, ſchleppen ihm ſeine Pagen und Edelknaben, ja oft die Marſchälke und Truchſeſſe den Wein in Kannen und Schläuchen nach. Und Alles, was um ihn und neben ihm iſt, wird nicht nüchtern, ſo iſt's ſein Wille. Unterdeſſen machte er ſchon wieder Miene nach den Kammergütern. Als er denn zu Anfang dieſes Jahrs wieder gen Nürnberg gereiſt war, ſo kam der ganze mißvergnügte Adel Böhmens zu Königsgrätz zuſammen. Hier beratheten wir uns, wie wir den tollen Anmuthungen des Königs wollten einen kräftigen und nachdrücklichen Widerſtand leiſten und es lieber auf's Aeußerſte ankommen laſſen, als ihm die Güter abzutreten. Unſerer ſechſe waren die Hauptſprecher in jener Verſammlung, die gegenwärtigen Ritter Janowitz und Michelsberg, welche ſtatt ihrer Väter gekommen waren, der Graf Cresda, dem der König ſchon vor fünf Jahren die Güter abnehmen wollte und ſeinen Schwiegerſohn, den Bruder meiner Frau hier hängen ließ, weil er die Güter nachdrücklich und mit Rechtsgründen verweigerte; ferner mein Vetter Rozka von Czban, Girosch von Radiſt und ich. Aber wie überall der giftige Verrath ſich einniſtet, ſo wie das Unkraut auch überall in den Waizen, ſo waren auch bei uns Verräther um die Wege. Wir wiſſen zu ſeinem Glücke nicht, wer er geweſen iſt, genug der König hatte ſchon in Nürnberg geheime Kundſchaft von unſerer Verſammlung und Verſchwörung erhalten und kam Hals über Kopf nach Böhmen zurück. Eben ſo raſch ging's mit der Unterſuchung. Rozka von Czban und Girosch von Mabiſt wurden in einer Nacht aufgehoben, und wir verdankten unſere Rettung dem Umſtande, daß wir eben nicht in Prag, ſondern auf einem unſerer Schlöſſer beiſammen waren, und der Schlauheit und Schnelligkeit eines Reitknechtes meines Vetters, der uns in größter Eile hinterbrachte, was vorgefallen war. Wir flüchteten uns Hals über Kopf in die böhmiſchen Wälder auf einſame Burgen uns befreundeter Edelleute. Bald aber erfuhren wir, daß der König den beiden Gefangenen auf dem Wiſchehrad die Köpfe habe vor die Füße legen laſſen, über uns den Blutbann ausgeſprochen und Befehl gegeben habe, uns zu verfolgen und unſere Güter einzuziehen. Da rettete meine Agnes all mein Gold und Silber, was ich mir noch von den Juden erübrigt hatte und bracht' es zu mir; ferner war ſie es auch, welche uns den Vorſchlag that, uns in dieſe Berge hier zu flüchten und mit Euch zu verbinden, Ihr tapfern Ritter und Edelknechte, die Ihr auch alles Recht habt, mit dieſem nichtswürdigen König unzufrieden zu ſein. Seht, ritterlicher Freund Hätenbach, alſo erklärt Euch, daß wir Euretwegen hierher gekommen; wir ſind da und bieten Euch die Hand, wackre Kämpen. Nehmt uns auf; wir wollen Euch an Tapferkeit nicht nachſtehen."

„Willkommen! Willkommen, edle Waffenbrüder und Kumpane! Donner, Strahl, Hagel und Gewitter! gibt das ein Gaudium!" wieherte Hätenbach freudetaumelnd wie ein tolles Pferd und drückte die dargebotene Hand mit stürmiſcher Innigkeit, und die ganze Geſellſchaft brüllte im Chor das Willkommen nach und jeder wiederholte den Fluch in kräftigen Variationen; man umarmte ſich gegenſeitig jubelnd, Agnes flog der Reihe nach Jedem um den Hals und ſchien's nicht ungern zu ſehen, wenn ſich ein Glied der neuen Brüderſchaft eine Freiheit gegen ſie herausnahm. Die Dirnchen, welche theilweiſe zum Inventarium des Hauſes gehörten, befreundeten ſich dagegen mit den drei böhmiſchen Rittern und es erregte nichts als ein rohes wieherndes Gelächter, in welches Agnes mit einſtimmte, als Rozka vor ihren Augen einer jener Dirnen handgreiflich Liebkoſungen erwies. Selbſt Frau Schlehen wurde brüllend mit in den allgemeinen großen Bund eingeſchloſſen und Einer kugelte ſie dem Andern zu, damit Jeder des ſaftigen Glückes ihres herzhaften Kuſſes theilhaftig werden möge. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen; gut Gruß gibt gut Dank; ein gut Wort findet eine gute Statt; der beſte Wein wird, der am meiſten brauſt," alſo rief Frau Schlehen zwiſchen den Lärmen in ihrem ſeligen Zuſtande, aber Niemand hörte ſie, denn aus Jedem machte der Weingeiſt ſich ſelber durch Worte Luft, und ſo fiel die reiche Saat dieſer und noch unzähliger andrer Sprichwörter auf ein unfruchtbares Land.

„Dickklotziger Bärenhäuter! Bruder Schrankenrauſer!" rief Hätenbach ganz ungeberdig, „wir wollen einen Scharlachhandel begründen, wie in ganz Venedig keiner ſoll zu finden ſein. Wir wollen einen Ritterorden ſtiften: „Zum Gevatter Steigbügel;“ in Wäldern und Höhlen iſt unſer Ordenshaus; hinter dem Buſche unſre Sakriſtei, Kanzel und Altar ſind Baum und Buſch, Fels und Hohlweg an der Landſtraße, dort kanzeln wir die Ellenreiter ab, leſen den Käſekrämern den Text, bläuen den Pfefferſäcken den Segen mit unſern Schwertern ein, und ſammeln uns die Gottespfennige von den zahmen zünftigen Vögeln, eine geduldige andächtige Gemeine. Bei Nacht aber halten wir die heiligen Gebräuche; der Mond iſt unſer Gottvater, der Steigbügel unſer Crucifix; Frau Schlehen iſt Sakriſtan und Chriſtel der Miniſtrant. Wein, Brot und auch Fleiſch dazu genießen wir hübſch ſelber und ſingen uns auch die Meſſe ſelbſt dazu, nämlich liederliche Schlemper- und Schnapperlieder. Vigilien und Seelenmeſſen wollen wir halten trotz einem Schorkopf für die abgethanen Städter. Die erſte Ordensregel iſt, daß die Weiber gemeinſam ſind und keiner ſich auf's Stroh legt, er habe denn zwei Maaß Wein verſchluckt. Hagel, Strahl und Peſtilenz! ſo ſei's, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!“ — „Topp, Kalandsbruder! Ritter Schlappwanſt! Du ſollſt Ordensmeiſter ſein,“ verſetzte Rozka. — „Ich Sakriſtan?“ lachte Frau Schlehen aus vollem Halſe. „Seht nur den Junker Dummbart! Hat man je was Alberneres gehört? Verſtand kommt nicht über Nacht. Ich kann Euch wohl beſſere Dienſte leiſten in Küch' und Keller. Habt Ihr nicht den Bruder Martin? Ein Jeder thu' was ſeines Amtes iſt. Fürwitz brach den Hals.“ — „Recht Frau Bier-

Tonne! Recht Gevatterin Bratſpies! Juchhe! Stern und Kreuz, Bruder Martin und Du, Ihr geht zuſammen bei der Prozeſſion; er trägt den Steigbügel auf dem Bratſpieſe und Du den Birkenmaier auf dem Küchenmeſſer," ſchrie Hätenbach dazwiſchen und lachte, daß ihm das Waſſer aus den ſchwulſtigen Augen über die kirſchbraunen aufgedunſenen Backen herablief. Kaum hatte er ſich aber eine Minute verſchnauft und grinzend dem Toben der Andern zugeſchaut, als er von neuem dazwiſchen fuhr: „Ich geh' Euch an, Ihr Brüder, mit Gruß, Ihr wollet Euch einweihen laſſen zum neuen Orden und zu Rittern ſchlagen vom liederlichen Steigbügel. Mein Schwert! Mein Schwert! Bäbele, gib's her; dort hängt's am Kandelbret. Gebt mir die roth ausgenähte Handquele hinter dem Kachelofen her; ſie ſei mein Ordensband; ſie iſt um ſo tauglicher, weil die zarten Finger unſrer Dirnlein darauf abgedrückt ſind nach manchem minnlichen Abenteuer. Baut mir einen Thron von alten Schemeln auf die Tafel; ich will Euch den Ritterſchlag geben und die Ordensregel; denn ich bin Großmeiſter. Ihr Rozka, Janowitz und Michelsberg, heran! Ihr ſeid die Großwürdenträger, Kanzler, Geheimeräthe und ſolches Geſchmeis. Knieet nieder!"

„Heiliger Lorenz und Sebald!" jauchzte Frau Schlehen, „wie er da oben ſitzt! Gerade als wenn's ſein Ernſt wäre. Und mit einem Anſtand ſpricht er, wie der Schuſterskneif, der dicke Pechdraht, der ein König worden iſt über Deutſchland und Böhmen. Mancher weiß, wo Barthel den Moſt holt, aber zum Tanzen gehört mehr als rothe Schuh anhaben. Ei, wie er ſie zu Rittern ſchlägt und ausholt, als wollt' er einen zweijährigen Stier vor den Kopf ſchlagen. Allzu ſcharf macht ſchartig. Oho! Er purzelt. Fangt ihn!" — Wirklich ſtürzte Hätenbach von der Höhe der Tafel in die Arme ſeiner Genoſſen herab. „Wein lagert je tiefer deſto lieber," ſagte Frau Schlehen und wollte berſten. Im Hintergrunde erhob ſich jetzt ein neuer Jubel; die eingetretene Dämmerung wurde erhellt; zwei Edelknappen, die eben erſt hinausgegangen waren, marſchirten herein mit langen brennenden Kiehnſpänen in den Fäuſten und führten in ihrer Mitte den einäugigen Franziscaner-Mönch, der mit ſeinem leeren Bettelſack umgürtet war, die Kapuze ſeiner braunen ſchmutzigen Kutte zurückgeſchlagen hatte und mit ſeinem wonneſtrahlenden Auge allen Anweſenden freundlich zublinzelte. „Eben recht, daß Du kommſt, Martin," lallte Hätenbach, auf der Bank liegend. „O Du ſüßduftender Rosmarinſtengel, Martine, Schutzpatron aller gebratenen Gänſe! Nein Du biſt ſelbſt eine fette Gans, ein fettes Schwein vielmehr. Doch nein! Wie kann ich alſo ruchlos zu Dir reden, Blume des Paradieſes, Liebſtöckel, Lilie, die der Engel trug, als er der benedeiten Jungfrau das Heil der Welt verkündete! Darum haſt Du auch den Taufſtein rein gefegt, den König Wenzel bei ſeiner Taufe beſudelt, Herzensjunge. Du ſollſt Beichtvater des neuen Ordens werden, den wir heute geſtiftet. Küſſe dieſen unſterblichen Fuß, welcher erkoren iſt, von jenem Steigbügel getragen zu werden, der einem großen und berühmten Orden, um ſo ausgebreiteter, je geheimer er ſein wird, den Namen geben ſoll. So lange in Deutſchland der von Gott ſelbſt geſtiftete Adel blühen wird — und er ſoll hoffentlich unendlich ſein, wie alles Große — ſo lange wird auch der größte Theil deſſelben zu dieſem Orden gehören, und wenn ſie auch nicht mehr bei Nacht ausreiten, am Wege lagern und hinter dem Buſche liegen, ſo werden ſie dennoch nichts deſtoweniger dem Bürgerpak und den Bauernhunden die Taſchen klopfen und die Beutel umwenden, und das von Gottes und Rechts wegen.“

„Ich küſſe Euern unſterblichen Fuß,“ verſetzte der Bettelmönch, „und weihe ſomit den Orden ein. Ich erkenne die Rechte deſſelben an, welche da heißen: ſtehlen, Hals abſchneiden, faullenzen, freſſen, ſaufen und die Frauen bedienen. Solches ſind ſeit alten Zeiten die Vorzüge des Ritterthums. Der Herr ſagt: Ich bin das Alpha und das Omega. Das kann aber nur von ſeiner Oberritterlichkeit im Himmel zu verſtehen ſein. Auf Erden ſind es die Adligen und am Erſten unſres neuen Ordens ehrenfeſte Ritter. Ich möchte oft mit dem Herr-Gott zanken, daß er nicht jedem Adligen das A und O auf die Stirne gedrückt, damit jeder bürgerliche Froſch gleich bei'm erſten Blick ſähe, wen er vor ſich hätte, um ſich in Demuth zu neigen.“ — „Kreuz, Nagel und Dorn, Du haſt recht, Meiſter Kuttenmann!“ ſagte Hätenbach. „'S iſt ein ſchlauer Kerl. Wir ſollten das A und O gleich an der Stirn tragen, ſo könnte uns Niemand den gehörigen Reſpect verweigern, und das A und O wäre der beſte Adelsbrief.“ — „Ohne Zweifel,“ meinte Martin, „wenn auch die Schwachen und Einfältigen, die kein Griechiſch verſtehen, das A und O für Adliger Ochſe leſen würden.“ — „Spitzbube! Galgenſtrick!“ ſchimpfte Hätenbach, reichte ihm aber doch die Hand, um ſich daran in die Höhe zu helfen und den Mönch mit den neuen böhmer Freunden bekannt zu machen. Frau Schlehen brachte ihrem geiſtlichen Rathe eine volle Kanne zum Labetrunk, und als er kräftig Beſcheid gethan, ſagte er laut: „Ich ſchätze es meiner geringen Perſon zu einem fürnehmlichen Glücke, den neuen Orden mit einer angenehmen Mähr überraſchen zu können.“ Sogleich verſtummte jeder Mund in der Stube; man drängte ſich rund um den Tiſch, an welchem Bruder Martin ſaß und pfiffig drein ſah. „Sag' an, mit welcher frohen Botſchaft willſt Du unſern Ohren einen Schmaus geben?“ fragte Hätenbach ernſt und feierlich, obgleich mit ſchwerer Zunge. „Ich habe heute erkundſchaftet,“ erwiederte Bruder Martin ebenſo, „daß ein Häuflein wohlbeladener Krämer heute früh von Regensburg ausgegangen iſt. Sie führen ſechzehn hochbepackte Saumroſſe hinter ſich und liegen dieſe Nacht in Neumarkt. Sie müſſen viel Werthvolles bei ſich haben; denn ſie löſten bis Neumarkt vom Magiſtrat in Regensburg für ſchweres Geld ſechzehn laufende Stadtknechte Geleit und wollen's für morgen den Neumärktern zu verdienen geben. Ein Laienbruder aus dem Kloſter zu Pfaffenhofen, der dieſen Morgen mit ihnen ritt, hat's mir angeſagt; es gibt demnach wieder einen Fiſchzug zu thun.“ — „Dank Dir im Namen des ganzen Ordens, ſchlauer Kundſchafter, daß Du uns abermals einen guten Biſſen zuweiſeſt, von welchem Dein Magen mehr erhält, als Dein Auge ſehen kann; ja ich erlaube Dir, zur Belohnung Deiner treuen unſerm Orden geleiſteten Dienſte, ſogar Deinem gleich einem Siebe durchlöcherten Keuſchheitsgelübde in dieſer Nacht noch ein Loch hinzuzufügen. Suche Dir unter jenen ſchmucken Dirnlein eine minnliche Trutſchel aus, mit welcher Du die Sünde vollbringen mögeſt; trägt Dein Herz aber Verlangen zur ehrenwerthen Frau Schleyen, ſo ſei Dir auch nicht verwehrt, Dich um ihre Gunſt zu bewerben.“ — Der Mönch blinzelte mit ſeinem freudethränenden Auge auf die dicke Wirthin und erwartete von ihrem Munde ſein Heil. Aber ſie kreiſchte: „Der wär' mir eben der Rechte. Meint Ihr, ich finge einen Froſch für einen Fiſch? Das wird geſchehen, wenn der Teufel von Achen kommt. Oho! Vor den Gezeichneten muß man ſich hüten. Legt Euch zu einem Bierfaß, Bruder Martin. Frommer Schalk, hölzern Schüreiſen!“ Der Mönch erwiederte darauf nichts; er erhob vielmehr ſein Auge zu Agnes, die er von früher her kannte, unterhielt ſich mit ihr von vergangenen Zeiten und wurde wenigſtens nicht ſo ſchnöde abgewieſen. Auch verſicherte Ritter Rozka im Taumel der ausgelaſſenſten Freude, daß er die Ordensregeln zu ſchätzen wiſſe, nicht im mindeſten eiferſüchtig ſei und Agnes auch gar nicht ſein ehelich Gemahl, wie er vorhin geſagt, ſondern vielmehr ſeine Freundin, ſo wie auch die der beiden übrigen Edelleute ſei. Dieſe Erklärung reichte hin, den Edlen von Hätenbach zu des Mönchs Nebenbuhler zu machen und die gefällige Frau zeigte ſich keinem von beiden ungeneigt. „Aber Stern und Kreuz!“ fuhr der Hätenbach plötzlich wieder auf, „über das Gedahle und Minnegekoſe vergeßt Ihr mir unſern Orden ganz. Mönchlein, glaubſt Du mit Deinem Schmatz auf meine Fußzehe ſel

Alles abgethan? Ich will den Orden eingeweiht wiſſen, nicht anders als wär' ich der dicke verſoffene Lützelburger, ehrenfeſter Mehrer des heiligen römiſchen Reichs und Du irgend einer der Erzbiſchöfe in Fürſtenmantel und Scapulier. Heran Burſche und laß die Weiber in Ruhe, und wärſt Du ſo hitzig wie die Katzen um Lichtmeß. Siehſt Du nicht jenen irdenen Topf an der Thür hängen? Hat Dein dummer einäugiger Schädel vergeſſen, daß dies der Weihkeſſel im Hauſe der Frau Schlehen iſt. Und Du Glatzkopf biſt vorüber gegangen, und haſt Deine wulſtige Fauſt nicht hineingetaucht, Dir das weinglühende Antlitz mit dem benedeiten Waſſer zu befeuchten? Hurtig lange den ſtaubigen Rosmarinſtengel unter der Schilderei dort herab, die die heilige Mutter vorſtellen ſoll, aber verräuchert iſt, wie Deine Frömmigkeit. Bediene Dich des Stengels und bekleckſe uns mit dem Waſſer, wodurch der Orden erſt wahrhaftig in's Leben tritt, nach gutem Glauben, alter Sitte und frommem Brauch."

Der Mönch zog zwar ein ſaures Geſicht, ſich in der Zwieſprach unterbrochen zu ſehen und merkte des Hätenbachers Liſt, ihn bei Agnes auszuſtechen und aus dem Wege zu bringen, gar wohl, that aber doch, was Jener begehrte, weil bereits mehr als zehn Stimmen ſtürmiſch dieſelbe Forderung thaten. Er langte das alte hölzerne Crucifix, welches zwiſchen den Fenſtern am Balken aufgehängt war, herab, ſäuberte es vom Staub, nahm den Rosmarinzweig vom Madonnenbild und den Weihkeſſel von der Thür und begann friſchweg ringsum alles Volk einzunäſſen. Nicht ohne heimlichen Aerger ſah er, wie Hätenbach ſich um die ganze Gerzmonie nicht bekümmerte, ſondern die liebäugelnde Agnes umfangen hielt, und als der Mönch zu dem vertrauten Pärchen trat, ein hämiſches Hohngelächter aufſchlug. Bruder Martin goß in einem Anfall wüthender Eiferſucht den ganzen Keſſel auf den Ritter aus und ſchrie: „Wohlauf nun, Ihr Ordensritter, Marſchälke und Truchſeſſe, Hofherrn, Hofjunker und Dienſtmannen, Edelknaben und Hofnarrn, naht Euch Euerm Herrn und Meiſter und katzenbuckelt vor ſeiner Hoheit, bringt ihm Reverenz und Gewandkuß dar! Schwört auf die große Zehe ſeines rechten Fußes den Eid der Treue; denn ſie iſt es, die dem Steigbügel ſtets am nächſten iſt.“ Alles raſete in trunkenem Muthe auf, um ihm die Huldigung und den Eid zu leiſten; es entſtand ein Drängen, Lärmen, Schreien; einige, denen der Kopf zu ſchwer war, purzelten zu Boden und ſchrieen dort aus vollem Halſe; Hätenbach konnte ſich der ſtürmiſchen Reverenzen nicht erwehren; des Mönchs Zweck war erreicht, er hatte Gleiches mit Gleichem vergolten. Während der Ritter die Huldigung annahm, drückte ſich der Mönch wieder an die Gräfin und konnte ihr ungehindert ſeine Zärtlichkeiten darbringen. Hätenbach trocknete ſich fluchend das Weihwaſſer ab, und der Unfug ging ſo wild durch einander, bis Einer nach dem Andern umfiel, und von dem nüchternen Chriſtel auf die Streu geſchleppt wurde, die der ſorgliche Hausknecht unterdeſſen im andern Ende der Stube ausgebreitet hatte.

Kaum waren einige Stunden verſchnarcht, als der wachſame Chriſtel, nachdem er die Pferde abgefüttert hatte, brummend wie ein Zauberer durch die ſchweigenden Gemächer ſchritt und männiglich mit gehörigem Anſtand weckte, einen lüſternen Blick auf die ſchlafenden Schönheiten warf, welchen im Arm des ſüßen Schlummers ruhen zu bleiben vergönnt war, und ſich dann entfernte, um die Pferde zu ſatteln. Die böhmiſchen Ritter waren bald auf dem Zeuge, um ihr Probeſtück abzulegen und der neue Orden ſollte durch den heutigen Zug gewiſſermaßen ſeine Weihe erſt in der That und Wahrheit erhalten. Man verzehrte die Ueberbleibſel des Schweinskopfes, eines Rehbraten und dergleichen, was ſich in der Küche noch vorfand; einige Edelknechte kochten eine Bierlatwerge mit Kleienbrot dazu, und nachdem ſich die Heldenſchaar alſo geſtärkt hatte, ſtieg man zu Gaule. Die losgekoppelten Hunde umſauſten die Pferde und heulten vor Freuden in die Nacht hinaus. Der einäugige Mönch durfte allein bei den Weibern zurückbleiben. Die Nacht war ſtockfinſter und dünner Regen rieſelte herab, der ſich jedoch von den Blättern der Bäume in großen Tropfen ergoß. Ein der Gegend kundiger Edelknecht führte den Zug an; und ſo ging's denn fort über Stock und Stein. Als der Tag graute, ritten ſie ſchärfer und langten endlich von Regen durchnäßt unweit Burgtann an. Von hier hielten ſie ſich an der Schwarzach bis an die Straße nach Nürnberg. Eine Partie legte ſich unter die Brücke der Schwarzach, eine andere lagerte rechts hinter dem hohen Ufer, und eine dritte verſteckte ſich hinter die Erlenbüſche links von der Straße. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, ſo ſahen einige mit ihren Falkenaugen ſchon den Zug der Krämer in der Ferne heran kommen. Bald zählten ſie die Einzelnen und muſterten die Begleitung. Außer den ſechzehn Saumroſſen, die von Knechten und Ladendienern geführt wurden, ſah man einige zwölf Männer zu Pferde, die an ihrer Tracht und lächerlichen Bewaffnung für die fahrenden Krämer erkannt wurden. Dazwiſchen ritten einige, welche wie ritterliche Geſellen und Edelleute ausſahen, und die Buſchritter konnten nicht beſtimmen, ob dieſe zum Zuge der Kaufherrn gehörten oder die Obleute des reiſigen Zugs wäre, welches ohngefähr zwanzig Mann ſtark dreißig bis vierzig Schritte nachklepperte. Um den Zug ſelbſt lief ein Fähnlein Stadtknechte mit Hackenſtangen und der dicke Rottmeiſter ſchritt mit ſeinem langen blanken Froſchtödter gravitätiſch voran und ließ dann und wann ſeine martialiſche Stimme ertönen, um die nachläſſigen Geſellen vergebens zur Ordnung zu ermahnen.

„Kreuz und Stern!“ fluchte der Hätenbach dem Rozka heimlich in's Ohr, „der Menge nach ſind ſie uns bei weitem überlegen. Aber das auf dem Boden kriechende Stadtgewürm mit dem aufgeblaſenen Froſch an ſeiner Spitze, der weiter nichts kann, als aus vollen Backen quacken, wird erſtlich für gar nichts gerechnet. Sie fallen mit der Naſe platt auf den Erdboden, wenn wir ihnen nur eine Fauſt machen, und ſtellen ſich maustodt. Das reiſige Volk iſt nicht viel beſſer. Dieſe faulen Burſche verlaſſen ſich auf ihre Grippengöcker und Schindmähren, in ſofern es an's Ausreißen geht; zum Glück ſind ſie ſo hungrig und ſchwindſüchtig, wie die Gäule ſelbſt. Ich rechne ſie nur halb; denn hie und da findet ſich ein Kerl unter ihnen, der wenigſtens von Leder zieht, und das hat ſchon etwas zu bedeuten. Nun kommen wir an die

Schwefelkrämer ſelbſt. Wie dieſe die Waffen zu führen verſtehen, ſiehſt Du ſchon daraus, wie ſie dieſelben am Leibe hängen haben. Nun Mancher davon wehrt ſich verzweifelt, eh' er die erknauſerten Heller herausrückt, um die er gute Chriſtenkinder betrogen. Macht's ein ſolcher Burſch zu arg, ſo gib ihm ein Pfund kalt Eiſen zwiſchen die Rippen und deck' ihn mit dem Scharlachmantel zu. Wir haben alſo eigentlich nur von jenem Paar verteufelten Kerlen etwas zu erwarten, die ſo keck in der Mitte reiten und deren Federn auf der Gugel ſo naſeweis herüber nicken, als wollten ſie ſagen: nur heraus? Was wollt Ihr? Wir ſind fertig zu Hieb und Stich! — Sind dieſe Herrn überwältigt, ſo ſind die Saumroſſe unſer. Doch ſtill! Jetzt kommen ſie heran. Der Regen und Nebel ſcheint ihnen nicht zu behagen. So wie ſie über die Brücke ſind, drauf, Ihr Schnapphähne!" — Noch zwei Minuten und der ganze Zug hatte die Brücke paſſirt. Hätenbach that einen gellen Pfiff auf dem Finger, die zurückgehaltenen Hunde wurden losgelaſſen und angehetzt, und mit eingeſetzten Sporen brach das Raubgeſindel rechts und links von der Straße hervor und warf ſich mit einem ſo gräßlichen Geſchrei auf das einherziehende Häuflein, daß die bewaffneten Knechte der Stadt Neumarkt allein ſchon von dieſem Tone, der wie ein Donner des Weltgerichts in ihre an derlei Geräuſch nicht gewöhnte Ohren ſchlug, zu Tod erſchrocken zurückprallten, und ohne Loſung und Befehl raſche Schwenkung machten und Reißaus nahmen. „Halt, Halunken! Steht, ihr Gäuche! Legt eure Stangen ein, ihr Wichte! Stand! Stand! ihr Bankerte!" ſchrie der dicke Rottenmeiſter mit der Stimme eines vor den Kopf geſchlagenen Ochſen, und überholte dabei im Laufen alle ſeine Untergebenen, während eine der Rüden der Raubritter ihn an der Wade hielt und weidlich zauſte. Wer aber beſchreibt ſeinen Schrecken, als er, Ströme von Schweiß vergießend, ſchon das Ende der Brücke vor ſich ſah, und bereits von der Gewißheit angelächelt wurde, ſeinen Leib in glückliche Sicherheit gebracht zu haben, und es nun plötzlich vor ſeinen dunkelnden Augen unter der Brücke hervorquoll wie Tauſende von erzgepanzerten Männern, nicht anders als habe ſie die Erde ſo eben geboren. Der Rückweg war den armen Stadtknechten und ihrem unglücklichen Häuptling jähling abgeſchnitten; hinter ſich und vor ſich ſahen ſie den Tod auf den leuchtenden Spitzen der Schwerter, welche die mörderiſchen Wegelagerer auf ſie gezückt, und zu beiden Seiten gähnte ſie das Verderben aus dem dunkeln Gewäſſer der Schwarzach an. Der Rottenmeiſter maß in der Todesverzweiflung mit flüchtigem aber wahrem Kennerblick die Länge und Anzahl der feindlichen Schwerter und die Höhe der Brücke und fand ſchnell, daß die letztere bei weitem nicht ſo beträchtlich ſei, als die erſtere, und mit dieſer haſtigen Wahrnehmung war auch der höchſt eilige Entſchluß gefaßt, es lieber mit dem Waſſer als den Buſchrittern aufzunehmen, und dem Entſchluſſe folgte die Ausführung auf dem Fuße nach. Wie ein Gemsbock, dem der Jäger zu nah' gekommen iſt, kletterte er an der hölzernen Brückenwand hinauf und mit einem Satze lag er unten in dem Waſſer, das ſeine kalten Wellen über ſein heißes erſchrockenes Haupt zuſammen ſchlug. Dem

Beiſpiel des Führers folgten die Knechte, warfen ihre Hakenſtangen von ſich und hüpften wie Fröſche in das Waſſer hinab. Das Raubgeſindel, welches über die Brücke herdrängte, konnte vor Lachen keinem etwas zufügen, als höchſtens einem, der ſich auf der Brückenbefriedigung zu lange aufhielt, einen derben Stoß zu geben, daß er köpflings ſich überpurzelnd in das kalte Bad hinabſchlug. Einige Schritte weiter abwärts krochen ſie wie gewaſchene Pudel wieder heraus, ſchüttelten die Tropfen ab und regten die Beine munter, um ſich warm und trocken zu laufen.

Unterdeſſen hatte es vor der Brücke einen ernſtlicheren Angriff und eine kräftigere Gegenwehr geſetzt. Die Kaufherren ſchlugen zum Theil ganz verzweifelt mit ihren langen Eiſen drein, unter den reiſigen Geſellen waren auch ein Paar, die ihre Pflicht zu thun ſich bereit zeigten, vor allen aber ſah man einen jungen ſchönen Mann in Rittertracht mit langen blonden Locken den Edelknechten der Straßendiebe ſo heftig zuſetzen, daß ſie, manche ſchon mit Wunden gut gezeichnet, vor ihm zurückwichen, wie vor einem Geiſte. Als inzwiſchen, nach der ſchmählichen Flucht der Stadtknechte, ein dritter Haufen der adligen Diebsrotte mit dem Geſchrei: „Es lebe der Orden vom Steigbügel!“ den bedrängten Leuten in den Rücken fiel, da brachen ſich die reiſigen Knechte Bahn und ſuchten das Weite, die Krämer wurden allmälig entwaffnet und gebunden, und nur der blonde Jüngling wehrte ſich noch, obgleich er ſtark aus dem Kopfe blutete. Ein Hieb des Hätenbachers hatte die lederne Sturmhaube, die er trug, geſpalten, und den Kopf darunter getroffen. „Ergebt

Euch nur, edles Herrlein,“ rief Hätenbach; „Ihr ſeht ja doch, es hilft Euch nichts, und wenn Ihr noch ſo bärbeißig ſeid. Mich dauert Euer junges Leben.“ — „Nein, Schelmenritter!“ rief der Andere. „Du ſollſt nicht ſagen, ich habe mich Dir als ein Feigling übergeben.“ Und ſomit wollte er wieder drauf ſchlagen. Aber Rozka und Michelsberg fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn. Hätenbach hatte während der letzten Worte des Jünglings Geſicht genauer betrachtet und ritt jetzt mit dem Ausruf herbei: „Gott's ſieben Wunden! Wie iſt mir? Euch kenn' ich, mein ſchmucker Jungherr. Stahl und rother Hahn! Wir haben ſchon ein Mal einen tüchtigen Span zuſammengehabt. Bei der ſchönen Marien zu Regensburg! Der Span war bitter und iſt noch nicht beigelegt! Wie wenn ich den Streich jetzt wett machte, Galgenvogel? Oho glotze mich nur an, Milchbart. Ich kenne Dich. Denk' nur an den Lorenzberg in Prag, an das Vogelſchießen und den kalmäuſeriſchen italieniſchen Doktor. Du verſetzteſt mir eine, daß ich beinah dran genug gehabt hätte. Du biſt Wenzel Muſſels Brüderlein und der Freiknecht des Nachrichters in Prag.“

Augenblicklich wichen die Buſchritter zu beiden Seiten zurück und in ihren verwüſteten Geſichtern drückte ſich Entſetzen und Abſcheu in allen Stufenfolgen aus. — „Ein Freiknecht des Stöckers Jodok?“ rief Rozka verwundert aus. — „Ich bin's!“ verſetzte Hinko mit einem bittern Lachen. „Und was ſoll's weiter? Ihr ſeht, daß ich als Freiknecht mein Schwert zu führen eben nicht verlernt habe. Mein Gut findet Ihr mit bei den Waaren jener Kaufherrn auf einem Roſſe. Weiter begehren Leute Eurer Art nichts. Laßt mich alſo meines Wegs gen Nürnberg fürbaß ziehen.“ — „Nicht alſo!“ rief der Hätenbach. „Meinſt Du, ich vergeſſe ſo ſchnell, daß mich Dein Käſemeſſer ein halbes Jahr um mein reichliches Brot gebracht hat? Nicht ich allein, dieſe ganze Schaar meiner Getreuen haben Rache an Dir zu nehmen, daß Du ihnen das Oberhaupt entzogen, der ihnen den Topf ſchafft und das Huhn hinein. Nicht ſo leichten Kaufs laſſen wir Dich los. Du ſollſt mir nicht vergebens in's Garn gelaufen ſein, glattes Geſicht.“ — „Aber was gedenkſt Du mit einem Freiknechte anzufangen?“ fragte Rozka erſtaunt; „wir haben ja Schmach und Schande davon, ihn nur eine Viertelſtunde in unſrer Geſellſchaft zu dulden.“ — „Kreuz und Nagel! Daß muß ich wiſſen. Sag' an, tapfrer Burſch, denn Du haſt Dich geſchlagen, wie ein braver, ehrlicher Mann, ſag' an, was haſt Du in Nürnberg zu ſchaffen? Vielleicht ließe ich Dich doch ziehen.“ — „Ich will zuſehen, wie's mit meinen Angehörigen ſteht und mit meinem väterlichen Erbe. Mancherlei Kunde über meinen Vater, meine Brüder und Schweſtern iſt mir zu Ohren gekommen und ſo will ich denn an Ort und Stelle erforſchen, was daran wahr ſei.“ — „Auch gut,“ verſetzte Hätenbach. „Die Sache kommt gelegen. Deine Angehörigen ſind geſtorben und verdorben. Der Kranich hat keinen Herrn und wenn Du hinüber kommſt, müſſen Dir die Rathsſchöppen ein artig Gut ausliefern. Laß ſehen, Knabe, was die Herrn davon als Löſegeld für Dich zahlen. Da's nicht ihre eigene Habe iſt, ſo werden ſie ſchon mit vollen Händen geden. Unterdeſſen kannſt Du meine Hunde füttern. Hoho, ihr Geſellen! Riſch und raſch! Auf und davon!" Die gebundenen Krämer winzelten, die Hunde heulten und ſprangen gierig an ihren Herrn hinauf. Der Haufe rottete ſich zuſammen, Hinko wurde mit den Saumroſſen in die Mitte gebracht, die faulen Gäule erhielten Schläge mit den Spießen, und weit raſcher als zuvor ging's nun dem Walde zu. Nach ſcharfem Ritt langten ſie erſt ſpät Abends auf mancherlei Umwegen durch unwirthbare Thäler, über ungebahnte Berge, durch Schluchten und Geſtrüppe in der Schenke der Frau Schlehen an.

„Dieſe Nacht wollen wir hier zubringen und theilen," ſagte Hätenbach. „Morgen brechen wir nach meiner Burg auf; dort werde ich Euch Euer Logement bereiten, Ritter Rozka, Michelsberg und Janowitz. Auch jenem blonden Jungen ſoll dort eine Stallung angewieſen werden. Ich habe zwar ein keifiges Weib, aber kehrt Euch daran nicht. Wir leben für uns und die Anmuth der liebenswürdigen Gräfin Agnes wird uns erſetzen, was uns durch das eſſigtöpfige Geſicht meines Hausunken abgeht. Das Neſt iſt zwar nicht groß, und der wohnlichen Gemächer ſind wenige darin; aber wir werden uns behelfen. Bei der Frau Schlehen könnt und dürft ihr nicht wohnen; denn man iſt doch dort nicht einen Tag recht ſicher. Die Nürnberger ſind uns ſtets auf dem Dache und werden's von heut an noch mehr ſein. Die ausgezogenen und abgeprügelten Stadtratzen werden kein ſchlechtes Geſchrei dort anrichten; bei einem der Andern könnt Ihr aber auch nicht hauſen. Theils haben ſie nicht, wohin ſie ihr eigenes Haupt betten, und meiſt beherberg' ich ſie, theils ſind ihre Häuſer ſo ſchlecht, daß man nicht ohne Lebensgefahr darin campiren kann. Wir wollen ſchon ein friſches Leben auf der Hätenburg führen." „Ich denke wohl auch," verſetzte Rdzka. „Wir verlangen weiter nichts von Dir als unſre Atzung, wozu wir einen guten Trunk Wein rechnen. Alles Andere verſchieben wir auf beſſere Zeiten. Den Fang magſt Du für Dich behalten, doch thuen wir ein Mal einen, ſo ſollſt Du Dein Theil haben. Willſt Du Dich für Deinen Ehedrachen entſchädigen, ſo ſteht Dir Agnes zu Dienſten, wir ſind nicht eiferſüchtig." — „Ihr ſeid brave Jungen!" jubelte Hätenbach. „Ich werd's Euch zu vergelten wiſſen. Und von der Beute erhaltet Ihr Euern Theil ſo gut wie jeder Andre. Es ſoll Niemand ſagen, ein Hätenbach habe einen ehrlichen Kerl übervortheilt. Auf meiner Burg räum' ich Euch den viereckigen Thurm ein. Dort bereitet Euch Gemächer zu und hauſet. Niemand darf Euch in's Revier kommen. Und dort häuft Eure Schätze an. Frau Agnes beſorgt unſre gemeinſame Küche; mein Alräunchen und meine drei unwirſchen Buben werden ſchon mit verzehren, wenn was Gutes auf den Tiſch kommt."

In ſolch freundlichem Zwiegeſpräch und gegenſeitiger Verſicherung inniger und dauernder Freundſchaft kamen ſie an die Hinterthür der Bettel- und Raubſchenke. Kaum hatte man im Gebäude Hufſchlag vernommen, als ſich jene gänge Hinterpforte aufthat und Agnes mit den andern Dirnen aufgeputzt und mit wehenden Windlichtern in den Händen den tapfern Kämpen paarweiſe und ein unzüchtiges

Schnapperlied ſingend entgegenzog. Ihre Kleider waren mit Laubkränzen umwunden, ihre Haare ſchön geflochten und dufteten von Rosmarinöhl — Agnes hatte ihre Kunſt gezeigt — und alſo geſchmückt hatten ſie das Anſehen von verführeriſchen Waldfrauen, auch Waldinen genannt, deren die Sagen und Geiſtergeſchichten mancher Burgen und Schlöſſer oft gedenken.

„Hei! ſeht mir doch die koſtbaren Weiblein!“ ſchmunzelte Hätenbach und ſchnalzte vor Wonne mit der Zunge, nicht anders als wollt' er einen neuen gelehrigen Sperber abrichten. „Sind die ſchmucken Trutſcheln doch anzuſchauen, wie Feien. Gut Zeit! Gut Zeit, Ihr liebherzenen Dirnlein! Grüß Dich St. Veit, Pater Martin! Wir haben einen guten Fiſchzug gethan; und für Euch Alle ſtehen heint Nacht im Schanke der Frau Schlehen Egyptens Fleiſchtöpfe. Unſer Geritte hat gute Zinſen eingebracht, drum laßt uns froh ſein und bankettiren. Du ſollſt Dein Theil von Allem haben, Plattenkönig. Den an den Weibern haſt Du Dir ſchon im Voraus genommen. Lache nur, Greiner; ich kenne Dich. Friſch auf, Frau Schlehen! und ſetzt einen ganzen Bottich voll Wein in die Stube, damit wir mit den Kannen draus ſchöpfen. Erſt aber richtet uns ein feines Mahl zu; denn unſer Gerenne war weit und der Arbeit nicht wenig. — „Keine Noth, Ritter von Hätenbach,“ verſetzte Frau Schlehen aus dem Stalle heraus; denn weiter traute ſie ihren Beinen nicht. „Ein guter Knecht hat Alles vollbracht, eh' nur ſein Herr daran gedacht. Was ein braver Mann heftig begehret, das wird ihm von Küche, Keller und

Bette allezeit gewähret. Nur herein, meine feinen Rittersleute! Sputet Euch und nehmt vorlieb mit dem, was meine Kochkunſt Euch aufgetiſcht hat. Eine Schelmin gibt's beſſer als ſie's hat, eine Schälkin macht's köſtlicher, als ſie's kann. Doch denk' ich ſchon, der Schnabel ſoll Euch nicht federig werden.“

Chriſtel und die Mägde nahmen die Pferde; die Saumroſſe wurden abgepackt und die Waaren in eine Kammer geſchafft. Dann nahm Hätenbach Agneſens Hand; jeder faßte, ſeinem Beiſpeile folgend, eine der Huldinnen an, und ſo ging der Zug Paarweiſe nach der großen Stube. Agnes hatte ſogleich ein Aug' auf Hinko geworfen, und das Blut erſtarrte ihr vor Schreck faſt in den Adern, als ſie in ihm wieder jenes dräuende Geſpenſt zu erkennen glaubte, deſſen Erſcheinen ihr ſchon zweimal den Gebrauch ihrer Sinne beraubt hatte. Kaum konnte ſie ſo viel Kraft ſammeln, um ihren zärtlichen Begleiter zu fragen, wer der fremde Geſelle ſei; und ihre Bruſt athmete wie von einer Centnerlaſt befreit, als ſie aus dem liebefröhlichen Munde des Ritters erfuhr, daß es der ihr ſeinem wunderlichen Schickſale nach ſehr wohl bekannte Freiknecht und Bruder ihres Mannes ſei. Ihre Lebensgeiſter kehrten zurück, aber mit ihnen ſtellte ſich nicht nur die heftigſte Neugierde, den blonden Jungen näher kennen zu lernen, ſondern eine noch weit unedlere Regung ein, nämlich ihr Netz nach ihm auszuwerfen. Hätenbach befahl den Knechten, daß der Freiknecht zwar Zutritt in die Stube erhalten, aber an der Thür ſitzen ſolle, wie es dem Stöcker und ſeinen Geſellen gebüre. Hierauf ging der Zug paarweiſe in's Verſammlungszimmer. Bruder Martin ſtolzirte voran und blies ein luſtig Stücklein auf dem Stiefelknecht, ein Paar loſe Spaßvögel von Knechten hatten Leuchtſtecken, Beſenſtiele, Ofengabeln u. d. g. ergattert und marſchirten als Zinkenbläſer auf; wieder ein andrer brauchte einen alten braungebrannten Keſſeldeckel als Paucke und raſaunte mit dem Rührlöffel luſtig drauf herum, und es fehlte ſelbſt nicht an einem Schalksnarrn, der dem Ordensmeiſter ſeine frechen Fatzereien laut in's Ohr brüllte, und mit den kichernden Dirnen manchen Pralltriller ſchlug. Hinko fing an, an dem Spaſe Behagen zu finden, und verwünſchte ſchon ſein Geſchick nicht mehr, welches ihn in die Hände des Raubgeſindels geworfen hatte. Noch mehr aber war er überraſcht, als er, einer der Letzten, in das hell erleuchtete Zimmer trat und den buntſcheckigen Kranz tollfröhlicher Gäſte um den köſtlich geſchmückten Tiſch gewunden und in lautem Jubel und flüſterndem Minnegekos mit einander verkehren ſah. Schneeweiße Tiſchlacken, an den Kanten mit rothen Zäcklein ausgenäht, in der Mitte mit allerlei Gethierig geſtickt, waren über die Tafel gebreitet und an den Ecken in künſtliche Knoten geſchlungen, welche ſich als aufgegangene Roſen darſtellten, acht bis zehn dicke Wachskerzen brannten auf hohen kirſchbaumhölzernen Leuchtern, und an der Wand hin brannten überdies noch lange Kiehnſpäne, um die Nacht in den hellſten Tag zu verwandeln. In thönernen Näpfen ſtanden abwechſelnd bunt geſottene Eier und Mohnklöſe. Auf den Tellern waren Kümmelbrötlein aufgelegt, um den Durſt zu reizen. Vor jedem männlichen Gaſte ſtand eine mächtige blanke Zinnkanne, vor jedem weiblichen ein zierlicher Mundbecher. Man naſchte an dieſem Imbiß, während ſich's Bruder Martin nicht nehmen ließ, eine verrückte Tiſchrede herzuquäken, auf die eigentlich Niemand hörte. Endlich aber wurde man allgemein auf ihn aufmerkſam, als er einen an ein roſenfarbenes Band befeſtigten Steigbügel hervorzog und erklärte, da der Orden an dem heutigen Tage förmlich conſtituirt ſei, ſo ſei es ſchicklich, daß der Ordensmeiſter an dieſem feierlichen Abend auch das Abzeichen des Ordens trage. Und ſomit hing er dem Ritter Hätenbach das Band um, ſo daß der unförmliche Steigbügel auf die Bruſt zu hängen kam. Alles jubelte über den Einfall, die übrigen luſtigen Brüder ſprangen fort in den Stall, und bald ſah man ſie mit mittels Stricken angehängten Steigbügeln zurückkehren. Bruder Martin erwiſchte eins der Windlichter, welche die Mädchen heute für den Empfang der Ritter nebſt andern Waaren aus Herrsbruck herbeigeholt hatten, band einen Strick doppelt an einen Henkeltopf, füllte denſelben in der Küche mit glühenden Kohlen, warf ein Paar Hände voll Wachholdern darauf und ſchritt alſo mit Kerze und Rauchfaß in den ſchwammigen Fäuſten wieder zur Stube zurück, eine Saufmeſſe brüllend, die an Unſinn nnd Schenßlichkeit der vorhergehaltenen Rede nichts nachgab. Dabei räucherte er Alles ein, was ſaß und ſtand, warf endlich die heiligen Geräthſchaften in eine Ecke und nahm neben einer rothwangigen Dirne Platz, um an der Schlemmerei Theil zu nehmen. „Heiliger Vater und Gewiſſensrath unſeres Ordens,“ redete ihn Hätenbach pathetiſch an, „Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht, und ich lobe Dich darum. Du haſt Deiner ſonſt zuweilen etwas meiſeltretigen Laune heute ein himmelblaues, mit Gold geſticktes Jöplein angezogen; erlaube mir, daß ich ihr die Krone aufſetze. Solche Bemühungen müſſen einſtimmig anerkannt und belohnt werden. Mir iſt gar wohl bekannt, daß der löbliche Orden der Franziskanerbrüder ſeit langen Jahren ſchon mit den Päpſten Werg vom Rocken ſpinnt oder vielmehr ſtets mit ihm in Bart und Haare gelegen hat. Die Welt hat jetzt zwei Päpſte und der Satan mag wiſſen, welches der rechte iſt. Einen Papſt müſſen wir aber haben, und ſo dächt' ich, wir erwählten hiermit feierlich unſern Bruder Martin zu unſerm Papſte. Sind wir auch keine Pfaffen und Cardinäle, ſo ſind wir doch Meiſter und Doktoren vom langen Schwerte, und es ſteht uns wohl fein zu, uns ſelber einen Papſt zu wählen. Andre mögen's mit Andern halten, wir Ordensbrüder vom Steigbügel halten's mit dem Papſte Martin." Ein allgemeines Jubelgeſchrei unterbrach den Redner. Man rief den ſchmunzelnden Mönch zum Papſt aus. Eine alte Lederſchaube wurde zur dreifachen Krone gedreht, ein geflickter Mantel der Frau Schlehen ſtellte den Purpur vor; man reichte ihm den Stiefelknecht als Scepter, und die Geſellſchaft ſtimmte eine Litanei an. Hinko war außer ſich vor Freuden über all den Schnack und Schwank und beſchloß durch ſeine Flunkern- und Flauſen die Luſt des Banketts noch zu erhöhen. Er ging deshalb mit einem Knechte hinaus und richtete in der Küche mancherlei zu.

„Vergeſſe aber Eure Heiligkeit auch nicht zu ſpeiſen,“ meinte Rozka. „Und erlaubt, heiliger Vater, daß wir Euch bei Tafel bedienen. Verſchmäht Eure Heiligkeit dieſen ſtarkduftenden Rehbraten oder dies ſaure Ochſenfleiſch, weil es heute Freitag iſt, ſo biet' ich Euch hier köſtlichen Salzhecht mit Peterlein geſchmälzt. Oder wie gefällt Euch dieſer geſulzte Karpfen? Hier iſt auch geſottener Salm mit Eigelb übergoſſen und heut' erſt in der Regnitz gefangen. Scheert Ihr Euch übrigens um die Faſttage ſo wenig, wie die andern Päpſte, Eure Vorgänger und Mitgänger, i nun, ſo langt von dieſem Hammelsſchlägel zu. Auch hat Frau Schleihen von übrig gebliebenem Peterlesfleiſch wohlſchmeckende Knöteln zugerichtet. Zum Nachtiſch rath' ich Euch dieſe Flädlein mit Krebſen, dieſe Grützknöpflein, dieſe in Honig gefaßte Ingwerzehnlein und dieſe gebratenen Nüſſe an. Eure Heiligkeit nehme nur immerhin beide Backen voll; es ſcheint mir, nach Euerm Fettwanſt und gleiſenden Vollmondsgeſicht zu ſchließen, als wärt Ihr ſonſt ſchon, als Ihr noch in Euerm niedern Stande auf Erden wandeltet, kein ſchlechter Hümpler mit Meſſer, Gabel und Kannendeckel, Kinnbacken und Schlund geweſen, um ſo viel mehr müßt Ihr nun gleich den andern Päpſten um Gottes und Chriſti Ehren zu Euch nehmen.“ — Der neue Papſt des neuen Diebsordens fand nicht Zeit, auf alle dieſe Schmeicheleien auch nur eine Silbe zu erwiedern; er ſaß vielmehr ſtumm, wie's einem ſolchen Würdenträger ziemt, nickte zuweilen beifällig, langte mit beiden Händen von allen dargebotenen Speiſen zu und erhielt den untern Theil ſeines Kopfes in ſo heftiger und anhaltender Bewegung, daß der obere Theil und vorzüglich die Platte in einen dicken Schweis ausbrach. In dieſem Augenblick trat Hinko herein; die ihn begleitenden Knechte trugen friſche Weinkannen, welche ſie auf den Tiſch ſetzten, und der Freiknecht bat die Geſellſchaft ihr zum Recompenz der Vergunſt, daß er an ihrer Fröhlichkeit habe Theil nehmen dürfen, etwas von ſeinen Kunſtſtücken vormachen zu dürfen. Man horchte rings um hoch auf; Hätenbach gab ſeine Zuſtimmung und ſogleich zog der Freiknecht mit einem ſchwarzen Stäblein wunderliche Kreiſe in der Luft und murmelte unverſtändliche Worte. Drauf klopfte er drei Mal mit dem Stäblein auf die Tafel, und flugs begannen alle Weinkannen ſich zu regen und zu bewegen, ſie wackelten und klapperten mit den Deckeln im Takt und marſchirten endlich von allen Seiten des Tiſches gerade auf den Papſt Martin zu. Dieſer ſtierte die lebendig gewordenen Gefäße mit einem Blick des Entſetzens an, als ſie aber vor ihm anlangten und plötzlich mit einem Schlag alle zu gleicher Zeit ihre Deckel aufthaten und ſich vor dem mit der Lederkrone gezierten Mönche verneigten, da ſtieß er den Seſſel zurück, warf Meſſer und Gabel von ſich, that einen Satz hinter ſich und rief: „Macht mich nicht toll mit dem Schnack und Spuk!“ und ſogleich begann er allen Ernſtes einige damals gäng und gebe Exorcismen herzubeten. Die Geſellſchaft ſchrie laut auf im wilden Lachen über ihres Papſtes Furcht und ſchlimmen Geberden; aber alle verwunderten ſich, als ſie wieder nach den Weinkannen ſahen und alle an der alten Stelle fanden, nicht anders, als wären ſie gar nicht weggekommen.

Den Weibsbildern fing's gemach doch auch an unheimlich zu werden, ſie betrachteten Hinko mit ſcheuen Blicken und baten den Hätenbacher, ihm das gefährliche Handwerk zu legen. Dieſer willfahrte ſogleich. Hinko mußte ſeine Hexereien einſtellen, und erſt im Wein fand man Vergeſſenheit der Furcht. Frau Schlehen ſchlug ſolch blauen Wunder auf, daß Niemand recht zum Worte kommen konnte, und als ſie erſt erfahren, wer der ſchmucke Junge ſei, erdrückte ſie ihn faſt mit ihren Liebkoſungen. Auch Agnes rückte ihm näher und fand Gelegenheit, ihm ihre Neigung zu verſtehen zu geben. Die am Tage von ihm ſelbſt nur ſchlecht verbundene Kopfwunde unterſuchte ſie jetzt, da die Andern faſt alle ſchon die Häupter geneigt hatten, wuſch ſie aus und verband ſie ſorgfältig, und Frau Schlehen ging ihr dabei hülfreich an die Hand. Hinko fühlte Dankbarkeit für ſeine ſchöne Wärterin, und da ſich bereits die Vorboten des Wundfiebers einſtellten, bei welchem er weiblicher Hülfe um ſo weniger entbehren konnte, ſo verfehlte er nicht, mit ſeinem einſchmeichleriſchen Weſen die gefühlte Dankbarkeit Agneſen an den Tag zu legen. Frau Schlehen war von ſeinem Kunſtſtück und ihm ſelbſt ſo entzückt, indem ſie ein Mal über das andre verſicherte, der blonde Junge ſei ein allerliebſtes Höllenbrätchen und Hexenmännchen, daß ſie ihm ein ſchönes weiches Bett bereitete; und ſo hatte Hinko durch ſein ihn niemals verlaſſendes Glück bei dem andern Geſchlechte auch hier wieder das beſte Loos vor Allen, die hier im Hauſe campirten, gezogen.

Am andern Morgen fühlte ſich Hinko ſo unwohl, daß Frau Schlehen in ſeinem Namen förmlich gegen die Weiterreiſe deprecirte. Als das adlige Räubervolk nämlich mit der Theilung der Beute fertig war, rüſtete man die Roſſe zum Aufbruch. Die Zaunkönige und Nachteulen gedachten ſich in ihre Neſter zurückzuziehen. Bei weitem der Haupttroß ſchloß ſich an des Hätenbachers Fähnlein an; darunter waren auch die Böhmen mit Agnes, die Ritter Ewaldt vor Allen auf ſeiner Burg gut zu bewirthen gedachte. Der neue Papſt wanderte baarbeinig, mit dem Bettelſacke auf dem Rücken, die Kappe tief in's Geſicht gezogen, ärmlich und erbärmlich über die verſteckten Waldſtiege hinab nach Nürnberg zu. Im Sacke aber lag, ſchwer wie Blei, ein ſtraffer Beutel voll allerlei Münzen, ſein Antheil am Raube; denn einen andern konnte und durfte ja der Ordens- und Kloſterbruder nicht annehmen.

Ritter Hätenbach wies das Anſinnen der Frau Schlehen zurück und befahl den kranken Freiknecht auf ſein Roß zu laden, indem er auf ſeine eigenen verwundeten Leute hindeute, die nach hartem Strauß und Blutverluſt doch die Nacht mit bankettirt und dieſen Morgen friſch und ſtraff zu Gaule ſäßen, als ſei ihnen keine Ader angerührt worden. Der edle Kämpe hatte mit dem kunſtfertigen Freiknecht ſeit geſtern Abend noch ganz andere Pläne im Kopfe, und es vertrug ſich keineswegs mit der Ausführung derſelben, daß Hinko im Schanke zurückbleibe. Agnes freute ſich im Herzen über die Strenge ihres ritterlichen Freundes; denn ſie gedachte ja auf der Burg, wenn die Männer hinter die Wege zögen, ein minnliches Band mit Hinko zu knüpfen.

Die Schankwirthin konnte nicht lange die Widerpart halten, ſie mußte den heftigen Wunſch, den ſchmucken Knaben in ihrer Behauſung zu pflegen, aufgeben, und nachdem ſie ihn in eine wollene Jopel eingewickelt und eingepackt hatte, um den Zärtlichen gegen die Einwirkung der rauhen regnerigen Luft zu ſchützen, entließ ſie ihn mit mancherlei Haus- und Verhaltungsregeln, legte bei dem Hätenbacher noch ein gut Wort für ihn ein, küßte ihn auf die Stirne, half ihm auf's Pferd, winkte ihm einen zärtlichen Abſchiedsgruß zu, und ging, als die Geſellſchaft um die Waldecke herum war und klapperte halb wehmüthig, halb vergnügt mit der reichen Looſung der Zeche in dem wohlgefüllten Wetſcher.

Nach einigen Stunden ſcharfen Ritts durch wilde Waldgegenden langte die Geſellſchaft am Ausgange eines Thals an und erblickte ohnfern auf einer mäßigen, über einem klaren Bach ſchroff emporſteigenden Anhöhe ein armſeliges Ritterhaus. Hinko merkte aus dem Geſpräch der Andern, daß dies die Hätenburg und ſein künftiger Aufenthaltsort ſei.

„Seht Kumpane und Freunde!“ rief der Herr des Hauſes vergnügt, als ſie über den Bach ritten, „in dieſem unſcheinbaren Wäſſerlein liegt der unſterbliche Name meines Stammes begründet. Dies iſt der berühmte Hätenbach, von welchem wir alle den Namen führen. Betrachtet Euch auch jene Grotte im Felſen, auf welchem die Burg ſteht. Der Bach liebt es, ſich etwas in ihr zu verweilen. Dies hat ſeinen guten Grund. In jenem Waſſerloche hat die Stammmutter der Hätenbache gewohnt. Ich ſag' Euch, wollt Ihr Euch bei meiner Ehewirthin einen Stein in's Bret ſetzen, ſo erſucht ſie, Euch die Mähr von der ſchönen Waſſerfei zu erzählen, die's dem erſten Hätenbacher angethan, als er noch nicht ſo hieß. Sie hält was drauf; und es iſt dies der einzige Punkt, in welchem ſie ſtolz auf mich iſt." — Man lachte über den Stolz der Erbfrau und ſprengte dem Ritter nach den Berg hinan.

„Holla, Kunz! fauler Lungerer!" rief Hätenbach dem Thorwart zu. „Fütterſt Du Deine Flöhe oder flickſt die alten Schuhe? Heraus und rammle das Thor auf, laß die Brücke herab!" Sogleich tappte ein alter zerlumpter Knecht herbei, das Thor ging knarrend auf, die zerbrechliche Brücke wurde ſchurrend an den verroſteten Ketten herabgelaſſen und die fröhliche Geſellſchaft hielt ihren Einzug. Die Burg war ſo in einander gebaut und geflickt, daß man bei'm erſten Anblick ſich unmöglich in den ſich überragenden Häuſern, Thürmen, Erkern, Dächern, Vorſprüngen u. ſ. w. finden konnte; dazu kam, daß das Ganze doch nur einen kleinen Raum einnahm. Zu unterſcheiden war ein ſechs Fenſter breites Hauptgebäude und zwei Thürme, die ſich einander in ſchräger Richtung gegenüber ſtanden, und von denen der eine rund, der andere viereckig war.

Auf dem ſchmalen Hofe, in welchem einige alte und gebrechliche Knechte faullenzten, ſprangen dem Ritter Hätenbach drei Buben entgegen, friſch und roth, und toll wie junge Füllen. Von fern ſchon jubelten ſie herbei, fielen dem Gaul in die Zäume und riefen: „Oho, Väterlein!

Biſt Du endlich da? Wir haben ſchon ſeit drei Tagen ſtark auf Dich geharrt und die Mutter hat gebelfert und uns nichts mehr gegeben als Haferſuppe und Kleienbrot.“ — „Sag' an,“ rief der Zweite, „was haſt Du uns mitgebracht; ich habe großen Hunger gelitten.“ Der Dritte war ſchon am Steigbügel in die Höhe geklettert und hatte ſich hinten auf's Pferd geſchwungen, dort neſtelte er die Satteltaſchen auf und zog jauchzend einigen Mundvorrath hervor. — „Hier, Kämpen, habt ihr Pfenningſemmeln, Petermännlein und gebackene Ritter!“ rief der Alte und theilte, ſich eine Freudenthräne aus dem Auge wiſchend, mit vollen Händen aus. „Her damit! Das gebratene Fleiſch bring' ich der Mutter!“ — „Mich aber laß reiten, Vater!“ — „Und mir ſchenkſt Du einen von den ſchönen Gäulen, die Du mitgebracht haſt, dann will ich mit Dir fort auf adlig Gewerbe ziehn.“ — „O ihr Ranken!“ jauchzte der Ritter. „Goldjungen! Der Geiſt Euers Vaters ruht auf Euch. In Euch ſteckt adlig Thun und ritterlich Weſen. Die Straßen werden bald von Euch zu erzählen wiſſen. Jeder von Euch ſoll heute noch einen Honigfladen haben und ſollt' ich einem Bauer einen Bienenſtock ſtehlen, und Mandelſchnitte hab' ich noch von der geſtrigen Gaſterei im Wammſe für Euch aufgehoben.“

Die beiden älteſten ſprangen jauchzend voran mit den Hunden um die Wette, welche große Freudenſätze an ihnen hinauf und über ſie weg thaten und ſich mit ihnen auf dem Raſen des Hofs überpurzelten; der jüngſte blieb auf des Vaters Pferde ſitzen, und tummelte es noch herum, als die Geſellſchaft abgeſtiegen war und die Gäule den Knechten übergeben hatte. An der Schwelle des Hauſes ſtand ein langes, dürres, blaſſes, hohläugiges Weib, in deren Geſicht alle Leidenſchaften ihren Tummelplatz zu haben ſchienen. Ihre Kleidung war ſchmutzig und zerfetzt, obgleich man aus den Ueberbleibſeln auf die einſtige Schönheit derſelben ſchließen konnte. „Ewaldt! Ewaldt!“ kreiſchte ſie den Ritter an, der aber durch dieſen heftigen Ton nicht im mindeſten außer Faſſung kam, „haſt Du mich deßhalb von meinem Vater gekauft, daß Du mich verhungern und verſchmachten laſſen willſt in Deinem Hauſe? Es wäre nicht gut, wenn die Straßen leerer geworden wären, als zu meines ſeligen Vaters Zeiten, und der brachte doch jede Woche etwas Erkleckliches auf. Aber ich weiß es, Du verpraſſeſt und verſchwelgſt, was Dir Dein Gewerbe einbringt und vergiſſeſt Deines treuen Weibes und Deiner Kinder. Und nun bringſt Du mir noch Gäſte mit! Wovon ſoll ich ſie ſpeiſen? Wovon tränken? Das Oelkrüglein iſt lange ſchon trocken; im Mehlſchreine haben ſich die Spinnen feſtgebaut; wir haben die letzte Gais geſchlachtet, und wie's im Keller ausſieht, weiß ich ſchon lang nicht mehr. Du biſt ein Rabenvater! Ein Schandritter und Eheſchelm!“ — „Haſt Du Dein alt Liedlein abgeheult, Unke?“ lachte der Ritter. „Schau um, miſſelſüchtige Greinerin! Jene hochbeladenen Roſſe; ſie bringen Dir Geld in die Truhe, Kleid in den Schrein, Mehl in den Kaſten, Oel in den Krug; und mach' ein freundlich Geſicht, Rauchſchwalbe; denn Du ſollſt mir die feinen Rittersleute begrüßen und bewillkommen, die einige Zeit bei uns hauſen und drüben im Luginsland wohnen werden. Du brauchſt Dich drum nicht zu härmen; ſie ſtehen für ihre Koſt, beſorgen ihr Lager ſelbſt, und was nicht auf einem Felle lungern will, findet auf unſerm wohlgefüllten Heuſchober Platz zu Schlaf und Vergnügen. Ich ſage Dir alſo, Du wolleſt dieſe ehrenfeſten Leute nicht etwa als Schmarotzer und Krippenreiter anſehen und ihnen ein ſchief Geſicht ziehen; kläre es vielmehr auf zur fröhlichen Maiſonne und geh' und mach' ihnen Deinen Knix." — „Ihr Herrn und gute Freunde," wandte er ſich dann an die böhmiſchen Ritter, „meine Hauskönigin kommt, Euch willkommen zu heißen und Euch einzuführen in den uralten Wappenſaal der Hätenbacher, wo ihr auch die Schilderei des Erbauers dieſer Burg und Begründers unſers Stammes ſehen könnt."

„Iſt das derſelbe, ſchöne Erbfrau, der von einer Fei geliebt wurde?" fragte Ritter Rozka. — „Alſo iſt's," verſetzte dieſe freundlicher. „Es war dies die wunderſchöne Waſſerfei Blautine, die die Stammmutter des Hauſes Hätenbach geworden iſt, welches ihr zu Ehren auch einen Waſſernix und zwei Fiſche im Wappenſchilde führt." — „Ihr werdet uns ſehr verpflichten, wenn Ihr uns die wunderſame Minnemähr gelegentlich erzählen wolltet." — „Ich ſteh' den gnädigen Herrn zu Dienſten," ſchmunzelte knixend die Burgfrau und begleitete die Gäſte in den Saal, nicht ohne neidiſche Blicke auf den Putz der einherſtolzirenden und hochmüthig auf die dürftige Rittersfrau herabſehenden Agnes werfend. Hinko erhielt ſeinen Platz bei den Knechten, und wurde in einer elenden räucherigen Spelunke auf einen mit Stroh ausgeſtopften durchlöcherten Sack gebettet und mit einem rohen Schaffelle zugedeckt. Dort hatte er Zeit über ſeinem Schickſal zu brüten.

Die böhmiſchen Ritter bezogen ihr Logement; Agnes half geſchäftig der Hausfrau aus den eroberten Stoffen neue Kleider verfertigten und ſetzte ſich durch Scheere und Nähnadel in ihre beſondere Gunſt. Die alten Knechte ſchneiderten für die drei Söhne Wämmſer und Hoſen zuſammen; Küche und Keller füllten ſich mit Vorrath; denn die Ritter zogen umher und kauften auf. Auch fehlte es nicht an Beſuch und des Freudenlebens war bald kein Ende. So oft nun Agnes ſich unbeachtet wußte, ſchlich ſie in Hinko's ruſige Kammer, wartete und pflegte ſein und ſteckte ihm die beſten Leckerbiſſen zu. Es war natürlich, daß ſich ſeine dankbare Zuneigung gegen die ſchöne Frau verſtärkte und er bald mit ihr in lebendige Geſprächſel kam. Sie verhehlte ihm nicht, daß ſie ihm minniglich zugethan ſei, und er vergalt dies offene Geſtändniß mit der Erwiederung, daß er ihr ebenfalls gewogen, aber als unfreier Knecht nicht geſchickt ſei, ihre Minne mit gleicher Münze zu vergelten. Schlau, wie ſie war, lockte ſie ihm heraus, daß er in Nürnberg ein artiges Vermögen zu heben und damit nach Prag zu gehen gedenke, wo er, vom König Wenzel immer noch geliebt, mit der päpſtlichen Puriſication hervortreten, ſeinen Adel geltend, und auf eine gute Bedienſtung Anſpruch machen wolle. Mehr ſagte er ihr nicht, obgleich die Beweggründe ſeiner Reiſe noch ganz andere waren und viel tiefer lagen. Auch war er nicht im Ernſte gewillt, ein Liebesverhältniß mit der feilen Agnes anzuknüpfen, deren Scheußlichkeit er gleich am erſten Abende in der Bettelſchenke erkannt hatte. Ohne zu wiſſen, wie nah' ſie ihm in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand — denn ſie hütete ſich wohl, ihm davon etwas merken zu laſſen — wollte er ihre Neigung zu ihm blos zu ſeiner Befreiung benutzen, ſobald er geneſen ſein werde. Sie aber baute die Pläne ihres Ehrgeizes und ihrer Genußſucht auf ihn, um aus der Geſellſchaft rüder Menſchen zu kommen, denen ſie über lang oder kurz zuwider werden konnte; und dann wäre ſie heimath- und obdachlos geweſen. Um deswillen that ſie Alles, um das Band zwiſchen ihr und dem kranken Freiknecht recht feſt zu ſpinnen, und da er ſcheinbar ſo ſicher darauf einging, ſo war ſie ihres Siegs mehr als zu gewiß. In vertrauten Stunden beſprachen ſie ſich mit einander ſchon über die Art und Weiſe ihrer Flucht, und da ſie nicht klar werden konnten, wie dieſelbe zu bewerkſtelligen ſein möchte, ſo beſchloß Agnes, den ſtets um ſie herum höſelnden Hätenbach ſelbſt irgend mit Liſt zur Flucht zu gebrauchen.

Schon war in Freud' und Luſt eine Woche hingegangen, als ſich die Ritterſchaft des Schloſſes bei einem gemeinſamen Mahle wieder einmal im großen Saale zuſammenfand. Frau Gertrud von Hätenbach hatte die neue Schaube und den neuen faltigen auf den Hüften breit ausgepolſterten Rock an und ſchritt mit hochnaſigem Angeſicht unter dem fratzenhaften Bilde des erſten Hätenbachers hin, als ihr zum ſtillen Aerger einfiel, wie ſie noch Niemand wieder um die Geſchichte des Stammvaters gebeten, und ohne viel Umſchweiſe brach ſie es deshalb vom Zaune herab, nahm auf einem unförmlichen Polſterſtuhle Platz und begann: „Es iſt wunderbarlich genug, wie der Segen Gottes in dieſem Hauſe waltet; und ſo lange ſeine Pfeiler ſtehen, werden auch die Hätenbache blühen, luſtig wie ein Weinſtock; denn die Fei Blautine, die Stammmutter wohnt noch immer unten in der Grotte und im klaren Hätenbache, und beſchirmt ihre Enkel mit unſichtbarer Hand. Sobald aber irgend einem Hätenbach ein ſchweres Gebreſte oder wohl gar der Tod droht, dann erſcheint ſie allen Augen ſichtbar und warnt ihr geliebtes Söhnlein vor dem Verderben. Das Alles hat mir meine Schwieger — Gott gebe ihr eine fröhliche Urſtänd! — umſtändlich und ausführlich berichtet.“ — „So bitt' ich Euch, Frau Gertrud, theilt uns die Mähr mit. Ich höre dergleichen abſonderlich gern erzählen, ſintemalen ich ſelbſt ſo ein Mährleinſchmied bin. Es hat wegen der vielen Arbeiten ohnedies noch nicht recht an ein koſiges Wort kommen wollen, darum laßt uns heute den kühlen Wein in Ruhe genießen und verſüßt uns denſelben durch die Minnemähr von der wunderſchönen Waſſerfei Blautine.“ — Um den breiten unſchönen Mund der Edelfrau zog ſich ein beifälliges Lächeln; ſie warf einen muſternden Blick umher, auf welchen ſich Alles in horchende Stellung verfügte; dann begann ſie alſo:

„Vor Zeiten war hier eine groſe Wüſtung. Dürres Haidekraut, Binſen und Geſtrüpp, weiter erblickte das Auge weit und breit nichts. Da ritt nun eines Tags ein junger adliger Geſell aus uraltem Hauſe hier vorüber. Er hatte ſich auf der Jagd verirrt und war weit abgekommen von ſeinen Gefährten. Da er nun großen Durſt hatte, ſo erfreute er ſich des klaren Bächleins baß und bückte ſich herab, um zu trinken. Siehe da erblickte er in der Grotte unter der Burg, welche der Bach beſpült, ein wunderſchönes Bild ſchlafend liegend. Sprachloſes Staunen feſſelte des Ritters ganzes Weſen, als er die unverhüllten Reize der Huldin erblickte. Er konnte ſich endlich nicht mehr halten, watete durch den Bach und geſellte ſich der Schönen bei. Sie erwachte erſtaunt in ſeiner minniglichen Umarmung, ſchmollte ihm anfangs, machte ihm Vorwürfe über ſeine unbeſonnene Heftigkeit, verzieh aber ſeiner rührenden liebeglühenden Bitte und vereinigte ſich mit ihm unter Schwüren ewiger Treue. Hierauf entdeckte ſie ihm, daß ſie die Fei Blautine ſei und in dem Bache wohne, und ließ ihn bei ſeiner Ritterehre und Minnepflicht ſchwören, ſein Liebesgeheimniß gegen Jedermann geheim zu halten. Sie verſprach ihm auch, ihm ſtets zu eigen zu ſein, ſobald er ein Steinlein in den Bach werfen und ihren Namen flüſtern werde. Dann wollte ſie ihm erſcheinen und ihm liebkoſen. Dann beſchwatzte ſie ihn, ſich aus ſeinem Hauſe zu ſcheiden, und auf dieſen Felſen hier eine Burg zu bauen, damit er immer in ihrer Nähe ſei, und er gelobte es ihr. Sie ſteckte ihm ein gülden Reiflein an den Treuenfinger mit einem waſſerblauen Steine und ſprach: So Du das Geheimniß unſrer Minne brichſt, fällt das Steinlein aus dem Ringe und ich bin Dein geweſen. Bleibſt Du aber verſchwiegen, ſo erblühe Dir ſtets neue Liebesluſt in meinen Armen; denn ich altere nicht, wie ſterbliche Weiber, und Deine Nachkommenſchaft aus meinem Schooße ſoll geſegnet ſein für alle Zeiten. Hierauf zog er davon; aber es litt ihn nicht länger auf der väterlichen Burg; denn wo er ging und ſtand, gedachte er ſeines der engliſchen Schönheit gegebenen Verſprechens; und ſo beſchickte er all' ſeine Sachen, ſäumte ſein Roß und hieß ſeinen Knappen folgen. Er langte hier an, erfreute ſich eines köſtlichen Wiederſehns bei ſeiner Blautine und begann die Burg rüſtig zu bauen. Das wurde ihm gar leicht. Denn früh Morgens fand man alle Steine, welche am Tage nöthig waren, fein zugehauen und hergerichtet, und die Steinmetzen und Baumeiſter brauchten weiter nichts zu thun, als ſie zuſammenzufügen und das Haus aufzubauen. Die Burg war fertig und der Ritter zog hinein; ſie aber nicht mit; ſondern, wenn er ihrer froh werden wollte, mußte er hinabſteigen in die Grotte. Da ſprachen ſeine Sippen: Er iſt ein Narr worden und will ſein Leben einſam vertrauern, und bekümmerten ſich ferner nicht mehr um ihn. Er legte darauf ſeinen ritterlichen Namen ab und nannte ſich Hätenbach nach dem Bache, der ſein geheimes Glück verbarg, und ſeine neue Burg nannte er Hätenburg."—

„Der Bruder Martin keucht den Berg herauf," berichtete der alte Thorwart, die Erbfrau unterbrechend. — „Führ' ihn ſogleich hierher," verſetzte Ritter Ewaldt, der ſeiner Ehehälfte bis jetzt gähnend zugehört hatte. „Ein neuer Fang!" ſchnalzte er dann und ſtrich ſich den Schnauzbart; „das Mönchlein iſt nicht mit Gold aufzuwiegen. Die Rittersfrau rückte den Schemel ärgerlich, daß ſie ſo unangenehm unterbrochen war, und ſchon ſpitzte ſie das Maul, um weiter zu erzählen, als der Barfüßer mit beſtürztem Geſicht haſtig hereintrat, den Ritter Hätenbach in die Fenſterbrüſtung zog und heimlich zu ihm ſprach: „Wißt Ihr auch, daß Euch die Nürnberger auf der Spur ſind? Von den Krämern haben Euch einige gekannt.“ — „Nun was thut's, närriſcher Kauz?“ entgegnete der edle Ewaldt gleichgültig lachend. „Dem Sittig Marſchalk haben ſie den Bau von Untern-Morsfeld unterſagt von des Kaiſers und Reichs wegen, und haben ihm gedroht, ihn ſammt Euch und einigen Andern einzukreiſen und unter ihr reichsſtädtiſches Zwangs- und Halsgeſetz zu ſtellen, und davon kommt ſelten einer anders als ohne Hals.“ — „Man muß ihn nicht drunter ſtecken, Bruder Martin. Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ — „Wie aber, wenn ſie Euch das Haus umzingeln und berennen oder mit Donnerbüchſen zuſammenſchießen?“ — „Die Stadtratzen ſind nicht ſo beherzt und es muß ſchlimm hergehen, wenn ſie ſich aus ihrer faulen Bequemlichkeit erheben ſollen. Und wenn auch, ſo wiſſen wir ja aus Erfahrung, daß ſie die Tapferſten nicht ſind und mit ſich reden laſſen. Du weißt ja, wie ſie's vor fünf Jahren vor Untern-Morsfeld machten, wo wir Alle beiſammen ſteckten. Sie berennten und beſchoſſen das Neſt und wir hatten doch am Ende leichten Sieg und kommliche Beute davon. Alſo nur getroſt!“ — „Aber Ihr müßt auch wiſſen, daß der Abt von Heilsbronn Euertwegen ſchon an den Biſchof von Würzburg berichtet hat, und daß Ihr nächſtens werdet in den Kirchenbann gelegt werden.“ — „Daß Dir der Veitstanz ankomme, Rabe!“ grommelte der Ritter durch die Zähne und ſtampfte mit dem Fuße, die übrige Geſellſchaft blickte aber im ſprachloſen Erwarten auf die Beiden, und Niemand hatte Luſt, Frau Trudens Mähr weiter zu hören. „Was liegt am Kirchenbann," fuhr Ewaldt gefaßter fort. „Du kommſt, hörſt meinem Weibe die Beichte und ertheilſt ihr die Abſolution, und ſo braucht ſie's gar nicht zu erfahren. Wenn er auf der Burg angeſagt wird, ſteck' ich ſie derweil in den Keller zum Weinzapfen. Sie legen den Bann ein und heben ihn wieder auf, wer gibt noch etwas auf das Plattenvolk?" — „Zum Recompenz für Euer unnütz Schelten auf Mönch' und Pfaffen will ich Euch auch die dritte Botſchaft nicht verſchweigen: des Kaiſers heimliche Acht hat Euch gefehmt." — „Blitz, Hagel und Donnerwetter!" fuhr der Ritter erſchrocken auf. „So wollt' ich, daß Dir die Zunge im Halſe erſchwarzte! Woher weißt Du ſolches?" — „Weder Ihr noch einer von Euern Leuten muß heute ſchon aus der Burg gekommen ſein; denn draußen am Thore waren die drei Späne ausgehauen und das Pergament daran befeſtigt, worin Ihr vom Freigrafen und von der heimlichen Schöppenbank vorgeladen werdet, Euch heute über ſieben Wochen vor Statt und Stuhl des allergnädigſten Kaiſers ſtellen zu laſſen. Vom nächſten Kreuzweg ſoll Euch ein dienender Schöppe abholen und Euch vor das heilige Freigeding auf der rothen Erde führen." — „Ich will dem Hunde den Hals umdrehen!" platzte der Ritter heraus. — „Nun Ihr habt Zeit, bis Ihr zum dritten Mal von dem gefeimten Gedinge geladen werdet. Kommt Zeit, kommt Rath," tröſtete der Mönch. — „Eh' ich mich vor dies verfluchte Gericht und heimliche Gehege ſtelle, will ich mich zur

Mönche ſcheeren laſſen," ſchwur Hätenbach und wandte ſich, ſein Geſicht ſchnell wieder in vergnügte Falten legend, zur Geſellſchaft und ſprach: „Das Mönchlein kann doch ſeine Mucken, Schnacken und Schwänke nicht laſſen. Hat er mir nicht eben ein tüchtig Gericht Schelmerei mit eſſigſaurem Geſicht aufgetiſcht, aber das Langohr guckt heraus und die Flauſen flattern wie Sperlinge drumher." — „Nun was gibt's?" fragte Frau Gertrud und Agnes zu gleicher Zeit. — „Berichtet mir Martin nicht, die Fei Blautine habe ſich ſehen laſſen." — „Das walte Gott im Hauſe!" ſchrie die Edelfrau aufſpringend mit entſetzlicher Geberde. „Ihr Leute allzumal, ſo laßt uns den englichen Gruß beten; denn uns drohet ſchweres Unheil." — „Ei ſiehſt Du denn nicht, daß der Plattenkönig uns nur einen Schwank aufbindet, um Dich in Furcht zu ſetzen. Er iſt ja des Wegs daher am hellen lichten Tag' gezogen. Hol' ihm einen Becher und er wird Dir zum Dank die Schalkei beichten" Dies geſchah. Der Mönch bekannte ſich ſchuldig; aber Frau Truden war der Schreck in alle Glieder gefahren, und nur auf eindringliche Bitten des Ritters Rozka, der durchaus wiſſen wollte, wie's den ſeltſamen Liebesleutchen ergangen ſei, fuhr ſie endlich fort: „Blautine meldete ihrem Geliebten eines Tags, daß ſie ſich geſegneten Leibes fühle, und wirklich gebar ſie bald darauf in der Grotte mit ſeinem Beiſtand ein Knäblein, welches der Ritter mit ſich auf die Burg nahm und allda taufen ließ und erzog. Von Stund' an mehrte und häufte ſich Ritter Hätenbachs Gut und all' ſeine Dinge gingen trefflich. Da wurden die Nachbarn aufmerkſam und kamen zu ihm und ſchauten um nach der Hausfrau, die den goldlockigen Knaben geboren, aber ſie erſpähten nichts und er wußte ihren Fragen und Forſchungen ſtets geſchickt auszuweichen, und wenn ihm die Ritter und Herrn ihre Töchter zur Ehe anboten, dankte er höflich und ſprach: er wolle unbeweibt bleiben all ſein lebelang. Unterdeſſen vermehrte ſich ſein Haus; denn es kam noch ein Knäblein und auch ein Töchterlein hinzu, und die Leute wunderten ſich nicht wenig darüber. Davon hörte die Gräfin Amalgund, eine reiche Erbin am Speſſard und das ſchönſte Mädchenbild in allen Gauen des deutſchen Reichs und liſtig und verſchlagen wie die Mutter Schlange. Sie ließ durch ihre Herolde ein groß Turnei und Ringelrennen im ganzen Frankenlande anſagen und ſetzte viel herrliche Preiſe aus auf die verſchiedenen Kampfſpiele. Den Ritter Hätenbach lud ſie ganz abſonderlich ein, ſo daß er nicht füglich ausweichen konnte. Er ſtellte ſich auch ein; aber kaum hatte er das Schloß der Gräfin betreten, als er mit allen ſein geſponnenen Netzen der Liſt und ſüßen Minne umgarnt wurde. Die Freude lachte ihn aus allen Ecken an und da er deſſen auf ſeiner einſamen Burg entwöhnt war, ſo gab er ſich dem Strome hin und patſchelte darin wie ein Fiſchlein. Aber es dauerte auch nicht lange, ſo hatte Amalgund das Fiſchlein an der Angel. Der Ritter verrieth, vom Minnewein in ihren Armen berauſcht, ſein Geheimniß, und ſiehe, das blaue Steinlein fiel alſobald aus dem Fingerreif. Von Stund' an hatte er nicht Ruh' noch Raſt. Als er auf die Hätenburg zurückgekehrt war, fand er ſein Töchterlein nicht mehr, die Fei hatte es ſelbſt abgeholt; ſie erſchien auch nicht mehr, er mochte noch ſo viel Steine in den Bach werfen, der gar nicht mehr klar wurde, ſondern ſtets trübe und traurig ausſah. Da legte ſich der Ritter in die Grotte viel Wochen lang und grämte und härmte ſich, bis er ſtarb. Sein Leichnam aber verſchwand. Seine Söhne pflanzten den Stamm fort. Das war die Geſchichte von der ſchönen Fei Blautine.“ — Die Gäſte bedankten ſich und gingen; Gertrud trat ihren Ehewirth ängſtlich an, und Agnes ſchlich zu Hinko, um ihm eine koſtbare Entdeckung mitzutheilen. Dieſe beſtand darin, die Spukgeſchichte der Fei Blautine zu ihrer Flucht zu benutzen. Beide überlegten, daß ſie ohne Geld ein ſchlechtes Fortkommen finden würden; auch konnte Hinko ſeine Anſprüche auf ſein väterliches Vermögen nur mit vollgültigen Beweiſen und einem gehörigen Nachdruck baarer Mittel unterſtützen. Aber ſowohl ſein in Italien erſpartes Geld, als auch ſeine Dokumente und vor Allem jene wichtige päpſtliche Bulle, die ihn von aller Schmach des Standes, dem er angehört hatte, frei ſprach und reinigte, waren ja in den Händen der Räuber und, wie zu vermuthen ſtand, in denen Hätenbachs. An eine Flucht ohne dieſe unerläßlichen Dinge war gar nicht zu denken, und es galt Agneſens ganzes Aufgebot von Liſt und Verſchlagenheit, Hinko's nicht unbeträchtliche Baarſchaft, ſo wie die wichtigen Pergamente wieder zu erobern. Sie legte ſich nun auf's Kundſchaften, und Hinko bereitete im Stillen mit ſeiner Magie die Erſcheinung der Fei vor. Es ging aber beinah der Herbſt hin, eh' ſie zu irgend einem Ziele gelangen konnten. Endlich hatte ſich Agnes durch Beſtechungen und Liebeserweiſungen Schlüſſel zu der Schatzkammer des Hätenbachers verſchafft, wo ſie Alles zu finden hoffte. Nun wurden die Künſte angewendet. Teufelslarven, ſpindelbeinige ſpinnwebgraue Ungethüme durchſchwebten die Burg, feurige Geſpenſter jagten ſich raſtlos in lautloſer entſetzlicher Flucht, und durch Alle hindurch ſchritt Agnes als Fee Plautine in weiße triefende Schleier gehüllt. Hinko leitete das Blendwerk, ihr ſtets zur Seite. Die Knechte fuhren, von der Hellung geblendet, entſetzt aus dem Schlafe, ſahen mit geſträubtem Haar in einiger Entfernung die gräßlichen Geſtalten und fuhren mit Todesangſt in das Stroh. Ungehindert gingen die Beiden in das Gemach und ſuchten lange, fanden aber nichts weiter als das päpſtliche Inſtrument. Die andern Pergamente, ſo wie ſein Geld waren nirgends zu erſpähen. Die Geſpenſter mußten ſich zum Rückzug bequemen. Am andern Morgen war die Burg voll Schrecken. Die Edelfrau heulte und ſchrie, die Knechte ſteckten die Köpfe zuſammen, und Agnes freute ſich im Stillen über den angerichteten Unfug. Aber der Zweck war noch nicht erreicht; es mußte weiter nachgeforſcht und erkundet werden, wo die andern Dokumente ſteckten und ob nicht noch baares Geld in der Burg zu haben ſei. Die Spukerei wurde wiederholt, aber ſie lieferte kein beſſeres Reſultat. Sei es nun, daß Ritter Hätenbach, minder von Geſpenſterfurcht heimgeſucht, als die übrigen

Bewohner der Burg, bei dieſer Gelegenheit dem einverſtandenen Pärchen auf die Sprünge gekommen war, ſei es, daß Agnes ſich früher ſchon durch ihre wiederholten Fragen ihm verdächtig gemacht hatte, kurz, der Ritter ließ am andern Morgen den Freiknecht in den runden Thurm werfen und das ſchauerliche Gefängniß wohl verwahren. Hier lag nun der arme Junge wochenlang und kein menſchlicher Laut drang zu ihm als der des alten Thorwarts. Oft war er der Verzweiflung nah. Aber dieſe trübſelige Prüfungszeit läuterte ſein Weſen von Grund aus. Fortan ſtand nur ein Engelsbild vor ſeiner Seele, es war das Markita's. Er erkannte ſeine Gefangenſchaft für die gerechteſte Strafe ſeines Wankelmuths; denn hatte ihn doch der Vorſatz aus Italien vertrieben, das ſeiner Markita gegebene Verſprechen, ein Gelöbniß vor Gott und allen Heiligen, das Neue Teſtament mit eigener Hand auf dem Karlſtein oder in Prag abzuſchreiben, nunmehr zu erfüllen, und abermals hatte er ſich durch ein Weib irren laſſen. In ſeiner Seele wurde der Gedanke zur unumſtößlichſten Gewißheit, ſo lange er dies Gelübde nicht erfülle, könne er weder Markiten wieder finden, noch überhaupt glücklich werden. An dieſem Gedanken auch erſtarkte ſeine Seele und ward größer und freier durch fromme innige Gebete und die heiligſten Schwüre, die er ſich ſelbſt that, ſobald er ſeine Freiheit wieder erlangt habe, nicht eher wieder einem irdiſchen Gute nachzujagen, bis er das himmliſche erlangt, ein mit ſeiner eigenen Hand gefertigtes Buch des Neuen Teſtaments in böhmiſcher Sprache, als Abſchrift deſſen, welches auf dem Karlſtein lag. Dies Buch ſollte ſo köſtlich als möglich ausgeſtattet werden und allein für Markita beſtimmt ſein, die dann wieder zu finden ſein ſehnſüchtiges Herz zuverſichtlich glaubte. Er wollte nun auch gar nicht nach Nürnberg, ſondern ſogleich nach Prag, und er wäre ohne Geld und alle Mittel baarbeinig im Winter, der bereits eingetreten war, nach der böhmiſchen Königsſtadt gelaufen, wenn er ſogleich frei geweſen wäre. Seine Prüfung war hart, Hunger und Kälte marterten ihn, das ſchlechte Kleienbrot ſättigte ihn nicht und das Stroh ſeines Lagers erwärmte ihn nicht, aber um ſo inniger war ſein Gebet, um ſo heiliger und tiefer begründet ſeine Vorſätze. Und der Himmel erhörte ihn und öffnete ſeinen Kerker, wenn auch durch eine unwürdige Hand.

Seit nämlich das Interdict auf den Bewohnern der Hätenburg lag, hatte man, gleichſam aller menſchlichen Ordnung und Geſetzlichkeit zum Trotz, dort alle Schranken der Mäßigung überſchritten.

Bei Manchen geſchah es wohl, die erwachende Stimme des Gewiſſens zu betäuben, und zu dieſen gehörte die Hausfrau, die nur in Saus und Braus den quälenden Gedanken an die erſchienene Fee Blautine los werden konnte, bei Andern aber war das rohe zügelloſe Leben zur Natur und zum Bedürfniß geworden, und zu dieſen gehörte der Hausherr. All das adlige Geſchmeis der Umgegend, was vom ſtets treu gebliebenen Bruder Martin vor der langſam heranziehenden Rache gewarnt, ſich in ſeinen ſchlecht verwahrten Häuſern nicht recht ſicher wußte, ſo wie Frau Schlehen ſelbſt, die in ihrem Schanke dem Landfrieden keine Stunde traute, waren allmälig mit Hab und Gut auf der Hätenburg angekommen und lebten da in liebenswürdiger Eintracht. Viele fanden ſich hier wieder zuſammen, die vor einigen Jahren ganz in ähnlichen Verhältniſſen auf dem Raubneſte des rühmlich gefallenen Stürzenbachers gehauſt hatten und freuten ſich nicht wenig über dieſes Zuſammenfinden. Man zog gemeinſchaftlich auf Raub und Todtſchlag aus, und als die Straßen in der Nähe leer wurden, ging der Haufe auf entferntere Wege. Die Ladung der heimlichen beſchloſſenen Acht war zwei Mal wiederholt und in der Burg verlacht worden. Hätenbach hütete ſich wohl, ſeine Höhle ohne ſtarke Begleitung zu verlaſſen. Und ſo lebte Alles in der herrlichſten Sicherheit. Agnes hatte bis jetzt vergebens verſucht, ihren Liebling wenigſtens aus dem Kerker zu befreien, aber der auf das Minneglück des blonden Knaben eiferſüchtige Hätenbach bewies ſich gerade in dieſem Stücke ganz ungefügſam und wurde jedesmal ſplittertoll, wenn nur des Freiknechts erwähnt wurde und ſchwur Stein und Bein, dem ehrloſen Wicht auf der Burg jetzt den ihm gebührenden Platz angewieſen zu haben; auch werde er ihn nicht eher an's Licht gucken laſſen, bis ihn die Nürnberger mit ſchwerem Gelde löſten, wozu bereits alle Anſtalten getroffen, auch ſchon einige Hoffnungen vorhanden ſeien, und ſo könne ſich der Bube, auf den er immer noch von ſonſt einen ſcharfen Zahn habe, noch einige Zeit gedulbigen. Nun wandte Agnes die letzten Mittel an. Bei einer großen Schlemmerei nach einem glücklichen Raubzuge verſchwendete ſie ihre zärtlichſten Gunſtbezeugungen an den Hätenbacher zum Todtärger ſeiner Ehewirthin, und brachte es durch ihre ungemeine Luſtigkeit dahin, daß er mehr als gewöhnlich trank. Die Andern ließen es auch nicht fehlen. Als man nun allgemein berauſcht war, goß ſie einen Topf voll Brühe aus abgekochten Kräutern in den Wein, die bald die betäubendſte Wirkung auf die Zecher hervorbrachte. Die Knechte hatte ſie vorher ſchon gehörig bedacht, und ſo führte ſie dann, von den dichten Schleiern der Mitternacht umgeben, raſch und kühn den wohl überlegten Plan aus. Fort ſchlich ſie aus dem wüſten Gelag, zündete ſich eine Laterne an, nahm aus ihrem Gemach das päpſtliche Dokument, entriß dem berauſchten Thorwart die Schlüſſel des Thurms und des Thors und ſtieg feſten Schrittes die enge Wendeltreppe zu Hinko's Gefängniß hinab. Bald ſtand der Jüngling vor ihr. Ohne Zaudern faßte ſie ihn bei der Hand und zerrte ihn herauf. Aber kaum waren ſie auf dem Hofe angelangt, als es im Hauſe lebendig wurde. Agnes hatte eins nicht bedacht: die argwöhniſche Wachſamkeit der Hausfrau. Gertrude hatte geſehen, wie ſich Agnes entfernt, und ſie rüttelte ihren Gemahl auf. Dieſer gab ihr Anfangs kein Gehör, als aber ihre Beſchwörungen heftiger wurden, trat er an's Fenſter und ſah Agnes und Hinko aus dem Thurme ſteigen. Jetzt griff er wüthend nach ſeinem Schwerte und taumelte fluchend die Treppe hinab. Agnes hatte in großer Angſt unterdeſſen das Thor geöffnet; als ſie aber die Brücke herablaſſen wollte, fand ſie zu ihrem Erſtaunen, daß dies ſchon geſchehn war. Dies Erſtaunen wurde zum Entſetzen, als ihr auf der Brücke mehre in lange ſchwarze Mäntel gehüllte Geſtalten entgegen traten und ſich etwas für ſie Unverſtändliches zuflüſterten. Hinko folgte ihr ohne eigenen Willen, noch in halber Bewußtloſigkeit; denn aus dem Schlafe aufgerüttelt, war er plötzlich zur Freiheit gekommen, er wußte noch nicht wie; die kalte winterliche Nachtluft ſchnitt ihm in's Geſicht und machte ihn einer ſtrengen Ueberlegung unfähig. Aber ſein Blut erſtarrte vollends, als einer der Vermummten plötzlich eine Laterne unter dem Mantel hervorzog, und ihm in's Geſicht leuchtete. „Iſt's dieſer?“ fragte der Andere und erhob den Arm. „Er iſt's nicht!“ verſetzte der Erſtere. In dem Augenblick raſete Hätenbach mit bloſem Schwerte daher, drang blind vor Wuth und Weingeiſt auf Agneſens am meiſten bemerkbare Geſtalt ein, und ſchlug ihr mit dem Schwerte, eh' es einer der Vermummten verhinderte, eine tiefe tödtliche Wunde, ſo daß ſie laut aufſchreiend zuſammenſtürzte. Zu gleicher Zeit leuchtete der Vermummte dem Ritter in's Geſicht und ſagte mit tiefer Baßſtimme: „Dieſer iſt's! Wir haben ihn endlich! So üben wir denn an Dir Blut- und Königsbann, Schelmenritter Ewaldt von Hätenbach!“ — Und augenblicklich warf ihm der Andere einen Strick über den Hals und zog raſch die Schlinge zu, und der Dritte ſtieß ihn dreimal mit einem langen Dolch in's Herz und ließ dann den Stahl ſtecken. Der Ritter gab keinen Laut von ſich. „Im Namen der heiligen Fehme!“ riefen ſie alle Drei laut, hingen die Leiche am Thore auf und entfernten ſich mit raſchen Schritten im Dunkel der Nacht. — „Nimm!“ rief Agnes dem durch das Außerordentliche zum klarſten Bewußtſein gelangten Hinko zu und reichte ihm das verhängnißvolle Pergament. „Nimm und fliehe! Mir iſt nicht zu viel geſchehen!“ Er nahm und floh wie eine Gazelle und die ſchwarze Stunde küßte die Sünderin auf Mund und Stirne.

Zweites Kapitel.

Wenn der Wald in ſüßen Maien
Seiner Blüthen Schmuck empfaht,
Sieht man ringsumher ſich zweien,
Wer ein holdes Liebchen hat.
Alles iſt zuſammen froh;
Recht! Die Maizeit will es ſo.

Nach Ulrich von Lichtenſtein, Minneſänger.

Juchhei, zum erſten Mai, zum grünen duftigen Anbeginn des Wonnemonds, der Blüthen ſtreut und junges Laub auf die Brautfahrt des minnefröhlichen Hochzeiters! Und wer iſt der Glückliche, der am hochzeitlichſten Tage im Jahr, an dem die Erde auch eine funkelnde Braut iſt des jungen Frühlings, ſeine geſchmückte Maid heimführt zum blüthenbekränzten, blüthenbeſtreuten Bette? Wer iſt der Hochzeiter? Wer iſt die Hochzeiterin? Es iſt der lützelburgiſche Herr, Wenzeslav, der König von Böheim, der König von Deutſchland und Italien und Mehrer des heiligen römiſchen Reichs. Und ſeine junge ſchönheitleuchtende Braut iſt die ſiebzehnjährige Sophia, Prinzeß von Baiern und des Pfalzgrafen bei Rhein Herzogs Hans von Baiern Töchterlein.

Wenzel hatte zu Anfang dieſes Jahrs um ſie geworben und vom Pfalzgrafen die Zuſage erhalten. Nun hatte der

Pfalzgraf ſelbſt die Braut gen Prag geführt und ihre Brüder Ernſt und Wilhelm hatten ſie begleitet. Ebenſo der Herzog Friedrich von Niederbaiern, ihr Ohm, und andre Fürſten und Herrn des Baierlandes und am Rheinſtrom. Und der Pfalzgraf führte ſolche Maſſe Volks in Pomp und Herrlichkeit mit ſich zu Roß und Wagen, daß allein zehn Wagen beladen waren mit Rennern, Fechtern und Stechern, ritterlichen und unritterlichen Leuten, berühmten Raufhähnen und Meiſtern vom langen Schwerte, Schauſpielern, Gauklern und Bänkelſängern, Fatznarrn und Pickelhäringen und mit allerlei Geräth und Zeug, nöthig zu Spiel und Turnei und vergnüglicher Kurzweil. Dieſe pfalzgräfiſchen Leute erhielten vom Könige die Erlaubniß, ihr Gewerbe und luſtig Handwerk auf dem altſtädter Markte zu treiben. Ferner waren Boten von England gekommen, ritterliche Herrn mit viel reiſigem Zeug, die brachten reiche Geſchenke von Wenzels Schwäher und Schweſter, dem Könige Richard II. und der Königin Anna von England, und thaten ſich ſelbſt köſtlich hervor durch herrliche Wehr und Waffen. Dann ſah man auch ungriſche Magnaten in ihren goldgeſtickten Dolmans über den künſtlich durchbrochenen Harniſchen, und mitgekommen waren Haiducken und Jazygen, Slowaken und Magiaren, den Böhmen verwandte Volksſtämme; die hatten die hochzeitlichen Gaben von Wenzels Bruder, dem Könige Sigismund von Ungarn und von deſſen Gattin, der ungriſchen Maria gebracht. Zugegen waren ſelbſt zwei Schweſtern Wenzels, die Burggräfin Margaretha von Nürnberg, nebſt ihrem Gatten und Schwähern und großer Dienerſchaft, und die Herzogin von Oeſterreich, Herzog Albrechts Gemahlin. Die Markgrafen Jobok und Procop von Mähren, Geſchwiſterkindsvettern des Königs, mit ihren Frauen, Herzog Johann von Görlitz nebſt Gattin, und viel andre deutſche und böhmiſche Fürſten, auch die Abgeordneten der Reichsſtädte mit großen Geſchenken, und unter dieſen ausgezeichnet die von des königlichen Hochzeiters vielgeliebter Geburtsſtadt, Nürnberg. Im ſchönſten Blüthenkranz ſah man weiter hier beiſammen den böhmiſchen Adel, die alten czechiſchen Stämme und die noch ältern Slowaken. Zugegen waren vierundvierzig Tauſend Studenten, getheilt in ihre verſchiedene Landsmannſchaften und Fähnlein mit Wappenbildern, Pannern und Kriegsſchmuck. Endlich war aus ganz Böhmen die vornehme Geiſtlichkeit zur Verherrlichung des maientlichen Hochzeitfeſtes herbeigeſtrömt und trat hoffärthig einher im reichen, augenblendenden Ornat.

Der Erzbiſchof, Johann von Jenſtein, hatte die Trauung des fürſtlichen Paars in der, damals erſt zur Hälfte ausgebauten, Schloßkirche vollzogen und dabei dem Könige als Pflicht auferlegt, gewiſſermaßen als Denkmal ſeiner Regierung das berühmte Werk ſeines Vaters, des Kaiſers Karl IV., die herrliche Schloßkirche, zu vollenden. Dann wurde ein großer Umzug durch die Stadt gehalten. Zuerſt ging die Geiſtlichkeit, der Erzbiſchof umgeben von Biſchöfen und den Pröbſten des Wiſchehrad und des Prager Schloſſes, dem Hofkanzler und dem Kanzler, den Aebten und Prioren, den Diakonen und Subdiakonen, Alles in ungeheurer Pracht, und ſtarrend von Gold, Silber und Edelſtein. Dann kam der

Hof zu Pferde mit zwei großen Haufen Zinkenbläſern, Pfeifern und Paukenſchlägern mit ihren Pfeiferkönigen und Spielgrafen. Unter einem Baldachin von güldenem Stück, oben ausgeziert mit hellfarbenen Federſträußen und Reiherbüſchen und behangen ringsum mit den feingeſtickten Wappen von Luxemburg, Böhmen, Mähren, Baierns, des deutſchen Reichs und Italiens, ritt das Brautpaar. Den König trug ein brandſchwarzes Pferd, das war überlegt mit Purpurdecken und Silberſtück. Seine Hufe waren mit Silberplatten beſchlagen und ſtatt der Zäume hatte es ſilberne Ketten. An dieſen führte es der Herzog Johann von Görlitz, des Königs jüngſter Bruder, als deſſen Obermundſchenk und erſter Vaſall. Der König war angelegt mit einem kurzen Kleid von grünem geſchornen Sammet, und waren darauf allerlei wunderliche Figuren in Gold und Perlen geſtickt. Dies Kleid war in Nürnberg gefertigt und ihm von der Stadt verehrt worden. Darüber hing der Purpurmantel mit dem Hermelinpelz. Seine Corduanſchuhe waren vorn weit ausgeſchnitten, die ſeidenen Strümpfe künſtlich durchbrochen gewirkt und hindurch ſchimmerten die Edelſteine und güldenen Reife, die er an jeder Fußzehe trug. Auf Wenzels Haupte glänzte, ſeinen Böhmen zu Ehre, die böhmiſche Königskrone, die man für diejenige Krone ausgab, welche einſt, der Sage nach, der Herzog Panilus aus dem feinſten Golde hatte fertigen und zu ihrer Aufbewahrung Schloß und Stadt Landskron erbauen laſſen. Seine beiden Steigbügel hielten die Markgrafen Jobok und Procop von Mähren. Die junge Königin glich recht einem Frühlingskind des erſten Mai's, einer Blumenknospe, die noch nichts weiß von all' den Schätzen, die in ihrem Schooſe ſchlummern, und harmlos ſich der rauhen Hand ſchmiegt, die ſie brechen will. Sie blickte aus ihren unſchuldigen Kinderaugen ſo freundlich in das bunte Gewühl neben ihr, als ginge ſie das Alles nichts an, und ſie freute ſich noch all' der Geſtalten und keine widerte ſie feindlich an. In die Seele dieſes Kindes war noch kein Arg gekommen; denn über das ſchöne blühende Geſicht lag noch jener Abſchimmer einer jungfräulich reinen Seele ausgegoſſen, der erbleicht und verſchwindet, ſobald der erſte böſe Gedanke im Geiſte, wie ein giftiger Brodem, aufſteigt. Um ihre zarten Glieder hing weit und faltig der Purpurmantel, mit koſtbarem Marderpelz ausgeſchlagen; denn weil ſie noch nicht zur Königin gekrönt war, trug ſie den Hermelin nicht. Sie ſpielte mit einer Blume von Edelſteinen, die ſie in ihrer Hand hielt, ein Meiſterſtück venetianiſcher Kunſt; und an ihrem Daumen — denn an dieſem Finger trugen vornehme Frauen die Prachtringe — glänzten Diamanten, jeder ein Herzogthum werth. Auf ihrem braunlockigen Haupt lag ein gülden Käpplein, worin wie Blüthenknospen in kleinen Zwiſchenräumen buntfarbige Edelſteine gefaßt waren; drüber herab hing ein Zindelſchleier. Sie ritt auf einen blüthenweißen Zelter, der trug auf ſeiner Stirn eine köſtliche Reiherfeder und güldene Ketten ſtatt des Zaums; daran führte ihn der Herzog Friedrich von Niederbaiern; ihre Steigbügel aber hielten ihre Brüder, die jungen Herzöge von Baiern. Neben dem Baldachin und dahinter ritten viel Fürſten, Grafen und reich angelegter Herrn; den Baldachin trugen die Hofmarſchälke, Truchſeſſe und Oberkämmerer des Königs, und nebenbei ritten die Herolde und Trompetenbläſer in ihren langen Wappenſcapulieren und trompeteten das Lob des Brautpaares aus. Hernach kam der böhmiſche Adel, dann die Geſandten aus England und Ungarn. Im größten Waidmannsprunk zeigte ſich nun das große Jagdgefolge des Königs; zuerſt die Wildmeiſter und Waldſtromer; dann die Jagdpagen und Edelknaben, endlich die Forſtwarte, Forſtmeiſter, Kreiſer und Jagdknappen. Sie trugen alle grüne Schauben wie der König und auf ihren Hauben wehten junggrüne Buchenbüſchlein. Mit ihren runden Jagdhörnern machten ſie ein frohes Jagdgeſchrei und ihre Pannerträger ſchwenkten dazu die mit allerlei Gethier bemalten Fahnen. Inmitten prächtiger Fahnen und Heiligenbilder ſchritt ſodann der Rektor der Univerſität, angethan mit dem Hermelin, umgeben von den Dekanen in ihrer glänzenden Amtstracht, und voran und nebenbei traten die Pedellen in ihren langen Kitteln mit Marſchalksſtäben; dann kamen die Curatoren der Univerſität, die Profeſſoren, Doctoren und Magiſter mit den Fakultätsfahnen, und darauf der endloſe Zug der Studenten, getheilt in ihre vier Nationen, als die böhmiſche, polniſche, baierſche und ſächſiſche, von denen die drei letztern die Deutſchen hießen, jede mit ihren beſondern Fahnen und Wappenbildern und Alles aufgeputzt mit dem großprahlenden leichtfertigen Prunk der durch Privilegien und Freiheiten aller Art in ihrer ausgelaſſenen Tollheit geſchützten, weniger den Studien, als Katzbalgereien und Zechgelagen obliegenden Jugend. An dieſe ſchloſſen ſich die Abgeordneten der freien

Reichsſtädte, und den Beſchluß machten die Rathsherrn und die Rotten und Fähnlein der Bürger Prags. Jeder Haufe hatte ſeine Pfeiferbanden, ſeine Poſſenreißer, Schildknechte, Wappner und Fähnleinträger, und die junge Frühlingsſonne blitzte tauſendfältig wieder in all der Pracht und Herrlichkeit, wie ſie Prag ſeit der letzten Vermählung des Kaiſers Karl nicht mehr geſehen hatte. Nachdem der Zug vom Radſchin aus über die noch nicht ganz vollendete Moldaubrücke hinüber in die Altſtadt und Neuſtadt gegangen war, zog er zurück zum Schloß und alles Volk wurde geſpeiſt, während der König mit den Fürſten große Tafel hielt. Nachmittags verfügten ſich die hohen Herrſchaften nach den Altſtädter Markt und männiglich zog dahin. Dort waren die Schranken aufgebaut zu den Spielen zu Schimpf und Ernſt und allerhand kurzweiligen Kunſtſtücklein. Da machte der Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Hans, den Wirth. Er führte das königliche Paar in den hohen prächtigen Altan, auf dem wieder die Fahnen der Fürſtenthümer und Städte, ſo wie ungeheure Federſträuße wehten und der ringsum mit geblümtem Brokat ausgeſchlagen war. Für das Königspaar ſtand ein Thron bereit. Die junge Königin Sophia war Bankſpenderin, und die güldenen und ſilbernen Preiſe hingen ihr zur Seiten im Angeſicht alles Volks. Zuerſt hielten die verſammelten Ritter ein allgemeines Schimpfſpiel und Turnei, und es wurde blos mit der Glene handthiert bis an den Abend. Ein großes Bankett zu gleicher Zeit in allen königlichen Burgen und Schlöſſern zu Prag, ſo wie auf dem Rathhaus gehalten, beſchloß den Tag. Am andern begannen die Spiele bald; die Ritter fochten mit dem Schwerte und hielten ein Einzelnſtechen, dann ein Ringel- und Wettrennen. Am dritten Tage war ein Fauſtkämpfen und damit räumten die Ritter die Kampfsbahn, und Gaukler, Schauſpieler und derlei Volk nahm ſie ein. Nun wurde die Luſt der Zuſchauer lauter und die Kurzweil vergnügter; die ernſten Ritterſpiele hatten den Ausbruch jeglichen Uebermuths zurückgehalten. Dazu kam, daß der Schalksnarr des Königs, Junker Butterknötele, heute als Seckelmeiſter ſeines Herrn erſchien, und ſtets in einen mächtigen Sack, den er vor ſich hatte, langte und Heller unter das Volk warf, indem er wie ein junger Hengſt ausſchlug, wieherte und durch die Menge rannte. Zuerſt kamen die Gaukler und Schwarzkünſtler an die Reihe, und machten ihre ergötzlichen Stücklein. Sie begannen damit, zuſammen ein wunderſames Larven- und Zauberſpiel aufzuführen. Da kamen zwei herangezogen auf hohen Roſſen mit wildem Anſehen, nur mit Bären- und Wolfsfellen bedeckt. Und ihnen folgte ein rohes Völklein mit Keulen und Meſſern bewaffnet. Der Herold verkündete, dies ſeien die Brüder Czech und Lech, wie ſie mit ihren Völkern zuerſt nach Böhmenland kommen. Sie lagerten ſich und alsbald jagte das Volk in den Wäldern, die ſich plötzlich vor Aller Augen aufthaten; darauf bauten ſie ein Schloß, das ſtand in wenig Minuten fertig da. Lech trennte ſich dann von ſeinem Bruder und zog weiter in Polenland. Czech aber kam zum Sterben und wurde von dem wehklagenden Volke zu Grabe getragen. Hierauf wählten ſie einen aus dem Volke, ſetzten ihn auf Czechs Grab, ſtülpten ihm deſſen Hut auf den Kopf, gaben ihm deſſen Stab in die Hand, und der Herold that zu wiſſen, dies ſei der zweite Herzog der Czechen, der weiſe Zauberer Kroko. Und alsbald entſtanden neue Schlöſſer und Städte in der Ferne; darunter das hohe Felſenſchloß Pſarg, lange nachher erſt der Wiſchehrad genannt. Und drei Jungfrauen erſchienen wieder, die waren gar lieblich anzuſchauen und neigten ſich vor Kroko, und der Herold ſagte: „Es ſind des Herzogs Kroko drei weiſe Töchterlein, Kaſcha, Tetka und Libuſſa; das ſind drei Zauberinnen und Vielweiſen, erfahrner noch als die Medea und Circe in allerlei übernatürlichen Dingen, vertraut mit der Wahrſagerkunſt aus den Sternen, der Hand, dem Geſicht und auf andre Art, auch mit der Arzneiwiſſenſchaft, und ihrer Klugheit wird nichts Gleiches gefunden auf der Erden.“ Und alſobald begann Kaſcha zu reden und wahrſagte dem königlichen Brautpaar viel ſchöne Dinge. Hierauf trat Tetka hervor und erzählte von Böhmens Herrlichkeit unter den Lützelburger Königen, verhieß Wenzeln eine große Nachkommenſchaft und den Böhmen die Herrſchaft über die ganze Welt. Als ſie geendet hatte, ſchritt Libuſſa keck hervor, ſtrich die blonden Locken zurück, ſchürzte das lange Frauengewand, nahm von einem Kreiswärtel eine Laute und begann mit ſchöner Tenor-Stimme zu ſingen: „Es zog ein blutjunger Geſell wohl über Feld und Flur, der hatte ſich herrlich angelegt mit geſticktem Sammetrock, grün war der Grund; wie das Kleid eines Bogenſchützen und Waidmanns, aber es war ausgeſtickt mit allerlei Farben. Er ſaß auf einem blüthenweißen Roſſe, das hieß Guttag, und war mit Kränzen bebangen und Blumenſträußen beſteckt. Die Zäume waren Blumenketten; ſein Huf duftete wie Narden. Der Jüngling aber trug einen ſtolzen Hut mit jungen Buchenzweigen bepflanzt. Und vor ihm her flogen ſeine Herolde und Marſchälke, das war der Fink und die Lerche und der Pfau und das Goldmännchen, und ihm folgten ſeine Schildknappen und Pannerträger, das war der Schwalben reges Völklein und die Sperlinge und die lockern Zeiſige; ſein Hofnarr war die Elſter, ſein Hofminneſinger die Nachtigall, ſeine Geiſtlichen der Dompfaff und der Plattenmönch, ſein Trompetenbläſer die Rohrdommel, ſeine Pfeifer und Spielleute die Rothkehlchen, Stieglitze, Wachteln, Droſſeln und Sproſſer; Truchſeß war der Goldfink, Mundſchenk die Amſel. Dann kamen ſeine reiſigen Ritter und Hofherrn, das waren die Sperber und Habichte, die Geier und der ſtolze Weih. Pagen und Edelknaben umſchwärmten den König, das waren die bunten Schmetterlinge und die ſurrenden Maikäfer. Die Biene war Speiſemeiſter. Alſo ritt der königliche Jüngling von dannen und Balſam träufte aus ſeinem Haare herab auf die Erde, die ſich des edlen Herrleins baß erfreute, und an jeder Stelle ſproßte eine Blume hervor; von des Herrſcher-Jünglings Odem wurde der Wald grün, der erſt noch winterlich todt gelegen hatte, und wohin der ſilberne Huf ſeines Roſſes trat, da ſprang luſtig, friſch und klar ein kühles Silberbörnlein hervor. Und die Menſchen ſtaunten den jungen ſüßduftenden König an und fragten: wie heißt er? da ſangen ſeine Herolde und Marſchälke: Er heißt der erſte Mai. Und die Menſchen fragten wieder: Wohin zieht er in all ſeinem

Hofprunk? und der Narr rief: Er geht ſeine Braut zu frein. Die hat das Minnelager ſchon aufgerüttelt von jungem Laub und grünem Moos unter einem Blüthenbaum. Und wieder die Frage: Wer iſt die Braut? Alle antworteten und ſchrieen und zwitſcherten gar luſtig durch einander: Die ſternaugige Lenznacht. Und vorüber geht der Troß mit fröhlichem Lärm, Huſſah und Hollah. Da ſpielen die Pfeifer luſtig auf und der Minneſinger ſingt von der Erwartung ſüßträumeriſcher Brautnacht; und dem König wird gar lieb und weh zu Sinn, daß ihm die Augen übergehen von lauter Wonnethränen, und gierig trinkt die Erde den Thau ſeiner Augen. Und er ſeufzt und reitet hurtig bis die Sonne ſinkt. Da jubilirt der Hofſtaat und jauchzt wie toll; denn dem ſchattigen Hain ſind ſie nah, wo die verſchleierte Braut wohnt. Und der minneluſtige Hochzeiter bindet ſein Roß an und tritt in des Hains ſchweigende Dämmerung, bang athmend und mit zitterndem Fuß. Aber die Birken und Buchen neigen ſich tief vor ſeiner Majeſtät und hauchen ihn an mit würzigem Odem, er aber weiß es nicht, daß ihm all die Ehre gilt; er ſieht es nicht, wie unter ſeinem Tritte Blumen ſproſſen. Sein Herz und Sinn iſt allein gerichtet auf die üppige Braut. Und er kommt an ihr laubiges Schloß. Da ſteht das Heer der Sterne in güldenem Panzer, als ritterliche Herrn, und halten Wacht vor dem dämmerigen Hauſe der Königin; ihre Harniſche ſind vernietet mit hellſtrahlendem Edelgeſtein; der Halsberg flimmert von Rubinen und Topaſen, Helm und Viſir von Diamanten. Die zarte, jungfräuliche Nachtviole wartet an der Thür als Hofdame und Kammerfrau. Mit Düften redet ſie und begrüßt den königlichen Ritter; er aber verſteht ſich ſehr wohl auf ihre Sprache und dankt ihr gar zierlich mit gleichem Ausdruck. Sie führt ihn hinein in das Gemach und die Königin ſpricht freudig: Kommſt Du, mein liebwerther Bräutigam? Ich habe Dich ſehnlich erwartet. Das Bett iſt draußen bereit. Und er küßt ſie auf Stirn und Augen und den duftgeſchwellten Mund; dann führt er ſie hinaus auf das laubige, blumenbeſäte Lager unter dem Blüthenbaum. Dort begehen ſie die heilige Feier ihrer Vereinigung, und Veilchen und Maiblümlein ſproſſen luſtig hervor auf dem Raſenteppich, und der nahe plätſchernde Bach bekränzt ſein Ufer mit blauen Himmelsblümlein. Der Hain horcht ſchweigend. Drüber im Blüthenbaum ſitzt die minneſingende Nachtigall und verkündet in klagenden Flötentönen das Entzücken der Nachtfeier des Blumenkönigs Mal mit der Sternenkönigin Lenznacht, und aus der ſchwermüthigen Sehnſuchtklage glüht den horchenden Bäumen der Rauſch des heiligſten Lebenstaumels auf. Und da ſie nicht reden können, ſo fangen ſie an zu grünen und zu blühen; denn Farben ſind ihre Worte. Und alles Leben träumt während der Umarmung des königlichen Paars einen kurzen aber ſüßen Traum; zuerſt wachen die Hofpfeifer auf und ſpielen gar minnigliche Stücklein, daß der Hain ertönt; der Dompfaff ſingt ſeine Meß, der Hofnarr gurgelt ſeine Pralltriller hervor, und Blumen ſind geboren viel tauſend in dieſer Nacht und thuen ihre Aeuglein verwundert auf und blicken neugierig in die Welt und begrüßen ſich ſchweſterlich. Alle Bäume ſind ausgeſchlagen, alle Gräslein ſind hervorgekommen; Alles iſt grün und lebendig geworden in dieſer Hochzeitnacht.“

„O König Wenzel, Sproß des ruhmgekrönten Lützelburgiſchen Geſchlechts, Du biſt ein fröhlicher Hochzeiter worden an ſelbigem Tag; Deine Braut iſt ſo ſchön wie die Lenznacht; Du haſt Dein Lager beſtiegen mit dem erſten Mal. Böhmen und das deutſche Reich ſchauen erwartungsvoll auf Dein königliches Ehebett. Mögen ihm Sproſſen entſteigen, herrlich und kräftig, wie dem Lager des Frühlingspaars. Libuſſa, die einſt auf Deinem Thron geſeſſen, huldigt Dir, erhabnes Königspaar, und weiſſagt Dir Glück und Freude. Und wie ich, die berühmte Zauberin, dieſe Laute, welche Euer Lob geſungen, wandle in einen grünen Baum, alſo ſoll Euer Leben fortblühen in Kindern und Kindeskindern.“ — Und alsbald ward die Laute, nachdem ſie die letzten Accorde gerauſcht, in der Hand der Pielweiſſe zum Stämmlein, das pflanzte ſie raſch in die Erde, und ſofort grünte und wuchs es und ward zum Baum. Rauſchender Beifall ertönte Libuſſens Geſang aus Aller Mund; die junge Königin wandte ſich entzückt zu ihrem Herrn und Gemahl und flüſterte ihm ihren warmen Dank zu. Wenzel nahm ihn an, obgleich er ſelbſt überraſcht war und nichts von dem holden Minneſang gewußt hatte. Er ſprach zu ihr: „Der junge Geſell, der Euch und mir ſo baß gefallen mit ſeinem Libuſſengeſang, ſoll königlich belohnt werden.“ Drauf winkte er Butterknötele herbei und ſagte ihm in’s Ohr: „Junker Mondkalb, merk’ auf, was ich in Dein Eſelsohr lege. Ich glaube handlich und ſaſtiglich, ſothane Libuſſa iſt mir wohl bekannt und kein andrer Menſch, als das blondlockige Bürſchlein, das einſt meinem Gevatter Jobſt als Freiknecht gedient und das ich nach Italien geſandt, wo ſie mir's in ein Loch und ſchmählich Gefängniß gelegt. Der Schalksgeſell iſt mir ganz aus dem Sinne gekommen; aber ich weiß, er war ein Magicus. Drum geh' hinab, Vetter Stolperwitz, und ſchau der Libuſſa in's Antlitz; und iſt's wirklich des Stöckers Knecht, ſo bring' ihn herauf, damit ich ihm lohne für ſeinen ergötzlichen Sang." Der Narr trollte ſich. Unterdeſſen hatte Libuſſa mit ihren Schweſtern ſchon um das Reich geloost, die beiden andern waren von dannen gezogen; ſie wohnte auf dem Wiſchehrad, nach ihr Libin genannt, und ſandte die Boten des Volks, die ſie zur Ehe aufforderten, aus nach dem berühmten Ackersmann Primislav. Und all' die Wunder und Zaubereien, wie ſie die Sage erzählt, begaben ſich vor den Augen der Zuſchauer. Der Ackersmann wurde vom ſchneeweißen Roß der Libuſſa gefunden; die Boten begrüßten ihn als König; er ſpeiſte auf dem Pflug, dem eiſernen Tiſch, ſtieß ſeinen Stecken in die Erde, der zu grünen begann, ſpannte die Ochſen aus, die durch die Luft flogen und ritt auf dem Roſſe mit den bekannten Baſtſchuhen in die Herzogsburg. Libuſſa weiſſagte und ſtarb. Drauf kamen die Mägde und führten Krieg gegen den Herzog, und das Mannweib Wlaſta trat hervor mit Helm, Harniſch, Schwert und Speer, wie die Minerva anzuſchaun.

Der Hofnarr war in die Schranken hinabgeſtiegen und hinter den Verſchlag gekrochen, wo die Schauſpieler ihren

Mummenſchanz zurichteten. Libuſſa war eben beſchäftigt, ſich auszukleiden „Gelobt ſei der heilige Wenzel!“ ſagte Butterknötele und klopfte den aus der Frauenhülle ſich herausſchälenden Jüngling auf die Schulter. „Es iſt kein Scheinſal; Du biſt es wirklich, Hinko. Des Königs Triefaug' hat Dich erkannt, und die junge verliebte Königin hat bereits ein Auge auf Dich geworfen, deſſen ſüße Blicke in gutes Deutſch überſetzt nichts Anderes heißen als: Komm her; es wird Dir nicht ſchwer; mein Mann iſt ein Unflath; komm' aber nicht zu ſpat. Du biſt ein feiner Geſell; ich will mit Dir zur Höll'. — Grüß' Dich Gott und alle Heiligen in Prag. Herzensjunge, wo haſt Du ſo lange geſteckt? Der König war einmal ſehr aufgebracht auf Dich; aber er hat ſein bös Gedächtniß in der Weinkanne ſitzen gelaſſen und nur das Gute iſt ihm geblieben. Sei alſo des ohne Sorgen und Wehleidigthun, und komm' herauf, die Königin will Dich in der Nähe ſehen.“ — „Ei Du närriſcher Geſell!“ rief Hinko voller Freuden, „machſt Du noch immer Deine hinkenden Späſe und wäßrigen Witze? Haſt Du meiner in Deiner freſſenden und ſaufenden Wolluſt nicht vergeſſen? Jeſus und Maria, was Du für ein hageprunkender Fettwanſt geworden biſt! Man ſieht's, daß Deine Witze dem königlichen Brote nicht das Gleichgewicht zu halten vermögen.“ — „O Du Glotzbock,“ lachte Butterknötele wie ein wieherndes Pferd, „wär' ich Kampfrichter oder Bankſpender, ich ließe Dir ein Dutzend mit der Peitſche aufzählen oder ich lauſte Dich mit meiner Kolbe; ſtatt deſſen vergafft ſich die Königin in Dich, lockerleichtes ſündhaftes Blut, und für Deinen Putzenmummel wirſt Du am Ende noch zum Ritter geſchlagen. Aber meine Rache an Deiner Schalkheit ſoll ſein, daß ich Dich an den Hof bringe, Du Dirnenjäger, Du Weiberfänger! Hier ſollſt Du mit Deiner aalglatten Zierhöflelei alſo auf den Hund kommen, daß Du ſagſt: ich habe mich an des Narrn Wanſt verſündigt und vergangen, und an ſeinem Fette hab' ich die Hölle verdient; denn es heißt nicht ohne Grund: Lang' zu Hof, lang' zu Höll." — „Du biſt Junker Faſelhans und Vetter Neidhart. Bin ich doch des Glücks noch nicht theilhaftig und Du willſt mir's verleiden. Was ſcheer' ich mich um Dein Gekrächze, Rabe! Was haſt Du gegen den Hof, Undank, an dem Du fett geworden biſt?"— „Dazu gehört ein gleichgültiges Gemüth und eine pflegſame Ehewirthin, wie meine Lene. Beides haſt Du nicht. Ich will Dir ein Paar Lehren geben, ſonder Trug und Falſch. Wirſt Du ſie befolgen, ſo iſt Dein Glück gemacht. Du mußt gute Zähn' haben und oft Uebels kauen; kommt ein hohler Schädel breit wie die Gaſſen, mußt Du Dich bücken, daß der Naſtel kracht, mußt glauben, was er glaubt und wär's der Glaube eines Ochſen; mußt Dich ſtellen, wie er ſich ſtellt, hinken, wenn er knappt, mußt lachen, wenn er ſchmunzelt, fluchen, wenn er ſauer ſieht. Wenn er einem mit der Fauſt dräut, mußt Du gleich zuſchmeißen; prügelt er einen, mußt Du demſelben Arm und Bein entzwei ſchlagen. Lobt er einen Eſel, mußt Du gleich ſagen: ſothaner Eſel ſei ein hochgelahrter Doktor. Sprich Allen freundlich zu, und haue ſie heimlich ein; ſtreich' jedem Weichſellatwerg' und Honigmeth um den Mund, heimlich aber beſudle ihm das Fleiſch und verſalz' ihm den Kohl. Verzeih' Alles und thu' fromm und mild; doch allemal, wenn es Deiner loſen Sache zum Behuf und Vortheil dienen kann, ſuch' die alte Schuld herfür und hau' den Gegner zur Bank. In's Geſicht ſag' ihm: er ſei ein Glaubensheld und flammendes Kirchenlicht, hinter'm Rücken: er ſei ein Hereſiarch und Gottesläſterer. Schlag' Allen ein Bein unter, die mit Dir nicht in ein Horn blaſen und laß Dich's nicht verdrießen, wenn Dir eins untergeſchlagen wird. Nun gehe, Junker Prahlhänslein, es kann aus Dir ein großer Prahlhans werden.“ Hinko ſtieg mit dem Narrn die Treppe hinauf und gelangte auf den Altan. Erſtaunt erkannten die Hofherrn den ehemaligen Jagdpagen des Königs. Hinko ließ ſich auf ein Knie nieder; Wenzel betrachtete ihn einen Augenblick mit Wohlgefallen; auch der jungen Königin blaues Auge hing mit Luſt an den ſchönen Zügen des Jünglings: „Wo kommſt Du her, lockerer wälſcher Raufhahn?“ fragte der König mit erkünſtelter Strenge. „Ich ſollte Dir billig eine eiſerne Ketten um den Hals hängen laſſen und Dich zum Ritter ſchlagen der langen Beinſchelle; denn Du haſt mir als ein arger Schalksknecht das Licht gehalten.“ — „Gnade, Gnade, allerdurchlauchtigſter Herr!“ rief Hinko. „Ich will ferner fromm ſein und gerecht und Eurer Güte kein Aergerniß mehr geben.“ — „Des wollt' ich Dir ſelbſt beſtens entrathen haben. Nun wir ſind heute gnädiglich geneigt, alljedweglichen Span in Minne beizulegen; auch haſt Du uns durch Deinen feinen Geſang baß erfreut. So gehe denn hin zur Königin und bedanke Dich für die Huld, die Du ihr abzugewinnen ſo glücklich geweſen biſt.“ — Hinko kniete vor Sophien nieder und küßte ſie auf die bloſen Füße. „Mein kaiſerlich Gemahl ſoll Euch zu meinem Kammerſänger ernennen,“ liſpelte die Liebliche, ſich ſanft erröthend zu ihm herabneigend, getroffen von dem Glutſtrahl ſeines Auges. — „So ſei es!“ fügte Wenzel hinzu. „Wenn die Spiele beendigt ſind, folgſt Du uns auf unſer Schloß und hältſt Dich zur Leibdienerſchaft der Königin.“ — „Ich weiß Ew. Majeſtät überſchwengliche Gnade im Staube zu würdigen,“ verſetzte Hinko, „ich fühle mich glücklich, ferner wieder in Eurer Nähe weilen zu dürfen. Doch muß ich Euch ſehr bitten, mir ſo viel Zeit zu erlauben, daß ich ein heiliges Gelübde erfüllen kann, deſſen Aufſchub mir ſchon groß Mißleid und Bekümmerniß bereitet hat.“ — „Da ſei Gott vor, daß ich den Geringſten hinderte, Gott ſeine Gelübde zu halten. Der Herr geht allwege vor dem Diener, und König Wenzel iſt des Himmelskönigs demüthigſter Knecht. Im Gegentheil, iſt's anders Dein Ernſt und Du biſt kein Raufbold und Störefried mehr, ſondern ein emſiger Geſell, ſo will ich Dir zu Deinem Gelübde behülflich ſein. Sag an, welches iſt es?“ — „Ich habe gelobt, das Büchlein des Neuen Teſtamentes von Gottes Wort, welches in böhmiſcher Sprache auf Euerm Schloſſe Karlſtein liegt, mit eigener Hand für Markita, des Stöckers Jobſt Töchterlein abzuſchreiben, ſo Ihr's mir vergönnt.“ — „Ein löbliches Gelübde und mir angenehm. Wo weilt des Stöckers liebes Kind? Bringſt Du dem alten Griesgram Kunde von ihr?“ — „Nicht alſo, gnädigſter Herr. Sie iſt in Italien verſchwunden, als ich in Haft gelegt wurde, und ich habe ſie nicht wieder finden können. Solches Schickſal eracht' ich aber für Strafe, weil ich das Gelöbniß, ſo ſchon vor Jahren von mir gethan, nicht erfüllt und gelöſt habe.“ — „Du haſt Recht. Gedenkſt Du aber das Mägdlein zu finden, närriſcher Kauz, wann Du das heilige Buch abgeſchrieben?“ — „Ich habe die Hoffnung und den feſten Glauben.“ — „Gott erhalte Dich dabei! Biſt Du auch ſchon bei meinem Gevatter Jobſt geweſen?“ — „Noch nicht; ich ſcheute mich, weil ich ihm keine Kunde bringen konnte. Erſt hegt' ich einen Hoffnungsſchimmer, Marliten hier zu finden. Seit aber dieſer entſchwunden, bin ich auch nicht zum Alten gegangen.“ — „Such' ihn auf. Vielleicht gelingt es Dir, einige ſeiner böſen Stunden zu erheitern. Sein Sohn Jirſchi iſt heimgekehrt nach langer Wanderung, und der Alte hat ſich zurückgezogen, wie ein Dachs, und nur wenn man ein halbes Fuder Wein aufgießt, dreht ſich das alte Rad wieder ein Paar Mal herum. Ich werde Dich nächſtens bei ihm ſehn; hörſt Du. Treib's aber nicht zu toll, Gaudieb, ſonſt laß ich Dir einen Maulkorb anwerfen und einen Knittel vorhängen, wie meinem Bärenfänger.“ Bei dieſen Worten verzog ſich des Königs Mund zum ſchalkhaften Lächeln; er zwinzelte mit den Augen, um anzudeuten, als habe er das Gegentheil ſeiner Rede gemeint, und fuhr dann fort: „Reite und renne mir auch der ſchönen Gräſin Cresda nicht zu Hofe, deren Eheſpons Du glücklich an den verfluchten Baum aufgeknüpft haſt. Sie lebt hier und erfreut ſich des Sonnenſcheins unſrer Gnade. Was können die Weiber für ihrer Männer Schalkhaftigkeit! Nun geh. Dieſen Abend kommſt Du in mein Kloſet. Da ſollſt Du Deine Schickſale erzählen. Was aber Dein Gelübde betrifft, ſo ſoll mein Haushofmeiſter mit Dir darüber handeln und ſie Dir ausantworten. So ich nicht irre, hat ſie ein Student der Theologie vor kurzem abgeſchrieben oder ſchreibt noch daran.“ Der König winkte mit der Hand; Hinko erhob ſich und zog ſich hinter die Diener zurück, die ihn, ob der genoſſenen Gnade, alle freundlich begrüßten. Wenzel warf noch einige Blicke auf die Schauſpieler hinab, wiegte den dicken Kopf unruhig hin und her; ſprach einige Worte mit ſeiner jungen Gemahlin, die Hinko betrafen, blickte dann ungeduldig nach der Sanduhr, die ihm zur Seite in die Wand eingeſchraubt war, ſchob den Brokatſeſſel zurück und reichte der Königin die Hand, ein Zeichen des Aufbruchs für den ganzen Hof.

Als nun Hinko in Gedanken verſunken über den abermaligen Wechſel ſeines Geſchicks ſich dem Zug der königlichen Diener anſchloß und mit ihnen dem Königspaar nachzog, faßte ihn plötzlich Jemand am Bauſchärmel ſeines Rocks, und im Umkehren blickte er in das wonneverklärte Geſicht ſeines ſonſtigen Reitknappen Franzisko.

„Herrlein, edles Herrlein, honigſüßes Junkerlein!“ rief der Knecht geläufiger als ſonſt in deutſcher Sprache. „Iſt endlich mein brünſtiges Gebet von Madonna erhört und meine Augen dürfen Euch wiederſchauen? Gelobt ſei der heilige Januar! Ich habe die Trennung von Euch ſchwer ertragen.“ — „Ei Du dickleibiger, närriſcher Kauz, wie freu' ich mich, Dich wiederzuſehen!“ lachte Hinko, daß ihm die hellen Freudenthränen aus den Augen rannen, während der Knappe die Schlappärmel und Rockzipfel ſeines ehemaligen Herrn küßte. „Und wie iſt's Dir ergangen, altes Italienergeſicht? Dienſt Du noch dem Markgrafen Jobok?“ — „Nicht alſo, gnädiger Junker. Es hat ſich mit mir mancherlei Umſtand begeben. Und das Sonderbarſte von Allem iſt wohl — denkt Euch nur! Ich kann's vor Lachen kaum ſagen.“ — „Nun heraus damit; ich ſehe doch nicht, daß Du Dich haſt zum Pfaffen ſcheeren laſſen.“ — „Ach ich habe zu einem noch weit lächerlichern Orden geſchworen; ich habe — ein Weib genommen.“ — „Und biſt zum Hahnrei geworden,“ platzte Hinko heraus. „Freilich iſt es noch ſchimmer, ein Paar unſichtbare Hörner auf dem Schädel zu tragen, als eine ſichtbare Platte.“ — „Oho! Ihr übertreibt. Ich habe am Ehewirth genug, und komme mir als ſolcher ſchon als eine lächerliche Perſon vor. Aber vielleicht, da Ihr nun wiedergekommen ſeid, wird mir auch die gezackte Hirſchhornkrone aufgeſetzt. Nun bei'm heiligen Januar! von Euch ſoll mich's nicht verdrießen; denn Ihr wißt nur halb, wie ich Euch zugethan bin.“ — „Du biſt eine gute, treue Seele, und um Deiner treuherzigen Aeußerung willen hätte Dein Weib Ruhe vor mir und wär' ſie die erſte Schönheit im Land. Aber erzähle mir doch, wie Du zu einer Frau gekommen biſt.“ — „Das Dirnenfangen — nun das wißt Ihr ja — hett' ich von Euch gelernt, Junker Henrico. Nun hatte die Gräfin Rothkirch, oder vielmehr die Freifrau Czuch von Zaſaba von Nürnberg ein ſchmuckes Mägdlein als Dienerin mitgebracht, die war nachher im Hauſe des Hofmarſchalks Ritters Czuch Wäſch- und Bettmeiſterin geworden. Der Hof hielt voriges Jahr zum heiligen Oſterfeſt ein groß Oſtertanzen, und wir Beide ſtanden mit andern Knappen und Gürtelmägden in der Vorburg; da koſ'te ich lang mit der ſchmucken Agathe, und erzählte ihr, daß ich auch in Nürnberg geweſen, und was ſich Alles dabei zugetragen. Nun ſeht, liebſter Junker, ſie kannte Euern Vater, Eure Brüder und Schweſtern, und ſo gab denn ein Wort das andre; ſie ſchenkte mir ein rothes Oſterei, darauf war mit gelber Farbe ein ſinnig Sprüchlein gemalt. Wart, ein Pfaff hat's mir geleſen und verdeutſcht. Ich werde es noch wiſſen:

Gott im Herzen, die Liebſte im Arm
Vertreibet viel Schmerzen und machet fein warm.

Ich ſchenkte ihr dagegen ein Sträußlein Maaßlieb und Oſterblümlein, und — ja und — da waren wir ſchon eins. Ich ſchlich alle Abend zu ihr und bald ſprachen wir von nichts als unſrer Hochzeit. Ich wunderte mich, wie wir gerade auf dies Gekoſe gekommen waren; aber wir waren doch einmal darauf und Agathchen ſorgte ſchon dafür, daß wir nicht wieder abkamen. Sie wollte nicht von ihrer Freifrau und mir gefiel's bei'm Markgrafen; das war ein übler Umſtand. Plötzlich hieß es, der Markgraf wäre vom König befehligt, endlich ſeine Statthalterſtelle in Italien anzutreten, und werde bald mit Roß und Mann abziehen. Da weinte ſich Agathe die Aeuglein roth. Ich konnte nicht helfen; ſie aber half. Sie ſteckte ſich nämlich hinter ihre Herrin; dieſe ſprach mit dem Markgrafen, und ſchon am andern Tage war ich im Dienſt des Ritters Czuch von Zaſada. Mit den andern langweil'gen Geſchichten, wie ich ein Eheheld und geſegneter Vater geworden bin, will ich Euch verſchonen. Genug es iſt mir wohl ergangen; ich bin Haushofmeiſter geworden, und bis die Stunde iſt mir ein Gedanke nicht in den Kopf gekommen, der jetzt mit Gewalt auf mich einſtürmt.“ — „Und der wäre?“ — „Kein Weib zu haben und frei zu ſein, damit ich ſogleich wieder mich bei Euch anbetteln könnte. Denn bei Euch allein gefällt's mir wahrhaftig und ohne Aufhören. Ihr würdet mich auch ſchon annehmen. Nicht wahr, liebes Herrlein?“ — „Um Dich bei mir hungern zu laſſen. Das kann Dein ausgeſtopfter Bauch nicht mehr vertragen.“ — „Mit und bei Euch ertrog' ich das gebrannteſte Herzeleid gern und willig.“ verſetzte Franz. „Vielleicht läßt ſich ein Mittel auffinden, daß ich bei Euch bleiben kann. O ich habe der Freifrau von Zaſada, meiner gnädigen Herrin gar oft und viel von Euch erzählt, und ſie freut ſich ſehr, Euch auch einmal zu ſehen und kennen zu lernen. Sie weiß Alles, was Ihr für ein nettes Herrlein ſeid, wie Ihr geſchickt die Laute ſpielen und ſingen, wie Ihr Ball ſchlagen und den Frauen zu Hofe ſein könnt. Ich will ſchnell laufen und es ihr anſagen, daß Ihr hier ſeid. Das wird ſie baß erfreuen, ſo wie auch meine Agathe. Wo aber ſind' ich Euch wieder, Junker Henrico?“ — „Du ſiehſt mich in des Königs Gefolg. Alſo wirſt Du mich auch in der Hofburg finden.“ Franz eilte hinweg und Hinko kam in das Schloß.

Nach der Abendtafel trat er des Königs Befehl zu Folge in deſſen Kloſet. Wenzel empfing ihn ſehr gnädig und ließ ſich des Freiknechts Schickſale erzählen. Hinko hatte nicht verfehlt, die päpſtliche Bulle ſeiner Reinſprechung mitzubringen und der König zeigte ſich darüber ſehr erfreut. Der Jüngling bemerkte, daß der Mundſchenk eben ſo viel, oder noch mehr zu thun habe, als früher, und daß der König in ſeinen eifrigen Weinſtudien bis zu einer großen Vollkommenheit der Kenntniſſe vorgedrungen ſei. Wenzel unterbrach den Erzähler oft, ſchimpfte weidlich auf den verſtorbenen Papſt und lobte deſto mehr die italieniſchen Weine, befahl, damit er ſeiner Erinnerung bei Erwähnung der einzelnen Sorten um deſto nachdrücklicher zu Hülfe komme, von jeder Traubenart eine Kanne voll herbeizulangen, ließ auch dem Junker tüchtig einſchenken, wurde luſtig, ſprach über den Berg und ſank zuletzt berauſcht in die Arme des dienſtthuenden Kämmerlings. Hinko erhielt ſein Gemach und Lager und wurde nun allgemein als ein in große Gunſt des Königs Gekommener betrachtet und bedient. Am andern Morgen meldete er ſich bei dem Haushofmeiſter des Königs, Heinrich von Duba, und machte denſelben mit ſeinem Geſuch hinſichtlich des Neuen Teſtaments bekannt. Der Hofritter war bereits davon unterrichtet und führte ihn ſelbſt zu dem Kanzler Hanko Brunonis, Probſt vom Wiſchehrad und Biſchof von Kamin. Dieſer beorderte einen gelehrten Mönch an den Dekan der theologiſchen Fakultät Magiſter Johann von Münſterberg.

Der Freiknecht erzählte dem kleinen freundlichen Mann die Geſchichte ſeines Gelübdes und was für Art und Weiſe er zu der erſten Abſchrift des Teſtamentes gekommen war.

„Ihr habt da einen guten und gar löblichen Vorſatz gefaßt,“ verſetzte der Dekan; „möchte doch das heilige Büchlein bald von allen Böhmen abgeſchrieben und geleſen werden, ſie würden dadurch frömmer und gerechter werden, als wenn ſie täglich das Laienbrevier abbeten. Das Buch ſelbſt iſt meinem liebſten und fleißigſten Zuhörer, einem Studenten der Theologie, Namens Hanko Huſſinetz, alſo nach ſeinem Geburtsorte genannt, zum Abſchreiben ausgeliefert worden. Er hat die böhmiſche Ueberſetzung ſorgfältiglich mit dem Urtext verglichen und vieles verbeſſert, da er beider Sprachen gleich mächtig iſt. Ihr würdet ſogar wohl thun, wenn Ihr Euch der Abſchrift des jungen Huß bedientet und ihn über dies und das um Rath fraget; er wird Euch gern zu willen ſein, denn er iſt gar freundlicher Gemüthsart.“ Mit dieſem Beſcheid ſandte der Dekan Hinko mit einem Knecht nach der Wohnung des Studenten Johannes Huß.

In einem armſeligen Stüblein, mit Büchern und Pergamenen ausgeſchmückt, trat Hinko ein langer hagerer Jüngling entgegen, der ohngefähr mit ihm in gleichem Alter war. Ein ſchöner brauner Bart floß um das Kinn deſſelben, ein blaues Auge lachte Güte und Wohlwollen, und eine höchſt edle Geſichtsform verbürgte des Auges Verſprechen. Hinko ſagte dem Huß mit kurzen Worten ſein Begehr, und erhielt zur Antwort: „Es macht mir gar frohen Sinn, Jungherr, Euch in dieſem Begehr und Gewerb förderlich ſein zu können. Ich habe jene Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, von der Ihr ſprecht, mit allem Fleiß durchgeſehen, und kann wohl ſagen, daß es mir in manchen Stellen geglückt iſt, eine Emendation anzubringen. Ich wollte, dies Buch käme in aller Böhmen Hände, und was an mir liegt, ſo werd' ich es mit allem Fleiße zu verbreiten ſuchen. Dadurch allein werden ihnen die Augen ihres Geiſtes aufgehen, die ihnen der Papſt mit ſeinen Sprüchen und Bullen ſtets zugeleimt und verklebt hat." — „Ob aber ſolche Verbreitung den Geſellen und guten Freunden des Papſtes genehm ſein wird? Man lernt aus dem Buche ganz andere Dinge, als ſie dem Volke weiß machen. Der Erzbiſchof und ſeine Umgebung möchte Euch eben nicht um Euer Beginnen loben." — „Ihr tragt eine große Liebe für das Buch aller Bücher, ſonſt würdet Ihr daſſelbe nicht abzuſchreiben gelobt haben; dies allein ſchon würde mir zu Euch Vertrauen einflößen, wenn ich Euch auch nicht in das offene freundliche Geſicht ſähe, wenn ich auch nicht aus Euern treuherzigen Augen läſe, daß Ihr das Scheuſal unſrer Pfaffheit verachtetet. Unſer allergnädigſter König iſt Euch gewogen, wie Ihr ſelbſt ſagt, und dieſer Umſtand iſt mir Bürge, daß Ihr kein Pfaffenknecht ſeid; denn Wenzel haßt alles pfäffiſche bübiſche Weſen. Und ſo ſprech' ich ganz vertrauungsvoll zu Euch. Wir ſind Beide jung, wir können es Beide erleben, daß dieſer böſen Dinge ein Ende und Ziel geſetzt wird. Die Kirche ſoll ſein eine allliebende Mutter, die ihre Kindlein mit geiſtiger Milch ſpeiſt, in beſcheidenem ſtillwirkenden Frauenthum. Aber hilf Himmel! was iſt ſie geworden durch dies Pfaffenvolk? Ein hoffärthig Weib, feil, buhleriſch, voll falſcher Künſte, eine Rabenmutter, die die unſchuldigen Kindlein zu allerlei Schandthat verführt und ſie mit hitziger Speiſe bedient, die ihr der Teufel Nachts durch den Schornſtein zuführt.

Jeſus Chriſtus! und welchen Staat und Prunk hat ſie angelegt: Sammet und Seide, Gold und Silberſtück; güldene Körnlein trägt ſie zwiſchen koſtbaren Perlen angeſchnürt im Haar, güldene Ketten mit Edelgeſtein am Hals, güldene Reif an Händen und Füßen. Auf hohem Roß reitet ſie daher von einer Schlemmerei und Schleckerei zur andern.“ — „Ihr ſchiebt aber der Kirche in die Schuhe, was die Pfaffen allein verſchulden,“ verſetzte Hinko. „Sie ſind es, die geſchmückt und angethan wie die Könige der Erde einherſtolziren und in allzu großer Hoffarth mit dem Steiße herumſchwenzen, die als Ritter zu Jagd und Turnei, zu Strauß und Fehde reiten, keinen Ritt zu Schimpf und Ernſt verſchmähen, mit allen lüderlichen Weibern Hurerei treiben und die frommen zu berücken ſuchen, die da freſſen und ſaufen und jeglicher Unzucht und Völlerei ergeben ſind. Was kann nun die heilige Kirche für die Schandgeſellen, die ſich ihr eingeniſtet und eingefreſſen, wie Filzläuſe?“ — „Bedenkt,“ ſagte Huß mit freudeſtrahlendem Geſicht, „daß die ſichtbare Kirche Gottes auf Erden aus dem Papſt und der Pfaffheit beſteht. Was Ihr meint, lieber Geſell, iſt die unſichtbare Kirche, iſt die Religion Chriſti. Und es freut mich gar abſonderlich, daß Ihr beide nicht identificirt. Ja noch lebt und webt mit unſichtbarem Geiſteswalten Mutter Religion auf Erden. Sie ſteht, ein ragendes göttliches Weib auf der Weltkugel und ihr mildſüßes Haupt hebt ſich in die weiteſte Himmelshöhe. Die Sterne ſind ihre huldſtrahlenden Augen, damit blickt ſie die Erde ſo freundlich an, und wer dieſe Mutterblicke recht verſteht, der wird bald zum Frieden mit ſich und zur wahren

Verehrung Gottes kommen; ihr Herz iſt die ſegenſpendende Sonne, die ſendet der Erde ihre Glutſtrahlen, und das ſind Blutſtrahlen des Blutes Chriſti, das vergoſſen wurde und täglich vergoſſen wird zur Vergebung unſrer Sünden. Aber wenn die blinde Menſchheit des göttlichen Blutes Segen genießt und erkennt es nicht, ſontern wandelt fort auf dem Wege der Gottloſen, da jammert der guten Mutter all der Unvernunft, Bosheit und Erbärmlichkeit auf dieſer Welt und die Augen gehen ihr über vor Wehmuth. Da ſind denn die Wolken ihre Thränentüchlein, die drückt ſie aus, und ihrer Augen Naß wird den Blödſichtigen dennoch zum Segen. Ja ſeht, liebwertheſter Junker," fuhr der Jüngling in hoher Begeiſterung fort und ergriff im Feuer derſelben Hinko's Hand, „dieſe unſichtbare und wahrhaftige Kirche hält ſich ewig rein von allen Sünden der ſichtbaren und falſchen. Laßt uns zu Gott hoffen, daß die Blinden ſehend werden und die hoffärthige Babel geſtürzt und die wahre Himmelskönigin prange, Allen ſichtbar, auf dem Throne, der durch alle Räume ragt." — „Ich habe dies und jenes auch gedacht, wenn auch nicht ſo ausführlich, wie Ihr mir's da anzuhören gebt," ſagte Hinko, „und ich erachte es für ein großes Glück, daß der Himmel mich Euch hat finden laſſen, bei dem ich meine Meinung über der Welt Dinge und Lauf recht von Herzensgrund ausſprechen kann, ohne Rückenhalt. Ich bin zu Avignon geweſen und zu Rom; ich habe mit dem Kirchenoberhaupt ſelber verkehrt; ich habe die verkappte Unzucht in ihrer Nähe und zuweilen gar in ihrer ſcheußlichen Nacktheit geſehen, aber mein Auge und mein Herz haben ſich an die Gräuel nicht gewöhnen können. Wenn ich einen Kirchenfürſten wie einen Reitersknecht im Lande umherreiten ſah, in Panzer und Stahlhaube mit dem Flammberg zum blutigen Strauß zu ziehn, oder mit der Paläſter und dem Spieß, den Sperber auf der Fauſt, inmitten gemeiner roher Waidgeſellen durch die Wälder ſtreifend mit Huſſa und Halloh, oder ich gewahrte Ordensbrüder troß Klauſur und Regel wie Büttel im Lande umherlaufen, um die Leibeigenen zu ſchinden, mit den Weibern unzüchtig leben, in Ritter- und Trinkſtuben zechen, wie Junker Voland, in Wirthshäuſern ludern, den Feldteufel *) mit verjagen, auf den Wallfahrten zur ſchönen Marien, zur Eichen, zum Sternberg **) u. a. Orte den Leutprieſter leben wie den Bullen in der Kuhheerde; heute den Novizen noch in der Kappe mit der Quaſtentrodtel, morgen in der Turnirhaube, heute im ſchwarzen Schleppenrock, morgen in der knappen Schaube oder dem blanken Harniſch; da hat ſich mir allemal das Herz im Leibe umgekehrt und ich verſpürte ſtets Luſt, ſolch einen Bankert und Sündenbock zwiſchen zwei räudigen Hunden verkehrt aufzuhängen.“ — „Ich theile Euern Eifer!“ rief Huß freudig, „laßt uns Freunde werden! Ihr ſeid bei der Königin gut angeſchrieben; dort könnt Ihr gar vieles thun zur Verbreitung eines reinern Glaubens. Unterlaßt das nicht. Glaubt nur, es ſind uns nicht vergeblich die herrlichen Lehren John Wiklifs über das Meer hergekommen. Die Königin von England, die Schweſter des durchlauchtigſten Kaiſers Wenzel, hat, ſo weiß ich von mehren Studenten, welche zu Oxfort die Lehren Wiklifs ſelbſt angehört haben und dann gen Prag gezogen ſind, hier ferner zu ſtudiren und den geſammelten guten Samen auszuſtreuen, die Königin von England alſo, eine verſtändige, fromme und hochherzige Herrin und der neuen unſre arge Finſterniß erhellenden Sonne Wiklifs ganz zugethan, hat von dieſes großen Lehrers Schriften einige Abſchriften an ihren königlichen Bruder geſendet. Aber Wenzel hütet den Schatz wohl vor den Krallen des Erzbiſchofs, der ihn vernichten würde, käm' er ihm zu Handen. Wie wär's, wenn Ihr die junge Königin Sophia für die Sache der menſchlichen Vernunft gewännet und ſie vermöchtet, daß ſie ihren Gemahl überredete, ihr die Wiklif'ſchen Bücher auszuantworten und Ihr mir dieſelben dann zum Studium verſchafftet, damit ich daraus erlerne und mich unterrichte, wie Wiklif erwieſen hat, daß aller Dinge Sein und Weſen ein wirkliches und wahrhaftiges iſt, und nicht allein beſtehend in des Menſchen Verſtand, in der Welt aber allein dem Namen nach, wie viele Doktoren hier lehren und behaupten *). Glaubt nur, daß darauf in der chriſtlichen Lehre viel ankommt; das Wort läßt ſich deuten und verdrehen, und ſo das Chriſtenthum nur auf dem Namen beruht, ſo hat es einen gar ſchlechten Grund und jeder Schalksnarr kann daraus machen was er will. Iſt aber ſein

---

*) Ein ſehr geräuſchvolles Volksfeſt.

**) Berühmte Wallfahrtsorte in Deutſchland.

---

*) Andeutung auf den berüchtigten, unnützen Streit der Realiſten und Nominaliſten, welcher kurz vorher von dem gelehrten Wilhelm Occam wieder in's Leben gerufen war. Huß war ein eifriger Realiſt. Alles lief auf Spitzfindigkeiten hinaus.

Sein wahrhaftig im Weſen der Welt da, iſt es begründet als ein lebendes und empfindbares, ſo läßt ſich kein Jota davon rauben.“ — „Ich werde mich bemühen, Euerm Wunſche nachzukommen. Kann ich die Wiklif'ſchen Bücher erhalten, ſo werd' ich ſie ſelbſt mit großem Eifer ſtudiren.“ — „Ich hoffe, daß uns aus dem freiſinnigen Engelland das Licht ſtrahlen ſoll, deſſen wir bedürfen. Glaubt nur, es gibt in Böhmen der Lollharden *) mehr, als Ihr Euch wohl gedacht habt. Dazu kommt, ihre Lehre, ihr frommes und gottſeliges Leben hat ihnen in ganz Böheim bei unſern Grubenheimern und Bergleuten **) einen guten Geruch gemacht; denn dieſe einfachen Naturmenſchen haben noch Sinn für den reinen Glauben und die wahre Lehre. Auch an den von Frankreich hierher geflüchteten Waldenſern und Albigenſern, welche ſchon ein Paar Jahrhunderte ſtill und betriebſam in unſern Bergen hauſen und allein die Bibel als Richtmaß ihres Glaubens halten und bewahren, an allen dieſen frommen herrlichen Leuten finden die Wiklifiten offene Ohren und Herzen. Wenn ein Land vor allen geſchickt iſt, dem gräulichen Verfall der Kirche wieder aufzuhelfen, ſo iſt es unſer geſegnetes Böheim. Sein König und Herr hat ſich nicht unter das Joch der ſchlauen Pfaffen bringen laſſen und iſt bis jetzt den Angriffen des Erzbiſchofs ſtets glücklich widerſtanden; ſein Hof denkt, wie er;

---

*) Engliſcher Name der Anhänger und Schüler Wiklifs.

**) Sekten in den böhmiſchen Wäldern, die ſich von der kirchlichen Verderbtheit rein erhielten, ihre Prediger ſelbſt wählten und nur ſlavoniſche Predigten hörten.

ſorgen wir, daß ſeine Gattin eben ſo denke. Und Jeſus Chriſtus! was haben wir in Böhmen für helle Köpfe, freiſinnige Männer, die kühn herausſagen, was ſie vom Unfug unſrer Zeit denken und die Wahrheit mit dem Schwerte des Mundes vertheidigen. Ihr Same iſt ſtets auf gutes Land gefallen. Iſt doch die herrliche Poſtilla unſers wackern Stiekna in faſt aller Leute Hände, die in unſerm Lande noch etwas auf das unverfälſchte Wort halten. Noch lebt Johann Milicz und ſeine Kernſprache in gutem Andenken unter den Böhmen, und Matthias von Janow und andere wackere Männer wandeln noch unter uns. Auch werden andere aufſtehen, die das angeführte Werk fortführen, es werden welche kommen, die es vollenden." Das große blaue Auge des begeiſterten Jünglings ſtrahlte wie von einer Seherflamme verklärt; Hinko betrachtete ihn mit ſtiller Bewunderung. „Ihr reißt da mit kecker Hand einen Vorhang vor meinen Augen weg," ſagte er, „durch den ich zeither nur all dieſe Dinge verdüſtert und dämmerig ſah; jetzt erblick' ich eine neue Welt im hellſten Sonnenſchein, und ob mir gleich nichts ganz unbekannt, ſo hat mir doch das bezeichnende Wort dafür gemangelt. Ich ſtehe und ſtaune und kann mich kaum faſſen. Ja wir ſtehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Die Welt iſt tief gefallen, Gott und die Heiligen müſſen ein Aergerniß daran nehmen, und es muß bald beſſer werden." — „In den ärgſten Pfuhl und Schlamm der Gemeinheit und Gottloſigkeit ſind wir gerathen durch dies Pfaffenvolk. Tretet in unſre Kirchen; was ſeht Ihr an dem Ort ſtiller Gottesverehrung? Ein ſinnloſes Gepräng? Der Erzbiſchof, der Biſchof kommt alle Jahr einmal hinein, ſetzt ſich, angeputzt wie ein Götze auf ſeinen Thron, läßt ſich anräuchern wie ein Götze, gähnt und langweilt ſich bis zum Einſchlafen, verwünſcht innerlich des Prälaten langes Geplärre und eilt, wenn Jener geendet, an ſeine wohlbeſetzte Tafel, um ſich mit ſeinen Kebsweibern und Saufbrüdern baß zu ergötzen und zu entſchädigen für die ausgeſtandene Qual; oder er reitet auf die Beize, zu ritterlichem Schimpfſpiel, verpraßt ſeine Nächte bei üppigen Weibern, oder bei wälſchen Spielgaunern und Beutelſchneidern, die ihm mit den viereckigen weißen Knochen, auf die der Teufel ſeine Zahlen ſelbſt gekleckſt, das Geld der Kirche, das Blut der Armuth abnehmen. Machen's die Domherrn, Pröbſte, Dechanten, Prälaten beſſer bis zum jüngſten Subdiakon herab? In der Kirche ſpielen ſie uns Fratzen vor, in der Trinkſtube, im Refectorium ſind ſie ſelbſt welche. Das Volk verachtet Mönch und Weltgeiſtlichen, aber es läßt ſich von Beiden das Blut ausſaugen, es glaubt an keinen Papſt mehr, ſeit wir zwei haben, und die Bettelmönche des Teufels Licht halten, umher gehen und alle Schwachheit verführen und alle Unſchuld ermorden; geht es nicht zu drunter und drüber, kunterbunt und übereck wie in Sodom und Gomorrah? Jetzt thut ein feſtes Zuſammenhalten der Beſſern und Einſichtsvollern nöthiger als je, damit ſie einen Damm bilden gegen den wüthenden Strudel. Es gibt der jungen Leute unter den Studenten hier noch viel, die eben ſo denken, wie Ihr und ich, und Ihr ſeid eingeladen, zu unſerm Bunde zu treten, und werdet willkommen ſein." — Hinko gab ſeine Freude darüber zu erkennen, und Huß fuhr fort: „doch wir haben nun ein Erkleckliches geredet und unſer Herz und Sinn einander offenbart; jetzt ſollt Ihr meine verbeſſerte Abſchrift des Neuen Teſtaments haben. Iſt Euch etwas unklar, wendet Euch an mich; ſo viel in meinen Kräften ſteht, ſollt Ihr Aufſchluß über Alles erhalten. Hiermit überreichte der Student dem Kammerſänger der Königin einen Rothlederband, und Beide ſchieden mit dem Verſprechen, ſich bald wiederzuſehen. In ſeinem Gemach warf ſich Hinko ſogleich über die Arbeit her. Seit er die merkwürdige Unterredung mit Huß gehabt, fühlte er zu nichts weiter Luſt und Beruf, als zur Förderung ſeiner Schreiberei. Es vergingen auch einige Tage, während welcher er fleißig ſchrieb und mit Niemand weiter verkehrte, als dem treuen Franz, der ihm eine höfliche Einladung vom Ritter Czuch von Zaſada brachte und den Wunſch der Freifrau, ihn bald zu ſehen, ausſprach. Der König Wenzel hatte nämlich dafür geſorgt, daß die Reinigungsbulle Hinko's vervielfältigt und ausgetheilt wurde, auch all' ſeiner Dienerſchaft mit Strenge und bei ſchwerer Strafe verboten, dem Kammerſänger der Königin jemals eine Beleidigung in Bezug auf ſein gehabtes Unglück zuzufügen. Da des Königs Liebe und Freundſchaft für den Stöcker Jobſt bei Hof nur mehr als zu bekannt war, und der Meiſter deshalb bei allen Hofleuten in gar großer Achtung ſtand, ſo hätte es Niemand gewagt, dem ehemaligen Freiknecht auch nur ahnen zu laſſen, daß er nicht ſo genehm ſei, als Andre. Ein beſonderer Befehl des Königs ging noch dahin, der Königin Sophia nichts von Hinko's frühern ſchmählichen Verhältniſſen zu offenbaren, damit ſie keinen Abſcheu vor ihm bekomme.

Am dritten Tage, als dem Tage nach dem Schluß der Spiele und Hochzeitsfeierlichkeiten, hatte er ſeine erſte Vorſtellung bei der Königin. Sie lag, umgeben von ihren Frauen, auf einer Polſterbank und ließ ſich die Zöpfe flechten. Die Knospe ihrer Reize war nahe daran, ſich in einen vollen Kelch zu entfalten. Ihr Auge ſprang hold und freundlich auf den ſchönen Jüngling, der mit guter Auswahl angethan, die Laute in der Hand keck und ungezwungen und doch mit Anſtand hereintrat.

„Ew. Majeſtät, meine durchlauchtigſte Frau,“ ſprach er ehrerbietig, „ich bitte Euch um die Vergunſt, mir zu befehlen, welch ein Lied ich ſingen ſoll; von einem der italieniſchen oder provençaliſchen Meiſter.“ — „Ich liebe die Troubadour,“ verſetzte Sophia mit einem ſeelenvollen Blick, „doch lieb' ich den Meiſter Petrarka nicht minder. Wohlauf und wähle Dir ſelbſt ein Lied.“

So erlaubt, daß ich Euch meine Huldigung in einer Stanze des berühmten Troubadours Bernhard von Ventadour an den Tag lege; und ſogleich ſang er mit lieblicher Stimme:

„Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
Als daß Ihr duldet meinen Dienſt;
Ich werde, was auch mein Gewinnſt,
Euch dienen mit Vaſallenpflicht.

Seht her, ich ſteh' Euch zu Gebot,
Ergeben, willig, froh und treu:
Ihr ſeid ja nimmer Bär noch Leu,
Daß Ihr mich tödtet ohne Noth.“

Ein huldvoller Blick der Königin ſtreifte über des ſchönen Sängers Angeſicht. „Ich kenne das Lied,“ ſagte ſie leis erröthend, „es iſt eins jener berühmteſten Liebeslieder Bernhards an ſeine Geliebte. Und wenn mir auch dieſe und die Lieder der deutſchen Minneſinger nicht unbekannt ſind, ſo werd' ich doch je zuweilen gern eins von Dir ſingen hören, am liebſten aber wird es mir ſein, Du ſingſt Deine eigenen Lieder; denn daß Du ſolche dichten kannſt, haben wir ja vor wenig Tagen mit Luſt gehört; ſie begleiteſt Du dann mit ſelbſt geſchaffenen Weiſen.“

„Dieſem Uebermaß von Huld werd' ich nicht genügen können, hohe Herrin!“ rief Hinko und beugte ein Knie vor der königlichen Frau. — „Du wirſt mir zu Lieb' ſchon ein Lied dichten und es mir vorſingen,“ lächelte Sophia und Hinko rief entzückt: „Und hätt' ich nie eine Zeile verſucht, Eure Gunſt machte mich zum Dichter.“ Er wurde gnädig entlaſſen, und nicht Jünglingseitelkeit und der an ſeine Schritte gefeſſelte Sieg über die Frauen waren es, die dem verwöhnten Sohn der Minne zuflüſterten, daß er einen ſtarken Eindruck auf die junge Königin gemacht habe; es waren ein Paar Frauen der Herrſcherin ſelbſt, die dem Günſtling bald kein Geheimniß daraus machten, was Sophia in kindlicher Unbeſonnenheit verplauderte. Er fühlte ſich geſchmeichelt; doch waren die Regungen ſeines Herzens gegen die Königin mehr Ehrfurcht und Mitleid, als Liebe. Mit ſchwärmeriſcher Sehnſucht hing ſeine Seele an der fernen verlornen Markita und dieſe Sehnſucht trieb ihn unausgeſetzt zur Arbeit. Hatte er dieſe vollendet, ſo hoffte, ſo glaubte er ganz gewiß Markiten wieder zu finden. Dieſer Gedanke war der Grundton ſeiner Seele; er wurde zum ſtarken Ankertau, an welchem er das ſchwanke Schifflein ſeines Lebens feſtband. Auf der andern Seite wurde durch ſeine geiſtige Beſchäftigung ſein Verſtand und Scharfſinn doppelt in Anſpruch genommen; denn er prüfte und ſtudirte das heilige Buch mit eigenen Augen und brachte ſeine Mußeſtunden mit Huß und deſſen Freunden, die auch die ſeinigen geworden waren, zu. So wurde er von verſchiedenen Seiten her vor einer Thorheit bewahrt, zu der ihn Jugend, Leichtſinn und Minneglück leicht und ſchnell geriſſen haben würden.

Mit dem Könige, der ſelten eine nüchterne, klare Stunde hatte, kam Hinko in wenig Berührung und entſchuldigte ſich bei den Kämmerlingen mit ſeinem Gelübde; dagegen trat er in das Haus des Hofmarſchalks und wurde bald heimiſch darin. Denn nicht ohne große Freude merkte er es dem Ritter Czuch von Zaſada gleich in der erſten Unterredung an, daß er Kopf und Herz auf der rechten Stelle habe, die gleißneriſchen Pfaffen in der tiefſten Seele haſſe und den gereinigten Anſichten über Kirche und Papſtthum anhänge. Die Freifrau, durch eine ſchwere Lebensſchule gegangen, und von Erfahrungen ſelbſt gewitzigt, vertraut mit allen Claſſen der Menſchen und allen mit Liebe zugethan, aber auch voll ſtarken Haſſes gegen die Argen und Schlechten, huldigte den Meinungen ihres Gatten. Sie zeigte für Hinko eine große Theilnahme, denn ſtets hatte ſie ſein böſes Geſchick gerührt, und ſie ſchien es ihm recht in Wort und That an den Tag legen zu wollen, wie ſie, ſo viel immerhin an ihr wäre, für alle die ſchmählichen Unbillen ſeines Schickſals ihn zu entſchädigen ſich vorgenommen habe. Als nun Hinko mit dem reichen Schatz ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrungen, mit den in ſeinem Leben begründeten und durch den Umgang mit Huß und deſſen gelehrten jungen Freunden geläuterten Anſichten über die tiefe Schmach der chriſtlichen Kirche hervortrat, da neigten ſich die Herzen des Ehepaars dem Jüngling noch mehr zu und es dauerte nicht lange, ſo wußte die Freifrau um Hinko's Liebesgeheimniß, welches ſeine Stirne je zuweilen während der ernſthafteſten Unterredungen mit den Wolken der Schwermuth überzog. Sie zeigte ihm die innigſte Theilnahme; ach! ſie hatte ja auch ein trübes Geſchick im Dienſt der Minne zu beſeufzen. Zum Dank erzählte ſie ihm von Nürnberg; ſie verhehlte ihm nicht, daß ſie ſeinen Bruder geliebt, daß er ſie ſchändlich betrogen habe. Jugendträume erwachten ſtark in ihrer ſtarken Seele; ſie malte ihm all ihr Glück und Herzeleid, was ſie als Elſe Stengel in Nürnberg zu genießen gehabt, und ſchilderte ihm Agnes Potuſchka, daß er zurückſchauderte. Hinko enthüllte dagegen der Freifrau die Berührungen ſeines Schickſals mit dem der genannten Frau, und berichtete ihr gräßliches Ende. Die fromme Elſe ſchug ein Kreuz, betete ein Paternoſter für die arme Seele, und fuhr dann fort, Hinko mit allen Verhältniſſen ſeiner Familie bekannt zu machen, und er erfuhr von ihr mehr, als er je in Rom von Marquart erfahren.

Niemand war über dies Verhältniß vergnügter als Francisco, der in ſeinem geliebten Junker alle Wünſche erfüllt fand, die er je gehabt, und von nun an war er eigentlich weit mehr Hinko's Knecht, als der des Hofmarſchalls. Hinko nahm ſeine Dienſte gern, und verwendete das, was ihm durch die Gnade der Königin zufloß, ſich ein feſtes Eigenthum zu gründen.

Zwei Menſchen waren es, denen Hinko in Prag zu begegnen fürchtete; der Stöcker Jobſt und die Gräfin Hermenegilde. Die Erinnerungen an Beide waren ihm zu bitter, als daß er hätte wünſchen können, ſie möchten ſich in neuen Beziehungen verjüngen und wieder zu Begebenheiten werden. Er hörte oft von Hermenegilden und ihrer Mutter. Beide lebten ſtill und höchſt eingezogen auf ihrer kleinen Beſitzung auf dem Schmichow, die ihnen die Gnade des Kaiſers gelaſſen hatte; denn die übrigen Güter des Grafen Cresba waren von der Krone eingezogen worden. Wo der Graf lebte, wußten in Prag nur ſeine vertrauteſten Freunde und Verbündete, ſeine Gemahlin und Tochter aber nicht. Die letztere war Mutter eines Töchterleins, welches ſo geiſtig und zart ſich ausbildete, wie Hermenegilde. Ihr Leben friſteten ſie von einem nicht kargen Gnadengehalte des Königs. Hermenegilde war zuweilen bei der jungen Königin; doch nur auf ausdrückliches Verlangen derſelben. Weiter wußten die Höflinge, denen Hinko's Abenteuer mit der Gräfin noch wohl erinnerlich war, dieſem nichts über die Familie Cresba zu erzählen.

Die Nachrichten, welche Hinko über Jobſt erhielt, waren nicht erfreulicher. Man vermuthete, daß der König noch immer mit ungeſchwächter Liebe an ihm hänge und zuweilen noch nächtliche Umritte mit ihm hielte, auf denen es nicht beſonders ehrbarlich zugehe, aber man wußte darüber nichts Gewiſſes; denn die vertrautern Diener des Königs, welche bei dergleichen Gelegenheiten waren, hüteten ſich wohl, davon zu ſprechen.

Eines Abends kehrte Hinko aus dem Hauſe des Hofmarſchalks zurück, wo er mit Elſen, Huß und einigen andern geiſtreichen Freunden — Hinko hatte auf Bitten des Ritters ſeine Freunde mit in Czuchs Haus geführt und man hatte dort ſehr heitere und belehrende Zuſammenkünfte — mehre Stunden verplaudert, während der Hofmarſchalk den Dienſt auf dem Schloſſe hatte. Der König wollte nämlich am andern Tag nach Bettlern und gab den Großen ſeiner Hauptſtadt noch einen Abend- und Abſchiedsſchmauß. Franz begleitete Hinko wie gewöhnlich und trug ihm die Bücher nach, aus denen in jenen Zuſammenkünften vorgeleſen wurde. Schon dunkelte es, als ſie die Schloßtreppe hinaufſtiegen. Ein Edelknabe des Königs hielt vor Hinko's Thür Wache. „Des Königs Majeſtät,“ ſprach er, „beſiehlt Euch, ſogleich zu Gaule zu ſteigen und auf den Wiſchehrad zu reiten; ein Knappe wartet Euer ſchon mit den Pferden.“ — Hinko fühlte ſich unangenehm überraſcht, aber er mußte dem Befehle gehorchen. — „Wißt Ihr was,“ erinnerte Franz, „nehmt mich ſtatt des königlichen Knechts mit. Es iſt ſchier lange her, daß ich kein Träblein mit Euch gemacht, und mich verlangt's zu wiſſen, was ſie noch in der Nacht mit Euch vorhaben.“ — Hinko lehnte das Anerbieten des Neugierigen nicht ab; er forſchte von dem Pagen, wo der König ſei, dieſer behauptete, denſelben inmitten der Gäſte noch vor kurzem an der Tafel geſehen zu haben, und ſo ging Hinko, zweifelhaft, was ſeiner auf dem Wiſchehrad warte, dem Befehl zu gehorchen. Franz trabte hinter her und träumte ſich in die Zeiten zurück, wo er in Pavia hinter den fröhlichen Junker Henrico Tarquini hergekleppert war, der doch kein anderer Mann geweſen, als der ſtumme in ſich gekehrte Hinko von Happerswyl, welcher jetzt vor ihm herritt. Der Knecht fing einige Mal ein Geſprächſel an, aber da Hinko einſilbig blieb, ſo verſtummte auch er wieder und überließ ſich ſeinen Gedanken. Sie langten auf dem hohen Schloſſe an. Sogleich trat ſie ein Leibdiener des Königs an und meldete den Befehl, daß Hinko, ohne erſt abzuſteigen, nach dem Freihauſe reiten ſolle. Dies Wort traf ihn, wie ein Dolchſtich. Doch er mußte dem Befehl Folge leiſten, oder das Aergſte erwarten. Ein Paar Augenblicke überlegte er, was das Aergſte ſei, ſich dem Zorn des Königs Preis zu geben — denn nichts Anders konnte er vermuthen, als daß der König ihn ſehr hart anlaſſen würde, weil er deſſen Wunſch nicht nachgekommen und bei'm Stöcker Jobſt zugeſprochen war, — oder ſogleich von dannen zu reiten in die weite Welt, und all das Ungemach wieder zu erdulden, was er bis zum tiefſten Elend herab ſchon ertragen. Aber da fiel ihm ſein Gelübde wieder ein, da gedachte er ſeiner Freunde, des trefflichen Huß, des edlen Czuch und deſſen herrlicher Gemahlin, und augenblicklich ſtand ſein Entſchluß feſt, Alles zu erdulden, was des Königs Ungnade im Freihauſe über ihn verhängt habe. Francisco wich nicht von ihm und ſo ſprengten Beide den einſamen verraſten Weg nach des Stöckers Wohnung zu. Hinko's Herz ſchlug heftiger, wie ein Hammer, an die Bruſt, je näher er der Stätte ſeines lauten Jammers und ſeiner ſtillen Freuden kam. Alle Wehmuth ſeines ungeheuern Schickſals kam mit Geiſtergewalt über ihn und preßte ihm Thränen aus dem innerſten Herzen in die Augen herauf. Sein Athem wurde kürzer, als er durch das Thor ritt, in welchem er einſt ohnmächtig gelegen, ein willenloſes Opfer einer tückiſchen Macht. Die Pferde hielten. Francisco ſprang herab; die Füße verſagten Hinko den Dienſt. Da ſchlugen die Rüden gewaltig an, man wurde im Hauſe aufmerkſam; Fackeln erſchienen. Die Knechte kamen, die Ankömmlinge zu empfangen. Franz hob ſeinen Herrn herab; die Hunde erkannten ihn plötzlich und ſprangen hoch an ihm hinauf, mit ſtürmiſcher Gewalt ihm ihre außerordentliche Freude zu erkennen gebend. „Er iſt's!“ rief Hinek in's Haus hinein, „Er iſt's!“ hörte man drinne des alten Jobſt Stimme. Hinko trat vielfach begleitet in das große Zimmer. Es war hell erleuchtet. Der König ſaß hinter der Tafel auf dem großen Polſterſtuhl, rechts und links waren die Weinkannen aufgepflanzt, wie ein Freudengeſchütz, ein Oberkämmerer und ein Wildmeiſter, zwei luſtige Brüder, hatten ohnfern ihren Platz, und der Hofnarr ſprang im Hintergrunde umher. An der Thür kam Jobſt dem eintretenden Hinko mit wankendem Schritte entgegen. „Kommſt Du endlich, Junge?“ rief er ſchmerzlich. „Und der Kaiſer muß es Dir erſt befehlen? Haſt Du Deines alten Herrn und Meiſters ſo ganz vergeſſen? Hab' ich das an Dir verdient? Iſt das der Lohn, daß Du mir die Perl meines Lebens, das Kleinod meines

Hauſes davongenommen, daß Du mir den Stab entriſſen, auf den ſich mein Alter ſtützen wollte?" Bei dieſen Worten ſtürzten dem rauhen finſtern Mann Thränen aus den Augen. Die Erinnerung an ſeine Tochter brach ſein hartes Gemüth.

„Das hieß Dich Gott thun, daß Du gekommen biſt, Duckmäuſer," rief der König hinter dem Tiſche in weinfröhlicher Laune. „Was haſt Du gegen meinen alten Nachtvogel? Warum ſcheerſt Du Dich nicht zu ihm? Ich hatte Dir's ja geheißen. Er flennt mir zuletzt wie ein hungriges Kind und hat Luſt, Dich vor lauter Liebe aufzufreſſen, und Du kommſt nicht? Ich ſollte Dir billig die Ruthen vom Alten ſelber auf den Rücken binden und Dich durch die ganze Stadt führen laſſen. Aber mein altes Käuzlein hat ſelbſt für Dich gebeten und meint, Du fürchteſt Dich vor ihm, weil Dir die Markita nachgelaufen. Dieſe Furcht will er Dir benehmen und einen Veſpertrunk mit Dir thun vom beſten Würzwein, den der König von Böheim in ſeinen Kellern hat. Setz' Dich, Flachshaar, hier an den Tiſch und laß alles Vergangene vergeſſen ſein." Hinko, froh, ſo billigen Kaufs davon gekommen zu ſein, lebte gleichſam neu auf. Er ließ ſich die Vorwürfe des Königs und die Liebkoſungen des Stöckers gefallen und ſagte: „Ich danke meinem durchlauchtigſten Herrn für hohe Gnade und ſo Ihr, Meiſter Jobſt, keinen Haß auf mich geworfen habt, nah' ich Euch ſonder Furcht und mit herzlicher Liebe, zumal ich wohl weiß, daß Ihr der Bruder meines guten alten Vaters ſeid." — „Weißt Du's, Goldjunge?" rief Jobſt und küßte Hinko auf die Stirn. „Und wo iſt Niklas, mein

Bruder?" — „Ich kann's Euch nicht berichten. Mein Leben hat mich in einem heftigen Strudel umhergedreht, und ſtets von denen geriſſen, zu denen ich gehörte. Es ſind über ſechs Jahre, daß ich meinen Vater nicht geſehn, und damals war er noch Schultheiß, ein reicher Mann und ich ein thörichter Student." — „Nun Deine Kümmerniſſe werden auch ihr Ziel haben. Vertrink' Dir die Sorgen in unſerer Geſellſchaft." — „Du haſt mich nasgeführt, Zeterbalg!" jubilirte der König mit hochrothem Kopfe, „dafür will ich Dich dieſen Abend unter den Tiſch ſaufen. Gevatter, bring' Dein Vesperbrot her, die guten Jungen dort haben ja heut Abend nicht mit an des Königs Tafel ſich ſatt eſſen dürfen, weil ihre Magen nicht hochadlig ſind. Darunter dürfen ſie nicht leiden. Eßt und trinkt und ſeid keine Zieraffen. Wir wollen einmal einen fröhlichen Abend halten, damit mein Gevatter Düſtermann vom fröhlichen Weingott gehänſelt und bezwungen ſich der läppiſchen Narrebei ergebe, wie er ſonſt gethan. Mir iſt ſo ſüßwohlig zu Muthe, wie den Hexlein und Druben zur Walpurgis, ein holdes Weib beglückt mich und das macht mich froh. Aber ich will auch Euch munter ſehen. Drum zecht und ſprecht, trinkt und ſingt, ſauft und rauft. Seht her, Ihr Hellerfüchſe, da hab' ich Euch eine reiſende Uhr und ein Laienbrevier *) mitgebracht. Das letztere hat mir mein königlicher Bruder von Frankreich zum Geſchenk gemacht. Damit könnt Ihr Euch nachher die Pfen-

---

*) Volksname für die Würfel, die 1330, und das Kartenſpiel, welches 1380 erfunden wurde.

ninge abgaunern. Was der König gewinnt, das zahlt ihm Keiner, was der König verliert, das zahlt er Jedem. Seid Ihr das zufrieden.“ — „Das ſind wir!“ riefen die Andern lachend und griffen nach den Karten und Würfeln, um die feine Arbeit derſelben zu bewundern. — „Während Ihr von Meiſter Jobſt's trefflichen Mandelkäſe was Tüchtiges zu Euch nehmt, Ihr Herrn,“ ſagte Butterknötele und erfaßte das Kartenſpiel, „ſo erlaubt mir ja wohl mein kaiſerlicher Bruder, daß ich ihm zu den netten Heiligenbildlein den Text herſage und das Brevier abbete, nach meiner Art und Weiſe.“ — „Sag an, Narr, Dein Gekos und Geſchleck. Du ſollſt Pfaff ſein; lies uns die Meß aus dem bunten Büchlein. Wir wollen Dir horchen.“ — „Das Büchlein zeigt vier Farben,“ begann der Narr; „das rothe Herz bedeutet den römiſchen Papſt, der da behauptet, er ſei's, der das Herz Chriſti allein gefreſſen und dem wir's glauben, weil er's ſagt. Auch iſt er deshalb Roth-Herz, weil er dem ſchwindſüchtigen deutſchen Reich das letzte Herzblut abzapft. Die Kleriker und Plattenhelden tragen auch alle gar minneluſtige Herzen und bieten ſie jeder rothwangigen Dirne an, ſie tragen die rothen Flittern auf ihren weiten Röcken; drum iſt Roth-Herz das Papſtthum mit all ſeinen faulen Wänſten. Dann kommt grün Laub. Das bedeutet Euch, mein hoher Herr, und Eure Herrſchaft. Denn Ihr ſeid ein Waidmann und tretet ſtets grün einher; auch habt Ihr die beſten Hoffnungen, daß über lang oder kurz das ganze heilige römiſche Reich zuſammenſtürze, wie ein altes Haus, aus dem die Pfaffen die beſten Balken ausgeſägt haben; und Grün iſt ja die Farbe der Hoffnung. Auch gleichen die Länder, denen Ihr obwaltet, großen, wüſten Wäldern, welche reiſende Thiere durchfahren mit wildem Gebrüll und Alles zerreißen und auffreſſen, was ihnen vor die Naſe kommt. Ihr haltet es mit dem Roth-Herz und ſo recht; denn Hoffnung und Liebe ſind ſtets beiſammen, und Pfaffen und Jägersleut gehen zuſammen auf die Jagd; dieſe auf die Menſchen-, jene auf die Thierjagd. Nun kommt Schellen, meine Leibfarbe, die Narrenkappe, die Farbe der halben Welt; ſie bedeutet zunächſt den Hundsfott zu Avignon, der ſich auch einen Papſt nennen läßt, als den König aller Schellenkönige, und all ſein Volk trägt Eſelsohren und Schellen daran. Die vierte Farbe iſt Eichel. Das bedeutet die Franzoſen ſammt ihrem König; denn Eicheln iſt ihre Koſt. Sie ſind Schweine und grunzen: Oui! Oui, und ſind Ochſen und rufen: Muh! Nuh! Muh! Und den Narren und dem Vieh hängt man Schellen an, drum halten ſie's mit dem Putzenmummel in Avignon. Trifft meine Deutung nicht, ſo glaub' ich ſchier, die Karten ſind gemacht, allein das deutſche Reich vorzuſtellen. Es ſind zuerſt vier Kronen des Reichs Lehn, die Krone Böhmen, Ungern, Dänemark und Polen; und das ſind die vier Däuſer. Es ſind vier Herrſcherhäuſer: Oeſtreich, Sachſen, Braunſchweig, Baiern; da habt Ihr die vier Könige. In den Farben wechſeln ſie; einer um den andern iſt Schellenkönig, oft ſind ſie's alle vier. Vier Säulen und Stämme des Reichs: Braunſchweig, Baiern, Schwaben, Lothringen ſind die Obermänner. Die Untermänner nenn' ich Euch als die vier Markgrafen: Mähren, Brandenburg, Meißen und Baden. Es gibt vier

Landgrafen, das ſind' gewichtige Herrn und iſt jeder ihrer zehn werth; das ſind: Thüringen, Heſſen, Elſaß, Leuchtenburg. Weniger haben ſchon die vier Burggrafen zu bedeuten und ſie verſteh' ich unter den Neunen: Nürnberg, Magdeburg, Stramberg, Leißneck. Es kommen die Achten; das ſind die vier Grafen: Cleve, Savoyen, Schwarzburg, Zelle. Vier Freiherrn: Limburg, Weſterburg, Thuſſis, Alwalden; die Siebenen. Die Sechſen ſind die vier Ritter: Andelau, Weiſſenbach, Frauenberg, Strundeck; die Fünfen die vier Städte: Augsburg, Metz, Aachen, Lübeck; die Vieren die vier Dörfer: Bamberg, Ulm, Hagenau, Schelbſtädt; die Dreien die vier Bauern: Kölln, Regensburg, Koſtnitz, Salzburg. Die Zweien ſind die armſeligen Juden, Eure Kammerknechte, und die Einſen ſind die noch armſeligern und elendern Tatern und Zigeuner, die in's Reich kommen ſind und gar nichts bedeuten, die aber gleich den Juden an allen vier Enden wohnen." — „O Du Kalbsfuß!" rief der König, „Du haſt ja die Kurfürſten und die Pfaffheit vergeſſen! Biſt Du bei offenen Augen blind? Pack' Deinen Witz in ein Käſepapier, damit er wenigſtens nach was riecht." — „Halt, Brüderlein, und nimm meine Hundsgugel für Deine Erinnerung; denn Du haſt mich noch nicht ausreden laſſen. Nein, ich habe nichts vergeſſen und das Beſte kommt zuletzt. Ohne Pfaffen und Kurfürſten läge das Reich in Ruh' und Friede; ohne die Spieler die Karten. Nun ſeht, Kurfürſten und Pfaffen ſind die Spieler, die werfen Alles durch einander, hetzen den Adel gegen die Städt', den Bauer gegen den Fürſten, und ſo immer einen gegen den andern, und erhalten den ewigen Streit, damit ſie fein gewinnen und das Geld einſtecken.“ — „Schön, mein Junker!“ lachte der König ganz unmäßig aus vollem Halſe. „Dein fetter Witz hat ſich gut aus dem Handel gezogen. Aber ſag' mir, ungehobelter Schalksknecht, wie kannſt Du des ganzen Reichs Ordnung und Stände hererzählen und mit dem bunten Laienbrevier vergleichen, ohne meiner zu gedenken, der ich doch des Reichs Oberhaupt und König bin?“ — „Was kann ich dafür, allerdurchlauchtigſter Herr,“ verſetzte der Narr höhnend, „daß weder in der Karte, noch unter den Spielern ein Plätzchen mehr iſt. Die Karten wiſſen nichts von einem Oberhaupte und die Spieler laſſen Euch nicht mitſpielen. Wahrlich Euern Antheil am deutſchen Reich will ich roh, gekocht und gebraten eſſen alle Tage vom Aſchermittwoch bis zum Oſterſonntag, und dabei doch die Faſten halten und keine Sünde thun. Oder ſoll ich Euch etwa mit dem betrunkenen Wirth vergleichen, den die hitzigen Gäſte, wenn ſie uneins werden bei'm Spiel und an einander gerathen mit Scheltworten und handhaftiger That, zum Schieds- und Friedensrichter anrufen, dem aber keiner gehorcht, und auf den ſie alle ſchelten, wenn ſie wieder eins geworden, oder ihn zur Thür hinauswerfen, wenn er ihnen die Unart verweiſt?“ — „Ei, Du liſtiger Fuchs!“ rief der König, „für dieſen Prallriller haſt Du Zweierlei verdient, erſtlich daß ich Deinen ſchwammigen Arſch ausklopfen ließe, wie eine gepolſterte Bank, ſodann daß ich Dir ein gülden Kettlein vom Goldſchmied kaufte, beſſer als es meine edelſten Ritter tragen.“ — „Gebt mir das Letztere und bezahlt den Goldſchmied mit dem Erſtern." — Der König wollte ſich ausſchütten und wurde immer aufgeräumter. „Junker Haſenfuß," jauchzte er, „Du ſollſt das Kettlein haben; denn Du haſt mir einen ſehr fröhlichen Abend gemacht. Die Schläge ſind Dir erlaſſen. Alter Jobſt, auch Dein ſonſt griesgrämlich Geſicht hat ſich verklärt; Freude ſtrahlt aus Deinen Augen. Wir wollen ein Liedlein ſingen, wie's fröhlichen Weinzechern ziemt. Aber Alles, was im Hauſe lebt und webt, geht und ſteht, ſitzt und liegt ſoll, Theil nehmen an unſrer Luſt. Wenzel, der Böhmenkönig, will einmal Menſch ſein unter Menſchen. Herein! Herein! Knecht und Magd, rufe ſie. Auch Jirſchi, Dein Sohn ſoll kommen, Jobſt. Er wird ja Dein Nachfolger und ſo kann er immerhin ſehen, wie's ſeinem alten Vater einmal wohl iſt." — Des Königs Befehl mußte ſtracks vollzogen werden; Jirſchi kam und hinter ihm quoll die Dienerſchaft des Hauſes herein nebſt den Reitknechten und Knappen des Königs und ſeiner Begleiter, und der luſtige Franz mitten darunter. Während nun Jobſt ſeinen Sohn mit Hinko bekannt machte und Beide ſich herzlich begrüßten, ſtimmte der König ein allbekanntes Liedlein an, trommelte den Takt auf den Tiſch, und die Andern ſtimmten luſtig ein, nachdem ſie die Kehle durch einen guten Schluck geſchmeidig gemacht hatten.

Während dem wilden wüſten Geſange ging die Weinkanne von einem Mund zum andern vom Könige bis zur Stallmagd herab. Bald ſang man andere Lieder, ſcherzte mit den Dirnen, erzählte Schwänke, brachte Trinkſprüche aus, und die Herrn ſpielten in der Karte oder beluſtigten ſich mit den Würfeln. Der Wein hatte ſchon manchen Kopf ſchwer gemacht; vor allen aber hatte Franz, die Freiheit, einmal fern von ſeinem kleinen Eheteufelchen nach Luſt und Belieben und alter liederlicher Art leben und zechen zu können, trefflich benutzend, der Kanne zugeſprochen, und war während des einlullenden Geſanges in einen ſüßen Schlaf verfallen. Der Hofnarr, der ſchon lange einen Zahn auf die treuherzige Luſtigkeit des wohlgenährten Italieners, von dem er je zuweilen ſchon Manches hatte ausſtehen müſſen, gehabt, ſpionirte umher und gewahrte den Schläfer. Er trat an die Spieler und ſagte: „So Ihr die Kerzen verlöſchen und fort würfeln und karten wollt und dazu lärmen und ſchreien und das Spiel anrufen, wie ſich's gebürt, und wollt das Liedlein fortſingen und Alles thun, gleichſam als brennten die Lichter noch, ſo will ich Euch eine Witzung aufſtellen mit jenem Schlafratz, gar ſpeiſig und wunniglich." — „Du ſollſt Deinen Willen haben, Narr," ſagte der König. Drauf wurden die Lichter ausgelöſcht und wohl ausgethan, alſo daß es ſtockfinſter war im Gemach. Der Geſang aber ging fort nach wie vor, geſcherzt wurde noch etwas lauter und unziemlicher. Die Karter warfen die Blätter mit Pochen und Klapſen auf den Tiſch. Dazu hörte man die wunderlichen Worte: „Angeſagt! Rothköpfchen mit der grünen Spitz! Aufgethan! Trumpf gezogen! Heraus mit dem Alten! Schaarwenzlein! Ich ſitz' in der Hinterhand. Ich ſteche. Ich ſchlag' aus. Ihr habt ſie dick. Dort reiten die drei Herrn ꝛc." Die Würfler aber raſſelten mit den Knochen und warfen ſie auf den Tiſch aus und man hörte: „Paſch! Galgen voll!

Schemelbein! Mops! Doppelmops! Stich! Scheel! Blind!" Unterdeſſen hatte ſich Butterknötele an Franz herangeſchlichen und war ihm mit der flachen Hand leiſe über das Geſicht gefahren, ſo daß er ſich regte und erwachte. Augenblicklich rief der Narr: „So ſchnäuze doch dort die Lichter, Diez oder Heinz oder Kunz oder wie ihr langgeſchoſſenen Burſche ſonſt heißt. So iſt's brav! Aber halt! Die Lichtſchnäuze iſt der ſchwarzhaarigen Trutſchel dort in den Geren gefallen. Tapp zu! Es raucht! Es brennt!" — „Um aller Heiligen willen!" hörte man jetzt Franzens Stimme ängſtlich rufen. — „Was haſt Du vor, Dachs?" fragte Butterknötele. „Schreiſt Du aus einem wüſten Traum auf? Erzähl' uns, was Du Gräuliches geträumt." — „Jeſus und Maria!" ſtöhnte der Italiener laut auf. „Sagt mir doch um Gott, brennen denn die Kerzen?" — „Ei, Du verſoffener Schlingel, haſt Du Dir die Augen aus dem Kopfe geſchlafen? Siehſt nicht die helle Stube voll Lichter? Siehſt nicht, wie Meiſter Jobſt ſeinen Kredenzſchrein ringsum mit brennenden Kienſpänen beſteckt hat?" — „Trumpf aus! Paſch! Gut geworfen! Hoho!" ſcholl's vom Tiſche her und die Karten rauſchten und die Würfel klapperten. — „Heilige Madonna, ich bin blind geworden!" brüllte Franz in gräßlicher Verzweiflung. — „Dummbart! reib' Dir die Augen aus; oder haſt Du ſie vielleicht gar noch zu und jammerſt uns was vor?" — „Ach ich reibe ſie; ich habe ſie auf; aber ich ſehe keinen Lichtſtrahl. Ich ſehe keinen Menſchen von der ganzen Geſellſchaft. Ich bin während meines Schlummers ſtockblind geworden. Weh mir Armen! Ach, und was wird meine liebe Ehewirthin angeben, wenn ich ihre minnigliche Schönheit nicht mehr ſchauen kann? All' ihr Himmliſchen! Ich will alle meine Sünden beichten. Schafft mir einen Prieſter zur Stell'; ich will beichten! Vielleicht iſt mir dann noch zu helfen. Ah Monſignore Henrico, wo ſeid Ihr? Gebt mir Eure Hand, ich bin ein geſchlagener Mann. Seht, tröſtet meine Agathe und holt mir einen Diener der Kirche herbei.“ So weinte, heulte und ſchrie der arme Betrogene durch einander, und der König ſtopfte ſich den Mund mit einem Tellertuch. Endlich aber brach eine der Mägde mit hellem Lachen hervor und augenblicks ſtimmten alle Andern im Chor ein. Ein wüthendes Gelächter erſcholl durch das Gemach und Franz, meinend, man verlache ſein Unglück, jammerte darüber wie ein geſchlagenes Kind. Als die Lachluſt befriedigt war, befahl der König dem Stöcker, den armen Schelm von der Blindheit zu heilen. Jobſt tauchte die Finger in Wein, fuhr Franzen damit über die Augen, band ihm ein Tellertuch feſt darum, mit dem Bedeuten, daß er in wenig Minuten wieder werde ſehen können. Flugs ſteckte ein Knecht die Lichter und Späne wieder ringsum an; das Tuch fiel und Franz erblickte mit freudiger Ueberraſchung die Flammen der Kerzen und die luſtige Geſellſchaft. Mit dem Entzücken der höchſten Dankbarkeit küßte er des Stöckers heilende Hand und ſchwur ſeine außerordentliche Kunſt weit und breit zu rühmen. Er war nun ganz munter geworden, und trank ſich in der Freude, ſein Augenlicht ſo ſchnell wieder erlangt zu haben, ein zweites Räuſchchen. Fröhlich ſchied man lange nach Mitternacht von einander.

Am Morgen zog der König mit ſeiner Gemahlin und großem Gefolg auf ſein ſchönes Jagdſchloß Bettlern, zu böhmiſch Ziebrak genannt. Der Kammerſänger der Königin durfte nicht fehlen; denn wenn die hohe Frau durch Au' und Feld, Wald und Flur geritten war auf ihrem milchweißen Roß und nun zu Hauſe lag in ihrem Kloſet, auf dem zierlich geſchnitzten Polſterbett, bedient von ſchönen Frauen, da begehrte ſie des Sängers wieder, der ihr erſt auf der Fahrt gefolgt meiſt mit Bogen und Pfeil, damit er zur Laute ſänge, was ſie geſehn und erlebt. Und in die wunderfarbigen Zauberſchleier der Dichtkunſt gehüllt, hold beleuchtet von dem ſüßmatten Mondſtrahl der Erinnerung, tauchten die Geſtalten, die ſie geſehn, ihrem Auge weit lieblicher als zum erſten Mal, noch einmal vor ihrem trunkenen Blicke auf. Des lieben Sängers Worte wurden zu lebendigen Bildern, die Bilder zu Thaten und wie ein roſenfarbnes Band durch einen üppigen Blumen- und Blätterkranz ſchlang ſich durch alle hindurch ihr eignes holdſeliges Bild; ihr eigener Name war der gefeierte, auf ihre Worte, auf ihre That fiel der vollſte Strahlenbündel der Sonne der hohen Poeſie, die aus des Sängers Augen leuchtete, gluthvoll, feuerrollend, heiß und verſengend, die aus des Dichters Mund quoll, eine lebendige ſprudelnde Quelle und bald ſanft koſend, bald wild rauſchend in dem Geliſpel und dem Geſtürm der Saiten dahinfloß. Dann ſenkte ſie wohl hocherröthend das ſchöne Auge auf den ſich entwickelnden Buſen, dann hob ſich die Bruſt höher von ſchönen Ahnungen geſchwellt, dann ſtieg wohl zuweilen ein Seufzer herauf, dann glänzte wohl gar eine Silberperle in der langen Wimper, erzeugt von Sehnſucht nach dem Unerreichbaren, Unendlichen, Ungenannten.

Die Königin ritt mit dem König zu Walde. Hinko trug ihr den Sperber nach auf der Fauſt, wenn's zur Vogelbeize ging; er trug ihr die Paläſter, wenn man Jagd auf einen Rehbock machte, einen Fuchs prellte, einen Luchs verfolgte. Er mußte ihr das Roß führen auf ſchlechten Wegen; er nur durfte den Steigbügel halten, wenn ſie ſich in den Sattel oder herabſchwang. In ihrem Gemach dann ſang er vor ihr oder las ihr vor aus dem Meiſter Gottfried von Straßburg. Auch forderte ſie ihn oft auf, ihr aus ſeinem reichen Leben etwas zu erzählen. Er begann allmälig die junge lenkſame Frau auf die Argheit der Pfaffen, die Verderbtheit der Welt durch dieſe Wölfe in Schafskleidern zu leiten, und machte ſie zuerſt in der tiefſten Seele ſchaudern vor der Tücke, Bosheit und Hinterliſt der Diener der Kirche. Hernach erzählte er ihr von den herrlichen Männern, welche dem wahren Glauben wieder zu ſeiner alten Lehre verhelfen möchten, ſprach von Wiklif, und erregte ihre Sehnſucht nach dieſes Mannes Schriften. Endlich machte er ſie wie zufällig mit dem Umſtande bekannt, daß dieſe Bücher Eigenthum des Königs ihres Gemahls wären. Er hatte ſich nicht verrechnet; noch an demſelben Tage ging Sophia ihren Gatten darum an, und da er ihr noch nichts abzuſchlagen vermochte, ſo wurde ſogleich ein reitender Bote nach Prag an den Kanzler Hanko mit dem Befehl geſandt, die Bücher Wiklifs, die er im Verſchluß hatte, nach Bettlern zu ſenden. Bei'm nächſten Jagen ſagte die Königin zu Hinko: „Da mir mein

Beichtvater, Pater Nepomuk, jetzt, ſo lang' ich in Bettlern verweile, nicht zur Hand iſt, ſo lang' wirſt Du mir wohl aus den Büchern des engländiſchen Profeſſors überſetzen müſſen; denn ob ich gleich etwas Latein gelernt, ſo ſtudir' ich doch über Manchem vergebens, und mag mir den Kopf nicht zerbrechen.“ Von dieſem Tage an wurde der Geſang oft ausgeſetzt; denn die Königin wollte weiter nichts hören, als die freiſinnigen geiſtreichen Aeußerungen, Anſichten und Meinungen des kühnen Wiklifs.

So kam der Juni heran und mit ihm die Zeit, zu welcher König Wenzel wieder in Prag zu ſein verſprochen hatte. Mit dieſem Verſprechen hatte es folgende Bewandniß. Durch Wenzels neue Vermählung war er wieder in manche Beziehungen mit dem Erzbiſchof gekommen. Der zelotiſche Kirchenfürſt glaubte, der König werde, durch die Unſchuld und Liebenswürdigkeit ſeiner jugendlichen Gemahlin von den wüſten Gelagen zurückgehalten und auf einen beſſern Lebensweg geführt, fernerhin mehr im Intereſſe der Kirche handeln, und kam ihm deshalb ſchon vor der Hochzeit auf mancherlei Weiſe entgegen. Der König, zwar launenhaft, heftig, jähzornig und in der Hitze zuweilen ſogar grauſam, hatte doch einen gar vergeßlichen Sinn und ein verſöhnliches Herz; er that, als wäre zwiſchen ihm und Johann von Jensſtein nie etwas vorgefallen. Der Erzbiſchof vollzog die Trauung des Königs ſelbſt, wohnte mit ſeinem Hofſtaat und ſeiner ganzen Kleriſei dem Hochzeitszug und der Hochzeit bei, und führte während der Tafel dem König zu Gemüthe, wie er Gott einen ganz beſondern Dank ſchuldig ſei, indem er ihn mit einer ſo liebreizenden und tugendſamen Gemahlin geſegnet und alle Empörungen, welche wie Schlangengeziſch ſeither ſich gegen den Thron erhoben, glücklich in der Geburt erſtickt habe. Auch liege bereits ein angefangenes höchſt gottſeliges Werk vor, durch deſſen Vollendung König Wenzel auf die geſchickteſte Weiſe Gott und allen Heiligen ſeinen Dank und Anbetung ausſprechen und noch obendrein ſeinen Namen unſterblich machen könne. Der König, bei froher Laune und durch des Erzbiſchofs Worte geſchmeichelt, verſprach ohne Säumen den Bau der Schloßkirche fortzuſetzen und zu vollenden. Dieſer von ſeinem Vater Kaiſer Karl angefangene herrliche Bau war 1385 unterbrochen worden und ſo ſtand nur die eine Hälfte des Kreuzes vollendet da, in welches ſie zu bauen der Plan vorlag. Schon zu Ende des vorigen Jahres, als Wenzels neue Vermählung beſtimmt worden und die erſte Annäherung zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof erfolgt war, hatte der Letztere, dem Alles an der Vollendung der Kirche gelegen war, ſich nach Rom an den Papſt gewendet und Bonifacius IX. hatte auch ſofort eine Bulle erlaſſen, worin er Allen, die zur Ausbauung der Kirche hülfreiche Hand leiſten würden, einen großen Ablaß zuſagte. Auf der Hochzeit ſelbſt wurde nun noch ausgemacht, daß am heiligen Pfingſtfeſt der Grundſtein der zweiten Hälfte gelegt werden ſollte. Der Erzbiſchof ließ es nicht dabei bewenden, den König auf dieſe Weiſe ſelbſt zu bearbeiten, er hoffte noch ſicherer zu gehen, wenn er durch die junge Königin, zu welcher Wenzel eine ſehr große Zuneigung zeigte, ſeine Zwecke verfolge. Zu dem Ende geſchah es denn auch ganz allein auf ſeinen Antrieb, daß ſein eigener Vikar der Königin Sophia zum Beichtvater und geiſtlichen Rath beſtellt wurde. Dies war Johann Pomuk, auch Nepomuk genannt, Erzdiakonus zu Saatz und erzbiſchöflicher Vikar, ein biederer Mann in den hohen vierziger Jahren, aber allen Neuerungen in Kirchenſachen feind, für die weltliche Oberherrſchaft der Kirche eingenommen und den Intereſſen des Erzbiſchofs ſtreng ergeben. Aus dieſen Umſtänden ergibt ſich die Beſchränktheit ſeines Geiſtes. Johann von Jensſtein wußte, daß er keinen ihm treuer ergebenen Mann unter allen Prieſtern und Klerikern des Königreichs hatte und hielt deshalb viel auf ihn. Nepomuk wurde Beichtvater der Königin Sophia, doch hatten die wenigen Stunden, die ſie bis jetzt in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, ihm noch keinen Einfluß auf ſie erlaubt. Ihrem Kammerſänger war es dagegen beſſer gelungen.

Das Pfingſtfeſt war vor der Thür. Der Hof ging nach Prag. Unter dem Geläute aller Glocken der Königsſtadt ſtieg der Böhmenherrſcher am Morgen des Feiertags mit ſeinem Bruder, Herzog Johann von Görlitz, dem Erzbiſchof und den Biſchöfen und Prälaten der Hauptſtadt und der benachbarten Gegend, umgeben von Glanz und Prunk, in den tiefen Grund der Kirche hinab und legte dort eigenhändig den erſten Stein zur zweiten Hälfte der Kirche. Nach dieſer Zeremonie gab der Erzbiſchof große Tafel in ſeinem Palaſt, an welcher nicht nur der König und die Königin, ſondern auch alle in Prag anweſenden fürſtlichen Perſonen weltlichen und geiſtlichen Standes Theil nahmen.

Gleich nach dem Feſte begab ſich der König mit Sophien und zwar auf ihren Befehl wieder nach Bettlern zurück. Es hatte der jungen Königin zu wohl gefallen in der Einſamkeit grüner Waldnacht, begleitet von ihrem blondlockigen Sänger. Sie hatte ihm erlaubt, ſeine Abſchrift auf dem Schloſſe fortzuſetzen; ſie fand Freude daran, die Arbeit unter ihren Augen entſtehen zu ſehen. Die Studien in Wiklifs Schriften wurden fortgeſetzt, Spazierritte und im Herbſte die Jagden wechſelten mit den ernſtern Beſchäftigungen ab. Sophia's Neigung für den ſchönen Jüngling war zur Liebe geworden. Sie wußte es ſelbſt noch nicht. Aber ihr fehlte Alles, wenn er nicht um ſie war; ſie ſeufzte, ſie konnte weinen vor Wehmuth. Und doch wenn er hereintrat, wie unerwartet kam er ihr! Wie überflog ihre Wangen ein hohes Roth! Wie wallte ihm die gepreßte Bruſt entgegen! Hinko verehrte ſie nach wie vor in ſeinen Liedern, hielt ſich aber ſtets in den Schranken ſtrenger Ehrfurcht. Dieſe ſittige Beſcheidenheit entflammte die Liebe der Königin zur Leidenſchaft; ſie fühlte zum erſten Mal die Raſerei der Liebe. Dazu kam, daß ihr Gemahl, obgleich ihr ergeben, dennoch fortfuhr, ſeine Tage in arger Völlerei zu verpraſſen und ſie mit ihrem ſtillen Grame allein zu laſſen. Lange kämpfte ihre Weiblichkeit mit der Leidenſchaft, aber die Natur ſiegte. Sie hat ihre unveräußerlichen Rechte und macht ſie geltend als die ewige und höchſte Herrſcherin aller irdiſchen Dinge. Auch Hinko war auf die Dauer nicht gleichgültig geblieben gegen die holde Anmuth ſeiner gütigen Gebieterin. Es bedurfte nur einer Gelegenheit, um die verſchloſſene Glut zur lichten Flamme anzufachen. Auch dieſe kam.

Bettlern liegt inmitten großer Waldungen und Forſte. Man traf ſelten gebahnte Wege und wer die Wildgänge nicht genau kannte, konnte ſich leicht verirren. Wenzel ſuchte die Geſellſchaft ſeiner Gemahlin nicht, weil er dann ſeiner Roheit nicht die Zügel ſchießen laſſen konnte, und ohne dieſe befand er ſich nie wohl. Er ritt deshalb mit ſeinen ihm wohlvertrauten Saufbrüdern und Jagdgeſellen, meiſt Forſt- und Wildmeiſtern, ein Paar Hofherrn und Edelleuten. Der Königin hatte er einen eigenen Forſtwartein beſtellt und ein beſonderes Jagdgefolge zugeordnet, welches aus ſittigern Leuten beſtand, als die, mit denen er zu jagen pflegte. Zuweilen bediente ſich Sophia dieſes Gefolges nicht, ſondern ritt, von einer Kammerfrau, einem Leibpagen, Hinko und dem Wartein begleitet, allein in den Forſt. Sie konnte dann ungeſtörter mit Hinko plaudern. Denn ſchlau hatte ſie es ſchon ſo einzurichten gewußt, daß die Kammerfrau und der Page ein Paar zärtliche Liebesleutchen waren, die gern zurückblieben, um ihre eigenen Dinge zu beſprechen; und der Forſtmann ritt voraus, um Weg zu machen und das Wild aufzuſpüren.

Das Jahr neigte ſich allmälig. Rauhe Winde zerzauſten die Bäume und raubten ihnen den ergilbten Schmuck. Die Zeit des eigentlichen Waidwerks war gekommen. Die Königin hatte ſich im Triſtan berauſcht und begehrte nach der Tafel noch einen Ritt in den Forſt zu thun. Sie wählte die einſamſten Partieen des Waldes. Hinko ritt an ihrer

Seite. „Glaubſt Du auch an die Bergmännlein, Kobolte, Zwerge, an die Waldgeiſter, die Waldfrauen und all' die Geſpenſter, wovon man erzählt?“ fragte die Königin zutraulich. — „Wer will ſo keck ſein und ſagen: ich glaube, oder: ich glaube nicht? Wer kann in das Räthſel der Natur blicken? Wer will beſtimmen, wie die Kette der Weſen ſteigt und fällt und wen ſie verbindet? Die äußere Form der Dinge iſt doch nur Zufall oder wenigſtens dem geiſtigen Weſen untergeordnet. Allein eben dies bleibt uns ein Buch mit ſieben Siegeln. Es gibt meiner Meinung nach nur einen, wenn auch ganz zarten und meiſt unhaltbaren Leitfaden in die unſichtbare Welt hinüber. Es iſt das Gefühl. Und dies Gefühl widerſpricht dem Daſein ſolcher Geiſter nicht, wenn ſie auch der Verſtand nicht begreifen kann.“ — „Und meinſt Du alſo, das Gefühl ſei die ſichere Brücke der Geiſter zu einander?“ — „Es iſt das Band, welches Geiſter verbindet, die durch die Verhältniſſe und Bedingniſſe der Körperwelt ewig geſchieden ſind.“ — „Und vertrauſt Du Deinem Gefühl?“ — „Ich habe weiter keine Gewähr. Es hat mich noch nie irre geleitet, mich noch nie eine That begehen laſſen, die ich für Sünde halte.“ — In dem Augenblicke ſprang ein Eber aus dem Buſche; die Königin ſchleuderte ihren Jagdſpies nach ihm, verfehlte ihn aber; Hinko ſpannte die Paläſter. Das ſchnelle Thier wurde verfolgt. Es floh immer weiter, einige Mal von der Waffe erreicht und verwundet. Der Leibhund der Königin war nicht vermögend, das Schwein zu überwältigen. Die Königin, aufgeregt wie ſie war, jagte hinterher durch Dick und Dünn; aber der Wald wurde dichter, ſie konnte nicht mehr mit dem Pferde durch. Sie ſprang entſchloſſen ab, bat Hinko die Pferde anzubinden und ihr zu Fuß zu folgen. Der Hund zeigte durch ſein Bellen noch immer die Spur des Wildes. Hinko warnte die hohe Frau vergeblich vor der Gefahr, die die Jagd zu Fuß mit dem Eber mit ſich bringe. Sie wollte ihn nicht hören und gedachte den Ruhm zu erwerben, einen Eber zu erlegen, womit ihr Gemahl oft groß that. Flüchtigen Fußes durchſchritt ſie Felſengründe, Buſchwerk, kahle Höhen, unheimliche Wälder, oft das Thier vor Augen, bis ſie endlich jede Spur deſſelben verloren hatte. Hinko war ihr auf der Ferſe gefolgt, entſchloſſen, ſein Leben für ſie zu laſſen, wenn es Noth thun ſollte. Nun, nachdem alle Mühe vergebens geweſen war, gedachte ſie an die Rückkehr. Allein unterdeſſen war es ſpät geworden und ein dichter Nebel gefallen, wie er in unwirthbaren Gegenden im Spätherbſt oft der Nacht voran zu gehen pflegt. Dieſer Nebel verwirrte die beiden Waidleute ſo, daß ſie nicht einmal angeben konnten, woher ſie eigentlich gekommen. Vergebens ließ Hinko ſein Hüfthorn erſchallen; er erhielt keine Antwort. Ihm wurde bange; die Königin aber lachte und ſagte: ihr Gemahl werde ſchon die ganze Mannſchaft vom Schloſſe Bettlern und auch die Bürger des Städtchens aufbieten, um ſie ſuchen zu laſſen. Hinko ſolle ihr jetzt nur ein ſchönes Ruheplätzchen ausſuchen, denn ſie ſei müde geworden. Er fand in der Nähe ein trauliches Tannengeſtrüpp. Das Lager war weich und glatt von den aufgehäuften Nadeln, der Nebel drang nicht durch die dichten ganz in einander verwachſenen

Zweige des niedern Gehölzes; der Herbſtwind pfiff darüber hin. Man konnte kaum aufrecht auf dem Plätzchen ſtehen; aber das Lager war warm und hier keine Gefahr, von wilden Thieren aufgeſpürt zu werden. Die Königin kroch auf allen Vieren hinein; an einer Tanne hatte ſich durch Wurzeln und Erde gleichſam eine Bank gebildet. „Dies,“ ſprach ſie, „ſoll mein Kopfkiſſen ſein.“ Ihr Zobelpelz ſchützte ſie vor Kälte. „Ich bin wohl geborgen, bis ſie kommen und holen mich,“ ſagte ſie munter gelaunt, „was aber wird aus Dir, armer Junge?“ — „Ich ſtehe und halte Wacht, wie's Eurer Majeſtät Diener gebührt.“ — „Da ſieht man recht, wie's ſchlimm beſtellt iſt mit unſerer irdiſchen Göttlichkeit,“ ſagte ſie ſcherzend, „was bin ich hier nun mehr als Du? Was wär' ich vollends ohne Dich? Ein elendes hülfloſes Weſen. Aber mir grauſt's allein in dem wunderlichen Kloſet. Ich bitte Dich, komm herein, wir wollen die Zeit verplaudern bis ich einſchlafe.“ Hinko erfüllte die Bitte; er ſaß neben ihr auf dem weichen elaſtiſchen Boden. „Ich wollte jetzt drauf ſchwören,“ ſprach ſie zutraulich, „daß der Eber ein verwandeltes Waldmännlein geweſen iſt, das uns in dieſe Einſamkeit verlocken wollte, um uns zu überzeugen, wie die Waldgeiſter die Menſchen foppen und verhöhnen. Es hat uns recht verlockt und genaſt, aber mir macht das Abenteuer Freude.“ — „Doch die Nacht wird kalt werden,“ bemerkte der Jüngling, während er in einem Feuerkeſſel zu ſtecken wähnte. — „Frierſt Du, mein blonder Knabe? Komm, ich habe noch von meinem Pelze für Dich übrig, Dich zu wärmen.“ — „Wie dürft' ich wagen, meiner Herrin — —“ —

„Sagteſt Du nicht, das Gefühl ſei die Richtſchnur der Geiſter. Fühlſt Du nichts in dieſer einſamen nächtlichen Stunde?“ — „Glut, im engen Haus der Bruſt verſchloſſen, daß ſie zu zerſprengen droht.“ — „Oeffne die Pforte, daß die Glut in Flammen ausſchlägt. Hier iſt der Schlüſſel!“ Sie küßte ihn leidenſchaftlich auf den Mund, und Feuerblumen der gewaltigſten Liebesraſerei entſproßten ihrer Umarmung. Weither ſchallender Hörnerklang ſchreckte den überglücklichen Jüngling von ihrem gewährenden Munde. Er antwortete mit ſeinem Hüfthorn. Näher tönten die Signale, vom Tone ſeines Horns geleitet, und bald ſtanden die angſtvollen Waidgeſellen, die die Königin ſuchten, vor dem Paare. Sophia wurde im Triumph zurückgeführt, auf dem Schloſſe mit Jubel empfangen, und Hinko erhielt für treuen Schutz und Leitung, die er ihr gewährt, eine goldene Kette vom König.

Nach dieſem Vorfall beredete Sophia ihren Gemahl, den früher gefaßten Entſchluß, mit Anbeginn des Winters nach Prag zurückzukehren, aufzugeben, und bis zum Frühjahr in Bettlern zu bleiben, damit ſie recht ungeſtört die Schriften, die er ihr verehrt, ſtudiren könne. Wenzel gab ihren Wünſchen gern nach, und ſie war entzückt, ihre Liebe vor den läſtigen Späheraugen in Prag verbergen zu können. Hinko lebte im herrlichſten Rauſche irdiſcher Seligkeit; täglich entfaltete ihr Geiſt neue Reize. Sie laſen die franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen und provençaliſchen Dichter zuſammen, und alle Wonne jener Lieder klang in ihren Herzen an, wurde von ihnen empfunden, erlebt und genoſſen.

Und alle Blumen ihres liebefühlenden, liebebürftigen, zuerſt zum Genuß hoher heiliger Liebe erwachten und deshalb um ſo ſtärker empfindenden Herzens band ſie in einen Strauß zuſammen, und ſchenkte ihn dem ſeligen Gärtner.

Es geſchah während dem Winter oft, daß allerlei Beſuch aus der umliegenden Gegend und aus Prag auf Bettlern anlangte, um dem König und der Königin aufzuwarten. Je zuweilen wurden ſogar reiche Bankette gegeben. Alſo waren auch zum Weihnachtsfeſt adlige Gäſte angeſagt. Auch Pater Nepomuk kam, um der Königin zum Geburtsfeſte des Herrn die Beichte zu hören und ihr den Leib des Göttlichen zu genießen zu geben; denn das Blut reichten ſchon damals zelotiſche Prieſter den Laien nicht mehr. Unter mehrern vornehmen Frauen war eine in Bettlern angelangt, um der Königin für eine beſondere Gnadenbezeugung zu danken. Sophia fühlte ſich von dem ſanften, liebreichen, wehmuthsvollen Weſen derſelben ſehr angezogen, und da ſie ihr vom König noch ganz beſonders empfohlen war, ſo ſuchte ſie dieſelbe an ſich zu feſſeln mit dem Vorſatz, ſie zur Hof- und Kammerfrau zu machen, und ſie entließ dieſelbe nicht wieder. Die beiden Frauen ſaßen beiſammen, als Hinko mit der Laute hereintrat, keck und fröhlichen Sinns, ein Sohn des Glücks. Der Wintertag war ſchon vorgerückt und die Schleier des frühen Abends hingen herein. Der Jüngling verneigte ſich und begann, da er eine Fremde zugegen ſah, ohne vorher erſt etwas zu ſprechen, ſeinen Geſang. Und er ſang jenes Lied, welches er in frühern Tagen ſo viel geſungen, und worin ſich ſein liebeſehnſüchtiges Herz ſo oft ausgeſprochen hatte: „Holde Augen meiner Donna ꝛc.“

Aber kaum waren die erſten Zeilen ſeinen Lippen entſchwebt, als die Fremde mit einem dumpfen Angſtruf ohnmächtig zurück ſank. Die Frauen der Königin eilten beſtürzt herzu; die Königin war bleich vor Schrecken geworden. Hinko trat ebenfalls mit ahnungsvoller Seele unwillkürlich näher, aber auch ihm entfuhr ein Laut der Ueberraſchung, als er in dem bleichen Frauensbilde Hermenegilden erkannte. Die Königin warf einen forſchenden Blick auf Hinko's Geſicht; es überbrütete ſie ſiedend heiß. Sie hatte errathen und entließ den Sänger. Noch an demſelben Abend ſtammelte Hermenegilde der vor ihrem Lager ſitzenden Königin das Bekenntniß ihrer ſie verzehrenden Leidenſchaft für Hinko, von deſſen Anweſenheit in Prag ſie nichts gewußt, und erzählte der hohen Frau, auf Anforderung derſelben, ihre Liebesabenteuer mit dem Jüngling, vermied aber ebenfalls, theils von Schaamgefühl geleitet, theils der Königin abmerkend, daß ſie noch nicht über Hinko's Leben unterrichtet ſei, ſeiner als Freiknecht zu erwähnen. Die Arme wußte nicht, daß ſie desungeachtet mit jedem Worte ihrer Leidenſchaft der Königin einen Stachel in's Herz drückte. Sophia hatte eine ſchlafloſe Nacht. Zum erſten Mal kam der Gedanke mit ſeinen Schrecken über ſie, daß ſie ſchwer geſündigt habe. Sie trug Reue und Leid, aber ſie liebte den Jüngling faſt noch heftiger. Der Widerſtreit ihrer Gefühle ließ endlich die Sehnſucht nach ihrem Beichtvater in ihr aufkeimen. Am andern Morgen begehrte ſie zu beichten. Nepomuk erſchien, angethan mit der hohen Würde ſeines Berufs. Die Königin faßte Zutrauen zu ihm und eröffnete ihm ihr beklemmtes Herz. Sie ſprach von den rauhen Sitten ihres Gemahls, von der Schönheit und dem ſüßen Weſen eines Jünglings, der ihr nahe geſtanden, und bekannte ihren Fehltritt ohne den Namen des Mitſchuldigen zu nennen. Nepomuk ertheilte ihr Ablaß, nahm die Sache, zu Sophiens Freude, nicht hoch auf und hätte nur gern den Namen des Glücklichen gewußt. Sie blieb aber bei'm Schweigen und er befürchtete ſie durch Zudringlichkeit zu erbittern. Er forſchte daher nach ihrem Glauben und guten Werken, allein ſein Erſtaunen ſtieg bis zum höchſten Punkte, als ſie eben ſo offen und ehrlich mit ihren aus Hinko's Umgang und Wiklifs Büchern geſchöpften Anſichten über Kirche und Pfaffheit hervortrat. „Welcher Teufel in Menſchengeſtalt hat Euch dieſe verfluchten Irrlehren in den Kopf geſetzt?" fuhr er endlich mit zornbebender Stimme heraus. „Ihr ſeid ſiebenfach umgarnt von Satans hölliſchen Schlingen; Ihr ſteht an dem flammenlodernden Abgrunde; das Feuer des Höllenpfuhls leckt herauf nach Euch, und hat ſchon den Saum Eures Kleides ergriffen. Ihr ſeid verloren, auf ewig verloren, müßt brennen und ſchmachten in alle Zeiten fort! und könnt nie, in der allerentfernteſten Zeit nicht, einen kleinen Theil an Chriſti Blut haben und Euch der himmliſchen Freuden erfreun, ſo Ihr nicht ſchnell und eilig umkehrt, Euch der gräßlichen Sünde abthut, Aſche auf Euern Kopf ſtreut und den Heiligen als eine ſtreng Büßende dient. Vor Allem bekennt, wer iſt der Herenſohn, der Euch mit Zauberſchlingen von Chriſti Kirche abgezogen in den Qualm und Geſtank des Antichriſts!“ — Die Königin war über die donnernde Anrede zu Tod erſchrocken. Sie hatte gehofft, ihr Beichtvater werde ihr beiſtimmen und nun gähnte ſie dieſe Täuſchung wie ein Geſpenſt an. Sie hielt Nepomuk für einen Mann Gottes; es war ihr noch nicht in den Sinn gekommen, als könne er über kirchliche Dinge in Zweifel und Irrthum ſein. Und nun ſah ſie plötzlich das, was ſie als Wahrheit erkannt hatte, von ihm als abſcheulichſte Lüge, als Ausgeburt der Hölle verdammt. Jugend und weibliche Charakterſchwäche, Vorurtheil und Gewohnheit ließen ſie ſchwanken. Sie bebte in der innerſten Seele; ſie ſchauderte bei dem gräßlichen Gedanken, der Hölle verfallen zu ſein. Aber trotz ihres Schreckens vermochte ſie dennoch Hinko's Namen nicht zu nennen. „Iſt es Dein Buhle, der Dir neben dem Leibe auch die Seele verderben hat?“ wüthete Nepomuk. „Dann Fluch über ihn und dreimal Fluch und Wehe des Himmels! Er iſt ausgeſtoßen und ein Verworfener. Bekenne, iſt er's? Nenne den Namen des Unſeligen, damit die heilige Kirche ihr Anathema über ihn ausſpreche.“ — „Verlaßt mich jetzt!“ ſtammelte die Königin todtenbleich und winkte ihm mit der Hand zu gehen. — „Ich gehe,“ ſagte er fürchterlich, „aber ſo Ihr nicht den Mann nennt, der Euch dem Teufel hat überliefern wollen, ſeid Ihr ſeiner Sünde theilhaftig. Daß Ihr Euern Leib preis gegeben, iſt keine Todſünde, daß Ihr aber die Seele dem himmliſchen Gemahl entzogen und einem Buhlen aus der Hölle in die Hand gegeben, das bereitet Euch Tod und ewige Qual. Rettet Euch und nennt den Teufelsbraten, und bevor Ihr ſolches nicht gethan, können Eure unreinen Lippen den Leib des Gekreuzigten nicht berühren.“ Damit ſchied der ſtrenge aufgebrachte Prieſter. Sophia war in einer furchtbaren Bewegung. Wilde Stürme wogten in ihrer Bruſt auf und ab; ſie fühlte zum erſten Mal des Lebens Fratzen und Zerrbilder in ihrer nackten Scheußlichkeit auf ſich hereinſtürmen. Einen ſonnenhellen Tag hatte ſie in glücklicher Liebe verlebt, allein der Stimme der Natur folgend, nun kam der Tag des Wetters, das Menſchenſatzung und Aberwitz über ihr jugendliches Haupt zuſammenſchwor. Nach langem Kampfe entſchloß ſie ſich Hinko, mit des Paters Ausſprüchen bekannt zu machen. Sie ließ ihn rufen; ſie verſchwieg ihm kein Wort. Aber er lächelte, griff zu ſeiner Laute und ſang aus einem der Königin wohlbekannten Sirventes des Troubadour Bertran Carbonel: „Ha falſche Prieſter, Lügner, Verräther, Meineidige, Diebe, Buhler, Ungläubige, ſo viel des Böſen thut ihr unverhohlen Tag für Tag, daß ihr die ganze Welt in Beſtürzung verſetzt habt.“ Die Klänge des Saitenſpiels zogen wie beruhigende beſänftigende Geiſter in Sophia's Seele. Dann ſprach er viel, wie der Pfaff, als Diener des Erzbiſchofs ſo und nicht anders ſprechen dürfe und wie er ſelbſt ein Verächter des reinen chriſtlichen Bibelglaubens ſei. Der Königin ſchwankendes Gemüth wurde wieder befeſtigt. „Nun komm,“ ſagte ſie, „meine Freundin wartet Deiner; ſie liebt Dich ſo ſtark, wie — ich. Erfreue ſie mit einem Blick Deiner Augen, mit einem Wort Deines Mundes. Ihre Sehnſucht nach Dir iſt groß.“ — Hinko ſah die Herrin zweifelhaft an. „Zweifle

„nicht," beſtätigte ſie; „ich gönn' ihr die Wonne, Dich wieder zu ſehen. Sie hat mir Alles erzählt. Sie iſt ja ſo ſanft, ſo gut." — „Alles erzählt?" fragte Hinko halb für ſich und folgte der Königin in Hermenegildens Gemach. Aber Beide erſchracken, als ſie den Pater Nepomuk darin fanden. Der ſchlaue Prieſter hatte bereits über Sophia's Verhältniß mit Hinko von den Kammerfrauen Manches erforſcht, er hatte ſich bei den Dienern und Hofleuten nach dem Jüngling erkundigt und bereits erfahren, es ſei derſelbe, der einſt eines Mordes halber in der Nähe des Königs Freiknecht geworden ſei und mit der Gräfin Cresda, ſpäter verehlichte Potuſchka im Minnebund gelebt habe. Es lag ihm Alles daran, dieſe Nachricht bald beſtätigt und jedes Zweifels baar zu ſehen, und es konnte daher kein erwünſchterer Zufall für ihn ſein, als daß die Gräfin Hermenegilde gerade im Schloſſe war. Er eilte zu ihr und ſeiner Ueberredungskunſt gelang es bald, ihr die Zunge zu löſen und ſie zum Geſtändniß zu bringen; triumphirend wollte er zur Königin, um ſie zu zerſchmettern, da trat ſie mit Hinko herein. Entſchloſſen ſchritt Nepomuk der Königin entgegen und fragte barſch: „Wie kommt die hohe Gemahlin des Königs von Böhmen und des heiligen römiſchen Reichs in die Geſellſchaft dieſes ehrloſen Freiknechts?" — „Freiknechts?" wiederholte Sophia verwundert und heftete den flirrenden Blick auf Hinko's erblaſſendes Geſicht. „Ich verſteh' Euch nicht, Pater," fuhr ſie zu dem Prieſter gewendet fort. — „So wißt, daß dieſer Bube der Henkersknecht des Stöckers Jobſt war und deſſen Neffe iſt, daß er den Galgen bereits bedient und den Gemahl der Gräſin hier mit eigner Hand geſchenkt hat.“ — „Iſt dem alſo, Gräſin?“ fragte Sophia mit erſterbender Stimme. — „So iſt's!“ jammerte dieſe außer ſich und verhüllte ihr Geſicht. — „So iſt's!“ ſagte Hinko eintönig nach, und knickte zuſammen. Die Königin aber ſchritt wie ein bleiches Mormorbild durch ihre Gemächer. Die Blüthe ihres Lebens war gebrochen. Tage lang ſah ſie keines Menſchen Auge; ſie mußte erſt einig werden mit ihrem Schmerze. Dann hatte nur Pater Nepomuk Zutritt bei ihr. Von ſeiner Hand empfing ſie den Leib des Herrn. Hinko erhielt den Befehl, ſich nach Prag zu begeben. Sie ſandte ihm noch Wikliſs Bücher; das war ihr letztes Liebeszeichen. Ein Schleier fiel auf die Begebenheit. Doch verbreitete ſich bald das Gerücht in der Umgebung des Königs, die Königin habe dem Pater Nepomuk ſonderbare Geheimniſſe gebeichtet und dann erſt Vergebung ihrer Sünden und den Leib Chriſti erhalten. Es kam ſogar zu den Ohren des Königs und warf in ſeine Seele den erſten Funken grimmigen Argwohns.

Hinko kehrte nach Prag zurück; der König ließ ihn ſeiner Gnade verſichern und die Deutung geben, er ſolle ſich nicht um den Pfaffenneid kümmern. Tag und Stunde für ihn werde ſchon kommen. Der Schrecken und neue Schlag ſeines Schickſals war bald verwunden, und er förderte ſeine Arbeit nur um ſo rüſtiger. Sein freundſchaftlicher Umgang mit Huß wurde um deſto inniger. Die katzenfreundliche Annäherung des Erzbiſchofs an den König hatte unterdeſſen in den Herzen aller freiſinnigen Hofleute die größten Beſorgniſſe erregt, und um ſich ſelbſt gegen Pfaffenliſt und Betrug zu ſchützen, hatten ſich Geſellſchaften gebildet, in welchen Wikliſs Lehren und Meinungen eingeführt, vertheidigt und ausgebildet wurden. Eine ſolche war vorzüglich im Hauſe des Hofmarſchalks Czuch von Zaſada entſtanden. Dort fand man einen Kreis der vorzüglichſten Köpfe, theils vom Hof, theils von der Univerſität. Einige junge Gelehrte, welche früher in Oxfort ſtudirt und Wiklifs Lehren lebendig mitgebracht hatten, und nun als ihre Vertheidiger in Prag auftraten, und mit ihnen der treffliche Huß waren wöchentlich ein Paar Mal da zu finden. Hinko trat ebenfalls bei. Dem Erzbiſchof waren dieſe Zuſammenkünfte und ihre Abſicht nicht verborgen geblieben, und er rüſtete ſich ſchon gegen alle Mitglieder derſelben mit Feuer und Schwert zu Felde zu ziehen. Dieſe dagegen wurden auch von ſeinen Unternehmungen gegen ſie unterrichtet und wappneten ſich ihrer Seits auch. Zu den Gäſten des Vespertrunks — wie man jene Zirkel nannte — gehörte der Unterkämmerer des Königreichs Böhmen, Siegmund Huller, ein rechtsgelehrter, kräftiger, entſchloſſener Mann, von großer Macht, da ihm kraft ſeines Amts das Obergeding zu Haut und Haar im Königreich zuſtand. Er war ein geſchworner Feind der Pfaffen und hing mit ſtarker Seele an dem Gedanken einer Kirchenverbeſſerung von Grund aus. Dieſem Richter wurde nun eines Tags gemeldet, daß ein niedrer Kleriker in einem Hauſe in der Altſtadt einen nicht unbeträchtlichen Diebſtahl und zwar, im Hinderungsfalle, mit dem Vorſatze des Mordes begangen habe. Huller ließ den Geiſtlichen feſtnehmen und in's Gefängniß legen. Den zweiten Tag darauf wurde ein Pfaff ergriffen, welcher einen Hirtenbrief des Papſtes in Avignon ausgetheilt hatte, welches bei Lebensſtrafe verboten war. Auch dieſen ließ der Unterkämmerer einkerkern, und ſchickte ſich an, über Beide Gericht zu halten. Dieſe Gelegenheit erſah der Erzbiſchof; er ſprach die gefangenen Pfaffen, als allein unter ſeine Gerichtsbarkeit gehörig, an und verlangte mit Nachdruck vom Unterkämmerer, daß ſie ihm ausgeliefert würden. Deſſen aber weigerte ſich Huller hartnäckig mit der Behauptung, ihr Verbrechen ſei weltlicher Art und gehöre unter ſeinen Stuhl und Geding. Der Erzbiſchof erhob ein großes Geſchrei; die Kleriſei ſtimmte als Chor mit ein; ganz Prag nahm Theil an dem wunderlichen Streite. Dieſer wurde durch einen neuen Vorfall noch heftiger entflammt. Einige Juden, eingedenk der furchtbaren Verfolgung und des unter ihnen angerichteten Blutbades und verlockt durch glänzende Verſprechungen der Prieſter, hatten ſich taufen laſſen. Hernach aber, als ihnen dieſe Gelöbniſſe nicht waren gehalten worden, waren ſie öffentlich wieder zum Judenthum zurückgetreten. Dieſer Rücktritt machte Aufſehen. Der Erzbiſchof wollte ihnen an den Hals und ſie als Ketzer und Religionsſpötter aller Welt zum Beiſpiel verbrennen laſſen. Der kühne Siegmund Huller wagte es aber, gegen den Kirchenfürſten aufzutreten und die Juden als des deutſchen Kaiſers Kammerknechte zu ſchützen. Von den beiden Pfaffen ließ aber der Unterkämmerer, nachdem er Gericht über ſie gehalten, den Dieb verbrennen und den Aufwiegler enthaupten, und der alte Jobſt machte ſich ein beſonderes Feſt, auch einmal was Geiſtliches unter die Hände zu bekommen. Die halbe Bevölkerung der Stadt wohnte der Hinrichtung bei, um das neue und ſehr willkommene Schauſpiel zu genießen. Der Erzbiſchof wüthete, verfaßte eine ſcharfe Klagſchrift gegen Huller an den König, ſprach darin von heimlichen Zuſammenkünften zum Verderben der Kirche Gottes, deren Oberhäupter Huller, der Hofmarſchalk Czuch von Zaſada, Wenzel Kralik, Dechant auf dem Wiſchehrad, und andre Hofleute ſeien, nannte dieſelben des allmächtigen Gottes und des katholiſchen Glaubens größte Feinde, des Teufels Handlanger und des Antichriſts Botſchafter, deren ketzeriſcher Einfluß ſich ſogar bis auf das Gemüth der Königin erſtreckt, und daſſelbe bis zum Sündenfall verderbt habe, wie er aus ihren Beichten wiſſe. Ueber Huller ſelbſt ſprach er ſogleich den Kirchenbann aus, und ließ ihn dann noch beſonders durch ſeinen Official und Vikarius Niklas Puchnik und Johann Nepomuk öffentlich vor ſein erzbiſchöfliches Geding vorladen, damit er von ſeinem Glauben und heimlichen Thun und Treiben Rechenſchaft ablege. Der Unterkämmerer erſchien natürlich auf dieſe höfliche Einladung nicht, ſondern verwaltete noch wie vor ruhig ſein Amt. Deſto größern Lärm machte die Geiſtlichkeit und es bildeten ſich in Prag zwei Parteien, deren ſtärkere die Hullers war, ohne daß er für ihre Verſtärkung etwas gethan hätte. Der König ſchien von der ganzen Sache keine Notiz nehmen zu wollen. Er haßte die aufgeblaſene Anmaßlichkeit der Pfaffen und vorzüglich die des Erzbiſchofs, wollte aber gerade jetzt nicht gegen ihn ſein und ließ die ganze Angelegenheit hinhängen. Da trat ein Ereigniß ein, welches der Unthätigkeit des Königs eine andere

Richtung gab. Am Hofe lebten zwei Biſchöfe ohne Bisthümer, Niklas, erwählter Laurentiner Biſchof, des Königs Beichtvater, und ſein Kanzler Johann, Biſchof von Kamin. Beide konnten wegen Parteiſtreitigkeiten nicht zum Beſitz ihrer Bisthümer gelangen, waren ſonach nur Titularbiſchöfe und mußten von des Königs Gnade leben, was ihm und ihnen läſtig war. Um einen der beiden Herrn los zu ſein, wollte Wenzel das reiche Benediktinerkloſter zu Kladrau, ſobald der alte Abt daſelbſt mit Tod abgehen würde, in ein Bisthum verwandeln, und er hatte deshalb ſchon mit dem Erzbiſchof geſprochen. Gerade nun zu dieſer Zeit ſtarb jener alte Kladrauer Abt, und der Erzbiſchof, theils aus Rache, daß ihm der König nicht gegen Huller beigeſtanden, theils aus Eigennutz, weil ihm durch Errichtung eines neuen Bisthums manche Vortheile entgangen wären, eilte Hals über Kopf, die Wahl eines neuen Abts im Kloſter zu Kladrau zu betreiben, den er ſofort auch beſtätigte. Kaum war dieſe offenbare Widerſetzlichkeit gegen den Willen des Königs in Prag bekannt worden, als die vom Erzbiſchof verläumdeten Hofleute und Geiſtlichen zuſammen nach Bettlern aufbrachen, um den König nach Kräften zu bearbeiten. Die vorzüglichſten waren der Unterkämmerer Huller, der Hofmarſchalk Czuch von Zaſada, Niklas Laurentiner Biſchof, Kralik Dechant auf dem Wiſchehrad, Sulko Probſt zu Chotieſchau. Sie bemühten ſich, die Lage der Dinge dem König von der ſchlimmſten Seite zu ſchildern, verſicherten ihn, der Erzbiſchof führe gegen ihn ſelbſt einen Hauptſchlag im Schilde u. d. m. Wenzel, furchtſam und argwöhniſch, erſchrack heftig und forſchte in einer beſondern Unterredung mit Czuch, der ihm von den Andern am nächſten ſtand, ängſtlich nach den nähern Umſtänden und Aeußerungen des Erzbiſchofs. „Er wird ſich mit den Empörern gegen Eure Majeſtät verbinden,“ verſetzte Czuch warnend. — „Mit den Empörern?!“ rief Wenzel erſchreckt. — „Und warum nicht? Hat er doch mehr als alle Andern von Euern Kronengütern in Beſitz. Ich will Euch gleich ein Dutzend Schlöſſer an den Fingern herzählen, die einſt alle der Krone Böhmen gehört haben, und die dieſer Pfaffenkönig nun in ſeinen Geierkrallen hält. Er fürchtet, Ihr verlangt ſie zurück, wie es auch nicht anders als billig und recht wäre. Denn fordert Ihr, daß die Ritterſchaft ſie zurückgebe, warum nicht die Geiſtlichkeit, warum nicht dieſer reiche Schorkopf?“ — „Du haſt recht. Bei'm heiligen Wenzel! Er ſoll ſie zurückgeben. Ich will mein Eigenthum von ihm anſprechen und es von ihm herauspreſſen und ſei es mit gewaffneter Hand.“ — „Aber Ihr müßt ihm zuvorkommen. Er hat ſich Aeußerungen gegen Euch erlaubt, die auf nichts Gutes ſchließen laſſen.“ — „Aeußerungen? Welche?“ — „Nun zum Beiſpiel, es wäre ihm ein Leichtes, Euch vom deutſchen und böhmiſchen Throne zu bringen.“ — „Wie? Er wüßte!“ ſchrie Wenzel erblaſſend. Die Stimme erſtarb ihm, er faßte heftig bebend nach einem Seſſel. „Sollte Hilarius ihm je eine Sylbe — — Ha furchtbar dämmert es mir!“ brüllte er plötzlich auf. „Sage, wie hat er ſich ausgelaſſen? Du weißt es und willſt es mir nicht ſagen.“ — „Ich verſteh' Euch nicht, durchlauchtigſter Herr,“ entgegnete Czuch betreten und konnte des Königs wunderliches Betragen nicht begreifen, „ſo viel ich weiß, ſtützt ſich der Pfaff auf die Mitverſchwornen, auf die ſchier zahlloſe Geiſtlichkeit Böhmens, die ja faſt durchgehends zu ſeiner Fahne ſchwört, auf ſeine feſten Schlöſſer und Burgen, der ja in Böhmen mehr ſind, als der Eurigen, und endlich auf die Pfaffenſöldner, die laufenden Knechte der Prager Kirche. Könnt Ihr ihm eine gleiche Macht entgegenſetzen. Der Waffenträger des Erzbiſchofs ſind wenigſtens ſechs Mal mehr, als all Eure Ritterſchaft in Prag mit ihren reiſigen Leuten und ihren leibeigenen Knechten. Nichts anders konnt' er gemeint haben, als er jene Worte ſprach.“ — „Gut, ſo will ich ihn vom Bisthume verjagen. Wir wollen ein Turnei zuſammenhalten und ſehen, wer ſich im Sattel erhält. Ich will wiſſen, was der Bube gegen mich im Schilde führt und ſollt' ich ihm — meinen Gevatter Jobſt über den Hals ſchicken.“ — „Er hat's nicht allein auf Eure Majeſtät gemünzt; auch die Königin hat er verläſtert.“ — „Ich weiß, und Gott verdamm' ihn und den Pater Nepomuk, dem ſie eine Todſünde ſoll gebeichtet haben!“ rief Wenzel zornglühend. Sie ſollen mir an's Meſſer die Plattköpfe, ſo wahr ich König von Böhmen bin. Ja und zuvor will ich ihnen kommen bei meinem Schutzpatron. Drum auf und davon nach Prag!“ In voller Zornesglut warf ſich der König auf's Pferd und ritt mit ſeinem Gefolg inmitten der Feinde des Erzbiſchofs nach Prag, die dann auch nicht unterließen, die Funken zu lichten Flammen anzublaſen. Kaum im Schloſſe angelangt, verſammelte der König den hohen Rath um ſich, um über den Erzbiſchof Gericht zu halten.

Die Gewalt ſeines Zorns brach in heftigen Schmähungen gegen das Oberhaupt der Prager Kirche aus und aller Mönch und Prieſter von des Erzbiſchofs Partei fuhr erſchreckt von einander; denn jeder fürchtete, es gehe ihm an den Kragen. Hatte doch aber auch König Wenzel mit ſeinen Hofräthen zugleich ſeinen guten Freund und Gevatter, den Meiſter Jobſt vom Wiſchehrad holen laſſen und dieſer hatte, ſich vieler Arbeit verſehend, ſeinen rüſtigen Sohn Jirſchl mitgebracht. Dieſe beiden Männer ſtanden in ihren blutrothen Mänteln mit ihren blanken Schwertern wie ein Paar unheilverkündender Sterne auf der Schloßtreppe, und alles Volk drückte bei ihrem Anblick die Ohren an und trollte ſich mit unheimlichem Gefühl nach Hauſe. Der Official Puchnik und der Vikar Nepomuk hatten kaum von der Ankunft des Königs und den drohenden Anſtalten gehört, als ſie ſogleich Hals über Kopf aufbrachen und nach dem Schloſſe des Erzbiſchofs Raudnitz flüchteten, wo ſich dieſer eben aufhielt. Als nun der König nach dem Kirchenfürſten und ſeinem Beiſtand verlangte, war das ganze Neſt leer. Nun ſtieg Wenzels Wuth bis zur Raſerei. Alſobald wurde ein Bote nach Raudnitz abgeordnet mit dem Befehl des Königs an den Erzbiſchof, ſogleich nach Prag zu kommen. Aber auch Freunde deſſelben ſandten ſchnell Reiter an ihn ab, mit der Mahnung, unverzüglich zu erſcheinen und den unbändigen Zorn des Königs zu beſänftigen. Ein Bote jagte den andern. Der Oberprieſter der Prager Kirche gerieth in Angſt und Noth. Er verſammelte ſein getreues Häuflein um ſich; die verzagten Pfaffen riethen alle nachzugeben und der Erzbiſchof begab ſich mit Zittern und Zagen auf die Reiſe. Aber je näher er Prag kam, deſto mehr vergrößerte ſich ſeine Angſt und Furcht. Alles Zureden ſeiner Getreuen, die ihm gefolgt, half ferner nichts; er blieb eine Meile vor Prag in einem Dorfe halbkrank liegen. Hier kamen ihm mehre Hofräthe des Königs mit dem laurentiner Biſchof und dem Hofmarſchalk Czuch von Zaſaba entgegen. Der Letztere überreichte dem Erzbiſchof ein vom Könige eigenhändig geſchriebenes Brieflein, folgenden Inhalts: „Du Erzbiſchof! Gib mir mein Schloß Raudnitz und meine andern Schlöſſer zurück und packe Dich aus meinem Böhmenlande fort; und wenn Du etwas gegen mich und die Meinigen unternimmſt, ſo will ich Dich erſäufen und ſo die Händel ſtillen. Komm' nach Prag" *).

Der Erzbiſchof erblaßte; unter allen Geiſtlichen verbreitete ſich die größte Beſtürzung; die meiſten wollten auf der Stelle fliehen. Die Hofräthe und vorzüglich Czuch, denen wohl daran liegen mochte, den Erzbiſchof nur erſt in der Stadt zu haben, redeten ihm auf alle Weiſe zu, zu bleiben und dennoch nach Prag zu reiſen, weil ſich der Zorn des Königs legen und durch das perſönliche Erſcheinen des alten Freundes und würdevollen Oberprieſters gewiß ganz beſänftigen würde. Vieles Zureden half endlich und unter Zittern und Zagen reiſte der Erzbiſchof weiter und langte am Abend

---

*) Tu Archiepiscope! mihi castrum Rudnitz et alia castra mea restituas, et recedas mihi de terra mea Bohemiae; et si aliquid contra me attemptabis vel meos, volo te submergere litesque sedare. Pragam veni.

in ſeinem Palaſt an. Sogleich umgab er ſich mit einer großen Anzahl Lanzenknechte und erwartete nun, was geſchehen würde. Des Königs Umgebung, von ſeinem Jähzorn das Aeußerſte fürchtend, hielt ihn einen ganzen Tag mit mancherlei Zerſtreuungen hin, um die größte Hitze verdampfen zu laſſen, und er vergaß bei'm ſtets gefüllten Weinkrug, den er jederzeit leerte, wirklich zuweilen des Erzbiſchofs. Am zweiten Tage aber fuhr er aus dem Rauſche auf und ließ den bangen Kirchenfürſten zu ſich auf's Schloß rufen. Der Erzbiſchof gehorchte und erſchien, aber er kam mit einer großen Schaar Geiſtlicher und einer noch größern bewaffneter Soldaten. Dies erbitterte den betrunkenen König wieder von neuem heftig, und kaum trat ihm der Erzbiſchof unter die Augen, als er ihn zornroth und mit kreiſchender Stimme anrief: „Du Erzbiſchof! Du exkommunizirſt meine Räthe? Du haſt den neuen Abt von Kladrau beſtätigt? Du beſchuldigſt meinen Unterkämmerer, meinen Hofmarſchalk und andre meiner Hofleute der Ketzerei? Und Du thuſt Alles dies eigenmächtig und ohne meinen Rath? Wiſſe, daß ich Dich und Deine Geſchöpfe züchtigen werde.“ — Der Erzbiſchof zitterte an allen Gliedern, ward todtenbleich und bewegte die Lippen vergebens, um etwas zu erwiedern. Der König wandte ſich, ihn weiter nicht beachtend, zu den übrigen Geiſtlichen; da erblickte er den Hofmeiſter des Erzbiſchofs, einen ränkevollen verhaßten Mann, und fuhr ihn hitzig an: „Entferne Dich aus meinem Angeſicht, ſonſt laß ich Dir auf der Stelle den Kopf abſchlagen.“ Drauf muſterte er die Andern durch und deutete bald auf den, bald auf jenen mit den Worten: „Dich und Dich und Dich werde ich erſäufen laſſen. Ihr ſollt in einer halben Stunde ſo viel Waſſer ſaufen, wie Ihr in Eurem Leben nicht getrunken habt, Ihr ſchäbigen Hunde.“ Plötzlich kehrte er ſich zum Hofmarſchalk und rief: „Laß die ganze Bande greifen und auf's Schloß in's Kapitolhaus führen, dort will ich mit dem Otterngezücht fertig werden.“ Auf dieſe Worte ſprang der Erzbiſchof zurück nach der Thüre, dort nahmen ihn ſeine Söldner in Empfang und führten ihn in ihrer Mitte von dannen nach ſeinem Palaſt. Mit ihm waren einige Prieſter entwichen. Die übrigen aber wurden von den königlichen Wachen ergriffen und nach dem Domkapitol abgeführt. Darunter war der Vikar Nepomuk und der Official Puchnik, ein gewiſſer Wenzel, Domherr zu Prag und Probſt zu Meißen, und des Erzbiſchofs erſter Rath, ein alter Ritter, Namens Niepro von Naupowa. Der König, nachdem er auf dieſen Aerger wieder einige Maas Wein zu ſich genommen hatte, verfügte ſich mit ſeinen Räthen ebenfalls in das Kapitol und ließ die Domherren zuſammenrufen. Alle erſchienen in Zagen doch willig dem königlichen Befehl. Als das Kapitol verſammelt war, verlangte Wenzel in einer kurzen heftigen Anrede diejenigen von allen Geiſtlichen Prags genannt zu haben, welche dem Erzbiſchof ſolch gottverfluchten Rath zugeflüſtert und ihn verleitet und verführt hätten zur abſcheulichen That. Er wollte ferner wiſſen, was man gegen ſeine geheiligte Perſon habe unternehmen wollen, auf was für Weiſe, auf welche Gründe geſtützt und wer die Unternehmer und Feinde des Königs wären. Dieſe vom Weingeiſt aufgeſprochenen unſinnigen Fragen veranlaßten den Dombechanten Kronowa zu der Antwort: „Herr, Ihr ſeid unſer König, aber nicht unſer Gewiſſensrath. Wollt Ihr auch noch Beichtvater des Domkapitols werden, nun ſo laßt Euch erſt die Platte ſcheeren und zum Papſt machen.“ — „Hund!“, rief Wenzel außer ſich vor Wuth, „darfſt Du alſo zu Deinem König und Herrn ſprechen?“ und ohne zu wiſſen, was er that, ergriff er ſein Schwert ſammt der Scheiden und ſchlug den Dombechanten mit dem zum Griff dienenden Kreuz ſo heftig auf die Platte, daß das Blut gleich wie ein Springquell herausſchoß. Der Unglückliche ſtürzte in die Arme der Domherrn; der wie toll ſich geberdende König befahl aber ihn zu binden und zum Schloßhauptmann gefangen zu ſetzen. Der rohen Gewalt des Machthabers wich erſchrocken Alles aus. „Ihr könnt heim gehen,“ rief er den Domherrn zu, „ſo ſich aber einer von Euch unterſteht, etwas gegen mich zu unternehmen, den laß ich binden und erſäufen. Froh, nur mit heiler Haut davon gekommen zu ſein, wichen die Geiſtlichen zurück; der Official Puchnik, der Vikar Nepomuk, der Probſt Wenzel und der Ritter Niepro wurden auf des Königs Befehl auf das Rathhaus in ein tiefes Gefängniß abgeführt. Nun zitterte Jedermann vor des Königs Wuth, die keine Grenzen mehr zu kennen ſchien. Seine vertrauteſten Hofherrn, ſelbſt keiner ſeiner Saufgeſellen wagte ihm nahe zu kommen. Allein der Stöcker Jobſt mit ſeinem Sohne und zwei Henkersknechten ſtanden vor dem königlichen Gemach, in welches der Kellermeiſter dem wie ein toller Hund tobenden König Wein zuſchleppte. Die Diener ſtanden in ſcheuer Entfernung ſeines Winks gewärtig. Der gräßliche Tag begann ſich zu neigen; Alle hofften ſtill, Wenzel werde ſo viel trinken, daß er zuſammenſtürzen und, zu jeder Unthat unfähig, ſeinen Zorn ausſchlafen werde. Aber es ſollte nicht ſo ſein; erſt mußte der blutige Tag ſein blutigſtes Opfer haben. Der König winkte und befahl in der ganzen Stadt auszurufen, daß ſich kein Geiſtlicher bei Nachtzeit auf der Straße ſolle blicken laſſen; ein Prieſter bei Strafe des Kerkers und ein Kleriker bei Verluſt der rechten Hand. Dies geſchah. Hierauf ließ Wenzel den Oberſten ſeiner Leibwache kommen und befahl ihm heimlich, ſobald es ganz dunkel geworden ſei, den Palaſt des Erzbiſchofs mit Soldknechten zu umſtellen, dann mit ſo wenig Aufſehn als möglich in das Haus einzudringen, den Erzbiſchof zu fangen, zu binden und auf das Schloß zu führen. Aus dieſen Befehlen ergab ſich, daß Wenzel eine Empörung der Geiſtlichkeit befürchtete, welcher er das Haupt nehmen wollte, bevor ſie ſich erhöbe und losbräche. Feige Furcht und die aus ihr entſpringende Willkühr der Gewalt leitete ſeine Handlungen.

Der Erzbiſchof war dem Schlage glücklich ausgewichen. Sobald er Kunde erhalten hatte, daß ſeine Beamten und Freunde waren in's Gefängniß gelegt worden, fürchtete er Alles für ſein eigenes Leben. In den armſeligen Kleidern eines ſeiner Stallknechte floh der Kirchenfürſt aus der Stadt, lief die ganze Nacht durch und kam erſt am fünften Tage auf mancherlei Umwegen durch ſteile Gebirge und unwirthliche Thäler, mit Hunger und Durſt und jeder gemeinen Nothdurft kämpfend zu Fuß und elend auf ſeinem feſten

Schloſſe Geiersberg an. Dort war er in der Mitte ihm treu ergebener Soldaten ſicher.

Als es Nacht geworden war, begab ſich der König mit ſeinem Dienertroß, von Stöcker und Freiknechten gefolgt, auf das Rathhaus und ſtieg in die dumpfen Kerkerlöcher hinab, wo die Freunde des Erzbiſchofs lagen. Dort hatten unterdeſſen der Probſt Wenzel und der Ritter Niepro von einem Notar ein Geſchrift aufſetzen laſſen, worin ſie eidlich angelobten, es ferner nicht mehr mit dem Erzbiſchof zu halten. Dies Pergamen wurde dem Könige überreicht. Er las es bei'm Schein einer Fackel, trat dann vor die Beiden, welche es ausgeſtellt und ſich nun vor ihm tief im Staube demüthigten, und ſprach: „Das ließ Euch Gott thun, Ihr unſeligen Männer. Warum habt Ihr nicht gleich Euer Beſtes erkannt und Euch erſt in dieſe Höhlen ſtecken laſſen? Steht auf, Ihr ſeid frei und meiner Gnade gewärtig. Kommt morgen zu mir; ich will Euch die Unbill vergüten.“ Dann fragte er die Rathsdiener und Profoße nach den beiden Andern. Kaum hatte er gehört, daß ſie ſtandhaft auf der Seite des Erzbiſchofs verharrten und ſich durchaus nicht vor dem Könige demüthigen wollten, ſo raſte ſein Zorn auf; er ließ ſie vor ſich führen und donnerte ſie an: „Ihr böſen Teufelsgeſellen und verfluchten Helfershelfer des bübiſchen Heuchlers, der ein Erzbiſchof in meiner Stadt Prag ſein, den ich aber zu meinem Hundeführer machen will, geſteht Ihr nicht zur Stelle, was dieſer Hanko von Jensſtein gegen mich geredet und gethan, was er noch gegen mich hat thun und welche Mittel er hat anwenden wollen, ſo will ich auf euch

Beide die ganze Laſt meines Zorns und meiner Rache häuſen. Und Du, Nepomuk, ſollſt mir bekennen, was Dir die Königin, meine Gemahlin, gebeichtet und wovon der Jensſtein ſo viel Aufhebens gemacht hat. So Du's dieſem Schurken anvertraut, ſollſt Du's auch mir wiſſen laſſen, oder ſo wahr ich Wenzel König von Böhmen heiße, ich laß Dich auf die Marterbank ſpannen und Dir abpreſſen, was Du nicht gutwillig ſagſt." — „Ihr habt die Gewalt zu thun, was Euch beliebt, und ich den Willen zu laſſen, was mir gutdünkt. In dieſem Stücke ſind wir uns gleich. Ihr könnt mich mit Euerm Schwerte todtſchlagen, wie den Dombechanten, aber Ihr habt, und wenn Ihr König der ganzen Erde wärt, nicht ſo viel Macht, mir ein Wort abzuzwingen." — „Ha! wohlan denn!" ſchäumte Wenzel, „wir wollen verſuchen, ob Du wahr geredet. Auf, ihr Henkersknechte, führt dieſe beiden Schelme in die Marterkammer, ſpannt ſie auf die Leiter, dehnt ihnen die markigen Knochen, und laßt ſehen, ob ſie nicht geſtehen. Wenn ſie auf der Schraubenbank liegen, ſo ruft mich." — „Durchlauchtigſter Herr," ſprach Jobſt, „bedenkt, es ſind zwei gottgeweihte Männer, zwei Diener unſrer Kirche. Ihr Wandel iſt unſträflich; ſie ha- nichts verbrochen, weshalb Ihr ſie zu ſtrafen berechtigt wärt." — „Wer wagt's, mir zu widerſprechen?" fuhr Wenzel auf. „Du, alter Rabe? Krächze nicht! Ich will, und ich bin König!" — „Seid Ihr das wirklich?" raunte Jobſt Wenzeln mit verbiſſenem Ingrimm in's Ohr. Da erblaßte der Wüthrig; ſeine Kraft ſank zuſammen, die Arme fielen ihm am Leibe herab. Sein Auge umhüllte ein giftiger

Nebel, ein Brodem der Hölle. Der letzte Funke ſeines beſſern Geiſtes wich von ihm. „Ich will's!“ ſagte er noch einmal mit matter Stimme und ſtieg die Stufen hinauf in den Rathhausſaal, um ſich aus der Weinkanne neuen Muth zu holen. Unterdeſſen ſthaten die Henkersknechte nach ſeinem Willen. Die beiden Prieſter wurden auf die Folter gelegt; kurz vor Mitternacht rief man den König wieder herab. „Was führt der Erzbiſchof gegen mich in Sinn?“ brüllte er die Unglücklichen an. — „Hoffe nichts von uns zu erfahren, König,“ verſetzte Nepomuk. — „Schraubt ihn!“ — „Ewiger Fluch auf Dein Haupt, unmenſchlicher Henker!“ rief Nepomuk. „Dein Stockmeiſter dort iſt ein Engel gegen Dich.“ — „Dehnt ihn!“ raſte Wenzel in Weinrauſch und Wahnſinn der Leidenſchaft. „Was hat Dir meine Gemahlin gebeichtet?“ — „Ohnmächtiger Wurm,“ hohnlachte der Vikar jetzt unter den wüthendſten Schmerzen. „Nimmer ein Wort! Ein König willſt Du ſein? Der Sohn des frommen Kaiſers Karl? Der Gott liebte, die Kirche und ihre Knechte? Nimmermehr! Ein Hexenſohn biſt Du. Dich hat eine Drude ausgetauſcht. Und wie von Kaiſer Karl kein Zug in Deiner Geſtalt, ſo fließt kein Tropfen ſeines Blutes in Deinen Adern, ſo iſt kein Funke ſeines Geiſtes in Dir.“ — „Holla, Ihr räudigen Hunde!“ ſchäumte der König, „bin ich vom Teufel, ſo will ich Euch ſelbſt martern wie ein Teufel,“ und einem der Folterknechte riß er die Fackel aus der Hand und brannte mit ſataniſchem Grinzen die edelſten Glieder der unſeligen Schlachtopfer ſeiner Wuth. Jobſt riß ihn zurück. „Wollt Ihr künftig Stöcker, Freiknecht und Folterknecht in eigner Perſon ſein? Ich tret' Euch gern meine Bedienſtung ab und heute noch ſollt Ihr Schwert und Strang zurück erhalten," ſprach der Menſchliche. — „Laß ihn nur," ſprach Nepomuk unter unſäglichen Schmerzen, „dieſe Flammen werden einſt die Seele dieſes Ungeheuers fort und fort brennen. Erhöhe nur Deine Qualen, Unhold, Du wirſt doch nichts erfahren. Die Heiligen kommen und lindern unſre Pein, kühlen den Brand. Die göttliche Jungfrau träufelt Balſam in die Wunden, die Du uns freventlich ſchlägſt." — „Dieſer Schalksknecht läßt ſeinem Maule ſagen, was ihm einfällt," grommelte der König; „wir wollen ihm ein gut Märzbad bereiten, das ihm die Hitze kühlen ſoll, beſſer als die Jungfrau Maria und alle Heiligen, und zugleich wird's ihm das plapperhafte Maul füllen und zum Schweigen bringen. Nehmt ſie Beide von der Bank!" rief er laut. Jobſt ſprang zu und löſte Nepomuks Schrauben; Puchnik wurde durch die Andern befreit. „Weil Du doch ſo geſchäftig biſt, dieſem Schalk zu dienen," ſagte Wenzel zum Stöcker, „wohlan ſo ſollſt Du ihm auch ſein Recht thun. Bind' ihn zuſammen und wirf ihn in die Moldau." — „Erſäufen muß ich ihn wohl; denn das iſt meines Amts, wenn Ihr's befehlt; aber binden thu' ich ihn nicht." — „So thuen es Deine Knechte. Auf, ihr Jungen, hier habt Ihr Geld. Die Hände des pfäffiſchen Hunds auf den Rücken, den Kopf herab zwiſchen die Beine, den Mund geſpreilt, damit er nicht ſchreie. Dann hockt ihn auf und werft ihn von der neuen Brücke in den Fluß hinab." — Alſobald geſchah der Wille des davon gehenden Tyrannen; Puchnik wurde dem Kerkermeiſter übergeben, Nepomuk aber nach der vorgeſchriebenen Weiſe gebunden, und von den Knechten auf die Schultern geladen. Der verlorne Mann betete ſtill und verlor kein lautes Wort mehr. Jobſt begleitete den Todeszug. Die Nacht war rabenſchwarz; kein Stern ſah der Unthat zu. Durch die lautloſen Gaſſen gingen die Henker ernſt und ſchweichend. Nur ein leiſer Seufzer drang je zuweilen aus des Armen Bruſt. Sie langten an der Brücke an; dumpf rauſchte unten der Fluß. Die Brücke war noch nicht ausgebaut, und nur von hölzernen Wänden eingefriedigt. Auf einen ſolchen Balken wurde der Vikar gelegt. Jobſt blickte zu dem ſchwarzumſchleierten Himmel hinauf, dann ſprach er das Wort und hinabgeworfen wurde das arme Opfer. Ein dumpfer Schlag und das Ziſchen des Waſſers wurde vernommen; horchende Ohren bogen ſich hinab; es war wieder ſtille und die dunkeln Gewäſſer ſangen nach wie vor ihr ſchauerliches einförmiges Lied. Der Stöcker ging heim mit ſeinen Geſellen. Die Mitternachtsſtunde ſchlug, und der ſchreckliche einundzwanzigſte März war vollendet.

Drei Tage wandelte der König eingeſchloſſen in die innerſten Gemächer ſeines Schloſſes; Prag zitterte vor einem neuen Ausbruch ſeines Grimms; viel Ritter und Pfaffen, die Urſache hatten, ſich vor ihm zu fürchten, flohen auf ihre entfernten Schlöſſer oder weit abgelegene Klöſter des Landes. Aber der Zorn des Königs war vorüber, der Sturm hatte ſich gelegt. Er trat aus ſeinem Kloſet; reuig, zerknirſcht; er weinte wie ein Kind. Von ſeinem Beichtvater verlangte er Troſt; er ließ die Domherrn zu ſich kommen und bat ſie mit ſchwacher Stimme um Vergebung; er war krank vor Kummer und ſein Leibarzt ſehr mit ihm beſchäftigt. Dann ſchickte er den Edlen von Pflug und zwei Domherrn nach Geiersberg an den Erzbiſchof ab, gab ihm ein ſicheres Geleit und ſprach zu den Boten: „Geht hin zu dem Erzbiſchof und ſagt ihm, daß er in aller Sicherheit gen Prag fahren kann. Ich bereue ſehr, was ich gethan habe, und bin darüber unruhigen und betrübten Gemüths. Ich will zwei Domherrn bevollmächtigen, die Händel zwiſchen ihm und mir zu unterſuchen. Hab' ich böſe Schuld, ſo will ich ſie gern nach ihrem Ausſpruch ſühnen. Thut er's aber nicht, ſo werd' ich in Verzweiflung kommen, und noch viel Uebels thun. Weil ich nur Buße thun will, ſo ſoll er mich auch als einen reumüthigen Büßer annehmen. Und wenn Ihr mir auferlegt, meine Kniee vor dem Erzbiſchof zu beugen, ſo will ich's auch thun.“

Johann von Jensſtein war über die Reue des Königs hoch erfreut; denn er hatte ſchon Alles für verloren gegeben. Aber ſogleich auf die Sinnesänderung Wenzels bauend, verlangte er als Bedingungen, unter welchen er allein dem König verzeihen könne: „Der wegen Ketzerei verdächtige Unterkämmerer ſolle ſich vor den erzbiſchöflichen Stuhl ſtellen und verantworten. Der von ihm beſtätigte Abt zu Kladrau ſolle in ſeinem guten Recht ungekränkt bleiben. Niemals dürfe er im Excommuniziren wieder gehindert werden. Niemals ſolle der König die Unabhängigkeit der biſchöflichen Gerichtsbarkeit ſtören. Endlich ſolle der König allen ihm zugefügten Schaden erſetzen.“ Wenzel hätte in ſeiner Schwachheit vielleicht Alles erfüllt; aber ſeine Räthe und vor allen Czuch von Zaſaba handelten für ihn. Man belächelte die unſinnigen Forderungen des Erzbiſchofs; und als er am Abend vor dem Palmſonntage nach Prag kam, traten die königlichen Räthe mit ihm in Unterhandlung. Man belehrte ihn, daß das Nachgeben an ihm ſei; und er gab endlich nach und geſtand, daß ſeine Vikarien ihn aufgehetzt hätten. Der Unterkämmerer Huller mußte ihm Abbitte thun, drauf ſehnte er ſich mit ihm und den Andern aus. Ebenſo mit dem Markgrafen Prokop in Mähren, mit welchem er auch einen Strauß gehabt hatte. Nach allen dieſem erhielt er erſt die Erlaubniß, vor dem Könige zu erſcheinen. Er bat in Wenzels Angeſicht um Verzeihung; und die Ausſöhnung der beiden ehemaligen Freunde und Zechbrüder war, obgleich nur der Form, nicht dem Weſen nach, zu Stande gebracht.

Drittes Kapitel.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich auf's Haupt Dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Engliſches Volkslied: Die Todtenglocke.

„Was ein Menſch vermag, habe ich gethan. Ich habe gekämpft, wie kein Weib, ich habe gerungen und mein glühend Herz in Ketten und Banden gelegt; ich habe es eingeſungen mit einem Todenliebe, aber es war nicht geſtorben, ſondern es ſchlummerte nur. Es lag nur im Winterſchlaf, wie die Blumen. Nun iſt der Lenz gekommen und der Sommer und der Roſenmond geht durch meinen Garten und küßt die Blumen auf die farbigen Lippen; denn ſie ſind alle wieder aufgeſtanden, alle wiedergekommen, die holden, geliebten, freundlich geputzten Kinder. Und ſiehe mein Herz iſt auch wieder aufgewacht, und iſt aufgegangen, und hat ſeinen Kelch wieder entfaltet. Seine Farbe iſt Wehmuth, ſein Duft ſchmerzliche Sehnſucht. Es duftet ſo ſtark, es fordert ſo gewaltig. Magſt Du mich verdammen, Henrico; ich kann ihm nicht widerſtehen. Haſt Du Hermenegilden ſo ganz vergeſſen? Hat der rauhe Sturm, der durch unſre Blumenbeete fuhr, ſelbſt die thauſchweren, honigbewahrenden Kronen der Erinnerung gebrochen? Du konnteſt mich ſehen, und mir nicht einen Blick ſchenken? Ach, ich ahnete es wohl, die Königin liebte Dich; und welch fühlendes weibliches Herz ſollte Dich ſehen, kennen lernen und nicht lieben! Ich wollte mich, nachdem ich Dich geſehen, Dein Anblick mich niedergeworfen, und nachdem ich Dein Verhältniß zu der hohen Frau durchſchaut, an den Gedanken gewöhnen, Du ſeiſt für mich todt. Ach, vergebens! Das Herz iſt aufgewacht und verlangt laut und weinend nach Dir, Jüngling meiner Liebe, wie ein ungeduldiges Kind. Du lebſt fern und getrennt von Sophia. Komm, komm zu Deiner Hermenegilde; ich will Dich pflegen, Dich warten, Dir dienen, Dir gehorchen, jedes Deiner Winke gewärtig ſein, o komm, wenn Du nicht willſt, daß mich Liebesqual und Sehnſucht gänzlich aufreiben ſollen. Rette, rette mein junges Leben; rette meinem Kinde die Mutter. Ich bin krank; kommſt Du nicht, ſo ſterbe ich. Hermenegilde Cresba."

Sinnend hielt Hinko das Blatt in der Hand, welches ihm ein junger Knecht auf ſein einſames Stübchen gebracht hatte; er hatte die Feder auf das Pergament gelegt, auf welches er eben geſchrieben; nun übermannte ihn eine ſtille heilige Wehmuth; er konnte ſie nicht wieder ergreifen. Das holde Frauenbild in all ſeiner Schöne ſtand vor ſeiner Phantaſie; ihr unglückliches Geſchick forderte ihn zum Mitleid auf; und wenn auch jene Stimmen, die einſt in ſeiner Bruſt laut und warm für ſie geſprochen hatten, verklungen waren, in ihrem Herzen waren ja all' jene Töne wieder lebendig geworden, und ſie mahnten ihn, wenigſtens eingedenk zu ſein der ſüßen vergangenen Stunden. Bilder, die ihm einſt entzückt, traten plötzlich, von der Heftigkeit dieſer weiblichen Empfindung geweckt, ihm wieder nah vor die Seele; eine ſüße Wehmuth überkam ihn, und mit der Laute in der Hand wandelte er dem Aujezder Thore zu, eh' er ſich nur Rechenſchaft von dem, was er thun müſſe, abgelegt hatte. Mit jedem Schritte, den er durch die kleinen Häuſer des Schmichows that, ſchlug ſein Herz beklemmter, und als er erſt vor dem ſtattlichen Gartenhauſe der Gräfin Greska anlangte, da mochte es ihm die Bruſt zuſammenziehen. Er ging in das Haus, in welchem er nur einmal und in einer gräßlichen Lage geweſen war; er ging in den Garten, in welchem er ſo oft und in den glücklichſten Lagen ſeines Lebens geweſen war. Der Diener, welcher ihm Hermenegildens Brief gebracht hatte, trat ihm höflich grüßend entgegen und führte ihn durch die wohlbekannten Gänge zwiſchen den bunten Blumenbeeten hin. Der Abend äugelte eben über die Berge herab durch das grüne Gebüſch mit goldenen freundlichen Augen; die Heere der Blumen wandten ihm liebeſehnſüchtig das duftende Antlitz entgegen. Hinko trat in die Laube, in deren grünen Behauſung er des Lebens höchſte Wonne an Hermenegildens Bruſt genoſſen. Er trat herein und — da ſaß ſie, inmitten eines Kranzes von aus Scherben emporgeblühten Blumen. Aber ſie ſelbſt war eine verwelkte, vom Winterfroſt des Lebens zu frühzeitig getroffene Blume. Oder war ſie eine weiße Lilie geworden, die erſt eine Feuerlilie geweſen war, und die nun Düfte ſpendete ſtatt Farben, die ſie erſt gegeben? Was auch: ſie war bleich, ſehr bleich und nur das Auge ſprühete das alte

Leben, die Jugendbegeiſterung. „Kommſt Du, mein Geliebter?!“ rief ſie freudig wehmüthig überraſcht. „Ach zwei Geiſter hielten bis dieſen Augenblick, wenn ich Deinen mir ewig bekannten Fußtritt vernahm, Streit in meiner Bruſt; der eine meinte, ich müſſe Dir noch etwas gelten, Du müſſeſt mein Unglück von meiner Liebe ſcheiden; der andre aber meinte, Du ſeiſt kalt geworden, habeſt —“ — „Der erſte hat überſchwenglich Recht, Hermenegilde. Zeihe mich um aller Heiligen willen nicht der Kälte, zeihe mich nicht der Liebloſigkeit. Du kennſt meine Beweggründe nicht, die mich abhalten mußten, Dir fern zu bleiben. Doch Deiner rührenden Anſprache hätte kein Herz von Stein widerſtanden, geſchweige das meinige, das ſtets in ſtiller Liebe für Dich glühen wird, bis es keine Blutswelle mehr bewegt.“ — „Du liebſt mich! Liebſt mich noch! Und welche Beweggründe konnteſt Du haben, dies Haus zu meiden? Hier iſt das Unglück, ein böſer Rittersmann, eingekehrt, hat die vertrieben, die Dir ſonſt hier zuwider waren und hat Dir mit eiſerner Hand die Thüren geöffnet, die Dir ſonſt verſchloſſen waren. Verhinderte Dich die Königin?“ — „Ich ſah ſie nicht wieder; denn ſie hat Prag, ich habe Bettlern nicht wieder geſehen ſeit jener verhängnißvollen Stunde, die Du dort mit mir zubrachteſt. Dein Argwohn iſt nicht gegründet.“ — „Wie, ſollte Dein eigenes Schickſal Dich blind gemacht haben gegen das meinige? Du warſt nie Freiknecht und hätte die Schande dieſes Standes je an Dir gehaftet, hat nicht die Reinigung und der Ausſpruch des Papſtes Dir nicht wieder zur alten Ehre verholfen? Wer darf's wagen, Dir mit einem Vorwurf zu begegnen? Hat nicht der Pfaff, der es that, von der Rache des Himmels verfolgt, ſein Leben laſſen müſſen? Und wenn Du wirklich meinteſt, Schande habe Dich von dieſem Hauſe zurückgeſcheucht, haſt Du denn nicht bedacht, daß ich als unſchuldig Leidende Dir gleich ſtehe? Bedacht, daß mein Vater geächtet, daß der mir aufgezwungene Gatte, der Vater meines Kindes —“ — „Halt ein! woran erinnerſt Du mich? Nicht der Freiknecht floh die Schwelle Deines Hauſes. Eben Dein Gatte; dieſer Potuſchka — — —“ — „Daß er von Deiner Hand ſtarb? Glaube mir, er verdiente keinen beſſern Tod von Dir. Er war Dein ärgſter Feind; und um Deinetwillen mußte ich leiden, furchtbar leiden. Ich bin frei, Du biſt von der Schmach gereinigt, unſre Herzen ſchlagen ſich in alter Liebe entgegen; was hält Dich zurück, ſag' an, Geliebter, ich beſchwöre Dich!“ — „Dein Gatte — o Gott! Ich kann dieſen Bitten nicht widerſtehen. Ich muß rein ſein und argwohnfrei in Deinen Augen — Dein Gatte, Hermenegilde, dieſer mir ſtets feindlich geſinnte Potuſchka ſtarb nicht. Er lebt, lebt wahrſcheinlich noch dieſe Stunde; meine Hände ſind rein von Menſchenblut, und Du biſt noch ſein ehelich Gemahl.“ — Ein Orkan war hereingebrochen und hatte die Lilie geknickt. Mit geſchloſſenen Augen ſank die arme Liebliche vom Seſſel herab in des Jünglings Arme. Bleicher konnte ſie nicht werden; und wenn ſie der Tod auf die Lippen geküßt hätte. Trauernd hingen die Büſche und die Blumen ihre Häupter und Kronen. Lange hielt Hinko die verwelkte Blüthe im Arm, und eine große Wehmuth über den Peſthauch des Lebens, der alles Schöne dahinrafft, warf ihre

Thränenſchleier ihm über das Haupt. Stumm betrachtete er die theuern Züge, in welche der Schmerz ſeine tiefen Furchen gegraben; er dachte bei dieſem Bilde daran, daß Markita's edle Geſtalt vielleicht lange ſchon in Staub und Moder zerfallen ſei, und ein heißer Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen hervor und fiel wie ein Gewitterregen auf die Ohnmächtige herab. Alle Lebenshoffnung verließ den Jüngling in dieſem Augenblick; ſein Herz war zerknirſcht, Verzweiflung erfaßte ihn über ſein unſeliges Geſchick, und er war fertig mit der Welt.

Vorüber eilende Diener ſtanden der Ohnmächtigen bei, trugen ſie in das Haus und betteten ſie. Die alte Gräfin kam jammernd heran; Hermenegilde erwachte. Hinko mußte ihr verſprechen, bald wieder zu kommen, dann entließ ſie ihn; denn die ängſtlichen Blicke der menſchenſcheuen Mutter duldeten den Jüngling nicht. Es war zweifelhaft, ob die Alte ihn erkannt hatte. Sein einſames Bett trank ſeine Thränen. Am andern Tage trieb ihn Unruhe wieder nach Schmichow. Hermenegilde war noch krank; ihr Töchterlein, welche Abends vorher ſchon geſchlafen, hing jetzt an ihrem Halſe; es war ihr Ebenbild, eine vom Giftthau noch nicht berührte Knoſpe. Hinko mußte ſich zu der Kranken ſetzen; ſie bat ihn ſo ſanft, ſo rührend, ihr Alles zu erzählen und nichts zu verſchweigen, daß er bezwungen, obgleich ängſtlich, ihr nachgab. Sie aber hörte ſtandhaft zu; nur, als er davon ſprach, wie ihn Potuſchka zum Lohn für die Rettung vom Galgen ſo ſchändlich verfolgt und um alles Glück gebracht habe, da zuckte ein wilder Schmerz in der Dulderin

Geſicht. Die alte Gräfin kam auch, ſtarrte ihn an und ſprach: „Du biſt ja Diethers, Sohn des Scharfrichters und Stockmeiſters des Königs. Was willſt Du hier?“ — „Ihr irrt Euch, ich bin nicht der Sohn des Stöckers,“ verſetzte Hinko. — „Er hat Dich doch zweimal bei uns geholt und als ſein Kind angeſprochen.“ — „Als ſeinen Knecht. Ein bös Geſchick hatte mich dazu gemacht. Doch der römiſche Papſt hat mich gereinigt. Aber der Stöcker Jobſt iſt meines Vaters Bruder.“ — „Ich kenne den Namen Jobſt nicht, er iſt ein falſcher. Der zornmüthige Ritter von Happerswyl hieß Diedrich. Und wenn Du ſeines Bruders Kind biſt, ſo iſt Dein Vater der arme Niklas von Happerswyl.“ — „Ihr habt Recht und Happerswyl iſt auch mein Name.“ — „Führſt Du dieſen unſeligen Namen? Leg' ihn ab! Schmach und Schande und Blutſchuld klebt an ihm.“ — „Und Ihr kennt den Namen und das Schickſal derer, die ihn einmal führten, ſo genau?“ — „Wie ſollt' ich nicht?“ antwortete ſie eintönig und theilnahmlos, „hab' ich ihn doch ſelbſt geführt, bin ich doch Diethers und Nikkels Schweſter.“ — „Ihr die Schweſter meines Vater, und Jobſt's? Ha! nun wird mir Manches klar. O ich beſchwör' Euch! Erzählt, erzählt!“ — „Gib Dir keine Mühe, Knabe. Die Vergangenheit iſt todt für mich. Kaum lebt mir die Gegenwart. Vielleicht erzähl' ich Dir einſt, wenn die Vergangenheit wieder auflebt; jetzt weiß ich nichts.“ — „Und Du biſt meine Muhme, wie Markita! O laß mich Dich Schweſter nennen!“ rief er zu Hermenegilden gewendet. — „Mein Bruder!“ lispelte ſie, und ein Kuß vereinigte ihre Lippen.

Fortan beſuchte Hinko faſt täglich das Gartenhaus im Schmichow. Oft begleiteten ihn ſeine Freunde dahin, und der ſanfte Huß gewann an Hermengilden eine Freundin, die mit Entzücken den begeiſterten Lehren eines reinen ſchönen Chriſtusglaubens lauſchte, die wie Hönigbäche von ſeinem Munde floſſen. Ihr edles kindliches Herz hob ſich zu Gott empor und ſie vergaß die Leiden der Erde darüber. Oft war Hermengilde auch im Hauſe des Hofmarſchalks Czuch und fand an Elſen eine Freundin. Selbſt zur Königin wurde ſie geholt; denn Sophia war ſeit Nepomuks Tod wieder zur frühern Ueberzeugung gekommen und unterhielt ſich gern mit Elſen und Hermenegilden von der unverfälſchten chriſtlichen Lehre, wie ſie im Neuen Teſtamente niedergelegt iſt. Beide Frauen ſprachen vor der Königin mit Begeiſterung von Huß. Und ſo geſchah es denn, daß ihn die Königin zu ſprechen begehrte. Er wurde ihr an demſelben Tage vorgeſtellt, als er Bakalar der freien Künſte geworden war, gefiel ihr ungemein, und durfte ihr mehrmals aufwarten. Sie lernte ihn immer mehr ſchätzen und es iſt bekannt, daß er acht Jahre darauf, als er ſchon ein berühmter Lehrer auf der Prager Univerſität war und mehre theologiſche Würden erlangt hatte, auch der Königin Sophia Beichtvater und Gewiſſensrath wurde.

Der Spätherbſt des Jahrs 1393 war heran gekommen. Da verbreitete ſich das Gerücht, daß gegen König Wenzel ein mächtiger Bund im Entſtehen ſei. Der Erzbiſchof, obgleich mit dem König ſcheinbar ausgeſöhnt, von dem drückenden und demüthigenden Verhältniß, in welches er verſetzt worden war aber vertrieben, hatte, ſchon zwei Wochen nach jener Ausſöhnung, Prag und Böhmen heimlich verlaſſen, und war nach Rom gereiſt, um den König wegen des erfahrnen Unbills bei'm Papſte zu verklagen. Neue Händel mit Wenzeln über das ausgeſchriebene Jubeljahr waren dazu die Veranlaſſung geweſen. Bonifacius IX. hatte aber ſo viel mit ſeinen eignen Händeln und der Bekämpfung des Gegenpapſtes Clemens VII. in Avignon zu thun, und mußte auf den König Wenzel, als eine der Hauptſtützen ſeines päpſtlichen Stuhls, ſo viel Rückſichten nehmen, daß gar nicht daran zu denken war, dem Erzbiſchof beizuſtehen. Ueberdies ſchrieb Wenzel einen ſchmeichelhaften Brief an Bonifacius, der dieſen auf die Seite des Königs brachte. Der Unfehlbare zuckte die Achſeln und ließ ſeinen getreuen Sohn im Stich. Dieſer mußte ſofort unverrichteter Sache von Rom abreiſen und langte im Herbſt wieder auf Raudnitz, ſeinem Schloſſe, an.

Die fehlgeſchlagene Hoffnung hatte ſeinen Muth nicht niedergeſchlagen. Ging es nicht auf dieſem Wege, ſo mußte es auf einem andern gehen; wenigſtens durfte keiner unverſucht bleiben. So dachte Johann von Jenſtein. Zuerſt verſicherte er ſich der ganzen ächtkatholiſchen Geiſtlichkeit Böhmens, eine ungeheure Schaar Kleriker und Prieſter. Alle waren voll des bitterſten Haſſes gegen den König; der Erzbiſchof ſchürte die Flamme. Als dieſe gewonnen waren, ließ der Erzbiſchof durch ſie den gekränkten Adel, welcher in ſeinem Beſitz gehabte Krongüter dem König gezwungen hatte abtreten müſſen, gewinnen. Die Rache ſchnaubenden Familien, deren Glieder durch den Stöcker, auf Königs Befehl, enthauptet worden waren, weil ſie die Güter nicht gutwillig hatten herausgeben wollen, waren die Erſten, welche ſich an den Erzbiſchof und die Geiſtlichkeit anſchloſſen. Ihnen folgten die, welche die Güter aus Furcht vor ihr Leben hergegeben hatten, dann die in der Acht lagen; endlich traten auch die hinzu, welche noch im Beſitz von Krongütern waren, aber fürchteten, daß ſie ihnen über lang oder kurz ebenfalls entriſſen werden würden. Schaaren von Mönchen und Leutprieſtern durchzogen das Land, von Schloß zu Schloß, von Hof zu Hof, wo nur ein Adliger hauſte; man verſprach Geld und Gut, und ſo war es denn kein Wunder, daß nicht nur die mächtigſten Landſtände des Königreichs Böhmen, ſondern alle von dieſen abhängigen kleinen Ritter, der verarmte Adel, alles adlige Raubgeſindel und Wegeplacker, Edelknechte und reiſige Leute und alles in den Klauen des Aberglaubens und der Pfaffen liegende gemeine Volk mit dem Erzbiſchof und der Geiſtlichkeit verbündet und verſchworen war. Man kann annehmen, daß faſt ganz Böhmen gegen den König ſtand, eh' er es ahnete. Aber dem Bunde fehlte das Haupt; der Erzbiſchof konnte es unmöglich ſein. Der Schlag mußte ja verdeckt geführt werden. Der beſte Mann war des Königs eigner Vetter Jodok, Markgraf von Mähren. Es war dem Erzbiſchof gar wohl bekannt, wie neidiſch Jodok die doppelte Krone Wenzels anſah. Der Markgraf war bald gewonnen; doch die Sache war ihm zu wichtig, als daß er ſie allein über ſich genommen hätte. Aber er gelobte dem Erzbiſchof, die übrigen Häupter zuſammen zu bringen. Dazu bediente ſich Jodok eines Gerüchts, welches ihn ſchon mehrmals von den verſchiedenſten Seiten zu Ohren gekommen war, daß König Wenzel ein ausgetauſchtes Kind, und die Gemahlin des Hofmarſchalks nicht ſeine natürliche Schweſter, ſondern vielmehr die rechtmäßig geborne Prinzeſſin von Böhmen und Luxemburg, Wenzel aber der Sohn eines Nürnberger Schuſters ſei. So wenig ſich nun von der Sache erweiſen ließ, da alle ſichern Angaben darüber fehlten, ſo gab doch dies wunderliche Gerücht Veranlaſſung zu dem Bunde, welcher jetzt zu Stande gebracht wurde. Jodok ſchickte einen Boten mit Briefen an den König Sigismund von Ungern, Wenzels zweiten Bruder. Wenzels Thun und Treiben wurde darin übertrieben ſchlecht geſchildert, der in Böhmen überhand nehmenden Ketzerei gedacht, die Verſchwörung angedeutet und endlich jenes Gerüchtes als eines ſehr wahrſcheinlichen Erwähnung gethan. Sigismund wurde dadurch gewonnen. Ebenſo der Herzog Albrecht von Oeſtreich und der Markgraf Wilhelm von Meißen. Jodok lud die Verbündeten in ſeine Reſidenz Znaim in Mähren. Dort kamen ſie am 18. December zuſammen und verbanden ſich. Kaum war der Bund zu Stande, ſo verkündeten die Pfaffen, die Emiſſäre deſſelben, heimlich allen ihren Anhängern im ganzen Lande, was nun geſchehen müſſe. Die Sache war aber erſt lange ſtill im Volke beſprochen und endlich laut ruchbar geworden, und das Bündniß der Fürſten gelangte natürlich auch zu des Königs Ohren. Er wußte wohl, woher ihm dieſer Schlag kam, aber er konnte dem Erzbiſchof doch nichts anhaben; denn dieſer erklärte zur ſelbigen Zeit, um allen Händeln und Verdrießlichkeiten mit dem König ferner auszuweichen, werde er das Erzbisthum niederlegen und zu Gunſten ſeines Schweſterſohns Wolfram von Skworecz abdanken.

Der König gerieth über dies Alles in nicht geringen Schrecken, und doch ahnete er nichts von der ungeheuern Ausdehnung der Verſchwörung. Mit Anfang des Jahrs 1394 reiſete er nach Deutſchland an die Höfe mehrer Fürſten, um ihre Hülfe anzuſprechen. Sie wurde ihm von den meiſten zugeſagt und ſo kehrte er denn getroſten Muthes im März wieder nach Böhmen zurück. Die Verbindung hatte ſich unterdeſſen recht erkräftigt, und je weniger man von der Sache ſprach, deſto gefährlicher war ſie. Als nun Wenzel wieder daheim war und nichts weiter hörte, lebte er ſorglos und unbekümmert, und Mundſchenk und Kellermeiſter waren ihm nach wie vor die liebſten Leute. Er hauſte wieder in Bettlern, dem Lieblingsaufenthalt ſeiner Gemahlin, und feierte am 1. Mai ein glänzendes Feſt als zweiten Jahrstag ſeiner Hochzeit.

Der erſte Tag des Blüthenmonds wurde aber nicht allein zu Bettlern auf dem königlichen Schloſſe begangen; inniger, obgleich ſtiller feierten ihn die Freunde im Garten zu Schmichow. Die Gräfin Cresda hatte mit ihrer kränkelnden Tochter und der blühenden Enkelin Winters über in der Stadt gewohnt. Frühlingsſehnſucht zog Hermenegilden wieder in die ſtille Blumenwelt heraus. Sie mußte ja jede Knoſpe begrüßen, jede aufgegangene Blüthe küſſen, mit den neuen Frühlingskindern koſen und ſich von ihnen erzählen laſſen, was ſie Winters über geträumt von den unterirdiſchen Geiſtern. Mit dem Mai zog ſie ein in das ſtille Haus und den freundlichen Garten, und die Freunde kamen, ſich mit der ſanften Dulderin zu freuen. Man ſprach viel von der neuen engliſchen Lehre, die ſich in Deutſchland bereits ausgebreitet hatte, und Huß erzählte, daß pfäffiſche Unduldſamkeit die Bekenner des beſſern Glaubens überall ſchon mit Feuer und Schwert verfolgten. So ſeien voriges Jahr eine große Anzahl Weber in Augsburg, die ſich zur neuen Lehre bekannt hätten, verbrannt worden; andre Bürger müßten aus demſelben Grunde ein rothes Kreuz von Tuch auf der Bruſt tragen, damit ſie als Ketzer kenntlich wären, Alles auf Betrieb der beleidigten Pfaffen. Man war der allgemeinen Meinung, daß in Böhmen, wegen der Freiſinnigkeit des Königs und der Liebe des Volks zur Freiheit in Glaubensſachen noch am beſten zu leben ſei. Hinko ſprach von ſeiner Arbeit, die nun bald vollendet ſei und warf hin, daß er Deutſchland dann auf immer zu verlaſſen gedenke, um die Seinigen in Italien wieder aufzuſuchen, und mit ihnen zu leben und zu ſterben. Dieſe Worte warfen in Hermenegildens Herz die Schatten ſanfter Wehmuth und dies gab ihrer Unterhaltung eine herzinnige Wärme und Vertraulichkeit, die auf Alle überging. Elſe bekränzte die Freundin mit einem friſchen Kranze von Oſterblümchen und Maiglöckchen und die ganze Geſellſchaft begrüßte ſie als Blumen- und Maikönigin. Man war fröhlich zuſammen bis an den Abend. Da gingen die Freunde nach der Stadt zurück, und Hinko wollte mit ihnen; aber Hermenegilde hielt ihn zurück und flüſterte ihm zu: „Bleib noch; ich habe noch viel mit Dir zu ſprechen. Mein Herz iſt übervoll; ich muß einen Theil deſſen, was mich bewegt, in das Deinige gießen. Bleibe! Ich bitte

Dich.“ — Obgleich es ihm unheimlich zu Gemüth wurde, ſo blieb er doch. „Henrico,“ ſprach ſie, als ſie allein waren, „Du willſt mich auch verlaſſen? Das Wort iſt mir ſchwer auf die Seele gefallen. Mich hat es heute den ganzen Tag wie ſüßwehmüthige Ahnungen beſchlichen; ich hätte immer weinen mögen und mich ſo recht ſatt, ſo von Herzen aus weinen mögen, und doch war ich ſo heiter, ſo froh dabei; ich glaube, ich hätte durch die Thränen lachen können, wie ein beſchenktes Kind. Nachher als Du von Scheiden ſprachſt, ſieh da wich das Lachen und die Thränen blieben allein, und zwar nicht mehr ſüße, ſondern recht bittre Schmerzensthränen. Meine Ahnungen wurden düſterer und eine Angſt, ich weiß nicht wovor, glomm in meiner Seele auf, daß mir das Herz hoch ſchlug. Das Alles kommt wohl von einem wunderlichen Traume, den ich vorige Nacht gehabt, und den ich Dir erzählen will, wenn Du mir verſprichſt, nicht eher von hier nach Italien zu gehen bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte, den ich Dir angeben will. Fürchte Dich nicht, mir zu viel zu verſprechen; der gedachte Zeitpunkt iſt nicht fern mehr; o ich weiß, er iſt nah, recht ſehr nah. Drum verſprich mir mit Hand und Wort nicht eher zu gehen, ſelbſt wenn Du mit Deinem Geſchrift fertig ſein ſollteſt, bis jener Tag gekommen.“ — „Und was wäre das für ein Tag? Was für ein Zeitpunkt?“ — „Nicht fragen, ſondern geloben, mir zuſchwören und meiner Schweſterliebe. O, mein Geliebter, Du zauderſt und machſt mich ſehr traurig? Gedenkſt Du nicht mehr der Schwüre ewiger Liebe, die Du mir an dieſer Stelle geſchworen? Ich begehre nichts von Dir als eine kleine Bitte.“ — „Ich will's verſprechen,“ rief Hinko ſchnell. „Hier iſt meine Hand und mein Wort: Ich bleibe! Nenne mir nun den Tag, bis zu welchem ich bleiben ſoll.“ — „Es iſt der Tag, an dem Du mich begraben haſt.“ — „Hermenegilde!“ — „Stille, mein Bruder! Es lebt eine ſonderbare Stimme in mir, die niemals deutlich ſpricht und mich doch ahnen läßt, was mit mir vorgehn wird. Es iſt als wenn die Blumen zu mir reden. Dieſe Stimme hat mich beim Beginn dieſes Lenzes wiſſen laſſen, daß es der letzte ſei, deſſen ich mich unter irdiſchen Blumen erfreuen werde. Und dieſe Ahnung iſt mir wie balſamiſche erquickende Düfte von Lilien und Nachtviolen durch die Seele gezogen. Ich ſehne mich nach dem Jenſeits, wie ein Schlafmüder nach dem Ruhebett. Und daß meine Ahnungen bald in Erfüllung gehen werden, hat mir der Traum voriger Nacht entdeckt. Ja Freund, die Blumen des nächſten Frühlings blühen auf dem Grabe Deiner Hermenegilde; Du haſt ſie mir drauf gepflanzt und während Du an fernen Geſtaden weilſt, duften ſie dem ſinnigen Wandrer Kunde von unſrer Liebe zu.“ — „Du biſt ſo ſeltſam geſtimmt, Liebe, daß mir faſt ſelbſt bang wird.“ — „Weht es Dich auch vom Jenſeits an? O weiſe dieſe Mahnung nicht zurück! Sie iſt eine neue Beſtätigung für mich. Höre, was mir geträumt! Ich war eine rothe Roſe und blühte recht luſtig und freute mich des Frühlings und der andern Blumen um mich her. Ich verſtand auch ihre Duftſprache, ſo wie den Geſang der Vögel nicht anders als wie die Menſchenrede. Neben mir auf dem Beete prangte eine ſtolze bunte Tulpe, die ſchmeichelte ſich an mich Roſe an und ich erkannte tief in ihrem Kelche Dein Antlitz. Die Tulpe warſt Du. Plötzlich ſah ich neben mir einen giftigen Eiſenhut ſtehen, der wollte mir auch ſchön thun, aber ich ſchauderte vor ihm. Die Tulpe rief ihm zu, zu weichen, er ſpie aber ſein Gift auf ſie, daß ſie umſank und von den Vorübergehenden zertreten ward. Dann legte der düſterblaue Eiſenhut ſeinen Rüſſel an mich Roſe und ſaugte mir wie ein Vampyr alles Blut aus, und es ward eine weiße Roſe aus mir. Und der Eiſenhut ward größer und wucherte; da kam der Gärtner und ſchnitt mit dem Gartenmeſſer den ganzen Strauch hinweg und ich blühete fort. Die Tulpe richtete ſich allmälig wieder auf und wunderte ſich gar ſehr, daß ich aus einer rothen Roſe eine weiße geworden war, und wir koſten viel mit einander. Unterdeſſen aber war der Eiſenhut wieder groß geworden von uns Beiden unbemerkt. Und plötzlich fiel er mich an mit giftigem Zahn. Da ſank ſterbend die Krone der weißen Roſe und fiel in den offenen Tulpenkelch; der that ſeine Blätter zu und begrub das arme Röslein in ſeinem Schooſe. Ich aber fühlte, daß ich geſtorben war und Du mich begraben hatteſt. Das war mein Traum.“ — „Träume ſind Gäume,“ verſetzte Hinko ängſtlich. „Dieſe Nacht wird Dich träumen, Du ſeiſt die Blumenkönigin, und die Blüthen, die Dein Haupt bekränzen, werden leuchten wie Sterne und jede wird einer Deiner Freunde ſein.“ — „Wie Sterne! Vielleicht Sterne ſelbſt? Wohl gar ſchau' ich von einem Blüthenſtern auf den hellen Kranz meiner Freunde herab. O Henrico, bleibe dieſe Nacht bei mir im Garten! Es iſt mir ſo heilig zu Sinne; ich kann mich nicht von Dir trennen." — „Ich bleibe. Dir iſt es Beruhigung, mir Erheiterung." — „Laß uns von den Sternen reden. Ich habe ſie heute lieber als all' meine Blumen. Es zieht mich wie zu ihnen hinauf. Singe mir das ſchöne Sternenlied; ich will Dich begleiten. Es fällt mir ein wie eine feierliche Handlung aus meinen Kinderjahren. Mein Brüderlein — es war ein Paar Jahre älter als ich — war geſtorben und ich hatte ihm einen Kranz geflochten und oben hinein eine gelbe Sternblume, und ich legte ihm den Kranz zu Häupten, daß der Stern auf der bleichen Stirn des holden Knäbleins ruhte. Da ſagte Jemand, ich weiß nicht wer, vielleicht hat es mich auch nur geträumt: ich habe das gut gemacht; denn der Knabe ſei ſelbſt ein Stern geworden und leuchte mir Abends, wenn ich eine Blume ſei. Die Geſchichte klingt ſeltſam und wunderlich; ich habe ſie gar nicht ganz merken können; es wurde mir auch allemal, wenn ich daran dachte, ſo weh um's Herz, daß ich weinen mußte. Die Jahre vergingen und ich wurde groß. Es war mir Alles wie ein Traum geworden und ich dachte nicht mehr daran. Da hört' ich im vorigen Jahre die Königin das Sternenlied ſingen, als ich bei ihr war. Sie ſagte mir, es ſei neuerlich von Dir gedichtet, und ich verſchlang es bald. Und wie ſeltſam, daß ich's nachher ganz wieder vergaß und Dich deshalb nie daran erinnerte. Und gerade jetzt in dieſer Frühlingsnacht fällt es mir wieder ſo lebendig ein, daß ich mich verwundere, wie ich es nur eine Stunde aus dem Gedächtniß laſſen konnte. Aber eben ſo lebendig tritt mir die Erinnerung an das todte Brüderlein vor die Seele. Ich ſeh' das bleiche Kind im Sarge liegen mit ſeiner ſanften Engelsmiene, die Sternenblume ihm zu Häupten; ich höre die Stimme im Geiſte deutlich, die mir ſagte, das Kindlein ſei ein Stern geworden. O ſinge, ſinge das Lied! Ich ſehne mich darnach.“

Hinko nahm die Laute und ſang, Hermenegilde begleitete ihn mit zarter faſt geiſterhafter Stimme:

„Ihr Sterne grüßt hernieder
Aus euerm blauen Zelt,
Und habt auch heute wieder
Mein dunkles Herz erhellt.

Wenn mich die Menſchen ſchelten,
Entweich' ich ihrem Kreis:
Ihr brüderlichen Welten
Liebt dann mich doppelt heiß.

Sie zürnen, daß ich einſam
Die Nächte hingebracht,
Als zögen wir gemeinſam
Nicht durch die ſtille Nacht;

Als wärt ihr, Myriaden
Mir nicht ſo nah verwandt!
In Thau zuſammen baden
Wir unſrer Herzen Brand.

Die euch nur Welten nennen,
Sind ewig von euch weit:
Ich muß euch beſſer kennen,
Da ihr mir nahe ſeid.

Ja, ihr ſeid Dichterherzen,
Die trauernd hier verblüht
Und dann als Himmelskerzen
Dort oben aufgeglüht.

Denn wem des Liedes Blüthe
Die Lebensnacht erhellt,
Der trägt tief im Gemüthe
So wunderbare Welt.

Und Liebe ſtrömt als Lieder
Aus ihrem innern Kern;
Sinkt welkend hier ſie nieder,
Geht ſie dort auf als Stern.

Und Liebe ſtrömt als Strahlen
Dann aus das Sternenherz,
Die ſenden allen Qualen
Den Himmel erdenwärts."

Die letzten Verſe ſang Hermenegilde noch einmal leis und lispelnd vor ſich hin und die Nachtluft blies dazu wie ein Geiſterhauch in die Saiten der Laute, welche Hinko ſinnend in der Hand hielt. Da hörten ſie raſche Schritte durch den Garten ihnen nahen. Ein Diener war's und meldete mit ängſtlicher Stimme: drei Reiter hielten vor dem Hauſe und begehrten mit ſtürmiſchen Worten Einlaß. Der eine behaupte, er ſei der Graf Cresda, und der Stimme nach ſei an dieſer Ausſage auch gar nicht zu zweifeln. Die alte Gräfin ſei zu Bette und er erböte ſich von Hermenegilden Verhaltungsbefehle aus. „Ha, mein Vater!" rief dieſe, von Schrecken, Angſt, kindlicher Liebe und böſen Ahnungen zugleich beſtürmt. „Oeffne das Haus, aber verrathe dieſen nicht!“ ſagte ſie haſtig zum Diener und deutete auf Hinko. „Du aber, mein Bruder, verbirg Dich in dieſe Büſche an der Mauer. Es brächte Dir Gefahr, vielleicht Tod, wenn die, welche jetzt kommen, Dich hier fänden. Im ſchlimmſten Fall kannſt Du über die Mauer ſteigen.“ Sie küßte ihn noch einmal innig auf den Mund, gleichſam ahnend, daß es der letzte ſei; er zog ſich zurück und ſie ſchritt in ungeheurer Aufregung dem Diener nach. Die Thür war offen; die Pferde wurden hereingezogen, ein Knapp leuchtete mit einer Fackel vor. Hermenegilde ſtürzte auf ihren Vater zu, um ihn zu umarmen und den Kuß reiner Kindesliebe auf die Wange zu drücken; er aber hielt ſie kalt von ſich zurück und ſagte höhnend: „Ei Du feines Kind, biſt noch immer ſo eine Nachteule, wie ſonſt? Haſt wohl Deinen Buhlen im Garten oder im Kämmerlein? Hüt' Dich, da iſt Dein Eheherr, vom Galgen herabgeſtiegen, um Dir die Unzucht auszubläuen.“ — „Ei mein holdes Weiblein!“ rief Potuſchka mit widerlich grinzender Stimme, „find' ich Dich endlich wieder, Du minnigliche Maid? Da Du nun einmal meinen Tod betrauert, ſieh ſo bin ich Dir ganz neu. Weiche nicht zurück, Du herzig Närrchen; ich bin ja kein Geſpenſt, ſondern von Fleiſch und Bein. Ich will Dich überzeugen. Mach hin, und nimm mich in Dein Bett.“ — „Nun haſt Du denn nicht Gruß und Kuß für Deinen Eheherrn, mißleidiges Ding?“ fuhr ſie der alte Graf Cresda an. — „Ich weiß ja,“ ſpottete Potuſchka weiter, Du haſt immer viel Geſellſchaft, ſaubere Gäſte, Ketzer und ander Gelichter und der ſaubere Junge, der Freiknecht, iſt auch dabei. Viel Ehre für mein Gemahl! Drum brauchſt Du nicht ſo zimpferlich zu thun und mein Widerpart ſein zu wollen. Hing' ich am Galgen, ſo buhlteſt Du mit dem Henker, und Keins braucht ſich des Andern zu ſchämen. Komm her, fein's Lieb und küſſe mich. Dann wollen wir ſpeiſen, zechen und fröhlich ſein. Aber Du biſt ja ſo kalt wie ein Froſch!“ — „Laß mich, Gräßlicher!“ lispelte ſie. — „Was?!“ polterte ihr Vater; „ſchilt Dich die Trödelhexe? Du Schandbalg!“ Und mit dem Blechfäuſtling ſchlug er ſie in's Geſicht. Hart getroffen ſank ſie um mit dem Haupte auf die harten kalten Steine. Niemand fing ſie auf. „Der Zieraffe!“ lachte Cresda. „Laßt doch die Puppe liegen, bis ſie wieder aufſteht. Wenn ſie merkt, daß wir uns auf das Spiel verſtehen, wird ſie bald in der Höhe ſein. Holla, ihr faulen Gäuche, macht uns Quartier!“ herrſchte er den Knechten zu, „und ſo einer von Euch ein Wort redet, daß ich hier bin, ſo dreh' ich Allen den Hals um. Was meint Ihr, Ritter Rozka,“ wandte er ſich zu dem Dritten, „läßt ſich hier nicht ein Paar Tage geruhig lauern? Ich denke, wir wollen hier die lützelburgiſche Liſt überliſten, und der Fuchs ſoll gefangen ſein, eh' er ſich umſieht.“ — „Die Gelegenheit iſt trefflich,“ verſetzte Rozka. „Aber Graf,“ fuhr er dann fort, „Eure Tochter rührt und regt ſich nicht. Es will mich bedünken, als ſei doch hier nicht an Spiel und Heuchelei zu denken.“ — „Nun ſo ſucht, ob ſie keinen Biſamapfel bei ſich trägt. Schraubt ihn auf und haltet ihr den Geſtank unter die Naſe; ſo wird ſie ſchon wieder zu ſich kommen. Faß an, Tölpel!“ Ei-

Diener ſprang zu und wollte die Gräſin aufheben, während die Ritter ihre Pferde nach dem Stalle zogen. Rozka kehrte ſogleich zurück; ein Gefühl von Menſchlichkeit für ein unglückliches Weib war in ihm rege geworden.

„Heilige Mutter Gottes!“ flüſterte der Knecht mit bebender Stimme. „Die Frau Gräſin iſt todt!“ — „Todt!“ rief Rozka und ſchrack heftig zuſammen. „Daß Dir die Zunge ſchwarz werde, Lump! Man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Es iſt eine tiefe Ohnmacht und Du jagſt mir mit dem Worte da einen grauſigen Schrecken ein.“ — „Ach Herr! hier iſt der Teufel in eigner Perſon,“ verſetzte der Burſche. „Blaſt erſt dieſer Leiche einen Odem ein, dann ſprecht, wie Ihr geſprochen.“ — Rozka faßte ſie an, er neigte ſein Ohr nach ihrem Munde. „Du haſt recht,“ ſagte er dann, „die iſt kabuks. Ein herrlicher Empfang in dieſem Hauſe und von guter Vorbedeutung. Ich will räucherig werden wie eine Schlackwurſt, wenn ich die Sporen in dieſem Unglücksneſt abſchnalle oder meinen Gaul nur trocken werden laſſe. Iſt mir's doch auf dem ganzen Wege daher ſo duſſelig geweſen, und ein Käuzlein hat uns begleitet und rechts am Wege geſchrieen wie toll; nun weiß ich, wo's hockt. Hallo! Hallo! Graf Eresda, Graf Potuſchka! Da habt Ihr eine ſchöne Beſcheerung angerichtet!“ — „Was gibt's?“ riefen die Beiden aus dem Stalle. — „Heraus mit den Gäulen! Nicht abgeſattelt! Auf und davon! Mir ſtehen alle Haare zu Berge.“ — Die Beiden kamen. „Ihr ſpracht von Spiel, Eresda. Dahier iſt alles Spiel ein Ende. Eure Tochter hat der Tod kalt gemacht, und fürwahr, Potuſchka, Deine Minne hat ſchnelle Wirkung gethan.“ — „Todt!“ krächzte Eresda. „Es iſt nicht möglich!“ — „Todt!“ keuchte Potuſchka. Hu! ich glaube, es iſt gar ein Geſpenſt geweſen. Sie war vorhin ſchon kalt wie todt.“ — „Mein Kind!“ rief Eresda, und bog ſich über ſie her. „Weh mir! Ich habe Dich gemordet. Ich bin ein unſeliger Mann!“ jammerte er, plötzlich erweicht. „Die Schrecken der Hölle über mich! Ich bin ein Kindesmörder!“ Und er raufte ſich die eisgrauen einzelnen Locken in arger Verzweiflung. — „Was hilft da alles Jammern und Wehleidigthun,“ erinnerte Rozka. „Hier iſt unſers Bleibens nicht. Schreit die Schläfer nicht auf! Wir werden obendrein verrathen und unſer ganzer Plan ſcheitert.“

Potuſchka zog ſein Pferd ſchon aus dem Stalle, der Stimme des Gefährten Gehör gebend. „Bin ich darum vom Galgen erlöſt, habe mich Jahre lang in Wälſchland wie einen Hund herumhetzen laſſen, habe dem griechiſchen Kaiſer gedient und Türkenblut geſoffen, daß ich nun zuletzt am ſchönen Ziele mich fangen ließe, wie eine Rattenmaus, weil's der zimpferlichen Dirne einfällt zu ſterben? Ich fürchte mich in dem Hauſe. Alter, wollt Ihr mit?“ — „Bin ich darum unter Lumpenhunden und krätzigem Geſindel gelegen,“ fuhr Rozka in demſelben Tone fort, „bin bei meinem Steigbügel zu Gaſte gegangen, habe manche gute Seele aus den Feſſeln des Körpers befreit, um nun zuletzt nah am langerſehnten Ziele mir den Garaus machen zu laſſen durch einen ſo ſpukhaften Tod? Mir grauſt's. Lieber will ich in einem Schoppen am Wege oder gar auf freiem Felde übernachten, eh' ich hier noch drei Minuten bleibe. Sputet Euch, Cresda, wenn Euch Euer Hals lieb iſt." — Der Alte ſtand auf. „Ihr habt Recht," ſagte er ſich kurz beſinnend. „Der Teufel hat uns einen gräulichen Strich durch die Rechnung gemacht. Wir waren hier ſicher wie im Schloß des Erzbiſchofs; denn ich kenne meine Leute. Und ſo hätte uns der Schuſtersknecht nicht entgehen können. Nun aber, wenn der Tod dieſer Armen ruchbar würde — und das geſchähe morgen früh — ſo wären wir verloren. Ich reite wieder mit Euch; aber glaubt als ein Andrer, denn der ich gekommen. Mein Herz iſt gebrochen; ich bin ein geſchlagener Mann." — „Schlagt Euch die Poſſen aus dem Kopfe und ſteigt endlich zu Gaule. Mit jeder Minute wird mir ſchlechter zu Sinne." — Tiefgebeugt that der alte Graf alſo. „Mannteufel," ſprach er zu dem Pferde. „Wer hätte das vorhin gedacht, als wir hereinzogen in Uebermuth, daß wir nach einer halben Stunde wieder abzögen ohne Muth. Wenn uns dieſe Nacht nicht den Genickfang gibt, ſo ſind wir von Stahl und Eiſen."

Und fort ſprengten die Vordern, wie wenn die Geiſter der Unterwelt ſie umkreiſten und ihnen auf Nebelroſſen nachjagten; der alte Graf ließ ſeinem Gaule den Zügel, und ſo ſauſten die drei unheimlichen Reiter auf der Straße nach Beraun dahin.

Hinter den Bergen war unterdeſſen der Mond aufgetaucht und ſah durch zerriſſene Wolken herab in den Garten, an deſſen Eingang ein bleiches kaltes Frauenbild im tiefen Todesſchlaf lag, das dunkle Haar mit einem friſchen Blumenkranz umſchlungen, und über der Stirn eine gelbe Narciſſe, wie ein Stern, deutungsvoll. Und weit hinter dem Buſch hervor bog ſich's wie ahnende Sehnſucht mit bang lauſchender, liebend beſorgter Geberde, und huſchte wie Nebelmann über das Gras ſtill und leiſe, und ſchaute in das bleiche mondbeleuchtete Geſicht der todtesſtummen Maid, und ſtaunte und ſtarrte lange und regte ſich nicht; bis endlich die Diener herankamen mit Fackeln und ein bejahrtes Weib. Da kauerte Hinko vor der Leiche Hermenegildens. Und die alte Gräfin ſchlug ein lautes Klagegeſchrei auf; aber Hinko ſprach: „Still, Frau! Wecke ſie nicht auf! Sie ſchläft und träumt einen wunderſamen Traum von einem Stern herab, der ſie nun ſelbſt geworden, und wandelt neben dem bleichen Brüderlein, das auch ein Stern iſt. Siehſt Du denn nicht, wie ſie mit einem Blumenkranze geſchmückt iſt? Das iſt ja kein Todtenkranz, ſondern es ſind Blüthenſterne, und über ihrer Stirn ſteht das Bild des Sterns, der ſie ſelbſt geworden.“ Die Gräfin aber entſetzte ſich; denn ſie meinte, der Jüngling ſpreche in Fieberhitze oder Wahnwitz ſo ſeltſam. Sie floh von der Stätte des Jammers. Die Diener wollten die Leiche in das Haus tragen, aber Hinko rief: „Zurück von dieſem Heiligenbild, oder ich hau' Euch die Finger ab, mit denen ihr ſie frech berührt. Mir hat ſie's aufgetragen, ſie zu begraben, und ich will's, und keiner ſoll mir helfen, ſo wahr ich ihre einzige Liebe auf Erden war!“ Die Knechte wichen ſcheu zurück. Er aber nahm die theuern Ueberreſte in ſeine Arme und trug ſie auf das ſchönſte Blumenbeet, darauf bettete er ſie weich und ging umher in der mondfahlen Dämmerung wie ein Nachtwandler auf allen Beeten, an alle Scherben und brach die Blumen und brach die Knospen und trug ſie ihr zu Häupten, zu Seiten und zu Füßen, und überſchüttete ſie damit, ſo daß bald der Garten jedes Blumenſchmucks baar war. „Sterbt hin! Geht ſchlafen!" ſagte er zu den Gartenkindern, „eure Königin ſchläft feſt und wacht nicht wieder auf." — Als er damit fertig war, ſetzte er ſich neben die blumeneingehüllte Freundin und ſtrich mit dem Finger leis über ſeine Laute und lullte dazu und ſang ein ſo herzzerreißendes todteswehmüthiges Schlaflied, daß er zuletzt ſelbſt erſchrack vor den eigenen Worten und in einen wilden Thränenſtrom ausbrach. Dann ſang er das Sternenlied und ward wieder ruhig, und ſang und ſpielte bis der Morgen den Bergen herabklomm. Da kamen nun wieder Leute, und beſchrieen die todte Frau. Die alte Gräfin trat auch heraus in ſchwarze Schleier gehüllt, anzuſchauen wie die alte Zeit, und führte an ihrer Hand ein hüpfend Kindlein, der neuen Zeit zu vergleichen. Sie kamen zuſammen an die Blumenleiche und das kleine Mädchen ſprach: „Mütterlein ſchläft auf den Blumen: ich will mit den abgezupften Blümlein ſpielen." Und das Kind ſpielte damit und unterhielt ſich freundlich mit der Todten und lachte ſie an, und als dieſe nicht antwortete, bekümmerte es ſich weiter nicht um ſie. Hernach aber, als man dem Mägdlein ſagte: die Mutter ſei todt, da weinte es bitterlich. Hinko grub unterdeſſen ein Grab, hinten an der Laube, in der die Nachtigall ſaß, die ihnen ſonſt geflötet, und machte ein Bett hinein von Blumen; dann trug er die Geliebte hinein und ſtreute Blumen auf ſie. Das Kind half ihm mit. Die Andern weinten. Nun wurde Erde darauf gedeckt und auf dem Hügel pflanzte Hinko viel Blumenſtöcke, Alles, wie ſie's Abends vorher verordnet hatte. Zuletzt ſang er noch ein Ruhelied über dem Grabe und ging dann heim und ſagte es ſeinen Freunden an.

Um ſeinen Schmerz zu betäuben, warf er ſich über ſeine Arbeit und förderte viel in wenigen Tagen; denn er glaubte ein bös Geſchick, was ſtets drohend über ſeinem Haupte hing, ſchnell verſöhnen zu müſſen.

Die drei ſchauerlichen Nachtreiter waren nichts Anderes als Abgeſandte des Markgrafen Jodok geweſen, um den König, den man in Prag geſagt, aufzulauern und an den Markgrafen, der ſich mit dreizehn andern ſeiner Mitverſchwornen auf einem Schloſſe ohnweit Beraun aufhielt, zu verrathen. Dieſer Plan war nun zwar vereitelt; der Markgraf erfuhr aber auch bald, daß des Königs heimliche Reiſe von Bettlern nach Prag noch nicht vor ſich gegangen ſei, ſondern erſt noch gethan werden ſollte. Beſtochene Dienſtleute des Königs brachten nämlich bald ſichere Nachricht; der Tag der Reiſe des Königs konnte zwar nicht genau beſtimmt werden; aber nun lagen von den Verſchwornen Tag und Nacht auf der Lauer. Am achten Mai in der Mittagsſtunde kam der König nur von einigen Dienern gefolgt, in unſcheinbarer Kleidung nach der Stadt Beraun und ſtieg in dem Minoriten-Kloſter daſelbſt ab, um dort ſein Mittagsmahl einzunehmen. Nach demſelben gedachte er ſeine Reiſe fortzuſetzen. Mit Sturmeseile brachten die Kundſchafter dem Markgrafen Nachricht; der ganze Hauſe brach auf, ſechszehn Mann ſtark, wohl gepanzert und bewehrt, und unkenntlich gekleidet. Eh' eine halbe Stunde in's Land gegangen war, hatten ſie die Pforte des vor der Stadt gelegenen Kloſters beſetzt, und der Markgraf trat mit vier der ſtärkſten hinein. König Wenzel zechte eben unbeſorgt mit dem Abt. „Ei, ſeht doch, Vetter Jodok!“ fuhr er verwundert auf. „Kommt Ihr von Znaim hierher, um mit uns zu zechen? Habt Ihr nicht auch mein feines Brüderlein, und den Oeſterreicher und den Meißner mitgebracht?“ — „Nicht die, ſondern Andre,“ verſetzte der Markgraf und ſtieß die Thür des Refectoriums auf, daß der König die gepanzerten Leute ſah. „Mehr noch ſtehen draußen vor der Pforte, und alle bitten Euch insgeſammt durch mich, da Ihr doch heute ein ſo ſchlecht Geleite gehabt, Euch zu Hofe reiten zu dürfen.“ — „Halt!“ rief Wenzel, „das klingt wie Verrath!“ und griff nach dem Schwerte. — „Laßt ſtecken, Vetter!“ höhnte Jodok. „Ihr ſeid mein und all' dieſer böhmiſchen Herrn Gefangener. Schickt Euch getroſt hinein; denn nur ein Wunder könnte Euch befreien.“ — „Abt!“ ſchrie der König, „ich bin in Deinem Schutz.“ — „Was kann meine Ohnmacht!“ verſetzte dieſer achſelzuckend und faltete die Hände über ſeinem Bauch, denn er war auch des Königs Freund nicht. „Der Herr ſei mit Euch!“ — „So bindet mich denn, Ihr meineidigen Vaſallen!“ knirſchte Wenzel. „Ich werde meinen Rächer finden.“ — „Habt Ihr ein gutes klares Recht auf Böhmens Krone, ſo ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden,“ ſagte Jodok nachdrücklich, und dieſe Worte entwaffneten Wenzels Zorn; er knirſchte nur in ſich hinein. Die böhmiſchen Ritter begegneten ihm ehrerbietig, hoben ihn auf's Pferd, nahmen ſeine beiden Diener an ſich, und ritten mit geſchloſſenen Stahlhauben in ſcharfem Trab von dannen. Der Ritt ging vor ſich, als wären die reiſigen Leute des Königs Hofherrn und Geleit; und ſo langten ſie ohne Aufſehn in Prag an. Abends wurde der König in das Altſtädter Rathhaus gebracht und in ein Gefängniß, die Spinka genannt, geſetzt. Der Bürgermeiſter und einige Schöppen der Altſtadt wußten allein davon. Ein Viertheil der Ritter blieb im Rathhauſe zu ſeiner Bewachung und die andern zerſtreuten ſich, um ihre Maßregeln zu nehmen und aus dem glücklich ausgeführten Streiche die gehofften und gewünſchten Früchte zu ziehen. Die Gefangenſchaft des Königs wurde ſehr geheim gehalten. Wer von den Hofleuten nicht mit zur Verſchwörung gehörte, erfuhr nicht einmal, daß Wenzel in Prag war. Sogar dem größten Theil des Altſtädter Magiſtrats blieb es unbekannt. Jobok bearbeitete indeſſen den königlichen Vetter nach Kräften, um für ſich alle möglichen Vortheile zu gewinnen. An die der ihm verbündeten Ritter dachte der Markgraf weiter nicht. Wenzel weigerte ſich anfangs hartnäckig, als ihm aber Jobok endlich von neuem zu verſtehen gab, er ſei über ſeine Geburt und Abſtammung nicht ganz ununterrichtet, da gab der trotzige Herr nach, und geſtand allmälig dem zudringlichen Markgrafen zu, was dieſer nur begehrte. Zuerſt übergab er ihm die Landvogtei von Elſaß, wie ſolche vormals ſein Oheim der Herzog Wenzel von Luxemburg und Brabant beſeſſen, ſammt allen Städten mit ihren Zöllen, Steuern und

Gefällen auf Lebenslang. Zu dem Behufe mußte der König alle vormals im Elſaß ertheilte Lehen widerrufen und dem Markgrafen allein überweiſen, auch deshalb an die einzelnen Elſaſſiſchen Städte Briefe erlaſſen. Doch dies genügte dem habſüchtigen Markgrafen keineswegs. Es lag ihm gar nichts daran, Wenzeln aus dem Wege zu räumen oder abſetzen zu laſſen; denn dann hätte ja Jodok dem Herzog Johann von Görlitz, als nächſtem Anſprecher an den böhmiſchen Thron weichen müſſen, und wäre unter dieſem Herrn, der nie ſein Freund war, alles Einfluſſes und aller Macht beraubt geworden; deshalb ging ſeine Abſicht dahin, Wenzeln als Popanz der königlichen Macht beizubehalten, ihn aber ſo zu beſchränken und zu beſchneiden, daß er keinen eigenen Willen mehr habe. Wenzel ſollte zechen und Jodok wollte regieren. Dies war das Ziel ſeiner Beſtrebungen; die Zwecke ſeiner Mitverſchwornen waren ihm ziemlich gleichgültig; und es war ihm ſogar lieb, wenn ſie dieſelben nicht erreichten, damit nicht dadurch die königliche Macht, die er künftig zu handhaben gedachte, geſchmälert und gekränkt würde. König Wenzel mußte ihn nun in einem beſondern Inſtrumente zum Staroſten oder Oberhauptmann über das ganze Königreich erheben. Die drei Prager Städte wurden leicht überredet, dieſe Beſtallung des Markgrafen geſchehe mit des Königs gutem Willen, und ſie verbanden ſich daher ſchriftlich, dem neuen Statthalter gegen Jedermann beizuſtehen, der ſich ſeinen Befehlen zur Erhaltung des Friedens widerſetzen würde. Es erfolgten bald mehre Bündniſſe und der König beſtätigte ſie alle, gleichſam als ſei er Herr ſeines Willens und ſeiner Freiheit. Um ſeine Gefangenſchaft noch mehr zu verbergen, mußte er dieſen Urkunden, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, die Worte beifügen, daß dieſe Vereinigungen und Bündniſſe „von unſerm freien Willen und ſonderlichen Geheiß und Wiſſen dargangen, übertragen und geſchehen iſt.“

Alſo hatte Jodok durch die bloſe Andeutung, als wiſſe er jenes unſelige Geheimniß, das den König ewig marterte und ihm ſelten eine Stunde nüchterner Ruhe vergönnte, den wilden unbändigen Böhmerherrn zu einem willigen Gewährer aller frechen, unbilligen Forderungen gemacht.

Der Roſenmond war bereits angebrochen und drückte die Erde ſchon mit ungewöhnlich ſtarker Sonnenhitze. Der König hatte Wein ſo viel er trinken wollte, er konnte ſpeiſen was er begehrte; aber er durfte nicht ausgehen, er konnte nicht zu ſich kommen laſſen, die er gern bei ſich geſehen. Es fragte auch von ſeinen Freunden und Anhängern niemand nach ihm; denn die Prager wähnten ihn in Bettlern, und die dort meinten nicht anders, als er ſchalte und walte frei und ungehindert in Prag. Die ausgeſtellten Urkunden zeugten von ſeinem Leben und ſomit gab man ſich zufrieden.

Wenzel war nun ſchon faſt vier Wochen in Haft; die Sache langweilte ihn. Eines Tags fiel er darauf, ſich in der Moldau zu baden. Jodok hatte nichts dagegen und machte nur zur Bedingung, daß der König verkleidet und von ſeinern Wächtern begleitet in das Bad und zurückgehen ſollte. So geſchah es auch. In ſchlechten Knechtskleidern ſtieg der König durch die Gaſſen hinab nach dem Fluſſe, zwei reiſige Rathsknechte vor und zwei hinter ihm, und ging oberhalb der Brücke in ein Badehaus. Zwei der Knechte hielten an der Thüre Wacht; zwei gingen mit hinein und bewachten die Kleider, als der König ins Waſſer geſtiegen war. Da er nun einige Zeit gebadet hatte, gewahrte er ohnfern dem Badehauſe am Ufer einen Kahn ſammt dem Ruder. Der Gedanke an ſeine Freiheit fuhr ihm durch den Sinn; er ſchwamm auf den Kahn zu. Da trat eben eine junge Bademagd hinzu, die in dem Badehauſe diente, in welchem er abgeſtiegen war. „Kannſt Du rudern?“ fragte er ſie leiſe aus dem Waſſer heraus. — „O ja! das kann ich,“ antwortete ſie ihm. — „So führe mich ſchnell über den Fluß hinüber.“ Sie zauderte. „Ich will Dir's gut bezahlen.“ — „Herr, Ihr ſeid nackt und blos,“ verſetzte die Magd mit Zweifel. — „Aber, Närrin, höre, daß ich der König in Böhmenland bin und meine Feinde mich gefangen halten; ſo Du mir aber jetzt zur Freiheit verhilfſt, werd' ich Dich reich und glücklich machen.“ Auf dieſe Worte beſann ſich die Magd nicht lange, band raſch den Kahn ab, ergriff die Ruderſtange, winkte den König herbei, und ſtieß vom Ufer ab, quer über den Strom. Wenzel hatte ſich der Länge lang in den Kahn gelegt, damit ihn keiner der Wächter erblickte; die Magd band ihre Schürze ab und deckte ſie auf ihn. Da ſie am Ufer landeten, ſprang der König heraus; die Magd ſtieg ſtieg auch ans Ufer und alsbald ſtieß Wenzel den Kahn mit dem Fuß vom Lande ab, daß er ſtromabwärts trieb. Sie ſprach: „Aber warum thut Ihr das? Wie werde ich denn nun zurückkehren?“ — Er antwortete: „Es geziemt Dir nicht, wieder hinüber zu fahren, ſondern nimm das Ruder und folge mir nach, ſo will ich Dir für die Ueberfahrt noch heute einen guten Sold geben und hundert rother Gülden aufzählen.“ — Das Weib war des Goldes begierig, und folgte ihm ſchleunig nach. Der König band ihre Schürzen um und hing einen Lacken von ihr über ſich, und ſo wiſchten ſie, zu Zeiten trabend und laufend, durch das Geſträuch am Ufer hin bis hinauf dem Dorfe Kuchel gegenüber. Allda fanden ſie ein ledig Kähnlein am Ufer angebunden, traten hinein, und die Magd führte den königlichen Herrn wieder an das andere Ufer. Von hier aus ereilten ſie Beide im flüchtigen Lauf den nahen Wald und ſchlugen ſich durch das Dickig deſſelben. Der König immer baarfüßig voran wie ein Rehbock durch Dick und Dünn, über Stock und Stein; denn er war des Wegs wohl kundig, und alſo gelangten ſie bis zum neuen Schloß, welches König Wenzel vor zwei Jahren etwas weiter als eine halbe Meile über dem Wiſchehrad tief im Walde hatte erbauen laſſen *). Mittlerweile ward es ganz Abend. Der König rief dem Thorwart, und als dieſer hinaus ſah, erkannte er den König und lief verwundert, um die ſeltſame Mähr dem Schloßhauptmann und Schirmvogt der Feſte, Welislav von Duba, anzuſagen. Die-

---

*) Dieſes Schloß wurde von Wenzeln aus Furcht vor Empörungen angelegt; dort glaubte er ſicherer zu ſein, als auf irgend einem ſeiner Schlöſſer. Es ſcheint nie fertig geworden zu ſein; was davon ſtand, wurde in den Huſſitenkriegen zerſtört.

ſer befahl die Gäſte unverzüglich einzulaſſen. Als der Vogt den König nackend, die Magd aber nur im Hemde geſehen, ließ er dem Erſtern ſogleich ein ehrlich Kleid anlegen. Da ſprach der König zur Magd: „Wie heißt Du?“ und ſie antwortete: „Suſanna.“ Und der König befahl, ihr ſchöne Röcke und allerlei Kleid zu geben und ſie that ſich an. Alda ward durch den Vogt in Eil ein köſtlich Vesperbrot bereitet, und der König lud ſeine Befreierin Suſanna zu Gaſt, und ſie ſaß neben ihm und ſpeiſete mit ihm. Nach dem Abendmahl ließ ſich der König einhundert böhmiſcher rother Goldgülden bringen, gab ſie der Suſanna in ihre Hand und ſprach: „Dies habe ich Dir heute für die Ueberfahrt zu geben zugeſagt,“ und ſie empfing das Geld mit Freuden. Männiglich aber auf dem Schloſſe war froh, daß der König dem Gefängniß entronnen war. Nachmals ging Jedermann zur Ruhe und der König ſprach zur Suſanna, welche gar ein feines minnigliches Mägdlein war: „Dieweil Du heute unterwegs meine Gefährtin geweſen und mit mir gegeſſen haſt, ſo iſt es billig, daß Du dieſe Nacht über auch an meiner Seite liegeſt.“ Suſanna durfte ſich, als eine gehorſame Magd, dem königlichen Willen nicht widerſetzen, ſondern bewilligte es. — Der König blieb etliche Tage lang auf dem neuen Schloſſe, nachmals zog er auf Schloß Bettlern zu ſeiner Gemahlin wohl gerüſtet auf heimlichen Wegen, nahm auch die Suſanna mit ſich und ſagte, er habe niemals einen getreuern Diener gehabt als Suſannen, die ihm aus der Prager Haft entledigt hätte. Und als er auf Bettlern war, ließ er die Prager Herrn zu ſich fordern und ſie anſprechen, daß ſie zu ihm kommen und mit ihm böhmiſche Erdbeeren eſſen möchten. Aber die Prager verachteten ſeine Mahlzeit, ſagend: „Die Erdbeeren ſchmeckten ihnen zu Prag beſſer als auf dem Ziebrak *).“

---

*) Böhmiſcher Name für Bettlern. Die ganze Stelle iſt faſt wörtlich aus Hageks böhmiſcher Chronik.

Viertes Kapitel.

> Sic vivamus! wir Studenten
> Leben alle Tage wohl;
> Leben absque Komplimenten,
> Trinken uns ſtets toll und voll.
> Sic vivamus Du und ich,
> Unſer Fleiſch iſt liederlich;
> Und wer uns was dawider ſpricht,
> Den ſchlagen wir ins Angeſicht,
> Und ſprechen noch dazu:
> Trink zu! trink zu! trink zu!
>
> Studentenlied.

Der beſte Wein tobt in der Gährung am meiſten; aus den wildeſten fröhlichſten Geſellen werden die beſten Männer. Selige Brauſezeit der Jünglinge, die früh zur Fahne der Wiſſenſchaft geſchworen, Du biſt der Glanzpunkt im Leben vieler hochgelahrter Männer, und wie mancher Greis, mit hohen Aemtern und ernſten Würden bekleidet, ſpricht noch mit lachendem Mund und leuchtendem Auge von ſeinen tollen Studentenſtreichen. O ihr Unverſtändigen, die ihr mit eſſigſauerm, altklugem Präceptorgeſicht die brauſende Jugend ob ihres in Narrebei ausbrechenden Frohſinns ſtreng tadelt und die fahle Flagge ſogenannter Sitte und Moral aufſteckt, in euer Gehirn iſt niemals der Gedanke gekommen, wer wohl die größten Thoren ſein möchten, ihr, die ihr euch in euerm traurigen Ernſt freilich für ſehr klug haltet, oder die heitern Geſellen, die ſich harmlos für Thoren geben und mitten in dieſen Spielen der ungebundenen Jugendluſt die tiefſte Lebensweisheit begreifen, in ſich aufnehmen und entwickeln. Was gibt es Schöneres auf der Welt, als ſtrotzend von üppiger Jugendkraft, bewegt von heiterm Lebensmuth, voll herrlicher Pläne und Hoffnungen dem wildaufstobenden Roſſe der Luſt den Zügel ſchießen zu laſſen? Wenn das muthige Thier nun auch einen hochgelahrten, ſtrenge Pflichten docirenden Herrn anwiehert, daß er vor Schrecken in einander ſinkt, oder einem Schurken im reichgeſtickten Rock den Huf weiſt, oder wohl gar zu koſten gibt, oder ſich ſonſt nach gemeinen Begriffen unanſtändig aufführt, daß ein wildes Gelächter ringsumher ausbricht: iſt denn da eine Sünde geſchehen oder ein Verbrechen? Beſſer Narrebei als Schurkerei; und wo man die Narren verdrängt hat, haben überall Schurken ihre Plätze eingenommen. Ein tüchtiger Student wirft ſich mitten in das Meer des aufwogenden Lebens, und verſucht die Kraft und prüft ſie, und ſpielt mit den gefährlichen Wellen, die ihn, wenn er ein rechter Schwimmer iſt, nimmermehr bezwingen und hinabziehn in den ſchwarzen Grund der Leidenſchaften; er zertheilt ſie alle lachend und ſpielend mit kräftigem Arm; aber er muß ein rechter Schwimmer ſein, ſonſt ſoll er aus dem Waſſer bleiben. Und wenn er ſich ausgetobt, ſteigt er wieder ans Land und geht als ein verſtändiger Mann ſeine Wege. Tolle Schwänke im harmlos frohen Beiſammenſein junger lebenskräftiger Leute iſt die Würze des Lebens. Wer ſie nicht zur Miſchung erhalten hat, dem bleibt das ganze Leben ſchaal und geſchmacklos; er müßte ſich denn auf andre Weiſe entſchädigen.. Die unmündige geiſtbeſchränkte Menge pflegt die duftigſten Frühlingsblüthen naſenrümpfend mit dem vornehmen Namen: „dumme Streiche“ zu belegen. Kehrt euch nicht daran, wackre Lebensſöhne, ihr ächten Schwimmer, pflückt die Blüthen, haſcht die Gunſt der Minute, wendet und dreht euch im Meere, taucht unter, wälzt euch auf dem Rücken; der Wein brauſt nur einmal, die Jugend glüht nur einmal: laßt die verſtändigen Narrn am Ufer ſchelten; ihr ſeid zwar auch Narrn, aber die klugen.

Mit dieſen und ähnlichen ungemeinen Gedanken im Kopfe drängte ſich Hinko durch ungeheure Menſchenmaſſen, welche auf der Höhe des Lorenzberges verſammelt waren. Es waren Studenten, die heute eins ihrer ſchönſten Feſte feierten. Schon war der Abend herangekommen und lag dicht im Thale und auf der Königsſtadt, lichter und blauer auf den Bergen, die ringsherum liegen, wie rieſige Wächter des Palladiums. Viel tauſend Muſenſöhne waren an ſelbigem Tage aus Prags Thoren gezogen auf die Berge hinaus, und Wägen fuhren von Haus zu Haus durch die ganze große Stadt, damit jeder Einwohner den Studenten ſeine Beiſteuer gebe an Holz und anderm Brennmaterial. Dann fuhren die ſchwerbeladenen Geſchirre der luſtigen Muſen nach den Bergen hinauf. Es war ja heute Johannistag, und die Berge mußten nach alter ſchöner Art die Verkündung des ſommerlichen Blumenfeſtes weit hinausflammen in die Ferne und in die menſchenbewohnten Thäler hinab. Und noch quoll's aus allen Thoren von Volk allerlei Standes und Alters. Jeder wollte ſich freuen, jeder Theil nehmen an der nächtlichen Luſt. Auf allen Wegen, nach allen Seiten hin drängte die Menge bergaufwärts in der Näh und Ferne; aber auf dem Lorenzberge war die Hauptmaſſe verſammelt. Dort hatte nämlich ein großer Theil der Deutſchen ihren Freudenplatz, vorzüglich die beiden Nationen der Sachſen und Baiern. Die Polen, welche ebenfalls zu den Deutſchen gezählt wurden, hatten wegen Mangel an Raum eine andere Bergſtätte bezogen, ſich aber früher mit den Sachſen und Baiern, ihren Brüdern, verabredet, ſich gegenſeitig durch die Feuerzeichen zu verſtändigen. Nur mit den Böhmen war gar nichts verabredet worden; man kümmerte ſich nicht um ſie. Der alte tiefeingewurzelte Haß zwiſchen den Landeseingebornen und den Fremden, zwar ſchon oft in hellflammende Zwiſtigkeiten ausgebrochen, aber ſeit mehren Jahren nun ſtill in der Aſche glimmend, hielt die Schüler derſelben Lehrſtühle geſchieden, ſelbſt wenn ſie unter einander waren, und hatte heute Veranlaſſung zu neuen Reibungen gegeben. Die Böhmen hatten nämlich den Lorenzberg für die Johannisfeuer begehrt, die Deutſchen auch; denn er bot den ſchönſten Platz zur allgemeinen Beluſtigung. Der Statthalter Jodok hatte den Böhmen, um ſich bei ihnen beliebt zu machen, den Berg zugeſagt; den Deutſchen war er abgeſchlagen worden. Darüber entſtand ein großes Murren, daß der Markgraf durchaus nicht im Sinne des Königs handele. Wenzel zog nämlich die Deutſchen bei jeder Gelegenheit vor und begünſtigte ſie auf alle

Weiſe, und ſicherlich hat er durch dieſe weiſe Verfügung den Wohlſtand der Univerſität erhalten und ihre Blüthe herbeigeführt. Die großen Freiheiten und Vergünſtigungen waren es ja vorzüglich, welche die jungen Leute von Erfurt, Heidelberg und Wien herbeizogen; aber die Böhmen waren damit ſchlecht zufrieden. Kaum war nun die Kunde von der Gefangenſchaft des Königs — gegen Ende derſelben — laut und lauter geworden, als auch die Böhmen den ihnen gewogenen Markgrafen beſtürmten, ſie über ihre Feinde zu erheben. Und ſo geſchah es. Die Böhmen triumphirten; der Groll der Deutſchen ſtieg auf's Höchſte; doch ſie mußten ertragen, was unvermeidlich war. Kaum aber hörte man in Prag, daß der König glücklich entronnen ſei und ſich wieder wohlgemuth auf Schloß Bettlern befinde, kaum hatte ſich dieſe Sage durch die Flucht des Markgrafen Jodok und ſeiner Freunde als wahr erwieſen, als auch die deutſchen Studenten eine Geſandtſchaft an Wenzeln abgehen ließen, um ihm zu ſeiner Freiheit Glück zu wünſchen, und ſich von ihm den Lorenzberg zu ihren Johannisfeuern auszubitten. Mit Freuden hatte der König in ihr Geſuch gewilligt und ſogleich Befehl gegeben, daß ſeinen lieben Deutſchen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden ſollte, ihre Feuer auf der Kuppel des Lorenzberges abzubrennen; ja das nicht fern davon gelegene Mönchskloſter, deſſen Abt mit in der Verſchwörung geweſen war, wurde angewieſen, den Studenten drei Fuder Bier und ein Fuder Wein zu liefern. Dieſer glänzende Sieg der Deutſchen über die Böhmen machte die Erſtern übermüthig und erbitterte die Letztern im höchſten Grade. Mit

Drommetenſchall und Pfeifenklang zogen die begünſtigten fremden Nationen aus der Stadt, vor ihnen her zehn mit Wein und Bier beladene ſechsſpännige Wagen, mit Blumenkränzen behangen und phantaſtiſch aufgeputzt. Auf dem Berge angelangt lagerten ſich an zehntauſend Mann um das Kloſter und wichen nicht eher, bis ihnen der Abt das anbefohlene Quantum ausgeantwortet hatte. Hinter dem langen Zuge folgten die mit Holz und Stroh beladenen Wagen. Ein Theil der ungeheuern Maſſe ſtreckte ſich, am Orte des Schauſpiels angelangt, auf den Raſen, oder, wo kein ſolches war, auf ausgebreitetes Stroh. Die ſogenannten Füchſe machten die Mundſchenken und Truchſeſſe und trugen den Herrn die gefüllten hölzernen Kannen und Mundvorrath zu. Da ſah man die buntſcheckig gekleideten Muſenſöhne truppweiſe auf der Erde zuſammenliegen, meiſt auf dem Bauche und die Köpfe einander zugekehrt, und aus ihren Händen auf die bloſe Erde hin rollten jene verhängnißvollen viereckigen ſchwarzgepunkteten Knochen, die, eine Erfindung dieſes Jahrhunderts, den Geldumſatz vorzüglich unter Kriegsleuten und Studenten ſchneller beförderten als irgend ein Inſtitut früherer Zeiten. Dazwiſchen ertönten die herzhaften Flüche der Verlierenden ſowohl als der Gewinnenden, bei jenen vom Aerger, bei dieſen von der Freude ausgeſtoßen. Hier und da ſah man wohl auch ſchon ein Spiel Karten, doch war dies etwas Seltenes und meiſt ſpielten nur reiche Edelleute darin; denn das Spiel war neu und hoch und wurde gewiſſermaßen noch als Eigenthum der Edelleute betrachtet. Auf ebenen Flächen warfen andre mit großen Steinen nach Kegeln, andre ſchlugen Ball, weiterhin ſah man welche nach dem Ring ſtehen oder mit verbundenem Geſicht nach dem Hahn ſchlagen. Andre Haufen ſtanden vor ein Paar Fechtern, die ihre Künſte für Geld ſehen ließen, wieder Andere vor einem Hanswurſt, der ſeine ungeſchlachten Witze auf einer Biertonne auskramte. Die Fröhlichſten zogen Arm in Arm, ſchleppten ihre langen Raufdegen nach, drückten die großen weißen Hüte, eine Erfindung des vorigen Jahrzehends keck und ſtolz auf ein Ohr, daß die wallenden Federn auf den Rücken herabfielen, ſtrichen ſich die furchtbaren Schnauzbärte, ſangen luſtige Lieder, an denen dieſe Zeit keineswegs ſo arm war, wie manche gelehrte Herrn behaupten möchten, und klimperten mit den Schellen den Takt, die ſie an ihren Schauben und Wämmſern ſtatt der Knäufe trugen. Wieder Andere häuften das angefahrne Holz zu hohen Stößen auf, und ſprachen manchen Vorübergehenden an, ob er ſich nicht um des Papſtes und der Kirche willen wolle lebendig braten laſſen. Leiſe und langſam ſenkte ſich die Nacht in die Thäler und ſtieg dann allmälig zu den Höhen hinauf. Nun ſah man ſogar vornehme und adlige Leute, vom Mantel der dunkeln Nachtkönigin umwallt und verborgen, paarweiſe und von ihren Dienern begleitet durch die von den Studenten gebildeten und mit Volk angefüllten Gaſſen wandeln; denn auch der Vornehme ſuchte ſeinen Theil an dem Vergnügen zu genießen, wenn auch die Standesſchranke es nur verſtohlen erlaubte. Nun war es gerade der Lorenzberg, wohin die ganze Menſchenmaſſe drängte; Jedermann wollte die luſtigen Deutſchen ſehn und ſich mit ihnen vergnügen, Niemand wollte etwas von den rohen und ſteifen Böhmen wiſſen. So waren die Letztern ganz verlaſſen.

Gerade zur Zeit der eintretenden Abenddämmerung, wo es immer lauter und reger auf dem Berge wurde, und ſeine Kuppel einem Ameiſenhaufen glich, eilte Hinko durch die Menſchenmaſſen. Sein Schritt war haſtig und ſein Auge ſpähete unruhig umher, ob er nicht einen ſeiner Freunde erblicken möchte. Er hatte ſich nämlich verabredet, mit ihnen zu gehen, doch war er plötzlich kurz vor der Zeit, zu welcher er ſich zu ihnen verfügen wollte, um mit ihnen gemeinſchaftlich den Lorenzberg zu erſteigen, abgehalten worden. Schon wurde es dunkler; eine ſchöne ſternenumgürtete Nacht webte ihre Spinnenſchleier ruhig über die Erde hin; erſt nach Mitternacht durfte der Mond ſeine Silberränder daranſtoßen; jetzt fehlte der ſüße ſanfte Hauch ſeines heiligen Lichts nach dem Prunkgewande des Sternenhimmels und der in der Umarmung des Luftkreiſes einſchlummernden Erde. Deſto glänzender ſollten die Feuer von den Bergen leuchten. Denn plötzlich gab der dröhnende Schuß einer Donnerbüchſe, welcher unzählige Male in den Bergen widerhallte, das Zeichen, und alſobald flogen die lodernden Pechkränze in das dürre Reis der Scheiterhaufen, und hoch auf praſſelte die Flamme an allen zu gleicher Zeit, und beleckte ihr Opfer, wie eine Schlange, eh ſie's verzehrte. Hell wurde es rings umher und die Nacht hinabgedrängt vom Berge in die Thäler, dort lag ſie in großen roth angeſtrahlten Maſſen. Zwiſchen den Feuern waren mit Anbeginn der Nacht Zelte aufgeſchlagen worden; darinne wurde geſpielt, gezecht und geliebt. In einem derſelben fand Hinko ſeine Freunde um den Leuchtſtecken voll brennender Kiehnſpäne verſammelt in ernſthafter Unterredung. Freudig eilte er auf ſie zu, um ſie zu begrüßen. Er wurde eben ſo herzlich empfangen. „Und wo habt Ihr ſo lange verweilt?“ fragte Huß theilnehmend. — „Denkt Euch,“ verſetzte Hinko, „welch ſonderbares Heil mir widerfahren iſt! Schon ſtand ich im Begriff, mich Eurer Geſellſchaft verabredeter Maßen anzuſchließen, als ein Diener des Haushofmeiſters des Königs mich augenblicklich zu ſeinem Herrn entbietet. Ich konnte nicht begreifen, was dieſer umſtändlichſte aller Hofſchranzen von mir begehren könne, zumal ſogleich — doch ich ging. Mein Erſtaunen ſtieg, als er mich ſehr gnädig empfing und mich des Königs beſonderer Gnade verſicherte. Ich werde Euch nicht mit den langweiligen und breitweiligen Redensarten und Umſchweifen dieſes adligen Herrn zur Tollheit bringen, ſondern in wenigen Augenblicken berichten, was ich dort in faſt ganzen zwei Stunden erſt erfuhr. Der König wird die Gnade haben, mich zum Ritter zu ſchlagen und mich mit mehren Gütern des Grafen Eresda zu belehnen. Vor der Hand ſoll ich aber Haus und Garten auf dem Schmichow ſchon als mein Eigenthum betrachten und dort ſogleich meine Wohnung nehmen, auf ausdrücklichen, bei'm Könige ſelbſt angebrachten Wunſch der alten Gräfin Eresda, welche mich, noch vor dem Ritterſchlag, in einem gerichtlichen Akt an Kindesſtatt annehmen wird. Was ſagt Ihr zu dieſem ſonderbaren Glückswechſel?“ — „Daß Du ein Sonntagskind biſt und wenn Dein Geburtstag auch nicht auf den güldenen Sonntag fiel, ſo leuchteten doch ſicherlich dieſelben Sterne Deiner Ankunft,“ ſagten Einige; Andere wünſchten ihm herzlich Glück zu dem Gewinn von Ehre und irdiſchen Gütern. — „Aber habt Ihr ſo ganz vergeſſen, welche Pflichten mir zu erfüllen obliegen?“ gegenſtritt Hinko. „Mir lebt ein theurer Vater, deſſen unglückliches Haupt ich ſeit langen Jahren nicht geküßt habe, mir lebt eine Mutter, die ich liebe, in Italien, dort iſt mein Bruder, dort meine Schweſter, die ich noch nicht kenne, und endlich, obgleich eigentlich vor Allen zu nennen, ging mir dort jener glanzerfüllte Stern meines Lebens hinter einer tückiſchen ſchwarzen Wolke verloren — ach! vielleicht auf ewig unter —, jener Stern, der mit milden Strahlen mir mein Leben verklärt hat. Iſt nicht die letzte Helle eines Hoffnungsſchimmers mir durch das kleine Stück Himmel herabgefallen in mein armes verlaſſenes Leben, durch das kleine Stück blauer Bogen, das ich mir offen erhalten durch die Kraft meines Glaubens und meines heiligen Gelübdes? Seht, Ihr Freunde, und nun, da ich am Ende meines Werkes ſtehe, da ich an den letzten Büchern des göttlichen Bundeswerkes ſchreibe, da ich in meinen Träumen den Himmel meines Lebens und meiner Liebe ſo voll klarer Hoffnungsſterne ſehe, wie den wirklichen über uns; jetzt ſollt' ich auf ein Mal Alles fahren laſſen, was ein ſehnendes Herz jahrelang als einzigen Wunſch bewahrt hat? Sollte mich von Allem losreißen, was meinen Stunden noch Glanz und Farbe verliehn? Die Handbreit Himmel über mir würde ſogleich mit den dichteſten Wolkenſchleiern, wie der übrige Himmel, umhüllt ſein, mein Leben würde in aſchgrauer Gehaltloſigkeit dahinfließen, und als Ritter und reicher Herr würde der Hunger meiner Seele mir das Herz abfreſſen. Nein, laßt mich ziehen, wohin mich Pflicht und Schickſal rufen.“ — „Ich ehre Eure Geſinnung, mein lieber Freund,“ verſetzte Huß, „und ich glaube, es wird keiner unter uns ſein, der nicht ein Gleiches thut. Aber wollet auch bedenken, daß Ihr nicht allein Pflichten gegen Euch ſelbſt und gegen die, ſo Euch nahe ſtehen, habt, ſondern auch gegen die ganze Menſchheit und vorzüglich gegen die Freunde des Lichts und der Wahrheit. Ihr ſeid einer der Unſrigen; wir aber haben uns verbunden zum Heile der ganzen Welt. Es werden Tage kommen, wo die Worte, die wir in unſerm trauten Kreiſe geſprochen haben, alle zu Thaten werden, wo gehandelt werden muß, und ein treues feſtes Zuſammenhalten vor allen Dingen noth thun würde. Da müſſen die Pflichten des Einzelnen gegen den Einzelnen denen gegen Alle weichen und nachſtehen. Wo es das große Ganze gilt, da darf Niemand an das Beſondere denken. Dies mein' ich über Eure Pflichten; wenn Ihr aber von Euerm Schickſal ſprecht, ſo ſcheint es mir gerade, als wäret Ihr vom Himmel beſonders auserſehn und begünſtigt, der Sache der heiligen Wahrheit zu dienen und förderlich zu ſein. Der König iſt Euch augenſcheinlich hold, die Königin iſt Euch gewogen und wenn Ihr auch von ränkeſchmiedenden Pfaffen für den Augenblick aus Eurer Stellung vertrieben worden ſeid, ſo iſt es doch durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß Ihr früher oder ſpäter wieder erlangt, was Ihr verloren und noch mehr dazu. Der Hofmarſchalk iſt Euer beſonderer Freund, Meiſter Jobſt auf dem Wiſchehrad, der ſo viel über des Königs Gemüth vermag, thut Euch Alles zu Gefallen; Ihr dichtet die ſchönſten Lieder und ſingt ſie nach ſelbſtgemachten Weiſen; Ihr ſeid den Frauen angenehm, ſeid ein Bogenſchütz und Waidmann, lauter Eigenſchaften und Begünſtigungen des Himmels, deren keiner von uns zuſammen theilhaftig iſt, und die Euch den Weg — bei gutem Glück — zu den höchſten Ehrenſtellen bahnen müſſen. Dies gute Glück beginnt aber ſchon Euch ſein Sonnenantlitz zuzuwenden. Der König will Euch zum Ritter ſchlagen und durch große Lehne den erſten Edelleuten des Landes Böhmen beigeſellen, Alles, wie mir ſcheint, auf Betrieb der alten Gräſin Ereſba. Welche Freunde könnt Ihr unſrer makelloſen Sache bei Hof und in der Ritterſchaft gewinnen! Der König und die Königin ſind unſer, ſo Ihr nur wollt; und Ihr könnt den unſterblichen Ruhm davon tragen, die Hyder des Papismus in Böhmen beſiegt zu haben.“ — „Ihr eröffnet mir eine glänzende, lockende Ausſicht,“ verſetzte Hinko dem feurigen Redner, „die den Ehrgeizigen ſogleich gewinnen würde. Beſäß' ich die Kraft Eures Geiſtes, Magiſter Huß, wär' ich von der Heiligkeit des Wortes ſo durch und durch erfüllt, ich würde Ja und Amen ſagen. Aber ich bin ein allzuſchwacher ſündlicher Menſch. Der Sänger holder Lieder, der Frauenfreund, der verwöhnte Minneſöldner kann wohl die hohe Wahrheit Eurer Glaubensanſichten begreifen, fühlen und ihnen anhängen, aber ſelbſt als ihr Verfechter auftreten, dazu iſt er zu ſchwach. Mein Herz iſt durch und durch erfüllt von Liebe und Trauer, von der Sehnſucht thränenreichen Wonneſchmerzen, und Nachts tönt meine Kammer von den ſchwermüthigen Liederweiſen wieder, die mir unwillkührlich in den Sinn kommen, wie die Thränen ins Auge; darum laßt mich wandern, laßt mich ziehn! Und wenn ich mein ſüß Minnekind nicht wieder finde, ſo will ich mir ein Grab an den Ufern graben, auf die der Berg Veſuv je zu Zeit ſein glühendes Herzblut gießt. Das meinige, eben ſo feurig, ſo flüſſig, wird dann ſtarr und geronnen ſein." — „Ihr ſeid wunderſam bewegt, wie ein minnethörigtes Mägdlein," ſagte Huß und die Freunde ſtimmten ein. „Sucht denn getroſt Euer Lieb in Italien, und wenn Ihr es gefunden — Gott wird ſolche Treu belohnen —, ſo kehrt heim zu uns, widmet Ihr Euer Herz als braver Hausfrauen, uns aber Euern Kopf, als den Vertretern der aufwachenden Menſchheit." — „So ſei's!" riefen die Andern, „und darauf Hand und Wort und ein voller Krug!" Hinko mußte verſprechen, nicht von ihnen zu laſſen und die Seinigen zu bewegen, daß ſie von Italien nach Böhmen auf ſeine Güter zögen.

Nach langer freundlicher Unterredung miſchten ſich die Freunde wieder unter das Gedränge und gaben ſich den edlen Freuden der lauten herrlichen Sommernacht hin. Sie waren einige Zeit gewandelt und ſtanden eben an einem helllodernden Feuer, wo ein wandernder Bänkelſänger ſeine ſchnurrigen Lieder abkreiſchte und viel Volks um ſich verſammelt hatte, als ſich Hinko von hinten gefaßt fühlte. Beim Umwenden erblickte er den treuen Gefährten und Wärter ſeines Knaben- und Jünglingsalters, den wohlgenährten Francisco, Haushofmeiſter des Hofmarſchalls Czuch von Zaſaba.

„Ich bitt' Euch um Gott, liebſtes Herrlein," begann er haſtig und ſchier athemlos, „habt Ihr nichts von meiner gnädigen Herrſchaft geſehen? Ich bin außer mir, weder den Herrn Ritter, noch die Freifrau zu finden." — „Ich kann Dir keinen Beſcheid geben, mein lieber Franz," verſetzte Hinko. — „Bei der Madonna! ich glaubte gewiß, als ich Euch ſah, und mir das Herz im Leibe lachte, wie jedesmal, wenn meinen Augen das ſüße Labſal wird, Euch zu erblicken, ich glaubte gewiß, nun auch den Herrn Hofmarſchall in Eurer Geſellſchaft und Nähe zu finden. Seit einer halben Stunde trabe ich ſchon wie der Gaul eines Nachtreiters auf dem Berge umher, habe ihn erſt in einer ſo haſtigen Eil erſtiegen, daß ich auf die Hoſtie ſchwören könnte, noch nie einen Berg ſo ſchnell erklettert zu haben. Aber nach gerade gehen mir die Kräfte aus und ich vermag meinen Bauch kaum mehr zu tragen. Schon bin ich ſo naß, wie wenn ich aus der Moldau herausgezogen worden wäre." — „So komm her, ehrliche Haut, in jenes mit Würſten und Schinken, Wein und Bier wohl ausſtaffirtes Zelt und thue Dir darin — und zwar, wie ſich von ſelbſt verſteht auf meine Koſten — ein Gütliches; labe Dich, ſtärke Dich und warte es ruhig ab, bis Dir der Zufall Deinen Herrn unter dieſer Menſchenmaſſe entgegenwirft. Auch kannſt Du mir dabei, wenn es anders nicht gegen Deine Dienerſchaft verſtößt, ausführlich erzählen, was Deine runde Geſtalt, ganz gegen alle Gewohnheit, in ſolch ſtarke Anſpannung und Bewegung gebracht hat." — „Wenn es meinen Kräften zuſagte, ſo würde ich weiter rennen, gleichſam als brennte mir der Boden an den Fußſohlen, aber ich kann Euch bei meiner Treue verſichern, ich habe meine Schuldigkeit redlich erfüllt, ein Anderer thue die ſeinige. Wie ein Rüde auf der Schweinshatz bin ich durch das Volk gefahren und habe Alles beſchnoppert, was nur ausſah wie ein Mann oder eine Frau, aber ein böſes Geſchick hat meine Müh ins Waſſer geworfen, meine Beine ſind untauglich geworden, wie meine Zunge." — „Das Letztere hör' ich eben nicht; doch ſollte es wirklich der Fall ſein, ſo wird ihr ein Maas Wein wieder zu ihrer alten Beweglichkeit aufhelfen." — „Beim heiligen Medartus! Wenn meine Beine doch auch Wein trinken könnten!" lachte Franz, und Beide traten in das Zelt, wohin die andern Genoſſen ebenfalls zu kommen verſprochen hatten. Franz that einen tiefen Zug aus der vorgeſetzten Weinkanne, ließ dabei ſeine freundlichen Augen auf Hinko ruhen, ſchnalzte dann mit der Zunge und rief irgend einem italieniſchen Heiligen einen kurzgefaßten Dank zu; dann neſtelte er behaglich das Wamms auf und ſagte: „Ich müßte ein großer Schlingel und ungeſchlachter Tölpel ſein, wenn ich Euch zu Lieb und Recompenz nicht getreulich mittheilen wollte, was mich in ſolche Hitze gebracht; auch fürcht' ich nicht, meine Pflicht dadurch zu gefährden. Und ſollte es, ſo ſeid Ihr ja ein Freund unſeres Hauſes und werdet keinen Gebrauch von dem machen, was ich Euch erzähle." — „Nun ſo beginne doch nur, langweiliger Geſell," rief Hinko dem Haushofmeiſter zu, der unterdeſſen gemächlich nach einem Imbiß gelangt hatte und vor der Hand den Mund nur zum Kauen zu haben ſchien.

„Die gnädige Frau,“ begann dieſer endlich, nachdem er ausgekaut hatte, „wollte den Allerweltsſpectakel hier auch mit anſehn, und hatte den Herrn beredet, ſie zu begleiten. Es war kaum am Himmel ſo dunkel, wie ein graues Katzenfell, als ſie, wohl vermummt mit dem langen Hanko, des Herrn Reitknappen, davon gingen. Ich machte mir noch ein Geſchäft, den Silberſchrein auszuputzen und auszubürſten, bis es ganz dunkel geworden wär, da kommt mein Ehepart keuchend herein, und berichtet, an der Hauspforte hielten drei Reiter und begehrten ſchleunigen Einlaß durch das Thor. Ich nicht faul, ſpring' vor die Pforte, begrüße ſie fein, bewillkomme ſie und will ſie vom Pferde heben, um zu ſehen, wer ſie ſind, aber der Eine ruft mir gleich zu: Hurtig, Franz, ſpute Dich! Nicht gezaudert! Das Thor auf! Wir müſſen hinein! Und wen erkenn' ich? Den Hofnarrn unſers allerdurchlauchtigſten Königs, Junker Butterknötele. Ich erſchrecke und meine nicht anders, als einer der Andern, die die Gugel ganz über das Geſicht gezogen hatten und keine Bärte trugen, ſei der Kaiſer ſelbſt, der da heimlich bei uns einreiten wolle, ſprang zurück, riegelte das Thor auf und ſogleich kamen ſie herein. Ich hob ſie herab. Der Narr hatte ſein Gewicht, die andern Beiden aber waren federleicht und hüpften herab wie Bachſtelzen. Ich ſah nun wohl, daß ich nicht den Herrn von Böhmenland vor mir hatte, wußte aber auch nicht, wer dem Hauſe des Hofmarſchalls die Ehre anthat. Meine Frau lugte aus einer Ecke hervor, wie eine Katz, die die Mäuſe tanzen ſieht. Iſt Dein Herr zugegen? fragte der Narr. Ich berichtete, daß er mit der Frau auf den Lorenzberg gegangen ſei, um die Johannisfeuer zu ſehen. Da that einer der kleinen Reitersmänner einen gar ſchmerzlichen Seufzer, der mir durch Mark und Bein fuhr. Franz, ſagte der Narr, Du mußt dieſen beiden Junkern ſogleich das Prunkgemach einräumen und für die beſte Bedienung ſorgen, auf meine Verantwortung. Dann laufe Deinem Herrn nach, und beweg' ihn um jeden Preis umzukehren, weil er von uns ſchnell Dinge von der größten Wichtigkeit erfahren muß. Renn' und eile! Die Sache iſt wichtiger, als Du Dir vorſtellen kannſt. — Ich war bei dieſen Worten wie aus den Wolken gefallen; denn ſolch ernſthafte Dinge habe ich noch nie aus des Narren Munde vernommen, auch ſah er gar nicht ſpaßhaft aus, ſondern wie ein Mann, der Ratzmann ſtatt Xeres getrunken hat. Seine Worte waren aber viel zu beſtimmt, als daß ich ihnen nicht hätte nachkommen ſollen. Ich ſchloß ſogleich ein Prunkzimmer auf und eilte einen Imbiß und Veſpertrunk zu beſorgen. Dann rüſtete ich mich zum Lauf. Als ich nun aus der Pforte ſchreiten wollte, erfaßte mich mein Weib von hinten, ſchnitt ganz vertrackte Geſichter und ziſchelte mir ins Ohr: Ob ich's nicht gleich weg hatte, daß den beiden Reitern eben keine Bärte wachſen, und ich hatte Recht. Aber weißt Du Franz, wer ſie ſind? O das ſtellſt Du Dir nicht vor. Die Sache kam mir ſchier wahrſcheinlich vor und ich ſagte: Hexenweib, woher weißt Du's? Nun was war's? Sie hatte der Erbſünde der Weiber nachgegeben, an der Thüre gehorcht und herausgebracht, daß die eine — nun rathet einmal wer ſ ſei.“ — „Ei was kann ich rathen, närriſcher Kauz. Was kenn' ich die Bekanntſchaften des Hofnarrn.“ — „Oho! Bekanntſchaften! Die Eine ſei — die Königin, und die Andere ihre Kammerfrau.“ — „Hat Dich der Hundsſtern fünf Wochen zu früh geſtochen?“ fuhr Hinko auf. „Die Königin in ſolchem Aufzug, in der Geſellſchaft des Narrn bei Nacht in Prag, und im Hauſe des Hofmarſchalks, nicht auf dem Schloſſe? Es iſt nicht anders, Du biſt ſelbſt zum Narrn geworden, oder haſt Dir von Deiner ſpaßhaften Ehewirthin eine Naſe drehen laſſen.“ — „Glaubt keins von dem Allen, liebes Herrlein,“ verſetzte Franz gutmüthig gemächlich. „Ich horchte eben ſo auf, wie Ihr, als mir Agathe die Mähr verkündete. Aber ſie erzählte weiter, wie die Kaiſerin oben herumlaufe, die Hände ringe und winde und ſo wehleidig thue, daß ſich ein Stein erbarmen möge. Während ich nun da ſtand und mir der Schreck die Füße an den Boden angenagelt hatte, raſ'te der Narr herbei und rief mir zu: ich möchte meinem Herrn nicht zu ſagen vergeſſen, daß eine hohe Perſon in ſeinem Hauſe weile und ſeiner ſchnellſten Hülfe bedürfe. Mir aber gelobte er ſehr feierlich den Hals umzudrehen, wenn ich außer an meinen Herrn nur ein Wörtlein ſonſt noch fallen ließe. Aber Euch darf ich's ja vertrauen. Es wird den Hals nicht gleich koſten.“ — „Die edle Königin in Noth und Bedrängniß!“ rief Hinko aus, „und ich hier unthätig! Nicht gegenwärtig zu ihrer Hülfe, zu ihrem Troſt, zu ihrem Dienſte!“ — „Ach, lieber Herr, nach Euch haben ſie ja gar nicht verlangt. Nur den Ritter Czuch wollen ſie. Schafft den zur Stelle, und Ihr habt Viel, ſehr Viel, Alles gethan.“ — „Das war einmal ein vernünftiger Gedanke von Dir, Franz!“ rief Hinko. „Pflege hier getroſt Deines Bauchs, ehrliche Seele, und laß Du mich den Hofmarſchalk ſuchen und Deine Dienerſchaft beſorgen.“ — „Ihr ſeid doch immer ein herzig Herrlein geweſen,“ ſchmunzelte Franz, winkte dem Davoneilenden einen freundlichen Gruß zu, und ſetzte die volle Kanne an den Mund.

Hinko flog wie ein Pfeil von der Senne, um zuerſt ſeine Freunde wieder aufzuſuchen und dieſe zu vertheilen, damit ihnen Czuch nicht entgehen könne. Wer ihn anträfe, ſollte ihnen an das, dem Zelte, worin Franz ſaß, zunächſt brennende Feuer bringen. Alſo geſchah es und eh' eine Viertelſtunde verfloſſen, war der Hofmarſchalk aufgefunden, und Franz konnte ihm ein Langes und Breites von den ſonderbaren Gäſten erzählen. Czuch trat bedenklich ſogleich den Rückweg an; Hinko, der dazu gekommen war, bat den Hofmarſchalk dringend, ihn begleiten zu dürfen. „Bringt Ihr meine Ehewirthin mir nach,“ ſagte der Ritter und eilte davon. Alle waren in heftiger Unruhe und Beſtürzung. Einer von Hinko's Freunden bemerkte, es ſei ihm ſehr aufgefallen, daß er ſeit ohngefähr einer halben Stunde mehre Ritter, die ſich als — wie bekannt — zur Verſchwörung gegen den König gehörig, aus Prag geflüchtet hätten und ſich vor des Königs Leuten nirgends ſicher wußten, frei und offen und recht auffällig ſich wichtig machend umhergehen geſehen habe. Andre wollten dieſelbe Bemerkung gemacht haben, und während der enge Kreis ſich noch darüber Mittheilungen machte und ſeine Vermuthungen ausſprach, fing dicht neben ihnen ein ſolcher Ritter mit einem Studenten Händel an.

„Platz da! Man mache ſich nicht ſo breit und mauſig, als habe man hier Grund und Boden vom Großvater ererbt!" rief eine polternde Stimme laut und zürnend. — „Wer wagt's hier, alſo das lange Maulſchwert zu führen?" verſetzte ein ſchwarzbärtiger kräftiger Student. — „Nicht nur das Maul-, ſondern das Stahl-Schwert eines altböhmſchen Ritters und Kriegskumpanen will ich gebrauchen," verſetzte der Andere trotzig, in welchem mehre Umſtehende den Ritter Rozka, einen der ärgſten Feinde des Königs, und ſeit einigen Wochen mit neuer Acht belegt, erkannten. „Hoho! Hallo!" riefen mehre Studenten. „Stopft dem Hund das Läſtermaul!" und augenblicklich ſetzte es Schläge, das Volk drängte und ballte ſich zuſammen; Rozka hatte das Schwert gezogen und hieb drein, ſchnell hatten ſich eine Menge ſeiner Freunde um ihn verſammelt; ihre Zahl vermehrte ſich jeden Augenblick; es war als ſprängen ſie aus der Erde hervor. Die deutſchen Studenten waren auch nicht faul und ſchlugen wacker mit ihren Schwertern drauf. Plötzlich abet rückte eine ſtarke Hülfsſchaar der Gegenpartei an; es waren die böhm'ſchen Studenten, alle bewaffnet und in geſchloſſenen Gliedern. Die Deutſchen, auf einen ſolchen planmäßig berechneten Ueberfall nicht vorbereitet, mußten an einigen Punkten zurückweichen. Die Balgerei wurde immer größer und bald über den ganzen Berg allgemein. Das gemeine Volk floh entweder oder ſchlug mit Knitteln drein, ein wüſtes Geſchrei erſchallte weit hin, Blut floß überall und die aus den Flammen geriſſenen Feuerbrände gaben oft noch ſchlimmere Wunden als die ſcharfen Schwerter. Die verglimmenden Feuer beleuchteten die gräßliche Scene noch gräßlicher, und nur die einbrechende Dunkelheit ſetzte der Katzbalgerei ein Ziel. Weder die Deutſchen hatten den Lorenzberg behauptet, noch die Böhmen ihn gewonnen. Die ganze Feier war zerſtört, und mancher brachte ſtatt eines ſchweren Kopfes einen offenen nach Hauſe.

Die Freifrau von Czuch, die mannhafte Elſe, hatte den Streit, der für ſie viel Anziehendes hatte, von einer Anhöhe faſt bis zu Ende mit angeſehen. Hinko war nicht vermögend geweſen, ſie zu bewegen, daß ſie den Platz verließ. Ihre ſcharfen Augen entdeckten ſelbſt in der nächtlichen Verwirrung bekannte Geſtalten und ſogar die des Markgrafen Jobok, welcher die Böhmen gegen die Deutſchen anführte und anreizte. Ihre Seele wurde mit Beſorgniſſen erfüllt; denn es ließ ſich aus all' dieſen Erſcheinungen nichts Anderes ſchließen, als daß dem König ein neues Unheil zugeſtoßen ſein müſſe, welches ſeinen Feinden wieder die Zügel in die Hand gegeben habe. Elſe zitterte für das Leben ihres königlichen Bruders. Auf Hinko's Arm geſtützt, verließ ſie den Berg und wandelte unter mancherlei Zwieſprach der Stadt und ihrer Wohnung zu.

Als Czuch eine Stunde früher haſtig in ſein Haus trat, lief ihm der Narr mit ängſtlicher Geberde entgegen. „Das Oberſt iſt zu Unterſt geſtellt, verdreht und verkehrt die ganze Welt!“ rief Butterknötele, hätt' ich doch nie gedacht, daß ſich an meine Narrzugel noch einmal ein Reiflein von Krone anhängen würde.“ — „Nun Du biſt doch keine Art von König geworden, Butterknötele?“ — „Wenn auch kein

Art, aber doch eine Abart; wär' ich die Art, ſo hätten ſie mir ja die Kappe ganz abgethan und die Krone drauf geſetzt. Gott und alle Heiligen behüte mich vor ſolch einem Unglück! Ich bin doch — wie ich bin — nur eines Menſchen Narr, nämlich des Königs Narr; der König aber iſt aller Menſchen Narr; und ſie machen's mit ihm, wie's ihnen eben genehm dünkt; ſie ſperren ihn ein, wie einen tollen Hund, und fangen ihn ab, wenn er einmal wieder frei geworden iſt, wie eine trächtige Sau, um die Ferklein zu gewinnen.“ — „Laß ab in Räthſeln zu ſprechen, und ſag' an, was iſt's?“ — „Ein Weib iſt's, die ich Euch zugeführt habe, oder vielmehr zwei; es verlohnt ſich aber nur von einer zu reden der Mühe. Ein Weib, desgleichen nicht an edler Hoheit in dieſem Lande iſt, weinend an eines ſchlechten Narrn Hand in Euer Haus getreten und iſt, trotz Wolken, die ihre Stirn umlagern, trotz dem unſcheinbaren Gewande, wie eine Sonne darin aufgegangen. Herr, eine Königin iſt Hülfe flehend über Eure Schwelle geſchritten. Mir frißt die Wehmuth das Herz ab.“ — „Und gegen wen ſucht ſie Hülfe?“ rief Szuch erſtaunt. — „Gehet hinein! Sie will Euch Alles ſelbſt erzählen.“ — Der Hofmarſchalk eilte in das Prunkgemach; Sophia erhob ſich, um ihm entgegen zu gehen; er duldete es aber nicht, ſondern brachte ihr knieend ſeine Huldigung dar, und haſchte nach dem knappen Wappenrock, der ihre Formen umſpannte, um ihn zu küſſen. Sie verweigerte es milde und ſprach: „Nicht alſo! Dieſes Gewand iſt ein Lug; Euer Gewandkuß ſoll es nicht auch ſein. Ich vertrau' Euch ganz, Euch allein, Hofmarſchalk. Darum will ich auch dies Kleid abthun und mich mit Frauengewand belegen. Ich hoffe, ich bin ſicher in Euerm Hauſe, und Ihr werdet mich, wenn auch nicht gegen die Uebermacht beſchützen, aber doch einige Tage verbergen können, bis es Euch möglich wird, mich heimlich zu meinem Vater an den Rhein zu bringen.“ — „Eure Rede, hohe Frau, beſteht für mich aus lauter Räthſeln, die mich in das tiefſte Erſtaunen verſetzen, und um deren Löſung ich meine königliche Herrin unterthänigſt erſuche, damit ich durch Wiſſenheit der Unbill, welche Euch in dieſem Euern Lande von einem Menſchenauswurf widerfahren iſt, in den Stand geſetzt werde, zu handeln und als Euer Ritter und Rächer das Schwert der Vergeltung gegen den Schurken ziehe.“ — „Ich ſchätze Eure ritterlichen Tugenden; ſie ſchmücken und zieren unſer königliches Haus, dem Ihr ſo nahe verwandt ſeid. Aber wie vermögt Ihr es mit dem halben Lande, mit einem unzählbaren Heere von Pfaffen und Schelmen aufzunehmen? Die Zeiten der Wunder und Paladine ſind lange ſchon vorüber. Ein halbes Jahrtauſend bildet die Welt um, und was die Könige ſonſt verſchenkten an ihre Mannen, deſſen Zins müſſen ſie jetzt von ihren trotzigen Vaſallen erbetteln.“ — „Es gibt auch pflichteingedenke brave Männer in Böhmen und ihre Anzahl iſt nicht ſo gering, als ſie ſcheinen möchte.“ — „Wenig wie Ihr, Czuch. Doch ich wollte Euch erzählen, was mich in ſo abenteuerlicher Geſtalt in Euer Haus geführt hat. Hört das Schreckliche: der Könjg iſt wieder gefangen.“ — „Der König wieder gefangen? Iſt's möglich?“ — „Nicht anders.“ — „Und wer beging den neuen Frevel?“ — „Fragt Ihr? Wer anders, als die Herrn, die des Königs Gut haben und ihm verweigern, die von den Früchten ſeiner Gnade ſchwelgen und ihm dafür in's Angeſicht ſchlagen?“ — „Und wann iſt das Schreckliche geſchehen?“ — „Wir ritten vorgeſtern mit einem kleinen Gefolge auf die Jagd. Der König hatte mir einen ſeiner Höfe bei Beraun, am Ausgange des Waldes gelegen, zur mittäglichen Zuſammenkunft beſtimmt und dort das Mittagbrot beſtellt. Ein Ohngefähr, ich weiß nicht was, macht, daß ich mich um faſt eine Stunde verſpäte. Als wir ſchmachtend in der Sonnenhitze aus dem Walde reiten, erblickt mein Wildmeiſter weit unter uns im Thale ohnfern dem Hofe einen großen Zug reiſiger Leute. Argwöhniſch, was das zu bedeuten haben möchte, halten wir an; der Wildmeiſter, die Wahrheit ahnend, bittet mich dringend, mich wieder in den Wald zurückzuziehen. Es geſchieht. Erſchöpft laß ich mich vom Pferde heben und lagere mich auf grünen Waldraſen, im Schatten eines Buſches. Der Wildmeiſter erſucht mich um Erlaubniß, mit einem Knappen allein nach dem Hofe hinabreiten zu dürfen, um zu erſpähen, was jener von den Gebäuden herkommende Zug und die um dieſelben webende Unruhe und Beweglichkeit zu bedeuten habe. Er ritt davon. Mit beklommenem Herzen, ja endlich mit tödtlicher Angſt harrte ich ſeiner Rückkehr. Wir ſahen ihn endlich von fern mit einem Fußwanderer nahen. Bald las ich in dieſes Mannes Geſicht Furcht und Entſetzen, als er bebend zu mir herantrat. Er war der Meier des Hofs. In großer Angſt erzählte er, wie bald nach der Ankunft des Königs der ganze Hof ringsum von geharniſchten Rittern beſetzt worden und mein Herr und Gemahl ſofort von den Anführern gefangen geworden ſei. Wenzel habe ſich zwar ſehr ungeberdig geſtellt und ſeine Wehr handhaben wollen, die Ritter ſeien aber über ihn hergefallen und hätten ihm zugerufen: Diesmal wollen wir Dir das Bad geſegnen; Du ſollſt uns nicht wieder entwiſchen, und magſt die Erdbeeren aus unſern Bergen verſpeiſen. Damit ſchleppten ſie ihn fort. Einer der Ritter hatte den Meier gefragt, ob es an dem ſei, daß ſich die Königin auch auf dem Hofe befände und wohin ſie ſich verſteckt habe. Auf die Angabe des Mannes, daß er nichts von mir wiſſe, haben ſie das Haus und die Ställe durchſucht, und da ſie nichts gefunden, zornig geſchworen, ſie wollten mich noch fangen, daß ich nicht gen Deutſchland entrinnen könne. Denkt Euch, edler Ritter, den Schrecken, den ich bei dieſen Worten empfand! Mir ſchwindelte vor den Augen, ich bedurfte der Hülfe meiner Frauen, die um mich waren. Es war mir ein ſchrecklicher Gedanke, mich in der Gewalt der rohen Männer zu wiſſen. Da ich ſelbſt zu überlegen und zu handeln unfähig war, ſo diente mir mein treuer Wildmeiſter. Er ordnete an, daß wir ſogleich den Rückzug antreten; er ſelbſt war an der Spitze und führte uns durch die wildeſten Wälder, um allen Spürhunden, die vielleicht ausgeſandt waren, mich zu fangen, zu entgehen. Aber Durſt, Hunger, Schrecken, Angſt und die quälendſte Sonnenhitze richteten mich faſt zu Grunde auf dieſem Ritt, und krank langte ich Abends auf großen Umwegen in der einſam in einem tiefen waldbewachſenen Thal verſteckten Hütte eines Forſtwarts an. Denn auf den Ziebrack durfte ich nicht zurückkehren. Dort konnte ja der Verrath ſchon meiner warten. In der elenden Behauſung auf dürftigem Lager brachte ich eine böſe Nacht zu, aber die Liebe meiner Leute erquickte mich. Noch in derſelben Nacht brach der Forſtwart, von mir beauftragt, nach unſerm Schloſſe auf. Er war in einen Knechtskittel gekleidet und trug den Schlüſſel zu meiner Spinde in einem ſeiner Schuhe. Denkt Euch Ritter, daß ich zu keinem Menſchen auf Bettlern weiter Zutrauen hatte, als zu dieſem Narrn? Von ſeiner Treue war ich feſt überzeugt, ihn kannt' ich als Felſen, auf den ich das ſchwache Häuslein meines Glücks getroſt bauen konnte. Der Forſtwart hatte Befehl von mir, ſich allein an Butterknötele zu halten, ihm zu entdecken, was vorgefallen ſei und ihm anzuſagen, daß er ſich ſchnell hierher verfüge, und mehre Koſtbarkeiten aus dem Schrein, ſowie männliche Kleider für mich und die treuſte meiner Kammerfrauen mitbringe. Geſtern Abend ſprengte unſer braver luſtiger Rath mit dem Forſtwart vor die Hütte, und heute hat er mich mit dieſer lieben Frau und Freundin hierher geleitet." — „Seine Treue ſoll ihm nicht unvergolten bleiben," verſetzte Czuch, „mein königlicher Herr weiß ſolche Diener zu ſchätzen: Ihr aber, hohe Frau, bedürft der Raſt. Bald wird meine Ehewirthin hier ſein, Euch zu bedienen. Einſtweilen nehmt mit ihren Frauen vorlieb, die Euch Frauengewand anlegen und Euch reichen werden, was Ihr nur wünſcht und begehrt." — „Mein Gemüth iſt viel zu bewegt, als daß ich jetzt mich ſchon der Ruhe hinzugeben vermöchte. Und ſchwerlich werde ich nicht eher auch nur einen Schein von Ruhe wieder erlangen, bevor ich nicht wieder in der hohen Hofburg meines Vaters ſitze und herabſchaue in den blauen kühlen Rhein. Darum, ich bitt' Euch, macht eilige Anſtalten zum Aufbruch und leitet mich ſchnell und ſicher in die väterlichen Arme.“ — „Verzeiht mir in huldreicher Gnade, durchlauchtigſte Königin, wenn ich zu dieſem Euern Begehr nicht Ja und Amen ſagen kann. Wie könnte und dürfte ich es wagen, den Böhmen ihre geliebte Königin zu entführen? Seid Ihr gerade in der abſcheulichen Gefangenſchaft des Königs nicht der einzige Anhaltepunkt der treuen Herzen? Würden nicht alle in dieſer Bedrängniß an des Königs und ihrem eigenen Heile verzweifeln, wenn Ihr das Böhmenland verließet? Würde nicht Alles zuſammenbrechen und drunter und drüber gehn? Würde die Bosheit der Feinde des Königs nicht triumphiren? Da ſei Gott vor, daß ich meine Hand böte zu ſolchem Unglück meines Vaterlandes und des mir verwandten Herrſcherhauſes!“ — „Alſo wollt auch Ihr mich verlaſſen? Ich ſoll umkommen in den Händen meiner Feinde?“ rief die Königin verzweifelt. — „Der heilige Wenzel und mein gutes Schwert werden Euch ſchützen, hohe Frau. Seid deshalb unbekümmert. So lange mein Herz noch einen Schlag thut, ſeid Ihr geborgen.“ — „Wie? Wenn Euch aber nun mein Schickſal dahin raffte? Was würde dann aus mir Armen?“ — „Noch gibt's viel treue Böhmen. Laßt es unſere erſte Sorge ſein, ſie um uns zu verſammeln und mit ihren Brüſten, ihren Armen eine lebende unumſtoßbare Schutzmauer um Eure geheiligte Perſon ziehen. Das Erſte, was geſchehen muß, iſt, daß wir einen

Eilboten nach Görlitz an den Herzog Johann ſchicken, ihn mit dem neuen Unfall des Königs bekannt machen und ihn beſchwören, ſchleunigſt mit ſo viel reiſigen Leuten und Fußknechten, Donnerbüchſen und andrer guter Wehr hierher zu kommen. Herzog Johann iſt König Wenzeln treu ergeben und wird ſchnelle Hülfe bringen. Bevor dieſe anlangt, lebt Ihr verborgen und ſtill in meinem Hauſe. Die Anhänger und edlen Vertheidiger der neuen Lehre ſind Euer ſtarker Schutz. Sie wiſſen es alle, wie Ihr an Wiklif hängt und vergöſſen um deshalb den letzten Blutstropfen für Euch. Sie haben großen Anhang im Volke, und ſie würden einen Aufſtand in Prag erregen, eh' ſie Euch jenen treuloſen Männern überließen, die Euern königlichen Gemahl ſo ſchändlich gefangen genommen haben. Wiklifs Schüler werden Eure treuſten Wächter ſein. Unbeſorgt dürft Ihr Euch ihnen anvertrauen, wie mir ſelbſt, der ich das Glück habe, zu ihrer Zahl zu gehören.“ — „Aber was ſoll mir Herzog Johanns Hülfe gegen eine ſolche Verſchwörung? Der König iſt in den Händen der Verräther; man wird ihnen Alles, was ihre Frechheit fordert, bewilligen müſſen.“ — „Freilich wäre es beſſer, König Wenzel wäre durch ſeine erſte Gefangenſchaft gewitzigt worden und hätte ſich nicht wieder in ſchnöde Gefahr begeben. Wer hätte aber auch ahnen können, daß er in der Einſamkeit ſeiner Wälder, wo nur ſeine Forſtwarte und Jagdknappen hauſen, überfallen werden könnte? Aber ſelbſt unter dieſe Leute hat der Verrath Wege gefunden. Doch was geſchehn iſt, ſei unſere Sorge nicht mehr. Unſer ganzes Augenmerk ſei darauf gerichtet, zu erkundſchaften, wohin die Verräther den König gebracht haben. Wiſſen wir das, ſo haben wir gewonnen.“ — „Aber wie wollen wir dies erfahren?“ verſetzte die Königin zweifelnd. „Glaubt Ihr nicht, Ritter, daß ſie ihr Opfer ſtreng bewachen?“ — „Wenn Liſt und Muth verbunden ſind, kann Alles möglich gemacht werden, was überhaupt nur in den Grenzen der Möglichkeit liegt. Wir bedürfen eines ſchlauen gewandten Spions, und wahrlich er iſt gefunden, geſchickter und trefflicher, als alle unſere Wünſche ſich einen vorſtellen können; ich meine den trefflichen Junker Hinko von Happerswyl.“ Ueber die bleiche Wange der Königin fuhr eine plötzliche hohe Röthe; ſie mußte das holde Geſicht abwenden, damit der helle Kerzenſchein nicht zum Verräther ihrer Verlegenheit werde. „Meint Ihr, Ritter, daß der Junker ſich gern dieſem gefährlichen Geſchäfte unterziehen werde?“ — „Ich kann aus ſeiner Seele mit Ja antworten; denn ich kenne ſeinen Edelſinn, kenne die Liebe zu Euerm königlichen Hauſe.“ — „Wohlan, ſo mögt Ihr mir ihn vorſtellen; ich will ihn ſelbſt bitten.“ — „In ſehr kurzer Zeit hoffe ich meiner königlichen Frau hohen Befehl erfüllen zu können; der Junker wird bald als Treuenvogt meiner Gemahlin erſcheinen. Es muß ihnen etwas Außerordentliches zugeſtoßen ſein, ſonſt wären ſie gewiß ſchon lange hier.“

Das Zwiegeſpräch hatte ſich noch nicht lange weiter geſponnen, als Elſe mit ihrem Begleiter ankam. Czuch erfuhr ſogleich die Vorfälle auf dem Lorenzberge; ſie beſtimmten ihn nur zu noch größerer Eile. Hinko wurde von ihm mit dem neuen Unfall des Königs bekannt gemacht, ſo wie mit dem Plane, nach welchem der Hofmarſchalk zu handeln gedachte, und endlich mit der wichtigen Rolle, welche Hinko dabei ſpielen ſollte. Und wenn er noch heiligere Gelübde gethan hätte, jetzt, wo es das Heil der trefflichen Königin galt, mußten alle andern Rückſichten weichen. Er wurde zur Königin geführt, bei welcher Elſe verweilte, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und zur Hand zu ſein. Sophia trat in das Helldunkel des Zimmers zurück; die Roſen bräutlicher Schaam ſchmückten ihre Wangen, als ſie den Jüngling ihrer Liebe, ihrer erſten heiligen Liebe wieder erblickte. Von ſeinen blühenden Wangen ſtreifte ihr Auge herab auf den Boden und wurzelte darin, und als er ehrfurchtsvoll in der Ferne ſtehen blieb, der edle Liederſohn, der ſüße Räthſeldeuter, da flüſterte ihr ihr Herz laut und nachdrücklich zu, ihm entgegen zu fliegen, ihn mit den Armen zu umſchlingen und an das minnewallende Herz heranzuziehen. Aber das mädchenhafte Gefühl verſtummte vor Elſens ernſten majeſtätiſchen Blicken, vor der Hoheit ihres Weſens, welches kein Gefühl in der Seele des Andern aufkeimen ließ, als Verehrung. Die holde kindliche Königin ließ das Auge noch einmal auf Hinko ſchweifen und gewann es über ſich zu liſpeln: „Junker von Happerswyl, Ihr ſeid willig und bereit, Euch einem heiligen Dienſte zu unterziehen; wir möchten Euch deſſen wohl entrathen ſein und ſtets in Gnaden gedenken. Ihr beſitzt meines Herrn und Königs Huld; beweiſt Euch jetzt derſelben würdig; zeigt auch, daß Ihr noch anderer Hulden werth ſeid, die Euch vielleicht in Euerm jungen vielbewegten Leben hie und da ſchon zu Theil geworden ſind.“ — Während des Sprechens hatte ſich Sophia's Muth gehoben, ihr Antlitz verklärt und ihre Bruſt ſchlug von einem plötzlich wie milder Frühlingsſonnenſchein über ihr Herz aufgegangenem Entzücken. — „Nehmt den Schwur, hohe Frau, daß ich nie mehr vom Blick Eures Auges beſeligt werden will, wenn ich Euch binnen kurzem nicht Kunde bringe von meinem durchlauchtigſten Herrn.“ — „Euer Lohn iſt Euch gewiß. Ich erlaub' Euch meine Hand zu küſſen.“ Hinko trat näher. Auge tauchte in Auge; die alten Liebesflammen ſchlugen wieder heraus. Er ließ ſich auf ein Knie nieder, Sophia ſtreifte den Handſchuh ab; ein Feuerkuß brannte auf dem zarteſten Fleiſche. Wonnetaumelnd entfernte er ſich, um mit Czuch zu verabreden, was ihm zunächſt obliege. Sie beſchloſſen, Hinko ſolle vom Ereſda'ſchen Gartenhauſe in Schmichow ſeine Gänge halten, bald als Magd verkleidet, wozu ſich ſeine Geſtalt und ſein Geſicht eignete, bald als Ritterfräulein, bald als Knappe, ja als Freiknecht, wenn es nothwendig ſei. Mit dem nöthigen Gelde von Czuch verſehen, ging er noch auf den Schmichow hinaus, um der alten Gräfin Ereſda zu verkünden, daß er ihren Wunſch zu erfüllen gewillt ſei. Czuch verſammelte ſeine Knechte um ſich; die ganze Nacht arbeitete er mit ſeinem Geheimſchreiber, und ſo oft ein Brief fertig war, ging einer der Boten ſogleich zu Roſſe damit ab, nach Görlitz an Herzog Johann, nach Deutſchland an Wenzels Schwager, den Burggrafen von Nürnberg, an die einzelnen Kurfürſten und Reichsfürſten, und im Lande umher an die dem Könige getreuen Grafen und Herrn.

Hinko trat in den Garten; der ihm öffnende Diener berichtete, daß die Gräfin lange ſeiner gewartet, ſich aber dann in ihr Schlafgemach begeben habe. Er ließ ſich ihr melden und auf ihr Begehr zu ihr führen. „Mein Sohn," ſagte ſie ernſt von ihrem Lager her, „es iſt die allgewaltige Hand des Schickſals ſelbſt, die uns zuſammenführt. Thöricht wär' es von mir, wollt' ich mich gegen ſie ſträuben. Es hat Alles ſo kommen müſſen. Drum nimm's an, wie es iſt. Wenn Du mich auch nicht lieben lernen kannſt, ſo wirſt Du mich doch achten lernen; denn ich will es gut mit Dir machen. Biſt Du doch der einzige Zweig meines mächtigen einſt herrlich grünenden Stammes, der zu mir, dem verdorrten Aſte herüber geblüht iſt. Hinko, ich fluche Dir nicht; ich ſegne Dich!" — Der Jüngling theilte ihr gerührt mit, daß er dankbar ihren Seegen annehmen und ferner ihr Sohn ſein wolle, daß er aber vor der Hand in wichtigen Geſchäften ein wunderliches Leben führen und oft längere Zeit entfernt ſein würde, ſpäter aber müſſe er eine Reiſe nach Italien zu ſeinen Eltern machen." — „Ich reiſe mit Dir," ſagte die Gräfin; „denn ich kann nicht allein bleiben." Hinko wünſchte ihr gute Nacht und bezog das ihm angewieſene Zimmer. Die herrlichſte Sommernacht quoll aus den Fenſtern herein; Hinko ſah einige Minuten hinaus in den einſamen Garten, auf den ſich der Himmel mit ſeinen Sternen herabzuſenken ſchien. In des Jünglings Bruſt zog jene ſüße Schwermuth, die das unbeſtreitbarſte Eigenthum poetiſcher Gemüther iſt. Wer von den andern Sterblichen, denen nicht jener ätheriſche Funken in der Seele aufglomm, hat jemals dieſe ſüßen

Schmerzen, dieſe ſchmerzvolle Süße, dies wechſelvolle Wanken und Schwanken zwiſchen Luſt und Pein, dies Leben und Schweben in beiden zugleich gefühlt? Wer wurde jemals von dem wunderlichen Verlangen heimgeſucht, ſich in Liebe, in unendlicher Liebe aufzulöſen, um die Menſchheit, die Natur, die ganze Schöpfung in die Arme zu ſchlingen, aufzujauchzen beim Anblick des Lebensſprudels, der rings um uns auftaucht, und doch weinen, lange weinen, ſich zu Tode weinen vor Schmerzen, die ſo wonnig ſind, daß ſie die Bruſt, in der ſie hauſen, nicht vertauſchen würde um alle Herrlichkeiten und Freuden der Welt. Es iſt das Rauſchen der unſichtbaren Lebensbäche; es iſt der kühle Hauch des Urgeiſts, der an die eben blosgedeckte Lebenswurzel ſchlägt und ihr weh thut mit wollüſtigem Kitzel, es iſt der einzige vom Jenſeits herübergetragene ſchon verklungene, aber noch in leiſen leiſen Schwingungen fortbebende Ton der Sphärenmuſik, der an die Fühlhörner des Dichtergeiſtes heranzittert, es iſt der letzte Abglanz überirdiſcher Verklärung, der zwar nicht mehr als Schein, aber doch als Ahnung in die Seele des Dichters hereindämmert, ihn entzückt und ſchmerzliche Sehnſucht nach dem vollen Glanze einwebt, es iſt — — o es iſt Alles und iſt nichts, Welten umſchlingt es, ſchafft ſie, haucht ſie blühend, und das Wort eines kalten Menſchen vernichtet und zertrümmert es, es fliegt davon, die lichtbeſchwingte Silphyde und der Staub ſtürzt in den Staub zurück.

Sinnend ſtand der Jüngling; da zog's ihn mächtig hinaus nach einem geliebten Grabe, auf dem ſchon eine Schaar von ihm gepflanzter Blumen blühten, über welches eine Cypreſſe und Trauerweide brüderlich vereint ihre Zweige hängten. Er ging hinaus in die würzige Nachtkühle, er trug ſein bedrängtes Herz in das laue Bad der Luft- und Duftwellen, er trug ſeine Stirn an die feuchte Grabeserde und die Blumen, die ihr entſproßt waren. Die Nacht lagerte ruhig, heilig ſtille um ihn her. Er ſaß auf Hermenegildens Grabe; vom Boden ſtieg ſein umdüſterter Blick zu den Wipfeln der Bäume hinauf, von da ſprang er zu dem ſchwarzen Nachtgewölk, das wie eine Mohrenlarve über ihm hing. Aber hindurch blickten ja einzelne milde Sternlein, wie durch alles menſchliche Elend, ſelbſt das gräßlichſte, doch noch Himmelsbilder blicken, als der Tod, der freundliche lächelnde Knabe, und der Schlaf ſein Zwillingsbruder, und die ſüßmilde Wehmuth, die Thränenſpenderin, und die Liebe, die heilige, unvergängliche, die Treue, und ſelbſt der verklärte Schmerz, der über Erdenverzweiflung ſein mit Himmelsblumen geſticktes Flortuch deckt, damit die verbluteten Herzen drunter ruhen und raſten, und ſchlafen und träumen, tief träumen, und nicht wieder erwachen.

Schlafen in ſolcher Sommernacht, von leiſen Lüften eingeſungen, von Blumendüften eingewiegt, von ſüßbanger Schwermuth überwältigt, träumen auf dem Grabe der Geliebten, alle Wolken weg träumen und den Himmel auf, und den Boden weg und die Erde auf, und dort Glanz und hier Glanz und Vereinigung körperloſer Weſen im Lichtſtrahlenſtrom himmliſcher Wonnen — — ſo ſchlafen, ſo träumen: hat die Sterblichkeit ſel'gere Augenblicke?

Hinko lag auf dem Blumengrabbette und ſtarrte in die Wolken, als ſpähete er nach den Sternlein; aber dem war nicht alſo. Sein Blick hatte ſich nach innen gekehrt und geiſtig verklärt, und die Vergangenheit ging an dieſem Auge vorüber, in wunderbaren Bildern, und der Geiſt führte ihn umher in all' den Nächten, die er einſt ſelig durchlebt; und das nächtliche Schifflein flog wieder von Podskal über die Woldewa und legte am Schmichow an, und flink war er über der Mauer und lag in Hermenegildens Armen, und Küſſe rauſchten, das war der Nachtwind, der in den Lindenblättern flüſterte. Und die Nachtigall ſchlug, ſie klagte ja wirklich ihre Schwermuth im Gebüſch, und die Sterne kamen herangeflogen, das Glück der Liebenden in der Nähe zu beſchauen, das waren hellleuchtende Johanniswürmchen, die das Grab und den wachen Träumer umkreiſten. Die Sterne kamen immer näher, das Lied aber rückte immer weiter hinweg und immer höher, bis es oben war, wo die Sterne geſtanden hatten, und Markita's blühendes Geſicht ſah ihn plötzlich aus der vollen Roſe an, die neben ihm ſtand. Da waren ihm die Augen zugefallen und er wußte es nicht und er ſchlief und träumte und wußte es nicht. Da ſaß er in der Laube, dem kleinen Raume einſt ſeines ſo großen Liebesglücks und vor ihm ſtand ein Roſenſtock, der trug zwei Roſen, eine weiße und eine rothe; wie er ſie aber recht anſah, da waren es Hermenegilde und Markita. Er wußte nicht, woran er ſie erkannte, aber er erkannte ſie doch. Nun begann's im Garten zu wiſpern und zu flüſtern, ſich zu regen und zu bewegen, und bald darauf trat eine ſtattliche Rittersfrau herein, recht ſtolz und vornehm, recht breit und behaglich, mit buntgeſtreiſten Kleidern angethan. Sie machte einen hochmüthigen Knix; da ſchaute ihr Hinko in's Antlitz und gewahrte, daß es die Tulpe war, welche viel Aehnlichkeit mit der Freifrau Elſe Czuch von Zaſaba hatte. Sie ſprach: „Königin roth, Königin weiß, ich bin erſchienen auf Euer Geheiß. Der König will eine von Euch erwählen; ich komme zum Feſt, ich darf nicht fehlen.“ Die rothe Roſe verſetzte mit Markita's lieblicher Stimme: „Schön, Frau Tulipa, daß ſchon Ihr da! Seid willkommen! Platz genommen!“ — Frau Tulpe ſetzte ſich; und ein ſchnippiſches Hoffräulein hüpfte herein, leicht und luſtig, bunt und lieblich angethan und ſprach: „Rothe Königin, weiße Königin; ich komme wie ich bin; an ſolchem Freudentag, Nelke nicht fehlen mag.“ — „Fräulein Nelke iſt gern geſehn, wir mögen ein Feſt oder keins begehn; doch weil der König heute wird wählen, ſoll ſie uns luſtige Geſchichte erzählen,“ entgegnete die rothe Roſe. Die Nelke warf das Köpfchen auf die Seite, breitete einen angenehmen Wohlgeruch um ſich her und lachte dazu recht pfiffig und boshaft höhnend der Frau Tulpe in's Geſicht, die in dieſer Hinſicht gar nichts aufzuweiſen hatte. Aber wie ſchnell wurde ihr Hohn in Beſchämung verwandelt, als aromatiſche Düfte die Annäherung der weißen Lilie verkündeten und das ſittſame bleiche ernſt und züchtig einher ſchreitende Frauenbild in die Laube trat, ſich ſtill verneigte und in holder Beſcheidenheit an der Thür verweilte. „Tritt näher, Freundin meiner Seele,“ redete die weiße Roſe, welche bis jetzt geſchwiegen hatte, den neuen Gaſt an, „wen auch der König heute wähle;

ich kenne Dich. die mir vereint, die oft ich ſelbſt iſt oder ſcheint.“ Die Lilie trat herzu und küßte der weißen Roſe die Hand. Ein liebes beſcheidenes Mägdlein trat jetzt in die Thür; es blickte beſcheiden und demüthigte ſich tief vor den Königinnen. „Ihr habt befohlen —“ lispelte ſie und erfüllte die ganze Laube mit ihren ſüßen Düften. „Seht Nachtviolen, das liebe Kind!“ rief die rothe; „wo nur die Andern geblieben ſind?“ ſetzte ſie dann ungeduldig hinzu. Aber eben traten wieder Anemone und Levkoje, Arm in Arm, herein, zwei liebe Mädchen, die Ranunkel eine tüchtige Hausfrau, die Feuerlilie, eine kriegeriſche Jungfrau mit ſchwarzen Glutaugen, die Narciſſe, eine einfache ſchöne Bürgerstochter, Veilchen und Vergißmeinnicht, zwei hübſche Bauerkinder, folgten nach einander, und hintennach quoll's noch fort und fort von ſchönen Blumen, Frauen und Mädchen, in koſtbarem Putz und einfachen Kleidern, jung und blühend, auch ſchon geſetzt und ernſt, ſchalkhaft, ſchnippiſch, kurz von allerlei Gemüthsart; und die Laube war endlich ſo voll, daß man kein Plätzchen mehr darin finden konnte. Da flüſterte es und ſchwatzte und duftete, bis ſie alle in einen Geſang ausbrachen: „König tritt herbei, ſag' wer Königin ſei!“ Da merkte Hinko, daß ihm dieſe Anrede gelte, und als er ſich betrachtete, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß er eine große Sonnenblume war, und als ſolche auf die Roſen zuſchritt. Als er aber hinzu kam, war die weiße Roſe entblättert und zur Erde gefallen; an dieſer Stelle aber ſproßte eine Sternblume auf. Da begannen die Blumen einen ſo ſchmerzlich ſchönen leiswehmüthigen Klageſang, daß ihm das Herz in Thränen zerfließen mochte; die Töne aber verhallten weiter und immer weiter und klangen ſo wunderbar, faſt als wenn ein ſanfter Lufthauch in die Saiten der Laute bläſt. Es berührte den Schläfer wie ein ſcharfer Luftzug im Geſicht, oder wie der leichte flüchtige Strich einer weichen kalten Hand; er fuhr raſch auf. Die Traumbilder waren verſchwunden, aber vor ihm flatterte, wie ein weißes Gewand im Wind, eine nebelhafte Geſtalt, die er ſogleich deutlich für Hermenegilden erkannte. Eine ruhige Verklärung war über das bleiche geiſterhafte Geſicht ausgegoſſen; mit der Hand deutete ſie nach einem, nur ein Paar Schritte vom Grabe entfernten Holderſtrauch und verſchwand mit einer ängſtlichen Geberde im Strauche ſelbſt. Hinko ſtarrte in wilder Ueberraſchung nach dem Buſche hin, da ſchlich leiſe, wie die Nacht ſelbſt, ein Knecht der alten Gräfin hervor und trat mit gezücktem Dolch an das Grab. „So fahr' in Deinen Sünden hin!" murmelte der Mörder und ſtieß nach dem Jüngling. Aber dieſer wich raſch dem ſtarken Stoße aus, erfaßte den Arm des Menſchen, entwand ihm den Dolch und ſchleuderte den zum Tod Erſchrockenen auf den Boden, trat ihm auf die Bruſt und ſprach: „Der Stahl, mit welchem Du mich umbringen wollteſt, verfluchter Blutzapfer und Ströter, wird Dein eigenes Verderben, wenn Du nicht gleich geſtehſt, aus was für Urſachen Du mir den Garaus machen wollteſt." — „Herr!" rief der Knecht verzweifelt, „ſchenkt mir nur das Leben und Ihr ſollt Alles erfahren. Ja, ich will Euch noch viel mehr verrathen, als Ihr zu wiſſen begehrt, was Euch Alles gar lieb zu hören ſein wird. Laßt ab von mir und

Ihr ſollt den treueſten Diener an mir finden. Glaubt nur das Geld hat mich verblendet.“ — „Was aber leiſtet mir Gewähr für Deine Verſprechungen?“ — „Bindet mir ſo lange die Hände auf den Rücken, legt mir einen Strick um den Hals mit einer Schlinge und nehmt das Ende in die Hand, geht ſtets mit Dolch oder Schwert neben mir und macht mich ſogleich nieder, wenn ich nicht erfülle, was ich Euch gelobt habe. Zum Glück könnt Ihr Euch vielleicht in einer halben Stunde ſchon von meiner Treue und Aufrichtigkeit überzeugen.“ — „Es ſei ſo, wie Du ſelbſt geſagt haſt,“ verſetzte Hinko, knüpfte ſeine Schärpe ab und band ſie den Burſchen um den Hals, die Hände feſſelte er ihm mit Baſt auf dem Rücken zuſammen und behielt den Dolch. Der Knecht erhob ſich und ſagte: „Als ich heute im Zwielicht des Morgens durch den Garten gehe, um, wie ich jedesmal thue, wenn ich vom Schlaf erwache, mir im Brunnenbecken Geſicht und Hände zu baden, tritt mir plötzlich hinter einem Buſch hervor mein alter in der Acht liegender Herr, der Graf Cresba, entgegen, und redet mich an und ſpricht, mit der Herrſchaft ſeines Feindes des Königs ſei es aus und er könne und werde wieder Beſitz von dieſem ſeinen Garten nehmen, und zwar ſtill und ohne Aufſehen in dieſer Nacht und werde mehre ſeiner Freunde mitbringen; ich ſolle ein gutes Nachtmahl und Wein in Fülle bereit halten. Darauf erwiederte ich ihm, wie mir bekannt ſei, werde die Gräfin Euch nächſtens an Kindes Statt annehmen und der König Euch ſowohl mit dieſem Hauſe und Garten, ſo wie mit andern Gütern belehnen, ja die Gräfin habe in ihrer Einſamkeit und

Trauer ſo großes Verlangen nach Euch, daß Ihr wahrſcheinlich noch heute dies Haus beziehen würdet, dahin habe ſich nämlich meine Herrin beim Hofmeiſter des Königs ausgeſprochen. Der Graf lachte hierauf mit großem Hohn und Spott und befahl mir bei meinem eigenen Leben, Euch zu ermorden, ſobald Ihr das Haus betreten würdet. So viel als möglich ſollte ich die That heimlich thun und Euern Leichnam liegen laſſen, bis er mit ſeinen Freunden käme, was nicht lange über Mitternacht hinausdauern werde. Er wollte dann, wie er ſich ausdrückte, der Mutter eine frohe Beſcheerung mit dem Söhnlein machen. Mir verſprach er ſechs rothe Gulden und einen gehenkelten Sonnenthaler für mein Lieb. Im Gegentheil, wenn ich Euch nicht kalt machte, verſprach er mir den Hals umzudrehen. Ich zitterte, als Ihr vor einer Stunde kamt und ich würde ſchwerlich mich an Euch gewagt haben, wenn Ihr auf Euerm Zimmer geblieben wärt. So aber ſah ich Euch herausſchleichen und fand Euch bald ſchlafend. Nun holte ich den Dolch, den mir der Graf ſelbſt zum Mord gegeben hat, und — — das Uebrige wißt Ihr ja.“ — „Aber haſt Du in dem Augenblick, als Du hinter dem Buſch hervortreten und die Mordthat an mir verüben wollteſt, nicht etwas, wie ohngefähr eine weibliche Geſtalt, vor Dir bemerkt?“ — „Nicht das Mindeſte.“ — „Und was willſt Du nun beginnen, wenn der Graf mit ſeinen Gäſten anlangt?“ — „Ich werde ihm melden, Ihr ſeid nicht gekommen.“ — „Damit iſt mir nicht gedient; ich muß die Ritter belauſchen, ich muß Alles hören, was ſie zuſammen verhandeln.“ — „So verſteckt Euch im Zimmer.“ — „Ei Schurke, was bürgt mir dafür, daß Du mich an die ſchmauſenden Herrn verräthſt und Dir das Geld auf eine noch bequemere Weiſe als mit dem Dolch in der Fauſt verdienſt?“ — „So laßt mich gebunden, zieht meine Schaube an, miſcht Euch unter die Knechte und ſagt, ich ſei entwichen und Ihr ſeid ein neuer Diener des Hauſes.“ — „Wohlan, Du ſollſt frei ſein; doch ich bin unter den Knappen, Du gibſt mich für Deinen Kameraden aus. Verräthſt Du mich aber durch einen Blick, ſo ſitzt Dir der Dolch im Herzen und mit Deinem Leben verkauf' ich erſt das meinige. Bleibſt Du mir treu, ſo gelob' ich Dir auf Ehrenwort und Handſchlag guten und reichen Lohn vom König ſelbſt, der keineswegs vom Regiment iſt, wie die Betrüger Dir geſagt haben. Wäre dem ſo, dann würden ſie nicht bei Nacht und Nebel in dies Haus ſchleichen, welches der geächtete Graf doch für ſein eigenes ausgibt.“ — „Ihr habt nichts zu befahren, Herr,“ ſagte der erſchrockene Menſch; und Hinko ging mit ihm, um ſich in eine Knechtskleidung zu ſtecken. Sein blondes Haar verbarg er unter einer aſchgrauen Kappe, ſein Geſicht wuſch er mit dem Safte, welchen er aus mehren Blumen gedrückt hatte, klebte ſich einen ſchwarzen Bart an das Kinn und machte ſich ſo ganz unkenntlich. Dann wartete er und hing ſeinen Gedanken nach, durchweht von heiligen Schauern, daß Hermenegildens Schatten ihn gerettet, und feſt vertrauend auf ihre Hülfe und Beiſtand, als den ſeines Schutzgeiſtes, ſo daß er nicht zagte und ſich den beſten Ausgang ſeines Vorhabens verſprach.

Noch war keine Stunde verſtrichen, da wurde das verabredete Zeichen auf der Straße gegeben, und als der Knecht die Thür geöffnet, traten ſechs Männer herein. Sie gingen in das Zimmer, der Knecht rief die übrigen Diener männlichen und weiblichen Geſchlechts, die jetzt nur aus wenigen Perſonen beſtanden, und unter ihnen kam auch Hinko in das Zimmer, wo das Mahl gehalten werden ſollte. Die Speiſen waren ſchon alle bereitet; ſie brauchten blos herbeigeholt zu werden. Einer beſorgte Wein, ein Andrer Brot, Hinko machte ſich im Hintergrunde des Zimmers zu ſchaffen, indem er einſchenkte, die Speiſen zerlegte und theilte u. ſ. w.

„Wie ſteht's mit dem Gelbſchnabel, dem Herrn des Hauſes?“ fragte Eresba den Knecht, als ſich die Ritter am Tiſche niedergelaſſen hatten, mit Hohnlachen. — „Er hat der Frau Gräſin melden laſſen, daß er erſt morgen einziehen werde,“ verſetzte der Knecht. — „Ha, er wird mit auf dem Lorenzberg geweſen ſein, dem Schauplatz ſeiner frühern Heldenthaten, und will uns ſelbſt das große Vergnügen gönnen, ihm den Hals abzuſchneiden, ihn in Speck zu braten und der Frau Gräſin als Vesperbrot vorzuſetzen.“ — „Hoho! Ich will den Haſen erſt ſpicken, und wenn er ſein braun gebraten iſt, wollen wir dem Schuſterkönig die Hälfte auf das Schloß ſchicken, damit ihm der neue Ritter durch die Gedärme geht und den Magen ausſcheuert,“ ſagte einer der Gäſte und Hinko erkannte mit Beben ſchnell an Stimme und Geſtalt ſeinen Freund Potuſchka. — „Legt auch noch ein Stücklein des Bratens für die Königin bei, damit ſie was zu ſchmauſen findet, wenn ſie von unſern Leuten eingebracht wird; ſie hat, wie man hört, zuweilen groß Begehr nach dem Fleiſche des flachsköpfigen Jungen gehabt," ſagte ein Dritter; es war Rozka. — „Iſt es aber nicht ſehr drollig," begann Einer der Uebrigen und Hinko hörte in ihm den böhm'ſchen Ritter Janowitz, „daß wir den tollköpfigen König in ſeiner eigenen Hofburg gefangen halten? Stern und Kreuz! So etwas iſt noch nicht vorgekommen, ſeit die Welt ſteht." — „Er machte aber auch wunderliche Augen, als wir abermals nach Prag zu mit ihm ritten, und indem wir zum Schloſſe hineinſprengten, verklärte ſich ſein Geſicht und er ſagte zu mir: Ihr habt wohl nur mit mir geſcherzt, Ihr Ritter und Herrn?" lachte Cresda; „ich aber erwiederte: Wie Ihr ſeht, gnädigſter Herr; wir hörten, Ihr habet in froher Laune Euerm Hofnarren viele unſrer Güter verſprochen, und ſo wollten wir denn gern ſelbſt alle Eure Hofnarren werden und uns den Preis ſelbſt verdienen. Da verſtummte er und merkte wohl, was die Glocke geſchlagen." — „Er konnte ſich aber doch nicht recht hineinfinden," bemerkte Rozka; „denn als ihm an der ſteinernen Treppe der Burggraf Heinrich von Roſenberg entgegenkam, ſagte er, wie ich ſelbſt gehört: Burggraf, meine Ritter und Herrn treiben zu Johannistag einen luſtigen Faſtnachtsſchwank mit mir. Ich will ſie gut bewirthen. Schickt nach meinem Gevatter Jobſt. Da ſchrie Wilhelm von Landſtein: Herr, wir ſind hier die Wirthe und Ihr unſer Gaſt, und Boczko von Kunſtadt rief dem Burggrafen lachend zu: Ihr habt doch unſerm faulen König ſchon ein Gaſtbettlein bereitet? Wir wollen ihm etwas von dem Fette ausſchmoren, um ihm zum längern Leben zu verhelfen.“ — „Den größten Schrecken hatte er aber doch, als Peter von Wartenberg zu ihm ſprach: Herr, ſo Ihr Langeweile verſpürt, wollen wir Euch die Stiefeln und Schuhe, die wir, um Euch zu fangen, zerriſſen haben, zuſchicken, nebſt Senkel, Pechdraht, Ale, Hammer, Knieriemen und Alles was zur edlen Schuſterei gehört. Man ſagt, es ſei von Euerm Vater ein Geſchick in derlei Dingen auf Euch übergegangen. So könnt Ihr Euch denn mit einer Euch angemeſſenen Beſchäftigung die Zeit vertreiben. — Sobald dieſe Worte gefallen waren, ſagte unſer Wenzlein kein Wort mehr und ließ ſich vom Burggrafen fortbringen.“ — „Mir wär's recht, ob er der Sohn eines Schuſters oder Schneiders iſt — es läßt ſich am Ende das Eine ſo wenig beweiſen, wie das Andere — wenn er uns die Güter und Gewalt zugeſtanden hätte, wie wir von ihm begehrten, als wir ihn auf dem Rathhaus hatten. Einen König müſſen wir einmal haben; es iſt demnach beſſer, wir haben einen, dem wir den Daumen auf's Auge ſetzen können, als einen, der ihn uns drauf ſetzt. Und wenn Ihr Wenzeln ſonnenklar bewieſt, was Ihr ihm nachſagt, er wäre für uns ein zehnmal beſſerer König als Sigismund und Johann, die die Lützelburgiſche Liſt und Schalkheit auf dem Geſichte herumtragen.“ — „Und er hätte uns Alles zugeſtanden,“ ſagte Rozka, „wenn Markgraf Jodok nicht falſches Spiel mit uns geſpielt.“ — „Bſt! Stille!“ ſagte Cresda. — „Ei was! Wir ſind Freunde unter uns,“ verſetzte Rozka. „Hier dürfen wir die Wahrheit reden und uns erleichtern. Sagt ſelbſt, hat der Markgraf etwas für uns gethan? Nur ſich bedacht' er und immer nur ſich, und als er recht viel vom König ertrotzt und erzwungen hatte, da entwiſchte Wenzel, ja viele glauben ſogar mit des Markgrafen Wiſſen und Genehmigung." — „Das Letztere iſt unmöglich," meinte Michelsberg, „denn Jodok floh ja feig und verzagt, als bekannt war, der König hauſe wieder mächtig auf Bettlern." — „Was würde nun aus dem Markgrafen, wenn wir ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollten? Erſt hatte er den König und ſorgte allein für ſich; jetzt haben wir ihn und könnten billig allein für uns ſorgen." — „Daran würden wir ſehr übel thun," verſetzte Eresda, „und ohne Haupt unſern Feinden bald erliegen. Der Markgraf muß unſer König werden; er allein kann dem Herzog Johann die Widerpart halten." Durch das Mahl wurde das Geſpräch zuweilen unterbrochen. Der Krug ging fleißig herum. Einige verlangten ihr Lager, und Hinko drückte ſich ſchweigend aus dem Hauſe, vertraute ſich der Schnelligkeit ſeiner Füße an und langte im Hauſe des Hofmarſchalks an, als dieſer eben den letzten Boten abſenden wollte. Sogleich wurde ein zweiter Brief an Herzog Johann mit der Nachricht ausgefertigt, daß der König auf ſeinem eigenen Schloſſe in Prag gefangen ſitze.

Es waren kaum einige Tage verſtrichen, als ſich die Freunde und Anhänger des Königs in Böhmiſchbrod, wohin ſie Czuch beſtellt hatte, verſammelten. Dort ſtieß der Herzog Johann mit einem nicht unanſehnlichen Haufen ſeiner Vaſallen und ihrem Kriegsvolk zu ihnen, und in großer Eile ging's auf Prag los. Aber ſchon war's dem Markgrafen Jodok verrathen worden, daß der Herzog Johann das Gefängniß ſeines Bruders ſehr wohl kenne, und die ſchleunige und gut berechnete Bewegung deſſelben, die Menge ſeiner Krieger ließen keinen Zweifel über die Wiſſenheit des Herzogs übrig. Jodok war eben ſo raſch entſchloſſen; er übergab den König den Burggrafen von Roſenberg und Nachts darauf, als Herzog Johann von Böhmiſchbrod ausgerückt war, führte ihn Roſenberg mit einer kleinen Schaar, meiſt aus denen beſtehend, die mit Creska hielten, heimlich von Prag davon auf das Schloß Przibienitz an der Luzniczc; aber auch hier glaubten ſich die Ritter nicht ſicher; mit ſtärkerer Bedeckung führten ſie Wenzeln nach der Stadt Krummau, welche dem Burggrafen Heinrich von Roſenberg gehörte. Hier verweilten ſie einige Zeit; doch traten ſie mit Wenzels Schwager, dem Herzog Albrecht von Oeſtreich, in Unterhandlung und die Herren von Stahrenberg verwilligten ihr Schloß Wiltberg in Oeſtreich zum Gefängniß des Königs Wenzel. Aber erſt im folgenden Monat wurde dieſer vom Burggrafen Roſenberg dahin abgeführt.

Jodok von Mähren war bei Annäherung der Heeresmacht des Herzogs Johann zum zweiten Mal eilig aus Prag nach ſeinem Mähren geflohen; denn es waren Stimmen zu ihm gelangt, daß der König viel mehr Freunde habe, als er vermuthet. Sein Anhang ergriff ebenfalls die Flucht; die Pfaffen, die Tags verher noch hoffärthig und hochnaſig durch die Straßen ſtolzirt waren, zogen ſich in ihre Neſter zurück; der Erzbiſchof verreiſte nach Raudnitz, um dort ſein Sommerſchloß zu beziehen. Czuch von Zaſada, Sigmund Huller, Hinko von Happerswyl mit ihrem Anhang, und mehre tauſend deutſche Studenten ritten dem Herzog entgegen; als er an die Stadt kam, wurden ihm feierlich die Thore geöffnet. Die Magiſtrate der Alt- und Neuſtadt, an der Spitze der Bürger, traten ihn an, nicht wiſſend, weshalb der Herzog mit ſo großer Heeresmacht heranziehe, und erfuhren nun zu ihrem Erſtaunen erſt, daß der König abermals gefangen ſei und ſich ſogar als Gefangener in Prag auf ſeinem Schloſſe befunden habe. Herzog Johann nahm ſein Einlager auf dem Schloſſe, und ließ es ſeine erſte Sorge ſein, die drei Prager Städte in ihren Häuptern um ſich zu verſammeln. Ganz Prag war in großer Bewegung; man glaubte und fürchtete, der Herzog werde ſogleich das Strafgericht beginnen laſſen. Des Herzogs ganzes Kriegsheer ſtand auf dem Schloßplatze gerüſtet und ſchlagfertig; mit Zittern und Zagen nahten die Bürgermeiſter, Schultheißen, Oberälteſten und Schöppen der Städte; die Bürger aber ſahen lachend auf ihre Furcht. Als ſie beiſammen waren, führte ſie der Herzog in die Schloßkirche, dort wurde ein Hochamt gehalten und hierauf ließ er ſie auf die Hoſtie ſchwören, daß ſie ihn allein und keinen andern, als ihren einzigen Erbherrn, für den rechtmäßigen Landvogt, Verweſer des Königreichs und Oberbefehlshaber halten und erkennen wollten, ſo lange der König in Gefangenſchaft verbleibe. Sie ſchwuren nicht nur dieſen Eid, ſondern verbanden ſich auch nach der Meſſe, den Herzog Johann, im Fall König Wenzel in der Gefangenſchaft ſtürbe, für ihren Erbherrn und König von Böhmen anzunehmen und jeden, welcher ſich dawider ſetze, mit dem Schwert zu bekämpfen. In der darüber ausgeſtellten Urkunde ſagen die Stadträthe ausdrücklich, daß ſie von der Gefangenſchaft des Königs nichts gewußt hätten und daß derſelbe unſchuldig gefangen worden ſei. Dagegen verpflichtete ſich ihnen Tags darauf der Herzog, ſie, ſo lange der König gefangen bleiben würde, zu ſchützen, und im Fall derſelbe indeſſen mit Tod abginge, ſie bei allen ihren Rechten zu laſſen und zu handhaben.

An demſelben Tage hielt auch die Königin ihren feierlichen Einzug im Schloſſe, umjauchzt und begrüßt von einer ungeheuern Volksmaſſe. Zu ihren Seiten ritten die Großen des Reichs; eine zahlreiche glänzende Dienerſchaft ſchloß ſich daran. Das Volk verwünſchte die Ritter, welche den König gefangen genommen und ſchwur ihnen Tod und Verderben; ungeſtüm verlangte es ſeinen König und eine große Anzahl trat als Fußknechte zu des Herzogs Heer und forderte ihn laut auf, die Feinde des Königs zu bekriegen und ihn zu befreien.

Die Königin und der Hofmarſchalk hatten gemeinſam beim Herzog eine Bitte vorgebracht, die er ſogleich zu erfüllen eilte. In Folge deſſen verſammelten ſich am andern Morgen die edelſten der Ritterſchaft aus dem Heere in ihren glänzendſten Rüſtungen und angethan mit koſtbaren Wappenröcken. Jedem Ritter wurde das ſchöngemalte Wappen von ſeinem Wappner vorgetragen. Im großen Thronſaale waren herrlich gezierte Polſterbänke und ausgeſchnitzte Brokatſeſſel aufgeſtellt für die Damen. Es ward eine zahlreiche Verſammlung. Im glänzenden Halbkreis ſaßen und ſtanden die geharniſchten Männer und die köſtlich angelegten Frauen, da öffnete ſich die Thür, die Pagen liefen, Herolde und Truchſeſſe ſchritten herein, Böhmens Herrſcherglanz einher tragend, in der Mitte ging Herzog Johann und führte die Königin Sophia an der Hand; er trug eine ſilberne Rüſtung und darüber einen ſchön geſtickten Wappenrock, ſie war in dunkelrothen geſchornen Samet gekleidet, die Säume mit goldnen Stickereien ausgelegt. Vor und nach dem ſchönen Paare waren der Hofmarſchalk, der Oberſchenk, der Obertruchſeß; den Beſchluß des Zugs machten mehre junge Ritter und Hofherrn und führten einen ſchönen Jüngling, Hinko von Happerswyl, jenen Jüngling, den ein bös Geſchick einſt zum Kreiknecht erniedrigt, den der Mund des Papſtes zum Herzog von Benevent erhöht hatte. Johann trat auf die Stufen des Throns, er winkte mit dem Schwerte, und zwei Ritter führten Hinko heran; er kniete nieder; der Herzog berührte ſein Haupt mit dem Schwerte und übergab ihm ein Paar güldene Sporen, welche Czuch ſogleich in Empfang nahm und ſie dem neuen Ritter an die Ferſen ſchnallte. Die Königin aber band vor allem Volk ihre hellblaue Schärpe ab, und ließ ſie ihm überreichen. Sein dankbarer entzückter Blick ſtreifte ihr Geſicht; er trat als Ritter in die Reihen der Ritter zurück. Ein glänzendes Banket beſchloß die Feierlichkeit des Tags; Hinko's Freunde nahmen alle daran Theil.

Einige Tage darauf ſollte der Feldzug gegen die Feinde des Königs beginnen und Wenzel aus der Gefangenſchaft befreit werden. Aber zwei große Hinderniſſe ſtellten ſich dieſem Vorhaben in den Weg. Herzog Johann hatte kein Geld, den Krieg mit Nachdruck zu führen, und ſodann konnte man durchaus nicht mit Gewißheit erfahren, wo der König feſtgehalten werde. Als nun Johann mit ſeinen Freunden ſich über dieſe Punkte berieth, that Czuch den Vorſchlag, zur Abhülfe des erſten Uebels das Geld daher zu nehmen, wo es unnütz liege; der Erzbiſchof ſei nicht mehr in der Stadt und habe jetzt ſo gut wie keine Macht, die untern Geiſtlichen ſeien viel zu furchtſam, um ſich dem Herzog zu widerſetzen, er rathe daher dem Herzoge, die großen Koſtbarkeiten und Kleinodien, welche das Grab des heiligen Wenzel in der Schloßkirche enthalte, an ſich zu nehmen, und ſie der altſtädter Bürgerſchaft zu verſetzen. Man werde dafür ein großes Kapital vorſtrecken. Was den zweiten Punkt betraf, ſo rieth er, den jungen Ritter von Happerswyl, da er ſchon einmal ſo glücklich geweſen wäre, des Königs Aufenthalt zu entdecken, wiederum auf Kundſchaft auszuſchicken, zu welchem Geſchäft ſich auch durchaus im ganzen Heere Niemand beſſer ſchicke als er Dieſe Vorſchläge wurden ſehr annehmbar befunden; die Anhänger der neuen Lehre, zu welchen auch Herzog Johann gewiſſermaßen gehörte, machten ſich kein Gewiſſen daraus, von dem Todten zum Heil der Lebenden zu borgen, das Grab wurde aufgebrochen, die Schätze verſetzt; nur Wenige erfuhren davon und Keiner wagte zu widerſprechen. Hinko aber erhielt den Auftrag, zum zweiten Mal den Spion zu machen, und wurde vom Herzog mit den nöthigen Mitteln verſehen. Als er von der Königin Abſchied nahm, durfte er ihr die Hand küſſen; ſie ließ den Handſchuh fallen, und wandte ſich ab, ein Zeichen, daß er ihn behalten ſollte. Er hob ihn auf, drückte ihn an die Lippen und ſteckte ihn an ſeine Blechhaube. Und ſo ritt er mit der Schärpe und dem Handſchuh, den Siegeszeichen ſeines Glücks, ein entzückter minnefröhlicher Ritter aus Prag auf neue Abenteuer aus.

Mehre Tage darauf zog Herzog Johann mit ſeinem anſehnlichen Heere von Prag vor die Stadt Budweis, und verheerte das Land und die Güter der Herren von Roſenberg, weil es der Burggraf Heinrich von Roſenberg war, welcher Wenzeln in Haft hielt. Der König war aber bereits aus Krummau und Böhmen fortgebracht worden. Es wurde nun tapfer drauf los geſengt und gebrennt, Felder und Wälder verwüſtet und Bürger und Bauern todt geſchlagen, und Johann hoffte durch dieſe Grauſamkeiten, an Roſenberg'ſchen Land und Leuten verübt, den Burggrafen zur Herausgabe des Königs zu zwingen. Statt deſſen wandte ſich der Burggraf an den Markgrafen Jobok und forderte ihn auf, ihm Hülfe zu leiſten nach Pflicht und Schuldigkeit. Jobok, durch ſeinen Bruder Prokop, welcher ſich zur Partei des Herzogs Johann ſchlug, in die äußerſte Enge getrieben, vermochte ſelbſt nichts aufzubringen, und beſchickte ſeine Verbündeten, den König Sigismund von Ungern, den Markgrafen von Meißen und den Herzog Albrecht von Oeſtreich. Aber Sigismund war eben in ſchlimme Händel mit ſeinem eignen Volke verwickelt und hatte für Joboks und Roſenbergs Klagen kein Ohr, der Markgraf verſprach, hielt aber nichts, und allein Albrecht ſandte ſechshundert Mann, zu denen einige hundert böhm'ſche Ritter ſtießen, und mit dieſen vereint in das Königreich Böhmen einfielen, nicht etwa, um ſich dem Heere des Herzogs Johann entgegen zu ſtellen und dem perſönlichen Muth, der Tapferkeit und der Weisheit des Anführers die Entſcheidung zu vertrauen; nein, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, königliche Dörfer und Städte zu verbrennen, unſchuldige wehrloſe Menſchen zu ermorden, die Erndte zu verderben, das Vieh wegzutreiben u. ſ. w. Die Zeiten der wahren Rittertugenden waren lange vorüber; nur einzelne Männer wandelten noch als einſame aber prächtige Sterne durch den verlaſſenen öden Himmel dieſer Jahrhunderte und erinnerten mit Wehmuth an die Herrlichkeit der hinabgegangenen. Von einer gerechten Fehde, Mann gegen Mann, mit Schwert und Glene, mit Streitaxt und Morgenſtern, war nicht mehr die Rede. Die Ritter trugen ſchon keine Schilde mehr, und das Schießpulver hatte Liſt und Bosheit an die Stelle perſönlicher Tapferkeit geſetzt. Das Zeitalter der körperlichen Kraft war vorüber; das der geiſtigen ſollte erſt noch beginnen; die Elemente gingen chaotiſch durch einander; die Kriſis hielt alle Kräfte gebannt. Wie Ungeheures das folgende Jahrhundert geboren, iſt bekannt.

Ganz Böhmen war in Bewegung, überall Angſt und Sorge, Ruchloſigkeit, Pfaffenbedrückungen, Aufhetzereien, Zänkereien und andre böſe Dinge. Aber auch in Deutſchland fing die Gährung an. Auf die Einladung von Wenzels Schwager, kamen die Reichsfürſten auf der Burg in Nürnberg zuſammen; aber wo wäre je in Deutſchland in einer erſten Zuſammenkunft etwas ausgemacht worden? Die Herren brachten den alten Fluch mit, konnten über das, was geſchehen müſſe, nicht einig werden, und gingen nach einer Woche von einander, wie ſie zuſammengekommen waren. Ein

Theil verlangte nämlich, das gefangene Reichsoberhaupt unverzüglich zu befreien und die frechen böhm'ſchen Edelleute, die ihn gefangen und in Haft hielten, nachdrücklich zu beſtrafen. An der Spitze dieſer Partei ſtand der Burggraf Friedrich von Nürnberg. Ein andrer Theil drang vor allen Dingen darauf, dem verlaſſenen Reiche einen Vikar zu beſtellen, bis der König befreit ſein würde. Ein dritter wollte unbedingte Abſetzung des Königs und ſchleunige Wahl eines neuen, ein vierter wollte gar nichts als Vortheil ziehen von der allgemeinen Verwirrung, die täglich im ganzen Reiche mehr überhand nahm. Die letzte Partei wurde immer größer; die Verſtändigen unter den Kur- und Reichsfürſten ſahen ein, daß bei der Fortdauer dieſes Zuſtandes die ohnedies lockern Bande, welche das deutſche Reich noch etwas zuſammenhielten, vollends zerreißen würden. Es wurde daher eine zweite Verſammlung in Frankfurt ausgeſchrieben. Dieſe wurde weit zahlreicher beſucht, und es ging ernſthafter darauf zu. Die allgemeine Noth drängte die Fürſten zur Vereinigung; das Meſſer ſtand an der Kehle. Dieſer Fürſtentag wurde auch von Herzog Johann von Görlitz beſchickt. Sein Geſandter war Czuch von Zaſada. Dieſer ſuchte mit beredtem Munde die Reichsfürſten zu bewegen, daß ſie ſich des gefangenen Königs annehmen und ihm eheſtens zur Freiheit verhelfen möchten. Das Feuer ſeiner Worte, die überzeugenden Gründe ſeiner Rede hatten wenigſtens den Erfolg, daß man beſchloß, an die rebelliſchen böhmiſchen Edelleute eine Geſandtſchaft abzuſchicken, mit dem Befehle, den König los zu laſſen, oder im Weigerungsfalle ſie mit einem ſchweren Kriege zu drohen. Zugleich wurde auf der Verſammlung der Kurfürſt Ruprecht von der Pfalz zum Reichsvikar während Wenzels Gefangenſchaft ernannt. Dieſer nahm ſich auch ſofort der Angelegenheit des Königs mit beſonderm Ernſte an, und brachte in kurzer Zeit eine anſehnliche Mannſchaft zuſammen, welche unter Anführung des Pfalzgrafen Ruprecht des Jüngern nach Böhmen abging und zum Heere des Herzogs Johann ſtieß. Kurz vorher war auch der Markgraf Prokop von Mähren mit mehren Haufen im Lager des Herzogs angelangt, und ſo war deſſen Heer ſehr mächtig geworden.

Als Heinrich von Roſenberg die ernſtlichen Anſtalten gewahrte und die großen Folgen ſeines Schrittes, die er gar nicht berechnet hatte, da verlor er den Muth. Die Oeſtreicher getrauten ſich nicht mit den Böhmen, Mähren und Deutſchen zu meſſen; die rebelliſchen Edelleute ſtimmten ihre Anſprüche ſehr herunter, auch waren ſie unter einander uneins. Jobok hatte zwar noch große Verſprechungen gemacht und war zum Erzbiſchof gereiſt, um dieſen zur Erfüllung ſeiner Gelöbniſſe zu bewegen, aber dem ſchlauen Pfaffen war der Handel viel zu bedenklich vorgekommen; auch dachte er jetzt ernſtlich daran, ſich ſeiner Würde, die ihm nur Schmach und Schande bereitet, zu entledigen. Jobok erhielt nichts und konnte nichts geben; Herzog Albrecht hatte ſchon Befehl ertheilt, daß ſeine Männer ſich aus Böhmen zurückziehen ſollten; ſchon hatten ſich einzelne böhmiſche Ritter von des Königs Feinden auf die Flucht gemacht, und es ſtand nichts Anderes zu erwarten, als daß die andern bald nachfolgen würden. In dieſer Bedrängniß konnte dem Burggrafen Roſenberg kein erwünſchterer Antrag von Herzog Johann kommen, als der zu einen gütlichen und für Roſenberg vortheilhaften Ausgleichung des ganzen Handels. Johann ſcheute Blutvergießen, und obgleich er die Hauptmacht in den Händen hatte, und ihm die Feinde faſt nichts entgegenſtellen konnten, ſo wollte er doch den Weg der Güte vorab verſuchen, eh' er es zu einer Hauptſchlacht kommen laſſen wollte. Er bot daher den Roſenbergen an, in der Meinung, der König ſei noch in ihrer Gewalt und auf einem ihrer Schlöſſer, er wolle ſelbſt mit funfzig ſeiner beſten und vornehmſten Ritter in der dem Burggrafen gehörigen Stadt Krummau als Geiſel liegen bleiben, bis der König Alles, was die Empörer billig verlangen könnten, unterſchrieben hätte. Dieſe Unterſchrift müſſe er aber in vollkommener Freiheit leiſten und dürfe dabei nicht der mindeſte Zwang obwalten. Auf dieſen Antrag ſchwoll den böhmiſchen Herrn der Kamm wieder, und wie ſie erſt demüthig geweſen, ſo wurden ſie nun plötzlich übermüthig, traten zuſammen und beriethen ſich, wie ſie von dieſem Handel am Ende doch noch den größtmöglichſten Vortheil ziehen möchten. Ihre beſcheidenen Forderungen wurden zu unbeſcheidenen, ihre Wünſche immer größer, unermeßlicher, ihre Begriffe immer verworrener, die Beſonnenen wurden überſchrieen, und die Uneinigkeit brach allmälig in lichte Flammen aus.

So ſtanden die Sachen, als der Herzog Johann eine ſehr günſtige Nachricht erhielt, welche Alles änderte. Hinko war in den verſchiedenſten Geſtalten durch Böhmen, vorzüglich durch die Beſitzungen der Herren von Roſenberg geſtreift;

endlich war er auf die Spur gekommen, daß Wenzel bereits außer Lands und zwar nach Oeſtreich gebracht worden ſei. Raſch war auch er über die Grenze und verfolgte als gemeiner Reitersknecht die aufgefundene Spur. In mehren Orten hatte er erfahren, daß ein gefangener Herr von gewappneten Rittern durchgeführt worden ſei; in der Gegend des Schloſſes Wiltberg konnte ihn aber Niemand mehr berichten, und er war viel zu klug und vorſichtig, als daß er ſeine Nachforſchungen allzu eifrig hätte betreiben ſollen. Als ein Jägersmann durchzog er die Wälder und Thäler, ſprach bei den Hüttenbewohnern zu, unterhielt ſich mit ihnen, beſchenkte die Kinder mit kleinem Gelde, und erkundigte ſich unter der Hand, ob nicht auf einem der benachbarten Schlöſſer irgend ein vornehmer Mann gefangen gehalten werde. Dieſe Leute ſtanden meiſt mit den Knechten der Schlöſſer in Verbindung, lieferten die Erzeugniſſe des Bodens und ihres Fleißes dahin und erhielten dafür andere Gegenſtände oder Geld. Hinko hatte ſicher berechnet, daß er auf dieſe Weiſe endlich etwas erforſchen müſſe. Und ſein Streben wurde mit glücklichem Erfolg gekrönt. Eines Morgens trat er, wie ein entlaſſener Kriegsknecht gekleidet, zu einem Fiſcher, der eben ſeine Netze ausbeſſerte.

„Gott zum Gruß, Alter!" ſagte Hinko, „laßt mich ein wenig auf Eurer Bank raſten." — „Raſten in den Frühſtunden?" lachte der Fiſcher. „Seid Ihr denn die Nacht durch auf den Beinen geweſen? Oder habt Ihr ſo wenig Kraft in den Knochen? Seid doch traun ein junges Blut." — „Ich habe die Nacht wenig geraſtet und zwar unter freiem Himmel; und mit der Kraft iſt's auch nicht weit her; wenn die Zähne nichts zu verarbeiten haben, ſo haben die Knochen nichts einzunehmen." — „Nun ich dächte doch, es gäbe jetzt Rauferei und Katzbalgerei genug, daß ſo ein Burſche für einen täglich gefüllten Magen ſich endlich die Knochen entzwei ſchlagen ließe." — „Es bleibt mir auch nichts übrig, als zu den Oeſtreichern, die in Böhmen gegen den Herzog Johann ſtehen, zu gehen, und ich bin eben auf dem Wege dahin. Bei den Ungern bin ich geſtanden gegen die Türkenhunde, nun aber hat der Ungernkönig keinen Krieg mehr zu führen, es müßte denn gegen ſeinen eignen Bruder ſein. Wir ſind unſrer viel entlaſſen, und ſo will ich denn Dienſte bei den Oeſtreicher Herzögen ſuchen; meine Kameraden haben ſich nach Deutſchland gewendet, um den freien Städten zu dienen. Mir geht Oeſtreich über Alles. Es wär' mir freilich lieber, ich könnte Knapp auf einer Burg werden, oder ſo, wie Ihr, mich auf dem Waſſer herumtreiben, das Netz auswerfen, wie St. Peter und dabei fromm ſein, wie er." — „Eure Reden laſſen ſich hören, Geſell; iſt Euer Thun und Treiben danach, ſo wird ſich bald ein Fortkommen finden. Die Welt ſteht Euch auf; Ihr ſeid ein freier Mann, hübſch und ſchlank, die jungen Dirnen müſſen Euch gut ſein." — „Ja die Freiheit iſt auch das Einzige, was mich an den Wehrſtand feſſelt. Wenn man auf ſo einem Bergneſt eingeſchloſſen iſt, und ſieht Gottes Länder alle Tage von früh bis ſpät im lichten Sonnenſchein glänzen, und man kann nicht fort, ſondern iſt an die Werkbank oder den Viehſtall gefeſſelt, da möchte einem das Herz zerſpringen. Freiheit iſt des Menſchen höchſtes Gut. Da hört ich, nicht weit von hier, geſtern Abend, auf einem der umliegenden Schlöſſer ſitze ein reicher Graf, von ſeinen Feinden gefangen gehalten, ein kleiner dicker Mann, mit einem rothen Geſichte, der ſeufze oft tief über den Verluſt ſeiner Freiheit. Den Namen des Grafen und des Schloſſes hab' ich vergeſſen. Was kümmert mich's!" — „O ſollt' ich den nicht kennen!" lächelte der alte Fiſcher; „er ſitzt ja oben auf dem Wiltberg bei meinen gnädigen Herrn von Stahrenberg ſchon an die vierzehn Tage. Auf das Schloß — es liegt keine Viertelſtunde von hier; man muß über den Hügel, durch das Wäldchen, — liefere ich all' meine Fiſche; und ſeit der fremde Herr oben gefangen ſitzt, kann ich ſchier nicht genug ſchaffen; denn er ſpeiſt gern einen Fiſch, damit ihm der Trunk beſſer munde, von welchem er ein ſonderlicher Liebhaber iſt, wie alle Knechte auf dem Wiltberg verſichern. Manchen Tag zecht er für ſechs Mann, tüchtige Trinker. Drei bis vier Mal hab' ich ihn geſehn, und einmal hat er mich ſogar angeredt; denn er darf auf dem Hof umhergehen." — Des Fiſchers Rede wurde durch die Ankunft eines lieblichen Mädchens von höchſtens ſechzehn Jahren unterbrochen, die aus der Hütte hüpfte und bei Hinko's Anblick die Augen ſchüchtern zu Boden ſchlug. „Iſt das Eure Tochter, Alter?" fragte Hinko. — „So iſt's! Ich hab' ein ganz Rudel. Manche davon ſind ſchon verkauft; die iſt die Jüngſte." — „Gott ſchenk' ihr einen braven Ehewirth!" — „Danke ſchönſtens!" — Das Mädchen blickte Hinko verſtohlen an. — „Euer Handwerk gefällt mir, Alter; ich wollte, ich könnt's erlernen. Ich hinge das Kriegshandwerk gleich an den Nagel. Ich bin's dickſatt; ſoll ich mich in meinen jungen Tagen für nichts und wieder nichts todt ſchießen oder hauen laſſen? Ich denke, ich bin noch zu was Beſſerm da, und könnte wohl auch eine ſchmucke Dirne glücklich machen." Das Mädchen richtete ihr volles Auge auf ihn; es war mit Thränen gefüllt. „Ei das Fiſchen kann lernen, wer geſunde Arme und Beine hat," verſetzte der Fiſcher. — „Wißt Ihr was, behaltet Ihr mich, Alter. Ihr müßt's mir anſehn, daß ich ein ehrlicher Kerl bin." — „Ich kann mich ſelbſt kaum ernähren; was ſoll ich mit Euch thun? Das geht nicht, Kriegsgeſell. Sucht Euch einen andern Lehrherrn." — „Ich will Euch fleißig arbeiten und mit ſchmaler Koſt zufrieden ſein." Das Mädchen blickte ihren Vater bittend an. In ihren Augen lag ein Himmel. „Ich wüßte ja nicht mit den Fiſchen wohin. Was ich fange, das findet ſeinen Abſatz." — „Ich will meinen Fang weit zu Markte tragen, wohin Ihr wollt, und Euch redlich das gelöſte Geld zuſtellen." Das Mädchen erhob die Hände flehend zu ihrem Vater. „Ich kenn' Euch nicht; es ſteht keinem an der Stirn geſchrieben, was er für Schelmſtück im Herzen trägt. Ihr ſeht mir, wenn ich's recht ſagen ſoll, ein Bischen zu vornehm aus." — „So will ich Euch ſicher ſtellen und geſtehen, daß ich mir im Krieg gegen die Türken eine ſchöne Beute gemacht, ſie in Gold verwandelt, und bei mir habe als ein Nothpfennig. Seht dieſe zehn ungriſche Goldkronen, wie Ihr in Euerm Leben vielleicht noch keine geſehen. Nehmt ſie an Euch; ſie ſollen ſo gut Euer Eigenthum ſein und bleiben, wie das meinige. Hebt ſie mir auf, und laßt ſie eine Bürgſchaft für mich ſein.“ — Das Mädchen flüſterte dem Alten etwas heftig ins Ohr und ſa jetzt nicht mehr bittend, ſondern befehlend und erzürnt aus. „Ich bin müde und matt und kann nicht weiter; ich glaube, es ſteht mir eine Krankheit bevor. Wollt Ihr einen Menſchen fort ſtoßen? Ihr könnt's nicht bei Euerm Schutzheiligen verantworten. Da nehmt das Geld und mich; ich will Euer Knecht, gelehrig, willig und fleißig ſein.“ — „Geht hinein, junger Geſell!“ ſagte jetzt das mit Purpur übergoſſene Kind, ihre Schüchternheit beſiegend. „Es ſoll Euch hier Niemand vertreiben, und ſo Ihr krank werdet, ſollt Ihr auch der guten Pflege nicht entbrechen.“ — „Nun wenn Ihr denn durchaus ein Fiſcher werden wollt,“ ſagte der Alte zu gleicher Zeit und langte nach dem Geldbeutel, „ſo mögt Ihr denn in des Himmels und aller Heiligen Namen hier bleiben.“ Hinko blieb; die Augen des Mädchens leuchteten. Er erzählte von ſeinen Kriegsfahrten; ihre Augen hingen an ſeinem Munde. Der Alte hörte mit Wohlgefallen zu; Beide gewannen in kurzer Zeit den neuen Hausgenoſſen lieb. Am andern Tage fuhr er mit auf den Fiſchfang; er begriff Alles leicht und ſchnell. Der Fiſcher wurde darüber ſehr heiter und vergnügt. Bald hatte Hinko das Mädchen und auch den Alten gewonnen. Jetzt ſprach er bei ihr den Wunſch aus, auch einmal die Fiſche auf den Wiltberg tragen zu dürfen und zwar am liebſten in ihrer Begleitung. Sie verſprach es ihm. Der Alte erlaubte es gern, und ſah mit Vergnügen das ſchöne Pärchen davon wandeln, den Hamen auf dem Rücken; denn die zehn Goldſtücke waren in ſeinen Augen ein ungeheurer

Reichthum. Kein Fiſcher weit und breit hatte ſo viel im Vermögen und drum hätt' er es gern geſehn, wenn der ſchmucke Hinko, an welchem ſein Töchterlein ſo großes Wohlgefallen fand, ſein Eidam geworden wäre. Er ließ ſie von nun an jeden Abend allein nach dem Schloſſe gehen. Zweimal hatte Hinko ſchon die Feſte verlaſſen, und noch nichts von dem gefangenen König geſehen. Zum dritten Mal nahm er einen ſehr großen Karpfen mit, und beſtand oben darauf, ſein Meiſter habe dieſen für den fremden dicken Herrn beſtimmt, und er wolle ihn demſelben in der Hoffnung, ein Geſchenk zu erhalten, ſelbſt übergeben. „So geh' hinüber in den Felſengarten; dort geht der Fremde mit unſerm alten gnädigen Herrn ſpazieren,“ ſagte endlich der Koch; „er wird Dich aber gut anlaſſen mit Deinem Fiſch; denn er pflegt ſeine Worte nicht eben zierlich und manierlich zu ſetzen, zumal wenn er, wie oft geſchieht, etwas zu tief in die Kanne geguckt hat.“ — Hinko ging den bezeichneten Pfad und gelangte in einen auf einem Felſen hochgelegenen und mit einer Mauer umſchlungenen Garten. In einem Laubgange ſah er zwei Männer gehen und erkannte ſogleich den König. Keck ging er auf ſie zu, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Meiſter, der Fiſcher Gründling, ſchickt mich mit dieſem Karpfen; der ſoll dem fremden Herrn auf dieſem Schloſſe ſein ein gut Geſchenk, das ihm wohl bekommen möge, weil er den Fiſch ſo gern ſpeiſt und meinem Meiſter ſchon viel hat zu verdienen gegeben in dieſen vierzehn Tagen. Da ich nicht weiß, wer von den beiden Herrn und Rittern hier der fremde und wer der heimiſche iſt, ſo nehme den Fiſch, wem er beſtimmt iſt. Es iſt ein gut ſchmackhaftes Stück." — „Der Fiſch gehört dieſem Ritter," ſagte der Herr von Stahrenberg und deutete auf den König. Dieſer hatte Hinko eine Zeit lang unverwandten Blicks angeſtarrt; jetzt wandte ſich der Jüngling zu ihm und ſtellte ſich ſo gegen Stahrenberg, daß er nicht von ihm beobachtet werden konnte, und winkte dem König deutungsvoll mit den Augen. „Das Fiſchlein gefällt mir baß," ſagte der König, wie aus einem Traum erwachend, mit verklärtem Geſichte. „Ich will dem Knaben einen weißen Pfenning langen, damit er ein Schöpplein Wein dafür trinke. Komm her, Waſſerratte." Alſo ging er fürbaß und Hinko folgte ihm auf dem Fuße nach. Der von Stahrenberg blieb, nichts Ungewöhnliches ahnend, im Garten zurück. Als ſie nun in den Zwinger kamen, wandte ſich der König und flüſterte: „Das vergelt' Dir Gott, wackrer Junge!" — „Hier iſt ein Brief Eures Herrn Bruders, des Herzogs Johann, der mit dreitauſend Mann gerüſteten Leuten ſchlagfertig ſteht, und nur den Ort erſpähen wollte, wo Ihr gefangen wärt. Antwortet auf den Brief und ſo Ihr etwa von dieſem freilich etwas hoch und gefährlich gelegenen Schloſſe entfliehen wollt, ſo gebt mir an, auf was für Art und Weiſe Ihr ſolches anzufangen gedenkt, und ich will Euch nach Kräften förderlich und behülflich ſein." — „Ich will mir's überlegen, Herzensjunge. Komm übermorgen wieder und bringe mir einen Aal, da ſollſt Du die Antwort erhalten und meinen Entſchluß hören. Deine Treue ſoll Dir nicht unvergolten bleiben. Ich freue mich, wie ein Kind, daß Du gekommen biſt. Sie haben mir hart zugeſetzt, ich ſoll ihnen die Krongüter verſchreiben und abtreten. Bis jetzt habe ich mich gewehrt, wie ein wildes Schwein; nun aber geſchieht's gar nicht. Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Aber erzähl' mir doch, Goldfink, wie iſt's in Prag ergangen, was hat ſich Alles begeben, ſeit ich in den Klauen dieſer Menſchenfreſſer bin?" — Hinko erzählte in gedrängter Ueberſicht die wichtigſten Vorfälle, dann rannte der König frohen Muths und guter Dinge in ſein Gemach, holte dem vermeintlichen Fiſcherknaben ein Silberſtück und rief ihm beim Scheiden zu — er gewahrte den Ritter von Stahrenberg, der unterdeſſen herbei gekommen war —: „Vergiß mir übermorgen den Aal nicht!"

Dieſen trug der nette Fiſcher mit dem lieben unſchuldigen Kinde auch zur beſtimmten Zeit auf's Schloß. Er wurde zu dem König auf's Zimmer geführt, weil dieſer verlangte, der Fiſcherknabe ſolle den Fiſch auch ſelbſt abſchlachten. Kaum waren ſie allein, ſo ſagte der König: „Die Flucht von hier wär' allzu gewagt. Schicke deshalb dieſen Brief an meinen Bruder. Er ſoll dem Stahrenberg ein tüchtig Löſegeld bieten; ich weiß er gibt mich dann los. Ich verpflichte mich, ihm nichts nachzutragen. Schon genug hab' ich an ihm gemerkt, daß ihn der Handel reut, bei dem er eigentlich nicht den mindeſten Verſchlag hat. Er iſt kein Böhme, hat keins der Güter im Beſitz und hat ſich nur von dem Roſenberg und dem Herzog Albrecht beſchwatzen laſſen. Dem Herzog wird, wie ich am Stahrenberg wohl gemerkt habe, das Ding jetzt auch zu bunt. Dringt Johann mit Drohungen von der einen Seite, mit Geldanerbietungen von der andern in den Stahrenberg, ſo bin ich in kurzem frei.“ Mit dieſem Beſcheid entließ der König Hinko. Am andern Morgen war der Letztere aus der Fiſcherhütte verſchwunden. Das Mägdlein weinte ſich die Aeuglein roth, und konnte lange lange den ſchmucken Blondkopf nicht vergeſſen, auch gar nicht begreifen, wie er ihr nur habe ſo ſchnell und ohne jegliche Veranlaſſung untreu werden und ohne Kuß und Gruß von ihr ſcheiden können, da ſie ihm doch ſo herzlich gut geweſen war, und ihm dies auch unverholen geſtanden hatte. Ihr Vater war dagegen ſehr froh, mit ſo leichter Mühe zum reichſten Fiſcher geworden zu ſein und tröſtete ſich leicht über den Ausreißer.

Sobald Hinko im Lager des Herzogs Johann in Budweis angelangt war, wurden alle Verhandlungen mit den Roſenbergen und den andern böhm'ſchen Empörern abgebrochen, dagegen ein Bote mit einem Brief an den Herzog Albrecht nach Wien abgeſandt. Darin ſchrieb Johann: „Ihr habt zeither ſtets geläugnet, in Sachen der Haft meines königlichen Bruders ein Wiſſender zu ſein; nun aber ſag' ich Euch, daß einer Eurer Vaſallen, der Ritter Wilhelm von Stahrenberg den König von Böhmen und vom deutſchen Reiche auf ſeinem Schloſſe zu Wiltberg gefangen hält, und frage hiermit bei Euch an, aus was für Grund und Urſach? Hat König Wenzel dieſen Euern Lehnsträger und Vaſallen jemals an ſeinen Gütern und Rechten verkürzt, daß er ſich alſo frech an ſeinem und des ganzen Reichs Oberhaupt vergreift? Ich ſage Euch nein! Und wenn er's anders behauptet, ſo lügt der Hund in ſeinen Hals hinein. Es ergehet von mir im Namen von Böhmen und vom deutſchen Reich — denn der Reichsvikar hat mich beauftragt — die Mahnung an Euch, Euern Vaſallen unverzüglich aufzugeben, daß er den König ſeiner Haft entlaſſe; widrigen Falls habt Ihr Euch eines Schlimmen von dem ganzen Reiche und von mir zu verſehen und die Reichsacht wird unverzüglich über Euch ausgeſprochen werden.“ An den von Stahrenberg hatte der Bote einen andern Brief, den er auf dem Rückweg von Wien auf Wiltberg abgeben ſollte. Darin wurde dem Ritter für ſich ein anſehnliches Löſegeld und Verzeihung alles Geſchehenen mit königlichen Inſiegel und Unterſchrift verſprochen. Als nun Stahrenberg kaum die Zuſchrift des Herzogs Johann erhalten hatte, und ſich noch darüber bedachte, da wurde er auch ſchon vom Herzog Albrecht, ſeinem Lehns- und Landesherrn beſchickt und ſcharf zurecht gewieſen, daß er gegen Pflicht und Recht das Reichsoberhaupt in öſtreichiſchen Landen in ſolch ſchmählicher Haft halte, und ihm bei ſchwerer Ahnung anbefohlen, den König unverzüglich in Freiheit zu ſetzen. Hierauf beriethen ſich die Stahrenberge zuſammen und zogen es vor, das gebotene Löſegeld zu nehmen und den König ohne Wiſſen der böhmiſchen Herrn in Freiheit zu ſetzen. Die einzige Bedingung, die ſie noch machten, war, daß auch den Roſenbergen, ihren Vettern gleiche Verzeihung des Königs wegen empfangener Unbill zu Theil werden möchte. Wenzel, froh, ſo glücklich und ohne abgepreßte Verſprechungen, Geißeln oder ſonſtige Verpfändungen davon zu kommen, verſprach es gern, und ſo ritten denn der alte Stahrenberg, ſeine Söhne, Brüder und Brudersſöhne mit dem Könige von ihrer Burg und brachten ihn glücklich nach Budweis zu ſeinem Bruder Johann und dem hocherfreuten Heere. Hier wurden auch ſogleich die Verſchreibungen ausgefertigt und vom Pfalzgrafen Ruprecht garantirt. Jubel erfüllte das Heer. An Hinko's Hals hing eine ſchwere güldene Kette.

Und ſo war abermals Jobols und der Verſchwornen Plan vereitelt; der König war frei und ſie hatten Alles verloren.

Fünftes Kapitel.

Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
Dies Herz ſo feſt und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
Verdehnt die Hälft' in Ruh,
Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu.

Goethe.

Vollendet lag das heilige Buch auf des jungen Ritters von Happerswyl Schreibtiſch in ſeinem ſchönen Gartenhauſe auf dem Schmichow vor dem Aujesder Thore in Prag. Es war in rothes Leder gebunden und mit güldenen Reifen und Schlöſſern köſtlich geziert. Inwendig ſah's aber nicht weniger prächtig aus. Von dem weißen Pergamente ſtrahlte die ſchwarze zierliche Handſchrift und die großen Anfangsbuchſtaben waren mit Gold- und Silberblättlein, auch hellblauen und rothen Metallſcheibchen ausgelegt und ein feiner Pinſel hatte mit glühenden Farben allerhand Schilderei aus dem Leben des göttlichen Herrn hineingebracht. Hier ſah man die heilige Jungfrau züchtig ſitzen in ihrem Gemach, emſig die Spindel drehend, und vor ihr den Engel, mit der dreifachen

Lilie in der Hand, welcher ihr das Heil der Welt verkündet und daß ſie deſſen Gefäß ſein ſoll; dort leuchtete das Chriſtkindlein aus der Grippe, Oechslein und Eſelein daneben, die drei Könige aus Mohrenland mit ihren Schätzen davor knieend, Maria im Vorder-, Joſeph im Hintergrunde, und über dem Dache der ſtillſtehende Leitſtern. Ferner die Flucht nach Egyptenland; den Kindermord zu Bethlehem; Chriſtus zwölf Jahr alt im Tempel; die Taufe im Jordan, die Wunder, den Kreuztod, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, die Schickſale der Apoſtel und die wunderbare Geſchichte der Offenbarung. Hinko's Blicke glitten mit Wohlgefallen über die Blätter, die ſeine Finger durchirrten. „Wohlan!“ ſprach er, „mein Gelübde iſt endlich erfüllt; das Ziel, nach dem ich ſo lange geſtrebt, iſt errungen. Aber weh! wird mir auch des Zieles Preis? Markita, was ich Dir einſt verſprach, hier liegt es ſchön und herrlich, wie ein Brautſtück, ein köſtliches Kleinod. Wirſt Du mir aber auch dafür danken? Werd' ich an Deiner Bruſt, an Deinen Lippen den Lohn meines Fleißes finden? Immerhin, wenn auch kein irdiſcher Preis mir wird, ſo habe ich mir ſelbſt genug gethan, und der hier geſäete göttliche Same geht jenſeits um ſo herrlicher auf; und Dein Bild wird wie der Abendſtern einſam aber herrlich über meinem Leben dahin wandeln, und alle meine Blicke werden ihm zugekehrt ſein. Dich aber, heiliger Schatz, behüte der Himmel vor entweihenden Händen, wenn Du nicht beſtimmt biſt, von den ihrigen noch heiliger gemacht zu werden.“ Somit ſchloß er das Buch in di Kapſel, und verfügte ſich zur Gräſin. „Meine gnädige Mut ter," ſprach er, „meine Angelegenheiten ſind alle beſchickt und beſtellt; ich bin zur Abreiſe bereit. So Ihr nun mit Euern Sachen ebenfalls fertig ſind, können wir uns jetzt berathen, wann wir die Fahrt anzutreten gedenken." — „Mein lieber Sohn," entgegnete die alte Gräfin Kunigunde Eresda, „ich wüßte nichts auf dieſer Welt, was mir am Herzen läge und das ich noch zu beordnen hätte. Mein Gemahl iſt ein Landesflüchtiger, und über lang oder kurz wird ihn das Schwert der Gerechtigkeit ereilen, und ich möchte das grauſige Schauſpiel nicht erleben, daß er von der Hand meines Bruders ſtürbe, und ſein Wappenbild ihm in die Gruft nachgeworfen würde — denn er iſt der Letzte ſeines Stammes; alle meine Söhne und Töchter ruhen im Schoos der Erde, ſelbſt die letzte Blüthe — meine Hermenegilde — hat der Nordwind abgeſtreift; ihr Kind, das ich nie lieben konnte, wie ich wohl geſollt hätte, weil es aus des mir verhaßten Aleſch Potuſchka Blute entſproſſen war, hat die Königin verlangt und erhalten; die hohe milde Frau wird ihm eine gute Mutter ſein. Du allein, mein Sohn, biſt die Sorge meines Herzens geworden, und wie ich Dich früher haßte, ſo liebe ich Dich jetzt; nein ich liebe Dich doppelt ſo ſehr, als ich Dich gehaßt habe. Auf Dich allein ſind meine irdiſchen Wünſche geſtellt, von Dir möchte ich nun nicht mehr getrennt werden, als durch den Tod. Und deßhalb geh' ich auch mit Dir, daß Du mich unter Menſchen bringeſt, die mich und Dich lieben, daß der Abend meines Lebens widerſtrahle vom Glühroth der Liebe, der ſtillen Freude, der ſeligen Hoffnung und ich nicht allein oder von Steinfremden theilnahmloſen Geſichtern umgeben die düſtere Stiege hinabſteige, unbetrauert, freundelos. Ach, mein Herz bedarf der Liebe ſo ſehr und hat in einem langen kummerſchweren Leben ſo wenig davon genoſſen. Sei mein Alter unter einem heiteren Himmel noch zuletzt ihrer heiligen Fülle voll!“ — „Ihr müßtet nicht Hermenegildens Mutter ſein, wenn ich ein großes Maas jener unendlichen Liebe, die mich mit ihr vereinte, nicht auf Euch übertragen ſollte; die Stimme der Natur und des Bluts müßte nichts gelten, wenn ich Euch nicht lieben ſollte, wie ein Sohn ſeine Mutter. Und kommt nur erſt mit mir in jene paradieſiſche Gegend, die das blaue inſelreiche Meer beſpült, dort ſchlägt Euch das Herz eines Bruders — wenn es noch ſchlägt — entgegen; und die, ſo mich geboren, und meine Schweſter Johanna, die meine Augen ſelbſt noch nicht ſahen, und mein Bruder Marquart. Alle werden Euch lieben, ſegnen.“ — „Mein Herz wird von Jugendwonnen neu belebt bei Deinen Worten, mein Sohn; wie ein Balſamſtrom oder Honigſeim fließen ſie in meine Seele. Mein Herz war verſteinert, Du haſt es wieder erweicht. Jugendbilder, Jugendträume kehren wie aus einer Ewigkeit zurück und ſchimmern aus unendlicher Ferne näher und deutlicher, und immer näher. Das Herz geht mir noch einmal auf, wie eine ſpäte Herbſtblüthe, eh' der Winterſturm den Baum übereilt. Laß uns aus dieſem rauhen Lande in das Land der Liebe eilen! Laß uns bald, laß uns dieſer Tage gehn! Aber eh' wir von dieſem Boden ſcheiden, habe ich Dir noch eine heilige Pflicht zu erfüllen. Deine edle Beſcheidenheit hat mich nicht wieder an die Erfüllung meines Dir gegebenen Verſprechens erinnert, aber ich glaube den Wunſch in Deinen Augen geleſen zu haben, und fürwahr er ſoll nicht unerfüllt bleiben. Du weißt zwar, daß ich Deines Vaters Schweſter bin und daß auch jener furchtbare Mann mein Bruder iſt, der dem Schwerte der Gerechtigkeit oder der königlichen Willkühr und Tyrannei den Arm leiht. Du trägſt ſelbſt mit Ehren jenen Namen, der einſt unſer Stolz und nachher unſer Schrecken war; Du haſt die Makel davon vertilgt, aber Du kennſt die Geſchichte des ſchwarzen Geſchicks nicht, welches über dieſen altadligen Namen und zwei ſeiner Träger verhängt war; ich meine Deinen Vater Niklas von Happerswyl und Deinen Ohm, den Scharfrichter und Stockmeiſter Jobſt, eigentlich Diether von Happerswyl genannt. Du ſollſt dieſe Geſchichte erfahren; aber mein Herz drängt mich, daß ich ſie Dir in Diethers Beiſein erzähle, daß er ergänze, was ich vergeſſe; es verlangt mich, die alten Schreckensbilder noch einmal heraufzuſchwören, daß ſie mich umgaukeln wie die Jugendträume und in die helle Landſchaft dieſer ihre dunkeln Schatten ſtreuen. Ich will von meinem Bruder für dieſes Leben Abſchied nehmen; und er ſoll, er wird gern mit mir noch einmal von dem Schmerze zehren, der unſer Leben vergällte. Wenn man am Ziele ſteht, verweilt der rückſchauende Blick auch bei den böſen Wegeſtellen. Leite mich hinüber zu ſeiner Wohnung, zu dem Hauſe, an welchem jeder ſcheu von weitem vorübergeht und die Blicke abwendet, und das mein Fuß nie betreten hat; dort, wo auch Dich das böſe Schickſal unſers Hauſes feſtbannte, ſollſt Du Alles erfahren.“ — „Wie Ihr begehrt, Mutter,“ ſagte Hinko tief ergriffen; denn er hatte die alte faſt immer grämliche Frau noch nie mit ſolchem Feuer reden hören.

In der ſpäten Nachmittagsſtunde ſtieß ein Kahn vom linken Moldauufer ab und durchſchnitt den Fluß quer, um drüben am Felſenfuße des Wiſchehrad anzulegen. Drin ſaß die Gräfin ernſt und ſchweigend, mit bleichem ſchmerzvollen Antlitz, in welches das Alter ſeine tiefen Furchen gegraben, und mit ſtarr auf die Fluth gerichteten Augen, als wolle ſie aus den flüchtigen Wellen das enteilende Leben heraufblicken und mit Zauberſprüchen feſſeln. Sie war in tiefe Trauer gehüllt und glich einem Steinbild. Neben ihr aber ſtand das blühende Leben, im vollen Beſitz ſeiner Kraft und mit gerechten Anſprüchen an die Genüſſe der Jugend und des Glücks, Hinko, eben in Begriff, die Grenze zwiſchen dem Jünglings- und Mannesalter zu überſchreiten. Auch ſein Blick ſchweifte über die Wellen des Stroms, aber er mochte mit ihnen davon eilen in nie zu erſättigender Haſt durch die Länder und Städte der Menſchen bis zum weiten unbegrenzten Meere.

Auf wohlbekannten Wegen leitete der junge Ritter die alte Dame. Unausſprechbare Gefühle durchzuckten ſeine Bruſt, als ſie nun an dem mit Wein bepflanzten Berg hinauf ſtiegen und das rebenumrankte Freihaus vor ſich liegen ſahen. Immer höher ſchlug ihm das Herz; ſie traten in den Hof, in das Haus, die Gräfin ſah ſich verwundert um; die Thür ging auf und in ſeinen Büchern vertieft. ſaß der greiſe Scharfrichter vor ihnen. Sein Haar war in wenig Jahren ſchneeweiß geworden, aber die Kraft im innern Marke hatte das Alter nicht aufgezehrt. Raſch und ſicher ſtand er auf und ging feſten und gewichtigen Schrittes den Eintretenden entgegen.

„Kommſt Du auch einmal zu dem alten Kauze?“ fragte er halb mürriſch, halb ſpöttiſch. „Dacht' ich doch, ſeit Du Dir die Spornen und die Kette vom König ergaunert, Du hätteſt meiner ganz vergeſſen. Und nun bringſt Du mir gar unſere Kone mit. Wie ſoll ſich mein Haus bei Euch bedanken, Gräfin, daß Euer Fuß es ſolcher Ehre gewürdigt hat. Hier pflegen nur die Größten und die Kleinſten zu wandeln. Der Mittelſchlag ſpuckt aus, ſchlägt ein Kreuz und geht vorüber.“ — „Diether, empfange Deine Schweſter und ihren Sohn nicht mit ſolchen Worten.“ — „Dieſer Dein Sohn?! Ich merke der Burſche macht die Runde bei uns drei Geſchwiſtern.“ — „Wir haben alle Drei Anſprüche an ihn und ſeine Liebe, ſo wie ſie ein gemeinſames Schickſal an uns Alle hat, die wir jemals den Namen führten, den er jetzt trägt. Diether, verbanne, wenn es Dir möglich iſt, einige Stunden allen Groll aus Deinem Herzen. Sei ein Menſch, ſei mein Bruder! Es iſt lange, lange her, es dünkt mich wie eine Ewigkeit — ja es muß wohl bald ein halbes Jahrhundert ſein, daß ich Dich nicht mit dem Brudernamen benannt, daß ich Dich um nichts gebeten habe. Was funfzig lange unſelige Jahre in ihrem Schooſe begraben haben, laß es vergeſſen ſein! Die Wellen der Zeit haben es hinweggeſchwemmt und von den jüngern Geſchlechtern weiß Niemand davon. Zürne nicht! Sei mein Bruder, wie damals! Sieh die Laſt der Jahre hat mich gebeugt und mir den Schnee des Alters auf das Haupt geſtreut; auch Deine braunen Locken ſind bleich geworden; das Schickſal hat mir Alles genommen, was mir in dieſer Zeit theuer war; iſt es Dir anders gegangen? So laß uns wieder einander angehören, wieder die Alten ſein bis heint Abend; dann will ich mit dieſen gehen und nie wieder kommen.“ — „Wie?“ fragte der Stöcker gerührt. „Wie ſoll ich Deine Worte deuten, Kone?“— „Ich ſagte Euch ſchon,“ warf Hinko ein, „daß ich nach Italien reiſen werde, um bei meinen Eltern zu leben. Meine Baſe Eresda macht die Reiſe mit. Späterhin werde ich wieder nach Prag zurückkehren.“ — „Wenn ich todt bin und Niklas, und Du uns in Italiens heiliger Erde begraben haſt,“ fiel die Gräſin ein. — „Ihr wollt nach Italien gehen und mich zurück laſſen?“ rief von augenblicklicher Rührung übermannt der Stöcker aus. Doch er faßte ſich ſogleich wieder und ſagte: „Wohin denk' ich! Mir iſt und bleibt die Welt verſchloſſen. Ich muß allein ſtehen und allein fallen!“ Eine düſtre Wolke flog über ſein Geſicht; dann ſprach er anſcheinend heiter: „Und Ihr Lieben habt meiner nicht vergeſſen und kommt, mir Valet zu ſagen? Fürwahr, Ihr bereitet mir eine große Freude! So wollen wir zuſammen bleiben und fröhlich ſein; es ſoll der letzte frohe Tag in meinem Leben werden.“ — Die Gräſin ſchüttelte das Haupt bedenklich. „Nicht alſo, Diether! Ich habe dieſem gelobt, ihn hier einzuweihn in die Geſchichte unſrer Leiden. Lüfte ihm den Schleier, der bis jetzt die räthſelhaften Geſtalten ſeinem Auge verbarg. Er weiß noch nichts.“ — „Hab ich ihm doch längſt die luſtige Geſchichte erzählen wollen, wie ſeines Vaters Bruder Stockmeiſter in Prag geworden iſt. Ich thu's gern; hab' ich's doch meinem Jungen auch mitgetheilt, der nur mein Richtſchwert, nicht mein Ritterſchwert erbt, dem's nie einfallen wird, auf den Namen eines Happerswyl Anſpruch zu machen; warum ſollt' ich Dir nicht Alles mittheilen, der Du meine Rüſtung, mein Wappenſchild, meine Schärpe und mein Schwert erhalten ſollſt, die letzten Denkmäler meines Ritterthums. Ich gab Dir einſt ein anderes Schwert in die Hand; Gott Lob! daß es ein Höherer Dir wieder abgenommen hat. Mir gehört es und ich will es führen bis an mein Ende." — Er ging hinauf in das Prunkgemach, worin Hinko die erſte Nacht, die er im Freihauſe zugebracht, gelegen hatte; die beiden Andern folgten. Da hing und ſtand noch Alles wie ſonſt, die koſtbaren Tapeten, das knauſige Bettgeſtell, der künſtlich geſchnitzte Glasſchrein mit ſeinen Herrlichkeiten; die Brokatſeſſel, der große eichene Tiſch, und es dünkte Hinko nicht anders, als habe er erſt vorige Nacht hiergelegen und alle die Schrecken ausgeſtanden, die ihn damals beängſtigten. Die Jahre dazwiſchen waren in dieſem Augenblick wie verſchwunden. Jobſt ſchloß den Schrein auf, nahm die ganze blanke Rüſtung, das Wappenſchild, die Glene, das Schwert, die Binde, die Sporen. In einer Ecke hingen eine Anzahl Stechfähnlein zuſammen, wie ſie als Kampfpreis in den Turnieren ausgeſpendet wurden. Schon griff ſeine Hand darnach; aber ſie ſank wieder zurück, und mit faſt zitternder Stimme ſagte er: „Euch will ich behalten, ihr Denkmäler und Erinnerungszeichen meiner Jugendtapferkeit. Euch hab' ich mir erworben durch eigne Kraft, durch eignes Verdienſt; an jedes von euch knüpft ſich eine heitere Geſchichte, die bei euerm Anblick wie ein freundlich Engelbild aus einer fernen fernen Vergangenheit auftaucht, die mir aber, je älter ich werde, immer näher und näher rückt. Ihr ſeid mein unveräußerliches Eigenthum. Mein Vater hat mir die Rüſtung und das Wappenſchild, der Kaiſer die Sporen und das Schwert geſchenkt; euch hab' ich ſelbſt erworben und errungen." Als er ſich umwandte, war ſein Geſicht viel milder und klarer geworden. „Noch nie war ich geſchickter," ſagte er, „mein Leben noch einmal im Geiſte vorüberſchreiten zu laſſen und davon Kunde zu geben, als eben jetzt. So kommt denn und nehmt dieſe Dinge; wir wollen an einen Ort gehen, wo es mir beſſer von der Lippe fließen wird als hier." Er ſchlug den Teppich zurück; ſie traten in den langen düſtern Gang und ſchritten auf die Kapelle zu. Jobſt trug die Rüſtung, Hinko die übrigen Waffen. Die liebliche Dämmerung des kleinen Tempels heimelte den jungen Ritter ſo lieblich an, daß ihm die Rührung als Morgenthau der Erinnerung die Wimpern näßte. Es war ihm nicht anders, als müſſe das liebliche Kind, was ihn in dieſem durch Liebe und Andacht geheiligten Raum ſo unbeſchreiblich beglückt hatte, ihm entgegen hüpfen, die runden weichen Arme wieder wie ſonſt um ſeinen Nacken ſchlingen, ihn mit ihren treuen Taubenaugen gutmüthig vertraulich in's Geſicht ſehen, ihn mit koſendklagender Stimme fragen, was ihm fehle und ihm endlich den Ernſt vom Munde, die Trauer von der Stirne küſſen mit hundert bald heftigen, bald zarten oft nur ſpielenden, ſcherzenden Küſſen, jene wie Blitzfunken, die das Mark der Erde erſchüttern, dieſe wie Luſtheuche einer lauen ſternenhellen Sommernacht oder das ſchelmiſche Buhlen des Weſtwinds in den Frühlingsblüthen. Aber ſie ſprang ihm nicht entgegen, die holde Erſehnte; öd war der Raum und der Tempel ohne die Göttin. Die Schleier der Wehmuth umſingen Hinko's Seele; und als er die Gegenſtände umher betrachtete, welche alle noch ſo lagen und ſtanden, wie ihre Hand ſie zuletzt berührt hatte, als er ſogar auf dem Altar die ſchmucke Studentenkleidung, in welcher er in's Freihaus gekommen war, als Reliquie niedergelegt und aufbewahrt ſah, und drauf den welken Blumenkranz gelegt, den er einſt in einer glücklichen Nacht von Hermenegilden erhalten und Markiten mitgebracht hatte, da glaubte er in unverſiegbare Thränen ausbrechen und ſein Herz auflöſen zu müſſen in ſolchem Thränenſtrom. War er's denn nicht, deſſen Geſchick die Liebliche in die fremde gefühlloſe Ferne hinaus verlockt hatte von dieſen Bildern einer fromm verträumten Jugend? Wo weilte ſie wohl und gedachte des Vaterhauſes, der Kapelle, der Stunden, die ſie, ein Zögling der Liebe, in ſeinem Unterricht hier zugebracht hatte beim ſpärlichen Schein eines Lämpchens, das der Liebesgott ſchneuzte, und der hellen Glut die höher und höher aus der Unſchuld ihrer liebenden Seele zu lichten Flammen emporſchlug? War ſie noch auf Erden oder oben bei den Sternen, mit Hermenegilden vereint, oder ſahen ſie, ein glänzendes Doppelgeſtirn, mildfreundlich auf die verſchlungenen Pfade ſeines Lebens herab? Der Jüngling mußte ſich abwenden; Jobſt verſtand, was in ſeines Lieblings Seele vorging und ehrte ſeinen Schmerz durch Schweigen. War doch auch ſeine Bruſt zerriſſen, und der Mangel der einzigen Tochter am Spätabend ſeines Erdenwandels war eine weitklaffende, ſtets blutende, niemals heilende Wunde in der Bruſt des harten, an das Entſetzen und das Grauſen, an die Verzweiflung und die eiſigen Schauer des Todes — den er ſelbſt bringen mußte — gewöhnten Mannes.

Schweigend bedeutete er ſeine Gäſte, ſich auf eine Bank niederzuſetzen; er ſelbſt ſtieg an der Wand hinauf und zerriß mit Gewalt die Schleier von zwei Bildern, welche dort aufgehängt waren. Bei ihrem Anblick ſchien er ſelbſt zurückzuſchrecken. Die alte Gräſin und Hinko ſahen unverwandten Augs hinauf; Jobſt öffnete die Fenſter, die Hellung des Tags ſtrömte herein und beleuchtete die beiden Schildereien. Das eine war ein junger Ritter, den Hinko ſogleich für ſeinen Bruder Marquart erkannte; das andere ſtellte ein reizendes Fräulein vor, deren Geſichtszüge Hinko unbekannt waren.

„Ei!“ rief die Gräſin überraſcht, „das iſt ja Bruder Niklas und die ſchöne Grethe von Helfenſtein.“ — „Kennſt Du ſie noch?“ fragte Jobſt bitter lächelnd. „Der Maler hat die Zeit gar künſtlich um ihr Recht betrogen. In unverwelklicher Jugend ſtehen ſie vor uns, wie wir ſie einſt geſehen haben. Schau her, Junge; das iſt das treue Abbild Deines Vaters, wie er in Deinem Alter ſtand; und in dieſem Mädchenkopfe ſiehſt Du ſeine heimliche und meine blutige Braut. Nun hör' an die ſeltſame und ſchauerliche Geſchichte. Kone, wenn mein Gedächtniß irren ſollte, komm ihm zu Hülfe.“

„Das Geſchlecht der Happerswyle war uralt, älter als das Chriſtenthum in der Grafſchaft Tyrol. Es hatte mehr als eins der ſchönſten Schlöſſer mit prangenden Dörfern, blühenden Feldern und reichen Wäldern beſeſſen: aber die Jahrhunderte hatten es in Nebenlinien zerſplittert, während zuletzt der Hauptſtamm nur noch aus einem Zweige beſtand; es war unſer Vater. Dieſer hatte den öſtreichiſchen Herzögen lang und treu gedient, und war dafür von ihnen mit angeſehenen Gütern in Oeſtreich belehnt worden, ſo daß unſere Beſitzungen in den öſtreichiſchen Landen weit größer waren, als in unſerm Tyrol.“

„Dicht unter unſrer Stammburg floß ein Bächlein, welches in einiger Entfernung im Steingerölle verſchwand, aber eine Strecke weiter ſtärker und luſtig wieder aus der Erde hervorſprudelte, wie eine neue gewaltige Quelle und dann davon floß raſch und ſtrömend bis zum Fluß. Von dieſem Bächlein war die Sage ſeit uralter Zeit von Geſchlecht zu Geſchlecht geerbt, daß es das Sinnbild der Happerswyle ſei und eine Vorbedeutung enthalte ihres Geſchicks. Es ſollte nämlich eine Zeit kommen, wo ihr Name ganz von der Erde verſchwinden und kein Mann mehr Happerswyl heißen würde. Die das Geſchlecht fortpflanzten, ſeien den unterirdiſchen Weſen ve fallen. Plötzlich aber tauche der Name und das Geſchlecht wieder auf und gehe ſchöner und glorreicher auf die Nachwelt über. Kein Happerswyl hatte dieſe deutungsvolle Sage verſtanden, keiner konnte begreifen, wie das möglich ſein könne. Ich war vom Schickſal erſehen, unbewußt zu erfüllen, was lang vorher ſchon beſchloſſen und aufgezeichnet war. Von vielen Kindern, die dem Bette meines Vaters entſproſſen waren, erreichten nur drei das Mannsalter; die andern welkten als Kinder, Jünglinge oder Jungfrauen dahin. Niklas, mein älterer Bruder, und ich waren beſtimmt, den Stamm der Happerswyle fortzupflanzen; Kone hier war unſre Schweſter. Wir wuchſen auf in allerlei ritterlichem Handwerk, zogen bald mit in manchen Strauß und Fehde, kletterten auf unſern Felſen dem Gemsbock nach, zeichneten uns aus bei Turnei und Ringelſpiel, und wo's ein ehrenvoll Gerenn und Geritt gab in Tyrol, Steiermark oder Oeſterreich, dabei fehlten wir ſelten. So kam denn die Zeit heran, wo wir von unſerm Herzog Johann Heinrich den Ritterſchlag erhalten ſollten. Und gerade da begannen die gräulichen Unruhen und Zwiſtigkeiten in unſerm Vaterlande. Es wird Dir vielleicht bekannt ſein, daß die einzige Tochter unſers alten in Ehren gehaltenen Herzogs Heinrich von Kärnthen, Grafen von Tyrol, Margaretha, wegen ihrer ungeſtalteten Unterlippe die Maultaſche genannt, die reiche Erbin meines ſchönen Vaterlandes war. Früh ſchon war ſie mit einem Sohne des blinden Königs Johann von Böhmen, dem Herzog Johann Heinrich, vermählt worden. Kaiſer Karl IV. war ſein Bruder. Johann Heinrich, ſpäter von ſeiner zweiten Gemahlin Vater der beiden Markgrafen Jodok und Prokop von Mähren, war ein ſanfter, milder und frommer Herr und der Adel Tyrols hielt viel auf ihn und verſtand ſich gut mit ihm. Niemand führte über ihn Klage. Durch ihn waren viel böhmiſcher Herrn von Adel nach Tyrol gekommen, ſeine Jugendfreunde und Hofleute, und es war nichts Seltenes, daß ſie edle Tyrolerinnen freiten. Zu den Hofherrn gehörte auch der junge Graf Jan Cresda. Er war oft auf unſrer Burg wie die andern adligen Dienſtmannen des Herzogs. Mir war er verhaßt wegen ſeines hämiſchen, argliſtigen Weſens, das ich durch all ſeine abgeſchliffene und feinpolirte Hofziererei hindurch ſah. Cresda fühlte das auch wohl, und machte ſich mit mir nicht viel zu ſchaffen. Dagegen war er ſtets um meinen Bruder Niklas und fraß ſich in deſſen Gunſt ein, wie ein Haſe in den Kohl. Nachher merkt' ich freilich, daß es der Schranz auf meine Schweſter Kunigunde abgeſehen hatte und ihr täglich zu Hofe ritt. Mich ärgerte dies; denn ich hätte meiner Schweſter gern einen beſſern Mann gegönnt, und wirklich war ein Jugendfreund und Waffenkumpan von mir in die Kone vergafft —" — „O mein Gerlach von Waldeck!" rief die alte Gräfin hier plötzlich, des Bruders Rede unterbrechend aus, und ihr Auge ſtrahlte flüchtig noch einmal vom Feuer der Jugend. „Wie liebten wir uns ſo innig, ſo wahr! Warum mußte das Geſchick unſere Herzen von einander reißen! Ich hatte mich heimlich ſchon mit Gerlachen verlobt; ſobald er die goldenen Sporen tragen durfte, wollte er um mich anhalten und mich heimführen auf ſeine Burg im ſchönen Puſterthal gelegen. Da kam Cresda dazwiſchen; er war ſchon Ritter und ebendrein noch ein Liebling des Herzogs. Er ſprach von Minne; ich wies ihn zurück. Dann ſprach Niklas, von ihm abgeſandt, mit mir; da geſtand ich dem Bruder meine Liebe zu Gerlach. Aber Ger-

lach und Niklas waren nicht Freunde. Niklas betrieb b
Grafen Gewerb bei meinem Vater; der Herzog verwand
ſich ſelbſt für ihn. Ich war das arme Opfer.“ — „A
ich ſah, was man mit Schweſter Konen vorhatte,“ fuhr Jo
fort, „widerſetzte ich mich aus Leibeskräften; dies führ
Feindſchaft zwiſchen mir und Eresda herbei. Ebenſo wur
ich mit meinem Bruder geſpannt. Dies war das erſte mi
hellige Verhältniß zwiſchen uns. Niklas war der Aelter
war beim Vater mit ſeiner geſchmeidigen Zunge beliebter a
ich mit meiner offenherzigen Geradheit, überdies war Ge
lach ein gewöhnlicher Edelmann von eben nicht großen Mi
teln und war noch nicht Ritter, Eresda dagegen war ein r
cher Graf, ſtand überall in Anſehn und galt beim Herz
Alles; ſelbſt die Herzogin begünſtigte ihn. Was half m
all mein Singen und Sagen, Toben und Schelten; Ko
wurde gezwungen, des Grafen Frau zu werden. Kaum w
ren ſie einige Wochen verehlicht, ſo erklärte die Herzog
Margareth plötzlich, ſie könne ferner nicht mehr mit ihr
Gatten im Ehebündniß leben, weil er unfähig ſei, Leibes
ben zu erzielen. Die Sache machte vieles Aufſehen im I
lande wie im Auslande. Anfangs zankten ſich blos die Pf
fen herum; bald aber wurde es ernſter. Es meldete ſich
neuer Freier der Herzogin, der älteſte Sohn des Kaiſers Lu
wig des Baier, der Markgraf Ludwig, den der Kaiſer ku
vorher mit der mächtigen Kur Brandenburg belehnt hat
Dieſem ſollte nun auch noch die reiche Grafſchaft Tyrol z
gewendet werden. Die Abſicht war zu deutlich, das Mit
zu gemein, als daß nicht alle edlen Tyroler, die ihrem He

zog treu waren, darüber hätten empört ſein ſollen. Der Kaiſer betrug ſich immer unverſchämter und drang auf unverzügliche Scheidung der Margaretha Maultaſche. Der Biſchof Leopold von Freiſingen war der Freund und Vertraute der Herzogin; er hatte ihr die Verſicherung gegeben, daß unter ſo bewandten Umſtänden ihre Ehe mit dem böhmiſchen Prinzen ungültig ſei; er hatte auch die Sache laut und ruchbar werden laſſen. Halb Tyrol wüthete gegen den Biſchof, den Kaiſer, den Kurfürſten von Brandenburg und die Herzogin Margaretha, aber es half uns ſo wenig als mir die Widerrede gegen die Verbindung meiner Schweſter mit dem Grafen Eresda. Die Eheſcheidung wurde betrieben und der Biſchof von Freiſingen ward dazu erkauft. Nun war aber die Herzogin Margaretha mit dem Kurfürſten Ludwig von Brandenburg im dritten Grade verwandt, und Niemand wußte, wie aus ihnen ein Ehepaar werden ſollte ohne päpſtlichen Dispens. Der Papſt aber war des Kaiſers Todfeind. Wahrſcheinlich würde der Biſchof auch dieſe Schwierigkeit mit einem Gewaltſtreich aus dem Wege geräumt haben, aber Gottes Strafgericht ereilte den Pfaffen recht vor unſer Aller Augen. Schon war er mit dem Kaiſer auf dem Wege nach Tyrol, da beſoff er ſich eines Tags, ſtürzte vom Pferde und brach den Hals. Jetzt war guter Rath theuer, wer da ſcheiden und dispenſiren ſollte; die Freunde des Herzogs Johann Heinrich traten offen hervor. Es ſtanden viel wackere Männer zu unſerer Sache. Der Kaiſer ſuchte im ganzen Reiche nach einem Manne herum, der ihm zu Willen ſei; er fand deren ſogar zwei. Der berühmte Marſilius von Padua und der nicht minder bekannte Minorit Wilhelm Occam halfen dem Kaiſer aus der Noth. Sie erklärten mit weitläufiger Gelehrſamkeit, daß der Kaiſer die Hinderniſſe in den Ehebündniſſen eingeſetzt habe, folglich auch die Machtvollkommenheit beſitze, ſie wieder aufzuheben, wo ihm beliebe. Hierauf hörte man, der Kaiſer werde ſelbſt nach Tyrol kommen und ſcheiden. Der Herzog, ein guter aber ſchwacher Mann, floh nach Böhmen, und ſeine Anhänger waren der Rache des Kaiſers blos geſtellt, der nun auch erſchien, um ſeinen Zweck zu erreichen und zu ſtrafen und zu richten. Er ließ den Herzog citiren, und als dieſer natürlich nicht erſchien, ſprach er die Eheſcheidung aus. Sowohl ich, als mein Bruder Niklas kochten Rache gegen ihn, aber in Tyrol konnte uns ſein Arm gar ſchnell erreichen; wir gingen alſo auf unſre Schlöſſer in Oeſterreich. Unſer Vater blieb in Tyrol zurück; ihm konnte der Kaiſer nichts zur Laſt legen, und Du Kone, bliebſt Du nicht auch in Tyrol?“ — „Nein, ich folgte meinem Gemahl nach Prag, aber ich war viel zu jung, um die Trennung von den Meinigen ertragen zu können; ich zählte kaum ſechzehn Jahr und war noch nie weiter als auf die nächſte Burg gekommen. Zu dem Schmerz über die Trennung von meinem geliebten Gerlach geſellte ſich das Heimweh und ich wurde ſo krank, daß mich mein Gemahl wieder nach Tyrol fahren laſſen mußte, um mich dem Tode zu entreißen.“ — „Ganz recht! denn Du ſtandeſt ja an unſers Vaters Sterbebette. — Herzog Albrecht von Oeſterreich, den man den Weiſen genannt hat, nahm uns mit offenen Armen auf, von ſeiner Hand empfingen wir den Ritterſchlag; er beredete uns, an ſeinem Hofe zu bleiben. Wir waren Freunde, und wir zwei Brüder vergaßen, daß er unſer Fürſt und Lehnsherr war. Albrecht hatte einen verſteckten Sinn; er war mißtrauiſch, falſch und hegte von allen ritterlichen Tugenden nur den äußern Schein. So viel Kunſt er auch anwendete, ſich zu verbergen, ſo war es mir doch bald gelungen, ihn zu durchſchauen, und da er ſchlau genug war, dies zu bemerken, ſo erzeugte dies mit der Zeit eine gewiſſe Spannung zwiſchen uns, die jedoch dem Auge eines Dritten verborgen bleiben mußte. An meinen Bruder, der ihn für das hielt, als was er ſich gab, ſchloß er ſich inniger an. Der Herzog war nicht viel älter als wir und diente gern als Minneheld ſchönen adligen Frauen. Wir flatterten wie Schmetterlinge von einer Blüthe ſeines Hofes zur andern, ohne jedoch einer ins Beſondere und ausſchließlich zu huldigen.“

„Einſt ritten wir zu Dritt auf die Jagd — es war ein unglückſeliger Ritt — und kehrten aus Zufall auf der kleinen Burg eines Ritters Max von Helfenſtein ein. Wir wurden herzlich aufgenommen und gut bewirthet; aber köſtlicher als Speis und Trank leuchtete eine Tochter unſers Wirths, ein ſeltenes Kleinod von außerordentlicher Schönheit. Mein Erſtaunen bald ihren Reizen, bald ihrem züchtigen Thun und Weſen, bald ihren verſtändigen Reden zugewendet, ſtieg mit jeder Minute. Ich war zuletzt ganz Aug und Ohr für die ſchöne Grethe, und bemerkte ſonach nicht, daß es meinen Gefährten nicht anders erging. Von ihrem reizenden Körper brauch' ich Dir nichts zu ſagen, Du ſiehſt ihr Conterfei dort an der Wand, aber das zauberiſche Leben des Urbilds fehlt dieſem Schatten. Ihre Anmuth erreicht kein bezeichnendes Wort und ihr ſcharfer Verſtand überwog bei weitem den aller mir bekannten Frauen. Aber leider ging ihr an Gemüth, an Seele, Gefühl und Empfindung ab, was ſie an Verſtand und Geiſt voraus hatte; doch das wußte ich damals nicht, das konnte ich auch nicht einſehen; denn vom erſten Augenblick an, wo ich ſie geſehen, war ich bis zum Sterben in ſie verliebt und gelobte ihr im Herzen reine aufrichtige Minne. Gewohnt, gerade durchzugehen, meine Sinnesmeinung unverholen zu ſagen, heftig in Behauptung derſelben, und ſtets bereit, mit dem Schwerte auszuführen, was das Wort unternommen, aber nicht zu Ende bringen konnte, ein ſchlichter Mann und wilder Brauſekopf, und vom Herzog wie von meinem Bruder alſo gekannt, ſagte ich auf dem Heimwege offen, welch einen tiefen Eindruck die ſchöne Grethe von Helfenſtein auf mich gemacht habe, und keiner wagte mir, etwas dagegen zu ſetzen und von eigener Neigung zu Grethen zu ſprechen, ſondern ſie ſtimmten Beide nur in allgemeinen Ausdrücken in mein, Grethen übermäßig geſpendetes Lob ein. Ich aber war in heftiger Leidenſchaft alſo befangen, daß mir gar nicht beikam, das Erbfräulein könne auch noch Andre mit gleicher Minneluſt angezündet haben. Räſch, wie ich ſtets geweſen, betrieb ich mein Gewerb. Dem Ritter Max Helfenſtein war ich ein willkommner Eidam; Grethe ſagte mir, daß ſie mich liebe und gern mein Weib werde. In Kurzem gedachte ich ſie heimzuführen. In den Herzen meines Bruders und des Herzogs waten aber nicht minder heilige Flammen für das ſchöne Frauenbild aufgelodert, wie in dem meinigen, nur war keiner von ihnen ſo entſchloſſen, raſch, heftig und mit ſolcher Beharrlichkeit das Ziel verfolgend. Dadurch aber, daß ich ihnen den Vorrang abgelaufen, wüthete ihre Glut nur um ſo heftiger, weil ſie ſie verſchloſſen mit ſich herumtragen mußten. Jeder von ihnen verbarg ſich dem Andern; jeder fürchtete ſich vom Andern errathen zu werden, jeder trieb ſein lichtſcheues Gewerbe für ſich. Mein Bruder fand auf der Burg des Helfenſtein Zutritt, wenn mich Dienſtgeſchäfte an den Hof feſſelten, als wenn der Zufall ihn dorthin führe; er ſchlich ſich mit ſeinem katzenfreundlichen, augendieneriſchen, zierhöfelnden Weſen in Grethens Herz, oder er wußte der ſtolzen, eitlen und gefallſüchtigen Dirne durch ſeine in Honig gefaßten Worte, ſein aalglattes geſchmeidiges Weſen und alle ſeine ſchmeichleriſchen Künſte beſſer zu gefallen. Er ſchmachtete und winzelte über das Unglück, daß ſie meine Braut und nicht die ſeinige ſei, daß er zu Grunde gehen müſſe, aber gern ſterben werde mit der Ueberzeugung, daß er von ihr geliebt ſei. Solche und ähnliche Reden waren ihren Ohren gar angenehm und ſchwellten ihr ſtolzes Herz. Es kam dahin, daß ſie ſich heimlich auch ihm verlobte und Beide beſchloſſen nach Tyrol zu fliehen, ſich der Partei des Kaiſers und Kurfürſten zu ergeben, und von ihm Schutz gegen mich zu ſuchen, der ich vom Kaiſer beſonders gehaßt wurde. Das Alles hat mir Niklas ſpäter ſelbſt geſtanden. Es thut mir leid, daß ich es alſo ſagen muß, denn er iſt Dein Vater, aber der Wahrheit allzeit die Ehre! Auch hat er für ſeine Jugendſünde ſchwer büßen müſſen.“

„Grethe war nicht allein mir untreu; ſie war es auch meinem Bruder. Als meine Braut war ſie zuweilen am herzoglichen Hof. Der Herzog Albrecht zog ihren Vater ſelbſt dahin, anſcheinend um mich zu ehren in der Perſon meines Schwiegers, eigentlich aber, um Grethen nahe zu haben und ſeinen Minnehandel mit ihr zu ſpielen. Ich ahnete von all dem nichts in meiner Blindheit. Niklas aber, feig und ſchlau, hatte bald Alles errathen, aber ſtatt zu mir zu gehen und mir die Augen zu öffnen, begnügte er ſich, Grethen Vorwürfe über die Untreue zu machen, die ſie an ihm begehe. Sie verlachte ihn nur, läugnete ihren Umgang mit dem Herzog, und hielt ſeinem Vorwurf ſeine eigene Untreue an mir, ſeinem einzigen Bruder entgegen, ſo daß er verſtummen mußte. Der Reitknappe meines Bruders, Han-Henner, eine ehrliche Haut, konnte den Unglauben endlich nicht länger mit anſehen. Er war von Niklas oft an Grethen mit Beſtellungen geſandt worden und hatte ſie einige Male in des Herzogs Armen überraſcht. Dieſe treue gerade Seele hatte ſchon viel Schmerzen und Kummer über meines Bruders Handlungsweiſe gegen mich erlitten, da Han-Henner aber als ein redlicher Burſch unter Brüdern keinen Unfrieden ſtiften wollte, auch als ein guter Knecht feſt an Niklas hing, ſo ſchwieg er. Nun aber, da er Grethens neue Untreue bemerkte, da er dem Herzog keine Rückſichten ſchuldig zu ſein glaubte, gewann er es über ſich, mir einen Wink zu geben. Und wenn plötzlich die Erde unter mir gewichen und ich mit einem Ruck hinab verſetzt worden wäre in die Länder der Elfen, Nixen und Feien, ich hätte drob nicht alſo erſtaunen können, wie über die mir gewordene Andeutung. So ſorglos ich nun erſt geweſen war, ſo argwöhniſch war ich jetzt; ich belauerte jeden Tritt und Schritt meiner Braut; ich belauerte den Fürſten, ich wurde auf meines Bruders Betragen aufmerkſam. Es entging mir nichts. Beide waren durch meine Blindheit ſicher geworden und wähnten mich ſtets in derſelben befangen. Des Herzogs Leidenſchaft zu Grethen glühte wild und düſter, wie die nächtliche Fackel eines Mordbrenners, aus ſeinen Augen. Dieſe wurden jede Minute ſeine Verräther, ſo ſehr er ſich auch ſonſt in Gegenwart Andrer zu bezähmen wußte. Niklas verzehrte ſich in ohnmächtigem Grimm und ſchmachtender Sehnſucht, wenn er ſich unbemerkt ſah, außerdem war er geſchmeidig, höflich und dem Herzog unterthänig. Meine Eiferſucht ſtieg zur Wuth der Verzweiflung, aber über Alles ging mir die Schmach, mich als den Narren betrachtet zu ſehn, dem Herzog ſein Liebchen zuzuführen und einſt den Schanddeckel für ſeine unedle Glut abgeben zu ſollen. Ich lernte ſchnell — was ich nie geglaubt — falſch ſpielen, und während mein Kopf mit wirren entſetzlichen Plänen ſchwanger ging, war ich anſcheinend ruhig und gegen meine Braut ſogar zärtlich. Der Herzog betrieb unſere Vermählung mit ungemeiner Haſt, die meinen furchtbaren Verdacht noch um ein Bedeutendes zu erhöhen geſchickt geweſen wäre, wenn es dazu noch eine Möglichkeit gegeben hätte. Daß ich feſt entſchloſſen war, Grethen nicht zu ehelichen und meine gekränkte Ehre zu rächen, verſteht ſich von ſelbſt. Rache, furchtbare Rache, kochte meine Bruſt; ich erwartete nichts mehr als eine günſtige Gelegenheit, ſie zu befriedigen; ich wünſchte nichts mehr. Alle meine Sinne und Gedanken hatten ſich auf dieſen einen Punkt gerichtet; ich hoffte, ich fürchtete nichts; ich führte nur ein Scheinleben. Die erſehnte Gelegenheit kam.“

„Der Herzog hatte mir und Grethens Vater zu verſchiedenen Malen das dringende Anerbieten gemacht, unſere Hochzeit ausrichten zu dürfen. Er wollte, um der ſtolzen Grethe zu ſchmeicheln, all ſeinen fürſtlichen Prunk zur Schau legen und die thörichte Dirne recht in Sinnenſtrudel hineinziehen und mit fortreißen. Max von Helfenſtein hielt es aber für eine Schande, die Hochzeit ſeiner Tochter nicht ſelbſt glänzend zu beſtellen; das Gewerb des Herzogs wurde abgelehnt, ſo daß er nichts dawider haben konnte. Um aber ſeinen Zweck dennoch zu erreichen, erſann er ſich eine neue Liſt. Er that dem Ritter von Helfenſtein den Vorſchlag, oder er beſtürmte ihn vielmehr mit Bitten, die zur Hälfte wie Befehle lauteten, ihm eine öffentliche Verlobung feiern zu laſſen. Nun konnte Helfenſtein nicht ausweichen, ohne den Herzog geradezu zu beleidigen; ich wurde nicht recht darum gefragt und ſagte in meiner halben Betäubung auch Alles unbedingt zu. Glänzende Feſte wurden angeordnet; Grethe ſollte überall als Königin derſelben glänzen, der Herzog ihr zur Seite. Ich kam gar nicht in Betracht. Kurz vor Beginn derſelben ſchickte uns der Herzog einen Kapuziner, der ein geſchickter Maler war, damit er uns abſchildere. Dieſer Mönch verfertigte nicht nur Grethens und mein

Conterfei, ſondern auch das Deines Vaters. Das erſtere und letztere ſiehſt Du dort an der Wand hängen; wohin das meinige gekommen, wirſt Du bald erfahren. Das Verlobungsfeſt begann, ein eitles Narrenſpiel; denn ich war ja mit Gretchen ſchon auf der Burg ihres Vaters verlobt worden —, der Herzog lebte nur in meiner reizenden Braut. Früh war Hoſtag, dann wurde ein leckerer Imbiß genommen, und die Becher kreiſten luſtig unter den Hofherrn und Rittern; nachher ſollte ein großes Turnei und Stechen ſein; Abends glänzendes Bankett und auf demſelben die Verlobung. Es kam nicht dazu; der Tag ſollte anders beſchließen, als der Herzog beſchloſſen hatte.“

„Mein Bruder und ich hatten eine Größe und Stärke. Ich beſaß von der Hand meiner Braut eine Schärpe mit ihren Farben; auch meinem Bruder hatte ſie eine ſolche gegeben, doch von dunkelm Anſehn. Ich weiß nicht, was mir einfiel; aber ich trat Niklas mit der Bitte an, als wir uns in unſrer Wappenkammer befanden, um uns die hellen Rüſtungen anlegen zu laſſen, die Farben mit mir zu wechſeln. Bald waren Helmbuſch und Binde vertauſcht; ich wählte mir einen Turnier- und Brechhut, dem ſeinigen gleich; zuletzt wechſelten wir die Pferde. Es war ſicherlich eine Vorahnung, oder eine Beſtimmung des Schickſals. Zufall kann ich es unmöglich nennen. Im Hofe des herzoglichen Schloſſes war der Verſammlungsort; von da ging der Zug zu einem Gartenhauſe des Herzogs, an welches unmittelbar die für die ritterlichen Spiele ſehr köſtlich eingerichtete Rennbahn mit Schranken ſtieß. Die Altanen für die Zuſchauer höhern Ranges waren an das ſchöne und große Gartenhaus daran gebaut und machten mit demſelben Eins aus. Unten zur ebenen Erde führten aus den Zellen der Turniervögte und Stechknechte Thüren in das kühle Erdgeſchoß des Hauſes, wo die Erfriſchungen für die turneienden Ritter aufbewahrt wurden. Ebenſo führten aus den höhern Sitzen der Stechgrafen und Bankrichter Eingänge in den großen Saal des Hauſes. Dieſer Thüren konnte ſich auch der im Halbkreis ſitzende Adel bedienen. Ueber dieſer Gallerie erhaben, ragte der herzogliche Balkon und von dieſem ging die Thür in die Gemächer des Herzogs. Hinter dem Balkon erhob ſich das ſchräge Dach des Hauſes, und zwei kleine Fenſter im Dache brachten dem über dem Hauſe befindlichen Boden Hellung zu. Von dieſen Fenſtern aus konnte man den ganzen fürſtlichen Altan überſehen, und die dort Sitzenden, wenn auch nur von hinten, genau beobachten. Mit ſothaner ganzen Gelegenheit war ich ſehr wohl bekannt, weil ich oft zur Sommerzeit in dem Hauſe geweſen war, auch manchem Rennen und Lanzenſpiel in der Bahn beigewohnt hatte. Ich erinnere dies Alles im Voraus, damit Du das Nachfolgende erklärlich findeſt."

„Als meine Braut, welche neben dem Herzog auf einem prächtigen Zelter, den er ihr geſchenkt, mitten im Zuge geritten war, an dem Hauſe anlangte, ſprang der Herzog von ſeinem Pferde und hielt ihr den Bügel. An ſeinem Arme verſchwand ſie im Hauſe, gefolgt von ihren Frauen und den Edelknaben des Herzogs; bald zeigte ſie ſich oben neben dem ſchönen Fürſten auf dem Balkon, im vollſten Glanze ihrer Schönheit, wie eine ſtrahlende Sonne. In meiner Seele tobt: es, wie in einem feuerſpeienden Berge; ich ſah und hörte weiter nichts, als ſie dort oben. So ſehr ich die Kampfſpiele ſonſt liebte, jetzt war es mir verhaßt. Beim Signal des Herolds ritt ich gleich zuerſt mit in die Schranke, aber ich wußte nicht recht was ich that; man begann mit einem Stechen und ich war der Erſte, welcher in den Sand flog. Jedermann glaubte, es ſei mein Bruder; mir hätte man ohnedies nicht zugetraut, ſo leicht beſiegt werden zu können. Verdrüßlich übergab ich mein Pferd einem Rennknecht und zog mich allmälig unter die in dichten Haufen vor den Schranken zuſammengedrängte Volksmenge zurück. Meine Augen waren ſtets nach dem Sitze des Herzogs gerichtet; jeder Liebesblick, den er mit Grethen wechſelte, fuhr mir wie ein Meſſerſtich durch die Seele. Um nicht von oben bemerkt zu werden, nahm ich meine Haube ab. Weiß Gott, wie mir plötzlich zu Sinne kommt, mich auf den Boden des Hauſes zu ſchleichen und durch eins jener Fenſter nach dem Paare zu lugen. Die Thüren ſtehen auf; Niemand begegnet mir; Alles, was Menſch heißt in der Nähe, hat ſeine Augen auf den Kampfplatz gerichtet, und ſo gelangte ich auf den mit alten Waffen angefüllten Boden des Hauſes. Durch eins der kleinen Fenſter überſah ich den Altan und einen großen Theil der Rennbahn. Der Herzog hielt die Hand meiner Braut zärtlich umſpannt; ich ſah, wie ſie ſeinen Druck erwiederte, ich ſah, wie ſie ſich zurückzog, um nicht von unten herauf bemerkt zu werden, und ihm ſeine ſchmachtenden, Gewährung heiſchenden Blicke zurückgab, wie ſie ihm bedeutungsvoll zunickte. Mein Blut war eine Flamme. Plötzlich ertönt ein lautes Geſchrei des Volks; ich gewahre Bewegung auf der Rennbahn. Ich ſehe, wie ein Pferd einen Ritter im wildeſten Laufe ſchleift, über die Stricke wegſetzt, ſich mit den Hinterbeinen verwickelt, überſchlägt, und Roß und Reiter ſich in einen Knäul zuſammenballen. Hätte meine Seele für eine Empfindung, außer der, welche in ihr tobte, Raum gehabt, es wäre Schrecken geweſen; denn ich erkannte an dem Verunglückten meine Farben; es war mein Bruder; aber ich erſchrack nicht. Von ſeinem Gegner hart an den Krebs des Harniſch getroffen, hatte er gewankt, da folgt ein zweiter raſcher Stoß an die Halsberge; er fällt zurück und bleibt mit einem Sporn im Bügel hängen. Mein wildes Pferd, ſeiner nicht gewohnt, ergreift die Flucht und ſchleift ihn nach. Die Rennknechte ſtürzten herbei, riſſen ihre Strickmeſſer von den Gürteln, und mit wenigen Schnitten war der Reiter frei. Aber man hielt ihn für todt. Die Edelfrauen und Edelknaben ſprangen auf dem Balkon auf, wie unten alle adligen Zuſchauer. Grethe ſchrie, wie außer ſich: „Weh mir! Es iſt mein Geſpons! Helft! rettet!“ und ſank ohnmächtig in des Herzogs Arme, die er zärtlich um die Reizende legte. Uebrigens war ſie gar nicht bleich geworden. Des Herzogs Wink entfernte die Umgebung, damit ſie zuſähen, wie groß die Gefahr ſei, in welcher der Bräutigam ſeiner Geliebten ſchwebe. Kaum waren die Pagen und Frauen fort, ſo zog er Grethen an ſeine Bruſt, und drückte ihr glühende Küſſe auf die purpurnen Lippen. Sie ſchlug die Augen auf, ſie lächelte ihn holdſelig, buhleriſch an. Seine Blicke forderten, die ihrigen gewährten. Er flüſterte ihr etwas zu, ſie wandte das mit Roth überzogene Geſicht ab, verneinte aber nicht. Er ſagte noch etwas, ich verſtand es nicht; denn meine Seele war mir in die Augen getreten und vor meinen Ohren brauſte es wie der Donner der Meeresbrandung. Er zog ſie fort, ſie leidenſchaftlich küſſend; ſie glühte, wie die Blutroſe und widerſtrebte wenig. Sie gingen durch die Thür; mein ſtarres Auge ſah ſie nicht mehr. Nun nebelte es vor meinem Blick, mein Athem wurde kürzer, meine Pulſe flogen, durch meine Adern ſchlich langſam ein entſetzliches Feuer; die Sinne drohten mir zu vergehen. Aber der Gedanke an den zwiefach ungeheuern Treubruch riß mich empor; ich ermannte mich. Rache! Rache! glühte wie ein aus dem Ofen gezogener Zainſtab durch meine Seele. Mit blutgierigen Wolfsblicken ſchaute ich mich um; ich gewahrte an einem Balken einen alten aber wie mir dünkte guten ſcharfen Dolch von beträchtlicher Länge hangen. Sein Griff war mit baierſchen Hauben beſchlagen, von denen einige verroſtet waren. Das Alles iſt mir erſt Jahre lang ſpäter eingefallen; denn während der That und viel Zeit darnach wußte ich nichts davon, auch kann ich nicht begreifen, wie die genaue Kenntniß all' dieſer Dinge in meine Seele gekommen ſein mag; aber nichts deſtoweniger iſt mir jede meiner damals gemachten Bewegungen deutlicher, die mich umgebenden Gegenſtände ſtehen friſcher vor meiner Seele, als wenn die That vor drei Wochen geſchehen wäre. Leiſe und vorſichtig, wie das Raubthier ſchlich ich hinab; ich kam in die menſchenleeren Gemächer, ich ging hindurch bis zu des Herzogs Kloſet. Es war verſchloſſen. Ich legte das Ohr an, und durch das Brauſen und Stürmen meines empörten Bluts hindurch hörte ich das Aechzen und Stöhnen ſüßer Liebesqual in der Befriedigung glühender Leidenſchaft. Ich vernahm Grethens, ich vernahm des Herzogs Stimme. Sie gab ſich ſeiner Umarmung hin, während ſie mich unten verunglückt glaubte. Ein furchtbarer Stoß vor die Thür ſprengte ſie nicht nur aus Schloß und Angel, Niet und Riegel, ſondern zerbrach ſogar das Getäfel derſelben, und mit gewichtigen laut dröhnenden Schritten trat ich raſch hinein. Sie lag in ſeinen Armen, ſchrie laut auf, erkannte mich und ſank bewußtlos zu Boden. Der Herzog ließ ſie gleiten und eilte todtenbleich nach ſeinem Schwerte. Ich kümmerte mich darum nicht, ſondern ſtieß der ſchönen bleichen Sünderin den Dolch in die Bruſt, und wiederholte den Stoß drei bis vier Mal, und mit jedem Male wurde es mir wohler und leichter auf der Bruſt; ich wendete ihr den Stahl in der treuloſen Bruſt um und empfand dabei eine unbeſchreibliche Wolluſt. Wie ein Börnlein ſprang das Blut; ich freute mich kindiſch, oder teufliſch darüber. Ich weiß nicht, wie ich meine Freude recht bezeichnen ſoll. Sie erwachte; ihre ſterbenden Augen fielen auf mich. Dieſer Blick ſprach keinen Vorwurf aus. Unterdeſſen hatte ſich der Herzog gefaßt und drang mit gezücktem Schwert und dem Geſchrei: Mörder! Majeſtätsverbrecher! ſtirb von meiner Hand! auf mich ein. Ich lachte im fürchterlichſten Hohne auf, ſprang ihm entgegen, unterlief den Hieb, faßte den gehobenen Arm mit Rieſenkraft, wand ihm das Schwert aus der Hand, drückte ihn mit der linken Fauſt zurück und führte mit der Rechten einen ſo ſtarken

Hieb, daß ich glaubte, ihm den Kopf geſpaltet zu haben. Er ſtürzte; ich ſah ſein Blut, und ging innerlich befriedigt hinaus. Meine Rache war gekühlt; mir war leicht und wohl, wie wenn ich ein entkörpertes Weſen wäre. Ich ſtieg die Treppe hinab; die Edelknaben begegneten mir. Sie entſetzten ſich vor meinem gräßlichen Ausſehen, vor meinen blutbeſpritzten Kleidern, vor dem blutdampfenden Dolche, den ich noch krampfhaft in der Hand hielt. Es kamen Frauen, ſie ſchrieen auf, wie wenn ſie ein umwandelndes Geſpenſt ſähen. Ich ließ den Dolch fallen, und dachte zuerſt an meine Flucht. Aber ſchon ertönte das fürchterliche Geſchrei über mir, unter mir, neben mir: „Der Herzog iſt ermordet! Mordjo! Der Herzog ſchwimmt im Blute! Die Braut iſt erdolcht! Wer iſt der Mörder? Ritter Diether von Happerswyl! Fangt ihn! Faßt ihn! Er flieht!“ Wirklich erwachte in dieſem Augenblick eine Lebensluſt in mir, wie ich ſie noch niemals verſpürt hatte. Ich floh. Als ich vor das Haus kam, begann das Volk oben in Aufruhr zu kommen. Wilder Lärm ertönte von allen Seiten. Man verſtand nichts und ſchrie ſich einander Fragen nach der Urſache des beginnenden Tumultes zu. Die Hinterſten wollten belehrt ſein, und die Vorderſten wußten noch nichts. Alles rannte durcheinander. Das Geſchrei: „Mörder! Der Herzog liegt in ſeinem Kloſet ermordet!“ wurde aber mit jedem Augenblicke ärger und lauter. Ich brach mir Bahn; man dachte nicht daran, mich zu halten. Die Meiſten waren ganz verwirrt und konnten nicht begreifen, wie der verunglückte Ritter der Mörder des Herzogs ſein ſollte, und doch ſahen ſie mich davon laufen. Mein kleiner Vorſprung half mir nicht viel. Die Laſt meines Panzers mußte mich auf die Dauer ermatten und meine Schritte hemmen. Die Angſt meines Herzens gab mir ein, nach einer Freiſtatt zu fliehen. Die nächſte war mir die Wohnung des Stockmeiſters, das Freihaus. Dieſer Gedanke gab mir wieder neue Kräfte. Ich erreichte das Haus. Vor dem Tode war ich ſicher, aber ich war dem Stöcker verfallen. Sieben Tage darauf trug ich die Jacke des Freiknechts vor allem Volke. Ich ſchweige von meinen Leiden, von meinen fürchterlichen Kämpfen; denn Du haſt ſie ſelbſt empfunden und erlebt. Das Schickſal hatte wunderbarer Weiſe Dir ein ähnliches, doch bei weitem nicht ſo gräßliches Loos zugedacht, wie das meinige geweſen iſt. Ich ſetzte die ganze Stärke meines Willens daran, dem Schickſal Trotz zu bieten. Ich wurde hartnäckig und verſtockt gegen Alles, was mich früher tief verwundet hätte, und dies dauerte ſo lange, bis ich gegen mein Schickſal gleichgültig wurde. Aber der bitterſte Menſchenhaß blieb in meiner Seele. Ich lernte die Menſchen immer mehr als nichtswürdig und boshaft kennen, und ich muß geſtehen, die Ausübung meines Geſchäfts, die Handhabung des Richtſchwerts und des Stranges machte mir Freude. Und ſo hat es mich, obgleich elend und unglücklich, doch niemals gereut, ein Ritter des blutigen Halsbandes geworden zu ſein. Das Studium der geheimen Medicin und der außerordentlichen Kräfte der Natur entſchädigte mich für allen menſchlichen Umgang. Ich machte darin große Fortſchritte. Nach einigen Jahren kam ich durch Verwendung des Herzogs Johann Heinrich von Luxemburg bei ſeinem Bruder dem Kaiſer Karl hierher nach Prag als Stockmeiſter. Dies iſt die Geſchichte jener leidenſchaftlichen That, die uns zu Grunde richtete und den Namen Happerswyl eine Zeit lang von der Erde vertilgte. Ehe ich weiter erzähle, ſoll Schweſter Kone einſchalten, welch nachtheiligen Einfluß die grauſe Begebenheit auf unſern Vater und Bruder gehabt hat. Vorher will ich aber noch mit wenigen Worten der unwürdigen Rache des Herzogs gedenken. Er war kaum von ſeiner Wunde geneſen — ſie war in der linken Schulter — ſo ließ er mein Conterfei, nebſt meinem adligen Namen von meinem Meiſter an den Galgen heften, das Wappenbild der Happerswyle zerſchlagen, unſere Fahnen zerreißen, das Schwert, womit er uns zu Rittern geſchlagen, zerbrechen und ſo unſern Adel mit Schmach und Schande überhäufen. Ich und mein Bruder führten von Stund' an den Namen Happerswyl nicht mehr, auch nicht mehr im Munde des Volks. Ich nannte mich nach meinem Meiſter Jobſt; eines Geſchlechtsnamens bedarf der nicht, der keiner bürgerlichen Ehre theilhaftig werden kann, ſondern ausgeſtoßen iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen. Bei unſern Freunden und endlich auch im Volke, wo allmälig unſere Geſchichte bekannt worden war, erhielt ich den Namen des Ritters von der blutigen Braut, ſo wie mein Bruder den des Ritters von der heimlichen Braut. Die Zeit, die Alles vertilgende, hat auch dieſe Namen verſchlungen und verwiſcht, unter denen wir damals in ganz Tyrol bekannt waren."

Er ſchwieg und an ſeinen langen grauen Augenwimpern hing die verkörperte Wehmuth angeſtrahl vom Glanzblick der

Erinnerung. „Und woher wurden Euch jene beiden Bilder?“ fragte Hinko. — „Mein Bruder hatte ſie mir verſchafft nebſt mehren Abzeichen meiner ritterlichen Herrlichkeit. Ich ſprach ihn nach ſeiner Geneſung noch zweimal, eh er nach Tyrol floh, und wir ſchieden, wenn auch nicht als Brüder, aber doch ebenſo wenig als Feinde. Es war ſonderbar, daß des Herzogs Haß, ſobald er mich nicht mehr erreichen konnte, ſich ganz auf meinen Bruder warf, in der Meinung, Niklas habe den Betrug hinſichtlich des Vertauſches unſerer Farben und Pferde vorher wohl mit mir überlegt und beſprochen und ſei in einer förmlichen Verſchwörung gegen das Leben des Herzogs mit mir einverſtanden geweſen. Niklas konnte ſich nicht vertheidigen, wurde von parteiiſchen Richtern verdammt und mußte als ein Geächteter und ſeines Namens Beraubter aus Oeſtreich fliehen.“ Jetzt deutete der alte Stockmeiſter mit der Hand auf die Gräfin Cresda, um dadurch anzudeuten, daß ſie nun die Erzählung fortſetzen möchte. Ihr ſtarres Auge gewann Bewegung, ihr ſtummer Mund Worte. „Die Hand des Herrn fiel ſchwer auf uns!“ begann die Greiſin tief aufſeufzend. „Meine Geſchichte iſt kurz und ſchrecklich. Mein Vater ſaß vom Kurfürſt Ludwig und der ihm bereits vermählten Margarethe Maultaſche, wegen ſeiner beiden, der Sache des Herzogs Johann Heinrich von Luxemburg ergebenen Söhne gar hart bedrängt im Waffenſaal ſeiner Ahnen, von trüben Ahnungen beſchlichen. Sein Alter hatte ihn mürriſch gemacht; er war nie ein gütiger, liebevoller Vater geweſen. Von meiner langwierigen und böſen Krankheit kaum geneſen, war ich um ihn, ihn zu bedienen. Einige Hofritter des Kurfürſten von Brandenburg hatten noch nicht lange die Burg verlaſſen, und der Alte grollte Diethern und Niklas, daß ſie nicht, gleich den meiſten Edelleuten im Lande, ſich in die Zeit geſchickt, aus der Noth eine Tugend gemacht und dem Kurfürſten als ihrem Landesherrn gehuldigt hätten. Da wurde die Ankunft eines Ritters angeſagt. Es war ein Bote der andern öſtreichiſchen Fürſten mit der gräßlichen Mähr. Meinen Vater traf ein Schlagfluß; er ſtarb wenige Stunden darauf in meinen Armen und erlebte das Entſetzlichſte nicht, ſeinen altadligen berühmten Namen am Galgen, ſeinen jüngeren Sohn als Freiknecht zu wiſſen, und den älteren als Landesflüchtigen vor uns zu ſehen. Schrecken und Trauer zogen in die einſamen Wände ein, die Leiche meines Vaters in die Gruft ſeiner Väter. Trübe ſchlich eine geraume Zeit hin; da klopfte es an einem ſtürmiſchen Herbſtabend an die Pforte des Thors. Der Thorwart forderte den Namen, ſtatt deſſen erhielt er zur Antwort, daß der älteſte Sohn des Hauſes Einlaß begehre. Er hatte ja keinen Namen mehr, er konnte alſo keinen nennen. Eingefallen und blaß trat der ſonſt blühende Jüngling vor mich. Sein Blick durchbohrte meine Seele. Er war troſtlos und begehrte von mir Troſt, die ich ſelbſt allein ſtand, ein ſchwankendes Rohr, den Stürmen des Meers preisgegeben. Er blieb einige Wochen mit ſeinem Han-Henner heimlich auf der Burg. Da zog ſie der Kurfürſt als ein heimgefallenes Lehn ein. Niklas mußte fliehen. Ich kehrte zu meinem Gemahl nach Prag zurück. Die Roſen meines Lebens waren für immer gebrochen. Ein wüthendes

Gift ſchlich durch mein Gebein; ich theilte es allen meinen Kindern mit, die ich meinem Ehewirth gebar; ſie welkten alle davon ohne Rettung dahin. Lange, lange Jahre waren vergangen, eh ich etwas von Niklas hörte. Ich glaubte ihn längſt todt, ſo wie Diethern, mit dem ich ſogar in einer Stadt gelebt habe, ohne es jemals zu ahnen. Durch Dich mein Sohn fand ich meine beiden Brüder wieder. Das Schickſal Deines Vaters war folgendes, wie wir aus ſeinem Munde wiſſen, und wie er es Dir ausführlicher noch in Italien angeben wird, wenn wir ihn noch am Leben finden. Von der Stammburg ſeines Hauſes floh er mit Han-Henner nach München, ſich dem Kaiſer Ludwig, der des Oeſtreichers Urtheil beſtätigt hatte, zu Füßen zu werfen. Ich habe keinen Namen, kein Vaterland, kein Vermögen mehr, ſagte er, ſoll ich ſo ſchrecklich für die That meines Bruders büßen? Der Kaiſer empfand Mitleid mit dem Elende des jungen Mannes. In Nürnberg war ein ſonſt vornehmes Bürgerhaus, das der Muffel, abgeblüht. Der Kaiſer gab Niklas den Namen und verſah ihn mit Gütern, daß er ſeinem Stande gemäß leben konnte. Er verheirathete ſich mit der einzigen Tochter eines ſteinreichen Schöppen und kam bald ſelbſt in den Senat der Stadt, weil man ihn allgemein für einen ausländiſchen Nebenzweig der nürnberger Muffel anſah. Mit dieſer bürgerlichen Frau zeugte Niklas vier Kinder zwei Söhne und zwei Töchter. Nachher, nach dem Tode ſeiner Ehewirthin, freite er in Italien Deine Mutter, Hinko."

„Ueber mein Leben brauch' ich nur wenig hinzuzuſetzen," nahm Jobſt jetzt wieder das Wort. „Auch ich habe zwei

Weiber gehabt. Von der letztern will ich Dir nichts ſagen, Du haſt ſie mehr als zu gut gekannt. Die erſtere war frömmer und beſſer. Sie war meiner Markita Mutter und iſt in dieſer wieder aufgelebt. Lange Jahre hatte ich die Menſchen und vor allen die Frauen gehaßt, und nie geglaubt, daß jemals eine ſolche an meiner Seite liegen würde, da begann ſich ein Gefühl der Verlaſſenheit und des Alleinſeins in mir zu regen, welches mich faſt zur Verzweiflung brachte. Zu jener Zeit ritt ich einſt an den rauchenden Trümmern eines Bergneſtes vorüber. Es war der Hof einer armen adligen Familie geweſen. Zwiſt mit einem mächtigen Nachbar hatte das Haus in einen Stein- und Aſchenhaufen verwandelt. Ich ſaß vom Pferde ab, beſah mir die wüſte Stätte — die Gewaltthat war Nachts vorher erſt geſchehen — dann führte ich das Pferd weiter am Fluß hin. Dort ſtand ein holdes Mägdelein und blickte ſehnſüchtig in das Waſſer hinab; ich ſah es ihren Blicken an, daß ſie hineinſpringen würde, wenn ich vorüber ſei. Da redete ich ſie mild an; der Ton meiner Stimme ſchien Oel in ihre Wunden zu gießen. Sie ſchlug das Aug' auf; und ich wurde ihr Retter. Ich erfuhr, daß ſie die Tochter des armen Edelmanns war, daß der reiche Ritter ſie habe zur Unzucht verleiten wollen und darüber, weil ſie ſeine Anträge ſtandhaft abgelehnt, der Zwiſt zwiſchen ihm und ihrem Vater entbrannt ſei. Da hatte der reiche Schurke den rothen Hahn auf ihr väterliches Dach geſteckt; ihre Eltern und Kinder waren im Feuer umgekommen, ſie war den Räubern entſprungen, hatte den Tag über in den dampfenden Ruinen ihres Hauſes wie wahnſinnig nach den Ihrigen geſucht, ſich Füße und Hände verbrannt und wollte nun, um den Häſchern nicht wieder in die Hände zu fallen, den Schmerz und den Brand im kühlen Fluſſe tilgen. Mich jammerte der großen Jugend und des großen Elends. Ich ſuchte heilende Kräuter und legte ſie auf die Brandwunden. Ich hob ſie auf mein Pferd und führte ſie mit mir nach Prag. Ich hatte ihr verborgen, wer ich war. Später mußte ſie es erfahren. Faſt wäre ſie geſtorben vor Schrecken und Schauder; aber Dankbarkeit feſſelte ſie an mich, und ein frommer guter Menſch vergißt bald alles Böſen um ihn. Sie wurde mein Weib, mein frommes, herrliches Weib. Dieſe Kapelle habe ich ihr einrichten laſſen, da uns der Zutritt in des Herrn allgemeinen Tempel verſagt iſt. Sie lebte nur Gott, mir und ihren beiden Kindern. Sie zehrte ſtill in ihrem ſtummen Gram dahin; nie ſchlüpfte ein Klagelaut über ihre Lippe. Aber ſie vermochte die Schmach meines Standes nicht zu ertragen. Kein Medicament half; meine Kunſt ward an ihr zu Schanden. Das Uebel ſaß im Herzen als ein lebenfreſſender Wurm. Als ſie todt war, glaubte ich, ich ſei an eine Frau gewohnt; die Ordnung meines Hauſes verlange eine Wirthin. Ich wählte in meinem Stande und that einen Fehlgriff. Auch ſie deckt Erde. Frieden der Einen, wie der Andern! Friede auch meinem Kinde, wenn es ſchon unter dem Raſen ſchläft!“

Er wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, der harte blutgewohnte Mann. Schweigend ſaßen alle Drei, von den verſchiedenſten Gefühlen bewegt. Dann verließen ſie die Kapelle. Ein guter Imbiß und ein Becher Würzwein wartete ihrer. Es war der Valettrunk. „Mir ahnt,“ ſagte Jobſt, „daß ich keins von Euch wiederſehe. Auch iſt mir's als habe ich noch nicht ausgebüßt. Als ich mich noch viel mit der Nekromantie abgab, brachte ich oft, wenn ich mir mein Leben deutete, heraus, ich ſtürbe keines rechten Todes. Dieſe düſtre Ahnung hat mich zeither lebhafter beſchlichen, als je. Ihr laßt einen nur noch halb Lebenden zurück; die eine Hälfte meines Lebens entflieht mit Euch; mit der andern Hälfte mag werden, was da will. Mir iſt Alles gleichgültig geworden.“

Spät am Abend ſchieden ſie. Jobſt war ſehr gerührt. „Findeſt Du meine Markita,“ ſprach er, „ſo bring' ihr meinen Segen. Ich vergebe ihr. Es mußte ſo kommen. Ich ſehe ſie wohl nicht wieder. Mach' Du ſie glücklich!“ Er ſegnete den jungen weinenden Ritter.

Am andern Morgen fuhr der Wagen mit Hinko und der Gräfin aus der Stadt, umgeben von Hinko's Freunden, die ihm zu Pferd eine Meile Wegs das Geleit gaben und dann einen Valetſchmaus hielten. Ohne Fährte und Unbill ſetzten ſie ihre Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich fort; denn Hinko wollte erſt noch einmal das Land ſeiner Jugend, die Stadt, in der er erzogen worden war, ſehen; er gedachte ſeiner Pflegeeltern in Avignon, wenn er ſie noch am Leben fände, mit fort nach Italien zu nehmen und ihnen dort einen heitern Lebensabend zu bereiten.

Jobſt zog ſich wie eine Schnecke in ihr Haus zurück. Selten bekam ihn jemand zu ſehen. Meiſt war er im Laboratorium beſchäftigt, damit er die trüben Gedanken, die ihn wie Raubvögel anfielen und die gierigen Krallen ins Herz ſchlugen, nur einigermaßen verſcheuche. Dem König Wenzel fiel es gar nicht mehr ein, Jobſten zu einem Gelag hinzuzuziehen; die entledigte Stelle wurde durch Zirſchi ausgefüllt, der ſie auch zur größten Zufriedenheit des Königs verſah.

Jobſts böſe Ahnungen gingen wirklich, obgleich geraume Zeit hernach in Erfüllung. König Wenzel ſuchte nämlich durch Strenge und Grauſamkeit das Anſehen wieder zu erlangen, welches er in Böhmen und dem deutſchen Reiche durch zwiefache ſchmähliche Haft verloren hatte, auch war ſeine Rache gegen ſeine Feinde nicht todt, ſondern ſchlummerte nur bis zur gelegenen Zeit. Die Empörer hatten ſich theils von ihm verbriefen laſſen, daß er ihnen an Gut und Blut nicht ſchaden wolle, theils hatten ſie ſich zu ihrer Sicherheit auf ſieben Jahre mit Oeſtreich zu Schutz und Trutz verbunden. Die meiſten flohen aus dem Lande, den vornehmſten verzieh Wenzel, wenigſtens ſcheinbar aus Klugheit. Aber ſobald er die Gelegenheit erſah, ließ er Alle das Schwert der Gewalt fühlen. Das erſte Opfer war der Bürgermeiſter der Altſtadt Prag. Er ſtarb auf dem Wiſchehrad durch Jobſts Schwert. Ein Kopf um den andern ſprang. Wenzel wurde von Tag zu Tag blutgieriger. Im gleichen Grad ſtieg ſein Haß gegen die Pfaffen; er begünſtigte die neuen Lehren und Ideen offen und ohne Rückenhalt. Sein wüſtes Leben ſetzte er dabei fort, und wenn er es ja einmal unterbrach, ſo war er nachher nur deſto roher und ſteckte ſeiner Völlerei kein Maas und Ziel. Seine vertrautere Umgebung war gemein und beſtand aus lauter Saufbrüdern. In nüchternen Stunden that er manches Gute und zog die Beſſern ſeines Hofs und die hellen Köpfe Prags an ſich. Er war ſtets ein getheiltes Weſen. Oft ſah man ihn die heftigſte Unruhe martern; auf keiner Stelle konnte er verweilen. Die größte Angſt trieb ihn wie einen Wahnſinnigen umher. In ſolchem Zuſtand und in dem der Trunkenheit — durch den letztern ſuchte er gewöhnlich den erſtern zu vertreiben — pflegte er die Todesurtheile zu unterſchreiben; oft zehn auf einmal. Selbſt der alte Ercsba fiel endlich durch die Hand ſeines Schwagers.

Jene peinliche Unruhe des Königs hatte ihren Grund in der Ueberzeugung, daß das Geheimniß ſeiner niedern Geburt verrathen ſei. Seine Feinde, vorzüglich Jodok von Mähren, hatten es ihm ja in ſeiner Gefangenſchaft genug anzuhören gegeben. Die grenzenloſe Furcht, er möchte des Betrugs geziehen und überwieſen werden, ſchlich wie zehrendes Feuer durch ſein Gebein. Von allen lebenden Menſchen wußte nur Einer, daß das Gerücht Wahrheit enthielt. War erſt dieſer todt, dann konnte der König kühn auftreten und die Sage als loſes Gerede Lügen ſtrafen, jeden mit ſeinem Hals. Seine Mutter war todt, die Hebammen waren todt, Hilarius war todt; nur Einer lebte noch und das war Jobſt. Wie oft träumte der unglückliche König in ſeinen wilden Fieberraſereien, Jobſt werde nicht eher ſterben, bis er Alles verrathen und beſchworen, ihn vom Throne geſtürzt und unter ſein Richtſchwert bekommen habe. All das düſtre Sinnen des Stöckers gehe nur darauf, wie er es am geſchickteſten und klügſten anfange, ihm den Kopf auf dem Blutgerüſt vor allem Volke abzuſchneiden. Die ſchrecklichſten Bilder umgaukelten ihn; oft war er dem Wahnſinn nahe. In einer ſolchen ſchrecklichen Stunde ließ er Jobſten zu ſich beſtellen, doch mit dem Richtſchwerte. Dieſer, an ſolche Befehle ſchon gewöhnt, fand nichts Arges darin. Er trat mit ſeinem ſteinernen verwitterten Geſicht in des Königs Kloſet. Dieſer ſchrack bei ſeinem Anblick heftig zuſammen. „Was willſt Du?“ rief er ihm furchtſam entgegen. „Den Kopf willſt Du mir abſchlagen. Ich weiß es. Und Du haſt's lange gewollt, das weiß ich auch. Du begehrſt mein Leben, Du ſollſt es haben. Ich bin deſſen dick ſatt. Nicht eine Stunde mehr von dieſer namenloſen Qual. Breite Deinen rothen Teppich dort hin. Daß Du mich aber gut triffſt! das ſag' ich Dir! Der Kopf muß auf einen Schlag herab.“ — „Ihr ſprecht im Fieber, gnädiger Herr,“ verſetzte der alte höchlichſt erſtaunte Stöcker. „Ihr ſelbſt habt mich ja rufen laſſen. Und da ſei Gott für, daß ich nach Euerm Leben ſtrebte! Ihr ſeid ja mein Herr und König.“ — „Wär' ich's! Du weißt ja aber, daß ich's nicht bin.“ — „Ihr ſeid's vor allen Menſchen; und wenn Gott was dawider hätte, ſo würd' er Euch im Regiment hindern. Das Andre geht mich nichts an.“ — „Wenn Du nun aber von Gott auserſehen wärſt, mir — — mir — den Kopf abzuſchlagen.“ — „Nimmermehr! Eher will ich ſelbſt ſterben.“ — „Zeig doch her Dein blankes Schwertlein. Ob ich's wohl auch führen könnte. Knie hin; ich will's einmal über Deinem Kopf ſchwingen; dann ſollſt Du's über dem meinigen ſchwingen. Wir wollen doch ſehen, ob wir einander nicht eine Haar abſchneiden. Du ſagteſt mir oft, Dein Richtſchwert ſei ſchärfer als ein Scheermeſſer." Der König lachte unmäßig, „Knie doch! Knie doch!" rief er wie toll aufjauchzend. „Ich will's verſuchen." Jobſt kniete und ſah den König bedenklich an. Ein gewaltiger Schlag und der Kopf des Stöckers rollte durch das Zimmer. Wie ein Kobold lachend ſtürzte der berauſchte König hinaus. „Nun bin ich ſicher!" jubelte er. „Wer will behaupten, König Wenzel ſei eines Schuſters Sohn?"

Sechſtes Kapitel.

Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Schiller in der Braut von Meſſina.

Papſt Clemens der Siebente lag in Avignon ſchwer darnieder. Obgleich er alt und ſchwach war, ſo zitterte er doch vor dem Tode, wie kein Statthalter Chriſti auf Erden zittern ſollte. Das Volk aber freute ſich auf ſeinen Tod; denn er hatte wie ein Blutſauger an Hab und Gut der Unterthanen gelegen, und unerhörte Reichthümer zuſammen erpreßt. Nun hätte er gern einen großen Theil der zuſammengebrachten Schätze hingegeben, wenn er ſich damit noch ein Paar Jahre Leben hätte erkaufen können. Aber der ſchwarze Todesengel ſtand unſichtbar zu ſeinen Häupten. Der Leibarzt des Papſtes, die übrigen Aerzte in Avignon waren mit ihrer Kunſt fertig; Leben zu ſpenden vermag keine ſterbliche Hand. Da ſandte der verzweifelte Papſt ſeine Boten aus in die Stadt und das Land, daß ſie ausrufen mußten unter Trompeten- und Trommelſchall, wer den heiligen Vater in Avignon noch zu helfen ſich getraue, der ſolle ſich eilig aufmachen und in den Palaſt kommen an das Krankenbette des Kirchenkönigs. Welcher Mann, ſei er auch wes Standes, Alters und Anſehens er immerhin wolle, der den Papſt erretten könne von ſeinem Gebreſte, der ſolle allſogleich aus der päpſtlichen Schatzkammer ſo viel Gold erhalten, als er ſelbſt auf einen Gang wegzutragen vermöge.

Da geſchah es, daß ſich zwei ausländiſche Aerzte meldeten. Der Erſtere kam in einem wunderlichen Aufzuge zur Stadt. Er ſaß auf einem Kameel, einem damals in Europa noch ungeſehenen Thiere. Die Höcker deſſelben waren mit prunkenden Decken behangen; auf dem Haupte trug es Sträuße von ſchwankenden Reiherfedern. Zwiſchen den Höckern ſaß der Arzt. Ein weites weißſeidenes Gewand floß in vielen Falten von dem güldenen Gürtel, und auf dieſen wellte ſich ein grauer Bart herab. Sein Haupt war mit einem breiten Hute bedeckt. Das Kameel führten zwei ſchwarze Sklaven in morgenländiſcher Tracht. Vorweg ritt der Faßnarr und der Haushofmeiſter des berühmten Arztes Alvarez, der aus Spanien zu kommen vorgab, ſich mauriſcher Abkunft rühmte und durch ſeine Herolde ausrufen ließ, daß er mit aller Weisheit und Kunſt der arabiſchen Aerze gar wohl vertraut ſei. Nach dem Kameel fuhr ein mit wunderlichen Dingen vollgepackter Wagen. Der Kutſcher war ſeiner Kleidung und nußbraunen Farbe nach ebenfalls ein Araber. Auf dem Wagen aber ſah man in Käſigen allerlei Gethierig, als eine Meerkatze, einen großen afrikaniſchen Affen, einen Königsadler, mehre bunte Papagaien, ein kleines Krokodill, große Eidechſen, einige buntgeſchuppte Schlangen; dann gläſerne Büchſen mit allerlei Gewürm und Inſekt, Schachteln und Kaſten, Büchſen und Flaſchen mit langen Hälſen und beklebt mit Zetteln voll magiſcher Figuren, den Zeichen der

Elemente und dem vielbedeutenden Drudenfuß. Ferner gar ſonderbare Inſtrumente, Erd= und Himmelskugeln, Bilder und Karten von unbekannter Geſtalt und Bedeutung. Dazwiſchen ein ſchauerliches Todtengerippe, aufrecht ſtehend und mit den Knochen raſſelnd. Dieſer Wagen, von zwei feurigen Rappen gezogen, enthielt die Apotheke des mauriſchen Arztes. Wenn der Haushofmeiſter und Fatznarr ein Stücklein drommetet hatten, ſo rief der Erſtere den unſterblichen Ruhm ſeines Herrn und Meiſters dem in ungeheuern Maſſen um die ſeltſamen Ankömmlinge herumgedrängten Volke zu und wußte wunderbare und außerordentliche Dinge zu erzählen. Da hörte man mit Staunen, daß Don Alvarez alle Geheimniſſe der Natur erforſcht und alle Kräfte derſelben ſich dienſtbar gemacht habe, daß er der größte Alchymiſt und Adept ſei, aber das Gold nur als Arznei betrachte. „Die Weisheit jener Thiere dort auf dem Wagen iſt ebenfalls dem großen Alvarez unterthan,“ rief der geckenhaft gekleidete Mann unter Andern. „Er iſt der einzige Menſch auf der Erde, welcher ihre Sprache verſteht und dem ſie die geheimſten Dinge offenbaren. Mein Herr beſitzt einen Salamander, der ihm gelehrt hat, des Feuers Macht und Gewalt zu bändigen und zu bezwingen; durch das Feuer aber bereitet er im verſchloſſenen Gefäße den rothen Leuen, die Roſe und die Lilie, und vermählt ſie im Bade, wie ſie eben ſich zuſammenſchicken. Den Gürtel Salomonis hat Don Alvarez wieder aufgefunden und iſt im alleinigen Beſitz des rechten Schlüſſels Salomons. Er kennt und gebraucht den wahren Feuer= und Waſſerſegen, er hat alle geheimen Zaubersprüche geprüft und erprobt und die wirkſamen von den lügenhaften geſchieden; er hat das Univerſalmittel für alle Krankheiten, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen.“ Zu dieſen Prahlereien theilte der Faſsnarr mit ſchlechten Späßen ellenlange Recepte aus, worauf Alles noch beſonders verzeichnet ſtand, was Don Alvarez leiſten zu können vorgab. Die ganze Stadt Avignon war in Bewegung. Alles ſtrömte herbei, den weltberühmten Wunderdoktor zu ſehen, welcher auf des Papſtes Einladung gekommen war, ihn vom Tode zu erretten. Es kam Niemand zu Sinne, daran zu zweifeln, daß dieſer Weiſe aller Weiſen ſein Verſprechen erfüllen werde; das mußte ihm ja Kinderſpiel ſein, und alles Volk zitterte, daß der geldgierige Clemens nun doch davon käme und vielleicht noch zwanzig Jahre Geld preſſe, um die Kurkoſten und den verſprochenen Preis zehnfach zu erſchwingen. Der Zug ging nach dem päpſtlichen Palaſt. Der Haushofmeiſter ſtieg vor den Pforten deſſelben ab und verkündete dem Papſte ein langes Leben. Er rief es jedem Söldner, jedem Schreiber, jedem Diener, jedem Hofherrn, jedem Prieſter und Pfaffen im Palaſte zu, deſſen er anſichtig wurde. Jubelnd wurde er empfangen und in Prozeſſion nach den prächtigen Krankenzimmern geführt, wo Seine Heiligkeit ſchmachtete.

„Wahrhaftiger Nachfolger des heiligen Petrus, Bewahrer der Himmelsſchlüſſel, Träger der Himmelskrone, Statthalter Chriſti auf Erden, Herr aller Länder und Meere!“ redete der Abgeſandte des Arztes den kranken Papſt an, „Dein Gebet iſt von Gott erhört, wie Du vermöge Deiner Heiligkeit ſelbſt am beſten wiſſen wirſt; der Herr aller Herrn ſendet Dir ſeinen geringen Knecht, den weltberühmten Arzt, Don Alcaide Alvarez, Sprößling der großen Mohrenfürſten von Granada, desgleichen von der Sonne des Himmels und Deiner Gnade nicht beſchienen wird. Er verkündet Dir Heil und Geſundheit und läßt Dich um die Gnade bitten, daß er ſich auf ein Knie vor Dir niederlaſſe und Deinem heiligen Munde das untrügliche Mittel eingebe, welches Dich ſogleich von allem Schmerz und aller Krankheit heilen wird." — Um des Papſtes welke Lippen flog ein heiteres Lächeln; ſein faſt erſtorbenes Auge leuchtete wieder von einigen Hoffnungsfunken. Er nickte Gewährung. Und alſogleich wurde Don Alvarez von zwei päpſtlichen Kammerherrn hereingeführt. Der Arzt warf ſich, wie die Morgenländer zu thun pflegen, mit dem Angeſicht auf die Erde, und verharrte ſo lange, bis ihn der Kranke aufſtehn hieß. Hierauf nahte er dem Lager, zog einen güldenen Löffel und eine Viole hervor, ſchüttete aus der letztern die ſchwarze Latwerge in den Löffel und reichte ſie dem Papſt. Clemens ſchluckte, Don Alvarez zog ſich in die ihm angewieſenen Zimmer zurück. Seine Apotheke wurde in die Gemächer zur ebenen Erde gebracht und die Dienerſchaft ebenfalls in ihre Wohnung eingewieſen. Während man nun oben mit Bangen auf die Beſſerung des Papſtes wartete, vertheilte unten der Narr für Geld und gute Worte Pulver und Pillen, Salben, Latwergen und Mixturen an das in wogender Menge vor dem Palaſte verſammelte Volk, und ſchleppte dann und wann den Sack, welchen er anhängen hatte, voll Geld in den Palaſt, um wieder neue Medicin herauszuholen. Dem Kirchenoberhaupt ward's aber augenblicklich ſchlimmer zu Muthe; es wühlte und lärmte in den heiligen Eingeweiden und machte dem noch heiligern Kopfe gewaltig angſt und bange. Don Alvarez wurde herbeigeholt, kam aber gar nicht außer Faſſung, ſondern behauptete, das ſei eben die rechte und heilſame Wirkung ſeiner Medicin. Auf dieſen werde dann alſobald der rechte Geſundheitszuſtand folgen. Um dieſen aber noch ſchneller herbeizuziehen, als er ohnedies kommen müſſe, und die nothwendigen Schmerzen zu lindern, wolle er noch ein anderes Arcanum geben. Er ließ den Papſt ein Pulver nehmen, und blieb bei ihm, um den Gang der Krankheit zu beobachten. Das ehrwürdige Anſehen des hochgelahrten Greiſes, die ernſte Ruhe in ſeinem Geſicht mußten jeden Zweifel verbannen, der vielleicht in der Seele eines der Umſtehenden hätte aufſteigen können. Kaum aber hatte der Papſt das Pulver verſchluckt, ſo begann's in ſeinem Leibe zu raſen und zu wüthen, wie hölliſches Feuer; er ſchrie laut auf, verdrehte die Augen, rang die Hände und rief nach Hülfe. Erſchrocken ſahen ſich die Kardinäle, die Kammerherrn, die Pfaffen, die Aerzte an. Als aber der verzweifelte Kranke ſchrie, er ſei vergiftet, da forderte der Leibarzt des Papſtes von Don Alvarez, ſeine Medicamente vorzuzeigen und einer gründlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Der edle Don verweigerte dies aber hartnäckig, blieb bei ſeiner ihm wohl anſtändigen Ruhe und der Behauptung, der Papſt müſſe geneſen; er haſte mit ſeiner eigenen Perſon für dieſen Ausſpruch. Die Schmerzen Seiner Heiligkeit vermehrten ſich aber, wie es ſchien, mit jeder Minute, und der Statthalter Chriſti auf Erden brüllte wie ein Löwe, daß es weit hin durch die Gemächer ſcholl. Die Noth des Papſtes ward ſchnell vor dem Palaſt unter dem Volke und dann in der ganzen Stadt bekannt. Und nun fügte ſich's, daß der zweite fremde Arzt ſich bewogen fühlte, dem Kirchenoberhaupt nach Kräften zu helfen, wenn Hülfe noch möglich ſei. Als ein junger ſchöner Ritter trat er in die Gemächer des Schreckens, ein blondes Haar fiel in Ringeln um ſeine Schultern, ſeine blauen Augen ſahen ſo mild und freundlich; es war als wenn er vom Himmel gekommen wäre, ein helfender Friedensbote, ein Engel, der auf kurze Zeit die Geſtalt eines Sterblichen angenommen hätte. Er wurde ſogleich, als er die Abſicht ſeines Kommens ausgeſprochen hatte, an das Krankenbett geführt. Don Alvarez ſtand eben zu Häupten des Papſtes; beim Anblick des jungen Rittersmannes verlor er plötzlich ſeine ſo wohl bewahrte Ruhe. Unſtät irrten ſeine Blicke vom Boden zum Ritter, von dieſem zum Papſt, ſeine Geſichtszüge hatten ſich verändert. Der Ritter würdigte den Araber keines Blicks, ſondern beobachtete mit klugen Augen den Kranken, fühlte ſeinen Puls, legte ihm die Hand an die Schläfe und fragte ihn ehrerbietig, aber ausführlich nach allen Umſtänden der frühern Krankheit und ſeines jetzigen Zuſtandes. Dann wandte er ſich zu Don Alvarez und ſagte mit feſter Stimme: „Ich fordere Euch bei Eurer Ehre und bei Eurem Leben auf, Herr, wer Ihr auch ſein mögt, mir nicht nur die Arzneimittel zu nennen, ſondern auch vorzuzeigen, damit ich ſie in Gemeinſchaft mit dem Leibarzte Seiner Heiligkeit und den übrigen Aerzten dieſer Stadt unterſuche und prüfe; denn der ſchwere Verdacht trifft Euch, Seiner Heiligkeit, wenn auch nicht Gift, aber doch ganz falſche Heilmittel gegeben zu haben, welche dieſe Schmerzen verurſachen.“ — Der alte Arzt maß den jungen Ritter eine Zeit lang mit giftigen durchbohrenden Blicken; ſeine Lippen bebten vor Zorn. Er konnte lange nicht zum Worte kommen. Endlich brach das Ungewitter los: „Wie, ehrloſer Freiknecht! nichtswürdiger, abſcheulicher Henker! Galgenvogel! Du wagſt es, Deine verpeſtete Luft in dieſen Zimmern auszuhauchen! Hebe Dich weg, Teufelsſohn! Das Eingeſtändniß Deiner Schuld ſteht auf Deinem Geſicht. Nun weiß ich, woher die Schmerzen des heiligen Vaters kommen. Du haſt ſie ihm angehext; denn Du ſtehſt ja mit dem Teufel im Bunde. Das Alles weiß ich vermittels meiner hohen Weisheit und tiefſten Wiſſenſchaft. Ihr Herrn, die Ihr da ſtaunend ſteht, ruft die Wachen und bringt dieſes Scheuſal aus der Nähe des heiligſten Mannes. Der Athem dieſes Schandgeſellen, dieſes Auswurfs der Menſchheit kann nur Tod und Verderben bringen. Er iſt der Henkersknecht des Scharfrichters in Prag, und er ſoll es läugnen, wenn er es vermag. Aber ſeht doch auf ſeiner ſonſt ſo frechen Stirn ſteht ja das Eingeſtändniß, in ſeinen Augen iſt es zu leſen, in ſeiner ganzen Vernichtung, ſich ſo plötzlich durch meine hohe Kunſt entlarvt zu ſehen.“

Wirklich war Hinko bei der unerwarteten Anrede einige Schritte zurückgetaumelt; Todtenbläſſe überzog ſein eben erſt noch ſo blühendes Geſicht, ſein Haar ſträubte ſich vor Entſetzen, er mußte ſich an einem Tiſche anhalten, um nicht umzuſinken, in ſeinem Kopfe ſauſte es wie ungeheure Mühlenräder, ſeine Augen erloſchen, er glaubte ſterben zu müſſen. Einige Mal verſuchte er den Redefluß des muthiger werdenden Arztes zu unterbrechen, aber ſeine bleichen Lippen hatten nicht Worte, nicht einmal Laute, ſondern nur ſchwache Bewegung. Als der mauriſche Arzt geendet hatte und mit triumphirenden Blicken auf den vernichteten Ritter herabſah, traten die im Krankenzimmer befindlichen Dienſt- und Hofherrn des Papſtes, geiſtlichen und weltlichen Standes hinzu, maßen den bleichen Jüngling mit erſtaunten, zürnenden und grimmigen Blicken, und einer von ihnen ſprach: „Biſt Du das, weſſen Dich dieſer weiſe Mann beſchuldigt, und Dein gräulicher Schrecken beweiſt zur Genüge die Wahrheit dieſer Behauptung, ſo eile ſchnell von hinnen und kehre Deine Ferſen dieſer Stadt zu, damit wir nicht genöthigt ſind, Dich mit Gewalt zu vertreiben oder Dich für die Frechheit, mit der Du dieſe Hallen verunreinigt haſt, hart zu züchtigen und Dir die ritterlichen Kleider, die Du mit Unehren trägſt, vom Leibe zu reißen.“ — Die letzten Worte gaben Hinko ſeine ganze Beſonnenheit und geiſtige Kraft zurück. Er richtete ſich auf wie ein erzürnter Gott; ſein Auge blitzte Tod und Verderben; ſeine Fauſt legte ſich krampfhaft um das Kreuz ſeines Schwertgriffs; es zuckte fiebriſch um ſeinen Mund. Seine Seele war groß geworden. „Meinen uralten Adel, mein Ritterthum will ich Euch durch Briefe beweiſen, bezeichnet und beſiegelt von der Hand des deutſchen Kaiſers, mein ritterlich Thun und Weſen ſoll Euch durch mein Schwert kund werden; denn Euer Blut muß mir den Schimpf auswaſchen, den Ihr mir angethan auf die Lügen und Schmähreben dieſes alten Betrügers hier. Ja, elender Carabino, ich habe Dich erkannt; für einen mauriſchen Arzt gibſt Du Dich aus, der Du doch nichts weiter biſt als ein ſchlechter italieniſcher Pfuſcher und Großprahler. Schon einmal biſt Du mir als ein Teufel in den ſtillen Weg meines Lebens getreten und haſt das trauliche Glück deſſelben auf Jahre hin vernichtet. Du verſuchſt es zum zweiten Mal, alter fluchbeladener Sünder. Aber, bei allen Heiligen! es ſoll Dir nicht ſo leicht gelingen; denn Du haſt Dir ſelbſt den Stab gebrochen. Zeige Deine Medicamente, und wenn ſie die Prüfung dieſer gelehrten Männer aushalten, ſo will ich mit Schmach beladen von dannen gehen; ſind ſie aber ſo ſchädlich für die Krankheit des heiligen Vaters, wie ich behaupte, ſo fällt die Schmach auf Dein Haupt." — „So ſei es!" ſprach der ſchwache leidende Papſt. „Der Jüngling gefällt mir, ſo wie ſeine wohlgeſetzte, feſte Rede. Der alte Arzt ſoll ſeine Arzneien zeigen." — Carabino weigerte ſich noch immer, da riefen die Hofherrn, denen dies Betragen ſehr verdächtig vorkam, die Wache herbei. Gezwungen gab er nun die Viole und die Pulver her. Die Aerzte fanden ſogleich, daß es Subſtanzen waren, die den Krankheitszuſtand des Arztes durchaus verſchlimmern mußten. Sogleich wurde Carabino gefangen genommen, und, wie er auch ſchäumte und tobte, auf Befehl des Papſtes in einen Kerker geſetzt. Der Kranke bat dagegen den beſcheidenen Ritter, das Seinige zu thun. Dieſer verlangte ſofort mehre Wurzeln und Kräuter, zerſchnitt und deſtillirte ſie in einem ihm eingeräumten Zimmer, welches er bald zu einem Laboratorium umgewandelt hatte. Als der Trank fertig war, reichte er ihn dem vertrauensvollen Kranken. Die Schmerzen gaben ſich ſogleich; ſanfte Ruhe und erquickender Schlaf nahmen ihn in ihre weichen Arme. Nach dem Erwachen fühlte er ſich erledigt, obgleich ſchwach. Mit Rührung dankte er dem jungen Ritter; jedermann mußte ihn verehren. Hinko's Ruf ſtieg in wenigen Tagen in Avignon zu einer ungeheuren Höhe. Von allen Seiten ſtrömten Kranke herbei; die Pillen, Pulver und Latwergen des Betrügers warf man dem unglücklichen Fatznarrn an den Kopf und würde ihn ſicherlich ſammt dem Haukhofmeiſter geſteinigt haben, wenn die päpſtliche Leibwache die beiden armen Geſellen nicht geſchützt hätte. Hinko ſah bald ein, daß er dem Papſte kein neues Leben zu geben vermöge und er hatte deſſen kein Hehl gegen ſeine Umgebung; aber er verſprach das Leben noch einige Wochen ſchmerzlos zu friſten. Uebrigens that er in Avignon treffliche Kuren, und da man bald erfuhr, daß er in der Stadt aufgezogen worden ſei und ſein Pflegevater, ein alter päpſtlicher Secretarius, noch lebe, da wurde er faſt vergöttert. Wenn er mit ſeiner Baſe, der alten Gräfin Eresba, und ſeinem Pflegevater durch die Straßen ging, ſtrömte das Volk herbei, warf ſich auf den Boden und küßte ſeine Füße, nicht anders als wenn er ein Heiliger wäre.

Die Dienerſchaft des gefangenen Doktor Carabino lief herrenlos in Avignon herum und ſagte es Jedem, der es wiſſen wollte, daß ihr Herr weder ein Maure, noch ein Spanier, ſondern ein herumziehender Florentiner ſei, der ſchon manches Menſchenkind um ſein ſchönes Geld geprellt habe.

Hinko arbeitete eines Tags in ſeinem Laboratorium, da traten der Haushofmeiſter und der Poſſenreißer des italieniſchen Doktors herein.

„Hochgelahrter Herr Ritter und Doktor,“ begann der Narr, „Ihr habt unſerm Herrn ſein Bischen Ruhm und uns dadurch das Brot abgenommen. Wir verlangen gar nicht, daß Ihr unſerm Herrn etwas von Euerm großen Ruhme ablaßt, aber wir bitten Euch, uns etwas von Euerm vielen Brote abzulaſſen. Nehmt uns in Eure Dienſte Herr; Ihr bedürft ja vieler Leute bei Euern großen Kuren und habt jetzt nur einen Knappen.“ — „Tretet näher,“ ſagte Hinko, dem das Geſicht des Sprechers ſehr aufgefallen war. Die beiden Geſellen befolgten den Befehl. „Mir iſt, als hätten wir uns mehr geſehn,“ ſagte der Ritter zu dem Narrn. „Wie iſt Dein Name?“ — „Mir — mir — iſt — es auch — ſo!“ ſtotterte der Narr und erbleichte vor Schrecken. — „Biſt Du nicht Wenzel Muſſel, der älteſte Sohn des Schultheißen Niklas Muſſel von Nürnberg?“ — „Ich bin's!“ verſetzte der Erſchrockene mit erſterbender Stimme. „Und Ihr — —“ — „Und ich? Ich — bin — Dein jüngſter Bruder.“ — „Weh mir!“ rief Wenzel verzweifelt. — „Was jammerſt Du?“ fragte Hinko, der in einem Freudenmeer ſchwamm. „Komm in meine Arme, komm an mein Herz, mein lieb Brüderlein! Was zitterſt Du? Fürchteſt Dich doch nicht etwa gar vor Deinem Bruder? Haſt mir wohl einmal etwas zu Leide gethan? Mir iſt's faſt ſo. Aber ich weiß es nicht mehr. Ich hab' Alles vergeſſen, und freue mich nur, daß ich Dich gefunden habe. Nun ſollſt Du mit mir zum Vater reiſen, und zum Bruder Marquart und zur Schweſter Johanna, die ſehnen ſich gewiß alle nach Dir, wie nach mir. Und meine Mutter iſt auch dort! Alle ſind ſie bei Neapel auf ihren Gütern. Die werden ſich freuen, wenn ſtatt eines Sohnes zweie kommen, ſtatt eines Bruders zwei, ſtatt eines Freundes zwei. Ach, und meine alte Baſe wird ſich wunderlich geberden, wie ſie allemal thut, wenn ſie ſich freut; ſie iſt hier und reiſt auch mit nach Neapel, und mein Pflegevater auch, das wird eine ſchöne Reiſegeſellſchaft! Wir wollen recht fröhlich ſein. Geld hab' ich genug, und was mein iſt, iſt auch Dein. Nun komm nur ſchnell, wir wollen Dir die häßlichen Kleider ausziehn und ein fein ritterlich Gewand anthun und ein blankes Schwert um Deine Hüften gürten und einen ſchwarzen Federhut auf Deine buſchigen Haare ſetzen, damit Du mir in Allem gleich biſt, lieb Brüderlein. Ach, die Freiin Szuch von Zaſada, die als Elſe Stengel in Nürnberg Deine Verlobte war, hat mir gar viel von Dir erzählt." — „Ach, Elſe Stengel!" ſeufzte der Haushofmeiſter, der bis jetzt wie eine Bildſäule daneben geſtanden hatte. — „Was ſeufzet denn dieſer närriſche Gauch den Namen, den eine ſehr ehrenwerthe Frau einſt als bürgerliche Dirne trug?" fragte Hinko verwundert. — „Edler Herr," ſagte der Haushofmeiſter wehmüthig, „Ihr ſollt wiſſen, daß mir Elſe von ihrem damaligen Vater, dem Schuſtermeiſter Stengel in Nürnberg zur Ehewirthin zugeſagt und verſprochen war, und daß ſie allein die Urſach iſt, daß ich als ein fahrender Geſell und dienſtbarer Geiſt des gefangenen italieniſchen Doktors durch die Welt gezogen bin; denn ich trieb ein gar feines Handwerk und war jüngſter Meiſter der edlen Zeugſchmiedezunft (eigentlich aber ein Zirkelſchmied), und mein Name iſt Görg Bärenklau aus Nürnberg. Als aber die Elſe gen Prag zog und dort am Ende gar eine Prinzeſſin wurde, da verlor ich alle Luſt und Lieb' zu meinem Gewerb, ließ Hammer und Ambos ſtehn, zog auch nach Prag, um die geliebte Elſe nur noch einmal zu ſehen, und von da ging ich endlich mit dem Dokter in die weite Welt." — „I Du wunderlicher Kauz, iſt's die Elſe nicht, ſo wird's ja wohl eine andre ſein. Wenn Du nicht wieder nach Nürnberg willſt, um dort Dein Geſchäft wieder zu betreiben, ſo kannſt Du ja auch mit uns nach Neapel ziehen; an Beſchäftigung und guten Lohn ſoll Dir's nicht fehlen; und eine ſchwarzäugige Italienerin wird Dir ja wohl endlich den großen Verluſt vergeſſen machen. Du biſt zur Mitreiſe eingeladen, nicht als mein Diener, ſondern als mein halber Landsmann und der ganze meines Bruders." — „Wenn ich's Euch recht geſtehen ſoll, edler Herr, ſo möcht' ich wohl wieder nach meiner lieben Vaterſtadt zurück. Aber ein wunderliches Schickſal hat mich mit Euerm Bruder Wenzel ſo eng verbunden und wir haben ſo gute Kumpanei und Freundſchaft mit einander geſchloſſen, daß wir uns unmöglich werden trennen können. Wird er nun — wie ich nicht zweifle — die Reiſe nach Italien mit Euch machen, um dort die lieben Seinigen wieder zu ſehen, ſo ſtehe ich auch gar nicht an, Euer freundliches Anerbieten anzunehmen. Wir können ja dann immer, wann's uns beliebt, nach dem geſegneten Nürnberg zurückkehren und uns dort häuslich niederlaſſen. Nun alſo erkläre Dich, lieb Wenzelein, und thue Dein ſonſt ſehr gangbares Maul endlich auch einmal auf; denn bis jetzt haſt Du, trotz der herzlichen und aufrichtigen Freude Deines Bruders da geſtanden, ſtumm und ſteif, wie ein Beſenſtiel.“ — „Ich — ich kann nicht antworten!“ verſetzte Wenzel heulend und jammernd. — „Herziger Narr, weshalb denn nicht?“ — „Weil ich ein elender Schelm, ein böſer Schalk, ein verfluchter Schurke bin, der nicht werth iſt, daß ihn Gottes Sonne beſcheint, viel weniger einen ſolchen Bruder zu haben. Ich ſollte meinem Vater, meinen Geſchwiſtern unter die Augen treten? Nimmermehr! Eher will ich mich erſäufen, erhenken, mir den Hals abſchneiden, und mir mein Recht anthun, was mir ſchon geſprochen ward.“ — „Aber biſt Du denn toll geworden?“ fragte Hinko höchlichſt erſtaunt. „Was faſelſt Du denn da für wunderlich Zeug, das mir am Ende meine Freude verderben könnte? Welch ein böſer Geiſt treibt Dich denn, daß Du meinem warmen Herzen eine ſo kalte Fauſt entgegenballſt?“ — „Weißt Du denn auch, was ich an meinem alten Vater und meinen Geſchwiſtern verbrochen habe? Du weißt es noch nicht; denn ſonſt könnteſt Du nicht ſo milde und ſo liebevoll zu mir reden. Nun ſo will ich es Dir ſagen, damit Du mich verachten, verabſcheuen mußt, wie ich es nicht anders verdient habe. Wiſſe: ich habe meinen alten Vater ins Elend hinausgeſtoßen zum Dank, weil er mir ſein Hab und Gut abtrat; ich habe Mörder ausgeſchickt, die Dich umbringen ſollten, damit ich Dein Erbtheil an mich riſſe, ich habe einen ſchlauen Plan zur Ermordung meines Bruders

Marquart entworfen und ausgeführt, und nur durch ein göttliches Wunder iſt er gerettet worden. Ich that's, um ſein Erbe zu ſchlucken. Ich zwang meine Schweſter Johanna, daß ſie in's Kloſter ging, damit ich ihr Erbtheil erhielt; ich betrog meine Schweſter Babet, die mir doch einen Theil meiner Bubenſtücke mit ausführen half, um ein Beträchtliches an ihrem Erbgut. Nun iſt's heraus!“ — „Armer unglücklicher Bruder, wie beklag' ich Dich, daß Dich ein Häuflein irdiſcher Herrlichkeit ſo weit vom Wege des Rechts und der Liebe abführen konnte! Aber Dein Geſtändniß iſt ja der ſchönſte und ſicherſte Beweis Deiner Reue und Beſſerung. Du haſt ja auch für Deine Vergehen büßen müſſen. Die Stunde der Vergebung iſt gekommen; die durch Dich beleidigte ewige Gerechtigkeit iſt verſühnt; ſie hat es Alles gut gemacht, was Du anders machen wollteſt. Eltern und Geſchwiſter ſind glücklich, bis auf Babet, die der Erde entnommen worden iſt. Sonſt fehlt ja Niemand an der ganzen Familie als wir. Ich bin von Gottes Gnade feſt überzeugt, daß ſie ſie alle hat leben laſſen. Und Du wollteſt allein zurückbleiben? Wollteſt Dich dem ſchönen Familienbunde entziehen, weil wir Alles vergeben und vergeſſen und uns Deiner neuen Liebe freuen wollen? O blicke nicht ſo finſter! Iſt es denn ein ſo ſchreckliches Gefühl, Verzeihung und Liebe zu finden, wo man das Gegentheil verdient zu haben glaubte. Säteſt Du wirklich Haß und iſt Dir eine ſo reiche Aernte Liebe aufgegangen, willſt Du verſtockt die herrlichſte Himmelsgabe von Dir ſtoßen, und forttappen in der Finſterniß Deiner grollenden Seele, da Dich das Morgenroth eines

Liebenden freundlich und brüderlich einladet, die Straße des Lichts mit ihm zu wandeln? Bruder, Bruder, zaudere nicht länger, mein Herz liebt Dich; es ſichert Dir auch die Liebe unſers Vaters, und unſrer Geſchwiſter zu. Nimm meine Bürgſchaft an; und geht mein Verſprechen nicht in Erfüllung, ſo geh mit Deinem gerechten Haß und fluche uns Allen.“ — „Segnen will ich Euch! Gottes Gnade auf Dein Haupt herabflehen, Du herziger Junge, Du edle Seele, die mich bis tief in den Staub beſchämt!“ rief Wenzel weinend, wie ein Kind und hing an ſeines Bruders Hals. „Nein ich will allen Stolz fahren laſſen; ich will es frei und offen bekennen: ich ſtehe ganz vernichtet vor Deiner Größe, Du tugendlicher Menſch. Aber ich fühle zu meinem unausſprechlichen Troſte in dieſer Zerknirſchung und Vernichtung ein Etwas ſich regen, das mir vorkommt wie ein gutes Gefühl und mir meine Beſſerung und Veredlung verſpricht. Es muß wohl ein ſolches Gefühl ſein; denn es iſt meiner Seele neu. Vor wenigen Minuten war ich noch halsſtarrig, war voll von Nacht und Graus; nun iſt aller Stolz gebrochen und bezwungen; in mir iſt es Tag geworden. Ich kann es nun erſt recht deutlich erkennen, welch ein elender Menſch ich geweſen bin von Kindesbeinen an, aber ich ſehe auch, daß die Stunde meiner Umwandlung geſchlagen hat; ich bin ſchon verändert. Ich gehe mit Dir, und auf den Knieen will ich die Verzeihung meines Vaters und meiner Geſchwiſter erflehen. Ja, ja, ſie werden mir vergeben! Ich fühl's, Dein brüderliches ſchönes Verſprechen wird herrlich in Erfüllung gehen und ich werde auf Erden noch glücklich ſein, woran ich lange ſchon verzweifelte!“ Dieſe Worte waren von Umarmungen und Küſſen begleitet. Seine Wehmuth und Freude kannten ſchier keine Grenzen. Er weinte und lachte faſt zu gleicher Zeit und Beides ſchmolz oft ſo in einander, daß man nicht unterſcheiden konnte, was es eigentlich war. — „Nun ſo biſt Du doch endlich vernünftig geworden,“ ſagte Bärenklau ſchmunzelnd. „So wollen wir denn den Reiſeſack packen; den alten Doktor müſſen wir doch im Stiche laſſen. Wir können ihm ja nicht helfen. In Deinem lieben Brüderlein iſt uns ein neuer Stern aufgegangen. Es ward uns einmal nicht beſtimmt und zugemeſſen, ſelbſt Sterne zu ſein, ſo groſe Luſt und Verlangen wir auch darnach trugen; ſo müſſen wir uns ſchon als Beiläufer an die Sterne anſchließen, und auch zufrieden ſein.“

Auf Hinko's Anordnung wurden die beiden Nürnberger ſogleich gut gekleidet, dann nahm er ſie mit in das Haus ſeines Pflegevaters, wo auch die Gräfin Cresba wohnte. In das Spätleben der alten Baſe warf Wenzels Auffindung und Bekehrung noch einen recht hellen Sonnenſtrahl; es ſchien, als ob ihr Abend lichter und freundlicher werden ſollte, als ihr Tag geweſen war.

Wie Hinko vorausgeſagt hatte, verlöſchte das Lebenslicht des Papſtes allmälig und ohne Schmerzen. Er ſchlummerte hinüber, wo ſelbſt ein Papſt nur als ein Menſch geſchätzt wird. Mit ſeinem Tode glaubte man das widrige Kirchenſchisma heben zu können. Dies wäre allein dadurch bewirkt worden, wenn in Avignon keine neue Papſtwahl ſtattgefunden hätte. Statt deſſen begingen die zuſammenberufenen franzöſiſchen Kardinäle die Thorheit, dennoch zu wählen, ſich aber vorher gegenſeitig das Verſprechen zu geben und abzunehmen, daß derjenige, welcher zum Papſte gewählt werden würde, zu Gunſten des römiſchen Papſtes abdanken wolle. Dieſe unnütze und lächerliche Maßregel kennte nur zu Verkehrtheiten führen. Der neu erwählte Papſt dankte nicht ab, ſondern ſuchte vielmehr Alles hervor, um ſich für den alleinigen wahren Papſt auszugeben, und der anſtößige Streit entbrannte zur Schande der chriſtlichen Kirche von Neuem und heftiger als je.

Nach Clemens's Tode ſchickte ſich Hinko an, mit ſeiner nun aus drei Perſonen mehr beſtehenden Reiſegeſellſchaft Avignon zu verlaſſen. Bis jetzt hatte er meiſt nur der leidenden Menſchheit gelebt, jetzt war es ihm heiliges Bedürfniß, auch noch einige Tage ſeinem Herzen zu leben. Und von jener ſüßen Schwermuth erfüllt, die ihm oft eigen war und mit heiligen Wehen ſeine Seele entzückte, ging er mit einem von ihm ſelbſt geſchriebenen Buche, Petrarka's Liebeslieder enthaltend, hinaus nach Vanclüſe und ſtieg in die ſüßſchauerliche Felſengrotte an den Quell der Sorgue hinab, um an der Stelle, wo der liebliche Sänger die holde Liebespein, die unbefriedigte Sehnſucht nach ſeiner Laura empfunden, ihm nachzufühlen, nachzuſchwärmen und dabei an die verlorne Markita zu denken, ihre zauberliebliche Geſtalt ſich vor die Seele zu ſtellen und ſie mit Petrarka's ſchönſten Liedern anzureden. Zwei Tage hielt er ſich in der traulichen Gegend auf, wo der berühmte Sänger ſein Einſiedlerleben geführt hatte, dann kehrte er zurück, beſuchte Laura's Grab und pflanzte eine Blume darauf.

Den folgenden Tag ſagten die Reiſenden der Papſtſtadt Valet; den hochgegipfelten Alpen zu ging der Weg ihrer eilenden Sehnſucht. Sie machten den Weg nicht ſchneller, als es das Alter zweier Mitreiſenden erlaubte, aber ſie hielten ſich auch nirgends lange auf, ſelbſt in Rom nicht. Bärenklau ritt gewöhnlich voraus und beſorgte Quartier, Eſel- und Wagenführer, und ſo kamen ſie fahrlos in Neapel an.

Der Spätſommer hatte dort ſchon alle die paradieſiſchen Früchte zur Reife gebracht, welche das Land der Myrthe und der Traube zum herrlichſten Aufenthalt der Erde krönen; denn die Krone des Lebens iſt die Frucht deſſelben, und jene Früchte ſind gülden wie Kronen und ſüßer als dieſe. Die Reiſenden kamen durch entzückenvolle Haine, an blumenbeuferten Flüſſen, an ſanft abhängenden Bergen vorüber; jede Stunde bot ihnen neue Genüſſe. Sie hatten eine Nacht in Neapel zugebracht. In der Frühe des andern Morgens fuhren ſie aus; erſt am Fuße des dampfenden Feuerbergs, dann eine große Strecke lang am Geſtade des Meers neben herrlichen Landhäuſern und Dörfern hin, endlich durch einen Orangenwald voll Früchte und Blüthen. Hinko's Herz ſchlug höher und höher; er führte den Zug an, aber er verrieth den Andern nichts. Endlich bogen ſie um einen mit Wein bepflanzten Hügel herum. Reife ſtrotzende Trauben hingen von der Mauer herab, ihnen über den Häuptern und ſchienen die Reiſenden einzuladen zu Weile und Genuß; wie nun auch die Andern die ſchwellende Fülle des Weingotts verlangend anſchauten, Hinko trieb die Pferde raſch und raſcher an; das Ziel war nicht mehr fern, und ſeine Pulſe flogen. Als der Weinberg ihnen zur rechten zurückgetreten war, erblickten ſie im Vordergrund einige ſchön gebaute Häuſer mit Wirthſchaftsgebäuden, links an einem Myrthen- und Orangenwald ſtand eine Villa, ein kleines Landſchloß; weiter hinten ſahen ſie ein Dörfchen und in der Ferne das blaue Meer, welches am weiten Horizonte mit dem blauen Himmel zuſammenſchmolz. Rechts und links erhoben ſich theils kahle, theils holzbepflanzte Hügel und Berge und ſchloſſen dieſes liebliche Thal von der übrigen Erde ab. Wenzel ſah Hinko fragend an; ſo die Uebrigen. Er antwortete nur mit leuchtenden Blicken, aber ſie laſen darin, daß hier das Ziel ihrer Wanderung ſein müſſe.

Endlich hielten die ſchnaubenden Roſſe vor dem Thore. Hinko ſprang herab und öffnete es. Wagen und Reiter eilten hinein. Auf einem großen mit Orangen und Citronenbäumen bepflanzten Hof ſpielten mehre Knaben und Mädchen. Als ſie der Fremden anſichtig wurden, liefen ſie ſcheu davon nach dem Garten, welcher ſich von der Mitte des Hofes bis an das Haus erſtreckte. Die Reiſenden ſtiegen ab; Hinko nahm den Arm der Gräfin und ging voraus, Wenzel folgte mit Hinko's altem Pflegevater; Bärenklau blieb bei dem Geſchirr. Hinko ging den Kindern nach in den Garten. Unter einem großen ſchattigen Oelbaum ſaßen zwei Greiſe auf gepolſterten Bänken; die Kinder hatten ſich um ſie herumgedrängt und deuteten auf die eben in den Garten eintretenden Fremden. Es war, als wenn die neue blühende

Zeit das alte Jahrhundert belehren wollte. Die Greiſe hielten die Hände vor die ſilberweißen Augenbrauen, um nach den fremden Gäſten zu ſpähen. Hinko trat herzu. Er erkannte ſeinen alten Vater; aber die blöden Augen deſſelben verriethen ihm nicht die Nähe des lang erſehnten Sohnes. „Finden wir hier die Donna Iſabella Tarquini?“ fragte Hinko. — „Sie wohnt drüben in dem Schloſſe bei ihrer Tochter,“ entgegnete der Greis. „Wenn Ihr Euch nicht ſelbſt hinüber bemühen wollt, hohe Herrſchaften, ſo will ich gleich einen meiner Enkel ſchicken, und ihr ſagen laſſen, daß Fremde ihrer warten. Geh hin, Henrico,“ rief er einem muntern Knaben zu, „und ſage der Großmutter, es ſeien Gäſte angekommen, welche Verlangen nach ihr trügen.“ — „Wenn ich bitten darf,“ fügte Hinko hinzu, „ſo mag der kleine Henrico auch ſagen, die Fremden wünſchten eben ſo ſehnlich die Donna Villacaro und den Don ihren Gemahl zu ſehen und zu ſprechen. Ich ſei ein alter Bekannter des Hauſes und wolle ihnen meinen Namen ſelbſt nennen.“ Der Knabe lief; die andern Kinder ſtürmten nach, um auch einen Theil der Botſchaft auszurichten. „Don Villacaro und ſeine Gemahlin ſind doch wohl auf?“ fragte er nun mit freudebebender Stimme den Greis und verſchlang mit Blicken der Liebe und Wonne die ehrwürdige Geſtalt. — „Sie ſind's! Der Himmel hat ihr Ehebett geſegnet, wie das meiner Kinder. Eine blühende Nachkommenſchaft wächſt um uns auf. Wir wären recht glückliche Leute, Herr, wenn nur Eins wäre. Aber zur Vollkommenheit ſeines Glücks muß dem Menſchen immer Eins mangeln.“ — „Und was fehlt Euch denn, verehrteſter Herr?" fragte Hinko. „Ich bitt' Euch aber, legt meine Frage nicht für Unbeſcheidenheit, ſondern Theilnahme aus." — „Ihr ſcheint mit unſerm Hauſe ziemlich vertraut, obgleich ich nicht die Ehre habe, Euch zu kennen. Ihr werdet alſo auch wohl wiſſen, daß der Sohn der Donna Tarquini dieſes Haus ſeit Jahren flieht; wir wiſſen nicht warum. Ach wir wiſſen nicht einmal, ob er noch lebt, oder nicht; und das Letztere fängt an, uns immer wahrſcheinlicher zu werden. Wir haben ihn ſchon lange betrauert. Ihr müßt wiſſen, daß er auch mein Sohn, mein geliebter Sohn war. In dem Kinde meiner Johanna, was ich eben hinüber ſchickte, blüht er uns wieder auf. Dann fehlt mir noch ein Sohn, mein Aelteſter, um den ſich mein väterliches Herz bis in den Tod betrüben wird. Ja, wären alle meine Kinder um mich verſammelt, dann wollt' ich mich einen ganz glücklichen Mann preiſen. Aber die hohen Herrſchaften ſtehen da vor uns; ich bin ſo ſchwach geworden, daß ich mich kaum noch auf den Beinen erhalten kann. Han-Henner, ſo gehe doch und laß einen Knecht Seſſel herausbringen und einen Imbiß mit einigen Bechern Würzwein." Der alte Knappe erhob ſich und tappte nach ſeinem Stock, ein kleines Mädchen, welches ohnfern ſpielte, ſprang eilig herbei, reichte ihm lächelnd das Händchen und von ihr geführt, ging er dem Hauſe zu. „Er iſt nun ſchon ſeit ſechs vollen Jahren blind, aber er würde mir ſchmollen, wenn ich nicht ihm geheißen hätte, Wein und Brot zu beſorgen," bemerkte der alte Niklas Muffel. Hinko hatte unterdeſſen ſein Herz gewaltig bezwingen müſſen; oft war ihm ein Thränenſchuß in die Augen getreten, aber er durfte ſich ja noch nicht ausweinen. Es waren Seſſel und ein Tiſch, Wein und Brot gekommen, und herzlich lud der alte Schultheiß ein, ſich's gfallen zu laſſen. Der blinde Hanſenner kam den Gäſten immer näher, gleichſam als ſei in ſeiner Seele eine Ahnung aufgelebt, und er ſuche ſich Ueberzeugung zu verſchaffen. Wenzel wendete ſein Geſicht ab und weinte; die alte Gräſin Cresda ſtarrte ihren Bruder immer mit großen Augen an, und ſprach auch kein Wort; nur Hinko und ſein Pflegevater unterhielten ſich mit dem freundlichen Greiſe. Hinko ſah eben ſeine Mutter mit Cäcilien und Villacaro, von den Kindern umſchwärmt, um die Ecke des Hauſes herumbiegen, als der alte Muſſel ſagte: der Ton Eurer Stimmen, Ihr Herren, kommt mir immer bekannter vor. Mancherlei Erinnerungen ſteigen in mir auf; wir müſſen, ja wir müſſen irgendwo ſchon zuſammengeweſen ſein.“ Ehe noch Einer der Beiden Zeit hatte, zu antworten, war Donna Tarquini mit ihrer Tochter und Schwiegerſohn von den Kindern herangezogen worden; auch hätte Hinko die Stimme verſagt, ſo freudig beklemmt war ſeine Bruſt. Er ſtand auf und zitterte heftig. Die drei Hinzutretenden erkannten ihn zu gleicher Zeit, und „Mein Sohn!“ rief Donna Iſabella, „Mein Bruder!“ rief Donna Cäcilie, „Henrico! Freund! Bruder!“ rief Villacaro, und er flog von einem Herzen an das andere, ohne ein Wort zu finden. — „Wie, mein Sohn Henrico iſt's?“ rief jetzt der alte Muſſel dazwiſchen. „Ja er iſt's!“ jubelten Alle. „Mein Sohn! mein Sohn! mein Schmerzensſohn!“ ſtammelte der Greis. „Ich bin's, mein Vater, mein theurer Vater, und bring' Euch noch einen zweiten Sohn, der ſich reuig zu Euern Füßen wirft und dem ich Eure Verzeihung und Vaterliebe verbürgt habe. Nehmt Euern Wenzel wieder im Herzen auf." — „Meinen Wenzel bringſt Du, Engel des Himmels? Wo biſt Du, Wenzel, mein lieber Wenzel? Heil Dir und Segen!" Hinko war mit Wenzeln auf die Knice vor dem Greiſe nieder geſunken. „Auch Eure Schweſter Kunigunde ſteht neben Euch."— „Kone! Kone! Meine Schweſter! meine Kinder! Ich ertrag' es nicht! Gott! Gott! — Ihr Theuern! Wie — wird — mir?" Er ſank zurück, Hinko fing ihn in den Armen auf. Beſtürzt drängte ſich Alles um ihn her. Er warf das gebrochene Auge noch einmal auf ſeine Theuern; in dieſem Augenblick drängten ſich Johanna und Marquart, die erſt jetzt von der Ankunft der Fremden durch ihre Kinder unterrichtet worden waren, hindurch. Des Greiſes ſterbender Blick fiel auch verklärt auf ſie. Er lächelte; ſein Herz hörte auf zu ſchlagen. Die Freude hatte ihn getödtet. „Unſer Vater! Unſer Vater!" hörte man ängſtlich durch einander rufen und ſchreien. „Seid ruhig! ſagte Hinko ernſt, „und feiert alle dieſe heilige Minute mit andächtigem Schweigen. Sein Geiſt iſt der ſchwachen Hülle enteilt, und freut ſich dort des Wiederſehens, wo keine Trennung mehr iſt."— „Und wer ſeid Ihr, fremder Mann, in deſſen Armen mein Vater ſtarb?" fragte Johanna weinend. — „Henrico iſt's!" riefen die Andern, „Dein Bruder!" — „O müſſen wir ſo uns kennen lernen!" jammerte die junge Frau an ſeiner Bruſt. „Das iſt des Lebens ernſte Bedeutung, daß die Freude in ihrem tiefſten Schooſe den Schmerz trägt. Vergoldet die Sonne einen andern Himmel als den nächtlichen? Der Schmerz heiligt und verklärt die Freude; er umhüllt uns, indem er uns erſt den Himmel erſchließt, den Glanz deſſelben mit ſeinem Trauerflor, damit unſere ſterblichen Augen es ertragen können, den offenen Himmel geſchaut zu haben. Sein Geiſt hat ſich ſchon den höhern Regionen zugeſchwungen, von wannen er gewiß mit ſeliger Empfindung auf uns herabblickt! Gebt mir Alle Eure Hände über dieſer heiligen Leiche! Gebt ſie auch dem Bruder Wenzel! Gebt ſie der Baſe! Gebt ſie dieſem Manne dort, der einſt meines Vaters Freund und mein Erzieher war! Und ſo heißt uns willkommen in Eurer Mitte, und ſo wollen wir uns gegenſeitige Liebe geloben, wie es gewiß ſtets des Verſtorbenen Wille war.“ Weinend thaten Alle, was Hinko verlangte. Wenzel aber lag am Boden und hatte die erkaltende Hand des todten Vaters gefaßt und jammerte und ſchrie und zerfloß faſt in Thränen. Marquart umarmte ſtumm ſeinen Bruder Henrico, dann bog er ſich zu Wenzeln hinab und reichte ihm die Hand. Da ſprang dieſer auf und barg ſein hochglühendes Geſicht an Marquarts Bruſt. „Vergib!“ liſpelte er. „Vergeben!“ ſagte Jener leiſe. Lohmeier hing unterdeſſen an Hinko's Halſe, und theilten ſich ihre Freude und ihren Schmerz in kurzen abgeriſſenen Worten mit. Die Uebrigen, nebſt den Kindern und Dienern liefen verwirrt durch einander. Aus jedem Munde tönten Schluchzen und Schmerzenslaute, aus jedem Auge perlten Thränen über den plötzlichen Verluſt. Johanna war untröſtlich; ſie kniete auf der Bank, auf der der Vater gebettet war, und redete die Leiche mit den rührendſten liebevollſten Worten an. Neben ihr ſtand die Gräfin Cresba und heftete ihre großen Augen ſtarr auf den Todten, und nur zuweilen liſpelte ihr ſteinerner

Mund: „Niklas! Niklas! Du biſt geſtorben, da ich gekommen bin, Dich zu lieben und von Dir geliebt zu werden! Weh mir! Nun iſt's auch mit mir aus!“ und dergleichen mehr. Das rührendſte Bild in der ganzen Geſellſchaft gewährte aber ſicherlich der blinde Han-Henner. Er tappte umher, Niemand kümmerte ſich um ihn, er wurde in der allgemeinen Verwirrung von einem Ende zum andern geſtoßen, und die beiden Arme ausgeſtreckt zeterte er an einem fort: „Mein Herr iſt todt! Wo iſt er? Junker Wenzel hat ihn todt geſchlagen. Wo iſt er? Junker Henrico iſt gekommen. Wo iſt er? Mein Herr iſt todt! Herr Nikkel iſt todt! Ich will zu ihm! Ich will auch ſterben!“ Und von Altersſchwäche oder einem plötzlichen Wahnſinn berührt, rief er weiter: „Dein Schwert iſt zerbrochen, Dein Panner iſt zerriſſen. Ritter von der heimlichen Braut. Der Ritter von der blutigen Braut wartet mit der Braut ſchon dort. Holla! holla! ſchöne Grethe! Nun haſt Du ſie alle Drei.“ Man mußte ihn endlich zur Leiche führen. Dort wurde ſein Schmerz ſtumm. Er kniete lange davor und betete. Die Leiche wurde endlich ins Haus gebracht.

Die Freude der Familienglieder über die Ankömmlinge hatte eine ſehr wehmüthige Beimiſchung erhalten; ihr Zuſammenleben glich nicht dem hellen Sommertag; es glich der ſchönen Spätſommernacht, durch welche ſchon einzelne Herbſtſchauer wehen. Hinko's Schmerz wurde noch dadurch um ein Bedeutendes erhöht, daß Niemand etwas von Markita wußte. In ſtiller Trauer lebte er hin, wie eine Pflanze ohne Sonne. Man überredete ihn endlich, eine genaue Unterſuchungsreiſe durch ganz Italien zu machen; ſeine ſehr beſorgte Mutter ſuchte ihm die Hoffnung einzureden, daß er ſie doch noch finden müſſe. Im Garten unter dem Lorbeerbaum erhob ſich ein blumenbekränzter Hügel; daneben war eine Cypreſſe gepflanzt. Drunter raſtete der Niklas von Happerswyl von den ſchweren Mühen ſeines Lebens aus. Der Herbſt hatte die Blätter noch nicht alle von den Bäumen auf das Grab herabgeſchüttelt, als ſchon zwei friſche Hügel daneben ſich verſammelt hatten. Sie bargen die Gräſin Cresda und den treuen Diener Han-Henner, der ſich durch ſein Leben ein Recht erkauft hatte, im Tode neben ſeinem Herrn zu ruhen. Sie hatten den alten Herrn Beide nicht lang überlebt Han-Henner war gleichſam mit ihm verwachſen geweſen; er kränkelte von der Stunde des Hinſcheidens ſeines Herrn an; die Gräſin grämte ſich über die letzte getäuſchte Hoffnung und ſehnte ſich nach ihrer Tochter und ihrem Bruder droben. Beider Wunſch ward bald erfüllt, Beider Sehnſucht ward bald geſtillt. Die Trauer beherrſchte alle Herzen. Hinko's Mutter verkündete in dieſer trüben Stimmung den Ihrigen, daß auch ſie von ihnen ſcheiden müſſe. Sie habe nämlich noch bei Lebzeiten ihres Gatten dem Himmel gelobt, wenn ſie ihn überleben würde, bis an ihr Ende im Kloſter zuzubringen und Gott für manche Sünde zu dienen als eine reuige Himmelsbraut. Gott habe ſie nun ſo reich geſegnet, aber dies mahne ſie nur um ſo ſtärker, ihr Gelübde nun bald zu erfüllen. Zu ihrem künftigen Aufenthalt hatte ſie ein Kloſter der Reuerinnen in der Nähe von Rom beſtimmt, welches ſie früher reich dotirt hatte. Ihre Erklärung fiel Allen ſchwer auf die Seele, doch wagte Niemand ihr zu widerſprechen. Sie hatte vorher alle ihre Angelegenheiten geordnet und theilte ihre Güter unter ihre Kinder. Hinko und Cäcilie erhielten die meiſten

Beſitzungen zu gleichen Theilen; aber auch Wenzel und Lohmeier waren nicht vergeſſen. Jeder erhielt ein anſehnliches Gut, um davon leben zu können. Marquart bedurfte ihrer Mildthätigkeit nicht; er war durch ſeine Frau ſelbſt reich genug.

Die ganze Familie begleitete die Mutter nach Rom. Bärenklau blieb als Haushofmeiſter zurück. Iſabella meldete ſich im Kloſter, Tags darauf machte ſie der Aebtiſſin einen Beſuch, um das Nöthige wegen ihrer Aufnahme zu bereden. Als ſie zurück kam, brachte ſie ein verſchleiertes Mädchen mit. Verwundert ſahen ſie Alle an; Iſabella hob ihr den Schleier, und: „Markita!" rief Henrico im Uebermaß höchſter Wonne und umſchlang ſie mit beiden Armen. Sie war gefunden; die treuen Herzen ſchlugen vereint. „Die Hoffnung hat nicht betrogen," jubelte Hinko. „Die Treue hat geſiegt!" ſetzte Markita hinzu.

Markita war Hülfe ſuchend in das Kloſter gekommen, und hatte als Magd lange darin gedient, und war der Aebtiſſin wegen ihres frommen Sinnes, ihres ſtillen Weſens, und ihrer Treue lieb geworden. Sie bekleidete zuletzt die Stelle einer Gürtelmagd bei der hochwürdigen Frau; und ſo fand ſie Iſabella. Froh, ihren Sohn glücklich zu wiſſen, ſchied dieſe nun von ihren Kindern; ſie verſprachen ihr, ſie jährlich zweimal zu beſuchen. Der Dispens wegen der nahen Verwandtſchaft mußte vom Papſt mit ſchwerem Gelde erkauft werden. Aber er wurde erkauft und Markita Hinko's Weib. Das Neue Teſtament ward Markita's bedeutungsvolles Angebinde.

Ende des dritten und letzten Theils.

Die Fanatiker.

Hiſtoriſcher Roman

aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Leipzig, 1831.
Bei C. H. F. Hartmann.

N
37 279a

Die Fanatiker.

Erſter Theil:

Der Schmied.

Wer ſich nimmt an,
Unds Rädlein kann
Hübſch auf der Bahn
Lahn umher gahn,
Und ſchmeicheln ſchön:
Findt Jedermann
Ein Feil und Wahn,
Iſt im Korb der beſte Hahn,
Der geht zu Hof oben an,
Der iſt zu Hof am beſten dran.
Denn wer gedächt,
Zu leben ſchlecht,
Fromm und gerecht
Die Wahrheit brächt',
Der wird durchächt,
Und gar geſchwächt
Gehöhnt, geſchmächt,
Und bleibt allzeit der Andern Knecht.

Martin Luther, im Lied vom Hofe.

Erſtes Kapitel.

Nirgends wirſt Du Ruh' empfinden,
Als von Wogen und von Winden
Umgetrieben, aufgezielt,
Du zuletzt aus fremden Landen
Fröhlich kannſt am Ufer ſtranden,
Wo Dein Herz ſich heimiſch fühlt.
M. Kongehl. (1700).

In der erſten Frühe eines neblichen Aprilmorgens ritten zwei junge ſchöne Kriegsleute aus der kleinen Stadt Conjumeau die Straße weſtwärts nach Poitou zu. Sie waren beide mit Feuerröhren und langen Schwertern bewaffnet, übrigens ſchwarz gekleidet und mit ſchwarzangelaufenen Harniſchen angethan, unter welchen rohlederne, doch durch den langen Gebrauch unſchimmer gewordene, Koller hervorſahen; über den Harniſch war eine weiße Binde gegürtet, ein untrügliches Abzeichen, daß die beiden jungen Kriegsmänner dem calviniſtiſchen Heere, oder, wie die Katholiken ihre Gegner benannten, den Hugenotten, zugehörten. Der letztere Name, meiſt in Paris und am Hofe der drei gekrönten Söhne der berüchtigten Katharina von Medicis gebräuchlich, war ein Schimpfname, man weiß nicht recht, von welcher Veranlaſſung hergeleitet. Meiſt ſchreibt man ſein Entſtehen einem alten verfallenen Thore zu Tours im Orleaniſchen zu, unter welchem, weil es in einem Winkel gelegen, die verfolgten Calviniſten in der Stille der Nacht ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte gehalten, und welches von ſeinem angeblichen Erbauer, Hugo Capet, dem Stifter der capetingiſchen Dynaſtie auf dem Throne Frankreichs, das Hugothor geheißen haben ſoll.

Die beiden kriegeriſchen Calviniſten — oder Hugenotten (denn beide Namen ſind in der Geſchichte identiſch) — ſchienen große Eile zu haben, und wechſelten während ihres ſcharfen Rittes den halben Vormittag lang ſehr ſelten ein Wort. Erſt als der mattere Trab der Pferde ſie zur Einkehr mahnte, machten ſie vor einer ſchlechten Dorfſchenke Halt und beſtellten Futter für die Pferde und Wein und einen Inbiß für ſich.

„Es thut mir in der Seele leid, liebſter d'Armevall,“ begann jetzt der Jüngere, eine bildſchöne kräftige Heldengeſtalt, gar freundlich, „daß wir morgen ſchon von einander ſcheiden ſollen. Könnte ich Dich doch recht von meiner Liebe überzeugen, George, und von der Wahrheit, daß mir jetzt keine größere Freude auf der Erde bereitet werden könnte, als wenn Du mich nach la Rochelle begleiteteſt. Wer weiß denn, ob wir uns jemals wieder ſehen.“

„Ei, ei! ſind wir denn ſchon lebensmatte Greiſe, oder wüthen die Bürgerkriege noch in Frankreich und ſtehen wir noch unter des tapfern Coligni's Fahnen, den Papiſten gegenüber, daß Du Dich Todesgedanken überlaſſen darfſt, Charlot? Es hängt Dir ſtark an, daß unſre Prieſter Einem ewig von Tod und Verdammniß vorſagen. Wir haben das ſchöne Leben zur größern Hälfte noch vor uns, Theophile; und wir werden uns wiederſehen, vielleicht recht bald. Denke nicht an den Tod! Haben doch Papiſten und Calviniſten Friede gemacht. Iſt das nicht allein ſchon luſtig genug?"

„Eine ſchöne Art Frieden wieder!" verſetzte Charlot ärgerlich. „Wie's nur der Admiral zugeben konnte! Ich an ſeiner Stelle hätte mich widerſetzt."

„Wie das Haupt will, ſo müſſen die Glieder. Der Prinz beſtand auf dem Frieden, wie hätte der Admiral ſich deſſen klüglich weigern können? Und ſein treues, verſöhnliches, chriſtlich-mildes Herz iſt ja ſtets zum Frieden geneigt. Der Krieg iſt ihm eine Marter und Qual; jeder Tropfen franzöſiſches Blut, welches in dieſem unſeligen Streite vergoſſen wird, preßt ihm bittre Thränen aus. Hätte er ein wenig mehr Mißtrauen in ſeiner großen Seele, er würde manchmal anders und vorzüglich jetzt anders gehandelt haben. Aber der edle Mann mißt Andre nur nach ſich ſelbſt; woher ſoll er auch den Maßſtab für die Handlungen niedriger Seelen nehmen?"

„So ſind nun die Beweggründe zu dieſem übereilten Frieden ſo ganz verſchiedener Art, daß man kaum es glauben möchte. Die Königin macht ſchnell Frieden, weil wir ſeit einem Jahre, nach der mörderiſchen Schlacht bei St. Denis, in allen nur möglichen Vortheilen waren, weil die katholiſche Partei, gleichſam ganz vernichtet, ihrem erbärmlichen König nicht die mindeſte Unterſtützung hätte angedeihen laſſen können, wenn wir nur einen tüchtigen Schlag auf ihn ausgeführt hätten. Der Prinz Condé macht ſchleunig Frieden, weil — ich kann's kaum glauben; aber der Oberſt d'Alban hat's uns noch geſtern verſichert — weil er ſich nach den Umarmungen der ſchönen Hofdamen in Paris ſehnt und ſich bei uns erſchrecklich langweilt. Und endlich der brave Admiral muß wohl Frieden machen, aber er ſchließt ihn aus reiner Menſchenliebe, aus Patriotismus ab; denn es jammert ihn ſelbſt der katholiſchen Hunde, weil ſie Franzoſen ſind."

„Aber Du ſollſt ſehen, Charlot," erwiederte d'Armevall, „daß die ſchlaue, Ränke ſchmiedende Königin den Prinzen und den Admiral bei der Naſe führt und uns Alle mit. Neue Kräfte will ſie ſammeln, eine tüchtige Heeresmacht aufbringen, ganz Frankreich noch gegen uns aufwiegeln, deshalb macht ſie Friede. Gott mag's einſehen, wie der Prinz ſo verblendet ſein konnte; ich begreif' es nicht. Ja, wenn es das Erſtemal wäre, aber wie oft iſt ſie ſchon wort- und treubrüchig an ihm und uns geworden. Die Liebe zum weiblichen Geſchlecht muß doch eine wahre Raſerei ſein. Und das muß man ſagen, die Königin hat ſeine Leidenſchaften ſtudirt und weiß, womit ſie ihn kirren kann. Die ſchönſte ihrer

Nymphen hat ſie ihm zugeſchickt, und der Friede war abgeſchloſſen. Hätte er ſich jetzt nicht vom Wahnſinn der Leidenſchaft hinreißen laſſen, hätte er jetzt den Eingebungen der Beſſern gefolgt, er könnte in dieſem Augenblick Ludwig der Dreizehnte, König von Frankreich ſein.“

„Gott ſei's geklagt, wir Calviniſten ſind doch ein armes, verlaſſenes Volk!“ ſeufzte Charlot. „Mußten nicht tauſende unſrer Brüder mit ihrem Herzblute unſre Exiſtenz erkaufen? Und wenn uns der gerechte Himmel einmal gnädig iſt, wenn die Sache des reinen apoſtoliſchen Glaubens über das Teufelsſchmiedewerk des Papismus ſich erheben will, wenn die wahre geoffenbarte Religion, wie ſie der Herr Chriſt, als er noch auf Erden gewandelt, ſelbſt gelehrt und verkündet, triumphirend das Haupt erhebt und der ihr blutig aufgehenden Sonne der Freiheit ſehnſüchtig entgegen blickt, da — man möchte verzweifeln! — da führt die ſinnliche Leidenſchaft, die weltliche ſündliche Luſt ihre ſchwarzen Wolken herauf und verfinſtert die Sonne; das Blut iſt vergebens ausgeſtrömt, deſſen Opfer ſie herauf beſchwor, und die reine wahre Religion erliegt wieder dem hinterliſtigen Angriff des abſcheulichen Drachen.“

„Glaube mir, beſter Charlot, erliegen wird ſie nicht. Die Unſchuld kann leicht von den Kunſtgriffen der Nichtswürdigkeit geblendet, aber nie ganz beſiegt werden. Gott im Himmel ſieht lange dem gräulichen Unfuge mit Langmuth zu, wenn aber die Kinder des Teufels ſich alle auf den einzigen Gerechten werfen, um ihn zu verſchlingen, da greift er ſelbſt hinab mit langem Arme und ſchlägt die Uebermüthigen. Soll ich Dich daran erinnern, wie Gott mit den frommen Brüdern, den Maccabäern, gegen ihre Feinde ſtritt und ihnen den Sieg gegen die Uebermacht in die Hand gab, obgleich ſie nur ein kleines Häuflein Juden zur Schlacht führen konnten? Gott kann noch alle Tage Zeichen und Wunder thun, und die Mauern von Paris können, wenn es des Herrn Wille iſt, daß die Brut des Antichriſts untergehen ſoll, zuſammenſtürzen, wie einſt die von Jericho, als Joſua ſeine Poſaunen ertönen ließ. Ja, Charlot, ich glaube feſt daran, wir werden noch ſiegen! — Dieſer Friede kann und wird nicht lange dauern. Deshalb thut mir der Abſchied von Dir, dem Retter meines Lebens, nicht ſo ſchmerzlich wehe, als der Fall geweſen ſein würde, hätte ich nicht die Hoffnung, ja die Gewißheit in mein Herz aufgenommen, daß uns die Fähnen des Admirals nach einer kleinen Zeit wieder verſammeln werden. Und dann werden unſre Häupter klüger geworden ſein. Ja, Charlot, wir ſehn uns wieder in kleiner Friſt, in dieſen Panzern und Waffenröcken, mit dieſen Schwertern und Büchſen an unſrer Seite. Drum gräme Dich nicht, wenn ich nicht, Deinem Wunſche gemäß, mit nach Rochelle zu den Deinen ziehe. Du haſt Dir durch Deine kühne That in der Schlacht bei St. Denis ein großes Recht auf mich erworben, und es würde mir eine unausſprechliche Freude ſein, in den Kreis Deines häuslichen Lebens mit einzutreten? aber Du weißt — ich habe Dir ja mein ganzes Leben mit all ſeinen wunderlichen Verhältniſſen wie eine Landcharte aufgerollt — Du weißt, daß ſehr heilige Pflichten mich nach Hauſe rufen. Mein alter, ehrwürdiger Pflegvater hat vielleicht nur wenige Tage noch zu leben, und gern möchte er meine Hand in die ſeiner engelreinen Tochter fügen. Hätte der Krieg mir die eiſerne Nothwendigkeit auferlegt, noch länger im Felde zu verweilen, ſo war es Gottes Sache, für die ich ausharrte; nun aber der Friede geſchloſſen, war ich geſtern der Erſte, welcher, eh' noch das Heer aufgelöſt werden möchte, um ſchleunige Entlaſſung bat. Da hörte ich von Coligni mit Entzücken, daß er Dich dieſen Morgen als Eilboten nach la Rochelle abſchicken würde, und ſo hat es denn der Himmel gefügt, daß ich mit meinem liebſten beſten Freunde wenigſtens einen Tag noch zuſammen reiſen kann."

„Und glaubſt Du, daß das Heer der Calviniſten wirklich entlaſſen werde?"

„Ich hörte, es ſei dies eine der erſten Friedensbedingungen der Königin, welche der Prinz auch ohne Weiteres eingegangen ſei. Die Gewißheit wird in des Admirals Briefen an den Bürgermeiſter d'Alban ſtehen, und Du nach Uebergabe derſelben in la Rochelle Alles genau erfahren. Ich aber zweifle keinen Augenblick daran."

„O weh! dann ſind wir ja ganz in die Hände der Königlichen gegeben."

„Nichts anders! Und deßhalb ſag' ich Dir noch einmal, es dauert nicht lange mit der Herrlichkeit. Bald wird die Kriegstrommele wieder über das unglückliche Frankreich tönen und Franzoſen gegen Franzoſen ſtreiten, damit endlich der römiſche Drache geſtürzt werde!“

„Alſo laß uns auf baldiges Wiederſehen trinken!“

„Auf baldiges Wiederſehen in den düſtern Schlachtreihen calviniſtiſcher Streiter, die für den wahren Glauben und der Bourbons heilige Sache kämpfen!“ Sie ſtießen an, umarmten und küßten ſich und leerten die gefüllten Becher.

„Da wir nun heute noch zuſammen ſind“, begann d'Armevall, als ſie wieder auf ihren Stühlen ſaßen, „ſo wollen wir Nachmittags nicht ſo wild drauf los reiten, ſondern uns noch ein Paar Stunden vernünftig unterhalten. Du kannſt die kleine verſäumte Zeit in den folgenden Tagen wieder beibringen, und wenn auch nicht, ſo langſt Du immer noch bald genug in Rochelle an, um Deinem alten Bürgermeiſter die nicht ſehr tröſtliche Nachricht vom geſchloſſenen Frieden zu hinterbringen und Deine Briefe abzugeben.“

„Es ſei, lieber d'Armevall,“ verſetzte Charlot. „Biſt Du mir doch ſeit einem Jahre, welches ich Dich nun kenne, der theuerſte Menſch auf der Erde geworden. Wie ſollt' ich nicht, da ich Dich doch einmal nicht mit nach la Rochelle führen kann, wie ich nun wohl einſehe, Dir den heutigen Nachmittag noch ſchenken. Möchte ich Dir doch gerne mein ganzes Leben weihen!“

„Haſt Du es nicht ſchon gethan, braver Junge? Wagteſt Du nicht Dein eignes Leben an das meinige, als Du, Du ganz allein mich aus dem Haufen der wüthenden Papiſten heraushiebſt? Die Namen St. Denis und Theophile Charlot ſtehen mit Flammenſchrift in meine Seele gegraben. Doch ſieh, ſeit jenem wichtigen Augenblick, wo Du mich, den heftig Blutenden, aus dem Gemetzel heraus riſſeſt, ſind wir faſt täglich zuſammen geweſen, haben uns unſre Herzen gegenſeitig aufgeſchloſſen, und ſind die innigſten Freunde geworden, und doch weiß ich von Deinem Leben nur Weniges, Unzuſammenhängendes, was der Zufall Dir entlockte. Ich habe Dir dagegen die kleinſten Umſtände meiner frühern Laufbahn umſtändlich mitgetheilt. Willſt Du mir nicht, ehe wir von einander gehen, die große Freude bereiten, mich mit Deinen Schickſalen bekannt zu machen?“

„Es gibt nichts Einfacheres, als die Geſchichte meines Lebens,“ entgegnete Charlot, „und blos weil ſie ſo arm iſt an merkwürdigen Begebenheiten, hab' ich es bis jetzt nicht der Mühe werth erachtet, Dir viel davon vor zu ſagen. Doch da Du es wünſcheſt, ſo geſchehe es. Verſprich Dir alſo nicht einen ſo abenteuerlichen Lebenslauf, wie der Deinige iſt; ich bin weder ſo arm geweſen, noch ſo reich geworden, wie Du; habe ſtatt meines geſtorbenen Vaters keinen Pflegevater gefunden, und noch viel weniger eine ſo herrliche, liebenswürdige Braut, wie Deiner Beſchreibung nach die Deinige iſt.

Mein Vater war ein geſchickter Schmied in la Rochelle, und hatte ſein Häuschen mit der Werkſtatt in einer alten krummen abgelegenen Straße nicht weit vom Hafen. Er war ein frommer treuherziger Mann und einer der eifrigſten Calviniſten; denn er hatte den großen Reformator Jean Chauvin wohl dreißigmal in la Rochelle predigen hören, aus ſeinen geweihten Händen das geſegnete Brot und den geſegneten Kelch empfangen und ſogar einmal mit ihm geſprochen. Daß ich im wahren Glauben und der rechten Gottesfurcht ſtreng auferzogen wurde, kannſt Du Dir denken. Die Meſſe war ſchon damals aus la Rochelle verbannt; die Predigt allein florirte. La Rochelle iſt nur in ſo fern eine franzöſiſche Stadt, weil man nicht ſpaniſch oder tuneſiſch dort ſpricht und der Dei von Algier nicht als Herr derſelben anerkannt wird. Im Uebrigen hat der König von Frankreich, ſeit die Stadt der Hauptſitz des Proteſtantismus geworden iſt, faſt eben ſo wenig dort zu befehlen, als der Dei. An der äußerſten Meeresküſte, ſchier auf dem Meere drauf gelegen, hat ſie mit dem feſten Lande wenig Gemeinſchaft; und wie der weite Waſſerſpiegel nur Gott den Herrn, der das Meer im Sturme aufregt und wieder beſänftigt, der allein Gewalt über ſein Toben und Macht über die Ungeheuer ſeiner Tiefe hat, als ſeinen Beherrſcher anerkennt, ſo möchten die Einwohner von la Rochelle, der ſchönen Meerſtadt, auch nur ihm allein gehorchen, und nicht Gehör geben dem verhallenden Menſchenwort, welches ſich für Gotteswort frech genug ausgibt. Die Rocheller ſind ſtille gottesfürchtige Leute, aber ſie haben einen kühnen Sinn und ihren eignen feſten Willen, von dem ſie kein Menſch vermögen wird, nur ein Haar breit abzuweichen, und wär es der König von Frankreich ſelbſt. Auf dem Meere ſind ſie meiſt aufgewachſen, Schiffleute ſind ſie, Matroſen, ja auch Seeräuber; denn die Kaperei iſt nicht als ſündhaft verpönt. Dem Ungeſtüm der Wellen trotzen ſie ihr dürftiges Leben ab und wollen das ſchwer gewonnene nicht dem leichten übermüthigen Befehlsworte des ſtolzen Antichriſts in Rom oder des geckenhaften Königs in Paris hingegeben, wollen den am Ruder und Steuer unter den Stürmen des Himmels geſtählten Leib nicht beugen unter das Joch der ſogenannten Herrn der Erde.

Sieh unter dieſen Menſchen bin ich groß geworden, George; ihre vernünftigen klaren Anſichten habe ich mit der Muttermilch eingeſogen, mit der Luft eingeathmet, welche von der ungemeßnen Waſſerwüſte herüber an die Küſte weht, die Luft der Freiheit. Verhaßt iſt mir jedes Joch, mög' es die Kirche betreffen oder die Herrſchaft! Ich bin erſtarkt im freien Elemente, und was dem Fiſche das Waſſer iſt, das iſt mir die Freiheit geworden.

Als ich zwölf Jahr alt und groß geworden war, ſtellte mich mein Vater an den Ambos. Ich lernte das Schmiedehandwerk von dem braven Manne, ſo wie ich Ehrlichkeit und Treue von ihm gelernt hatte. Zu jener Zeit brachen die erſten Beſorgniſſe der Evangeliſchen in Frankreich aus; die Katholiken, vom Hofe aus unterſtützt, begannen ihre Neckereien. Die Verſammlung auf dem Schloſſe Laferté, wo Prinz Ludwig Condé zuerſt unſre Partei ergriff und ſich mit den beiden Coligni's, Gaspar und Dandelot, vereinigte, brachte in la Rochelle Bewegungen hervor. So oft mein Vater mit mir das glühende Eiſen auf dem Ambos hämmerte, rief er: Theophile, ſei ſtets ein Hammer, und wenn das Wetter zwiſchen den verdammten Papiſten und den Anhängern des wahren, reinen, apoſtoliſchen Glaubens losbricht, ſo hämmere aus Leibeskräften auf die Götzendiener und denke, ſie ſind das glühende Eiſen, aus welchem Du was Rechtes ſchmieden willſt.

Nur zwei Jahre drauf ſtand ich in der Schlacht bei Dreux. Wohl wär' ich früher ſchon ins Heer der calviniſtiſchen Streiter getreten; denn ſchon nach der Verſchwörung von Amboiſe und dem Falle des tapfern la Renautie kochte mir das Blut heiß und drängte mich hinaus zu fliegen ins Kampfgewühl, und ſchon hatte ich mir Panzer, Helm, Schwert und Büchſe ſelbſt geſchmiedet, aber mein Vater war durch den Hufſchlag eines unbändigen Pferdes verunglückt, und mir lag's ob, ihn und meine Mutter und Schweſter ſo wie eine alte Tante zu ernähren. Als ich den guten Vater begraben hatte — er lag lange hart danieder, eh ihn der Todesengel zu den Wohnungen der Apoſtel führte — eilte ich unter des Admirals Fahnen. Tod allen Katholiken und Guiſards; Heil allen Calviniſten und Bourboniden! war von nun an mein Wahlſpruch. In der Schlacht bei

Dreux wurde ich ſchwer in den Kopf verwundet, doch daß ich mich ſo brav geſchlagen, war meine Rettung. Mein Oberſt, der Sohn unſres alten Bürgermeiſters von la Rochelle, Du kennſt ihn ja den hohen ſchönen d'Alban, hielt was auf mich, weil ich ein Rocheller und kein feiger Kerl geweſen war. Er ließ mich aus der Schlacht tragen und er beſorgte mein Heilung. Dieſem Manne fühl' ich mich deshalb hoch verpflichtet; denn ohne ſeine Sorgfalt wär' ich wahrſcheinlich damals ein Kind des Todes geweſen.

Nach dem Frieden von Amboiſe vor fünf Jahren kehrte ich voll Sehnſucht nach den geliebten Meinigen und der theuren Heimath ins Vaterhaus zurück. Lieb Mütterlein war dem Vater ins Grab gefolgt, Schweſter Jeanette — ein Kind, als ich la Rochelle verließ — war zur Jungfrau herangewachſen, und lebte mit Tante Margeton ſtill und häuslich zuſammen, ſich von der Arbeit ihrer Hände nährend. Bald nach meiner Ankunft wurde ich vom Oberſten d'Alban in das Haus ſeines Vaters, unſers Bürgermeiſters, eingeladen. Der Oberſt iſt nämlich unverheirathet und wohnt bei ſeinem Vater. Ich wurde mit Liebe und Freundlichkeit aufgenommen und — denke Dir, wie ſehr das einem armen Schmiedeknechte ſchmeicheln mußte! — ſogar mit an des Bürgermeiſters Tafel gezogen. Dort ſah ich des Oberſten ſechszehnjährige Schweſter, die wunderſchöne Henriette d'Alban, und mein Herz gerieth in Flammen. Fürder hatte ich nicht Ruhe weder bei Tage noch bei Nacht, weder in der Stadt noch auf dem Meere, wohin ich oft auf leichter Barke fuhr. Mein Weſen war verwandelt, und ich nur der Alte, ſo lang ich in des Bürmeiſters Hauſe war und der unſchuldigen Henriette gegenüber ſaß. Doch von früh auf gewöhnt, meine Leidenſchaften zu beherrſchen, gewann auch in dieſem Kampfe die Vernunft bald die Oberhand. Ich ſah ein, welch ein Thor ich war, mein Herz mit eitlen Träumen und Wünſchen zu füllen. Die Tochter des reichen Bürgermeiſters, gleichſam des Fürſten von Rochelle, aus uraltem, reinen, hochgeſchätzten Adel entſprungen, verwandt mit den vornehmſten Familien des Landes, und ich — ich der Schmiedegeſell, der gemeine Soldat! — Ich lachte mich aus, aber mein Herz blutete, mein Kopf brannte fieberiſch. Und in einer ſolchen verzweifelten Stimmung ſchnürte ich einſt mein Bündel und ergriff meinen Schmiedehammer, befahl meine Schweſter der ſtrengſten Obhut der alten Tante Margot an, nahm Abſchied und zog wieder über Berg und Thal davon. Daß ich nicht in la Rochelle bleiben konnte, ſeit ich über mich im Klaren war, erlitt keinen Zweifel; denn in ihrer bezaubernden Nähe hätte ich mich unmöglich gänzlich zu beſiegen und mein armes Herz von allem thörichten Liebeswahn zu heilen vermocht. Mein Beſtreben war fernerhin, Henrietten zu vergeſſen, mir ganz Frankreich zu beſehen, wo möglich alle calviniſtiſchen Gemeinden kennen zu lernen und mein Handwerk recht nach allen Seiten hin auszubilden und zur Kunſt zu erheben. Die zweite und dritte meiner Beſtrebungen hab' ich erreicht; ich bin in mehreren tauſend Gemeinden geweſen und habe mir in allen Freunde erworben, habe die vorzüglichſten und ausgezeichnetſten Leute unſrer Glaubenspartei kennen gelernt, bin ein geſchickter Zeug- und Waffenſchmied geworden, ſo daß ich alle Schmiedearbeiten von der gröbſten bis zur feinſten fertigen, mir kein Meiſter mit Recht etwas daran tadeln kann; ich hab' mir Geld und Lob genug verdient. Aber, aber — wie ich's auch anfangen mochte, Henrietten vergeſſen konnt' ich nicht. Ihr Bild umſchwebte mich am Tage, wenn ich in der Werkſtatt mich abmühte; es ſtand vor mir in meinen Träumen. Endlich ertönte die Kriegsdrommete wieder über Frankreich. Die Streiter Gottes ſammelten ſich unter Gaspar Coligni's Fahnen, die arg bedrohten Calviniſten zu beſchützen. Ich war keiner der Letzten, die zu Gottes Ehre und für Recht und Freiheit des unterdrückten wahren Glaubens zum Kampfe zogen. Und wenn ich nun auch in gewiſſenhafter Befolgung des ſtrengen Dienſtes, in Feld und Gewühl der Schlachten Henriettens Bild nicht verlieren konnte, ſo erfüllt mich doch das Andenken an ſie nicht mehr mit jener wilden Unruhe und treibt mir nicht ſo wie ſonſt die Glut der Leidenſchaft ins Geſicht. Ich vermag ruhig an ſie zu denken, und ihre Züge ſchweben mir vor wie die eines mir theuren verklärten Weſens, eines mir einſt erſchienenen holden Friedensengels, der mir ſüße Botſchaft gebracht aus einer beſſern Welt. Nach der Schlacht bei

St. Denis hat mich mein General ehrenvoll ausgezeichnet und der große Admiral vertraute mir die Stelle eines Unteranführers."

„Deine ausgezeichnete Tapferkeit hätte Dir ein Recht auf eine Hauptmannsſtelle gegeben," fiel d'Armevall dem Sprecher in die Rede. „Doch Coligni's Freundſchaft, die Du Dir erworben, iſt mehr werth als der Poſten eines Hauptmanns. Deine edle Beſcheidenheit erlaubt Dir nicht weiter von Deinen Verdienſten um die Sache der Calviniſten zu ſprechen. Zum Glück ſind ſie mir aus andern Quellen bekannt, und ich darf ſtolz darauf ſein, Dich meinen Freund, meinen Lebensretter nennen zu dürfen. Doch fahre in Deiner Erzählung fort."

„Ich habe nichts mehr zu erzählen, Lieber. Seit jener Schlacht kennſt Du mich; nichts in meinem Leben blieb Dir verborgen. Du weißt, daß mir Henriette ſtets noch im Sinn liegt, und wahrlich, ich wage nicht zu unterſcheiden, ob die heftige Sehnſucht, welche mich nach der geliebten Vaterſtadt und zu Tante und Schweſter zieht, nicht noch vom Gedanken an Henrietten verſtärkt wird. Doch ich habe mich bekämpfen gelernt, und Henriette iſt gewiß jetzt das glückliche Weib eines Edelmannes und vielleicht gar nicht mehr in la Rochelle. Möchte der gütige allbarmherzige Gott ihr ein ihrer Liebenswürdigkeit angemeſſenes Loos bereitet haben! Möchte ihr Gemahl des Glückes, welches ihm der Himmel bereitet hat, würdig ſein und es zu erkennen wiſſen! Gott gebe der Holden einen Himmel auf Erden; ſie verdient's!“ Charlot ſeufzte bei dieſen Worten, ſtrich ſich mit der flachen Hand über das blühende Mannsgeſicht und fuhr dann in einem wehmüthigen Tone fort: „Theure Stadt an dem üppigen Meeresufer, dich ſoll ich nach vielfach überſtandenen Gefahren wieder ſehen, ihr Inſeln ohnfern des Geſtades, auf denen ich als Knabe geſpielt, ihr Felſen am Ufer, von denen ich ſonſt ſehnſüchtig in das weite Meer hinausgeblickt und die im Hafen landenden Schiffe jauchzend begrüßt; kleines Haus, wo ich geboren, und all' ihr lieben Plätzchen, wo ich geſpielt, ihr ernſten Kirchen und ſtillen Bethäuſer, wo ich Gott fürchten und lieben lernte, ihr ſeid mir alle in der Erinnerung theuer geblieben und mit Jünglingswonnen werd' ich euch wiederbegrüßen. Auch in das hohe alte Haus des Bürgermeiſters werde ich kommen, gleich nach meiner Ankunft muß ich dahin; wie wird das Herz mir ſchlagen, wenn ich die Räume wieder begrüße, wo ich ſie, die Einzige, zuerſt geſehen. Doch ſtill, mein Herz, daß Du mir die Thränen der Wehmuth nicht in die Augen treibeſt!“ — Er ſchwieg und d'Armevall ehrte dies Schweigen ſeines Freundes. Erſt gegen Abend entſpann ſich wieder ein zuſammenhängendes Geſpräch zwiſchen den Reiſenden, welches ſie in der Herberge noch lange zuſammenfeſſelte. Wieviel haben zwei engverbundene Freunde ſich nicht zu ſagen, ehe ſie ſich für lange Zeit trennen!

Nach Kuß und Gruß, nach manchem herzlichen Lebewohl und dem von Charlot dringend geforderten und von d'Armevall gern geleiſteten Verſprechen des Letztern, ſobald er mit ſeiner verlobten Braut auf ewig verbunden ſei, ihm in la Rochelle einen Beſuch zu machen, ſchieden die Freunde. Der Edelmann zog die Straße nach Norden, der Schmied aber verfolgte mit großer Eile die nach Weſten hinauf, der Meerküſte zu.

Zweites Kapitel.

Der edle Bruder eilt' herein,
Und ſah ſein liebes Schweſterlein.
Was machſt Du, mein Schweſterlein, allhier?
Du ſeufzeſt ſo, was fehlt denn Dir?

Aus Heinrich Stillings Lied: Der falſche Ritter.

Wohl dem Krieger, der, aus dem Felde heimkehrend ein Dach weiß, das ihn aufnehmen und ihm Raum, Schutz und ein Lager geben wird, der auf ein Paar Arme hoffen kann, die ihn umſchlingen werden, auf einen Mund, der ihm den Kuß der Liebe bis an die Schwelle entgegen tragen wird; auf ein Herz, das ihn freudig willkommen heißt an der heimiſchen Stätte! Was hilft das dürre Lorbeerreis, benetzt mit dem Blute der Feinde, wenn ſein Erkämpfer es nicht niederlegen kann auf den Heerd des Hauſes, dem er angehören darf, und verwandte, theilnehmende Herzen ſich ſeiner freuen? So pries ſich Theophile Charlot glücklich, als er an einem heitern, warmen Frühlingsabend auf ſeinem muntern Roſſe wohlgemuth ſeiner lieben Vaterſtadt zutrabte; denn er gedachte des Schweſterleins, und der alten Tante, der Freunde und Jugendgenoſſen, der Nachbarn und Bekannten, die er alle ſo lange nicht geſehen, und dann und wann ſtieg auch der Gedanke an Henriette d'Albon wie ein heller Stern in der Nacht ſeines Gemüthes auf. Doch er überließ ſich nicht dem Anſchaun deſſelben, ſondern ſpornte ſein Rößlein und ſang einen kriegeriſchen Pſalm. Endlich erblickte er in der Ferne das herrliche vom Abendroth vergoldete Meer vor ſich ausgebreitet, und die dunkeln Thürme von la Rochelle gleichſam darin ſchwimmen.

„Wie wird Jeanette groß und ſchön geworden ſein! wie wird ſie ſich freuen!“ dachte er bei ſich, und verſcheuchte durch ſolchen Vorſchmack einer bald zu genießenden Wonne die düſtern Wolken, welche die Ueberlegung, wie arg doch wiederum die Calviniſten, und vorzüglich ihr Haupt, der leichtgläubige Prinz Condé überliſtet worden ſeien, auf ſeiner hohen, ernſten Stirne verſammelt hatte. Und er begann abermals eines jener Erbauungslieder der Calviniſten, worin ſich die Freude eines reinen Herzens, wenn auch ſehr verkümmert und verzwergt, ausſprach, in der ihnen eignen klangloſen Monotonie vor ſich hinzuſummen, die jedoch allmählig und ohne daß es der Sänger ſelbſt zu wiſſen ſchien, in einen lebendigeren, bewegteren, und der Freude angemeſſeneren Ton überging, der wohl kund geben konnte, daß der junge Krieger nicht jenes friſchen Lebensmuthes ermangle, den der Calviniſten düſteres, verſchloſſenes Leben meiſt im Keim zu erſticken pflegte, ſondern daß der Krieg ſeine heilſame Macht, das ſtärkſte Bollwerk gegen alle Kopfhängerei, an ihm auszuüben nicht verfehlt, daß hofnungsloſe Liebe ihn nicht zu einem unthätigen ewig in Schmerz zerſchmelzenden Träumer verwandelt hatte. Das groſe, ſchöne blaue Auge des Jünglings blickte freudetrunken und ſehnſüchtig durch die ihn ſchon umſpinnende Dämmerung nach der ihm immer näher gelegenen Stadt, bis er endlich ſchon in der Dunkelheit vor dem feſtverwahrten Thore hielt, und, als ein Calviniſt ſich beurkundend, Einlaß erhielt. Als er nun, durch die krumme Straſe reitend, ſeinem Pferde den Zügel ließ, bemächtigte ſich ſeiner eine bange Beklemmung, und ſein Herz klopfte hörbar unter dem braunen Lederkoller; je näher er dem wohlbekannten Gäßchen kam, worin einſt ſeines Vaters Schmiedeeſſe gedampft und er ſelbſt unter Leitung des ihm unvergeßlichen Mannes die erſten Schläge auf den Ambos verſucht hatte. Sein ganzes einfaches Knabenalter ging an ihm vorüber, gern verweilte er bei manchem lieben Bilde, und vor allen bei dem der herrlichen

Henriette, und ehe er weiter kam, die nachfolgenden blutigen ſich auszumalen, hielt er vor dem Hauſe, durch deſſen niedere Scheibenfenſter ihm das Licht einer Lampe entgegen leuchtete. Schnell war er vom müden Roſſe herunter und ergriff die große eiſerne Klinke der Hausthür, die er zu ſeinem Verdruſſe verſchloſſen fand. Ungeduldig über die ſeine Sehnſucht hemmende Feſſel, klopfte er unſanft und nach Art der Soldaten an.

„Wer hämmert ſo unwirſch an die Thüre?“ fragte eine junge männliche Stimme heftig und barſch aus dem Fenſter.

„Wer hat hier zu fragen?“ erwiederte Theophile ebenſo, nur noch erbitterter. „Thut die Thüre auf, dann ſollt Ihr ſehen, wer ich bin, und wie ich ein Recht habe, alſo anzuklopfen.“ Dabei unterließ er nicht, mit ſeinen Waffen einen ehrfurchtgebietenden Ton von ſich zu geben, der auch in ſo fern ſeine Wirkung nicht verfehlte, als wenige Augenblicke darauf der ſchwere Riegel zurückgeſchoben, und die Thüre geöffnet ward. Gebückt trat ihm die alte Tante mit der Leuchte entgegen; ſie erkannte den bärtigen, mannbar gewordenen Kriegsmann nicht. In der niedrigen Wohnſtube vernahm der Ankömmling in demſelben Augenblicke einen heftigen Schrei einer weiblichen Stimme, hörte gleich darauf ſeinen Namen laut rufen, dann ein Geräuſch, wie wenn zwei verzweifelt mit einander ringen — endlich wurde die Thüre der Stube aufgeriſſen, und Jeanette ſtürzte mit fliegenden Haaren und in aufgeregter Seelenſtimmung, wie auf den erſten Blick nicht zu verkennen war, aus der weit geöffneten Thüre die Stiegen herab, ihrem Bruder an die Bruſt. Sie hatte ihn an der Stimme zu erkennen geglaubt, und als ſie nun durch das Fenſterlein, welches aus der Stube in die Hausflur und die Schmiedeeſſe führte, ſeine Geſtalt und die Züge ſeines Geſichtes gewahrte, folgte ſie dem Drange ihres Herzens. Theophile weidete ſeine Augen einige Zeit an der hohen, edlen Geſtalt ſeiner Schweſter, und mit Wohlbehagen fühlte er an ſeiner Bruſt die Wärme ihres Athems; denn ſie hatte ihr Geſicht an derſelben vergraben. Er fühlte mit Entzücken die Schläge des Schweſterherzens, des einzigen, welches er auf der ganzen Erde ſein nennen konnte. Der ſtaunenden Tante wurde der ſeltſame Auftritt nicht eher klar, bis Jeanette ihr Geſicht erhob und ihr in einem aufgereizten Tone zurief: „Mein Bruder Theophile! Kennt Ihr den Schmied nicht mehr, Margot?" Da trippelte die Alte freudig, ſtrich ſich das ſchneeweiße Haar hinter die Haube, ſtellte die Leuchte auf den ungeheuern Ambos, der immer noch auf der alten Stelle ſtand, breitete beide Arme zitternd aus, und rief als ihr Theophile die Hand zärtlich drückte: „Herr, nun läſſeſt Du Deine Dienerin in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Auserkornen wieder geſehen," und ſeinen rechten Arm faſſend, während die blühende Jeanette den linken hielt, ſtellte ſie ſich an, den geliebten Neffen im

Triumphe nach der noch geöffneten Stube zu führen, aber die Nichte ſchien ſie ängſtlich von dieſem Vorhaben zurückzuhalten, und Theophile bemerkte deutlich, wie eine hohe Purpurröthe das ſchöne ausgebildete Geſicht der Jungfrau übergoſſen hatte, wie ihre Augen verſchämt den Boden ſuchten. Indem er nun ſeinen Arm wieder um Jeanettens Leib legte, und mit gedämpfter Stimme rief: „Wie geht es Euch, Ihr, meine theuren, geliebten Menſchen?“ ließ er ſich von der ungeſtümen Tante nach der Stiege fortziehen. Kaum aber hatte er die erſte Stufe betreten, als ihm aus der dunkeln Stube ein junger Menſch entgegen trat, deſſen Geſichtszüge er wegen des ſchwachen Lampenſchimmers nicht deutlich erkennen konnte; aber ein ſchwarzes Auge blitzte ihm feurig entgegen, er ſah ein ſtark gelocktes Haar auf Rücken und Schultern herab fallen, ſah einen gedrängten Körperbau in der ſchlichten, grauen Tracht, welche alle dienende Perſonen der Calviniſten zu jener Zeit zu tragen pflegten.

Ohne Theophile nur eines Blickes zu würdigen, geſchweige ihn zu grüßen, ſchritt der Fremde ſtolz und trotzig an ihm vorüber, faßte Jeanetten bei der Hand, flüſterte ihr etwas mit drohender Geberde ins Ohr, und war ſchnell durch die noch offenſtehende Hausthüre verſchwunden. Nachdenklich über den fremden Gaſt im väterlichen Hauſe, ſetzte Theophile den verzögerten Gang fort, und ſah ſich nach der mit der

Leuchte folgenden Jeanette um, die, wie er bemerkte, ſtark zitterte, und, noch verlegner als erſt, die Blicke nicht zu erheben wagte.

Flüchtig begrüßte Charlot die alten Gegenſtände rings im Zimmer, die alle noch dieſelben waren, wie er ſie einſt als Kind geſehen und liebgewonnen hatte, während er ein ſo ganz Anderer geworden war. Dann wandte er ſich wieder zur Schweſter und ſagte in einem Tone, der den Vorwurf nicht ganz verhehlen konnte: „Du empfängſt mich nicht mit jener unbefangenen Freude, die ich wohl gewünſcht hätte, Jeanette; und wer war der fremde Geſell, der ſo trotzig und unbekümmert um mich durch die Thüre davon ſchritt?“

Jeanette antwortete mit einem Strom von Thränen, und Theophile blickte von ihr verwundert fragend auf die Tante, deren Lächeln ihm einige Schadenfreude zu verrathen ſchien.

„Siehſt Du, mein Kind,“ redete die Alte das beſtürzte Mädchen an, „hätteſt Du meinen frommen Rathſchlägen gefolgt, ſo brauchteſt Du jetzt Deinem tapfern Bruder nicht ſo beſchämt gegenüber zu ſtehen, und er würde ſich im Hauſe ſeiner Väter eines freundlicheren Empfanges verſehen haben. Aber Du biſt nicht auf Gottes Wegen gewandelt und haſt meine Warnung verſchmäht. Der Jungfrau Sinn ſteht immer nach dem Geliebten. Mein Freund iſt mir ein Büſchel Myrrhen, das zwiſchen meinen Brüſten hängt, hat der weiſe König Salomo im hohen Liebe geſungen. Mein Freund iſt mir eine Traube Cypher in den Weingärten zu Engeddi. Siehe, mein Freund, du biſt ſchön und lieblich. Unſer Bette grünt. Mein Freund iſt mein und ich bin ſein, der unter Roſen wandelt. — Alſo könnt' ich Euch noch viel ſchöne Sprüche aus der Bibel herſagen, um darzuthun, daß der Jungfrau Herz geſchaffen iſt, den Freund zu beglücken, und dadurch ſelbſt beglückt zu werden. Das iſt die Ordnung der Dinge, der Lauf der Natur; und in meinen jungen Tagen hing ich mit all meinem Leben an Robert Tallier, dem ſchönſten Küper in ganz Poitou, und ſchon war ich ſeine verlobte Braut, da zwang ihn der König Franz, mit in den Krieg zu ziehen gegen den deutſchen Kaiſer, und als er unter den Lanzenknechten vor dem Thore ſtand, reichte er mir noch ſeinen ſilbernen Mundbecher, den ich bis dieſen Tag ihm zu Ehren einmal leere. Wohl habe ich den ſchmucken Jungen nicht wieder geſehen; denn er hatte ſein ſchönes Leben in einer wilden Schlacht in Italien verloren, aber nichts deſto weniger bin ich ihm treu geblieben, ſo viel ſchöne Anträge mir auch gemacht wurden, und bin eine Jungfrau von ſiebzig Jahren geworden. Hingegen Du, mein Kind, vergißt des Einen über dem Andern, hängſt an Beide Dein Herz, und weißt nicht, wem es eigentlich angehört. Aber Niemand kann zweien Herren dienen und keine rechtliche Jungfrau kann zweien Liebhabern zugleich angehören. Das iſt eine Sünde vor Gott und mir Dein Wandel ein Gräul geweſen, Jeanette.“

„Wie ihr nur ſo ſprechen könnt!“ fiel Jeanette unwillig der ſchmählenden, redſeligen Tante ins Wort. „Was ſoll mein Bruder von mir denken, wenn er auf Eure Worte achtet? Sind ſie doch eine förmliche Anklage gegen mich und meine Tugend, Zucht und Ehrbarkeit.“

„Ich ſage nichts weiter, als was ich geſehen, gehört, und was ich darüber gedacht habe.“

„Und iſt der Beſuch, den ich bei Dir traf, Jeanette, nicht Anklage genug? Könnte er nicht Urſache zu jeglichem Verdacht werden, falls ich, argwöhniſch auf Deine Tugend, einem ſolchen Platz in meinem Herzen vergönnen wollte? Jeanette, wer war der trötzige Burſche?“

„Du ſollſt es erfahren,“ ſchluchzte ſie und weinte dann wieder heftiger. „Jetzt wartet Dein Pferd an der Thüre und begehrt des Stalles und des Futters, führe es erſt herein, damit wir ihm einen Platz bereiten.“

„Wer war dieſer Geſelle?“ fragte Theophile ſchärfer betont. „Weiche mir nicht aus Jeanette!“

„Ein Diener aus dem Hauſe des alten Herrn Bürgermeiſters d'Alban,“ ſagte ſie raſch, aber die Taute ſchüttelte ungläubig den Kopf, und Theophile, der dieß nicht zu bemerken ſchien, ſchritt heftig bewegt hinaus, faßte ſeinen müden Gaul am Zügel und führte ihn durch die verödete Schmiede dem Stalle zu.

„Tante!" rief Jeanette verzweifelt, als der Bruder über die Schwelle war: „ſäet keinen Samen der Zwietracht zwiſchen Theophile's und mein Herz. Theilt ihm Eure Zweifel über Jacques Stand nicht mit, ſonſt macht Ihr mich auf ewig zum unglücklichſten Geſchöpf! Ich beſchwöre Euch bei Chriſtum und all ſeinen heiligen Apoſteln!"

„Kind, was vermiſſeſt Du Dich!" verſetzte die Alte erſchreckt. „Welche Namen führſt Du im Munde, um Dein ſündiges Weſen damit zu verhüllen! Ich will ja gern ſchweigen, wenn dadurch Böſes verhütet werden kann. Wende du nur auch alles Unglück ab, und laß von dem wilden, gottloſen Menſchen, mit dem kein Segen in unſer Haus gekommen iſt. Gehe nun jetzt, und leuchte dem Bruder, daß er ſein Rößlein bettet, und wir nachher eine Stunde zum Genuß frohen Wiederſehns und geſprächiger Mittheilung gewinnen."

Haſtig griff Jeanette auf dieſe Mahnung nach der blanken zinnernen Leuchte, und folgte dem Roſſe in den Stall, woſelbſt ſein Reiter düſter vor ſich hin brummend ihm Nahrung und Bette beſorgte. Wie ſehr Charlot auch den Schmerz zu verbergen trachten mochte, den Jeanettens Beſtürzung über ſeine Ankunft bei ihm erregt hatte, dennoch ſaß derſelbe in den düſtern Falten ſeiner Stirne und in den buſchigen, ſtark zuſammengezogenen Augenbrauen. Jeanette wagte mit beklommenem Herzen die Rede nicht, und ſtumm gingen ſie nach vollbrachter Arbeit neben einander nach der Stube zurück. Geſchäftig hatte unterdeſſen die alte freundliche Tante den ſpiegelhellen kupfernen Krug, aus dem ſchon Theophiles Vater und Großvater gezecht, mit dem beſten Weine gefüllt; auf dem breiten, eichenen Tiſche, ebenfalls ein Inventariumſtück des Hauſes, glänzten der ſchneeige Tiſchlacken und die blank geſcheuerten Teller, dem Soldaten aller Zeiten ein erfreulicher Anblick.

„Nun mault mir nicht mehr, ihr Geſchwiſter!" rief ſie dem eintretenden Paare recht heiter entgegen. „Denn drei ſchöne Dinge ſinds', die beiden, Gott und den Menſchen, wohlgefallen: Wenn Brüder eins ſind, Nachbarn ſich lieb haben und Mann und Weib ſich mit einander wohlbegehn. Seht das Erſte der drei iſt aber doch die Einigkeit der Geſchwiſter. Darum Friede mit Euch, Ihr, die ich ſo gern meine Kinder nennen möchte! Laß es gut ſein, Theophile! Jung Blut will frein! Wir wollen ein andermal davon ſprechen. Jetzt vergiß, was Du geſehen, und glaub' mir, etwas Schlimmes iſt nicht vorgefallen. Sei uns dagegen herzlich willkommen, labe Dich an Speiſe und Trank, und erzähle uns, wie es Dir ergangen."

Theophile lächelte über die erzwungene Heiterkeit der Alten, drängte aber gleichfalls ſeinen heftig erwachten Gram über der Schweſter Leichtfertigkeit in die

Bruſt zurück, und da er einmal wegen des Vorfalls ein feſten Entſchluß gefaßt hatte, wurde er unbefangener und natürlicher, ſetzte ſich an den Tiſch, zwiſchen das geſchäftige Alter und die angſtbeklommene Jugend, und bat vorerſt um Mittheilung der Ereigniſſe in der Stadt, der Schickſale von Freunden und Bekannten, und des eigenen Familienlebens, wozu ſich die Tante nicht zum zweitenmal auffordern ließ. Nachdem ſie mit Andacht das einfache Tiſchgebet geſprochen, und Theophile den leckerſten Biſſen des frugalen Mahles vorgelegt hatte, begann ſie weitläuftig zu erzählen und zu berichten, und weckte in dem Krieger manche freudige und manche trübe Erinnerung. Jeanette erwarmte dadurch auch allmählig, gab ihr Wort darein, wußte manches beſſer zu erzählen, und bald ſchien es, als ſei nichts vorgefallen. Geſchickt wußte Charlot auch eine Frage nach Henriette d'Alban einzuflechten, die den Beiden eben nicht auffallen konnte, und erfuhr von Jeanetten, daß dieſelbe noch im Hauſe des Vaters und nicht verheirathet ſei. Dieſe Nachricht war dem Jüngling nicht angenehm und doch weckte ſie plötzlich eine Menge ſüßer Gefühle in ſeinem Herzen. Als das Dankgebet geſprochen war, vergalt Theophile den Bittenden durch die Mittheilung ſeiner Abenteuer, erzählte, wie ſchlimm man es in Paris mit den Calviniſten vorhabe, wie dort die Papiſten am Hof mit Lug und Trug die Treuherzigen in die Falle gelockt, wie der Prinz Condé die königliche Familie in der Stadt Monceaux in Brie mit einem Calviniſtenheere zu überfallen und gefangen zu nehmen gedacht, wie dieſer ſchöne Plan durch die Schnelligkeit der königlichen Pferde und die unnütze Tapferkeit der Schweizergarden vereitelt worden ſei; berichtete von der blutigen Schlacht bei St. Denis, wo zwei Drittel des tapfern Calviniſtenheeres, treu kämpfend für die Freiheit des Glaubens, und die gerechten Anſprüche ihres Oberhauptes, des Prinzen Louis von Bourbon, genannt Condé, an die Theilnahme am Regierungsgeſchäft, den Tod gefunden hatten. Tante und Nichte entſetzten ſich über dieſe Gräuel, von denen ihre frommen Gemüther keinen Begriff hatten, und beide prieſen ſich glücklich, in einer Stadt zu wohnen, die keinen Papiſten in ihre Mauern einſchloß, und wo Ruhe und Menſchenliebe ſich Hütten erbaut hatten. — Als es nun ſpät geworden war, und der ſorgſame Theophile ſein treues Thier noch einmal beſucht hatte, drückte er Tante und Schweſter freundlich die Hand, und ſuchte das Lager, welches ihm die liebende Sorgfalt der beiden Blutsverwandtinnen bereitet hatte.

Drittes Kapitel.

Dort oben auf dem Berge,
Da ſteht ein Mülenrad,
Das malet nichts als Liebe,
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End.
So ſegn' Dich Gott, mein feins Lieb!
Jetzt fahr' ich ins Ellend.

Deutſches Volkslied: Vom Roſengarten.

Die Frühe des folgenden Morgens fand den rüſtigen Krieger ſchon beſchäftigt, den ſtählernen Bruſtharniſch, Schwert, Gehenge und Sporen zu putzen, dem Helm, Koller und dem Reitzeug Glanz und Anſehen zu verſchaffen, und Schweſter und Tante fanden ihn, als ſie ihm den Morgengruß zu bieten kamen, bereits in voller Thätigkeit. Als er bemerkte, wie roth Jeanettens Augen waren, die gewiſſe Folge eines anhaltenden nächtlichen Weinens, ſchnitt es ihm faſt durchs Herz, und Böſes aus dieſem ſchlimmen Zeichen ahnend, nahm er die Tante bei Seite, und bat ſie, Jeanetten auf eine Stunde durch einen ſchicklichen Vorwand aus dem Hauſe zu entfernen, bevor ſeine Ankunft unter den Nachbarn, Verwandten und Freunden bekannt werde, und man komme ihn zu ſehen. Der Vorwand war bald gefunden, und als ſich Theophile mit der Tante allein ſah, begann er ernſt:

„Euch, Jungfer Tante, habe ich vor fünf Jahren, als ich meinem Handwerk nach wieder in die Welt zog, zur Wächterin über Jeanetten beſtellt, und Eure allgeſchätzte Sittſamkeit, Eure Verwandtſchaft mit uns und Eure Liebe zu dem Mädchen verbürgten mir hinlänglich, daß ich keine beſſere Wahl treffen konnte. Gebt mir nun Rechenſchaft, wie habt Ihr den Schatz verwaltet, den ich Euch anvertraut? Ihr wißt ſelbſt, daß ich Veranlaſſung gefunden habe, zu glauben, es ſei nicht Alles, wie es ſein ſollte, und Eure eignen Reden geſtern Abend haben mich ſtutziger gemacht; zudem habt Ihr mir bei der Erzählung von Allem, was in der Stadt ſeit meiner Abweſenheit geſchehen, wohl und weislich verſchwiegen, was im eigenen Hauſe ſich zu getragen. Darum löſ't das Band Eurer Zunge, welches doch wohl nur Jeanettens Gegenwart feſt hielt, und thut mir treu und redlich, ohne mir irgend etwas zu verſchweigen, kund, was hat es für ein Bewandniß mit jenem jungen Geſellen, der mich geſtern Abend ſo barſch anfuhr, als ſei er hier der Herr im Hauſe? Hütet Euch aber wohl, mir irgend eine Unwahrheit zu ſagen, denn Ihr müßt wiſſen, daß ich mich nachher ſogleich zum Herrn Bürgermeiſter d'Alban verfügen, und ihm meine Entdekkung mittheilen werde, da mich ohnedieß ſehr dringende Geſchäfte zu ihm führen."

Mit ſteigender Aengſtlichkeit hatte die alte Jungfer die ernſte Rede ihres Neffen mit angehört, und zuletzt ſah ſie ihn mit Blicken an, die die Frage enthielten, ob dieſe Betheurung wahrhaftig ſei, und als ſie ſich davon überzeugt zu haben ſchien, begann ſie in etwas gedehnten Lauten, mehr geheimnißvoll flüſternd, als frei und offen redend:

„Sei nur nicht böſe auf mich, Theophile, ich will Dir Alles geſtehen, was ich weiß, aber glaube auch bei Gott! ich hab' es nicht verhindern können. Wenn ich ein warnendes oder mahnendes Wort fallen ließ, glaubte das Kind wohl gar, ich ſei neidiſch auf ſein Liebesglück. Ach, wenn man erſt die Siebzig auf dem Rücken hat, was kümmern einen da noch die Freuden der Erde!“

„Nun kommt zur Sache!“ herrſchte Theophile ungeduldig; die Tante fuhr erſchreckt zuſammen, und redete noch leiſer:

„Es mögen nun ohngefähr ſechs Monden ſein, denn früher habe ich nichts bemerkt, und Jeanette lebte ſtets ſehr häuslich, eingezogen, ſittſam und ſtill, wie es einer Jungfrau unſeres Standes und Glaubens geziemt, kein junges Mannsblut kam über unſre Schwelle; nun ja aber, ich wollte Dir erzählen. Vor einem halben Jahre da ſah ich öfters — ſo um die Zeit der Weinleſe, und wohl noch etwas ſpäter — einen jungen Mann in der Tracht eines Dieners vor dem Hauſe vorüber ſchleichen und gar freundlich grüßen. Nicht lange darauf trat er eines Tages in die Stube und beſtellte ſich mit beſcheidenen Worten und ſittſamen Geberden fein genähtes Linnenzeug, in welcher Arbeit Jeannette unter meiner Leitung gar geſchickt geworden iſt. Faſt täglich kam er nun, um darnach zu fragen, und hatte dann bald dies bald jenes wieder machen zu laſſen, ſo daß die Abſicht, nur im Hauſe den Zutritt zu haben, mir deutlich aus Allem hervorleuchtete.

Da er nun gar verſtändige Reden führte, ſo verplauderte ich gern ein Stündchen mit ihm, und die Arbeit ging mir in ſeiner Gegenwart noch einmal ſo raſch von der Hand. Natürlich wußte ich bald, daß er bei dem Maire und Bürgermeiſter der Stadt, dem alten ehrenwerthen Herrn d'Alban in Dienſten ſei, und von ſeiner Herrſchaft mit gar viel Liebe hoch gehalten werde. Dieß war mir ein gut Zeugniß für den ſchmucken, jungen Pierre Arbet, ſo war ſein Name, und da er auch ſonſten gottesfürchtig war und ohne Hoffart, die ſonſt die Jugend hegt, vorzüglich, wenn ſie ſich in den Häuſern reicher Leute ſatt ißt: ſo ſah ich ſeinen Beſuch gar nicht ungern, und lud ihn ein, öfter bei uns zuzuſprechen. Es entging mir freilich nicht, wie ſeine Augen ſtets mit Wohlgefallen auf den Reizen Deiner Schweſter ruheten und wie auch ſie nicht gleichgültig gegen Pierre war; da er mir aber erzählte, daß ihn ſein gütiger Herr bald zu verſorgen gedenke und in den Stand ſetzen werde, ſich zu vereheligen und eine Familie zu ernähren, ſo ließ ich alle bangen Zweifel und in mir aufgewachten Beſorgniſſe fahren, und ſtellte die Sache Gott anheim. Nicht lange darauf vertraute er ſich denn auch wirklich mir an, wie er geſonnen ſei, Jeanetten als ſein ehelich Weib heimzuführen, da ihn Herr d'Alban zum Hausvogt ſeines Schloſſes St. Alban ernannt, mit dem Beding, daß Pierre, ſo lange er noch lebe, bei ihm bleibe, ſich übrigens verheirathen könne, und den Sold des Hausvogts ziehen ſolle. Mit aufrichtigen Worten flehte er mich, meiner Nichte Geſinnungen gegen ihn zu erforſchen, und ein gut Wort für ihn bei ihr einzulegen. Ich that's und fand das Mädchen nicht abgeneigt; ſie war dem beſcheidenen Pierre im Herzen gewogen; doch behauptete ſie, ohne Deine Einwilligung, mein Sohn, ihr Jawort nicht von ſich geben zu dürfen, was ich auch gut und löblich fand. Als ich dem ſehnſüchtig harrenden Pierre dieß Bedenken eröffnete, betheuerte er, Dein Schulgenoß und Jugendfreund geweſen zu ſein, und verſprach, Deine Zuſtimmung bald zu verſchaffen. So ſtanden die Sachen, als er eines Abends noch einen andern jungen Geſellen mit zu uns brachte, ſeinem Vorgeben nach, ebenfalls ein Diener im Alban'ſchen Hauſe — aber — aber — ich habe bis dieſe Stunde nicht daran geglaubt, obgleich der kühnblickende, ſchwarzlockige Burſche ſo gut das graue Wamms trug, wie Pierre; denn ſein Anſtand, ſeine Worte, ſein ganzes Weſen verriethen mehr den Herrn, als den Knecht; auch glaubte ich wohl zu ſehen, wie der arme Pierre den Unterwürfigen ſpielte, obſchon es nicht ſo ſcheinen ſollte. Margot Salſon iſt ſiebenzig Jahr alt geworden, und hat ſie noch Niemand dumm geſcholten. Schon hatte ich eine derbe Strafpredigt für Pierre ausgedacht, daß er uns den fremden Burſchen zugeführt, aber er kam ſeit jenem Abend nicht wieder über unſere Schwelle, ſondern ſtatt ſeiner jedesmal jener ſchwarzlockige Trotzkopf, der ſich Jacques Clarin nennt, der mir aber faſt auf alle Fragen die Antwort ſchuldig geblieben iſt, oder wenn er ſie gab, immer kurz ab, mürriſch trotzig oder ſtolz. Die Sache wurde mir bald bedenklich, und ich nahm mir vor, einen Weg in das Haus des Herrn d'Alban daran zu ſetzen — und wirklich ſuchte ich Pierre dort auf. Der arme Junge erſchrak bei meinem Anblick; das war kein gutes Zeichen. Ich nahm ihn bei Seite, ſetzte ihn über ſein unerklärliches Wegbleiben zur Rede, und verlangte reinen Wein eingeſchenkt über den mir verdächtigen Jacques; da rannen dem lieben Burſchen Ströme von Thränen aus den Augen und er ſchluchzte, es hätte einen Stein erbarmen mögen. Als ich nun beſtürzt vor ihm ſtand, und nicht wußte, was ich daraus machen ſollte, bat er mich mit kläglicher Stimme, ich ſolle weiter nicht in ihn dringen, aber er könne mich bei Gott und unſerm Heiland verſichern, er dürfe nicht anders handeln und am wenigſten wieder in unſer Haus kommen, da er nur zu gut wiſſe, wie Jeanette den Jacques weit mehr liebe, als ihn, oder wie ſie vielmehr nur für jenen wahre Liebe empfinde. Er bedauerte, daß er meinen ihm ſo lieben Umgang meiden müſſe, und das rührte mich ſelbſt zu Thränen. Weiter konnte ich aber durchaus nichts von ihm erfahren und ging verwirrter und troſtloſer von ihm, als ich gekommen war. Mein erſtes Werk war nun, Jeanetten zu befragen und zu warnen, aber auch hier erhielt ich nur Thränen zur Antwort. Das geſpannte Verhältniß wurde mir unerträglich, zumal, da der mir widrige Jacques keinen Abend mit ſeinen Beſuchen ausſetzte, ſtets heimlich mit Jeanetten koſte, was Pierre ſich niemals unterfangen hatte, und mich ganz als eine Null zu betrachten ſchien. Zudem wurde das Mädchen immer ſchwermüthiger; ich ſah ſie oft mit roth geweinten Augen, wie Du ſelbſt ſie dieſen Morgen geſehen haſt, und hörte ſie ſtets ihr Gebet mit einer ſonderbaren Heftigkeit, ja mit einer wahren Herzensangſt verrichten. Dabei verſäumte ſie keine Kirche und keinen Gottesdienſt zu Hauſe, und ſchien mir noch weit frömmer und andächtiger als zuvor. Obgleich mich dieſer Umſtand wieder einigermaßen beruhigte, ſo beſchloß ich doch, unſerm ehrwürdigen Prieſter mein beſorgtes und bekümmertes Herz auszuſchütten, und mir von ihm Rath und Beiſtand in meinen Nöthen zu erflehen. Kaum aber hatte ich vor Kurzem dieſen Gedanken bei Jeanetten laut werden laſſen, als ſie ſich, wie eine Verzweifelte, zu meinen Füßen warf, und mich jammernd beim großen Gott und ſeinem eingebornen Sohn flehte, den Gang zu unterlaſſen, wolle ich ſie nicht in das tiefſte Verderben ſtürzen. Erſchreckt durch ſolche furchtbare Worte, verſchloß ich den Gram tief in mein Herz. Dir aber darf und muß ich es nun erſchließen, obgleich mich Jeannette durch eine ähnliche Beſchwörung geſtern Abend davon abzuhalten geſucht hat."

„Beruhigt Euch darüber, daß Ihr Euch mir anvertraut," verſetzte Theophile nach einigem Nachdenken als er die lange, mit vielen Unterbrechungen und Umſtändlichkeiten ausgeputzte Rede aufmerkſam angehört hatte. „Ihr ſeid ehrlich und brav, und habt mit der Unehrlichkeit nichts zu ſchaffen, die hier umgeht, und, um die noch bei Zeiten zu vertreiben, ich gerade recht gekommen bin."

Er drückte der wieder freundlich gewordenen Alten die dürre Hand, und beurlaubte ſich im glänzenden Kriegskleid auf ein paar Stunden.

Viertes Kapitel.

Goldner Friede muß ergötzen.
Böſer Krieg will nur verletzen.
Was bringt Friede? — Fröhligkeit.
Was bringt Kriegen? — Nichts als Leid.

Goldner Friede lehrt uns ſingen,
Böſer Krieg die Hände ringen.
Was bringt Friede? — Hohen Muth.
Was bringt Kriegen? — Thränen, Blut.

Goldner Friede weiß zu nähren,
Böſer Krieg will uns verzehren.
Was bringt Friede? — Wein und Brot.
Was bringt Kriegen? — Hungersnoth.

Friede will uns Gutes gönnen,
Krieg nach der Verdammniß rennen.
Was gibt Friede? — Selig ſein.
Was bringt Kriegen? — Höllenpein.

Friede baut, erhöht, errichtet,
Krieg zerreißt, zerſtört, zernichtet.
Was zeugt Friede? — Muth und Gut.
Was zeugt Kriegen? — Glut und Blut.

Friede kommt aus hohem Himmel,
Aus der Hölle Kriegsgetümmel.
Was iſt Friede? — Gottes Kind.
Krieg? — Ein Sündenlabyrinth.

Juſt Georg Schottel. (1647).

Als Charlot über die Stufen durch das hohe Portal in das ſteinerne Haus des alten Bürgemeiſter d'Aléan in der

Rue de Port geſchritten war, trat ihm der Kammerdiener des alten Maire in der einfachen, ſchmuckloſen Tracht der Hugenotten entgegen, um ſich nach dem Begehr des ſtattliches Kriegsmanns zu erkundigen; doch kaum hatte Pierre denſelben ins Auge gefaßt, als er auch froh überraſcht ausrief: „Ei willkommen, edler Theophile Charlot, würdigſter aller Schmiedegeſellen im Kriegsrock eines Führers der Calviniſten!“

„Redlicher Pierre Arbet, lieber Jugendgenoß,“ verſetzte Theophile freundlich, „ſteckſt Du auch nicht im Waffenrock, wie Deiner Jugend und Deinen Kräften in jetzigen Zeiten der Noth wohl anſtände, ſo biſt Du mir doch ein lieber Mann. Melde mich Deinem alten verehrten Herrn, für den ich wichtige Briefſchaften aus dem Felde mitgebracht habe, doch vorher laß mich ein Paar Wörtchen zu Dir im Vertrauen reden, und führe mich deshalb an ein Plätzchen, wo uns Niemand belauſchen mag.“

Geſchmeidig und dienſtfertig erfüllte Pierre den Wunſch ſeines Jugendfreundes, und räusperte ſich verlegen, als ſie ſich allein in einer dunkeln Kammer befanden.

„Womit kann ich Dir dienen, mein edler Freund?“ fragte der ans Dienen gewöhnte Menſch demüthig, ja kriechend, daß dem geraden, offenherzigen Theophile bei dieſem Tone nicht wohl zu Muthe ward.

„Dienen ſollſt Du mir nicht,“ verſetzte der Solbat rauher. „Sage mir kurz und wahrhaftig, welch ein Spiel treibſt Du mit meiner Schweſter?“

„Soll mich Gott behüten,“ wimmerte Pierre, „daß ich ein Spiel mit ihr triebe! — Ach!“ ſeufzte er wieder nach einer kleinen Pauſe, und zitterte dazu an allen Gliedern, „bin ich doch vielmehr ſelbſt der Spielball!“

„Nun ſo ſage kurz, weshalb Du ſo ſchnell Deine Abſichten auf das Mädchen aufgegeben, da Du doch ſo gut als mit ihr verlobt warſt, und das Feld auf eine ſo ſonderbare Weiſe einem Andern geräumt haſt. Und wer iſt dieſer Jacques Clarin, der ſich auch für einen Diener dieſes Hauſes ausgiebt?“

Pierres erbleichendes Geſicht und bebende Lippen, die nur Bewegung, nicht Worte gaben, jagten Theophile eine böſe Ahnung durch den Kopf, und, den Verzagten bei der Schulter faſſend, rief er wild: „Beichte mir flugs die lautere Wahrheit, oder beim gnädigen Gott, in einer Minute bin ich bei Herrn d'Alban, damit er erfahre, welch einen Schelm er im Hauſe hegt!“

Da ſank der gemarterte Kammerdiener in die Kniee, und winſelte: „Nun, Gott ſtehe mir bei, und laß es mir nicht entgelten, wenn ich einen gezwungenen Eid auch wieder gezwungen breche. Vernimm denn meine Unſchuld und meinen Jammer! Deine ſchöne Schweſter war das Ziel meiner Wünſche, und in ihrer Neigung zu mir, die mir theils Deine Tante, theils ihr eigenes Thun und Reden kund that, fand ich mein höchſtes Glück. Schon wollte ich den Boten abſenden, der mir Deine Einwilligung zu unſerer Hochzeit bringen ſollte, da ließ ich mich im thörigten Uebermuthe verleiten, gegen den jungen Herrn Ceſar d'Alban zu äußern, ich beſitze die ſchönſte Braut in ganz Rochelle. Der junge Herr widerſprach mir das heftig, und behauptete, eine ſolche Schönheit wäre von ihm nicht unbemerkt geblieben; denn er habe ein ſcharfes Auge. Ich aber beſtand zu meinem Verderben trotzig auf meinem Ausſpruch, und forderte ihn ſogar auf, mich zu Jeannetten zu begleiten, wenn er ſich überzeugen wolle. Er nahm den Vorſchlag an, und des Abends wanderten wir, er in einem meiner Dienerkleider, in das Haus meiner ſtillen irdiſchen Seligkeit. Aber wie erbebte ich, als Ceſars ſchwarze Augen funkelnde Blitze auf Jeannettens Geſtalt ſchoſſen, ja wie er ſie gar nicht von der Fülle ihrer Reize abwenden konnte! Ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, flüſterte er ihr die ſüßeſten Worte zu, die ihr Herz weit mehr, als ich je geglaubt hätte, anzunehmen geneigt war; er unterhielt ſie ſo warm und zärtlich, er war ſo ganz nur Aug' und Ohr für ſie, daß ich bebend zu Seite ſtand, und mir ahnete, wo das hinaus wolle. Auf dem ſpäten Heimwege erklärte mir Ceſar rund heraus: ich ſolle mir nur alle hoffärtigen Gedanken auf Jeannettens Beſitz bei Zeiten vergehen laſſen; ein ſolcher Biſſen wäre für ſo einen armſeligen Knecht viel zu koſtbar; er ſelbſt habe ſich ſo über Gewohnheit in Jeannetten verliebt, daß er ohne ihren Beſitz vor der Hand nicht würde leben können. Ich war wie vernichtet; aber für mein Jammern und Wehklagen hatte er nur harte Worte oder ein verſpottendes Lachen. Zu Hauſe angelangt, ſtieß Ceſar die heftigſten Drohungen gegen mich aus, wenn es mir einfallen ſollte, ſeine Liebe zu verrathen, ja er zwang mich, ihm meine Verſchwiegenheit durch einen Schwur anzugeloben.“ —

„Und Du ſchwurſt den nichtswürdigen Eid?“ rief Theophile aufgebracht und unwillig.

„Ach! was muß der Diener ſich nicht von der Herrſchaft gefallen laſſen?“ ſeufzte Pierre mit Thränen in den Augen. „Vergebens ſtellte ich dem Harten Jeannettens Liebe zu mir entgegen; lachenden Mundes tröſtete er mich darüber: er hätte beſſer in ihrem Auge geleſen, und aus ihren Worten gemerkt, wen ſie liebe. Und ſo hat er denn ſeit einigen Wochen ſeine Beſuche in jener Tracht bei Jeannetten fortgeſetzt, während mir jedesmal das Herz zerſchnitten wurde.“ Heulend und ſchluchzend beſchloß der Betrogene ſeine Rede.

„Höre,“ entgegnete Theophile voll Aerger: „Du biſt ein weinerlicher Geſell, und wohl will es mich bedünken, als hätte der Herr Ceſar jenen Abend auf dem Heimwege recht gehabt. Doch dieſem Unfuge ſoll bald geſteuert werden.“

„Aber ſchone nur mich, beſter Charlot!“ winſelte der Diener wieder.

„Ei ja, Haſenherz!“ rief Theohphile aufgebracht.

„Dir ſoll kein Haar gekrümmt werden. Oder ſoll ich es Dir vielleicht auch beſchwören? Sag' aber an, wer iſt dieſer Ceſar? Ich kenn' ihn nicht und habe ſonſt nie etwas von ihm gehört. Iſt er vielleicht ein Sohn des Herrn Bürgermeiſters?“

„Ach nein! er iſt der Enkel deſſelben.“

„Der Enkel?“ fragte Theophile verwundert. „Weiß ich doch nicht, daß der Oberſt d'Alban, des Bürgermeiſters Sohn, je verheirathet war.“

„Der Herr Oberſt hat noch einen ältern Bruder, den Papiſten. — Nun Du wirſt die Geſchichte wiſſen!“

„Ich weiß nicht das Geringſte. Was kümmerten mich ſonſt die Großen unſerer Stadt? Ich ſtand den ganzen Tag in meiner Schmiede, und verſorgte meine Kunden — und bald wird es wieder ſo werden!“

„Nun, der junge Herr lebte damals nicht fromm, und die Kammerfrau der ſeligen Madame d'Alban hatte ſich zu weit mit dem Wildfang eingelaſſen. Die Folgen wurden bald ſichtbar, der junge Herr entſprang, und iſt in Paris wieder zu den Päpſtlichen übergegangen; das hat ſeiner Mutter den Tod gebracht. Die Kammerfrau iſt damals ins Land geführt worden, und man ſagt, ſie habe Zwillingskinder geboren. Aber weder vom Töchterlein noch der Mutter hat man in la Rochelle jemals etwas geſehen noch gehört, und erſt vor zwei Jahren kam Ceſar ſchon als ſtämmiger Burſch ins Haus.“

„Nun der Sohn ſcheint des Vaters Ebenbild zu ſein, und Jeannetten könnte das Schickſal der Kammerfrau drohen," ſagte Theophile ernſt. „Du haſt mich durch Deinen aufrichtigen Bericht Dir verbindlich gemacht, und es ſoll Dein Schade nicht ſein," ſetzte er hinzu, und drückte des Zitternden Hand mitleidig. „Doch jetzt melde mich dem alten Herrn."

Aus dem düſtern Verſteck ſchritt der ſchmucke Kriegsmann bald über die helle ſteinerne Treppe dem Gemache des Bürgermeiſters von la Rochelle zu. Als er hineintreten wollte, flog Ceſar in einem knappen Reitrock mit wildem Anſtand an ihm vorüber. Als aber ſeine funkelnden Augen den Abends vorher ihm ſo unwillkommenen Soldaten erkannten, erbleichte er, ſein Schritt wankte, und mit zitternder Stimme rief er ſeinem Reitknecht im Hofe zu, das Pferd wieder in den Stall zu führen. Theophile war ebenfalls unangenehm überraſcht, doch faßte er ſich ſchnell, und ging mit kriegeriſcher Haltung auf den ſeiner an der Schwelle harrenden Bürgermeiſter zu. Ein kleiner, vom Alter noch mehr gebückter Mann, von deſſen Kopfe nur noch wenig weiße Locken in den Nacken fielen, ſtand vor Theophile, blickte ihn aber mit jugendlich lebendigen Augen an. Sein ſchönes, ehrwürdiges Geſicht wurde noch freundlicher, als er an der Farbe des Wamſes den calviniſtiſchen Krieger, und nachdem derſelbe die dargebotene Hand nach der Art gedrückt hatte, wie die Hugenotten in jenen drangvollen Zeiten, um ſich gegenſeitig zu erkennen, zu thun pflegten, Theophile ſelbſt als einen Bürgersſohn aus la Rochelle, den er ſonſt ſchon in ſeinem Hauſe geſehen, wieder erkannte.

Hinter dem Bürgermeiſter ſtand ein hoher feurig blickender Mann von mittleren Jahren, in einen weitfaltigen ſchwarzen Chorrock gekleidet, und Charlot erkannte in ihm ſogleich den erſten Prediger der Stadt, deſſen Feuereifer und hinreißende Beredſamkeit ihm noch von ſonſt her ſehr lebendig vor der Seele ſtand.

„Ei ei, was führt Euch nach Eurer Vaterſtadt,“ rief der Bürgemeiſter d'Alban überraſcht, und Theophile überreichte dem ſein ganzes Zutrauen beſitzenden Greiſe, mit des Admirals ſchönſtem Gruß, die Briefe, welche der Bürgermeiſter mit ſichtbarer Freude nahm und eröffnete, während der Prediger den Jüngling von Kopf bis zu Fuß mit ſtrengen Blicken maß.

„Und Ihr habt wieder einen Frieden geſchloſſen?“ rief der Alte im Tone des Unmuthes, als er die Briefe geleſen.

„Welches Wort müſſen meine Ohren vernehmen!“ erhob der Prediger jetzt die donnernde Stimme. „Friede geſchloſſen mit der Schlange des Paradieſes, mit dem uralten Drachen der Finſterniß? Iſt dem alſo, junger Kriegsmann?“

„Leider!“ erwiederte Theophile. „Der Prinz Condé war des Krieges ſchon wieder müde, und mit ihm viele Andere. Nur zu ſehr befürchtet man, daß er ſich abermals von der ränkeſchmiedenden verderbenbrütenden Königin ſchlimm umgarnen ließ.“

„So iſt ſie ihm wieder verderblich geworden, und leider! leider! mit ihm uns Allen, dieſe Alecto Franciae,“ ſagte der Bürgermeiſter ſchmerzlich. „So hat der Thörichte dem zauberhaften Meduſenweibe wieder ins Auge geblickt, und iſt von ihrem Teufelsblick in ihren Kreis gebannt worden! Will denn kein kühner Perſeus aufſtehen, welcher ihr das mit hölliſchen Reizen bewaffnete Haupt vom Rumpfe ſchlägt, der unheilbringenden Gorgone?“

„Der Baſilisk iſt ſie,“ ſchnaubte der Prediger zornig, „der mit ſeinem Blicke vergiftet. Gelänge es mir, wie unſerm frommen Prediger Peter Martyr, in ihrem Zimmer die Bibel auszulegen, ich wollte ihr einen Spiegel vorhalten, worinnen ſie ſich durch ihren eignen Blick umbringen ſollte. Ich wollt ihr ſagen, daß ſie die große Hure auf dem ſiebenhauptigen Thiere mit zehn Hörnern in der Offenbarung Johannis iſt. Ja das iſt ſie; ich will's Euch erklären.“ Er ſchickte ſich alſobald zu einem bibliſchen Lehrvortrag an, als der Bürgermeiſter ihn unterbrechend aufſeufzte:

„O! o! ein böſer Friede! der wird uns in große Kalamitäten bringen! wir ſtanden ſo vortrefflich, wie noch niemals. Und Friede iſt eine contradictio in adjecto. Ein Friede, der mehr Blut koſten wird als die ſchlimmſte Schlacht. Der Admiral hätte ſtärkere Oppoſition gegen den unbedachtſamen Prinzen bilden ſollen.“

„Es hat nicht an heftigem Widerſpruch gemangelt, edler Herr, aber wenn das Haupt ſich von den Gliedern nicht irre machen läßt, ſo müſſen ſie wohl folgen."

„Freilich mein Sohn! Was doch das Frauenzimmer nicht vermag! O Prinz Condé iſt leichtſinnig, und weiß nicht, wie viel Menſchenleben er opfert! Wie kann er der Nichte des Papſtes trauen, dieſer unkeuſchen pflicht- und treuvergeſſnen Cleopatra, die auch ihm ſchon ſo oft das heiligſte Wort gebrochen? Wird er nie klüger werden?"

„Erſt iſt ſie ihm um den Bart gegangen, die falſche Katze," eiferte der Prediger, „aber wenn er eingeſchlafen iſt, berauſcht vom Becher ſündlicher Weltluſt, den ſie ihm geboten, wird ſie ihm ſein eignes Schwert aus der Scheide ziehen und ihm das Haupt damit abſchlagen, wie Judith dem Holofernes that, oder ihm einen Nagel in den Kopf hämmern, wie Jael dem Hauptmann Siſſera. Nur mit dem Unterſchiede, daß jene Weiber Gott und ſeinem Volke damit einen Dienſt leiſteten, ſie aber thut ſolchen dem Teufel."

„Es iſt wahr," ſagte Charlot beſcheiden, „viele Männer in unſerm Heere, die vom Stande der Sachen genau unterrichtet ſind, wie der Admiral, der Graf Larochefoucauld, der Graf Teligny und noch Andre, welche kürzer oder länger am Hofe in Paris gelebt haben und das Weſen deſſelben kennen, zittern für den Prinzen. Es ſollen viel verführeriſche Frauen zu der Umgebung der Königin gehören, welche leicht ein Männerherz beſtricken können."

„Die Schlange hat ſich der Eva bedient, um den Adam zu verderben," perorirte der Prediger. „Sie werden ihn abbringen vom reinen Glauben, von der alleinigen Kirche Chriſti; ſie werden ihn ziehen in die Höhle des Dagon, ſie werden ihn ſchleppen in den Tempel des Baal. O Salomon, wo iſt nun Deine gerühmte Weisheit? Der Du geherrſcht haſt über Israel und gebaut den prächtigen Tempel des einzigen Gottes, den der Herr würdigte, ſeine Herrlichkeit von Angeſicht zu Angeſicht im Traume zu ſehen, Du biſt in Abgötterei verfallen, verführt von ausländiſchen Weibern, von denen der Herr geſagt hatte den Kindern Israel: Gehet nicht zu ihnen, und laſſet ſie nicht zu Euch kommen; ſie werden gewiß Eure Herzen neigen ihren Göttern nach: Du einſt der Stolz Ismaels baueſt nun Tempel dem Aſthoreth, dem Götzen derer von Zidon und dem Milcom, dem Gräuel der Ammoniter. Doch der Herr wird nicht laſſen von ſeinem Volk."

Der Bürgermeiſter, welcher die geiſtlichen Exploſionen unwillig zu ertragen ſchien, fiel dem eifrigen Deklamator wieder in die Rede:

„Ihr habt ganz recht, mein werther Doktor Severin. Um dies Weib wird mehr Blut vergoſſen, als um die griechiſche Helena. Eine Meſſaline iſt ſie, ein Schandpfahl auf dem franzöſiſchen Throne."

„Ich aber ſage Euch abermals und zum drittenmale, ſie iſt die große Hure, das Schandbild des antichriſtiſchen Reichs in der Offenbarung Johannis, des

Theologen. Hört mich an und erſtaunt, wie der Evangeliſt unſre ganze Zeit prophezeiht hat," alſo rief der begeiſterte Doktor, ſich ſeines Vorhabens von vorhin wieder erinnernd, und war nun nicht mehr von demſelben abzubringen. Vielmehr zog er aus ſeinem Chorrock eine Bibel hervor, winkte den beiden Zuhörern zu ſchweigen, ſchlug das Buch auf und begann mit erhobener Stimme: „Und es kam einer von den ſieben Engeln, die die ſieben Schalen hatten, redete mit mir und ſprach zu mir: Komm, ich will dir zeigen das Urtheil der großen Hure, die da auf vielen Waſſern ſitzet; mit welcher gehuret haben die Könige auf Erden, und die da wohnen auf Erden, trunken geworden ſind vom Wein ihrer Hurerei. — Und er brachte mich im Geiſt in die Wüſte. Und ich ſah das Weib ſitzen auf einem roſinfarbenen Thiere, das war voll Namen der Läſterung und hatte ſieben Häupter und zehn Hörner. Und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Roſinfarbe, und übergoldet mit Golde und Edelgeſteinen und Perlen; und hatte einen güldenen Becher in der Hand voll Gräuel und Unſauberkeit ihrer Hurerei; und an ihrer Stirn geſchrieben den Namen, das Geheimniß, die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden. Und ich ſahe das Weib trunken vom Blut der Heiligen und vom Blut der Zeugen Jeſu." — Severin hielt einen Augenblick inne, legte die Bibel bei Seite und fuhr fort: „Laſſet Euch auslegen und ins Herz gehen, was Ihr mit Euren Ohren vernommen!

Das abſcheuliche Weib iſt die Königin Katharina, das Thier aber, auf welchem ſie ſitzet, iſt der Papſt in Rom. Sie iſt angethan mit Scharlach und geziert mit Gold. Der Kelch in ihrer Hand, das iſt die lockende Weltluſt, welche ſie nach Frankreich gebracht, die Unzucht und Wolluſt, Schlemmerei, Lug und Betrug. Das Blut der Heiligen, welches ſie getrunken, iſt das des großen Anna du Bourg, der Märtyrer in Vaſſy, der Zeugen Jeſu, die vor Orleans geblieben ſind, bei Dreux und Amboiſe. Die große Babylon iſt Paris, der Sitz aller teufliſchen Sünden. Dort thront die gleisneriſche Schlange und bietet ihren Kelch Allen an. Das ſchmecket anfangs ſüßer als Honigmeth und berauſcht angenehmer, als der beſte Malvaſier, aber jeder Tropfen wird den Verführten im Leibe brennen, wie hölliſches Feuer.“

„Ihr habt Recht; ſie iſt eine ſingende Sirene,“ fiel der Bügermeiſter dem Prediger wieder ins Wort, weil ihm die Rede ſchon zu lang gedauert hatte und noch kein Ende derſelben abzuſehen war. „Sie verlocket die Männer mit ſüßem Geſang und würgt ſie, hat ſie dieſelben gefangen, unbarmherzig hin. Es iſt eine große Thorheit vom Prinzen, den Katholiken ein einziges Wort zu glauben. Qualis rex, talis grex.“

„Die Rotte Kohrah und Abiram, die der Herr von der Erde verſchlingen laſſen wird, auf die er Feuer werfen wird vom Himmel, um ihren Samen zu vertilgen. Doch höret voran, was Johannes ſagt vom Fall der großen Hure. Hört und freuet Euch!" Und ohne auf des Bürgermeiſters verdrießliches Geſicht die mindeſte Rückſicht zu nehmen, ergriff der Prediger die Bibel wieder und laß: „Und darnach ſahe ich einen andern Engel niederfahren vom Himmel, der hatte eine große Macht, und die Erde ward erleuchtet von ſeiner Klarheit; und ſchrie aus Macht mit großer Stimme und ſprach: Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, Babylon, die große, und eine Behauſung der Teufel geworden, und ein Behältniß aller unreinen Geiſter und ein Behältniß aller unreinen Vögel."

„Nun da ſteht es ja ſonnenklar, daß wir noch einmal Herrn von Paris werden ſollen," bemerkte der Greis ſarkaſtiſch.

„Höret weiter die himmliſche Prophezeihung! — Und ich hörete eine andere Stimme vom Himmel, die ſprach: Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel, und Gott denkt an ihren Frevel. Bezahlet ihr, wie Sie euch bezahlet hat, und macht es ihr zwiefältig nach ihren Werken; und mit welchem Kelch ſie Euch eingeſchenket hat, ſchenket ihr zwiefältig ein; wie viel ſie ſich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, ſo viel ſchenket ihr Qual und Leiden ein. Denn ſie ſpricht in ihrem Herzen: Ich ſitze und bin eine Königin, und werde keine Witwe ſein, und Leid werde ich nicht ſehen. Darum werden ihre Plagen auf Einen Tag kommen, der Tod, Leid und Hunger; mit Feuer wird ſie verbrannt werden. Denn ſtark iſt Gott der Herr, der ſie richten wird!" Triumphirend hatte der Prediger Haupt und Stimme erhoben und ſah nun mit leuchtenden Blicken bald den Soldaten, bald den Bürgermeiſter an. „Was ſagt Ihr dazu?" brach er endlich aus. „Iſt ſie uns nicht durch dieſe untrügliche Prophezeihung in die Hände gegeben? Wir werden ſie mit Feuer und Schwert vernichten, und wir, das Volk Gottes, werden Herrn des Reiches werden."

„Darin bin ich mit dem geſtrengen Herrn Doktor ganz einerlei Meinung, daß das Kriegsdonnerwetter bald wieder losbrechen wird," warf jetzt Charlot freundlichen Geſichts ein; denn der Prediger hatte ſeinen Lieblingswunſch berührt. „Ja, glaubt's nur, gnädiger Herr," wandte er ſich zum Bürgermeiſter, „es wird nicht lange dauern, ſo ſteckt die Kriegsfackel das Land wieder in Brand, und ich denke, dann ſollen wir klug geworden ſein."

„O eine böſe Zeit!" ſeufzte der Alte. „Wenn ſich die Wahrheit und das Recht nur durchs Schwert behaupten können, ſteht's ſchlecht um die Wohlfahrt der Völker. Iſt's doch ſchlimmer noch unter den Chriſten jetzt, als unter den Römern zur Zeit des großen Julius, und das waren doch Helden. Sehen wir das edle franzöſiſche Volk nicht ebenſo wieder

In sua victrici conversum viscera dextra?"

Theophile nickte beifällig, obgleich er nichts von des Bürgermeiſters Worten verſtand; aber der Prediger fuhr auf den Greis ein und ſagte heftig: „Wer Sünde thut, muß ſterben. Iſrael zog auch aus und vertilgte den Stamm Benjamin, weil er freventlich wieder Gott gehandelt hatte. Haut ab den wild wachſenden Baum, damit die andern deſto beſſer grünen und blühen mögen." Der Bürgermeiſter kümmerte ſich nicht ferner um Severins Gerede, ſondern lehnte am Fenſter und ſchaute nachdenklich in die erhaltenen Briefe, endlich wandte er ſich wieder zu Charlot: „Ihr ſeid mir ſehr empfolen, junger Geſell. Ihr habt abermals Eurer Vaterſtadt Ehre gemacht, und ich dank' Euch im Namen derſelben dafür. Der Admiral hält große Stücke auf Euch, und nennt Euch einen ſeiner Tapferſten. Dabei lobt er Euch als einen frommen, keuſchen, enthaltſamen Jüngling.

Fortiter ille vincet,
Qui sui motus anima vincere sustinebit.

ſagt der Heide Horatius; aber dem frommen Chriſten ſteht die Tugend noch beſſer, und macht ihn zum unüberwindlichen Streiter. Gebt mir Eure Hand, die ſo wacker für unſre Kirche und die Bourbons gefochten hat. Ich heiß' Euch herzlich willkommen in la Rochelle, und freue mich, Euch nun auch wieder im engeren Sinne den Unſrigen nennen zu können. Geht nun heim, mein Sohn, Ihr gefallt mir, ich werde mich Eurer erinnern, und wenn Ihr ein Anliegen habt, ſo kommt und tragt es mir freimüthig vor.“

„Ihr werdet mir nicht zürnen, geſtrenger Herr,“ ſagte Theophile offen und beſcheiden, „wenn ich von Eurer mir gezeigten Güte ſchon jetzt Gebrauch mache. Ihr ſeid ein ſo großer Freund der Zucht und Ordnung, die von unſerm reinen Glauben unzertrennlich ſind, und werdet mir deshalb mit Eurer Macht gegen den Sohn eines vornehmen Hauſes hier beiſtehen, der ſich in das Herz meiner einzigen Schweſter eingeſchlichen, um ſie zu verführen; denn ein ſo reicher Edelmann kann ja doch eines armen Schmiedes Tochter nicht ehelichen.“

„Euch ſoll Recht werden, Charlot,“ verſetzte der Bürgermeiſter beſtimmt. „Sei der Bube wer er wolle, der Vornehmſte oder der Geringſte: er ſoll an mir erfahren, was Ariſtoteles ſagt in der Ethik: praeclarissima omnium virtutum est justicia; und am andern Orte: tribuit unicuique quod suum est. Nennt mir den Namen des Frevlers, der Eurer Schweſter unbewachte Tugend überſchlich!“

„Wer iſt der Sündenknecht, welcher Gott mit ſolcher Gräuelthat läſtert in unſrer Gemeinde?“ fragte Severin barſch.

„Ceſar d'Alban, Euer Neffe, Herr.“

Der Bürgermeiſter bebte zurück, doch faßte er ſich, und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Ihr greift mir an das Herz, Kriegsmann. Das Wiedererwachen der getäuſchten Hoffnungen meines ganzen freudenarmen Lebens ſah ich in Ceſar. Er ſollte mir erſetzen — — doch was gehört das hierher, zu dieſer Sache? Geht! Ihr könntet mich ſchwach ſehen, und ich bedarf der Stärke; denn Euch ſoll Recht widerfahren. Ich muß Brutus contra filios ſein.“ Er winkte mit der Hand, aus der ihm die Briefe entfallen waren. Theophile glaubte Thränen in des Greiſes Augen zu bemerken, und ging, halb gerührt, halb beſtürzt. Den Prediger hörte er noch zum Bürgermeiſter ſagen: „Ihr ſeid ein wahrhaftiger Richter in Israel. Aergert Dich Dein Auge, ſo reiß es aus ꝛc.“ Von Henriette hatte Charlot nichts geſehen, und kam traurig nach Hauſe.

Fünftes Kapitel.

Wohlauf Geſellen!
Macht widerprellen
Vom Eiſen, das hitzt,
An euren Stellen
Des Ambos's Schwellen,
Daß's donnert und blitzt!

Ja, laßt uns ſchmieden
Und wacker glühen
Mit richtigem Schlag.
Uns iſt es beſchieden,
Ganz zu ermüden
Bis an den Mittag.

Auf, ihr Geſellen,
Daß beim Erhellen
Des Himmels geſchwind
Bei Hammerfällen
Aus unſern Zellen
Das Liedlein beginnt!

Die Hähne horchen
Beim frühſten Morgen,
Und haben uns Dank,
Indem wir ſorgen
Um nicht zu borgen
Koſt, Kleider und Trank.

Altes Schmiedegeſellen-Lied von Matthias Abele (1673).

Zwei kurze Monate hatten den blanken Soldaten in einen ſchwarzen Schmied verwandelt, der noch vor Anbruch des Tages mit ſeinen Geſellen vor dem Amboß ſtand, und unermüdet die ſchweren Hämmer mit rüſtigem Arme ſchwang. Das kleine die Jahre her faſt verödete Haus war nun wieder ſo belebt, wie ſonſt, und früh und ſpät ertönten die Schläge des fleißigen Jungmeiſters die enge Straße entlang, von manchem Ton froher Jugendluſt begleitet. Lauter Geſang von Freudenliedern war nach den kirchlichen Geſetzen den Hugenotten nicht erlaubt, doch die Schmiedegeſellen wußten ſich zu entſchädigen, und brummten die verbotenen Lieder nach der Sangweiſe erlaubter Bußpſalmen.

Mit dem neuen Schmied ſchien der Segen in ſein Haus gezogen zu ſein; denn nicht nur Theophiles bewundernswürdige Geſchicklichkeit in Verfertigung aller, ſelbſt feiner, künſtlicher Eiſenwaaren verhalf ihm bald zu einem Ruf, ſondern auch der Ruhm ſeiner Tapferkeit und ſeines muſterhaften Betragens, den ſeine nun ebenfalls zurückgekehrten Kameraden ausbreiteten, erwarb ihm die Achtung und Liebe aller Bewohner la Rochelles. Bald konnte er die Arbeit nicht mehr bezwingen, und deshalb war die Werkſtatt endlich von Gehülfen überfüllt. Die ehrſamen Bürger der Stadt unterließen auch nicht, den jungen allgemein geſchätzten Mitbürger in ihre Trinkſtuben, Gelage, oder feſtlichen Zuſammenkünfte einzuladen, wo jedoch, nach dem ſtrengen Geſetze Calvins, weder geſpielt, noch getanzt, noch Völlerei getrieben wurde, ſondern alles nach den Regeln der ſtrengſten Ordnung zugeſchnitten war, und ſogar Weiber und Töchter ausgeſchloſſen blieben. Dagegen war der Beſuch in den Familienzirkeln gebräuchlich, den ſich jedoch Theophile nicht erlaubte. Es hatte damit ſeine guten Gründe, die ſich der redliche Schmied nicht einmal ſelbſt geſtand, geſchweige denn, daß er ſie einem Andern anvertraut hätte. Aber ihm lebte auch kein inniger Freund in la Rochelle, den er zum Vertrauten ſeines zwiefachen Grams hätte machen können. Den Feldgenoſſen, den wackern George d'Armevall, an dem ſein Herz hing, hatte der Friede ja auch in die ferne Heimath geführt.

Kurz nach der Heimkehr aller Glaubensſtreiter hatte der Bürgermeiſter, oder vielmehr deſſen Sohn, der Oberſt d'Alban, den Hauptleuten und Führern, welche in la Rochelle und der Umgegend wohnten, eine ſplendide Mahlzeit gegeben. Theophile war natürlich keiner der letzten an der geſchmückten Tafel; und da war es, wo er zuerſt Henrietten, die ſtill Verehrte, heimlich aber glühend Geliebte nach langen Jahren und zwar nun in der höchſten Blüthe jugendlicher Schönheit wiederſah. Der Schmied hatte nicht gewagt, ein einziges Wort mit der Reizenden zu ſprechen, ja er ſchmeichelte ſich nicht einmal, von ihr bemerkt worden zu ſein, und ſelbſt das wäre ja doch nur ein gar leidiger Troſt geweſen; aber ſeit jenem Mahle ſah er wachend und träumend nur die Augenſterne und die ſchlanke Geſtalt der holdſeligen Henriette. Die Knoſpe war zur Blume geworden, und welche üppige Pracht drängte ſich dem Auge aus dieſem duftenden Blätterkelche entgegen! Je mehr ſich Charlot mit den beſten Vorſätzen bemühte, das ihn mit ſüßen Qualen verfolgende Bild zu verſcheuchen, deſto lebendiger und farbenreicher zwang es ſich ihm auf.

Wie nun auch Charlots äußeres Leben ſich nicht erwünſchter geſtalten konnte, ſo nagte doch ſtiller Kummer an ſeinem Herzen. Denn nicht allein jenes bitterſüße Gefühl in ſeiner Bruſt, ſeit er Henriette d'Alban in ſo vollendeter Schönheit wieder erblickt, war es, was ihn quälte, ihn miſchte ſich ein wahrer herzzerreiſſender Schmerz bei über das düſtre Hinbrüten ſeiner Schweſter, das ſichtlich der Blüthe ihres Lebens Gefahr drohte. Seit dem Tage nämlich, wo Theophile dem Bürgermeiſter Anzeige von Ceſars Beginnen gemacht, war der Letztere weder im Hauſe des Schmieds, noch überhaupt in der ganzen Stadt la Rochelle wieder geſehen worden. Niemand konnte vermuthen, wohin ſo plötzlich der gewandte Jüngling gekommen ſei, der den Studien ſo fleißig obgelegen, übrigens munter und faſt etwas mehr lebensfroh geweſen war, als es die Sitte der Calviniſten erlaubte. Sein Verſchwinden ſchien auf Jeanetten keinen Eindruck zu machen; flink war ſie ihrem Bruder zur Hand, und that unverdroſſen jede Arbeit, die man ihr nicht einmal hieß. — Dabei wurde ſie aber ſtiller und ſtiller; wenn ſie Theophile bedeutungsvoll anſah, lächelte ſie, aber dieß Lächeln ſchwamm über ein thränengefülltes Auge, wie ein Sonnenblick über die dunkle Fläche eines See's hinzittert. Theophile bemerkte bald mit Wehmuth, wie ſie noch vor Tagesanbruch mit den Schmiedeknechten ſchon wach war, und alle gemeinen Mägdedienſte verrichtete, wie ſie mit rührender Reſignation den ganzen Haushalt, ſo wie alle Geſellen und Handlanger Tags über bediente; und erſt ſpät Abends erſchöpft auf ihr Lager ſank. Anfangs wollten die rohen aber gutmüthigen Leute ſich von der feinen Jungfer das nicht gefallen laſſen, und vielmehr ſie bedienen, aber ſie erzwang die Erfüllung ihres Willens durch Bitten, Zorn und Hartnäckigkeit. Theophile ſchauderte, als er ſich überzeugte, wie das gute, geliebte Mädchen dies tolle, unabläſſige Treiben nur als Betäubungsmittel eines ſie zernichtenden Schmerzes gebrauche. Selten hörte man von ihr noch ein Wort; ſie ſchmückte ſich nicht mehr, ſelbſt ihre ſonſt blühenden Wangen verloren Glanz und Farbe, und Theophile bebte ſchon vor dem Augenblicke, wo die Ueberſpannung ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte ſie zu Boden werfen würde. In gleichem Grade aber zagte er, ſie über die Urſache ihres Seelenleidens zu befragen, er kannte ſie ja nur zu gut — oder ihr Worte des Troſtes zu ſagen; denn womit ſollte er ſie tröſten? Mit dem enthüllenden Worte, befürchtete er, müſſe ihr Schmerz erſt recht laut werden, und — er ſchwieg, ſelbſt verzweifelnd.

Die alte Tante ſchüttelte anfänglich ſtets das ſchneeweiße Haupt über den wunderlichen Geiſt, der in Jeanetten gefahren war, als ſie aber auf mehrere darauf bezugliche Fragen ſtets die heiter ſcheinende Antwort erhielt: „Mir iſt ſehr wohl, werthe Tante Margot; mir fehlt gar nichts,“ und das unglückliche Kind ſie wohl noch dazu anlächelte, da verſtummte die Geſprächige ebenfalls; hörte ihr doch Niemand mehr zu; denn Theophile arbeitete in der Schmiede, und Jeanette ſchaffte ewig als Magd im Hauſe. Schweigend ſpann die Siebzigjährige nun den Faden an die Spindel, und ergab ſich ganz einem beſchaulichen Leben. Mit der Zeit vergeiſtigte ſich ihr Blick immer mehr, und wie Schweigen ihr in dem Grad zur Gewohnheit geworden war, wie ſonſt Sprechen, gewannn ihre ganze Geſtalt allmählig etwas Grauſenhaftes. Wie eine der Parzen oder das verkörperte, geſchiedene Jahrhundert, ſaß ſie auf ihrem Seſſel in der Ecke, und ſtarrte wie eine Seherin vor ſich hin, ſo daß Theophile ſowohl, als Jeanette, bald auf dieß wunderliche Weſen aufmerkſam wurden. Wenn ſie ganze Stunden lang, ſo in ſich ſelbſt verſunken war, hörte ſie auf keine Fragen, und lächelte wie wahnſinnig, rüttelte man ſie aus dieſer Starrheit auf. Nahrung nahm ſie nur höchſt wenig. Dem Schmied bangte um den Verſtand der ihm lieben Tante.

So ſtand es um das Aeußere und Innere des Schmiedehauſes und der Glieder ſeiner Familie, als plötzlich ein Beſuch darin vieles veränderte.

An einen heitern Frühlingsmorgen, als Theophile ſchon manche Stunde auf den Ambos gehämmert hatte, immer in ſich gekehrt und mißmuthig, bald mit dem troſtloſen Zuſtande der Schweſter, bald mit dem wunderlichen Weſen der Tante beſchäftigt, und dazwiſchen von jenem Himmelsbilde berührt, das in ihm, roſig und in Goldglanz gehüllt, auftauchte, da ſchritten durch das enge krumme Gäßchen drei ſtattliche Männer auf die tönende Schmiede zu. Der Eine war der hohe ernſte Prediger Doktor Severin im ſchwarzen Chorrocke, der Andere der kleine freundliche Bürgermeiſter d'Alban, der, zu dem Dritten gewendet, auf Theophile's niedres Haus deutete, in welches ſie ſogleich eintraten. Der Fremde war ein langer Mann mit einem höchſt edlen männlich ſchönen Geſichte, trug den Kopf etwas vorgebeugt, und mochte etwa ein angehender Fünfziger ſein. In ſeiner Stirne ſaßen einige Falten, die zu Stein geworden zu ſein ſchienen, dagegen war ſein großes, braunes Auge mehr als lebhaft. Das leiſe ergrauende Haar hing lang und ſchlicht an ſeinem Kopfe herunter, die Kleidung war ebenfalls ſehr einfach, halb ritterlich, halb bürgerlich, und deutete auf einen calviniſtiſchen Landwirth, welcher das früher geführte Schwert in die Pflugſchar verwandelt hatte. Die

ganze Geſtalt ſprach von Geiſt, Muth und eine
wohlbenutzten Leben. Während er ſich mit ſeinen beide
Begleitern angelegentlichſt unterhielt, bediente er ſi
ſtets eines anſehnlichen Zahnſtochers von Holz und hie
denſelben oft zwiſchen die Zähne geklemmt, ohne ih
mit der Hand zu halten.

Dieſe drei in einer Schmiedewerkſtätte ungewöhn
lichen Gäſte waren kaum unter dem ſtaunenden un
neugierigen Gaffen aller Nachbarn in das Häuschen ge
treten, als Theophile ſchnell Hammer und Zange be
Seite warf; ſein trübes Geſicht wurde mit Freundlichkei
übergoſſen, und er lief dem fremden Herrn mit den
Ausruf froheſter Ueberraſchung entgegen.

„O Monſeigneur!“ jubelte er, „welche Gnad
ſchenkt Ihr Eurem Diener, daß Ihr ſein Haus Eure
Beſuches würdiget!“

„Mit Freuden ſehe ich,“ erwiederte Coligni, —
denn er war es, der Admiral von Frankreich —, wi
rüſtig Ihr ſchon wieder Euer Handwerk treibt, mein
lieber Charlot, und erkenne daraus, daß Ihr ein ebe
ſo wackrer Bürger als Soldat ſeid.“

„Er iſt wie der große Cincinnatus, gleich thätig im
Krieg wie im Frieden,“ bemerkte der Bürgermeiſter
„und wie die Abgeordneten Roms, Jenem den Senats
beſchluß, nach welchem er zum Dictator erwählt war
überbringend, ihn hinter dem Pflug auf dem Felde fanden
ſo finden wir dieſen hinter dem Ambos in der Werkſtatt.“

„Er iſt wie Judas Maccabäus,“ fiel Gevatt ein, „zu Hauſe ein getreuer Knecht des Herrn, im Felde des Todes ein Donnerkeil.“

„Ich thue meine bürgerliche Pflicht,“ verſetzte der Schmied beſcheiden, „ſo lange, bis Ihr, edle Herren, oder unſere Partei mir eine höhere auferlegt.“

„Und dazu könnte jetzt ſchon Rath werden,“ meinte der Admiral bedeutend. „Ich bin Eures Gehorſams gewiß, deshalb tretet mit herein in das Zimmer, und hört, was wir Euch zu ſagen haben.“

Auf Theophiles Wink ſetzten die feiernden Geſellen wieder ihre Arbeit fort; er öffnete die Thüre, und folgte dann den beiden Herren in das Gemach, worin nur die alte Tante ſtumm vor ſich hinſtarrend, ſaß.

„Wehe! Wehe!“ murmelte ſie leiſe. „Zwei Männer ohne Köpfe!“

Der Admiral ſchien vor der alten, gräßlich blickenden Jungfrau zurückzuſchaudern, doch faßte er ſich ſchnell und erfuhr von Theophile mit wenigen Worten, wer ſie war, und was für ein Bewandtniß es mit ihr habe. Ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, traten die vier Männer in die Ecke, und ſprachen leiſe und ſehr angelegentlich mit einander. Nicht lange darauf reichte der Schmied ihnen die Hand ſehr vertraut, die mit freundſchaftlichem Schütteln empfangen wurde.

„Und Ihr reiſt heute ſchon wieder nach Chatillon zurück, Monſeigneur?“ fragte Charlot ehrerbietig.

„Meine kranke Frau, ſo wie meine Weinberge bedürfen meiner Pflege; ich muß für beide wachen und ſchaffen, wacht und ſchafft Ihr dagegen für mich, mein Freund," erwiederte der Admiral ſehr herablaſſend, doch keineswegs jenen, den vornehmen Ständen eigenen, vom Bewußtſein innern Werthes zeugenden Ton verläugnend.

„Wie gern ich mein Leben für das Eurige opfern möchte, weiß nur der liebe Gott allein!" ſagte Charlot herzlich.

„Und Gott wird Euch die Treue vergelten," erwiederte Coligni gerührt.

„Der Herr, dem Du ſo wahrhaftig dieneſt," redete der Prediger, „wird ſeine Hand über Dir halten und Dich ſchützen unter Deinen Feinden und Dich bewahren im Hauſe des Ahabs, der das Blut der Propheten trinkt, gleich wie er ſeinen Auserwählten, den Knaben David bewahrte, als er im Lager ſeines Feindes, des Königs Saul die Harfe ſpielte, und der gottverworfene Mann ſeinen Spieß nach ihm abſchoß. Gehe hin, Auserkorner! der Herr wird Dich ſchirmen, wie den Sohn Iſai's; denn Du biſt ein Sohn des Evangeliums."

„Zieh hin, wackrer Jüngling!" rief d'Alban; „auch Arminius, der Befreier Deutſchlands, war lange unter den Römern, ſeinen Todtfeinden, und lernte ihnen ihre Vortheile ab. Ihr werdet ein Arminius ſein. Haltet nur ſtandhaft aus, und laßt Euch durch nichts irre machen."

„Denkt mit dem Apoſtel Paulus," fuhr Severin fort: „Wir haben allenthalben Trübſal, aber wir ängſtigen uns nicht. Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlaſſen. Wir werden unterdrückt, aber kommen nicht um.“

„Doch jetzt folgt uns in des Bürgermeiſters Haus,“ erinnerte der Admiral, „damit wir Euch die nöthigen Inſtruktionen und Papiere übergeben.“

Auf Theophiles Bitte langte die geſchäftige Jeannette ſeinen Kriegsſchmuck herbei.

„Ei, ſieh da!“ ſagte der Bürgermeiſter bei ihrem Anblick. „Objectum quaestionis! Laßt Euch doch näher betrachten, ſchönes Kind. Nun Ihr ſeid es ſchon werth, daß ſich ein junger Burſch in Euch vergafft. Ihr weint, Jungfer? Nicht doch! Ihr werdet künftig in meinem Hauſe wohnen, und meiner Tochter Geſellſchaft leiſten. Die wird Euch und Ihr ſie lieb gewinnen; dann werdet Ihr ſchon wieder fröhlich werden. Patientia vincit omnia!“

Jeanette verſtand den Maire nicht; doch that Ihr ſeine Freundlichkeit ſehr wohl; ſie verließ die Stube, um ſich auszuweinen.

Theophile hatte ſich unterdeſſen in das Kriegskleid geworfen, und ging in der Mitte der drei Herren mit ganz beſonderen Gefühlen nach d'Albans Hauſe. Was er gewünſcht und doch gefürchtet, geſchah: Henriette empfing die Gäſte mit freundlichen Blicken und Worten. Wohlgefällig ruhte ihr dunkles Auge auf dem jungen ſchönen Helden, und ſie fand bald Gelegenheit, einige Worte an den Verzagten zu richten, die, ſo unbedeutend ſie auch waren, ihn mit einer nie gefühlten Seligkeit erfüllten. Auf den Wink ihres Vaters entfernte ſich die Schöne, und der Admiral begann:

„Wir laden unſer ganzes Heil auf Eure Schultern, Charlot. Gut und Leben, Sieg und Tod hängen von Eurer Schlauheit und Wachſamkeit ab.“

„Edler Herr,“ entgegnete der Schmied, „erlaubt mir, ohne groß Rühmens von mir zu machen, Euch zu ſagen, daß ich wohl das Gewicht der Sache erkenne, die Ihr mir auferlegt, aber glaubt, daß mir unter der Laſt Kraft und Muth wachſen. Seh ich es doch deutlich ſchon daran, wie Euer wichtiger ehrenvoller Auftrag ſtärkend auf mich wirkt, da er alle die Quälgeiſter vertrieben, die mir dieſen Morgen noch im Kopfe ſaßen.“

„Recht ſo mein Sohn,“ ſagte der Bürgermeiſter vergnügt. „Post nubila phoebus! Worüber wollt Ihr Euch auch härmen? Ihr ſeid zu großen Dingen auserſehen, und könnt es weit bringen.“ Theophile lächelte wehmüthig in ſich hinein.

„Lächelt nicht ungläubig,“ rief ihm Severin zu; „es iſt dem Herrn leicht, einen Armen reich zu machen, und einen Geringen vornehm, einen Schwachen mächtig; Petrus, der wunderthätige Apoſtel, war erſt ein Fiſcher; Paulus, der bekehrte und größte aller Verkünder des Heils, war ein Teppichmacher; König David ein Hirtenknabe; Moſes ein armes Findelkind. Und hat nicht Gottes Sohn ſelbſt in der Pferdekrippe gelegen? Wohlauf denn und verzaget nicht! denn Ihr habt nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen, daß Ihr Euch abermals fürchten müßtet, ſondern Ihr habt einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!"

„Hier habt Ihr genaue Inſtruktionen," ſagte der Admiral, „aber ſie würden Euch wenig helfen, wenn Eure Klugheit Euch Euer Verhalten nicht ſtets ſelber an die Hand geben müßte."

„Der Eifer für meinen Glauben, der Wunſch, für meine Brüder etwas Erkleckliches thun zu können, die Freude, Euch zu nützen, Monſeigneur, werden mir ſtets mein Verhalten eingeben."

„Der eine von den Briefen, welche ich Euch mit nach Paris gebe," fuhr der Admiral fort, „iſt an den Kaufmann Gaſtine in der Straße St. Denis, in deſſen Hauſe Ihr eine freundſchaftliche Aufnahme finden werdet. Dieſer Mann wird Euch zum Hofſchmied Dufras in Arbeit bringen, und Eure Geſchicklichkeit wird Euch bald auszeichnen. Der zweite Brief iſt an den Leibarzt des Königs, Herrn Paré, der das Weitere beſorgen wird. Dieſe Leute ſind alle Eure Glaubensgenoſſen, und in Gaſtines Hauſe wohnt Ihr dem heimlichen Gottesdienſte der Calviniſten bei. Sobald Ihr in Paris ſeid, darf Niemand, außer den genannten Männern, wiſſen, daß Ihr nicht Katholik ſeid, deshalb habe ich Euch ein paar dutzend Heiligenbilder, Gebetbücher und einen Roſenkranz eingepackt; vergeßt nicht den letztern ſtets an Euch zu tragen. Die Meſſe braucht Ihr gerade nicht zu hören; bemerkt Ihr ſetzen, und entweder laut aufſchreien, oder ſchnell wieder zurück flüchten in dieſes Zimmer.“

„Fürchtet nichts von mir, werthes Fräulein,“ ſagte Theophile mild, und ſein Geſicht ſtrahlte ihr gegenüber von Freude. „Mich überkam nur eben der Gedanke, ich könne vielleicht niemals wiederkehren in meine Vaterſtadt. Die Fremde droht mit mancherlei Gefahren, und ich gehe vorzüglich gar vielen entgegen.“

„Ihr wollt la Rochelle ſchon wieder verlaſſen?“ fragte Henriette [illegible]ſt.

„Und [illegible] meine Schweſter Eurer freundſchaftlichen Obhut übertragen, um die ich Euch bitte!“

„Rechnet darauf! und wann gedenkt Ihr wiederzukehren?“

„Das ſteht in Gottes Hand!“ rief der Jüngling, und rannte die Treppe vollends hinab, denn die theilnehmende, freundliche Frage des in Thränen lächelnden Mädchens hatte ihm das Herz durchſchnitten.

Die herzloſen eifernden Segensſprüche des Prieſters verdüſterten ihn noch mehr, und mit einer Bruſt voll Widerſtreit beängſtigender Gefühle kam er in ſein Haus zurück, das ihn wie fremd gemahnte; entließ ſeine Geſellen mit reichem Lohn und that ſeiner Schweſter ſeine Abreiſe, und die Verfügung, hinſichtlich ihrer, der Tante und des Hauſes kund.

Als er die kurze, trockne Rede geendet, ſtürzte das Mädchen von Schmerz überwältigt, laut jammernd an ſeine Bruſt.

„Und ſo willſt auch Du mich verlaſſen, mein einziger Freund?“ rief ſie verzweifelt. „Der Gram wird mich tödten, Du wirſt mich nicht wiederſehn. O bleibe bei mir, oder nimm mich mit Dir fort! denn nur unter Deinem Schutz und in Deiner Liebe mag ich leben!“

„Henriette d'Alban wird Dich wie eine Schweſter lieben.“

„Ach, ſie iſt reich und vornehm, und ich bin arm und gemein; ſie iſt ſtets heiter, froh und muthwillig, ſchäckert und lacht mit Allen, und ich bin traurig.

„Aber Du ſollſt auch froh und munter werden. Es wird Dir beſſer gehen, als bei mir.“

„Großer Gott!“ ſeufzte das Mädchen verzweifelt, „werd' ich es denn ertragen können, in jenem Hauſe zu leben, aus dem er verbannt worden iſt?“

„Ich will es ſo,“ verſetzte Theophile ernſt, „und es kommt Dir zu, zu gehorchen, oder ich werde Dir durch den Prediger Severin Deine Pflicht ins Gedächtniß rufen laſſen.“

Jeannette fügte ſich weinend in den Befehl des ſtrengen Bruders. Und wie man, wenn man's nur recht verſteht, am Ende jedem Herzeleid etwas Süßes abgewinnen kann, ſo fand Jeannette endlich ſogar auch etwas Schönes in dem Gedanken, künftig in dem Hauſe zu leben, und mit denſelben Menſchen umzugehen, wo Ceſar gelebt, mit denen Ceſar umgegangen war. Als

Theophile von der Tante — wie er glaubte, auf immer — ſcheiden wollte, ſagte ſie ruhig:

„Geh nur hin mein Sohn, wir ſehen uns wieder. Du wirſt noch mehr von mir gehen, und wir werden uns wiederſehen. Dein Gang iſt doch vergeblich; Du vermagſt das Unglück nicht abzuwenden, und Niemand vermag es!“

Mit innigem Bedauern über die Geiſtesverwirrung der Alten, ſagte ihr Theophile Lebewohl. Die Frühe des andern Tages fand ihn ſchon auf ſeinem flinken Rößlein, welches munter die Straße nach Paris verfolgte.

Sechſtes Kapitel.

Man thät ſie weiter fragen,
Was ſie hielten vom Sakrament.
Wir halten vom Nachtmal des Herrn,
Was ſteht im Teſtament.

Chriſtus hat ſelber das Brot gebrochen
Und ſchenkt uns ſeinen Wein,
Dabei ſolln wir uns denken
Sein Leiden und bittre Pein.

Chriſtus, der hat geſprochen:
Ich bin das ewige Gut,
Dabei wolln wir auch bleiben
Und beſiegeln's mit unſerm Blut.

Aus einem alten Volkslied aus den Zeiten der Münſterſchen Wiedertäufer: Die zwei Jungfrauen von Beckum.

Die ſchönſte Mainacht ſenkte ſich allmählig auf die Hauptſtadt Frankreichs. Die Straßen waren dunkler und von den heimkehrenden Spaziergängern leer geworden. Der Laden des Kaufmanns Gaſtine ſtand allein noch offen in der langen Straße St. Denis. Der Beſitzer hatte wohl ſeine guten Gründe für den gewöhnlich erſt ſpäten Verſchluß, die gewiß nicht allein in der Hoffnung, noch einigen Erlös zu machen, zu ſuchen waren. Doch als die zehnte Stunde von den Thürmen der Stadt verkündet wurde, tönte aus der Comptoirſtube eine ſanfte männliche Stimme: „Monſieur André; laßt uns die Thüre ſchließen!"

Augenblicklich hob ſich hinter den Waarenfäſſern eine kleine Mannsgeſtalt und ſchritt auf die Straße, um den eben erhaltenen Befehl ſogleich auszuführen. Kaum aber mochten zwei Minuten verfloſſen ſein, als das Männlein mit einem Angſtgeſchrei wieder herein, und, einem Pfeile gleich, durch den tiefen Laden auf das ganz hinten angebrachte Comptoirzimmer losſtürzte.

„Hilf Himmel! was iſt Euch begegnet?“ rief der erſchrockene im Weggehen begriffene Hausherr. „Ihr ſeid bleich, wie ein Todter, und Eure Augen ſind aus ihren Höhlen getreten.“

„Bitte gehorſamſt um Entſchuldigung, Herr Gäſtine, wenn ich demſelben einigen Schrecken verurſache, aber ich ſelbſt — was übrigens keineswegs von Bedeutung iſt — bin allzuſehr erſchrocken, um Euch mit gehörigem Reſpekt zu vermelden, — den ich, wie Ihr mir gütigſt bezeugen werdet, noch niemals aus den Augen ließ — daß ein baumſtarker Menſch, mit drohendem Angeſicht und mit gar gräßlicher Stimme auf der Straße mich befragte, ob dieß das Haus des Herrn Gäſtine ſei.“

„Nun, was weiter, mein Beſter? Ihr ſagtet: Ja. Und was widerfuhr Euch da?“

„O, ich ſagte nicht: Ja. Mir war die Zunge gelähmt, und ich danke Gott, daß nicht auch die Beine. Ich ſprang herein und ließ ihn ſtehen.“

„Ihr ſeid — ein wunderlicher Menſch, mein Beſter,“ ſagte der Kaufmann mit unterdrücktem Unwillen. „Wärt Ihr nicht ein ſo guter Calviniſt und ein flinker Geſchäftsmann, ſo wüßte ich — doch laßt's gut ſein! Seht, dort ſteht ja wahrſcheinlich der Mann ſelbſt im Laden. Nur näher, mein Beſter, was iſt Euer Begehr, ſo ſpät in der Nacht? Sucht Ihr etwas Verdächtiges bei mir, ſo irrt Ihr. Ich bin ein guter Katholik."

Der Fremde trat, in einen langen Mantel gehüllt, den breiten Hut mit der wallenden Feder tief ins Geſicht gedrückt, in die matt erleuchtete, ſchwarze Comptoirſtube, und ſtand vor Herrn Gaſtine, einem etwas wohlbeleibten Mann, in deſſen rundem, wohlgenährten Geſicht ſchlecht verhehlte Aengſtlichkeit ſich abmalte. Sein eben nicht geiſtreiches Auge blickte unruhig auf den ſpäten, unbekannten Gaſt, in der linken Hand hielt er die zitternde Leuchte, während er mit der Rechten eine unwillkührliche abwehrende Bewegung gegen den auf ihn los Schreitenden machte. Halb hinter ihm, halb hinter dem rieſenhaften Schreibtiſche, ſah der noch kleinere Ladendiener hervor, mit dem Ausdruck des Entſetzens und der größten Furchtſamkeit in dem breitgedrückten pockennarbigen Geſicht. Das ſchwarze, ſtarke, ringliche Haar dieſes kleinen, poſſirlichen Mannes ſchien ſich zu ſträuben, ſeine kleinen, nicht unfreundlichen Augen ſtarrten erwartungsvoll auf den Hereingetretenen.

„Ich irre mich nicht in Euch," begann der Fremde, „Ihr ſeid Herr Gaſtine; ich erkenne Euch nach der Beſchreibung, die mir ein ſehr würdiger Mann von

Euch machte, und in deſſen Auftrag ich bei Euch bin!" Und damit ſchob er den Hut zurück, ließ den Mantel von einanderfallen, reichte dem Kaufmann die Hand, und drückte die empfangene deſſelben nach der beſondern Art, die nur Hugenotten in jenen ſturm- und drangvollen Zeiten, bekannt war. Augenblicklich ließ die Spannung in Gaſtines Geſicht etwas nach, und indem er ſich raſch zu den Ladendiener wandte: „Monſieur André, b[illegible]uch doch, mit Eurer möglichſten Eile, Thüre und Fenſter zu ſchließen," nahm er den Angekommenen geheimnißvoll bei der Hand, und führte ihn in den hinterſten Winkel der Comptoirſtube. Der kleine André drehte den gegen ſeinen winzigen Körper verhältnißmäßig großen Kopf argwöhniſch lauernd nach der Richtung der an ihm Vorübergehenden, war dann mit drei Sätzen ſeiner krummen Beine auf der Straße, und raſſelte gar gewaltig mit den großen Schrauben und Schlöſſern.

„Weſſen Beauftragter ſeid Ihr, mein Freund?" fragte Gaſtine mit einer Miſchung von Freude, Neugier und noch etwas Furcht.

„Meines Herrn, des Admirals von Frankreich, Gaspar von Coligni, Seigneur von Chatillon," antwortete Charlot — denn er war der ſpäte Gaſt in Gaſtine's Haus — mit Würde. „Er und der Bürgermeiſter von la Rochelle, Herr d'Alban, laſſen Euch freundſchaftlichſt grüßen und ſchicken Euch dieſe Briefe." Während dieſen Worten hatte ſich des Kaufmanns

Geſicht ſchnell durch alle Uebergänge, bis zur höchſten Freundlichkeit verklärt.

„Ei!“ rief er, „geſegnet ſei Euer Eingang, mein lieber Sohn!“ und riß dem Ueberbringer ungeduldig die Briefe aus der Hand, welche dieſer eben bedächtig aus dem ledernen Koller hervorzog, rannte damit an den großen Schreibtiſch, öffnete ſie, und durchlief die Papiere mit wohlgeübten, freudeſtrahlenden Blicken. Die Briefe n[illegible] der Hand, fuhr er wieder auf Theophile zu, umhalſte ihn, und rief mit jauchzender Stimme: „Der Herr gebe ſeinen Segen dazu! Meiner Bereitwilligkeit zu Allem, was Ihr wünſcht, könnt Ihr gewiß ſein. Ihr ſeid ein Werkzeug des allmächtigen großen Gottes, der gelobt ſei vom Aufgang bis zum Niedergang, und habt Euch auf den Weg gemacht, den ſchlauen Antichriſt zu bekriegen. Ihr werdet ſein ein rüſtiger Weingärtner im Weinberge des Herrn, des hochgelobten Gottes und ſeines eingebornen Sohnes, des Lammes, welches die Sünden der Getreuen abwäſcht mit ſeinem Blute. Seid mir willkommen, wie die wandernden Apoſtel willkommen waren den Brüdern in den Gemeinden! — — Doch jetzt kommt, mein werther Freund, damit ich Euch an einen beſſern Ort bringe und Ihr Euer Herz laben könnt.“ Somit bat er ſich Theophiles Arm aus, ergriff das Licht und führte den unerwarteten Gaſt durch das Haus eine Treppe hinauf, in die nach dem Hofe hinausgelegenen Wohnzimmer der Familie.

Der kleine André hatte sein letztes Tagewerk dießmal gar schnell vollbracht, und sah noch die freudige Umarmung, und hörte die wunderlichen Worte seines Prinzipals, die ihn in ein nicht geringes Staunen versetzten. Nachsinnend stand er einige Zeit, als die Beiden durch die Thüre verschwunden waren, lehnte sich an den [illegible], schlug die krummen Beine geschickt in [illegible] legte den Finger an die breite Nase, und starrte in die glimmende Flamme der vor ihm stehenden, rußigen Lampe.

„Ich hab' es!“ rief er endlich, und that einen Satz, kroch aber gleich wieder schüchtern und furchtsam zusammen, und winselte traurig: „'s ist ein Bräutigam für Madelon. Ja, ich hab' es lange gemerkt, daß ich der Betrogene sei! Das haben sie so heimlich getrieben. Aber wartet, ihr Schleicher, Maurice André läßt sich nicht sogleich eine Nase drehen. Wir werden ja sehen! Ich muß das Mädchen haben oder Keiner; so wahr ein gnädiger Gott mir lebt, der meine Sünde nicht ansehen wird, daß ich ihr zu Lieb und Gefallen, und um ihren Besitz zu erringen, von der wahren Kirche abgefallen und ein Calvinist geworden bin, obgleich ich die Messe zuweilen noch heimlich höre!“ Nach diesem Schwure langte er aus einem Eckschranke in der Comptoirstube einen langen Mantel, warf ihn um, zog die Kaputze desselben tief über den Kopf, wickelte ſich in die weite Hülle, verſchloß die Comptoirſtube, und ſchritt durch einen langen düſtern Gang in das Hinterhaus, drückte eine angelehnte Thüre zurück, tappte leiſe im Finſtern durch einen Stall, und ſtieg in einem Nebenbehälter deſſelben ein kleine Treppe hinab, vor welcher viel Holz, alte Fäſſer und andere gebrauchte Geräthſchaften aufgehäuft lagen, um ſie zu verſtecken.

Nicht lange darauf betraten Gaſtine und Charlot denſelben Weg, der Erſtere den Letzteren behutſam führend, und mit leiſen, flüſternden Worten ihm die Richtung des Wegs angebend, der ſich oft unerwartet drehte und bog.

„Nur eine halbe Stunde früher durftet Ihr kommen, mein vielwerther Charlot," ſagte der Führer, „und meine Frau, Kinder und Pflegekinder hatten noch die Freude, Euch zu begrüßen; nun werden ſie ſich wundern, wenn ich mit Euch in die Verſammlung trete."

Theophile folgte ſchweigend; der heimliche Gang um dieſe Stunde durch die finſtern öden Räume, das Flüſtern und leiſe Auftreten machten einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Als ſie eine Menge Stufen jener im Stall verborgenen Treppe hinabgeſtiegen waren, öffnete der Kaufmann ein in der Wand befindliches kleines Thürchen, und eine ſchwache Lichtflamme leuchtete ihnen entgegen. Gaſtine nahm die Lampe und ging voran. Theophile ſah ſich in einem großen Keller, deſſen Räume nur ſehr ſpärlich erleuchtet wurden. Ringsum lagen Waarenfäſſer und Kiſten aufgethürmt, zwiſchen vielen andern ſtand ein großer eiſerner Kaſten. Gaſtine wollte den Deckel heben, er war verſchloſſen.

„Der André iſt doch der Vorſichtigſte von uns Allen!“ lächelte er vor ſich hin. „In dieſem Falle hätte ich ſogar offen gelaſſen. Er iſt ein wackerer Burſche! der würde ſich gleich todt ſchlagen laſſen, ehe er etwas verriethe.“ Damit zog er einen Schlüſſel hervor, welcher, an einem Bande befeſtigt, auf ſeiner Bruſt gelegen hatte, und öffnete den Kaſten. Ein Druck an eine innen angebrachte Feder ſchob den Boden zurück, und Gaſtine ſtieg mit dem erſtaunten Theophile bequem durch die Oeffnung auf eine zweite ſteile Treppe hinab. Sogleich verſchloß der Führer von innen den Deckel und ſchob den Boden des Kaſtens wieder vor, dann ſtiegen beide die Stufen hinab und wanderten ſchweigend tief unter der Erde einen langen Gang hindurch. Theophile war es nicht anders, als ginge die Reiſe in die Unterwelt hinab, ſo ſchauerlich und unheimlich ſahen ihn die Wände, der enge Gang und die ſchwache Leuchte an. Plötzlich blieb Gaſtine ſtehen, und griff mit der Hand in ein Loch in der Mauer. Dem Schmiede dünkte es, als vernehme er den ſchwachen Ton einer Schelle. Alſobald ſchoben ſich mehrere Steine zurück, und der erſtaunte Rocheller kroch faſt mit Mühe durch die entſtandene Oeffnung ſeinem Führer nach. Sie traten in einen unterirdiſchen Saal, der durch einzelne Kerzen ſehr ſparſam beleuchtet war; zu beiden Seiten deſſelben waren hölzerne Bänke angebracht, auf welchen zur rechten Hand die männlichen, zur linken die weiblichen Glaubensgenoſſen ihre Plätze eingenommen hatten. Von den grauen feuchten Wänden prallte das Licht nur matt zurück, denn die Mauern waren weit auseinander und die Decke hoch. Die Kerzen brannten düſter und erhellten nur einen beſchränkten blauen Luftkreis um ſich her, ſo daß die Gegenſtände nicht deutlich erkannt werden konnten. Alle Anweſenden waren in lange Mäntel von verſchiedener dunkler Farbe gehüllt; Niemand ſchien ſich zu regen. Stumm bedeutete Gaſtine ſeinem Gaſt, einen Platz einzunehmen, und ließ ſich neben ihm nieder. Der herzhafte Schmied konnte ſich eines geheimen Schauders nicht erwehren, ſo finſter und melancholiſch kam ihm das Ganze vor. Die Gemeine war ſchon ganz verſammelt. Statt des lauten Geſanges, an welchen Charlot gewöhnt war, der aber ſehr bald in dem überall und zu jeder Zeit lebhaften Paris Aufſehen und Nachſpürungen erregt haben würde, begannen alle leiſe das vorgeſchriebene Lied aus dem Gebetbuche zu ſummſen, was einen wunderlichen, faſt ſinnverwirrenden Ton erzeugte. Während dieſes ganz eigenthümlichen Kirchengeſanges hatte Theophile, deſſen Augen ſich nur bewegten, Zeit, das ihm gegenüber ſitzende ſchönere Geſchlecht zu betrachten, ſo viel es das ſchwache Licht zuließ. Bei dieſer Muſterung fielen ihm ein Paar Mädchenköpfe auf, und zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen glaubte er in dem Einen Henriette d'Alban zu erkennen. Je mehr er ſeine Augen anſtrengte, um den Mangel des Lichts durch die Schärfe des Blicks zu erſetzen, deſto größer wurde die Aehnlichkeit, deſto deutlicher traten Henriettens ihm unvergeßlich theure Züge hervor. Ein ſonderbares, beängſtigendes Gefühl, gemiſcht von Freude, Bangen, Hoffnung und Zweifel, ſchnürte dem herzhaften Schmiede die Bruſt zuſammen. Nachdem er ſich von der erſten Ueberraſchung erholt hatte, begann er zu überlegen, daß Henriette unmöglich vor ihm in Paris eingetroffen ſein könnte, denn er hatte ſeinem guten Renner nichts geſchenkt; daß alſo bei einer zufällig obwaltenden Aehnlichkeit und der Dämmerung im unterirdiſchen Betſaale ihn die Augen doch täuſchen müßten. Sein Blick ging auf die andre Schöne über, die weniger lebhaft, aber mit Majeſtät neben der Nachbarin ſaß; der obere Theil des Kopfes war verhüllt, und nur das Ende einer hohen edeln Stirne, eine Habichtsnaſe, ein dunkles, großes Auge, welches ſie nur ſelten vom Gebetbuche erhob, waren ſichtbar; Kinn und Unterlippe ſteckten wieder in einem um den Hals geſchlagenen Tuche. Ein großer Reiz ſchwebte über den dem Späherauge blos geſtellten Partieen. Nicht ohne Wohlbehagen bemerkte Theophile, daß die Andere, in Henriettens Geſtalt ihren feurigen Blick auf ihn heftete, ſobald er [illegible] dem ſeinigen begegnete, die langen ſchwarzen Wimpern niederſchlug. Der Geſang war beendigt, der Prediger erſchien und nahm, in Ermangelung einer Kanzel, hinter einem Tiſche Platz. Nachdem er die Verſammlung mit einem einfachen Spruche eingeſegnet hatte, ſchlug er die auf dem Tiſche liegende große Bibel auf, erhob die Stimme und las: „Der fünf und zwanzigſte Pſalm. Ein Pſalm Davids. Nach dir, Herr, verlanget mich. Mein Gott, ich hoff' auf Dich. Laß mich nicht zu Schanden werden, daß ſich meine Feinde nicht freuen über mich. Denn Keiner wird zu Schanden, der deiner harret; aber zu Schanden müſſen ſie werden, die loſen Verächter. Herr, zeige mir deine Wege, und lehre mich deine Steige. Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du biſt der Gott, der mir hilft; täglich harre ich deiner. Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von der Welt her geweſen iſt. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung; gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen. Der Herr iſt gut und fromm, darum unterweiſet er die Sünder auf dem Wege. Er leitet die Elenden recht, und lehret die Elenden ſeinen Weg. Die Wege des Herrn ſind eitel Güte und Wahrheit denen, die ſeinen Bund und Zeugniß halten. Um deines Namens willen, Herr, ſei gnädig meiner Miſſethat, die da groß iſt.

Wer iſt der, der den Herr fürchtet? Er wird ihn unterweiſen den beſten Weg. Seine Seele wird im Guten wohnen, und ſein Saame wird das Land beſitzen. Das Geheimniß des Herrn iſt unter denen, die ihn fürchten; und ſeinen Bund läßt er ſie wiſſen. Meine Augen ſehen ſtets zu dem Herrn; denn Er wird meinen Fuß aus dem Netz ziehen. Wende dich zu mir und ſei mir gnädig; denn ich bin einſam und elend. Die Angſt meines Herzens iſt groß; führe mich aus meinen Nöthen. Siehe an meinen Jammer und Elend und vergib mir alle meine Sünden. Siehe, daß meiner Feinde ſo viel iſt und haſſen mich aus Frevel. Bewahre meine Seele und errette mich; laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich traue auf dich. Schlecht und recht das behüte mich; denn ich harre deiner. Gott erlöſe Jsrael aus aller Noth.“ Die Bibel klappte zu, der Prediger ſah ſich in der Verſammlung um, ſchneuzte die Lichter und fuhr dann fort: „Laßt uns zur Auslegung dieſes Davidiſchen Pſalms übergehen und denſelben unſerer heutigen religiöſen Betrachtung und Predigt zu Grunde legen.

Es iſt nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen, daß der fromme König David ſchon ein guter apoſtoliſcher Chriſt, ein gottgefälliger Bekenner des Evangeliums war; denn aus ſeinem Saamen ging die reine Jungfrau hervor, welche gewürdigt wurde, ein ſchwaches Gefäß zu ſein des großen welterlöſenden Geiſtes, damit der Herr im Fleiſche geboren werden könne. David hatte alſo ſchon einen Theil Chriſti in ſich, zwar nur einen kleinen und ſchwachen, aber doch einen Theil. Denn hätte er einen großen und ſtarken Theil des Geiſtes Chriſti gehabt, wie hätte er die arge Sünde mit der Batſeba vollführen können? An ſolch Irrſal erinnert auch der Pſalmiſt, wenn er reuigen Herzens ausruft: Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung. Batſeba aber war ſicherlich der Teufel in ſchöner Weibsgeſtalt. Nehmt ein Exempel an David, hütet Euch vor dem Teufel, welcher die ſchönſte Geſtalt und Weſen annimmt, um Euch zu verlocken. Die Kirche der Papiſten aber iſt die Pflanzſchule des Teufels, und der Antichriſt in Rom, welcher der Welt ſchändlich vorlügt, er ſei der Nachfolger des Apoſtels Petrus, iſt der Statthalter des Ariman, des ſchwarzen Höllenfürſten auf Erden. Und wie die Batſeba war, welche den Diener Gottes, den König David zur Sünde verleitet, ſo ſind in Paris viele tauſend ſchnöde papiſtiſche Weiber, lauter Werkzeuge der Hölle und Dienerinnen des Teufels, um die wahren Chriſten, denen Calvinus das Licht des Heils von neuem entzündet, wieder in die verderblichen Stricke des Satans zu ziehen. Und gelingt es ihnen nicht etwa, den Höllenbraten? Helfen unſre Lehren und Ermahnungen? Täglich verſchlinget der brüllende Teufel ein Schäflein ums andere von der treuen Heerde, welches ſich von Sinnenluſt und Begier verblenden ließ, und das gottergebene Häuflein wird immer kleiner. Ich will Niemand nennen; doch Ihr werdet es wohl wiſſen, wen ich meine. So rufen wir denn in der Angſt unſres Herzens mit dem bedrängten König David: Mein Gott, ich hoff' auf dich. Laß mich nicht zu Schanden werden, daß ſich meine Feinde nicht freuen über mich. Die Rotte des Böſen hat unſer Haupt überliſtet; denn ſie iſt voll eitel Liſt und Trug. Die Gerechten dürfen ſich nicht laut zum Namen des Herrn bekennen, ihre Namen ſind geächtet, ihre Bethäuſer zerbrochen; ſie zittern wie das Schäflein in den Klauen des Wolfes. Wir ringen und winden die Hände und weinen blutige Thränen und ſchreien gen Himmel: Wende dich zu mir und ſei mir gnädig; denn ich bin einſam und elend. Die Angſt meines Herzens iſt groß; führe mich aus meinen Nöthen. Siehe an meinen Jammer und Elend, und vergib mir alle meine Sünden. Siehe, daß meiner Feinde ſo viel iſt, und haſſen mich aus Frevel. Bewahre meine Seele und errette mich; laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich trau' auf dich. — Aber glaubet mir, der Herr wird uns nicht unerhört laſſen. Und wenn ihrer ſo viel wären, als Sand am Meer, der Gott unſrer Väter, der ſich auch uns offenbart hat durch ſeinen eingebornen Sohn, wird ſie verderben durch unſere Hand. Darum ſeid wachſam und gerüſtet, daß Ihr die Götzendiener dem Herrn zum Opfer ſchlachten könnt, wenn es Zeit iſt. Unſer Schwert ſoll ſie freſſen, unſre Fauſt ſoll ſie erwürgen, die ſchändlichen Götzendiener, die Baalspfaffen, die Knechte des Antichriſts, die gleich ihm abgefallen ſind vom wahren Gott und ſeinem Sohne, und Bilder anbeten und Menſchen göttlich verehren, die nicht hören die Stimme der Apoſtel und das unverfälſchte Wort des Evangeliums, ſondern die Schmachrede des Papſts und die Lehren des Teufels, die da die Bibel verwerfen, welches iſt Gottes Wort, und das Meßbuch nehmen, welches gekommen iſt von einem verworfenen Engel, der tückiſch ſinnet auf das Verderben der Welt. Verzagt nicht, ihr Gerechten, daß ihr ein kleines Häuflein ſeid! Sprach nicht der Herr zu Gideon: Ich will mit dir ſein, daß du die Midianiter ſchlagen ſollſt, wie einen einzigen Mann? Und Gideon ſchlug mit dreihundert Mann viele tauſende von Midian. Der Herr hat uns verheißen, daß ſie alle in unſre Hand gegeben ſind. Sagt er nicht ſelbſt in dem verleſenen Pſalme: Wer iſt, der den Herrn fürchtet? Er wird ihn unterweiſen den beſten Weg. Seine Seele wird im Guten wohnen, und ſein Saame wird das Land beſitzen. Ja, meine theuren Schweſtern und Brüder in Chriſto, wir werden triumphiren, ſind wir auch jetzt unterdrückt. Ein rechtgläubiger Prinz aus dem bourboniſchen Hauſe, ein Sohn des Evangeliums, wird König von Frankreich werden und wir werden Paris beſitzen und das ganze franzöſiſche Land. Wir werden den Papſt von ſeinem Throne werfen und es wird ein Hirt und eine Heerde ſein. Amen. —

Zur Beſtärkung und Befeſtigung des Glaubens, ſo wie ihn der Herr und Heiland der Welt, als er noch im Fleiſch auf Erden gewandelt, verkündet, ſo wie ihn die Apoſtel den Gemeinden mitgetheilt, und ſo wie wir ihn wieempfangen haben, einen lang vergrabenen Schatz, wollen wir jetzt das Nachtmahl des Heilands Jeſu Chriſti feierlichſt mit einander begehen und ſeinen Leib und ſein Blut zuſammen genießen, denn ſolches iſt die Freude und Luſt der apoſtoliſchen Jünger. Nicht Tanz und Spiel, nicht Sinnenkitzel und Trinkgelage, wie bei den Kindern des Satans, ſei der Evangeliſchen gemeinſames Vergnügen. Unſer Tanz ſei der Reigen, in welchem Ihr ziehet zum Tiſch des Herrn; unſer Spiel: Glocken- und Orgelklang und der Sang der frommen Chriſten im Bethauſe; unſere Speiſe: der Leib Chriſti, den er für uns gebrochen, unſer Trank: ſein Blut, das er für uns vergoſſen am harten Kreuzesſtamm. Und ſo erquicke die Gläubigen, du verwandeltes Brot, brich auf, du purpurne Quelle des heiligen Bluts! Speiſe und tränke uns Herr, deine ihrer Sünden ſich bewußten und darob tiefe Reueempfindenden Kinder! Amen.“

Hierauf ſang der Prediger die Einſetzungsworte und reichte das Abendmahl in beiderlei Geſtalt umher. Ein unterer Geiſtlicher ſchritt feierlich einher, und theilte mit frommen Sprüchen das Brot aus; der Prediger ſelbſt folgte mit dem Kelche, der reihum von Mund zu Mund ging. Eine unheimliche Stille waltete rings umher während der heiligen Handlung, und es koſtete wenig Einbildungskraft, die im grauen Nebel der Nacht verſchwimmenden Geſtalten für Geſpenſter oder Phantome zu halten. Bei aller Abtödtung der Formen reichte franzöſiſche Galanterie dem ſchönern Geſchlechte doch zuerſt den Leib und das Blut des Herrn. Kaum hatten die beiden angenehmen weiblichen Geſtalten, Charlot gegenüber, gar anſtändig und fromm aus dem Kelche genippt, ſo wendete ſich der Prieſter von ihnen, als den letzten in der Reihe, nach den Männern hin, und reichte Theophile das heilige Gefäß. Es war für dieſen ein Gefühl ganz eigenthümlicher Art, von dem Weine zu trinken, den die reizenden Lippen jener Mädchen berührt hatten, zumal da ihn die Rede des Prieſters heftig angeregt; und ſeit er getrunken, ruhete ſein Auge mit noch größerem Wohlgefallen auf den beiden Huldinnen, als früher. Mochte die Schöne dort nun Henriette d'Alban ſein, oder nicht; genug ſie hatte ihre Geſtalt und ihre Anmuth, und dieß war für Theophiles Herz Aufforderung genug, ihr zu huldigen. Sobald das Schluß-Gebet vorüber war, wurden die Kerzen ſchnell gelöſcht, und eh ſich's Charlot recht verſah, verſchwanden die vermummten Geſtalten wie Geiſter in den Mauern des Gewölbes. Nur drei bis vier Lichter flackerten geſpenſtiſch in der öden, ſchauerlichen Nacht. Als die beiden Mädchen ſich erhoben, glaubte Theophile, daß ihre Augen einen Moment auf ihm ruhten, und die Eine der Andern etwas zuflüſterte; darüber ſich vergeſſend, blieb er ſitzen, in unklare Träumereien verſunken, aus denen ihn jedoch bald ein ſanftes Rütteln emporſchreckte. Mit ſeinem freundlichen Geſichte ſtand Gaſtine vor ihm, neben ihm zwei Männer.

„Wertheſter Freund," ſagte er, „ich nehme mir die Ehre, Euch dem Herrn Paré, berühmten Leibmedicus und Wundarzt Sr. Majeſtät des Königs, und dem Meiſter Dufras, Hofſchmied und Eurem baldigen Prinzipale, höflichſt vorzuſtellen. Mit Beiden habe ich ſchon über den Zweck Eurer Sendung geſprochen."

„Ihr wagt viel, junger Menſch;" ſagte Paré in einem rauhen und unfreundlichen Tone, und der ſpärliche Lichtſtrahl zeigte die Umriſſe eines alternden, mürriſchen Geſichtes. „Doch ich will's nicht wehren;" ſetzte er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend, hinzu. „Habt Ihr den Brief des Admirals an mich bei Euch?" fragte er dann.

„Ich kann Euch damit dienen, Herr Leibmedicus," antwortete Theophile, und zog ihn hervor, während die ſcharfen Augen des Arztes ihn überblitzten. An das Licht vortretend, überlas er den Brief.

„Ihr werdet mir doch Arbeit in Eurer Werkſtatt vergönnen?" fragte Charlot den Hofſchmied, einen langen, ſtarken Mann, mit einem offenen Geſicht.

„Es iſt für mich eine Ehre," entgegnete dieſer,

„daß Ihr bei mir arbeiten wollt. Viel Rühmliches höre ich von Eurer Geſchicklichkeit, und ich hoffe, Ihr ſollt mein und meiner Familie Freund werden, ſo wie ich der Eurige ſchon bin.“

„Nun, junger Geſell,“ wandte ſich der Arzt um, ich leſe da viel Löbliches von Euch, was mir Freude macht, doch muß ich mich vorher ſelbſt überzeugen. Seid deßhalb bei Meiſter Dufras hübſch fleißig, und fertigt einige Arbeiten, die Euch Ehre machen, ich will ſie dann ſchon an den rechten Mann bringen. Gute Nacht, Ihr Herrn!“ Damit kroch er, durch eins der Löcher in den Wänden, und auch Dufras verabſchiedete ſich, nachdem ihm Theophile verſprochen hatte, ſich in der Frühe des andern Tags bei ihm einzufinden. Wie ein halb Schlafender oder Träumender ging Theophile neben dem geſprächigen Kaufmann, und horchte wenig oder gar nicht auf die angelegentlichſt vorgetragenen Erklärungen deſſelben.

„Seht Ihr, mein wertheſter Freund,“ ſprach er „in ſolche Gewölbe und tiefe Keller muß ſich der wahre Glaube verkriechen, um Gott und Chriſtus rein, wie die Apoſtel, zu dienen. Lug und Trug, Falſchheit, Liſt und Mord herrſchen da oben, und vorzüglich am Hofe, an welchem Euch zu ſehen, mir wahrhaft graut; hier in der Tiefe, im Schooße der Erde, wohnen aber die Liebe und der Gottesfriede. Dieſe Keller gehören zu meinem Hauſe, wir haben in den Nebenſtraßen, hinter mir und an mir noch einige Häuſer, die auch von Brüdern bewohnt ſind. In jedem derſelben iſt ein Eingang in dieſen Betſaal, eben ſo gut verwahrt, wie der unſrige, ſo daß wir vor jeder Entdeckung ſicher ſind. Ohne daß es auffallen kann, vertheilen ſich wöchentlich zweimal Brüder und Schweſtern zu verſchiedenen Zeiten des Abends in die verſchiedenen Häuſer, und treffen hier zum gemeinſamen Gebete zuſammen; erſt in der Mitternacht trennen wir uns, und ſchleichen einzeln ſtill nach Hauſe. Eine Hauptbedingung des Friedens von Conjumeau war ja, daß wir durchaus keinen Gottesdienſt in der Hauptſtadt halten durften; Hof und Jeſuiten würden uns vernichten, hätten ſie eine Spur von unſerer Frömmigkeit. Doch Ihr ſcheint ermüdet, erlaubt mir, Euch meiner Familie vorzuſtellen, es ſoll gleich abgemacht ſein; dann könnt Ihr Euch ſchon zur Ruhe verfügen."

„Wer war der Prediger? Er ſchien mir bekannt," ſprach Charlot aus ſeiner Zerſtreuung erwachend.

„Das iſt Jonas le Char, ein Genfer, ein Schüler Calvins und treuer Freund Peter Martyr's, des größten Redners der Calviniſten. Er hat früher lange in la Rochelle gepredigt und daher werdet Ihr ihn kennen. Als der große Anna du Bourg als Blutzeuge des Evangeliums ſtarb, begleitete ihn le Char zum Scheiterhaufen. Jetzt erquickt er uns mit dem Weine ſeines Worts. Ein herrlicher frommer Mann, eine ſtarke Säule der Apoſtoliſchen Kirche, ein Wiedergeborner durchs Evangelium ohne Fehl und Makel. Ihr werdet ihn näher kennen lernen. Der Admiral hat Euch auch ihm empfohlen. Wir werden ihn in ſeiner Werkſtatt beſuchen; denn er treibt jetzt, um nicht verdächtig zu ſein und ſich nicht zu verrathen, das Handwerk eines Schuhflickers, welches ihm auf ſeinen großen Reiſen geläufig geworden iſt.“

Unter dieſem Gerede waren Beide durch die unterirdiſchen Gänge, den Kaſten und die Treppen wieder in das Haus gekommen. Auf den Stufen wartete Monſieur André mit dem Lichte und ſchritt gravitätiſch, dem Prinzipale vorleuchtend, nach dem Familienzimmer, in welchem es noch ziemlich lebhaft zu ſein ſchien. André öffnete die Thüre, alles war ſtill geworden. Theophile trat, ſich verneigend, hinein, eine ältliche Dame mit zwei jüngern fielen ihm zuerſt in die Augen, und wunderbar überraſcht erkannte er in den letzteren die Nachbarinnen, die im Betſaale ihm gegenüber geſeſſen und ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr beſchäftigt hatten. Wohl ſah er jetzt auf den erſten Blick, daß die Eine nicht Henriette d'Alban war, obgleich die große Aehnlichkeit ihn noch immer ſonderbar ergriff. Das vor ihm ſtehende reizende Mädchen war jünger und ſchmächtiger als Henriette, mit der ſie übrigens Größe, Geſichtszüge und Haare gleich hatte. Wenn dieſes holde Weſen nur ein anmuthiges, unbefangenes Kind ſchien, dem Luſt und Leben aus jedem Blick leuchtete, ſo war die andere eine ernſte majeſtätiſche Jungfrau, welcher ſtarker Wille und heftige Leidenſchaft auf der hohen, ſtolzen Stirne ſaßen und eben keine Milde des Charakters predigten. Jene glich der heitern, warmen Frühlingsnacht, wo der Himmel ſeine tauſend hellen Aeugelein gar freundlich aufthut, und ſo kindlich verlangend, nach zarter ſtiller Liebe, ſehnſüchtig auf die Erde herab ſchaut; ihre hohe Nachbarin dagegen dem heißen ſchönen Tag, wo in üppiger Fülle Blume, Baum und Strauch prangen, wo die flammende Sonne, Ehrfurcht gebietend, ihre herrſcheriſchen Strahlen herabſchickt, und die Leidenſchaften heißer toben.

Noch mehr fühlte ſich Theophile überraſcht, als er den Blick von den beiden Mädchengeſtalten wandte, und den trotzigen Ceſar d'Alban neben ihnen ſtehen ſah; ein ſchlanker Knabe, der die Grenze des Jünglingsalters erreicht hatte, und einige kleinere Kinder, ſämmtlich noch wach, machten das Perſonal des Zimmers aus.

„Meine lieben Leutchen ſind alle erwartungsvoll, zu erfahren, wer Ihr ſeid," ſagte Gaſtine lächelnd. „Nun, ihr Kinderchen, es iſt ein ſehr braver Mann, ein junger Held, der im Kriege gar tapfer für uns gefochten, dabei ein geſchickter Schmiedemeiſter aus la Rochelle und ein Freund Eures Großvaters, von dem er Euch gute Botſchaft bringt."

„Von der Tante Henriette?" rief die der Genannten Aehnliche. „O, das iſt ja herrlich!"

„Ihr ſeht hier meine ganze Familie zuſammen, werther Charlot,“ fuhr Gaſtine fort. „Meine Frau, nebſt den Kindern; die beiden da ſind meine Pflegekinder und Landsleute von Euch, Enkel des hochverehrten Herrn Bürgermeiſters zu la Rochelle.“

Ceſar verrieth ſich mit keinem Blicke, daß er Theophiles Bekanntſchaft ſchon gemacht; er war freundlich, und der Schmied fand es auch nicht für nöthig, des früheren Begegnens laut zu gedenken.

„Mit Freuden fuhr der Kaufmann fort,“ und ſchien ſich wirklich recht zu freuen, denn ſein gutmüthiges Geſicht glänzte ganz verklärt, „werde ich auch Euch zu meiner Familie zählen. Obgleich ich jeden Bekenner des reinen Apoſtelthums brüderlich liebe, ſo bin ich Euch doch, wegen der gar guten Empfehlungen und Eures muthigen Unternehmens, beſonders zugethan. Madelon, ſo reich' doch dem braven Charlot die Hand, und begrüße ihn freundlich! Thut nicht ſo fremd, Chretien, ihr Kinderchen, und auch Ihr Ceſar, Louiſe, heißt Euren Landsmann willkommen!“

Die ſtolze Madelon ging unbefangen auf Theophile zu und that, wie ihr Vater wünſchte; doch zeigten Miene, Anſtand und Bewegungen gleichſam etwas Herablaſſendes, und dem Beobachter konnte es eben nicht ſchwer werden, ihr anzuſehen, daß ihr an dem neuen Familienzuwachs nicht beſonders viel gelegen ſei.

Der kleine André ſchoß aus der Ecke am Kamin giftige Blicke auf die Gruppe. Verſchämt lispelte die reizende Louiſe d'Alban einige unverſtändliche Worte, als ihre Hand, in der des jungen kräftigen Schmieds lag; Ceſar hielt eine ganze Rede an den erſtaunten Charlot; Chretien, der funfzehnjährige Sohn Gaſtines, hing ſich wie ein Bekannter in ſeinen Arm; die kleineren Kinder hüpften vertraulich um ihn herum, machten ſich viel mit ihm zu ſchaffen, und ſchienen allen Schlaf zu vergeſſen.

„Seht“ ſprach Gaſtine immer freundlich, „welch ein Vergnügen Eure unerwartete Ankunft in meinem Hauſe anrichtet. Monſieur André hatte geplaudert, und die ganze Geſellſchaft dachte nicht an das Bett, während ſie ſonſt um dieſe Zeit lange träumen. Müſſen wir armen, gedrückten Leute doch ſchon aus der Nacht Tag machen, wollen wir Gott dienen; müſſen uns mit der gräßten Heimlichkeit in Höhlen und Keller verſtecken, wie unſere alten, wahrhaftigen Brüder in Chriſto unter den argen heidniſchen, römiſchen Kaiſern. Leider ſind der Papſt, der ſich einen Statthalter Chriſti nennen läßt, und unſere Könige noch ſchlimmer als jene. Aber ſo wie damals, ſo wird auch uns ein Conſtantin kommen, der uns erheben wird über unſere Feinde.“

„Wollte Gott, Ihr hättet wahr prophezeit!“ erwiederte Theophile, vor ſich hinblickend, ohne an dem Geſagten viel Antheil zu nehmen; denn ſeine Augen, ſein Herz und Sinn waren mit der ihm wieder gegenüberſitzenden Louiſe beſchäftigt, und ſeine aufgeweckte Phantaſie ſpielte unaufhörlich ihm eine ſinnentäuſchende Verwechslung des gegenwärtigen mit dem fernen Mädchen, ja, wie er ſo recht in träumeriſches Hinbrüten verſunken war, gemahnte es ihm als unmöglich, daß Henriette und Louiſe verſchiedene Weſen ſein könnten. Beide ſchmolzen in ſeinem Kopfe ſo in Eins zuſammen, daß er ſie nicht zu trennen vermochte.

„Denkt an mich, wertheſter Freund!“ rief der Kaufmann begeiſtert, und ein Strahl höheren Lebens flog über ſein ſonſt gewöhnliches Geſicht. „Er wird kommen, der Erlöſer ſeines Volks, als ein geſalbtes Haupt, er wird ſich die fränkiſche Krone aufſetzen, und uns, ſeine Getreuen, aus der Hand ſeiner Feinde retten. Denkt daran, daß der Herr den Samuel ausſandte in das Haus Iſai's, als Israel im Argen lag unter dem gottloſen Könige Saul, und der Prophet den kleinen Hirtenknaben David zum König ſalbte über das Volk Gottes. Wenn die rechte Zeit für uns gekommen iſt, wird ein Samuel unter uns aufſtehen und einen David finden.“ Mit dieſen in einem Fluß geſprochenen Worten hatte der ganz lebhaft gewordene Mann alle Anſtalten gemacht, ſein Lieblingsgeſpräch fortzuſetzen, welchem der Schmied doch ſichtbar gar kein Intereſſe zeigte.

„Wollt Ihr Euch nicht zur Ruhe legen, Monſieur André? Ihr ſeid ſchon entſchlummert!“ unterbrach Madelon ihren Vater mit einem herrſchenden doch dabei ſpottenden Ton, zu dem kleinen Mann gewendet, und dieß Wort war für den Vater ebenfalls die Loſung, ſeine Mittheilungen auf eine gelegenere

Zeit zu verſchieben. Gaſtine wollte noch einige Worte ſagen, doch Mandelon ließ ihn gar nicht dazu kommen, ſondern erinnerte, zwar mit gewechſeltem Tone, dem man aber doch die Färbung der befehlenden Bitte und der ärgerlichen Stimmung ſogleich anhören mußte:

„Bedenkt, lieber Vater, unſer Gaſt hat heute eine große Reiſe gemacht, und eben hat die Glocke auf Notre Dame zwei Uhr geſchlagen.“

„Ich werde unſerm lieben Gaſte in ſein Gemach bringen,“ ſagte die Mutter liebreich.

„Dies Geſchäft überlaßt mir,“ verſetzte Madelon. „Ich habe ſchon für Herrn Charlots Bequemlichkeit geſorgt.“ Die Mutter ſchwieg und ſtand ab. Madelon ergriff das Licht und wieß ſtumm dem Schmiede ſein Zimmer an, der ſich mit einem zärtlichen Blick auf Louiſe von Allen beurlaubt hatte; in Madelons Gruß lag nichts Warmes, ſo wenig wie in ihrem Geſicht etwas Freundliches für den ſchönen Fremdling. Dieſer hatte in der kurzen Zeit, die er bis jetzt in der Familie zugebracht, wohl geſehen, wie Madelon eigentlich der Herr des Hauſes ſei, und Alles ſich ihrem Willen fügen müſſe.

Siebentes Kapitel.

Ein Hanswurſt von König.
Ein Beutelſchneider von Gewalt und Reich.
— — — — — — — — —
Ein geflickter Lumpenkönig.

Shakſpeare im Hamlet.

In der Werkſtatt des Meiſter Dufras ſtand Theophile unter den fröhlichen Geſellen allein verſchloſſen und nachdenkend. Um ſeine Hüften war das ſtarke Schurzfell gegürtet, ein ſchwarzlederner Bruſtlatz und das grobe, aufgeſtreifte Arbeitshemd vollendeten die äuſſere Form des Handwerkers. Mit rüſtigem Arm führte er den ſchweren Hammer in abgemeſſenen Schlägen auf das glühende Eiſen, daß der Ambos klang; bald ließ er die Bälge an, die mit vollen Backen in die Glut blieſen; und die ſprühenden Kohlen erweichten ſchnell das Metal, damit es ſich von neuem biegſam dem geſchickten Hammer füge. So, ohne ſich umzuſchauen, arbeitete der Schmied eben ſo viel, als drei Andere, und es ſchien, als wolle er durch ſolch unerhörten Fleiß irgend einen innern Kummer betäuben.

„Wer iſt der Geſelle Charlot?“ rief plötzlich ein krähende Stimme in unrichtigem, ſchlecht betonten Franzöſiſch, und weckte Theophile aus ſeinen bitterſüßen Betrachtungen. Eine wunderliche Geſtalt ſtand neben ihm. Auf dem breiten, weißen Hute, an einer Seite durch einen großen goldenen Knopf aufgeſchlagen, winkten drei purpurrothe Federn; dem bleichen kraftloſen Geſicht ſprach ein kohlenſchwarzer, glänzender, lang über den Mund herabhängender Schnurrbart Hohn; ein italieniſches, reich und bunt geſticktes Wamms umſchloß die hohe, verzwergte Bruſt; die bunten Puffen und Schnörkel an den ausgefütterten weißen Beinkleidern, trugen ebenfalls zum bizzarren Anſehen des ſtolzen Fragers bei.

„Ihr ſeht ihn vor Euch, mein Herr. Was ſteht zu Befehl?“ fragte Theophile mit einem Anflug von Hohn und ſpöttiſchem Lächeln.

„Malledetto diabolo! s' iſt gut, daß ich Dich habe, Burſche. Des Königs unſers gnädigſten Herrn, Majeſtät geruht Dich vor ſich zu beſcheiden; folge mir ſogleich!“ herrſchte der Mann in ſeinem kauderwälſchen Franzöſiſch.

„Und wer ſeid Ihr, mit Verlaub, der mir bürgen kann für ſolchen Befehl?“ fragte Theophile nur aus Neugierde, den wunderlichen Helden kennen zu lernen.

„Wie?“ ſchrie dieſer gleich einem erboſten Hahne auf; „Du mußt ſo neu in Paris ſein, als ein friſch gebackenes Vesperbrod, ſonſt würdeſt Du ſicherlich den allbekannten und berühmten Carolo Bretano, erſten Kammerdiener und Luſtigmacher ſeiner Majeſtät des Königs von Frankreich, ſo gut kennen als Deinen Meiſter. Bin ich doch des Königs rechte Hand;

Niemand darf die Falken und die zwanzig Jagdhunde füttern, als ich; auch begleite ich die Majeſtät auf alle Jagdrennen, Luſtſchießen, Parforce-Jagden und Pirſchen und bin Dero erſter und einziger Münzknecht. Haſt Du noch nichts von dem großen Gonella gehört, welcher Hofnarr des Markgrafen Nicolai von Eſte und deſſen Sohn des Herzogs Borſo von Ferrara war? Wie? Du weißt nichts von dieſem berühmten Mann? Du biſt ſehr dumm geblieben in Deiner Schmiede. Laß Dir einen Schwank von Gonella erzählen. Einſt fragte der Herzog den Narren, welches wohl das ſtärkſte Handwerk in Ferrara wäre, und Gonnella ſagte: das der Aerzte. — Es ſind nur vier Aerzte in der Stadt, erwiederte der Herzog. — Und doch will ich mit Euch um hundert Kronen wetten, daß ich recht habe. — Es ſei! ſagte der Herzog. Am folgenden Tag ſaß Gonella Geſicht und Hals in Pelz gepackt, vor der Kirchthür; jedem, der ihn fragte, was ihm fehle, antwortete er: ich habe die heftigſten Zahnſchmerzen, und Jeder ſagte ihm ein Mittel dafür. Alſo machte er's auch an der Tafel des Herzogs und auch dieſer ſagte ihm ein Mittel. Dieſe Leute ſchrieb Gonella auf, den Herzog oben an, überreichte dieſe Liſte der Aerzte in Ferrara demſelben und erhielt die hundert Kronen als gewonnene Wette. Aber Du lachſt nicht? O heilige Jungfrau! Du biſt ein trübſeliges Geſicht. Von dieſem Gonella leite ich meinen Urſprung ab und ſieh ich hab's weiter gebracht als er. Er war der Hofnarr eines armen Herzogs; ich bin Kammerdiener des größten und reichſten Königs auf Erden. Und wenn Du vielleicht wähnſt, ich ſei von unedler Geburt, ſo muß ich Dir ſagen, daß mein Großvater von Adel und erſter Falkonir des Großherzogs von Florenz war."

„Entſchuldigt mich doch ja, verehrteſter Herr Carolo de Bretano," begütigte Theophile den in Harniſch gekommenen Mann. „Meine gräßliche Unwiſſenheit wird Euch ſchon verzeihlich erſcheinen, wenn ich Euch ſage, daß ich erſt ſeit drei Wochen in Paris und in dieſer Werkſtatt bin, daß ich, als ein armer Schmiedegeſell, der des Fleißes nöthig hat, mich noch gar wenig um die große Stadt, die ich früher noch niemals geſehen, und um die Herrn Höfnarren und die luſtigen Schwänke, die ſie den Königen und Herzogen vormachen, habe bekümmern können. Doch werde ich gewiß nicht wieder den Euch ſchuldigen Reſpeckt aus den Augen ſetzen, und Euch deshalb ſogleich folgen, wie Ihr wünſcht, nachdem ich nur dies Arbeitskleid mit einem andern vertauſcht habe."

„Gut, mein Junge, Du ſprichſt wie ein Buch. Aus Deiner Unwiſſenheit kann etwas werden. Ich will Dich in die Scheere nehmen. Wenn Du nur kein Kopfhänger biſt, ſonſt kommſt Du bei Hofe gleich in Geruch, einer von der Colas-Kuh *) zu ſein.

---

*) Ein damals bei den Katholiſchen ſehr üblicher Schimpfname für die Calviniſten, deſſen Urſprung und Bedeutung mir fremd geblieben iſt.

Theophile ging halb beſtürzt, nahm ſich jedoch zuſammen, und als er freundlichen Geſichts umgekleidet wieder zu dem an der Thüre auf ihn wartenden Kammerdiener trat, muſterte ihn dieſer mit wohlgefälligen Blicken, und ſagte:

„Du biſt ein ſtattlicher Burſche! bei des Teufels Urältermutter! Du wirſt Glück machen am Hofe. Ich wüßte ſchon ſo manches ſehnſüchtige Herzchen, das Dich gern in die Arme nähme. Du biſt doch nicht gefroren, oder ein keuſcher, enthaltſamer Betbruder?

„Keineswegs! Aber aller Anfang iſt ſchwer. Erſt muß ich mich in das Weſen finden. Laßt mich nur in die Wolle kommen. Ei glaubt Ihr, Herr Kammerdiener, ich wiſſe nicht, daß man bei Hofe die Feſte feiern muß, wie ſie fallen? Aber ein Lehrling kann nicht gleich Meiſter ſein. Ich bin der Lehrling, Ihr ſeid der Meiſter. Nehmt mich in Eure Schule. Auf Euer Wort, Signore, wird gar viel ankommen, mich zu empfehlen; deshalb entzieht mir Eure Gunſt nicht, um die ich bitte."

„Das mein' ich auch," ſchmunzelte der Italiener. „Halte Dich nur an mich. Recht gut geſprochen, mein Lieber. Ich bin ein Meiſter. Hi! hi! ein ausgelernter Meiſter, der die Praxis von Grund aus verſteht. Du biſt ein Neuling, aber ich ein erfahrner Mann am Hofe; denn mein Vater war ſchon Kammerdiener der Königin Majeſtät, und zog mit ihr über die Alpen. Ich will Dir ſchon die fetteſten Braten zuweiſen. Laß mich nur ſorgen! Wenn Du ſo gut zu lieben, wie zu ſchmieden verſtehſt, biſt Du ein gemachter Mann. Und ein trefflicher Schmied mußt Du ſein, ſonſt hätte Dich wahrlich die Majeſtät nicht rufen laſſen. Deine feinen Arbeiten, die Herr Peré der Majeſtät gezeigt, haben dieſelbe ganz für Dich eingenommen. Der König wird Dich liebgewinnen, doch ſtets mußt Du mit mir Compagnie machen; ohne mein Freund zu ſein, kannſt Du nicht exiſtiren. Verſteh' mich wohl!"

„O vollkommen!" erwiederte Theophile mit einem unterdrückten Seufzer.

„Uebrigens mußt Du wiſſen, daß die Majeſtät der geſchickteſte Schmied und Münzer im ganzen Königreich, ja auf der ganzen Erde iſt; Du kannſt ſchlechterdings nicht beſſer ſein, und wäreſt Du der Meiſter Vulkanus ſelber. Sieh die herrlichen Sporen, die ich trage; nun, wie gefallen ſie Dir? — Von des Königs höchſt eigenen Händen gefertigt, und mir für treue Dienſte als huldvolles Geſchenk offerirt."

„Ein unübertreffliches Meiſterſtück!" rief Theophile voll innerer Traurigkeit, ohne die plumpen Eiſen mehr als eines Blicks zu würdigen; denn den Ton, in welchen er nun einzuſtimmen ſich gezwungen ſah, war ihm allzufremd und that ſeinem offenen redlichen Herzen wehe.

„Du biſt ein Kerl, der ſeine Sache verſteht: das höre ich ſchon. Die Majeſtät wird das ſogleich einſehen, und die Königin Mutter glaub' mir — [illegible] hat's für ſehr gern, wenn der König recht tapfer am Ambos hämmert, ganze Wochen auf der Jagd iſt, ſich mit den hübſchen Kindern im Schloß Madrid herumbalgt, oder ſich recht viel ſchöne Münzen prägt. Das hat mir ſchon oft ihre Gnade verſchafft. Schau her, die Gunſt des Handkuſſes erwarb ich mir neulich durch dieſe Münze, die wir nur im feinſten Golde ausgeprägt haben. Dieſer Mann im Harniſch iſt der König. Nicht wahr, herrlich getroffen? Auf ſeinen Schultern ſtehen die Säulen des Reichs, welches er hier als eine mit der Krone umgebene Erdkugel trägt; unter ſeinen Füßen die zertretene Schlangenbrut; das ſind die Hugenotten, das Otterngezücht. Auf der Rückſeite drei Lilien, mit der Umſchrift: Carolus Rex Catholicus Omnipotens. Nun was ſagſt Du zu der Idee, Freund?"

„Sie iſt unvergleichlich ſchön und geiſtreich," verſetzte Theophile, ſchon kühner im Lügen, aber der heilige Zorn verſagte ihm faſt die Stimme.

„Daran kannſt Du ſehen, daß ich ſo etwas von dem in mir verſpüre, was man Genie nennt, und fürwahr ein Hofnarr ohne Genie iſt ein Rindvieh, und dafür ſoll mich keiner halten," lachte der bunte Kammerdiener; „dieſe koſtbare Idee iſt aus meinem Kopfe entſprungen, und die Majeſtät verſchmähte nicht, ſie mit geſchickter Hand ſogleich auszuführen."

„Das muß Euer Feind einräumen, wenn Ihr

— was übrigens zu bezweifeln iſt — einen ſolchen habt, daß Ihr ein ſehr ausgezeichneter Narr ſeid."

„Das wollt' ich meinen!" erwiederte Bretano geſchmeichelt, „und es freut mich, daß Du meine Verdienſte anerkennſt, mein Junge. Und doch kennſt Du meine großen Talente nur zum Theil, und weißt z. B. noch nicht, daß ich ganz vortreffliche Verſe mache, und die Kunſt des Improviſirens mir als einem Dichter italieniſcher Abkunft gleichſam angeboren iſt. Was meinſt Du zu dieſem Verſe:

Du biſt ein Schmiedeknecht, ein tüchtiger Geſelle,
Deshalb umarm' ich Dich, ſogleich hier auf der Stelle.

Iſt das nicht köſtlich, herrlich!" Damit umarmte er den erſtaunten Charlot ſtürmiſch und rief: „O möchteſt Du doch auch eine poetiſche Ader in Dir verſpüren, dann wären ich und Du und der König Eins, ein Herz und eine Seele — denn die Majeſtät iſt der größte Dichter, der je gelebt — dann ſchmiedeten, jagten, münzten, dichteten, ſpeiſten, zechten, liebten, machten wir Alles zuſammen. O Peſt auf die Hugenoten die Spitzköpfe! Ich bin ſo vergnügt, daß ich einen ſolchen Bibelhelden abſchlachten möchte zur Ehre Gottes und der katholiſchen Kirche."

Während dieſes Geſprächs war Theophile mit dem ſelbſtgefällig lächelnden eifrigen Italiener vor jener Citadelle angekommen, welche ſpäter unter dem Namen des Louvre ſo ſehr bekannt geworden iſt. Dieſes ungeheure unregelmäßig gebaute, ſtark befeſtigte Haus, bewohnte der junge König Karl der Neunte; ſpäter iſt es der Palaſt der Könige von Frankreich geblieben.

„Ich brauche Dich nicht erſt zu melden,“ ſagte der Kammerdiener, „die Majeſtät hat befohlen, Dich ſogleich einzuführen.“ Während ſie durch das hohe, befeſtigte Thor über den Hof und eine ſchmale ſteinerne Treppe hinauf gingen, regte ſich in Theophile ein beengendes Gefühl, welches er jedoch durch den Gedanken an den hohen, edlen Zweck ſeines Ganges zu unterdrücken ſuchte. Als ſie über einen kleinen Corridor ſchritten, tönten ihnen Hammerſchläge entgegen. Der Gott der Eſſe bließ Funken und Dampf aus einem auf den Hof führenden Schlot. Bei dieſen Tönen und Bildern erwachte Theophiles ganzer Muth wieder, und beherzt trat er durch die vom Italiener geöffnete Thür in die Schmiede und Münzwerkſtätte des Königs von Frankreich.

Eine lange, hagere Geſtalt, gebeugt wie ein Greis, aus deren hohen Achſeln ein etwas ſchief ſtehender, bleicher, abgezehrter Kopf mit eingefallenen Wangen, einer ſchönen Habichtsnaſe, tiefliegenden finſterblickenden Augen, borſtigen, glatt auf dem Scheitel aufliegenden Haaren, auf weit vorgeſtrecktem Halſe mit herabhängender Stirn ſaß, trat dem ſich anſtändig verbeugenden Schmiede entgegen, und betrachtete ihn einige Minuten lang, tückiſch lauernd mit den grünen

Augen, wandte ſie dann wieder ſcheu ab und ſchlug ſie unruhig, mit dem Ausdruck von Simplicität oder Geiſtesbeſchränktheit, zu Boden, nicht ohne einen ſehr ſpöttiſchen Zug um den etwas geöffneten Mund, deſſen Oberlippe bedeutend vorragte. Auf dem Geſichte des jungen Königs war keine Spur jugendlicher Anmuth und lebensfroher Heiterkeit zu finden, welche ſonſt immer das zweite Decennium des Lebens ſchmücken. Seine Roſen waren ſchon verblüht, oder vielmehr von ſeiner eigenen Mutter als Knospe abgepflückt, und der Lebenskeim des ganzen Stammes freventlich zerſtört worden. So ſtand Karl der Neunte, als ein achtzehnjähriger Jüngling, im Begriff, das ganze kräftige Mannsalter zu überſpringen und zum Greiſe zu werden. Die Kleidung des Königs war phantaſtiſch, und das treue Abbild eines verwirrten Gemüthes. Den kleinen, faſt weiblichen Fuß, der mit dem langen Körper widrig contraſtirte, begleitete knapp anliegend ein ſchwarz ſammtner, abgerundeter Pantoffel, ringsum mit Goldplättchen und blitzenden Edelſteinen beſetzt; die Beinkleider, von fleiſchfarbner Seide, waren mit hochrothen Puffen verziert; ſie waren aber, ſo wie die Fußbekleidung, ſchmutzig, ja zerſetzt, und von den vom glühenden geſchmiedeten Eiſen abgeſprungenen Funken verbrannt. Ein hellblauer, mit Gold geſtickter Gürtel preßte über den Hüften die ſchmächtige Taille des Königs noch mehr zuſammen; darüber hing, mit einer ziemlich ſtarken eiſernen Kette hinten befe-

befeſtigt, das ſchwarze Schurzfell. Ein einfaches Gilet lag um die Bruſt, deckte ſie aber nicht; ſie war nakt; und von der Glut der Kohlen braun gebrannt, wie bei jedem Schmied. Uebrigens war er ganz handwerksmäßig im bloßen Hemde, die Aermel hoch aufgeſtreift; das borſtige Haar deckte eine ſchmutzige Lederkappe, wie ſie der gemeinſte Schmied während der Arbeit zu tragen pflegt. In der rechten Hand hielt er einen Hammer, in der linken Hand eine Zange, mit der das glühende Eiſen gefaßt wird. Geſicht, Arme, Bruſt und Hände trugen die ſchwarzen Spuren ſeiner Beſchäftigung an ſich. Seine hämiſche Miene ging bald in eine gewiſſe aber ſehr zweideutig freundliche über, wie man ſie oft an reichen oder vornehmen einfältigen Leuten ſieht, wenn ſie einen Armen oder einen unter ihnen Stehenden mit ihrer Gunſt beglücken wollen, und er ſagte in einem vertraulichen Tone zu Charlot, gleichſam als wären ſie alte Bekannte:

„Du ſollſt mir den neuen Wagen der Königin Mutter beſchlagen helfen. Du biſt ein braver Kerl, das ſeh' ich Dir an. Der Doktor hat es auch geſagt. Die Inſtrumente von Dir waren ſehr gut. Ich will noch was von Dir lernen, morbleu! wir wollen zuſammen ſchmieden! Sieh Junge, eben bin ich an der großen Schraube, in der der Nagel läuft, aber die Schraubenmutter will mir nicht gelingen. ‚Höllenpeſt und Brand über die vermaledeite Schraube! Sieh Du einmal zu!“

„Majeſtät, ſie kann nicht gelingen; denn der

Schraubenſchneider iſt abgenutzt, und taugt nichts. Man hat Euch nicht gut damit verwahrt.“ So ſprach Theophile unbefangen, nachdem er alles in Augenſchein genommen hatte.

„Donner und Blitz! Daß der Teufel alle Ketzer hätte! da ſteckt's! das war brav, mein Junge! lange hab' ich tapfer gearbeitet, und doch ging's nicht. Wie heißt Du?“

„Theophile.“

„Der Name gefällt mir in der Kirche, aber nicht in der Eſſe und auf der Jagd. Sollſt Henrico heißen, wie mein Bruder, der Naſeweiß.

Theophile war der neue Name nicht unangenehm, wurde er doch dadurch an Henriette erinnert; er verneigte ſich ohne alle Ceremonie, und ſagte:

„Wenn Ew. Majeſtät wünſchen, ſo wollen wir erſt einen neuen Schraubenſchneider anfertigen.“

„Bravo, Henrico! Friſch daran! Parbleu! wir wollen was Herrliches zuſammen ſchaffen!“ rief die ſchmiedende Majeſtät freudetrunken, griff mit den dürren Händen raſch in die Kohlen, und häufte ſie im Eßofen an; Theophile faßte eben ſo ſchnell die Stange des Balges, und zog; der König legte Eiſen ein, und dämpfte geſchäftig die äußere Glut der Kohlen mit dem naſſen Strohwedel, um die innere zu mehren. Bald ſtanden Beide mit den Hämmern bewaffnet am Ambos, und ſchlugen im Takt luſtig auf das weiche Eiſen los, welches Charlot geſchickt wendete und formte: Die Funken ſprühten gewaltig, der König ſtieß unarticulirte Töne des Wohlbehagens aus, und triefte von Schweis.

„Alle Wetter! ſo laß ich mir's gefallen, Höll und Peſt! Das geht anders, als wie ich mich mit Dir noch abhämmerte, dummer Hansnarr. Du haſt zuweilen gute Einfälle, Carlo; aber ein ſchlechter Schmied biſt Du. Geſteh's nur ein. Mordelement! da weiß mir der Henrico beſſer zuzuſchlagen. Der Doktor iſt doch ein geſcheidter Kerl, daß er Dich mir empfohlen. Wir wollen ihm auch ein Paar Zangen und Meſſer ſchmieden. Bei allen Heiligen! gewünſcht hab' ich mir's lange ſchon ſo, wenn ich Dich nur eher gehabt hätte, Junge! Sobald wir mit dem Wagen fertig ſind, wollen wir's mit dem Münzen probiren, da werd' ich Dich etwas lehren können. — Beim Münzen verſteht Bretano auch manches. Ja alle Tage wollen wir ſo arbeiten. Hol mich der Satan!"

Der Italiener entfernte ſich mit mürriſchem Geſichte.

„Wenn Ew. Majeſtät wollen, ich bin dabei!" rief Theophile frei und kräftig. „Eure Werkſtatt ſoll wohl die beſten Arbeiten in Frankreich liefern." Damit griff er zu Raspel und Feile, und nach kurzer Zeit war der Schraubenſchneider fertig, daß er gehärtet werden konnte. Dieſe Arbeit ließ ſich der König nicht nehmen, der zeither in fröhlicher Stimmung der Gewandheit und Geſchicklichkeit ſeines Geſellen bewundernd zugeſehen hatte, nun aber verſicherte, Niemand vermöge beſſer zu härten, als er. Das wagliche Geſchäft ging auch glücklich von ſtatten, und ſogleich ſchnitten die beiden Arbeiter mit vereinten Kräften die Matrize durch, und die Schraube des Wagennagels fügte ſich ſehr gut in ſie.

„Mille moustaches!“ rief der König. „Das iſt herrlich! Ich würde Dich umarmen, Junge, wenn ich nicht König von Frankreich wäre. Aber ausgemacht und abgethan bleibt's nun, Du biſt mein Gehülfe. Ich laſſe Dich nicht wieder von mir; wenn wir nicht ſchmieden oder münzen, gehen wir auf die Jagd, und Du biſt mein Falkenir; Carlo iſt ſo nicht flink genug.“

„Alle meine geringen Kräfte ſtehen Ew. Majeſtät ſtets zu Dienſten. Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein.“

„Ja, das glaub' ich auch, beim heiligen Dunſtan, aller Schmiede Schutzpatron! Und die Königin Mutter wird uns loben, wenn wir ſo rüſtig brav ſind. Im Vertrauen — ſie ſieht es gerade nicht ungern, wenn ich mich nicht beſonders viel um die Staatsaffären bekümmere. Meine kräftige Natur, ſagt ſie, tauge eben nicht zum Regieren, dieß ſchwierige Geſchäft erfordere gar große Feinheit, die mir nun freilich ein für allemal abgeht. Meinen Bruder, den Anjou, den Laffen, hat ſie lieber um ſich, weil er ein Weichling, ein honigſüßes Herrchen iſt.

Aber daß ſie ihn im vorigen Jahre ſogar zum Generallieutenant des Königreichs und Oberbefehlshaber des Heeres gegen die Ketzer ernennen ließ, hat mich doch verdammt geärgert. Ventre saint gris! Ich wollte das Gezücht ſelbſt vernichten, aber ſie meinte ſehr ſpitzig, es wäre nicht anſtändig für den König, die Rebellen ſelbſt zu züchtigen; ich könne meiner Thatenluſt immerhin auf der Jagd ein Genüge thun; das Waidwerk ſei des Königs würdig. Sie hatte recht, und doch verdroß es mich. Seitdem aber bin ich ein tüchtiger, toller Jäger geworden; denn jedes Wild betrachte ich als einen Ketzer, und ruhe nicht eher, bis es blutend und im Todeskampf zuckend zu meinen Füßen liegt."

Theophile ſchauderte, von unſeligen Ahndungen ergriffen, im Innern der Seele zuſammen.

„Heute Nachmittag ſollſt Du mit mir auf die Jagd reiten; doch dürfen wir höchſtens ein junges Böckchen ſchießen; denn jetzt iſt die Brunſt. Dürften wir Ketzerjagd halten, ſchöſſen wir Alt und Jung zuſammen, und der Papſt und alle Heiligen würden es uns Dank wiſſen. Aber Vetter Condé und der Admiral hegen die Brut, daß ſie ſich wie Schlangen vermehrt?"

Die Arbeit rückte dabei raſch vor, denn Theophile hämmerte aus Leibeskräften, um ſeine innere Bewegung zu verbergen, und die Rührigkeit des Geſellen war für den königlichen Meiſter Aufforderung, nicht zurückzubleiben. Als der Mittag heran gekommen war, trat der bunte Italiener in die Werkſtatt, um dem König die Mahlzeit anzukündigen. Dieſer warf Kappe und Schurzfell ab, reinigte ſich Geſicht und Hände im Kühlfaß, und fuhr in den grünſammtnen Jägerrock, welchen ihm der Kammerdiener reichte.

„Majeſtät ſpeißt heute allein,“ flüſterte Bretano dem Schmiede zu, „und wir laſſen es uns zuſammen im Vorzimmer gefallen. Es bleibt doch bei unſerer innigſten Freundſchaft? Glaub' nur, ich habe den König erſt auf Deine Vorzüge aufmerkſam gemacht.“ —

Theophile nickte beifällig und ſtieg mit dem neuen Herzensfreunde eine ſchmale dunkle Treppe in der Werkſtatt hinauf, und gelangte ſo in die Zimmer des Königs. Die Thüre des Kabinets, in welchem ſich Karl befand, war geöffnet; er ſaß mit einem leichtfertig gekleideten Frauenzimmer zu Tiſch; im Vorzimmer war für die beiden Diener gedeckt, doch ſo, daß der König ſie ſehen und mit ihnen ſprechen konnte.

„Das iſt die jetzige Geliebte des Königs,“ flüſterte der Italiener wieder. „Sie bleibt es etwa vier Wochen, dann kann ſie die Deinige werden. Es iſt Dein Schade nicht, Freund, wenn Du anbeißt.“ Das verhunzte Geſicht verzog ſich zu einem widrigen Grinſen. Ohne Ceremonien, nach der einfachen Art der Söhne Vulkans wurde geſpeiſt, und ein Fremder hätte ſich ſchwerlich überzeugen können, daß hier der König von Frankreich zu Tafel ſitze. Die Majeſtät unterhielt ſich mit ſeiner Tiſchgenoſſin auf eine ſo frivole Art, daß dem tugendhaften Schmiede das Blut zu Kopfe ſtieg, und er nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, um nur nicht zu hören, welche Freiheiten ſich der König erlaubte. Noch mehr wurde des frommen Calviniſten Herz durch die erſchrecklichen Flüche verletzt, die der König in Scherz und Ernſt mit jedem Satze, welchen er ſprach, ausſtieß. Die Unterredung mit der buhleriſchen Dame, mit Bretano und Charlot, der nur ſelten ein Wort zugab, drehte ſich um Liebeshändel, die Jagd, der Königin Mutter Wagen und deſſen Eiſenbeſchlag, und um die neuen Münzen. Dazwiſchen ſchimpfte die Majeſtät einigemal auf den Herzog von Anjou, den Herzog Heinrich von Guiſe, und verwünſchte die Hugenotten in die Hölle.

„Carlo!“ rief er endlich, „nachher ſchaff’ ein hübſches Jagdkleid für Henrico dort; er reitet heute mit aus, und ſoll ſelbſt ſehen, welch ein ſchlechter Schütz der Duc de Guiſe iſt.“ Darauf erhob er ſich mit ſeiner Freundin von der Tafel, und Beide verfügten ſich in die innern Gemächer.

„Solcher Püppchen hat die Königin Mutter an dreihundert,“ ſagte Bretano pfiffig. „Eine iſt immer ſchöner als die Andere; es ſind die beſten Blumen aus ganz Frankreich und Italien. Solch hübſche Jungen, wie Du biſt, haben ſie alle bis zum Raſendwerden lieb. Sei nur nicht blöde und verdutzt, wenn ſie es ein wenig arg mit Dir machen; Du biſt noch ſo ein unſchuldiges Blut aus der Provinz. Das giebt ſich ſchon am Hofe." Theophile's Herz war wie von Centnerſteinen gepreßt; er wagte nach dem, was er geſehen und gehört, gar nicht an Henriette und Louiſe zu denken, ſo ſehr ſein reiner Sinn ihn auch an dieſe Engelgeſtalten erinnerte. Der Kammerdiener trug unterdeſſen zwei große blank geputzte Waldhörner, dann die Gewehre und eine Menge grüner Jagdanzüge herbei, aus denen ſich Theophile den paſſendſten auswählen mußte. Bald ſtand er vor dem grinzenden Italiener, der ihn geſchäftig anputzte, im knappen, grünen Kleide, ſchlank wie eine Tanne, aber kräftig gebaut, wie eine Eiche. Sein blühendes, bräunliches Geſicht, durch dunkle buſchige Augenbrauen verſchönt, überſchattete die vom Hute wallende ſchwarze Feder; er war dem Endymion oder dem Kriegsgott vergleichbar, mit allen menſchlichen Reizen geziert, die eine Diana oder eine Venus ihm geneigt machen konnten.

„Noch einiges Wenige mußt Du lernen, mein Freund," ſchwatzte Bretano, „und zu allem, was Dir noch fehlt, kannſt Du in Paris keinen beſſern Lehrmeiſter finden, als mich; auch abgeſehn davon, daß die Freundſchaft ſchnell lehrt und lernt."

„Ei, ſo fangt Euren Unterricht ſogleich an, Ihr findet in mir einen lernbegierigen Schüler, und gern will ich Euch am Hofe Alles verdanken.“

„Erſtlich, kannſt Du das Waldhorn blaſen?“

„Nein, obgleich ich einſt, als ich Soldat werden wollte, mich auf die Signale etwas einblies.“

„Nun es iſt ein Anfang! Wenn Du gut Waldhorn blaſen lernſt, biſt Du des Königs unvertreibbarer Günſtling, wie ich ſelbſt. Majeſtät iſt ein Virtuos auf dem Horn, wie kein Jäger und kein Muſikus im Reich. Können wir erſt ſo ein Trio zuſammen abjodeln, dann ſind wir das unzertrennliche Kleeblatt. Fürs zweite mußt Du durchaus Italieniſch lernen, wenn Du bei Hofe fortkommen und Dein Glück bei den ſchönen Damen machen willſt. Der König ſpricht nur franzöſiſch, wenn er bei ſehr guter Laune iſt; heute hat er es bloß Deinetwegen gethan. Sonſt ſpricht am Hofe Alles Italieniſch, von der Königin Mutter an, bis zur Kammerzofe herab. Wie könnte man ſich auch in dieſer gemeinen, übeltönenden franzöſiſchen Sprache ſo göttlich ausdrücken, als in der ſanftklingenden meines Vaterlandes, welches ich mit der Königin und den vornehmſten und einflußreichſten Männern am Hofe gemein habe! Wir ſind alle Italiener, und Du mußt auch einer werden, wenn etwas rechtes aus Dir werden ſoll. Hat Dir doch ſchon die Majeſtät einen italieniſchen Namen gegeben. Jede Stunde, die wir nicht beim König beſchäftigt ſind, will ich Dich unterrichten; darüber wird ſich die Majeſtät gewaltig freuen.“

„Topp, Herr Lehrmeiſter!“ ſagte Theophile, „wenn ich Euch etwas lehren kann, ſoll es auch geſchehen. Ich will nicht Eues Schuldner bleiben.“

„Werde ſchon den Lohn fordern!“ lachte Bretano ſpitzbübiſch. „Zum dritten mußt Du nun die Schüchternheit ablegen, den Mund aufthun, und im Fluchen, Beten und den Damen Liebeserklärungen ſagen, darfſt Du gar kein Maaß und kein Ziel ſetzen!“

„Ihr ſollt mein Vorbild ſein!“ rief Theophile.

Der Italiener drückte den weißen Hut auf den breiten Kopf, hing ſich und Theophile ein paar Büchſen um, und ergriff ein Horn, denn eben hörten ſie den König kommen. Er war in einem gewöhnlichen Jagdrock gekleidet. Als er Charlot erblickte, blieb er ſtutzig ſtehen, maß ihn mit freundlichen Blicken, ſo gut wie ſeine düſtre Phyſiognomie derſelben fähig war, und ſagte:

„Der Balafré*) wird große Augen machen, wenn er Dich ſieht, Henrico! Tête bleu! und wenn Du vollends gut ſchießſt! Der arme Duc fehlt ja jeden Schuß. Gewiß wird er Dich gern haben wollen; dann ſoll er von mir verſpottet werden! — — Carlo, heute führſt Du die große Diane mit ihrer ganzen Familie, Henrico trägt den Falken und nimmt den Aktäon. Reite Du voran und hole den Herzog ab.“ Der Kammerdiener entfernte ſich.

---

*) Der Herzog Heinrich von Guiſe hatte eine Narbe auf der rechten Wange, welche den Liebling der vornehmen Damenwelt in Paris noch beſonders reizend, ja unwiderſtehlich gemacht haben ſoll. Davon hieß er „der Genarbte“ (balafré).

„Folge mir!“ rief der König dem Schmiede zu, und beide eilten in den Hof hinab, wo die Pferde geſattelt ſtanden. Einige Minuten darauf ſauſten ſie im Galopp durch das Thor. „Junge, Du ſitzeſt ja zum verlieben ſchön zu Pferde!“ rief Karl ſeinem Begleiter zu; aber Theophile hätte auch eher für den König gelten können, als der bleiche, gebeugte greiſende Jüngling. Der junge Herzog von Guiſe empfing den König auf der Straße, und ſchloß ſich an ihn an. Theophile wurde zu ſtiller Verwunderung der edlen, einnehmenden Jünglingsgeſtalt hingeriſſen. Anmuth, Heiterkeit und eine ſüße Freundlichkeit verſchwammen auf dem Geſichte, welches durch ein ſanftes Roth und eine leichte Narbe verſchönt war. Ein großes blaues Auge, eine hohe gewölbte Stirne, edle Haltung, leichte Grazie in jeder Bewegung, das herrlichſte Ebenmaß voller runder Körperformen vollendeten die Geſtalt eines Jünglings, der zu ſeiner Zeit für den ſchönſten und liebenswürdigſten in ganz Frankreich galt.

Zwölf große Jagdhunde begleiteten die Reiter, die mehr flogen, als ritten; der König raſete wie der Sturmwind voraus. In den Gehölzen des Montmartre angelangt, nahm Karl das Waldhorn, blieſ blieſs einen Marſch mit vieler Kunſtfertigkeit, ließ dann die Hunde losbinden, und ſchickte ſie durch die gegebenen Hornſignale nach allen Gegenden des Waldes. Haſtig und ungeſtüm, wie er Alles that, griff er nun nach ſeiner langen Büchſe, ſetzte ſeinem Rappen die Sporen ein, und jagte in den Wald. Die Uebrigen ſtiegen von den Pferden, und der nach dem unbekannten Falkner ſich erkundigende Herzog wußte von Theophiles Schickſal bald, was er wiſſen durfte. Die Hunde jagten inzwiſchen manches Wildpret vorüber, auf welches der jagdunkundige Herzog zu ſchießen verſucht war, doch ließ er ſich durch Theophiles Mahnung, daß jetzt nur junge Thiere geſchoſſen werden dürften, abhalten. Gleich darauf ſprang ein junger Bock aus der nahen Hecke.

„Auf dieſen feuert!“ rief der Schmied. Der Herzog blieſs ſchnell die Lunte an, doch es war zu ſpät; das Gewehr ging los, aber er fehlte. Schon war das Thier faſt aus der Schußweite, als Charlot, welcher ſeine Lunte ſtets im friſchen Glimmen erhielt, abſchoß, und das Wild todt zuſammenſtürzte.

„Braviſſimo!“ ſchrie der Kammerdiener unbändig.

„Halt!“ ſagte der Herzog, „die Ehre dieſes Schuſſes will ich Dir reich bezahlen, tritt ihn mir ab. Wenn der König kommt, ſo ſchoß ich den Bock. Auch Du Carlo ſollſt nicht umſonſt ſchweigen!“

Wie der Sturmwind brauſte der König ſchon durch die Büſche, und war mit dem Rufe: „Wer hat geſchoſſen?“ auf dem Platze.

„Ich!“ rief der Duc lächelnd und unbefangen. „Hier liegt das Ziel, und heute mach ich Euch doch den lang bewahrten Ruhm ſtreitig, Majeſtät.“

„Zum Teufel!“ rief der König ergrimmt, „ich glaub' es nicht. Wer hat geſchoſſen, Carlo?“

Verlegen trippelte der Italiener; kaum hörbar ſtammelte er: „Erlauben Ew. Majeſtät, den Bock ſah ich nicht.“

„Aber den Schützen. Wer ſchoß?“

„Der Duc hat geſchoſſen, und der Henrico hat geſchoſſen, ich weiß nicht wer getroffen hat.“

„Altes Lügengeſicht!“ rief der König ärgerlich; dann ſagte er verdrüßlich zum Herzoge: „meint ja nicht, mein ſchöner Duc, daß ich ſo gutmüthig bin, Euch alles zu glauben, wie Ihr wohl von Weibern gewohnt ſeid. — Henrico folge mir! —“

Charlot, dem Befehl gehorchend, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ſprengte hinter dem Könige her. Alle Schranken der Mäßigung überſchreitend, jagte Karl ſein Pferd faſt todt und verfolgte ſogar das Wild zu Fuße. Mit Beute beladen kehrten Beide gegen Abend nach Paris zurück. Der König bließ ſehr anmuthige Stücke auf dem Horne, und wandte ſich dann vertraulich zu Theophile: „Der Duc darf nicht wieder mit mir allein jagen; er hat mich belogen. Ich weiß es wohl, er iſt nie gern mitgegangen, wenn die Frauen nicht mit auf die Jagd ritten, da brauchte er nämlich nicht zu ſchießen. Weil er aber bei ihnen, in der Unterhaltung am Hofe und in der Berathung im Cabinet oft über mich ſiegt, ſo konnte ich mir nie den Triumph verſagen, ihn als Schütze ſo ſchlecht beſtehen zu ſehen. Nun kann er bei ſeinem Schätzchen bleiben. Pardieu! er iſt kein Mann, der einen tauben Wind unter der Naſe vertragen kann. Der Bock war gut getroffen, und nun biſt Du mein Büchſenlader!"

„Ew. Majeſtät überhäufen mich mit Gnade!"

„Still! — das kann ich nicht leiden. In einigen Tagen will ich Dich der Königin Mutter zeigen. Es ſoll mir bei Tafel kein Anderer aufwarten, als Du. Bretano iſt ein Spitzbube, wie alle Italiener am Hofe."

Ehe noch die Sonne untergegangen war, ritten ſie durch das Thor des Louvre. Der König ſprang vom Pferde, und winkte einigen niedlichen Mädchenköpfen zu, die freundlich grüßend aus den Fenſtern ſahen. Auf den Gallerien ſchwärmten noch mehrere mit zierlichen Hofherrn herum, faſt alle mit langen, gelockten, fliegenden Haaren, worein Blumen gewunden oder Geſchmeide geflochten waren, leicht gekleidet und hoch geſchürzt; doch nahm die ganze Geſellſchaft eine ernſte Stellung an, ſobald ſich der König am Ende des Corridors zeigte. Dieſer ſagte heimlich zu Charlot: „Sieh das ſind die ſchönen Sirenen meiner Mutter; ſie werden Dir ſo gut die Zeit vertreiben, als wenn Du König von Frankreich wärſt." Alles verneigte ſich tief vor dem Monarchen, doch kaum war er vorüber, ſo flogen die Blicke der reizenden Hofdamen dem ſchlanken ſchönen Jäger nach, welcher die Majeſtät begleitete, und von einem Mündlein zum andern durch die Reihen der herrlichen Damen, ging die neugierige Nachfrage: wer der ſchöne Fremde ſei; und nicht eher war die aufrühreriſche ſchöne Welt zufrieden und ruhig, bis man erfahren, der ſchlanke kräftige Junge ſei ſeit heute Falkenir und Büchſenlader des Königs. Theophile mochte vor Schaam in die Erde ſinken, als er durch die zu beiden Seiten glänzenden Fronten hindurch mußte, und er hätte lieber einen Gang durch die Schwerter der Feinde in der Schlacht thun mögen.

„Nun, wie haben ſie Dir gefallen?" fragte der König, als er mit Charlot in ſeinem Zimmer angelangt war. „Es wird ſich Dir bald genug eine, wenn nicht zehne, an den Hals werfen. Lieſ' Dir nur was recht Hübſches aus. Warte, mir fällt ein herrlicher Gedanke ein. Wir wollen uns mit all den lieben freigebigen Kindern einen köſtlichen Spas machen. Wenn ſie erfahren, daß Du ein Schmiedeknecht biſt, ſo werden viele die Naſe rümpfen, und keine Einzige wird es wagen, öffentlich mit Dir ein Verhältniß zu unterhalten. Du mußt ein Edelmann werden, und das gleich. Dem Carlo und dem Doktor wollen wir ſchon die Mäuler ſtopfen, und der

Duc meint, ihm iſt eine Lüge aufgebunden. Peſt und Höllenqualm, das iſt luſtig!“ Sogleich öffnete er die Thüre und ließ durch den dienſtthuenden Kammerherrn den zunächſt ſtehenden Hofcavalier herbeirufen. Ein langer, bleicher, hohläugiger aber ſorgfältig in der Hauptmannsuniform der königlichen Garde geputzter Mann erſchien mit den tiefſten Ehrfurchtsbezeugungen vor dem König.

„Herr Hauptmann von Villoniers,“ ſagte der Letztere, „ich habe die Ehre, Euch in der Perſon dieſes jungen Mannes den Herrn Heinrich von Trebiſonde vorzuſtellen, einen edlen Sproß und Nachkommen einer Seitenlinie des berühmten Königshauſes von Trebiſonde, deſſen große und erſtaunenswerthe Verdienſte Euch hinlänglich bekannt ſein werden, um dieſen würdigen Nachkommen deſſelben, für den ich mich ganz beſonders intereſſire, gehörig zu ſchätzen und ihn mit unſerm ganzen Hofe bekannt zu machen. Habt die Gefälligkeit für mich, Herrn von Trebiſonde, welcher mein Hofjunker und Jagdpage iſt, den verehrten Damen unſeres Hofs vorzuführen, und bittet ſie in meinem Namen, ihm etwas Unbehülflichkeit und Blödigkeit zu Gute zu halten, weil er, in ſeinen Wäldern aufgewachſen, noch nie Gelegenheit hatte, ſeine Bruſt den Pfeilſchüſſen eines reizenden Frauenauges bloszuſtellen. Nun, ich empfehle ihn beſonders Eurer Obhut, Herr von Villoniers; ich weiß, Ihr ſeid einer von unſern beſten Raffinirten. Drum iſt

Herr von Trebiſonde unter Euren beſondern Schutz geſtellt."

„Ich werde mich der beſondern Gnade Eurer Majeſtät würdig zu machen ſuchen," verſetzte der lange Edelmann mit tiefem Bückling. „Wann befehlen Ew. Majeſtät, daß ich Herrn von Trebiſonde dem auf ſeine nähere Bekanntſchaft begierigen Hofe vorſtelle?"

„In einigen Tagen iſt große Cour im Schloß Madrid bei der Königin, da könnt Ihr's abmachen. Holt dann Euren Empfohlenen ab. Adieu!" Der Edelmann entfernte ſich mit unzähligen Bücklingen, und der König lachte unmäßig.

„In einer Stunde biſt Du Herr von Trebiſonde am ganzen Hof," rief er vergnügt.

„Aber, wenn man erfährt, daß ich kein Edelmann bin. — —"

„Du ſollſt einer ſein! So will ich Dir ein Adelsdiplom geben und Dich zum Herrn von Trebiſonde machen. Jetzt ziehe Dich aus." Seufzend kam Theophile in das für ihn beſtimmte Zimmer.

Achtes Kapitel.

Als mir ihre lichten Blicke
Freundlich ſchimmerten ins Herz hinein,
Träumt' ich ſchon von ſüßem Glücke,
Wähnt' ich ſchon der Weiber ſchönſtes mein.
Ach, wie traurig ſie's verkehrte!
Wie mich ſtreng ihr Kaltſinn lehrte,
Was bekümmern iſt und Pein
Und der Hoffnung falſcher Schein!

Nach Walter von Klingen. (Minneſinger um 1260.)

Ceſar d'Alban kehrte von der hohen Schule, die er mit viel Luſt, Fleiß und gutem Erfolge in Paris beſuchte, munter und wohlgemuth in das Haus ſeines Pflegevaters, des Kaufmanns Gaſtine, zurück. Als er durch den Laden ſchreiten wollte, rief ihn der kleine André hinter den Waarenballen hervor, freundlich an.

„Wertheſter Junker, wollt mir ja verzeihen, wenn ich, um ein paar Wörtchen mit Euch zu koſen, Eurem Gange Einhalt zu thun mich unterſtehe. Seid Ihr doch die einzige Perſon im ganzen Hauſe, die mir einige Liebe erzeiget, und zu der mein dankbares Herz ſich hinwiederum ſchuldigermaßen allein voller Vertrauen hinneigt. Der Herr unſer Gott, der den Gerechten erhebet und den Böſen fället, wird mein brünſtiges Gebet für Euer Wohl erhören und mir die Bitte gewähren, daß Ihr bald ein glücklicher gutbeſtellter Mann werdet, wie 's Eure Tugend und Gottesfurcht verdient."

„Mein vielwertheſter, beſonders geliebter Monſieur André," ſpöttelte Ceſar — doch dem Kleinen waren ſolche Worte ein unerhörter Ohren- und ein nie empfundener Herzensſchmaus, ſo daß er ſich mit ausgeſpreizten Beinen ſo tief als möglich zur Erde neigte, — „Ihr erwerbt Euch unſterbliche und nie zu vergeltende Dienſte um meine unbedeutende Perſon, daß Ihr den lieben Herr Gott an mich erinnert und nicht nachlaßt, mich ihm ins Gedächtniß zu rufen, ſo daß er Eurer beiſpielloſen Frömmigkeit wegen ſchier genöthigt iſt, bei vorkommenden Fällen auf meine Wenigkeit Rückſicht zu nehmen. Auch wiſſet Ihr nur zu gut, wie ſehr ich Euch gewogen und zugethan bin; deshalb öffnet nur getroſt Eures Herzens Schrein, und langt hervor, was Euch zu meiner Mitwiſſenſchaft für nöthig ſcheint; denn daß Ihr, edelſter aller Ladendiener in Paris, mir etwas Wichtiges mitzutheilen habt, würde ich ſchon aus Eurem haſtigen Anfall auf mich abmerken können, ſtände es nicht deutlich genug auf Eurem ehrenwerthen Geſichte geſchrieben, und da die litterae nun einmal meine Lieblingsbeſchäftigung ſind, ſo werdet Ihr Euch nicht wundern, daß ich bereits ſo viel entziffert habe, Euer Anliegen betreffe die übermüthige Madelon."

„Und ſeid Ihr auch ein Daniel an prophetiſchem frommen Geiſte, ſo hat Eure ſtarke Divinationsgabe, verehrteſter Junker, Euch doch diesmal nur die eine Seite des Blattes leſen laſſen, während auf der andern noch ſteht: Was hat es mit dieſem Schmiede für eine ſonderbare Bewandniß, der vor vier Wochen in der Nacht in dieſes Haus kam, ſo freundlich aufgenommen wurde, und ſeit jener Zeit nur zweimal Abends erſchienen iſt, wo er jedesmal eine lange und ſehr geheime Unterredung mit Herrn Gaſtine gehabt? Wo hält er ſich auf? Was treibt er in Paris? Beim Meiſter Dufras arbeitete er nur kurze Zeit. Iſt Euch noch nichts aufgefallen, habt Ihr noch nichts bemerkt, wertheſter Junker? Der Herr hat Euch doch ſonſt gewürdigt mit ſeinem Geiſte und Euch erleuchtet mit ſeiner Weisheit."

„Nun ſage mir beim Apoſtel Paulus! kleiner ohrenſpitzender Aufpaſſer, was haſt Du mit dem Schmiede zu ſchaffen? Und wundern ſollte mich es in der That, wenn, Deinem pfiffigen Geſichte nach zu ſchließen, Du nicht mehr von dieſem mir ſelbſt räthſelhaften Manne wiſſen ſollteſt, als ich; und Deine Fragen waren demnach nur die Einleitung zu dem, was Du mir anvertrauen willſt."

„Nun, Ihr wißt ja, edler Junker, wie die ſtrenge Madelon ſeit einiger Zeit — und ich wollte wetten, gerade ſo lange, als der Schmied in Paris iſt — weit mürriſcher und ungefälliger gegen mich geworden iſt, als ſie wohl ſonſt war, ja daß ſie mich faſt keines Wortes, nicht einmal eines böſen mehr würdigt, der ich ihr doch ſtets in Züchten und Ehren mich genaht und ſchier um ſie gedient, wie der Erzvater Jakob um ſeine beiden Weiber."

„Armer André, und Du biſt gewiß der treueſte, innigſte und redlichſte Liebhaber, den die Töchter dieſes Hauſes jemals haben kann. Aber die Undankbare — ich weiß es wohl — will Deine zärtlichen Blicke, Deine ſtummen Seufzer nicht verſtehen, und kann es ſogar grauſam mit anſehen, wie Du Dich abzehrſt, und dem Grabe zueilſt. Doch dieſem ſchändlichen Spiele muß ein Ende gemacht werden, vertraue auf mich und meine Ritterlichkeit; ich will eine Lanze für Dich brechen, ich will für Dich Sturm laufen auf dieſes ummauerte Herz, und Du ſollſt dann durch die von mir geöffneten Thore deſſelben einziehen!"

„O Ihr überſchüttet mich armen Verzweifelten mit Eurer Güte, erquickt und richtet mich wieder auf. Ihr ſeid wie ein Engel in der Wüſte, vom Herrn geſandt, mich zu erlöſen aus dieſer Marter, der meine Schläfe kühle in dieſer feurigen Liebespein, in der ich ſonſt umkommen müßte. Ja, mein unausſprechlich verehrter Junker, Ihr kommt zu mir und nehmt Euch meiner an, wie der Engel der drei Männer im feurigen Ofen ſich annahm, daß ſie nicht verbrannten, alſo auch Ihr, daß mich dieſe ungeſtillte Liebesglut nicht umbringe. Wie ſoll ich Euch vergelten, mein innigſt verehrter Junker d'Alban? — Doch um wieder auf beſagten Schmied zu kommen, ſo habe ich ſtarke Vermuthung, daß er an Madelons Betragen ſchuld iſt. Erſt glaubte ich, er ſei Ihr beſtimmter Bräutigam, und obgleich er unſer Haus ſo wenig beſucht, ſo kann ich, bring' ich Herrn Gaſtines mehr als freundſchäftliches Benehmen gegen ihn und lautes Anpreiſen ſeiner Tugenden in Anſchlag, dieſen Glauben immer noch nicht fahren laſſen. Iſt er aber nun erklärter Bräutigam, hat ihm, dem groben Schmiede, die holde Madelon ihr zartes Herzchen und ihr weiches Händchen wirklich dargereicht, ſo kann ich durchaus nicht begreifen, warum er ſeine verliebten Zuſammenkünfte nicht im Hauſe hier mit ihr hält, was ihm vom Herrn Gaſtine ſicherlich unverwehet wäre, ſondern ſich vielmehr Abends mit ihr an den Barrieren vermummt herumtreibt."

„Was Ihr mir ſagt, Freund!" zischte Ceſar, aus ſeiner Rolle fallend, ernſt und nachdenklich. „Wißt Ihr das gewiß?"

„Glaubt nur, daß Maurice André nichts behauptet, wovon er ſich nicht überzeugt hat. Mit Eurer Erlaubniß verſichere ich Euch, daß ich das Pärchen mit eigenen Augen ſchon zweimal erblickt habe, ach! und ich will nicht des Schmerzes gedenken, der mein Herz bei dieſem Anblick zerfleiſchte. Gleich wie der mater dolorosa gingen mir glühende Schwerter durch den Leib."

„Was ſchwazt Ihr da für katholiſches Zeug, André!“ ſagte der Junker. Der Kleine erſchrak, faßte ſich aber, indem Ceſar fortfuhr: „Hört, guter Freund, laßt Euch nicht auf einer Lüge ertappen! Ihr wißt, daß die Calviniſten ſich derlei weit übler nehmen, als die Katholiken.“

„Ehrenwertheſter Junker, wo denkt Ihr hin? Ich Euch belügen! Ich mich ſo vergeſſen! den ſchuldigen Reſpect ſo vernachläſſigen! Der Herr ſoll mich anſehen in ſeinem Grimme, wie er die falſchen Propheten anſah, die gegen den Elias zeugten. Nein, bei den Apoſteln ſchwör' ich es Euch, ich habe an zwei Abenden ſchon die ſchnippiſche Jungfer Madelon am Arme des Schmiedes Charlot geſehen, ja, was noch weit ſchlimmer iſt, und was ich faſt gar nicht zu berichten wage, obgleich es ebenfalls die reine Wahrheit iſt, — ſo mir Gott helfe, der ins Verborgene ſiehet und die Nieren prüfet, der mich verderben mag, ſo ich nicht die Wahrheit rede! — im Arme und im Mantel des Schmiedes ſah ich ſie vertraut mit ihm luſtwandeln. Ja freilich, das iſt auch ein ſtattlicher junger Geſell, iſt ſchlank gewachſen, trägt einen Zwickelbart, und hat raſches Blut in ſich; zu mir beliebte die Jungfer dagegen zu ſagen: Wenn ſie mich freien ſolle, müſſe ich mich etwas dehnen und mir die Beine gerade ſtrecken laſſen.“

„Toller Schnack!“ rief Ceſar wieder launig, „als wärt Ihr nicht ein allerliebſter, niedlicher Mann, freilich nicht zum Helden, aber doch ganz zum Ehemann geſchaffen. Doch gib Dein Spiel nicht verloren, guter ehrlicher André; denn ich ſtehe Dir ja zur Seite. Lieber erzähle mir umſtändlich, wie Du die wichtige Entdeckung gemacht haſt, damit wir dem Feinde ſeine Blöße abmerken, und ihm dann zu Leibe gehen können."

„Es fiel mir auf," begann der Kleine redſelig und vertraulich zu erzählen, indem er ſeinen vermeintlichen Freund und Beſchützer zur Seite hinter einen Waarenballen zog, die kurzen Arme in einander ſchlang und auf den Ballen auflegte, ſein ſchweres Haupt nach der Bruſt des Hörers neigte, und leiſe und geheimnißvoll flüſterte: „Es fiel mir auf, daß Madelon oft Abends in der Familie fehlte, und wenn ich nach ihr fragte, war ſie, nach der Antwort der Mutter, bald zu dieſer, bald zu jener Freundin gegangen. Im Anfang des Mai ſah ich aber eines Abends an der hintern Thüre, die in das Seitengäßchen führt, als mich zufällig ein Geſchäft eben dorthin brachte, einen Grünrock, wie einen Jäger oder einen Bedienten, der Madelon etwas in die Hand drückte, bei meinen Anblick ſich aber ſogleich davon machte. Schnell ſprang ich zurück, und that nicht, als ob ich etwas geſehen. Noch verdächtiger wurde mir der Handel, als ſich Madelon gleich darauf wieder entfernte. Schnell hatte ich mein Barett bei der Hand, und erbat mir vom Principale die Erlaubniß eines Ganges zu meiner Mutter in der Vorſtadt St. Germain."

„Sieh, daß Du lügſt, daß Du gelogen haſt, kleine falſche Hugenottenſeele!“ unterbrach Ceſar lachend den Erzähler.

„Eine Nothlüge, Mittel zu einem guten Zwecke, deßhalb laßt es nur hingehen, geſtrenger Herr.“

„Bin ich ein Jeſuit, kleine Himmelslampe? An Dir verſpür' ich wohl ſo eine Ader.“

„Ohne daß es die ſpröde Schöne ahnte, verfolgte ich ſie von fern, und ließ ſie nicht aus den Augen. Je weiter ihr Weg ging, und je mehr ich mich überzeugte, daß er nicht zu einer Freundin, ſondern zu einem Freunde führe, deſto geſpannter wurde meine Aufmerkſamkeit. An der einſamen Barriere ſah ſie ſich um, ein Mann in einem weißen Mantel ſtürzte auf ſie zu, ſie in ſeine Arme, ihre Küſſe brannten mir in der Seele, ich falle wie ein Raſender zu Boden, und heule den Winden meine Verzweiflung vor. Unterdeſſen iſt ſie dem Geliebten unter den Mantel geſchlüpft, und das verliebte Paar iſt mir bald aus den Augen. Ich ärgerte mich, daß ich wie ein Kind gejammert, renne nach, und — finde ſie nicht. Als ein mich ſelbſt verloren gebender Mann komme ich nach Hauſe, und zerquäle mich faſt mit meiner Liebespein. Die Hand des Herrn lag ſchwer auf mir; ich verſank in namenloſem Jammer und Elend. Eine Woche vergeht, und die Jungfer Mädelon ſchleicht eines Abends wieder durch den Laden davon, ich ohne des Prinzipals Erlaubniß ihr nach, wie Petrus dem Herrn, als ihn die Kriegsknechte gefangen hatten und vor den Hohenprieſter führten. Die Zuſammenkunft war an einer andern Stelle, der Empfang nicht minder zärtlich. Unfern der Barriere ſtehen mehrere Häuſer, von denen das Eine ein Wirthshaus iſt, das Pärchen ſchlüpft hinein; ich will nach, ein baumſtarker Kerl, den ich früher gar nicht bemerkt in einem grünen Rock, mit vielen Federn auf dem Hut, verwehrt mir mit barſcher Stimme den Eingang. Ich behaupte, dies ſei ein Wirthshaus, er antwortet: Nur heut Abend nicht! und wirft mich, da ich den Eingang erzwingen will, auf den Erdboden, daß mir die Rippen krachen. Faſt wär mir's gegangen, wie den Erzvater Jakob, als er mit dem Engel des Herrn rang. Heulend vor Wuth lange ich zu Hauſe an, erhalte vom Prinzipale einen derben Verweis über mein Fortlaufen, und andern Tags im Beiſein Madelons das ſtrengſte Verbot, niemals wieder in der Woche das Haus zu verlaſſen. Ich wollte herausplatzen, wollte dem Vater alles entdecken, da trat Madelon zu mir, ſchön wie Rahel und freundlich wie Abigail, fuhr mir mit dem Sammtpfötchen über das Geſicht, drückte mir die Hand und nannte mich ihren lieben guten André — und ich hatte alles vergeſſen."

Ceſar hatte mit verbiſſenem Lachen die Erzählung angehört, jetzt brach er los, und als er ſich ſatt gelacht, rief er: „Nun, das muß ich ſagen, die Verſöhnung war billig erkauft. Ihr tragt ein liebevolles, zur Vergebung geneigtes Herz in Euch, Andrè, aber obgleich Ihr ein ſo vortrefflicher Calviniſt ſeid, wie man in Frankreich ſchwerlich noch einen finden mag, ſo habt Ihr den vermaledeiten Rencontre doch nicht vergeſſen können. Nun ſagt mir aber, ſcharfſinniges Freundchen, wie in aller Welt habt Ihr denn nun aus jenem Euch vorgezogenen Glücklichen im weißen Mantel den Schmied Charlot herausfinden können?“

„Hört nur weiter, gütigſter Junker! Erinnert Ihr Euch wohl, daß der Schmied einen großen weißen Mantel trug, als er zu uns kam?“

„Nun, das ſoll doch nicht etwa Euer Beweis ſein? Die Verliebtheit iſt Euch wohl in das Gehirn getreten, daß Ihr glauben könnt, in ganz Paris ſei nur ein weißer Mantel, und den habe der Schmied Charlot erſt von la Rochelle mitbringen müſſen?“

„Bei Leibe nicht, Gnädigſter! Aber es war auch des Schmiedes ganze Geſtalt, ſeine Haltung, und nun kommt noch hinzu: Verwichenen Sonntag geh' ich am Louvre vorüber; eben will ſich der König zu Pferde ſetzen; ich bleibe unter dem nach dem Hofe gaffenden Leuten ſtehen, und erblicke zu meinem Erſtaunen neben dem König und mit dieſem im Geſpräch — nun wen? — den Schmied Charlot!!! Im grünen Rocke, den Hut voll Federn, gerade ſo, wie ich ihm am Hinterpförtchen im Zwiegeſpräch mit Madelon geſehen. Der König ſaß auf mit den Prinzen und Herzögen unſer

Schmied ſagte ſelbſt wie ein Prinz mit den Jagdjunkern ſtattlich hintennach.“

„Hört André,“ ſagte Ceſar ſich erhebend, im Ton der größten Mißbilligung, „die Liebe hat Euch zu einer Faſelhanſen gemacht. Ihr träumt mit offenen Augen am hellen Tage auf der Straße, und aus allen jungen Mannsgeſichtern, die ſchöner ſind als das Eurige, guckt Euch der Schmied entgegen, dem Ihr nun einmal vom erſten Augenblick ſeines Eintritts in dies Haus nicht gewogen wart. Seid Ihr doch damals zum Tode erſchrocken, als er Euch das erſtemal anredete, und dieſen verderblichen Eindruck ſcheint Euer Gehirn nicht wieder los werden zu können.“

„Geſtrenger Herr und Freund!“ rief der Kleine verzweifelt, und hielt den zum Gehen ſich Anſchickenden an den Hefteln des Wamſes zurück. „Wollet mir doch nicht ungnädigſt zürnen, wenn ich dennoch Euch ſage und beſchwöre, daß der Schmied mit dem Könige geritten iſt. Ich will imölliſchen Feuer braten, ſo ich Euch nicht Wahres berichte!“

„Narrenspoſſen! Wie ſoll der Schmied zum König kommen?“

André zog den erbitterten jungen Freund abermals zu ſich hin, um ſeine umſtändlichen Demonſtrationen von neuem zu beginnen, da raſſelte Sporenklirre hinter ihnen, und durch den ſchon dämmernden Laden ſchritt Theophile, im überreich verzierten Kleide des königlichen Falkners und Jagdjunkers; auf den ſchönen braunen Locken ſaß der breite, weiße Hut, von dem die Fülle ſchwarzer Federn herabnickte. Eilig vorüber gehend, grüßte er die Beiden leicht, und war ſchon durch das Comptoirſtübchen verſchwunden. Ceſar ſah den kleinen Ladendiener wie verſteinert an, dieſer ſchnitt aber ein ſehr pfiffiges Geſicht, klopfte leiſe in die fleiſchigen Hände, und quiekte triumphirend: „Nun, geſtrenger Junker, bin ich noch ein Faſelhans, den die Liebe verrückt gemacht? Träume ich noch am hellen Tage auf der Straße gehend? Glaubt mir nur, ich habe ſcharfe Augen, und für mich iſt's genug, wenn ich nur einmal hinſehe. — Doch um des Himmels ewiger Gnade!“ fiel er plötzlich ſich ſelbſt ins Wort, veränderte aber Ton und Stellung, fuhr ſich in das ſchwarz gekrauſte Haar, und warf die krummen Beine im Sprunge durcheinander. „Er iſt gewiß gekommen, um ſich von Herrn Gaſtine das Jawort zu holen.“

Die kleine Mißgeſtalt ballte die Fäuſte, ſtrampelte mit den Beinen, und knirſchte mit den Zähnen.

„Peſt und hölliſches Feuer auf den verdammten Schmied!“ murmelte er dann, und beging durch dieſen Fluch eine Sünde, die dem Calviniſten nie wieder vergeben werden konnte. Ceſar hatte den Armen ſchon verlaſſen, der zu ſeiner gänzlichen Verzweiflung gerade jetzt den Laden hüten mußte.

Als Theophile mit freudiger Haſt, wie ſie den Geliebten nur immer der Geliebten zuführt, in das Familienzimmer des Kaufmanns getreten war, überhauchte die unſchuldige Schaam der Ueberraſchung Louiſens Geſicht mit holder, jungfräulicher Röthe und Anmuth. Der freudige Ausruf: „Ei, da ſeid Ihr ja!" zeigte genugſam, mit wem ſich ihre Gedanken eben beſchäftigt hatten, und ihr ungezwungenes Aufſpringen und ihm Entgegeneilen beſtätigte, wie willkommen er ihr war. Als wenn ſich das von ſelbſt verſtünde, erfaßte Theophile des lieblichen, natürlichen Kindes Hand, nachdem er ſich ehrerbietig, doch nur kurz gegen die Uebrigen verbeugt hatte, drückte die ihm überlaſſene herzinnig, und ſagte: „Habt Ihr mich erwartet, edles Fräulein?"

„Ei, wir hofften jeden Abend auf Euch, wir glaubten, Ihr würdet vielleicht einmal am Tage bei uns — wenn auch nur auf einige Augenblicke — einkehren, aber Euer gänzliches Ausbleiben machte uns zuletzt alle recht traurig."

„O dann drückt mich meine ſchwere Pflicht vollends zu Boden!" ſeufzte der Jüngling. „Glaubt mir mein Herz war ſtets bei Euch, aber — ich habe einen gar zu ſchweren Stand!"

„Dulde und ertrage mein gepeinigter Sohn!" ſagte Gaſtine, ihn gutmüthig bei der Hand faſſend. „Die Anforderungen des Schickſals an uns müſſen wir nun einmal erfüllen, und ſollten ſie noch ſo ſtrenge ſein; das iſt das Loos der ſterblichen Menſchen. Aber jeder Entbehrung folgt ja auch die Genüge, dem Mangel die Fülle, dem Streite der Sieg oder der Lohn. Und glaubt mir, beſter Charlot, der gnädige Admiral und der ehrenwerthe Maire werden Euch nach Würden zu belohnen wiſſen. Drum harret nur aus, Euch winkt ein ſchönes Ziel.“

Dabei ruhten die Augen des braven Mannes ſo wohlgefällig auf Theophile und Louiſe, daß dem Jüngling die ſchöne Deutung ſeiner Worte nicht zweifelhaft ſein konnte; und: „Ich danke Euch, guter Herr, für Euern heilſamen Troſtſpruch!“ ſagte er lebhaft, „er ſoll mich ſtärken, wenn das Herz ſich mir in der Bruſt empört und unwälzt.“

„Aber was habt Ihr denn ſo Schlimmes zu verrichten, werther Charlot?“ fragte Louiſe bekümmert. „Ihr arbeitet mit dem Könige und geht mit ihm auf die Jagd, wie uns Herr Gaſtine eben erzählt hat; iſt das nicht Euer ganzes Geſchäft?“

„Ach liebe Louiſe!“ ſagte Madelon lächelnd, „wähnſt Du wohl, daß man am Hofe ſo fromm iſt und ſo unſchuldig als wir? — Ich habe ſchreckliche Dinge gehört,“ flüſterte ſie der Geſpannten ins Ohr.

„Wertheſtes Fräulein!“ entgegnete Theophile, „Eure Güte muß mir ſchon einmal erlauben, daß ich Euch die umſtändliche Antwort auf dieſe Frage ſchuldig bleibe. Was mein Herz alſo empört, ſind Dinge, welche für das Ohr einer züchtigen, frommen Jungfrau Gräuel ſind, Gräuel, an die ich früher nicht geglaubt haben würde, hätte man ihr Vorhandenſein mir auch zugeſchworen. Doch denkt um Gotteswillen nicht, daß ich mit dieſem Unweſen etwas gemein habe; wie auch die Hölle um mich ſich ſchmücken und ihre Netze nach mir auswerfen mag, ich werde mein Herz rein zu halten wiſſen.“

„O Ihr ſeid ein recht edler und frommer Mann!“ ſagte Louiſe treuherzig zu ihm, ließ ihn aber ſtehen, und fragte ſo leiſe als möglich Madelon ins Ohr flüſternd: „Ei ſage doch, liebes Schweſterchen, was haſt Du denn gehört? Was geht denn eigentlich am Hofe ſo Schreckliches vor? Ich kann mir gar keinen Begriff davon machen. Bitte, bitte, erzähle mir ſchnell!“ Und damit zog ſie die Widerſtrebende nach der Ecke am Kamin auf die Bank.

„Ei!“ begann die Gedrängte, ebenfalls leiſe flüſternd; „die vornehmen Frauen am Hofe haben mehr als einen Geliebten.“

„Wie iſt denn das nur möglich? Wie kann man denn zwei zugleich innig und wahr lieben?“ unterbrach ſie Louiſe.

„Das weiß ich ſelbſt nicht. Ich könnte auch nur einen Mann lieben; aber die Hoffrauen lieben alle Männer gleich ſtark, und ſuchen deren ſo viel als möglich zu Liebhabern zu bekommen, und je mehr eine ſolche hat, je ſtolzer iſt ſie; und die Dame, um welche ſich mehrere ihrer Liebhaber im Zweikampf todt geſchoſſen oder geſtochen haben, wird am meiſten verehrt, und alle Hofherrn bewerben ſich um die Gunſt derjenigen, welche die meiſten Morde veranlaßt hat. Mit allen lebt dieſe Dame nun auf dem vertrauteſten

Fuſſe, wie es nur die Ehe mit einem Manne erlaubt, und ſo wüthen Unzucht und Laſter, Mord und Todtſchlag; und das nennen ſie bei Hofe Galanterie.“

„Das iſt ja ganz abſcheulich!“ ſagte Louiſe, und wendete entſetzt das Geſicht ab.

„Aber woher weißt Du denn das Alles?“ fragte ſie ſchnell wieder. Madelon wurde ſichtbar verlegen, und unfähig, Louiſens forſchenden Scharfblick auszuhalten, heftete ſie die ihrigen auf den Boden. „Lolottes Tante hat mir es erzählt,“ ſtammelte ſie endlich, „ſie iſt oft bei der Kammerfrau der Herzogin von Nevers.“

Trotz der Dämmerung ſah Louiſe die Röthe in Madelons Geſicht, und fuhr, von irgend einer Ahnung berührt, ſchelmiſch fort:

„So werd' ich mir auch von ihr erzählen laſſen; ich höre gern vom Hofe ſprechen, und danke jedesmal Gott im Herzen, daß ich nicht auch eine Hofdame und ſo ſündhaft geworden bin.“

„Nein, liebe Louiſe!“ ſagte Madelon noch betretener, „das würde ſich nicht ſchicken .... ein Mädchen kann dergleichen Dinge nicht mit einer Frau ſprechen .... Mir hat ſie es auch nicht ſo umſtändlich erzählt .... ſie würde böſe auf mich werden, wenn ſie erführe, ich habe es weiter geplaudert .... Ich horchte ja auch nur zu, wie ſie es einer andern Frau erzählte .... Ich horchte an der Thüre ....“

Mit vermehrtem Verdachte entließ die reizende Neugierige ihre gequälte Freundin, um wieder auf das Geſpräch der Männer zu hören, welches ſich unterdeſſen um die Verhältniſſe des Hofs gedreht hatte. Ceſar war auch in das Zimmer gekommen, Madelon aber hinaus geeilt.

„Und ſo ſteht uns ein gnädiger Gott ſichtbar bei,“ ſagte Gaſtine eben mit fromm gefalteten Händen, er thut Wunder an Euch, mein lieber Sohn, daß er Euch Muth und Kraft ſchenkt. Wahrlich Ihr gemahnet mich, wie der Daniel in der Löwengrube.“

„Ja, ich bin mit des Herrn Beiſtande weiter gekommen, als ich jemals geglaubt hätte. Nicht allein, daß ich einen guten Münzſtempel nach des Königs vollkommener Zufriedenheit ſchneiden gelernt habe, ich ſpreche ſogar ſchon ziemlich italieniſch und blaſe das Waldhorn wie ein alter Jäger. Der König glaubt mir deshalb auch nicht genug Beweiſe ſeines Wohlwollens geben zu können.“

„Ihr habt ſchon ein thatenreiches Leben gelebt, ſo jung Ihr auch noch ſeid,“ bemerkte die Hausfrau. „Der Herr hat ſchützend ſeine Hand in den Schlachten über Euch gehalten, um Euch zu großen Zwecken aufzuſparen, während ſein Rathſchluß ſo Viele dahin raffen ließ. Vor fünf Jahren verlor ich in der Schlacht bei Dreux zwei Brüder auf einmal — ein hartes Schickſal für mich und unſere ganze Familie. Der Herr prüfte unſere Geduld.“

„Ich wurde auch in jener Schlacht verwundet," verſetzte Theophile, doch war es nur ein Streifſchuß; mein Fieber wurde aber ſchlimmer, als Poltrot den großen Feind unſeres Glaubens und der Bourbons erſchoß. Die That griff mich an, und verzögerte meine Herſtellung.

„Ha, wär' ich doch Poltrot geweſen, die Papiſten hätten mich nicht erwiſchen ſollen!" rief hier plötzlich Chretien, Gaſtine's Sohn, deſſen Augen bisher an Theophiles Munde gehängt hatten. „So einen böſen Guiſen todtzuſchießen, muß doch eine wahre Luſt ſein!" — Der Vater ſchalt den Knaben über die unbeſonnene, kindiſche Rede, und Theophile verwieß den Muth deſſelben auf beſſere Thaten, als den Meuchelmord. Madelon, die mit errungener Faſſung wieder in das Zimmer gekommen, ſtatt aber zu Louiſe zu gehen, zu den Sprechenden getreten war, erbleichte plötzlich. Theophile ſah ihre Lippen beben und ihre Augen Zornblicke auf den Bruder ſchießen. „Gottloſer Schwätzer!" murmelte ſie, und Theophile ahnete, daß dieſe ungewöhnliche Bewegung wohl einen tiefern Grund als den Abſcheu an der That haben müſſe.

Theophile ſchickte ſich zum Gehen; denn die Nacht war ſchon hereingebrochen, und bei der Tafel des Königs durfte er nicht fehlen. Louiſens heiteres Geſicht überflog ein Schatten.

„Nun, geht nur mit Gott, werther Meiſter!"

ſagte die Hausfrau, „ſchmiedet das Eiſen, dieweil es heiß iſt, und kommt nur, ſo oft es Eure Zeit erlaubt, zu uns, um Euch friſchen Muth und neues Feuer zu holen.“ Louiſe wußte ſelbſt nicht, warum ihr Herz unvermerkt in dieſen Worten eine Deutung ahnen wollte, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Vergönnt uns doch recht bald wieder einen Bericht von Euern Schickſalen und Kriegsthaten,“ ſagte ſie offen und frei zu dem Scheidenden, „ich höre Euch gar gerne zu.“

„Ich gewiß auch!“ rief Chretien aus der Ecke, in die ihn Madelon verwieſen, „und aus Euren Erzählungen will ich lernen, wie man ein guter calviniſtiſcher Soldat wird.“

Neuntes Kapitel.

Bei Nacht ſind alle Katzen grau.
Sprichwort.

Kaum hatte der Schmied die Schwelle verlaſſen, als ſich Madelon zum Ausgehen und Beſuchen einer Freundin anſchickte. Es hatte Louiſen ſchon lange auf die Schweſter verdroſſen, daß dieſe wöchentlich ein- oder zweimal allein Beſuche machen wollte; heute fiel es ihr doppelt auf, und mit dem kleinen Argwohn gegen Madelon in der Seele, zog ſie, der Mittheilung bedürftig, ſchnell ihren Bruder bei Seite, um ihr Herzchen, hinſichtlich der an Madelon gemachten Entdeckung, auszuſchütten. Ohne ſich ſelbſt etwas merken zu laſſen, hörte ſie dieſer an, ſuchte ihr dann den Verdacht auszureden, und war ſogleich hinter Madelon her, als dieſe eilig das Haus verlaſſen hatte. Ohne gerade ein größeres Intereſſe als das brüderliche an dem Mädchen zu nehmen, das nicht einmal ſtets ſchweſterlich-freundlich mit ihm umging, fühlte er doch ein Bedürfniß, ihrem Liebesabenteuer auf die Spur zu kommen; vielleicht war die Grundlage ſeines Gefühls ein gewiſſer Neid auf Liebesglück, von dem er ſelbſt ſo grauſam verſtoßen worden war; oder auch die Begierde, zu wiſſen, in wie fern der räthſelhafte Schmied, über den er vergebens von Louiſen Näheres erfahren wollte, mit Madelons geheimen Gängen zuſammenhing. Schon hatten ſie die Barriere erreicht, als er, unvorſichtiger als Monſieur André, ihr zu nahe gekommen war. Plötzlich ſtand das Mädchen ſtille, ſah ſich nach allen Seiten um, und eilte, da ſie Ceſar erblickte, auf ihn, als den vermeintlichen Geliebten, zu. Unentſchloſſen blieb er ſtehen, ließ aber, da ſie ihm nahe kam, den Mantel aus einanderfahren. Sie bebte zurück; doch mit der Faſſung einer ſtarken Seele ſammelte ſie ſich ſchnell, und ſprach im erzwungenen feſten Tone:

„Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, Monſieur d'Alban, meinen Schritten wie ein Spürhund nachzuſchleichen? Was ſucht Ihr hier?"

„Das möchte ich Euch wohl fragen, ſtrenge Jungfer!" verſetzte Ceſar ſehr gleichgültig.

„Wer giebt Euch ein Recht zu dieſer Frage? Seid Ihr mein Herr? Wie kommt Ihr mir vor? Bin ich ein Kind, und Ihr mein Lehr- und Zuchtmeiſter? Wollt Ihr mir wehren, daß ich gern allein luſtwandle, in der Einſamkeit meinen Gedanken nachhängend und die würzige Luft des Abends einathmend?"

„Und Eure Spaziergänge hätten keinen Zweck weiter, ſchöne Madelon? Wenn mich nun Euer Vater Euch nachgeſchickt hätte?"

„Ich begreife nicht, was Ihr wollt? Von Zwekken ſprecht Ihr? Vom Vater? — Es iſt gut! Ich nehme Euern Arm, und wir gehen nach Hauſe, dort will ich mich ſchon vertheidigen. Habt Ihr etwas Unziemliches von mir geſehn, deſſen Ihr mich dort zeihen könnt?"

Damit kehrte ſie ſogleich um, und eilte mit ſchnellen Schritten, Ceſar mit fortreiſſend, der, überliſtet, nicht wußte, was er ihr antworten ſollte. Kaum aber waren ſie eine kleine Strecke ſo gewandelt, als ſich noch raſchere Tritte hinter ihnen hören ließen. Madelon zitterte ſtark. Als der Nachſetzende ſie ereilt hatte, fragte er heftig: „Madelon, was iſt vorgefallen? Wer iſt dieſer Menſch?“ Sie ſtieß ſtatt der Antwort einen Schrei aus, und warf ſich, wie der Sinne ledig, dem Frager in die Arme.

Ceſar ſtand in der peinlichſten Verlegenheit.

„Wer ſeid Ihr, deſſen Gegenwart ſolch einen böſen Einfluß auf dieß holde Geſchöpf äußert? Was wollt Ihr von ihr?“ donnerte Madelons Geliebter mit wüthender Stimme. Doch dieſe Anrede gab Ceſar ſeinen ganzen Muth wieder.

„Erſt ſage Deinen Namen, Nichtswürdiger, der Du mit dieſem mir theuren Mädchen ein ſchlechtes Spiel treibſt!“ verſetzte Ceſar ebenſo.

„Zieh, Schurke, der Du ſolche Worte zu mir zu reden wagſt!“ rief der Andere, und hatte den Degen ſchon in der Fauſt. Ceſar war ſogleich bereit, aber Madelon warf ſich zwiſchen ſie, fiel dem Geliebten wieder in die Arme, und ſtieß ihm dabei zufällig den Hut vom Kopfe.

„Es iſt ja Ceſar d'Alban!“ rief ſie. Dieſer aber ſtand wie verſteinert, ſein Arm war erſchlafft, ſeine Zunge wie gelähmt, denn er hatte in ſeinem Gegner den Herzog Heinrich von Guiſe erkannt. Weinend und jammernd wandte ſich Madelon flüſternd zu Ceſar: „Habt Barmherzigkeit mit mir, und verderbt mich nicht; Ihr könnt, Ihr dürft nicht mit meinem Herzen rechten. Ich ſah dieſen Mann, ich liebte ihn; es ſchmeichelte mir, von ihm bemerkt worden zu ſein, um deſſen Gunſt die ſchönſten und vornehmſten Frauen von Paris buhlen; ich vermochte ihm nicht zu widerſtehen, als er mir ſeine Liebe verſichern ließ. Wollt Ihr nun, daß ich morgen in den Fluthen der Seine ein naſſes Grab finde, ſo geht nach Hauſe, entdeckt meinem Vater, was Ihr geſehen, und mordet auch ihn mit der Nachricht!“

Ceſar, erſchreckt von der furchtbaren Leidenſchaftlichkeit des Mädchens, und plötzlich voll ſüßer Erinnerungen an Jeannette Charlot und ſein ähnliches zärtliches Verhältniß mit derſelben, ſagte beruhigend: „Glaubt Ihr, daß ich ſo unedel ſein werde, Madelon, ſo mag des Herzogs Degen mich zur Stelle durchboren, ich will die Waffe nicht gegen ihn erheben. Fürchtet von mir nichts für Euer Geheimniß, kenn' ich doch die Qualen einer ſolchen Liebe. Mein Verrath würde Euch dem Verderben, das Euch ſchon erfaßt hat, nicht entreißen; deshalb bedaure ich Euch nur!“

„Wenn Ihr die Seligkeit der Liebe zu ahnen verſteht, Monſieur!“ ſagte der Herzog, auf Ceſar zutretend, „ſo weiß ich nicht, was Euer Mitleid ſoll. Es iſt bei dieſem Engel, den ich mein nennen darf, übel angebracht. Euer Entſchluß, zu ſchweigen, iſt übrigens ſehr vernünftig und löblich. Er macht mich Euch gewogen. Verſchmäht Ihr es nicht, zu den Freunden des Herzogs von Guiſe zu gehören, ſo ſucht mich auf. Dem Hausgenoſſen meiner ſchönen Geliebten ſteht meine Thüre zu jeder Zeit offen, und es wird weder Madelons Unglück, noch Euer Schaden ſein, wenn Ihr, Eurem Verſprechen treu, ſchweigt, und mir Freund werdet.“

„Ihr überraſcht mich mit Eurer Güte, Herr Herzog,“ erwiederte Ceſar geſchmeichelt.

„Ich bin Euch ſchon durch meiner liebenswürdigen Madelon vortheilhafte Erzählungen von Euch gewogen, Herr d'Alban. Iſt es Euch gefällig, ſo könnt Ihr uns dieſen Abend auf unſerm Spaziergange begleiten, und meine Theure dann nach Hauſe bringen.“

Der eitle Ceſar ſchätzte es ſich für ein Glück, mit dem mächtigſten Vaſallen der Krone Frankreichs, mit dem Liebling von ganz Paris zu gehen, und bemerkte kaum Madelons hingebende Zärtlichkeit und des Herzogs übertriebene Galanterie, die ſich durch die Gegenwart eines Augenzeugen keine Feſſel anlegen ließ. Entzückt über die liebenswürdige Zuvorkommenheit, mit der er vom Herzog behandelt worden, ſchied Ceſar von ihm, und ſtimmte auf dem Heimwege in der nun ganz lebendig gewordenen Madelon glänzende Lobſprüche auf den Geliebten ein.

Als ſie durch den Laden gingen, ſtand André auf den Zehen dicht am Wege; auf ſeinem Geſichte war nichts als Neugierde und Erwartung zu leſen. Geſchickt zupfte er Ceſar am Wamms, und fragte den Zurückbleibenden haſtig: „Nun, Ihr ſchlichet heute ſelbſt hinter dem gottloſen Mädchen her? Habt Ihr Euch überzeugt? Habt Ihr ſie zuſammen erwiſcht, allerwertheſter Junker? Was hat es gegeben, daß Ihr ſie ſelbſt nach Hauſe bringt? Sprecht, ſprecht; ich bitt' Euch dringend! Wollet aber gütigſt meiner unſchicklichen Haſt verzeihen. Die Umſtände müſſen mich entſchuldigen. Meine Seele lechzet nach Gewißheit."

„Du biſt ein göttlicher Kerl, André," erwiederte Ceſar; „Deine Augen ſind ſo ſcharf und klar, wie Dein Verſtand. Es war niemand als der Schmied, der an der Straßenecke noch auf Madelon wartete. Aber wie der Engel mit dem Flammenſchwerte, bin ich zwiſchen ſie getreten, und habe ſogleich als Dein Ritter Deine Sache vertheidigt. Laß mich nur ſorgen, wir wollen die Tenne bald gefegt haben."

„O habt Ihr für mich geredet? Habt Ihr's? Ihr ſeid ein engliſcher Junker! ein Mann Gottes, ein Gerechter in Israel! Ich bleibe Euer ewiger Schuldner. Aber erzählt mir doch weitläufiger, wie trug ſich alles zu?"

Ceſar war bald mit einer rührenden Geſchichte fertig, und ehe er noch geendet hatte, war André auf eine Kiſte geſtiegen, um ſeinen Freund und Bundesgenoſſen dankbar zu umarmen.

Zehntes Kapitel.

Es wird mir der Hammer ſo ſchwer in der Hand,
Ich kann ihn beinah' nicht erſchwingen,
Seh' ich vorüber in Mieder und Band
Ein Mädchen die Werkſtätte ſpringen. —
Es mahnt mich an's freundliche Heimathland
Das roſige Mieder mit lichtblauem Band,
Es tragen's die Mädchen daheime,
Und Eine —
Ach wohl iſt's der Bruſt nur daheime! —

Aus: Der Schmied, Gedicht von Franz Ernſt Scherer. *)

An einem heitern Sommermorgen klapperten die Hämmer in des Königs Eſſe nach dem Takt. Selbſt der verwachſene Hofnarr mußte mit ſchmieden. Der König war mürriſch und ſehr übelgelaunt, es konnte ihm nichts zu Danke gearbeitet werden. Bretano ſchwitzte vor Angſt und Anſtrengung, und machte ein eſſigſaures Geſicht dazu. Theophile that ſeine Schuldigkeit und kümmerte ſich nicht um des Königs furchtbare Flüche, die dieſer faſt jeden Augenblick ausſtieß, denn der ſchöne Glaube, er ſtehe in Gottes Hand und der, welcher keinen Sperling vom Dache fallen

---

*) Gedichte von Franz Ernſt Scherer. Als Feſtgeſchenk für teutſche Frauen. Wien. Bei C. Schaumburg und Compagnie. 1830. 8. Zarte duftende Blüthen und Zeugen eines tiefen dichteriſchen Gemüths.

laſſe, werde auch ihn beſchützen und bewahren, hatte ſich ſo ſehr in ſeiner Seele befeſtigt, daß ihn nichts zu erſchüttern vermochte. Deshalb wäre der ehrliche fromme Schmied doch heiter und guten Muths geweſen, wenn auch noch Schlimmeres um ihn gewüthet hätte, als des Königs kindiſch zorniger Eigenſinn, welcher ſich in pöbelhaften Ausbrüchen Luft machte. In ſolchen Augenblicken lebte ſeine Seele, wenn ſie im ſtummen Gebet erſt bei Gott verweilt, in la Rochelle, und die geliebte Henriette, das Ziel all ſeiner Wünſche und Hoffnungen ſchwebte ihm vor, wie ein friedebringendes, ſchmerzſtillendes Engelbild. Dann war's ihm, als thäte er das Alles nur, um ſie zu erkämpfen, als litte er alle dieſe namenloſe Pein, um ſie zu verdienen. Und wenn er das liebe Bild nun erfaſſen wollte, ſo war's Louiſe. Dann wurde ihm der Hammer wieder ſchwerer und er ſeufzte über das wunderliche Spiel ſeiner Phantaſie, und wußte nicht, wen er eigentlich lieben ſollte.

Nach einiger Zeit verſtummte der König und ſchien in tiefes Nachdenken oder vielmehr gedankenloſes Hinbrüten verſunken. Plötzlich warf er den Hammer aus der Hand und rief wie unſinnig:

„Ha, beim Apoll, dem älteſten Versſchmied! jetzt hab' ich den verdammten Reim und mit ihm das ganze Gedicht, welches mir eine ſchlafloſe Nacht und einen ſchlechten Morgen gemacht. Ja das wußt' ich, daß es mir in der Eſſe kommen würde.“ Und indem er dieſe Worte ſprach, rannte er die Stiege hinauf in ſeine Zimmer.

„Was wandelt die Majeſtät an?“ fragte Theophile verwundert über das ſeltſame Betragen des Königs.

„Ich ſah geſtern ſchon den Anfang eines Gedichtes an die Königin Mutter auf des Königs Schreibtiſch liegen,“ verſetzte Bretano. „Er verglich ſie darin mit der Cybele und hatte ſich artig ausgedrückt. Aber da war ihm etwas begegnet, was Du freilich mit Deinem proſaiſchen Kopfe nicht begreifen wirſt. Er konnte nämlich, wie Du mit Deinen eignen Ohren gehört haſt, auf irgend ein ſchönes Wort nicht den rechten und paſſenden Reim finden. O das iſt eine Qual! Ich kenne das aus eigner Erfahrung. Da hat man weder Ruh noch Raſt, es ſchmeckt einem nicht Eſſen noch Trinken und wenn's das Beſte wäre, ja man iſt ſogar unempfänglich für die Freuden der Liebe. Die ganze Welt wird einem gleichgültig; nur der Reim, der Reim und nichts als der ſteckt einem im Kopfe. Und wenn man ihn nun endlich glücklich gefunden, wenn er heraus iſt der göttliche Reim, o da fühlt man ſich glücklich, namenlos wohl! Man gäbe ihn nicht um die Königreiche der Erde hin; man iſt berauſcht von Wonne und Seligkeit. Als der König von Navarra von den Hugenotten abgefallen und in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückgekehrt war, verfaßte ich ein großes Heldengedicht auf ihn, das hat mir baare hundert Franken von ihm eingetragen. Ich brachte aber auch volle vier Monate damit zu und galt wegen der heftigen Aeußerungen meiner Begeiſterung allgemein für verrückt, ſo daß mich die Königin ins Narrenhaus bringen laſſen wollte. Da zeigte ſich plötzlich, daß mich der poetiſche Wahnſinn ergriffen hatte, und die Geburt meines Geiſtes entwaffnete alle meine Gegner. Schade, daß das Werk nicht gedruckt worden iſt! Es war groß und erhaben. Nun ich beſitze noch eine Abſchrift davon, und ſobald Du das Italieniſche von Grund aus verſtehſt — denn das gehört unumgänglich dazu — werd' ich Dir's vorleſen."

„Du biſt ſehr gütig, mein Lieber! Ich werde ſchwerlich eine ſolche Fertigkeit in Deiner Mutterſprache erlangen, um dem kühnen Gedankenfluge Deines Geiſtes ſtets folgen zu können.

„Thut nichts; ich leſ' es Dir dieſen Abend noch vor. Du ſollſt mich bewundern. O wir Poeten ſind gar ein wunderliches Volk, das ſieht man ſchon an der Majeſtät, die ohnſtreitig zu den größten Poeten gehört. Weißt Du was, der König ſcheint jetzt nicht wieder zu kommen, ich hole Dir mein Heldengedicht, und wir benutzen die freie Zeit zur Lektüre deſſelben." Ohne ſich an Charlots Einwendungen zu kehren, eilte der Kammerdiener davon und überließ den armen Schmied der Qual des Gedankens, ſich bald auf eine ſchreckliche Weiſe langweilen und ſeine Ohren martern laſſen zu müſſen. Seufzend erwartete er Bretano's Rückkehr, welcher auch bald mit einem dickleibigen Manuſcript in Folio unter dem Arm wieder hereintrat, ſich aber mit einem höchſt pfiffigen Geſicht zu Charlot hinſchlich und ihm ins Ohr flüſterte:

„Guter Freund, Dein Waizen fängt ſchon an, herrlich zu blühen. Komm mit mir heraus, am Ende der Gallerie wartet Deiner ein angenehmer Bote.“

„Wer iſt's?“ fragte Charlot befremdet.

„Ein weiſer Mann, ein Wahrſager, ein Allerweltsmann, der Alles vermag und Alles thut, ein wahrer Zauberer, mit dem man's nicht verderben darf. Ein Mann, wie es in Paris Viele gibt, welche aus der Hand und dem Geſichte wahrſagen, die Todten befragen, Neſteln knüpfen und löſen, Liebestränke brauen, kurz, die Allen Alles machen. Aber Meiſter Rinaldo iſt ein Italiener und verdient und hat deshalb den Vorzug vor ſämmtlichen Andern.

„Aber was hat dieſer Mann mit mir zu ſchaffen?“ fragte der Schmied, ſchier noch verwunderter.

„Das wirſt Du bald erfahren. Komm nur, um ſeine Botſchaft zu vernehmen.“ Er zog den Schmied hinaus, und dieſer ſah in einiger Enfernung ein kleines runzeliges Männlein in ſchwarzer Tracht, aus deſſen verſchmitztem Geſichte ein Paar ſtechende Augen blitzten.

„Iſt's wahr, daß Ihr mich begehrt?“ fragte Charlot den winzigen Mann.

„Wenn Ihr der Herr von Trebiſonde ſeid, ſo hab' ich Euch mancherlei anzuvertrauen," verſetzte der Schwarzkittel pfiffig, indem er, trotz aller Verſtellung, doch ſeine Verwunderung über das Aeußere des Mannes, an den er geſchickt war, nicht verbergen konnte.

„Ich bin's, den Ihr ſucht. Sagt an, was wollt Ihr von mir."

„Ich will nicht ſtören," ſagte Carlo wichtigthuend und entfernte ſich. Meiſter Rinaldo zog den Schmied in eine Ecke und begann, des Jünglings Hand vertraulich faſſend, leiſe: „Ihr ſeid unter günſtigen Sternen geboren. Die Venus und der Merkurius kreuzten ihre Strahlen im Augenblick, als ihr die Welt betratet, darum ſeid Ihr auch zu Reichthum, Liebesglück und Ehrenſtellen auserſehen, ſeid ein glücklicher Mann, wie ganz Paris — —"

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache!" unterbrach der Schmied mürriſch die allzuvertrauliche leere Geſchwätzigkeit des ihm ſehr verdächtig ſcheinenden Mannes.

„Nun, nun, nur nicht zu heftig! Nicht geſchmollt! Ihr brennt wohl ſchon lichterloh vor lauter Ungeduld, eh' Ihr erfahret, zu welcher Holden und um welche Stunde ich Euch beſtelle. Das Letztere ſollt Ihr erfahren, das Erſtere nicht. Aber wiſſen ſollt Ihr, daß bereits vier der ſchönſten und liebenswürdigſten jungen Hofdamen mir Aufträge hinſichtlich Eurer gegeben haben. Nun, was meint Ihr dazu? Aber ich kann Euch auf meine Ehre verſichern daß Ihr's durch Eure Galanterie und ritterliche Tapferkeit bis zu vierzig bringen könnt. Doch hört mich an. Die Ausſichten auf eine ſchönere Zukunft dürfen uns den Genuß der ſchönen Gegenwart nicht verleiden. Darum ſeid dieſen Abend Punkt Acht Uhr am Quàis, draußen vor dem Louvre, ein dort haltender Schiffer wird Euch auf die Worte: „Liebe und Freude“ in ſeinen Kahn aufnehmen, und an einen Ort bringen, wo Ihr mich finden und durch mich ein Glück erlangen werdet, wie Ihr's Euch vielleicht noch nie als möglich gedacht habt. Aber Ihr zieht ja ein ſo trübſeliges Geſicht, als wärt Ihr zu einem Leichenessen gebeten.“

Charlot ſuchte ſo ſchnell als möglich ſeine Phyſiognomie in freundliche Falten zu legen, und den Schrekken, der ſich ſeiner bemeiſtert hatte, zu verläugnen. „O nein,“ verſetzte er kleinlaut. „Ich freue mich ſehr über mein Glück, aber ich bin aus der Provinz, und kann mich in die Sitten des Hofes und der Hauptſtadt noch nicht finden.“

„Ich verſtehe! Deshalb werd' ich Euch dieſen Abend zu einer Meiſterin bringen. Sie wird Euch in Unterricht nehmen, und ehe vier Wochen ins Land ſind, werdet Ihr ſchon in die Myſterien der Hofſitte eingeweiht ſein, und Euch nicht minder darin gefallen, wie viele Provinzialen, deren Kundſchaft ich auch beſaß. Fügt Euch nur hübſch in den Willen der Dame; dann werdet Ihr's morgen einer andern weit vornehmern ſchon recht machen, zu der ich Euch ebenfalls bringen will. Nun, Adieu, mein ſüßer Liebesritter. Bekämpft Eure Blödigkeit heute noch etwas, ſo wird's dieſen Abend ſchon gehen."

Meiſter Rinaldo empfahl ſich und verließ eilig das Schloß. Charlot ſah vor ſich hin, und machte ein ziemlich albernes Geſicht dazu, und würde noch lange ſo geſtanden haben, wenn ihn nicht Bretano's Stimme aus ſeiner nüchternen Gedankenloſigkeit aufgeſcheucht hätte.

„Ich gratulire!" ſchmunzelte der Kammerdiener. „Bald wird Dir gar nichts mehr zu der Vollkommenheit fehlen, auf welcher ich ſtehe. Wer iſt die Dame?"

„Ich weiß es nicht!"

„Deſto beſſer! Sie wird ſich doch ins Geſicht ſehen laſſen. Nimm Dich nur vor Nebenbuhlern in Acht, damit Du nicht auf dem Pré aux Clercs die Luſt büßen mußt. Vorſicht iſt zu allen Dingen nütze."

„Ich werde gar nicht hingehen," ſagte Charlot verdrießlich.

„Biſt Du toll, Junge!" lachte Bretano und maß ihn mit erſtaunten Blicken. „Haſt Du den Sonnenſtich? Nicht hingehen? Den Antrag einer Hofdame ausſchlagen, nicht hingehen! Das wäre unerhört! Und glaubſt Du nicht, daß binnen wenigen Tagen der gerechte Rachedolch Dir zwiſchen den Rippen durchſpazieren würde, eh' Du Dich deſſen verſäheſt? Wenn Dir Dein Leben lieb iſt, Burſche, ſo geh. Nicht vergebens hat Dich des Königs Majeſtät zum Herrn von Trebiſonde gemacht; Du mußt nun auch adlich Thun und Weſen beobachten."

Sie waren unter dieſem Geſpräch wieder in die Schmiedeeſſe zurückgekehrt, und der König ſtürmte gleich darauf die Treppe herab, einen Bogen Papier in der Hand. „Hört, Ihr Spitzköpfe!" rief er freudetrunken, „wie mir das Gedicht gelungen iſt." Und alſogleich las er ſeine Arbeit ſehr nachläſſig vor. Bretano ergoß ſich in Lobſprüchen, Charlot wollte ſein Wörtchen auch dazu geben, aber der König überſchrie ſie Beide und verſicherte, dies ſei das Gelungenſte, was Frankreich aufweiſen könne. Vergnügt befahl er Bretano darauf, heute allen königlichen Jagd-Hunden eine doppelte Ration Fleiſch zu geben; auch erhielten Schmied und Kammerdiener anſehnliche Geldgeſchenke. Als ſich der Letztere entfernt hatte, um die Befehle des Herrn zu vollſtrecken, ließ der König Wein kommen, und zechte während der fortgeſetzten Arbeit wacker, den Gehülfen zum Trinken und Fröhlichſein ermunternd. Dieſem aber lag es wie Blei in den Gliedern, wenn er an den Abend dachte, und jedes Wort, welches er mit Verſtellung ſprach, trug die Färbung dieſer Angſt.

„Aber Donner und Blitz," rief der König, „Du ſiehſt ja aus wie der vortreffliche du Bourg, der Hugenot, als ihm die Königin Mutter das Fett wollte ausbraten laſſen. Du biſt wohl verliebt, Henrico?"

„Keineswegs, gnädiger Herr."

„Nun ich habe mehrmals mit Freuden bemerkt, daß Dich die Schaar der leichten Kinder mit den Augen verſchlang, wenn Du Dich in meiner Geſellſchaft unter ihnen zeigteſt. Haſt Du noch nicht gewählt?"

„Ihr wißt es ja, ich kann mich der Art und Weiſe, wie man am Hofe liebt, nicht accommodiren."

„Dazu braucht's nicht viel. Sei dreiſt, weiße kein Abentheuer von der Hand, und führe den Degen gut. Darin beſteht die ganz Hexerei. Du mußt Maiſon annehmen. Laß mich überlegen, wie wir das Ding anfangen, um Dich mit Rieſenſchritten in die Kunſt der Liebe einzuführen. Nachdem mir mein Gedicht ſo gut gelungen iſt, bin ich heute bei guter Laune. Drum denk' ich, wir machen's kurz ſo. Ich ziehe heute Abend auf Liebesfahrten aus, und Du begleiteſt mich. Da will ich Dich in Allem inſtruiren, was noth thut, um den Damen zu gefallen."

„So muß ich Euch nur geſtehen, daß mich eine mir unbekannte Dame dieſen Abend an das Ufer der Seine ohnweit des Louvre hat hinbeſtellen laſſen.

„Oho deſto beſſer!" jubelte der König, ſo begleit' ich Dich. Weißt Du, daß ich Deinen Diener machen will. Teufel, das wird ein Spaß werden."

„Aber, Eure Majeſtät — —"

„Ein köſtlicher Einfall! Schweig', ich will es ſo. Trink' Wein und ſtärke Dich, Du wirſt Stärkung brauchen können. Auf dieſen ausgezeichneten Witz mach' ich ebenfalls ein Gedicht und — o höre, das iſt der ſchönſte Gedanke — wir prägen eine Münze darauf; ja eine Münze, und ich ſteche den Stempel ſelbſt dazu.“

Mit des Königs ſteigendem Frohſinn ſtand Charlots ſchwermüthigen Wangen ſtets im richtigſten Verhältniß, und er mußte ſich abmühen, um nur heiter zu ſcheinen. Auf des Königs Begehr mußte der Schmied alle Einzelheiten ſeiner Unterhaltung mit Meiſter Rinaldo, welcher dem Könige ſehr wohl bekannt war, herſagen, und Karl fluchte und jubelte in ſeinem Entzücken untereinander über den Umſtand, daß vier Hofdamen zu gleicher Zeit ihrem Herzen Luft gemacht hätten, und erging ſich in den weitläuftigſten Muthmaßungen, indem er von einer Dame auf die andere rieth und damit Stunden zubrachte.

Nachmittags kam zu Charlots böſer Laune noch die Qual, daß er Bretano's ganzes Gedicht von Anfang bis zu Ende mit anhören und loben mußte, ſo daß ihn die Stunde des Stelldicheins zermartert fand. Der König ließ ſich in einen Bedientenrock ſtecken, einen ſchlechten Mantel umwerfen; Charlot wurde wie ein Fürſt herausgeputzt. Beide nahmen ſchwarze Sammtlarven [illegible] das Geſicht, und verließen das Louvre.

Der bezeichnete Schiffer war bald gefunden, nach gegebener Loſung nahm er beide Ankömmlinge in den Kahn, und ſetzte quer über den Strom an das weſtliche Ende des Pré aux Clercs, in der Gegend wo jetzt die Rue du Bac auf den Pont royal ſtößt. Dieſer große Platz, ſo berühmt in der Geſchichte von Paris durch das unermeßliche Blut, welches, im Duell vergoſſen, dieſen klaſſiſchen Boden franzöſiſcher Ritterlichkeit tränkte, erſtreckte ſich von der Gegend, wo ſich jetzt die Rue du Bac befindet öſtlich bis dahin, wo die Rue des Petits Augustins iſt, und ſüdlich bis an die Hinterhäuſer der damals ſchon beſtehenden Rue St. Dominique, und war mit Raſen, Geſträuch und etwas größerem Gehölz beſetzt.

Als der Schiffer landete, ſtieß der König einen Fluch aus und ſagte: „Hat uns der Spitzbube zu einem Duelle geführt. Vielleicht haben's die Raffinirten auf Dich abgeſehen und wollen Dir eins auswiſchen. Haſt Du ſchon Verſtoß bei einer Dame gegeben? Beſinne Dich!“

„Daß ich nicht wüßte!“ verſetzte Charlot. „Doch ſeht, da kommt ja Meiſter Rinaldo, in ſeinen Mantel gehüllt.“

„Es komme, wie es wolle, Degen und Dolch führen wir blank und ſcharf bei uns. Doch ſtill nun, jetzt gilt's Verſtellung!“

Der kleine ſchwarze Zauberer war herbeigekommen, und ſtutzte, als er zwei ſtatt eines fand. „Loſung!“ rief er an, und Charlot verſetzte: „Liebe und Freude!“ und nahm die Larve ab.

„Wer iſt der andre Mann?“ fragte Rinaldo.

„Mein Diener,“ war Charlots Antwort.

„Ihr hättet des Dieners nicht nöthig gehabt. Für all Eure Bedürfniſſe iſt geſorgt.“

„Vorſicht iſt zu allen Dingen nütze, ſagte Jemand dieſen Morgen zu mir, und ich hab' es mir gemerkt.“

„Nun wie Ihr wollt. Ihr werdet der Dame aber keinen Gefallen thun. Wir wollen uns rechts hinter dem Gebüſche hindrücken, damit uns jene Cavaliere nicht bemerken, welche ſchon ſeit geraumer Zeit in einem heftigen Streite begriffen ſind. Heute iſt's ſchon heiß hergegangen, und wenn der Abend nicht bald dunkler wird, ſo iſt's leicht noch um ein Menſchenleben geſchehen.“ Der Aſtrolog ging vorſichtig voraus, die beiden Andern folgten ebenſo. Ein Getöſe, von mehreren durcheinanderrufenden Stimmen erzeugt, erreichte ihr Ohr; ſie konnten jedoch nichts vernehmen. Plötzlich wurden ſie angerufen. „Halt!“ lauteten die Worte, „wer Ihr auch ſeid, Ihr Herrn, verweilt einen Augenblick und helft uns einen Streit ſchlichten, den wir allein nicht auszumachen vermögen.“ Mit dieſen Worten eilte ein feingekleideter Mann auf ſie zu, welcher bald als der Marquis von Villoniers erkannt wurde. „Ei ſeht doch, Ihr ſeid es, Herr von Trebiſonde,“ fuhr er fort. „Das iſt mir ganz beſonders lieb; denn Ihr ſeid neu in Paris und am Hofe, habt bis jetzt weder Liebſchaften, noch Parteien gehabt, kennt den Mann, um den es ſich hier handelt, ſchwerlich mehr als nur von Anſehn und dem Namen nach, habt einen ſehr geſunden Verſtand und ſcharfe Beurtheilungsgabe, und deshalb iſt wahrlich Niemand geſchickter als Ihr, den vorliegenden Fall ſogleich zu unterſcheiden. Habt alſo die Güte, mir dorthin zu folgen. Die Sache wird ſchnell abgemacht ſein und Ihr könnt dann unſerm vortrefflichen Meiſter Rinaldo immer noch nachkommen; die Nacht iſt lang, und wenn Ihr jede Stunde derſelben zu einer Schäferſtunde macht, ſo ſeid Ihr ein Mann, wie Paris wenige zählt, und habt auf dem Pré aux Clercs nichts verſäumt.“

Der König gab Charlot einen Wink, zu folgen; es ging ſchon der Ehre halber nicht anders. Meiſter Rinaldo war feig und verdrießlichen Geſichts entwichen.

Als die Drei auf dem Kampfplatz ankamen, hielt ſich der König, wie's dem Diener ziemt, im Hintergrund zurück; doch ſo, daß ihm von der Unterhaltung kein Wort entging.

„Meine Herrn,“ redete der Marquis von Villoniers die Andern an, „Ihr kennt alle Herrn von Trebiſonde als einen braven Edelmann, als einen Liebling des Königs, und dies reicht hoffentlich hin, ihn allgemein als Schiedsrichter in dieſer Sache anzuerkennen. Seid Ihr dazu Alle gewillt, ſo erzählen wir ihm den Vorfall.“

„Wir ſind's!“ riefen die Andern nach kurzem Beſinnen. Nur einer ſchwieg.

„Hören Sie aufmerkſam auf meine Worte,“ fuhr Villoniers fort. „Der Baron von Chaulis iſt lange ſchon erklärter und allein begünſtigter Liebhaber der ſchönen Gräfin de la Bruyere. Seit einiger Zeit hat ſich aber die reizende Dame bewogen gefühlt, auch dem Ritter Gerard ihre Huld nicht zu verſagen. Wer hat ein Recht, eine Dame um ihre Handlungen zu befragen? Wer, über ſie zu richten? Die Gräfin de la Bruyere hat wohl ſchon zu mehr als dreißig der ehrenvollſten Duelle Veranlaſſung gegeben, und wenn dieſer Boden, welchen wir treten, reden könnte, er würde nebſt dem Ruhm ſehr vieler Andern, den der liebenswürdigen Gräfin ganz vorzüglich verkünden.“

„Spart Euer Lob,“ fiel hier der Baron von Chaulis ein, „es klingt faſt, als wärt Ihr ſelbſt in die Gräfin verliebt.“

„Und wenn ich es wäre,“ erwiederte Villoniers hitzig, „ſo würdet Ihr mir es wahrlich ſo wenig verwehren, als dem Ritter Gerard.“

„Das ſollt Ihr auf der Stelle ſehen,“ brauſte Chaulis wild auf, und ſchwang ſeinen bloßen Degen in der Luft. „Ich will es Euch und Allen wehren und die Gräfin ſoll eher von meiner Hand ſterben, eh' ich zugebe, daß ein Andrer aus dem Becher Wonne trinke, aus dem ich mich zum Gott berauſcht habe.“

Während dieſer wild herausgeſtoßenen Rede, ſagten einige der umſtehenden Edelleute ziemlich vernehmlich: „er iſt verrückt, er iſt ganz wahnſinnig; er iſt raſend.“

„Eure Hitze — ich will mich gelind ausdrücken — reißt Euch wieder von dem zu beſprechenden Gegenſtande fort, und wir werden nie zur Entſcheidung kommen,“ ſagte Villoniers ruhig.

„Nun ſo ſtellt Euch vor meinen Stoßdegen, und Ihr Ritter Gerard, und Ihr Baron Remis und Ihr Alle, dann ſoll die Sache bald entſchieden ſein.“

„Aber wollt Ihr denn gar nicht bedenken, daß dies eben der Caſus iſt, um den es ſich hier handelt! Es wäre für die Ehre eines franzöſiſchen Edelmanns die größte Schande, ſeine Waffe gegen einen Wahnſinnigen zu ziehen, und daß Ihr an einem partiellen Wahnſinn leidet, habt Ihr uns jetzt abermals bewieſen.“

„Höll' und Teufel!“ brüllte Chaulis und drang mit gezücktem Degen auf Villoniers ein.

„Haltet den Raſenden!“ riefen die Andern und fielen ihn in die Arme und entwaffneten ihn. Ein wirres Durcheinanderſchreien und ein wildes Handgemenge waren an die Stelle der Ordnung getreten, und weder Charlot, noch der König konnten aus der ganzen Geſchichte klug werden. Der Erſtere wollte ſich entfernen, aber der Letztere flüſterte ihm zu: „Laß uns doch erſt abwarten, wo das hinaus will.“ Und ſie blieben.

„Obgleich der Baron Chaulis vor Wuth ſchäumte, ſo war ſeine Kraft doch bald gebändigt, er wurde bei Seite geführt, und Villoniers bat um Ruhe und fuhr dann fort: „Baron Chaulis ſprach geſtern zur ungelegenen Stunde bei der Gräfin vor, und fand unſern Ritter im ſchönſten Neglige bei ihr. Er zog ſogleich den Degen und wollte Gerard und die Gräfin ermorden. Die Letztere entſprang glücklich, Gerard entwaffnete ſeinen Gegner, bei welchem ſich Spuren von Geiſteszerrüttung zeigten, konnte ihn aber nur mit dem Verſprechen, heute Morgen hier zu ſein, zum Weichen vermögen. Als Gerard zur beſtimmten Stunde hier anlangt, ſtürzt ihm Chaulis mit bloßem Degen wuthſchäumend entgegen, um ſeinen Gegner meuchelmörderiſch ſogleich nieder zu ſtoßen, ſeine Freunde und Sekundanten vermögen ihn nicht zurückzuhalten, und nur Gerards Ruhe und Kaltblüthigkeit gelingt es zum zweitenmal, den Tollen zu entwaffnen. Der Baron iſt und bleibt außer ſich, und die Sekundanten erklären, unter ſolchen Umſtänden könne das Duell nicht ſtatt finden. Gerard willigt auf ihre Bitten ein, Nachmittags wieder zu erſcheinen. Wir gehen, von der ſonderbaren Geſchichte benachrichtigt, alle mit. Die Scene von dieſem Morgen wiederholt ſich. Unterdeſſen hat verlautet, daß Chaulis der Gräfin de la Bruyere den Tod geſchworen, und ſich auf eine Weiſe benommen hat, wie ein Mann von Ehre unmöglich kann, er müßte denn wahnſinnig ſein. Wir waren bald über den Zuſtand des Barons klar, und Gerard und ſeine Sekundanten, dieſe Herrn hier, erklärten, daß es gegen Ritterpflicht und Sitte ſei, mit einem Verrückten zu kämpfen. Chaulis und ſeine Freunde widerſprachen und behaupteten, der Baron ſei bei vollkommen geſundem Verſtande; wir bewieſen ihnen durch die Thaten des Barons das Gegentheil, und ſo entſtand der heftige Streit, welcher ſchon über eine Stunde gewährt hatte, als Ihr bei uns erſchient, Herr von Trebiſonde. Sagt nun ſelbſt, iſt ein Mann, der die Geſetze der Galanterie, Courtoiſie und Chevallerie ſo gröblich verletzt, wie Herr von Chaulis, für etwas anders, als verrückt zu erklären?"

„Es kommt nur darauf an, ob er es wirklich iſt," verſetzte Charlot. „Ein hoher Grad von Eiferſucht kann nicht für Geiſteszerrüttung gelten; erlaubt mir daher, meine Herrn, mich mit dem Baron einige Augenblicke geheim zu unterhalten." Charlot ging nach der Seite, wo Chaulis feſtgehalten wurde; der König folgte ihm. „Herr von Chaulis," ſagte Charlot, „ich habe Euch etwas Wichtiges zu ſagen, tretet mit mir und meinem Diener eine kleine Weile in dies Gebüſch; und Ihnen, meine Herrn," wandte er ſich zu denen, welche den Wüthenden hielten, garantire ich, daß von Seiten des Herrn Baron in dieſen Augenblicken nichts geſchieht, was der Ehre eines franzöſiſchen Chevaliers zuwider wäre." Die jungen Edelleute ließen ihren Gefangenen los, der mit

Charlot und dem verkappten König ſogleich an den bezeichneten Platz ging.

„Baron Chaulis,“ ſagte der König, indem er Hut und Larve abnahm, „Ihr ſeid ein großer Narr, ſo wahr der Teufel ein ſehr kluger Mann iſt!“

„Ew. Majeſtät!“ — rief der Erſchrockene in tiefſter Unterwürfigkeit.

„Still!“ verſetzte der König. „Ihr habt ſehr dumme Streiche gemacht, aber dieſer Gerard iſt eine Beſtie. Ich wollte, er erhielte ein tüchtiges Denkzeichen; und wart', wir wollen das Ding klug anfangen. Geh Du jetzt hin, Henrico, und ſage: Ich finde den Baron Chaulis ſehr vernünftig, und wundere mich über ſeinen Gegner, der zu ſolch einem Gerüchte Veranlaſſung gab. Gerard iſt einer der ſchlimmſten Kampfhähne unter den Raffinirten und er wird ſogleich mit Dir anbinden. Dann zeichne ihm mit der Spitze Deines Degens wo möglich eine Schlangenlinie ins Geſicht.“

„Ich denke, das ſoll unnöthig ſein,“ ſagte Chaulis, „wenn er nur den Kampf erſt mit mir annimmt.“

Charlot that, wie ihm befehlen war. „Es iſt gut, mein Herr von Trebiſonde,“ erwiederte Gerard, „ich habe mich Eurer Entſcheidung unterworfen und werde Chaulis Degen nicht mehr zurückweiſen. Für Eure ſonderbare Verwunderung werdet Ihr aber nachher die Güte haben, mir beſonders Rede zu ſtehen. Ich würde Euch gleich zuerſt vorſtehmen, wenn es nicht Sitte unter uns wäre, wie Ihr vielleicht nicht wiſſen mögt, nicht eher eine andre Ehren-Sache anzunehmen, bevor die frühere nicht ausgemacht iſt. Alſo nachher davon. Jetzt führt Chaulis herbei. Wir wollen bald mit ihm fertig ſein." Kaltblütig legte er ſeine Kleider von ſich, prüfte die Spitze ſeines Degens, winkte ſchweigend ſeinen beiden Sekundanten und ſtellte ſich, als Chaulis mit den ſeinigen auf der andern Seite ſich zeigte, ſogleich ruhig in Poſitur. Chaulis ſtieß und hieb ſogleich blind auf den Gegner ein, Gerard parirte ſtets geſchickt aus, ohne daß ſein Geſicht größere Unruhe verrathen, als wenn er einer ſchönen Frau die Hand küßte. Als Chaulis Arm einen Augenblick zu erſchlaffen ſchien, ſchwang Gerard ſeinen Degen, gleichſam als wolle er den Baron über den Kopf herhauen. Schnell wollte ſich dieſer decken, gab unter dem Arm eine Blöße, und hatte in demſelben Moment Gerards Degen über einen halben Schuh lang in der Bruſt. Der Ritter zog die blutige Waffe heraus und ſagte, indem er das Blut von der Spitze derſelben an ſeinen Hembärmel wiſchte: „Wir ſind fertig! Herr von Trebiſonde beliebt's?"

Der Getroffene war mit einem halb erſtickten Schmerzenslaut in die Arme ſeiner Sekundanten gefallen, weiße Blaſen ſtiegen aus der Wunde, untrügliche Verkünder des Todes.

„Ich habe genug,“ ſagte er. „Der Teufel geſegne der Gräfin die neue Mahlzeit. Die Schlange!“

„Sollen wir Euch einen Mönch holen? Wollt Ihr beichten?“ fragten die Sekundanten.

„Bleibt mir mit all dem Schnickſchnack vom Leibe. Meine Göttin war die Liebe und Amalie de la Bruyere meine Prieſterin. Nie hab' ich einen andern Glauben gehabt, und werd' ihn jetzt nicht ändern. Und dieſer hat mich betrogen. Drum herrſche der Teufel über die Welt, ihm gehört ſie. Die Menſchen ſind alle ſchlecht, und ich habe eben keine Ausnahme von der Regel gemacht.“ Damit verhüllte er ſein Haupt und legte ſich auf die andre Seite. In wenigen Minuten zuckte er nicht mehr.

„Er hielt ſich für ſchlechter, als er war,“ ſagte der Baron Remis, „fürwahr ein ſeltner Fall.“

„Unterlaßt alle Leichenreden,“ bemerkte Villoniers, der bei Chaulis Gottesläſterungen ſtill einen Roſenkranz hervorgezogen und einige Paternoſter und Stoßſeufzer gebetet, ſich auch zu verſchiedenen malen bekreuzt hatte. „Den hat der Böſe ſchon, und nichts iſt mehr an ihm zu retten.“

„Laſſen wir ihn beim Böſen oder beim Guten, oder wo er ſonſt hingekommen ſein mag,“ ſagte Gerard, „was kümmern uns die Todten, ſo lange wir's noch mit den Lebenden zu thun haben. Herr von Trebiſonde, nehmt gefälligſt die leergewordene Stelle ein.“

„Ich ſteh' zu Dienſten," verſetzte Charlot mit einer Kälte, die Gerard einen Augenblick aus der Faſſung brachte.

„Hau' dieſem Hundsfott den Schädel von einander," raunte der König dem Schmiede ins Ohr.

„Meine Herrn," erinnerte jetzt Villoniers, „ſeht Ihr nicht, daß es bereits zu dunkeln beginnt. In wenig Minuten wird Keiner von Euch wiſſen, wohin er haut."

„So eilen wir, um die Sache zu beendigen, eh' jene Zeit eintritt," ſprach Charlot. „Sie iſt zu unbedeutend, um ſie bis morgen aufzuſchieben." Damit zog er Degen und Dolch, nahm den erſtern in die linke Hand, und ſtellte ſich in Poſitur. Es war nämlich damals Sitte, mit beiden Waffen zu kämpfen und das tellerförmige Stichblatt des Dolches diente überdies noch dazu, Hieb und Stich des Gegners aufzufangen. Gerard ſchien betroffen, doch warf er ſich in die Bruſt, ſtrich ſich den Bart, und erwartete ein ähnliches Duell wie das erſtere. Aber er irrte. Denn mit den erſten Hieben wollte Charlot nur die Kraft ſeines Gegners prüfen, und als er ſich erſt überzeugt, daß es damit nicht weit her war, führte er einen ſo herkuliſchen Schlag, wie ihn nur ein ſo kräftiger geſunder Schmied thun konnte, nach Gerards Kopfe, hieb die Parade durch und zerſchnitt das ganze Geſicht vom rechten Schlaf an bis zum linken Theil des Kinns herab, quer über die Naſe in zwei Theile. „Das war ein Meiſterhieb!“ rief Gerard, wurde aber ſchwindlich und ſank ohnmächtig zuſammen, während ihm das Blut ſtromweiß aus der Wunde ſchoß. Die andern Edelleute fielen über ihn her, um ihn zu verbinden.

„Legt ihn nur zu Chaulis,“ ſagte der König. „Er wird auch genug haben.“ Alle horchten hoch auf; denn ſie erkannten die Stimme. Schnell faßten mehrere Hände den Verwundeten, um ihn nach dem Fluſſe zu tragen. Die Andern verloren ſich. „Ich bitte dringend um Eure innige Freundſchaft,“ ſagte Villeniers im Weggehen zu Charlot. „Euer Ruhm iſt morgen am Hofe bleibend gegründet.“ Drauf eilte auch er dem Ufer der Seine zu, in welcher ſich der eben aufgehende Mond blutroth ſpiegelte.

„Du haſt Deine Sache brav gemacht,“ ſagte der König, „und ſollſt morgen ein gutes Geſchenk dafür haben. Schmiedefäuſte müſſen hinter dies Narrenvolk kommen, um ihm Mores zu lehren. Du biſt ein prächtiger Kerl, Henrico. Aber am Ende ſind wir durch dieſen kleinen Abſtecher um unſer ſchönes Abenteuer gekommen. Das wäre verflucht. Laß uns dem kleinen ſchwarzen Hexenbalg pfeifen.“ Schnellen Fußes eilten ſie nach dem hintern Theil des Platzes, und der König pfiff dabei gellend auf einem Finger. Plötzlich ſchlüpfte Rinaldo aus einer alten Gartenthüre, welche auf den Pré aux Clercs führte, und rief den Beiden zu, herbei zu kommen.

„Die Dame hat ſchon ſehnlich auf Euch gewartet,“ ſagte er, doch hat ſich durch Einen Waffenſtreit ihr Antheil an Euch noch um ein Großes geſteigert.“

Elftes Kapitel.

Und ſiehe, da begegnete ihm ein Weib im Hurenſchmuck, liſtig, wild und unbändig, daß ihre Füße in ihrem Hauſe nicht bleiben können. Jetzt iſt ſie draußen, jetzt auf der Gaſſe, und lauert an allen Ecken. Und erwiſchte ihn, und küßte ihn unverſchämt, und ſprach zu ihm: Ich habe Dankopfer für mich heute bezahlet, für meine Gelübde. Darum bin ich herausgegangen, Dir zu begegnen, Dein Angeſicht frühe zu ſuchen, und habe Dich gefunden. Ich habe mein Bette ſchön geſchmücket mit bunten Teppichen aus Egypten. Ich habe mein Lager mit Myrrhen, Aloes und Cynnamen beſprenget. Komm laß uns genug buhlen, bis an den Morgen, und laß uns der Liebe pflegen.

Die Sprüche Salomonis, 7. 10 — 18.

Die beiden Abenteurer traten in die Pforte; der Aſtrolog verſchloß ſie ſorgfältig. Das Innere des kleinen Gartens war bei weitem ſchöner und angenehmer, als die unſchimmere bretterne Umzäunung und Pforte hatten erwarten laſſen. Duftende Blumen reihten ſich in bunter Abwechſelung auf welchen mit

Buchsbaum eingefaßten Beeten aneinander, und dieſe Beete wechſelten wieder mit grünen ſchwellenden Raſenteppichen ab. Hinter Taxuswänden waren Lauben verſteckt, welche Raſenſitze ladeten unter blühenden Bäumen zur wohllüſtigen Ruhe ein.

„Der Diener mag hier in einer Laube verweilen," ſagte Rinaldo, und deutete nach einer ſolchen rechts ohnfern dem Eingange, „bis ich ihm einen andern Aufenthaltsort anweiſen werde. Für gute Erfriſchung werde ich ſorgen, und wenn derſelbe, während Herr von Trebiſonde ſich mit Madame unterhält, mit der Zofe die Zeit verplaudern will, ſo braucht er nur zu wünſchen, und das nette Kind ſoll ſogleich da ſein."

„Ich danke für Alles," verſetzte der König mit verſtellter Stimme, und warf ſich auf die Bank in der Laube, durch deren Blätterdach der Mond ſein Licht verſtreut ſpielen ließ. Charlot folgte mit hochklopfendem Herzen dem zweideutigen Manne und langte bald an den geöffneten Flügelthüren eines Gartenſalon an. Eine an der Decke hängende Lampe erhellte ihn nicht allein, an den drei Wänden waren viele Armleuchter und auf mehreren Tiſchen ſtanden noch Lichter. Das Gemach war klein aber ſchön dekorirt; rings an der Wand zogen ſich breite Ruhebetten hin, mit einzelnen weichen Polſtern und seidnen Decken belegt, auf den Tiſchen ſtanden allerhand Leckereien. Den Flügelthüren gegenüber war eine kleine Thüre, durch welche Rinaldo ging. Als Charlot ſich allein ſahe, verließ ihn vollends aller künſtlich geſammelter Muth, und er zitterte wie ein Kind, welches eines Vergehens halber die Strafe erwartet. Troſtlos ſah er in den Garten hinaus, aus welchem ihm Blumendüfte und Mondlicht entgegen quollen. Durch die Gänge ſah er den König heran an die Thüre ſchleichen. Plötzlich trat eine hohe ſchlanke Frau raſch von hinten in den Salon. Sie war in ein italieniſches Nachtkleid gehüllt, welches ihre Reize zu verhüllen ſchien, ſie aber eigentlich dem lauſchenden Auge verrätheriſch zeigte. Sie war majeſtätiſch gebaut; aber, ach! der Mann ihr gegenüber, hatte für all dieſe Vollkommenheiten keinen Sinn. Ihr Geſicht war mit einer Sammtmaske bedeckt, und ſo war nur aus ihren übrigen Formen auf ihre Jugend zu ſchließen. Sie winkte graziös mit der Hand und verband dadurch den Bewillkommungsgruß zugleich mit der Einladung, ſich nieder zu laſſen. Charlot that's, indem ihm das Blut faſt erſtarrte. Wie eiskalte Waſſerſtröme rann's ihm den Rücken herab und er konnte in dem Augenblick die lebhafteſte Vorſtellung des ſterbenden Chaulis und des ſchwer verwundeten Gerard nicht los werden. Der Schrecken des Mordes zitterte ihm jetzt weit fürchterlicher durch die Seele, als in dem Augenblicke, wo er geſchehen war.

„Habt Ihr noch nie geliebt, mein Herr?“ fragte die Dame mit einer melodiſchen Stimme.

Der Schmied, ſelbſt in dieſem Augenblick ehrlich, erwiederte: „Ich glaubte zu lieben, doch durft' ich mich der Dame meines Herzens nicht entdecken.“

„So habt Ihr nie die Seligkeit ſüßer Erhörung genoſſen?“ rief ſie begeiſtert.

„Ich kann mich deſſen nicht rühmen.“

„Herrlich!“ jubelte die Dame. „Hat auch, ſeit Ihr in Paris verweilt, keine Dame einen bleibenden Eindruck auf Euer Herz gemacht?“

„Ich habe noch keine recht anzublicken gewagt.“

Die Dame lachte laut auf und ſagte dann: „Wahrlich, Ihr ſeid ſehr unſchuldig, Herr von Trebiſonde, unſchuldiger, als ich je vermuthet hätte. Ich hielt Euch blos für linkiſch und unbeholfen, aber Ihr ſeid ein Kind der Natur. Herr von Trebiſonde, ich nehme das größte Intereſſe an Euch, und ich möchte mir um Alles nicht das mir ſüße Geſchäft nehmen laſſen, Eure Bildung für den Hof zu übernehmen. Ich weiß, Ihr habt ein empfängliches Gemüth, einen klaren Verſtand und ein edles Herz. Es kann nicht fehlen, daß mir Eure Bildung gelingt, und ich möchte um der Welt Schätze nicht das Glück entbehren, Euch zum vollkommenſten Cavalier am franzöſiſchen Königshofe gemacht zu haben. Es fehlt Euch noch viel, ſehr viel, die höhere Entwickelung des geſelligen Lebens, die leichte Beweglichkeit im Damenzirkel, die Blüthe der Chevallerie; alle Knospen ſind in Euch vorhanden, aber nur einer zarten Frauenhand darf und kann es gelingen, ſie zur Blüthe zu bringen. Wollt Ihr Euch mir ganz anvertrauen, Herr von Trebiſonde?"

„Ich weiß nicht, was ich Euch darauf erwiedern ſoll," ſtammmelte der Schmied höchſt verlegen, beſtochen und ſchon halb gewonnen von den verſtändigen theilnehmenden Reden der Dame. Er hatte ſich ein gemeines nichtswürdiges Weib, voll ekelhafter Sinnlichkeit und alle weibliche Würde frech verläugnend, gedacht, und fand eine feine Dame, welche ſich mit dem größten Anſtand gegen ihn benahm und ihm eine Theilnahme zeigte, welche er in ſolchem Grade noch nie bei einem fremden Menſchen und vorzüglich noch nicht bei einer Dame gefunden hatte. Unbekannt mit den Fallſtricken der höhern Genußſucht, die nur aus feinen Fäden beſtehen, unſichtbar für das ungeübte Auge, fühlte er ſich nicht von der Dame abgeſtoßen; ihre innige Theilnahme that ihm ſehr wohl, und in der Ueberwallung ſeines Gefühls ergriff er ihre Hand, die ſie ihm gern und willig überließ.

„Ihr wollt mich auf eine Weiſe verbinden, Madame," ſtammelte er, „die mich in Erſtaunen ſetzt; auch komm' ich in die größte Verlegenheit, nicht wiſſend, wie ich Euch ſolches vergelten kann."

„Mit Deiner Liebe, Deiner Treue, ſüßer, unſchuldiger Junge," rief die Dame, und ließ, um ihn durch die Macht ihrer Reize und ihrer Hingebung ſogleich ganz zu beſiegen, ſowohl die Maske des Geſichts als die des Charakters fallen: „Sieh!“ rief ſie triumphirend, „wen Du Deine Liebe ſchenkſt, ſieh, wer die iſt, welche Dich mit aller Glut der Leidenſchaft liebt, und Dir das höchſte Glück bereiten will.“ Und ſogleich umſchlang ſie ihn, und bedeckte ihm Mund und Stirn mit glühenden Küſſen. Charlot war aber zum Tod erſchrocken, denn er hatte das ſchöne geſchminkte Geſicht der Gräfin de la Bruyere erkannt. Der treuherzige Schmied hatte die Schrecken des Bürgerkriegs erlebt und ſelbſt ertragen, hatte in mancher Schlacht ſchon dem Tod ins Auge geſehen, aber ſolch peinliches Gefühl hatte ihn noch nie überwältigt. Wenn der allzu ſtrenge Chauvin auf der einen Seite alle geſellige Freude aus dem Leben ſeiner Anhänger verbannte, und die Blüthe der Jugend, die zärtliche Geſchlechtsneigung, im freundſchaftlichen Umgange ausgebildet, mit eiſiger Kälte verdarb, ſo hatte auf der andern Seite die ſittenloſeſte Königin, welche je Frankreichs Thron getheilt, das Heer aller verführeriſchen Künſte von Florenz mit nach Paris gebracht, und damit die Blüthe des weiblichen Geſchlechts in Frankreich vergiftet; von der leichteſten Coquetterie bis zu der frechſten Preisgebung aller weiblichen Würde und Schaam, hatte das Laſter ihrer reizenden weiblichen Umgebungen in allen Stufen die Meiſterſchaft erreicht. Der Gedanke erröthet, und die Sitte ſchaudert zurück vor der Verderbtheit jenes Heeres von

Mädchen und Frauen, welche ſich Katharine von Medicis aus den ſchönſten Töchtern der höhern und niedern Adelsfamilien in ganz Frankreich ausgeſucht, und ſie, als eine Meiſterin vom Fache, geſchickt unterrichtet und abgerichtet hatte, um ſie zu ihren perſönlichen Zwecken zu gebrauchen, nämlich die vornehmere Männerwelt am Hofe zu beherrſchen und zu lenken. Hier ſaßen die größten Extreme auf dem weichen Pfühle zuſammen, ein treuer Schüler Jean Chauvins und eine treue Schülerin Katharina's von Medicis. Die Letztere konnte nicht um die Art verlegen ſein, wie ſie die Blödigkeit des ſchönen Jünglings beſiegen möchte. „Laß Deine Zurückhaltung fahren!“ ſagte ſie mit Schmeichelei. „Ich bin ganz Dein!“

„Aber Chauvins. — Gerard!“ rief der Schmied in ſeiner Angſt.

„O befreie mich von jenem eiferſüchtigen Narren und dieſem widrigen Süßling! Sie ſind mir Beide verhaßt. Ich weiß, was dieſen Abend zwiſchen Beiden vorfiel, ich weiß auch, daß Du Deinen Degen gezogen, gleichſam wie in ſchöner Ahnung, daß es für Deine künftige Geliebte geſchähe, die Dich dafür noch dieſen Abend mit allem Glück der Liebe belohnen will. Doch den Ausgang der Sache weiß ich noch nicht.“

„Der Baron iſt todt.“

„Das iſt mir lieb.“

„Der Ritter wahrſcheinlich auch; mein Degen hat ihn ſchwer verwundet.“

„Deſto beſſer! So ſind wir ſie ja los und können uns ungeſtört und ohne Gefahr angehören. O wie glücklich machſt Du mich!“

Charlots Haar ſträubte ſich vor Entſetzen, und in demſelben Augenblick flammte der Gedanke an Henriette und Louiſe ſo ſtark in ihm auf, daß er ſich den Umarmungen der Gräfin heftig entwand, ſie von ſich ſtieß, und rief: „Wenn Ihr einen Menſchen, der nichts mit Euch gemein haben will, nicht raſend machen, und zu einem verzweifelten Schritte bringen wollt, ſo laßt ab von mir!“ Befremdet über den beſtimmten Ton ſah ihn die Schöne einen Augenblick an, und ſagte dann im ſpöttiſchſten Ton, deſſen ein Weib fähig iſt: „Ihr ſeid verteufelt langweilig, Monſieur; und wenn Ihr nicht des Königs Falkenir wärt, ſo würde ich darauf ſchwören, Ihr wärt ein Hugenott.“ — Der Schrecken, welcher ſich Theophiles bemächtigte, und nicht undeutlich auf ſeinem Geſichte abdrückte, entging zum Glück der Aufgebrachten. „Und das ſag' ich Euch, bei meiner Rache, Ihr ſeid nun mein erklärter Liebhaber; ich würde mich vor mir ſelbſt und allen meinen Geſpielinnen ſchämen müſſen, ließ ich mich ſo ſpröde von Euch abweiſen. Nein, Monſieur, das wäre etwas Unerhörtes am Hofe. Beſinnt Euch über Nacht; heute iſt nichts mit Euch anzufangen. Ihr ſeid ein Tölpel, welcher nie mit einer Dame ein Wort geſprochen.“

„Ja ein ungeheurer Tölpel biſt Du, ein Dummkopf, wie mir noch keiner vorgekommen!“ rief der König zornig, indem er durch die Thüre herein und auf die Gräfin loseilte. Verwirrt erhob ſich dieſe vom Sitze. „Mein König!“ rief ſie erſtaunt.

„Der wahrlich empfänglicher iſt für Liebesglück, und die Reize meiner ſchönen Gräfin beſſer zu ſchätzen weiß, als dieſe gute ehrliche Haut. Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen, merkt Euch das. Dieſer Schlagtodt iſt wohl gut, Euch die alten Liebhaber vom Halſe zu ſchaffen, aber erſetzen kann er Euch keinen. Nehmt aber von mir die Verſicherung, daß ich Euch anbete, ſchönſte Frau unſeres Hofs, und verzeiht, daß erſt eine ſolche Gelegenheit mir den unſchätzbaren Werth Eurer Vollkommenheiten im rechten Lichte zeigen mußte.“

„Welche Gnade, mein König!“

„Henrico, jetzt wollen wir die Rollen wieder auswechſeln, trete jeder in ſein natürliches Verhältniß zurück. Ich werde bei der Gräfin bleiben, geh' Du hinaus in die Laube, und halte Wacht, daß wir nicht geſtört werden. Ich weiß, dorthin paſſeſt Du beſſer, als hierher.“

Charlot athmete tief auf und verließ den Salon, deſſen Thüren hinter ihm geſchloſſen wurden. Lange ſaß er in der Laube, eh er all die widrigen Gefühle loswerden konnte, die ihn beängſtigt hatten; endlich aber theilte ſich die Ruhe der Natur auch ſeiner Seele mit. Aus den mondbeſtrahlten Büſchen wehte es ihm ſchmerzlich ſüß entgegen, wie ſturmbeſchwörende Erinnerungen tauchte es am dunkelblauen reinen Himmel auf und bald verlor ſich ſein Geiſt in Gedanken an Henriette und Louiſe. Erſt gegen Morgen glitt der Kahn mit dem König und dem Schmied wieder über die Seine nach dem Louvre zu.

Zwölftes Kapitel.

Eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Schiller.

Katharina, die herrſchſüchtige Wittwe Heinrichs II., die verderbliche Mutter dreier der ſchlechteſten Könige von Frankreich, die ränkevolle Tochter Lorenzo's von Medicis, Großherzogs von Toscana, von Intriguen geſäugt, unter Banditendolchen groß gezogen, und durch machiavelliſche Lehrſätze ausgebildet, ſcheute ſich nicht, das Heiligſte mit frecher Hand zu entweihen, während ſie äußerlich die bigotteſte Frau war, wenn es nur zu ihrem Zwecke führte: unumſchränkte Herrſchaft über Frankreich. Sie kannte keinen höhern, und betrachtete die Macht nie als Mittel. Was waren ihr die Eide, mit denen ſie einen Frieden, beſchwor. Entledigte ſie ſich doch ſchnell der drohenden Gefahr oder anderer Uebel und Hinderniſſe, wenn ſie ihr königliches Wort verpfändete. Als Prinz Condé in allen Vortheilen ihr mit den Hugenotten zu nahe gerückt war, hätte ſie ſchnell die teufliſche Larve vorgezogen, und den weniger umſichtigen Hugenottenanführer getäuſcht. Der Prinz und viele Große ſeines Heeres waren des Krieges müde, und zogen ein üppiges Leben der Unruhe vor. Alle dieſe Leichtgläubigen erkannten die verlarvte Tücke nicht, und trauten thöricht den Verſicherungen des wortbrüchigſten Weibes, das die Erde geſehen hat. Katharine hatte wieder Zeit gewonnen, und ſchon war der Plan fertig, die beiden Häupter der Partei unſchädlich zu machen, die ohne ſie und unter andern Bedingungen allmählig ein harmloſes, geiſtesſchwaches Völkchen geworden wäre, wie die Geſchichte mehrere aufweiſt. Noch hatte die Gelegenheit gefehlt, den böſen Anſchlag auszuführen; — auch ſie kam.

Der König beſuchte ſeine Mutter in St. Germain en Laye, welche dort, um die Annehmlichkeiten des Sommers zu genießen, ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, und den Hof, ihre Aſtrologen, Wahrſager, Banditen und Sirenen um ſich verſammelt hatte. Der ganze Hof war im größten Staat, denn nach einem kleinen Uebelſein, welches die Königin Krankheit zu nennen beliebte, feierte ſie ihre Wiedergeneſung mit einem glänzenden Gallatage. Theophile hatte, wie immer, ſeinen königlichen Herrn und Meiſter begleitet; aber alle höhern und niedern Diener, alle Barone, Grafen und Fürſten, welche zur Umgebung des Königs gehörten, füllten heute ihre Plätze, ihm zu Pferde folgend. Die großen Vaſallen des Reichs hatten ſich bereits in St. Germain mit ihrer ſehr zahlreichen Dienerſchaft eingefunden, um den König glänzend zu empfangen. Mit Erſtaunen bemerkte Theophile während der Begrüßungsſcene auf dem Platze vor dem Schloſſe, unter dem Gefolge des Herzogs von Guiſe, ſeinen Landsmann und Glaubensgenoſſen, Ceſar d'Alban. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſeine Augen ihn nicht getäuſcht, fürchtete er ſogleich Gefahr von einem Menſchen, deſſen Betragen ihm bis jetzt immer zweideutig geweſen war, und deſſen Erſcheinen im Gefolge des größten Hugenottenfeindes, ihm eben ſo unerwartet als unbegreiflich ſein mußte. Furcht und Zweifel brachten endlich den Falkenir des Königs zu dem Entſchluß, den jungen d'Alban aufzuſuchen, und auf Ehre und Gewiſſen wegen ſeines Hierſeins zu befragen, ſobald ſich nur die Gelegenheit dazu erſehen ließe.

Als aber der König und die Edlen des Reichs in die Zimmer der Königin Mutter getreten waren, um ihre Glückwünſche darzubringen, ſtand Ceſar ſchon neben Theophile, und bot ihm den Gruß. „Ich habe die Ueberraſchung über meinen Anblick auf Eurem Geſichte geleſen,“ redete er ſehr leiſe, „hier in dieſem Getümmel ſind wir vor Lauſchern nicht ſicher, und ein einziges Wort könnte uns verrathen. Gefällt es Euch, ſo gehen wir in die Gärten des Schloſſes, um uns zu unterreden."

„Gern bin ich Euch zu Willen," verſetzte Theophile, „um nur die Zweifel los zu werden, welche mich martern. Laßt uns jedoch jenem verhungerten Italienergeſichte aus dem Wege gehen, das wie ein Spürhund nach irgend Jemandem, vielleicht nach mir ſelbſt, zu ſchnüffeln ſcheint." Kaum aber hatte er dieſe Worte geſprochen, als Signore Bretaho ſo ſchnell, als es ſeine Gravität erlaubte, durch die Menge auf die beiden Rocheller zuſchritt, die ihm vergebens auszuweichen ſuchten. „Ach, Amico, zur guten Stunde find ich Euch!" rief er freudig. „Schon ſeit zehn Minuten ſeh' ich mich ſehnſüchtig nach Euch um, damit ich Euch etwas höchſt Angenehmes verkünde. O Ihr ſeid ein Glücksſohn und ich ſeh' Euch ſicher nicht lange mehr als Falkenier des Königs."

„Könnte wohl der Fall ſein," antwortete Theophile, doch in einem ganz andern Sinne.

„Nun hört, als ich vorgeſtern früh hier anlangte, zuzuſehen, ob alle für des Königs Empfang und Wohnung getroffenen Einrichtungen in beſter Ordnung ſeien, hatte ich von der Majeſtät ſogleich den Auftrag, der Königin Mutter ein Gedicht, einen Glückwunſch zur Geneſung der Majeſtät enthaltend, zu überreichen. Ihre Majeſtät empfing mich höchſt gnädig, geruhte, ſich meines ſeligen Vaters zu erinnern, auch meiner Jugend huldreichſt zu gedenken und mir zu ſagen, daß die Italiener als ihre Landsleute ſtets in ihrer Gewogenheit obenan ſtänden. Und hierauf — denkt Euch Freund! hielt ſie mir die Hand zum Kuſſe dar!"

„Ihr Glücklichſter unter den Sterblichen!" ſpöttelte Theophile, während Cesar ſich abgewendet hatte, um dem Begeiſterten nicht ins Geſicht zu lachen.

„Wie gefällt Dir der neue Falkenir des Königs? fragte ſie mich ſodann. O Majeſtät, antwortete ich, das iſt ein vortrefflicher Menſch, ganz für unſers gnädigſten Königs Majeſtät geſchaffen. Darauf ſagte ſie: Es freut mich, mein lieber Carlo, daß Du mit mir gleiche Anſicht über Henrico haſt, verſichere ihn meiner Gnade, er ſoll dieſer Tage noch eine Audienz bei mir haben. — Nun, was ſagt Ihr dazu, Signore Henrico?"

„Daß ich Euch und nur Euch allein all mein Glück zu danken habe, Signore de Bretano und Ihr in mir eben keinen Undankbaren finden ſollt."

„O laßt Euch umarmen, innigſter Freund, Ihr rührt mich zu Thränen. Ich werde eine große Ode auf unſere Freundſchaft machen, Oreſtes und Pylades überſchrieben."

„Oder David und Jonathan."

„Das riecht nach der Bibel. Doch mir recht. Wir ſind unzertrennlich bis in den Tod."

„Bis in den Tod!“ beſtätigte Theophile, und ſchob den widrigen Geſellen von ſich.

„Kommt, den beſten Portowein auf dieſes erneute Bündniß.“

„Geht derweil in den Keller; ich habe mit dieſem Herrn einen nothwendigen Gang und bin bald wieder bei Euch.“

„Ich begleite Euch.“

„Wir danken für Eure Güte; ich bitt ſelbſt die Begleitung dieſes Edelmanns, der einen Ehrengang thut, welcher keine Zeugen weiter verträgt.“

„Ach ſo! verſtehe!“ ſagte der Italiener mit einem verdrießlichen Schaafsgeſichte und blieb ſtehen. Theophile und Cesar eilten ſchnell davon.

„Wir müſſen ihn irre führen,“ ſagte der Erſtere, „die böſe mißtrauiſche Seele könnte uns nachſchleichen.“ Und ſo verloren ſie ſich denn in die weiteſten und entlegenſten Irrgänge der buſchigen Gartenanlagen.

„Faſt ſcheint es mir,“ begann Cesar die Rede, „als ſtießet Ihr das Glück eigenſinnig von Euch, welches nichtsdeſtoweniger ſich Euch aufdringt.“

„Das Glück?“ betonte Theophile ſcharf. „Ihr beliebt doch nicht etwa meine Lage ein Glück zu nennen? O! es wäre mir wahrlich beſſer, in Rochelle vor meinem Ambos zu ſtehen, als hier unter den gräßlichen Menſchen in dem goldgeſtickten Rocke herumzuwandeln,“ obgleich ich freilich auch dort nicht glücklich ſein würde.“

„Nein wahrlich, Ihr könnt es dort weniger, als hier," verſetzte Ceſar heftig. „Das todte einförmige Leben wird einem zur Laſt. Dieſe ewige Bethausſtille, dieß übertriebene Frommthun müſſen Eure Jugend ſo gut anekeln, wie die meinige. Der Wein gährt ja auch und tobt, jung Blut will in Saus und Braus einherfahren und ſich die heiße Luſt abkühlen. Aber wir ſollen dort nichts als beten und ſingen. Kann ein gnädiger Gott daran Wohlgefallen finden?" Theophile hatte die Rede des Unmuths mit ſteigender Aufmerkſamkeit und nicht undeutlichen Zeichen der Mißbilligung angehört. Jetzt ſtarrte er den Sprecher an und fragte: „Seid Ihr ein Calviniſt? Wollt Ihr Gott dienen, und auch zugleich der Welt? Eure Rede macht mir bange. Eh wir uns deshalb auf etwas weiter einlaſſen, ſagt mir kurz und offen: wie kommt Ihr in das Gefolge des uns ſo gefährlichen Herzogs von Guiſe? Gehört ein Calviniſt dahin?"

„Charlot," entgegnete jener ruhig, „ich könnte Euch ebenſo fragen, wie kommt Ihr in das Gefolge des uns noch weit gefährlichern Königs von Frankreich? Gehört dahin ein Calviniſt? und ein ſo frommer, wie Ihr? Doch ich habe Euer Geheimniß geehrt und ehre es noch; ehrt Ihr das meinige!"

„Ihr verſteht es, mich fühlen zu laſſen, daß ich Euch nicht ſo fragen durfte. Doch das Gefährliche meiner Lage mag mich entſchuldigen. Bedenkt: ſobald der König erfährt, wer ich bin, ſo iſt mein

Untergang gewiß. Aber ein größerer Verluſt als dieſer iſt für alle Glaubensgenoſſen zu befürchten. Ein einziger Wink von Euch dem Duc gegeben, verdirbt ein edles, mühſam begonnenes, ſchwer fortgeführtes Werk. Wer bürgt mir dafür, daß Ihr, in deſſen Macht ich jetzt gegeben bin, Euch nicht vom Teufel verblenden laßt, dergleichen zu beginnen?"

„Ei Charlot!" fuhr Ceſar unwillig heraus, „wißt, daß ich ein Edelmann bin und kein Schurke. Wo gab ich Euch je Veranlaſſung, mich für einen niedrigen Verräther zu halten?"

„Verzeiht und bedenkt, wenn Eure Hitze es zuläßt, daß Eure eben mir angedeuteten Grundſätze nicht ſo calviniſtiſch ſind, als daß ein Calviniſt ihnen feſt vertrauen könnte. Nehmt es mir nicht übel, man hat mir geſagt, Euer eigener Vater ſei wieder ein Papiſt geworden; was Ihr vorhin ſpracht, zeigt ebenfalls keine beſondere Anhänglichkeit an den Calvinismus; Ihr ſeid jung, eitel, lebensluſtig, genußſüchtig und ein Edelmann dazu, und wo ſind der Lockungen mehr, als in der Umgebung des Herzogs von Guiſe? Wie leicht ſeid Ihr verführt? Und müßt Ihr als Apoſtat nicht mein Feind ſein? Zudem dürftet Ihr wegen unſeres früheren Begegnens, welches als fürchteten wir uns vor der Erwähnung — keiner von uns wieder mit einem Worte berührt hat, einen Groll auf mich geworfen haben, obgleich ich an Euch unſchuldig war, und mir vergelten wollen."

„Lieber Charlot," ſagte Ceſar weich, und ſein ſchwarzes Feuerauge glänzte, wie von Thränen gefeuchtet, „ohne daß Ihr es wißt, habt Ihr mich durch zwei von Euch erwähnte Dinge gar ſehr gerührt. Zuerſt ſagt mir, ich bitt' Euch freundſchaftlich, wißt Ihr etwas Näheres von meinem unglücklichen Vater? Schon früher hörte ich einmal dunkel, er ſei zur katholiſchen Kirche zurückgekehrt, und ſeitdem nie wieder etwas, als Euer Wort, welches jene Kunde beſtätigt." Als Theophile verſicherte, daß er nicht das Geringſte mehr von dem Beſprochenen wiſſe, fuhr d'Alban fort: „Und wenn ich zu Allem gebracht werden könnte, Euch verrathen würde ich nicht, um Eurer mir ſehr theuren, unvergeßlichen Schweſter nicht. Ja, Ihr habt jenes Schweigen zuerſt gebrochen, Charlot, und habt mir einen Stein von der Bruſt gewälzt; denn ich fühlte, daß ich mit Euch darüber ſprechen mußte, und konnte doch keine paſſende Gelegenheit finden. Ihr hegtet den Wahn, ich habe unredliche Abſicht auf den Engel, welchen Euch der Himmel zur Schweſter gegeben, und ich will nicht entſcheiden, ob ich anfangs nicht leichtſinnig über das Verhältniß dachte. Euer Argwohn, die Strenge meines Großvaters und die zelotiſche Unvernunft des mir verhaßten Doktor Severin vertrieben mich aus la Rochelle. Aber bei Gott ſag' ich Euch zu, als Ihr am Abend Eurer Ankunft mich bei Jeannette überraſchtet, war es ſchon mein heiligſter Entſchluß, Jeannetten zu meinem Weibe zu machen. Mein Großvater hörte nicht auf die feſte Erklärung, als er mich ſtreng befragte, doch vernehme ich mit Entzücken, daß er Jeannetten in ſein Haus genommen, daß Tante Henriette ſie ſehr liebt und die eigene Bildung auf ſie überzutragen ſucht. Dieß gibt mir neue Hoffnung, mein Großvater werde meinen Wünſchen nicht lange mehr entgegen ſein.“

„Ihr ſcheint es ſehr ehrlich zu meinen,“ verſetzte Theophile erleichtert. „Doch wenn das damals ſchon der Fall war, ſo ſagt mir doch, weshalb ſchrie Jeannette laut auf, als ich eben in das Haus eingetreten war und noch in der Werkſtatt ſtand, weshalb rangt Ihr mit ihr, weshalb gingt Ihr ſo trotzig an mir vorüber?“

„Der Zufall ſpielt ſonderbar,“ entgegnete Ceſar lächelnd. „An jenem Abende machte ich ſie mit meinem Entſchluſſe bekannt, ſie zu meiner Ehefrau zu erkieſen. Sie antwortet mit einem Strom von Thränen; ich dringe in ſie, ſich zu erklären, und — denkt Euch — ſie ſchlägt mir ihre Einwilligung rund ab. Sie will mich nicht unglücklich machen, will keinen Streit in meine Familie bringen, will ſich lieber ſelbſt aufopfern, — denn ſie läugnet nicht, daß ſie mich über Alles liebe. Vergebens bitte, beſchwöre ich ſie, dieſe Meinung zu ändern. Da klopft es an der Thüre; Jeannette erkennt Euch ſogleich an der Stimme, als Ihr in das Haus tretet; ſie zittert ſtark;

ich flehe bei Gott und dem Heiland ſie an, ſich ſchnell als meine Braut zu bekennen, damit ich Euch ſogleich von meiner Ehrlichkeit unterrichte. Sie will ſich losreißen, ich laſſe ſie nicht; ſie ſchreit, wir ringen, aber ſie erreicht die Thüre und läßt mich in Höllenmartern zurück. Erklärt Euch daraus mein Benehmen."

„Edles Mädchen!" rief Theophile verwundert aus.

„Ja, das iſt ſie! ich ſah ſie nicht wieder; ich verzweifelte an ihrer Liebe; ich verließ la Rochelle gern; jetzt verehre ich ihren hohen Edelſinn und glaube an die Tiefe ihrer Liebe."

„Ihr habt mich mit Euch verſöhnt," ſagte Theophile, „und wenn ich in vielen Dingen auch nicht Eures Glaubens ſein kann, ſo hindert das nicht unſern Umgang. Denn wenn ich auch kein Freigeiſt bin, ſo ſollt Ihr doch auch keinen Narren in mir kennen lernen. Ueberdies hat meine jetzige Stellung ſo manche Vorurtheile vernichtet, die ich mit nach Paris brachte."

„Glaubt mir," verſetzte Ceſar, „ich bin Euch ſehr gewogen und zugethan, wenn ich auch die Vorſchriften unſerer Prediger vielleicht nicht ſo ſtreng befolge als Ihr. Und um Euch meine Zuneigung durch die That zu beweiſen, ſo ſagt mir: kann ich Euch mit irgend etwas dienen, rechnet auf meinen Eifer. — — Ihr ſchweigt. Und doch wollt Ihr mir etwas ſagen. Ihr kämpft mit Euch. Darf ich Euch ſelbſt den Schlüſſel reichen? Euer Wohlgefallen an meiner Schweſter iſt unverkennbar; doch Ihr ſeid ſchüchtern. So darf ich Euch Zweierlei verrathen. Gaſtine verſichert mich, Eure Verdienſte ließen Euern Stand und Euer Herkommen gänzlich vergeſſen, auch werde der Prinz Condé auf des Admirals Betrieb Euch ſchon zu erhöhen wiſſen, daß Ihr kühn um Louiſens Hand werben könnt. Sodann hat mir das Mädchen geſtanden, daß ſie Euch herzlich gewogen iſt."

Dem Schmied wurde es ſonderbar um das Herz. Er glaubte plötzlich klar zu ſein in ſeinen Gefühlen, und nicht Louiſe, ſondern Henriette ſei es, die er liebe; denn mit Ceſars ausgeſprochenen Worten waren plötzlich alle Erinnerungen an die Ferne in ſeine Seele getreten. „Nicht Louiſe," ſtammelte er endlich, „Henriette iſt's!"

„Henriette?!" rief Ceſar. „Unglücklicher! Sie iſt die verlobte Braut des Herrn von Clement."

Das war ein Dolchſtich in Theophile's Herz. Krampfhaft faßte er Ceſars Hand und ſagte gepreßt: „Kommt, Freund, für heute genug!" — Ceſar ehrte ſeinen Schmerz durch Schweigen, und ſo kehrten Beide im Keller ein, wo Bretano ihrer wartete.

Dort fanden ſie eine Geſellſchaft junger Leute von Adel, mit welchen Ceſar zum Theil ſchon bekannt war. Villoniers trat Charlot freundlich entgegen und ſprach: „Guten Abend, Herr von Trebiſonde; wir hören von Signore de Bretano, daß Ihr einem jungen Manne eben einen Ehrendienſt erwieſen. Ihr gebt uns Anlaß, Eure Ritterlichkeit immer mehr zu bewundern."

„Wie?" ſagte Ceſar d'Alban mit Verwunderung zu Charlot gewendet, „Ihr ſeid Herr von Trebiſonde, von deſſen Tapferkeit ganz Paris voll iſt, und ich erfahre dies erſt aus einem fremden Munde?"

„Was hatte es wohl mit unſrer Sache gemein," antwortete Charlot, nicht aus der Faſſung gebracht „daß Ihr meinen Namen wußtet. Ich bin Trebiſonde, aber ich laſſe lieber meinen Degen ſtatt meines Mundes dieſen Namen verkünden."

„Ich habe gute Bekanntſchaft mit ihm gemacht," rief der Ritter Gerard hinter der Tafel hervor, „und mein Geſicht iſt ſtolz darauf, dieſe noch friſche Narbe Herrn von Trebiſonde's Degen zu verdanken. Wer könnte auch einen beſſern Degen führen als Ihr?"

„Wie verſteht Ihr das?" fragte Charlot.

„Nun man weiß ja, daß Ihr die Waffen nicht allein gut zu handhaben, ſondern auch ſelbſt zu verfertigen verſteht."

„Nun ſo wißt Ihr, daß ich Alles verſtehe, was zum Waffenhandwerk gehört."

„Wollt Ihr mir nicht auch einen ſo guten Degen ſchmieden, wie der Eurige iſt, Herr von Trebiſonde?" rief der Baron Remis, ein eitler Geck, im Weinrauſch.

„Mit Vergnügen dient Euch meine Kunſt,"

verſetzte Charlot kalt und verachtend. „Erlaubt mir nur, daß ich Euch vorher meinen Degen auf den Leib anmeſſe, damit ich weiß, wieviel Ihr Stahl von Nöthen. Es iſt eben noch Zeit dazu.“

„Laßt die Sache bis morgen ruhen,“ rief Villoniers; „dann hab' ich auch ein Wörtchen mit zu reden; denn ich bin Herrn von Trebiſonde's Pathe, und mir hat ihn des Königs Huld anvertraut. Ich werde zu zeigen wiſſen, wie ich dieſe Ehre ſchätze.“

„Ich ſtehe jetzt und morgen Allen und Jeden, welche des Bluts zu viel haben, zu Dienſten,“ ſagte Charlot und trank vom Wein, den ihm Bretano reichte.

„Bravo!“ rief dieſer, unmäßig lachend, „Ihr fangt an und ſchickt Euch in die Poſſen, Freund. Ein alter Raffinirter kann's nicht beſſer machen als Ihr. Man erzählt ſich von Euren galanten Abenteuern und Euren Duellen, und wie ſich die Frauen zu den erſtern drängen, ſo nehmen ſich die Männer vor den andern in Acht, einige wenige ausgenommen, denen ihre Keckheit ſchlecht bekommen wird. Trinkt, Freund, auch dieſem jungen Edelmanne zu, den ich im Gefolge des Herzogs von Guiſe ſah. Die Guiſards ſind uns ſtets willkommen.“

Einige andere Edelleute, ebenfalls zur Suite des Herzogs von Guiſe gehörig, begrüßten Ceſar höflich, und er ſaß bald in ihrer Mitte. Der Baron Remis machte ein dummes Geſicht, der Ritter Gerard flüſterte ihm je zuweilen etwas ins Ohr und Beide lachten dann hämiſch. Der geräumige Keller füllte ſich immermehr von Edlen des Hofs und dem adlichen Gefolge der Großwürdenträger deſſelben. Charlot ſprach gegen ſeine Grundſätze und Gewohnheit dem Weinkruge wacker zu, und hatte dadurch bald den Schmerz betäubt, und eine Leichtigkeit und äußere Heiterkeit erlangt, die das Ergebniß der wunderlichſten Liebesverzweiflung war, aber ihm die größten Lobſprüche und einige Umarmungen von Bretano zuzog. Der Italiener verſicherte ſeinen Freund, heute ſei er zum erſtenmal ein vollkommener Hofmann und nun werde er bald avanciren.

„Meine Herrn!“ rief plötzlich Remis, die heitere geſellige Unterhaltung der ganzen zahlreichen Verſammlung unterbrechend, „Meiſter Rinaldo, unſer aller Freund, weiß eine närriſche Geſchichte zu erzählen, die er nur Wenigen mitgetheilt hat — er mag ſeine Gründe dazu haben. Wenn Ihr erlaubt, werde ich Euch ein Paar Minuten höchſt ergötzlich damit unterhalten.“ Hierauf erzählte er Charlots Abenteuer bei der Gräfin de la Bruyere mit den boshafteſten Verdrehungen und den ſchändlichſten Zuſätzen ausgeſchmückt. Charlot ſaß wie auf glühenden Kohlen. „Was ſagt Ihr zu einem ſolchen Edelmanne?“ rief Remis, mit Hohngelächter ſeine Relation ſchließend.

„Lebt dieſer Dummkopf am Hofe?“ riefen einige junge bramarbaſirende Edelleute.

„Freilich, und iſt ein Parvenu, von dem man früher keine Sylbe gehört.“ Viele Augen richteten ſich auf Charlot. „Nun was ſagt Ihr dazu?“ fragte Remis von Neuem.

„Er iſt ein Tölpel! Ein Spitzkopf!“ riefen die Meiſten durch einander.

„Und wißt Ihr, was ich glaube? Ein Hugenott iſt er, ein Bibelheld.“

„Ein Hugenott?“ rief Villoniers und ſchlug ein Kreuz, „behüt' uns Gott vor dem böſen Feind!“

„Was habt Ihr gegen die Hugenotten?“ fragte Charlot verwirrt und in höchſter Aufregung.

„Heilige Mutter Gottes! wie könnt Ihr ſo fragen? Weil ſie Kinder des Satans ſind, Verworfene, Ausgeſtoßene, Ungeheuer, Nichtswürdige. Kurz was die Erde nur Scheußliches hat, der Hugenott iſt's.“

Theophile ſeufzte tief auf.

„Was hat man mit einem ſolchen ehrloſen Wicht zu thun?“ überſchrie Remis Alle.

„Ins Angeſicht ſollte man ihm ſpuken,“ erwiederten Andere.

„Nun ſo thu' ich's; denn dieſer Herr von Trebiſonde iſt's, von dem ich Euch erzählte!“ ſomit spie er nach Charlot.

„O Georg d'Armevall, wärſt Du hier!“ ſeufzte Charlot vor ſich, „von dieſen Schurken ſollte nicht Einer den Keller verlaſſen. Ihr aber, Coligni und d'Alban, vergebt mir!“ und wie ein gereizter Eber ſtürzte er auf den betrunkenen Remis los und verſetzte ihm mit dem gezogenen Degen einen ſolchen Hieb über den Kopf, daß der Uebermüthige blutend niederſtürzte. Sogleich waren alle Degen blos; die Guiſards und die, welche des König wegen für Charlot große Rückſichten zu nehmen hatten, ſtanden auf ſeiner Seite, Ceſar vorn an. Der Ritter Gerard und einige andere junge Tollköpfe waren bald beſiegt und entwaffnet, und wurden zum Ueberfluß noch der herbeigerufenen königlichen Wache als Friedensſtörer übergeben.

Dreizehntes Kapitel.

Jetzt gilt's! Jetzt muß es ſich entſcheiden,
Es naht die ſchreckliche Gefahr.
Der Himmel möge Deine Schritte leiten!
Er wird den Prüfungskelch Dir wohl bereiten,
Bald reicht ihn Dir die böſe Stunde dar.
Du haſt den Muth, drum auf für Gott zu ſtreiten!
S.

Der Abend war gekommen und mit ihm der Hofdienſt für Charlot. Er ſtand nebſt den übrigen Hofjunkern und Pagen im prangendſten Staate in den Vorzimmern des königlichen Herrn. Alles athmete Pracht und Wolluſt, Alles funkelte im Glanz königlicher Ueppigkeit. Nach langem Harren der großen Dienerſchaft trat der König im goldgeſtickten Purpur aus ſeinen innern Gemächern heraus, umgeben von den Großen ſeines Hofs und den mächtigſten und reichſten Vaſallen ſeiner Krone. Sogleich ſprangen die reichgekleideten Pagen herbei, um dem glänzenden Zuge mit bunten Wachsfackeln vorzuleuchten, die übrige Dienerſchaft ſchloß ſich hinten an. Als man hinaustrat auf den langen Corridor, wallte eben ein anderer prächtiger Zug daher, um ſich ebenfalls nach dem großen Courſaale, worin dieſen Abend offene Tafel gehalten werden ſollte, zu begeben. Es war die Königin mit Gefolge. Der König begrüßte ſie ehrerbietig und ſchloß ſich an ſie an. Im höchſten und üppigſten Glanze ihres Hofes ſchritt die Königin Mutter einher, eine ſtark beleibte Frau von mittler Größe, aber einer dem Auge eben nicht wohlthuenden Ueberfülle aller Körperformen, mit einem ſchönen, regelmäßigen, majeſtätiſch kühnen, doch verſchmitzten Geſichte, großen ſtrahlenden, lebendigen aber buhleriſchen Augen, geſchminkt und rund um das Geſicht laufend eine Reihe falſcher, kraus geringelter Locken; in die künſtlichen Flechten der ſchwarzen glänzenden Haare war auf dem Gipfel des Scheitels die mit Edelſteinen beſetzte, im Kerzenſchimmer tauſendfältig widerſtrahlende goldene Krone geflochten, ohne die ſie niemals öffentlich erſchien. Rund um den fleiſchigen Hals ſtand der vielzackige, buntgewirkte Spitzenkragen aufrecht, der Bruſtlatz war mit Goldflitter und Edelſteinen garnirt. Von den ſtarken Hüften rauſchte ein prächtiges ſtoffenes Kleid von hellblauer Farbe, und über die eine Achſel hing nachläſſig der leichte königliche Hermelin mit Purpur ausgefüttert. An ihrem Arme führte ſie ihren Lieblingsſohn, den ſchmächtigen, bleichen, kindiſchen Herzog von Anjou. Zu ihrer Rechten wandelte eine teufliſche Larve, in grinzend freundliche Züge gezerrt, der Graf und Marſchall Gondi-Retz, ein bübiſcher Italiener und Hofmeiſter von Katharina's Söhnen. Ihnen folgten die Herzöge von Montpenſier und Nevers, des Königs jüngſter Bruder, den kleinen bucklichen Herzog von Alençon, führend. Der Großprior Graf Angouleme, der Großſiegelbewahrer Biraga, ein tückiſcher Mailänder, und der vortreffliche Kanzler Michel de l'Hopital umgaben den jungen in Schönheit und Kleiderpracht ſtrahlenden Herzog Heinrich von Guiſe, ſeine Brüder, den Herzog Karl von Mayenne, und den Kardinal Ludwig von Guiſe, Beide kaum dem Knabenalter entwachſen, und endlich deren Oheime, den Kardinal Karl von Lothringen und den Herzog von Aumale. An allen Seiten liefen die üppig gekleideten friſirten Pagen mit ihren hellleuchtenden Fackeln, und aus dem geöffneten Saale ergoß ſich ein neues Glanzmeer, ſo daß das geblendete Auge nicht wußte, wohin es ſich wenden ſollte.

Als man ſich an der reichbeſetzten Tafel ausgebreitet hatte, fiel das Geſpräch in der Nähe der Königin, wie ſehr gewöhnlich der Fall war, auf die Hugenoſſen. Theophile horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und kein Wort der Unterhaltung entging ihm.

„Ich wage, Ew. Majeſtät unterthänigſt zu verſichern, daß es die höchſte Zeit iſt, der verderblichen Schlange den Kopf zu zertreten.“ ſprach, zum König gewendet, der Graf Retz, „es iſt ſonſt wahrlich zu befürchten, daß ſie ſich kühner und kräftiger erhebt, als je zuvor.“

„Wenn ſie deren nur nicht zwei hätte,“ erinnerte der Kardinal von Lothringen, „und der kleinere gerade der ſtärkere und ſchlimmere wäre. Wir wiſſen Alle, woher die Kugel kam, die meines Bruders Leben endigte.“

„Nun ſo ſchlagt beide Köpfe ab!“ ſagte die Königin Mutter anmuthig, warf das ſtolze Haupt zurück, den Herzog von Guiſe mit huldreichen, doch immer majeſtätiſchen Blicken muſternd. „Nicht wahr, Herzog, Euer Vater und der Condé, und Navarra und Coligni — Kopf gegen Kopf? — Wir haben ſchon noch einige; während jener träge nichtsnutzige Leib des Hugenottenvolks ohne Haupt verfaulen muß.“

„Ew. Majeſtät Rath wäre der beſte,“ verſetzte der Kardinal, „lebte nicht Condé in Noyers und Coligni in Chatillon; faßten wir den einen glücklich, entwiſchte uns der andere. Glaubt nur, daß ſie ſehr auf ihrer Hut ſind, daß ſie ihre Spione in der Hauptſtadt und wohl gar am Hofe haben.“

Theophile erblaßte und trat einen Schritt zurück.

„Der Blitz ſollte die Höllenbrut zerſchmettern!“ rief der König aufgebracht, „oder ich und Henrico wollten ihnen die Köpfe zerhämmern, als wären ſie friſches Stangeneiſen.“

„Nein wir können es nicht länger erdulden!“ ſagte der winzige Herzog von Anjou mit kindiſchem Trotz und ſchob die ungeſtalteten Männer bei Seite, die er ſich aus Zuckerbrot geſchnitzt und geformt und als feindliche Truppen gegen einander geſtellt hatte — eine Beſchäftigung, mit der er ganze Tage hinbringen konnte. — „Dieß übermüthige Volk in la Rochelle darf ſich nicht länger weigern, eine Beſatzung aufzunehmen. Ich ſelbſt will ſie dorthin führen und dem Hugenottenvolk den Uebermuth vertreiben.“ — Während dieſer kindiſch-brutalen Rede hatte der Marſchal, der ſchon lange eine große Liſt im Geſichte nicht hatte verbergen können, einen Brief aus ſeinem Portefeuille gezogen und überreichte ihn jetzt mit ſüßlichem Bückling der ihn ſcharf beobachtenden Königin.

„Empfangen Ew. Majeſtät den Erfolg meines ſchuldigen Eifers und meiner unabläſſigen Liebe für Dero Thron und die alleinſeligmachende Kirche. Vor einer Stunde hatte ich das Glück, dieſen Brief durch einen reitenden Eilboten von Paris von einem meiner getreueſten Kundſchafter zu erhalten, aber ich that mir Gewalt an und hielt ihn zurück, um Ew. Majeſtät die Freuden der Tafel damit zu erhöhen und zu verſüßen."

Die Königin hatte unterdeſſen, ohne auf des Marſchalls Rede zu hören, das Schreiben mit neugierigen Augen entfaltet, die jedoch beim Durchleſen deſſelben immer mehr von freudigem Erſtaunen glänzten, und endlich wie Sonnen auf den liſtig lächelnden Marſchall hinüberſtrahlten.

„Alſo morgen wird der Herr Admiral dem Prinzen Condé einen Beſuch in Noyers abſtatten!" rief ſie mit jubelnder Stimme und zerdrückte das verhängnißvolle Papier in der wonnebebenden Hand. „Da ſind ja die Mäuſe von ſelbſt in die Falle gegangen. Marſchall, auf dieſe herrliche Nachricht ein volles Glas!" Retz nahm mit der grinzenden Freundlichkeit eines Teufels, der dem Himmel eben eine Seele entzogen, ſeinen gefüllten Becher; die Königin that ihm die hohe Ehre an, mit ihm anzuſtoßen, ſtürzte dann den ſchäumenden Wein hinab, erhob ſich, ſchob den Seſſel mit vielem Geräuſch zurück, warf den Hermelin um die Schultern und winkte mit dem Fächer über die Tafel hin, ein Zeichen, daß ihre Geheimen ihr folgen ſollten. Ueber alle Anweſende hatte ſich ein allgemeines Erſtaunen wegen dieſes ſonderbaren Erreigniſſes verbreitet; aus allen Geſichtern ſprach Erwartung und Neugierde, bald entſtand ein leiſes Murmeln, welches lauter wurde, als die Königin gleichſam mit noch erhöhter Majeſtät, als hielte ſie einen Triumphzug, von dannen rauſchte, die Pagen haſtig ihr vorleuchteten, und der König, der Herzog von Anjou, die Prinzen von Guiſe, Retz, Biraga und einige Andere ihr folgend durch die hohe Thüre verſchwanden. Die Tafel war aufgehoben, es bildeten ſich Gruppen im Saale; man theilte ſich hier heimlich, dort öffentlich ſeine Vermuthungen mit; der ganze Hof war in Verwirrung, eben weil doch Niemand recht wußte, was in dem Briefe geſtanden und doch die Veranlaßung dieſes unerhörten Aufbruches und der Störung der Tafelgenüſſe geweſen war.

Charlot hatte die Worte der Königin in ihrer ganzen Bedeutung begriffen, er ſtand ihr zur Seite hinter dem König, als ſie dieſelben ſprach, und zitterte vor Schrecken, denn es galt jetzt nicht Geringeres als des Prinzen Condé und des Admirals Leben. Beſtürzt, und auſſer Faſſung gebracht, rang er vergebens nach einem Entſchluß. Wohl ſah er, daß die Gefahr dringend war, und die Hülfe ſchleunig kommen mußte, ſollte nicht Alles verloren gehen. Statt, wie es der Dienſt mit ſich brachte, dem König zu folgen, blieb er wie von Todesangſt gemartert, in düſterem Nachſinnen, in einer Fenſterniſche des Saals ſtehen, und ſtarrte in die dämmerreiche Nacht hinaus. Der Mond beleuchtete einen Theil des Platzes vor dem Schloſſe, den er von hier aus überſehen konnte. Zuerſt zuckte ihm der Gedanke durch den Sinn, noch in dieſer Nacht heimlich zu entweichen, ſein Pferd auf irgend eine ſchickliche Art aus dem königlichen Stalle zu nehmen, und in angeſtrengtem Ritt nach Noyers zu eilen, das von St. Germain wohl in vier und zwanzig Stunden durch ununterbrochenes Reiten zu erreichen war, um den geliebten Admiral zu retten, aber bald ſah er die Unmöglichkeit der Ausführung dieſes Planes ein, den ihm nur die augenblickliche Verzweiflung eingegeben hatte. Die Fete dauerte gewiß, wie gewöhnlich, die Nacht hindurch, ja er mußte vermuthen, daß die Königin, nach ihrer ſo laut und offen gezeigten Freude über die empfangene Nachricht die unterbrochene Luſt nur deſto ſchöner wieder hervorrufen, und mit ihrer bewundernswürdigen Erfindungsgabe die Freuden des Hoffeſtes recht glänzend und geräuſchvoll wieder herſtellen würde. Der König würde ihn jeden Augenblick vermiſſen, und wie ſollte er in dieſen ſeinen Gallakleidern im Stall erſcheinen, um ſein Pferd zu holen, ohne ſogleich die Aufmerkſamkeit der Knechte und der übrigen Dienerſchaft zu erregen? Wie konnte er überhaupt in dieſen Kleidern und ohne Geld, wie er war, den langen Ritt machen? Und die Kleider zu wechſeln, war völlig unmöglich, da er wohl wußte, wie Bretano ihn ſtets mit einem gewiſſen Mißtrauen beobachtete, und ſelten aus den Augen ließ. Alle dieſe Betrachtungen drängten ſich raſch durch den Kopf des rathloſen Schmiedes. Der Angſtſchweiß ſtürzte ihm ſtromweis von der Stirne, und mit jeder Minute, die ihm keinen Ausweg aus der ungeheuren Verlegenheit zeigte, vermehrte ſich ſeine Verwirrung. Da war's ihm plötzlich, als erkenne er unter den über den Platz in Mondſchein hinwandelnden Menſchen Ceſar d'Albans Geſtalt, und ſogleich fiel es ihm wie ein Lichtſtrahl in die Seele, daß dieſer das einzige Werkzeug zur Errettung des theuren Greiſes und der ganzen Macht der Hugenottiſchen Partei ſei. Ohne ſich umzuſehen, ja ohne vom ganzen im Saal auf und abwogenden Hofperſonal einen Menſchen zu bemerken, ſchoß er durch das Portal die breite Treppe hinab, und über den Platz bis zu der Stelle, wo er ſeinen Landsmann erblickt zu haben glaubte. Menſchen wandelten da genug umher, aber wie er ihnen auch gleich einem Wahnſinnigen in die Geſichter ſtarrte, ſo daß ſie entſetzt vor ihm zurückfuhren, den mit Angſt geſuchten Ceſar fand er nicht. Unabläſſig rannte er von Einem zum Andern, und ſtöhnte den Namen: Ceſar! mehr als er ihn rief, Verwundert über ſein Benehmen, folgte ihm ſchon ein Haufe Menſchen. Ceſar war nirgends. Die Verzweiflung trieb ihn in das Schloß zurück, er rannte durch mehrere Zimmer im Erdgeſchoß, ſuchte das überreiche Gefolge des Herzogs von Guiſe auf, aber befragte ſich überall vergebens. Niemand hatte den Jüngling vor Kurzem geſehen. Zernichtet, ohne Rath und Entſchluß, gepeitſcht von den gräßlichſten Gedanken und Vorſtellungen, wollte er, doch ohne einen Schimmer von Hoffnung, das Letzte verſuchen, und zuſehen, ob Ceſar vielleicht auf den Gallerien des Saals oder im Saale ſelbſt zu finden ſei, und jagte die Treppe noch ſchneller hinan, als er herabgeeilt war. Doch ehe er noch die Thüre erreichte, ſchoß ihm Bretano mit gleicher Haſt entgegen, faßte ihn ſogleich mit ſolchem Ungeſtüm beim Kragen des Rocks, daß Theophile im Augenblick nicht anders meinte, als daß er ſchon verrathen ſei. Doch entriß ihn die Fluth der Worte aus des Italieners Munde bald dem Irrthum. „Signore Henrico!“ rief dieſer ganz entrüſtet, „ſeid Ihr vom leibhaftigen Teufel beſeſſen? Oder welcher Geiſt der Verwirrung treibt Euch, ſonſt den aufmerkſamſten Diener am Hofe, im allerwichtigſten Moment von dannen, ſo daß Ihr nirgends zu finden ſeid? Hat Euch die Hitze des Auguſtmonats das Gehirn verbrannt? Hat Euch der Hundsſtern toll gemacht? Spukt Euch die Balgerei von heute noch im Kopfe? Lauft davon, Niemand weiß, wohin, gerade wenn Euch der König am nöthigſten braucht! Dreimal hat die Majeſtät ſchon nach Euch gefragt, und alle Flüche ausgeſtoßen, die im Italieniſchen und Franzöſiſchen aufzutreiben ſind. Ich renne ſelbſt wie toll umher, und find' Euch nirgends, und doch preiſ' ich mich glücklich, Euch noch erwiſcht zu haben; zehn Diener laufen nach Euch umher; denn der König hat den ſtrengſten Befehl gegeben, Euch im Augenblick zur Stelle zu ſchaffen.“

Unter dieſer mit Blitzesſchnelle hervorgegurgelten Rede hatte der Italiener den zum Tode erſchrockenen Theophile in die Vorzimmer des Königs geſchleift, wo er ihn verließ, um ſein Auffinden der Majeſtät anzuzeigen. Sogleich ertönte des Königs unharmoniſche Stimme laut von innen: „Henrico!“ und zitternd trat der Gerufene ein.

„Wo warſt Du jetzt, Spitzbube?“ rief der königliche Herr grimmig, der ohnfern ſeiner Mutter an einem Tiſche ſtand, worauf mehrere Papiere lagen, mit denen die Königin eben beſchäftigt war. Als Theophile keine Silbe hervorbrachte, ſchritt der König wüthend auf ihn zu, da gab der Geiſt dem Bedrängten einen glücklichen Gedanken ein, und flüſternd ſagte er zum König: „Ew. Majeſtät, Gnade! Eine Liebſchaft lockte mich aus dem Saale!“ Da wurde Karls finſteres Geſicht plötzlich heiter, er ſchlug ein unmäßiges Lachen auf, und rief vergnügt: „Ei, hat das fromme Fiſchlein doch endlich den Köder angebiſſen?! Maledetto! Es müßte ja vom Teufel ſein, wenn die Weiber Dich nicht fangen ſollten. Nun, laß es nur gut ſein! Ich lobe Dich darum. Gib Deine Gunſt nur nicht zu billig hin; denn wahrlich, ſolch kräftige, ſchöne Burſche gibt es wenig am Hofe. Auch weiß ich, wie Du Deine Ehre gegen einige Laffengeſichter vertheidigt haſt. Jetzt haſt Du's weg, ein tüchtiger Cavalier zu ſein. Doch nun von etwas Anderem. Du haſt jetzt Dein Gutes genoſſen, und kannſt die Nacht nun auch eine Mühe übernehmen. Die Königin Mutter ſendet ſogleich einen Kammerherrn nach Paris mit wichtigen Befehlen an den Marſchall Tavannes und den General Martinengo. Es liegt mir viel daran, daß die Papiere in der möglichſt kürzeſten Zeit an den rechten Mann kommen, und auf Dich kann ich mich mehr verlaſſen, als auf alle meine und der Königin Kammerherrn. Deshalb erhältſt Du die Abſchrift der Befehle, und begleiteſt den Abgeſandten der Königin. Stößt ihm etwas auf — was bei dieſen Herren leicht möglich iſt — ſo haſt Du unverzüglich Deinen Weg zu verfolgen, und dem Marſchall die Briefe zu überreichen."

Theophile athmete tief auf; denn ein neuer Hoffnungsſtrahl fiel in die Verzweiflungsnacht ſeiner Seele; er ſelbſt war zu dem verhängnißvollen Ritte beſtimmt, und konnte das Verderben von den verehrten Häuptern abwenden.

„Eure Majeſtät ſoll mit mir zufrieden ſein, vorzüglich wenn es den Ketzern gilt, wie ich wohl merke."

„O vortrefflicher Junge! Beim Teufel! Dein aufgeweckter Witz hat es errathen. Der alte Gauner, der Admiral läßt ſich es einfallen, meinen lieben Vetter in Noyers zu beſuchen. Wir haben Wind davon, und morgen in der Frühe ſoll Tavannes aufbrechen, über das Neſt herfallen, und die zwei fetten Vögel herausnehmen. Drum reite, daß die Steine Feuer geben."

„Ihr ſollt mich morgen bei guter Zeit wieder ſehen, Majeſtät!“ ſagte Theophile mit freudiger Zuverſicht.

„Laß Dich morgen bei mir melden, mein Freund,“ ſagte die Königin ſehr huldreich, indem ſie ihm einen großen Brief übergab und dann die Hand zum Kuß hinreichte. „Ich werde Dich zu belohnen wiſſen, wenn Du bald bei mir erſcheinſt!“ Theophile drückte ehrerbietig ſeinen Mund auf die weiße ſammtne Hand und entfernte ſich, um ſich umzukleiden, und ſein Pferd zu beſorgen. „Ein netter Junge! Und ein Liebchen am Hofe? Wer mag ſie ſein?“ hörte er noch die Königin laut zum König ſagen, ehe er das Zimmer ganz verlaſſen hatte. Halb taumelnd, er wußte nicht, ob vor Freude, daß er den Auftrag bekommen hatte, oder vom Nachklange ſeiner Angſt, oder aber ob der neuen Beſorgniß, wie er von dem Kammerherrn loskommen ſollte, um von Paris ſogleich weiter nach Nevers zu reiten, eilte er über den mit Menſchen angefüllten Corridor nach ſeinem Zimmer zu. Plötzlich vertrat ihm Jemand den Weg, und als er, aus dem Nachſinnen erwachend, die Augen aufſchlug, ſah er den vorhin ſo vergebens geſuchten Ceſar vor ſich ſtehen.

„Habt Ihr etwas in Gaſtine's Hauſe zu beſtellen?“ fragte Ceſar leiſe, „ich reite morgen in der Frühe nach Paris, meine Studien rufen mich, und der Herzog hat mir einige Aufträge ertheilt, die ich morgen ſchnell in Paris beſorgen muß.“

„Ei, wenn es Euch recht iſt, Junker d'Alban,“ verſetzte Theophile eilfertig, „ſo begleitet mich noch in dieſer Nacht; denn auch ich werde ſogleich nach Paris reiten.“

„Ihr auch?“ fragte Ceſar verwundert.

„Nun ja doch! Beſinnt Euch nicht lange. Eilt, laßt Euer Pferd ſatteln! Ich habe Euch etwas höchſt Wichtiges auf dem Wege zu entdecken, — eine Sache, die Leben und Tod von uns ſehr theuern Menſchen beſtimmt. Wo waret Ihr? ich habe Euch vor einer halben Stunde geſucht wie ein Verzweifelter!“

„Im Keller, wo ich mit den Edelleuten, die heute auf unſrer Seite waren, zechte. Ich machte intereſſante Bekanntſchaften.“

„O hättet Ihr ahnen können, was unterdeſſen vorging, Ihr wäret aufgeſprungen, wie von einer Schlange geſtochen. Doch eilt! noch iſt nichts verſäumt, und Gottes Güte ſelber wirft Euch mir jetzt in den Weg. Ihr trefft mich in zehn Minuten sattelfertig auf dem Hofe.“ Damit ſchob er den erſtaunten Ceſar bei Seite, und eilte, ſeine Kleider umzutauſchen. Kopfſchüttelnd ging der Junker mit mancherlei Ahnungen und Vermuthungen beſchäftigt, um ſich ebenfalls zum nächtlichen Ritte fertig zu machen.

Vierzehntes Kapitel.

Sie hat zwei Brüſte, die ſind weiß,
Hut Du Dich!
Sie hat zwei Brüſte, die ſind weiß,
Sie legt ſie hervor nach allem Fleiß,
Hut Du Dich! Hut Du Dich!
Vertrau' ihr nicht, ſie narret Dich!
Deutſches Volkslied.

Am andern Morgen hielt Theophile wirklich das Verſprechen, welches er der Königin Mutter gegeben, obgleich er im Augenblick, als er es gab, nichts weniger, als es zu halten im Sinne gehabt hatte. Er ſtand wieder, mit dem Staatsrocke angethan, in Katharinens Vorzimmer, ihre Befehle erwartend. Um und neben ihm hatte ſich eine nicht unbeträchtliche Anzahl reich gekleideter und vornehm ausſehender Leute beiderlei Geſchlechts, die er zum Theil als hohe Adliche und Beamte des Hofes kannte, verſammelt, die dieſelbe Abſicht hierher gerufen hatte. Des Kammerdieners gewärtig, der ihn, unter allen hier den Geringſten und Unbedeutendſten, zuerſt abweiſen, und eine gelegenere Zeit zum Aufwarten bei der Monarchin beſtimmen würde, zog ſich der Schmied zurück, und lehnte nachdenkend in der Fenſtervertiefung, gleichſam im ſtillem Gebet, daß die Rettung ſeiner eigentlichen Obern und Glaubensgenoſſen glücklich gelingen möge, woran ſein freudiger Muth und friſch erwachtes Gottvertrauen keinen Augenblick zweifelten. Da trat der Kammerdiener aus der geöffneten Flügelthüre, und meldete den Verſammelten, daß die Majeſtät von der allzulangen, fröhlichen Dauer des Feſtes noch zu ermüdet ſei, um jetzt ſchon Audienz ertheilen zu können. Theophile wollte ſich mit den Uebrigen entfernen, da fühlte er ſich am Aermel ſeines Rockes gefaßt. Der Kammerdiener zog ihn ſanft bei Seite, und als das Vorzimmer leer war, ſagte der Menſch ſehr ſüß: „Euch allein, mein wertheſter Freund, wünſcht die Majeſtät jetzt zu ſehen. Sie iſt ſehr begierig, zu erfahren, wie Eure Reiſe abgelaufen iſt, und hat ſchon mehrmals nach Euch gefragt. Ihr ſteht ſehr in Gnaden, Signore; Ihr werdet doch Eures ergebenen Freundes nicht vergeſſen?"

„O ich bitte mir Eure ſtete Gewogenheit aus! Eine Hand wäſcht ja die andere," ſagte Theophile ſo freundlich, als er es vermochte, und der Kammerdiener führte ihn entzückt durch zwei reich ausgeſchmückte Zimmer und ſchob ihn dann durch die offene Thüre in das dritte.

Die Königin ſaß auf einem ſehr breiten Sopha, und hatte die Fülle ihres immer noch ſchön zu nennenden Körpers nachläſſig auf die dicken Seitenpolſter gelehnt; ein blüthenweißes Morgengewand floß in reichen Falten an ihrer Geſtalt herab, die Bruſt war, nach der freien Sitte damaliger Zeit, unbedeckt;

Kopf und Wangen waren ſchon arge Lügner, jener durch die Menge der ſchönen falſchen Locken, dieſe durch die zarte Röthe der Schminke. Theophile verneigte ſich mit einer gewiſſen Schüchternheit, die ihm wohl anſtand; der Königin Augen ruhten mit Wohlgefallen auf ihm. „Tritt näher, mein Lieber,“ ſagte ſie freundlich, winkte ihm mit der Hand, und hielt ſie ihm dann zum Kuß hin. Theophile wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen, um ſo ihren angedeuteten Willen zu erfüllen, doch ſie zog ihn ſanft in die Höhe und ſagte: „Nicht ſo knechtiſch, mein Freund, wenn wir allein ſind. Könige ſind auch Menſchen, und wollen nur über die Menge herrſchen, dem Einzelnen geſtehen ſie dagegen oft gern wieder Gewalt über ſich zu.“ Theophile's Geſicht war mit Purpur übergoſſen, und kaum vermochte er zu ſtammeln: „Zuviel Gnade, Ew. Majeſtät!“

„Wie iſt der Ritt abgelaufen? Er hat Dir doch nichts geſchadet?“ fragte Katharina theilnehmend, und ihre ſchwarzen Augen leuchteten. „Doch nein, Du ſiehſt ja ſo munter und friſch aus, und blühſt heute, gleich geſtern, wie eine Roſe.“ Theophile konnte vor Verwirrung die Augen nicht vom Boden erheben, geſchweige denn, daß er zu antworten vermocht hätte.

„Nicht ſo ſchüchtern!“ fuhr die Königin ſehr gütig fort. „Wir ſind ja allein, und ſobald keine Zeugen um uns ſind, darfſt Du Dir ſchon etwas erlauben. Haſt Du mir nichts zu erzählen?“

„Den Marſchall Tavannes trafen wir im Bette, den General Martinengo ſchon unter ſeinen Reitern. Ohne Verzug mußten 800 derſelben aufſitzen, Ew. Majeſtät ſtrengem Befehl zu Folge, und ehe ich noch Paris verließ, ſah ich ſie, den Marſchall an ihrer Spitze, mit verhängtem Zügel davon ſprengen.“

„Du haſt Deine Sache vortrefflich ausgeführt, und ich bin Dir deshalb recht gewogen. Ich werde mit dem König ſprechen, und ihm gern ein andres Opfer bringen, daß er Dich mir abläßt. Du ſollſt mein Kammerjunker werden. Wie alt biſt Du?“

„Sechs und zwanzig Jahre!“

„Und wo biſt Du her?“

„Aus Luſignan in Poitou,“ ſtammelte Theophile verlegen.

„In Poitou ſind viel Ketzer. Kennſt Du keine ſolche?“

„Ich hatte nie mit irgend einem Gemeinſchaft; ſtreng katholiſch erzogen, hielt ich es für eine Sünde.“

„Das iſt der rechte Glaube, Du biſt ganz nach meinem Wunſche, und ich werde Dich glücklich machen. Doch ſprichſt Du das Italieniſche noch zu ſchlecht, und mußt, um Dich künftig angenehm mit mir zu unterhalten, Dich gewandter auszudrücken wiſſen. Deshalb werde ich Dir einen Lehrer halten. Du Froiſſet, der Kammerherr des Marſchalls Gondi-Retz, iſt der einzige mir bekannte Franzoſe, der das Italieniſche eben ſo fertig ſpricht und ſchreibt, als ſeine

Mutterſprache. Er hat ſchon mehrere meiner Lieblinge zu meiner größten Zufriedenheit unterrichtet."

„Ew. Majeſtät, wie verdiene ich all dieſe Gnade?"

„Still!" ſagte Katharina lächelnd; „ich werde meine Schulden bald genug eintreiben. Sobald Du ein fertiger Italiener biſt, ſollſt Du mir Abends vorleſen. Noch eins! Hüte Dich vor dem Bretano. Der Kerl iſt ein Schurke, und ſucht Dich bei mir und dem König zu verläumden."

Sie ſchellte. Der Kammerdiener trat ein, und warf einen ſtaunenden, doch zugleich neidiſchen Blick auf den in ſo vertraulicher Nähe der Königin ſtehenden Charlot.

„Du Froiſſet ſoll kommen!" herrſchte die Majeſtät. Als der Kammerdiener wieder verſchwunden war, um dem Befehl ſo ſchnell als möglich nachzukommen, weidete Katharina wieder ihre lebhaften, blitzenden Augen an den kräftigen Formen des blühenden Jünglings. Sie ſtand damals in ihrem neun und vierzigſten Jahre, aber nach der blendenden, unvergleichlichen Weiße und der Zartheit ihrer Haut, nach der Beweglichkeit ihres ſchönen Geſichtes, der Friſche ihrer Farbe, der freilich die Kunſt bedeutend nachhalf, konnte man ſie für zwanzig Jahre jünger halten, ſo gut hatte ſie ihre Reize zu erhalten gewußt. Auch war ſie nichts weniger als unempfänglich für die Freuden der Liebe geworden, ſondern hörte es aus dem Munde ihrer begünſtigten Anbeter gar gern, daß ſie die Männerherzen zu bezaubern verſtehe.

„Gib mir Deine Hand!“ ſagte ſie zu dem Jüngling. Er gehorchte. Ihre weichen weißen Hände drückten die harte braune Hand des Schmiedes. „Du haſt ein Liebchen?“ fragte ſie ſchelmiſch. Er vermochte nicht zu antworten. Henriette und Louiſe ſchwebten ihm in einem Bilde vor. „Du geſtandeſt es ja dem König geſtern Abend, als Du lang geſucht worden warſt. Wer iſt die Glückliche? Mache mich zu Deiner Vertrauten!“

Theophile ſtand auf Kohlen. Wem ſollte er nennen, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die ihn ſeine Lüge geſtürzt? Doch galt es einen raſchen Entſchluß, und ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte er: „O es war nur ein leichtes flüchtiges Abenteuer mit einer niedlichen Zofe. Ein Liebchen habe ich nicht; denn ich bete in Paris nur eine Dame an, die ich Ew. Majeſtät am wenigſten nennen darf.“

Es wurde ihm leichter in der Bruſt, als er die Worte heraus hatte, und er geſtand ſich mit Zufriedenheit, daß ihn der Admiral loben müſſe, ſähe er ihn jetzt die ſchwere Rolle ſpielen. Der Königin Augen funkelten; ſie zog ihn am Arme ſanft zu ſich herab, und fragte ihn mit dem ſüßeſten Ton ihrer Stimme: „Kannſt Du mir gewogen ſein, Henrico?“ Da öffnete ſich die Thüre leiſe, und ein kleiner Mann mit einem ſtark ums Kinn gekrauſten Bart, ſchwarzen, ſchon in das Graue ſchimmernden, lang herab hängenden Haaren, hoher Stirn, tiefliegenden Augen, eingedrückter Naſe, in einem kurzen Philoſophenmantel gekleidet, und einen kleinen Filzhut unter dem Arm, guckte herein. „Nur näher, Benedikt!" rief Katharina, nicht im Geringſten außer Faſſung gebracht. „Ihr kommt zur rechten Zeit, Lügenprophet!" Und damit zog ſie den zitternden Charlot vollends an ſich, drückte ihm einen feurigen Kuß auf die glühende Wange, ſchob ihn dann bei Seite, und winkte dem eingetretenen ältlichen Männlein. „Ihr könnt dieſem jungen Ritter ſogleich wahrſagen, welch ein Glück ihm blüht, und obgleich ich ſeit meines gelehrten Noſtradamus Tode keinem Chiromanten und Aſtrologen mehr etwas glaube — denn nur er allein verſtand die geheime Wiſſenſchaft — ſo will ich Euch doch wieder einmal anhören." Benedikt, einer von den Propheten, deren Rath Katharina bei jeder Gelegenheit benutzte, vor denen ſie kein Geheimniß hatte, und die zu jederzeit unangemeldet in ihr Zimmer treten durften, nahm Charlots rechte Hand, und verfolgte mit blitzenden Augen die Linien in derſelben. Dann ſagte er in langgezogenen Tönen: „Dieſer Mann iſt ein Ritter an Tapferkeit, und wird es auch dem Stande nach werden. Er iſt treu im Glauben und in der Liebe, und wird durch Treue und Liebe belohnt werden. Er füllt jetzt ſchon einen wichtigen Platz aus, aber er wird noch zu einem höheren gelangen."

Der Kleine ließ die Hand fahren, und Katharina ſagte lachend: „Nun, wie immer, iſt an Euern Worten etwas Wahres, und damit Ihr an der andern Hälfte nicht zum Lügner werdet, will ich ſelbſt die Bedingungen erfüllen, die das Wahrmachen Eurer Prophezeihung erfordert. Ich werde Dich zum Ritter ſchlagen laſſen,“ wandte ſie ſich zu Theophile, „ich werde Deine Liebe reich belohnen, ich werde Dich an einen noch höhern Platz erheben. So macht Katharina von Medicis die Prophezeihungen ihrer Aſtrologen wahr.“

Theophile wollte wieder Worte des Dankes ſagen, die ihm ſeine Verlegenheit eingab, doch die Königin legte ihm mit Grazie die Hand auf den Mund, und er verſtummte gern.

Der Kammerdiener meldete die Ankunft des Herrn du Froiſſet und die Königin befahl, ihn ſogleich herein zu führen.

Ein fein gekleideter Mann mit einer edeln Geſichtsbildung erſchien, die für Theophile ſo viel bekannte Züge hatte, als wäre ſie ihm ſchon oft vorgekommen. Indem er den Mann genau betrachtete, erinnerte er ſich, daß ihm derſelbe im Gefolge des Marſchalls ſchon öfters aufgefallen, und daß derſelbe auch Tags vorher im Keller bei dem heftigen Auftritte zugegen geweſen war. Er fühlte ſich augenblicklich zu dieſem ſeinem künftigen Lehrer ſo hingezogen, wie zu einem alten, lang entbehrten Freund.

„Ich übergebe Eurer Sorgfalt einen neuen Schüler, du Froiſſet,“ wandte ſich die Königin zu dem in ehrerbietiger Entfernung Stehenden. Ich ſchätze ihn hoch, und es liegt mir viel daran, mich mit ihm bald in der Sprache meines Vaterlandes zu unterhalten. Er wird Euch ein angenehmer Schüler ſein; denn er iſt Euer Landsmann, aus Poitou gebürtig, wie Ihr. Eure Geſchicklichkeit iſt mir von der beſten Seite bekannt: thut das Eure!“ Hierauf befahl ſie ihre Kammerfrauen zur Toilette, und verabſchiedete die Anweſenden gnädig durch eine leichte, anmuthige Bewegung der Hand. Auf Theophile fiel noch ein Glutblick ihrer ſchwarzen Augen.

„Junger Menſch,“ flüſterte ihm der Aſtrolog ins Ohr, als ſie aus dem Vorzimmer getreten waren, „ſeid auf Eurer Hut, Ihr ſteht auf einem ſpiegelglatten Boden, und ſeid fürwahr kein gar geſchickter Eisläufer. Euer Spiel iſt gefährlich, zieht den Kopf aus der Schlinge, ehe ſie Euch die Kehle zuſchnürt. Vor mir ſeid Ihr ſicher. Meine Kunſt, wenn ſie wahrhaftig iſt, duldet keinen Verräther unter ihren Bekennern, doch für Eure Sicherheit vermag ich nicht zu bürgen.“ — Ehe ſich Theophile von der neuen Beſtürzung nur einigermaßen ſammeln konnte, war der Prophet durch einen Seitengang verſchwunden, und den Kopf voll wüſter, ſich wild durchkreuzender Gedanken, die Bruſt voll Angſt, Sorgen und Beklommeinheit, ging Charlot wankenden Schrittes hinter ſeinem Führer her.

„Wann wird es Euch gefällig ſein, mein Herr, den Unterricht zu beginnen?“ fragte der Kammerherr.

„Die Königin wünſcht ſobald als möglich;“ verſetzte Theophile.

„Und der Königin Wunſch iſt mir Befehl,“ erwiderte Jener. „Darum folgt mir auf mein Zimmer, damit wir ſogleich anfangen.“

„Ihr werdet beim Vernehmen nach einen angeſehenen Poſten bei Ihrer Majeſtät begleiten?“ fragte du Froiſſet, als ſie in deſſen Behauſung angelangt wären, mit einem mitleidigen Blick auf Theophile geheftet.

„Auch mir iſt der Königin Wunſch Befehl,“ entgegnete Theophile beſtimmt.

„Glaubt mir,“ ſagte der Andere plötzlich warm, „ich nehme Antheil an Euch, junger Mann, Ihr ſeid mein Landsmann, und das allein vermöchte mich, Euch zu lieben, hätte mir Euer offenes, von Tugend und Rechtlichkeit zeugendes Geſicht und Euer edles würdevolles Betragen gegen einen Nichtswürdigen geſtern im Weinkeller nicht ſchon volles Zutrauen eingeflößt. Ihr ſteht wahrſcheinlich an einer gefährlichen Stelle; kann ich Euch rathen, dienen, helfen: mit Freuden thue ich es. Wendet Euch an mich. Ihr ſollt an mir einen verſchwiegenen, einen väterlichen Freund finden. Dabei ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirne, als wolle er ſchmerzlich-ſüße Erinnerungen dort zurück drängen.

„Ihr zeigt Euch mir ſehr gütig, Herr Kammerherr,“ verſetzte Theophile gerührt, „und ich muß Euch nur geſtehen, daß auch ich zu Euch ein großes Zutrauen gefaßt habe, ja daß Ihr eigentlich der erſte unter den faſt unzähligen Menſchen am franzöſiſchen Hofe ſeid, zu dem ich ein ſolches überhaupt nur faſſen kann; das mag wohl daher kommen, weil Ihr, was mir in dieſem Augenblick erſt recht klar wird, viel Aehnlichkeit mit den Gliedern einer mir ſehr theuern Familie habt.“ Der Kammerherr ſchien zu ſtutzen; dann fragte er plötzlich: „Wart Ihr jemals in la Rochelle?“ Theophile wurde über die Frage ſehr betreten, doch die Augen des Kammerherrn fixirten ihn ſo ſcharf, daß er keine neue Lüge zu ſagen wagte, und auf Alles gefaßt, friſch mit „Ja“ antwortete.

„So meint Ihr die Familie des Bürgermeiſters d'Alban?“ fragte der Kammerherr ſtark betont, und ſtellte ſich Theophile hart gegenüber. Die Purpurröthe, welche über Charlots Geſicht bei dem Tone des geliebten Namens fuhr, hatte ſchon für ihn geantwortet, und mehr geſagt, als ſein Mund hier wagen durfte. Doch um nicht beſtürzt zu erſcheinen, verſetzte er: „Ihr habt recht; ich meine ſie.“

„Und dieſe Familie iſt Euch theuer?“

„So iſt es.“

„So ſeid Ihr ein Hugenott.“

Theophile war wie vom Blitze niedergeſchmettert;

er erbleichte. Der Gedanke, ſich ſelbſt verrathen zu haben, fiel ihn an, wie ein wildes Raubthier, verdrängte alle Ueberlegung und Beſonnenheit, und benahm ihm die Kühnheit, zu läugnen.

„Ich will Euer Herz nicht mit Todesfurcht und Schrecken erfüllen,“ beſänftigte ihn du Froiſſet. „Fürchtet von mir nichts; denn obgleich Katholik, bin ich durchaus kein Feind der Calviniſten. Ich bin im Gegentheil ihr Freund!“ ſetzte er leiſe und wehmüthig hinzu; und an ſeinen langen Augenwimpern zitterten ein Paar Thränen, die dem unglücklichen Theophile wieder Troſt in die zerriſſene Seele träufelten.

„Wenn ich Euern Glauben, Euer Geſicht und Eure Umgebung zuſammen vergleiche, ſo muß mir der Zweck Eures Hierſeins klar werden,“ fuhr der gerührte Kammerherr fort; „aber ſtatt Euch mein Mitleid zu ſchenken, wie ich vorhin that, daß Ihr in die Netze des ſinnlichſten Weibes in Frankreich gefallen, ſtatt Euch zu warnen vor ihr, die die Blüthe Eurer Jugend vergiften würde, wie ſie ſchon Unzähligen vor Euch gethan, ſchenke ich Eurem Muth, Eurer Kühnheit, die ſich ſo keck mitten in die größten Gefahren wagt, meine volle Bewunderung.“

„Ihr ſeid ein ehrlicher Mann unter tauſend Schurken,“ ſagte Theophile ermuthigt. „Ich darf Euch trauen. Aber wie könnt Ihr gerade Kammerherr des Marſchalls Gondi-Retz ſein?“

„Wie, wenn ich nun denſelben Grund dazu hätte, welchen Ihr habt, des Königs Falkenir und Jagdjunker, und vielleicht bald Kammerjunker der Königin zu ſein? Ihr habt einen öffentlichen Zweck; ich könnte einen ſtillen Privatzweck haben; beide liefen vielleicht auf Eins hinaus. Doch laßt das! Euer Geheimniß ruht in meiner Bruſt, wie im Grabe. Und damit Ihr mir das nicht zu hoch anrechnet, mein junger Freund, ſo wißt, daß es mein eigener, mein großer Vortheil, daß es die heiligſte Sache meines Herzens iſt, die Calviniſten auf alle Weiſe zu ſchonen. Erzählt mir nun für dieſe Verſicherung, um Vertrauen mit Vertrauen zu lohnen, — denn ich weiß ſchon, daß wir ſehr gute Freunde werden werden — ſchnell recht viel von dem Hauſe des Bürgermeiſters d'Alban und allen einzelnen Gliedern deſſelben; mich treibt die Ungeduld, bald recht viel von den lieben Menſchen zu hören."

Theophile überließ ſich dem Zuge ſeines Herzens und erzählte von der Güte und Herzlichkeit des alten Herrn, vom Eheglück der älteſten Tochter, Marion, von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der jüngeren, Henriette, von der Biederkeit und Tapferkeit des Oberſten, und endlich von Louiſe und Ceſar, was ihm Liebe und Freundſchaft eingaben. Des Kammerherrn Seufzer unterbrachen oft den Fluß ſeiner Rede, bald aber leuchteten du Froiſſets Augen wieder, und was des Jünglings Begeiſterung ſprach, weckte gleiche Begeiſterung in des Mannes Bruſt.

„O meine Kinder!" rief dieſer endlich, im Rau=

ſche des Entzückens ſich vergeſſend. „Könnt ich Euch an mein Herz preſſen!“

„Wie, Ihr ſeid — —?“

„Ceſars und Louiſens unglücklicher Vater, Antoine d'Alban, der unbarmherzig, um menſchlicher Schwächen verſtoßen, ſein Vaterhaus, ſeine Geburtsſtadt meiden, ſeinen Glauben, ſeinen Namen ablegen mußte, um nur vor den Verfolgungen fanatiſcher Hugenotten ſicher zu ſein, der ſich unter fremde, herzloſe, böſe Menſchen verſtecken mußte, niemals das Weib ſeiner Wahl, ſeine Kinder, und alle, die er liebte, an ſeine liebebedürftige Bruſt legen durfte, der keine Gnade, keine Vergebung unter den Calviniſten fand, und dem der katholiſchen Kirche liebender Muttertroſt erſt wieder Linderung und Ruhe in die verzweifelte Seele goß. O Euer Glaube, junger Mann, iſt nicht der Glaube der Liebe, wie ihn Chriſtus gelehrt!“

Theophile konnte dieſe leidenſchaftliche Aeußerung nicht widerlegen, hatte ihm doch oft auch ſchon Aehnliches vorgeſchwebt; er vermochte jetzt nicht einmal den Widerſtreit ſeiner eigenen Gefühle zu beruhigen.

Es wurde ihm ſo manches klar, was er früher nur dunkel geahnet, und doch dünkte ihm dieſe Klarheit ein Frevel an Gott zu ſein. Endlich gewann der Gedanke, dieſem bedauernswürdigen Manne ein Glück zu bereiten, wie er noch keines auf Erden genoſſen, und ihm einigermaßen zu vergüten, was ſeine

Glaubensbrüder ihm zugefügt, die Oberhand in Charlots edler Seele.

„Eure beiden Kinder ſind in Paris,“ ſagte er, „und Ceſar hat mir ſelbſt entdeckt, welch ein Verlangen nach Euch ſein Herz erfüllt.“

„In Paris! O laßt uns fort nach Paris eilen, ſie aufzuſuchen!“

„Gemach! Euer Erſcheinen in dem Hauſe, deſſen Kinder ſie gleichſam geworden ſind, würde mich zum Verräther ſtempeln, und Euch wenig helfen. Ich fürchte mich keiner Sünde, Euch Euren Sohn Ceſar zuzuführen; durch ihn werdet Ihr Louiſen am beſten heimlich ſehen können.“

„Ihr ſeid mein Schutzengel!“ rief der Kammerherr entzückt, und ſchloß den mit ſeiner That zufriedenen jungen Mann in die Arme.

„Ihr kennt Euren Sohn ſchon, er war mit mir im Weinkeller.“

„Ha! meine ahnende Seele! mir wurde wohl, als ich dieſen blühenden Jungen ſah. Und er iſt wieder nach Paris zurück?“

„In voriger Nacht!“

„O ich möchte Euch Sohn nennen, junger Mann! denn auch Ihr ſeid meinem Herzen verwandt.“

„Thut das, mein edler Herr!“ ſagte Theophile von ſüßen Ahnungen durchſchauert.

„O die Natur, die gütige Mutter aller Weſen, weiß nichts vom unſeligen Glaubenszwieſpalt! Sie mahnt ſtreng an ihre Rechte und treibt ſie ein. Natur, Gott, oder wie Du ſonſt heißeſt, Du biſt mein Höchſtes, mein Alles, und Dich bet' ich an in dieſer glücklichen Stunde."

Funfzehntes Kapitel.

Und Hurrah, Hurrah, hopp, hopp, hopp,
Gings fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben,
Und Kies und Funken ſtoben.

Bürger.

In einem kleinen, verſchloſſenen Zimmer, im abgelegenen Hinterhauſe des Kaufmann Gaſtine, saßen dieſer, der Prediger le Char, Ceſar und Theophile, im traulichen Geſpräch zuſammen. Der Septemberabend erfüllte den Raum ſchon mit Dunkelheit.

„Es war ſchon ſpät," erzählte Ceſar, „als ich am zweiten Tag meiner ſchnellen Reiſe, durch das Thor von Noyers ritt, mein Pferd war todtmüde, aber ich ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, um den Palaſt des Prinzen zu erreichen. Die Diener fuhren erſchreckt empor, als ich mit Ungeſtüm verlangte, ſogleich zum Prinzen und zum Admiral gebracht zu werden. Auf die Meldung, daß ich der Ueberbrin ger ſehr wichtiger Nachrichten ſei, kam der Admiral ſogleich in das Zimmer, in welches ich geführt worden war. Mit kurzen Worten ſchilderte ich ihm die Gefahr, in welcher ſie ſchwebten, und nannte Euch, Charlot, als meinen Sender. Der beſonnene Mann faßte ſich ſchnell, gab ſogleich mehreren Dienern heimliche Befehle, ließ ſich ſodann den ganzen Vorfall, ſo wie ich ihn aus Eurem Munde wußte, und was ich nachher ſelbſt mit angeſehen, von mir erzählen, und verfügte ſich zum Prinzen. Noch war keine halbe Stunde vergangen, als es auf allen Straßen ſehr lebendig wurde; Laufen und Rennen, Menſchenſtimmen, Pferdegetrab wurde hörbar. Im Hauſe lief ebenfalls alles durch und wider einander, Kinder- und Frauengeſchrei wurde vernommen, man packte ein, kleidete ſich an, ſchrie und lärmte. Endlich waren Menſchen und Pferde auf dem Hofe des Palaſtes verſammelt, Coligni ließ mir ein friſches Pferd reichen, und ich ſchloß mich dem Zuge an, der aus zweihundert Berittenen, nebſt vielen Frauen und Kindern, zu Roß und zu Wagen, beſtand, und ohngefähr eine Stunde nach Mitternacht, den 26. Auguſt in möglichſter Eile Noyers verließ, und den Weg nach Poitou einſchlug. Kaum aber war der Tag angebrochen, als wir ſchon auf den Höhen hinter uns die uns verfolgende feindliche Reiterei erblickten, Angſt und Schrecken beſchleunigte die Flucht; in wilder Unordnung ſtürzte alles die Straße dahin, die Weiber ſchrieen, und ihre Männer trieben die Pferde an, um ſie ſchneller fortzubringen. Immer hart gedrängt vom Feinde, doch von gutmüthigen Landbewohnern mit friſchen Pferden und Nahrung unterſtützt, erreichten wir in außerordentlichen Eilmärſchen am Mittag des ſechſten Tages unſerer Flucht la Rochelle, und fühlten uns jetzt erſt in der wohlbefeſtigten Stadt ſicher vor unſern Verfolgern. Wie ruhig die Oberhäupter in Noyers beiſammen gelebt, wie wenig ſie an einen neuen Friedensbruch, an eine abermalige Treuloſigkeit des Hofes gedacht, beweiſt, daß der Prinz erſt einige Tage zuvor des Admirals Schwiegerſohn, den Grafen Teligni, mit einer ganzen Deputation, aus lauter vornehmen calviniſtiſchen Edelleuten beſtehend, an den Hof abgeſchickt hatte."

„Die ſich auch noch in St. Germain aufhalten," erläuterte Theophile, „und gegen die man ſich benimmt, als ſei nicht das geringſte vorgefallen, ja, die Königin hat gegen Teligni frech geläugnet, daß man einen Anſchlag auf Condé und Coligni nur im Sinne gehabt habe. Vor einigen Tagen ſpottete ſie in ſeiner Gegenwart an der Tafel über die Haſenfurcht der Calviniſten, die ſich durch einige verlaufene Reiter ſo in Schrecken und Flucht hätten ſetzen laſſen."

„Doch mein lieber Sohn," bemerkte Gaſtine, freundlich zu Ceſar gewendet, „Ihr ſeid unſerm Freunde noch manchen Bericht aus der lieben Heimath ſchuldig, und da Ihr den frommen Calviſten nun genügt habt, ſo könnt Ihr dem treuliebenden Bruder und Freund Euch nun gleichfalls verbinden.“

„Und dann werdet Ihr mir über den religiöſen Zuſtand unſrer Glaubensgenoſſen etwas mittheilen,“ erinnerte le Char mit frommer Miene.

„In la Rochelle war unſre Ankunft ſchnell bekannt worden,“ fuhr Ceſar fort, „und die Bürgerſchaft, den Magiſtrat und die Geiſtlichkeit an ihrer Spitze, zog dem Prinzen entgegen. Ich ritt an der Seite des Admirals. Mein Großvater umarmte ſeinen alten Freund mit Thränen, dann zeigte Coligni auf mich, und das Erſtaunen über meine Anweſenheit malte ſich deutlich in den ehrwürdigen, alterſtarren Zügen des Greiſes ab.

Er und unſer braver Schmied ſind unſre Retter, ſagte der Admiral, und mit freudiger Haſt ſchloß der Gerührte auch mich in die Arme. Während Coligni den Hergang der Sache erzählte, ſchritten wir, ich mit hochklopfender Bruſt voll bebender Erwartung, nach unſerem Wohnhauſe zu. Auf den Stufen deſſelben ſtanden Henriette und Jeanette. Indem jene freudig herbei eilte, uns zu begrüßen, ſtand dieſe, die Roſen holder Verſchämtheit auf den Wagen, mit geſenktem Blick. Sie hatte mich erkannt. Von der Tante Kuß geſtärkt, eile ich rückſichtslos die Stufen hinauf, und ſchließe die Holde in meine Arme. Sie ſträubt ſich nicht, ſie entzieht ſich nicht meinen Küſſen; ſie gibt ſich mir hin, und ich ſehe den Rückglanz meiner Seligkeit in ihren Blicken. Der Großvater blickt lächelnd auf unſere trunkene Vergeſſenheit, und legt die Hände ſegnend auf unſere Häupter, die ſich eben in einem langen Kuſſe verbunden hatten. Mein Eintritt in das großväterliche Haus war ein Triumphzug; ich ſegnete meine Verbannung daraus, um des Entzückens dieſer Stunde willen. Von den Tagen, die ich, mit Jeanetten vereint, darin verlebte, kann ich nichts erzählen. Ich war glücklich — das iſt genug. Jeanette iſt durch ſchnelle Ausbildung des höchſten Standes würdig geworden. Tante Henriette war ihre Freundin und Lehrerin geworden, und keine machte der Andern Schande. Doch neue Trennung drohte mir. Der Preis iſt nicht ſo leicht errungen, ſagte der Admiral; es gilt, daß Ihr wieder nach Paris und noch weiter eilt, um unſere Freunde vom Stande der Dinge zu benachrichtigen. Ich riß mich los, doch nur, um bald wieder nach la Rochelle zurück zu eilen."

„Und welches iſt dieſer Stand der Dinge?" fragte le Char begierig. „Was haben die Häupter beſchloſſen?" fragte Charlot ebenſo.

„Ach, wie auch Ihr ſo kalt fragen könnt; Charlot! dem Prediger, dem bejahrten Mann, den nur das Emporblühen des Glaubens auf Erden intereſſirt, iſt dieſe Frage angemeſſen, aber aus Eurem Munde, der Ihr dort mit ſo ſchönen und heiligen Banden gefeſſelt ſeid, klingt ſie mir kalt."

„Auch mir iſt der Glaube das Höchſte. Alles Irdiſche opfre ich gern dem Himmliſchen auf."

„Gott ſegne Dich, mein Sohn! Du biſt der wahrhaftigſte Anhänger unſerer reinen Kirche!" ſchaltete le Char ein.

„Aber ich bitt' Euch!" rief Ceſar," ſtatt die tauſend ſüßen Grüße von Eurer Schweſter, vom Admiral, Großvater, Onkel und Tante zu vernehmen, ſtatt zu hören, wie Euch alle bis zur Abgötterei lieben, wie man nur von Euch, und ſtets von Euch geſprochen, wie alle Eurer Tugend rühmlichſt erwähnt, wie in Nannettens Mund ſtets Liebe zu Euch, und Henriette ſtets voll Eures Lobes war — wollt Ihr wiſſen, wie ſich die Calviniſten nur gegen die neue Tücke ihrer Feinde verwahren. Doch es ſei! Ihr ſeid ein Mann, den ich bewundere; doch wenn ich ſelbſt jetzt nur von Liebe träume, wenn ich Calvinimus und alle Feindſchaft vergeſſen habe, ſo dürft Ihr das dem glücklichſten Jüngling nicht verargen."

„Ich werde kein ſtrenges Richteramt an Euch ausüben," verſetzte Theophile ſeufzend; in ſeinem Herzen hatten einige wehmüthe Saiten geklungen.

„Doch man beſtrebe ſich, ſein Fleiſch zu bekämpfen," ermahnte le Char.

„Von allen Seiten ſtrömen die Calviniſten mit Waffen nach la Rochelle," fuhr Ceſar fort. Ein zahlreicher Adel hat ſich beritten ſchon dort verſammelt. Die Aufforderungen an ihre Glaubensgenoſſen fliegen durch Frankreich; ich habe den Befehl, ſie im Oſten zu verbreiten. La Rochelle iſt der Sammel- und Waffenplatz. Dort regen ſich alle Hände, ſelbſt die zarteſten, ein großes Heer auszurüſten; denn jedes Herz glüht vor Rache und Kampfgier ob des neuen Wortbruches. Zwei Tage vor meiner Abreiſe zog die Königin von Navarra, Johanne d'Albret, mit ihrem liebenswürdigen Sohne, dem fünfzehnjährigen Heinrich und ihrer übrigen Familie, ihrem ganzen Hofſtaate und einem anſehnlichen Haufen bewaffneten Volkes, unter dem lauteſten Jubel der Rocheller und aller ſchon daſelbſt befindlichen proteſtantiſchen Krieger dort ein."

„Der Herr ſegne ihren Eingang!" rief le Chat begeiſtert.

„So iſt meine Rolle hier ausgeſpielt," ſagte Theophile mit einem Anſtrich von Freude. „Ohne dieß möchte Bretano's Spürnaſe oder eine von den Dolchſpitzen Katharinens ihr bald ein Ende gemacht haben. Denn wahrlich, eine Königin von Frankreich — und am wenigſten Katharina von Medicis — dürfte ſich nicht lange ungeſtraft von einem Schmiede verſchmähen laſſen. Bald müßte die Larve der Blödigkeit fallen — mit ihr mein Leben. — Dort hin ruft die heilige Pflicht."

„Zieh aus, mein Streiter Gottes! Zieh aus, mein Gideon, mein Judas Maccabäus. Der Her wird mit Dir ſein!" rief le Char mit immer höher geſteigertem Affecte.

Gaſtine hatte unterdeſſen einen Brief herbeigeholt, den er Charlot übergab. „Empfangt nun noch das Letzte und Schönſte, wertheſter Freund," ſagte er, „ein eigenhändiges Schreiben des Admirals an Euch, worin Ihr gewiß finden werdet, was Ihr zu thun habt und wünſcht."

Theophile durchflog den Brief, und ſagte dann ruhig: „Noch in dieſer Nacht werde ich Paris verlaſſen; der Admiral hat mich als Oberhauptmann berufen." Seine Augen glänzten bei dieſen Worten, ſein ganzes Geſicht war verklärt, und doch durchzuckte ein wehmüthiger Zug daſſelbe.

„Schon in dieſer Nacht?" rief Gaſtine beſtürzt. „Ei, da müſſen wir ja Anſtalt treffen, daß alles bereit iſt, und Euch auf der Reiſe nichts abgeht, auch daß wir den Abend noch freundſchaftlich bei einander zubringen."

„Ihr kommt meinem heißeſten Wunſche nur zuvor," verſetzte Teophile, und Gaſtine eilte davon, um ſeiner Familie die Abreiſe des Schmiedes und die dazu nöthigen Einrichtungen anzukündigen.

„Noch in dieſer Nacht!" jubelte le Char. „Das muß ich den treuen Brüdern verkünden. Auch werde ich einen Brief an Severin, den rüſtigen Arbeiter im Weinberge des Herrn, ſchreiben. Bald bin ich wieder bei Euch, um Euch zu ſegnen." Damit eilt er davon.

„Für die mir überbrachten Nachrichten bin ich Euch den größten Dank ſchuldig, mein lieber Ceſar," ſagte Theophile, als ſie allein waren; „und ich denke, Euch denſelben nicht beſſer abtragen zu können, als wenn ich Euch mit gleicher Münze bezahle. Ich habe Eurem Herzen eine ſehr angenehme Nachricht mitzutheilen, doch müßt Ihr mir die größte Verſchwiegenheit darüber angeloben."

„Mein Ehrenwort und dieſen Handſchlag zum Pfande!"

„Ich habe Euren Vater gefunden."

„Meinen Vater? Iſt's möglich?"

„Er erwartet Euch mit der Ungeduld liebender Sehnſucht."

„Barmherziger Gott! ſoll denn alle Freude ſo ſchnell nach einander über mich kommen! Wird mich denn dieß Uebermaß nicht erdrücken? Doch ſagt, wo finde ich ihn? Mein Herz verlangt ſein Recht, laut an dem ſeinigen zu ſchlagen."

„Ich werde Euch ſogleich zu ihm führen. Bei Nacht kehrt Ihr zurück, damit wir noch eine Stunde zuſammen verleben."

Sie gingen. In der Hausflur ſtand Madelon, und winkte Ceſar; er aber ſchien ſie zu vermeiden, und ſchritt, als hätte er nichts bemerkt, vorüber durch den Laden, wo ihnen Monſieur André eine ſehr tiefe

Verbeugung machte. Ceſar zog den Freund haſtig fort; bald trat er verwundert mit ihm in das Hotel des Marſchalls Gondi-Rez ein. Ein Diener führte ſie zum Kammerherrn.

„Er iſt es!" rief Charlot.

„Mein Sohn!" rief du Froiſſet. „Ich ſah Dich ſchon in St. Germain."

„Ihr mein Vater?" rief Ceſar. Doch die Natur führte ſie ſtürmiſch einander in die Arme. In Teophiles Auge glänzte eine Thräne, und ſtill ſchlich er ſich hinaus, die ſchöne Scene nicht zu ſtören. Seine Einrichtung war bald gemacht, ſein gutes Roß beſorgt. Das Louvre betrat er nicht wieder. Auf den ſtets möglichen Fall einer Flucht, lag bei Gaſtine die Kleidung eines königlichen Offiziers. Als er mit Paris fertig war, kehrte er in das ihm theure Haus zurück, um dort bis zur Stunde der Abfahrt zu verweilen. Im Laden ſtand Louiſe, und ſchien ihn zu erwarten.

„Ihr wollt uns verlaſſen, Charlot?" fragte ſie mit erzwungener Faſſung, doch zitterte ihre Stimme merklich.

„Die Pflicht ruft mich."

„O könnte ich mit Euch ziehen! Noch nie ſah ich la Rochelle, und doch iſt mein Herz dort mehr als hier."

„Und das meinige wird hier ſein — bei Euch." Er beugte ſich nieder, der Hauch ihres Mundes beſtreifte ihn, er ſog ihn von ihren Lippen. Ein Geräuſch ſchreckte ſie aus der erſten Umarmung. Monſieur André ſprang vergnügt hinter einem Faſſe hervor, er hatte die Liebenden belauſcht, doch ſein Vergnügen ließ ihn nicht ausdauern. War er doch jetzt aller Zweifel los; der Schmied hatte mit Madelon gebrochen, gewiß auf Ceſars Antrieb, und ſich zu Louiſen gewendet. Ein Rückfall war auch nicht zu befürchten; denn der gefährliche Charlot wollte ja Paris auf immer verlaſſen. Sich die buſchigen ſchwarzen Haare aus der Stirne ſtreichend, und mit einer hüpfenden Bewegung eilte er auf Theophile zu, und legte ihm ſein Bedauern an den Tag, daß er ſich ſo ſchnell entferne, doch klang ſein Beileid wie Jubelgeſang. Theophile antwortete ihm freundlich, und ging an Louiſens Hand in die Wohnzimmer der Familie hinauf. Das ganze Perſonal derſelben war verſammelt außer Chretien und Ceſar; der letztere ließ jedoch nicht lange auf ſich warten. Er trat ſehr aufgeregt in das Zimmer, und drückte Theophile ſchweigend, doch innig die Hand. Monſieur André ſchloß den Laden heute etwas früher als gewöhnlich, und verfügte ſich, vom Principal eingeladen, ebenfalls zur Geſellſchaft. Die Kinder jubelten. Ceſars innere glückſelige Zufriedenheit verkündete jeder ſeiner Blicke, jede Bewegung, jedes gleichgültige Wort; denn er ſprach es mit einem ganz beſonders weichem Klang und einer außergewöhnlichen Wärme. Sein Blick ruhete oft wonnetrunken auf Louiſen, aber ſie hatte keinen Sinn für ihn. Der lang ſchon ſüß geahnte Himmel der Liebe hatte ſich für ſie aufgethan; ſein Lichtglanz umwob ſie, ſeine Töne umrauſchten ſie. Das Wort war ausgeſprochen, und mit ſeinem Tone war ſie ſich nun aller tiefen Gefühle für Theophile bewußt geworden. Verklärt von ſtiller Wonne ruhten ſeine Blicke auf ihr. Die Mutter des Hauſes webte in froher Geſchäftigkeit, das Abſchiedsmal zu beſorgen. Nur Gaſtine war nicht ſo heiter, ſo geſprächig als ſonſt; man hörte ihm an, daß er ſich zwang, eine düſtere Laune zu verſcheuchen. Aber den ſchärfſten Gegenſatz zur allgemeinen Heiterkeit bildete Madelons eigenſinniges, heftiges Weſen, ihre nicht zu verbergende Unruhe und ihre mürriſchen Worte gegen die jüngeren Geſchwiſter, die Mägde, die Mutter, und alles, was ihr bei der Zubereitung des Tiſches in den Weg kam. Die andern waren jedoch alle zuviel mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Auch le Char hatte ſich wieder eingeſtellt, und das Häuflein Menſchen ſaß zuſammen, ſich mit ihren Hoffnungen und der dunkeln Zukunft beſchäftigend.

„Mich beſchleicht heute eine gar abſonderliche Wehmuth,“ bemerkte Gaſtine bei Tiſche. „Ich habe Euch ſehr liebgewonnen, mein Sohn Charlot, und deßhalb ergreift mich die Trennung von Euch ſo ſchmerzlich.“

„Wir werden uns bald wiederſehen, mein Vater,“ entgegnete Theophile, „und ich hoffe unter beſſeren Verhältniſſen.“

„Mir iſt es, als könnte ich keinen Glauben daran gewinnen; eine trübe Ahnung bemächtigt ſich meiner Seele, als ſchieden wir auf ewig.“

„Ihr verderbt durch ſolche Reden gewiß jedesmal die Freuden des Zuſammenſeins,“ warf Madelon ſehr empfindlich ein, vielleicht, um einer erwachenden inneren Stimme kein Gehör zu geben.

„Es iſt wahr; laſſen wir das!“ ſagte Gaſtine in ſeinem gewöhnlichen gutmüthigen Tone, und ſchien, wie immer, das Harte in Madelons Rede ganz zu überhören. „Wir wollen uns mit den Hoffnungen eines herrlichen Sieges über unſere Glaubensfeinde und Verfolger den letzten Abend zu verſüßen ſuchen.“

„Vertraue auf den Herrn; er wird's wohl machen,“ ſagte le Char.

„Aber wo iſt denn Chretien?“ fragte plötzlich Gaſtine! „Der junge Menſch war den Abend noch nicht geſehen worden, ſein Platz am Tiſche war unbeſetzt. Niemand konnte Rechenſchaft über ihn geben. Doch indem man ſich noch über ſeine Abweſenheit wunderte, öffnete ſich die Thüre, und der Vermißte trat im Reitkleide herein, ging auf den Vater zu, ließ ſich auf ein Knie nieder, und ſagte: „Gebt mir Euren Segen, Vater, und entlaßt mich aus Eurem Hauſe. Es iſt mein feſter Entſchluß, unter die Kämpfer meines Glaubens zu treten; verſagt mir Eure Einwilligung nicht; denn ich bekenne, daß ich auch ohne ſie nach la Rochelle eilen würde. Ich bin alt und ſtark genug, Soldat zu werden; die Calviniſten bedürfen junger Arme; Ceſars Erzählung hat den Funken in mein Herz voll Zunder geworfen, es brennt in lichten Flammen des Muthes und der Begeiſterung für die Sache unſeres Glaubens. Darum laßt mich mit dieſem Manne ziehen, der mein Vorbild iſt. Und Ihr, Verkünder des göttlichen Worts, der Ihr mich erzogen und im reinen Glauben unterwieſen," wandte ſich der Jüngling zu le Char, „gebt auch mir Euren prieſterlichen Segen zu meinem Vorhaben." Alle waren ſtumm vor Erſtaunen; Chretien, der geſtern noch ein Knabe ſchien, war heute zum vollendeten Jüngling geworden. Seine Geſtalt war erhabener, ſein Blick ſicherer, ſeine Stimme ſtärker und feſter, ſein Ausdruck gewandter und bezeichnender.

„So willſt auch Du mich verlaſſen?" rief der Vater endlich ſchmerzlich.

„Ihr habt der Kinder noch mehr, Ihr habt noch Söhne" verſetzte Chretien geſetzt.

„Laßt ihn ziehen! Er iſt ein Werkzeug des Himmels," ſagte le Char. „Gott thut Zeichen und Wunder, und erweckt Löwenkraft in den Herzen der Kinder. Er gibt uns dadurch ein Zeichen des Sieges." Der Vater legte wehmüthig ſeine Hand auf des Sohnes Haupt, und ſchien ſtill zu beten; die Mutter ſchluchzte laut, dem Vater, Theophile und Louiſen wurden die Augen ebenfalls feucht, und nur Madelon ſchien nicht gerührt. Des Predigers Geſicht ſtrahlte hohe Wonne aus. „Ziehe mit Gott!" ſagte

Gaſtine mit ſchwankender Stimme, „Du willſt für keine ſchlechte Sache kämpfen, und ich darf Deinen Arm ihrem Beiſtande nicht entziehen. Sieh unſern wackern Freund Charlot als Deinen Vater an, und folge ſeinem Rath. Und Ihr, mein Liebwertheſter, entzieht ihm Eure Liebe nicht, überlaßt ihn nicht ſich ſelbſt, leitet ihn, laßt ihn Euren Sohn ſein.“ Theophile gab dem weinenden Manne mit einem Handſchlag das Verſprechen, ſich des Jünglings nach Kräften anzunehmen, und umarmte dann den muthigen Chrétien. Dieſer erzählte nun, wie er im Stillen ſich alles zur Reiſe angeſchafft. Sein Pferd ſtand ſchon geſattelt, ſein Bündel war geſchnürt und darauf geſchnallt; er war in jeder Minute zum Aufbruch bereit. Unter mancherlei Geſprächen verflogen noch einige Stunden; aber ein düſterer Geiſt brütete über der Geſellſchaft. Die Scheideſtunde ſchlug. Theophile erhob ſich; da ſtürzte Louiſe, alle Umgebung vergeſſend, in ſeine Arme, und der Liebe reinſte Küſſe glühten ihr auf Wange und Stirn. Der Abſchied löſte das Siegel von den ſich ſtumm liebenden Herzen. „Gott ſegne Euren Bund!“ rief Gaſtine. „Ja, Ihr werdet glücklich ſein. Ihr verdient es, und ſeid geſchaffen, einander zu beglücken.“ Der Prediger hatte ſeine Hände auf ihre Häupter gelegt und betete fromm und inbrünſtig. Dann ſprach auch er ſeinen kräftigen Segen über ſie aus. Madelon hatte ſich, von einem ſehr ſchmerzlichen Gefühl überraſcht, abgewendet; André ſuchte ſich ihr in dieſem Augenblicke bemerklich zu machen; mit Verachtung ſchob ſie ihn bei Seite.

„Der Bürgermeiſter in la Rochelle wartet auf Deine Erklärung,“ ſagte Ceſar an Theophile's Bruſt, als ſich Alle gegenſeitig umarmten. „Eile damit, und hole die Schweſter als Deine Braut, dann lege mir die Deinige mit derſelben Freude in den Arm, mit der ich die meinige an Deiner Bruſt liegen ſah.“

„Gott befohlen!“ rief Theophile. „Hüte Dich vor dem Duc!“ flüſterte er Ceſar zu, als die Andern mit dem ſcheidenden Chretien beſchäftigt waren.

„Ich werde ſeine Schwelle nicht wieder beſchreiten. Verlaß Dich darauf!“ entgegnete Ceſar ebenſo.

„Es gibt der Verſuchungen viele, und Dein Blut hat noch nicht Ruhe genug!“ warnte Theophile.

„Ich ſtehe für mich! Ein Wort zieht mich zu Euch nach la Rochelle wie mit Ketten, und das heißt: Jeannette!“

Chretien wand ſich aus Vater- und Mutterarmen.

Theophile riß ſich von Louiſen los. Le Char ſprach Segensworte und himmliſche Tröſtungen, verhieß Sieg und Wiederſehen, und verſüßte durch ſeine Zuſprache das Herbe des Abſchieds.

„Unter Colignis Fahnen ſehen wir uns nächſtens wieder!“ rief Ceſar den davon Eilenden zu.

Im Hofe ſtampften die Roſſe. Die Reiter ſchwangen ſich hinauf; große weiße Mäntel umhüllten ſie. Hinaus ging's in die Nacht dem Morgen entgegen. Als ſie durch die Hinterpforte verſchwunden waren, jubelte André allein innerlich; denn der ihm vom erſten Augenblick ſeines Erſcheinens ſo gefährliche Weißmantel war ja fort, und der kleine Mann athmete freier. Mit ganz beſondern Plänen beſchäftigt, die bald zur Ausführung kommen ſollten, legte er ſich zu Bette. Aber ſo wie er, trug jedes Mitglied des Gaſtiniſchen Hauſes in dieſer Nacht ſeine eigenthümlichen, von denen des Andern himmelweit verſchiedenen Gedanken mit in ſeine Kammer. Doch ſo ſehr auch die Gegenſtände und die darüber angeſtellten Betrachtungen von einander abwichen, darin ſtimmten alle überein, ihren Beſitzern den Schlaf zu rauben, und ihnen nur einen unruhigen, ermüdenden Morgenſchlummer zu gönnen.

Sechszehntes Kapitel.

— — Meßbuch oder Bibel —
Mir iſt's all Eins — Ich hab's der Welt bewieſen.
Schiller in Wallenſteins Tod.

„Du ſollſt mich anhören, abſcheulicher Menſch!“ ſagte Madelon am zweiten Tage darauf, als es ihr geglückt war, endlich mit Ceſar allein zu ſein. „Und wenn Du auch wieder ein ächter Calviniſt geworden biſt, ſeit Du Dein ſchmachtendes Liebchen in la Rochelle geſehen, ſo bedarf ich doch Deiner Hülfe, Deines tüchtigen Beiſtandes jetzt, und den wirſt Du mir doch nicht entziehen, wenn ich Dich verſichere, daß ich ſeiner ſehr, ſehr bedarf."

„So laßt hören, ſtolze Schöne; ich bin zu thun bereit, was in meinen Kräften ſteht."

„Ich habe den Herzog in drei Wochen nicht geſprochen; er war zu ſehr am Hofe und in St. Germain beſchäftigt."

„Nun, was folgert Ihr daraus für mich?"

„Ei ſeht doch! Hat ſich das Blättchen ſo ſchnell gewendet? Ihr waret doch ſonſt ſehr eitel auf des Herzogs Gunſt! Hat ſie Euch etwa geſchadet, junger Herr?"

„Verſchont mich mit Euern Sticheleien, und ſagt mir lieber, was Ihr von mir begehrt. Ihr habt mein Wort, ich erfülle jeden Eurer Wünſche, wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt."

„So geht ſogleich zum Herzog, und meldet ihm — daß er Vater ſein wird."

„O Gott erbarme ſich Eurer! Meine Ahnung!"

„O ſchweigt, ich bitte Euch! Von Euch erwarte ich weibiſche Klagen, calviniſtiſche Winzeleien und ſtrenge Gerichtsſprüche am allerwenigſten, und deshalb beehre ich Euch mit meinem ganzen Vertrauen. Ich weiß, wie Ihr über unſern Glauben denkt, und oft genug ſind ſich unſere Anſichten begegnet. Darum werdet Ihr ſo wenig wie ich glauben, ich habe eine Sünde gethan. Wenn lieben eine Sünde iſt, ſo iſt die Erhaltung des Geſchlechts ein Gräul. Oder meint Ihr, ich hätte mein liebeglühendes Herz in dieſen calviniſtiſchen Eisgruben vergraben ſollen, um es abzukühlen? Ich hätte geduldig warten ſollen, bis es einem langweiligen Frömmling gefallen, mich mit Singen und Beten ins Ehebette zu führen? O laßt Euch nicht auslachen, junger Mann! Euer Geſicht ſtraft Euch ſelbſt Lügen. Die Geſetze der Natur hab' ich erkannt, und ſie befolg' ich. Was gehen mich die des alten ausgedorrten Calvin an! Der hatte keine Ahnung, wie's dem verlangenden ſehnſüchtigen Herzen zu Sinne iſt. Ich habe den Herzog geliebt, ich lieb' ihn noch bis zur Raſerei. Ich war vom erſten Augenblick ſein mit Leib und Seele, und bereue es auch heute nicht, was auch daraus folgen mag? Doch denkt darüber wie Ihr wollt, mein Freund, ich werde dem Herzog ganz und gar angehören, ſo lang er mich mit ſeiner Liebe beglückt. Wozu bedarf es der Ehe? Der Herzog darf mich nicht heirathen; aber lieben darf er mich; und Liebe, nur Liebe verlang' ich von ihm." —

„Und was ſoll ich vom Herzog fordern?"

„Daß er mich aus dieſem Hauſe entferne und mich vor der Rache der Calviniſten ſichere." —

„Und wenn er es nicht thut? Wenn er nur eine

Galanterie mit Dir trieb, Madelon? Wenn er Dich in den Armen einer Andern vergeſſen hat?“

„So ſtoß ihm den Degen durch die Bruſt! Das iſt Deine Ritterpflicht! Sie biſt Du mir ſchuldig als mein Freund und Vertrauter. Wo nicht, ſo ermord' ich ihn mit dieſem Dolch.“

„Ihr ſeid fürchterlich, Madelon, und reißt mich mit Eurer Heftigkeit hin. Ich werde zum Herzog gehen.“

„Das rathet Euch Gott!“ ſagte das ſtolze Mädchen und verließ den in düſtre Gedanken verſunkenen Jüngling. Er machte ſich ohne Verzug auf den Weg nach dem Palais des jungen Guiſe. Freundlich kam ihm der Herzog Heinrich bis an die Thüre ſeines Vorzimmers entgegen. „Ei!“ rief er herablaſſend, „ſeit St. Germain habt Ihr nicht wieder an mich gedacht. Schon glaubte ich, etwas bei Euch verſehen zu haben, oder Euch mit reuigem Gemüthe in die Betkammer der Calviniſten verſchloſſen, als mir der Kammerherr du Froiſſet, mein beſonders hochgeſchätzter Freund, geſtern bei der Cour anvertraute, daß er in Euch ſeinen Sohn gefunden habe. Meine Freude darüber kennt keine Grenzen; denn Ihr ſeid nun ganz der Unſrige. Doch erlaubt mir Eigennützigen eine Frage, mich ſelbſt betreffend: Wie befindet ſich meine geliebte Madelon, deren Zärtlichkeit mich in einer Ewigkeit nicht erquickte?“

Ceſar richtete mit möglichſter Ruhe ſeinen Auftrag aus. Der Herzog hörte mit ſteigender Aufmerkſamkeit zu. Als der Unglücksbote fertig war, rief Heinrich Hände ringend aus: „O eilt! eilt, mein Theurer, die Angebetete von der Angſt zu befreien! Sagt ihr, daß ich ſie mit Sehnſucht, mit der Liebespein eines Bräutigams erwarte. Ich will ſie ſchützen, lieben, verehren; auf den ſchönſten meiner Schlöſſer ſoll ſie wohnen, und ſie ſoll dort herrſchen, wie über mein Herz.“

„Euer Edelſinn entzückt mich, Herr Herzog,“ ſagte Ceſar, „und ich kann Madelon nicht um ihre Liebe tadeln. Aber laßt uns ruhig überlegen, wie wir das Mädchen ohne Aufſehen aus ihrem elterlichen Hauſe und aus der Stadt entfernen!“

„O überlegt Ihr für mich! Ich gebe Euch Macht und freie Hand! Thut was Euch beliebt, nur ſchnell, damit ich die Liebenswürdige bald umarme. Ihr ſeid ja unſer Freund, und ich werde einen kleinen Theil der Euch ſchuldigen Verbindlichkeiten noch heute abzutragen ſuchen. Ruft mir Euren Vater! Ja ihm, ihm darf und will ich mich anvertrauen. Er ſoll Madelon begleiten; er ſoll ſie auf mein Schloß führen. Auch will ich wegen Eurer mit ihm ſprechen.“

Ceſar wollte ſich empfehlen. „Noch Eins!“ rief ihm der Herzog lächelnd zu. „Die drei ſchönſten Damen unſeres Hofes haben ihre Blicke auf Euch geworfen, als ſie Euch in St. Germain geſehen. O ſie haben ſcharfe Augen! Und wer meint Ihr wohl?

Wahrlich nichts Geringeres als des Königs Schweſter, die reizende Margot Valois, die liebenswürdige junge Herzogin von Nevers und die ſchöne Gräfin de la Bruyere. Man hat mich mit Fragen beſtürmt, wer Ihr ſeid, und ich habe Euch meinen Kammerherrn und Oberſtallmeiſter genannt. Wollt Ihr mich Lügen ſtrafen? Ihr erhaltet noch heute das Patent; dann beginnt Eure Eroberungen mit Glück, und ich ſeh' Euch ſchon als Hofmarſchall. Nun geht, ruft mir Euren Vater!" Ceſar wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Er taumelte fort und die Worte: Kammerherr, Oberſtallmeiſter, Margot Valois, Herzogin von Nevers, Gräfin de la Bruyere, klangen ihm unaufhörlich in den Ohren. Er konnte gar nicht zur Beſinnung kommen, ſo viel Mühe er ſich auch gab, ſich zu ſammeln. Bald ſchwebte ihm die Geſtalt der mit allen Reizen weiblicher Jugend geſchmückten Prinzeſſin Margaretha vor, deren Schönheit damals nicht übertroffen wurde, er meinte in die unergründliche flammende Tiefe ihrer ſchwarzen Augen zu ſehen, und erblindete faſt durch die Einbildung; bald meinte er ſeinen Namen, von der klangvollen zarten Stimme der ſchönen Herzogin ſehnſüchtig gelispelt, zu vernehmen, bald lockten ihn die liebefordernden Blicke der Gräfin; bald ſah er eine ganze reizende Frauenſchaar ſich um ihn ſtreiten, hörte ihre Schmeicheleien und Gunſtbezeugungen; bald glaubte er ſich im goldgeſtickten Kleide an der Seite des Herzogs am glänzenden Hofe zu erblicken, ſah ſich höher ſteigen, und von Margots Armen umſchlungen, von ihren Glutküſſen begeiſtert, griff er kühn nach den höchſten Würden des Reichs. Mit ſolch gigantiſchen Luftſchlöſſern im Kopfe, die natürlich für keine andre Ueberlegung Raum ließen, langte er bei du Froiſſet an.

Die zärtlichſte Vaterneigung empfing ihn. Ceſar theilte dem Glücklichen, ſo viel ihm in ſeinem jetzigen Zuſtande möglich war, Charlots Abreiſe und die endliche Erklärung ſeiner Liebe an Louiſe, ſo wie deren Leidenſchaft für ihn mit. Des Vaters Herz erfüllte immer größere Wonne. Dann verabredeten ſie mit einander, wie Ceſar ſich Louiſen entdecken und ſie hierher führen ſollte. Zugleich ſprach der Sohn den Wunſch des Herzogs von Guiſe aus, daß der Vater ihm ſchnell zu jenem folgen ſollte, und verheimlichte auch den Grund dieſes Verlangens nicht.

„Ich bedaure das Mädchen,“ ſagte du Froiſſet. Der Duc iſt kein treuer Liebhaber; ich wette, er liebt ſchon eine Andre, und nur augenblickliche Rührung vermag ihn zu dieſen Schritten. Aber an ſolchen Vergehungen iſt die verkehrte Einkerkerung der Calviniſten Schuld. Sie wollen die Sünde im Keime erſticken, allein ſie bedenken nicht, daß die gedrückte Feder um ſo wilder und gewaltiger aufſchnellt, wenn ſie einmal ſich losreißt, je ärger ſie früher gepreßt wurde. Sie haben die Klöſter aufgehoben, aber ihre ganze Kirche bildet ein Kloſter. O Madelons Unglück erinnert mich nur allzu lebendig an die unſelige Geſchichte meines eignen Herzens. Wahrlich, ich liebe die Lehren der katholiſchen Kirche nicht, ich muß ihre Prieſter verachten, aber ſie iſt mir doch lieber als die calviniſtiſche, die aus dem Menſchen einen gefühlloſen Klotz machen will, der nur Gebete und wieder Gebete herplappert. Arme Madelon! Auch Du biſt ein Opfer dieſes Unſinns geworden. Ich kenne Dich nicht, aber mein Herz nimmt großen Theil an Dir. Doch wir müſſen des Herzogs Stimmung zu Madelons und Deinem Beſten ſogleich benutzen. Er iſt Dir ſehr gewogen, und wünſcht Dich in ſeine Dienſte."

„Mein Vater, ich gelobte einer Braut, ſchnell heimzukehren, ich verſprach dem Großvater, bald wieder ſeinem Hauſe anzugehören, ich ſchwur dem Admiral zu, mich unter ſeine Krieger zu ſtellen. Darf ich drei Eide brechen?"

„Was weiß die Liebe von dieſem blutigen Streite der Meinungen; ſie liebt. Und wenn Jeannette Charlot dem Katholiken Ceſar nicht mit derſelben Freudigkeit ihre Hand reicht, als dem Calviniſten, ſo preiſe Dich glücklich, ſie nicht zu beſitzen. Iſt ſie Dir aber ergeben, wie eine wahrhaftige Braut muß, ſo gibt es ſchon Mittel und Wege, ſie Dir zuzuführen, und ich ſchwöre es Dir: ſie ſoll Dein ſein."

Ceſar ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Euch ſind die Calviniſten fremd geworden," ſagte er dann.

„Als Du dem Großvater wiederzukehren verſprachſt, hatteſt Du noch nicht den Vater gefunden. Wer hat nun ein näheres Recht auf Dein Herz? Bei ihm, in ſeinem Hauſe warſt Du lange, und der Unduldſame, der finſtre, zelotiſche Calviniſt ſtieß Dich hinaus, weil Du liebteſt, und nur des Schmiedes ungewöhnliche Thaten erwarben Dir erſt ſeine Zuſtimmung zu Deiner Liebe. Ich beſaß Dich noch nie. Mein Herz ſehnte ſich viel lange Jahre vergebens nach Deinem Umgang; und nun hätte ich kaum Minuten das größte Glück genoſſen, was mir auf Erden noch blühen konnte, und Du wollteſt es mir ſchon wieder grauſam mit Dir entreißen? Ich ſollte allein, hülflos, kinderlos dem Alter entgegen wanken, und mich im Schmerz verzehren, Dich nicht um mich zu haben, von Deiner Liebe nicht gepflegt zu werden? O dann wäre mir beſſer geweſen, ich hätte Dich nicht gefunden! Die Wunde ſchmerzte mich wohl noch zuweilen, aber ſie blütete doch nicht mehr. Du würdeſt durch Deine Entfernung nicht nur die alte wieder aufreißen, ſondern mir noch eine neue und tiefere ſchlagen. Und welcher Sache wollteſt Du Deinen Vater aufopfern! Dem Fanatismus eines Glaubens, den Du ſelbſt nicht für den wahren erkennſt, dem Dein Herz ſo wenig zugethan iſt, wie das meine. Haſt Du mir nicht geſtanden, wie ſehr dieſe Nebelſchwere Düſterheit Dich beängſtige, wie dies ewige Frommthun Dir zuwider ſei? Und Du wollteſt Dich desohngeachtet zu überreden ſuchen, Du ſtritteſt für die Freiheit dieſes

Glaubens, da es doch eigentlich nur die Abſichten des zurückgeſetzten Hauſes Bourbon auf die Theilnahme an der Verwaltung des Reichs ſind, für die ſich die unglücklichen Hugenotten in ihrem Wahne hinſchlachten laſſen? Du bewunderſt dieſen Schmied. Es iſt wahr, er iſt ein ehrenwerther Mann. Aber iſt er auch ein freier, ſelbſtſtändiger Mann? Vermag ſein beſchränkter Geiſt ſich zur Sonnenhöhe des freien Urtheils über die Schwäche ſeiner Kirche zu erheben? Er iſt Sklave der Prediger und des Admirals, er befolgt blindlings ihre Befehle, und iſt nichts als ein Werkzeug in ihren Händen. Er hat keinen freien Willen, und würde unglücklich ſein, wenn er ihn hätte. Stehſt Du nicht höher, weit höher, Ceſar? Du haſt mit ſcharfem Blick die Verhältniſſe ſchon geſchieden und die beſſern erkannt. — Kannſt Du noch wählen, Ceſar?"

„Ich bleibe!" ſagte dieſer nach kurzem Kampfe beſtimmt.

„So erſt biſt Du mein Sohn!" rief du Froiſſet und umarmte den Jüngling. „So erwartete ich Dich, und die Wahl ſoll Dich nie gereuen. Nun zum Herzog!"

Ceſars Patent war ſchon ausgefertigt, als ſie dort ankamen; der Herzog begrüßte ſie mit der größten Herablaſſung und unterſchrieb es dann in ihrem Beiſein. Unter dem Namen ſeines Vaters, du Froiſſet, wurde Ceſar zum Kammerherrn und Oberſtallmeiſter des Herzogs mit einem ſehr hohen Gehalte beſtellt. Ceſar dachte an keine Widerrede mehr; denn ſchon tanzten ihm die Prinzeſſin Margot, die Herzogin von Nevers, die Gräfin de la Bruyere und alle die reizenden Hofdamen wieder vor den Augen ſeiner üppigen Phantaſie. Der Herzog beredete nun mit dem Vater Madelons Flucht. Es wurde beſtimmt, daß Ceſar ſich ſogleich nach Hauſe verfügen und ihr den Plan mittheilen ſollte.

Gegen Abend ſollte er ſich zuerſt aus Gaſtine's Haus entfernen, und am äußerſten Ende der Straße St. Denis des Herzogs Wagen beſteigen, welcher dort ſeiner warten ſollte, um kein Aufſehen zu erregen; Madelon ſollte ſich ſpäter wegſchleichen, ſchnell in den Wagen gehoben, und nach des Herzogs Palais gebracht werden, von wo aus nach einer Stunde der Liebe du Froiſſet ſie auf ein einſames aber ſchön gelegenes Jagdſchloß bringen ſollte.

Mit dieſer Inſtruction verließ Ceſar den Herzog, um noch heute als erſter Diener deſſelben zurückzukehren.

Siebenzehntes Kapitel.

Geſelle und Meiſter
Die hatten Streit.
Da ließ der Geſelle
Die Arbeit zur Stelle,
Und iſt nun gezogen
Gar weit, gar weit.

Der Schmied, von F. C. Scherer.

Dem kleinen André hatte die Enthüllung liebender Zuneigung zwiſchen Charlot und Louiſe d'Alban kurz vor des Erſteren Abreiſe mit mancherlei ſeltſamen Gedanken erfüllt. Zuvörderſt war er bei Madelon vor dem ſo ſehr gefürchteten Schmied als Nebenbuhler ſicher, und glaubte ſich ſchon deshalb ſeinem Ziele um einen Rieſenſchritt näher. Sodann aber regte ſich in ſeinem Herzen ein gar mächtiges Verlangen, die ſchöne Kaufmannstochter eben ſo an ſich zu ziehen, und mit Zärtlichkeiten zu überhäufen, wie Charlot mit Louiſen gethan hatte. Dieſer köſtliche Anblick hatte in ſeiner Bruſt Wünſche und Stürme erregt, die die Einſamkeit der Nacht nicht befriedigen und ſänftigen konnte. Mit Ungeduld erwartete er den Nachmittag des folgenden Tages, wo er um die Erlaubniß eines Ausganges bitten durfte. Ohne Verzug begab er ſich zu ſeiner Mutter, die für ſehr reich und fromm galt, ein großes Haus in der Vorſtadt du Temple beſaß und ſtets vielen Beſuch von Mönchen, Jeſuiten und andern gut katholiſchen Leuten um ſich verſammelt ſah. Die gute Frau hatte nicht die entfernteſte Ahnung vom Abfall ihres einzigen geliebten Sohnes, noch von der Ketzerei des Hauſes, in welchem er ſeine Lehrjahre geſtanden, und nun als Diener conditionirte, und worin er ſich ſo wohl zu befinden ſtets vorgab.

André war klug genug, in ihrem Beiſein den Heiligen ſo geſchickt zu ſpielen, daß ſie nicht an die Wahrheit würde geglaubt haben, ſelbſt wenn man ihr ſolche hinterbracht hätte. Maurice hatte eine lange geheime Unterredung mit der Mutter, an der nur ein einziger Hausfreund von der Geſellſchaft Jeſu, der Pater Ambroſius, Antheil nahm, und verfügte ſich dann gegen Abend wieder nach der Straße St. Denis. Mit hoffärthigem Pfauentritt ſtolzirte er durch den Laden, zog den Hut mit ausnehmender Freundlichkeit vor Herrn Gaſtine, grüßte Madelon mit zärtlichen Blicken und lächelte recht ſeelenvergnügt und ſelbſtgefällig in ſich hinein. Er war denſelben Abend ſehr geſprächig, obgleich ihm Niemand antwortete, und verrichtete alle Geſchäfte mit einer ungewohnten Haſt.

Die heutige Nacht entſchädigte ihn für die Schlafloſigkeit der vorigen; denn ſie wiegte ihn in die ſüßeſten Träume, in die alle Madelons reizendes Bild verwebt war.

Am andern Morgen rumorte er ſchon früh in ſeiner Kammer, putzte und bürſtete, und dieſe Beweglichkeit verließ ihn den ganzen Vormittag im Laden nicht. Gaſtine, der dies bemerken mußte, ſagte ſehr freundlich zu ihm: „Ei, mein Lieber, es ſcheint, als wollt Ihr heute Euren äußeren und inneren Menſchen recht reinigen und ſäubern, und Euch ſo würdig vorbereiten auf das hohe Feſt des Engelfalls, welches wir dieſe Nacht mit dem Abendmahle unſeres Herrn und Heilandes feierlich begehen werden?“

„Ja wohl, mein hochverehrter Herr Prinzipal, gedenke ich das, und noch mancherlei mehr, wie ich z. B. künftig ein noch weit frömmeres, beſſeres und glücklicheres Leben führen will,“ antwortete der kleine Mann und lächelte pfiffig dazu.

„Das iſt ſehr löblich von Euch!“ bemerkte Gaſtine.

Als das Mittagsmahl eingenommen war, und Herr Gaſtine ſich, wie gewöhnlich, auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte, trat André die heute ſehr lebhafte Madelon mit der höflichen Bitte an, ſeine Funktionen im Laden doch während einer halben Stunde gütigſt zu verrichten, weil er mit dem Vater etwas höchſt Nothwendiges allein zu ſprechen habe.

Nach erlangter Zuſage des ſchönen ſtolzen Mädchens, nahm er ſich die Freiheit, was er noch niemals gethan, ſich mit einem zärtlichen Handkuß von ihr zu beurlauben. Lächelnd ſah Madelon dem Glückſeligen nach, als ahnete ſie, was er vorhabe. Er aber eilte nach ſeiner Kammer, warf ſich ſchnell in ſeinen beſten Staat und ſchritt gravitätiſch, doch mit hochklopfendem Herzen nach des Prinzipals Zimmer.

Als er ſich noch einmal friſchen Muth geſchöpft hatte, trat er hinein. Gaſtine erhob ſich, nicht ohne Zeichen des Erſtaunens ſogleich hinter ſeinen Büchern aus dem großen Ruheſtuhl, ging auf den Diener zu und ſagte:

„Ei Monſieur André, ſo im Staate! Seid Ihr vielleicht gekommen, mir und meinem Hauſe Valet zu ſagen, weil heute des Quartals Ende iſt, ſo thut es mir leid; denn ich verliere einen ſo thätigen frommen Gehülfen nicht gern aus meiner Handlung.“

„Keineswegs, hochgeehrter Herr Gaſtine. Mein Erſcheinen hat vielmehr gerade das Gegentheil von Eurer Muthmaßung zum Zwecke,“ erwiederte André froh, einen ſo ſchicklichen Anknüpfungspunkt ſeines Vortrages gefunden zu haben.

„Es wird Euch bekannt ſein, wertheſter Herr Prinzipal,“ fuhr er fort, nachdem er ſich geräuspert hatte, „wie ich, als das einzige Kind meiner Frau Mutter, der Erbe eines nicht ganz unbedeutenden Vermögens bin. Es hat der gütigen Mama aus ganz beſonderer Liebe zu mir gefallen, mir den größeren Theil ihrer Habe noch bei ihren Lebzeiten und zwar dieſer Tage noch abtreten zu wollen. Ein begüterter Freund derſelben will mir dazu noch ein großes Kapital ohne Zinſen vorſtrecken, ja er hat mir ſogar Hoffnung gemacht, daß er daſſelbe niemals zurückfordern würde. Da ich nun in diejenigen Jahre gekommen bin, wo jeder gern ſein eigner Herr ſein möchte, da mir die Mittel nicht fehlen, ein eigenes anſehnliches Geſchäft zu betreiben, da ich endlich in Eurem Hauſe in der edlen Handlungswiſſenſchaft ſo viel profitirt zu haben glaube, daß ich mit Gottes Beiſtand ein ſolches Unternehmen wohl wagen dürfte, ſo würde mich deſſen gewiß Niemand weniger verdenken, als Ihr, werthgeſchätzter Herr Gaſtine. Dahin ſteht aber, wie ſchon einmal reſpectvoll verſichert, keineswegs mein Sinn, ſondern ich möchte meine bei Euch geſammelten Erfahrungen und Kenntniſſe noch ferner zu Eurem Nutzen verwenden, und auch die mir zur Verfügung geſtellten Kapitalien in Eurer Handlung anlegen, und mir, mit Eurer gütigen Erlaubniß, nur einen kleinen Nutzen dabei bedingen. Wozu der Herr im Himmel ſeinen Segen geben möge!“

„Das heißt mit andern Worten: Ihr wünſcht mein Compagnon zu werden,“ verſetzte Gaſtine.

„Es ſoll noch etwas mehr heißen, verehrteſter Herr,“ fuhr der kleine Diener lächelnd fort, „wie Euch ſogleich klar werden wird, wenn es Euch beliebt, mir noch einiges geneigtes Gehör zu ſchenken.

Gern möchte ich unter Eurer verſtändigen Leitung mir künftig mein Leben gewinnen, und mit Euch zu gemeinſchaftlichem Vortheil verbunden ſein, doch unterſteht ſich mein Herz Euch noch ein weiteres Band zwiſchen Euch und mir vorzuſchlagen, ein unauflöslicheres, als jede Compagnieſchaft, ja das mich ewig an Euch und Euer Haus feſſeln würde.“

„Ihr macht mich ſehr begierig, dies kennen zu lernen.“

„Sollte Euer Scharfſinn noch nicht errathen haben, daß Ich Eure liebenswürdige Tochter Madelon meine? Der Menſch iſt nicht geſchaffen, daß er allein ſei. Ein Weib macht erſt den Mann, und ſo gedenk' ich es denn mit Madelon zu verſuchen, der mein Herz lange ſchon im Stillen abſonderlich zugewandt iſt. Zwar iſt ſie etwas ſtolz und hochfahrend, doch denk' ich, wenn ich ihr von vorn herein gleich das Hausregiment zugeſtehe, wird ſich Alles zu gegenſeitiger Zufriedenheit machen. Der Erzvater Jacob kam auch in das Haus ſeines Schwiegervaters Laban und dienete um deſſen Töchter. Laßt mich's nur geſtehen, ich habe Euch eigentlich auch nur um Eure Tochter gedient; denn mein Herz hat ſie ſchon ſeit Jahren verehrt. Aber ich habe es beſſer mit Euch vor, als Jacob mit Laban. Ich will Euch die geliebte Tochter nicht aus dem Hauſe führen und mit ihr und meinem verdienten Gute davon ziehen, ſondern ich will ſeblſt bei Euch bleiben und meinen Reichthum noch zu dem Eurigen ſchlagen. Es kommt demnach nur auf Euer väterliches Jawort an, um welches ganz ergebenſt nachzuſuchen ich vor Euch erſchienen bin.“

Ueber des Kaufmanns rundes Geſicht waren im Verlauf der Rede des kleinen Handlungsdieners allmählig Wolken gezogen. Als André geendet, ſtand Gäſtine auf, rieb ſich die Stirne und maß die Stube einigemale mit langen Schritten.

„Ich weiß die Ehre zu ſchätzen, die Ihr mir durch Euren Antrag erweißt, Monſieur André," begann er endlich in einem Tone, dem man anhörte, daß es ihm ſelber leid that, alſo reden zu müſſen. „Ich bin Euch auch ſehr dankbar dafür. Wenn Ihr aber meint, es komme jetzt nur auf mein Jawort an, ſo irret Ihr Euch doch gar ſehr, und ich gebe Euch zu bedenken, daß es hauptſächlich auf Madelons Neigung zu Euch und ihre Willfährigkeit zur Ehe ankommt. Wären dieſe vorhanden, ſo ſollte Euch mein Jawort nicht fehlen."

„Aber Ihr ſeid doch Vater. Euer Wille muß ihr heilig, muß ihr Befehl ſein."

„Wohin denkt Ihr, Monſieur André! Wie würde ich meinem Kinde meinen Willen aufzwingen, wie ſie zum Traualtar ſchleppen, wenn ihr Herz nicht Ja und Amen zu dem Bunde geſagt hätte! Wie könnt Ihr mir als ein wahrer Calviniſt ſolches anmuthen? Es wäre ja nicht nur lieblos, ſondern tyranniſch und gottlos. Nein, Monſieur André! Und da ich nun von meiner Madelon oft und viel gehört, daß ſie zu Euch nicht die geringſte Zuneigung verſpüre, dieweil Ihr mit Eurer Bewerbung eben nicht heimlich gethan habt, ſo muß ich Euch deshalb inſtändigſt bitten, Euch diese Gedanken vergehen zu laſſen. Behaltet Ihr Euer Geld; ich will meine Tochter behalten."

„Iſt das Euer letzter Beſcheid?" fragte André trotzig.

„Ihr wißt meine Geſinnung ein für allemal."

„So werdet Ihr mir meine Zeugniſſe ausſtellen, und mir erlauben, daß ich morgen Euer Haus verlaſſe; ich würde es nicht ertragen können, mich da verachtet zu ſehen, wo ich liebte."

„Laßt Euch von Eurer gereizten Empfindlichkeit nicht verblenden," bat Gaſtine wieder ſehr milde. „Es verachtet Euch Niemand in meinem Hauſe, wir ſind Euch im Gegentheil alle ſehr zugethan, aber Madelon liebt Euch nicht ſo, um Eure Frau werden zu können. Das iſt der ganze Unterſchied. Ihr werdet ein anderes treues Weib unter unſern jungen Glaubensgenoſſinnen finden, und mit ihr glücklicher ſein, als ihr es mit Madelon geworden ſein würdet, die meiſt gar wunderliche, abſonderliche Launen hat, mir ſchon viel zu Schaffen macht, und Euch nun vollends viel Eheärger bereiten würde. Bleibt bei mir! Lauft nicht in Blindheit von dannen! Es könnte Euch ſchwer gereuen. Ihr könntet in die Stricke des Satans fallen, die Euch — ich weiß es — im Hauſe Eurer Mutter gelegt werden. Ihr ſeid der beſte und frömmſte Calviniſt, allein der Beſte kann ſich übereilen. Ueberlaßt mir die Sorge für Eure Verheirathung. Ich will

Euch ein gutes Weib ſuchen, die auch nicht arm iſt; ich will den Freiwerber machen, Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein."

„Ich danke für Eure Güte!" verſetzte André ſpöttiſch. „Bemüht Euch nicht. Ich will mir eine Condition und Frau ſelber ſuchen."

„Nun wie Ihr wollt," ſagte Gaſline, von André's Tone beleidigt. „Uebrigens werde ich Euch nach Eurem eignen Wunſche, wenn Ihr Euch nicht noch eines Beſſeren beſinnen wollt, mit dem gebürenden Lobe aus meinem Hauſe entlaſſen."

Vernichtet und den Ruin all ſeiner ſchönen Hoffnungen und Pläne im Geiſte grimmig überſchauend, empfahl ſich André; und wie er ſo zuverläßig, das Herz voll Seligkeit durch die Thüre in das Zimmer getreten war, ſo ſchritt er jetzt gedemüthigt, das Herz voll Rache und Bosheit hinaus. Es koſtete ihm lange Zeit, eh' er im Laden die gehörige Faſſung gewinnen konnte; denn die Täuſchung hatte ihn allzuheftig zu Boden geſchmettert. Endlich gewann er es über ſich, die Geſchäfte des Ladens noch einmal zu beſorgen und ſich mit Ordnen ſeiner Angelegenheiten auf die morgende Abfahrt vorzubereiten. In ſeiner Bruſt kochten dabei Gift und Galle, vorzüglich gegen Madelon und Ceſar, der ihn ſtets mit ſo ſchmeichelhaften Hoffnungen hingehalten hatte.

Der unglückſeligſte Tag in André's Leben hatte ſich unter dieſen ſeinen ſtillen Betrachtungen, die eben nicht die chriſtliche Liebe erzeugte, geneigt. Da ſchritt Ceſar eilig durch den Laden der Straße zu. André wollte ſogleich über ihn herfallen und ihn mit Vorwürfen überſchütten, aber der kräftige Junker entledigte ſich des zudringlichen Geſellen durch einen unſanften Rippenſtoß, indem er rief: „Morgen Alles, Alles! Jetzt gar nichts; denn die Zeit drängt mich. Ich habe ſehr wichtige Geſchäfte!“ —

Das verſtörte Geſicht, welches Ceſar dabei dem Ladendiener zeigte, machte dieſen aufmerkſam und nachdenklich.

„Was mag der wohl wieder im Schilde führen?“ brummte er vor ſich hin, und ſchob ſich, dem haſtig davon eilenden Junker argwöhniſch nachblickend, wieder hinter ſeinen Verſteck. Kaum mochte er eine halbe Stunde dort gebrütet haben, als er Madelons leichten Fuß durch den Laden ſchlürfen hörte. Horchend und mit den Augen blinzelnd, ſteckte er den Kopf hervor. Da ſchwebte ſie daher reizend wie die Göttin der Liebe, und ihm, dem armen Verſtoßenen, mochte das Herz im Buſen ſchmelzen vor Schmerz und Verlangen. Durch einen langen Mantel war ſie gegen die Friſche des Septemberabends geſichert, doch glaubte André zu bemerken, wie ſie etwas darunter verborgen halte. Blitzſchnell ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie dieſer abendliche Ausflug wohl wieder einer neuen Liebelei gelte, wie ſie wohl mit dem preſſirten Davoneilen des zweideutigen Ceſar zuſammenhänge. Ohne weiter darüber nachzugrübeln, ſtürzte er ſein Hütchen auf den Kopf und folgte der raſch ſchreitenden Madelon durch die Dämmerung der Straße nach, wie er ſonſt ſchon gethan hatte. War er doch dem Laden und ſeinem Beſitzer keine Pflichten mehr ſchuldig, und konnte das Haus ohne beſondere Erlaubniß des Principals verlaſſen. Am Ende der Straße erblickte er den ungeheuren Wagen, ſah wie Madelon an demſelben ſtehen blieb, und beflügelte ſeine Schritte, um ihn von der andern Seite zu erreichen. Eben, als er anlangte, hob ſie der Kutſcher hinein und ſchwang ſich auf den Bock. Für André gab's keine Ueberlegung. Mit einem Satze war er hinten auf, und das ſchwere Fuhrwerk raſſelte mit ungemeinem Lärm durch die ſtaubige Straße davon. André wagte kaum zu athmen, ſo ſehr war er mit ſeiner neuen Entdeckung und der Angſt, ſelbſt entdeckt zu werden, beſchäftigt.

Vor des Herzogs Palais wurde gehalten. Kerzenglanz erhellte die Hausflur; das Portal wurde geöffnet. André drückte ſich ſtill vom Wagen herunter. Dieſer fuhr durch das Thor. Im Hauſe erwartete ihn zwiſchen zwei Fackeln tragenden reichgeſchückten Pagen im höchſten Liebreiz ſeiner männlichen Schönheit der junge Herzog von Guiſe. Er ſelbſt öffnete den Schlag und Madelon ſprang heraus in ſeine Arme, um alle die Küſſe zu erwiedern, mit denen er ſie überdeckte. Ceſar ſtieg hernach aus. Die

Geſellſchaft wandelte unter Liebkoſungen der Liebenden die breite Treppe hinauf, und André, der die ganze Scene mit angeſehen hatte, ſtand von Fieberfroſt geſchüttelt, wie in den Boden gewurzelt, an der Thüre. Endlich kam der Portier, um ſie zu verſchließen, und ſchleuderte den kleinen mißgeſtalteten Geſellen, der auf das Wort nicht hörte, mit Schimpfreden in die Straße hinaus.

Wie zur Bildſäule erſtart hatte er erſt geſtanden, ohne Bewegung, aber auch ohne Leben, ohne Gedanken. Der unerwartete Schlag hatte ihn hart getroffen. Nun aber, als der Portier das kleine Scheuſal, vor welchem der Mann ſich entſetzte, auf die Straße hinausgeworfen, nun fand ſich wieder Leben und Bewegung bei dem Unhold ein. Aber welches Leben, welche Bewegung! Zuerſt überlief ihn ſiedende Hitze vom Wirbel ſeines Hauptes bis zur Fußſohle hinab, nun ſträubte ſich ſein Haar zu Berge wie die Borſten des Igels, die erſt vom Schrecken ausgeſtreckten, ſteifen Arme und Finger krümmten ſich krampfhaft zuſammen und errafften, auf dem ſtaubigen Boden hinſchlürfend, Steine, Holz und Erde, die Hände ballten ſich feſt zuſammen und preßten ſich an das Kinn, über welches aus dem Munde ein weißer Schaum floß. Die halb geſchloßnen Augen wurden mit jedem Augenblick größer und gewannen einen immer entſetzlichern Ausdruck; zuletzt rollten ſie wie feurige Räder und aus dem Munde erſchallte ein ohrquälendes Geräuſch, durch das Knirſchen mit den Zähnen verurſacht. Und immer mehr wich der gräßliche Staarkrampf und machte einer noch gräßlichern Bewegung Platz, und immer mehr ſchwand die Ohnmacht und ein furchtbares Bewußtſein überflügelte den Kaufmannsdiener. Denn nichts als entſetzliche Flüche murmelte ſein Mund, die allmählig lauter wurden, zuletzt bellte er wie ein toller Hund, und verſcheuchte die Vorübergehenden, welche, von Mitleid angelockt, herbei kamen, dem an der Erde liegenden Menſchen Beiſtand zu leiſten. Verzweiflung rüttelte ihn empor, er fühlte heftige Schmerzen im Kopfe, im Rücken, in den Gliedern. Nun erſt raffte er ſich auf, und rannte ohne Hut, voll Koth und Staub, mit verwirrten Haaren, rollenden Augen, ſchäumend und fluchend, gleich einem Wahnſinnigen, flüchtig wie ein gehetztes Reh, ein Bild des Entſetzens, durch mehrere Straßen, eh er einen andern Gedanken als Rache, fürchterliche Rache faſſen konnte. Endlich aber mußte er doch überlegen, auf welche Art er ſich am nachdrücklichſten und zugleich am ſchnellſten zu rächen vermöchte. Aber irgend eines Nachdenkens ganz unfähig, ergriff er den erſten beſten Gedanken, der ihm durch den Kopf fuhr, mit wilder verzweifelter Haſt. Und eben fiel ihm ein, daß in dieſer Nacht Gottesdienſt und Abendmahl in Gaſtine's Keller ſei, und ſogleich faßte er den Entſchluß, Madelon und Ceſar an den ſtrengen Prediger le Char zu verrathen, damit dieſer ſogleich Anſtalten zur Verfolgung und Beſtrafung der Treuloſen treffen könnte. Weiter dachte er nicht, ſondern nach Befriedigung ſeiner Rachgier lechzend und nur eben dies eine Mittel gewahrend, ſtürmte er davon nach einem der kleinen Gaſſen, welche ſich zwiſchen den Straßen Thevenot und de Cleri an der linken Seite der Straße St. Denis befinden. Dort wohnte der Prediger le Char. Das abgelegene Häuschen, worin ſich die ärmliche Wohnung des Gottesmannes befand, war ſchon verſchloſſen. André trommelte mit ungeheuren Fauſtſchlägen an die zerbrechliche Thür, daß ſie von einander gefahren ſein würde, wenn ſie nicht allſogleich von einer zum Tod erſchrockenen Magd geöffnet worden wäre. Noch mehr entſetzt von dem wirklich gräßlichen Anblick des kleinen Mannes, flüchtete ſich das Weib kreiſchend; André raſ'te ihr nach, fiel in der Dunkelheit über mehrere Gegenſtände, erreichte endlich in wilder Haſt le Chars Stube, riß die Thüre auf und ſtürzte über die hohe Schwelle, ſo daß er vorwärts der Länge nach auf den harten Kalkboden hinſchlug, ſich Mund und Naſe arg verletzte und Blutſtröme vergoß. Das ganze Haus, in welchem nur für einige Hugenottenfamilien Platz war, gerieth in Aufſtand, die erſchrockenen Leute waren ſich keines Geringern gewärtig, als Verhaftung des Prieſters; le Char hatte in der größten Eile ſein Predigerkleid von ſich geworfen — denn er war ſchon halb zum Gottesdienſt angekleidet geweſen — und es in einen großen alten Reiterſtiefel geſteckt, der ihm zum Flicken gebracht worden war, ſich ſelbſt hatte der gewaltige Knecht Gottes auf ſeinen Schuſterſchemel geworfen, hatte einen Schuhdraht, Pfrieme und Pech ergriffen, und arbeitete ſo friſch drauf los, als würde noch in dieſer Nacht die Fußbekleidung höchſt nothwendig gebraucht. Alſo erwartete er, dem Anſchein nach, ruhig die Dinge, die da kommen ſollten. Als aber der kleine Kaufmannsdiener auf ſo ganz originelle Weiſe ſeinen Eintritt in das Zimmer nahm, fuhr der gefaßte Schuhflicker doch mit Entſetzen und Grauen vom Schemel in die Höhe, ließ Leiſten und Pfrieme fallen, ſtieß den Werkeltiſch um und retirirte ſich in die Kammer.

André erhob ſich und ſuchte den Prediger mit den Augen, indem er die unzuſammenhängenden Worte ausſtieß: „Monſieur le Char — Duc de Guiſe — Madelon — Rache — niederträchtig — „Wo ſeid Ihr? Helft! Rettet! Rächt! Tod und Verderben!“ Dabei ballte er die Fäuſte wieder, weinte und ſtöhnte und trocknete ſich mit ſeinem Rocke Blut und Thränen ab. Der Prediger in der Kammer ſchwitzte vor Angſt; denn er war feſt überzeugt, der arme André ſei verrückt geworden, und werde Gewaltthätigkeiten an ihm verrichten. Er verhielt ſich daher eine Weile ruhig, und als André, von Schmerz und Verzweiflung gefaßt, von Abſpannung hingeriſſen, ſich auf einen Stuhl geſetzt und ſein brennendes Geſicht auf eine Hand geſtützt hatte, und Ströme von Thränen aus den Augen fallen ließ, da faßte le Char den heroiſchen Entſchluß, ſich aus ſeinem Verſteck hervorzuwagen, gleich einem Pfeile an André hinzuſchießen, und die Thüre der Stube zu gewinnen. Aber der eilige Bibelheld hatte noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als der Kleine ſeiner gewährte, aufſprang und den Fliehenden beim Schopfe faßte, um ihn zurück zu halten und ihm die höchſt wichtigen Nachrichten mitzutheilen. Aber der Aufgehaltene ſchrie aus vollem Halſe um Hülfe, und ließ den Ladendiener natürlich nicht zum Worte kommen. Die kleine Stube war bald voll Menſchen; denn alle Hausbewohner drangen mit Geſchrei hinein.

„Befreit mich von dieſem tollen Menſchen!“, rief le Char. „Er hat den Verſtand verloren. Rettet mich aus ſeinen Händen, ſonſt bringt er mich um in der Raſerei.“ Sogleich packten ein Dutzend Fäuſte den verzweifelten André, welchem all ſein Proteſtiren nichts half — da Benehmen und Ausſehen über des Predigers Ausſage keinen Zweifel ließen — ſo daß er in die Kammer geſperrt und an ſein Toben und Wüthen ſich nicht gekehrt wurde.

Nachdem der entſetzte Prediger ſich nur einigermaßen wieder erholt hatte, gebot er Stille im Kreiſe, faltete ſeine Hände und erbat ſich Kraft und Stärke von Gott, daß er Macht erhielte über den unſaubern

Geiſt, welcher in André gefahren ſei, und denſelben austreiben könne. Hierauf verfügte er ſich vor die Kammerthüre, erhob ſeine Stimme und rief: „Der Herr, welcher den beſeſſenen Menſchen aus den Gräbern geheilt und ihm die Legion Teufel ausgetrieben, der Herr, welcher den mondſüchtigen Sohn geheilt, hat mir die Macht verliehn, Dich zu beſchwören, hölliſcher Geiſt, daß Du ausfahreſt aus Maurice André und Dich an einen andern Ort begebeſt. Haſt Du Luſt auch in die Säue zu fahren, wie jene Legion, welche der Herr Chriſtus austrieb, ſo fahre hin in die Säue der Katholiſchen und ſtürzte ſie ins Meer, beſſer aber thuſt Du, wenn Du in ſie ſelbſt fährſt — denn ſie ſind nicht beſſer als Säue — und jage ſie in die Seine, daß ſie alle darin umkommen. Fahr' aus, Kobold, im Namen Gottes des Vaters und des heiligen Geiſtes!“ Aber der böſe Geiſt fuhr nicht aus André, ſo oft der gläubige und auf ſeine Wunderkraft vertrauende le Char auch die Bannformel wiederholen und verſtärken mochte. Vielmehr ging's ihm, wie geſchrieben ſtehet vom blödſinnigen Sohne: Und alſobald, da ihn der Geiſt ſahe, riß er ihn, und fiel auf die Erde, und wälzte ſich und ſchäumte. André tobte immer fürchterlicher und der ängſtliche Prediger ließ endlich den Glauben an ſeine göttliche Heilkraft fahren und beſchloß nun, zur menſchlichen eines geſchickten Arztes ſeine Zuflucht zu nehmen.

Le Char warf ſich nun raſch in die Kleider, um einen calviniſtiſchen Arzt herbeizuholen, welcher dem Tollgewordenen Hülfe leiſten ſollte.

Kaum hatte er das Haus verlaſſen, als André mit dem Aufgebot all ſeiner Kräfte, welche die Wuth noch um ein Bedeutendes geſteigert hatte, die Kammerthüre ſprengte, und wie ein angeſchoſſener Eber heraus raſ'te. Männiglich floh vor ihm, und mit einem ganz andern Entſchluße im Kopfe jagte er davon dem Faubourg du Temple zu.

Als le Char mit dem Arzte kam und den Vogel ausgeflogen fand, ſuchten die Leute ſich gegenſeitig zu beruhigen, löſchten die Lichter und warteten noch einige Zeit, um recht vorſichtig zu ſein; denn der Lärm hatte doch einiges Aufſehn in der Gaſſe gemacht. Dann ſchlich Einer nach dem Andern davon in düſtre Mäntel gehüllt, und le Char blieb bis zuletzt, um ſich ſeine Predigt wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen, die er über den ſchrecklichen Anfall faſt vergeſſen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Es war aber der Satanas gefahren in den Judas, genannt Iſcharioth, der da war aus der Zahl der Zwölfe. Und er ging hin und redete mit den Hohenprieſtern und mit den Hauptleuten, wie er ihn wollte ihnen überantten. Und ſie wurden froh, und gelobten ihm Geld zu geben.

Evangelium Lucä, 22, 3 — 6.

Traulich im Stübchen ſaßen der Pater Ambroſius und Madame André zuſammen, vertieft in geiſtliches Geſpräch. Sie war eine hübſche Frau in ihren beſten Jahren, der Pater ein wohlgebildeter geſprächiger Mann.

„Ihr habt alſo drei Meſſen heute gehört?“ fragte der Jeſuit, mit der ſchönen Hand der Witwe tändelnd.

„Ich rief die Heiligen alle an, ſich meines Maurice zu erbarmen und ihn recht glücklich zu machen.“

„Ihr habt mir noch nichts vom Erfolg ſeines Vorhabens berichtet; wie iſt ſeine Freiwerbung bei ſeinem Prinzipal abgelaufen? Hat er mit der Braut Euch heute noch keinen Beſuch gemacht?“

„Er war noch nicht wieder hier, und ich wundre mich ſelbſt darüber.“

„Er wird doch nicht abgewieſen worden ſein.“

„Das befürcht' ich nicht. Herr Gaſtine liebt meinen Maurice dazu viel zu ſehr, wie mir Beide oft verſichert haben. Herr Gaſtine hat mich zu verſchiedenenmalen mit der Tröſtung erfreut, daß Maurice nicht nur ein ſehr geſchickter Kaufmann, ſondern auch der beſte gottesfürchtigſte Menſch ſei, und daß er noch niemals einem ſeiner Ladendiener ſo wohl gewollt, als dem kleinen Burſchen. Maurice iſt dem Herrn Gaſtine unentbehrlich geworden, das weiß ich ſchon lange; deshalb hat er ihn auch nicht wieder aus ſeinem Hauſe entlaſſen. Und Herr Gaſtine kennt als ein guter Kaufmann wahrlich ſeinen Vortheil beſſer, als einen ſo brauchbaren, mit dem ganzen Handelsgeſchäft ſo gut vertrauten Geſellen, der ihm noch dazu ſo ein anſehnliches Vermögen zubringen will, von der Hand zu weiſen. Nein, mein lieber Pater, habt deshalb keinen Kummer. Maurice wird Gaſtine's Schwiegerſohn. Wenn ich Alles ſo gewiß wüßte, ſo könnt' ich eine Prophetin abgeben."

„Wenn ich nicht ſehr irre," ſagte der Pater, „ſo war es derſelbe Gaſtine, welcher vor den Glaubenskriegen im Geruch der Ketzerei ſtand."

„Mein ſeliger Mann hat mir davon geſagt, daß Gaſtine einmal ein Verächter der Meſſe und Anhänger der Predigt geweſen ſein ſollte. Doch iſt das damals gar nicht erwieſen worden. Ihr wißt am beſten, wie viele Leute damals der Abtrünnigkeit von der alleinſeligmachenden Kirche beſchuldigt wurden, die ſich doch ſpäter als die treuſten eifrigſten Vertheidiger des Stuhles Petri gezeigt haben. Aber geſetzt, Herr Gaſtine ſei einmal gewankt, ſo iſt er doch nicht gefallen, iſt von ſeinen Irrſalen zurück gekommen und in den Schoos unſrer Mutterkirche zurückgekehrt. Maurice hat mir nie genug Rühmens von der Frömmigkeit des ganzen Gaſtine'ſchen Hauſes machen können. Sie hören täglich ihre Meſſe, thuen Wallfahrten und richten Gelübde aus.“

„Wofür die Heiligen gnädig aus dem Himmel auf ſie herabblicken werden,“ ſagte der Pater mit frommen Blicken nach oben, die Hände gefaltet. „Auch ich will dies Haus in mein Gebet einſchließen und dem heiligen Ignatius empfohlen ſein laſſen. Denn iſt dieſer Mann zurückgekehrt von den Wegen des Satans, hat ſich wieder los gemacht aus den Stricken der Hölle, hat die Ketzerbrut verlaſſen, um wieder zur Schaar der Altgläubigen, Gott Treugebliebenen zu gehören, ſo muß man ihn darum loben und dem Himmel zu Gnaden empfehlen. Sagt mir doch, meine Liebſte, wie iſt denn Euer einzig Söhnlein in das Haus des Herrn Gaſtine gekommen?“

„Mein ſeliger Mann und Herr Gaſtine waren alte Handelsfreunde und oft hört' ich meinen Schatz ſagen, daß in Paris wenig ſolcher geſchickten Kaufleute zu finden ſeien, wie Gaſtine. Da nun mein Gemahl nach des Himmels Schluß mir und der Erde ſo früh entriſſen und von den Engeln in Abrahams Schoos getragen wurde, wußte ich in meiner Bekümmerniß lange nicht, an wen ich mich meines

Söhnleins halber, welches damals vierzehn Jahre alt war, wenden ſollte. Ich verkaufte die Handlung und alle Waaren meines Seligen und ſtellte es dem heiligen Antonius, meinem Schutzpatron, anheim, was aus Maurice werden ſollte. Zu meinem unausſprechlichen Entzücken zeigte derſelbe große Luſt und Verlangen zum geiſtlichen Stande, und ich war ſchon im Begriff, ihn in ein Collegium zu ſchicken, als er eines Sonntags, nachdem er auf einem Spaziergange Herrn Gaſtine getroffen und ſich lange mit ihm unterhalten hatte, mir zu meinem Kummer erklärte, er werde nicht Geiſtlicher, ſondern Kaufmann werden, und ich möchte ihn zu Herrn Gaſtine in die Lehre ſtellen. So ſehr ich auch anfangs dagegen eiferte, ſo gab ich doch den inſtändigen Bitten des guten Jungen nach; denn er beſtand darauf, heulte und ſchrie, drohte krank zu werden und zu ſterben. Und wo kann eine Mutter ſein, die ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Ich ſuchte die Kirche für den Verluſt auf andre Weiſe zu entſchädigen, ſprach mit Herrn Gaſtine, welcher meinen Wünſchen auf das Gütigſte entgegen kam, und vier Wochen darauf ſtand mein geliebter Maurcie in Gaſtine's Laden."

„Ihr ſeid eine eben ſo vortreffliche Mutter als fromme Frau," ſagte der Pater und drückte Madame André feurig die Hand. Hierauf gingen ſie zu andern inbrünſtigen und geiſtlichen Unterhaltungen über, und die gute Frau prieß ſich glücklich, einen in jeder Hinſicht ſo ausgezeichneten Beichtvater zu beſitzen.

So war die zehnte Stunde ſchon vorüber, und der Pater ſchickte ſich an, das Haus der frommen Witwe zu verlaſſen, um der böſen Welt keinen ärgerlichen Verdacht zu geben. Er griff nach dem Buchsbaumzweig, welcher unter dem Bilde des heiligen Antonius unter der Thür quer über dem Weihkeſſel lag, tauchte ſeine Blätter in das geweihte Waſſer und beſprengte damit die Witwe und ihr keuſches Lager, um ihr dadurch eine ruhige Nacht zu bereiten. Sie dagegen ergriff den Saum ſeines Rockes, um einen demüthigen Kuß darauf zu drücken, da raſſelte und toſete es plötzlich gewaltig an der Hausthüre. Staunend ob der ſpäten Störung gab Frau André Befehl, aufzumachen, hüllte ſich in ihr Nachtkleid und erwartete den ungeſtüm Eintretenden. Aber kaum ward die Zimmerthüre geöffnet und die Lichtſtrahlen fielen auf Maurice's bleiches mit Blut beſchmiertes Geſicht, auf ſein zerzauſtes mit Gaſſenſtaub gepudertes Haar, auf ſeinen zerriſſenen und beſchmuzten Rock, als die erſchrockene Frau einen furchtbaren Schrei ausſtieß und ohnmächtig in die Arme des beſorgten Pater Ambroſius ſank. Dieſer hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Marmorbild auf das Ruhebette zu tragen, nach dem Buchsbaumzweige zu greifen, und die Ohnmächtige damit weidlich zu benäſſen. Zwiſchen die Gebetformel, welche er dabei durch die Zähne murmelte, ſchimpfte er auf Maurice, der wie ein armer ſein Todesurtheil erwartender Sünder an der Thüre ſtehen geblieben war.

„Plagt Dich denn der böſe Feind, daß Du in der Nacht die gute Mutter überfällſt, nicht anders als wollteſt Du ihr den Hals umdrehen? Was willſt Du, unbeſonnener Bube, ungerathener Sohn, der ſeiner Mutter den Tod einſchenkt? Du Beſtie, Du Satansbrut!“

„Es iſt Alles aus!“ rief der Kleine endlich zur Sprache gebracht, „ehrwürdiger Pater Ambroiſe. Ich brauche Euer Geld nicht! Sie hat mich verlacht! Ich bin geſchmäht! — — Die Geliebte des Herzog Heinrich von Guiſe iſt ſie! des Erbfeindes der Calviniſten! — Und dieſer ſchändliche Ceſar führt ſie ihm zu! — Ha! Rache! Mord! Blut!“ So brüllte das Ungethüm; und der Jeſuit rief, durch die Aeußerungen des Verzweifelten ſtutzig gemacht: „Welch ketzeriſche Worte haſt Du ausgeſtoßen, Maurice? Ich muß denken, Du biſt wahnſinnig geworden. Hat Dir Dein Prinzipal die Tochter verſagt? Hat Dir einen Repuls gegeben?“

„Ha Tod und Teufel! woran erinnert Ihr mich! Es iſt wahr, ich bin ſchmählich abgewieſen worden.“

„Und haſt Deinen Verſtand darüber verloren, armer Junge? O weh!“

„Sprecht mir nicht ſo, Pater Ambroiſe, oder ich werde wirklich raſend werden. Auf dem Wege dazu bin ich, und Niemand, der mein Schickſal kennt, wird mich darum verdenken.“

„Aber was haſt Du mit dem Herzog von Guiſe? Was ſchwatzeſt Du von Calviniſten und Ketzern? Was iſt Dir widerfahren, daß Du den edlen Herzog von Guiſe alſo mit dem Teufelsvolk zu gleicher Zeit in den Mund zu nehmen wagſt?“

Die Mutter hatte ſich indeſſen wieder erholt; die Neugierde mochte dazu mehr gewirkt haben, als das Weihwaſſer. Maurice war auf ein Lotterbette nieder geſunken.

„Biſt Du in die Hände von Mördern gefallen, Maurice?“ kreiſchte ſie. „Helft doch, Ambroiſe!“

„Still,“ verſetzte dieſer. „Laßt ihn reden.“

„Ja Ihr ſollt es wiſſen! Ihr ſollt Alles wiſſen!“ ſchäumte der Unhold. „Ich bin ein Ketzer geworden, um ihren Beſitz zu erlangen, weil Gâſtine's ganzes Haus hugenottiſch iſt.“ —

Die Mutter ſtöhnte wieder laut auf, ſchlug ein Kreuz vor ſich, wehrte mit den Händen ab, ſchrie dann wie außer ſich, gab den größten Abſcheu zu erkennen, und ließ ſich von dem mitleidigen Pater Weihwaſſer reichen, während der Verräther wie in Zuckungen ſich auf dem Lotterbette wälzte.

„Haben meine Ohren recht gehört? Oder hat mir der Fürſt des Flammenabgrunds ein Blendwerk vorgemacht?“ tobte der Pater auf Maurice ein. „Halloh!

halloh, Burſch, biſt Du von Sinnen oder iſt's Wahrheit, was Dein Mund Abſcheuliches ausgeſtoßen hat?"

„Schlagt mich, tretet, ſchindet, ſpießt mich, es iſt wahr, ich habe die Meſſe verflucht, ich habe zur Predigt auf die Bibel geſchworen. Ich bin zu den Proteſtanten übergegangen, Alles, um mir die Madelon zu erwerben."

„Ungeheuer!" rief der Jeſuit im Eifer. „Der Herr wird Dich verderben in ſeinem Zorn! Eines Weibes wegen haſt Du die Bahn des Heils verlaſſen? Biſt von Gott und all ſeinen Heiligen freventlich abgefallen? Haſt zur Hölle geſchworen? Haſt Deine arme Seele der ewigen Verdammniß übergeben? Der Herr der himmliſchen Heerſchaaren wird ſchwer mit Dir ins Gericht gehen, Du wirſt von ſeinem Angeſichte vertilgt werden, und ewig, ewig — hörſt Du, ohn' Ende — im hölliſchen Feuer braten müſſen."

„Mein Maurice ein Hugenott! Ein Ketzer! Ein Verdammter!" jammerte die Frau und raufte ſich das Haar. „Muß ich das erleben an meinem einzigen Kinde. Fort, Abſcheulicher! Geh' mir aus den Augen."

„Wenn Ihr mich auch verſtoßt, ſo ſpring' ich noch dieſe Nacht in die Seine."

„Nein das thu' nicht, mein Kind. Um der heiligen Mutter Gottes willen nicht, hörſt Du, Mauriee, thu' Dir kein Leids an! Ach, aber daß Du ein Ketzer geworden biſt!"

„Laßt ihn gewähren, ehrſame Frau," ſprach der Pater gelaſſen; denn nun hatte er den richtigen Jeſuitenton wiedergefunden. „Wenn er wahrhaftige Buße thut, der katholiſchen Kirche ſich ganz auf Gnade oder Ungnade hingibt, ſo kann er vielleicht wieder in den Schoos derſelben aufgenommen und dereinſt ſelig werden. Die erſte Bedingung iſt aber ein offenes Bekenntniß."

„Ich will Alles thun, was Ihr wollt ,hochwürdiger Pater, will mich ganz Eurer Gnade anheim geben, verfügt mit mir nach Belieben. Auch bekennen will ich Alles, fragt mich nur. Keine Antwort will ich Euch ſchuldig bleiben. Nur erlöſt mich aus der Verdammniß. Die ganze Ketzerbrut ſollt Ihr kennen lernen. Rächt Ihr die Schmach, die man mir angethan hat. Ja Ihr ſollt mein Rächer ſein. Ha! ich bin ſcheußlich betrogen, geſchändet. Hilf Himmel! ich bin ja eigentlich gekommen, Euch zu verrathen, daß ſie dieſen Abend beiſammen ſind und die Predigt hören und das Abendmal mit Brot und Wein genießen. Aber Ihr müßt mir Vergebung aller meiner Sünden geloben, müßt mich reinigen und als ein Schuldloſer in die Kirche wieder aufnehmen. Denn wahrlich, ich kann ihr Großes nützen."

Milde und Sanftmuth auf dem Geſicht, Vergebung auf den Lippen trat der Pater zu dem Kleinen, aber ſein Auge glühte vor heftiger Begierde, etwas höchſt Wichtiges zu erfahren.

„Mein lieber Sohn," begann er, „ich weiß es ja, daß der Menſch ſchwach iſt und der Teufel liſtig. War er, der Vater der Sünde und Finſterniß, nicht auch erſt einer der Engel des Himmels? Und ſtrauchelte doch und fiel und ward herabgeworfen in die Tiefe. Wohl dem, welcher noch zur rechten Zeit ſeinen arger Fehl erkennt, und zurückkehrt in das Haus des himmliſchen Vaters, dem er entronnen war, um in der Irre umher zu laufen! Und dreimal wohl dem, welcher durch einen großen Dienſt ſich wieder in die wahre und einzige Kirche Chriſti einkauft! Ich kenne Dich ja, Maurice; Du haſt kein böſes Herz; und biſt ſicherlich verführt worden. Ja, ja, was thut die Verführung beim jungen Blute nicht!"

„Verführt bin ich worden; Ihr habt Recht, Pater Ambroſius. Sie haben mich beſchwatzt, ſie haben alle Künſte der Ueberredung aufgeboten, bis ſie mein ſchwaches Herz zur Ketzerei gebracht. Madelon, Madelon hat mich verführt!" Alſo kreiſchte André und gebehrdete ſich dabei wie unſinnig.

„Sicherlich hat die freche Dirne Künſte der Zauberei angewendet, um dem Himmel eine rechtgläubige Seele zu entreißen und ſie ihren abſcheulichen Götzen zu überliefern. Eine Hexe iſt dieſe Madelon; ich weiß nun Alles, mein lieber Maurice; Du biſt rein und unſchuldig. Auch ſollſt Du vollkommene

Abſolution erhalten. Verlaß Dich auf mein Wort, armer, guter verführter Junge. Doch erzähle nun ſchnell, wie das Alles gekommen und berichte von der uns ganz unbekannten Ketzerei in Deines Prinzipals Hauſe.“

„Biſt unſchuldig, lieb Söhnlein,“ hätſchelte Madame André, „verführt, beinahe für ewig verloren. O heiliger Antonius, Todesſchauer überlaufen mich, wenn ich nur daran denke. Doch erzähle, mein unglücklicher Liebling.“

„Nach meines Vaters Tode wollte ich Geiſtlicher werden. Doch einſt ſah ich die älteſte Tochter des Kaufmann Gaſtine, eben dieſe Madelon. Sie war damals erſt vierzehn Jahr alt, aber ſchon eine ausgezeichnete Schönheit. Ich muß geſtehen, ich verliebte mich ſogleich damals ſterblich in ſie und faßte auch ohne Weiteres den Plan, ein Kaufmann zu werden und mich bei Herrn Gaſtine, dem Handelsfreunde meines Vaters in die Lehre nehmen zu laſſen. Durch Fleiß, Ordnung, Aufmerkſamkeit und unausgeſetzte ſtrenge Dienſte, ſowohl Herrn Gaſtine als der ſchönen Madelon geweiht, wollte ich mir Beider Gunſt erwerben und mein begehrliches liebeentzündetes Herz zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich durch alle dieſe Tugenden die Hand der Angebeteten gewinnen würde. Ich fühlte Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich mein nächſtes Ziel erreicht hatte, und nun täglich und ſtündlich um Madelon ſein durfte, deren Reizesfülle ſich unter meinen Augen entwickelte und enthüllte. Meine mit jedem Tag heißer werdende Leidenſchaft zu ihr bildete mich zum dienſtfertigſten, gewandteſten Diener, zum geſchickteſten Kaufmann. Herr Gaſtine zeigte mir oft die größten Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und ſeines freundſchaftlichſten Wohlwollens; auch Madelon benahm ſich immer höchſt liebreich gegen mich, Madame Gaſtine ſchmeichelte mir, und eh' ein Jahr verging, war ich im Hauſe nicht mehr Lehrling, ſondern Kind geworden. Zu jener Zeit ließ ſich Herr Gaſtine zuweilen in mir damals ganz ſeltſam vorkommende Unterhaltungen ein, wenn ſich's traf, daß ich mit ihm allein war, und bald bemerkte ich, daß er abſichtlich mit mir allein zu ſein und mit mir über die Religion zu ſprechen ſuchte. Nach langem Reden entdeckte er mir endlich, daß er mit ſeiner ganzen Familie dem Calvinismus zugethan und daß dies die wahre apoſtoliſche Kirche Chriſti ſei. Mehr als ſein heftiges Zureden wirkte Madelons Freundlichkeit. Die Verführung gelang, ich wurde ein Ketzer, weil ich gewiß wußte, ich würde außerdem Madelons Hand nie erhalten. Und um ihren Beſitz hätte ich damals Alles gethan."

„Der Teufel hat Dich verblendet, mein armer Sohn," ſagte hier der Pater Ambroiſe, und Madame André ſchlug in einer Anwandlung von böſem Grauen vor dem Trug der Hölle ein mächtiges Kreuz. Maurice aber fuhr fort, mit giftiger Zunge ſeine Schickſale in des Kaufmanns Hauſe zu ſchildern bis an dieſen Tag und fügte dann noch ſeine Erfahrungen hinſichtlich Madelons Flucht aus dem elterlichen Hauſe hinzu. Staunen erfaßte den Jeſuiten, Staunen die fromme Betſchweſter.

„Und dieſe Nacht iſt Verſammlung in Gaſtine's Hauſe?“ rief der Pater freudig geſpannt.

„In ſeinem Keller befindet ſich der geheime Betſaal der Hugenotten, dort kommen ſie allwöchentlich in der Mitternacht zuſammen und genießen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, dort feiern ſie in einer Stunde das Michaelsfeſt, und wenn Ihr ſie hübſch Alle beiſamen erwiſchen wollt, Herr Pater, ſo müßt Ihr eilen und dieſe Gelegenheit benutzen.“

„Wohlauf, wackrer Burſch, und führe mich! Zeige mir den Weg zu jenem Schlupfwinkel. Wir wollen die ganze Schlangen- und Drachenzucht zuſammen fangen und ihr die Köpfe zerſchmettern. Und wenn uns der Streich glücklich gelingt, ſo ſollſt Du nicht allein Abſolution und Benediction, ſondern noch obendrein ein artiges Geſchenk von tauſend Livres haben, und zwar aus der Chatulle unſerer großen Königin ſelbſt. Triumph! Das Ketzerblut ſoll in Paris den Boden düngen, damit die Kirche des heiligen Petrus deſto herrlicher gedeihe.“

Der nichtswürdige Bube ſprang hoch erfreut, ſeine Rache ſo ſchnell reifen zu ſehen, auf ſeine Füße, küßte ſeiner Mutter die Hand und ließ ſich von ihrem frommen Munde ſegnen, dann verließ er mit dem Jeſuiten das Haus und durch die finſtere Nacht wanderten in möglichſter Eile die Kinder der Finſterniß. Eh' ſie die Wohnung des Jeſuiten-Generals erreicht hatten, kannte Ambroiſe die Namen der meiſten Hugenotten, welche ſich in Gaſtine's Kellern zu verſammeln pflegten, wußte den Händedruck und die andern Zeichen, an welchen ſie ſich erkannten, die Eingänge in den verſchiedenen Häuſern in den Nebenſtraßen, die genaue Zeit, wann das Abendmahl beginnen ſollte, und überhaupt Alles, was er nur zu wiſſen verlangte.

Neunzehntes Kapitel.

Ihr ſeid, als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen ausgezogen. Ich bin täglich bei Euch im Tempel geweſen, und Ihr habt keine Hand an mich geleget; aber dies iſt Eure Stunde und die Macht der Finſterniß.

Evangel. Luc. 22. 52, 53.

Herr Gaſtine mußte den Laden heute ſelbſt ſchließen. Er that es mit einem kleinen Aerger auf André's unverſchämte Entfernung; doch war er gewiß, daß der Empfindliche im Betſaal erſcheinen würde, da er ja ſtets einer der eifrigſten Beſucher deſſelben geweſen war. Als der Kaufherr ſich anſchickte, mit ſeiner Familie die Wallfahrt durch die unterirdiſchen Gänge anzutreten, fragte ihn die Hausmutter ängſtlich, ob er nichts von Madelon bemerkt habe. Auf ſein Verneinen wurde das Haus durchſucht und durchrufen, doch vergebens. Auch Ceſar wurde vermißt, und Allen war es unerklärlich, wo um dieſe Stunde die beiden Hausgenoſſen ſein möchten. Louiſe wollte Beide ſchon in der Dämmerung und Madelon mit dem Mantel weggehen geſehen haben. Der Mantel fehlte wirklich und ſo ſehr ſich auch die Eltern über die ſonderbare Entfernung abhärmten, ſo war es ihnen doch ein Troſt, daß Ceſar mit ihr ſei. Mit ſchwerem Herzen voll böſer Ahnungen traten ſie in den Betſaal und hofften, die Beiden ſeien mit Bekannten, zu welchen ſie zum Beſuch gegangen, auf andern Wegen dorthin gegangen, und ſie würden ſie dort finden.

Der Saal füllte ſich allmählig. Dichtvermummte traten mit Andern in die Häuſer, reichten dem im Finſtern an der Thüre wartenden Bruder den Handdruck, und ſchlichen unſicher hinter den Andern durch die gewundenen Gänge. Den Haupttrupp führte eine kleine Geſtalt an, die frech und ſicher die geheimen Wege betrat und einen großen kräftigen Mann an der Hand nachzog. Der düſtre Saal wurde ungewöhnlich voll, doch da das Gedränge vorzüglich im finſtern

Hintergrunde ſtatt fand, ſo merkten die auf den vordern Sitzen nichts und ſchöpften nicht den leiſeſten Argwohn. Le Char erſchien endlich in ſeinem Predigerrocke und betrat die Kanzel. Der Gottesdienſt begann. Die Geſänge wurden geſtimmt, und die Predigt kam an die Reihe. Herr und Madame Gaſtine ſuchten mit den Blicken der Elternliebe und Beſorgniß umher, um ihre Tochter unter den unverheiratheten Frauen, welche ihre abgeſonderten Sitze hatten, zu erſpähen; doch vergebens. Ihre Angſt und Beklemmung ſtieg mit jedem Augenblick. Louiſe ſah ſich nicht minder nach ihrem Bruder um. Wie Gewitterſchwüle hing's auf der Verſammlung. Le Char begann ſeinen Vortrag mit den Worten: „Lieben Brüder und Schweſtern in Chriſto und den Apoſteln. Der Herr befiehlt mir, Euch mit einer ſchlimmen Nachricht zu betrüben. Es iſt nämlich ein frommes Glied unſrer Gemeinde von einem böſen Geiſte eingenommen und beſeſſen worden. Dies iſt der ehrſame Junggeſelle Maurice André, wie Ihr alle wißt, einer der Eifrigſten von der wahren Lehre. Der unſaubre Geiſt hat den Armen ſeines Verſtandes beraubt und er rennet umher als ein Toller und Verrückter, und wer kann wiſſen, welche Werke der Finſterniß der Teufel durch ihn verrichtet. Deßhalb laßt uns für ſeine Seele beten, daß ſie befreit werde vom unſaubern Geiſte."

„Ha Dir ſoll der Teufel über den Kopf und durch die Seele fahren, Canaille!“ flüſterte hinten eine wohlbekannte Stimme und ihr Beſitzer knirſchte mit den Zähnen, und ballte die Fauſt, welche den Griff eines Dolches umſpannte. Gaſtine aber und ſeine Frau wurden durch die Worte des Predigers von einem ungeheuern Schrecken befallen; denn in Beiden ſtieg zu gleicher Zeit der Gedanke auf, daß André, durch die abſchlägliche Antwort des Prinzipals verrückt geworden, ihrer Tochter ein Leids angethan, ja ſie vielleicht gar in wilder Liebesraſerei ermordet habe. Doch hatte keins von ihnen den Muth, durch Entfernung aus dem Betſaal den Gottesdienſt zu ſtören. Eine dumpfe gräßliche Angſt hielt ihre Thatkraft gefangen. Sie konnten nicht mehr ausweichen. Ihr Schickſal erwartete ſie. Ein ſchwarzes furchtbar drohendes Wetter hing ſchon über ihren Häuptern, hatte ſeine grauſigen Rabenfittige ſchon um ihre Schläfe gelegt. Angſt und Schwüle waren zum Erſticken. Nachdem der Prediger ſein inbrünſtiges Gebet für André beendigt, legte er nach gewohnter Weiſe einen Pſalm aus, und verkündete der Gemeinde dann die nahe Erlöſung aus dem Drucke.

„Ja, meine Brüder und Schweſtern,“ rief er entzückt — denn ſeine Seele hatte keine trübe Ahnung beſchlichen — „bald ſchlägt uns die Stunde der Erlöſung! Bald werden wir nicht mehr in der ſtillen Mitternacht, tief unter der Erde in dieſen Kellern unſer Gebet halten; wir werden den alleinigen

Gott und ſeinen gekreuzigten Sohn wahrhaftig und offenbar vor allem Volke am hellen Tage in den ſchönſten Kirchen und Bethäuſern verehren. Die Zeit nahet mit Rieſenſchritten, wo Belial, der ſich für einen Statthalter Chriſti ausgibt, von ſeinem Throne geſtürzt wird, und wir regieren werden. Die Schlange wird an ihrem eigenen Gifte umkommen. Verkündet ſei es allen wahrhaftigen Chriſten, daß, während wir hier im ſchlimmen Druck noch heimlich die Feier des Michaelsfeſtes begehen, in unſrer geliebten reingläubigen Stadt la Rochelle in Poitou ein großes, ſtarkes, gut bewehrtes Heer unſerer Glaubensgenoſſen ſchon ſchlagfertig beiſammen ſteht, daß der große Admiral Gaspar von Coligni, unſer Fels, auf den wir getroſt bauen können, ſein hartes ſcharfgeſchliffenes Schwert mit alter gewohnter Tapferkeit ſchwingt, und in der Seele vor Kampfgier glüht, das ſchlechte Pfaffenvolk abzuſchlachten, daß die fromme, gottbegeiſterte Königin von Navarra mit ihrem einzigen hoffnungsvollen Sohne in Rochelle angelangt iſt, ihren Prinzen, einen Bourbon — hört es ihr Freunde! — einen Bourbon an die Spitze des Heers ſtellen will, und dadurch alle calviniſtiſchen Herzen zu kühnen gewaltigen Thaten entflammt hat. Viele hundert der tapferſten Edelleute ſind in la Rochelle, der Prinz Condé führt ſie an; unſre Brüder, die Proteſtanten in Deutſchland, ſenden große Heere wackerer Streiter — und die Deutſchen kennt Ihr ja als Eiſenfreſſer,

— zu unſerer Unterſtützung. Der Prinz von Oranien ſchickt uns Schaaren ausgewanderter Niederländer, wo die ſpaniſchen Bluthunde die Grafen Egmont und Horn vor wenigen Monaten geſchlachtet haben. Sind wir erſt frei, dann wollen wir ihnen beiſtehen und das ſpaniſche Volk fortjagen und Chriſti reine Lehre über die Welt ausbreiten, damit bald ein Hirt und eine Herde ſei. Darum habt nur noch ein klein wenig Geduld, meine armen Schäflein; bald ſingen wir froh und laut: Ehre ſei Gott in der Höhe! Laßt uns fleißig beten, daß das Werk zu Stande komme! ꝛc.“

Nach beendigter Predigt ſchickte ſich der Prediger und die andern ihm untergeordneten Geiſtlichen zur Feier des Abendmahls an. Brot und Kelch wurden auf den Altar geſetzt, die Einſetzungsworte geſungen. Das Brot wurde von le Char herumgereicht; doch als er den Kelch faßte, ſchmetterte plötzlich ein gellender Pfiff in Aller Ohren. Erſchrocken wandten ſich alle Häupter der Calviniſten, aber der Schrecken wurde zum Entſetzen, als ſie ſich von einer anſehnlichen Schaar wüthender Jeſuiten und bewaffneter Soldaten umgeben ſahen. Ein wirres Schreckensgeſchrei des weiblichen Perſonals wurde von einem lauten Getöſe von außen übertäubt. Es kam näher durch Gaſtine's Gang. Die geheime Thüre wurde geſprengt, und eine unzählige Maſſe Soldaten ſtrömten hohnlachend und ſpottend herein. Sie wurden von dem Gardehauptmann Villoniers angeführt, welcher ſogleich zum Angriff commandirte. An eine Gegenwehr war gar nicht zu denken. Schon knallten einige Piſtolen, ſchon ſchwammen Einige, die ſich durchzuſchlagen verſucht hatten, in ihrem Blute. „Hier, Pater Ambroiſe, hier Hauptmann von Villoniers,“ jubelte der kleine André mit teufliſcher Schadenfreude, „hier iſt der gute Herr Gaſtine, welcher mir heute ſeine Tochter abſchlug, ſchlagt ihm dafür etwas anders ab, nämlich den Kopf. Seht mein hochverehrter Herr Prinzipal, ſo weiß ſich Maurice André für die ihm angethane Schmach zu rächen,“ grinzte der Unhold.

„Judas, Du haſt Deinen Herrn und Meiſter verrathen,“ ſagte der Kaufmann, indem er gefeſſelt von Soldaten abgeführt wurde.

Viele Calviniſten ſchimpften André; er ſchlug eine gräßliche Lache auf und ergötzte ſich daran, ſie mit ſeinem Dolche zu ſtacheln.

Die Verzweiflung ſah keinen Ausweg und ergab ſich mit dumpfer Angſt in das unvermeidliche Schickſal. Die unglücklichen, ſtill jammernden Opfer der Bosheit und des religiöſen Fanatismus wurden nach der Reihe gefeſſelt und jedes einzeln mehreren Trabanten übergeben, die ſie von hier aus gerade nach der Baſtille beförderten. Auf der Straße war ein Auflauf entſtanden, der ſich jeden Augenblick vergrößerte. Bald war der größere Theil der Stadt in

Bewegung, als man das Geſchehene erfuhr. Unter den gröbſten Beleidigungen des Pöbels führte man die Hugenotten durch die Haufen, die Glut der vielen Fackeln warf auf einzelne Scenen der großen Verwirrung ein gräßliches Licht.

Der Hauptmann Villoniers konnte ohngeachtet ſeines großen Abſcheues vor der Ketzerei und des fürchterlichen Augenblicks, doch ſeine wahre Natur, Galanterie gegen Damen, nicht verläugnen. Er redete den jungen ſchönen Ketzerinnen mit allen nur erdenklichen Troſtſprüchen zu, und als er die reizende Louiſe ohnmächtig in den Armen einer Andern liegen ſah, zog er ſchnell ein Flacon voll geiſtigen Waſſers hervor, rieb ihr Augen, Schläfe und Oberlippe, und als die Unglückliche wieder zu ſich kam, und laut aufjammerte, richtete der theilnehmende Soldat ſeine ganze Sorgfalt auf ſie allein, und bot ihr, als der Saal leer war, höflich ſeinen Arm, um ſie als ſeine Gefangene nicht in die Baſtille, ſondern in ſeine Wohnung zu führen, und dort einige Bekehrungsverſuche mit ihr vorzunehmen. Denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er an der jugendlichen graziöſen Calviniſtin ein größeres Intereſſe gefunden hatte, als einem Katholiken und vorzüglich einem ſo ſtrengen Katholiken, wie er war, erlaubt ſein durfte. Deshalb nahm er ſich vor, ſich keine Zeit und Mühe verdrießen zu laſſen, und alle nur möglichen Mittel anzuwenden, um dem Himmel eine ſchon halb verloren gegangene Seele wieder zu gewinnen.

Der Betſaal war leer, die Lichter brannten noch, aber die Helle, die ihre Flammen verbreiteten, war unheimlich und grauenvoll in der weiten, öden, unterirdiſchen Halle. An den feuchten Steinwänden flog es hin wie geſpenſtige Schatten, wie grinſende Geburten der Hölle, wie Rachegeiſter der Mitternacht. Kein Laut mehr regte ſich in der Tiefe, ein Licht um's andre brannte aus, ein trauriges Vorbild der Unglücklichen, die ſonſt hier gebetet hatten. Der Saal wurde finſter. Nacht, ſchwere Nacht lag auf den Bekennern von Chauvins Lehre in Paris.

Zwanzigſtes Kapitel.

O Herr, nun will ich zu Dir kommen,
Als ein Schlacht-Schäflein wohl bereit,
Als man all auf den Altar leit,
Als David ſeit,
Die Kron' des Lebens haſt Du ihm bereit.

Lied der Wiedertäufer.

Eh' zwei Stunden vergingen, war halb Paris in Aufruhr und auf den Beinen. Die Nachricht, daß man einige Hundert Ketzer entdeckt, beim Abendmahl überraſcht und gefangen nach der Baſtille geführt hatte, durchziſchte alle Häuſer wie ein Lauffeuer, ſcheuchte die Bewohner derſelben aus dem Schlafe, ſetzte ihre Herzen in Flammen und jagte die Frohlockenden auf die Straße hinaus, damit ſie ihren Jubel ausraſen möchten. Von der Straße St. Denis bis zur Baſtille wogte es von Menſchen und ganze Chöre ſangen die damals beliebten Spott- und Schmählieder auf die Hugenotten. Sogar viele Herrn und Damen von Hofe hatten ſich dem üppigen Pfühle entriſſen und ſchlichen in Mäntel gehüllt auf und ab, die ſcharfe Morgenluft nicht fürchtend. Es war nämlich bald bekannt geworden, daß die Gefangennehmung der Hugenotten auf ausdrücklichen und eigenen Befehl der Königin geſchehen ſei. Man wußte, daß der Jeſuiten-General kurz vor Mitternacht bei ihr vorgelaſſen worden und gleich darauf ſchleunige Ordre an den Gardehauptmann Villoniers ausgegeben worden wär. Seit jener Stunde war die Königin wach geweſen und einige ihrer Getreuen hatten bei ihr Zutritt gehabt, Gründe genug für den Hofadel, ſich ſehr für den Vorfall zu intereſſiren.

Ceſar d'Alban erhielt bald nach der That vom jauchzend einherſtrömenden Pöbel die Schreckensnachricht. Sein Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Kaum ſeiner ſelbſt mächtig eilte er in des Herzogs Schlafzimmer und hinterbrachte das Geſchehene auf eine Art, die dem ſchlauen Guiſen wohl merken ließ, welchen

Eindruck die Gewaltthat auf das Herz des feurigen Jünglings gemacht und wozu ſie ihn bringen könne. Mit Nachdruck wieß der Herzog zuerſt die Vorwürfe ſeines jungen Freundes und Kammerherrn zurück, und verſicherte ihn, ſobald er ihn nur einigermaßen beruhigt hatte, daß er nicht allein nicht die entfernteſte Ahnung von dem Geſchehenen gehabt, ſondern auch all ſeinen Einfluß aufbieten wollte, um größeres Unglück zu verhüten.

„Dieſen raſchen und ſichern Coup kann nur ein Meiſter ausgeführt haben,“ ſagte er, „und fürwahr dieſer Meiſter kann Niemand anders als die Königin ſein, welche die Liſt des Fuchſes mit der Macht des Löwen verbindet. Nach der Vereitlung ihres ſo gut und ſchön ausgedachten Planes auf die Oberhäupter der Hugenotten in Noyers hat ſich jedenfalls ihre Picanterie auf die Ketzer zur Wuth, ihre Unduldſamkeit zur unerbittlichſten Strenge geſteigert. Und doch hat ſie ſelbſt mir nicht das Mindeſte von ihrem Vorhaben merken laſſen. Doch ſei getroſt, ich vermag viel über ſie; und es wäre nicht gut, wenn ich nicht morgen ſchon die Freilaſſung der Calviniſten durchſetzen wollte.“

„Morgen?!“ rief Cäſar traurig. „Morgen könnte es zu ſpät ſein. O bedenkt, Hoheit, daß es die Eltern Eurer innig geliebten Madelon ſind. Ich will Euch nicht ſagen, daß es auch meine Pflegeeltern, daß ſie rechtſchaffene edle Menſchen ſind, die ich ſehr liebe und an denen ich Euretwegen einen ſchweren Verrath begangen habe. Ich will Euch nicht erinnern, daß unter den gefeſſelten Calviniſten meine einzige Schweſter, meine Zwillingsſchweſter ſich befindet; ich will Euch nur ſagen, daß Louiſe die beſte Freundin und Geſpielin Eurer Madelon war. Darum beſchwör' ich Euch, Herr Herzog, bei Allem, was Euch und mir heilig iſt, ſchiebt die Rettung nicht bis morgen hinaus; thut bald, was Ihr thun wollt, thut es auf friſcher That." Dabei ſtürzte er dem Herzog zu Füßen, umklammerte die Kniee deſſelben und jammerte wie ein Kind.

„Steh auf, du Froiſſet!" ſagte der Herzog. „Du ſollſt ſehen, daß ich Madelon in herzlicher Liebe, daß ich Dir in wahrer Freundſchaft zugethan bin. Dein Wille ſoll geſchehen. Ich will noch in dieſer Nacht mein ganzes Anſehen, all meinen Einfluß aufbieten, um Dir zu genügen. Rufe meinen Kammerdiener herbei, ich will mich ankleiden laſſen, gib dem Stallmeiſter Befehl, daß er uns Pferde vorführen läßt."

Ceſar flog und weckte die Leute. Eine Stunde darauf ritten Beide durch die menſchenvollen Straßen der Baſtille zu. Es koſtete dem Herzog viel Mühe, gegen ſeine Garantie Louiſens Freilaſſung zu bewerkſtelligen; aber wer malt Ceſars Schrecken, als der Gefangenwärter mit der troſtloſen Nachricht zurückkehrte, Louiſe d'Alban [illegible] nicht unter den Gefangenen und Niemand wiſſe, wohin ſie gekommen ſei. Da der ſtrengſte Befehl der Königin dahin lautete, daß Niemand, ſei es auch wer da wolle, zu den eingekerkerten Hugenotten zugelaſſen werden durfte, ſo ſchickte Ceſar den Wärter noch einmal hinein und der Herzog unterſtützte das Geſuch mit ſeiner vollen Börſe. Noch eh' der Mann wiederkehrte, langte der Hauptmann Villoniers an und berichtete dem Herzog auf deſſen Anfrage, daß er von der Königin Mutter komme und derſelben die glückliche Ausführung des Anſchlages auf die verſammelten Ketzer überbracht habe. Zugleich meldete er, daß die Königin ſo eben Befehl gegeben, mit dem erſten Strahl des Morgens Hand an Gaſtine's Haus zu legen und daſſelbe, wo der gräßliche Gräuel der Religionsſchändung vor ſich gegangen ſei, der Erde gleich zu machen. Das Haus und Alles, was darinnen ſei, habe ſie dem Pöbel geſchenkt. Ein neuer Schrecken für Ceſar, welcher anſcheinend theilnamlos dies Alles mit anhörte. Als nun aber der Gefangenwärter abermals mit der Beſtätigung ſeiner frühern Kunde, daß Louiſe nicht unter den Gefangenen ſei, zurückkehrte, da brach ſein verbiſſener, lang zurückgehaltener Schmerz in laute Klagen aus. Villoniers erkundigte ſich beim Herzoge über die Urſache dieſes Jammers, es kam zu Erklärungen, und der galante Hauptmann ſchätzte ſich glücklich, dem jungen Kammerherrn die beruhigende Verſicherung zu geben, daß die vermißte Schweſter ſehr wohl im Hauptmannsquartier aufbewahrt ſei. Ceſar war nun nicht mehr zu halten. Der Herzog befahl dem Hauptmann, das Mädchen ſogleich abzuliefern, und ſo ſauer auch dieſem das Gehorchen ankam, ſo machte er doch ein gar ſüßes Geſicht dazu, überhäufte den tiefbekümmerten Ceſar mit Complimenten über die Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Schweſter, und pries den Teufel glücklich, der einſt ein ſo köſtliches Brätchen erhalten würde. Ceſar überhörte all ſein Geſchwätz und ſchloß dagegen hoch entzückt die befreite Schweſter in die Arme, welche einige Stunden in unbeſchreiblicher Angſt in Billonlers Wohnung zugebracht hatte. Schnell theilten ſich die Geſchwiſter das Nothwendigſte mit, und Ceſar führte Louiſen in das Palais Heinrich Guiſe. Auf dem Wege dahin machte er ſie mit der Nachricht von dem wiedergefundenen Vater, ſo wie mit der Gewißheit bekannt, daß ſie ihn denſelben Tag noch ſehen und ſodann bei ihm wohnen werde. Louiſe war von all den wunderbaren, einander bekämpfenden Eindrücken wie betäubt, und langte nicht anders als eine Träumende im Palais an, überließ ſich der Sorgfalt der herbeigerufenen Frauen und brach, nachdem ihr Bruder ſie mit zärtlichem Abſchied verlaſſen hatte, in einen Thränenſtrom aus.

Dieſen trieb es wieder auf die Gaſſen hinaus, wo die Herolde der Königin den Befehl derſelben hinſichtlich Gaſtine's Haus laut ausriefen. Der raſende Pöbel ſtürmte auf die ſtille Wohnſtatt des Friedens, wie die toſende Brandung des wild empörten Meers an die Uferfelſen donnert. In größter Haſt, gepeitſcht von verzweifelten Gedanken, überholte Ceſar die ſich heran wälzende Menge. Er war's, der mit kräftigen Schlägen die Thüre ſprengte, er, der zuerſt durch die düſtern Hallen und Gänge des ihm wohl bekannten Hauſes eilte, flüchtig und ſicher wie ein Geiſt. Und athemlos erreichte er das Schlafzimmer der Kinder. Da lagen die Kleinen ruhig ſchlummernd, während das Verderben ſchon ſeine zackige mordglühende Fauſt über ihren lockigen unſchuldigen Häuptern ausſpannte, um ſie zu faſſen und zu würgen. Ceſar riß ſie vom warmen Lager auf, nahm die Kleinſten auf die Arme, die Größern an die Hand und rannte mit den Schreienden von dannen, als wäre ihm der Tod hinter den Ferſen. Glücklich wurden ſie gerettet; aber kaum hatte der Jüngling die unſelige Schwelle verlaſſen, als der vernichtende Sturm über dieſelbe hinein brauſte und die friedlichen Penaten gieriger Racheluſt opferte. Ohne Zweifel würden die ketzeriſchen Kinder im erſten Augenblick vom Meſſer des blutdurſtigen Fanatismus geſchlachtet worden ſein, wenn ihr Retter nicht ſo ſchnell geweſen wäre.

Es war ein gräßlicher Anblick, als man das aus allen Schranken der Menſchheit herausgetretene gemeine Volk mit dem erſten Strahl der Morgendämmerung über das ſchöne Haus herfallen und Alles, was ihm vorkam, rauben und verwüſten ſah. Tauſende ſtürzten ſich wie hungrige Raubthiere auf die Beute; Tauſende halfen an dem chriſtlichen Werke. Wände und Balken fielen zuſammen, mit dem Schutte wurden die verhängnißvollen Keller gefüllt. Alle fahrende Habe, alle Kaufmannswaaren wurden geplündert, und was nur Hände hatte, griff zu; Kinder und Greiſe ſchleppten davon. Staubwolken und Jubelgeſchrei erfüllte die Luft. Ehe die Mittagsſtunde ſchlug, war an der Stätte des ſtattlichen Hauſes ein großer wüſter Platz mit einzelnen traurigen Ruinen. Das wüthende Volk bemühte ſich während dem übrigen Tage, unter Abſingung gemeiner Siegs- und Schandverſe auf die Hugenotten, noch die letzten Balken und Steine wegzuſchleppen, und ſich damit zu bereichern.

Ceſar und Louiſe weinten kindliche Thränen. Der zurückgekehrte du Froiſſet ſchloß ſein ſchönes Kind in die Arme und verſüßte der holden Tochter durch väterliche Zärtlichkeit den herben Schmerz. Es war immer eine beſondere Vergünſtigung des Glücks zu nennen, daß Louiſe nur wenige Stunden nach dem Verluſt ihres Pflegevaters ihren wirklichen Vater fand.

Du Froiſſet führte, von ſeligen Gefühlen durchſtrömt, das liebenswürdige, durch ſolch ungeheuern Glückswechſel noch immer wie betäubte Mädchen in ſeine Wohnung. Ihr mußten Gaſtine's Kinder folgen, von denen ſie ſich nicht zu trennen vermochte, und denen ſie fortan Mutter zu ſein, ſich vornahm.

An demſelben Morgen hatte der Herzog Heinrich von Guiſe eine Audienz bei der Königin. Sie war ſehr bei Laune.

„Wißt Ihr auch, Herr Herzog, daß wir heut Nacht ein ganzes Neſt voll Mäuſe gefangen haben? Was meint Ihr, wir wollen ſie braten laſſen, daß die übrigen in Frankreich, vom Geruche vertrieben, Reißaus nehmen?“

Der Herzog überhäufte die Königin mit Lobſprüchen wegen ihrer Wachſamkeit, und legte dann ſchüchtern eine dringende Bitte für das Leben des Kaufmanns ein, aber Katharina maß ihn mit großen Augen und verhehlte ihm ihr Staunen ob ſolcher Bitte nicht. Sie ſchlug ihm das Geſuch rund ab, und bat ihn, dergleichen nicht wieder zu erwähnen.

Er mußte ſchweigen, wollte er nicht Alles befürchten. Um jedoch nichts unverſucht zu laſſen, ſteckte er ſich hinter den edlen menſchenfreundlichen Kanzler de l'Hopital, deſſen Rath ſonſt viel bei Katharinen galt. De l'Hopital rieth zur Milde gegen die Hugenotten; er bat, flehte, wurde heftig — und ward am andern Tage ſeiner Stelle entſetzt.

Die Königin betrieb dagegen den Proceß der gefangenen Hugenotten mit der ſtrengſten Härte. Die Kammern verdammten die Prieſter und Oberhäupter zum ewigen Gefängniſſe, Gaſtine als Rädelsführer zum Tode, Alle übrigen zur Landesverweiſung.

Schon nach einigen Tagen verbreitete ſich in Paris das Gerücht, daß Gaſtine zum Tod durch den Strang verurtheilt worden ſei und die Execution möglichſt bald an ihm vollzogen werden ſollte. Louiſe gerieth in Verzweiflung; ſie beſtürmte ihren Vater mit Bitten, denen nur ein Felſenherz hätte widerſtehen können, und nur um ihr zu genügen — denn er wußte ja, daß er nichts ausrichten und ſich ſogar durch dieſen Gang ſchaden würde — wandte er ſich an ſeinen Herrn, den Marſchall Rez. Mit kaltem Hohn wieß ihn dieſer an die Königin ſelbſt; du Froiſſet wagte an ſie die Bitte um Gaſtine's Leben; ſie lachte mit Anmuth und drohte ihm mit dem Fächer; „Männlein" ſagte ſie, „Ihr ſtellt meine Geduld auf eine harte Probe: erſt laßt Ihr mir Euren hübſchen Schüler von dannen laufen, und ich wollte mich ſelbſt drauf hängen laſſen, Ihr habt ihn zur Flucht beredet, und nun kommt Ihr gar, für den erſten Ketzer in Paris zu bitten. Wißt Ihr was, Kammerherr; Ketzer gegen Ketzer, ſchafft mir den Henrico, den ſogenannten Herrn von Trebiſonde wieder zur Stelle, und Ihr ſollt den Kaufmann haben." Und ſomit ließ ſie ihn ſtehen und ging lachend von dannen.

Du Froiſſet kam ſchwermüthig nach Hauſe; Louiſe eilte ihm zagend entgegen, aber ſie las in ſeinen Zügen ihres geliebten Pflegevaters Geſchick, und weinend eilte ſie zu den Kindern, um in ihren unſchuldigen Umarmungen Troſt für den Schmerz zu ſuchen, von welchem ſie nichts verſtanden.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kleinen nach Vater und Mutter fragten und nach Hauſe gebracht zu werden begehrten, und Louiſe konnte ſie nicht eher beruhigen, bis ſie ihnen verſprach, die Eltern mit ihnen aufzuſuchen. Schon dunkelte es, als ſie von einen der Knaben fortgezogen durch die Straßen ging. Die Kinder eilten natürlich der väterlichen Wohnung zu, und Louiſe hinderte ſie in ihrem eintönigen Schmerze nicht daran, ſondern folgte den ungeſtümen Kleinen mechaniſch nach. Schon von fern bemerkte ſie einen Menſchenhaufen, in der Straße. Hinzugekommen ſah ſie mit Erſtaunen, wie der wüſte Platz, auf welchem das Haus geſtanden hatte, bereits gereinigt und gepflaſtert war. Eben waren die Handwerksleute noch bemüht, in der Mitte des Platzes ein großes, mächtiges, hölzernes Kreuz aufzurichten. Die Kinder ſchrieen laut und verzweifelt auf, und konnten es nicht begreifen, daß ſie das Haus ihres Vaters nicht fanden. Sie wurden ganz irre und klammerten ſich an die unglückliche Louiſe, gleichſam ihre letzte Stütze an. Dieſe drängte ſich durch die gaffende Menge und fragte einen der Arbeiter weshalb dieſes ungeheure Kreuz hieher gepflanzt würde.

„Das geſchieht auf Befehl Ihrer Majeſtät der Königin," verſetzte der Menſch, „und ſoll zweierle bedeuten. Erſtens ein Siegeszeichen der katholiſchen Kirche, denn der wahre Glaube hat allemal durch das Kreuz geſiegt. Zweitens ſoll es ſein ein Warnungszeichen für das Ketzervolk, damit es nie wieder wagt, ſich in Paris wichtig zu machen."

Louiſe ging trauernd von dannen.

Am andern Tag erging von der Königin eine Einladung an den Hof, der Hinrichtung des Ketzers beizuwohnen. Du Froiſſet verheimlichte dieſe Nachricht ſeiner Tochter, aber ſie hatte das Schreckliche doch erfahren, und während er gezwungen war, dem Marſchall zu dem gräßlichen Schauſpiele zu folgen, eilte Louiſe mit Gaſtine's Kindern jammernd davon, um ſich der Königin zu Füßen zu werfen. Sie wurde von den Wachen nicht vorgelaſſen, und mußte warten, bis Katharina erſchien, um ſich in der Sänfte nach dem Greveplatz bringen zu laſſen. Louiſe warf ſich nieder, und riß die Kinder mit ſich auf den Boden. Sie rangen alle die Hände und Louiſe bat mit der Angſt der Verzweiflung um Gaſtine's Leben.

„Gebt doch den Kleinen ein Zuckerbrot," ſagte die Königin zu einer ihrer Hofdamen, und zum Kardinal von Lothringen, der an ihrer Seite ſtand, ſprach ſie: „Und Ihr ſorgt, daß dieſe hübſche Schwärmerin in den Lehren der katholiſchen Kirche unterrichtet werde. Sie wird eine gute Katholikin geben." Und ſomit ſtieg ſie in die Sänfte.

Louiſe raffte ſich auf; kein Schmerzenslaut wurde mehr von ihr gehört; ſie nahm die Kinder an den Händen, und ſchreckte mit einem verzweifelten Blick die Hofdame zurück, die ihr das Fortgehen wehren wollte. Flüchtigen Schrittes eilte ſie auf den Greveplatz. Unzähliges Volk war ſchon verſammelt, ſo wie der ganze Hof, männlichen und weiblichen Geſchlechts. Louiſe ſtellte ſich mit ihren kleinen Begleitern vorn an. Nicht lange dauerte es, ſo nahte der Gerichtszug. Der unglückliche Gaſtine ſaß auf einem Wagen hinter ihm zwei Henker, neben ihm ein katholiſcher Prieſter, der ſich vergebens bemühte, ihn zur alleinſeligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Kinder erkannten ihren Vater; ſie ſtreckten rufend die Hände nach ihm aus. Gaſtine ward ſichtbar erſchüttert. Er bat den Prieſter einen Augenblick halten zu laſſen, damit er von ſeinen Kindern Abſchied nehmen könne. Der Mann Gottes verſetzte: „Nur unter der Bedingung, daß Ihr Euch gleich zum katholiſchen Glauben bekennet und darin ſterbet, damit Eure Seele gerettet werde.“ Gaſtine warf ſeinen Lieben noch einen Blick zu und ließ ſich an den Galgen bringen.

Ceſar hielt zu Pferde im Gefolge des Herzogs von Guiſe. Er glaubte vor Jammer ſterben zu müſſen, als er ſeinen edeln Pflegevater den Tod der Verbrecher als Märtyrer ſeines Glaubens ſterben ſah. Der fanatiſche Pöbel jauchzte, der Hof gratulirte der Königin, als Gaſtine ſeinen Geiſt ausgehaucht hatte. Als Ceſar ſeinem Herrn folgen wollte, fühlte er ſich am Arme gehalten. Ein verſchmitztes Italienergeſicht grüßte ihn freundlich, ſteckte ihm ein Briefchen zu und verſchwand im Haufen. Neugierig entfaltete Ceſar das Blatt. Es war eine zärtliche Einladung der Herzogin von Nevers zu einem Rendezvous in ihrem Gartenhauſe. Ceſar küßte das Papier. Gaſtine war vergeſſen. — —

Das verhängnißvolle Kreuz in der Straße St. Denis hatte in ganz Paris bald den Namen des Gaſtine-Kreuzes.

Die Fanatiker.

Hiſtoriſcher Roman

us der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1831.
Bei C. H. F. Hartmann.

B

Die Fanatiker.

Zweiter Theil:

Der Kammerherr.

Vernehmt die ſchauervollſte der Sagen:
Es bräuet ein Sturm, der Städte verheert,
Der grimmig die Königreiche durchfährt,
Daß Waller und Pilgrime wehklagen,
Bald liegen die Thürm' und Veſten zerſchlagen.
Er wehet den Starken die Häupter ab.
O laßt uns fliehen an Gottes Grab!

Nach Walter von der Vogelweide.

Erſtes Kapitel.

So laß dir, Herr, befohlen ſein
Die Kinder dein
In dieſen Jammerzeiten!
Herr Gott, dich deines Volks erbarm,
Dein ſtarker Arm
Thu' ſelber für ſie ſtreiten.
Dein Kraft obſieg',
Daß dir der Sieg
Gegeben werd'
Auf dieſer Erd'
Durch dein Gemein. —
Die Ehr' allein,
O Herr, bewahr ſie rein.
Altes Kirchenlied.

Auf der Ebene von Montonceur zwiſchen den Flüſſen Thou und Dive ſtand das Heer der calviniſtiſchen Streiter in Schlachtordnung. Die Sonne des dritten October warf ihren erſten Strahl auf die hellen Waffen der Muthigen und blitzte tauſendfach darinnen wieder. In kühnem Trotz klopften alle

Herzen dem Schlachtſignale entgegen. Ein leiſes, ermuthigendes Murmeln lief durch die Reihen, deren Anblick einen düſtern Eindruck machen mußte. Denn da das Heer einer beſtimmten Uniform ermangelte, ſo beſtand das Kleid jedes Kriegers aus ſeinem gewöhnlichen Wamſe, welches von einer mehr oder minder dunkeln Farbe war, ſo daß der ganze Haufe einer ſchwarzen, dem Tode geweihten Schaar glich. Der Ton der Stimmen verſtärkte ſich und ging ſchnell in lauten Jubel über, als ſich der Admiral vor der Fronte zeigte und gegen ſie gewendet ſein Pferd anhielt. Als er den Gruß ſeiner Getreuen erwiedert, begann er laut mit ernſtem Angeſicht: „Kinder, Freunde, Calviniſten, Soldaten! Nicht mein Wille war es, Euch heute zur Schlacht zu führen; Ihr habt es ſelbſt mit Ungeſtüm von mir verlangt und ich gab nur Eurem Eifer nach. Doch wir ſtehen nun kampfgerüſtet und von dort drüben wälzt ſich der Feind unſers Glaubens heran; in wenigen Minuten wird die Schlacht beginnen. Beſchämt meine Zweifel, macht mein Zögern zu Schanden, überzeugt mich, daß heute der glücklichſte Tag zur Schlacht war. Wir wollen nicht an das Unglück denken, das uns in zwei Treffen ſchon verfolgte, nur an einen großen Todten will ich Euch erinnern, der ſonſt an unſerer Spitze ſtand. Prinz Condé iſt nicht mehr unſer Führer; ſein ſchwarzes Loos ſprang bei Jarnac aus der Urne; er ſiel muthig wie immer und als einer der tapferſten Streiter für ſeine Rechte und ſeinen Glauben. Möchte der Geiſt, der ihn beſeelte, noch unter uns wohnen, möchte er vorzüglich am heutigen Tage uns führen. Der Himmel hat reichlich für uns geſorgt; in der friſchen kräftigen Jugendblüthe des Prinzen Heinrich von Bearn, des erſten Sprößlings des von uns ſo ſehr geliebten Hauſes Bourbon und des einzigen Sohnes der uns ſo theuern Königin von Navarra, ſo wie in Condé's hoffnungsvollem Sohne ſind unſerer Partei zwei kräftige Stützen gegeben, die den Bau unſerer Sorge, Mühe und Kraft nicht ſinken laſſen werden. Erinnert Euch, was Heinrichs Mutter Johanna Euch zurief, als ſie ihren einzigen, geliebten Sohn Euch weihete und übergab, und ihn und den jungen Condé an Eure Spitze ſtellte. Bewährt heute, was ſich Jeder damals ſtill im Herzen gelobte. Vielleicht ſeh' ich dieſe Sonne nicht wieder untergehen; deshalb verſprecht mir treu und brüderlich zuſammenzuhalten und nach wie vor Alles unſerm reinen Glauben zu opfern. Einmal, wenn unſere Sünden abgebüßt ſind, wird ſich Gott unſerer wieder gnädig erbarmen." Er ſchwieg gerührt, zerbiß ſeinen Zahnſtocher, ſprudelte die Stücken deſſelben aus und winkte mit dem Degen; da ſprengten von beiden Seiten um die Flanke des Heeres zwei herrliche Jünglinge in fürſtlicher Kleiderpracht, und trafen in der Mitte vor der Fronte bei Coligni zuſammen. So wie die Soldaten ſie erblickten, erhoben ſie ein Jubelgeſchrei; dabei raſſelten die Schwerter an den Büchſen. Es war der ſechzehnjährige Prinz Heinrich von Bearn, Sohn Anton Vendomes von Bourbon, der durch die Königin Katharina verlockt, ſeinen Glauben verlaſſen hatte und vor ſieben Jahren an einer bei der Einnahme von Rouen empfangenen Wunde geſtorben war. Der zweite Reiter war der ſiebzehnjährige Prinz Heinrich von Condé, der Sohn des vor ſechs Monaten in der Schlacht bei Jarnac gebliebenen edlen Hugenottenanführers. „Seht hier Eure Prinzen, Eure Führer!“ rief Coligni begeiſtert in der Mitte der Jünglinge; „ſchützt ſie durch Eure Tapferkeit vor den Dolchen der Katholiſchen. Und nun kein Wort weiter als: zur Schlacht!“

„Zur Schlacht!“ hallte es in den lebendigen Mauern furchtbar wieder. „Es lebe Prinz Heinrich von Navarra, es lebe Prinz Heinrich von Condé! Wir wollen für ſie ſterben!“ Ein gräßlicher Kanonendonner beſtätigte den Schwur. Coligni hatte das ſchwere Geſchütz löſen laſſen und damit das Zeichen zum Angriff gegeben. Das katholiſche Heer war nur noch in geringer Entfernung; es erwiederte die Salve. Sogleich warf ſich die ſchnelle Reiterei der Katholiken über die ſchwerfällige der Hugnotten her und jagte ſie nach kurzem Kampfe auseinander, ohne dadurch mehr als Verwirrung bezweckt zu haben. Der Admiral eilte mit ſeinen berittenen Schützen herbei, um die Ordnung wieder herzuſtellen. „Charlot,“ rief er dem hinter ihm reitenden Hauptmann zu: „ſammelt Ihr ſchnell die zerſtreute Schwadron, während ich mich auf die feindlichen Reiter werfe.“ Charlóts Boten flogen nach allen Seiten, er trieb mit einer kleinen Schaar, die er ſogleich vom Haufen ablöſte, die fliehende Reiterei zuſammen. Dem vordringenden Admiral warf ſich aber ein neuer Haufe der königlichen Reiterei, vom Rheingrafen angeführt, entgegen; ein kurzes, aber hitziges Gefecht entſtand, die Befehlshaber ſtießen ſelbſt auf einander; Coligni erhielt von ſeinem Gegner einen Piſtolenſchuß quer durch den Mund, doch ſtreckte ſein ſichereres Gewehr den Rheingrafen ſogleich todt zu Boden. Ohne auf ſeine ſtark blutende Wunde Rückſicht zu nehmen, führte der Tapfere ſeine muthigen Leute weiter gegen den [illegible]nd, der vor ihren kräftigen Streichen hier und da theilweiſe zurückwich. Der Hauptmann Charlót hatte unterdeſſen die meiſten von den verſprengten Reitern wieder zuſammengebracht, die, von neuem Muth durch ihn beſeelt, gern ſeinem Winke folgten. Er führte ſie gerade auf das Centrum, wo der Herzog von Anjou, der Anführer des Heeres, hielt, und hoffte durch einen kühnen Streich der Schlacht ſchnell den Ausſchlag zu geben. Charlots Abſicht erkennend, ſtieß der Graf Ludwig von Naſſau zu ihm und verſtärkte dadurch den Haufen um das vierfache. Rechts und links wüthete der Kampf; Charlots Schwadron drängte ihn vor ſich her, und brach ſich Bahn zum Herzen des Feindes. Angriff und Gegenwehr waren gleich verzweifelt; denn beide

Theile wußten nur zu gut, daß es jetzt Alles gelte. Drei Hugenottiſche Reiter ſandten vorzüglich ihre Hiebe wie ſchnelle Blitze umher, ein Vierter lud die Büchſen und Piſtolen, blies die Lunte an und reichte ſie den Andern; bei jedem Knalle gab es neuen Platz in den feindlichen Gliedern. So waren ſie bis zur nächſten Umgebung des Herzogs gelangt, neben welchem der Markgraf von Baden kämpfte. Ein Büchſenſchuß warf dieſen vom Pferde, ein zweiter Schuß tödtete des Herzogs Pferd, es ſtürzte mit ihm; der eine hungenottiſche Reiter ſtreckte ſeine Hand aus, um den Schwächling bei den Haaren zu faſſen und mit ſich fort zu reißen; der Herzog blickte ihn an und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; in demſelben Augenblicke ſtürmten, von der Ge[illegible]es Oberge[illegible]als unterrichtet, die Begleiter des Herzogs mit der königlichen Reiterei heran, eine Büchſe knallte, und der kühne Hugenott ſtürzte blutend vom Roſſe. Der Herzog war befreit. Der jüngſte der drei calviniſtiſchen Reiter ſprang ab, nahm mit einer Kraft, die der jugendlichen Blüthe ſeines Geſichtes kaum entſprach, den Gefallenen in den Arm, übergab ihn ſchnell dem Dritten, ſchwang ſich, während Säbel auf ihn niederziſchten und Büchſen ihn umkrachten, auf ſein Pferd und Beide jagten verwundet aus dem Getümmel, von ihrem Diener gefolgt. Ohne ſich weiter um die Schlacht zu kümmern, durchſchnitten ſie mit raſender Eile das Feld, und erreichten öſtlich vom mörderiſchen Gewühle eine kleine, mit Wald beſetzte Anhöhe, wo ſie die Kanonenkugeln nicht mehr erreichen konnten.

„Hier laßt uns den edlen Hauptmann unterſuchen, ob er noch Leben in ſich hat, und ob wir hoffen dürfen,“ rief der Jüngling ſeinem Begleiter zu, und dieſer hielt mit der theuern Laſt an. Jener war ſchnell vom Pferde, nahm ihm die blutige Bürde ab, legte ſie ſanft auf den Raſen am Fuße eines Baums und wollte dem Verwundeten die Kleider abſtreifen; aber in dem Augenblicke, als er die breite Lederkuppel des kurzen Schwertes löſte, ſank er ſelbſt, vom ſtarken Blutverluſt gänzlich entkräftet, ohnmächtig daneben nieder. „Treue Seele!“ ſagte der Dritte ſehr gerührt und wiſchte ſich eine Thräne aus dem ſchönen Auge, übergab dem Diener die Pferde und kauerte neben den beiden beſinnungsloſen Freunden. Er riß zuerſt dem Hauptmann das Lederkoller auf, und erblickte mit Schrecken, wie die Kugel unter dem rechten Arm die Bruſt durchbohrt hatte. Doch glaubte er noch Lebenszeichen an dem ſtark Verwundeten zu bemerken und ſuchte deshalb das noch immer leiſe hervorquellende Blut zu ſtillen. Der Diener hatte unterdeſſen die Pferde an einen Baum gebunden, und den ohnmächtigen Jüngling ebenfalls entkleidet. Außer zwei ſtarken Kopfverletzungen hatte er einen Hieb über den linken Arm und die Bruſt. Beide wurden nun ſo ſorgfältig als möglich verbunden, nachdem der Reiter die Wunden mit dem kühlenden Morgenthau, der reichlich auf Moos und Gras lag, ausgewaſchen hatte.

„Edler, armer Charlot! Edler, unglücklicher Gaſtine!“ ſeufzte er, während dem traurigen Geſchäfte, und drückte wehmüthig einen Kuß auf die Lippen des ältern und jüngern Freundes.

„Pierre,“ ſagte er dann zum Diener: „es bleibt uns nichts übrig, als Du nimmſt den guten Chretien auf Dein Pferd in Deine Arme. Ich mache es mit dem Hauptmann eben ſo, und wir reiten ſo langſam als möglich nach dem Schloſſe Doucerepos, wo wir von der guten Madame Dallain noch vor wenigen Tagen ſo ausnehmend wohl gepflegt wurden. Ich bin überzeugt, ſie wird an unſerm Kranken Alles thun, was in ihren Kräften ſteht, und weibliche Pflegehülfe viel und ſchnell.“

„Zumal die der frommen Frau Dallain,“ entgegnete der Diener. „Gott vergelte ihr, was ſie an uns ſchon gethan hat, und noch thun ſoll. Sie wird meinen armen Herrn gewiß gern aufnehmen, und ihm ein Bett, vielleicht ein Grab gönnen, wenn der Himmel das Schlimmſte über uns verfügt. Steht es aber in ihrer Macht, ſo iſt er gerettet, denn vom erſten Augenblick an, wo ſie von uns vernahm, daß wir von la Rochelle gebürtig, und er ein Freund und ich ein Diener des edlen Hauſes d'Alban geweſen war, wußte ſie nicht, was ſie uns alles Liebes und Gutes erzeigen ſollte. Wie manchmal hörte ich ſie für uns, die d'Albans, die Rocheller und alle Calviniſten inbrünſtig beten! Und wie oft mußte ich ihr von meiner Herrſchaft erzählen, vom alten Herrn, von Henriette, Cäſar und Luiſe! Und ſie vergoß jedesmal Thränen, ſo daß ich ſelbſt mitweinen mußte, ohne zu wiſſen warum.“

„Es war ſehr wohl von Dir gethan, redlicher und redeſeliger Pierre Arbet,“ erwiederte der Reiter, ihn unterbrechend, „jetzt aber wird es noch beſſer von Dir gethan ſein, Du bequemſt Dich, Deine Laſt aufzuladen, und die ſchwere Reiſe anzutreten.“

„Wir bekommen noch Gefährten,“ ſagte Pierre, „denn ich ſehe über die Ebne her einen Haufen calviniſtiſcher Reiter herjagen, die eben nicht wie Sieger ausſehen.“

Wirklich verſtummte auch der Kanonendonner, der zeither das Geſpräch der Beiden ununterbrochen begleitet hatte; die Menge auf der Ebene ſtob auseinander, und nach einer Viertelſtunde ſprengten ſchon einzelne Flüchtlinge des Hugenottenheeres an das Wäldchen, in welchem die Verwundeten gebettet waren. Mehrere eilten in einiger Entfernung vorüber, ohne auf Pierres ängſtlichen Zuruf zu hören; endlich zog ſein verzweifeltes Geſchrei Einige heran. Es war ein hoher ſtattlicher Mann, mit den Inſignien eines Feldoberſten begleitet. Ein Paar ſeiner Leute folgten ihm.

„Pierre!“ rief der neu dazu Gekommene, „was treibſt Du hier noch für Poſſen? Nimm Dein

Pferd und fliehe! Wir ſind gänzlich geſchlagen und die Papiſten werden uns gleich auf den Ferſen ſein."

„Edler Herr Oberſt!" rief der Diener mit wehmüthiger Stimme: „wie würde mich Eure verehrte Schweſter, Fräulein Henriette, empfangen, wenn ich ohne meinen Herrn und Jugendfreund heimkehrte, da ſie es ja war, die mich vermocht, meinen ruhigen Dienſt zu verlaſſen, und mit ihm in den Krieg zu ziehen? Ich müßte mich ja ſchämen, vor ſie zu treten, da ich ihr beim Scheiden verſprochen, ihn wohl zu wahren, und entweder mit ihm oder gar nicht wieder zu kommen."

„Und was iſt's mit Deinem Herrn, dem Hauptmann Charlot? Hat auch ihn die blutige Hand des Todes ergriffen?" fragte der Oberſt d'Alban beſtürzt.

Pierre wieß ſchweigend mit tiefbekümmertem Blick nach der Stätte, wo die Verwundeten lagen. Der Oberſt eilte dorthin. „Ei ſeht, werther George d'Armevall!" rief er dem noch mit Charlot beſchäftigten Reiter zu: „Ihr erweißt dem edelſten Manne die letzte Freundespflicht. Treu im Leben und Tod; Ihr ſeid ein braver Freund. Hat der gute Charlot vollendet?"

„Er lebt noch," verſetzte der Reiter ehrerbietig; „doch athmet er nur ſchwach und die Wunde ſcheint mir ſehr gefährlich. Demohnerachtet hab' ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, wenn wir ihn nur auf einem in der Nähe liegenden Schloſſe hätten, dann wollte ich leichter athmen, denn ich bin dort ſeiner beſten Pflege gewiß.“

„Aber er wird den Königlichen in die Hände fallen, und ihm hat der Herzog von Anjou die fürchterlichſte Rache geſchworen. Der dem Könige geſpielte Betrug iſt bekannt, und Karl ſelbſt würde dem Schmiede eher verzeihen, als der kindiſchböſe Herzog.“

„Es wird uns auf Doucerepos möglich werden, ihn zu verbergen, dafür laßt mich ſorgen,“ ſagte George d'Armevall. Jetzt aber drängt die Zeit; wir müſſen eilen.“

Der Oberſt ließ zwei ſeiner Soldaten abſteigen, und zwiſchen die Pferde an die Sättel ihre langen Mäntel befeſtigen, ſo daß dadurch eine Art Hängematte entſtand. Dahinein wurde Charlot gelegt, und ſchwebend von den langſam in gleichem Schritt geführten Pferden davon getragen. George d'Armevall und Pierre Arbet machten es mit ihren beiden Gäulen auf gleiche Weiſe, und brachten den jungen Chretien Gaſtine eben ſo bequem fort. Nach einigen Stunden, noch ehe es Mittag war, langten ſie auf Waldpfaden an dem Schloſſe in einem mäßigen Thale an, durch welches die Thou floß, an deren Ufern ſich die Mauern der einſamen, aber ſchönen Beſitzung erhoben; einige Anhöhen deckten es von der vordern Seite, hinten war es von Wald umgeben, und ganz iſolirt gelegen. Erſt einige tauſend Schritte weiter weſtlich lag das dazu gehörige Dorf.

Ein ſilberhaariger Greis empfing die trauernden Gäſte an der Pforte der hohen Schloßmauer; er war der Beſitzer des Schloſſes, ein Edelmann aus altem, berühmten Geſchlecht, ergraut in emſiger Betreibung von mancherlei Studien, unbeweibt und die Beſorgung ſeiner häuslichen Angelegenheiten der Frau Joſephe Dallain, ſeiner bejahrten Haushälterin überlaſſend. Dieſe rief denn auch ſogleich der alte, brave Herr von Ronnell herbei. Wie erſchrack die gute Frau, als ſie die Menſchen, zu denen ſie eine ſo große Liebe gezeigt, die ſie vor einigen Tagen noch mit Freuden bedient hatte, in ſolch kläglichem Zuſtande wieder erblickte. Ihre feuchten Augen, in denen man noch Spuren ſonſtiger Schönheit erkennen konnte, irrten an Charlots Körper herum, die gräßliche Wunde zu entdecken, und ſie ſchien es nicht zu vernehmen, wie ihr der an allen Gliedern zitternde Herr von Ronnell die ſorgfältigſte Pflege der Verwundeten empfahl und ſich zurückzog. Pierre führte die Roſſe an das Haus; der Beſitzer deſſelben ſchickte ſeine Diener, man löſte die ſchwebenden Betten und trug die beiden ſchwergetroffenen Kämpfer in ein bequemes Zimmer, worin ihnen Frau Dallain das weichſte Lager ſchnell beſorgt hatte. Sobald der Oberſt den Hauptmann in guten Händen wußte, gab er dem Offizier George d'Armevall noch einige Verhaltungsregeln für den Fall, wenn die Königlichen das Schloß heimſuchen ſollten und eilte dann weiter. „Ich gehe," ſagte er, „um Euch zwei Aerzte herzuſchicken, iſt irgend Hülfe möglich, ſo hilft gewiß einer von beiden.“ — George d'Armevall und der redliche Pierre blieben mit den Kranken allein. Kaum waren die Andern fort, als Frau Joſephe auf d'Armevalls Anrathen, Charlot und ſeine Lagerſtätte behutſam in ein zwiſchen dem Gartenſaale und der Küche ſehr verſteckt gelegenes Kabinet bringen ließ. Chretien blieb allein im Zimmer liegen. D'Armevall war nach einer halben Stunde in die friedlichen Kleider des Schloßgärtners und Pierre in die ſeines Gehülfen gekleidet; ihre eigenen Kleidungsſtücke und Waffen wurden ſorgfältig verſteckt. Schon nach einigen Stunden hielt ein Haufen königlicher Reiter am Thore und begehrte Einlaß, um das Schloß nach hugenottiſchen Flüchtlingen zu durchſuchen. Als man willig ihr Begehren erfüllte, ihnen Ställe und Keller öffnete, ſie ſogar bewirthete und George auf die Geſundheit des Königs von Frankreich, des Herzogs von Anjou, des Pabſtes, der Königin Mutter trank, fiel es ihnen nicht ein, das Haus weiter zu durchſuchen. D'Armevall erfuhr von den Jubelnden erſt die Größe des Verluſtes, welchen die Calviniſten abermals erlitten hatten; doch war es ein Troſt für ihn zu hören, daß weder der Admiral noch einer von den beiden Prinzen gefallen oder gefangen worden war. Als der ſchmerzlich bewegte Krieger in das Kabinet trat, fand er Madame Dallain ſchon beſchäftigt, ſeinem Freunde die Wunde mit Wein auszuwaſchen und mit einem kühlenden

Wundbalſam zu beſtreichen. Schon hatte die Gute alle zum richtigen Verband nöthigen Dinge beſorgt, und lauſchte nun mit ängſtlicher Spannung den leiſen Athemzügen des noch immer Ohnmächtigen. George verließ die Beſorgte, um nach Chretien zu ſehen, er fand ihn mit offenen Augen und zurückgekehrtem Bewußtſeyn.

„Wo iſt der Hauptmann?“ war des Jünglings erſte Frage, die er mit ſchwacher Stimme nur mühſam hervorbrachte.

„Ruhig, mein junger Freund,“ ſagte der Offizier, „er iſt hier im Schloſſe, befindet ſich wohl, und wünſcht auch Euch bald wieder hergeſtellt; deßhalb ſchont Euch.“

Chretiens trübes Geſicht drückte Zweifel aus, doch ſchwieg er und ließ ſich ruhig verbinden. Noch in den ſpäten Abendſtunden ſtellte ſich ein heftiges Wundfieber bei ihm ein; Madame Dallain, Pierre und George löſten ſich bei ihm und Charlot ab. Auch bei dem Letztern zeigte ſich Nachts noch das Fieber; doch kam er vorher nicht zur Beſinnung. Die erſten Worte, die er ſprach, erzeugte der Fieberwahnſinn; es waren zwei theure Namen, deren Identität ihm jetzt mehr als je gewiß war, wie aus ſeinen verworrenen Aeußerungen hervorging. Das wunderbare, geheimnißvolle Spiel ſeines Geiſtes, ſich Louiſe und Henriette nur als eine Perſon zu denken, war jetzt nicht mehr durch die Wirklichkeit gehemmt; ſeine kühne Phantaſie wandelte in den ſchönſten Bildern und zauberte ihm ein Glück, an deſſen Verwirklichung er im ſtolzeſten Selbſtgefühl, deſſen ſeine Beſcheidenheit fähig war, nicht gedacht hatte. Dieſer Zuſtand wirkte aber von Anfang her gleich ſehr wohlthätig auf die Nerven des Geſchwächten; jede gewaltſame Anſpannung, welche von Fieberraſerei meiſt herbeigeführt wird, unterblieb, denn der Kranke lebte ſelig mit dem einen holden Weſen im ſchönſten Verein, das er bald Louiſe, bald Henriette nannte. Chretien dagegen tobte gräßlich, die ſchwärzeſten Bilder vom Schickſal der Seinigen, das man ihm zwar ſorgfältig verhehlt hatte, das ihm aber jetzt in wunderbaren Ahnungen aufging, folterten ſeine Seele; je friſcher ſeine Jugendkraft war, je mächtiger ſie rang, um ſo heftiger war auch der Kampf, aber dieſer auch um ſo ſchneller ausgekämpft. An ſeinem Bette ſaßen Pierre Arbet und Frau Joſephe im traulichen Zwiegeſpräch; er erzählte ihr von Chretiens Verhältniſſen, ſo viel er wußte, kam dann auf den Schmied, auf deſſen Schweſter, auf Ceſar, berichtete aus ſeiner Jugend, führte Kleinigkeiten mit breiter Umſtändlichkeit an, und wähnte in der vertraulichen Behaglichkeit, in die er durch ſeiner Zuhörerin aufmerkſames Weſen, ihre verſtändigen Fragen und Zwiſchenreden und den großen Antheil, welchen ſie an ſeinen Erzählungen nahm, ſich in die Zeiten verſetzt, als er noch Abends in des Schmieds Haus ſchlich und mit der alten, guten Margot Saiſon die Zeit verplauderte. In dieſer Eintönigkeit verſtrichen die Tage; beide Kranke beſſerten ſich; Chretien nur weit ſchneller und zuſehends; d'Armevall ſuchte heilende Kräuter, präparirte ſie und verband die Wunden täglich; Pierre wartete die Kranken fleißig und Frau Joſephe ging ihm getreulich an die Hand; der alte Herr von Ronnell ließ ſich nur ſehr ſelten ſehen.

Eines Abends verließ George das Zimmer, in welchem die Haushälterin und Pierre an Chretiens Bette ſaßen, mit der Aeußerung, er werde zum Hauptmann gehen, deſſen wohlthätiger Schlummer wahrſcheinlich nun vorüber ſei. Frau Joſephe ging ebenfalls, um ihren alten Herrn zu beſorgen; Pierre ſchlummerte im Lehnſtuhle ein. – Plötzlich erwacht er, wie durch ein Geräuſch ermuntert, und ſieht zu ſeinem Schrecken das Lager leer. Mit angſtbeflügeltem Schritt eilt er nach dem Kabinet und verkündet dem Offizier Chretiens unbegreifliche Flucht. Beſtürzt ſpringt auch dieſer mit dem Lichte in der Hand herbei, alle Zimmer werden durchſucht, ſodann der Hof, die Ställe; vergebens ruft man ſeinen Namen, der unglückliche Jüngling iſt nirgends zu finden. Pierre rennt wie ein Verzweifelter umher, und macht ſich die heftigſten Vorwürfe über ſeine Unachtſamkeit; Frau Joſephe ringt und windet die Hände. Das ganze Haus iſt in Aufruhr; der alte Hausbeſitzer ſelbſt ſteigt aus ſeiner Klauſe herab, um Jäger, Gärtner, Fiſcher, Hausvogt, Bediente, ja das ganze Dorf aufzubieten; George denkt endlich an ſeinen hülflos zurückgelaſſenen Kranken, um den ſich bis jetzt Niemand wieder bekümmert hat, und eilt in das abgelegene, verſteckte Kabinet. Aber wie erſtaunt er, als er dort Chretien nur nothdürftig gekleidet am Bette ſeines Freundes ſitzend findet. Der ſelbſt noch nicht geneſene Jüngling hält Charlots Hand und bedeckt ſie mit Thränen, er beobachtet mit ſtarren Blicken die Züge des Kranken, er lauſcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner unzuſammenhängenden Worte, er iſt ſo vertieft in das Anſchauen ſeines väterlichen Freundes, in den Schmerz über deſſen Leiden und in die durch Alles durchſchimmernde Freude des Wiederſehens, daß er Georges Eintritt nicht bemerkt. Aber auch dieſer vergießt ein Paar ſtille Thränen über ſolche Treue und Anhänglichkeit, ſchleicht hinzu, und legt ſeinen Arm ſanft an des Jünglings Nacken mit den Worten: „Chretien, was habt Ihr uns gethan? Warum flüchtet Ihr heimlich von Eurem Lager und ſetzt uns Euretwegen in ſo große Angſt?“

„Ich konnte das Leben ohne meinen Wohlthäter nicht länger ertragen,“ verſetzte der Jüngling, „und da ich ſtets in der peinlichſten Ungewißheit ſchwebte, ob Charlot noch lebe oder nicht, ſo entſchloß ich mich durch eigne Anſchauung mich zu überzeugen. Vergebens hatte ich Pierre ſchon mehrmals gebeten, mich hieher zu führen. So wollte ich denn Euch nach, als Ihr uns verließet und Pierre eingeſchlafen war.“

„Aber wie kamt Ihr von mir unbemerkt in das Kabinet?“

„Kaum hatte ich mein Zimmer verlaſſen, als ich Pierre ſchon hinter mir hörte; ich floh ſchnell und ſah mich beim ſchwachen Schein der Lampe in einer Küche; hier verkroch ich mich hinter dem Feuerheerd. Pierre eilte an mir vorüber in dies Kabinet, ich ſah Euch mit ihm daſſelbe verlaſſen und auch an mir vorüberſchreiten; ein Licht blieb hier zurück. Kaum hattet Ihr Euch entfernt, als ich eintrat und ſeitdem ſelige Augenblicke am Bette dieſes geliebten Mannes verlebte; denn ich weiß ja nun, daß er lebt, und wir auch auf ſein ferneres Leben hoffen dürfen."

Theophile hatte des Jünglings Hand gefaßt, und ſagte plötzlich: „Guter Chretien, iſt Henriette noch nicht da?"

Verwundert ſahen ihn die beiden Freunde an; es ſchien mit einem Male Licht in ſeinem Geiſte geworden zu ſein. Seine Züge ſtrahlten verklärt, ſein Auge leuchtete Freude.

„Sie iſt noch nicht hier," antwortete George, und bedeutete Chretien zu ſchweigen; „aber ſie wird nun bald kommen."

„Ja, dieſen Abend oder dieſe Nacht noch," ſetzte Charlot ſchwach hinzu, und verſank in ein ſtilles aber wie es ſchien, freundliches Nachdenken. George ſuchte Chretien zu bereden, daß er wieder in ſein Zimmer und zu ſeinem Lager zurückkehre; aber der Jüngling beharrte feſt auf ſeinem Willen, ſich nicht wieder von ſeinem väterlichen Freunde zu trennen.

George ging deshalb, um den Hausbewohnern ſein Auffinden zu verkünden, und zugleich Sorge zu tragen, daß ſein Lager ebenfalls in das Kabinet gebettet würde. Die gute Frau Joſephe kam ſchnell herbei, umhalste den Wiedergefundenen und vergoß Freudenthränen. Mit welcher Anhänglichkeit ſie Chretien zugethan war, zeigte ſich in dieſen Augenblicken der Angſt und der Freude erſt deutlich; es war nicht anders, als umarme ſie ihren eigenen Sohn, und in ihrem Geiſte ſtiegen ſchmerzlich ſüße Erinnerungen auf. Pierre ſtand daneben und hielt eine umſtändliche Rede, worin er nach gewohnter alter Weiſe des Breiten ‚viel von ſeinem Schrecken, Verzweiflung, Ueberlegung und Entſchlüſſen vorbrachte. Niemand hörte auf ihn, denn die Diener brachten ſchon Chretiens Bett; Frau Joſephe ließ es dicht an das des Hauptmanns ſetzen; geſchäftig breitete ſie die warmen Decken aus, und ihre Bitten vermochten den Jüngling, ſich niederzulegen. Charlot ſah mit ſtillem, heitern Lächeln zu. Im Kamine loderte bald die wärmende Flamme, Frau Joſephe brachte den beiden Kriegern ein ſchmackhaftes Abendbrot und ein Paar Flaſchen alten Wein mehr als ſonſt, um den noch durch die Glieder leiſe bebenden Schreck vollends zu vertreiben und die Freude über das glücklich überſtandene Abentheuer zu feiern. Sie ſelbſt ſchlug ein Glas nicht aus, und da die beiden Kranken ſich ſo wohl befanden, überließ ſich das ſorgſame, edle Kleeblatt befreundeter Menſchen dem über ſie kommenden Frohſinn und der mittheilenden Geſprächigkeit. Pierre erzählte wieder lang und breit von den guten

Leuten im Hauſe d'Alban, von ſeinem darin genoſſenen Glück, und Frau Joſephe vergoß trotz ihrer frohen Stimmung doch wieder ein Paar Thränen.

„Euer Leben, mein lieber Pierre, kenne ich nun ziemlich ausführlich," ſagte ſie zu dem geſprächigen Erzähler; „dagegen weiß ich von dem Eurigen faſt noch gar nichts, edler d'Armevall. Wenn Ihr nun gerade keine beſondern Gründe habt, darüber zu ſchweigen, ſo theilt uns etwas davon mit; es iſt ja bekannt, wie wißbegierig die Frauen ſind, und Ihr hofft doch nicht, daß ich von meinem Geſchlechte eine fürwahr unrühmliche Ausnahme machen ſollte?"

„Wenn Euch damit gedient iſt, die ſehr einfache Geſchichte eines an großen Ereigniſſen armen Lebens zu vernehmen," ſagte der Offizier, „ſo bin ich mit Freuden erbötig, ſie Euch mitzutheilen. Ich bin das Jüngſte von zehn Geſchwiſtern, von denen einige ſchon in die Fremde gezogen waren, als ich geboren wurde, und die ich, weil ſie nicht wieder in ihre Heimath zurückkehrten, nie kennen gelernt habe. Es war weder meinem Vater noch meiner Mutter vergönnt, mich zu erziehen; der Spätling ihrer Ehe mußte fremder Pflege anheim fallen. Der Vater ſtarb früh, die Mutter kränkelte noch mehrere Jahre. In dieſer Zeit half mir die thätige Liebe einer älteren Schweſter fort, an ihr allein hing mein jugendliches Herz. Doch die Mutter genaß allmählig; aber die in unſerem Hauſe eingeriſſene Armuth trieb die Glieder deſſelben auseinander; die Schweſtern mußten ſich vermiethen, die Brüder als Handwerker und Soldaten ihr Brot ſuchen; ich und eine, mehrere Jahre ältere Schweſter blieben allein bei der Mutter zurück. Doch kaum war ein Jahr vergangen, als auch ſie ſich ſchlafen gelegt hatte. Ich und mein Schweſterchen ſollten zu Verwandten kommen, bei denen wir eben keinem erfreulichen Looſe entgegen ſahen. Da traf es ſich zufällig, daß ein reicher Lothringiſcher Edelmann mit ſeiner Gemahlin in unſerer Stadt verweilte. Dieſe Frau, welche nur ein Töchterlein geboren, ſich aber ſtets mit der größten Sehnſucht einen Sohn gewünſcht hatte, hatte mich früher ſchon geſehen und Wohlgefallen an mir gefunden. Als ich nun weinend zu meinem Oheim geführt wurde, bei dem ich künftig wohnen ſollte, befand ſich jener Edelmann mit ſeiner Frau dort. Sie äußerte den Wunſch, mich zu beſitzen; der Mann willfahrte ihr gern; mein Oheim wurde mich auf gute Art los, und ſo reiſte ich denn nach einiger Zeit mit dieſen guten Menſchen auf ihre Beſitzungen nach Lothringen und ſah mich bald mit allen zärtlichen Beweiſen elterlicher Liebe überhäuft. Wie bald vergißt ein Kinderherz den frühen Kummer um die Trennung von Geſchwiſtern und Geſpielen, dem Geburtsort, den Plätzen der erſten geſelligen Freuden, wenn ihm Alles in ſo reichem Maaße erſetzt wird, wie mir! Meine neue Mutter wurde es mir in jeder Bedeutung des Wortes; ich galt ihr eben ſo viel, als ihre Emilie, und wir Kinder liebten uns und nahmen zu an Geiſt und Körper unter der Mutter Pflege. Heimlich waren meine Pflegeeltern den Lehren des Calvinismus zugethan, und ich wurde natürlich ebenfalls darin unterrichtet; ſpäter traten ſie öffentlich über. Als nun die Religionskriege ausbrachen, waren meine hochbejahrten Eltern nicht nur meinem glühenden Verlangen, für meinen Glauben zu ſtreiten, nicht entgegen, ſondern die Mutter kleidete mich ſelbſt ein, der Vater bewaffnete mich, Emilie gürtete mir das Schwert um, und küßte mich. Der Vater legte ſeine Hände ſegnend auf uns, die Mutter küßte uns weinend. Ich ſchied von Emilien als meiner Braut und trat als Offizier unter Coligni's Fahnen. Im Felde lernte ich den edlen, tapfern Schmied kennen; er rettete mir das Leben; gleiche Geſinnungen führten uns inniger zuſammen, wir wurden bald die beſten Freunde. Nach dem Frieden von Conjumeau zog ich mit den ſchönſten Hoffnungen heim und fand meine geliebte Emilie — im Grabe. An mich gewöhnt, der ich mich noch nie von ihr getrennt hatte, war ſie bald nach meiner Abreiſe kränklich geworden. Sehnſucht hatte die Blüthe ihres Lebens zerſtört. Bald begrub ich auch die Mutter; der Gram, ihren Lebenswunſch vereitelt zu ſehen, riß ſie dahin. Meine Wiederkehr verklärte noch die letzten Tage ihres ſchönen Lebens. Der neue Ausbruch des Kriegs hatte mich wieder an meinen Poſten geführt, ich fand meinen einzigen Freund wieder, und wir gelobten uns im Angeſichte des Himmels, im Leben und Tode uns nun nicht mehr zu verlaſſen. Ihr ſeht, ich habe meinen Schwur gehalten; er hätte es eben ſo gethan.“

Frau Joſephe hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. „Ihr habt vermieden, edler Herr,“ ſagte ſie jetzt, „irgend einen Namen der Orte wie der Perſonen zu nennen. — „Nur zufällig,“ verſetzte der Offizier. — „So ſagt mir doch, hieß Euer Vater auch d'Armevall?“ — „Nein; es iſt dieß der Name meines Pflegevaters, welcher mich adoptirte, mich zum Erben ſeiner Beſitzungen machte, und damit ſeinen Namen auf mich übertrug. Mein Vater hieß Vollart und war kein Edelmann, ſondern ein Gewürzkrämer in einer kleinen Stadt der Normandie.“

Frau Dallain bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und ſaß in dieſer Stellung einige Zeit, ohne ſich zu regen, gleichſam, als ſei ſie in ein tiefes Nachdenken verſunken. Ringsum war Alles ſtill geworden; die Mitternachtsſtunde ruhte lautlos auf dem Schloſſe. Plötzlich brach die Haushälterin in ein lautes Schluchzen aus; die unerwartete Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegungen machte die beiden Dabeiſitzenden um ſo beſtürzter, als ſie ihnen ganz unerklärlich war. „George,“ ſagte endlich Madame Dallain, ſich erhebend und auf den ſo vertraut Angeredeten zueilend: „ſieh in mir Deine ältere Schweſter Joſephe, die Dich als Knaben auf ihren Armen, an ihrer Bruſt trug, die die Pflegerin Deiner Kindheit war. Niemals habe ich Dich vergeſſen und ich halte es für des Himmels größte Gunſt, daß er Dich in meinen ſpäten Lebenstagen mir noch zuführt, und erkenne es gern für einen reichen Erſatz großer Entbehrungen, die ich erdulden mußte."

Freudig überraſcht war d'Armevall aufgeſprungen und hatte die würdige Matrone umarmt. Die ſchauerliche Geiſterſtunde wurde eine Wonneſtunde für die ſich Wiedergefundenen; Pierre weinte vor Freuden, wie ein Kind. Chretien war über die geräuſchvolle Scene erwacht und verlangte mit Ungeſtüm den Grund derſelben zu wiſſen; Pierre theilte ſie ihm umſtändlich mit, während die Geſchwiſter ſich miteinander beſprachen, und bemerkte dabei, daß ſein Herr, der Hauptmann, wache und mit freudeſtrahlenden Augen das Geſchwiſterpaar ſtill betrachte.

„Nun erzähle uns auch Deine Schickſale, geliebte Schweſter," ſagte George endlich zu Madame Dallain. Ein ſchmerzlicher Zug flog über ihr Geſicht, aber da nach ſolchem Begebniß kein Auge in der Geſellſchaft vom Schlafe heimgeſucht wurde, da auch Pierre und Chretien ſie mit Bitten beſtürmten, ſo ſchenkte ſie die Gläſer noch einmal voll, reichte ſie den beiden Männern und begann:

„Es mag Euch aufgefallen ſein, lieber Pierre Arbet, daß ich ſo großen Antheil an Eurer Vaterſtadt la Rochelle und an dem Hauſe Eurer Herrſchaft des Herrn Bürgermeiſters d'Alban genommen; Ihr ſollt jetzt erfahren, wie ich hierzu große Urſache habe. Als ich mein väterliches Haus verlaſſen mußte, fand ich einen Dienſt bei einer reichen Marquiſe, die großes Wohlgefallen an meiner Jugend hatte. Ich war damals noch nicht ſechzehn Jahre, ſie ließ mich förmlich erziehen, unterrichtete mich ſelbſt in vielen Dingen, und nahm mich mit ſich nach Paris. Dort erfuhr ich bald, daß ſie eine heimliche Calviniſtin war. Sie war dieſem Glauben ſo ſchwärmeriſch ergeben, daß ſie mein beugſames Gemüth ebenfalls leicht für denſelben gewann, daß ſie ſich aber auch ſelbſt verrieth, bei Hofe in Ungnade fiel und von ihrem Gemahl verſtoßen wurde. Sie eilte mit mir nach la Rochelle, dort nahmen ſie Freundesarme willig auf. Aber ſie war des Glanzes, des Lebens im großen Style gewohnt, die Stille und Einförmigkeit in der ganz calviniſtiſchen Stadt drückten ſie ſehr, ein heimlicher Gram nagte an ihrem Leben, ihre Geſundheit war ohnedieß ſtets wankend geweſen, und ſo überlebte ſie denn ihren Fall nur um einige Jahre. Auf ihrem Sterbebette vermachte ſie mich ihrer innigſten Freundin, der Frau d'Alban, und nahm ihr das Verſprechen ab, mich ſo zu behandeln, wie ich von ihr ſelbſt gewohnt geweſen war Frau d'Alban war aber doch meine gute Marquiſe nicht; ich merkte den Unterſchied bald. Sie war zwar keine böſe Frau, aber ſtets voller Launen, eigenſinnig und empfindlich, eine allzuſtrenge Mutter und deshalb von ihren Kindern nicht geliebt, eine mürriſche Gattin und deshalb von ihrem Gemahl nicht geſucht. Alle flohen ſie, ich mußte allein bei ihr aushalten; ich ertrug ihre Launen mit Geduld, denn wenn ſie ſelbſt oft einſah, wie ſehr ſie mich plagte, behandelte ſie mich dann Tage lang mit viel Liebe. Sie hatte zwei Söhne nnd zwei Töchter. Der älteſte war ein edler Menſch; er bemitleidete mich oft und ſeine Theilnahme that mir ſehr wohl. Er ſtand in ſeinem drei und zwanzigſten, ich in meinem neunzehnten Jahre. Noch war mir kein Mann nahe getreten, noch hatte mein Herz nicht das gefährlichſte aller Gefühle in ſich aufgenommen. Da mußten ſich Mitleid nnd Dankbarkeit begegnen, um —"

Zweites Kapitel.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Göthe.

Ein lauter, ſtarker Ton der Hofglocke, welche an der Pforte der Mauer gewaltig gezogen wurde, unterbrach die Erzählerin. Erſchreckt fuhren Alle in die Höhe, ſich mit Blicken und Worten fragend, was dieß nach Mitternacht zu bedeuten habe. Kaum aber hatten ſie ſich einigermaßen geſammelt, als der Klang ſich noch heftiger wiederholte. D'Armevall ſchnallte ſein breites Bandelier mit dem Schwerte um, griff nach ſeiner Lanze, ſtürzte den langkrempigen Hut auf den Kopf und winkte Pierre, ihm die Leuchte nachzutragen. Frau Joſephe ſteckte dem Bruder den Schlüſſel zum Thore zu, und begleitete Beide bis an die letzte Stufe der Hausthüre. George öffnete an der Pforte einen kleinen Schieber, ſah hinaus und erblickte, ſo gut die finſtre Nacht es vergönnte, die Umriſſe mehrerer Reiter.

„Wer da? Wer begehrt um dieſe Zeit Einlaß?“ fragte der Offizier mit ſtrenger Baßſtimme.

„Gute Freunde,“ antwortete eine weibliche Stimme. „Sagt uns aber doch erſt, liegt hier der Hauptmann Theophile Charlot aus la Rochelle an ſeinen Wunden krank darnieder? Lebt er noch? Wie befindet er ſich?“ Die Fragen geſchahen mit einer ſolchen Haſt und wurden mit ſo bewegtem Tone geſprochen, daß man ihnen wohl anhören konnte, wie viel der Sprecherin an dem fraglichen Gegenſtande gelegen ſei.

„Er liegt hier,“ verſetzte George, „und wir ſehen ſeiner Geneſung entgegen. Doch ſagt zuvor, wer Ihr ſeid, eh' Ihr Einlaß von mir begehrt.“

„Ich bin Henriette d'Alban, eine Freundin des Hauptmanns aus la Rochelle, und die mich umgeben, ſind lauter gute Rocheller, herbeigekommen, um ihrem edlen Landsmann zu dienen.“

George hatte in freudiger Haſt ſchon das Thor geöffnet, die Stimme war ſo überzeugend, daß er nicht den geringſten Zweifel in die Ausſage ſetzte. Sechs Geſtalten zu Pferde paſſirten das Thor.

George und Pierre eilten dienſtfertig herbei, um der Dame vom Zelter zu helfen. Frau Joſephe hatte mehrere Fackeln herbeigebracht, in deren rothem Scheine man drei Frauen und drei Männer erkannte. Zwei von den letzteren gaben ſich Pierre ſogleich als Diener und alte Bekannte zu erkennen; ſie brachten mit ihm die Pferde zum Stalle und verharrten dort in traulicher Unterhaltung, während die beiden erſten Damen ſich ihrer Reiſemäntel entledigten und der Dienerin übergaben, dann in Begleitung des einen Mannes, von Frau Joſephe geführt, und von George gefolgt, nach dem Krankenkabinet ſchritten.

Als die Thür geöffnet wurde und Henriette hereintrat, breitete ihr Theophile ſeine Arme entgegen, ſtumm ging ſie auf ihn zu, beugte ſich zu ihm herab und drückte ihm einen langen Kuß auf die bleiche Stirn. Als ſie ſich wieder erhob, drängte ſich die andere Dame zu ihm, er blickte auf und rief erſtaunt: „Schweſter Jeanette!“ und auch ſie lag an ſeiner Bruſt. Mit Rührung ſtanden Joſephe und George dabei und beleuchteten die Scene; die Erſtere konnte nur mit großer Mühe eine gewaltige Bewegung verbergen. „Wie froh und glücklich bin ich nicht in dieſer Nacht geworden,“ ſagte der Kranke zwar noch mit ſchwacher Stimme, aber alle Geiſtesverwirrung ſchien gänzlich verſchwunden; „erſt findet mein lieber d'Armevall ſeine Schweſter und nun erhebt mich Euer Beſuch, edles Fräulein, und mein Glück vollkommen zu machen, kommt meine Jeanette mit; und noch ahne ich ein ſüßes Geheimniß, welches auch noch in dieſer Nacht die Fülle ſeiner ſtillen Freuden über uns ausgießen ſoll.“ Damit ſah er Madame Dallain bedeutend an; ſie verſtand ihn und winkte ihm freundlich zu.

„Herr Hauptmann,“ ſagte Henriette: „ich habe Euch Herrn Siroux, unſern beſten Arzt in la Rochelle, mitgebracht, er wird zu Eurer baldigen Wiederherſtellung ſeine Kunſt aufbieten.“

„Wie ſeid Ihr beſorgt für mich! wie bin ich Euch dafür verbunden!“ verſetzte Charlot mit einem zärtlichen Blick auf die herrlich prangende Mädchengeſtalt. „Doch,“ ſetzte er bekümmert hinzu: „ich ſeh' Euch über und über in ſchwarzem Flor und Trauergewand gehüllt. Welchen theuren Todten betrauert Ihr? Träuft mir immerhin in die Schale der Freude auch die bittere Gabe.“

„Wißt Ihr nicht, daß mein Verlobter in der Schlacht bei Montoncourt gefallen iſt?“

„Herr von Clement todt?“ rief Charlot beſtürzt aus, und ein Gefühl, wie von einer glühend heißen Blutwallung, fuhr ihm durch die Bruſt.

„So iſt es,“ ſagte Henriette. „Er ſtarb für unſern Glauben. Doch laßt das. Euch hat ein gütiges Geſchick verſchont und den Lebenden gebührt unſere Sorge. Deshalb erlaubt, daß Jeanette und ich uns mit dem Arzte in Eure Pflege theilen.“

„Es würde der guten Madame Dallain wehe thun, wolltet Ihr ſie ganz ausſchließen,“ verſetzte

Theophile, „denn ſie hat mich zeither mit ſo viel Sorgfalt gewartet. Ihr habt ja noch einen Kranken, meinen Chretien; laßt auch ihm einen Theil Eurer Sorge zukommen.“

„O ich bin geſund, Hauptmann,“ rief dieſer ganz munter im Bette aufrecht ſitzend. „Morgen werde ich Euch mit bedienen können, und mir das eben ſo wenig nehmen laſſen, wie die gute Frau Joſephe.“

„Das edle Fräulein d'Alban wird uns auch nicht verdrängen wollen; ich kenne ihr Herz zu gut. Es wird ſich ſeit neunzehn Jahren nicht geändert haben,“ ſagte Madame Dallain mit thränenweicher Stimme, faßte die Hand der ſie verwundernd anblickenden Henriette, preßte ſie heftig an ihre Bruſt und befeuchtete ſie mit dem Thau, der ihren Augen reichlich entquoll. Henriette hatte bei dem Ton ihrer Stimme aufgehorcht und ſie ſcharf in's Auge gefaßt; jetzt rief ſie plötzlich: „Wie wird mir ſo ſonderbar zu Sinne beim Anblick dieſer Frau. Es weht mich an wie Träume aus meiner früheſten Kindheit; es umgaukelt mich wie Jugendſpiele; längſt entſchlafene Erinnerungen wachen wieder auf. Wie? — täuſcht mich nicht Alles, ſo ſeid Ihr — —“

„Die unglückliche Joſephe Vollart,“ ſagte Madame Dallain.

„Sie iſt's!“ rief Charlot mit ihr zu gleicher Zeit; „mein Herz hat es mir zugeflüſtert.“

„Cäſars und Louiſens arme verſtoßene Mutter?“

„Und Eures Bruders Weib vor Gott."

„Die Wärterin, die Freundin meiner frühern Jugend, nach der ſich mein Herz unaufhörlich geſehnt hat."

„Und die Euch immer mit derſelben Zärtlichkeit liebende Joſephe, die Euch nie vergeſſen konnte, deren Herz ſtets bei Euch war." Henriette ſchloß die Weinende in die Arme.

„O wäre doch du Froiſſet mit ſeinen Kindern hier," ſagte Charlot leiſe, „um die Wonne dieſer Stunde ganz vollkommen zu machen!" Aber Jeannette hatte die Worte vernommen und ſchluchzte laut. „Ich verſtehe Deinen Schmerz, armes Kind," ſagte Charlot: „Ceſar hat ſeine Schwüre vergeſſen, er iſt ſeinem Glauben untreu geworden. Ich weiß es. O daß ich ſelbſt einen Theil der Schuld tragen muß! Hätte ich das ahnen können!" Der Gedanke an Louiſe ergriff ihn; er wollte ihn feſthalten, aber es war nicht möglich; die ſchönen Ereigniſſe des Augenblicks und Henriettens liebliche, erhabene Geſtalt, deren Reize durch das ſchwarze Gewand in ſeinen Augen noch erhöht wurden, verdrängten alle anderen Betrachtungen aus ſeiner Seele. Während der Arzt ſeinen Krankheitszuſtand prüfte, die Verbände von den Wunden nahm, hatten ſich Joſephe und Henriette hunderterlei zu ſagen. Beide entfernten ſich, um für die neu angekommenen Gäſte Zimmer einzurichten. Erſt gegen Morgen verfügten ſich Alle zur

Ruhe. Joſephe mußte verſprechen, am folgenden Tage ihre Schickſale mitzutheilen.

Geſtärkt, wie noch keinmal ſeit dem verhängnißvollen Abende, an welchem er beſinnungslos in das Schloß gebracht worden war, erwachte Theophile am andern Morgen. Chretien hatte ſchon lange auf ſeine erſte Bewegung gelauſcht; jetzt ſprang er erfreut vom Lager, kleidete ſich ſchnell an und half ſeinem väterlichen Freunde im Bette auf. Dann eilte er fort, gleichſam, als habe ihm niemals etwas gefehlt und kehrte mit den Andern zurück. Henriette und Jeannette hatten dem Schloßbeſitzer bereits ihre Aufwartung gemacht. Der Arzt nahm ſeine Operationen von Neuem vor, aber der geſchickteſte und ſchnellſte Helfer war hier die Liebe. Und umſtand ſie nicht in ihren verſchiedenſten Geſtaltungen das Lager? George, Chretien, Joſephe, Henriette, Jeannette, ja Pierre, liebten ſie nicht Alle den edlen Schmied innig und wahr, jedes auf eine andere Weiſe; und liebte er nicht jedes von ihnen eben ſo warm und treu, doch auch mit ganz verſchiedenen Gefühlen?

Joſephe erzählte auf Aller Bitten, was ihr ſeit der Verſtoßung aus d'Albans Hauſe begegnet war. Die Frau d'Alban hatte ſich zwar über die vermeintliche Schande todt geärgert, Joſephin aber vorher noch ihrer Kinder beraubt und die troſtloſe Mutter in's Elend ſtoßen laſſen. Ihr Geliebter war lange gefangen gehalten worden. Hülflos wanderte ſie lange herum, bis ſie nach mancherlei Widerwärtigkeiten und böſen Erfahrungen, in die Dienſte des gelehrten Herrn von Ronnell gekommen war. Ihr Betragen gefiel ihm und er wünſchte, daß ſie ſeinen Haushofmeiſter Dallain heirathete. Sie empfand nichts für den Mann, doch war er ihr auch nicht zuwider. Ihre Geſchichte war demnach die von tauſend gefühlvollen vom Leben betrogenen Herzen. Dallain war vor mehreren Jahren geſtorben; ſie hatte ihm keine Kinder geſchenkt. Seitdem hatte ſie im Schloſſe alle Geſchäfte ihres Mannes zur größten Zufriedenheit ihres Gebieters verſehen, und ſo war ſie denn mit ihrer Liebe und ihrem Schmerze alt geworden. Zwei Wünſche hatte ſie nur für die Dauer ihres Lebens noch gehabt; ihre Geſchwiſter, vorzüglich die jüngeren, die ſie ſehr geliebt, und dann ihre eigenen Kinder, noch einmal wieder zu ſehen. Ein Theil dieſer Wünſche war ſchon in Erfüllung gegangen, und ſie hegte alle Hoffnung, ſie ganz gewährt zu ſehen.

Charlots Geneſung ging langſam aber ſicher vor ſich; ſeine Wunde war lebensgefährlich geweſen und nur dem Zuſammentreffen ſolch günſtiger Umſtände und der ſorgſamen Pflege der Liebe war ſeine Erhaltung zuzuſchreiben. Henriette wich nicht vom Lager des geliebten Freundes, ſein dankbarer Blick entzückte die Beſorgte. Unvermerkt wob ſich das Band, welches früher ſchon ſchnell ſich um ihre Herzen geſchlungen, feſt und feſter, und obgleich die Lippen das ſüße Geheimniß noch nicht ausgeſprochen hatten, ſo wußten doch Beide, daß ſie ſich angehörten, und die Andern betrachteten ſie ebenfalls ſo. Chretien theilte mit Henrietten die Sorge um den Kranken; die treue Anhänglichkeit des Jünglings an ſeinen Freund und Wohlthäter kannte keine Grenzen. Die trauernde Jeannette ſchloß ſich immer mehr an Frau Joſephe an, ſie war ja die Mutter ihres Ceſar, des noch immer von ihr mit aller Glut ihres Herzens geliebten Ceſar, und die gute, hartgeprüfte Frau wußte um ihre Liebe und alle Ereigniſſe ſeit der Entſtehung derſelben, und weinte ſtundenlang mit der armen Verlaſſenen. Beide lebten und fühlten zuletzt ſich ſo in einander hinein, daß ſie unzertrennlich wären und eine einzelne, wehmüthige Gruppe in dem ſtillen, häuslichen Gemälde bildeten. Pierre hatte ſich ſchon längſt in ſein Schickſal ergeben, und auf die ſchöne Schmiedstochter, die doch eigentlich durch ihn in d'Albans Haus gekommen war, nun aber ſich auch zum Stande deſſelben hinaufgeſchwungen hatte, Verzicht geleiſtet, obgleich es ihm je zuweilen einen Stich durch ſein redliches Herz gab, wenn er die herrlich blühende Jungfrau von der Seite anſah, und der bei ihr zugebrachten, mit der Tante Margot ſo fröhlich verplauderten Abende gedachte. George d'Armevall hatte ſich, ohne daß es eigentlich bemerkt worden war, von Allen leiſe und allmählig zurückgezogen. Theophile und Henriette waren zu ſehr mit ihrer Liebe beſchäftigt. Chretien war noch zu jung und dem Hauptmann zu eifrig ergeben, um pſychologiſche Betrachtungen anſtellen zu können. Jeannette lebte in der ſtillen Trauer ihrer Liebe und nur Joſephe's freiem Blick war es allein vergönnt, in des Bruders Herz zu ſehen und darin eine trübe Stimmung wahrzunehmen; bald ahnete ſie auch den Grund derſelben. Es wurde ihr klar, daß er Jeannetten liebe und der Macht dieſer Leidenſchaft ſich ganz hingebe. An einem heitern Spätherbſttage, welcher recht geeignet war, ein zartes Gemüth mit ſtiller Wehmuth zu erfüllen, und einem verwundeten die Erinnerung an ertragene Schmerzen recht lebendig zu machen, und alle längſt verrauſchten Stürme noch einmal als ſüßes Trauerlied an die Saiten des innern Harfenſpiels anzuklingen, in den Nachmittagsſtunden eines ſolchen Abſchiedsfeiertages der Natur wandelten Joſephe und Jeannette Arm in Arm am Ufer des Fluſſes in den romantiſchen Umgebungen des Schloſſes, auf den gegelbten Wieſen und in dem entblätterten Haine. Mehr als je waren ihre Herzen zur gegenſeitigen Mittheilung geneigt, es wehte ihnen ſo wehmüthig ſüß von außen entgegen und der trauernde Genius vergangener Tage ſtieg aus der ſterbenden Natur vor ihren Blicken herauf. Alles um ſie mahnte ſie, wie kurz und hinfällig die irdiſche Freude ſei, wenn nicht eine ätheriſche Flamme ſie durchglühe, wie das Leben ſelbſt zum hohlen, bedeutungsloſen Nichts zuſammenſinke, wenn es nicht eine höhere, über Raum und Zeit hinausſtrebende Idee vergeiſtige. Schweigend wandelten die beiden Freundinnen neben einander und ohne Worte verſtanden ſie ſich in dieſen Augenblicken der Weihe, denn zu gleicher Zeit näßten ſich ihre Augen, aber die hervorquellenden Perlen trübten ſie nicht.

„Du biſt ſo traurig heute, meine liebe Jeannette,“ ſagte Madame Dallain und drückte der jüngern Freundin theilnehmend die Hand, gleichſam, um dadurch anzudeuten, daß ſie ihr die Antwort erſparen wolle.

Jeannette brach in lautes Weinen aus. „O Mutter!“ rief ſie: „Heute fühle ich es recht ſchmerzlich, daß er auf ewig für mich verloren iſt.“

„Auf ewig, Kind? Sage das nicht. Bei Gott iſt kein Ding unmöglich, das weiß ja meine fromme, gottergebene Jeannette. Es kann ſich mit der Zeit noch gar Vieles ändern.“

„Meint Ihr? O ich möchte wohl gerne hoffen; denn was hofft man nicht, was man wünſcht. Aber es iſt ja Alles vergebens. Er kann nun nie der Meine werden.“

„Dieſer unſelige Bürgerkrieg muß doch einmal beendigt werden, die Calviniſten müſſen ſich Glaubensfreiheit erkämpfen, wie in Deutſchland, ſo will es Gott der Herr und die Ordnung der Dinge. Wenn nur erſt ein rechter und wahrhaftiger Friede geſchloſſen iſt, dann will der alte Bürgermeiſter ſelbſt nach Paris zu ſeinem Sohne und meinen Kindern, um ſie Alle nach la Rochelle zurückzuführen, ſo hat mir Henriette vertraut. Dann wirſt Du Ceſars glückliches Weib."

„Wer daran glauben könnte! Aber er wird ein Papiſt bleiben wollen und dann darf ich ja doch nicht."

„Würdeſt Du ihm denn auch als Katholik an den Traualtar folgen?"

„Geſteh' ich's Euch nur, theure Mutter. Ja, ich würde ihn lieben und heirathen, und wenn er ein Türk geworden wäre."

„Kind, Du erſchreckſt mich mit der Heftigkeit Deiner Liebe. So ſollte eine ſo fromme Calviniſtin keinem Manne zugethan ſein."

„Iſt das Eure wahrhaftige Meinung, Mutter? — Ach Gott! ich armes Mädchen weiß ja nicht, was Recht oder Unrecht iſt, mein Herz glüht auf bei dem Gedanken an ihn, es wallt ihm entgegen, es lebt nur in ihm, und es fragt nicht, ob er die Predigt oder die Meſſe hört. Man hat mir zwar von Jugend auf geſagt und ſtets wieder geſagt, es ſei eine der größten Sünden, katholiſch zu werden. Aber ſeht, ſeit einiger Zeit bin ich ganz irre geworden in meinen Gedanken. Ceſar war ſo klug, ſo verſtändig, wie wenig Leute in la Rochelle; er wußte beſſer, als die meiſten, was eine Sünde war und was keine, und gar Vieles hielt er für keine Sünde, was Andere dafür hielten, und wenn er mir's mit ſeinen klugen Worten recht klar machte, ſo ſah ich's ein, daß er Recht und die Uebrigen Unrecht hatten.

Darum mein' ich nun, wenn es eine ſo fürchterliche Todſünde ſei, katholiſch zu werden, wie unſere Prediger ſagen, ſo hätte es Ceſar ſicherlich nicht gethan. Auch ſagt man ja, der Herr du Froiſſet ſei das klügſte von allen Kindern des Bürgermeiſters geweſen, und doch ging er hernach auch zu den Papiſten."

„Der Heftigkeit Deiner Liebe allein kann ich die gottesläſterlichen Gedanken verzeihen, welche in Dir aufgeſtiegen ſind. Du biſt auf Irrwege gerathen, Jeannette. Ceſar und ſein Vater ſind große Sünder, und Gott wird einſt ſchwer mit ihnen in's Gericht gehen, wenn ſie ſich nicht bekehren und zum wahren Lichte des Glaubens zurückwenden. Dein Glaube ſteht nicht feſt, Jeannette; Dich könnte Ceſar mit einem Worte abtrünnig machen und ſich nach ins Verderben hinabziehen."

„Ja, beſte Mutter, ich muß Euch Alles bekennen, denn vor Euch liegt mein Herz offen und frei. Euch kann ich gar nichts verbergen. Als Ceſar Botſchaft an mich ſendete nach la Rochelle und mich bitten ließ, nach Paris zu kommen, da wär' ich gerne gegangen."

„Du haſt mir davon noch nichts Ausführliches erzählt. Welche Bewandtniß hatte es mit dieſer Botſchaft?"

„Seht, als Ceſar mit dem Prinzen Condé und dem Admiral und all den calviniſtiſchen Edelleuten, die ſeine Warnung vor den Nachſtellungen der Königin gerettet hatte, in la Rochelle anlangte, da wollte ich ihn nicht wieder von mir laſſen; ich ahnete Unglück. Aber der unfreundliche Admiral ſandte ihn fort, und mein Auge hat ihn nicht wieder geſehen. Denkt Euch meine Angſt, meinen Kummer, als er nicht zurückkehrte! Erſt zwei Monate nachher, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs, erhielt der Großvater einen Brief, worin Ceſar ihm weitläufig auseinander ſetzte, daß er es für ſeine heiligſte Pflicht halte, bei ſeinem Vater in Paris zu bleiben. An mich beſtellte er nur Grüße. Dieſe Nachricht erfüllte uns mit der größten Trauer. Ich übergehe es, Euch meinen fürchterlichen Schmerz zu ſchildern. Ich litt unſäglich; aber ich liebte ihn ſtets. Von ſeinem Abfall ſtand nichts in dem Briefe, aber der Großvater vermuthete es, und der Doktor Severin wollte einige Zeit darauf die gewiſſe Nachricht von Ceſars Uebertritt zur katholiſchen Kirche erfahren haben. O welche Pein war es für mich, ſtets die Verdammungsformeln, Flüche und Verwünſchungen mit anhören zu müſſen, welche dieſer Mann Gottes auf des Geliebten Andenken häufte! Schon war ein Jahr in Trauer und Wehmuth vergangen und das Unglück der Calviniſten bei Jarnac, der Tod des Prinzen Condé, Dandelots, des Herzogs von Zweibrücken und alles Unheils, was über uns hereinbrach, vermehrte unſern Schmerz, doch ließ mich die große Theilnahme, welche ich an der ganzen Calviniſtengemeinde hatte, oft das eigne Unglück vergeſſen. Da erſchien, es werden nun bald drei Monate ſein,

ein gewiſſer Ritter Gerard in la Rochelle, welcher viel geheime Unterredungen mit dem Großvater hatte. Anfangs wußte ich nicht, was der galante Hofmann in unſerm Hauſe wollte; ich liebte meinen Ceſar zu ſehr, um ihm, den ich für einen politiſchen Unterhändler hielt, mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Doch, nachdem er einige Tage bei uns verweilt, ſuchte er mit mir allein zu ſein, und bei der erſten Gelegenheit ſteckte er mir ein Billet zu. Es war von Ceſar. Er beſchwor mich bei meiner Liebe, mit dem Ritter Gerard heimlich aus la Rochelle zu fliehen und nach Paris in ſeine Arme zu kommen. Ich ſchauderte vor dieſem Plane zurück und beſchwor den Ritter, ſich offen und redlich an den Großvater zu wenden und mich für Ceſar zu fordern, da der Bürgermeiſter ſich Rechte auf mich erworben habe, die mir unmöglich dieſen Schritt heimlich zu thun geſtatteten. Seit drei ganzen Tagen, verſetzte mir der Ritter, bearbeite ich den Kopf und das Herz des alten Herrn vergeblich. Er weiß Alles! Ich habe meine Kräfte überboten, um ihn für Eure Abreiſe nach Paris günſtig zu ſtimmen; aber ich habe mit einem Felſenblock unterhandelt und meine Worte ſind in der Wüſte verſchollen. Hierauf erzählte mir Gerard, daß er ſo offen zu Werke gegangen, wie nur irgend Einer, denn er ſei als Ceſars Abgeſandter erſchienen, daß aber, da der gerade Weg nicht zum Ziele führe, nunmehr ein krummer einzuſchlagen ſei, wenn dem unglücklichen und vor Liebe faſt wahnſinnigen Ceſar geholfen werden ſollte. Ich gerieth in eine unbeſchreibliche Lage, in einen Widerſtreit meiner Gefühle. Aus Ceſar's Handlungsweiſe erkannte ich ſeine ungeſchwächte Liebe zu mir. Ich hatte mich nicht in ihm getäuſcht. Er war der Alte geblieben, hatte nicht leichtſinnig ſeine Schwüre gebrochen, hatte mein Herz nicht mit Füßen getreten, wie man mir immer zugeflüſtert. Es zog mich hin zu ihm. Einen Augenblick lang konnte ich im Entzücken über ſeine Treue vergeſſen, daß ich dem Bürgermeiſter und Henrietten die heiligſten Pflichten ſchuldig war. Ohne zu bedenken, was ich that, ſagte ich dem Ritter zu, mit ihm nach Paris zu fliehen; ich war feſt entſchloſſen, la Rochelle heimlich zu verlaſſen. Er eilte davon, um die Anſtalten zur Flucht zu treffen. Kaum aber war ich allein, ſo gelangte ich auch ſchon zur Beſinnung. Henrietten konnte ich nichts verbergen, ſie las ſtets in meiner Seele. Mein Gewiſſen machte mir die bitterſten Vorwürfe, und eben ſo ſchnell zum Rechten zurückkehrend, als ich vorhin abgeſprungen war, eilte ich zu ihr, warf mich weinend zu ihren Füßen und geſtand ihr Alles. Erſtaunt hörte ſie mich an, drauf ging ſie zu ihrem Vater. Der Ritter verließ noch an demſelben Tage das Haus, ich ſah ihn nicht wieder. Man ſagte mir ſpäter, der Doktor Severin habe ihn mit wenigen Worten vertrieben. Erſt ſpäter ſagte mir Henriette, daß ich nie Ceſar's Frau werden dürfe, weil er ein Katholik geworden ſei.

Da begriff ich zuerſt, daß der unſelige Glaubensunterſchied allein es war, welcher uns auf immer trennen ſollte, und ſo hat ſich denn in meinem Kopfe der Gedanke ausgebildet, daß ich lieber auch katholiſch werden möchte, um ihm nur ganz angehören zu dürfen.“

„Du biſt ein gottloſes Kind geweſen, wenn Du das gedacht haſt,“ verwies Frau Dallain der unſchuldigen Schwätzerin die Rede, ſeufzte dabei aber tief auf, als ſtrafe ihr eigenes Herz ſie Lügen. „Auch ich muß Henrietten beiſtimmen,“ fuhr ſie dann fort. „Wenn Ceſar nicht von ſeinem Irrſal zurückkommt und wieder zur Religion tritt, ſo biſt Du für ihn verloren, meine Tochter. Das Zeitliche muß der Menſch dem Ewigen aufopfern, und nicht über dem Haſchen und Streben nach Genuß ſträflicher Weltluſt ſein Seelenheil verſcherzen, und die Liebe iſt doch nur weltlich.“

„O ich möchte ſie für göttlichen Urſprungs halten.“

„Laß das, mein Kind!“ verſetzte Joſephe ſchmerzlich bewegt. „Du wirſt mit einem andern frömmern Gatten glücklicher ſein, als Du es mit Ceſar geworden wäreſt.“

„Nimmermehr, meine Mutter! Nur ihn konnte ich lieben, nur ihm kann ich angehören.“

„Auch ich dachte einſt ſo, und doch wurde es anders.“

„Aber Ihr liebtet auch Dallain, Euren Gatten, nicht, wie Ihr mir ſelbſt geſagt.“

„Du haſt Recht; ich achtete ihn nur!“ ſeufzte Joſephe. „Aber vielleicht lernſt Du einen edeln, ſtillen, frommen, beſcheidenen Mann lieben. Ich meine meinen Bruder, Jeannette.“

Betroffen ſtand dieſe ſtill, dann ſagte ſie beſtimmt: „Ich achte ihn hoch, werde ihn ſtets achten; lieben kann ich ihn nie, und nie ſeine Gattin heißen.“ Beide ſchwiegen und kehrten nach dem Schloſſe zurück. Frau Dallain vermochte ihrem geliebten Bruder auch nicht einen Schimmer von Hoffnung zu geben. Sie konnte es daher nicht tadeln, daß er nach eingelaufenen Nachrichten vom Hugenottenheere wieder zu demſelben zu ſtoßen ſich entſchloß. Man vernahm nämlich durch geheime, von d'Armevall ausgeſandte Botſchafter, daß der Admiral mit den beiden Prinzen ſich nach dem Falle von St. Jean d'Angell, wo der Herzog von Anjou an der Spitze des königlichen Heeres eben keine große Belagerungskunſt entwickelt und dadurch den Hugenotten Zeit, ſich zu erholen, gegönnt hatte, nach Montauban begeben, und dort ein neues calviniſtiſches Heer werbe, und den Krieg in Languedoc und der Gascogne fortſetzen wolle. D'Armevall ſchied alſo ſchwermüthig von dem ihm ſo theuren Menſchen, um ſich von Neuem dem zweifelhaften Kriegsglück anzuvertrauen. Er wünſchte im Gewühl der Schlacht den Tod zu finden.

Der Winter ging den Zurückgebliebenen ſtill vorüber, man vernahm von einzelnen Waffenthaten der Calviniſten, von einem kühnen Zuge des Admirals an die öſtliche Grenze des Reichs, um deutſche Hülfsvölker aufzunehmen; und im Anfange des neuen Jahres 1570 drang das Gerücht in das Schloß Doucèrepos, daß beide Parteien ſtark um den Frieden unterhandelten und freudige Hoffnungen durchglühten die Herzen ſeiner Bewohner.

Charlot und Henriette hatten die erſten günſtigen Tage der wiederauflebenden Natur zur Abreiſe beſtimmt; der Arzt, Pierre und die übrige Bedienung waren ſchon lange nach la Rochelle voraus. Theophile durchſchritt an Henriettens Arm das Zimmer, konnte bald dem alten Schloßherrn ſeine Aufwartung machen und ſeinen Dank ſagen, und ſehnte ſich immer mehr in's Freie. Ein heiterer, ſonnenreicher Apriltag führte das Paar endlich auf den Altan des Schloſſes, welcher über den Fluß hinausgebaut und von den Gipfeln der Silberpappeln, die an ſeinem Ufer ſtanden, umrauſcht war. Die Knospen derſelben ſchwollen dem Neubelebten entgegen, der, auf ſeine holde Wärterin geſtützt, die langen Locken zum erſten Male wieder dem Spiele der Lüfte Preis gab. Beide ſetzten ſich auf ein Polſter, und ſandten die Blicke, dem Fluße entlang, zwiſchen den Bergen hin auf das unfern gelegene Dörfchen. Die Natur feierte ihr erſtes Feſt der Wiedergeburt; ein leichter Hauch umfing die Erde noch, wie leiſe Wehmuth ihren Schleier um die Freude wirft; aber wie dieſe dadurch inniger wird, ſo wurde die Erde ſchöner.

Der Geiſt der liebenden Menſchen flog in ſtummen Seufzern hinaus, um zur Befriedigung der Sehnſucht die lachende Flur mit Liebe zu umfangen.

„Nie hätte ich geglaubt," begann Theophile endlich: „daß mein Herz mit ſolch ſtarken Banden am Leben hinge, wie ich es jetzt empfinde. Nein, ich möchte nicht ſterben, möchte mich nicht dem Schickſal des Schlachtgewühls wieder bloßſtellen. Ein Gefühl — ſoll ich es Feigheit nennen? — zieht mich mächtig zum Leben; noch nie wurde ich mir deſſen ſo bewußt, wie heute."

„Ihr habt am Leben und ſeinen Genüſſen große Summen gut, und fürwahr, wenn es Euch dieſelben als ein redlicher Schuldner einzahlt, ſo dürft Ihr mit Recht Euch auf künftige Tage freuen."

„So hatte ich es nicht gemeint; ich verlange vom Leben nichts, es würde meine Wünſche doch nicht erfüllen können."

„Wären ſie ſo kühn und groß, daß Eure Thaten, Eure Beſchwerden und früheren Aufopferungen hinter ihnen zurückbleiben müßten?"

„Aufrichtig antworte ich Euch: Ja! — Doch erlaubt mir nun darüber zu ſchweigen."

„Ihr weiſt mich kalt zurück, Hauptmann; hab' ich Euer Vertrauen je getäuſcht?"

Theophile ſaß einen Augenblick in tiefen Gedanken; dann ſah er Henrietten in die Tiefe ihrer ſchwarzen Augen, die ſie auf ihn geheftet hatte. „Nun denn," ſagte er endlich entſchloſſen, „es ſei, ich will

Euch mein Geheimniß verrathen; Ihr habt Euch ein Recht auf meine Offenherzigkeit erworben. Ich liebe Euch, Fräulein; ich habe Euch geliebt von der Stunde an, in der ich Euch zum erſten Mal ſah; ich werde Euch ewig lieben. Ihr aber ſeid die Tochter des Bürgermeiſters d'Alban und ich bin der Sohn des Schmieds Charlot zu la Rochelle."

„Aber ein Fürſt an Tapferkeit, ein König an Edelſinn," fiel ihm Henriette ſchnell ins Wort. Dann ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder; hohe Glut färbte ihre zarten Wangen.

„Und darauf dürft' ich hoffen?"

„Hoffe Alles, edler Mann; ich bin die Deinige!" ſagte Henriette leiſe und beugte ſich zu ihm hin; er umfing ſie ſanft. Die Sonne trat eben hinter einer Wolke hervor, und küßte mit warmen Strahlen die Scheitel und Stirnen der im erſten Kuß der Liebe vereinigten ſeligen Menſchen; ein leiſer Luftzug ſaugte den Duft aus den Pappelknospen und breitete ihn über ſie; der Fluß unten klang ſeine Wellen aneinander. Da durchzuckte es Theophiles Bruſt wie ein jäher Schmerz und der Gedanke wurde plötzlich lebendig in ihm, als ſei es nicht Henriette, die er liebe, ſondern die ferne Louiſe, und als habe er eben einen Treubruch an Jener begangen. Doch der träumeriſche Eindruck verlor ſich und ließ in den folgenden Tagen nur einen wehmüthigen Nachhall, der allmählig verklang und verſchwand, verſcheucht von Henriettens Zärtlichkeit.

Eine Woche ſpäter reiſten die beiden Vereinten nach la Rochelle ab; Jeannette konnte ſich nicht von Frau Joſephen trennen; auch dieſe hatte ſich ſo an die Holde gewöhnt, daß ihr der Gedanke, wieder ſo einſam als früher zu leben, unerträglich war. Beide baten, bei einander bleiben zu dürfen. Weder Theophile noch Henriette konnten etwas dagegen haben und ſie und Chretien Gaſtine verließen das Schloß ohne Jeannetten.

Drittes Kapitel.

Die Tugend ſtrahlt in unentweihtem Schimmer,
Kennt nicht die Schmach zurückgeſetzt zu ſein,
Die feile Gunſt des Volkes kann ihr nimmer
Die Faſces nehmen, noch verleihn.

Sie öffnet dem Verdienſt, daß es nicht werde
Des Todes Raub, den Himmel, bricht ſich Bahn,
Wo Keiner ging, verſchmäht des Pöbels Wahn
Und ſchwingt ſich aus dem Staub der Erde.

Horaz Oden III, 2. von C. Günther.

Faſt ein Jahr ſpäter war eines Tages ein ungewohntes Leben, Drängen und Treiben im Hauſe des alten Bürgermeiſters zu la Rochelle. Ritter und Damen im höchſten Schmuck, wohlgeputzte Bürgersleute durchzogen bunt durch einander die Straßen theils nach d'Albans Hauſe, theils nach dem alten Rathhauſe auf dem Markte. Die Haufen mehrten ſich und umſtanden zuletzt den Weg, eine Gaſſe von jenem Hauſe zu dieſem bildend. Endlich erſchallte der Ruf der Huiſſiers: „ſie kommen!“ und tauſendfach wiederholt liefen dieſe Worte zu beiden Seiten durch die Reihen und alle Köpfe drehten ſich dahin, wo er begonnen hatte. Von den Stufen des hohen Hauſes herab ſchritt zuerſt eine beträchtliche Anzahl prächtig gekleideter Trabanten der Königin von Navarra; ihnen folgten die Hofleute, dann die Bedienung der Königin, männlichen und weiblichen Geſchlechts. Hierauf erſchien ein prächtiger Baldachin von vier ſchönen Pagen getragen, unter ihm zeigte ſich Johanna d'Albret, Königin von Navarra, zwiſchen ihrem Kanzler Francour und dem Admiral Coligni, dem jauchzenden Volke; dieſen ſchloſſen ſich die Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, hohe blühende Jünglinge an; in ihrer Mitte der eben in la Rochelle anweſende Graf Ludwig von Naſſau, der im letzten Kriege ſo tapfer für die Calviniſten gefochten hatte; die Kammerherren der Prinzen umgaben ſie. Auf ſie folgte Theophile Charlot, im höchſten Glanz der Geſundheit und des Reichthums, mit Ringen und Spangen, Ketten und allerlei Zierrath geſchmückt, wie noch nie; denn die Sitte der damaligen Zeit verlangte von den Männern faſt noch mehr Putz, als von den Frauen. Ihn führte der Oberſt d'Albans

Hinter ihnen kam Henriette im köſtlichſten Brautſchmuck, mit freudeſtrahlenden Augen, von George d'Armevall geführt. Auf ſie folgte der alte Bürgermeiſter in ſeinem reichen Amtskleide; Jeannette hing an ſeinem Arme; dann kam des Bürgermeiſters Schwiegerſohn, der Baron d'Autelant Dathis und die alte Tante Margot. Doch noch länger dauerte der Zug; denn viele Waffengenoſſen Charlots und Freunde des Hauſes d'Alban hatten ſich darangeſchloſſen; desgleichen eine Geſandtſchaft vom Hofe, welche denſelben Morgen von Blois, dem jetzigen Aufenthalte der Königin, angekommen war und an deren Spitze der Großzeugmeiſter Biron ſtand, ein den Hugenotten nicht abgeneigter Mann. Durch die ſtaunende Menge ging der Zug nach dem Rathhauſe, wo ihn die Geiſtlichkeit der Stadt empfing und unter Abſingung eines Lobpſalmes auf den großen Saal des Rathhauſes begleitete. Dort war ein Thron für die Königin erbaut, den ſie ſogleich einnahm; alle Andern umgaben denſelben, ihrem Stande und Range gemäß, der den Calviniſten damals faſt noch mehr galt, als den Katholiken. Coligni ſtand in ſeiner Generalstracht auf der erſten Stufe deſſelben; ſein Geſicht, von den ſchlichten Locken umfloſſen, war heiterer, als je. Als der Geſang und das Gebet vorüber waren, führte der Graf von Naſſau den Prinzen Heinrich von Navarra vor den Admiral; der Prinz kniete auf das vor ihm liegende Polſter, der Admiral nahm von dem neben ihm ſtehenden

Schwertträger das breite, blanke Schwert und ſchlug den Prinzen mit allen Förmlichkeiten zum Ritter; der Oberſt d'Alban legte ihm hierauf die ihm vom Admiral überreichten, goldenen Sporen an. Der Prinz erhob ſich, küßte ſeiner Mutter die Hand, drückte ſie den Andern und bedankte ſich freundlich. Sodann nahm er des Admirals Platz ein und ſchlug mit Wiederholung derſelben Gebräuche den Prinzen Condé, der ebenfalls von Naſſau herbeigeführt wurde, zum Ritter; auch ihm befeſtigte d'Alban die Sporen. Jetzt erſchien der Admiral wieder, an ſeiner Hand Charlot, der Schmied. Aller Blicke flogen nach dem herrlichen Mann, der hocherröthend ſeine Kniee vor dem Prinzen auf das Polſter herabbeugte und ſein Haupt neigte. Der Prinz berührte ihn mit dem Schwerte und ſprach: „So ſchlagen wir mit dieſem Schwertſchlage Dich, Theophile Charlot, zum Ritter von Doucerepos, und machen Dich im Namen aller unſerer Glaubensgenoſſen zum Herrn und Beſitzer dieſes Schloſſes, welches ſie nach dem Ableben des Herrn von Ronnell für Dich gekauft haben und Dir hiermit zum Geſchenk überreichen."

Ein Freudenlaut, unwillkührlich aus jeder Bruſt der Zuſchauer hervorbrechend, durchtönte den Saal. Ueberraſcht blickte Charlot empor; da trat der Prinz Condé hinzu und ſchnallte ihm die goldenen Sporen an; und der Beifall des Volks begleitete von Neuem dieſe auszeichnende Handlung. Huldreich ruhten die Blicke der edlen, tugendhaften Königin auf dem neuen Ritter, als auch ihm der Handkuß vergönnt wurde; Thränen feuchteten ſeine Augen, als er den Männern ſeinen warm empfundenen Dank ſagte.

Nach vollendeter Feierlichkeit ſetzte ſich der Zug wieder in der alten Ordnung in Bewegung, und wallte ſo der Hauptkirche der Stadt zu, wo Theophiles und Henriettens Ehebündniß mit großen Feierlichkeiten vom Prediger Severin eingeſegnet wurde. Als ſie wieder heimkehrten und das ſchöne Brautpaar die Treppe im Hauſe hinaufſtieg, hielt die liebenswürdige Braut den Geliebten auf dem Podeſte einen Augenblick auf und flüſterte ihm zu: „Auf dieſer Stelle wurzelte die Liebe zu Dir in meinem Herzen feſt; ſeit der Stunde, als Du hier von mir ſchiedeſt, trug ich Dein Bild darin.“ Ueber Theophiles Geſicht flog der erſte Strahl der Freude an dieſem Tage; unbemerkt drückte er dem holden Weibe einen flüchtigen Kuß auf die roſigen Lippen und machte ſich einen ſtillen Vorwurf über ſein ihm ſelber unerklärliches Weſen, das zu verbergen er ſich alle Mühe geben mußte. Er, die alte Tante Margot und der alte Bürgermeiſter d'Alban waren vielleicht die Einzigen, die ihrer Stimmung nach ſich nicht dem Genuß der Freuden dieſes Tages ganz hingeben konnten. Durch nichts war die Alte aus ihrem Stumpfſinn aufzurütteln, ſie ließ ſich überall hinführen, ſah Alles an, aß und trank, ſchien aber an gar nichts Theil zu nehmen. So war auch Theophiles Geiſt heute wie von einem bösartigen Zauber umſponnen; die Geſtalten gingen an ihm vorüber, wie Schatten und wie er ſich auch mühete, er konnte ſie nicht faſſen und ihr Leben empfinden. Das reiche Glück, das zu wünſchen er nie gewagt hatte, der Inbegriff aller ſeiner Hoffnungen, ſeines Sehnens und Verlangens, in goldener Erfüllung lag es vor ihm ausgebreitet, ſein kühnſter Traum war zur Wirklichkeit geworden und — doch jubelte er nicht, doch führte das Entzücken ihn nicht in die Arme des liebenden Weibes; er fühlte ſich glücklich, aber das Herz hätte noch ſeine Wünſche. Vermochte er doch ſeinen davon ſtrebenden Gedanken nicht die Fittige zu kürzen, unaufhaltſam flatterten ſie um Louiſens reizendes, unvergeßliches Bild. Kaum hat uns das ſchönſte Thal die Pforte der Gewährung aufgethan und ſeine edelſten Früchte in unſerem Schooß gehäuft, ſo locken uns ſchon die blauen Berge wieder. Erſt auf unſerem Grabe ſteht der Grenzſtein unſeres Sehnens, Wünſchens und Verlangens. Der alte Bürgermeiſter aber gedachte gerade heute, am Tage der Freude, am geräuſchvollen Feſte ſeines Hauſes des fernen verlornen Sohns und der noch dazu verlornen Enkel.

Ein großes Feſt, welches die Königin Johanna ausrichtete und woran ganz la Rochelle Theil nahm, beſchloß die Feierlichkeiten dieſes wichtigen Tages. Alles ſchlürfte den Becher der Freude und ſelbſt Jeannette ſchien ihren Kummer vergeſſen zu haben, doch wich ein über ihr Weſen gebreiteter Schleier der

Schwermuth ſelbſt in dieſen Stunden nicht ganz zurück. Die Sonne aber, um die ſich dieſe ganze Welt drehte, war der liebenswürdige, heute vorzüglich anmuthige und leutſelige Prinz von Navarra. Seine ſpätere — ſei es auch nur durch die bekannte Gabriele d'Eſtrées — ſo berühmt gewordene Neigung zum ſchönen Geſchlecht, bildete ſich damals zuerſt aus, und die Reize der herrlichen, ſchwermüthigen Schmiedstochter ſetzten ſein Herz an jenem Abend in lichte Flammen. Er führte die Schüchterne, die der Heftigkeit des vornehmen, von Huldigungen umſchmeichelten Prinzen nur wenig Widerſtand entgegenſetzen konnte, in ein einſames Zimmer, wo einige Kerzen faſt herabgebrannt waren; es war zufällig Jeannettens Wohngemach. Hier zog er ſie in einen hohen Lehnſeſſel und machte ihr feurige Liebeserklärungen, die die verſchämte, erſchrockene Tochter der Niedrigkeit nur mit verwirrten, auf den Boden gehefteten Blicken und der brennenden Glut ihrer Wangen beantwortete.

„Und Du ſchweigſt auf dies Alles, Holdeſte Deines Geſchlechts?“ fragte Heinrich, als der liebefeurige Strom ſeiner Rede verronnen war, und ein leiſer Vorwurf ſtahl ſich in den Ton ſeiner Stimme.

„Was wollt Ihr von mir, edler Herr?“ fragte das Mädchen endlich gefaßt.

„Liebe! Nichts als Liebe, ſüßes Kind.“

„Ihr werdet einſt König von Navarra heißen, ich bin die Tochter eines Schmieds.“

„O iſt das Dein Kummer allein, ſo räume mit ihm das letzte Hinderniß unſerer gegenſeitigen Zärtlichkeit hinweg! Haſt Du nie gehört, nie ſelbſt empfunden, daß die Liebe keinen Stand kennt?"

„Wohl hab' ich es empfunden, doch mein Herz hat ſeine Liebe. Das Weib des Mannes will ich werden, den ich erwählte, nicht ſein Liebchen. Er gelobte mir die Ehe vor Gott, und ich muß ihm glauben und ihm treu ſein, bis ich von ſeiner Wortbrüchigkeit und ſeinem Treubruch ganz überzeugt bin, und auch dann noch werd' ich mein Verſprechen halten!"

„Du im Beſitz eines Andern!" rief der junge Prinz entrüſtet. „Nimmermehr werd' ich das ertragen. Mein mußt Du ſein, ewig mein!" Und ſo zog er das angſtvolle Mädchen wie der Geier die Taube hernieder, und bedeckte ihre Wangen, ihren Mund mit brennenden Küſſen. Sie ſeufzte tief auf. Da erhob ſich aus einem Seſſel im Hintergrunde des Zimmers eine ſtarke, männliche Geſtalt und trat auf den Prinzen mit abgemeſſenen Schritten zu. Beſtürzt ſprang dieſer auf und ließ Jeannetten los, die mit der Schaam der Unſchuld hinter den Seſſel wich. Beide erkannten in dem ſo unerwartet Erſchienenen den Offizier George d'Armevaß. Ein ſtiller Herzensgram hatte ihn aus der Mitte der Fröhlichen vertrieben; in dieſem Zimmer, das er aus vielen Gründen für ſeine Abſchiedenheit gewählt hatte, war ihm wieder wohl geworden.

„Es ziemt dem Oberhaupt der Calviniſten nicht, edler Prinz, die Töchter ſeiner Glaubensgenoſſen alſo zu umſtricken. Dies Mädchen iſt die verlobte Braut eines Andern, und wäre ſie es nicht, was wollt Ihr von ihr?" ſagte der Offizier ſtreng aber ehrerbietig.

„Wie könnt Ihr wagen, mich über mein Betragen zur Rechenſchaft ziehen zu wollen? Wer erlaubte Euch, in dieſes Zimmer zu treten?" fuhr Heinrich hitzig auf.

„Ereifert Euch nicht, edler Herr," verſetzte George in ſeinem ſich gleichbleibenden Tone. „Ich war eher in dieſem Zimmer als Ihr, und hatte als Gaſt dieſes Hauſes daſſelbe Recht zum Eintritt, wie Ihr. Rechenſchaft über Euer Betragen von Euch zu verlangen, iſt mir nicht eingefallen. Ich fordere nur Achtung von Euch vor der hohen, edlen Jungfräulichkeit und dem tiefen Schmerze dieſes Mädchens, den Ihr durch die Verletzung jener auf's Aeußerſte treibt. Theophile Charlot iſt mein innigſter Freund und der Bruder dieſes Mädchens; dies würde mir die Pflicht auferlegen, ſie zu ſchützen, käme dies nicht ſchon von ſelbſt jedem ritterlich geſinnten Manne zu. Wollt Ihr aber dennoch meinen Schutz nicht gelten laſſen, ſo folgt mir zu Charlot und Eurer Mutter, ſie ſollen entſcheiden zwiſchen mir und Euch."

Das Gewicht dieſer Namen und die ſtrenge Beſtimmtheit, mit welcher der Offizier ſprach, nahnem dem jugendlichen Prinzen die mühſam erworbene Faſſung, und er bat dringend, von der Sache weiter kein Aufhebens zu machen. Verdrießlich verließ er das Zimmer, als ihm von George das Verſprechen des Schweigens gegeben worden war, und dieſer ſtand nun der ſtill Geliebten gegenüber, die das Auge vom Boden erhob, um es mit dankbarem Ausdruck auf ihn zu heften.

„Ihr ſeid mein Retter,“ ſtammelte ſie endlich, „womit kann ich Euch vergelten?“

„Muß denn Alles vergolten ſein? — Doch wollt Ihr mir etwas Schönes erweiſen, Jungfrau, ſo denkt in Euren guten Tagen, daß mein Herz trauert; ſeid Ihr aber in irgend einer Noth, dann wendet Euch an mich, und wenn Menſchenkraft es vermag, ſoll Euch geholfen werden.“

„Edler Mann,“ ſagte Jeannette und reichte dem Offizier dankbar die Hand. „Womit hab' ich dieſe Eure Geſinnung gegen mich verdient, womit ſoll ich die That vergelten? Ihr trauert? O auch ich traure tief! Deshalb bin ich nicht geſchickt, Euren Schmerz zu heilen. Doch mehr als die Freude ſoll ja das Leid die Herzen der Menſchen verbinden. Ich möchte Euch gern Freund nennen, Herr d'Armevall.“

„Ihr thut mir wohl und wehe zugleich mit Eurer gemüthlichen Sprache. Und doch muß ich Euch endlich entdecken, was meine Bruſt ſo ſchwer belaſtet. Ihr wünſcht es, und mein Herz fordert es.

Ihr allein könntet mir helfen, und Ihr allein könnt es nicht, das iſt's, was mich ſo ſehr betrübt. Ja, Ihr müßt es ſchon im vorigen Jahre auf dem Schloſſe Doucerepos, wo ich Euch kennen zu lernen das mir unſchätzbare Glück genoß, mir abgemerkt haben, daß ich gegen Euer holdes Weſen nicht gleichgültig war; und wer könnte gegen Eure Liebenswürdigkeit gleichgültig bleiben? Hab' ich doch ſo eben einen neuen Beweis erlebt, daß Ihr ſogar fürſtliche Herzen in Flammen ſetzt. Früher glaubt' ich meine Braut recht innig und zärtlich zu lieben; der Himmel nahm ſie mir; ſeit ich aber Euch ſah, ſchöne Jeannette, ging ein anderes, ein nie gekanntes heftiges Gefühl in meiner Bruſt auf, wie eine ſtrahlende Sonne nach langer Nacht, in welcher mir nur ein Stern geleuchtet, ein Stern, der auch untergegangen war. Jeannette, ich liebte Euch ſeit jener Zeit, und nur der Glaube, Ceſar, der glückliche und ſeines Glücks unwürdige Ceſar werde zu ſeiner Pflicht zurückkehren, hielt mich ab, mich Euch damals zu entdecken. Ich wollte nicht den Schein auf mich laden, als begehrte ich das Eigenthum eines Andern. Nun aber hat er ja den Schatz von ſich geſtoßen, hat ſich von den reinen Genüſſen der Tugend abgewendet, wandelt auf dem Wege des Gottloſen und ſitzt nicht im Hauſe des Gerechten. Sollt ich jetzt nicht wagen, Euch dies treue Herz anzubieten?"

Jeannette ließ dem edlen Manne die Hand und erwiederte mit wehmüthiger, zitternder Stimme: „Verehrter Freund, ich dank' Euch für Euer Zutrauen. Aber ich ſchwur einſt vor Gott, nie eines andern Mannes zu ſein, als deſſen, welchem ich mein Herz geſchenkt habe. Mag er es nun zertreten oder an ſich heranziehen, es bleibt ihm geweiht. Ihr ſeid viel zu edel, um mich zu einer Untreue an mir ſelbſt verleiten zu wollen. Dies Herz hat ſeinen Frühling gefeiert, der kehrt ja doch nicht mehr zurück. Nicht noch einmal können Blüthen treiben. Ich werd' Euch ewig als meinen beſten Freund achten; begehrt nicht mehr von mir.“

„Ich verehre Eure große Seele!“ ſagte der Offizier mit leiſer Stimme. „O daß ſolche ſeltene Treue auf Erden nicht belohnt wird! Deſto ſchöner wird ihr Lohn über den Sternen ſein. Gehabt Euch wohl. Es iſt überſtanden!“ Sie kehrten zur frohen Menge zurück. —

Jeanette vermochte es in la Rochelle nicht lange zu ertragen. Nur zur Hochzeit ihres Bruders war ſie gekommen und die Vorfälle waren nicht geeignet, ſie länger zu halten.

Am andern Tage reiſte ſie wieder nach dem Schloſſe ihres Bruders ab; ihre Sehnſucht nach Frau Joſephen, die nicht zu bewegen geweſen war, wieder nach la Rochelle zu kommen, und in das Haus zu treten, aus welchem man ſie einſt ſo grauſam verſtoßen hatte, diente zum Vorwande der ſchnellen Entfernung; Charlot wählte d'Armevall zu ihrem

Begleiter und mit Freuden genehmigte ſie dieſe Wahl. Der Prinz ſah ſehr düſter dazu, und gab ſich wirklich einer Schwermuth hin, die von der Stärke ſeiner Empfindung für Jeannette zeugte.

An demſelben Tage hatte der Großzeugmeiſter Biron eine Audienz bei der Königin Johanna. Der geheime Auftrag, den er von der Königin Mutter von Frankreich erhalten hatte, wurde bald bekannt und ſetzte alle vornehmen, in la Rochelle verſammelten Calviniſten in Erſtaunen. Katharina von Medicis trug nämlich Johanna d'Albret für deren einzigen Sohn, Heinrich von Navarra, die Hand ihrer jüngſten Tochter, Margarethens von Valois, an, um, ihrer Ausſage nach, dadurch die Vereinigung der zeither in Streit gelegenen, nahe verwandten Häuſer, Valois und Bourbon, für ewige Zeiten zu beſtimmen. Biron ſprach ſich beim Admiral, bei d'Alban, Teligni, Coligni's Schwiegerſohn, und faſt bei den meiſten, vornehmſten Calviniſten über dieſen Plan umſtändlich aus. Er führte an, da nach dem letzten Friedensſchluſſe von St. Germain, wo die Katholiſchen faſt alle ihre mühſam errungenen Vortheile aufgegeben hätten; um nur die Ruhe im Herzen des Vaterlandes wieder herzuſtellen, die Calviniſten ſich dennoch immer mißtrauiſch zurückgezogen, und ihre Häupter, aus früheren Ereigniſſen Verdacht und Argwohn ſchöpfend, trotz aller Einladungen des Hofs, ſich doch nicht in Paris hätten ſehen laſſen, ſo habe die Königin Mutter beſchloſſen, um das böſe Unkraut auf einmal aus allen Herzen zu reiſſen, ihre geliebte Tochter dem ihr ebenfalls theuren Prinzen Heinrich zur Gattin zu geben.

Dem Admiral und dem Grafen von Naſſau eröffnete Biron noch insbeſondere als geheime Botſchaft des Königs, daß dieſer entſchloſſen ſei, die Kampfluſt ſeiner waffenfähigen Unterthanen nach außen, und zwar auf die Spanier in den Niederlanden zu lenken, und dieſe dort, bei der ausgebrochenen Rebellion der niederländiſchen Provinzen zu bekriegen. Er ließ den Admiral deshalb dringend erſuchen, mit dem Grafen von Naſſau ſo ſchnell als möglich an den Hof zu eilen, um ſich mit ihm über die zu thuenden Schritte zu berathen.

Coligni war von dem Gedanken an einen Krieg gegen die wüthenden Spanier in den Niederlanden ganz begeiſtert, denn die Sache der Niederländer betrachtete er, wie die ſeinige. Naſſau reiſte deshalb auf ſeinem Betrieb ſogleich nach Blois, um die Aufrichtigkeit des Hofes zu erforſchen.

Nach einigen Wochen kehrte dieſer deutſche Prinz, entzückt über die gänzliche Sinnesänderung der Mutter und des Königs, nach la Rochelle zurück. Man war geneigt, ſie dem Einfluſſe der jungen Gemahlin Karls IX. zuzuſchreiben. Der König von Frankreich war nämlich ſeit dem 10. November des vorigen Jahres mit Eliſabeth von Oeſterreich, der Tochter des deutſchen Kaiſers Maximilians II. vermählt, und die junge Königin galt mit Recht für eine der edelſten, hochherzigſten Frauen.

Der König ließ Coligni ſagen, daß er ihn zum Obergeneral des Heeres gegen die Spanier beſtimmt habe, weil er ihn nicht allein für den beſten, ſondern auch für den rechtlichſten ſeiner Generale halte. Coligni ward dadurch beſtochen; er rieth nun ſelbſt zur Vermählung, und Johanna ſchrieb dem König, ſie nehme, hochgeehrt durch ſein Anerbieten, daſſelbe mit Freuden an. — Nun wurden die Proteſtanten durch ganz Frankreich begünſtigt; in allen Streitigkeiten mit Katholiken behielten ſie Recht; die Begünſtiger des Calvinismus wurden hervorgezogen, die Feinde deſſelben zurückgeſetzt; Katharina und ihre Zöglinge ſpielten diesmal ihre Rolle ſo meiſterhaft, daß ſelbſt ihre Freunde getäuſcht wurden; ja, der Pabſt zitterte, als dem portugieſiſchen Geſandten die Hand der Prinzeſſin Margaretha abgeſchlagen wurde, um die er für ſeinen König angehalten hatte. Ganz Frankreich gerieth in Gährung; die Katholiſchen über die den Ketzern vergönnten Vergünſtigungen, und die Proteſtanten, um die gnädige Stimmung des Hofs für ſich zu benutzen.

Viertes Kapitel.

Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.
Schiller.

Chretien Gaſtine war in la Rochelle endlich mit dem gräßlichen Schickſale ſeines Vaters bekannt gemacht worden. Die junge Seele füllte ſich mit der Nacht der Verzweiflung und des von ihr erzeugten Rachegefühls. Als er lange ſcheinbar theilnamlos an allen äußern Gegenſtänden, vor ſich hingebrütet hatte, übermannte ihn endlich die Wehmuth, und ihr folgte bald die Sehnſucht nach ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern. Sie wollte er tröſten, an ihren Herzen weinen, ihnen den Vater ſo viel als möglich erſetzen, und die errungenen Lorbeern, die der Drang kindlicher Mittheilung und der Anſprache auf elterlichen Beifall in ſeinen ſchönſten Jugendträumen dem geliebten Erzeuger zu Füßen gelegt hatte, ſollten in der Wirklichkeit nun der Mutter wenigſtens einige frohe Stunden bereiten. Doch wie er ſich auch in la Rochelle befragte, kein Menſch konnte ihm von ſeinen Angehörigen Kunde geben. Madelons Fehltritt war Geheimniß geblieben, und ob ſich für Madame Gaſtine das Gefängniß wieder geöffnet, war unbekannt. Chretiens Herz zog ihn nach Paris, und die baldige Abreiſe des Admirals dahin war für ihn die erwünſchteſte Gelegenheit, wieder nach ſeiner Geburtsſtadt zu kommen. Die Aufforderungen des Königs von Frankreich an Coligni, am Hofe zu erſcheinen, waren nämlich im Verlaufe des Frühlings immer dringender geworden; ihm verwandte und befreundete Männer, die jetzt großen Einfluß bei Hofe erlangt hatten, wie die Marſchälle Coſſé und Montmorency, ließen nicht ab, ihn zu ermahnen, er möge den König, der ganz für ihn eingenommen ſei, durch ferneres Zögern nicht wieder erbittern, ſondern vielmehr deſſen günſtige Geſinnungen benutzen. Der Graf von Naſſau, Teligni, la Rochefaucould, la Noue und andere lebensluſtige, reiche und vornehme calviniſtiſche Edelleute, die ſich vom vielbewegten Leben am königlichen Hofe mehr Genüſſe verſprachen, als im ſtillen la Rochelle, redeten dem Admiral ebenfalls zu, und ſo trat er denn die Reiſe, von allen dieſen Herren und einem ſonſtigen großen Gefolge begleitet, im Auguſt an. Am meiſten trieb ihn die Hoffnung zum ſpaniſchen Krieg, wozu der König Anſtalten traf, die Jedermann für ernſtlich halten mußte. Coligni verließ in la Rochelle ſeine Gemahlin krank; er ſah ſie nicht wieder, denn ſie ſtarb bald nach ſeiner Abreiſe.

Charlot war von ihm zur Mitreiſe nach Blois aufgefordert worden; doch dieſer dankte für die Ehre und empfahl dafür den jungen Gaſtine, welchem der Admiral ohnedies ſchon lange ſeine beſondere Zuneigung geſchenkt hatte. Es war nicht allein die Liebe zu ſeiner zärtlichen Gemahlin, welche Charlot zu Hauſe zu bleiben bewog; ein gewiſſes, heimliches Grauen, den König Karl, die Königin Mutter oder irgend eine der vielen, ihm bekannten Perſonen des Hofes, ja wohl du Froiſſet, Ceſar oder Louiſe wieder zu ſehen, hielt ihn zurück. Ihm war es ſtets, wie eine böſe Ahnung, wenn er an Paris dachte. Das liebende Weib beſtärkte ihn gern in ſeiner Anſicht; ſtets an ein geräuſchloſes Leben gewöhnt, vermochte ſie nur in einem ſolchen ſich wahrhaft glücklich zu fühlen und ihr reiner Sinn ſchauderte vor dem Gedanken zurück, daß der Strudel der vornehmen Welt auch ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt in ſeine Tiefen hinabreißen könnte.

Chretien nahm von ſeinen Freunden Abſchied und erreichte in des Admirals Gefolge Blois. Von dort wollte ihn Coligni entweder ſelbſt nach Paris bringen und ſeine Angehörigen ausforſchen, oder ihm zu dieſem Zweck einen ſeiner vorzüglichſten Offiziere mitgeben.

Der Empfang der Calviniſten bei Hofe wurde mit dem größten Aufwand gewohnter Theaterkünſte ſo rührend als möglich dargeſtellt. Als ſich der alte, ehrwürdige Admiral, vom Gefühl überwältigt, zu des Königs Füßen warf, hob ihn dieſer mit den Worten auf: „Nicht hier, mein Vater, an meiner Bruſt iſt Euer Platz. Nun habe ich Euch und Ihr ſollt mir nicht wieder entgehen.“

Allen Andern drückte Karl die Hand; die Calviniſten, ja viele der anweſenden Katholiken glaubten an des Königs Aufrichtigkeit. Man verſicherte allgemein, ſo heiter und fröhlich ſei er lange nicht geweſen. Wirklich betrug ſich der König bei der großen Cour, wo alle Calviniſten, welche den Admiral nach Blois begleitet hatten, zugelaſſen wurden, ſo freundlich, leutſelig und liebenswürdig, daß alle die Herren, welche mehr oder minder mit Vorurtheilen, in der Vergangenheit leider mehr als zu gut begründet, gekommen waren, ſich ſchon nach kurzer Zeit ſehr für ihn eingenommen fühlten. Der König hatte an dieſem Tage alle Großen aus ſeiner Umgebung entfernt, an welchen die Proteſtanten irgend ein Aergerniß hätten nehmen können. Der Marſchall Retz und die Guiſen fehlten heute in den Gemächern des Monarchen, dagegen umgaben ihn Edelleute, von denen es bekannt war, daß ſie ſich den Calviniſten nie ganz abgeneigt gezeigt hatten. Die weiter Sehenden unter den Calviniſten ahneten wohl die vorgenommene Maske, als ſie aus dem erſten Entzückungstaumel wieder zu ſich kamen und vermögend waren, über den ſchnellen Wechſel der Dinge mit Ueberlegung nachzudenken. Auch erfuhren ſie nur zu bald, daß die Guiſards ſich nur auf kurze Zeit vom Hofe entfernt hatten und ſich auf Reiſen im Königreich oder in Paris herumtrieben, um neuen Succurs für ihre Partei zu werben. Es dauerte auch gar nicht lange, ſo fand ſich wieder Einer um den Andern ein; man ziſchelte ſich in die Ohren, daß die Königin Mutter geheime Zuſammenkünfte mit ihnen halte, auch bemühten ſich die Feinde der Hugenotten nicht, ihnen die erbitterten Geſichter zu verbergen.

Nichts deſtoweniger fuhr der König nach wie vor fort, den Admiral mit der größten Zuvorkommenheit zu behandeln, er beſuchte ihn, unterhielt ſich ſtundenlang angelegentlichſt mit ihm, ritt mit ihm aus, und erlaubte ſich oft Anmerkungen über ſeine Mutter und die Guiſen bei ihm, welche den Calviniſten die gegründetſten Hoffnungen gaben, daß der König bald zu ihrer Partei ganz übertreten werde. Von nun an waren die vornehmſten Calviniſten ſtets um den König, erhielten alle ihre Aemter und Würden zurück und wurden überdies noch durch eine Menge anderer Gnadenbezeugungen erfreut.

Chretien forſchte, ſo viel er vermochte, nach den Seinigen, doch konnte er auf keine Spur kommen, bis er plötzlich von einer Seite her Licht erhielt, von welcher er es am wenigſten vermuthet hatte.

Es geſchah, daß nach mehreren Tagen des Aufenthaltes der Calviniſten in Blois ſich das Gerücht verbreitete, irgend ein Muttergottesbild in der Kapelle eines benachbarten Dorfes habe Blut geſchwitzt, und die Jeſuiten, welche die junge, fromme Königin Eliſabeth umgaben, deuteten ſehr natürlich dies außerordentliche Wunder auf den Zorn des Himmels über die den Hugenotten und Ketzern geſchenkte Gunſt. Die Brüder der heiligen Geſellſchaft Jeſu, nicht eingeweiht in des Königs und ſeiner Mutter Pläne, fürchteten in dem Grade für das Mißlingen ihrer geheimen Zwecke, als die Calviniſten ſcheinbar in der Gnade des Königs gewannen. Die junge Königin hatte keinen Einfluß, auch war ſie zu edel, um auf die Intriguen ihrer geiſtlichen Freunde einzugehen. Um jedoch auch ihnen in der Form zu genügen, veranſtaltete ſie eine feierliche Prozeſſion nach dem wunderäußernden Marienbilde. Trotzig zogen die Pfaffen und pfäffiſch Geſinnten durch die Stadt und lenkten — was ſie bezweckt hatten — die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich. Auch viele der anweſenden Calviniſten folgten neugierig, unter den gaffenden Pöbel gedrängt, dem poſſenhaften Aufzuge.

Chretien, der Jüngſte und mit den Gebräuchen der katholiſchen Kirche Unbekannteſte von ſeinen Glaubensgenoſſen, durchmuſterte den Zug mit der größten Aufmerkſamkeit. Dieſe wurde jedoch bald ganz allein von einer einzigen Geſtalt im Jeſuitenrocke gefeſſelt, die — eben den Rock ausgenommen — bis aufs Haar dem Ladendiener ſeines Vaters, Monſieur Maurice André, glich. So wenig ſich nun Chretien erklären konnte, wie dieſer fromme, eifrige Calviniſt unter die Jeſuiten kommen ſollte, eben ſo wenig konnte er ſeine Augen Lügen ſtrafen, die ihm ſagten, daß dieſer durch ſeine Körperform ſo ſehr ausgezeichnete Mann durchaus Niemand anders, als Maurice André ſei.

Der von Zweifeln gepeinigte Jüngling beſchloß, ſich Gewißheit zu verſchaffen, und lauerte nur auf die erſte Gelegenheit, an ſeinen Mann zu kommen.

Im Dorfe angelangt, raſteten die geiſtlichen Wallfahrer und pflegten des Leibes mit Speiſe und Trank, ehe ſie zu den Feierlichkeiten mit dem Muttergottesbilde ſelbſt ſchritten. Unter einer grünen Linde vor der Kapelle war angerichtet; die Brüder ließen ſich im Schatten des Baumes nieder und alles Volk lagerte rund umher. Chretien trat ohne Umſtände, von der heftigſten Begierde, ſeinem Ziele näher zu kommen, die ihm ſo wohl bekannte Phiſiognomie an, deren Beſitzer etwas abſeits Platz genommen hatte.

„Ei Monſieur André,“ ſprach er vertraut, „welchem Zufall habe ich es zu verdanken, Euch nach ſo langer Zeit wieder hier zu ſehen, und unter ſo ganz andern Umſtänden, als bei unſerm Scheiden unter uns obwalteten? Sagt mir doch —“

„Fort, Teufelsſohn!“ ſchrie der angeredete kleine Mann aus vollem Halſe, arbeitete wie unſinnig mit beiden Händen und Füßen gegen den Jüngling, verdrehte die Augen und war kirſchbraun im Geſichte geworden. Anfangs hatte er beſtürzt aufgeſehen und in ſeinem Geſicht ſich Unentſchloſſenheit ausgedrückt, als er aber bemerkte, wie einige in der Nähe ſitzende Brüder der Rede des jungen calviniſtiſchen Kriegsmanns ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, veränderten ſich plötzlich die Züge ſeines Geſichtes, und er unterbrach Chretien mit den Donnerworten:

„Packe Dich, Ketzerbrut, aus unſerm heiligen Kreiſe, damit die Mutter Gottes uns nicht auch zürne!“ Und ſo tobte er weiter fort; die zunächſt ſitzenden Brüder faßten aber den Jüngling ſchon mit ſtarken Armen, und froh einer Veranlaſſung ihre Wuth auszulaſſen, ſchlugen ſie ihn mit Fäuſten in's Geſicht. In demſelben Augenblicke raſſelten aber auch ſchon Schwerter in der Menge und mehrere Calviniſten ſtürzten herbei, ihren jungen Gefährten zu befreien und blutig wieder zu zahlen, was er empfangen hatte. In wenigen Minuten nahm die ganze verſammelte Menge Partei für und wider, und das Blut, welches das Heiligenbild nicht geſchwitzt hatte, floß hier bald aus mancher Wunde. Die Jeſuiten zogen ſich mit blutigen Köpfen in das Dorf zurück, aber das übrige Volk balgte ſich noch lange herum; die Uebermacht der Katholiſchen wurde immer größer, und der Tumult drohte in einen förmlichen Aufſtand überzugehen; in Paris wäre es ein ſolcher geworden. Die Calviniſten hielten mit dem Degen in der Fauſt einen geſchickten Rückzug, aber ſie wurden ſtets von neuem umzingelt, man riß Einen um den Andern aus der Reihe, um ihn zu zerbläuen oder gar zur Leiche zu machen, und ſchon waren einige jämmerlich ſo um's Leben gekommen. Die Sache fing an, immer bedenklicher und gefährlicher zu werden, es regnete Steine auf die Glaubensbrüder und ſchon krachten einige auf ſie abgeſchoſſene Gewehre. Schon war Chretien unter die

Fäuſte einiger rohen Geſellen gerathen, ſeine verzweifelte Gegenwehr mit Degen und Dolch hielt die Schläge der Anſtürmenden nicht mehr ab; er wäre geſunken und hätte gewiß die Seele unter den Händen der wilden Mordgeſellen aushauchen müſſen, wäre nicht plötzlich eine laute, gebietende Stimme erſchallt und hätte augenblicklich und ſtreng Ruhe und Frieden im Namen des Herzogs von Guiſe geboten. Chretien war ermattet geſunken, ein Pfaffe hatte ihm den Dolch entwunden und drohte ihm den Hals damit abzuſchneiden, da ſtob das Geſindel auseinander, der Sprecher, deſſen Befehl man ſo ſchnell und pünktlich befolgte, faßte den Jüngling bei der Hand und hob ihn auf. Chretien ſah ihn verwundert an, erſtaunte aber noch mehr, als er vor Ceſar d'Alban ſtand. Worte konnte er nicht finden, aber ſeine Blicke irrten unſtät an der Geſtalt des frühern Hausgenoſſen umher, um ſich zu überzeugen, daß der reich gekleidete, bleiche Herr wirklich der Jüngling ſei, mit welchem Chretien ſo oft aus einer Schüſſel gegeſſen. Eben dieſe äußere Geſtalt hatte ſich, ſo wie Ceſars inneres Weſen geändert. Da war Glanz gegen Glanz vertauſcht. Der einfache, kurze Ritterrock, den Ceſar ſonſt zu tragen pflegte, war in eine goldgeſtickte, prächtig gallonirte Uniform verwandelt, von ſeinem Baret wogte jetzt ein Wald farbiger Reiherfedern, ſeine Hände ſtarrten von Gold und Edelſteinen, ſeine Arme und Schenkel waren von goldenen Spangen umklammert, ſelbſt ſeine Stiefeln waren mit goldenen Trobbeln beſetzt. Aber für die blühende, kräftige Geſichtsfarbe, für das ſchwarze, ſchwärmeriſch kühn blickende Auge, für die Fülle ſeiner ſchönen Formen, hatte er eingeſunkene Wangen, von einer fahlen Glätte überzogen, einen matten, düſtern Blick, einen hagern Körper eingehandelt.

„Chretien, was treibſt Du doch für Poſſen!“ ſagte der Kammerherr. „Biſt Du raſend, hier Händel anzufangen mit dem tollen Haufen? Haſt Du Deines armen Vaters Schickſal ſchon vergeſſen? Geh’, eile nach la Rochelle zurück, dort wohnen der Friede und das Glück, hier haſt Du nichts zu ſuchen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er ſich zu dem aufgebrachten Volke. „Haltet Ruhe, und ſeht dort den Herrn Herzog von Guiſe! Wollt Ihr Euch durch Eure Unvernunft um ſeine Gunſt bringen? Laßt die Ketzer laufen, wie ſie der König auch laufen läßt. Ihr gehört doch Alle zu den Guiſards und die Guiſards ſind die Lieblinge der Königin Mutter, und wer der Königin Mutter gefällt, hat auch die Gunſt des Königs.“

„Er hat recht!“ riefen Viele aus dem Haufen. „Laßt ſie laufen! Sie werden uns doch nichts ſchaden! Wenn der König auch jetzt mit dem alten Gaspar*) und dem Feind der Kohlköpfe*) und andern Spitzköpfen**) freundlich thut, ſo wollen wir uns an den Guiſe und die Königin Mutter halten. Es lebe der Herzog von Guiſe!" Die Maſſe wälzte ſich nach der andern Seite, wo der Herzog mit einigen ſeiner Leute zu Pferde hielt. Ein Spazierritt hatte ihn zufällig nach dem Dorfe geführt und von fern ſchon hatte er den Aufſtand bemerkt. Ceſar beſtieg ſein Pferd wieder, der junge, ſchöne Herzog winkte freundlich und gnädig mit der Hand, und Alle ſprengten unter dem Zujauchzen des Volkes davon, während die Calviniſten ebenfalls das Freie gewannen. Nach ihrer Entfernung gingen die Feierlichkeiten noch vor ſich. Die ältern Freunde riethen den über dies Wiederfinden betretenen Chretien, ſich in Blois nun nicht mehr allein öffentlich ſehen zu laſſen; und der Admiral, von dem unangenehmen Vorfall bald unterrichtet, beſtätigte dieſen Rath. Schon hatte die Sache großes Aufſehen gemacht, und das königliche Ehepaar wünſchte den Veranlaſſer des Streichs zu ſehen.

---

*) Coligny beim Volk der alte Gaspar genannt.

---

*) Der Graf de la Rochefoucauld, ein Haupt der Calviniſten, beim Volk alſo genannt, weil er einſt wegen ſeiner Kurzſichtigkeit ein Feld voll Kohlköpfe für einen Haufen katholiſcher Krieger anſah und auf ſie einzuhauen befahl.

**) Spitzköpfe (parpaillots) ein allgemeiner Schimpfname der Calviniſten.

Ueberhaupt gab es zu jener Zeit keine irgend wichtige Perſon am franzöſiſchen Hofe oder in der Nähe deſſelben, welche nicht einen Spitznamen gehabt hätte, deſſen ſich das Volk vorzüglich bediente, um die Perſon zu bezeichnen.

Chretien erſchien auf des Admirals Befehl am folgenden Morgen in den Vorzimmern der jungen Königin; der König trat bald an ihrem Arme heraus; neben ihm ging der Admiral.

„Ein ähnliches Bürſchlein bei des Teufels Großmutter! wie der Schmied Henrico! ja, bei der Frau Meluſine! ein zweiter Herr von Trebiſonde!“ rief der König, drehte ſich zum Admiral und erzählte ihm weitläufig von ſeinem lieben Falkonier und betheuerte mit kräftigen Schwüren, daß er ihm, trotz des geſpielten Streiches, noch gewogen ſei, und ihn wohl wieder einmal zu ſehen wünſche.

„Eure Majeſtät Gnade wird ihn ebenſo zu Euren Füßen werfen, wie mich!“ ſagte Coligni. „Seht in dieſem Jünglinge ſeinen Zögling, Sire! Erweißt dieſem derweil die Güte, die Ihr jenem zugedenkt!“

Die Königin hatte unterdeſſen Chretien nach ſeinen Familienumſtänden befragt, und ſein Unglück erfahren.

„Fürwahr!“ antwortete der König dem Admiral, „dieſer Umſtand und Euer Fürwort, mein Vater, empfehlen mir den Burſchen.“

Die Königin berichtete, was ſie eben von Chretien vernommen.

„Gnade!“ rief Chretien bewegt. „Eure Majeſtät vermag mir den Vater nicht wieder zu geben. Aber vereinigt mich wieder mit der Mutter, mit den Geſchwiſtern, deren Stütze ich künftig ſein muß;

öffnet ihnen durch ein Wort Eurer Macht die Thüre ihres Kerkers, wenn ſie noch darin ſchmachten; denn ihr Verbrechen hat durch Eure königliche Milde die düſtere Farbe verloren.“

„Gut, gut!“ ſagte der König. „Kein Calviniſt ſitzt wohl mehr in einem Kerker; doch will ich's dem Montmorency auftragen, Deine Mutter aufzuſpüren, mein Sohn; ſobald ſie gefunden iſt, werde ich ihr ein Gnadengeſchenk reichen laſſen. Du gefällſt mir ſchon deshalb, weil Du einen ſo heilloſen Spektakel unter den verdammten Jeſuiten angerichtet. Hüte Dich vor ihnen!“

„Eure Majeſtät Schutz wird mich vor ihnen wahren und mir das Leben ſchirmen, was mir Eure ſo überſchwengliche Gnade ſo eben von neuem ſchenkte.“

„Es ſteht weder in des Königs noch in des Teufels Macht, Dich zu erhalten, wenn ſie's auf Dich abgeſehen haben. Mordbleu! die Brut ſcheert ſich nichts um mich.“

„Ich werde Euch ſchützen, denn Euer Schickſal hat mich gerührt,“ ſagte die junge Königin, und ihre milden Augen ruhten, vom Thau der Thränen überfeuchtet, auf dem edlen Jüngling.

Fünftes Kapitel.

Einfält'ge, ſchlichte Treu weiß nichts von Künſten,
Doch Gleißner ſind wie Pferde, heiß im Anlauf.
Sie prangen ſchön mit einem Schein von Kraft;
Doch ſollen ſie den blut'gen Dolch erdulden,
So ſinkt ihr Stolz und falſchen Mähren gleich,
Erliegen ſie der Prüfung.

Shakſpeare im Julius Cäſar.

Das Herz, geſchwellt von neuen Hoffnungen, langte Chretien auf ſeinem Zimmer an, welches ihm der Admiral in ſeiner eignen Wohnung hatte anweiſen laſſen. Im Vorgefühl kindlichen Entzückens malte er ſich den Tag über die Scene des Wiederſehens der Seinigen und die des künftigen Glücks der ſtillen Häuslichkeit und Liebe im Bunde mit der Freundſchaft aus; denn das war der ſchönſte Plan ſeiner freudetrunkenen Seele, das ihm fremdgewordene, herzloſe Paris mit ſeiner Familie zu verlaſſen, und nach la Rochelle, dem Sitz der ſtillſten Tugend und Menſchenliebe, des wahren, einfachen Chriſtenglaubens und der heiligſten Freundſchaft, zu ziehen, und im Umgang mit jenen Theuern, denen er ſo ſehr verbunden war, an denen ſein Herz mit tauſend Banden hing, das Leben wieder lieb zu gewinnen. Wie jauchzte er ſchon, die Mutter zu umſchlingen! wie Madelon und die kleinen Geſchwiſter zu liebkoſen! Aller Groll und Zwiſt, in dem er ſonſt ſtets mit der ältern Schweſter gelebt, war rein vergeſſen; er ſah nur die liebende Schweſter in ihr, und war entzückt, ihr die Fülle ſeiner brüderlichen Liebe nun wie einen tiefen, klaren Born öffnen zu können. Daneben kam ihm Ceſars Erſcheinung wieder in den Sinn, er überlegte die wenigen, aber inhaltſchweren Worte, die der bleiche Apoſtat zu ihm geſprochen, und fand daraus, daß er höchſt unglücklich ſein müſſe. Er empfand großes Verlangen, den alten Freund aufzuſuchen, und ging lange mit ſich zu Rathe, wie er es am geſchickteſten anfangen möchte. Auch André fiel ihm ein, und er zerbrach ſich den Kopf über deſſen Benehmen.

Unter ſolcher Geiſtesbeſchäftigung war dem Einſamen der Tag vergangen, und der milde Sommerabend tüpfte mit leiſem, warmen Duftfinger an die Fenſter. Zu gleicher Zeit klopfte auch eine rauhere Hand an die Thüre, und ehe Chretien ſich aus ſeinen Träumen ganz herausfinden konnte, ſtand Andrés Geſtalt im Jeſuitenrocke vor ihm.

Von dieſem ganz unerwarteten Anblicke mächtig überraſcht, ſprang der Jüngling auf; aber grinzend freundlich, wie ein betrügeriſcher Jude und geſchmeidig, wie ein Aal, erwiſchte ihn der Eingetretene bei der Hand und ſagte im ſüßeſten Schmeicheltone:

„Ei, mein liebes Herrlein, laßt's Euch doch ja nicht kümmern, was geſtern zwiſchen uns vorgefallen. Ihr wart ſelbſt an dem mir ſehr unangenehmen Auftrifft Schuld, weil Ihr mich vor allen Brüdern ſo laut und rückſichtslos anredetet, und es doch männiglich bekannt iſt, wie Ihr Einer aus des hochverehrten Herrn Admirals Gefolge ſeid. Hättet Ihr mir einen heimlichen Wink gegeben, ſo würde ich Euch ſchon an einen verſteckten Ort geführt haben, wo wir ungeſtört uns des Wiederſehens hätten erfreuen können, ſo aber mußte ich eine Rolle gegen Euch ſpielen, die mir das Herz zerriß; ich mußte Euch ſchelten, während ich Euch, dem edlen, beſten Sohne meines hochverehrten, vortrefflichen — ach! und ſo unglücklichen Herrn Prinzipals hätte um den Hals fallen mögen.“ Heftiges Schluchzen erſtickte die Stimme des bübiſchen Geſellen und Chretien gewann dadurch Zeit, ſich zu erholen, und ſein Erſtaunen durch Worte auszudrücken.

„Aber ſagt mir nur, Monſieur André, vorerſt, wie kommt Ihr in dieſen Rock? Ihr, der frömmſte unter allen Schülern des großen Chauvin in Paris, jetzt im Kleide und in der Geſellſchaft der Schüler des ſchurkiſchen Loyola?“

„O Herrlein, liebſtes Herrlein, der Rock macht noch nicht den Mann. Wenn man die Wölfe kennen lernen will, muß man ſich in ihr Fell ſtecken, unter ihnen wandeln und mit ihnen heulen. Liſt ſiegt über des Schwertes Gewalt. Durch Liſt allein ſiegte der kleine David über den großen Goliath; und war nicht der Schmied Charlot auch ein Diener des katholiſchen Königs?“ — Als Chretien den

Schwätzer anſah, zweifelhaft, daß ein ähnlicher Grund ihn in dieſe Kutte geſteckt, fuhr er in einem andern Tone fort:

„Seht, als unſere Gemeinde verſprengt und mit Euren lieben Eltern meiſt gefangen davon geführt wurde, entrann ich glücklich zu meiner Mutter, die aber, wie Ihr vielleicht wißt, eine ſtreng katholiſche Frau iſt. Ohne mich viel um meine Neigung zu fragen, übergab ſie mich einem ihrer Hausfreunde, einem Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, und ihm mußte ich, wollte ich wohl oder übel, gehorchen. Alle meine Freunde hatten mich verlaſſen, alle Glaubensbrüder waren fern, und ich war ſo der Willkühr der Tyrannen anheim gegeben. Da dachte ich: ſchicket Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit; und in jedem Stande und Kleide kannſt Du für das Beſte der gerechten Sache und des wahren, reinen, apoſtoliſchen Glaubens wirken, und unter den Jeſuiten vielleicht mehr, denn als Ladendiener eines Calviniſten.“

„Und Ihr wäret wirklich ein getreuer Anhänger unſeres Glaubens geblieben?“

„Freilich! Nur ſtill! Die Wände haben Ohren; ich wäre ja verloren, hätte man eine Ahnung von meiner wahren Ueberzeugung. Um ſie ganz zu verſchleiern, mußte ich ja Euch geſtern ſo hart behandeln. Glaubt mir, ich bin und bleibe ein Calviniſt und Euer getreueſter Freund.“

„Nun, ſo könnt Ihr mir jedenfalls Nachricht von meiner Mutter und ihren Kindern geben, die ich ſchon lange vergebens ſuche. Ihr werdet mir dadurch den größten Freundſchaftsdienſt erweiſen und mich Euch ewig verpflichten.“

„O wie bin ich entzückt, Euch, liebwertheſter, junger Herr, auf der Stelle willfahren zu können! Freilich kann ich das! Von Eurer liebenswürdigen Schweſter Madelon kann ich Euch ſagen, daß es ihr ſehr wohl geht; ihr Aufenthaltsort iſt ein einſames, aber gar ſchön gelegenes Wald- und Jagdſchloß, Isle Savary, nur wenige Meilen von Paris. Sie wird Euch dann in die Arme der Mutter führen, von der ich ſelbſt Euch nichts Näheres berichten kann.“

„Aber wie kommt Madelon auf jenes Schloß?“

„Sie hat in Herzog Heinrich von Guiſe einen ſehr edelmüthigen Beſchützer gefunden. Er iſt überhaupt einer der edelſten und vortrefflichſten Menſchen, und wird von den Calviniſten ſchrecklich verkannt; das wird Euch Madelon ſelbſt ſagen.“

Der Schelm konnte ſeine Gaunerphyſiognomie nicht ſo ganz verſtellen, daß nicht Chretien eine Ahnung der Wahrheit daraus entgegen dämmerte, und davor erſchrocken fragte er: „Wie aber kam Madelon zu dieſem uns ſo ſehr verhaßten Herzog?“

Der Jeſuit begann eine lügenhafte Erzählung von der traurigen Kataſtrophe in Gaſtine's Hauſe, worin er als ein Engel erſchien; berichtete, wie Madelon geflohen, von einem Diener des Herzogs auf der Straße gefunden, und zu dieſem gebracht worden ſei, den ihre Noth gejammert, und der, um allen gehäſſigen Verdacht abzuwehren, ſie ſogleich das Jagdſchloß habe bringen laſſen. Auch habe derſelbe Alles verſucht, um ihren Vater vom Tode zu erretten; Mutter und Geſchwiſter habe der edle Fürſt noch im Gefängniſſe unterſtützt, und wie er nicht anders wiſſe, auch befreit. „Ihr ſeht,“ ſchloß der Heuchler, „wie vielen Dank Ihr dem Herzoge ſchuldig ſeid, und Ihr werdet es ſicher bereuen, daß Ihr dieſen herrlichen Mann ſo lange verkannt und gehaßt habt. Er vergilt ſeinen Feinden mit Liebe. Ueberhaupt gewinnen manche Dinge, wenn man ſie in der Nähe zu betrachten Gelegenheit erhält, ein ganz anderes Anſehen, und verlieren viel, wenn nicht Alles, von ihrer Fürchterlichkeit. Glaubt doch um Gotteswillen nicht, lieber Herr, daß die Katholiſchen Menſchenfreſſer ſind, und nicht Gottes Gebote halten ſo gut, wie wir. Unſere Prieſter machen uns die Sache nur zum Beſten der Bourbons ſo vor, damit wir nicht zur Vernunft kommen ſollen. Aber beim rechten Lichte betrachtet ſind wir doch an der Naſe geführt und betrogen. Iſt der König von Frankreich nicht unſer rechtmäßiges und uns von Gott beſtelltes Oberhaupt? Sind wir nicht Empörer, wenn wir uns gegen ihn auflehnen? Wiſſet Ihr nicht, wie Paulus ſagt? Jedermann ſei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es iſt keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit iſt, die iſt von Gott verordnet. Wer ſich nun wider die Obrigkeit ſetzet, der widerſtrebet Gottes

Ordnung; die aber widerſtreben, werden über ſich ein Urtheil empfangen. — Iſt nicht der Herzog von Guiſe ein edler, liebenswürdiger Fürſt? Gehört er nicht auch mit zu unſerer Obrigkeit? Doch überzeugt Euch ſelbſt. Ihr werdet mir beiſtimmen, daß ſich's im Grunde unter den Katholiſchen noch beſſer lebt, als unter den Calviniſten."

Chretien war mit ſteigender Spannung der liſtigen Rede des kleinen Mannes gefolgt, und beſchloß, um ihn ganz auszuhorchen, wiederum Liſt anzuwenden. Wußte er doch, wie ſein Lehrer und Freund Charlot ſo lange eine doppelt falſche Rolle geſpielt hatte, um einen guten Zweck zu erreichen; alſo wollte er ſich ebenfalls verſtellen und auf krummen Wegen vielleicht erlangen, was auf geraden — das ſah er ſchnell ein — bei dem vor ihm ſtehenden Subjekte nimmermehr möglich werden konnte.

„Ihr ſprecht da Manches, mein lieber André," fing er lächelnd an, „was mir auch wohl zuweilen durch die Sinne gefahren iſt, dem ich jedoch, mich einer Sünde fürchtend, Worte zu geben, mich nicht getraute. Weil Ihr es denn aber ſagt, ſo ſcheue ich mich nicht, Euch zu bekennen, wie mir gar Vieles im Weſen der Calviniſten übertrieben ſcheint."

„Scheint Euchs?! Nun herrlich! — Glaubt mir, werthgeſchätzter Freund, es iſt ſo. Die Katholiken haben viele Vorurtheile, die Calviniſten auch; am Ende hat keine Partei vor der andern etwas voraus, und man thut deshalb immer am beſten, man ſchwimmt mit dem Strome und nicht gegen ihn. Wie? wenn Ihr ein Bauer wäret und der König ſagte zu Euch: Verlaß Deinen Pflug, Du ſollſt mein Kammerherr und Schatzmeiſter ſein. Würdet Ihr anſtehen, mit dem Kittel den Bauer auszuziehen? Wenn Euch im Schooße der katholiſchen Kirche ein großes Glück blühte, wolltet Ihr zögern, das von Euch zu legen, was weniger als ein Rock, was gar nichts iſt?"

„Wie könnt Ihr noch fragen, ehrlicher André? Dem Glück hat mein junges Blut den Dienſt geſchworen, und wo ſeine Fahne weht, da ſtell' ich mich als rüſtiger Kämpfer."

„O ſo laßt Euch umarmen! denn ſchon winkt Euch die Göttin mit der freigebigſten Laune in ihre Schatzkammer. Verſäumt den günſtigen Augenblick nicht! Freund, er kehrt nicht wieder. Hört, und ſeid entzückt. Die junge Königin Elliſabeth hat ein Intereſſe für Euch gefaßt, welches auf etwas Ungewöhnliches hinweiſt und Euch, wenn Ihr Euren Vortheil verſteht, zum Glücklichſten der Sterblichen zu machen verſpricht. Sie wünſcht Euch zu ihrem Leibpagen. Ihr werdet doch nicht zaudern?"

„Ihr ſeht mich erſtaunt!" rief Chretien mit erkünſteltem Feuer. „Ich merke, mein Glücksſtern iſt in Blois aufgegangen; und ich zaudere nicht, ſeinem Glanze zu folgen."

„O ſo vergeßt nicht, daß ich Euch ihn andeutete! Gedenkt in Euren künftigen Tagen Eures

Freundes! Wohlan! Ihr müßt Eure Rolle fein ſpielen. Kommt morgen zum Pater Ambroſius, der wird Euch unterrichten. Vorerſt müßt Ihr des Herzogs von Guiſe Gunſt erlangen, und die beſitzt Ihr eigentlich ſchon deshalb, weil Ihr ſeiner angebeteten Madelon Bruder ſeid. Und da ſich ſein Kammerherr ſo ſehr für Euch intereſſirt — alter Freundſchaft wegen — ſo kann Euch's gar nicht fehlen. Nun Herr du Froiſſet, ſonſt Ceſar d'Alban genannt, hat fürwahr Manches bei Euch gut zu machen, und er wird's thun, dafür möcht' ich Euch bürgen, junger Herr; er wird Euch zu Allem verhelfen, was Ihr wollt, um ſeinem böſen Gewiſſen das Maul zu ſtopfen."

„Ihr ſprecht in Räthſeln, Monſieur André. Was hab' ich mit dieſem Ceſar zu ſchaffen, der ſeinen Glauben abgeſchworen, der eine liebenswürdige Braut in la Rochelle treulos verlaſſen, der einen edlen Großvater faſt in's Grab geſtürzt, der eine ganze Stadt in tiefen Kummer und große Betrübniß gebracht hat?"

„O liebſtes Herrlein, wenn er weiter nichts gethan hätte, dieſer Herr Kammerherr du Froiſſet — obgleich dies Alles ſchon ſehr ſchlimm und faſt unverzeihlich iſt — wir wollten es ihm mit chriſtlicher Milde verzeihen; denn es ſtehet geſchrieben: Vergebet, ſo wird Euch vergeben. Aber, aber — doch nein, ich will ſchweigen, in meiner Bruſt ſoll das fürchterliche Geheimniß verſchloſſen bleiben, mit mir ſoll es ſterben. Ihr könntet denken, ich wäre dieſem Ceſar feind, ich wolle mich an ihm rächen; aber mich in meiner eigenen Perſon hat er niemals beleidigt, ja, Ihr müßt Euch erinnern, Junker, daß er und ich im Hauſe Eures Vaters die beſten Freunde waren. O Euer ſeliger Vater, der jetzt unter den himmliſchen Heerſchaaren vor Gottes Thron ſteht, er war ein edler, vortrefflicher Menſch! ſein großes Herz ſtand Jedermann offen, ſeine reine Seele hatte keine Ahnung von Liſt, Falſchheit und Betrug. Wie hätte er wiſſen können, daß er eine Schlange im Buſen nährte! O wenn ich an meinen verehrten Herrn Gaſtine denke, ſo gehen mir die Augen jedesmal über, und vergebens wünſch' ich vergangene, glücklichere Tage zurück, deren Frieden ein Böſewicht mit gottverfluchter Hand zerſtörte!"

„Aber, Monſieur André, Ihr ſpannt mich auf die Folter. Wovon ſprecht Ihr? Ich verſteh' Euch nicht. Wenn Ihr meinen unglücklichen Vater geliebt habt, wenn Ihr mich noch liebt, wie Ihr vorgebt, ſo erklärt Euch deutlicher. Was iſt's mit Ceſar d'Alban?"

„Ob ich Euch liebe? Daß ſollt Ihr daraus abnehmen, daß ich meinem Vorſatze ungetreu werde, von einer Sache zu ſprechen, die beſſer der ewige Schleier der Nacht deckte. Aber Euch zu Liebe, junges Herrlein, ſoll's endlich einmal heraus, was dieſer katholiſch gewordene Ceſar für ein furchtbarer Frevler an Gott und der Menſchheit iſt, wie er die ihm erwieſene Freundſchaft und Liebe mit Füßen getreten und kalt dahingemordet, wie er genoſſene Wohlthaten mit dem ſchwärzeſten Undank belohnt hat, wie er das Heiligſte, was des Menſchen Bruſt bewegt, ſeinem ſchändlichen, nimmergeſättigten Ehrgeize aufgeopfert, kurz wie er ein Ungeheuer iſt, dergleichen die Hölle ſelten ſo ſcheußlich hervorbringt, ein ausgelernter Teufel. Doch ſtill! Ich wollte ihn ja nicht anklagen, ich wollte Euch ja nur erzählen, wie er am Tode Eures Vaters, an der Schande Eurer Schweſter, am Elende und der Verzweiflung Eurer Mutter und Geſchwiſter, an der Schmach und dem Drangſal unſerer Prediger im Kerker, an der Vertreibung und dem Ruin vieler hundert frommer Chriſten, rechtſchaffener Bürger, lieber Freunde, edler Menſchen ſchuld iſt. Denn Ihr müßt wiſſen, daß ich Euch vorhin, um dieſen Tiger nicht zu reizen, um den Schleier auf der Schandthat des Buben liegen zu laſſen, ein Mährlein erzählte, aber die Wahrheit ſollt Ihr jetzt erfahren. Ceſar d'Alban war's, der Eure Schweſter Madelon dem Herzog Heinrich von Guiſe in die Arme führte; Ceſar d'Alban war's, der noch an demſelben Tage Euren Vater und alle im Betſaal verſammelten Calviniſten an die Königin verrieth."

„Barmherziger Gott!" ſchrie Chretien auf. „Wär' es möglich! Könnte ſo viel ſchwarze Bosheit in eines Menſchen Bruſt zuſammen ſein? Doch Euer Bericht erhält durch eine früher vernommene

Kunde Wahrſcheinlichkeit. Einſt wurde mir die Verſicherung gegeben, ein Bewohner unſeres Hauſes habe die Calviniſten verrathen. In Paris hoffte ich das Nähere zu erfahren."

„Habt Ihr's ſchon vernommen? Nun ſeht, daß ich Euch reine Wahrheit eingeſchenkt. Niemand wird mir's beſſer bezeugen, als Eure arme Schweſter Madelon. Geht nur, ſie zu befragen. Sie wird Euch eingeſtehen, daß Ceſar ſie dem Herzog überlieferte, und Ihr werdet von Andern erfahren, daß noch in derſelben Nacht die Calviniſten gefangen und Haus und Hof Eurer Eltern der Erde gleich gemacht wurden."

„Ha, dieſer Böſewicht! Daß er tauſend Leben hätte, damit ich an jedem einzelnen glühende Rache nehmen, damit ich jedes mit Schwert und Dolch hinmorden könnte!"

„O nicht ſo hitzig, junger Mann! Bedenkt, daß er ſich mit ſeinem Verrath die Kammerherrnſtelle beim Herzog erworben, daß er des Mächtigſten mächtiger Liebling geworden iſt. Habt Ihr es nicht ſelbſt geſehen, was ſeine Stimme beim Volke vermag? Der Admiral hat einen langen Arm, ſagen die Calviniſten, aber fürwahr, der Herzog von Guiſe hat einen längern. Bedenkt die Sache wohl. Es bleibt Euch meiner Anſicht nach nichts weiter übrig, als offener, ehrlicher Zweikampf. Erlegt Ihr den Buben, ſo vermag der Admiral, Euer väterlicher Freund und Beſchützer viel über den König, und es iſt ihm ein Leichtes, Euch Verzeihung auszuwirken. Doch rath' ich Euch, ſucht erſt Eure Schweſter auf; glaubt meinen Worten nicht allein, laßt Euch's aus ihrem Munde beſtätigen."

„Alſo ſie iſt wirklich durch Ceſar die Buhlerin des Herzogs von Guiſe geworden?" fragte Chretien zerknirſcht und ſchluckte ſeinen grimmigen Schmerz hinab.

„Des Herzogs Geliebte. Nun ſeht, das hätte ſo viel nicht auf ſich. Ihr wißt ja wohl noch, daß ich Madelon ſehr gewogen war. Auch jetzt iſt ihr mein Herz noch in Liebe ergeben und zugethan. Sollte ſie vielleicht an ihrer jetzigen Lebensart keinen Wohlgefallen finden, ſo darf ſie nur über mich, ihren treu ergebenen Knecht, befehlen. Ich führe ſie in mein Haus, in mein Kämmerlein; ſie wird mein Weib und Alles geht vortrefflich. Denn wißt, ich bin jetzt mein eigener Herr. Mütterlein iſt geſtorben, ich erleide keinen Zwang mehr."

„Und bleibt Ihr in dieſem verfluchten Jeſuitenrocke? Was hindert Euch jetzt, wo in ganz Frankreich die Calviniſten mit den Katholiſchen gleiche Rechte genießen, jetzt, wo ſogar die Kammern zur Hälfte aus Proteſtanten beſtehen, was hindert Euch, öffentlich das zu bekennen, was Ihr glaubt und ſeid?"

„Seht," grinzte André verlegen, „das ſind Familienangelegenheiten, weitläufige Geſchichten. Alles unter der Sonne hat ſeine Zeit und Stunde, ſagt der weiſe Salomon. Auch mir wird bald die erſehnte Stunde ſchlagen, wo ich dieſen verhaßten Kittel abwerfen und unter die geprüften Glaubensbrüder treten und ſagen kann: Seht, ich bin der Eure und bin es ſtets geweſen.“

Chretiens erhitztes Blut hatte ſich abgekühlt. Der kleine Schleicher kam ihm immer verdächtiger vor; er fing ſchon an zu zweifeln, daß Ceſar der Böſewicht ſei, und er beſchloß bei ſich, die Sache zu unterſuchen und ſich zu überzeugen.

„Ich werde morgen zu meiner Schweſter reiſen,“ ſagte er und fixirte den Jeſuiten mit den Augen.

„Das iſt herrlich! Vergeßt nicht durch Madelon auf den Herzog zu wirken. Kehrt dann zurück, vollbringt das Geſchäft der Rache, werft Euch zu den Füßen der jungen Königin, und Eure Carriere iſt im Gange. Ihr eilt dann unaufhaltſam dem Tempel des Glücks zu.“

„So ſind wir wohl fertig;“ ſagte Chretien, denn der bübiſche Kleine fing an, ihm ſehr läſtig zu werden. „Sobald ich wiederkehre, bin ich der Königin Eliſabeth mit Leib und Seele zu eigen, wann ſie meiner begehrt.“

„O Ihr ſeid begehrt genug, junger, beſter Freund. Geſteh' ich's Euch nur, ich bin ein Abgeſandter der Königin, zwar kein directer, aber doch ein indirecter, und durch meine Veranſtaltung wird ſie noch heute Abend von Eurer Willfährigkeit unterrichtet werden.“

„Ihr verbindet mich ſehr, Monſieur André; womit aber werd' ich Euch danken können?“

„Mit Eurer Freundſchaft!“ lachte das häßliche Geſicht. „Und wie der Schächer, der zu des Herrn Rechten hing, ihm zurief, ſo ruf ich Euch ſcheidend zu: Herr, gedenke mein, wenn Du in Dein Reich kommſt.“ Mit dieſen ſalbungsvollen Worten ſchlüpfte das Ungethüm durch die Thüre und ließ den Jüngling im heftigſten Widerſtreit ſeiner Empfindungen zurück. Dunkelheit umſpann ſein Geſicht, Dunkelheit ſeine Seele. Aber nach kurzem Kampfe rief er: „Licht muß ich mir ſchaffen, Licht in dieſer furchtbaren Zweifelsnacht, und ſollt' es mich das Leben koſten. Licht noch heute!“ Und ſomit ſtürmte er fort, ſich nach dem Hotel Guiſe zu erkundigen. Er langte glücklich an der Thüre deſſelben an. Da erſt begann ſeine Ueberlegung zu erwachen. Er bedachte, daß es eine höchſt unſchickliche Zeit ſei, den Kammerherrn heimzuſuchen und Rechenſchaft von ihm zu fordern, er wußte nicht, wie er die Sache anfangen ſolle und fühlte, daß er auf dem Wege ſei, ſie ſehr ungeſchickt anzufangen.

Sechſtes Kapitel.

Pfaffentrug, Weiberliſt,
Weißt Du, was ärger iſt? —
Sprichwort.

Indem er nun da ſtand, in ſeinen Mantel gehüllt, nahte ihm plötzlich eine kleine Mannsgeſtalt, die er Anfangs für André hielt. Bald ward er aber ſeinen Irrthum inne, da der Mann ihn mit einer ihm ganz fremden Stimme anredete:

„Ei, ei! Ich war ſchon vor einer Stunde hier, und ſuchte Euch vergeblich. Ihr habt die Zeit ſchlecht gemerkt. Die Gräfin glaubte ſchon, Ihr wärt auf ewig für ſie verloren, und geberdete ſich, wie wenn ſie vom Teufel beſeſſen ſei. Nun, es wird ſie jetzt aber auch eben ſo hoch und über die Maßen entzücken, daß Ihr den ſchändlichen Verläumdern keinen Glauben beigemeſſen, und mit erneuter Zärtlichkeit zu ihr zurückkehrt. Sie war in Verzweiflung und nahe daran, ſich das Leben zu nehmen. Wie konntet Ihr aber auch die ſchönſte Frau am Hofe, deren Zärtlichkeiten Euch ſo oft den höchſten Genuß bereitet haben, mit ſolcher Kälte von Euch ſtoßen? Doch ich will Euch keine Vorwürfe machen. Ihr habt Eure Pflicht erkannt, folgt ihrer Stimme und der zärtlichen Einladung der Gräfin, und ſomit iſt Alles wieder in's alte Gleis gebracht, die Liebe iſt friſcher geworden und Ihr und die Gräfin ſeid Euch einander wieder etwas Neues. Irae amantium sunt amoris recreatio, ſagen wir Lateiner. Nun kommt nur ſchnell. Die Gräfin wartet Euer mit zweifelvollem Bangen und brünſtiger Sehnſucht. Kommt!“ Damit zog der Fremde den erſtaunten und ſchier willenloſen Jüngling fort, ſprach unterwegs noch viel von der Verzweiflung und der heißen Leidenſchaft der Gräfin und brachte ihn endlich in ein Haus. Chretiens Neugierde war im höchſten Grade rege geworden, zumal da er aus dem Wortſchwall ſeines Führers nicht undeutlich zu erkennen glaubte, daß er für Ceſar d'Alban gehalten werde. Da er Degen und Dolch bei ſich trug, war er entſchloſſen zu ſehen, wo hinaus das Abentheuer wolle. Der beredte Mann brachte ihn nicht durch Schweigen in die Verlegenheit, auch einmal ſprechen zu müſſen, und ſo langten Beide in einem ſchwach erleuchteten Vorzimmer an. „Legt Euren Mantel und Hut ab, und geht hinein,“ ſagte der Kleine, „ſie iſt ſchon entkleidet.“ Damit öffnete er die Thüre, Chretien trat mit hochklopfenden Herzen hinein. Sogleich umſchlangen ihn ein Paar weiche Arme, ein glühender Mund preßte ſich auf ſeine Lippen, er hatte kaum Zeit zu bemerken, daß es eine wunderſchöne Frau im weißen verführeriſchen Nachtkleide war, die ihn mit dieſen Liebkoſungen überhäufte. Doch kaum war er auch mit dieſer Bemerkung fertig, als die Dame einen heftigen Schrei ausſtieß und ihn entſetzt von ſich ſchob.

„Wie?“ ſtammelte ſie aus ihrer erſten, heftigen Ueberraſchung ſich ſammelnd: „Ihr ſeid nicht der Kammerherr du Froiſſet, Ihr ſeid ein Fremder. Wie kommt Ihr hierher, mein Herr?“

„Ein Mann hat mich hergeführt, Madame. Und ich ging blos mit ihm, weil kein Soldat ein ſich ihm aufdringendes Abentheuer von der Hand weiſen darf.“

„Rinaldo!“ rief die Schöne außer ſich und riß raſch die Thür des Zimmers auf. „Rinaldo, wo biſt Du?“

Sogleich erſchien der kleine Mann beſtürzt.

„Wie biſt Du zu dieſem Cavalier gekommen? Siehſt Du nicht, daß es der Kammerherr nicht iſt? Wo bleibt nun Deine Kunſt, Deine Allwiſſenheit? Geh mir aus den Augen, elender Stümper!“

„Wie?“ ſagte Rinaldo verblüfft, und ſah bald Chretien in das ſpöttiſch lächelnde, bald der Gräfin in das zornleuchtende Geſicht. „Iſt's der Kammerherr nicht? Ja, mein Himmel, er war's ja aber doch draußen noch; wir haben uns doch den Weg daher unaufhörlich unterhalten und von Dingen geſprochen, die nur der Kammerherr wiſſen konnte. Und da war er's — und hier iſt er's nicht, wie ich wohl ſehe. Das geht nicht mit rechten Dingen zu; da ſind einmal Teufelskünſte im Spiel. Ihr ſeid der Kammerherr du Froiſſet der Jüngere, und habt Euch jetzt ſchnell ein anderes Geſicht angehert, um die gute Gräſin zu ängſtigen. Denn ich wiederhole es noch einmal, was Ihr geſagt habt, konnte nur du Froiſſet wiſſen, auch war es ſeine Stimme, ſeine Geſtalt, ſein Gang, ſein Geſicht. Ich werde doch das Alles kennen."

„Geh," herrſchte die Gräſin dem Schwätzer zu, „und harre meiner Befehle im Vorzimmer." Der Alte ging. „So ſeid Ihr eine Kreatur des Nichtswürdigen," redete die Gräſin mit dem höchſten Stolze tief gekränkter, weiblicher Würde, „laßt Euch von ihm dazu brauchen, eine Dame, die Ihr nicht kennt, die Euch nie etwas zu Leid that, aufs Schrecklichſte zu verſpotten und zu verhöhnen. Hättet Ihr einen Begriff von Ehre, ſo würdet Ihr einen ſo niederträchtigen Schurken, wie dieſer du Froiſſet, nicht zu Willen ſein."

„Daß wir einander nicht verſtehen," verſetzte Chretien, „find' ich ſehr natürlich; denn ich bin wie in Euer Haus geſchneit. Daß aber erwähnter du Froiſſet ein ſchlechter Menſch ſei, möchte ich kühnlich ebenfalls behaupten, und wenn er auch an Euch einen Schurkenſtreich verübt, ſo iſt's mir doch recht lieb, daß mich ein ſo wunderlicher Zufall zu Euch geführt hat, ſchöne Gräſin, damit ich einen neuen mich in meiner Anſicht beſtärkenden Beweis ſeiner Nichtswürdigkeit durch Euch erlange."

„Wie? Und ſo ſprecht Ihr?" rief die Gräſin ganz erſtaunt. „Ihr, den er mit all den genaueſten

Verhältniſſen, in welchen ich leider mit dem Schändlichen geſtanden, bekannt gemacht hat, ſo daß es Euch leicht war, meinen Rinaldo zu täuſchen? Was ſoll ich aus Euch machen, mein Herr? Wer ſeid Ihr?"

„Ein Calviniſt, ein Soldat, ein Begleiter des großen Admirals."

„Ah! ein Mann von der Religion. Ein Schüler des Evangeliums. Nun gut. Der Kammerherr gehörte auch ſonſt zu Euch, und hat nachher auf das Meßbuch geſchworen. Deshalb könnt Ihr alſo nicht Freunde ſein und das iſt mir Beweis genug, daß ich mich vorhin geirrt. Aber ſagt mir, woher kennt Ihr meine Stellung zum Kammerherrn?"

„Ich kenne ſie bei Gott! nicht. Ich ſtand vor der Thüre des Hotel Guiſe, um mich zu beſinnen, wie ich Eurem ſaubern Kammerherrn am geſchickteſten zu Leibe gehen möchte, da tritt Euer Rinaldo mich an, zieht mich fort, ſpricht in einem weg, läßt mich nicht zum Worte kommen, erzählt hunderterlei Dinge von Euch und dem Kammerherrn, und was ich allein von ihm weiß, behauptet er nun von mir zu wiſſen."

„Der abſcheuliche Schwätzer!" rief die Gräfin ärgerlich, „es ſoll ihm aufgehoben bleiben. Aber ich bin hoch erfreut, durch ſeine Dummheit Eure mir ſehr intereſſante Bekanntſchaft zu machen. Ich bitt' Euch, laßt Euch bei mir nieder! Hört eine Unglückliche an, die ihr treuliebendes Herz von den

Füßen eines rohen Mannes zertreten ſieht, der ihr einſt zärtliche Liebe erheuchelte, der ihr in ſeinen heißen Umarmungen oft genug ewige Treue ſchwor, und die, ſeinen Schwüren vertrauend, ihn mit der ganzen tiefen Innigkeit ihres Gemüths umfing, ihm Alles gewährte, was ein Weib geben kann, ihn wie einen Gott verehrte, und ſich nun von ihm verſtoßen, verachtet, gekränkt, gemißhandelt, ja vernichtet ſieht. Ja, hört dies Alles und vernehmt, daß dieſer Unmenſch der Kammerherr des Herzogs von Guiſe, Ceſar du Froiſſet iſt."

„O ſo iſt es doch Wahrheit, daß die Sonne kein größeres Ungeheuer beſcheint, als dieſen Menſchen!" rief Chretien und ballte die Fauſt vor Wuth und Schmerz.

„Aber ich bitt' Euch dringend, mein liebſter Herr, nehmt Platz auf dieſem Ruhebette." Schmeichelnd faßte die Reizende den Jüngling bei der Hand und führte ihn zu dem weichen Polſter, dabei betrachtete ſie ſein jugendlich-kräftig blühendes Geſicht, ſein feuriges, glänzendes Auge und ſeine ſchlanke Geſtalt mit dem größten Wohlgefallen. Chretien folgte der lockenden Einladung; er nahm an ihrer Seite Platz; das weite, nachläſſig um die ſchönſten Formen hängende Nachtgewand wich im Feuer ihrer Rede oft zurück, und machte Reize ſichtbar, wie ſie Chretiens Auge noch nie erblickt hatte. Was Wunder, wenn er ſich im Stillen Glück wünſchte zu der ſeltſamen Verwechſelung.

„Wundert Euch nicht, mein Herr," begann ſie,

„wenn eine Euch fremde Dame Euch offen und wahr die geheime Geſchichte ihres unglücklichen Herzens mittheilt. Ich glaube, es iſt nichts Zufall in der Welt, und Ihr ſeid mir von Gott als Retter meiner Schmach geſendet. Dies mag meine Freimüthigkeit entſchuldigen. Es ſind nun faſt zwei Jahre, als dieſer Ceſar du Froiſſet, welcher nach dem Stammnamen ſeines Hauſes eigentlich d'Alban heißt, ſich am Hofe bemerkbar machte. Er war ein hübſcher Junge, aber linkiſch und unbeholfen, wie alle Hugenotten; doch ich vergeſſe, daß Ihr auch von der Religion ſeid, mein junger Freund. Verzeiht meinem Eifer!“ Chretien nahm die Hand der Gräfin und küßte ſie feurig, um zu beweiſen, daß er nicht ſo linkiſch und ungalant ſei, wie ſeine übrigen Glaubensbrüder. Sie erwiederte den Kuß mit einem leidenſchaftlichen Druck und ließ ihm dann die Hand. „Ceſar,“ fuhr die Schöne fort, „fiel in die Netze eines argen ſinnlichen Weibes, der Herzogin von Nevers, und wurde bald ein Sklave ihrer Lüſte. Ich bedauerte den Armen und warnte ihn einſt im Geheim vor der Gefahr, in welcher er ſtets lebte, ohne es zu ahnen. Er wurde auf mich aufmerkſam, verließ die Schändliche und weihte mir, wie es ſchien, ein Herz voll wahrer, heißer Liebe. Lange widerſtand ich ſeiner Heftigkeit, endlich ſchlug mir die ſchwache Stunde; ich ward ganz ſein. Wir genoſſen eine geraume Zeit die Seligkeit der Liebe in all ihren Schattirungen, und mir wäre im Traume nicht vorgekommen, daß dieſer Ceſar, dieſer ganz in Liebe und Hingebung lebende Jüngling, ein ſolches Ungeheuer ſein und mich mit ſo ſchwarzer Bosheit nachher hinmorden könnte. O laßt mich dem Andenken jener ſeligen Tage und Nächte eine Thräne weihen! Ich liebte ihn ja ſo ſehr, mein Herz hat nie für einen andern Mann geſchlagen, und ach! daß ich ihn heute noch liebe, beweiſt ja Euer Hierſein! Doch nun hab' ich ſein Bild aus meinem Herzen geriſſen, nun iſt ihm fürchterliche Rache geſchworen." Sie trocknete ſich mit ihrem Tuche die Thränen; ſie gab ſich, wie es ſchien, dem wüthendſten Schmerze hin, und Chretien, von Mitleid und Bedauern hingeriſſen, rückte ihr näher, umſchlang die heftig Schluchzende mit einem Arm, unterſtützte mit der andern Hand ihr Haupt, und ſprach ihr Worte des Troſtes zu. Sie lehnte weinend den Kopf an ſeine Bruſt, ihm wurde es glühend in der Stirne, und es dünkte ihm, als rolle Feuer, nicht Blut, in ſeinen Adern. Doch plötzlich erhob ſich die ſchöne Frau ſchnell und ſah den beſtürzten Jüngling ins Auge. „Wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht ein ähnliches Ungeheuer ſeid, welches mich vollends in die Nacht des Verderbens hinabreißen will?" rief ſie ernſt und mit dem Tone des Zweifels. „Ich ſeht mich ſchwach, und Ihr gedenkt ſchlau nach Männerart dieſe Schwachheit zu Eurem Vortheil zu benutzen. Ich könnte ja wieder in eben ſo ſchlimme Fallſtricke gerathen, wie vorher. Kann nicht das ganze Männergeſchlecht falſch und unbeſtändig ſein, wie man mir oft geſagt? Hab' ich doch an Einem ſchon die traurigſte Erfahrung gemacht. Darum laßt mich wiſſen, wer Ihr ſeid, noch kenn' ich Euren Namen, noch Ihr den meinigen nicht, und unſre Herzen haben ſchon aneinander geſchlagen. Schämt Euch, wenn Ihr meine unbewachte Weiblichkeit überraſchen wollt."

„Mein Name iſt Chretien Gaſtine," ſtammelte der Jüngling, höchſt betreten und eingeſchüchtert.

„Gaſtine?" fuhr die Gräfin fort. „Ein bekannter Name unter den Hugenotten. Hieß doch der Kaufmann ſo, welcher die Betſtunden und Predigten in ſeinem Hauſe hatte halten laſſen und dafür gehenkt wurde."

„Er war mein Vater!" rief Chretien ſchmerzlich bewegt.

„Ei ſeht doch! So ſeid Ihr ja ein alter Bekannter und Hausgenoſſe des Kammerherrn du Froiſſet. Er hat mir oft erzählt, daß er als Student im Hauſe Eures Vaters wohnte. Er wurde dann mit dem Herzog von Guiſe bekannt, fand ſeinen Vater und verließ Euer elterliches Haus vor jener unglücklichen Kataſtrophe."

„Ja durch einen Schurkenſtreich. Er verkaufte für ſeine Kammerherrnſtelle meine Schweſter an den Herzog."

„So wißt Ihr?" —

„Ich weiß Alles. Nicht wahr, er verrieth auch die fromme Gemeinde? Er verdarb das Glück un=

ſeres Hauſes? Er brachte meinen Vater an den Galgen?“

Die Gräfin ſtutzte Anfangs über dieſe Fragen; dann erheiterte ſich plötzlich ihr Geſicht und mit einer ungemeinen Freude rief ſie: „Ja ja, er thats! Er hat Euch Alle unglücklich gemacht! Er, er, der Böſewicht!“

„So möge ihn meine Rache übereilen, wie ein Blitzſtrahl Gottes.“

„Stoßt dem Elenden den Degen durch den Leib, und wenn er ſeine ſchwarze Seele aushaucht, ſo ruft ihm zu: Das ſchickt Dir die Gräfin de la Bruyere. Denn die Gräfin de la Bruyere bin ich, die er ſo ſehr gekränkt. Nun hört weiter!“ Doch Chretiens Geiſtesſtimmung hatte eine von der frühern ſo ganz verſchiedene Richtung gewonnen, daß er plötzlich für alle erſt mit Entzücken bemerkten Schönheiten wie blind war. Er glühte zwar noch, aber jetzt war es die Glut der Rache, er lechzte, aber nicht mehr nach Küſſen der Dame, ſondern nach Ceſars Blute; denn die Beſtätigung der Gräfin hatte ihm über die bodenloſe Bosheit deſſelben keinen Zweifel übrig gelaſſen.

„Ich glaubte, im unerſchütterlichen Beſitz ſeiner Liebe zu ſein,“ erzählte die Gräfin weiter, „als er mit dem Herzog auf kurze Zeit Paris verließ. Er galt als mein erklärter Liebhaber, und ich ſah alſo während ſeiner Abweſenheit keinen Mann. Nichtsdeſtoweniger beſucht er mich nicht; als er zurückkehrt, beachtet mich nicht bei Hofe und wirft mich mit dieſer furchtbaren Kälte auf das Krankenlager. Ich ringe erſt mit Verzweiflung, dann mit dem Tode. Als ich wieder zu neuer Qual erwache, ſende ich Boten an ihn, laſſe ihn beſchwören, bei allem, was einem Menſchen heilig iſt, er ſoll mich nicht verkennen, verſtoßen, aber kalt, entſetzlich kalt läßt er mir erwiedern, er ſei zur Vernunft gekommen, ich möchte mich an die Herren wenden, deren Zärtlichkeiten ich mir während ſeiner Abweſenheit habe gefallen laſſen. Dieſe Worte bringen mich auf, meine Unſchuld empört ſich; ich wollte mich zwingen, ihn zu verachten, aber ich liebe ihn immer mehr. Der König ging mit ſeiner Gemahlin hieher nach Blois, die Königin Mutter blieb in Paris, alſo auch ich. Doch ich ſchreibe ihm noch einmal Alles, was mir Liebeswahnſinn und Verzweiflung eingeben, ſchreib' ihm, daß ich dieſen Abend hier ſein, ihn von meinem Rinaldo an ſeiner Thüre um neun Uhr abholen laſſen würde, daß ich mich ganz rechtfertigen, daß ich wieder ſein ſein wollte; ich bot Alles auf, um ihn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Ich fliege heimlich hierher mit Angſt und Liebesglut im Herzen, ich lange an, zittere der beſtimmten Stunde entgegen. Sie erſcheint; Rinaldo muß fort, ich bringe die Zeit in Todespein zu. Doch wer malt meinen Schrecken, als er leer zurückkehrt! Nirgends war Ceſar geweſen, man hatte dem Alten geſagt, er ſei in einer luſtigen Geſellſchaft. Ich bildete mir in meiner Ver-

Richtung ein, er habe ſich in der Zeit geirrt; denn es wollte mir durchaus als unmöglich erſcheinen, daß er auf dieſen meinen Brief nicht kommen ſollte. Ich hatte doch wieder eine kleine Hoffnung, einen Faden, woran ich mich halten konnte, damit ich nicht in der Troſtloſigkeit verſänke. Wonach haſchte meine aufgeregte wilde Phantaſie nicht Alles! Ich wollte es erzwingen, er ſollte, er mußte kommen. Rinaldo flog auf meinen Befehl von dannen, er kam — und Ihr mit ihm. Seht, ſo ſpottet der Schändliche, Treuloſe meiner. Aber bei der heiligen Jungfrau! es ſoll ihm nicht ungerochen bleiben. Mir meine Liebe ſo zu vergelten! Meine großen Verdienſte um ihn ſo zu belohnen! Denkt Euch, gebildet hab' ich ihn zum feinſten Hofmann, Sitte und Lebensart hab' ich ihm gelehrt, ich, ich hab' ihn von ſeinen ketzeriſchen Irrthümern ganz abgebracht und ihn dem Himmel zugeführt." —

„Ihr habt ihn bekehrt?" fragte Chretien mit einem ſeltenen Gemiſch von Grauen und Zweifel.

„Ja ich war's, die ſeine ſchon halb verlorne Seele aus des Teufels Rachen riß. Dafür ſtößt er mich in die Nacht der Verzweiflung. Doch Ihr werdet mich nicht verlaſſen, mein lieber, junger Freund, und mit dieſem Kuſſe weih' ich Euch zu meinem Rächer." Sie drückte ihn an die warme, wogende Bruſt, ſie küßte ihn heiß, aber ihm rieſelte es eiskalt über den Rücken. „Sie will dich auch bekehren," dachte er bei ſich, und dieſer Gedanke faßte ihn mit ſolcher Gewalt, daß er ſchaudernd aufſprang, und rief: „Ich will Euch und mich und meinen Vater und Alle rächen, die der Bube verdorben hat. Doch nun erlaubt mir, ſchöne Gräfin, daß ich mich entferne. Es würde Euch ſehr unangenehm ſein, wollte ich länger in die Nacht hinein einſam bei Euch verweilen. Obgleich auch ein Hugenott, kenn' ich doch Sitte und Anſtand, und deshalb beurlaub' ich mich von Euch. Morgen ſollt Ihr mehr von mir hören; denn ich bin nicht Willens, das Rachegeſchäft lange hinaus zu ſchieben.“

„Ihr wollt gehen? Wollt mich verlaſſen?“ fragte die Gräfin gedehnt und mit dem leiſen Anſtrich eines Vorwurfes. „Es iſt ſchon ſehr ſpät, Ihr werdet nicht in Eure Wohnung können. Laßt uns die Nacht vollends verplaudern.“

„Ich müßte mir nachher vorwerfen, Eurer Schönheit durch den Raub des köſtlichen Schlafes zu ſchaden. Pflicht und Gewiſſen führen mich fort. Das Hotel ſteht mir zu jeder Zeit offen. Leb' ich morgen noch, ſo ſeht Ihr mich.“

„So viel Kälte bei ſo viel Feuer!“ ſeufzte die Gräfin, und rief Rinaldo, welcher den Jüngling hinableuchtete.

„Nun, Ihr ſeid doch mit der Verwechslung zufrieden geweſen!“ grinzte der alte Hexenmeiſter. Chretien antwortete nicht und eilte nach Hauſe.

Dieſe Nacht übte ihr mildes Sänftigeramt nicht an den Stürmen in ſeiner Bruſt. Sie machte ihn zum Manne reif, eine raſche Lehrmeiſterin.

Siebentes Kapitel.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären.
Schiller im Wallenſtein.

Am Morgen des folgenden Tages ſaßen viele von den Hofleuten in einer Gartenſchenke beim Frühſtück zuſammen, und tranken und ſprachen einem Pfaffen wacker zu, deſſen Unterhaltung ſie vorzüglich zu beluſtigen ſchien, denn die meiſten von der Geſellſchaft, hatten ſich im dichten Kreis um den Diener der Kirche geſetzt. „Pater Ambroſius, noch eins von Euren luſtigen Stückchen!“ rief der Ritter Gerard. „Verändert nur immerhin Namen, Ort und Zeit, erzählt uns nur noch ein Paar der ſaubern Geſchichten, die Ihr wißt. Es macht mir königlichen Spas, hernach mein Gehirn anzuſtrengen, um heraus zu bringen, wer die wahren Perſonen ſind. Trinkt erſt, Ambroſius, damit Euch's geläufiger von der Zunge gehe.“

„Laſt mich, Ihr guten Jungen, ich bin um zehn Uhr zur Gräfin de la Bruyere beſtellt, welche geſtern hier angekommen iſt, und ſchon iſt halb elf Uhr vorüber und ich ſitze noch unter Euch und ſchwatze und zeche, als wär' die Ausübung meiner Standespflicht ein Liebesabentheuer, worauf ich mich ſtärken und vorbereiten wollte."

„Die Gräfin de la Bruyere in Blois und Euch beichten!" riefen Einige; „nun wer weiß, was geſchieht. Ihr ſeid keineswegs ſchon in demjenigen Alter, von welchem das ſchöne Geſchlecht nicht je zuweilen noch gewiſſe Gefälligkeiten verlangt, und da Ihr ſogar recht geſchickt ſcheint, dergleichen zu leiſten, ſo werdet Ihr wahrlich nicht ſo grauſam ſein, der ſchönen Gräfin de la Bruyere eine ſolche Bitte abzuſchlagen."

„Nun wenigſtens verſteh' ich noch immer ſo galant zu ſein, als der Zierlichſte von Euch, Ihr Herren!" ſagte der Pater und lächelte ſelbſtgefällig.

„Wir wiſſen das," lachte der Baron Remis; „Ihr ſeid ein Mann und Prieſter, beides wie es ſein muß. Leicht bei den Frauen, ſtreng in der Kirche. Ihr wißt, wie viel Zacken jedes ſtattliche Geweih der meiſten Ehemänner am Hofe hat; darum ſind Euch die Damen und ledigen Herrn ſo gewogen. Ihr ſeid dagegen ein Ketzerriecher und geſchworner Feind aller Spitzköpfe, und das macht Euch zu einer unentbehrlichen Stütze der Kirche. Wa[illegible] doch, der vor drei Jahren das Ketzerneſt entd[illegible]

„Bin dafür auch nach Verdienſt belohnt worden," verſetzte Ambroſius geſchmeichelt.

„Ja, ja, ſeit jener Zeit blüht Euer Waizen, denn die Königin Mutter empfahl Euch ihren Hofdamen; ſie hätte Euch freilich auf keine beſſere Art belohnen können. Aber, um wieder auf beſagte Bruyere zu kommen, ſo ſagt uns doch, was die hier will. Der König geht ja mit dem alten Gaspar und den andern frommen Herrn vom Evangelium noch dieſe Woche nach Paris zurück. Wenn ſie's auf eine neue Liebesgeſchichte abgeſehen hatte, ſo könnte ſie doch warten, bis wir in der Hauptſtadt angelangt wären."

„Ich weiß es Euch wahrlich nicht zu ſagen," verſetzte der Prieſter, „und wenn ich's wüßte, ſo dürft' ich nicht. Sie iſt meine Beichttochter."

„Es ſind vielleicht die letzten Zuckungen ihres verliebten Herzens, eh' es fromm wird," ſagte Remis, „der letzte Aufſtoß der Sünde, eh' der Wein ganz ausgegoren und hell wird."

„Mein Kammerdiener ſah geſtern Abend den alten Meiſter Rinaldo, den Nekromanten, den die Gräfin jetzt ganz allein in ihre Dienſte genommen hat, mehrere Mal über die Straße ſchleichen und endlich ein junges Ritterlein nach der Schlachtbank führen. Er hielt das Opfer für ein Kalb von der Kahors-Kuh."

„Friſche Auſtern von der Küſte von Poitou," lachte der Hauptmann Villoniers.

„Vielleicht auch eine Reunion," bemerkte Gerard und deutete mit den Augen auf Ceſar du Froiſſet, welcher abſeits an einem Tiſche allein ſaß, am Geſpräch keinen Antheil nahm, und in die blaue Luft hineinſtarrte, als ließe er ſich's höchſt angelegen ſein, gar nichts zu denken.

„Ha! ha! ha!" lachte Remis; „Kammerherr du Froiſſet, man hat Euch hier in Verdacht eines ſehr ſchlechten Gedächtniſſes."

„Wie ſo?" fuhr Ceſar wie aus einem Traume erwachend auf.

„Man vermuthet nicht ohne Grund, Ihr habt die Liebesbriefchen vergeſſen, welche die Bruyere während Eurer Abweſenheit an den Grafen d'Aubeſpine ſchrieb, worin ſie ſich weidlich über Eure Eiferſucht luſtig machte."

„Möchte ſchwerlich der Fall ſein; denn Ritter Gerard hat mir erſt vorhin noch das Gedächtniß mit einer Erzählung aufgefriſcht, wie er, derſelben Perſon wegen, den Baron Chaulis erlegte, und ihm ſelbſt vom Herrn von Trebiſonde, dem ehrlichen Rocheller Schmied, der Denkzettel angehängt wurde, den er auf dem Geſicht mit ins Grab nehmen wird."

„Wir ſprechen von geſtern Abend, wo die Bruyere einen Beſuch erhielt."

„Mir ſehr gleichgültig," verſetzte Ceſar, und verſank in ſein voriges Schweigen.

„Der Kammerherr iſt ſeit einiger Zeit ſo ganz verändert," bemerkte der Pater, „daß Einer, der ſein Geſicht nicht recht gut gemerkt hätte, ſchwerlich den fröhlichen, lebensluſtigen Knaben, den Freund der Weiber und des Weins wieder in ihm erkennenwürde.“

„Die Untreue der Beuyere hat ihm den Kopf ganz verdreht,“ ſagte Gerard. „Darüber ſind wir lange hinaus.“

„Leute, die bei der Predigt aufgewachſen ſind, können doch niemals ihre Natur ganz ablegen,“ bemerkte Villoniers, „und wenn ſie die Religion abſchwören und täglich die Meſſe hören. Sie können ſich des verkehrten Weſens nicht ganz abthun.“

„Ich werde den guten Jungen nächſtens einmal in's Gebet nehmen,“ tröſtete Ambroſius, und erhob ſich, um ſich zur Beichttochter zu begeben. Die Zurückbleibenden, Ceſar ausgenommen, ſchnitten lächerliche Kratzfüſſe und Grimmaßen, wünſchten viel Glück, Kraft und Ausdauer, und mit ſchallendem Gelächter zog der geiſtliche Herr ab. Die Andern ſetzten ihr heiteres Geſpräch fort, neckten einander mit ihren Liebesintriguen und vergaßen des guten Weins dabei nicht. Ceſar blieb ſtumm und verſtimmt. Eben ſchickte er ſich an, Geſellſchaft und Garten zu verlaſſen, als zehn bis zwölf junge, hugenottiſche Edelleute am Eingange erſchienen und mit einer gewiſſen Keckheit, die man erſt ſeit der Bekanntwerdung der projectirten Verbindung des Prinzen von Bearn mit der Prinzeſſin Margot von Valois an den Proteſtanten bemerkt haben wollte, vorwärts ſchritten und umherſpäheten. Ihr

Anführer war Chretien Gaſtine. Das Geſpräch der Hofleute verſtummte alſobald, ſie betrachteten die in dieſer Gartenwirthſchaft ungewohnten Gäſte mit halb neugierigen, halb ſpöttiſchen Blicken. Man verneigte ſich gegenſeitig ſehr ſteif und muſterte ſich mit den Augen.

Ceſar hatte kaum den ehemaligen Hausgenoſſen erkannt, als er mit erheitertem Geſicht auf ihn zueilte, um ihm die Hand zu bieten. Aber ſtolz und verachtend wieß der Jüngling die Hand zurück und ſagte mit zurückgeworfenem Kopfe:

„Ihr eben ſeid's, Herr du Froiſſet, den wir ſchon ſeit einer Stunde geſucht haben.“

„Was ſteht Euch zu Dienſten, Herr Gaſtine?“ fragte Ceſar, durch Chretiens Ton beleidigt, mit ſchnell veränderter Stimme und gerunzelter Stirne:

„Das ſollt Ihr ſogleich hören. Nachdem ich erfahren, daß Ihr meine Schweſter Madelon an den Herzog von Guiſe verkuppelt, die Gemeinde der Calviniſten verrathen, meinen Vater an den Galgen, meine Mutter und kleinern Geſchwiſter mit vielen andern unſerer Glaubensgenoſſen ins Elend geſtürzt habt, ſeit ich endlich weiß, wie Ihr Frauengunſt und Liebe auf die ſchändlichſte Weiſe belohnt, verhöhnt, und Euch in jeder Hinſicht als einen nichtswürdigen Buben gezeigt habt, ſeit dieſer Zeit bin ich feſt entſchloſſen, mit Euch auf Tod und Leben zu kämpfen. Von uns Beiden kann und darf nur Einer die Sonne dieſes Tages wieder untergehen ſehen.“

Ceſar war von der furchtbaren Beſchuldigung erblaßt, dann vor Empörung erglüht, endlich aber bekämpfte er ſeinen aufflackernden Zorn und ſagte mild und weich: „Chretien, Du biſt heimtückiſch hintergangen. Das Alles that ich nicht. Wohl bin ich mir einer Schuld bewußt, aber es iſt keine, die Du bezeichnet haſt, keine, über die Du mich zur Rechenſchaft ziehen kannſt. Chretien, Du wirſt mißbraucht, biſt in dieſem Augenblick nichts als das Werkzeug eines wollüſtigen, rachſüchtigen, intriganten Weibes. Armer Junge, Du biſt in ihre Schlingen gefallen.“

„Erſpart Euer Bedauern, erſpart Euch überhaupt jedes Wort, wenn Ihr nicht in den Augen aller dieſer Herren, die Euch ohnedies ſchon mit Recht für einen Menſchen von ſchlechtem Charakter halten, auch für einen elenden Feigling gelten wollt. Folgt mir ſogleich in das Hölzchen vor der Stadt, die hier anweſenden Herren ſind alle eingeladen. Nicht die Zunge, nur das Schwert allein kann zwiſchen uns entſcheiden.“

„Chretien, ich vergebe Dir alle Beleidigungen; komme nur zur ruhigen Beſonnenheit, dann will ich Dir Licht geben in allen dieſen Dingen und Du wirſt einſehen, wie falſch Du unterrichtet biſt.“

„Wenn Ihr noch länger zaudert und ſchwatzt, ſo erklär' ich und mit mir all dieſe Herren Euch für einen infamen Schurken.“

„Wenn Ihr das länger ertragt, du Froiſſet,“

brauſte Villoniers auf, „ſo muß Euch ſelbſt dafür erklären, und mir werden alle die Herren hier am Tiſche beiſtimmen."

„Das werden wir!" ſagten die Uebrigen.

„Das iſt das Werk der Rachegötter!" ſeufzte Ceſar. „Wer einen Schritt auf der glatten Bahn des Unrechts thut, wie kann er ermeſſen, wie weit ihn ſein gleitender Fuß reiße?"

„Laßt Eure philoſophiſchen Betrachtungen; ſie ſind hier ſehr am unrechten Orte," ſagte der Ritter Gerard. „Ich bin Euretwegen nach la Rochelle gegangen unter die Betbrüder, ich werde Euretwegen mit ins Hölzchen gehen, um Euch dieſem naſeweiſen Burſchen das Maul ſtopfen zu helfen."

„O Gerard, wenn Ihr ahnen könntet, wie ſauer mir dieſer Gang würde!"

„Seid keine Memme! Ihr werdet Euch doch nicht vor dem Gange mit dieſem unbärtigen Geſellen fürchten."

„Nein, aber vor dem gerechten Gang meines Schickſals."

„Pah! Ihr ſeid ein Kopfhänger, ein Grübler. Ich weiß nicht, was Alles. Jetzt aber ſeid einmal ein Mann, wie ſonſt, der mit dem Blute ſeines Beleidigers den Schimpf von ſeiner Ehre abwäſcht. Seht, wie die Söhne des Evangeliums dort hinaus bramarbaſiren!"

„Ich gehe ja! Muß ich doch dem Zuge des Schickſals folgen. Es muß erfüllt werden. So kommt denn, Ihr Herren!"

Villoniers forſchte nach der Schärfe und Tauglichkeit von Ceſars Dolch und Stoßdegen, welchen ſein Diener hinterdrein trug, und Arm in Arm in einer Reihe wandelten die laut jubelnden Herrn, den traurigen Ceſar in ihrer Mitte, durch die Straßen dem Thore zu, und ſcheu wichen die Bürgersleute aus, wohl wiſſend, weſſen ſie ſich im entgegengeſetzten Falle von ihnen zu verſehen hätten.

Im Hölzchen angelangt, verhandelten Villoniers und Gerard als Ceſars Sekundant und Terzant mit dem Beiſtand ſeines Gegners über die Art des Kampfes, und als man einig war, begann er ſogleich.

„O Charlot!“ rief Ceſar, „wäreſt Du zugegen, es wäre beſſer für uns.“ — Nach der Sitte der Zeit ſchlugen ſich die Sekundanten zuerſt; der Calviniſt wurde ſchwer verwundet, ein Anderer mußte für ihn eintreten. Chretien ſtürzte nun hitzig auf den Kammerherrn los und gab ſich alle Mühe, ihm eine Todeswunde beizubringen. Aber Ceſar that nichts, als mit der größten Ruhe und Geſchicklichkeit die wüthenden Streiche ſeines Gegners abwehren. Doch gleichſam, als ſei das Befürchtete nichts deſtoweniger nicht abzuwenden, war all dieſe Mühe vergebens; denn ſie reizte den erbitterten Jüngling immer mehr. Er ging mit der größten Unbeſonnenheit dem Kammerherrn zu Leibe und ſtürzte ſich, eh' es dieſer hindern konnte, in den Degen deſſelben. Die ſcharfe Waffe durchbohrte die rechte Seite; Chretien ſank ächzend in die Arme ſeines Sekundanten. Ceſar riß entſetzt den Degen aus der Wunde, ſchleuderte ihn mit dem Dolche weit von ſich, fiel laut jammernd, wie ein Verzweifelter über den Verwundeten her, riß ihm Hemd und Beinkleider auf, und ſog das Blut mit dem Munde aus. Verwundert ſahen ſowohl Calviniſten als Katholiken dieſem ſonderbaren Schauſpiel zu. „Das Gewiſſen erwacht ihm,“ ſagten die Erſtern; „er muß verrückt geworden ſein,“ die Letztern.

„Chretien! Chretien!“ rief Ceſar verzweifelt, „bei dem ewigen Gott, zu dem wir Alle beten! Du haſt mir Unrecht gethan. Ich bin unſchuldig an Deiner Schweſter Schande, unſchuldig an Deines Vaters Tod, unſchuldig an Allem, deſſen Du mich zeiheſt. Leichtſinn war allein mein Fehler und dafür muß ich ſo furchtbar büßen.“

„Laßt mich, ich muß ſterben!“ ſagte Chretien. „Macht gut, was Ihr bös gemacht. Verlaßt die Meinen nicht.“

„Chretien, Du willſt doch mit dem entſetzlichen Argwohn hinübergehen? O über die Schlange, die ihr Gift in Deinen Buſen goß! Aber nein, Du darfſt, Du ſollſt nicht ſterben! Ich Dein Mörder! Gräßlicher Gedanke!“ Laut heulend ſank er zu Boden, während die Andern Chretiens Wunde unterſuchten und zu ihrer Freude fanden, daß der Degen nur durch die beiden oberſten Rippen durchgefahren ſei. Sie verbanden ihn, holten eine Sänfte herbei und brachten ihn in's Hotel Chatillon. Der

Admiral, ſchon vorher ſehr gegen Ceſar eingenommen, gerieth in den größten Zorn und bewirkte noch an demſelben Tage, daß der Kammerherr mit einmonatlicher Gefängnißſtrafe belegt wurde. Dies Urtheil des Königs erbitterte Katholiken und Proteſtanten in Blois. Jene fanden es für unerhört und übertrieben hart, dieſe für allzu gelinde und der Größe des Verbrechens keineswegs angemeſſen. Ceſar, ſeit der Stunde des Duells ein Tiefſinniger, ſagte nichts, und befolgte ohne Murren ſogleich den Befehl. Sein Diener hatte von nun an wenig weiter zu thun, als vom Gefängniß den Weg zum Hotel Chatillon und wieder zurück zu machen, um ſeinem Herrn Kunde vom Befinden des jungen Gaſtine zu bringen. Die Nachricht, daß er ſich ſchnell beſſere und bald ganz hergeſtellt ſein werde, goß wieder einige Heiterkeit in ſeine Seele. Chretien konnte nach überſtandenem Wundfieber eine Woche ſpäter den Admiral begleiten, welcher mit dem Hofe nach Paris ging. Der Jüngling dachte ernſtlich daran, die Seinigen nun aufzuſuchen.

Als der Hof von Blois fort war, wurde auch Ceſar auf Vermittlung des allmächtigen Herzogs ſeiner Haft entlaſſen, denn der Gebieter bedurfte ſeines Lieblings jetzt mehr als je.

Achtes Kapitel.

Beim Schmeichelſtab
Gewinnt mancher Knab'
Groß Gut und Haab',
Geld, Gunſt und Gab',
Preis, Ehr' und Lab';
Stößt Andre herab,
Daß Er hoch trab'.
So geht die Welt ſtets auf und ab.
Martin Luthers Lied vom Hofe.

Auf Chretiens Bericht, daß er eine Spur von den Seinigen entdeckt habe, die er zu verfolgen gedenke, erlaubte ihm der Admiral gern die Entfernung von Paris, ſobald er hergeſtellt war.

Mit zerriſſenem Herzen verfolgte der Jüngling ſeinen Weg. Auf dem einſamen Schloß Isle Savary angelangt, ſtieg er allein die hohen, ſteinernen Treppen hinauf, äußerlich voll Ruhe und würdiger Haltung, innerlich voll tobender Leidenſchaft und glühender Erwartung deſſen, was er hier hören und ſehen würde. Das Schloß ſchien ausgeſtorben; auf den leeren Gängen erinnerte der Staub an die Hinfälligkeit aller Dinge; an ihr Leben und ihren Genuß erinnerte nichts. Er öffnete eine Thüre um die andere, nichts als leere Wände, veraltete Pracht, Oede und Stille. Endlich fand er einen alten Hauskaſtellan.

„Führt mich zur Bewohnerin des Schloſſes!“ rief ihm Chretien zu.

„Ihr ſeid wohl der Freier, von welchem mir der Herzog geſagt hat, als ich vor einigen Tagen in Paris war?“ fragte der Mann in einem mitleidigen Tone. „Ich verſuchte, ſie auf Euch vorzubereiten; aber es iſt nichts. Laßt es Euch vergehen, ſie nimmt Euch nicht. Erſt war ſie wie unſinnig; nun da ſie ausgetobt hat, iſt ſie wie tiefſinnig.

„Sie hat nichts von mir zu fürchten, und Ihr könnt mich getroſt zu ihr führen.“

Der Alte ging eine Treppe hinauf, einen langen Corridor voraus, und öffnete endlich eine Thüre. Chretien trat in das Zimmer. Eine weibliche Geſtalt in Trauergewändern ſtand vor ihm, todtenbleich, mit erloſchenem Blick. Mit Mühe erkannte er Madelons Züge wieder. Kaum aber hatte ſie ihn mit flüchtigem Blicke gemeſſen, als ſie mit einem Schrei auf ein Bett ſtürzte und das Geſicht mit beiden Händen bedeckte.

„Madelon,“ ſagte Chretien mild und zu Thränen gerührt, „ich komme nicht als ein ſtrafender Richter, nein, als Dein Bruder.“

„Ja, als mein Bruder und Rächer!“ rief ſie heftig; ſprang auf und umarmte den Jüngling wild. „O ich bin betrogen!“

„Mäßige Dich, unglückliche Verführte!“ fuhr Chretien fort; doch knirſchte er vor innerer Wuth.

„Sage mir vor Allem, wo iſt unſere arme Mutter, wo ſind unſere Geſchwiſter?“

„Wie? kommſt Du nicht von ihnen her?“ fragte Madelon erſtaunt. „Bringſt Du mir nicht des Vaters Fluch, der Mutter Verwünſchungen? — Oder vielleicht — o Himmel! — der Eltern Verzeihung? Hat Dich der Vater nicht ausgeſandt, mich auszuſpüren? O lange rang mein ſtolzes Herz, aber es vermochte nicht, ſich flehend an ihn zu wenden!“

„An den Vater? Unglückſel'ge! — So weiſt Du nicht? — — — Warſt Du nicht im Gebet, als die Katholiſchen das Haus erſtürmten?“

„Nein, um Gotteswillen! nein! ich weiß nichts! Was iſt mit dem Vater?“

„Er ſtarb am Galgen auf dem Greveplatz.“

„O Hölle, verſchlinge mich!“ rief Madelon im Tone des furchtbarſten Entſetzens, und ſtürzte zuſammen.

Der Hauskaſtellan hatte ſich entfernt, und Chretien betrachtete mit ſchrecklichen Qualen in der Bruſt das bleiche Jammerbild der zerſtörten Reize. Als ſie wieder zum Leben kam, raſte ſie gegen ſich ſelbſt. Chretien mußte ihr Alles mittheilen, was er vom Unglück ſeines Hauſes wußte. Sie erzählte ihm dagegen in gräßlichſter Zerknirſchung ihren Sündenfall, und ſo ſehr auch die ganze Geſchichte Chretiens Seele verwundete, ſo war es ihm doch lieb, zugleich zu erfahren, daß Ceſar an Madelons Falle unſchuldig ſei, und er ihm in dieſem Punkte unrecht gethan habe.

„Schon ſeit dieſen Winter hat der Treuloſe mich geflohen!“ heulte Madelon; „er meidet das Schloß, zu deſſen Herrin er mich, wie zum Hohne, gemacht hat. Ich tobte in Verzweiflung, mein Kind trank Gift von mir und ſtarb; da fiel ich ſchon den Furien anheim; aber heute, heute ſchüttelten ſie ihre Schlangenhäupter über mir, und ſchwingen auf mich die furchtbaren Geißeln. O mein Vater! Du haſt alſo die Schande Deiner Tochter nicht erlebt, und nach langer Zeit erfahre ich durch Deinen Sohn heute das erſte Wort von dem ſchrecklichen Verhängniß. O wie bin ich hintergangen! Doch Tod und Verderben dem Verführer, dem treuloſen Buben! Chretien, Dich hat der Himmel zu meinem Rächer geſendet. Nein, nicht ungerächt darf ich in's Schattenreich hinabſteigen. Schwöre mir auf Dein Schwert, daß Du ſchon für die heilige Sache unſeres Glaubens geführt, ſchwöre mir Rache an dem Herzog von Guiſe.“

„Ich ſchwöre ſie Dir.“

„Wohl, ſüßer Junge, ſo biſt Du mein Bruder. Nimm dieſen Kuß zum Dank. Nun laß uns überlegen, wie wir dem Schändlichen am reichſten die an mir und uns Allen verübte Schmach vergelten. O! während er an meiner Bruſt lag, in meinen Küſſen ſchwelgte, hauchte vielleicht mein edler Vater ſein Leben aus, ſchmachtete meine Mutter im Kerker; und er rettete ſie nicht, was ihm, dem Mächtigen ſo leicht geweſen wäre. O der gräßliche Lügner!

Der abſcheuliche Mörder! Aber dafür will ich ſein Blut trinken, dafür ſoll er unter unſern Dolchſtichen ſeine ſchwarze Seele aus der heuchleriſchen Bruſt aushauchen.“ So tobte die Unglückliche fort, und es ſchien Chretien wahrſcheinlich, daß ihr Verſtand gelitten habe.

Schon war er einige Tage auf dem Schloſſe, aber Wuth und Schmerz waren in Madelons Seele noch in gleich fürchterlicher Gährung und drohten ſie aufzureiben. Chretien war ſehr verlegen, wie er ihrer Seelenſtimmung eine andere Richtung geben möchte. Da gab die unerwartete Ankunft Ceſars auf Isle Savary die beſte und zugleich ſchlimmſte Anleitung dazu.

Der Herzog Heinrich von Guiſe hatte, noch während er Madelon ſeinen Umgang nicht ganz entzog, ein Liebesverſtändniß mit einer Dame angeknüpft, zu deſſen leidenſchaftlicher Unterhaltung ihn nicht allein Liebe und Sinnlichkeit, ſondern, was bei ihm von weit größerer Bedeutung war, auch Ehrgeiz und die weitausſtrebenden Plane ſeines Stolzes und ſeiner maßloſen Herrſchbegierde heftig antrieben. Seine Geliebte war nämlich keine Geringere, als die reizende Margarethe von Valois ſelbſt, und ſeine Abſichten gingen auf nichts Minderes, als auf ihren ehelichen Beſitz. Das Brautbett ſollte ihm zum Throne von Frankreich werden, oder vielmehr die letzte und höchſte Stufe zu demſelben ſein; denn Galliens Königskrone war der geheime Endzweck aller ſeiner Beſtrebungen. Margaretha war keine ihrer Zeit und deren Sitten ungetreue Schülerin; zwar waren die Grazien nicht ganz von ihr gewichen, doch war es auch nicht der ſchämige Schleier der Zucht, mit welchem ſie ſich kleidend, ihre verführeriſche Schönheit erhöhte. Guiſe durfte ſich nicht über ihre Strenge beklagen; beide ſahen ſich oft und ſelbſt dann noch, als Margarethe in ihre Verbindung mit Heinrich von Navarra eingewilligt hatte, gezwungen von des Königs aufgehobener Hand, der ihr mit Fauſtſchlägen und mit noch Schrecklicherem drohte, wenn ſie die Ehe mit dem Bourbon auszuſchlagen die Kühnheit haben würde. Dieſer Zwang galt Margarethen als ein Freibrief ihres ſchrankenloſen Lebens. Heinrich von Guiſe hatte ſeine Abſichten zu offen gezeigt; als man ſie dem König vorlegte, griff er nach dem Degen, und wollte den Herzog durchbohren. Nichts rettete dieſen, als eine ſchleunige Vermählung mit der Prinzeſſin Porcien. Dies änderte inzwiſchen nichts im Betragen der beiden Liebenden gegen einander, und Margarethe betrachtete ſich als des ſchönen Herzogs Geliebte, gerade wie Madelon. Eiferſüchtig im höchſten Grade auf den Erwählten, den ſie mit all ihrer Gunſt beglückte, konnte ſie wohl eine Gattin, aber durchaus keine Geliebte neben ſich dulden. Madelon hatte ja dieſelbe Anſicht. Durch ihre Spione hatte Margarethe von der ſchönen Kaufmannstochter auf Schloß Isle Savary vernommen, und Guiſe durfte es nun beim Verluſt ihrer Gunſt nicht wagen, jenes Schloß zu beſuchen. Neuerdings hatte die verliebte Prinzeſſin gehört, die vom Herzog früher angebetete Schöne befinde ſich noch immer auf jenem einſamen Jagdſchloſſe. Theils um ſich zu überzeugen, theils um die verhaßte Nebenbuhlerin, falls ſie wirklich noch dort als Guiſe's Liebchen verweile, zu vertreiben, verlangte ſie vom Herzog ein geheimes Stelldichein auf Isle Savary. Er durfte nicht die geringſte Verlegenheit zeigen, und er war Meiſter genug über ſich, zu ihren Füßen zu ſinken und ihr für die neue Gunſt mit glühenden Worten zu danken. Kaum aber war er in ſeinem Palais, als auch ſein Kammerherr den Weg nach dem waldigen Sitze verzweifelter Liebe und halben Wahnſinns ſprengte, um die unglückliche, aus dem Herzen ihres Geliebten Verſtoßene, aus dem Schloſſe zu ſchaffen, ſei es auch auf welche Weiſe es wolle.

In Ceſars bleichem Geſichte ſchien einige Verlegenheit aufzuſteigen, als Chretien ihm entgegen trat, aber ſie machte bald einer Freude Platz, von der man nicht wiſſen konnte, ob ſie Natur oder Verſtellung war. Ceſar fragte angelegentlichſt nach Chretiens Befinden; dieſer dankte ihm kalt für die Frage, die er für nichts als Höflichkeitsform nahm; der dadurch eingetretenen Spannung machte Madelon, indem ſie den Jugendfreund ſehr höhniſch apoſtrophirte, ein Ende. „Ei, mein wertheſter Herr Kammerherr du Froiſſet, welchem glücklichen Ohngefähr habe ich die Ehre Eures Beſuchs einmal zu danken?

Zwar wüßt' ich nicht, daß, ſeit Ihr ſo vornehm geworden, Ihr mir viel Gutes gebracht, dafür kommt Ihr aber auch deſto ſeltener. Euch drückt ein Auftrag des Herzogs; ich ſeh's Euch an Eurem Armenſündergeſichte an. Wollt Ihr mir etwa ſagen, daß mein Vater gehängt wurde, während ich Eures Herrn Buhlerin war, wie Ihr ſein nichtswürdiger Sklave? Ich weiß es ſchon. Oder daß meine Mutter in den Kerker und aus ihm ins Elend wandern mußte? Ich weiß es ſchon. Oder wollt Ihr mich aus dieſem Schloſſe werfen? Ich bin bereit zu gehen."

„Wo denkt Ihr hin, Gräfin?"

„Ha Bube! dieſen Namen, den Deckmantel meiner Schande, ihr von einem fürſtlichen Schurken übergeworfen, dem Du knechtiſch dienſt, dieſen Namen mir aus Deinem Munde! Willſt Du mich höhnen, Ceſar? Ich zerfleiſche Dich mit den Zähnen. — Kurz heraus, was willſt Du von mir?"

„Ihr ſeid zu heftig, Madelon!"

„Wüthend bin ich, doch eile!"

„Der Herzog wünſcht Euch einen angenehmern Aufenthalt zu geben; die Einſamkeit dieſes Schloſſes erhöht Euren Trübſinn, zumal, da ſeine Vermählung ihm nicht mehr erlaubt, Euch zu beſuchen, und der Tod Eures Kindes Euch großen Kummer macht. Er wünſcht Euch dem geſelligen Leben wieder zu geben, und Ihr könnt Euch Euren Aufenthalt wählen in welcher Stadt Ihr wollt; eine hohe Penſion des Herzogs ſichert überall Euren Aufenthalt.“

„Alſo fort von hier ſoll ich, vom Schauplatz meines kleinen Glücks und meiner großen Schande? Warum ſoll ich vom Grabe meines Kindes? Ceſar, ſeid aufrichtig, ich will Euch nicht zürnen, aber ſagt mir die Wahrheit, weshalb will mich der Herzog hier nicht länger dulden? Will er ein anderes Liebchen hierher führen? Nicht wahr, ſo iſt's, ich hab' es errathen?“

„Welchen Argwohn Ihr doch ſtets gegen den Herzog hegt!“ ſagte Ceſar verlegen.

„O ſprich, Du kannſt es nicht läugnen! Ich weiß es ja, die Prinzeſſin Margot liebt ihn, obgleich ich es nicht von Dir weiß. O wie ſehr haſt Du Dich geändert, Ceſar! Wenn ich bedenke, wie Du zuerſt von la Rochelle in meines Vaters Haus kamſt, welch ein edler, von der Liebe veredelter Jüngling warſt Du. Wie war Jeannette Charlot Dein Engel! Aber weh mir! ich bin Dein Teufel geworden; durch mich lernteſt Du den Herzog kennen; ich verführte Dich zur Untreue an der Rochellerin, und deshalb vergeb' ich Dir alle Sünden, die Du an mir gethan haſt; denn Du biſt wahrlich eben ſo bedauernswerth, als ich, Du biſt noch unglücklicher; denn ich habe doch keinen Geliebten verlaſſen, Du aber die treue Geliebte.“

Ceſar hatte ſich abgewendet; er ſchluchzte jetzt tief auf und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen.

„Du vermagſt zu weinen und biſt noch nicht ganz verdorben. Nein, Du biſt kein Ungeheuer, biſt auch nicht der Verräther der Calviniſten, nicht der Mörder meines Vaters. Du biſt gut und weich. Bekenne mir, daß die Prinzeſſin und der Herzog auf dieſem Schloſſe ein Feſt der Liebe feiern wollen, bekenn' es mir; ich weiß es ja doch."

„Nun ja, Unglückliche; es iſt nicht anders."

„Und wann?"

„Sie wollen morgen Abend hier eintreffen."

„Wir wollen ihnen Platz machen, heute noch, in einer Stunde!" entgegnete Madelon ſehr gefaßt, und man konnte es ihr anmerken, daß in ihrer Seele ein großer Entſchluß ſich aufrang.

„Ceſar," ſagte ſie dann leiſe: „ich gehe nach la Rochelle, dort wird man die unglückliche Verirrte nicht verſtoßen. Gehe mit mir, kehre in den Schooß der Ruhe, des Glücks, kehre zu Deiner Jeannette zurück, die, wie ich von Chretien weiß, Dich noch mit der alten Innigkeit und Stärke liebt, und bereit iſt, Dir Alles zu vergeben."

„O öffne mir den Himmel nicht!" ſchrie Ceſar; „mir, der ich in der Hölle leide! Zwar bin ich keine Ausgeburt der Hölle, wofür mich Chretien hält, aber doch iſt die Kluft zu groß zwiſchen mir und ihnen. Ich bin verloren, laß mich untergehen!" Damit ſtürzte er verzweifelt aus dem Zimmer.

Chretien ſtand in tiefen Gedanken vor der aufgeregten Schweſter. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, endlich gewann er es über ſich, dem Kammerherrn zu folgen. Er fand ihn nach langem Suchen in den überraſten und verwilderten Gängen des großen einſamen Schloßgartens, weinend und Hände ringend. Chretien betrachtete ihn einige Minuten lang von ferne, und fühlte eine ſo heftige Reue und ein ſo inniges Mitleiden mit Ceſar in ſeiner Bruſt erwachen, daß er raſch zu ihm hineilte, ihn bei der Hand faßte und ausrief: „Ich that Euch großes Unrecht, ich fühl' es jetzt, wo ich mich von Eurer Unſchuld überzeugt halte."

„Nimm mich nicht für ſchuldloſer, als ich bin," ſeufzte Ceſar. „Vom eitlen Schimmer geblendet, gelockt, war ich ſchwach und thöricht genug, eine Bahn zu betreten, die nur über die ſpiegelglatten, kalten Zimmerboden des Hofes geht. Ich verließ den weichen, ſchönen Pfad über grüne Wieſen, wo tauſend Blumen mir entgegen dufteten, wo die Genien Freundſchaft und Liebe mich leiteten. Ich ſuchte das Glück und es hielt mich umſchlungen; ich ſtieß es von mir, um ſeinem hohlen Schatten nachzujagen. O hätt' ich nimmer das Haus Deiner Eltern verlaſſen! Hätt' ich früher ſchon ſtreng, wie es meine Pflicht war, Madelons Umgang mit dem Herzog Deinem Vater angezeigt, es wäre Alles anders, und der heuchleriſche André wäre nie auf ſolch abſcheuliche Bosheit verfallen, die Calviniſten in Eurem Hauſe zu verrathen.“

„Alſo André war der Böſewicht!“ rief Chretien ſtarr vor Schrecken. „Gerade Er hat mir zugeſchworen, Ihr wäret es geweſen; und die Gräfin de la Bruyere beſtätigte dieſen Ausſpruch.“

„Sagte ich Dir es doch auf der Wahlſtatt, daß Deine offene Seele von der ſchwärzeſten Niederträchtigkeit mißbraucht werde. Ein Schurke und ein ſchlechtes, ſinnliches Weib, wie Paris wenige aufzuweiſen hat, wollten Dich zum Werkzeug ihrer niedrigen Rache an mir machen. Doch es iſt ihnen nicht gelungen. Höre und ſtaune!“ Ceſar erzählte hierauf dem aufmerkſamen Chretien die Begebenheiten ausführlich, welche ſich zwiſchen ihm, dem Herzog von Guiſe, Madelon und dem kleinen André ſeit der Ankunft des Schmiedes Charlot in Paris begeben, dann was ſich nach deſſen und Chretiens Entfernung weiter zugetragen hatte. Sich ſeiner That freuend, verſchwieg er auch nicht aus falſcher Beſcheidenheit die Rettung von Chretiens jüngern Geſchwiſtern aus dem, dem Verderben geweihten Hauſe. Chretien erfaßte ſeine Hand, drückte ſie innig und benetzte ſie mit Thränen.

„Könnt Ihr mir verzeihen, edler Mann?“ fragte er reuig.

„Es iſt Dir Alles verziehen; ich habe nicht den mindeſten Groll gegen Dich gehabt.“

„Und wo ſind die lieben Kinder, wo iſt die Mutter?“ rief Chretien.

„Bis zum letzten Friedensſchluſſe befanden ſich die Kinder bei meiner Schweſter Louiſe im Kloſter, wo dieſelbe in Penſion iſt. Sie war ihnen Mutter und Erzieherin. Als aber nach dem Friedensſchluſſe den armen, gefangenen Calviniſten der Kerker geöffnet wurde, führte ſie Louiſe Deiner Mutter zu, und ſie lebt jetzt ſtill im Beſitz derſelben, unterſtützt von ihren Freunden.“

„Und wo find' ich ſie in Paris?“

„Ich ſelbſt kann es Dir nicht ſagen, denn Du wirſt leicht begreifen, daß ich der guten Frau den Schmerz erſparte, mich bei ihr zu ſehen. Aber Louiſe kennt ihre Wohnung, ſie ſehen ſich faſt täglich.“

„Werdet Ihr uns nicht nach Paris begleiten?“

„Ach! leider kann ich nicht. Madelon will ſogleich fort und ihre Heftigkeit läßt ſich nie zurückweiſen; ich aber kann erſt gegen Abend nach Paris zurückkehren. Ich muß des Herzogs Ankunft hier vorbereiten. Auch erlauben es die Verhältniſſe nicht, daß ich mit Euch reite. Deine Schweſter hat mehr als zu recht. Ich bin ein elender Sklave dieſes übermüthigen Jünglings.“

„Aber könnt Ihr dieſe unwürdigen Bande nicht zerbrechen? Könnt Ihr nicht wieder in den Schoos Eurer Familie zurückkehren?“

„Nein, Chretien, das kann ich nicht. Hier lebt mein Vater, hier meine Schweſter. Wir haben einander viel zu ſehr lieben gelernt, um uns trennen zu können. Louiſe würde eher katholiſch werden, was ſie bis jetzt ſtets ſtreng verweigert hat, ehe ſie von ihrem Vater ginge. Unſer Loos iſt unzertrennlich bis an den Tod. Und mein Vater kann nie wieder nach la Rochelle gehen.“

„Aber bedenkt, was ich Euch bis jetzt verſchwiegen, daß Eure Mutter aufgefunden, daß ſie eine vortreffliche Frau iſt, die mir durch zarte Pflege das Leben gerettet, daß der Bürgermeiſter, Euer Großvater, ihr verziehen und nichts ſehnlicher wünſcht, als die Vereinigung der ganzen Familie.“

„Ich weiß es ſchon lange, lieber Chretien; denn der Großvater hat es dem Vater ſogleich geſchrieben und ihn gebeten, mit mir und Louiſen ins elterliche Haus zurückzukehren. Eine herrlich blühende und prangende Inſel in der Ferne, die wir aber nicht erreichen können, weil ein breites, böſes Gewäſſer ſich zwiſchen ſie und uns ſtürzt.“

„So ſchwimmt mit ſtarken Armen hindurch; und Ihr werdet glücklich ſein. Jeannette Charlot hängt immer noch mit aller Innigkeit eines bräutlichen Herzens an Euch. Kommt Ihr nicht, ſo wird ſie dahin welken, wie eine Blume ohne Sonnenſchein.“

„O daß Du den Namen genannt haſt, der mich mit Wonneſchauern himmliſchen Entzückens und mit Qualen der Hölle zugleich erfüllt! Sieh, ich Unwürdiger darf dieſem Engel nicht mehr nahen. Sie ſteht in ihrer unbefleckten Reinheit, eine leuchtende göttliche Geſtalt, hoch über mir, der ich im Schmutze gemeiner Sinnenluſt geſchwelgt und mich ekelhaft berauſcht habe in dem ſüßen giftgeſchwängerten Becher, wie ihn die Verworfenheit am Hofe bietet.

O fliehe dieſe verpeſtete Luft! Du haſt noch eine reine, unverdorbene Seele. Zieh mit Mutter und Geſchwiſtern wieder nach la Rochelle. Dort blüht der Garten jungfräulicher Zucht und Schaam und all der ſtillen Tugenden, die das Menſchenleben allein wahrhaft zu ſchmücken, die dem Herzen allein die höchſte und dauerndſte Befriedigung zu verleihen im Stande ſind. Und wenn man auch an nüchternen Formen hängt, wenn man auch zu ſtreng auf manche Dinge hält, ſo ſprießt doch aus ſolcher Strenge allein der ächte Friede, die vollkommenſte Seelenruhe hervor. Aber ſieh — Du wirſt mich nicht begreifen, und ich kann es auch nicht von Deinen Erfahrungen verlangen — obgleich mir la Rochelle als ein Elyſium vorſchwebt, obgleich all mein Sehnen mich dahin zieht, ſo kann ich doch nicht zurückkehren, ſelbſt wenn ich wieder ein Glied Eurer Kirche würde. Meine Lebenskreiſe haben ſich ſo ſehr erweitert, ich habe Seiten des Lebens kennen gelernt, von denen man in la Rochelle keine Ahnung hat, meine Begriffe und Vorſtellungen ſind ins Ungeheure bereichert, ich ſtehe weit über den Anſichten und Meinungen Eurer Prediger, ſo wie ich über denen unſrer Pfaffen ſtehe.

Aber hier kann ich mich ungehindert in den weiteſten Formen bewegen, dort müßte ich mein großgewordenes Weſen in die engſte Form preſſen, und das geht ja nicht, iſt ganz unmöglich. Verſuch' es doch, Deine Kinderkleider wieder anzuziehen; Du wirſt ſie zerſprengen und Dir wehe thun. Sieh', ich bin kein Katholik, aber ich kann auch kein wahrer Calviniſt wieder werden."

„Ich ahne, was Ihr wollt," ſagte Chretien, „und ſchenke Euch mein innigſtes Bedauern."

„Guter Jüngling, kehre Du in den Himmel dieſer Erde zurück, mich aber laß fallen unter den Dolchen, welche tückiſche Jeſuiten und ſchändliche Weiber, deren verächtliche Bande ich abſtreifte, für mich ſchleifen. Und wenn ich bald alle Schuld abgebüßt habe, ſo weihe mir mit Jeannetten und allen Guten, die mich noch lieben und nicht ganz verdammen, eine Thräne."

„O daß ich gegen Euch meinen Degen ziehen konnte!"

„Stille davon! Die Bruyere iſt durch die Verachtung, die ich ihr zolle, und durch das gänzliche Mißglücken ihres Plänchens hinſichtlich Deiner beſtraft genug. Ich hielt es für ein großes Unglück, daß mein Degen Dich verwundete. Wäre es nicht geſchehen, ſo hätte ſie Deine Jugend vergiftet, wie ſie die meinige vergiftet hat. Aber ich kam doch ſchon nicht mehr als ein Unſchuldiger in ihre Netze. Sie hat mich lange genug beherrſcht. Aber gottlos, ich habe mich geiſtig wiedergeboren, habe die ſchmählichen Bande der Sinnlichkeit zerriſſen, wie Simſon die Stricke der Delila, und ich fühle, daß ich ein Beſſerer geworden bin. Jeannette thront allein wieder in meinem Herzen. Nie werde dieſer gereinigte Tempel ihres Bildes wieder entweiht. Nie ſoll die reine, himmliſche Liebe, die ich für ſie empfinde, wieder von ihrer gemeinen, irdiſchen Schweſter verdrängt werden. Ich will ſie mit hinüber nehmen in ein beſſeres Jenſeits, wo Fanatismus und Parteiwuth nicht mehr Herzen zerreißen."

Sie kehrten mit wehmüthigen Gefühlen in das Schloß zurück. Madelon hatte ſchon die nöthigen Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen. Von allen Geſchenken des Herzogs nahm ſie auch kein einziges mit. Arm und leer ging ſie davon. Vom Grabe ihres Kindes brach ſie eine Blume, und ſteckte ſie an ihre Bruſt. Sie weinte nicht, als ſie das Pferd beſtieg; andere Gefühle bewegten ihre männliche Seele. Ein furchtbarer Racheplan war darin reif geworden. Ceſar nahm ſehr weich und gerührt Abſchied; die Gäule trabten muthig vorwärts.

„Nach Paris!" rief Madelon. „Wir brauchten den Weg nicht zu machen zu meinem Plane, aber es zieht mich an tauſend Banden dahin, damit ich die Stätte, wo unſer Vaterhaus ſtand, mit meinen Thränen bethaue, mit den Thränen einer reuigen Sünderin."

„Es wird Dich allzuſehr angreifen," verſetzte

Chretien theilnahmevoll, „Du ſollteſt Deine Schwäche bedenken, und Deine Geſundheit ſchonen.“

„Nimmer, Chretien! Der Anblick wird mich erſchüttern, aber ich hoffe Erleichterung von ihm. Mein Herz mahnt mich, dort niederzuknieen, wie an eine heilige Schuld, und mir ahnet, ich werde nicht vergeblich beten.“

„In Gottes Namen denn! Auch ich fühle das Bedürfniß, mich an der verödeten Stätte kindlichen Erinnerungen hinzugeben. Auch werden wir die Mutter finden. Louiſe wird uns zu ihr führen; und Ceſar hat mir Louiſens Aufenthalt angegeben.“

„Ich kann und darf die Mutter nicht eher ſehen, bis mein Plan ausgeführt iſt, bis wir gerächt ſind.“

„Aber welches iſt Dein Plan?“

„Morgen, nicht eher, ſollſt Du ihn erfahren. Denn morgen Abend muß Alles vollbracht werden.“

Neuntes Kapitel.

— — — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.
Schiller im Wilhelm Tell.

Der Abend küßte ſchon mit ſeiner Purpurlippe die fernen Höhen am Horizonte, als das Geſchwiſterpaar in der Hauptſtadt anlangte. In einer einſamen Herberge fanden ſie ein Obdach. So fremd waren ſie in ihrer Vaterſtadt geworden, daß ſie keine befreundete Thüre wußten, an die ſie zu klopfen hätten wagen dürfen. Sobald die Nacht hereingebrochen war, hüllten ſich die Geſchwiſter in ihre Mäntel und verließen ihren Verſteck, um die wenigen Stunden bis zum Morgen im Freien zuzubringen. Der Himmel war ſternenleer, im Oſten thürmten ſich rabenſchwarze Wolken auf und reckten ihre rieſengeſpenſtigen Arme über die ſchlummernde Erdfläche hin, heimlich ſtill, wie ein Mordbrenner, der das Haus umſchleicht, bis er die rechte Stelle fand, wohin er den lodernden Pechkränz ſchleudere. Die Schwüle der Luft und einzelne große Regentropfen verkündeten das nahe Gewitter. Aber flüchtigen Fußes eilten die Geſchwiſter nach der Straße St. Denis. Chretiens Herz drohte ihm die Bruſt zu zerſprengen. Endlich waren ſie an der wohlbekannten Stelle, aber wo die gaſtliche Pforte ſich ſonſt geöffnet hatte, gähnte ihnen ein großer, wüſter Platz entgegen, aus deſſen Mitte die Umriſſe eines koloſſalen Kreuzes in die Finſterniß hinausſtarrten. Madelon ſtürzte an dem Kreuzesſtamm nieder, umklammerte ihn mit beiden Armen, und rief mit dumpfer, aber furchtbar zerknirſchter Stimme die Namen ihres Vaters und ihrer Mutter aus. Dann ſank ſie zuſammen an den Boden. Die Finſterniß ſchien ſie zu verſchlingen. Chretien hörte nur einige leiſe Laute ihres Gebetes; er ſelbſt lehnte mit dem Kopfe, in düſteres Nachdenken verſunken, am Stamme des Kreuzes; die Tage ſeiner Kindheit mit ihren freundlichen Geſtalten gingen an ihm vorüber, bis ſie düſter und düſterer wurden, und ihm endlich Gräuelbilder entgegen grinzten. In verworrenen gräßlichen Ahnungen bildete ſich ihm die Zukunft großmaſſig vor dem geiſtigen Auge, wie jene Wolken, und ſchwarz wie ſie. So war wohl über eine Stunde hingegangen; er hatte Madelon vergeſſen und eben ſo wenig aus einem nahen Flüſtern bemerkt, daß ſich noch mehr Geſellſchaft am Kreuze eingefunden habe. Das Gewitter hatte das Kampffeld bezogen, und begann ſeinen feurigen Streit, deſſen Hitze ſeine lauten Herolde über den nachtumhüllten Erdball zornig verkündeten. Ein heftiger Donnerſchlag weckte Chretien aus ſeinen düſtern Träumereien. Auch Madelon ſchreckte mit einem Schrei empor.

„Laß uns gehen,“ ſagte Chretien ſchüchtern.

„O geh' Du, mich laß' hier ſterben!“ erwiederte ſie zerknirſcht und ganz aufgelöſt in Schmerz und Wehmuth.

„Wie? War das nicht Chretien? War das nicht Madelon?“ fragten jetzt ein Paar kindliche Stimmen ganz in der Nähe. Und in demſelben Augenblick riß der Wolkenſchleier weit von einander, der Himmel that ſich auf und ließ einen Feuerſtrom herabſtürzen. Die ſchwärzeſte Nacht wurde augenblicklich in den hellſten Tag verkehrt, und Chretien und Madelon ſahen ſich von ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern umringt. Mit heftigen Lauten, von Freude und Ueberraſchung erpreßt, fielen beide der Mutter in die Arme, die Kinder umklammerten ſie wiederum, und — die dichteſte Finſterniß warf ihren weiten Mantel über ſie her. Aber ein heftiger Donnerſchlag, als wollte er die Grundfeſten der Erde erſchüttern, drohte ihr Ohr, welches kaum die ſüßeſten Namen vernommen hatte, unbarmherzig zu zerreißen. Die Wiedervereinigten glaubten nicht anders, als die Welt ginge unter, doch umſchlungen hielten ſie ſich und ſahen dem Einſturz unbekümmert entgegen. Der Sturm ſchien mit dieſer gewaltigen Entladung vorüber, aber dichter Regen ſtrömte. Nur mit wenigen abgeriſſenen Worten machte ſich die Familie einander verſtändlich, die Mutter zog ihre Kinder freudig mit fort durch mehrere Straßen in ein enges Gäßchen, um ſie in ihre armſelige Wohnung zu bringen. Kaum aber hatten ſie die

Schwelle derſelben betreten, als die Sturmglocken gräßlich zu heulen begonnen und die Straßen ſich mit Menſchen füllten.

„Feuer!" tönte es von allen Seiten, und als Chretien ſich bei den Vorübereilenden erkundigte, wo es brenne, erhielt er zur Antwort: „In der Straße St. Honoré!" — „Am Palais des Herzogs von Guiſe!" rief ein Anderer.

„Rettet das Haus unſeres theuren Herzogs!" brüllten zwanzig Stimmen zugleich, und Alles brauſte vorüber. Madelon durchzuckte es fieberiſch, als ſie den Namen hörte, und ein Gedanke, ſchnell wie der gefallene, zündende Blitz, und Verderben bringend, wie er, durchleuchtete die Nacht ihrer Seele.

„Komm!" flüſterte ſie dem Bruder mit gepreßter, wild bewegter Stimme zu, vor der er zurückfuhr: „Mein Plan war, ihn morgen auf Isle Savary in den Armen der Prinzeſſin zu ermorden. Es war ein ſchöner, mich befriedigender Gedanke, aber der Himmel giebt mir jetzt einen Wink! Er zeigt mir ſelbſt den leichteſten Weg zur Rache! — Er ruft! Die rechte Stunde iſt da. Komm!"

„Wohin?" fragte Chretien beſtürzt.

„Nun, zum Herzog! Wohin anders, als zu ihm? Hätt' ich einen andern Gedanken, als zu ihm, ſo wär' ich die Erbärmliche, für die er mich hält. Komm! komm! Wir wollen den Schatten unſeres Vaters verſöhnen."

„Jetzt ſchon wieder die Mutter verlaſſen? Das wäre mehr als grauſam!“

„Wir kehren zurück zu ihr, und wenn nicht, ſo —“

„So?“

„Komm!“

„Biſt Du raſend?“

„Willſt Du Deinen Schwur brechen, Knabe! Willſt Du die Schande ertragen, mit der unſer Haus befleckt wurde, daß ich des Herzogs Buhlerin war, während er Deinen Vater am Galgen ſterben ließ?“

„Ha! Woran erinnerſt Du mich?“

„An Deine Rache!“

„Gott! Was ſoll ich thun?“

„Mir folgen! Noch weiß die Mutter nichts von meiner Schuld. In einer Stunde kann ich geſühnt vor ſie treten, und gerächt ihr Alles bekennen.“

Chretien eilte zur Mutter, die ein ſpärliches Lämpchen angezündet hatte, und flüſterte ihr haſtig zu: „Madelon und ich haben noch einen ſehr dringenden Gang vor. Spätſtens in einer Stunde kommen wir wieder, um dann ganz Euer zu ſein. Sollte es der Himmel anders fügen, ſo macht Euch morgen in der Frühe des Tages auf und geht nach dem Schloſſe Madrid, fragt nach der Wohnung des Admirals Coligny, bei ihm findet Ihr uns. Der Admiral erwartet Euch ſehnlichſt. Der König hat Euch ein großes Geſchenk zugedacht.“ Damit drückte er ihr ſcheidend die Hand, und bedeutete ſie, keine Einwendungen weiter gegen ihren Entſchluß zu machen, der doch unwiederruflich ſei. Mit Thränen in den Augen und tiefaufſeufzend entließ die duldende Frau ihre kaum wieder gefundenen Kinder; Madelon umarmte ſie heftig und ſchluchzte laut; die matten Lichtſtrahlen zeigten der Mutter das bleiche zerſtörte Geſicht ihres Kindes, doch ſie verbarg den Schmerz darüber, und küßte ihr Mund und Stirne mit der Bitte, ja recht bald wiederzukehren.

An Chretiens Arm jagte Madelon nun durch die Straßen, als ob ſie der Sturm peitſche, und die Flüchtigen überholten die ſchnellſten Läufer. Sie langten im Palais des Herzogs an, ſchon ſtanden die Hintergebäude deſſelben in Flammen, erſt wenige Menſchen ſtrömten aus und ein, noch waren die müden Schläfer nicht alle aufgeſchreckt, die Meiſten noch nicht auf den Beinen. Madelon zog den Bruder durch das Thor, die wohlbekannten Stiegen hinan.

„Jetzt,“ ſagte ſie leiſe und haſtig: „behältſt Du wie ich, den Herzog im Auge; ſo wie das Getümmel größer wird, ſtößeſt Du ihm dieſen Dolch in die Bruſt — es iſt ſein eigener — und entfliehſt. Mein Arm iſt zu ſchwach; ich möchte zittern; der Teufel könnte mich verblenden; Du haſt kaltes Blut; Dein Arm iſt der Waffen gewohnt, und es ziemt dem Sohne, die Blutrache für den Vater auszuüben.“

„Wohlan denn, ich gehorche einer höhern Macht!"

„Du ſehnteſt Dich ja ſonſt, einen Guiſen zu ermorden. Glaube mir, Du biſt auserſehen dazu."

Von unten ſtürzten Leute herbei, um die Effekten zu retten, oben wurden die Thüren aufgeriſſen. Die mordſüchtigen Geſchwiſter ſchlichen hinzu; Kerzenſchimmer goß ſich über den Corridor, die Diener eilten durcheinander, der Herzog, halb angekleidet, gab Befehle, widerrief ſie, um andere zu geben, und rannte verwirrt bald hierher, bald dorthin. Ceſar, kurz vorher erſt vom Schloß Isle Savary zurückgekehrt, ſchien allein der Beſonnenſte; er ordnete am zweckmäßigſten an, was geſchehen mußte. Die Räume füllten ſich immer mehr und mehr mit Menſchen, der Lärm wurde größer, die Flamme fraß mehr um ſich. Der Herzog eilte aus dem Saale, um die Löſchanſtalten zu betreiben.

„Jetzt!" flüſterte Madelon und ihr Auge ſprühte Tod. Als Guiſe an ihnen vorüber wollte, faßte ſie ihn raſch und heftig bei der Hand, riß den Mantel auf und ſagte: „Ei, mein Trauter, Du vertriebſt mich heute aus meiner Behauſung und der Himmel ſelbſt treibt Dich noch in dieſer Nacht aus der Deinigen. Wollen wir nicht ſelbander wandern, Geliebter?"

„Fort, freche Dirne!" rief der Herzog, die ſanfte Rolle vergeſſend, und ſtieß ſie mit Abſcheu von ſich. In dieſem Augenblicke zuckte auch ſchon der Stahl nach ſeinem Herzen in Chretiens Hand. Doch eine zufällige Wendung des Ziels ließ den Stoß fehl gehen; der Herzog erblickte die Gefahr und fiel dem Mörder in den Arm, während er um Hülfe rief. Eine Menſchenfluth drängte ſich hinzu, Degen blitzten, um dem Verbrecher zu durchboren. Hundert Arme faßten ihn.

„Man verletze ihn nicht!" rief der Herzog. „Er ſoll dem Schwerte der Gerechtigkeit aufgeſpart werden." Und augenblicklich wurde der unglückliche Jüngling gefeſſelt und dem Kammerherrn du Froiſſet zur Haft übergeben. Madelon wollte ihm nach, ſie rang mit dem Volke; es war vergebens, ſie wollte zum Herzog zurück, er hatte ſich bereits entfernt, und, von den Geißeln der Furien gepeitſcht, raſete ſie neben den brennenden Häuſern hin, die Straßen entlang, nach der Seine zu, und mitleidig nahm der Strom die Sinnverwirrte in ſeine naſſen Arme, und bereitete ihr ein kühles Grab in ſeinen Wellen.

Chretien war indeſſen knirſchend in ein finſteres Zimmer gebracht worden. Der Wuth des Feuers wurde Einhalt gethan, der Menſchenhaufe verlief ſich allmälig. Da raſſelte es an der Thüre, ſie wurde geöffnet; auf Zehen ſchlich herein.

„Wo biſt Du, Unbeſonnener?" fragte Ceſars Stimme. Er faßte dabei Chretiens Hände und löſte ihre Feſſeln. „Wie konnteſt Du Dich von der Raſerei Deiner Schweſter hinreißen laſſen! Hier haſt Du Geld. Eil' in dieſer Stunde aus

Paris. Niemand hat Dich gekannt.“ Und ſo ſchob er den Staunenden zur Thüre hinaus. Wie ein gejagtes Reh eilte Chretien nach ſeiner Herberge, es dünkte ihm gefährlich, ſeine Mutter oder den Admiral wieder aufzuſuchen, und mit der Gewißheit, Beide bald in la Rochelle zu ſehen, beſtieg er ſein Roß, welches ihn ſchnell durch die Nacht auf der Straße davon trug.

Madame Gaſtine badete ſich die Nacht in Thränen, und ihr gramgetrübtes Auge begrüßte wachend den Morgen, der ihren bangen Ahnungen kein Ziel ſetzte. Ihre Kinder waren nicht wiedergekehrt, und ſo ſchickte ſie ſich denn an, der erhaltenen Weiſung zu Folge, den Admiral aufzuſuchen. Sie mußte in der Straße St. Denis an dem Kreuze vorüber, wo ſie alle Nächte für das Seelenheil ihres Geliebten gebetet hatte. Als ſie dem Orte zuwankte, wo ſie einſt als die glücklichſte Hausfrau gewaltet hatte, ſah ſie erſtaunt den Platz mit Menſchen angefüllt, und ein widriges Getöſe ſchlug an ihr Ohr. Sie eilte verhüllt hinzu, aber wie griff es ihr ans Herz, als ſie ſah, daß man eben beſchäftigt war, das verhängnißvolle Kreuz wegzunehmen. Der jeden Augenblick anwachſende Volkshaufe drohte den Arbeitern mit dem Tode, und vergebens verkündeten die anweſenden Polizeiperſonen, die Wegnahme des Kreuzes geſchehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs, welcher Tags vorher mit dem Admiral Coligny von Blois in Paris angelangt ſei, und nun dem alten, calviniſtiſchen Herrn dieſe Gefälligkeit thue. Das Volk hörte nicht darauf, die Stimmen wurden immer lauter, das Schimpfen auf die Calviniſten immer gräßlicher, und als der letzte Streich auf das Holz fiel, ſchlug man auf die Vollbringer deſſelben, und ein wilder Aufruhr brach in der dicht mit Menſchen angefüllten Straße los und wüthete bald weiter. Die Rädelsführer machten kein Geheimniß mehr aus ihrem Streben, allgemeinen Hugenottenmord. Man ſchmähte den König und erhob den Herzog von Guiſe; man verkündete es laut, daß ein ſchändlicher Hugenott ihn dieſe Nacht habe ermorden wollen und, vom Feuerlärm begünſtigt, entflohen ſei. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſe Nachricht durch die Volksmaſſen, und tobend und ſchreiend zogen gedrängte Schaaren durch die Straßen. Madame Gaſtine wollte angſterfüllt zu ihren Kindern zurück, doch der Weg war ihr verſperrt, ſie mußte befürchten, ſelbſt als ein Opfer fanatiſcher Wuth zu fallen, wenn ſie ſich von irgend einem der rohen Menſchen erkannt ſähe. Ein neuer, lebendiger Wall wälzte ſich jauchzend die Straße daher bis zum Platz, wo das Kreuz geſtanden, und wo jetzt Madame Gaſtine, in eine Ecke gedrückt, zitterte. Der Knäuel entwickelte ſich und eine Bahre wurde ſichtbar, auf welcher Madelons entſeelter feuchter Körper lag. Er war an einem Fiſcherkahne hängen geblieben, in der Frühe des Morgens herausgezogen und zufällig von Einem aus dem vorüberſtrömenden Pöbel erkannt worden. Jubelnd umringte das Volk die Leiche, man ſchleppte ſie auf den Platz, wo ihres Vaters, des gräßlichen Ketzers, Haus geſtanden, und wo des Königs Ungerechtigkeit das warnende und erinnernde Kreuz eben weggenommen hatte, und ſah des Himmels Rache in dieſer Fügung. Einige behaupteten, ſie in Gemeinſchaft mit dem Mörder in der verwichenen Nacht in des Herzogs Palais geſehen zu haben. Und nun fielen die Tieger über die Leiche her, um ſie zu mißhandeln. Starr vor Entſetzen, hatte Madame Gaſtine ihr Kind erkannt, und die gräßliche Scene mit angeſehen. Von Muttergefühl hingeriſſen, vergaß ſie alle Gefahr, und wollte ſich auf den Leichnam der Tochter werfen, als ſie die letzten Aeußerungen des wüthenden Pöbels vernahm, und ihr nun Licht in der Seele wurde, daß Chretien der verfolgte Mörder ſei. Sie ſah mit dunklem Auge noch, wie man den Körper anfiel und glitt, der Sinne ledig, an der Breterwand, an welcher ſie lehnte, auf einen Stein herab. Der gütige Himmel erbarmte ſich ihrer; ſie wäre von dem raſenden Volke zerriſſen worden, hätte man ſie erkannt. Unterdeſſen waren die Schweizergarden aufmarſchirt und drohten einzuhauen und unter das Volk zu ſchießen, wenn es ſich nicht zerſtreue. Man wußte nur zu gut, wie pünktlich dieſe Leute ihr gegebenes Wort hielten, und das leichtfertige Volk zerſtob nach allen Seiten. Als Madame Gaſtine erwachte, war der Platz leer und die verlaſſene Leiche ſollte eben weggetragen werden. Zerriſſen blutete das mütterliche Herz; troſtlos küßte ſie der Hülle ihrer Madelon die

Stirn und begleitete ſie zur Ruheſtätte, wohin man ſie ſogleich brachte, um noch Thränen des bitterſten Schmerzes auf ihr Grab zu weinen. Dann erſt gedachte ſie an Chretien, und ihrem großen Leiden war es ein Troſt, daß ſie vernommen hatte, der Mörder ſei entkommen. Sie ging in das Hotel Chatillon, um hier den Schlüſſel zu dem furchtbar geahneten Geheimniß zu erhalten. Sie wurde ſogleich vor den Admiral geführt, aber ſtatt ſie über das Geſchehene zu belehren, befahl ihr der ernſte Mann, ſich binnen einer Stunde zur Abreiſe nach la Rochelle vorzubereiten. Ueber alles Andere beobachtete er ein tiefes Schweigen. Die unglückliche Frau that, wie ihr befohlen war, nahm ſchnell von ihren Freunden Abſchied, holte ihre wenigen Armſeligkeiten und ihre Kinder. Eine Stunde darauf ſaß ſie, vom Admiral reich beſchenkt und mit Briefen an ſeine Freunde verſehen, in einem Wagen, welcher auf der Straße ſüdweſtlich hinrollte, den reichen Beſitzungen ihres Beſchützers zu.

Zehntes Kapitel.

Die Kabale lauſcht, wie in der Niſche
An dem jungen Stamm die Schlange ſchleift,
Um den Hof, bis ſie mit Giftgeziſche
Ihren Raub zum ſchnellen Tod ergreift.

Ernſt Schulze.

Die Königin Johanna war auf die dringendſte Einladung nach Paris gegangen. So vielverſprechend auch ihr Empfang von Seiten des Hofes ſein mochte, welcher ihr von Paris bis Blois entgegen gegangen war, ſo getäuſcht fand ſie ſich bald. Die Königin Mutter von Frankreich legte es abſichtlich darauf an, die edle Frau zu kränken. Die Braut ihres Heinrich hatte durchaus nicht Johanna's Beifall, und war von Allem das Gegentheil, als was man ſie angeprieſen hatte, ihre verführeriſche Schönheit ausgenommen. Doch der geſchehene Schritt war nicht mehr zurück zu thun, und die Zeit rückte heran, wo die Vermählung feſtgeſetzt war. Selbſt die Schwierigkeiten, welche der Pabſt erhoben hatte, waren glücklich beſeitigt und Alles nach Johanna's Wunſche eingerichtet worden. Aber trübe Ahnungen beſchlichen unaufhörlich das Herz der frommen Fürſtin, und ſie goß dieſelben in die empfindungsvollen Briefe an ihren Sohn, welcher ſich noch in Bearn an den Pyrenäen, ſeinem Stammſitze, befand. Der König von Frankreich aber erließ an alle Hugenottenhäupter die freundſchaftlichſten Aufforderungen und ſchriftliche Bitten, der glänzenden Vermählung ſeiner Schweſter mit ihrem Haupte, dem Prinzen von Navarra beizuwohnen. Seit Coligny's Beſuche in Blois und Paris ſtand er mit dem König im freundlichſten Vernehmen und ſteten Briefwechſel, deſſen unerſchöpflicher Gegenſtand der projektirte ſpaniſche Krieg in den Niederlanden war. Seit dieſer Zeit auch und ſeit der Einrichtung der Hälfte-Kammern und der freien Religionsübung der Proteſtanten in ganz Frankreich ſchien endlich die langerſehnte Ruhe und Eintracht gekommen. Das tauſendköpfige Scheuſal des Bürgerkriegs lag gefeſſelt, und Katholik und Calviniſt trat ihm auf den Leib. Alles athmete Freude und Luſt; nur die edle, fromme Königin Johanne nicht. Sie ahnete unter der gleißenden Hülle das Scheuſal mit noch weit fürchterlicherer Tücke, als das gefeſſelte; das Gleichniß von den übertünchten Gräbern kam ihr nicht aus dem Sinn. Auch war in der That die größte und vollkommenſte Meiſterin in böſer Liſt und Verſtellung in Gegenwart ihrer Feindin ſo wenig Herrin über ſich, daß ſie Johannen oft Beleidigungen ins Geſicht ſagte. Die fromme calviniſtiſche Königin von Navarra war von eitel Falſchheit umlauert, ſelbſt einigen Leuten von ihrer kleinen Bedienung erhielt ſie Urſache nicht recht zu trauen, weil ſie ſich den Vergnügungen und dem Umgang mit verdächtigen Perſonen allzuſehr und gegen Johanna's Mahnung hingaben. Sie ſehnte ſich immer mehr nach einer frommen treuen Dienerin, nach einem ihr ganz ergebenen weiblichen Herzen, dem ſie ſich anvertrauen, in das ſie ihre Beängſtigungen, Ahnungen und Sorgen ſchütten, dem ſie ſich ganz hingeben könnte. Denn Mittheilung iſt ja des edlen Menſchen höchſtes Bedürfniß. Da fiel ihr die ſchöne, fromme, ſittſame Schmiedstochter Jeannette Charlot ein, die ſie im Hauſe des Bürgermeiſters d'Alban hatte kennen und liebgewinnen lernen. Jeannette hatte ja auch vom Schickſal ſchon ſo viel ſchwere Schläge erhalten, war hart geprüft, fühlte ſich zwar unglücklich, aber doch im Hinblick auf Gott und deſſen Vatergüte wieder glücklich und ergeben in den Willen der Vorſehung. Das Alles wußte die Königin Johanna, denn ſie hatte ſelbſt oft und gern mit der Lieblichen ſich unterhalten, und überdies war ihr Jeannette ſchon mehreremale von ihrem Sohne dringend als Kammerfrau empfohlen worden. Johanna, in ihrer jetzigen Lage der Liebe und Treue Jeannettens mehr als je bedürftig, beſchloß, die Schmiedstochter nach Paris kommen zu laſſen, und ſandte nach wenigen Tagen auch ſchon einen Wagen mit einem eigenhändigen Brief an die Jungfrau nach dem Schloſſe Doucerepos.

Hochgeehrt und erfreut durch das Anerbieten der geliebten Königin, ſchied Jeannette von der ihr ſo theuer gewordenen Madame Dallain, und verließ Schloß Doucerepos, wo ſie heimiſch geworden war. Das Einzige, wovor ihr graute, war, mit Ceſar zuſammenzutreffen, und dieſe Angſt hätte ſie bewegen können, wäre ihre Hochachtung und Ergebenheit gegen die Königin von Navarra nicht ſo unbegrenzt geweſen, ſo daß ihr die Bitte derſelben als ſtrengſter Befehl galt, das ſchmeichelhafte Anerbieten abzulehnen. Und doch lag daneben in dem Gedanken, mit dem ſtets noch ſo innig geliebten Ceſar in einer Stadt zu wohnen, ſo etwas Süßes und Berauſchendes für ſie, daß ſie oft wieder über die Veränderung ihres Wohnorts und Standes auch in dieſer Hinſicht ſtill ſich freute.

Die Königin empfing Jeannetten wie eine Freundin, und wenn die Erſtere nicht bei Hofe war, was ſehr ſelten geſchah, ſo ſah man die Herrin und Dienerin ſtets in vertrauter Unterhaltung oder in gottesfürchtigen Betrachtungen beiſammen. Beide gewannen ſich täglich einander lieber.

Es konnte nicht fehlen, daß Jeannette nicht vieles über Ceſar hörte und erfuhr, aber ſie hatte ſich ſo in der Gewalt, daß ſie ihr Herz nie verrieth. Sie ſah ihn ſogar einigemale, wenn ſie mit der Königin auf Maulthieren durch die Stadt ritt, wie es damals Sitte war, aber die ſchwarze Sammetmaske, welche alle Frauen höhern Rangs und ihre nächſte Umgebung auf der Straße ſtets vor dem Geſichte trugen, verbarg ihm ihre Züge. Der ſtille Kummer, welcher über Ceſars Geſicht ausgebreitet lag, der unverkennbare Ausdruck tiefer Schwermuth aus ſeinen

Augen übten einen mächtigen Zauber auf der Jungfrau Herz. Was man ihr auch von Ceſars Umgang mit der Prinzeſſin Margot, der Herzogin von Nevers, der Gräſin Bruyere geſagt, ſie konnte es nicht glauben, ſeit ſie ihn geſehen; war ihr doch aus der Erſcheinung ſeines ganzen Weſens die Gewißheit hervorgegangen, daß er ſie, ſie allein liebe, und nun ſtellte ſie es dem Himmel anheim, der nach ihrer unſchuldigen Anſicht nichts von Katholiken und Calviniſten, ſondern allein von frommen, guten Menſchen etwas wiſſe, wie er dieſe Sache zu Ende führen möchte.

Die Königin Johanne hatte ihrem Heinrich nach langem Zaudern endlich geſchrieben, er möge nun nach Paris kommen und dem Wohle Frankreichs das große Opfer bringen, die ſittenverderbte Margaretha in die bräutliche Kammer zu führen. Der Prinz Heinrich beſtimmte in ſeinem Antwortſchreiben den Tag ſeiner Abreiſe von Bearn, und nun wurde vom König Karl auch der Tag der Vermählung feſtgeſetzt. Um dieſelbe Zeit dieſer Beſchlüſſe fiel das Frohnleichnamsfeſt, und die katholiſche Kleriſei nahm ſich vor, daſſelbe zum Aerger der vielen in Paris anweſenden Proteſtanten mit dem größten Pomp zu feiern. Die Häuſer in den Hauptſtraßen waren alle mit Kränzen, bunten Tüchern und Bändern von oben bis unten behangen und geſchmückt. Das Hotel der Königin Johanna machte allein eine auffallende Ausnahme; denn nicht nur, daß es nicht den mindeſten Feſtſtaat an ſeinen Wänden prangen ließ, es zeigte ſich auch an ſeinen Fenſtern kein einziges Geſicht, ſeine Thüren blieben verſchloſſen und das ganze Haus war wie ausgeſtorben. Die Königin hatte abſichtlich, bekannt mit der ſchlauen, händelſuchenden Verſchlagenheit der katholiſchen Pfaffen, ihrer ganzen Dienerſchaft ſtreng geboten, ſich während der Feier des Feſtes weder auf den Straßen, noch an Thüren und Fenſtern ſehen zu laſſen, damit man keine Gelegenheit an ihnen ſuche.

Nichtsdeſtoweniger wurde eine Stunde vor dem großen feierlichen Umzuge des Klerus die Glocke an der Thorfahrt des Hotels heftig gezogen, und gleich nachdem die kleine Thüre in dem Hauptthore geöffnet worden war, ein heftiger Wortwechſel zwiſchen dem Portier und der Stimme eines fremden Mannes vernommen, wodurch der ſtille Frieden des Hauſes auf eine unangenehme Weiſe geſtört wurde. Die Königin war mit Jeannetten eben bei ihren religiöſen Uebungen beſchäftigt; ſie ſandte die liebe Dienerin hinaus, um ſich nach der Urſache des widrigen Streits zu erkundigen und denſelben wo möglich gleich zu ſchlichten. Jeannette fand, dem Thürſchließer gegenüber, einen kleinen, häßlichen Mann, deſſen Kleid ihn als einen Kleriker bezeichnete. Mit einem zornbraunen Geſichte, die eine Fauſt in die Seite geſtemmt, die andre drohend gegen den Portier erhoben, rief er eben: „O ich kenn' Euch, Ihr ketzeriſches Pack! Die Schuhe, in denen Ihr wandelt, hab' ich lange ausgetreten. Fragt nur nach Maurice André bei den Leuten von der Predigt hier in Paris, und ſie werden Euch zu erzählen wiſſen, wie ich meinen Willen durchſetze. Alſo auf mein Wort! Wollt Ihr oder nicht? Denkt nicht, daß ich mich ſchnöde abweiſen laſſe, wie einen Betteljungen!"

„Die Königin allein hat zu wollen, nicht ich," verſetzte der Thürſchließer, „und da ſie nicht gewollt hat, ſo haben wir nicht gethan. Darum geht, wir haben weiter nichts mit einander zu reden."

„Sie ſoll und muß aber wollen!" kreiſchte der kleine André und warf die krummen Beine bei dem unternommenen Satze durch einander.

„Ihr hättet mir eben das Anſehen dazu, der Majeſtät zu befehlen," ſpöttelte der Diener des Hauſes. „Noch einmal, geht, oder ich werf' Euch hinaus."

„Was will der Mann?" fragte jetzt Jeannette den Thürhüter.

„Er verlangt keck und mit unziemlichen Worten, wir ſollen auf der Stelle das Haus mit bunten Bändern, Tüchern und anderm Tant ſchmücken, damit das katholiſche Geſchmeiß, wenn's hier vorüber brauſt, kein Aergerniß daran nehme, ſondern ſehe, daß wir den Antichriſt mit ſeinem Teufelswerk, welches er den Leuten vormacht, auch in Ehren halten. Da nun aber doch ſolches keineswegs der Fall iſt, ſo kann auch ſein Begehr nicht erfüllt werden, zumal er von unſrer Majeſtät ſpricht, als ſei ſie der Affe, der nach ſeiner Pfeiſe tanzen müſſe. Alſo fort, ſag' ich!"

„Wag' es, mich anzurühren, ketzeriſcher Hund!" brüllte André. „Das Haus muß geſchmückt werden, und ich will's Eurer Königin ſelbſt befehlen. Das ſollt Ihr ſehen! Wo iſt ſie? Führe mich zu ihr, Mädchen!"

„Menſch, ſeid Ihr raſend?" rief Jeannette entſetzt, und wollte ihm den Weg verſperren, aber mit nie geſehener Frechheit ſchob er ſie bei Seite und eilte nach dem Wohnzimmer der Königin. Jeannette gewann ihm aber den Vorſprung ab und berichtete der hohen Frau ſchnell und ängſtlich von dem gröblichen Ueberfall des pfäffiſchen Geſellen. Mit der imponirenden Würde ihres Weſens erhob ſich Johanna und ſchritt auf den Jeſuiten zu, welcher rückſichtslos bereits in das Zimmer getreten war, und fragte ihn ſtreng: „Was wollt Ihr von mir?"

Ohne aber dadurch in Verlegenheit zu kommen, erwiederte der freche Burſche: „Zweierlei, und zwar zuerſt, daß Ihr Euere Fenſter und Thorfahrt mit Tüchern und Bändern zur Feier des Feſtes ſogleich ſchmücken laßt; denn binnen einer Stunde wird der Frohnleichnamszug hier vorübergehen, und ſodann zum zweiten, daß Ihr Euren unverſchämten Thürſchließer auspeitſchen laßt; denn er hat ſich gröblich an mir, einem Diener der Kirche, vergangen."

„Ich weiß nicht, worüber ich mehr erſtaunen ſoll, über die Albernheit deſſen, der Euch geſandt hat, oder über Eure Frechheit, mit der Ihr es wagt, über meine Schwelle zu kommen, und mit einen ſolchen Antrag, gleichſam in Form eines Befehls, zu machen. Verlaßt auf der Stelle dies Haus und ſagt Euerm Obern, er ſolle froh ſein, daß ich dieſes Verfahren ungerochen hingehen laſſe.“

„Wie? Ihr wollt das Haus nicht ſchmücken?“ rief André.

„Nein! und noch einmal, nein! Ich bin eine Proteſtantin und werde nie die Hand heben, um ein Feſt der Katholiken zu feiern, ſo wenig, wie Ihr eins der unſrigen feiern werdet. Und ich denke doch, wir haben in Frankreich jetzt gleiche Rechte!“

„Im Namen der Königin Mutter! Ihr müßt Eure Thorfahrt ſchmücken!“ rief André außer ſich vor Wuth, und ſtampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden.

„Wie?“ entgegnete die Königin und ihre Lippen bebten, während Todtenbläſſe ihre Wangen überzog. „Wer bin ich denn und wer iſt dieſe freche, ſcheußliche Kreatur, welche mir alſo begegnen darf? Muß ich das in Paris erfahren? Iſt das die gelobte Freundſchaft? Nein, ſo weit kann ſich eine Königin nicht vergeſſen, daß ſie ſolch eine bos-hafte Mißgeſtalt zum Werkzeug ihres Willens mache! Und doch iſt das Schutz, wenn mich ein ſolches Scheuſal, wie dieſer Pfaffe, in meiner Wohnung überfallen und mit Schmähungen überhäufen kann? O dieſer unſelige Bund mit der Schlangenbrut wird mir noch das Leben koſten! Heinrich! Heinrich! räche Deine Mutter! Iſt denn Niemand, der mich von dieſem Buben befreit?"

Die männliche Dienerſchaft hatte ſich bereits verſammelt und nur auf den Befehl der Herrin gewartet, um Hand an den giftigen Jeſuiten zu legen. Nach dieſen Worten faßten ſie ihn hurtig an Armen und Beinen. Sich ſträubend, rief er: „Denkt an Maurice André, und zittert vor ſeiner Rache!"

Aber verhöhnt und verlacht wurde die kleine wüthende Beſtie aus dem Hauſe auf die Straße geworfen. Die Königin hatte ſich dergeſtalt geärgert, daß ſie ſich zu Bette legen mußte, aber ſie ſollte noch mehr erfahren, noch Schlimmeres erleben. Denn kaum war eine Stunde verſtrichen, ſo vernahm man das gewaltige Lärmen des Zugs durch die Straße daher. Als er vor dem Hauſe war, überſchrieen einzelne Stimmen das Getöſe des Haufens und ſtießen die gemeinſten und ſchändlichſten Schimpfworte gegen die Königin von Navarra aus. Ein ſchallendes Gelächter folgte, dann wieder Schimpfreden, noch boshafter und gräßlicher als zuvor, und das Volk jubelte den Sprechern Beifall zu und wiederholte brüllend ihren Unflath. Die fromme Königin mußte Alles mit anhören und ſie erſtickte faſt an den Thränen der Verzweiflung, die ſie mit Schmerz aus den brennenden Augen preßte. Doch plötzlich flog ein von der Straße aus geſchleuderter Stein durch ein Fenſter, andere folgten nach. Die Königin mußte mit Jeannetten und ihren andern Frauen flüchten, um nur nicht von den hereinfliegenden Steinhaufen getödtet zu werden. Sie erkrankte noch denſelben Tag ſo heftig, daß die herbeigerufenen Aerzte vor ihr Leben zitterten. Am andern Tage hatte ſie ſich jedoch wieder ſo weit erholt, daß ſie dem König eine Anzeige der erlittenen Schmähung und Frevelthat machen laſſen konnte. Karl verſprach, eine genaue Unterſuchung anſtellen und den Verbrecher auf das härteſte beſtrafen zu laſſen. Aber Johanna, die beleidigte, geſchmähte, kranke Königin, mußte die neue Kränkung erdulden, daß nicht das Geringſte geſchah, die Nichtswürdigkeit zu beſtrafen. Die Unterſuchung war von Katharinen, der ränkevollen Medicäerin, unterdrückt worden.

Jetzt ſchwankte die Königin von Navarra; was ſollte ſie bei ſolchen Erfahrungen von der Zukunft für ſich hoffen? Welcher Schmach ſah ſie entgegen, wenn man erſt das Ziel erreicht und ihren Heinrich, ihr Einziges und Alles, ihre Stütze und Hoffnung, in die Bande geſchmiedet und an das Intereſſe dieſes ſchändlichen Hofes gefeſſelt hatte, da man jetzt, wo dieſer Bund noch nicht ganz feſtgeſchloſſen war, ſo rückſichtslos verfuhr? Hätte Johanna nicht ihren Sohn bereits dringend aufgefordert, nach Paris zu kommen, hätte ſie nicht ſchon deſſen Antwort in

Händen gehabt, und voraus ſetzen müſſen, daß er auf der Reiſe begriffen ſei, ſie würde in dieſem Augenblicke alle angeknüpften Verbindungen mit dem franzöſiſchen Hofe zerriſſen und die Hauptſtadt verlaſſen haben. Aber wie immer, bedachte ſie auch diesmal das Beſte ihrer Glaubenspartei und opferte ihr ihre eigene Perſönlichkeit, das Glück und die Zufriedenheit ihres Herzens auf.

Einige Tage nach der erlittenen Kränkung, als ſie das Bette, obgleich ſchwach und noch immer tief erſchüttert, verlaſſen und eine Spazierfahrt machen wollte, ſchickte ſie zum Hofparfumeur René, einen Florentiner, um ſich ein Paar neue Handſchuhe bei ihm zu kaufen. Dieſer Mann ſtand mit den Jeſuiten in enger Verbindung, war ein Freund von Maurice André und der unterthänigſte Sklave der Königin Mutter von Frankreich. Es war damals Sitte, parfümirte Handſchuhe zu tragen. Die Königin Johanna wählte ſich ein Paar von vorzüglich ſtarkem, angenehmem Geruch.

Schon an ſelbigem Abende verſpürte ſie nach der Zurückkunft ein heftiges Uebelſein; der Arzt rieth ihr, die freie Luft oft zu ſuchen, und ſie fuhr den folgenden Tag aus, doch nicht ohne die Handſchuhe. So oft ihr unwohl wurde, pflegte ſie daran zu riechen. So geſchah es, daß ſie heimgekehrt, vom heftigſten Schwindel und gleich darauf von Colvuſionen befallen wurde. Der Kopf war ihr ſo ſchwer, daß ſie ihn nicht zu halten vermochte. Sie mußte wieder das Bette hüten. Am ſechsten Tag ihrer Krankheit ſtieg das Uebel plötzlich mit jeder Minute, und als die Aerzte kamen, war ſchon nicht mehr an Rettung zu denken. Zur größten Beſtürzung ihrer ganzen Umgebung gab die Königin noch in derſelben Nacht unter den heftigſten Kopfſchmerzen den Geiſt auf, und die Aerzte zogen aus allen Symptomen den Schluß, daß die edle Frau durch den Geruch vergiftet worden ſei. Jeannette fiel in ihrem größten Schmerze auf die Handſchuhe. Sie wurden unterſucht und als von ſtarken, tödtlichen Giften geſchwängert befunden.

Am Hofe machte der jähe Tod der Königin nicht das geringſte Aufſehen. Es war nicht anders, als hätte es ſo kommen müſſen und man wäre im Voraus ſchon darüber einig geweſen. Die Proteſtanten in Paris waren aber wie vom Schlage gerührt. Ihr Schickſal ging ihnen in düſtern Ahnungen auf.

Jeannette folgte troſtlos den ſterblichen Ueberreſten der inniggeliebten Herrin. War's doch, als müſſe dem guten Kinde jede unſchuldige Freude, jeder edle Lebensgenuß zum bitterſten Leidenskelch werden.

Elftes Kapitel.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letzten Mal,
So denkt: In dieſer Prüfungszeit
Reift Freundſchaft für die Ewigkeit,
Und Gott iſt überall.
Schubart.

Coligny befand ſich auf ſeinem Beſitzthum in Chatillon. Seit ſeinem Beſuch beim König in Blois und Paris im vorigen Jahre war er emſig mit Wiederaufbauung ſeines zertrümmerten Schloſſes und ſeiner abgebrannten Dörfer mit der Wiedereinrichtung ſeiner verwüſteten Gärten, Weinberge und Ländereien beſchäftigt geweſen. Im Herbſte des verwichenen Jahres 1571 hatte er ſich mit einer bewährten Freundin, der Gräfin Jaqueline von Entremont, zum zweitenmale vermählt, hatte in einem ununterbrochenen Briefwechſel mit dem Könige geſtanden, und ſah nun mit freudiger Gewißheit der Erfüllung ſeines Lieblingswunſches entgegen, einem Kriege gegen die wüthigen Spanier in den Niederlanden, wozu der König, nach des Admirals Angabe, ſchon alle nöthigen Vorkehrungen machte. Den Proteſtanten ward durch das ganze Reich freie Religionsübung noch einmal feierlichſt zugeſichert, und der Friede von St. Germain in allen ſeinen Punkten beſtätigt.

Schon hatte der Admiral ſeine Freunde in la

Rochelle eingeladen, den Bitten des Hofes nachzugeben, da gar keine Bedenklichkeiten mehr ſeien, und ihn in Chatillon zu beſuchen, wo er jetzt wieder recht heiter und häuslich eingerichtet ſei. Aber gerade in la Rochelle gedachte man der früheren Treubrüche noch am lebhafteſten, traute den ſchmeichleriſchen Einladungen des Königs nicht, und behielt ſtets im Gedächtniß, wer Katharina von Medicis ſei. Die Häupter der Stadt und der alte eisgraue Bürgermeiſter an ihrer Spitze zögerten von einer Zeit zur andern, ſich endlich den Befehlen der Regierung zu unterwerfen, und den König von Frankreich als ihren Herrn anzuerkennen. Schon einigemale war es in der Familie d'Alban beſchloſſen, den Zug nach Chatillon, wenn auch nicht nach Paris anzutreten, und dem alten bewährten Freunde mündlich zu ſeiner neuen ehelichen Verbindung Glück zu wünſchen, und ihn in ſeinem wiedererſtandenen Eldorado heimzuſuchen; aber ſtets war die Reiſe auf Henriettens Bitten unterblieben. Nicht allein wollte ſie den geliebten Gatten ziehen laſſen, ſie vermochte nicht, ſich von ihm zu trennen, zumal da er ſeit einiger Zeit ſtets von düſterer Schwermuth befangen war, die in eine förmliche Krankheit auszuarten drohte. Doch auch nicht von ihrem kleinen Töchterchen, deſſen ſie im vergangenen Winter geneſen war, wollte ſie gehen. Als nun aber der Mai all ſeinen Putz herauslegte, um die Menſchen aus ihren ſteinernen Paläſten und hölzernen Hütten herauszu=

locken, beſchloß man endlich die Fahrt nach Doucerepos, und dagegen hatte Henriette nichts einzuwenden; ſie hoffte dort Beſſerung des Gemüthszuſtandes ihres Theophile. Das Töchterchen mußte die Reiſe in Gemeinſchaft ſeiner Eltern, des Großvaters, des Oberſten, des Freiherrn d'Autelant Dathis, Mariens, ſeines Weibes, und ſeiner Kinder mitmachen. Ja, die alte Baſe Margot Salſon war, auf ihr ausdrückliches Verlangen, mit von der Partie; ſie ſehnte ſich nach ihrem Liebling Jeannette. Wohl behalten kam die zahlreiche Familie mit ihrem Gefolge, deſſen Anführer der rechtſchaffene Pierre Arbet war, auf dem einſamen Schloſſe an; aber wie erſtaunten Alle, als ſie Joſephen allein fanden! Man wußte nicht, ob man ſich über die Nachricht von Jeannettens Beſtallung zum Hoffräulein der Königin von Navarra freuen oder traurig ſein ſollte. Doch bald wurden die Gedanken der Anweſenden auf einen andern Gegenſtand gelenkt. Mit entblöſtem Haupte, deſſen Nacken nur noch wenig Silberlocken zierten, nahte der Bürgermeiſter d'Alban der Frau Dallain, und ſagte mit zitternder Stimme:

„Könnt Ihr dem Greiſe verzeihen, was der Mann an Euch verbrach, ſo reicht mir Eure Hand, und laßt mich nicht aus der Welt gehen, ohne mit Euch ausgeſöhnt zu ſein. Bedenkt, was geſchehen, iſt nicht zu ändern; aber was wir blinde Menſchen Böſes thaten, kehrt auch nicht wieder zurück;

non tamen irritum
quodcunque retro est efficiet; neque
diffinget infectumque reddet,
quod fugiens semel hora vexit.“

„Wir haben Beide gebüßt, edler Herr,“ erwiederte Joſephe ſehr gerührt; „ich habe Euch verziehen, verzeihe der Himmel ſo uns Beiden!“

„Ich hoffe darauf!“ ſagte d'Alban; „auch meines Sohnes Vergebung bin ich gewiß. Ich ſchrieb ihm nach Paris, ich flehte ihn an, zu uns zurückzukehren, und wieder den Namen ſeiner Väter zu führen; ich beſchwor ihn, mir ſeine Kinder zu bringen, damit ich ſie ſegne vor meinem Ende. Erſt vor kurzem erhielt ich die Antwort, worin er auch Euer mit Liebe gedenkt. Er vergiebt mir alle erfahrene Unbill, aber zu unſern Glauben will er ſich nicht wieder bekennen. Nun hab' ich doch das Eine erlangt. Und wenn nichts mich beſtimmen würde, zur Vermählung unſeres Prinzen doch noch einmal Paris zu ſehen, ſo wäre es die Einladung meines Sohnes. Sechs kindliche Arme, ſchreibt er mir, warten auf mich, um den väterlichen Segen von mir zu empfangen. Vielleicht ſchenkt der Himmel meinem Munde die Gabe der Ueberredung, daß ich ihn wieder heim bringe in das Vaterhaus, und dann ſeid Ihr meine liebe Tochter.“

Alle Herzen waren froh bewegt und die Abreiſe nach Chatillon ward in dieſer heitern Stimmung in Bälde angeſetzt. Als Charlot mit ſeinem reizenden

Weibe alle die Stellen beſucht hatte, wo ihre Herzen zuerſt an einander geſchlagen, da erheiterte ſich ſein Sinn wieder; aber doch vermochte der Unglückliche das eine liebliche Bild, welches ſtets ſeine Seele erfüllte und ihn marterte, nicht daraus zu verdrängen, Louiſens Bild. Wie er auch ſich vor ſich ſelbſt anklagte, die Zärtlichkeit des liebenswürdigſten Weibes mit Verrath zu belohnen, ſein Herz, berauſcht von ſüßem Liebesweine, den ihm die Huld der Gattin reichte, lechzte, wie ein nimmer ſatter Zecher, nach verbotenem Trank.

Die Pflege der kleinen Henriette — Charlot hatte ſeinem Töchterchen der Mutter Namen gegeben — wurde Frau Joſephen anvertraut, die die Geſchickteſte dazu war. Sie übernahm das Kind mit Freuden, und ſchien durch Liebkoſungen den Genuß jener Gefühle nachholen zu wollen, welchen ihr das Schickſal grauſam geraubt hatte. Mit Wehmuth nahm die zärtliche Mutter von dem Kinde Abſchied.

In Chatillon trafen ſie viel Leben; eine Menge der ausgezeichnetſten und vornehmſten Calviniſten hatten ſich um den Admiral verſammelt, die den Ankommenden alle ein freudiges Willkommen entgegen jubelten. Auch Chretien Gaſtine und George d'Armevall fielen Charlot an die Bruſt. Der erſtere lebte mit ſeiner Familie hier in Chatillon unter Coligny's Aufſicht, und von ihm, der den talentvollen Jüngling zum Krieger bildete, erhalten. Der Letztere hatte ſeinen Pflegevater begraben und war als

Herr eines großen Vermögens zum Admiral geeilt, weil er vernommen, daß auch die Rocheller nach Chatillon kommen würden, um ihn nach Paris zu begleiten.

Frohe Tage vergingen den verſammelten Freunden. Alle Leiden lagen ja nun hinter ihnen, vor ihnen aber breitete ſich die Zukunft wie eine ſonnenhelle herrliche Landſchaft aus, und der trüben Vergangenheit wurde nur gedacht, um die freundlichen Gaben der Gegenwart mit deſto größerer Wolluſt genießen zu können. Aber wie oft in das ſchönſte Schweizerthal die donnernde Lawine plötzlich und ungeahnet ſtürzt und Hirten und Heerde verſchüttet, die Saat verwüſtet, die Wieſen verderbt, und all das warme Leben der Natur mit ihrer eiskalten Schneehülle bedeckt und tödtet, ſo wurde die Freude der Verſammelten in Chatillon durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Königin Johanna von Navarra in Paris vernichtet und in die tiefſte Trauer verwandelt. Denn ſie, die hehre Frau, war allen mehr als Mutter geweſen. Ihren heftigen Gram über das gottloſe Leben in Paris — ſo erfuhr man in Chatillon — habe ein ſie kränkender Zufall ſehr vermehrt, und ſie ſogar auf das Krankenbette geworfen. Nach ſechstägigem Krankenlager hätte ſie der Tod hingerafft. Bald kamen aber andere Gerüchte, welche ausſagten, die Königin ſei durch den Geruch von ein Paar Handſchuhen, welche ſie kurz vorher von dem Parfumeur der Königin Mutter gekauft, vergiftet worden. Eine allgemeine Furcht vor einem ſchrecklichen Hinterhalt bemächtigte ſich der Gemüther der Calviniſten, und viele beſchloſſen bei ſich, nicht nach Paris zu reiſen, um einem ähnlichen Schickſale zu entgehen. Henriette beſtürmte vorzüglich ihren Gemahl, mit ihr die Rückreiſe nach Doucerepos anzutreten; aber gerade er hielt es für heilige Pflicht, nach Paris zu gehen, um ſeine Schweſter aus einer gefährlichen Lage zu reißen. War ihm doch die Leidenſchaft des Prinzen Heinrich von Bearn für ſie bekannt, und man erfuhr bald, daß dieſer kurz nach dem Tode ſeiner Mutter unter dem Titel eines Königs von Navarra, den er ſogleich angenommen, in Paris angelangt ſei. Mußte dem liebenden Bruder nicht für das verlaſſene Mädchen bangen? Er ſetzte alſo den Vorſtellungen ſeiner Gemahlin die triftigſten Gründe entgegen.

Mit der vom Hofe aus erfolgten offiziellen Meldung vom Tode der Königin von Navarra, der Ankunft des Königs, der Hoftrauer und der deshalb hinausgeſchobenen Vermählung bis zum 17. Auguſt gelangte noch die dringendſte Einladung an alle zu Chatillon verſammelten Proteſtanten und ein eigenhändiges Schreiben des Königs an den Admiral, worin er ihn erſuchte, ſeine Feindſchaft gegen das Haus Guiſe nun ganz fahren zu laſſen, weil ohne vollkommene Eintracht aller Großen die Kräfte des Staats nicht vereint auf das große Ziel, die Vertreibung der Spanier aus den Niederlanden, wirken könnten. Um dieſen Preis war der alte Feldherr gern verzeihlich und zu jeder Verſöhnung geneigt. Aber zu gleicher Zeit liefen auch ſtarke Warnungen ein. Von la Rochelle ſchrieben Freunde an ihn und den Bürgermeiſter, ſo auch von Genf, und ſogar vom Prinzen Wilhelm von Oranien kam ein Schreiben an, der Katzenfreundlichkeit des Königs von Frankreich nicht zu trauen. Aber den Admiral zog die Ausſicht auf den Krieg, den Bürgermeiſter des Sohnes Einladung und Charlot die Gefahr der Schweſter.

Von den anweſenden hugenottiſchen Edelleuten machten Viele Anſtalt, Chatillon zu verlaſſen; ihre Liebe zum Admiral vermochte ſie in Verbindung mit ſeiner Gemahlin, welche ebenfalls ſtark gegen die Reiſe nach Paris eingenommen war, zu dem vergeblichen Verſuch, ihm und denen, die ihm folgen wollten, die bangen Beſorgniſſe, welche ſie fühlten, mitzutheilen. Er hörte auf keine Warnungen; und gerührt nahmen viele von ihm Abſchied. Der Tag der Abreiſe rückte heran; ſchon ſtanden alle Pferde geſattelt, da erwachte die alte Margot Saiſon plötzlich aus ihrem Stumpfſinn, drängte ſich durch das verſammelte Volk, warf ſich vor des Admirals Füße, umklammerte ſeine Kniee und rief im begeiſterten Tone einer Seherin ihn anflehend: „O lieber Herr, geht nicht nach Paris, Ihr müßt ſonſt dort ſterben mit den Meiſten, die ich hier um Euch ſehe. Glaubt mir, mein Bräutigam, der ſchöne Küpergeſelle Robert Taſſier iſt mir erſchienen, und hat mir alles geſagt. Habt Ihr auch kein Mitleiden mit Euch, ſo habt es mit dieſen wackern Edelleuten, deren Tod Ihr auf Euch ladet, wenn Ihr doch zieht. Bleibt und geht nicht in Euer Verderben.“

„Mit Euerm Verſtande iſt es nicht richtig, gute Frau,“ ſagte der Admiral mitleidig und wieß ſie zurück, um ſein Pferd zu beſteigen. Da flehte Margot zur Gräfin, ſeiner Gemahlin:

„So haltet Ihr ihn mit Euren Bitten zurück, gnädige Frau. Ich beſchwör' Euch, laßt ihn nicht von Euch! O warum iſt mir allein die Decke von den Augen gehoben! Warum ſind alle Andern mit Blindheit geſchlagen! Haltet ihn auf! Ich ſehe Ströme Bluts fließen. Weh! weh!“ — Ihr Jammer war vergebens, ſchon waren die Meiſten aufgeſeſſen. Die Frauen und Töchter der Edlen folgten zu Roß und Wagen in mächtigem Zuge. Henriette riß ſich endlich von ihrem Kinde los, welches ſie mit Joſephen nach Chatillon hatte nachkommen laſſen. Noch einen Kuß, und noch einen; endlich übergab ſie es der weinenden Joſephe, ſtieg in den auf ſie harrenden Wagen und fuhr davon.

„Küſſe es nur!“ murmelte Margot, „Du wirſt es nicht wiederſehen. Wie konnt' ich Thörichte mich vermeſſen, das beſchloſſene Schickſal abwenden zu wollen? Es muß erfüllt werden, und ſo wird's geſchehen.“ — Und von Stund an verſtummte ſie und wandelte unter der Familie Gaſtine, bei welcher ſie ſich ferner aufhielt, wie ein Geſpenſt; doch erzeigte ſie Chretien, der ſich nicht von den Seinigen getrennt hatte, alle Liebe.

Zwölftes Kapitel.

Endlich thut das Unglück doch
Einen Gang und Rücker noch.
Endlich kommt des Tages Schein
Nach dem langen Dunkelſein.
Endlich bringt der Dörnerſtrauch
In die ſchönſten Roſen auch.
Endlich preßt man edlen Saft
Aus der reifen Traube Kraft.

Altdeutſches Lied.

„Du widerſtehſt umſonſt meinen feurigen Bewerbungen. Mädchen, Du mußt die Meine ſein!“ rief der liebeglühende König von Navarra, der, leichtſinnig genug, ſeine Mutter und ihre Todesart ſchon vergeſſen hatte, und umſchlang die weinende Jeannette von neuem, die eben ſeinen Armen entronnen war.

„Ihr ſpottet Eurer geringen Magd, Majeſtät. Wie kann ich die Eure ſein? O martert mein Herz nicht länger!“ ſchluchzte das Mädchen verzweiflungsvoll.

„Du wirſt vor Gott mein Weib, und fürwahr dies Band ſoll feſter ſein, als jenes, welches ich vor der Welt mit der leichtfertigen Prinzeſſin von Frankreich zu ſchließen gezwungen bin. O wär' ich

Bürger Rochelle's, der Aermſten einer; wär' ich nur ein gewöhnlicher Edelmann, Du ſollteſt auch vor der Welt meine Gattin heißen!"

„Nimmermehr! Denn mein Herz vermag nur einmal zu lieben. Es liebt innig und treu, und wär' es Euch auch möglich, mich zu ehelichen, ich müßte ſogar Eure Hand ausſchlagen. Und nun höhnt das Andenken Eurer edlen Mutter nicht länger mit ſolchem Scherz."

Der König ſprang empfindlich auf; aber er konnte Jeannettens Edelſinn die geheime Bewunderung nicht verſagen, und betrachtete ihre ernſte Geſtalt und das zürnende Geſicht mit Ehrfurcht.

Ein Diener trat herein und meldete ihm den Kammerherrn des Herzogs Heinrich von Guiſe.

„Wie? Iſt der Herzog in Paris?" rief der junge König erſtaunt.

„Er hielt dieſen Morgen ſeinen prächtigen Einzug mit ſeinen Verwandten und ſeinem ganzen Anhang," war die Antwort.

„Und ich erfuhr nichts davon; ich hätte ihm entgegen eilen ſollen."

„Ew. Majeſtät wünſchte dieſen Morgen ganz ungeſtört zu bleiben."

„Ach ja, ich wollte ihn dieſer reizenden Spröden widmen," ſeufzte der König. „Nun, der Kammerherr ſoll kommen!" rief er zerſtreut.

Ceſar trat in ſeinem goldgeſtickten Rock herein, um ſeinen Herrn des Königs Geneigtheit und Freundſchaft beſtens zu empfehlen und deſſen Ankunft anzumelden. Mit Mühe aber vollendete er ſeine Rede, wurde immer verwirrter und ſichtbar verlegen; denn von ſeiner Stimme aufgeſchreckt, war Jeannette auf einen Seſſel niedergeſunken, und durch dieſe Bewegung aufmerkſam gemacht, hatte ſie der Kammerherr erkannt.

„Was ficht Euch an, junger Herr?“ fragte ihn der König.

„Ew. Majeſtät!“ ſtammelte dieſer, „jene Dame — — iſt ſie nicht — ja, ſie iſt Jeannette Charlot.“

„Ha, und was fällt mir ein!“ rief der König überraſcht, „ſeid Ihr nicht der untreue Rocheller, der Enkel des Bürgermeiſters? hab' ich doch ſchon von Euch gehört.“

„Ich bin's, ich bin der Unglückliche, der ſeinen Glauben und dieſe Holde verließ, doch, wie ich ſehe“ — ſetzte er empfindlich, mit einem Blick auf den König hinzu — „hat ein gütiges Geſchick ſie für den kleinen Verluſt meiner reichlich entſchädigt.“

„Ihr irrt Euch ſtark, Junker,“ verſetzte der König; „ich kann es Euch zuſchwören, nie hat ein Mädchen treuer geliebt, als ſie Euch; noch vor wenigen Minuten wiederholte ſie mir, daß ſie Euch ewig treu bleiben würde; ich verehre ſie, ich bin ihr großen Dank ſchuldig, denn ſie hat meine Mutter bis zur letzten Stunde gepflegt, als wenn es die ihrige geweſen wäre. Ja, Junker, geſteh' ich Euch nur, ich beneid' Euch um dieſe Liebe, aber Ihr ſeid derſelben nicht werth.“

Mit ſteigender Leidenſchaft hatte Ceſar des Königs Rede angehört, jetzt ſtürzte er zu Jeannettens Füßen und rief freudig: „Wär's möglich, Jeannete, Du liebteſt mich noch, den Ungetreuen, Du hätteſt mir verziehen? ich dürfte wieder an einen Himmel, an eine Seligkeit glauben?“

„Du darfſt es, Du ſollſt; kehre zurück! ſei wieder der Unſrige, und ich bin die Deine, wie ich es ſtets war,“ erwiederte ſie zärtlich, ihm ihre Hand überlaſſend, die er mit glühenden Küſſen bedeckte.

„Ich bin es ſchon, ich gehöre Euch ganz wieder an!“ jubelte Ceſar.

„Und mich laßt für die Ausſtattung ſorgen,“ ſagte der König, ſtolz auf den erſten Sieg über ſich ſelbſt; „der Himmel ſegne Euren Bund!“ rief er gerührt und legte Jeannettens Hand in die Ceſars.

„Schon habe ich vernommen,“ ſagte dieſer, „daß die Calviniſten, Coligny an der Spitze, nach Paris zu Eurer Vermählung kommen, Majeſtät. So lange ſie ſich nun in Paris aufhalten, bitte ich, meine Verbindung geheim zu halten; mit ihnen verlaſſe ich dann die Hauptſtadt, ein reuiger Sünder, dem ſich des Himmels Thron wieder öffnen, und bin dann Dein Gatte, und wieder ein guter Calviniſt!“

„Und das ſoll, ſo Gott will, bald geſchehen, denn auch mir gefällt es nicht ſonderlich hier, und nach unſerer Hochzeit werde ich mich ſchnell in meine Pyrenäen zurückziehen, und meine guten Glaubensbrüder wieder mit fort von hier nehmen.“

„Dir aber, meine geliebte Jeannette,“ wandte ſich Ceſar zu ihr, „will ich ſtatt meiner die Schweſter zuführen, die ſich ſo lange vergebens geſehnt hat, Dich kennen zu lernen. Sie iſt im Herzen eine ächte Calviniſtin geblieben.“ — Er eilte jubelnd von dannen, und führte ſchon am Abend deſſelben Tages die liebliche Louiſe in das Zimmer der Hofdame der verſtorbenen Königin von Navarra. Wie flogen die beiden unſchuldigen Herzen an einander, wie umfaßten, wie küßten ſie ſich, gleich Schweſtern, die lange getrennt waren und denen nun plötzlich die Freude des Wiederſehens bereitet wird. Fand doch die liebenswürdige Schmiedstochter in Louiſen nicht nur die langerſehnte gleichgeſtimmte Freundin, ſondern auch die geliebte Lehrerin Henriette verjüngt wieder; jene war als Gattin ihrer Jungfräulichkeit fremder geworden, zu Louiſen fühlte ſie ſich vom Zauber heiligſter Unſchuld hingeriſſen. Jeannette erſetzte aber Louiſen ein langes ſtark gefühltes Bedürfniß. Seit ihrer Entfernung aus Gaſtine's Hauſe hatte ſie einer Vertrauten, einer innigen Freundin entbehrt, oder vielmehr, ſie hatte ſolche noch niemals beſeſſen; nun war ſie gefunden, die Leere ihres Herzens ausgefüllt, und darum ſchloſſen Beide, vom erſten Augenblick ihres Zuſammenſeins, den feſteſten

Bund. Was aber hatten ſich dieſe beiden holden Geſchöpfe nicht mitzutheilen! Entzückt lauſchte Louiſe, wenn Jeannette ihr von der wiedergefundenen Mutter, Frau Joſephe Dallain, erzählte und ihr die Tugend dieſer Frau mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Und Jeannettens Bruſt hob ſich dagegen höher, wenn Louiſe ihr von den Leiden des Bruders Ceſar berichtete, wie er nur ſie, die erſte Geliebte wahrhaftig liebe, wie er gerungen und mit ſich ſelbſt zerfallen über ſeinen Leichtſinn und ſeine Nachgiebigkeit gegen den Vater, zuletzt an Gott und der Welt verzweifelt ſei, bis endlich der Stern der Liebe durch das finſtere Gewölk ſeines Lebens ſo freundlich gebrochen und allem Jammer ein Ende gemacht habe. Nur wenn Jeannette ihres Bruders Namen nannte, trübte ſich Louiſens Blick, und einſt, als ſie von ſeiner Hochzeit mit Henrietten erzählte, brach die Freundin in einen Strom von Thränen aus. Zwiſchen dieſen Kindern der Natur konnte kein Geheimniß ſein und ſo erfuhr denn Jeannette auf ihr dringendes Bitten, was ihr bis jetzt ein tiefes Geheimniß geweſen war, Theophiles und Louiſens gegenſeitige Liebe, ja die heftigſte unbeſiegbare Leidenſchaft der neuen Freundin zu Henriettens Gemahl. „Ich beſchwöre Dich,“ ſchloß ſie den traurigen Bericht, „Deinen Bruder von jedem Verſuche, mich zu ſehen, abzuhalten; es würde mein Tod ſein. Auch ſein glückliches Weib mag und darf ich nicht ſehen; mein Anblick könnte ihr Alles verrathen;

o ich ſelbſt vermöchte mich vielleicht nicht zu beherrſchen, und der Friede ihres Lebens wär' auf ewig dahin. Sobald die Calviniſten in Paris angelangt ſind, ziehe ich mich ganz in das Kloſter zurück, wo mir ſchon eine Freiſtadt aufgethan iſt, und dort hat Niemand Zutritt zu mir, als Du."

„Und Du willſt doch der Welt nicht ganz dort entſagen?" ſagte Jeannette erſchrocken.

„Was bleibt mir ſonſt übrig? Meine Liebe auf Erden iſt eine Sünde, ſo ſoll ſie ſich zum Himmel ſchwingen. Zwar im Herzen eine eifrige Proteſtantin, wie ich, ſollte kein Kloſter wählen, aber unſerm Glauben fehlt es an einem Zufluchtsort für gebrochene Herzen, und ich ſuche Gott, die Ruhe, die Abgeſchloſſenheit, und das ſind' ich allein dort." Weinend ſanken ſich die Mädchen in die Arme und küßten ſich die Thränen von den Wangen.

Nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß der Zug der Hugenotten auf dem Wege nach der Hauptſtadt begriffen ſei. Der König von Navarra, der junge Prinz Condé und eine große Anzahl der beſten proteſtantiſchen Edelleute in ihrem Gefolge, ritten dem Admiral mehrere Stunden weit entgegen. Ganz Paris ſtrömte zuſammen, um den Einzug des berühmten Hugenottenhäuptlings zu ſehen. Er ritt in der Mitte, zwiſchen dem König von Navarra und dem Prinzen Condé, und an acht hundert Edelleute, die Blüthe des ganzen proteſtantiſchen Adels, folgten Paarweiſe; hinten kamen die Frauen zu Roß und

Wagen. War es doch, als zögen Geiſter durch die Straßen; Alle waren in das tiefſte Schwarz gehüllt, Trauerkleider für die Königin, und manche der Zuſchauer wurden von dieſem Anblick, gleich wie von einer böſen Vorbedeutung heimlich erſchreckt.

Vom Hofe wurden die Proteſtanten äußerſt ehrenvoll empfangen; der König und ſeine Mutter drückten Coligny, Larochefoucauld, Teligny und andern der Vornehmſten traulich die Hände und unterhielt ſich lange auf's Freundſchaftlichſte mit ihnen. Coligny war von dieſer Güte hingeriſſen; er war ſtets um den König und der ſtete Gegenſtand ihres Geſprächs war der Krieg in Flandern; der König ſprach ſo richtige und freimüthige Urtheile über ſeine Mutter, Generale, Miniſter und übrige Umgebung aus, die jeden noch übrigen Zweifel der Calviniſten verſcheuchen und ihnen beweiſen mußten, welch großes Vertrauen der König zu ihnen habe.

Der Bürgermeiſter, der Oberſt, Charlot und Henriette, eilten zu dem ſo lange verlornen Sohn und Bruder. Die Scene des Wiederſehens, der gegenſeitigen Vergebung und des mächtigen Aufflammens der alten Liebe, vermag die Sprache nicht zu malen, hat doch das höchſte Gefühl ſelbſt in ihnen keine Worte. Auch der reuige Ceſar wurde gern in den Bund wieder aufgenommen, der Vater nahm mit Recht einen großen Theil der Schuld des Sohnes auf ſich. Ceſar führte Charlot zur Schweſter Jeannette und geſtand ihm auf dem Wege ſein Glück;

er vertraute ihm unter den Siegel der Verſchwiegenheit ſeinen Vorſatz, wieder nach la Rochelle zurückzukehren, da er nun weder ein Hofmann, noch ein Katholik länger bleiben könne. Charlot, von einer marternden Aengſtlichkeit befangen, wagte endlich auch nach Louiſen zu fragen. Da er aber die kurze und ausweichende Antwort erhielt, der Vater habe ſie auf ihre Bitte ins Kloſter gethan, ſo ſchwieg er gerührt, denn er erkannte dankbar die Zartheit an, mit welcher ſie jedes peinliche Zuſammentreffen vermieden. Als nun auch Jeannette in du Froiſſet's Haus geführt war, als er ſeine Hände ſegnend auf ſie und den Sohn gelegt, da war die Freude der Guten vollkommen.

Der Vermählungstag rückte heran; du Froiſſet, der aus der engen Verbindung, in welche er wieder mit den Calviniſten getreten war, weislich bei ſeinen Obern und den übrigen großen Katholiken ein Geheimniß machte, und nur Abends die Seinigen in ihrer Wohnung heimlich ſah, brachte ihnen mancherlei Beſorgniſſe, die er aus ſehr üblen, beim Marſchall wahrgenommenen Vorbedeutungen gezogen hatte, und Ceſar beſtätigte dieſelben aus Wahrnehmungen im Palais Guiſe, wo in den Verſammlungen der lothringiſchen Prinzen und ihres Anhanges manches verdächtige Wort gefallen war.

Die Familie d'Alban beſchloß, gleich nach der Vermählung Paris wieder zu verlaſſen, aber auch den Admiral warnte der Bürgermeiſter. Dieſe Befürchtungen noch zu vermehren, kamen Briefe von der Bürgerſchaft zu Rochelle, worin ſie berichteten, daß die beiden katholiſchen Feldherrn, Strozzi und Delagarde vor ihren Mauern ſtänden, große Magazine aufhäuften und ihren Soldaten ohne Hehl ſagten, ſie ſeien zum Angriff der Stadt beſtimmt, welche man ihrer Plünderung ſchon Preis gegeben. „Alter Freund,“ ſagte der Admiral lächelnd, „die Rocheller haben alle etwas ſchweres dickes Blut, deshalb ſehen ſie am hellen Tage Geſpenſter. Glaubt nur, daß ich eines Beſſern überzeugt bin. Solche Träume quälen mich nicht; denn ich ſehe mit klaren Augen. Was für Gerüchte aber auch immer umgehen mögen, ich bin feſt entſchloſſen, hier zu bleiben, und mich eher durch die Straßen von Paris ſchleifen zu laſſen, als durch meine voreilige mißtrauiſche Entfernung von hier einen vierten Bürgerkrieg hervor zu rufen. Und ſo haltet auch Ihr es, mein Freund! Laßt Euch nichts kümmern. Der König will uns wohl; kränkt ihn nicht durch eine allzufrühe Abreiſe.“ Der Bürgermeiſter ließ ſich bereden und blieb mit ſeiner Familie. An die Rocheller aber ſchrieb der Admiral, ſie möchten ſich nicht ängſtigen, jene Truppen würden bald eingeſchifft werden, ſie ſeien zwar zu einem Krieg, aber nicht gegen ſie beſtimmt.

Dreizehntes Kapitel.

> Wohin, Verruchte, reißt euch eure Wuth?
> Was gürtet ihr euch mit dem blanken Schwerte?
> Hat noch zu wenig Römer-Blut
> Das Meer geröthet und die Erde?
>
> Horaz Epoden VII. 1 — 5, nach E. Günthers Uebertragung.

Die Vermählung mit all ihren prächtigen Feierlichkeiten, Bällen, Schauſpielen und Turnieren war vorüber. Die Königin Mutter hatte Alles mit wahrhaft ſchöpferiſchem Geiſte ſelbſt angeordnet, und allegoriſche Schauſpiele erſonnen, welche auf einer Bühne im Palaſt Bourbon von der königlichen Familie ſelbſt vorgeſtellt wurden, während ſie zu gleicher Zeit über dem Verderben der Hugenotten brütete. In einer jener bizarren Allegorien glaubten viele Proteſtanten ein ſchlimmes Schickſal für ſie angedeutet und verließen Paris. Fünf Tage lang hatte das trügeriſche Freudenfeſt gedauert, am ſechſten riß ſchon die dünne Blumenhülle, welche den Abgrund verdeckte, und zwei Tage darauf ſtürzte ſie ein, und Tauſende fanden rettungslos den Tod.

Um eilf Uhr Morgens, Freitags, den 22. Auguſt, kehrte Coligni aus dem Louvre, wo er den König, den Herzog von Guiſe und ſeinen Schwiegerſohn Deligny geſehen, nach der Straße Betiſi, wo er ſeine Wohnung hatte, begleitet von zwei hugenottiſchen Edelleuten und einigen Dienern, zurück.

Er hatte ſo eben einen Brief erhalten, ihn entfaltet und ſchritt leſend langſam vorwärts. Da fällt aus einem kleinen Hauſe, an welchem er vorüber geht, ein Schuß auf ihn, welcher ihm mit zwei Kugeln den Mittelfinger der rechten Hand und das Gelenk des linken Ellenbogens zerſchmettert. Erſchrocken ſtehen ſeine Begleiter; ruhig zeigt er auf das Haus und ſagt: „daher kam der Schuß;“ man dringt hinein, findet es aber menſchenleer bis auf eine Magd, welche, des Vorfalls unwiſſend, berichtet, das Haus gehöre einem Stiftsherrn von St. Germain l'Auxerrois, Namens Villemeure, — ein Mann, welcher ſonſt Hofmeiſter des Herzogs von Guiſe geweſen war — und ſei der Dienerſchaft des Herzogs zum Aufenthalt angewieſen.

Der König, von dem Vorfall augenblicklich unterrichtet, kam in die größte Wuth und ſchwur mit gräßlichen Flüchen, dieſen meuchelmörderiſchen Angriff auf das Strengſte zu rächen. Alle Calviniſten geriethen in Angſt und viele ſchlugen vor, ſich über die Seine hinüber in die Vorſtadt St. Germain zurückzuziehen; doch Coligni baute auf des Königs Rechtlichkeit, der ihn ſogleich mit Navarra und Condé beſuchte und der ſchmerzlichen Operation beiwohnte. Die letztgenannten beiden proteſtantiſchen Furſten baten den König um die Erlaubniß, ihrer Sicherheit wegen ſogleich Paris verlaſſen zu dürfen, aber Karl gelobte ihnen Sicherheit mit Königswort und bat ſie zu bleiben, damit ſie Zeugen der ſtrengen Abnung des Verbrechens ſein könnten. Des Königs Theilnahme an Coligni's Unfall ſchien wahrhaftig; auch Katharina ſtellte ſich ſehr entrüſtet und bekümmert darüber. Dieſer Anfall auf den Admiral lag gewiß nicht in ihrem Plane, und ſie hatte vorher nichts davon gewußt. Zur Verfolgung des Mörders wurden die ernſtlichſten Anſtalten getroffen und gegen den Herzog von Guiſe ein Verhaftsbefehl erlaſſen, ſo daß er ſich verbergen mußte. Alle Thore wurden geſchloſſen.

In der heftigſten Unruhe vergingen zwei Tage; am erſten hatte der König und ſeine Mutter den Admiral auf ſeine Bitten beſucht, die Aerzte verſprachen Coligni's Herſtellung. Noch am ſelbigen Tage hielten die vornehmſten der Proteſtanten eine Verſammlung, um ſich über das, was ſie nun zu thun hätten, zu berathen, aber ihre Anſichten waren ſo verſchieden, daß ſie zu keinem Reſultat kamen. Doch Katharina hatte beſchloſſen; mit dem Herzog von Guiſe und dem Herzog von Aumale, die Beide verkleidet und maskirt bei ihr waren, hatte ſie den teufliſchen Plan ausgedacht; der Marſchall Retz wurde dann davon unterrichtet. Man bedurfte nur noch der Einwilligung des Königs, und dieſe ſchien bei ſeinen an den Tag gelegten Geſinnungen ſchwer zu erlangen, denn mit Ernſt drang er auf Guiſe's Verfolgung und Beſtrafung, mit Ernſt war er dem Admiral liebend zugethan.

Schon nahte der Abend, da trat Marſchall Retz in des Königs Zimmer und ſpiegelte ihm mit der ſchlaueſten Verſchmitztheit vor, wie unter den Hugenotten eine Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt worden, wie er und das ganze Haus Valois ein Opfer des Todes und Paris in wenigen Stunden ein Schlachtfeld ſei, wenn er dieſem Beginnen nicht zuvorkomme und die Blutlechzenden ſelbſt dem Tode weihe. Der König erſchrickt, iſt aber noch unſchlüſſig; da tritt ſeine Mutter herein und vollendet durch teufliſche Ueberredungskunſt, was der Marſchall begonnen. Der Schwächling giebt ſeine Einwilligung zum Mord des Admirals, der Edlen, die er liebte, die ſeine Freunde waren, und von tauſend guten Menſchen. Nach eingenommenem Abendeſſen ſtieg der unmenſchliche, charakter- und gefühlloſe König in ſeine Schmiedewerkſtatt hinab und brachte die Zeit bis zur verhängnißvollen Stunde mit Schmieden zu, während ſeine Mutter und ihre Gehülfen die ſicherſten Anſtalten zum Blutbade trafen.

Ceſar war ſeit dem Anfalle auf den Admiral ſeines Gebieters nicht wieder anſichtig geworden; er wußte nichts von deſſen heimlichem Verſteck, aber aus der Kälte, mit welcher er ſich ſeit Kurzem vom Herzog behandelt ſah, aus der Zurückſetzung, die er erfuhr, aus den Heimlichkeiten, die man gegen ihn hatte, ahnete er nichts Gutes für die Calviniſten. Sein Vater hatte aus einzelnen Andeutungen des Marſchalls ſchon mehr ſchließen können. Vater und Sohn vernahmen an jenem Abend, daß der Bürgermeiſter von Paris, der Volksrepräſentant, die Viertelsmeiſter und die Schöppen, auch die Schweizerhauptleute in das Louvre gefordert und ihnen wichtige Dinge, vermuthlich gegen die Hugenotten, anbefohlen worden ſeien. Beide theilten ſich ihre Angſt mit, und eilten zu ihrer Familie, um ſie in Sicherheit zu bringen, doch kamen ſie überein, keinem etwas von der nahen Gefahr zu entdecken, um ſie nicht mit Angſt zu quälen. Ceſar übernahm es, für des Obriſten, für Mariens und ihres Gemahls Sicherheit zu ſorgen, du Froiſſet aber wollte den greiſen Vater, Charlot und Madelon ſchützen. Ceſar theilte ſeinen Schützlingen mit, was er für gut fand, und überredete ſie, ihm in der Dunkelheit der Nacht nach dem Hotel des Herzogs verhüllt zu folgen. Dort brachte er ſie in einen ſichern Verſteck, wo Niemand Hugenotten vermuthete. Du Froiſſet wollte ſeine Partei in dem Hotel des Marſchalls Gondi-Retz eben ſo verbergen. Doch noch vor Anbruch der Nacht war Charlot ausgegangen, um einige Freunde zu beſuchen. Es dunkelte, er kehrte nicht wieder, es verrann eine Stunde um die andere, und du Froiſſets Seele überwältigte eine ungeheure Angſt. Die Zeit drängte furchtbar, auf den Straßen zeigten ſich ſehr unheimliche Bewegungen; der Kammerherr beſchloß alſo, Charlot aufzugeben, um wenigſtens Vater und Schweſter zu retten, und ſie nach dem ſicheren Orte zu führen. Aber ſeine Heftigkeit verrieth ihn; Henriette flehte ihm den entſetzliche

Geheimniß ab, und alle Qualen der Verzweiflung füllten nun ihr Herz, da ſie den Gemahl in ſolcher Gefahr wußte. Sie ſchwur, ihre Wohnung nicht ohne ihn zu verlaſſen und an keine Sicherheit ihrer Perſon zu denken, wenn ſie nicht mit ihm vereint fliehen könne. Ihr Jammer zerſchnitt des Vaters wie des Bruders Herz, und der letzte gab endlich ihren Bitten nach, mit Dienern des Marſchalls und geſchützt von dieſen, auszugehen und den Bedrohten aufzuſuchen, ehe das Ungewitter losbreche. Der Kammerherr verriegelte die Thüren und verließ ſie. Aber vergebens war ſein Gang, denn er wurde von herumſtreifenden Patrouillen aufgehalten, und jeder Verſuch zu entrinnen, war unmöglich.

Die fürchterlichſte Angſt zermartert die Zurückgebliebenen; Henriette will beten, ſie vermag es nicht. Da ſchlägt die verhängnißvolle Frühmettenglocke auf dem Thurme der Abtei St. Germain l'Auxerrois und die Sturmglocken von Paris heulen das gräßliche Signal zum unerhörteſten Meuchelmorde. Der Herzog von Guiſe ſtand an der Spitze der Blutgierigen und Coligni fiel als das erſte Opfer ſeiner Rache. Nachdem ſein Leichnam gemißhandelt war, wälzte ſich die entmenſchte Rotte durch die Straßen und mit ihr der blutige Mord. Die edelſten Calviniſten fielen. Sie wurden im Schlaf überfallen und gemeuchelt. Alle Thüren der Häuſer, wo Hugenotten wohnten, wurden aufgeſchlagen und das Verderben hatte dann freie Bahn. Die

Häuſer der Katholiken wurden mit Fackeln erleuchtet, ſo hatte es der geheime Rath der Königin Mutter angeordnet. Unter denen, die gleich anfangs von den Streichen der Barbaren fielen, waren der greiſe Bürgermeiſter und ſeine Tochter Henriette. Ihr letztes Wort war: „Theophile!“ und ſie ſtarb in der Ueberzeugung, daß ihr Gemahl ihr vorangegangen ſei. Immer gräßlicher tobte das Scheuſal des Meuchelmordes durch die zur Höhle des Tiegers umgewandelte Stadt. Ein feuerblickender Rieſe mit Dolch und Schwert bewaffnet und mit Blut triefenden Locken geſchmückt, wandelte der Schrecken durch die Straßen. Die Sonne ſchien entſetzt zurückzubeben, als ſie die Blutſtröme und Leichenhaufen am anbrechenden Morgen des 24. Auguſt erblickte.

Vierzehntes Kapitel.

Weibergemüth, Aprilwetter,
Herrengunſt und Roſenblätter,
Würfel, Karten- und Federſpiel
Verkehren ſich oft, wer's merken will.

Altdeutſches Reimſprüchlein.

Charlot ging Abends vorher am Louvre vorüber, um nach Hauſe zurückzukehren. Da ſah er aus dem Thore deſſelben eine große Menſchenſchaar ſtrö men, hörte unheimliches Geflüſter und manches Schrecken erregende Wort. Begierig zu erfahren, was es ſo ſpät noch im Hofraume der Königsburg gäbe, ſchlich er hinein. Doch er ſah nichts als einzelne Menſchen über die Fläche in verſchiedenen Richtungen hineilen, obgleich es ihm war, als vernähme er Waffengeräuſch. Im Begriff, wieder umzukehren, ſah er des Königs Werkſtätte erleuchtet; unwillkührlich kam er näher hinzu und vernahm freudig überraſcht die rüſtigen Hammerſchläge. Nachſinnend wurzelte er an dem Boden, und ſtarrte nach den wohlbekannten Fenſtern, ſah die Funken aus der Eſſe fliegen, und alle Erinnerungen aus der Zeit, wo er dort oben an der Seite des Königs geſtanden und geſchmiedet, ſtiegen in ſeiner Seele auf und nahmen ſie ſo ganz ein, daß er das Nachhauſegehen darüber vergaß. Plötzlich fühlte er ſich von hinten gefaßt und unangenehm aus ſeinem Brüten geriſſen. Raſch wandte er ſich um, und Carolo Bretano, des Königs Hofnarr, leuchtete ihm mit einer Fackel ins Geſicht.

„Ei, Signore von Trebiſonde!“ rief der Italiener, ſeinen früheren Collegen ſogleich erkennend, „habt Ihr auch etwa wieder etwas zu ſchmieden da oben? Kommt, ich will Euch vorleuchten, damit Ihr den Weg nicht verfehlt.“

Theophile ahnete aus des Kammerdieners teufliſch hämiſchen Blicken Böſes, und erwiederte kurz:

„Ich habe nichts bei des Königs Majeſtät zu ſuchen," und wollte ſich entfernen.

„Halt, Signore Henrico, ſo leicht läßt man die Vögel nicht aus dem Netze, in welche ſie von ſelbſt flogen. Seht doch, vielleicht hat die Majeſtät deſto mehr bei Euch zu ſuchen. Kommt nur her." Theophile wollte ſich noch weigern, doch kaltblütig ſagte der Italiener: „Wenn Ihr mir nicht gutwillig folgt, ſo rufe ich dort den Hauptmann von Villoniers, Euren alten guten Freund, der Euch dann in Proceſſion nach der Schmiedeeſſe bringen wird." Charlot ſah, daß nicht auszuweichen war, darum faßte er Muth, befahl Gott ſeine Seele und ſchritt die Stufen hinauf. Als der Kammerdiener die Thüre der Werkſtatt öffnete, mühte ſich der König eben ab, die Schraube zu einer langen gezogenen Büchſe zu ſchneiden.

„Hier bring' ich den alten Gehülfen, Majeſtät," rief der Hofnarr frohlockend. Der König ſah ſich um, erkannte Charlot, blieb einen Augenblick nachſinnend ſtehen und ſagte dann raſch: „Gut, gut, daß Du kommſt, Henrico! Bei allen Teufeln, Dein einziges Glück, zu mir zu kommen! Schneide mir ſchnell die Schraube in die Büchſe, ſetze ſie mir auf den Schaft; ich brauche ſie noch dieſe Nacht!"

Bereitwillig warf Theophile ſein Obergewand ab, ſtreifte die Hemdermel auf, nahm ein Schurzfell des Königs vor und begann die Arbeit unverdroſſen; bald war ſie vollendet. War's ihm doch, als ſei

Alles, was er ſeit jener Zeit, da er hier geſtanden, erlebt, nur ein Traum.

„Brav, mein Junge!“ rief Karl kindiſch freudig. „Ich wußte wohl, daß Du in Paris ſeiſt,“ ſagte er dann vertraulich; „ich hatte Dich ja in den Reihen der Hugenotten erkannt, und nun hoffte ich ſtets, Du würdeſt zu mir kommen, und da Du nicht kamſt, war ich böſe auf Dich. Es war einmal eine Zeit, hätt' ich Dich da ſo gehabt, wie jetzt, Mordelement! ich hätte Dir einen glühenden Eiſenſtab durch den Leib geſtoßen. Aber jetzt, gerade heute Nacht bin ich Dir wieder recht herzlich gut, mein Junge. Jetzt war's aber auch die höchſte Zeit und der Himmel ſelbſt hat Dich zu mir geführt. Ich bin nun auch gar nicht böſe mehr auf Dich, Du warſt ja des Admirals Knecht und mußteſt thun, was er Dir hieß. Dafür ſtirbt er dieſe Nacht und Du bleibſt leben. Kein Haar ſoll Dir gekrümmt werden.“

„Wie, Sire? Ihr erſchreckt mich!“

„Sei ruhig, mein Sohn! Mit Eurer verdammten Hugenottenbrut iſt's aus in dieſer Nacht. Verhalte Dich nur ganz ruhig in der Werkſtatt, hier wird Dir kein Finger wehe thun, und morgen wirſt Du ein guter Katholik und wieder mein Gehülfe.“

Damit verließ der König den angſtvoll Bedrängten und keine Bitte vermochte die Majeſtät, ihn zu entlaſſen; vielmehr verſchloß der Monarch die Thüren ſelbſt und ließ den Verzweifelnden allein, der in ſeinem Kerker die entſetzlichen Töne der Blutrichter und ihrer Opfer dumpf vernahm und Martern über alle Beſchreibung erduldete. Im Louvre ſelbſt raſ'ten die Furien des Mordes; über zwei hundert Edelleute, die ſich hineingerettet, fanden ihren Tod unter den Augen des Königs, welcher den auf die Unglücklichen feuernden Schweizern ſtets zurief, keines Ketzers zu ſchonen. Erſt am Abend des folgenden Tages hörte Theophile den Donner der Gewehre nicht mehr ſo laut. Da wurde plötzlich die Thüre der Werkſtatt geöffnet und du Froiſſet erſchien, um den armen Gefangenen aus der peinlichſten Lage zu befreien.

„Durch Bretano weiß ich Euren Aufenthalt,“ ſagte der Kammerherr; „der König hat Euer vergeſſen, nehmt dieſe Dienerkleidung und folgt mir raſch.“

Charlot fragte nach ſeinen Angehörigen, doch gab ihm du Froiſſet keine befriedigende Antwort und trieb ihn zur Eile. Bald war die Umkleidung vollendet und Charlot ſchritt hinter dem Kammerherrn her, deſſen Mantel, Degen und Dolch tragend. Der Hof verſammelte ſich eben, um das Wunder eines zum zweiten Male blühenden Weißdornſtrauches auf dem Kirchhofe der heiligen Innocenz zu beaugenſcheinigen, welches die Pfaffen als das Symbol der wieder aufblühenden wahren Kirche nach dem Untergange der Ketzer ausſchrieen, und wo ein ungeheurer Menſchendrang war. Unter dem Schleier der Dämmerung und im Dienerrocke entkam Charkol;“ dem Kammerherrn folgend, als wie zur Dienerſchaft des Hofes gehörig. Auf dem Kirchhof angelangt, blieb er auf einen Wink du Froiſſets zurück, und ſogleich faßte ihn Ceſar am Arm, der ihm von weitem gefolgt war. Eilig zog dieſer den Ermatteten mit ſich fort, um auch ihn zu den Geretteten in Sicherheit zu bringen. Als ſie um eine Straßenecke bogen, brüllte ſie plötzlich eine gräßliche mordgierige Stimme an: „Wer ſeid Ihr? Looſung!“

„Freunde des Königs von Frankreich und katholiſche Chriſten!“ entgegnete Ceſar.

„Schurke, Du lügſt! Ihr habt zwar die Kokarde, ſeid aber doch Ketzer!“ rief der Andere und ſtieß mit einem Dolche nach ihm, doch Charlot, welcher die Stimme zu erkennen meinte, entwaffnete den Ungeſchickten, und Ceſar rannte ihm den Degen durch den Leib. In dem Augenblick zogen einige Mordgeſellen mit einer Fackel vorüber, und die flüchtigen Rocheller erkannten Maurice André's Geſicht. Sterbend wälzte er ſich auf dem Boden und hauchte unter Verwünſchungen ſeine ſchwarze Seele aus.

„Ewige Vorſicht!“ rief Ceſar, „dieſes Scheuſal hat viele Verbrechen auf ſich geladen, denn er verrieth Gaſtine; und mich mußte Gott meiner unbewußt zum Werkzeug der Rache machen!“

Ueber Leichenhaufen hin ging ihr Weg; das Morden dauerte immer noch fort, obgleich ein Herold Ruhe in der Stadt angeſagt hatte.

In einem verſteckten Keller des Palais Guiſe brachten die von der Familie Uebriggebliebenen ſechs volle Tage zu, von Ceſar Nachts mit Lebensmitteln verſorgt und von allem Gräßlichen, was ſich zugetragen, unterrichtet; hier beweinten ſie auch des Vaters und Henriettens Tod. Ceſar hatte die geliebten Leichen ſelbſt gefunden und für ihre Beerdigung Sorge getragen. Hier vernahmen ſie, daß Ceſar noch am Abend vor dem Blutbade Jeannetten in das Kloſter zu ſeiner Schweſter gerettet habe, und ein Tropfen Freude fiel in den ungeheuren Becher voll Schmerz. In der ſechſten Nacht führte Ceſar die trauernden Menſchen aus ihrem Verſteck; ſein Vater hatte Pferde und Wagen beſorgt, ſie trafen ihn mit Louiſen und Jeannetten in der Vorſtadt St. Denis bei einem Freunde. Die Gefühle des Wiederſehens zwiſchen Charlot und Louiſe d'Alban wurden von der allgemeinen Traurigkeit und dem großen Schmerz über die erlittenen Verluſte nur zu Thränen, aber auch ſie zeugten von ihrer Liebe. Was die Ueberredungsgabe des greiſen Vaters nicht über du Froiſſet vermocht, hatte nun die Grauſamkeit der Katholiken bewirkt; er trat aus der Gemeinſchaft einer Kirche, die ſolche Gräuel gut heißen konnte, er kehrte zu den Calviniſten zurück, nahm ſeines Hauſes Namen wieder an, und floh mit der Familie, zu der er gehörte, aus Paris. In Chatillon fanden ſie Frau Joſephen mit der kleinen Henriette, deren Pflege ſich Louiſe gleich ausbedingte. Auch das Wiederfinden ihrer Eltern, das langerſehnte Schauen und Genießen der Mutter und Kinder hatte einen düſtern Anſtrich von Wehmuth. Joſephe fand den Geliebten ihrer Jugend, fand ihre Kinder wieder, aber ſie hatte den geliebten Bruder zu beweinen, denn auch der edle George d'Armeval war als ein Opfer des Fanatismus gefallen.

Funfzehntes Kapitel.

Umblüht und umſchattet vom duftigen Flieder
Sitzet, am Schooße das tändelnde Kind,
Meiſter Schmieds Gattin im roſigen Mieder
Mit lichtblauem Bande, ſo wie er es minnt.
— — — — — — —
„Der Meiſter im Schurzfell und Werkeltagskleide,
Trocknend ſein glühendes Angeſicht,
Stehet daneben und horchet voll Freude
Dem, was zum Söhnchen das Mütterlein ſpricht.

Der Schmied von F. C. Scherer.

Aus la Rochelle kamen ſehr ſchlimme Nachrichten; die Stadt war überfallen, geplündert, angebrannt und die Bewohner geſchlachtet worden. Dorthin zurückzukehren war für die Flüchtlinge unmöglich, in Chatillon war die Familie auch keine Stunde ſicher, und ſo entſchloſſen ſie ſich denn Alle, die Familie Gaſtine mit eingerechnet, nach der Normandie in Frau Joſephens Heimath zu wandern, wo der Fanatismus noch nie ſein bluttriefendes

Haupt erhoben hatte, und dort die Wendung der Dinge abzuwarten. Aber die Mittel zu ihrer Erhaltung waren gering; ſie beſtanden in nichts, als der kleinen Kaſſe des Obriſten d'Alban; doch auf Gott vertrauend traten ſie die Reiſe an, und der ſie aus der Mordhöhle gerettet, führte ſie auch glücklich zum Ziele. Frau Joſephe fand einige von ihren Geſchwiſtern auf, durch deren Verwendung Charlot eine Schmiedewerkſtätte kaufte. Schon nach wenigen Tagen ſtand er hinter dem Ambos und arbeitete unermüdet, denn er hatte für viele Menſchen zu ſorgen. Seine vortrefflichen Arbeiten wurden bald geſucht und die Eſſe füllte ſich mit Kunden und Geſellen. Der Oberſt und d'Audelant-Dathis gingen in Niederländiſche Kriegsdienſte nach Flandern. Ceſars Vater pachtete ein Gut in der Nähe, vermählte ſich bald darauf mit Joſephen, welche ſich gut auf die Landwirthſchaft verſtand, und Beide lebten bald ſorgenlos. Ceſar und Jeannette führten mit dem Bruder das Geſchäft, welches nach einem Jahre zu einem ſtarken Eiſen- und Kunſtwaarenhandel erhoben war. Nach dieſem Jahre reichte auch Louiſe ihrem Geliebten die Hand vor dem Altare. All' ſein wunderliches Sehnen war nun geſtillt. Er weihte Henriettens Andenken manche Thräne, hob ſein Töchterlein, ihr getreues Ebenbild auf den einen Arm, umſchlang ſein jugendliches Weib mit dem andern und rief: „So beſitze ich ſie doch beide und beide mußte ich ſie haben, ſollte mein

Herz glücklich ſein.“ Sie beſchenkte den fleißigen Schmied mit einem Söhnlein; ihr Glück konnte nicht mehr erhöht werden. Die wehmüthigen Klänge aus der Vergangenheit gaben dieſem Glücke ſogar einen überirdiſchen Anſtrich. Wähnten ſie doch von den Geiſtern der Seligen ſich umſchwebt, wenn ſie ſich umſchlungen hielten.

Chretien Gaſtine lernte das Schmiedehandwerk, vor welchem er große Achtung hegte. In der Folge kämpfte er aber unter den Fahnen Heinrichs von Navarra; und als dieſer König ſich auf den Thron Frankreichs geſchwungen hatte, erhielten unſere Vertriebenen alle ihre Güter wieder.

In demſelben Verlage ſind nachſtehende Werke erſchienen.

Bechſtein, Ludwig, die Haimonskinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen, in 4 Sängen. Mit 5 Vignetten broch. 1830. 1 Thlr. 12 gr.

Cavalier, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde, oder Reiſe und Liebesgeſchichte eines vornehmen Deutſchen von Adel, Herrn v. St***. Ehedem zuſammengetragen durch Herrn C. v. H. Jetzt aber zum Nutzen und zur Warnung von Jung und Alt von Neuem herausgegeben, commentirt und gloſſirt durch den Stachlichten, weiland der hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft Ehrenmitglied. 2 Theile. 1830. In Commiſſion. broch. 2 Thlr. 8 gr.

Denkwürdigkeiten [illegible] Scharfrichters unter der Schreckensherrſchaft. Ein Beitrag zur Geſchichte der franz. Revolution von Gregoire. Nebſt einer Vignette. 1830. broch. 1 Thlr. 6 gr.

Eſel, der todte, und das guillotinirte Mädchen. Ein Roman, frei aus dem franz. überſetzt von L. v. Alvensleben. 1829. 18 gr.

Gilblas, der ruſſiſche, oder abenteuerliche und romantiſche Geſchichte des Iwan Wiſchygin, von Th. Bulgarin. Deutſch herausgegeben von A. Kaiſer. 3 Theile. broch. 1830. 2 Thlr. 8 gr.

Gleich, Fr., 47 Jahre eines Revolutionsmannes, oder Leben und Abentheuer Hanet Clery's, während der Revolution, bei den Kriegen in Deutſchland und St. Domingo und in Korſika. A. d. Franz. 2 Theile. 1829. 2 Thlr.

Hau-kiu-tſchoan, oder: die gleichmäßige Heirath. Ein chineſiſches Sittengemälde. Nach der franz. Bearbeitung übertragen von Mathias Weiſe. 1830. 1 Thlr. 3 gr.

Herloßſohn, C., Hahn und Henne. Liebesgeſchichte zweier Thiere. Mit 25 Holzſchnitten von W. Green. 1830. Im farbigen Umſchlag broch.
Fein Patentpapier 2 Thlr. 12 gr.
Ordinaires — — 2 Thlr.

Holtzendorf, Alb. Graf von, Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn v. Thielmann und zur Geſchichte der jüngſt vergangenen Zeit. Zuſammengeſtellt und mit Aktenſtücken belegt. gr. 8. 1830. 1 Thlr. 12 gr.

Die Schmuggler,

und

Die Rückreiſe aus dem Bade.

Zwei Novellen

von

Ludwig Storch.

Gotha,
Verlag von J. G. Müller.
1832.

W

Die Schmuggler.

Novelle.

„Wien iſt mir in den Tod verhaßt, wie überhaupt alle großen Städte," ſagte der Hauptmann von Wahlmann ſehr bitter zu ſeiner Geliebten, der reichen, unabhängigen, in Jugend und Schönheit ſtrahlenden Gräfin Adelheit. „Dies herzloſe, fremde Treiben, das mir ewig Menſchen entgegen wirft, wie die Wogen des Meers den Schaum in die Brandung, Menſchen, die nichts für mich fühlen, für die ich nichts fühlen kann; dies gleichgültige Maſchinenleben iſt mir zum Ekel, ich möchte aus mir ſelbſt heraus fliehen!"

„Wie, und Sie vergeſſen mich dabei ſo ganz? bedenken nicht, daß in Wien ein Herz glücklich in Ihrem Beſitz ſchlägt, und deſſen Liebe das Ihrige wiederum glücklich machen ſollte? Bin ich Ihnen nicht genug? Was darf Sie die Menge kümmern, wenn ich Ihnen ganz gehöre?"

„Das iſt's eben, Adelheit, was mich quält und martert. Sie werden mir in dieſem Menſchengewühle nie ſo ganz gehören, wie es Bedürfniß meines Herzens iſt. Ihr Oheim iſt zu ſeinen Vätern hinüber gegangen, das letzte Hinderniß unſerer Verbindung aus dem Wege geräumt, Sie ſtehen im Begriff mir Ihre Hand zu geben, und den vor Jahren geſchloſſenen Bund unſerer Herzen öffentlich zu beſiegeln. Was bindet Sie an Wien? Weshalb widerſetzen Sie ſich ſo heftig all meinen Bitten, einen kleinen ſtillen Raum für unſer Glück zu ſuchen? Warum wollen Sie mit mir nicht in die Schweiz oder nach Italien ziehen? Nur dort kann ich glücklich ſein."

„Wenn Sie nicht an meinem liebenden Herzen das höchſte Glück Ihres Lebens finden, es ſchlage auf welcher Stelle von Gottes Erde es wolle, ſo werde ich Ihnen auch in den Alpen nicht jene geiſtige Befriedigung gewähren, die nur allein ein dauerndes Glück in das Haus bannt. Ich ſagte Ihnen ſchon oft, laſſen Sie uns noch drei bis vier Jahre in Wien bleiben, dann will ich Ihnen mit Freuden folgen, wohin Sie wollen. Mich aber ſpricht dies bunte, rege Leben unſerer Kaiſerſtadt an, ich liebe dieſe Menſchen, ich bin gern unter ihnen, und ich weiß eine Zeit, wo Sie mir gleich fühlten und dachten. Welche trübſinnige Lebensphiloſophie auch Ihre Meiſterin geworden iſt, ich bin dieſelbe geblieben. Und zu welchen ärgerlichen Gerüchten würden wir durch unſere wunderliche Entfernung Veranlaß geben. Nein, mein Freund, laſſen Sie uns in dem ſchönen Wien bleiben und alle die unſchuldigen Freuden genießen, welche es bietet, und zu deren Genuß uns Jugend, Stand und Reichthum berechtigen.“

„Ihre Beharrlichkeit könnte mir faſt verdächtig werden,“ lachte Wahlmann ſehr bitter.

„Sie beleidigen mich grauſam, Hauptmann!“ rief die Gräſin aufgebracht. „Mir dieſe Inſolenz! Sie ſind gemüthskrank. Sorgen Sie für Ihre Heilung.“

„So laſſen Sie uns Wien verlaſſen!“ verſetzte der Offizier trocken.

„Nimmermehr! Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich nicht aus der Stadt weiche.“

„So werde ich allein gehen.“

„Wie Ihnen beliebt. Sie ſind Ihr eigener Herr und von mir in keiner Hinſicht gebunden.“

„Nun ſo reiſe ich!“ rief Wahlmann im höchſten Unmuth und dem Ausbruch lang verhaltenen Grimms. „Bleiben Sie in Ihrem ſchönen Wien, laſſen Sie ſich von der Unmaſſe Ihrer Anbeter umſchwärmen; ich will mein getäuſchtes, betrogenes Herz in einen fernen Winkel der Erde tragen, um es dort verzucken und verbluten zu laſſen.“

„Sie ſind ein Miſanthrop, und ich möchte nicht die Gattin eines ſolchen ſein,“ erwiederte die Gräſin entrüſtet. „Ihr Wort iſt Ihnen zurückgegeben. Sie ſind frei.“ — Sie verbeugte ſich und verließ das Zimmer. Wüthend ſprang der Offizier auf und ſtürzte aus dem Hauſe. Ihm fiel bei, daß das Zollweſen im Königreich Lombardei-Venedig neu organiſirt werden ſolle, und er lief den ganzen Tag von einem Obern zum andern, um ſich eine Stelle bei der dortigen Mauth zu erbitten. Die Regierung vertraute aus guten Gründen dieſe Poſten gern deutſchen Soldaten, und es fanden ſich wenige, welche mit Luſt dahin gingen, wo ſchon viele im unrühmlichen Kampfe ihr Leben verloren hatten. Um deſto eher erlangte Wahlmann die Gewährung ſeiner Bitte. Mit der Gewißheit, ſchon in den nächſten Tagen eine Anſtellung an der

Mauth in Italien zu erhalten und ſogleich dorthin abreiſen zu können, kam er Abends in ſeine Wohnung.

„Peter!“ rief er ſeinem Diener entgegen, „fort aus Wien! Ich habe mit der Gräfin gebrochen, wir ſind auf ewig getrennt. Schon hab' ich eine Anſtellung in Italien, drum pack' ein, lieber Junge!“ Dies Alles ſprach der Hauptmann mit einer gräßlich freudigen Haſt, welche von ſeiner Zerknirſchung zeugte. Peter ſchüttelte ſchweigend den Kopf und ließ ſich dann die Geſchichte ausführlich erzählen; denn er war ein treuer Diener und Vertrauter ſeines Herrn. Er ſchüttelte aber den Kopf wieder und ſchlich dann heimlich zu der ihm wohlwollenden Gräfin.

Ueber den Comerſee ſchnitt ein Kahn nach Norden hinauf. Wahlmann und Peter eilten ihrem künftigen Wohnort zu. In Mailand hatte der Offizier ſeine Beſtimmung an der nördlichſten Grenze des Königreichs erhalten, ſo wie er gewünſcht und gebeten. Als er nun die rieſigen, eisgrauen und ſchneeweißen Alpenhäupter in den von

Feigen- und Orangenbüſchen umblühten Waſſerſpiegel hereinnicken ſah, da war's ihm, als verſtehe er ſich ſelbſt jetzt erſt, als ſei dieſe Gegend der Schlüſſel zu den Hieroglyphen all ſeiner oft ihm ſelbſt ſeltſam und wunderlich erſcheinenden Stimmungen, Gefühle, Ahnungen und Empfindungen, als würden die Widerſprüche und ſchroffen Gegenſätze in ſeiner Bruſt, die ihn zeither öft geängſtet, durch ein gleiches Verhältniß in der ihn umgebenden Natur erklärt und in einer höhern Harmonie ausgeglichen und gehoben. Vom Kloſter Pis-Piano, über welches ſein Weg führte, erblickte er links noch einmal die Thürme des alten Mailand, rechts die hell glänzende Waſſerfläche des langen Lago Maggiore, an deſſen rebenumblühtem Ufer er ferner zu leben gedachte; hinter ihm aber ſtarrte das Bergtitanengeſchlecht der Alpen in den Himmelsraum und die ſchauerlichen Thäler, von den jäh abſtürzenden Bergwänden gebildet, zeigten ihre offenen Pforten, durch welche die ſtattlichen Berge den mächtigen Seen des Landes, mit denen ſie ſo gerne liebäugeln, ihnen in die hellen freundlichen Augen blickend und im Spiegel derſelben voll Entzücken ihr Bildniß verkleinert ſchauend, die klaren

Waſſer als Dankſpende zuſchicken, geſchwätzige Liebesboten, die den Seen und Flüſſen und ihren Ufern bis zum adriatiſchen Meer hinab viel erzählen von den Bergen und ihrer Liebe.

„In eure finſtern Schluchten mich begraben, wenn ich tobe, auf euren Rücken ſtehen und herabſchauen in das herrliche Pothal, in die blühende Lombardei mit ihren Seen und Strömen, lachenden Feldern und Rebenhügeln, Myrthenhainen und Orangenwäldern, Städten und Dörfern, wenn ich liebe; und an dieſen Ufern, in dieſen Thälern wandeln, wenn ich mich auflöſen möchte in namenloſer Wehmuth: das ſoll ferner mein Leben ſein!“ ſo rief der Offizier, die Arme ausbreitend, um gleichſam die Welt, die ihn umthürmte, an die Bruſt zu preſſen. Gegen Abend langten die Reiſenden mit Maulthieren, welche ſie gemiethet, in Briſago, einem bedeutenden Marktflecken dicht am Lago Maggiore, an. Der Ort war das Ziel der Reiſe. Die Abendröthe glühte eben in den Gewäſſern des Sees wider, die gekräuſelten Wellen glichen goldgelockten Schaafen, die in Heerden dem Ufer zueilten, um noch vor einbrechender Nacht ihre güldenen koſtbaren Vließe in Sicherheit zu bringen und ſich eine Schlafſtätte zu ſuchen. Die purpurne Fluth durchkreuzten geſchäftige Kähne, ſchnell rudernden Seevögeln vergleichbar, die von der flüchtigen und flüſſigen Heerde ſo viel zu erbeuten ſuchten, als ihnen möglich; und oben herab trieben weißſchimmernde Floſſe, tanzende Silberſchilder auf dem ſchwankenden Goldgrund. Die Holzhändler legten am Ufer an, freundlich grüßend und begrüßt von der gaffenden Menge, und der müßige Italiener bot dem Ankömmling Wein und Brot für gute Zahlung. Das grüne Ufer wimmelte von zerlumptem faulen Volk, welches ſich allmälig lagerte und unter des Himmels blauem Dache die Nacht zubringen zu wollen ſich anſchickte, und deſſen eigentliche Abſichten Wahlmann noch nicht vermuthen konnte. Als er, der von jeder neuen Erſcheinung Ueberraſchte, ſich ſatt geſtaunt hatte, folgte er ſeinem Peter nach, welcher mit dem Gepäck bereits ins Mauthhaus vorausgeeilt war, um die Ankunft ſeines Herrn anzumelden. Das Haus war bald erfragt; es lag nicht fern vom Ufer und hundert Führer drängten ſich ihm für eine kleine buona manu auf. Scheu wich das zudringliche Volk zurück, als ein kleiner Haufen, in öſtreichiſcher Uniform, mit einem unterſetzten bejahrten Mann an der Spitze, dem Offizier entgegen marſchirte und ihm die Honneurs auf eine ſehr auszeichnende Weiſe machte.

„Signore,“ redete der alte Anführer in militäriſcher Haltung den Ankömmling an: „ſehen Sie in dieſer todesmuthigen Schaar Ihre Untergebenen, bereit jeden Ihrer Winke zu befolgen, wie es einem braven Soldaten zukommt; und Soldaten waren wir alle.“ Dabei ſtrich er ſich ſelbſtgefällig den grauen Schnauzbart, welcher bis über die Unterlippe herabhing, reckte den Kopf noch um einen Zoll gravitätiſcher in die Höhe und blickte mit kleinen funkelnden Augen, deren Friſche gegen die grauen, dem Bart gleich, lang herabhängenden Wimpern wunderlich abſtach, wie aus einem Verſteck lebhaft lauernd nach allen Seiten hin. Ein Zucken mit der Naſe und einige andere Züge des Geſichtes, welche auch der Maler darzuſtellen nicht im Stande wäre, gaben dieſem Führer ein höchſt komiſches Anſehen, und Wahlmann konnte, während der in ſeiner Uniform hängende Invalid mit aller möglichen Steifheit ſeines Standes vor ihm paradirte, ſich kaum des Lachens enthalten.

„Ihr ſeid gewiß auch ein Deutſcher, guter Freund?“ fragte Wahlmann.

„Ew. Gnaden gehorſamſt aufzuwarten, bin ein Steiermärkiſcher Unterthan Sr. kaiſerlichen königlichen Majeſtät.“

„Und ſeid jeden Falls ſchon lange an dieſem Poſten?“

„Seit dies Königreich nach dem Wiener Congreß iſt formirt worden.“

„So ſeid Ihr bewandert hier und mit den Geſchäften vertraut; ich kann mich im Anfang alſo oft guten Raths bei Euch erholen.“

„Gehorſamſter Diener!“ erwiederte der Alte, ſehr geſchmeichelt, und griff an den Hut, ohne aus ſeiner Drahtpuppenhaltung einen Viertelszoll breit zu weichen. Doch in dieſem Augenblick ſich ſeiner Amtspflicht erinnernd, die er entweder aus allzu großem Mangel an Uebung oder aus übermäßigem Reſpect bis jetzt vergeſſen hatte, ſchwenkte ſich der Corporal plötzlich mit dem Ausdruck eines heiligen Schreckens zu ſeiner in ſchweigender Erwartung unbeweglich harrenden Männerſchaar, und rief mit martialiſcher Stimme: „Präſentirt!“ Die bärtigen Geſichter zuckten bei dieſem Donnerworte zuſammen, wie wenn ein Blitzſtrahl über ſie hinführe, während die Hände gewaltig mit den morſchen Gewehren raſſelten, was dem Offizier eben keinen ſonderlichen Begriff von ihrem Zuſtande beibrachte.

„Straf' mich Gott! Eure Gnaden, mit dem Commando will's eben nicht recht mehr fort,“ lenkte der Corporal jetzt ein; „das macht das freie Leben. Jeder ſtreicht für ſich oder zwei und zwei, höchſtens fünf und ſechs beiſammen, an der Grenze; Einer gilt ſo viel als der Andere, keiner hat zu commandiren, als meine Wenigkeit, deren wackelige Füße das alte Haus nicht weit mehr herum zu tragen vermögen.“

„Die Sorge des Commando's ſoll euch ferner erſpart ſein, mein Freund,“ verſicherte Wahlmann gutmüthig.

„So war's nicht gemeint, Eure Gnaden,“ erwiederte der alte Corporal ſich räuſpernd. „Außer Thätigkeit kommen wäre für mich aus dem Leben kommen. Ich wollte nur mit Eurer Gnaden Erlaubniß ſagen, das ſtrenge Commando iſt an unſerm Poſten überflüſſig. Wir haben nur die Grenze zu bewachen und damit — Paſta!“

„Ich verſteh' Euch, doch mein' ich, der Soldat ſoll überall Soldat ſein.“

„Kreuz, Dorn und Stein! halten zu Gnaden, daß ich fluche; aber wir ſind Soldaten, wackere Soldaten und wollen's bis an unſer ſelig Ende bleiben; haben Ehr im Leibe trotz einer ungarſchen Huſarenbeſtie, und hauen und ſchießen uns mit dem Teufel herum, wenn er uns an der Ehre angreift.“

„Bei ſolchen Geſinnungen werden wir gut zuſammen paſſen,“ erwiederte Wahlmann beſchwichtigend; „entbindet Eure Leute des Commando's und macht mich dann mit der Localität des Orts bekannt.“

Der bewaffnete Hauſe hatte bis jetzt noch in der präſentirenden Stellung verharren müſſen und hätte wahrſcheinlich das Vergnügen noch einige Zeit genoſſen, wäre der Glieder feſſelnde Zauber nicht durch des neuen Offiziers mahnendes Wort gelöſt worden. Ein dankbarer Blick auf ihren Wohlthäter hätte dieſen von ihrer Ergebenheit überzeugen können, wäre ſeine Aufmerkſamkeit nicht mit der Dämmrungumhüllten Alpenkette und dem dunkelnden geheimnißvoll rauſchenden See beſchäftigt geweſen. Unter der erlöſten Mauthbedienung entſtand nun lebhaftes Geſpráchſel und Regſamkeit, ſo daß der Corporal mit einem ſchrillenden: „Stille!“ darunter zu fahren ſich genöthigt ſah.

„Wollen Eure Gnaden nicht die Namen der Leute anhören?“ fragte der Corporal reſpectvoll.

„Sagt mir zuvor Euren eigenen.“

„Eurer Gnaden gehorſamſt aufzuwarten, mein unterthániger Name iſt Baſtel G'münz. Dieſer, der Flügelmann heißt Lieſer Schmoll, iſt auch ein Deutſcher, wird von uns insgemein der lange Lieſer genannt. Dieſer Dickkopf ferner mit dem ſchwarzen krauſen Haar iſt ein Mailánder, Namens Nicolo Beltrame, von uns nur Nicoletto mit der breiten Naſe genannt. Zum Dritten, Paolo Lunardo heißt, weil ein Streifſchuß ans Bein ihn hinken gemacht, der lahme Paul. Viertens —“

„Ich bitt' Euch, lieber Baſtel Gemünz, übergebt mir die Liſte dieſer Leute morgen und ſtellt ſie mir dann vor. Für heute Abend mag's genug ſein; die Reiſe hat mich ermüdet und ich wünſche, daß Ihr mich mit meiner Wohnung bekannt macht.“

Die dienſteifrigen Grenzwáchter zerſtreuten ſich nach allen Seiten, der umſtehende zahlloſe Haufe des Volks fuhr wie eine zerplatzende Bombe ziſchend und praſſelnd auseinander, der weite Mund der zur Nacht ſich wandelnden Dämmrung verſchlang ſie und Alles umher, die verhallenden Stimmen verſchmolzen in das eintönige Gerede des Sees und die rauſchenden Küſſe, die ſeine dunklen Wellen dem ſteinigen Ufer reichten, Nachtgeſänge und Schmeicheleien im traulichen Dunkel von dem geſchmeidigen Waſſer dem harten Boden dargebracht. Denn die Erde iſt eine ſpröde Braut des leicht hüpfenden Fluthgotts, und erwiedert ſeine liebende Umarmungen nicht, und nicht die Lieder, die er ihr jubelt und mit denen er ſie in Schlaf ſingt, und auch nicht die Küſſe, die er ihren grünen Lippen aufdrückt. Er aber befruchtet ſie doch mit ſeinem ſegenbringenden Naß, umſpannt ſie mit ſeinen Wolkenarmen und küßt ſie mit ſeinem Nebelmund, und nur zuweilen, aufgehetzt von dem blauen Luftgott, der auch um ſie buhlt, wirft er ſich, verdrießlich über ihre Unempfindlichkeit, auf ihren blühenden Leib, und verwüſtet ihn, ein roher Gatte, mit gräulichen Mißhandlungen, ſchilt ſie mit Donnerworten aus, reißt ihr den Schmuck ab, tödtet in blinder Wuth ihre Kinder und zerfleiſcht ſie ſelbſt unbarmherzig; ſie aber trägt's auch geduldig.

Schweigend war Wahlmann hinter dem Corporal hergeſchritten und in das ohnfern dem Ufer gelegene Mauthhaus gelangt, deſſen obere Zimmer für ihn eingerichtet worden waren. Sein Peter hatte für die erſte Bequemlichkeit ſo gut als möglich geſorgt und war mit Auspacken des Mantelſackes beſchäftigt.

„Haben Eure Gnaden ſonſt noch etwas zu befehlen?“ fragte der Corporal, nachdem er dem Hauptmann die Einrichtung des Mauthhauſes und der als Hintergebäude daran befindlichen Caſernen gezeigt hatte.

„Ich wüßte nichts, als daß Ihr morgen bei Zeiten hier ſeid, weil ich mich bald den übrigen Zollbeamten vorzuſtellen und dann ſogleich meinen Dienſt anzutreten gedenke. — Zeigt mir doch aber erſt das Schlafzimmer, Corporal!“ Dieſer gehorchte mit einem zweideutigen Geſichte, in welchem man leſen konnte, er habe irgend etwas noch auf dem Herzen.

„Die Thürſchlöſſer ſind in ſehr ſchlechtem Zuſtande, man kann ſie nicht ſchließen,“ bemerkte der Offizier.

„Das iſt Sache der Oberadminiſtration in Mailand,“ verſetzte der Corporal, „und weil die Zimmer zeither unbewohnt waren, ſo iſt deshalb keine Vorſtellung gemacht worden. Bis auf die von Eurer Gnaden die Reſolution erfolgt, wollt' ich Denſelben unterthänig gerathen haben, die Thüren zu verrammeln auf was Art es auch ſei, und ein Muttergottesbild über Dero Bette aufzuhängen, auch den Roſenkranz hübſch bei der Hand zu behalten.“

„Weshalb? ſind wir vor Räubern nicht ſicher?“

„Vor Räubern könnten Sie immerhin ruhig ſchlafen,“ fuhr der Corporal mit einem geheimnißvollen Geſichte fort, „denen würden meine braven Jungen ſchon Eins aufs Leder brennen. Aber das hat nicht Fleiſch noch Bein und iſt unverwundbar, wie die liebe Luft.“

„Nun es werden doch keine Geiſter umgehen?“

„Freilich iſt's nicht geheuer, weder im Hauſe hier, noch in der ganzen Gegend, den See entlang. Die heilige Jungfrau beſchirme jeden ächt katholiſchen Chriſten! Wollt' ich Ihnen aber erzählen, welche nächtlichen gräßlichen Abenteuer ich ſeit meinem Hierſein beſtanden, die Haare würden Ihnen zu Berge ſtehen, wie Schweinsborſten, und vor Tages Anbruch würde ich nicht fertig werden. Trüg' ich nicht einen uralten St. Georgenthaler, den mein Urgroßvater aus den Türkenkriegen in Ungarn mit heimgebracht, und ein Stück einer geweihten Kerze bei mir, die Unholde hätten mir lange ſchon den Hals umgedreht."

„Ihr macht mich ſehr neugierig, Corporal," verſetzte Wahlmann, deſſen Charakter eine Neigung zum Wunderbaren und Außerordentlichen, vorzüglich wenn es die geheimnißvolle nebelige Geiſterwelt berührte, nicht fern lag. „Sagt mir wenigſtens vom Weſen der hier umwandelnden Geſpenſter etwas, damit ich im Nothfall weiß, mit welcher Art derſelben ich es zu thun habe."

„Nach Mitternacht erhebt ſich gewöhnlich ein großer Lärm in der Gegend der barromäiſchen Inſeln und noch drüber, ja andere ſagen, er wälze ſich von den Alpengebirgen über den Teſſino herab durch die Lüfte und über den See hin. Das knallt und pufft und kracht wie Peitſchenſchlag und Hundegebell, aber alles das nicht natürlich, ſondern dumpf und geiſterartig, und die Wellen erheben ſich dann jedesmal und werden unruhig, ſchlagen an einander und peitſchen das Ufer, ſo daß das wirre Getöſe dem Zuhörer angſt und bange macht. Wenn ſich der wilde Lärm wieder gelegt, ſo bläſt der Wind, welcher doch von Mailand heraufkam, nun von der Schweiz herab und treibt die Wellen, welche erſt von Süden hinauf rollten, nun vom Norden her den entgegengeſetzten Weg. Dieſe gräulichen Luftgeiſter, welche den See zur Nacht ganz unſicher machen, daß ſich kein Chriſtenmenſch hinaus wagt, ſondern die Decke über den Kopf zieht, und ein andächtig Paternoſter betet, ſollen der Hofſtaat eines alten heidniſchen Königs ſein, der mit all den Eiſenfreſſern zur Strafe ihrer Sünden bei nächtlicher Weil dieſe Hatz durch die Luft anſtellt. Die Leute hier zu Lande erzählen ſich viel von dieſem alten Götzendiener und nennen ihn Arthus; er ſoll ein König in England geweſen ſein, und nun nächtlich über die Alpen einherfahren durch ganz Italien bis nach Sicilien hinab, wo er im Berg Aetna ſein über alle Beſchreibung prächtiges Schloß haben und darinne Tags über auf güldenen Polſtern ruhen ſoll. Eine Stunde vor

Mitternacht aber fährt er mit all ſeinem geſpenſtigen Hofgeſindel durch die Lüfte davon über das Meer nach England und beſieht ſich in der Geiſterſtunde ſein weites ſchönes Reich. Nach Mitternacht kehrt er aber über die Alpen und Italien in ſein Schloß zurück.“

„Eine weite Reiſe in kurzer Zeit,“ bemerkte Wahlmann lächelnd, „und Ihr ſelbſt habt ſchon mit dieſer engländiſchen Majeſtät zu thun gehabt, Corporal?“

„Eurer G'naden gehorſamſt zu dienen; ich war kaum acht Tage hier, als ich —“

„Verſpart Eure Erzählung, die mich jedenfalls ſehr angenehm unterhalten wird, auf ein andermal. Sagt mir nur das Eine noch, pflegt denn dieſer geſpenſtige Luftſchiffer je zuweilen auf ſeiner Nachtfahrt in dieſem Hauſe einzukehren?“

„Behüte uns der Herr und ſeine himmliſche Heerſchaaren! Das iſt wieder eine andere erſchreckliche Geſchichte. Zur Zeit als noch das Haus der reichen Barromäer auf den kleinen ſchönen Inſeln da drüben im See geblüht hat, iſt dies Gebäude hier ein Abſteigequartier für ſie geweſen, wann ſie nach Como oder Venedig, Mailand oder ſonſt wohin in dieſer Gegend zu reiſen gedachten, oder von dannen heimkehren wollten. Hier lagen ihre Schiffe, auf denen ſie dann überſetzten. Bei ſtürmiſchem Wetter pflegten ſie auch wohl hier zu übernachten. Dergleichen Häuſer hatten ſie noch zwei, eins im Norden am Schweizerufer nahe bei Locarno, eins drüben am ſardiniſchen Ufer bei dem Städtchen Intra. Nun hatte eine junge ſchöne Gräfin aus dem barromäiſchen Hauſe ihren Buhlen, welcher geringeren Standes als ſie geweſen, in gewiſſen Nächten hier in dies Haus beſtellt, und iſt durch eines Schiffers Hülfe von der Inſel entwichen, wenn ihre Eltern ſie ſchlafen gewähnt, hierher gekommen auf ſchneller Fähre, hat ein Paar Stunden bei ihrem Geſpons zugebracht und iſt dann gegen Morgen wieder auf dem Kahn heimgeſchwommen. Einſtmals hat's aber ihr Vater, der alte Graf, gemerkt, iſt ihr nachgeſchlichen, hat ſich ihr nach auch überſchiffen laſſen, und iſt hierher gekommen. Da er nun alſo ganz unverſehends das Liebes-Paar in ſchönſter Umarmung und freundlichſtem Koſen überrumpelt, hat ihn die Wuth dermaßen überwältigt, daß er ohn alles Bedenken den Degen gezogen und dem beſtürzten Edelknaben durch den Leib gerennt, ſeine ehrvergeſſene Tochter aber am Arm genommen, ihres Heulens und Schreiens ungeachtet ſie in das Schiff geſchleppt und dem Schiffer anbefohlen, ſie feſt zu halten, im Sinne habend, er wolle ſie zu Hauſe durch vernünftige Vorſtellungen uud gütiges väterliches Zureden auf einen beſſern Weg bringen. Als ſie nun in dieſer böſen Nacht heimkehrend mitten auf der Höhe des Sees waren, hat ſich das unglückſelige Fräulein losgeriſſen und iſt mit einem Satze hinab in das feuchte Gewäſſer geſprungen und hat darin ihren Tod gefunden, eh der Schiffer und der Vater es haben verhindern können. Seit jener Zeit, die lang ſchon vorüber iſt, — denn damals ſind die Ritter noch in Stahl und Eiſen einhergegangen — ſchwimmt zuweilen um Mitternacht, bevor noch König Arthus ſeine Schaar überhin treibt, ein Kahn, von Nebel und Dunſt geformt, aber ſchier anzuſehen, als wäre er von alten grauen Bretern zuſammengezimmert, über den See, ohne daß ſich nur ein Wellchen regte und das Waſſer von einander wiche, wie doch bei dem kleinſten und leichteſten Fahrzeug geſchieht, und drinnen ſteht in einem blüthenweißen Kleide, worin jedoch einige Blutflecken ſind, — denn die arme Gräfin wurde von ihres Geliebten Blut beſpritzt, als ihn der Vater durchbohrte — der bleiche Geiſt mit langem aufgelöſten trieſenden Haar, legt händeringend am Ufer an, ſchlüpft in das Haus und begrüßt den Geiſt ihres Geliebten, und ſelbander durchwandern ſie dieſe Zimmer, in welchen der Mord vorgefallen ſein ſoll. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich daran denke; und ich will das Sacrament darauf nehmen, daß ich den alten Grafen ebenfalls im Harniſch einherwandeln geſehen, die beiden Geſpenſter vor ſich hertreibend, was mir meine Kameraden nie haben glauben wollen, weil man eigentlich nur von der Erſcheinung der beiden Liebenden weiß.“

„Wunderbar!“ ſagte Wahlmann mehr zu ſich ſelbſt als zum Corporal. „Sollte mir hier ein Schleier ſinken, an welchem ich ſchon oft mit verwegenem Finger gezupft? Sollte nicht allein mein Blick in das Reich der Natur, ſondern auch in das übernatürliche hier erweitert werden? — Es iſt gut, Gemünz; ich dank' Euch für Euren Rath, morgen ſollt Ihr mir mehr von dieſen Dingen erzählen; ich höre dergleichen gern. Schlaft wohl!“

Der Corporal machte ſeine ſteife Reverenz und entfernte ſich mit einem guten chriſtlichen Gruß. Peter war mit Auspacken und Aufräumen fertig, und ſtreckte ſich mit Erlaubniß ſeines Herrn auf die Matratze. Bald verkündete ſein ſtarker Athemzug die Feſtigkeit ſeines Schlafes. Wahlmann durchmaß das Zimmer mit heftigen gleichförmigen Schritten. Des Corporals Erzählung hatte ihn lebhaft ergriffen und die Müdigkeit aus ſeinen Gliedern, den Schlaf von ſeinen Augen verbannt. „Seltſam, bei Gott ſeltſam!“ rief er endlich aus und die Gefühle ſeiner Bruſt wurden zu Gedanken und Worten. „So wär' ich plötzlich an einen Punkt der Körperwelt geſchleudert, an welchen die Geiſterwelt ſich geheimnißvoll anſpinnt? In dieſem alten Gemäuer ſollen die Schemen Dahingeſchiedener wandeln und an die Minute, die ſie hier verweilten, eine Ewigkeit knüpfen? Was treibt dieſe Schatten aus dem Orte ihres Aufenthalts, daß ſie in der bleichen Larve ihrer körperlichen Geſtalt auf dem Boden einherſchweben, den ſie ſonſt betraten und nun nicht mehr berühren können? Um eine Minute Leben eine Ewigkeit dumpfer Qual, oder wie ſoll ich es ſonſt nennen? Eine Minute, aber voll Liebe und Haß! voll mordenden Haſſes und ſterbender Liebe! Ha, ja!

an eine ſolche Minute müſſen ſich tauſend Ewigkeiten knüpfen. Nur Liebe und Haß können das Glied ſein, in welches die Kette der Geiſterwelt greift; hier hängt ſie mit der Wirklichkeit, hier mit mir ſelbſt zuſammen; denn der Grundton meines Lebens iſt ja unendliche Liebe, unendlicher Haß. Kämpfen nicht gute und böſe Geiſter ewig in mir? Der blaue Himmel hat den Bogen ſeiner grundloſen Liebesmilde in mir aufgeſpannt, aber auch die Erde ihre Feuerſchlünde des böſen verderbenden Haſſes in mir aufgeriſſen. Ja ich, oder kein Anderer, bin im Beſitz des erſten Kettengliedes, und wohl auf! ſo will ich die Kette ſo weit erſtreben als möglich, und ſollt' ich ſelbſt über die Brücke wandeln müſſen, welche keine Rückkehr geſtattet. O ihr Geiſter der Liebenden, die ihr den Ort eurer irdiſchen Seligkeit und eures irdiſchen Schmerzes heimſucht, hört mich, wenn ihr um mich ſchwebt, ſeid mir geneigt und laßt mich wiſſen, was euch wieder ein ſo geheimnißvolles Scheinleben zu geben vermag! Vielleicht kann ich euch helfen. Hab' ich doch auch ein Mädchen geliebt mit aller Stärke des Gefühls, deren ein Herz fähig ſein kann. Hab' ich doch alle Qualen der Liebe erduldet, ſelbſt die, nicht verſtanden und den Launen eines Augenblicks aufgeopfert zu werden. O Jugendtraum, Fieberraſerei! Wär' es das Blut allein, das dich erzeugte? Dann wollt' ich es mir abzapfen und in den Sand rinnen laſſen, um Luſt und Schmerz mit ſeinen Wallungen zu vertilgen. Aber auch Geiſter fühlen Luſt und Schmerz, und was meine Bruſt durchbebt und zuckt und raſt, ſchlägt ſeine Wurzel weit hinaus in die Unendlichkeit und ſaugt ſeine Kraft vom Borne der Geiſter. Drum grüne nur wieder von Friſchem, ſtarker Baum, hat dir auch eine räuberiſche Hand die ſchönſten Aeſte gekappt. Geduld! Geduld! es werden neue Sproſſen treiben. — — — — Bald iſt es Mitternacht. Wird wohl die ſchöne Gräfin über den See ſchwimmen? Die Arme! ihr warmes Leben, an des Geliebten Bruſt noch eben in raſchere Wallung, in feurige Bewegung geſetzt, im kalten naſſen Fluthenbette zu enden! Gräßlich ſchön! Mit einem Leben iſt ſolcher Augenblick wahrlich nicht zu theuer erkauft. Aus dem Glutmeer in den Eisſtrom! Kuß und Gegenkuß und des Todes Erſtarrung! Ha! was haſcht die Welt nach Genüſſen, ſie ſind ſchal und meine geſpenſtige

Gräfin allein könnte was Schönes erzählen. Und ſie ſoll's mir, bei Gott! mir! Ich werde die Beſchwörungsformel finden, die ihr den Geiſtermund öffnet. Wenn ſie jetzt käme! — — Was ſeh' ich! — Auf, ihr Fenſter! Die Nacht iſt heller geworden. — Was erblick' ich! Täuſcht mich mein Auge? Schaukeln ſich Rieſengeiſter auf dem See? Trägt der Nebelkahn den liebenden Schatten im ſilberglänzenden Gewand mir entgegen? — Ha Sinne, ſeid ihr ſchon beſtochen und willig zu Geiſterſehern geworden?“ — In großer Aufregung ſtarrte Wahlmann in die Nacht hinaus über die meilenbreite Fläche des Sees hin, und erkannte ſchnell den Irrthum. Denn eben guckte der Mond zur Hälfte nur über das ſavoyiſche Gebirge im Weſten, vollwangig und von zarter Röthe überhaucht, hervor, wie ein neugieriges verſchämtes Mädchen, das nur mit halb gezeigtem purpurgefärbten Geſicht hinter dem Vorhange den Geliebten belauſcht; und wie ſie, ganz hervorgetreten, zuerſt einen Blick in den Spiegel wirft, um ſich zu überzeugen, daß ihre Reize des Geliebten würdig, ſo ſah des Mondes liebliches Haupt in den ruhigen Spiegel des Sees herab, und ſein ſchneeglänzendes Bild zitterte in meilenlangen Streiflichtern, tauſendfältig in den leicht bewegten Wellen gebrochen, und der ſilberne Schein hüpfte raſch über die Fluth hin und überſtrömte rechts und links und vorwärts die vom Blick unbegrenzten Waſſerflächen. Der dünne Mondſtrahl ſchien ſich auf dem See zu wiegen, und die dunkle mächtige Sehnſucht des Nachthimmels, vom Kuß des Mondes geklärt und beruhigt, ahnete in der ihn ſelbſt widerſtrahlenden Tiefe der Gewäſſer ſeine geheimnißvolle Befriedigung. Wahlmann ſtand in tiefes Staunen verſunken; die Neuheit des herrlichen Naturſchauſpiels ſchien ihn, gerade in dieſer Stimmung, auf eine geraume Zeit zu entkörpern. Sein Geiſt ſchwelgte in Blicken, und die Bewegung ſeiner Locken, mit denen die Nachtluft ſpielte, war die einzige ſeines Körpers. Wie tauſendjährige Erinnerungen wehte es ihn wehmüthig an; die Träume ſeiner frühſten Jugend gingen ihm in unendlicher Ferne, aber in ſchönſter Klarheit auf; ihm war's, als liege nun das Ziel aller Ahnungen und aller Sehnſucht vor ihm, als ſei nur noch ein Schritt, und in dem ruhigen Fluthenſpiegel die Deutung und Löſung des Räthſels zu ſchauen, und in ſeinem Thau gleiche alle Disharmonie des Lebens ſich aus. Er breitete die Arme aus und rief: „Wohnſt du da unten, die ich einſt in Adelheit geſucht und gefunden wähnte? Biſt wohl des Sees zauberſchöne Fei und haſt es mir angethan?“ — Ein Getöſe ſcheuchte die ſchönen Bilder von ihm. Aus weiter, weiter Ferne ſcholl es über den See herab und klang wie dumpfes Rufen und Klatſchen, wie ſtarker Ruderſchlag in den Wellen, und wurde allmälig lauter und lauter, je näher es zu rücken ſchien. Wahlmanns Geiſt ergriff ſogleich wieder der Gedanke an König Arthur und das geſpenſtige Liebespaar, aber ſo ſtark er das Auge anſtrengte, er vermochte nichts zu entdecken. Inzwiſchen war es ihm oft, als offenbare ſich, obgleich weit von ihm, am Ufer und auf dem See eine große Lebendigkeit, und die Stille der Nacht, in welcher ſich nicht einmal die Luft zu bewegen ſchien, trug mancherlei Töne an ſein lauſchendes Ohr, die er ſich jedoch nicht klären und deuten konnte. Endlich erhob ſich der Nordwind, die Wellen erſtanden höher aus dem Waſſerſpiegel, und trieben bald in der Strömung nach Süden hinab. Die Töne verhallten und verklangen allmälig. Stille und Mondſchein woben ihre zarten duftigen Schleier um See und Berge, und mit Lufthauch und Erinnerung trank der begeiſterte Schauer ſüße Müdigkeit, und des Lagers kleiner Raum ward bald zum Paradiesgarten, der von all jenen Früchten zauberiſch glänzte, die auf Erden nicht zu reifen vermögen.

Der Firn donnerte durch die Alpenſchlüchte, die Häupter des Gotthardt und der andern Hünenberge waren in Wolken gehüllt. Von Savoyen herüber zog eine ſchwarze Gewitterwolkenmaſſe und ſenkte ſich in die blühende Lombardei hinab. Von der Schweiz herüber ſtürzte ein zweites Gewitter. Wahlmann und ſein Peter waren in den dichteſten Nebel gehüllt, und eilten nach der Herberge von Centovalli, einem Dorfe hoch im Gebirge. Es war Wahlmanns erſte Ausflucht in die Höhenwelt, zu welcher ihn unwiderſtehliches Verlangen, nachdem ſeine Einrichtung im Zollhauſe und die Dienſtangelegenheiten beſorgt waren, hinauf gelockt hatte. Dem wildbrauſenden Teſſino entgegen ziehend, hatten die beiden Wandrer in der einfachen Kleidung lombardiſcher Landleute, weil in der öſtreichiſchen Uniform zu reiſen ſehr gefährlich war und ihnen abgerathen wurde, einen großen Theil der Alpenhöhe erſtiegen, und ſchon war Wahlmann einige Tage in Genüſſen ſchwelgend durch Schluchten und über Felſen, durch blühende Thäler und ſchneebedeckte Höhen geſchritten, wie die Stimmung ſeines innern Saitenſpiels rauhe oder ſüße Töne angegeben hatte. Das Gewitter vorausſehend, waren die Alpenwandrer dem nächſten Gebirgsorte zugeeilt, aber die Wolken, welche ſich an den Höhen herabwälzten, ſelbſt durchſchneidend, langten ſie durchnäßt an der Pforte der Herberge an. Auf demſelben Pfad ſtiegen auch andere Fußgänger, theils ſelbſt mit ſchweren Laſten beladen, theils hochbepackte Maulthiere vor ſich hertreibend, nach dem Hauſe herab. Wahlmann holte Einzelne ein, Andere kamen ſpäter und auf anderen Fußwegen; denn die Straßen durch die Gebirge beſtehen aus viel hundert Pfaden, oft kaum ſichtbar, aber von den Einwohnern des Canton Teſſin wohl gekannt und benutzt. Der Sturm, welcher von oben herab brauſte, peitſchte die Träger und trieb ſie zu noch raſcherer Eile, ſo daß ſie den ſteilen Abſchüſſen gleichſam herabzuſtürzen oder in der Luft flüchtig herzuſchweben ſchienen; der Nebel zeigte nur die Umriſſe ihrer Geſtalt und lieh ihr ein wunderbares grauſenhaftes Anſehen. Wahlmann ſtand in der Thüre des niedern Hauſes, und ſtarrte durch die grauen feuchten Wolkenſchleier den Ankommenden entgegen, die wie Geiſter plötzlich aus der Hülle heraustraten, auf das Haus zuſchwebten, und erſt den Boden wenige Schritte vor demſelben zu berühren ſchienen, wo er nur ſichtbar war. In der Hausflur angelangt, grüßten ſie den verkleideten Offizier freundlich, warfen keuchend ihre Laſten ab, und ſtreckten ſich auf die hölzernen Bänke oder auf den Boden, um auszuraſten. Theilnehmend trat Wahlmann zu einigen dieſer Träger und fragte: „Was habt ihr in euren Säcken und Bündeln, ihr lieben Leute? Ihr ſcheint ſchwer daran zu tragen?“

„Allerlei, mein Freund,“ verſetzte ein hämiſcher Kerl lachend, „was Euch zu wiſſen eben nicht nöthig ſein möchte.“ — Die Andern fielen in das rohe Gelächter ein und warfen ſich vielſagende Blicke zu.

„Meine Frage geſchah nicht aus Neugierde,“ erwiederte Wahlmann empfindlich, „und verdiente keine ſolch unbeſcheidene Antwort.“ — Peter kam eben aus der Stube und meldete, daß die beſtellte Mahlzeit bereit ſei, und beide gingen, das Milchgericht zu genießen. Sich ergötzend an der wohlſchmeckenden Speiſe, welche kein Ort des Cantons in ſolcher Vollkommenheit zu liefern vermag, als Centovalli mit ſeiner reichen Viehzucht und herrlichen Weiden, blickte der Offizier von Zeit zu Zeit durch die kleinen Fenſter, um den Gang der Gewitterwolken zu beobachten. Die Halle füllte ſich unterdeſſen mit Reiſenden und Laſtträgern, und einige derſelben traten auch in das Zimmer, vom Wirthe und deſſen Familie freundlich bewillkommt. Jener breitſchultrige Geſelle, welcher Wahlmann ſo trotzig geantwortet, ſetzte ſich mit einem bejahrteren Mann an einen Tiſch oben an, von den Andern abgeſondert, und des Wirths Bube bediente ſie zuerſt mit Wein, Brot und Käſe. Alle Anweſenden ſchienen dem Alten eine gewiſſe auszeichnende Ehrerbietung zu beweiſen.

„Wie geht der Handel, Nicolo?“ fragte der Wirth den Alten.

„Schlecht!“ verſetzte dieſer. „Die Oeſterreicher wollen wieder was wiſſen; überall neue Offiziere, junge Naſeweiſe, denken, ſie zögen eine Mauer ums Land mit ihrem Kopf.“

„Nun, es wär' ja der erſte nicht, dem ihr Eins aufbrennt.“

„Kann auch geſchehen, wenn uns das deutſche Geſindel in Wurf kommt. Den Comerſee haben ſie uns ziemlich verkeilt und weiter hinüber iſt auch nicht viel mehr zu machen. Ueberall neues Volk mit Luchsaugen, und ſtreiſt bei Tag und Nacht wie Schneegänſe. Auf dem Lacarnoſee iſt eigentlich noch unſer Hauptabſatz; wär' die edle Neutralität deſſelben nicht, unſre beſten Leute hätten ſchon Erde geſchluckt.“

„Nun, ihr fürchtet euch doch nicht vor den Oeſtreichern? die Meiſten haben euer Geld ſo lieb und noch lieber, als das ihres Kaiſers.“

„Die Alten; aber das junge Volk, was ſie über die Alpen herſchicken, bringt wunderliche Begriffe mit von Vaterlandsliebe, Ehre, Amtspflicht und was weiß ich. Als ob wir nicht beſſer für das öſtreichiſche Land ſorgten, als ſie.“

„Ja wahrlich, wir ſind des Landes Wohlthäter, und jeder Lombarde iſt uns gewogen,“ riefen zehn Stimmen fröhlich durch einander.

„Der Satan hole die deutſche Brut, die ſich den Italienern ewig aufdrängt!“ fiel der Alte wieder ein, und Alle hoben ihre Gläſer, um auf den chriſtlichen Wunſch anzuſtoßen und zu leeren. „Aber gegen die Uebermacht iſt nicht zu ſtreiten,“ fuhr Nicolo fort. „Gewalt kann nur mit Gewalt vertrieben werden; wir Einzelne müſſen deshalb den Krieg im Kleinen führen, um das Gute zu erzielen. Mein Fermo da iſt ein wackerer Schütz, und hat ſich dieſer Tage große Ehre und meine Tochter zur Braut erworben. Vier öſtreichiſche Schnapphähne, die uns zu nah gekommen, nahm er gut auf's Korn; ſie brauchten dem Obermauthner in Como keinen Bericht mehr abzuſtatten.“ Ein allgemeines Gelächter zeigte den Beifall an, welchen man dem Sprecher zollte.

„Wo habt ihr eure Tochter? begleitet ſie euch diesmal nicht?“ fragte der Wirth weiter.

„Sie iſt bei einem lahmen Maulthier zurückgeblieben, und muß bald da ſein; Fermo, ſieh doch nach ihr!“

Der unterſetzte Menſch mit dem hämiſchen Geſichte erhob ſich träge von der Bank und ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus. „Sie füttert das

Thier draußen,“ lautete ſein gleichgültiger Bericht.

„Ruf ſie! Sie ſoll mit uns auf gut Glück trinken. Wir haben ein tüchtig Stück Arbeit vor, und einer reinen Jungfrau Wunſch und Gebet vermag bei den Heiligen viel.“

„Gianetta!“ rief Fermo zum Fenſter hinaus, und eine helle ſchöne Stimme gab Antwort. Gleich darauf hüpfte das niedliche Schweizerkind in die Stube. Ihre Augen funkelten wie ſchwarze geſchliffene Edelſteine; ihr Köpfchen drehte ſich raſch nach allen Seiten, und Hand und Mund theilten Grüße aus. Wahlmann wurde von dem Anblick dieſer natürlichen Schönen wunderbar ergriffen, und als auch ihn ihr Blick traf, als die kleine niedliche Hand, mit ſchneeweißen Spitzen eingefaßt, auch ihm einen Gruß, vom freundlichſten Nicken begleitet, zuwinkte, fühlte er, daß ihm das Blut vom Herzen aus ſiedend heiß in alle Adern ſchieße. War's ihm doch, als ſei der Nebel plötzlich von einander geriſſen, und da, wo er ſich getheilt, ſei eine Sonne auf azurblauem Grund hervorgetreten, und habe ihn mit den mildeſten ihrer Strahlen angelächelt, aber auch das Herz in Brand geſetzt.

„Gott grüß, Jungfer Gianetta!“ ſagte der Wirth und bot ihr den einzigen gepolſterten Stuhl mit hoher Lehne in der Stube. „Friſch und munter, wie ich ſeh', und eine Braut? Das ſchickt ſich.“

„Das arme Thier!“ fiel ſie dem Wirth in die Rede, und es ſchien Wahlmann, der ganz Ohr war, als ob deſſen Worte ihr nicht beſonders angenehm geweſen wären. „Das arme Thier! Es wird langſam gehen, eh wir es nach Chiaſſo bringen.“

„Du haſt ja nichts zu verſäumen,“ entgegnete der Vater; ich gebe Dir einen Buben mit und Du kannſt die Reiſe langſamer machen. Wir aber müſſen eilen, um einen Hauptſchlag auszuführen. Vorgeſtern hört' ich, daß der neue Offizier in Briſago verreiſt iſt; bevor er heimkehrt, müſſen einige hundert Zentner über den See.“

„Wie ſtark iſt jetzt euer Hauſe, Nicolo?“ fragte der Wirth.

„Mir etwas zu ſtark,“ verſetzte dieſer; „ich führe jetzt allein hundert und acht und ſechzig erwachſene Männer an, ohne die Buben und Mädchen, deren Zahl ſich auch an hundert belaufen mag. Ja glaubt, Freund, es will was heißen, alle Tage ſo viel Mäuler zu ſtopfen.“

„Ihr verdient auch euer hübſches Geld,“ verſetzte der Wirth mit einem pfiffigen Lächeln; „man weiß ſchon, wie hoch ihr euch ſteht, wenn ihr gleich in ſolch grobtuchenem Wamms geht und euer Maulthier treibt, gleich einem Andern.“

„Meint ihr, dieſe Leute ließen vergeblich öſtreichiſche Flinten auf ſich abdrücken? Der Teufel! auf die Möglichkeit, daß ihm ein Andrer vier Loth Blei in den Leib jage, will Jeder vier Pfund Silber in die Hand. Und wie oft fiſchen die Spürhunde manche ſchöne Ladung weg! Ich muß froh ſein, nur den Burſchen gerettet zu ſehen, muß den fetten Biſſen in ihren Klauen laſſen und mir das Maul wiſchen.“

„Dafür zahlt euch die Bank in Chiaſſo den Verluſt bis zum Denar herab, bei der ihr euren ganzen Handel verſichert habt, wie ich wohl weiß.“

„Aber ich muß der Bank auch jährlich ein Paar hundert Dukaten zuwerfen. Ei! ich verdiene mein Geld, das dank' ich aber dem Teufel nicht und keinem Heiligen; dafür hab' ich Tag und Nacht keine Ruhe, und muß ſtets bedacht ſein, wie ich all die Leute verſorge und meine Waaren an den Mann bringe. Ihr ſitzt ruhig in eurem Schwalbenneſt da oben, und löſt von mir und meinem Haufen jährlich, gering gerechnet, funfzig Dukaten, und es werden wohl einige vierzig Haufen ſein, die alle mehr oder minder dieſen Weg ziehen und auch mitzu bei euch einſprechen. Ihr verdient euer ſchönes Geld mit Zuhauſebleiben."

„Wir wollen tauſchen, Nicolo," ſagte der Wirth ſcherzend und hielt die Hand hin; „zugegeben, daß ich eben ſo gute Einnahmen hätte, als ihr, obgleich ich in Wahrheit nicht den hundertſten Theil habe, ſo genießt ihr bei eurem Geſchäft eine Luſt und Vergnügen, wie kein König der Erde."

„Da habt ihr Recht, Wirth!" rief eine andere noch nicht vernommene Stimme, und ein hoher ſtarker Jüngling, mit einer breiten Bruſt, einem friſch blühenden Geſicht und edler Habichtsnaſe, trat hervor, den Hut etwas zur Seite auf die ſchwarzen glänzenden Locken geſchoben, und den Dampf ſeiner Zigarre weit vor ſich hinblaſend. „Bei allen Heiligen! ich möchte nichts anderes ſein, als ein Fruſtratore. Ich will euch nicht prahlend berichten, was ich für Aemter und Würden bekleiden könnte, zög' ich dies freie Leben nicht jedem andern vor. Seit kein Krieg mehr in Italien iſt, hat ein kühnes Herz kein Feld für ſeinen Muth, als dieſe Alpen zu erklettern und den armen Lombarden die Steuer zu erſparen, die ſie dem Kaiſer für jeden Bettel zahlen müſſen, der doch zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Ein Bandit und Räuber zu ſein, iſt ein ſchimpflich Gewerbe; was bleibt der Ehre und Tapferkeit anders übrig, als ſich zu den Fruſtratori zu ſchlagen? und wahrlich, Wirth, mit einem König tauſcht' ich nicht!"

Die Umherſitzenden jubelten dem Sprecher ihren Beifall zu, und ſein begeiſtert rollendes großes Auge ſagte ihnen ringsum Dank. Nur Gianetta gönnte ihm auch nicht einen Blick, und Wahlmann ſchien es doch, als habe er ſie allein angeredet und all die Worte ſeien nur ein Lob auf ſie und auf die Seligkeit geweſen, in ihrer Geſellſchaft zu leben.

„Du biſt ein braver Kerl, Antonio," ſagte der bejahrte Anführer und reichte ihm die Hand. „Nach Gewinn fragſt du nicht, und nur nach der Ehre. Hätt' ich noch eine Tochter, du müßteſt mein zweiter Schwiegerſohn werden." Antonio knöpfte ſich bei dieſen Worten das Wamms, welches von feinerem Tuch, auch eleganter gearbeitet war, als die Kleider der übrigen, und lüftete unruhig ſich das Halstuch, als ſei ihm viel zu heiß. Dabei ruhten ſeine Augen ſtets auf Gianetta, doch kein Gegenblick begünſtigte ihn; vielmehr blickte ſie mehrmals verſtohlen nach Wahlmann; doch dieſer wagte nicht ſie anzureden, aus Beſorgniß, er möchte erkannt werden.

„Wann wird die Hochzeit ſein, Fermo?“ fragte der Wirth.

„Ei, morgen lieber als übermorgen!“ verſetzte dieſer, abermals widrig lachend, und Zehne ſtimmten mit ein. „Wenn Gianetta ſolche Luſt zum Eheſtande hätte, wie ich, und Vater Nicolo den Schrein aufthäte, ſo ſollte es nicht lange Anſtand haben.“

Das holde Mädchen war wie mit Purpur übergoſſen, ſie wendete, wie unwillig über die Rohheit ihres Bräutigams, die Augen ab und ſah Wahlmann wieder an, gleichſam als wolle ſie ihn um Verzeihung bitten.

„Lange ſoll's nicht mehr währen,“ ſagte der Vater. „Haben wir unſern jetzigen Vorrath glücklich über den See und ins Geld geſetzt, ſo wollen wir das Mehl zu den Hochzeitfladen ankaufen. Ich habe es ſatt, ſo viel Leute anzuführen, und Fermo ſoll nach der Hochzeit das Oberhaupt der größeren Hälfte meines Haufens ſein.“ — —

„Woher des Wegs, Landsmann?“ fragte jetzt Antonio, der ſich neben Wahlmann geſetzt hatte, wahrſcheinlich um Gianetta beſſer beobachten zu können, während die Andern in einzelnen Gruppen theils mit dem Wirth und deſſen Leuten, theils unter einander ſelbſt ſich mehr oder minder lärmend unterhielten.

„Ueber den Gotthardt,“ verſetzte der Offizier. „Wüßt' ich aber, ihr wärt ſo grob, wie euer Gehülfe dort, ſo würde ich euch geantwortet haben, wie er mir vorhin.“

„Laßt euch das nicht kümmern,“ ſagte der Jüngling zutraulich. „Der iſt, wenn man's ſehr gelinde ſagen will, ein Grobian, und hat ſich in des alten braven Nicolo's Gunſt geſchlichen. Wird er Anführer, ſo werd' ich ein öſtreichiſcher Spürhund. Mich dauert nur das arme Kind hier. Seht dieſe friſch aufgeblühte Roſe, glänzt ſie nicht wie ein Gletſcher, den die Sonne mit ihrem Abſchied überpurpurt. Und nun — — o man muß viel verſchlucken. Wie weit gedenkt ihr noch heute?"

„Mir gilt die Herberge gleich, und da ich gern noch einen freien Blick ins Land thun möchte, ſo werd' ich das Gewitter abwarten und vielleicht gar hier ſchlafen."

„Es thut mir leid," ſagte der lebhafte, ſchwarzlockige Antonio, „aber ihr ſeid jung und ſcheint nicht von ſchlechtem Herkommen, auch von gutem Gemüth und ich hätt' euch gern noch manches anvertraut. Oft hilft ein zufällig gefundener Freund mehr als ein lang gepflegter, und ich habe Zutrauen zu euch gefaßt. Aber wir haben Eile; denn übermorgen Nacht müſſen wir über den See."

„Was führt ihr für Waaren? Steht ihr an der Grenze dort mit den Mauthnern in Verbindung?" fragte Wahlmann unvorſichtig, und Antonio ſah ihn mit großen Augen an.

„Sagt mir vorerſt, wer ihr ſeid?" verſetzte dieſer. „Mein Vertrauen könnte mich zu weit führen. Mir fällt auf, eure Sprache paßt nicht zu euren Kleidern. Ihr ſeid kein Lombarde." Wahlmann wollte ihn zu beſänftigen ſuchen, das vermehrte aber des Schmugglers Verdacht, und erregte die Aufmerkſamkeit der Uebrigen.

„Was iſt's mit dieſem Manne?“ fragte Fermo und ſprang herbei. „Hat er dich auch ausforſchen wollen, wie mich vorhin? Was gilt's, dieſe beiden ſind öſtreichiſche Spione?“

Alles erhob ſich auf dieſes Wort und umſtand den Offizier und ſeinen Bedienten.

„Es ſind welche von den neuen Soldaten!“ riefen einige Stimmen, und ſchon faßten mehrere Arme Petern allein, um ihn über Geburts- und Wohnort, Gewerbe und Geſchäft und über den Zweck der Reiſe auszufragen. Ein andrer Hauſe nahm Wahlmann vor, und er hielt es für das Beſte, der Gewalt und der Uebermacht nachzugeben. Aber ſeine Antworten ſtimmten nicht mit denen ſeines Dieners überein; denn beide hatten ſich auf ſolchen Fall nicht vorbereitet. Während dem Verhöre bemerkte Wahlmann Gianettens Angſt und Beſorgniß, ſah wie ſie ihrem Vater mehrmals mit gütigem Blick etwas ins Ohr flüſterte, und hörte, wie ſie den Haufen zur ſchnellen Beendigung der Sache und zur eiligen Weiterreiſe antrieb. Als ſich die Schmuggler hinlänglich überzeugt hatten, daß die beiden Fremden keine Lombarden ſeien, wurde vom alten Nicolo das Urtheil alſo geſprochen, daß ſie acht Tage gebunden bei dem Wirthe bleiben und dann von einigen Schmugglern über die Alpen nach Tyrol oder doch auf den Weg dahin geführt werden ſollten. Für ihren Unterhalt legte er eine Summe beim Wirth nieder. Die Sentenz wurde ſogleich vollzogen; man band ihnen eine Hand auf den Rücken und einen Fuß daran, ſo daß ſie nur nothdürftig hinken konnten. Aller Waffen entblößt, mußte ſich Wahlmann auch dies gefallen laſſen und hoffte nach Entfernung der Schmuggler den Wirth ſchon durch Drohungen zu ihrer Freilaſſung zu bewegen. Sogleich wurden ſie in ein feuchtes unterirdiſches Felſengemach abgeführt, welches hinter ihnen verſchloſſen ward. Gianetta warf dem Offizier, als er an ihr vorüber ſchritt, einen ermuthigenden freundlichen Blick zu, und er ging heiteren Muthes. Peter begann ein Klagelied, doch ſang er es ſich allein; denn ſein Herr war von andern Gedanken und Gefühlen bewegt, die eher einen Jubel- als Klageton erzeugen mochten. Die unvergleichlichen Reize und natürliche Anmuth des Mädchens, welches ihm gegenüber geſeſſen und mit ihren Blicken ihn verſengt hatte, wandelten ihm auch jetzt noch den Kerker in einen duftenden Roſengarten. Bald darauf hörten die Gefangenen den Hauſen der Fruſtratori abziehen. Als aber der erſte Rauſch vorüber war, mußte ſich Wahlmann doch geſtehen, daß ſeine Lage nicht die angenehmſte ſei. Nicht allein war er aller Bequemlichkeiten beraubt, das wäre noch zu verſchmerzen geweſen, aber dieſer Schmugglerhauſe wollte ja in der Nacht des übermorgenden Tags eine bedeutende Waarenladung in das Königreich über den See einführen, und ſeine Pflicht heiſchte, daß er dieſer Waaren habhaft werde. Wie konnte er dies aber ausführen, wenn er auch nur einen Tag in dieſem Keller zubringen mußte? Schon war er im Begriff, durch Pochen und Rufen den Wirth herbei zu ziehen, und alle Mittel, Bitten, Beſtechung und Drohungen, anzuwenden, um nur in Freiheit zu kommen, als er ein Geräuſch vor der Thüre vernahm. Raſch wurde das Schloß gedreht, die Thüre geöffnet und zu Wahlmanns freudigſtem Erſtaunen ſtand Gianetta vor ihnen.

„Ihr armen Leute,“ ſagte ſie gutmüthig, aber doch ſchüchtern, „laßt mich das Unrecht wieder gut machen, was die rohen Geſellen an euch verübt. Ihr ſeid gewiß keine Spione, und werdet uns nicht verderben wollen.“ Mit dieſen Worten ſchnitt ſie die Stricke entzwei, welche Wahlmanns Glieder feſſelten, aber mit ihnen war ſeine Zunge noch nicht gelöſt, und von Gefühlen übermannt, ſchloß er ſtumm ſeine Befreierin, ſobald er die Arme wieder bewegen konnte, in dieſelben; doch mit den Roſen holder Verſchämtheit auf den Wangen entwand ſie ſich züchtig der ſtürmiſchen Umarmung, um auch den Diener der Bande zu entledigen. Erſt als ſie wieder unter dem freien Himmel ſtanden und die untergehende Sonne ihre Geſichter vergoldete, als Gianetta, wie eine Heilige in Strahlenglanz gehüllt, den Berg ſchweigend hinab ſchritt, da gewann Wahlmann Worte, und: „Holdes Kind, das Du mir erſchienen biſt, wie der Engel dem heiligen Paulus im Kerker, um ihn zu erlöſen, enteile mir nicht auch ſo ſchnell und verſchmähe meinen Dank nicht!“ rief er der haſtig davon Schreitenden zu.

„Ihr ſeid mir keinen Dank ſchuldig, werther Herr,“ verſetzte das Mädchen. „Hat doch mein

Vater und ſeine Leute Euch groß Unrecht gethan, aber ſie wußten alle nicht, was ich wußte."

„Und was wußteſt Du denn?" fragte Wahlmann neugierig und nahm ſie bei der Hand, um ihr in das liebe engelfreundliche Geſicht zu blicken. Sie aber ſah ihn recht ſchelmiſch an, eine unbeſchreibliche Anmuth war über ihr rundes Geſichtchen ausgegoſſen, und lächelnd, ſo daß ſich zwei Grübchen in ihren Wangen bildeten, Roſenlauben für den kleinen neckenden Liebesgott, ſagte ſie mit aufgehobenem drohenden Finger: „Ei ich wußte, daß Ihr weder ein lombardiſcher Landmann, noch ein öſtreichiſcher Spion ſeid, denn beide würden nicht ſolch feine Wäſche tragen, wie hier aus Eurem Wammſe herausguckt, welche aber nur ein Weiberauge zu bemerken pflegt, und ich war ja das einzige weibliche Weſen in der Stube; auch ſah ich Eure geſtickten Achſelbänder unter der Weſte und die goldene Uhr mit der brillanten Kette, als Ihr den Wirth bezahltet und nach der Tageszeit forſchtet."

„Ei Du haſt ja jede meiner Bewegungen ſorgfältig belauſcht!" rief Wahlmann freudig.

„Warum ſollt' ich nicht? Ihr werdet's gewiß nicht übelnehmen, edler Herr. Wir Mädchen ſe hen's ja auch nicht ungern, wenn man fleißig nach uns ſchaut. Die andern Geſichter in der Stube kenne ich ja alle ſchon Jahre lang und mit den meiſten muß ich täglich verkehren, das Eurige war mir aber ganz neu und Ihr erregtet deshalb gleich meine Aufmerkſamkeit.“

„O wüßteſt Du, wie dies naive Geſtändniß mich beglückt!“

„Wenn euch das Vergnügen macht, ſo will ich Euch noch lange anſehen; aber Ihr ſeid gewiß ein vornehmer Herr und lacht nachher über mich einfältiges Kind.“

„Glaube das nicht von mir, Gianetta; ich würde mich nicht ſo freuen, wenn eine Königin huldreich zu mir ſpräche.“

„Ach, da muß ich nun über Euch lachen! Ihr glaubt wohl, ich wüßte nicht, wie das gnädige Wort einer Königin entzückt? O meine gute Königin hat mich gar ſehr geliebt! Nun iſt ſie todt; aber ich möchte jedesmal weinen, wenn ich an ſie denke, und wenn ich allein bin, dann wein' ich auch.“

„Und was war denn das für eine Königin?“

„Die Majeſtät von England. Da unten nicht weit vom Comerſee, nach uns zu, ſteht die ſchöne Villa d'Eſte, welche ſie bewohnte und nach welcher ſie die ſchönſte Straße hat bauen laſſen. Erſt konnte man von Como aus nur zu Waſſer nach der Villa kommen. Dort hat ſie lange gewohnt und viel, gar viel geweint; denn ob ſie gleich eine reiche und ſchöne Königin war, ſo war ſie doch keine glückliche Frau, und oft, wenn ich ſie fragte, was ihr denn eigentlich fehle und weshalb ſie ſich ſo härme, ſo antwortete ſie mir jedesmal: o wie glücklich biſt du, mein theures Kind! und hob mich auf und küßte mich.“

„Wie aber kamſt Du denn zu ihr?“

„Als ſie die Villa gemiethet hatte – doch ich plaudre mit Euch und unten wartet mein armes Thier mit dem Buben auf mich; wollt Ihr mit uns hinab, ſo ſputet Euch. Aber ſeht doch unten eben das Gewitter, wie es ſich abtobt! Ei das iſt zu ſchön! und wir müſſen um deswillen wohl noch ein wenig hier verweilen.“ Der Anblick war wirklich überraſchend neu und ganz ungewöhnlich ſchön. Das ganze tiefere Land des Cantons Teſſin, ſo wie weiter hinunter die Länderflächen und Seen der Lombardei waren ganz mit den ſchwärzeſten

Gewitterwolken bedeckt, während hinter den Wanderern die Alpen in die blaue Abendluft ragten und vom letzten Kuß der ſcheidenden Sonne noch einmal erglühten. Weit hin konnten ſie über dies gethürmte und maſſige Wolkenmeer hinſchauen, deſſen tiefdunkler Grund von einem zarten Widerſchein der Abendröthe überhaucht war. Aber rechts und links zuckte die glühende Schlange des Blitzes durch die Wolken; denn zwei Gewitter kämpften gegen einander, wie zwei ungeſtaltne furchtbare Rieſen, verderbenbrütende Nebelſöhne und mächtige Zauberer, deren jeder alle Künſte und geheimſten Kräfte aufbietet, um den andern zu vernichten. Auch war's als blickten die Wanderer auf ein großes mit Hügeln beſetztes nachtumhülltes Feld, welches von Minute zu Minute ſich aufriß und einen Blick in den flammenglühenden Schlund der Unterwelt vergönnte. Der Donner hallte unten in der Landſchaft und drang weniger ſtark in die Höhe, in welcher die Wandrer, von der heiterſten Abendſchöne umſpielt, ſtanden und in den Kampf der Elemente hinab ſtaunten. Gianetta's Augen leuchteten und unwillkührlich falteten ſich in frommer Begeiſterung ihre Hände; dann warf ſie einen herzinnigen Blick hinauf in die reine Dunkelbläue des Himmels und in die ſtrahlende Herrlichkeit der Abendröthe, welche die Tiefe ſeiner Ahnung mit der ſchönſten Gewißheit prachtvoller, göttlicher, von überirdiſchem Schimmer durchglühter Erfüllung begrenzte, und als das ſchwarze Mädchenauge dort einen Augenblick geſchwelgt, warf ſie es wieder hinab auf den Streit verderbenſchwangerer Wolken tief unter ihren Füßen. Dahlmann folgte ihren Blicken mit den ſeinigen.

„Was denkſt Du jetzt, Mädchen?“ fragte er, die Stille unterbrechend.

„Ich dachte mir,“ erwiederte ſie weich, „wie die Leidenſchaften, die Bosheit, Tücke, Habgier der Menſchen und all das Treiben derſelben, was doch meiſt böſe iſt, nur unten auf der Erde tobe, gleich dieſem Gewitter, daß aber Gottes ruhige Klarheit darüber ausgeſpannt ſei, wie der blaue Himmel über uns, den ich ſo gern des Vaters mildes Gnadenauge nenne. Die Menſchen ſehen aber meiſt nicht in ſeinen reinen Spiegel, denn ihr Beginnen und Handeln trübt ihnen die Ausſicht und ſie ſchreiben dem Herrn zu, was ſie ſelbſt verſchuldet. Ein reines Herz aber ſteht über dem niedrigen Getreibe und blickt ſeinem Gott kindlich vertrauend in das alliebende Auge und hofft und glaubt, und er küßt es mit ſeiner Gnade, wie der Hauch des Abends unſre Stirnen, und wirft ihm einen zärtlichen Blick zu, wie die Sonne uns jetzt noch einen heitern Strahl ſchickt. Aber auch der Kampf da unten iſt ſchön; denn die Leidenſchaften gebären das Große. Auch wir ſteigen wieder hinab. Aber nicht wahr, das reine Herz müſſen wir bewahren? Ich fühle es jetzt wohl, ich habe dem Antonio groß Unrecht gethan."

„Du reine engliſche Seele!" rief Wahlmann. „Wer könnte ſich rühmen, das Leben ſo klar überſchaut zu haben, wie Du? Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Verharre bei Deinem Glauben, Kind! Keine Leidenſchaft trübe Dir je den Blick in Gottes blaues Vaterauge, das immer liebend auf Dir ruhen wird. Aus jedem jener vergoldeten Wölkchen blickt ein Heiliger aus dem Himmel auf Dich herab und freut ſich, Dich ſegnend, Deiner wahren Frömmigkeit und kindlichen Unſchuld. Mir ſelbſt haſt Du in die zerriſſene Bruſt Balſam und Ruhe des Friedens gegoſſen. Dank Dir dafür!"

„Ihr ſeid ein guter, edler Herr, ich wußte es wohl. Euch könnt' ich mein ganzes Herz aufſchließen. Und Ihr ſollt ein Spion ſein? Ich muß lachen, wenn ich an die Dummheit der Leute denke. Ihr habt Euch gewiß nur in dies Wamms geſteckt, um von den Wirthen nicht ſo ſchrecklich geprellt zu werden. Das ſind böſe Chriſten und laſſen ſtets den Rock bezahlen. Es machen's mehr vornehme Herrn, wie Ihr. — Aber daß es Euch der Antonio nicht angemerkt hat, wundert mich; der iſt doch ſonſt ſtets pfiffiger als alle Andern."

„Der Antonio war auch der ſchönſte und, wenn mich nicht Alles trügt, auch der edelſte unter dem Haufen Deines Vaters."

„Ei ja wohl iſt er das. Ein herziger Junge." Die letzten Worte begleitete ein Seufzer.

„Und es ſchien mir, als ſeiſt Du ihm nicht gleichgültig."

„Ach! Ihr habt wohl recht, und ich will Euch's nur geſtehen, ich bin ihm auch recht ſehr gut geweſen und bin's wohl noch; aber nun muß ich doch den Fermo heirathen."

„Du dauerſt mich, liebes Kind, und Du biſt eines beſſern Looſes würdig. Auf alle Fälle verdient aber Antonio den Vorzug, und wenn er Dein Herz beſitzt, ſo thue keinen verzweifelten Schritt, vergifte Dir Dein Leben nicht, das der Himmel zum Glück und zur Beglückung ſchuf."

„O! ich armes Mädchen kann ja nicht anders. Mein Vater iſt ſtreng und rauh; Fermo hat ſein Wort, und nichts in der Welt könnte ihn davon abbringen. Ich muß wohl gehorchen. Der Antonio iſt auch mit daran Schuld. Er trotzte und ſchmollte mit mir, wenn ich nur einen Andern anblickte, und wenn er geſehen, daß ich mit Einem ſo vertraulich geſprochen hätte, wie ich jetzt mit Euch thue, er würde mich mit den größten Vorwürfen überhäuft haben. Und wenn mir's Einer ſo macht, dann ſetz' ich auch meinen eigenen Kopf auf, und gebe nicht nach, und ſollte es was anders koſten; denn ſein Recht darf man ſich nicht vergeben. Seht, und darüber hat er's verpäßt und dem Vater nichts geſagt; der Fermo iſt ihm aber zuvor gekommen, und ich — ach! ich muß mich nun todt weinen." Ihre Stimme ging hier in ein lautes Schluchzen über, und Thränen entſtürzten den getrübten Augen. Wahlmann theilte ihren Schmerz; er war ihm ſo heilig, als vorhin ihre

Andacht; und des Mädchens Hand wieder ergreifend, ſagte er mit weichem Tone: „Du vertrauſt ja dem Himmel ſo feſt; glaube mir, er wird Dich aus dieſer Noth retten. Fermo wird nicht Dein Mann werden.“

Da blitzte ihr Auge wieder lebhaft auf, und in ſeinem Geſichte mit forſchendem Blick die Gewährung dieſes Verſprechens ſuchend, rief ſie haſtig aus: „Nicht wahr, Ihr ſeid ein mächtiger Herr? Ihr könnt's verhindern? O bitte, ſagt mir's doch! Haltet mich nicht mit leeren Hoffnungen hin. Ihr habt mit dieſen Paar Worten den Groll aus meinem Herzen geſcheucht; aber nun täuſcht mich auch nicht! Das wäre bitter! ſehr bitter! und gar nicht ſchön von Euch.“

„Sieh,“ verſetzte Wahlmann, „wie die Gewitterwolken da unten ſich verziehen und hinabeilen nach dem mittelländiſchen Meer! Sie haben ihren Schrecken und ihren Segen ausgegoſſen auf das Land, und nun tritt es freundlich wieder hervor in abendlicher Beleuchtung. Sieh, wie die Berge und die Thäler, die Fluren und die Seen lieblich glänzen! So wird Dein Herz fröhlich ſein, wenn der Sturm vorüber iſt, der auch ſein Gutes für

Dich hat. Im Kampf mit dem Mißgeſchick erſtarkt allein des Menſchen Kraft. Und Du haſt eine ſtarke Seele. Sie muß ſich deſſen nur jetzt bewußt werden. Vertrau auf des Vaters mildes Auge; es blickt Dich jetzt liebend an! Er wird's wohl machen.“

„Ich will's!“ rief Gianetta freudig. „Ihr aber habt mich auch getröſtet und ich dank' Euch wiederum dafür, guter Herr!“

Die Gewitterwolkenmaſſe zog unterdeſſen nach Süden hinab und am Ende derſelben, die wie ein flatternder ſchwarzer Schleier durch die Lüfte flog, erblickten die Wanderer tief unten die blühenden Felder, die Hügel und Ströme, den Lago Maggiore mit ſeinen Inſeln und die Dörfer und Städte der Menſchen. Der Schleier wurde aber immer weiter von dem Gemälde gezogen und es glänzte noch einmal vom ſchweſterlichen Gruß der Sonne. Dann ſtieg die Lichtſpenderin hinter die ſavoyiſchen Berge hinab, und das reizende Bild verſank in duftige Dämmerung. Schweigend gingen Wahlmann und Gianetta neben einander hin; Peter war mit dem Buben und dem Maulthier ſchon voraus.

„Du biſt mir noch eine Erzählung ſchuldig,“ ſagte endlich der Offizier ſanft. „Willſt Du mir nicht mittheilen, wie Du zur Königin von England kamſt?“

„Ei ſeht doch!“ rief das Mädchen muthwillig, „ich ſoll Euch Alles und Ihr wollt mir nichts erzählen. Doch Ihr habt mir das Beſte abgelockt, könnt das nun auch noch haben. Wüßt’ ich, daß Ihr mir von dem Dickkopf helfen könntet, ich wollt’ Euch die ganze Nacht erzählen. Ihr bleibt doch wohl bei mir in der Herberge?“

„Wenn Du es wünſcheſt. Vielleicht helf’ ich Dir auch von dem läſtigen Bräutigam.“

„Nun dann will ich Euch recht lieb haben und zeitlebens Eure Magd ſein. Doch jetzt ſoll ich Euch ja erzählen. Als die Königin in die Villa d’Eſte gezogen war, verſammelte der Richter alle Kinder aus der Nachbarſchaft und ſchickte uns geputzt zu ihr, um ihr Kränze zu bringen. Sie hatte nämlich die Kinder gar lieb. Mein Vater wohnte aber damals nicht weit vom Comerſee, eine Viertelſtunde von der Villa, und war Beſitzer einer großen Seidenbauerei. Die gute Königin nahm mich unter allen Kindern heraus, liebkoſte mir und beſchenkte mich, und ſo lange ſie in dem Hauſe gewohnt hat, mußte ich täglich bei ihr ſein, und ſo hat mich die gute edle Frau gleichſam erzogen und mir gute Sitten beigebracht. Denn um dieſe Zeit ſtarb meine Mutter und mein Vater hatte mancherlei Händel mit der Regierung, die ihn faſt um ſein ganzes Vermögen brachten. Mit Thränen ſchied ich von der Königin, die mich gern mitgenommen hätte, als ſie abreiſte. Sie hinterließ mir manches ſchöne Andenken und ich danke ihr vieles, was ich nicht gelernt haben würde, hätte ſie ſich meiner nicht angenommen. Ein Jahr darauf, als mein Vater ganz arm geworden war, kam ein reicher Engländer in die Gegend und ſuchte uns auf. Wie ich wohl nachher erfahren, hat er die Leute mit vielen und großen Geldverſprechungen beredet, mit ihm nach England zu gehen, und gegen die edle Frau zu zeugen; ach! und daß ich es Euch mit Schmerzen geſtehen muß! mein Vater verließ mich und machte die große Reiſe über's Waſſer. Gott weiß, wie er der guten Königin für ihre große Liebe zu mir vergolten hat; denn nach einem halben Jahre kehrte er mit vielem Gelde nach Hauſe zurück. Er denkt, ich wüßte es nicht; aber obgleich er mich unter ſehr ſtrenge Aufſicht gethan hatte, erzählten es mir die Leute doch, daß er ſich habe beſtechen laſſen. Er wurde nachher auch allgemein verachtet und Niemand wollte mit ihm umgehen, ſo daß er in die Schweiz zog, woher meine Mutter geweſen war. Hier ergriff er nun das gefährliche Handwerk eines Fruſtratore und erwarb ſich bald ein großes Vermögen. Mit dem Lande, aus welchem er gekommen, eben ſo gut als mit dem, wohin er gegangen, vertraut, alle Winkel und Schliche kennend, im Beſitz vielen Geldes, womit er große Waarenvorräthe ankaufen konnte, und mit perſönlicher Tapferkeit ausgerüſtet, ward er bald der Anführer großer Banden, welche bewaffnet von den Alpen kommen und im Königreich Lombardei-Venedig auf allen Orten und Enden vordringen.“

„Und Du machſt dieſe beſchwerlichen Reiſen ſtets mit?“

„Sie gewähren mir eben ſo großes Vergnügen, wie den Männern, und ich theile ihre Gefahren mit Freuden. So oft ich auch ſchon über die Alpen gezogen bin, ſo beut mir jede Stelle ſtets wieder neue Reize.“

„Aber wenn ein Gatte, den Du liebteſt, Dich zurückhielte?“

„Ei ſo würde ich bleiben, ihn warten und pflegen, herzen und küſſen, den Tiſch beſorgen und die Kinderchen erziehen.“

Wahlmann wendete ſich ab, um ſich Thränen aus den Augen zu wiſchen. Gianetta eilte voraus und verſchwand wie eine überirdiſche Erſcheinung in der Dämmerung. In kleiner Entfernung ſchimmerten die Lichter des Dorfes mit der Herberge.

„Natur! große, ewige, unbegreifliche Natur! an deinem Altar werf' ich mich anbetend nieder! So nah ſtand ich dir noch nie als jetzt. Nimm mich auf und laß mich ſelig ſein!“ So rief der Offizier entzückt und breitete die Arme nach der in Nacht verſchwimmenden Geſtalt aus. Dann eilte er ihr nach und trat mit der Holden zugleich in das gaſtliche Haus. Er ſpeiſte mit ihr, ſie ſaß ihm gegenüber und zur Seite; er vermochte nicht, ſich von dem edelſten roſenumblühten Geſichte zu wenden, er trank ſelige Vergeſſenheit aus den Zauberſpiegeln ihrer Augen; er horchte wie ein Kind ihrem ſüßen Plaudern, und träumte von ihr auf ſeinem Strohlager, während ſie in ihrem Kämmerlein nicht weniger ſeiner gedachte. Freundlicher als die Sonne begrüßte ſie ihn morgens, obgleich dieſe in ihrer höchſten Pracht und Klarheit aufging und die Gletſcher in roſige Glut hüllte. Aber als ſie vernahm, daß Wahlmann nun von ihr ſcheiden müſſe, trübte ſich des holden Kindes Blick. Um ſie zu erheitern, verſprach er ihr, ſie nach einiger Zeit in ſeiner wahren Geſtalt zu beſuchen, und ihren Vater zu überzeugen, daß er kein Spion ſei. Wer er aber wäre, verbarg er ihr ſorgfältig, ſo ſtark ſie auch den Wunſch, es zu wiſſen, äußerte. Beim Abſchied erlaubte ſie ihm einen Kuß auf die Wange, und ſelig trabte Wahlmann mit Peter auf gemietheten Maulthieren nach Como zu. So lebhaſt auch ſein Herz für Gianetta ſprach und ſo vielen Dank er ihr ſchuldig war, ſo ſchwankte er doch keinen Augenblick in der Wahl der Maßregel, welche die Pflicht ſeines Amtes ihm gebot.

Fünf Meilen weit, ſo lang ſich die öſtreichiſche Grenze am Lago Maggiore erſtreckt, waren Wachen ausgeſtellt, meiſt neu angeworbene Soldaten, welche Wahlmann zu ſeiner Verfügung von der Obermauth in Como erhalten hatte. Der Corporal Gemünz ſchnitt zu dieſen ungewohnten ernſten Anſtalten gräuliche Geſichter; er wollte dem Offizier hie und da Einreden machen, und verbarg ſeine Unzufriedenheit ſchlecht, aber Wahlmann hatte wenig Zeit, ihn anzuhören. Gemünz ſeiner Seits war auch nicht unbeſchäftigt; man ſah ihn viel mit den verdächtigen geſchäftloſen Menſchen am Ufer verkehren, und von Zeit zu Zeit ſtieß Einer von ihnen mit einem Kahn vom Lande und durchkreuzte, jeder in anderer Richtung, den See; andere enteilten am Ufer hinauf und blickten, bevor ſie ihren Lauf fortſetzten, von den hohen Felſenvorſprüngen mit ſpähenden Blicken über die Höhe des Sees. Unter allen andern Mauthſoldaten war eine ängſtliche Bewegung. Wahlmann glaubte ſeiner Pflicht nun ein Genüge gethan zu haben und erwartete ungeduldig am Ufer des Sees die Nacht. Sie kam; aber außer dem Wind und dem eintönigen Schlag der Wellen regte ſich nichts auf der weiten Waſſerfläche. Vergeblich erwartete er den Zuruf der Wachtpoſten, ſchon tauchte der öſtliche Himmel ſich in glühende Tinten, und mißvergnügt über die getäuſchte Erwartung, begab ſich der Offizier mit ſeinem Diener in die Wohnung.

„Wenn Sie mir erlauben,“ ſagte hier Peter, „ſo ſage ich Ihnen meine einfältigen Gedanken über den vereitelten Plan.“

„Du biſt auch ein vom Rathhauſe heimkehrender Herr; doch laß hören.“

„Ich denke, Sie ſind ſelbſt Schuld, daß wir die Kerle nicht gefangen; vielleicht läßt ſich aber Alles wieder gut machen. Ihre eigenen Leute haben Ihre Anſtalten, mein' ich, den Schmugglern verrathen. Sie ſind alle Schurken, mein' ich, und der alte Corporal der größte.“

„Ei Peter, welche Beſchuldigungen! Wer hängt mit größerer Liebe an unſerm guten Kaiſer als Gemünz?“

„Ja mit dem Maule, aber mit der That nicht. Hat er noch je einen Schmuggler gefangen, ſo lange wir hier ſind, oder ein anderer ſeines Hauſens? Was von Waaren iſt eingebracht worden, haben neue Grenzſoldaten Schmugglern abgenommen. Vom kaiſerlichen Gelde könnte der Alte nicht Tag und Nacht den beſten Wein zechen. Während Sie hier alle Kräfte aufbieten, um Ihrer Pflicht pünktlich nachzukommen, wird das Land mit Waaren überſchwemmt; und ich muß oft im Dorfe hören, wie man Sie Ihrer Wachſamkeit und Ihres Eifers wegen verſpottet. In allen Mauthhäuſern an der Grenze von hier bis Como ſei kein einfältigerer Offizier, als Sie, ſagt man mir dreiſt ins Geſicht, und es thut mir ſtets ſehr wehe, dergleichen hören zu müſſen. Ich habe es Ihnen nie ſagen wollen, aus Furcht, Sie möchten ſich darüber betrüben, da Sie ja ohnedies Kummer genug haben; nun aber darf ich es Ihnen nicht länger verſchweigen, wie Sie hier verrathen und verkauft ſind. Heute ſagte mir ein unverſchämter Kerl, der ſich immer am Ufer herumtreibt, für neugebackne naſeweiſe Leute, die über die Alpen gekommen ſeien, um in Italien eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, gäbe es hier zu Lande noch heißes Blei und kaltes Eiſen genug, um ſie auf ewig ſtumm zu machen. Glauben Sie mir, alle Mauthner, welche ſchon Jahr und Tag hier ſind, ſtecken das Geld der Fruſtratori ein und drücken die Augen auf eine Stunde zu, um ſie nicht auf ewig zumachen zu müſſen. Ich wollte Ihnen ein Dutzend Beiſpiele herzählen von Leuten, die ſeit einigen Jahren für ihre Treue und Dienſteifer haben ins Gras beißen müſſen.“

„Du kannſt Recht haben, ja Du haſt auf jeden Fall Recht,“ verſetzte Wahlmann. „Hier iſt nicht der Wirkungskreis für mich. Niemals kann ich wider meine Pflicht handeln; und was vermag ich einzelner ehrlicher Mann gegen ein Heer von Schurken? Und muß ich nicht gegen die zu Felde ziehen, die ich glühend lieben würde, könnte mein Herz ſeinen durchlebten Frühling noch einmal zurück zaubern, die ich aber vergöttere, zu der ich nicht anders als zu einer Heiligen hinauf ſehe? Müßt' ich ſie nicht vernichten, wenn ein dunkles Schickſal ſie mir in den Weg würfe? Ja, Peter, Du haſt recht; ich muß um meine Entlaſſung bitten. Mein kleines Vermögen wird uns forthelfen. Wir kaufen uns im Canton Teſſin an; ich will lieber ein Bauer werden, als ein Offizier ſein, der die Unmöglichkeit, ſeine Pflichten erfüllen zu können, einſieht. Heute noch ſende ich einen Boten nach Mailand; aber ſo lange ich noch im Dienſte bin, will ich ihn gewiſſenhaft verſehen.“

„So werden Sie wohl daran thun, heute alle Truppen, welche Sie von Como hierher geführt, dem Scheine nach zurückmarſchiren zu laſſen. Ich ſage dem Scheine nach, denn Sie können dieſelben in einem nahgelegenen Walde verſtecken, ſo daß ſie zu jeder Zeit, wenn ſie nöthig, bei der Hand ſind. Iſt dies geſchehen, ſo verhalten wir uns ganz ruhig und ſtreifen, um unſere Laurer ſicher zu machen, etwas weniges aus, ziehen uns aber bei Nacht in unſere Zimmer zurück. Kommen die Schmuggler, ſo wird der Corporal oder irgend ein Anderer abweſend ſein. Iſt dies der Fall, ſo können wir unſere Maßregeln nehmen. Vielleicht gelingt es mir auch, einen der alten Soldaten zu gewinnen. Mit dem langen Lieſer ſteh' ich auf gutem Fuß. Für Geld verräth der Kerl die Schmuggler, den Corporal und ſeine Kameraden. Haben ſie nur erſt den Fuß ans Land geſetzt, dann ſind ſie uns auch im Garne. Die Soldaten will ich dann ſchon beitreiben."

„Dein Vorſchlag iſt nicht übel," verſetzte Wahlmann und mit Deiner Liſt kommen wir wahrſcheinlich weiter, als mit meiner wohlberechneten Geradheit und allem Eifer. Es ſind unter unſern alten Soldaten gewiß manche rechtſchaffene Leute, die aber mit dem Strom ſchwimmen müſſen. Vorzüglich rechne ich auf die Deutſchen. Es ſchickt ſich für Dich beſſer, zu ſondiren, als für mich. Drum gib dir Mühe. Haſt Du erſt Einen gewonnen, der verräth Dir dann die Andern, welche unſrer Partei beizutreten geneigt ſind, und ſo fangen wir die ſtrafbaren Sünder in ihren eigenen Netzen.“

Sobald der Tag völlig aufgegangen war, verſammelte Wahlmann alle von Como herübergeführten Soldaten und verkündete ihnen im Beiſein ſeiner eigenen Leute mit lauter Stimme, daß ſie wieder zurückkehren ſollten, weil die Gefahr eines Ueberfalls nun vorüber ſei. Er ſelbſt begleitete ſie, theilte aber unterwegs dem ihm ergebenen Anführer den Plan mit, worauf dieſer ſogleich einging und mit der Dunkelheit in einer von Felſen und dichtem Gebüſch umzäumten Bucht des Sees, eine Meile nördlich von Briſago, anzulangen und ſeine Leute dort zu verſtecken verſprach. In ſeine Wohnung wieder zurückgekehrt, verfertigte Wahlmann eine Bittſchrift um ſeine Entlaſſung und ſandte ſie noch an demſelben Tage mit einem reitenden Boten nach Mailand ab; denn er war feſt entſchloſſen, dieſen gefährlichen und unrühmlichen Poſten aufzugeben. „O Adelheit!“ rief er, als er das Schreiben abgegeben, „hätteſt du mich geliebt und mir den Tand der Welt aufopfern können! Hätteſt du nachzugeben vermocht, welch Paradies wäre hier für unſere Liebe! Aber ſind denn nicht alle Frauen ſo? Hat nicht Gianetta mir ſelbſt geſtanden, ſie wolle eher alles opfern, als dem Geliebten nachgeben? Und iſt ſie nicht die Vollkommenſte ihres Geſchlechts, die ich kennen gelernt habe? Gianetta, vielleicht in deinen Armen vernarbt die Wunde. — — O darf ich noch an eine Seligkeit auf Erden glauben?“ — —

Peter ſpazierte unterdeſſen mit dem längeren Bleſer am Ufer des Sees. „Die verdammte Schmuggelei bringt unſern Kaiſer um viel gute Einnahmen, die doch all unſerm lieben deutſchen Vaterlande zu gut kämen,“ bemerkte der Diener.

„Ei wohl,“ verſetzte der Soldat, „aber wir können doch nicht Mann an Mann Tag und Nacht die ganze Grenze beſetzt halten. Es ſind verwetterte Kerle, die Fruſtratori. O ich habe ein Paar Dutzenden von ihnen das Lebenslicht ausgeblaſen, aber ſie wachſen wie aus der Erde.“

„Wenn Du ſie ſo aufs Korn nimmſt, da kann ich Dir wohl ohne Bedenken anvertrauen, welche neue Ordre mein Herr geſtern von Mailand erhalten hat, doch mußt Du mir verſprechen, Niemand etwas davon zu ſagen; denn ich traue Dir nur allein.“

„Auf Soldatenparole! Ich will in des Böſen Feuereſſe braten! Sag nur ſchnell, was gibt's Neues?“

„Man hat unter der Hand in Venedig und Wien erfahren, daß viele unter den Grenzſoldaten und Mauthnern von den Schmugglern beſtochen und beſoldet ſind. Es iſt daher beſchloſſen worden, eine ganz neue Mauthverfaſſung einzuführen und blos die ehrlichen und treuen Unterthanen des Kaiſers von den Alten zu behalten. Man will ſogar die Namen vieler wiſſen, welche ihre Pflicht aus den Augen geſetzt haben.“ —

Des langen Lieſers Geſicht wurde noch um einige Zoll länger und kalkweiß.

„Mein Herr meint, Du ſeiſt eine brave Haut,“ fuhr Peter fort, „weil Du ein Deutſcher biſt, der immer auf die Ehre und den Vortheil ſeines Vaterlandes und unſers guten Kaiſers hält. Er wird Dich zum Corporal vorſchlagen und verſpricht Dir ſechs Dukaten, wenn Du ihm die übrigen aus der Compagnie nennſt, welche ebenfalls gut öſterreichiſch geſinnt ſind und dem Kaiſer gern treu verbleiben wollen. An den Namen der Schurken liegt uns ohnedies nichts.“

Der entfärbte Soldat holte tief Athem.

„Das hab' ich gewiß Deiner Freundſchaft zu verdanken?“ fragte er kleinmüthig.

„Davon laß uns ſchweigen, Lieſer! Glaube, daß Du mir lieb biſt. Erkläre Dich nur, ob Du geſonnen biſt, dem Kaiſer Deinen Eid zu halten und uns diejenigen zu ſagen, welche eben ſo ehrlich und brav denken wie Du.“

„Wie kannſt Du fragen, liebſter Freund? Ihre Gnaden, der Herr Hauptmann haben Gewalt über mich. Dürft' ich vielleicht Verzeihung für kleine Verſehen hoffen? Ich wollte gerne Alles geſtehen.“

„Davon iſt gar nicht die Rede; wir alle ſind Sünder. Willſt Du die Verſicherung ſeiner dauernden Gewogenheit aus meines Herrn eigenem Munde, ſo begleite mich zu ihm.“

Zitternd und zagend und dem unverdienten Glück mißtrauend, folgte der lange Lieſer dem liſtigen Peter. Nach einer Stunde kannte Wahlmann alle guten und ſchlechten Subjecte ſeiner Truppe und fand zu ſeiner Freude, daß die Zahl der letztern die der erſtern wenigſtens nicht überſtieg. Getröſteten Herzens verließ der frohe Lieſer, die Hand voll Gold und das Geſicht voll Freude, den Offizier, um durch ſein Beiſpiel auf Andere zu wirken. Eh die Nacht anbrach, ſah die ſich begnadigt wähnende Hälfte des Haufens mit pfiffiger Verachtung auf die andere der ſchlechteren Kameraden, und war feſt entſchloſſen, bei der nächſten Landung von Schmugglern glänzende Proben ihrer Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit an den Kaiſer abzulegen. Wann dieſe Landung vor ſich gehen würde, wußte Niemand als der alte Corporal und ſein Buſenfreund, der lahme Paul; beide waren aber den ganzen Tag abweſend, man wußte nicht wo. Gegen Abend ſtellten ſie ſich ein, beobachteten aber über die Schmuggler Stillſchweigen. Wahlmann ſtreifte mit mehreren Abtheilungen noch in der Nacht, unterhielt ſich freundlich mit Gemünz und ließ ſich viel von deſſen Kriegsthaten erzählen. Beide gingen anſcheinlich im beſten Vernehmen von einander, ſich eine gute Nacht wünſchend. Und dieſe war es wirklich; denn es regte ſich abermals nichts, als nach Mitternacht der von den Alpen herab brauſende Wind Tevano. Am andern Tage herrſchte eine eigene Spannung unter den Soldaten; die Treuen oder Wiedergewonnenen beobachteten jeden Schritt der Andern mit größtem Mißtrauen; dieſe ſelbſt aber wußten nicht, wie ſie mit dem Corporal daran waren, der noch nie ſo einſilbig, verſchloſſen und ſtrenge geweſen war, als dieſen Tag. Mit der abgeſchmackteſten Genauigkeit verrichtete er ſeine Funktionen und fluchte in gleichem Verhältniß ungeheuer viel, ließ auch hin und wieder ein Wörtchen von Verräthern und Schurken fallen, ſo daß alle ſtutzig wurden, die Abgefallnen aber nicht anders meinten, als er müſſe ſchon Wind von ihrer neuen Verbindung haben. Dazu benahm er ſich indeſſen doch zu ruhig. Dem Corporal ſteckte aber nichts weiter als der Wahn im Kopf, die feſtbeſtimmte Landung ſeines Freundes Nicolo ſei durch irgend einen ſeiner Leute an Wahlmann verrathen worden. Die in der Bucht verſteckten Soldaten zogen ſich vor Tagesanbruch in ein hinter dem Berge gelegenes Dorf zurück, wo ſie den Tag über zubrachten. Gegen Abend marſchirten ſie nach Ascona, einem am See gelegenen Marktflecken, mehrere Meilen von Briſago. Dort breiteten ſie ſich am Ufer aus, und nahmen jeden, welcher daſelbſt erſchien, gefangen. So geſchah es denn, daß mehrere Bettler, welche von Norden herabſtreiften, ſo wie zwei alte Soldaten, die hinaufwärts eilten, ihnen in die Hände fielen. Das Geſtändniß, daß die Schmuggler wirklich in Anzug wären, war von dieſen bald erpreßt und alle Maßregeln danach genommen.

Die Nacht umgürtete die Nymphe des Sees, die noch vom zärtlichen Kuß des Abendroths ſchamhaft erröthet war. Die Landſchaft verſank in die dichter und dichter gewobenen Schleier. Alle Kähne waren heimgekehrt in die heimiſche Bucht, und der neckiſche Traumgott zog mit ſeinem Guckkaſten durch die Hütten der Menſchen, und zeigte dieſem ein freundliches, jenem ein trübes Bild, aber alle vom phantaſtiſchen Licht ſeiner magiſchen Laterne beleuchtet. Nur Wahlmann ſcheuchte den Gaukler zurück. Gewohnter Weiſe ſchritt er heftig durch das Zimmer. Seine Gedanken waren in Wien bei der noch immer ſo heftig geliebten Adelheit, aber wunderbar genug nahm ſie in ſeiner Phantaſie immer mehr Gianetta's Geſtalt und Züge an, mit welcher ſie allerdings Aehnlichkeit hatte. Es hatte ſich ein ſolcher Widerſtreit der Gefühle in ihm erzeugt, daß er gar nicht mehr wußte, wen er eigentlich liebte; er konnte ſich nicht von den theuren Erinnerungen an den mit Adelheit durchlebten und im Rauſche der Liebe und des Glücks genoſſenen Frühling ſeines Lebens trennen, aber der lachende Sommer, mit Gianetta durchſcherzt, winkte ihm doch auch gar zu reizend; der ſchöne Vorſchmack, den ſie ihm gegeben, konnte nicht lockender ſein. Endlich warf er ſich aufs Bett, aber er vermochte nicht zu ſchlafen. Mitternacht war vorüber; es trieb ihn ans Fenſter. Der See war matt erleuchtet. Die Bilder von tauſend Sternen waren darinne aufgegangen wie helle gelbe Blumen auf ſchwarzen Beeten, und leuchteten und glänzten im zitternden Schein wie goldene Nägel auf dem dunklen Schilde eines gewaltigen Rieſen. Auf einmal glaubte Wahlmann ein fernes Flüſtern oder Plätſchern der Wellen zu vernehmen. Er horchte aufmerkſamer und fand ſich nicht getäuſcht. Jetzt verband er die Aufmerkſamkeit des Auges mit der des Ohres und ſah etwas Weißes auf der Fluth ſchimmern, wie einen großen Schwan. Beſonnen griff er ſogleich nach dem Lichte, um es zu verbergen, und weckte Petern behutſam. Aus dem dunklen Zimmer ſpähten nun beide hinaus und unterſchieden bald eine Geſtalt, welche langſam aus der Gegend der barromäiſchen Inſeln quer über den See auf das Mauthhaus zuſegelte. Zu gleicher Zeit bemerkte Peter zur Seite des Hauſes am Ufer mehrere in Mäntel verhüllte Geſtalten. Die auf dem See ward als weibliches Weſen erkannt, ein weites weißes Gewand flatterte um ihre Glieder, und Wahlmann dachte an den Geiſt der unglücklichen Gräfin. Ein leiſer Schauder rieſelte durch ſeine Gebeine; er wußte in dem Augenblick nicht, was er denken, wie er ſich faſſen ſollte. Das Fahrzeug legte an, die geiſterhafte Schifferin ſtieg langſam ans Land und ſchritt oder ſchwebte vielmehr auf das Haus zu. Die Vermummten waren verſchwunden, während die Aufmerkſamkeit der beiden Späher nur mit der einen Erſcheinung beſchäftigt geweſen war. Wahlmann fühlte ſeinen Kopf fieberiſch brennen und ſeine Pulſe raſch hüpfen. Doch er griff nach dem Degen, bedeutete Petern zu ſchweigen, und ſtreckte ſich auf das Lager. Peter nahm zwei ſcharf geladene Piſtolen, legte auch zur

Vorſicht die Büchſe zur Hand, und ſtellte ſich in die Ecke des Kamins, dem Bette ſeines Herrn ſchief gegenüber. Rechts vom Kamin war eine Wandniſche, beſtimmt das für die Heizung nöthige Holz in ſich aufzunehmen, doch jetzt leer. Nach zehn Minuten bänglicher Erwartung vernahm Peter ein Kniſtern und Knacken in dieſer Niſche, und als er den Kopf vorbog, ſah er zu ſeinem Erſtaunen jene weiß gekleidete weibliche Geſtalt daraus hervortreten; ihr folgte eine männliche. Dumpf ſtöhnend ſchritten beide langſam durch das Zimmer von einem rothen Lichtſtrahl wunderbar beleuchtet, welcher aus der Niſche auf ſie fiel. Sie waren faſt an der Thüre, als ein Ritter in prächtiger Kleidung heraus trat und mit bloßem Schwert die beiden Erſten verfolgte. Wahlmann regte kein Glied; ihm hatte es geſchienen, als ſeien die Geſtalten aus der Wand geſtiegen, als verbreite ſich das wunderbare Licht aus ihnen ſelbſt. In der höchſten Aufregung ſprang er auf, als er bemerkte, daß das Liebespaar ängſtlich nach der Thüre floh, und rief: „O weilet! weilet! und vertraut euch mir!“ Aber der weibliche Geiſt that in dieſem Augenblick, als er die Stimme des Offiziers vernahm, einen Schrei, und der ſie verfolgende Ritter zuckte das Schwert nicht auf die Liebenden, ſondern auf Wahlmann. Aber Peter hatte ſchon angelegt und eh jener den meuchelmörderiſchen Stoß vollführte, krachte der Schuß und die Kugel ſaß ihm im Kopfe. Brüllend ſtürzte der unritterliche Ungeiſt zu Boden, der andere aber hatte raſch ſeinen Dolch gezogen und würde Wahlmann, den der ſchnelle Wechſel der Scene faſt betäubte, jedenfalls tödtlich getroffen haben, wäre nicht die weiß ſchimmernde Begleiterin ihm ſelbſt jammernd in die Arme gefallen und hätte ihn am Stoß verhindert. Die Verwirrung vermehrte der Umſtand, daß die Beleuchtung verſchwunden war. Schon polterten aber die wachehabenden Soldaten auf der Treppe; denn der Schuß hatte viel Lärm im Hauſe gemacht, und Peter langte das Licht unter dem darüber geſtürzten Gefäß hervor. Plötzlich war die Scene beleuchtet. Die Thüre wurde aufgeriſſen und Baſtel Gemünz, der ehrliche Corporal, trat mit ſcheinbar ſchlaftrunkenem Anſtand an der Spitze mehrerer Soldaten herein. Auf der Treppe quoll's aber immer luſtiger von Soldaten; denn die ganze im Hinterhauſe befindliche Caſerne war in Aufſtand gerathen und die Wahlmann Ergebenen waren flink bei der Hand, in der Meinung, die Zeit ihres Probeſtückes ſei gekommen. In nicht länger als einer Minute war das Zimmer voll und mehrere Lichter ſandten ihre Strahlen auf die Hauptgruppe. Dort ſah man die weißgekleidete Frau zu Wahlmanns Füßen liegen und jammernd ſeine Knie umfaſſen. Der in Flor gehüllte Ritterjüngling aber wurde von zwei Soldaten gehalten, welche ihn entwaffnet hatten. Das volle Licht fiel der Knieenden ins Geſicht und Wahlmann erkannte zu ſeinem größten Erſtaunen und Schrecken — Gianetten, in dem Gefangenen Antonio, und als Peter dem entgeiſteten Geiſt am Boden ins Geſicht leuchtete, wurde der hämiſche Fermo in ihm erkannt. Antonio ſchlug, als auch er Wahlmann erkannt hatte, beſchämt die Augen nieder, und Gianetta rief im Tone der größten Verzweiflung: „O edler Herr, ſtoßt mich doch mit Eurem Degen auch nieder; ich will es mir für das größte Glück rechnen von Eurer Hand zu ſterben, denn Ihr werdet mich doch nun für eine elende, ſchlechte Lügnerin und Betrügerin halten und Ihr habt auch Recht; drum erzeigt mir die Gnade und ſchenkt mir den Tod.“

„Nimmermehr!“ ſagte Wahlmann und wollte ſie aufheben. „Du biſt ein thörichtes Kind.“

„Kreuz, Stein und Dorn!“ fluchte der Corporal, nachdem er ſich gewaltſam in eine martialiſche Stimmung hinaufgeſchraubt hatte, auf der ſich zu erhalten ihm jedoch nur ſehr kurze Zeit gelang, „das iſt ja eine ſaubere Beſcheerung! Da haben wir ja auf einmal die Geiſter gefangen, die uns ſo lange und ſo gräulich turbirt haben. Holla! her mit dem Gaunervolk! Herr Hauptmann, übergeben Sie mir dieſe Canaillen; ich will's ihnen eintränken. Wartet, Baſtel G'münz wird euch's vergelten, wie ihr mit ihm umgeſprungen und ihn oft genug ins Bockshorn gejagt habt.“

Die ſchlechte Liſt gelang dem guten Corporal nicht. Es war von höheren Mächten beſchloſſen, daß ſeine Rolle ausgeſpielt ſei.

„Schweig, du alter heuchleriſcher Graukopf!“ rief Gianetta im höchſten Unwillen. „Hier wird deine Kunſt zu Schanden, denn dieſen edlen Herrn vermag ich nicht zu betrügen. So wißt denn, Herr Hauptmann, dieſer Euer Corporal hat meinen Vater zu dem Schelmſtück beredet, welches ich mit auszuführen gezwungen wurde. Ihr habt über mein Leben zu gebieten, aber dieſer iſt der Strafbarſte.“

Baſtel Gemünz ſuchte ſich während dieſer Rede Platz zu machen, um einen Weg nach der Thüre zu brechen, und in ſeiner Nähe hielt ihn keiner auf; denn es waren ſeine Getreuen, die um ihn ſtanden. Als aber Wahlmann rief: „Faßt ihn und nehmt ihm die Waffen, ihr unſers Kaiſers treue Soldaten!“ da langten von hinten an funfzig Arme nach ihm und er mußte ſich ergeben. Bittend und fluchend wurde er abgeführt, ebenſo nach ihm der lahme Paul. Allen Andern ſicherte Wahlmann Gnade zu. Fermo's Leiche wurde dem Anblick der Lebenden entzogen, die Soldaten räumten allmälig das Zimmer und auch Antonio ſollte abgeführt werden. Da wandte er ſich zu Wahlmann mit den Worten: „Ihr ſeid ein edler Mann, Capitän. Dies Mädchen iſt in Eurer Gewalt, vergeßt Euren Edelſinn nicht. Was mich ſelbſt betrifft, ſo bitte ich Euch morgen um eine kleine Unterredung unter vier Augen.“

„Sie ſei Dir gewährt! Und was Deine Warnung betrifft, ſo laß uns das Mädchen ſelber fragen. Setzeſt Du gleiches Mißtrauen in mich, ſchöne Gianetta, wie dieſer Mann? In dieſem Fall werde ich Dich aus dieſem Hauſe entfernen und in das Dorf bringen laſſen, Dir eine ſtrenge Wache geben und ſelbſt mir keinen Zutritt zu Dir geſtatten.“

Gianetta ſah ihn mit einem bittern Schmerzensblick an. „Wollt Ihr mich Antonio's Argwohn entgelten laſſen?“ fragte ſie weich. „Wie ich Euch ganz vertraue, wißt Ihr ja. Drum verbannt mich nicht von Euch.“

Antonio warf ihr einen flammenden Blick zu.

„O!“ rief ſie, „Du wirſt mich noch tödten mit Deiner Eiferſucht. Du biſt kein Italiener.“ Und ſchnell aus der ſchmerzlichen Stimmung in eine launige übergehend, fragte ſie den Jüngling ſehr naiv: „Wie, wenn ich nun Deine Frau wäre, ſollte ich mir den guten Hauptmann nicht zum Cicisbeo annehmen? Glaubſt Du, Thor, ich würde mir von Dir ein Recht ſtreitig machen laſſen, welches jede Italienerin behauptet?“

Wahlmann mußte über die Bemerkung ſowohl, als über den poſſierlichen Ton, in welchem ſie vorgebracht, und zu dieſer Zeit, in dieſer Lage vorgebracht wurde, herzlich lachen, und Antonio ſtimmte mit ein.

„Geh nur getroſt, mein Freund,“ ſagte der Offizier, „und laß Dich die Langeweile nicht plagen.“ Der ſchöne Jüngling ging jetzt leichtern Sinnes mit den Soldaten, und Wahlmann ſtand mit Peter und Gianetta allein im Zimmer.

„Wollen Sie nicht dieſes Gemach verlaſſen, an deſſen Boden das Blut eines Erzſchelms klebt?“ fragte Peter und leuchtete voran nach dem hintern Zimmer, einem kleinen traulichen Stübchen. Hier ließ er das Paar allein. Reizend wie eine Fee ſaß dem liebſehnſüchtigen Offizier das liebliche Kind gegenüber, deſſen Gegenwart er noch vor einer Stunde heftig gewünſcht hatte, ohne die entfernteſte Hoffnung zur Erfüllung dieſes Wunſches zu hegen. Ihr ſchwarzes glänzendes Haar hing aufgelöſt auf die alabaſternen Schultern und den Rücken herab, und von dem Buſen floß in leichten Wellen das in viele Falten gegürtete ſchneeweiße weite Gewand, welches dem holden Mädchen wirklich ein überirdiſches Anſehn verlieh. Wahlmann fühlte eine Beklommenheit, die ihn den vornehmſten Damen gegenüber nie beſchlichen hatte, und er ſuchte vergeblich nach einem ſchicklichen Anfang der Unterhaltung. Als er es endlich über ſich gewann, ihr zuerſt in das reizende Geſicht zu blicken, nahm er wahr, daß ſie ſtill Thränen vergoß.

„Du weinſt?“ fragte er jetzt raſch und theilnehmend; „hab' ich Dir wehe gethan?“

„Ach! Ihr verachtet mich mit Stillſchweigen und ich bin's ſchon werth, daß Ihr kein Wörtchen mit mir redet. Aber glaubt mir bei der heiligen Jungfrau, hätte ich nur ahnen können, daß Ihr der Hauptmann dieſes Mauthhauſes wärt, ich hätte mich eher von meinem Vater todt ſchlagen laſſen, als daß ich dieſe ſchlechte Rolle geſpielt hätte.“

„Aber ſage mir doch, wie Du dazu gekommen biſt, ſie zu ſpielen? Haſt Du Dich nicht gefürchtet, daß ich den Geiſtern zu Leibe gehen möchte? In einem Hauſe voll Soldaten ſolchen Spuk treiben, iſt doch wahrlich kein geringes Wagſtück von einem Mädchen.“

„Schenkt mir Euer gütiges Ohr, werther Herr, und Ihr werdet mich vielleicht minder ſtrafbar finden. Jeder Anführer eines Haufens Schmuggler, welche auf ſeine Koſten den Schleichhandel treiben, ſteht mit irgend einem Beamten oder mehrern an der Grenze in Verbindung, und ſo viel Ihr bis ans Venetianiſche hinüber Mauthhäuſer findet, ſo wird ſchwerlich eins ſein, worin nicht von den Fruſtratori beſoldete Leute wohnen. Der vorige Hauptmann dieſes Mauthhauſes war ein alter ſtumpfer Mann und der Corporal verſah eigentlich ſeinen Poſten. Er ſteht ſchon lange mit meinem Vater auf dem beſten Fuß und bezieht jährlich eine bedeutende Summe von demſelben, die er nach Belieben unter ſeine Leute austheilen konnte. Der Corporal beherrſchte ſie alle mit unſerm Geld; des Kaiſers Sold langte nicht hin für ihre Bedürfniſſe. Die Neutralität des Sees erlaubte uns bei Tag und Nacht ihn zu befahren. Wir hatten dort beſtimmte Landungsplätze am öſtreichiſchen Ufer. Fanden unſere Leute Zollbeamte, die ſich ihnen nicht von fern gleich als Freunde durch ein Zeichen zu erkennen gaben, ſo ſtießen ſie wieder in den See und ſuchten ſich nach einigen Stunden oder in der Nacht einen andern Landungsplatz. Wurden ja zu Zeiten einige, die ſchon im Lande oder am Ufer waren, erwiſcht, meiſt von Soldaten, die der Corporal, wahrſcheinlich ihre Ehrlichkeit fürchtend, nicht in ſein Spiel ſehen ließ, ſo war der Verluſt der Waaren bald verſchmerzt, der Träger derſelben rettete ſich durch die Flucht und ſchwamm oft meilenweit über den See. Oft aber auch büßten die Soldaten mit dem Leben; denn die Fruſtratori führen ſtets geladene Piſtolen und ſcharfe Dolche. Der alte Hauptmann ſtarb und Ihr kamt an deſſen Stelle. Der Corporal verſicherte meinem Vater in den Zuſammenkünften, die ſie oft hielten, Eure Klugheit ſei eben nicht weit her, und Euer Aberglaube überſteige den einer Kinderamme. Jedes erſonnene Spukgeſchichtchen oder Märchen, womit ſich das ſchlechteſte Volk herum trüge und die Kinder fürchten mache, hättet Ihr geglaubt und Euch, wenn er ein ſolches erzählt, oft ſchlimmer wie ein albernes Kind geberdet. Im Nothfall würdet Ihr mit einer Geiſtererſcheinung ſo zur Ruhe gewieſen werden können, daß Ihr bei Nacht Euer Zimmer nicht wieder zu verlaſſen wagen würdet. Wir lagen nun vorgeſtern in der Bucht bei Magadino in der nördlichſten Spitze des Sees mit acht ſchwer beladenen Schiffen. Dieſe Bucht gehört nicht mit zur Neutralität des Sees, ſondern zum Canton Teſſin. Der Verabredung mit dem Corporal gemäß wollten wir in der Nacht eine Meile von hier ſüdlich, wo einer unſerer beſten Landungsplätze iſt, die Waaren ans Land bringen. Der vierte Theil vom Vermögen meines Vaters ſtand auf dem Spiele, und nicht alles war in der Verſicherungsbank des Schleichhandels zu Chiaſſo aſſecurirt. Denn mein Vater iſt geizig und gönnt den Speditoren und der reichen Bank nicht, was er ſelbſt verdient zu haben vorgibt. Es galt daher jetzt vorzügliche Vorſicht; unſer Haufe war größtentheils bewaffnet auf einem Schiffe; die Weiber und Buben blieben zurück und nur ich begleitete meinen Vater theils aus eigener Luſt, theils weil er es gern ſah. Wir ſegelten am hohen Nachmittag aus und hofften zwei Stunden nach Mitternacht am Landungsplatz zu ſein. Als wir aber in die Gegend der barromäiſchen Inſeln kamen, hörten wir vom Ufer her mehrmals drei Schüſſe hinter einander fallen, ein Zeichen unſrer Freunde, daß Gefahr für uns ſei. Denn alle Schmuggler und die ihnen ergebenen Bettler und ſogar die Bauern des ganzen Landes haben Zeichen für uns, um uns vor den öſtreichiſchen Soldaten zu warnen. Eine Stunde nachher begegnete uns ein Kahn mit mehreren Handlangern oder vielmehr Bettlern, welche alle ihr tägliches Brot von uns haben. Gemünz ließ uns durch ſie unterrichten, wie das ganze Ufer mit neuen öſtreichiſchen Soldaten beſetzt ſei und einer ſeiner Leute unſern Plan an Euch verrathen haben müſſe. Ich weiß nun beſſer, wie Ihr zur Kenntniß deſſelben gekommen ſeid. Aber ſo ſicher gemacht ſind die Schmuggler, daß ſie ohne Bedenken in jedes Fremden Beiſein von ihren Plänen ſprechen. Wer wollte ſie auch verrathen, der nicht ſelbſt ein öſtreichiſcher Soldat oder ein neuer Beamter oder ein Spion iſt? Denn der ganze Canton Teſſin lebt vom Schleichhandel in das öſtreichiſche Gebiet, die Leute kennen faſt kein anderes Gewerbe. Jede obrigkeitliche Behörde bekommt ihren Theil des Gewinnes, die Verſicherungsbank in Chiaſſo iſt mit Millionen garantirt, die Regierung des Cantons ſchützt uns auf jegliche Weiſe und muß uns ihres eigenen Vortheils willen aller Drohungen Oeſtreichs ungeachtet ſtets ſchützen. Ganz Chiaſſo iſt voll Schleichhändler und Speditoren des Schleichhandels. Kein Schweizer wird uns alſo verrathen; aber auch kein Lombarde. Die Mauth iſt hoch, der Landmann würde ſich oft die gewöhnlichſten

Lebensbedürfniſſe entſagen müſſen, ſollte er die darauf haftende Abgabe bezahlen. Und der Italiener arbeitet nicht gern; er ſucht ſich ſeinen Bedarf auf die leichteſte, wenn auch nicht rechtlichſte, Art zu verſchaffen. Ueberdies wird die öſtreichiſche Regierung von den Lombarden gehaßt. Daher kommt es denn auch, daß im Fall der Noth alle Bauern auf unſrer Seite ſind und mit auf die öſtreichiſchen Soldaten ſchießen. Ja, es gilt als ein verdienſtliches Werk, einem Deutſchen das Lebenslicht auszublaſen. Ein alter Beamter und Soldat verräth uns aber eben ſo wenig; denn dieſe haben große Vortheile von uns. Wen ſollen wir nun zu fürchten haben? Daraus erklärt Euch, wie Ihr ſo leicht in Eurer Verkleidung der Mitwiſſer der beabſichtigten Landung wurdet. Es dachte freilich von uns allen Niemand daran, in Euch den neuen Hauptmann zu ſehen. Die öſtreichiſche Uniform hätte Euch den Paß verſperrt, das wußte wohl jeder, aber in einer Bauernjacke hätte Euch doch Keiner erwartet. Uebrigens war nach des Corporals Bericht wahrſcheinlich, daß Ihr nach Savoyen zu gereiſt wäret."

„Sage mir doch," unterbrach Wahlmann hier des Mädchens Rede, „würdeſt Du mich aus dem Keller der Herberge zu Centovalli befreit haben, wenn Du gewußt hätteſt, daß ich der öſtreichiſche Hauptmann ſei?“

Gianetta beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann lächelnd: „Ja ich würde Euch doch befreit haben, und dann hätte ich natürlich die Fahrt hintertrieben.“

„Dafür muß ich Dir einen Kuß geben.“

„Nein, das iſt wider die Abrede. Laßt mich ruhig weiter erzählen. Wir legten in der Nacht an der Iſola Madre an und hielten uns den ganzen Tag dort verborgen. Auf die Botſchaft, welche wir dem Corporal ſandten, kam er Nachmittags ſelbſt, und verabredete mit meinem Vater die Landung in dieſer Nacht. Um Euch an das Zimmer zu feſſeln, wurde der Spuk ausgeheckt. Anfangs ſollte ein Bube den Geiſt der Gräſin ſpielen, aber der Corporal beſtand darauf, daß es ein Mädchen ſein müſſe, um ſich nicht durch die Stimme zu verrathen, wenn es nöthig ſei einige Worte zu Euch zu reden. Unter der ganzn Geſellſchaft war ich aber das einzige weibliche Geſchöpf, da die übrigen Weiber in Chiaſſo zurückgeblieben waren. Der Vater befahl mir ſtreng die Rolle zu übernehmen, der Corporal malte Euch als den feigſten und furchtſamſten Menſchen, verſprach im Fall der Noth mich ſogleich in Sicherheit zu bringen, welches ihm, der mit dem Hauſe und ſeiner Umgebung ganz vertraut war, ſehr leicht werden mußte, er verſprach mir ferner den Beiſtand aller ſeiner Soldaten, und Antonio und Fermo, welche ſich zu meinen Begleitern und Theilnehmern aufwarfen, gelobten mir, mich in jedem Fall zu ſchützen. So beredete ich mich zuletzt ſelbſt, das aus Muthwillen zu thun, wozu ich doch eigentlich gezwungen wurde. Von einem alten armen Aufſeher des öden Palaſtes der Barromäer auf der Inſel Madre wurden aus der modernden Garderobe der ausgeſtorbenen Grafen einige Stücke angekauft, und wir langten in der Verkleidung in zwei Kähnen am Ufer an. Meine Begleiter verließen mich einen guten Büchſenſchuß vom Ufer und legten eher mehr nördlich an, als ich, und erwarteten mich, die ich allein auf das Haus zuruderte. Gemünz harrte unſer ſchon, und der lahme Paul führte uns zu der Niſche, deren Wölbung weggenommen werden kann. Er ſpendete uns Licht durch eine Laterne, über welche ein Stück rothes Flortuch ausgeſpannt war. Man hatte mir verſprochen, ich ſolle blos von der Niſche aus, quer über die Stube und durch die Thüre wieder hinaus gehen. Der Himmel hat den Frevel nicht geduldet, und der ihn am meiſten betrieb, hat auch mit dem Leben dafür zahlen müſſen.“

„Wie aber kamſt Du dazu, den Antonio zu deinem Begleiter anzunehmen, da Du doch eben nicht mit ihm vom beſten ſtehſt?“

„Er iſt der Tapferſte des ganzen Haufens und der bitterſte Feind der Oeſtreicher. Auch bat er meinen Vater, mich begleiten zu dürfen, und dieſer gewährte ihm ſehr gern die Bitte; denn unter Antonio's Schutze konnte er mich ſicher glauben; mir ſelbſt aber war es nicht unangenehm, daß er meinen Geliebten und Fermo unſern Verfolger ſpielen ſollte.“

„Und was hat unterdeſſen Dein Vater begonnen?“

Gianetta ſchwieg einige Zeit verlegen. „Wenn ihm Gott gnädig iſt,“ verſetzte ſie dann, „ſo hat er von unſerm Unfall Nachricht erhalten und iſt mit ſeinen Waaren wieder in den See geflüchtet.“

„Nachricht?“ fragte der Offizier zweifelhaft. „Aus dieſem Hauſe ſchwerlich.“

In dieſem Augenblick hörten ſie viele Schüſſe zu gleicher Zeit und hinter einander fallen. Gianetta ſchrie laut auf und Wahlmann ſprang zum Fenſter. Am Ufer lebte Alles und längs demſelben tönte der Ruf der Wachen. Die gewonnenen Soldaten ſtürmten nach Süden hinab und aus der Ferne vernahm man anhaltendes Gewehrfeuer. Wahlmann wollte das Zimmer verlaſſen, um ebenfalls hinaus zu eilen, da ſah er Gianetten ohnmächtig auf dem Ruhebette liegen. Gleich einer geknickten Lilie hatte ſie das Haupt geſenkt. Der Offizier konnte ſich ohnmöglich ſchnell von dem herrlichen Bilde losreißen. Es zog ihn wie mit magiſcher Gewalt zu ihr hin. Er beugte ſich über ſie; horchte auf ihren leiſen Athemzug und drückte ihr einen Kuß auf die bleichen Lippen. Dann flog er zum Kampfplatz. Von Norden herab kamen eben die Comer Soldaten und verkündeten, wie ſie drei Schiffe mit Waaren gefangen und einige Schmuggler erlegt. Von Süden herauf kam faſt zu gleicher Zeit dieſelbe Nachricht zum Hauptmann. Der alte Nicolo hatte nämlich zu größerer Vorſicht ſeine Schiffe und Leute in zwei Theile getheilt, deren einer nördlich vom Mauthhaus, der andere ſüdlich landen ſollte. Die während dem im Mauthhauſe aufgeführten Trauerſpiele überhalb deſſelben Gelandeten hatten, die Uebermacht erkennend, die Waaren bald im Stich gelaſſen und ihr Heil in der Flucht geſucht, welche faſt allen durch die Dunkelheit der Nacht, durch ihre beiſpielloſe Gewandtheit und genaue Kenntniß aller Schlupfwinkel gelang. Nicht ſo glücklich war der zweite und größere Hauſe, bei welchem ſich Nicolo ſelbſt befand. Bald nach ſeiner Landung hatte ein hinzugekommener kleiner Wachtpoſten auf die mit Auspacken und Fortſchleppen der Waaren beſchäftigten Fruſtratori gefeuert. Mit dieſen wenigen Leuten glaubte Nicolo bald fertig werden zu können, und ließ einen Theil ſeiner verwegenſten Burſche auf ſie los ſtürmen, während andere mit den ausgeworfenen Waaren davon eilten. Die Bündel waren nämlich alle nicht größer, als ein Mann zu tragen vermag. Dadurch ſchwächte aber Nicolo ſeine Macht. Auf des Corporals Freundſchaft und den Geiſterſpuk feſt vertrauend, glaubte er nur von einem naſeweiſen oder ununterrichteten Poſten feindlich behandelt zu werden; in der Hitze des Gefechts und des nur matt von Dämmrung durchhauchten Nachtdunkels bemerkte er nicht, wie der Haufe ſeiner Gegner von Minute zu Minute ſich vermehrte, und endlich das ganze Ufer lebendig wurde. Die Meiſten ſeiner Leute waren klüger als er, ſprangen in die Schiffe und entgingen dem Tod. Nicolo ſank aber bald von einigen Kugeln getroffen ſterbend zur Erde, mit ſeinem Fall war der Kampf beendigt; denn die noch übrigen Schmuggler wurden theils gefangen, theils warfen ſie ſich in den See und retteten ſich durch Schwimmen. Sie verſchwanden in der Finſterniß nicht anders als verſchlänge ſie die Erde oder der See. Als Wahlmann mit mehreren Fackelträgern auf dem Platz ankam, war alles beendigt. Er erkannte unter den Todten ſogleich Gianetta's Vater, und befahl die Gebliebenen in das Dorf zu bringen und für ihre Beerdigung zu ſorgen, die Waaren aber in Beſchlag zu nehmen. Der Morgen dämmerte feucht und regnerig über dem unruhigen See, der Himmel war mit einem düſtern melancholiſchen Grau überzogen und der Wind blies rauh und heftig von den Alpen herab, als Wahlmann, in Nachdenken verſunken, nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. An der Thüre erwartete ihn Peter und trug ihm Antonio's dringende Bitte um eine Unterredung vor. Wahlmann trat daher in das Gemach, worin der Schmuggler gefangen gehalten wurde, und hieß die Wache ſich entfernen. „Ich habe bereits vernommen," ſagte Antonio, „daß der alte Nicolo mit ſeinem geliebten Fermo eine Straße gewandelt iſt. Dieſe verhängnißvolle Nacht hat viel für und viel gegen mich gethan. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich Gianetta bis zur Raſerei liebe."

„Dies iſt mir bekannt; ich find' es natürlich, und Du kannſt deshalb ohne weiteres darüber hingehen."

„Es iſt Euch bekannt?" rief der Fruſtratore erſtaunt. „Wie iſt das möglich? Seid Ihr allwiſſend?"

„Das thut nichts zur Sache! Genug, daß ich es weiß, und alſo weiter!"

„Nun dann werdet Ihr auch wiſſen, daß Fermo mein Feind war und Gianetta —"

„Ein Trotzköpfchen, und durch beide Dir ungünſtige Dinge kamſt Du um die Braut. Vater und Bräutigam ſind glücklich aus dem Weg geräumt und nun meinſt Du, könnteſt Du ohne weiteres das Mädchen freien?“

„Ich höre wohl,“ ſagte Antonio kleinlaut, „Ihr wißt von mir mehr, als ich vielleicht ſelbſt. Nun ſo werdet Ihr auch einſehen, daß Ihr in Mailand Euch keinen Stein ins Bret ſetzen werdet, wenn Ihr berichtet, Ihr habet mich gefangen, oder wenn Ihr mich wohl gar mit Gianetta dorthin führen laßt. Mein Vater wird es Euch wahrlich ſchlechten Dank wiſſen, und wenn Ihr irgend glaubt, er wüßte nichts von mir und meiner Lebensart und er liebte mich nicht mehr, weil ich ein Fruſtratore geworden bin, ſo will ich Euren Irrthum mit ſeinen eigenen Briefen bekämpfen, die er mir von Zeit zu Zeit ſchickt. Ich weiß gewiß, Ihr werdet nicht ſo ſchlecht ſein und ihn verrathen.“ Mit dieſen Worten zog der junge Mann einige Papiere aus ſeinem Buſen und reichte ſie dem erſtaunten Offizier. Dieſer ſah aus dieſen anonymen Briefen, daß nur ein ſehr gebildeter und vornehmer Mann ſie geſchrieben haben konnte. Sie enthielten väterliche Vorſtellungen und Bitten, die gewählte Lebensart aufzugeben, in die Arme der Familie zurückzukehren, ein Amt anzunehmen, dann Familiennachrichten, die ebenſalls von glänzenden Verhältniſſen zeugten. „Gut,“ ſagte Wahlmann, mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit die Papiere zurückgebend, „ſchreibe einen Brief an Deinen Vater und melde ihm Deine Umſtände; ich ſelbſt will an ihn ſchreiben und ſeine Beſtimmungen über Dich erwarten. Ein reitender Eilbote ſoll ſogleich nach Mailand abgehen.“ — Dieſen Vorſchlag ging Antonio ein. Wahlmann machte einen Bericht an die Oberbehörde in Como ohne der Spukgeſchichte mit einer Silbe zu gedenken, Antonio ſaß neben ihm und ſchrieb. Wie erſtaunte aber der Offizier, als er auf dem ihm übergebenen Brief den Namen eines der erſten Männer, welcher mit an der Spitze der Adminiſtration ſtand, und deſſen Befehlen er unterworfen war, erblickte! Er verbarg ſeine Beſtürzung ſo gut als möglich, und ſetzte ein ſehr höfliches Schreiben an den Vater des Schmugglers auf. Eine Stunde darauf ging der Bote mit den Briefen ab.

Gianetta war durch Peters Sorgfalt zu Bette gebracht worden; ſie ſchlummerte nach den gemüthangreifenden Auftritten der Nacht. Von ihres Vaters Tode wußte ſie noch nichts. Antonio erkundigte ſich mit unruhiger Heftigkeit nach ihrem Befinden, und es ſchien für ihn große Qual, von ihr getrennt zu ſein. Wahlmann ging ſelbſt, um ihm Nachricht zu bringen. Lange ſtand er vor der liebenswürdigen Schläferin. Ihr Geſicht, ſonſt das reizendſte und treueſte Bild der Freundlichkeit, war jetzt von Trauer erfüllt, aber nicht minder reizend. So weht oft durch den Frühlingsgarten der Natur ein kalter Lufthauch; ſo tritt ein Gewölk vor die Sonne. In Wahlmanns Seele ging die Gewißheit auf, daß Gianetta ihm unendlich theuer ſei. Er fühlte mehr als je das mächtige Bedürfniß ſeines Herzens, die Halbheit ſeines Lebens zu ergänzen und mit einem geliebten weiblichen Weſen ſich zu verbinden. Seine Verhältniſſe mit Adelheit waren gänzlich aufgehoben; ſie war jetzt vielleicht die Gattin eines andern glücklichen Mannes. Er hatte ſie wahrhaft geliebt; er liebte ſie noch; aber er fühlte dies Gefühl von der fernen ihm allmälig fremd werdenden Geliebten auf die gegenwärtige liebenswürdige Tochter der Natur übergehen. Er glaubte überzeugt zu ſein, daß ihn Gianetta allein beglücken könne. Und nun ſtand ihm dieſer wunderliche Antonio im Wege. Zu einem entſcheidenden Schritte entſchloſſen, ging er wieder hinab zu dem ihn mit Sehnſucht erwartenden Gefangenen. Nachdem er denſelben mit kurzen Worten von Gianetta's Zuſtand unterrichtet, ſagte er: „Du haſt mir geſagt, Antonio, und ich wußte es erſt, daß Du Gianetten leidenſchaftlich liebſt. Als ein Mann von Ehre bin ich ſchuldig, Dir zu ſagen, daß ich ſie ebenfalls liebe und wahrſcheinlich nicht minder ſtark als Du.“

Antonio war erbleicht und ſtarrte den Offizier wie ein Wahnſinniger an. „O weh!“ ſeufzte er dann auf, „ſo iſt meine Hoffnung wieder hin! Führt ſie aber nur aus dem Lande; denn hier bleiben könnt Ihr ohnedies nicht mit ihr.“

„Du irrſt Dich in mir; ich werde mich nicht des Rechts des Stärkern bedienen. Gianetta ſoll freie Wahl haben zwiſchen mir und Dir.“

„O Ihr werdet ſie mit Euren ſchönen Worten beſchwatzen!“

„Auf mein Ehrenwort nicht! Du ſollſt ſogar vor mir voraus haben. Du haſt ihr ſchon lange geſagt, daß Du ſie liebſt, ich ſagte ihr keine Silbe von meiner Liebe, und erſt nach vier Wochen will ich mich ihr entdecken, und ſie dann ſogleich um die Wahl bitten.“

„Aber Ihr ſeid ein ſchöner, ſchmucker Kapitän, ſeid reich und vornehm; ich bin nur ein armer Fruſtratore.“

„Reich bin ich nicht; Dein väterliches Erbgut überſteigt vielleicht mein geringes Beſitzthum um das Zehnfache. Und Gianetta, als einzige Erbin des großen Reichthums ihres Vaters, braucht nicht nach dem Metall zu wählen. Ihr edles Herz würde dies nicht thun, ſelbſt wenn ſie blutarm wäre. Was mein Amt betrifft, ſo mußt Du wiſſen, daß ich bereits um meine Entlaſſung eingekommen bin; denn ich kann weder ein Schurke ſein, noch gegen ein ganzes Land ſtreiten. Ich gedenke als ein fleißiger Landmann in Italien glücklicher zu leben, denn als Offizier. Von Geburt biſt Du aber vornehmer als ich; Du brauchſt nur in den Schoos Deiner Familie zurückzukehren, und Du biſt es auch dem Stande nach. Ich habe alſo nicht den geringſten äußern Vorzug vor Dir, und Gianetta ſoll mit allen dieſen Verhältniſſen bekannt gemacht werden.“

„Ich erkenne Eure Großmuth und muß wohl

in den wunderlichen Handel einwilligen,“ ſagte der Italiener; „Ihr habt gleiches Recht auf Gianetta, als ich. Ich weiß aber ſchon, ſie wird Euch wählen, und ſollte ſie es mir zum Trotz thun, und ich werde dann der unglücklichſte Menſch ſein.“

„Was würdeſt Du denn gethan haben, wenn ſie Fermo’s Frau geworden wäre?“

Antonio ſchüttelte die ſchwarzen Locken und blickte eine Minute lang, ſich in die Unterlippe beißend, ſtarr auf den Boden; dann erhob er das Haupt und das große rollende Auge, welches wild auf Wahlmann blitzte, indem er ſprach: „Ich hätte es ſo lange ertragen, als mir möglich geweſen, und hätte ich es nicht mehr gekonnt, nun ſo wäre mein Dolch Retter aus der Noth geworden.“

„Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit. Ein Kluger nimmt ſich ein Exempel dran.“

„Ihr habt bei Gott! nichts von mir zu befürchten, Ihr ſeid ein braver Mann und jener war ein Schurke. Wählt ſie Euch — und ſie wird Euch wählen — ſo nehmt ſie in Gottes Namen, aber zieht mit ihr außer Land, damit ich ſie nicht wieder ſehe, ſonſt könnt’ ich doch einmal toll werden, und dann ſteh’ ich nicht für mich.“

„Gianetta's Zimmer ſteht Dir ſo gut offen, als mir," ſagte Wahlmann und ging, in der Bruſt ſeines Nebenbuhlers Achtung und Bewunderung hinterlaſſend.

Gianetta hatte ihrem Vater die kindliche Thräne aufs Grab geweint und dann die glückliche und beglückende Heiterkeit, den Grundton ihres Gemüths, wieder gefunden. Von Mailand war der Bote zurück. Er brachte nebſt den Briefen von Antonio's Vater eine Begnadigung der Behörde, der zufolge Antonio und Gianetta ſogleich auf freien Fuß geſetzt werden ſollten. Der Brief an Wahlmann war in den rührendſten Ausdrücken abgefaßt. Der gebeugte Vater bat und beſchwor den Offizier bei allem Heiligen, ſeinen geliebten aber verwilderten Sohn durch freundſchaftliche Ueberredung zur Rückkehr nach Mailand zu vermögen. Wahlmann ſuchte Antonio's Stimmung zu benutzen, in deſſen Augen er Thränen bei Leſung ſeines Briefs ſchimmern ſah; er ſchickte ſich an, eine lange Rede über Kindespflichten und das Glück der Häuslichkeit, der Heimath, der Liebe der Verwandten und dergleichen zu halten, aber Antonio fiel ihm wehmüthig, das lockige Haupt ſchüttelnd, ins Wort: „Laßt uns erſt Gianetta's Wahl abwarten, Kapitän; dann wollen wir weiter darüber ſprechen." Wahlmann war wunderbar gerührt, es kam ihm der leiſe Wunſch bei, das liebe Kind möchte den ſchönen Jungen wählen, und wär' er nicht mit ſich über die Sache im Reinen geweſen und zu einem feſten Entſchluß gekommen, ſo hätte er ihr ſicherlich zugeredet, dem Italiener ihre Hand zu geben.

„Weder Du noch Gianetta könnt nun länger in dieſem Hauſe verweilen, ſuche Dir alſo einen andern Aufenthaltsort und laß uns ſogleich mit Gianetten darüber ſprechen, wohin ſie ſich wenden will."

„Kapitän," ſagte der Fruſtratore, „Ihr ſeid mir der wunderlichſte und außerordentlichſte Menſch auf der Welt; Ihr zwingt mich die größte Hochachtung vor Euch zu hegen. Gianetta's Betragen gegen mich zeither hat mir — ich muß es Euch geſtehen — wieder viel Hoffnung gegeben. Aber ich will mich an Edelſinn nicht von Euch übertreffen laſſen. Hört alſo meinen Vorſchlag! Auf der

Iſola bella kenn' ich den Schloßkaſtlan; er iſt ein alter ehrlicher Kerl und hat ein gutes Weib. Ihre Kinder wohnen alle im Piemonteſiſchen, und noch vor Kurzem hat ſich ihre jüngſte Tochter mit einem Bürger in Intra verheirathet. Die Alten nehmen Gianetten gewiß gerne auf. Ihr habt dann nicht viel weiter zu ihr, als ich; denn ich werde mich vor der Hand in Locarno niederlaſſen. Beſucht Ihr ſie, ſo oft es Eure Zeit erlaubt; ich werde wöchentlich nur zweimal einige Stunden bei ihr verweilen. Seid Ihr das zufrieden?“

„Herzlich gern! Du biſt eine ehrliche Haut. Wer das Glück hat, führt dann die Braut heim.“

Gianetta wurde mit dem gefaßten Entſchluß bekannt gemacht und um ihre Meinung befragt. Gern ergab ſie ſich in die Verfügung ihrer Beſchützer. Am folgenden Morgen, eh noch der Tag graute, ſtieß das Boot vom Lande, welches Gianetta, Antonio, Wahlmann und Peter auf Iſola bella überſetzen ſollte. Raſch durchſchnitt der Kiel die rauſchende Fluth, in welcher der unbewölkte Himmel ſeine tiefblaue Schönheit ſpiegelte. Die Geſellſchaft war heiter, und Gianetta ſcherzte über ihre jetzige Fahrt auf dem See, mit der letzten verglichen.

„Die beiden liebenden Geiſter,“ ſagte ſie, und ihr Auge ruhte dabei mit Zärtlichkeit auf Antonio, „ſegeln wieder zurück, woher ſie gekommen, ihres Verfolgers ſind ſie entledigt worden, führen aber dafür die beiden erſchreckten Menſchenkinder mit ſich.“

„Es hat ſich wunderbar gefügt,“ ſetzte Wahlmann hinzu, „daß Du durch mich Deinen läſtigen Bräutigam los gewor[illegible] biſt, da Du es bei unſerer erſten Bekanntſch[illegible] ohne Zweifel von mir erwarteteſt. Meinem Peter biſt Du inzwiſchen größern Dank ſchuldig.“

„Wir wollen die Todten ruhen laſſen,“ ſagte Gianetta ernſt, „wiſſen wir doch nicht, was wir von den Lebenden zu erwarten haben.“

„Ja wohl!“ ſeufzten Antonio und Wahlmann faſt zu gleicher Zeit, und Gianetta brach über die Melancholie ihrer Verehrer in ein lautes Lachen aus, worein dieſe endlich ſelbſt einſtimmen mußten, um ſich und ihre eigene Sentimentalität damit zu verhöhnen. Die kleine Terraſſeninſel ſtieg mit dem piemonteſiſchen Ufer endlich aus der Fluth empor und die große Reiterſtatue auf der äußerſten Spitze derſelben ſchien den Ankömmlingen den Morgengruß zuzuwinken. Noch vor Sonnenaufgang hielt der Kahn unterhalb des Schloßgebäudes und die Geſellſchaft ſtieg die Treppe hinauf. Der Kaſtellan empfieng ſie mit traulichem Willkommen und führte ſie ſogleich in den Garten. Dieſer nimmt den größten Theil der Inſel ein und beſteht aus ſieben pyramidenförmig über einander ſich erhebenden Terraſſen, auf deren Spitze der St. Barromäus als koloſſaler Reiter, aus Erz gegoſſen, ſteht. Aus einem wüſten unwirthlichen Felſen ſchuf dieſer Mann das Paradies, von deſſen Höhe aus man eine der herrlichſten Ausſichten der Welt genießt. Myrthe und Lorbeer, Orangen und Citronenbäume blühen hier und wölben ſich zu ungeheuren Bogengängen auf den Terraſſen. Leider hat Künſtelei der Natur wieder ihr ſchönſtes Recht genommen, welches ihr Fleiß und Kunſt erſt eingeräumt. Alle Bäume und Gebüſche ſind von der Gartenſcheere zur Ordnung und Gleichheit verwieſen. Doch ein Blick hinaus in die reizende Schöpfung Gottes läßt den kleinen Schmerz über die künſtlichen Verbeſſerungen der Schöpfung vergeſſen. Wahlmann erſtieg an Gianetta's Arm die oberſte Terraſſe; Antonio folgte langſam mit dem alten Kaſtellan nach. Als das Pärchen aus dem Lorbeerhain heraustrat auf die öſtliche Seite dieſer Gartenkrone, verkündete die feuerflammende Aurora über dem in der Ferne emporſteigenden blauen Apennin die nahe Ankunft des Tagsgeſtirns. Schweigen feſſelte die Zungen; in ſolchem Augenblicke redet die Natur allein durch die Wunder ihrer Werke. Langſam rollte der Feuerball herauf und der Himmel glühte freudig über die neue herrliche Geburt ihrer Königin, und der See glühte, in welchem ſie ſich beſah. Das herrliche Italien aber war übergoſſen mit jenen zauberiſchen Mitteltinten, und ſo weit das entzückte Auge die Seele nach Süden trug, verſchwamm das Fernland in ihnen, für deſſen Schönheit die Sprache noch keinen Namen hat. Das Glutgewölk umſtand die Sonne wie glänzende mit Purpurfarbe übergoſſene Schneemaſſen, und ſie ſchoß wie einen goldenen Pfeil ihren erſten Strahl aus gegen die ſchroffe im Norden aufgethürmte ungeheure Alpenwand. Und die Gipfel der Gletſcher begannen, von dem flammenden Pfeile getroffen, zu glühen, und Pfeil auf Pfeil flog nach, bis das Gebirge hell glänzte und die Häupter desſelben wie Diamantenfelſen ſchimmerten. Die Gletſcher träuften Glut und die Natur feierte das kurze Glanzfeſt mit Stille. Höher ſtieg der Feuerball, der See verlor ſeinen roſigen Widerſchein, aber wohin das wonnetrunkene Auge blickte, boten ſich ihm neue Reize. Das öſtliche Ufer des Sees mit ſeinen Felſenblöcken trat deutlicher hervor, ſo weit es das Auge verfolgen konnte, der See wurde belebt, nach allen Seiten hin kreuzten die Kähne.

Die Geſellſchaft ſtieg in die Wohnung des Kaſtellans hinab, um dort ein Frühſtück einzunehmen. Die Männer wurden bald hinſichtlich Gianetta's einig. Ihre unerſchöpfliche Laune bereitete allen einen ſehr frohen Tag. Doch konnte ſich beim Abſchied keiner rühmen, vor dem Andern eine Gunſtbezeugung von ihr erhalten zu haben. Sie hatte ihre ſchöne Gaben mit gleichen Händen ausgetheilt. Beide Männer hatten ſie mit ihren bürgerlichen Verhältniſſen bekannt gemacht, und ſie lächelte ſchelmiſch zu dieſen Anſtalten. Wenn ihr auch Wahlmann nichts geſtanden, ſo wußte ſie dennoch Alles. Auf der Treppe noch, die zu den harrenden Booten hinab führte, gab ſie jedem einen Kuß, und ſo ruderte Antonio nach Norden, um Gianetta's Vermögensumſtände zu ordnen, Wahlmann nach Süden, um die Befehle der Oberbehörde in Betreff ſeiner ſtrafbaren Soldaten auszuführen.

———

Einen Tag über den andern tanzte vom Mauthhauſe aus ein flinkes Schifflein durch die Wellen des Sees nach den barromäiſchen Inſeln hinüber, und kehrte erſt ſpät in der Nacht wieder zurück. Und der darinne ſaß, trug jeden Abend eine größere Laſt in ſeine Zelle, die Laſt ſchwärmeriſcher Liebe. Wahlmann ſchied nie von der munteren Italienerin, ohne ſich zu ſagen, er würde ohne ſie nicht zu leben vermögen. Pfeilſchnell flog ihm der Tag auf der Inſel hin. Wo wäre aber auch eine Stelle auf Erden mehr für die Liebe und den Aufenthalt zweier liebenden Herzen geſchaffen, als Iſola bella? Gianetta hüpfte vor Wahlmann durch die ſchattigen Laubgänge, und die Orangen warfen ihre Blüthenblätter und die Oliven träuften ihre Narden auf ſie herab. Sie haſchte ihn, neckte ihn, warf ihn mit den goldenen Früchten und wollte ſich über ſeine Unbehülfigkeit in Erwiederung dieſer Scherze todt lachen; ſie ſang ihm die ſchönen Volkslieder vor, ſie ſetzte ſich mit ihm auf die Plattform des Gartens unter dem ehernen Reiter und nannte ihm alle Gegenden, Dörfer und Städte, die man von dort überſieht, oder erzählte ihm ſchauerliche Geſchichten von Schleichhändlern und ihren Kämpfen, oder Mährchen und Geſpenſterſagen von der Familie der Barromäer, den Inſeln und dem See. Er aber horchte wie ein Kind auf die Amme und ſtarrte ihr in das von einer innern Harmonie kündende, von Seligkeit ſtrahlende roſen- und lielienumblühte Geſicht, beobachtete jede Bewegung der friſchen ſchön geſchnittenen Lippen, als müßte er ihr die duftigen Worte von dieſen Roſenbeeten, hinter welchen der Marmorzaun der Zähne aufgepflanzt war, wegſchlürfen, oder er ſaß Stunden lang und ſah ihr in die engelfreundlichen Augen, und als wär' er verzaubert, konnt' er die ſeinigen nicht abwenden. Sie aber trieb nach wie vor ihren Scherz und ihre Neckereien mit ihm, und ging ſo unbefangen mit ihm um, als es Sitte und natürlicher Anſtand erlauben, ohne daß ſie ihm je etwas erlaubt hätte, was ſeine Hoffnungen zur Gewißheit ihres Beſitzes hätte erheben können.

Schon hatte er drei Wochen lang die Waſſerfahrt nach Iſola bella und zurück zum Mauthhauſe gemacht, aber das Bild der Lieblichen hatte er immer ſchöner und lebhafter in ſeiner Bruſt mit herübergenommen und es tanzte beim Wachen wie beim Schlafen in allen ſeinen Träumen. Träg und langſam verfloß ihm der andere Tag und nur die Ungeduld, mit welcher er dem folgenden Morgen entgegen ſah, vermochte die Farbloſigkeit desſelben einigermaßen zu beleben. — Schon rückte der entſcheidende Zeitpunkt heran, wo er Gianetten ſeine Liebe in aller Form geſtehen und ſie um die Wahl bitten durfte. Antonio war die ganze Zeit über nur dreimal auf der Inſel geweſen und zwar an Tagen, welche Wahlmann zu Hauſe hindüſtern mußte; er hatte ſich aber, wie der Kaſtellan verſicherte, nie lange aufgehalten und mit Gianetten nicht viel zu ſchaffen gemacht. Das war ſüße Muſik in Wahlmanns Ohren, und mehr als je voll ſeliger Hoffnungen drückte er ihr den Scheidekuß auf die ſchwellenden Lippen, als ſchon die Nacht See und Inſel und Ufer in tiefdunkele Gewebe geſponnen hatte, und ſprang in ſein leichtes Fahrzeug. Der Schiffer ſtieß ab, Wahlmann ſetzte ſich auf die Bank und ließ ſich in die ſchönſten Träume hinüber ſchaukeln, in denen er an Gianetta's, ſeines blühenden Weibes, Arm über die ſonnenbeglänzte ſpiegelglatte Fläche des Sees ſich von einem mit Bändern und Tüchern ausgeſchmückten Nachen tragen ließ. Plötzlich rauſchte die Fluth zur Seiten und ein mit Männern reich beladenes Schiff ſtrich vorüber.

„Halt!" riefen mehrere barſche Stimmen. „Ihr könnt Niemand anders ſein, als der Kapitän Wahlmann," donnerte eine einzige.

„Ich bin's," ſagte dieſer unerſchrocken, und griff nach ſeinem Säbel; aber in dieſem Augenblick wurde ſein Nachen mit Haken an das Schiff geriſſen und ſechſe ſtürzten zu gleicher Zeit über ihn her; andere drängten nach, packten, entwaffneten und hoben ihn ſeines heftigen Widerſtrebens ungeachtet in ihr Schiff, warfen ihn zu Boden und banden ihm Hände und Füße. „Endlich iſt's uns doch gelungen," ſagte einer der Schmuggler; — denn es war ein Theil der zerſprengten Bande Nicolo's — „wir ſind Euch ſchon vierzehn Tage lang alle Abende zu Gefallen gefahren, ſeit wir wußten, Ihr ſchlicht nach unſers Hauptmanns Tochter.

Nun wir haben Euch noch zeitig genug erwiſcht.“ — „Rache! Rache! für unſern Führer, für unſere bravſten Brüder!“ brüllten zehn wilde rauhe Stimmen zugleich und es klang ſchauerlich durch die düſtere feuchte Nacht über den See hin. Kein Stern leuchtete am Himmel und keiner in Wahlmanns Bruſt. Er ſah ſich in der Gewalt ſeiner erbittertſten Feinde, von denen er keine Gnade zu erwarten hatte. Daß er dieſen hinterliſtigen Ueberfall ſeinem Nebenbuhler Antonio zu verdanken habe, ging aus den rohen Ausbrüchen der Fruſtratori hervor; und es ſchmerzte den Offizier vorzüglich, ſich ſo bitter in dieſem Jüngling getäuſcht zu haben. „Wie wird Antonio jubeln! „tönte es ihm ſtets in die Ohren;“ kaum iſt er glücklich der Haft dieſes deutſchen Hundes entronnen, ſo fangen wir ihn ſelbſt.“ — „Und er ſoll uns büßen für das Leben unſers Hauptmanns und der bravſten Jungen!“ riefen Andere und Wahlmann konnte aus dieſen und andern Reden abnehmen, welch ein Loos ihm bevorſtand. Wohl wiſſend, daß Steine eher zu erweichen ſein würden, als dieſe Geſellen zur Milde gegen ihn zu ſtimmen, ergab er ſich in ſein unvermeidliches Schickſal wie ein Mann, und ſchloß auf der trübſeligen Fahrt ſeine Rechnung mit dem Himmel ab. Der Schmerz jetzt aus dem Leben ſcheiden zu müſſen, an deſſen ſchönſter Tempelhalle er eben auf Einlaß gewartet, führte ihm ſeine Verhältniſſe mit Adelheit noch einmal lebhaft vor die Seele. Er fühlte, wie innig er ſie geliebt, wie ihn nur ein unſeliger Stolz von ihr getrennt, ein Stolz, den er an ihr ſo ſehr getadelt, und den er, wie er nun wohl einſah, ſelbſt im höchſten Grade beſeſſen hatte. An der Grenze des Lebens ſieht das Auge ſtets ungetrübter. Der Gedanke, ſeiner Adelheit unrecht gethan zu haben, ergriff ihn ſo lebhaft, daß Thränen von ſeinen Wangen rollten, und ſein einziger Wunſch war, vor ſeinem Tode ihre Verzeihung noch erhalten zu können. Gianetta's Bild war durch dieſe ernſte Betrachtungen ſchier in ſeiner Seele erloſchen. Dazu fiel der Thau der Nacht feucht auf ihn; die ſtark angezogenen Bande ſchmerzten ihn ſehr; und die über ihren Fang ausgelaſſen luſtigen Geſellen traten ihn oft mit den Füßen. Während die Flaſche in ihrem Kreiſe unaufhörlich umging, und ſie gemeine Lieder in die düſtre Nacht und noch düſterere Fluth hinbrüllten, ſchüttelten Fieberſchauer ihr unſchuldiges

Schlachtopfer. Der Morgen that endlich ſeine ſchattenumhüllten Augenwimpern auf und des Tags blaues Auge blickte helle ruhige Liebe auf die Erde herab. Die Rotte ſtieß ans Land. Des Offiziers Fußbänder wurden ihm abgenommen und er mit Hohn und Schlägen zum Gehen getrieben. „Es ſoll dir vergehen, ehrliche Leute ferner zu verrathen, und als Spion unter uns herum zu ziehen. Hätteſt du die Gianetta nicht mit deinen Blicken verzaubert, wir hätten dich damals ſchon unſchädlich gemacht, als wir dich in Centovalli fingen und in den Keller ſperrten, wir hätten unſern Hauptmann und den guten Fermo noch. Aber für Alles ſollſt du uns büßen.“ Solche und ähnliche Reden mußte Wahlmann auf dem Wege hören, und mit der Ueberzeugung, daß jedes Wort von ſeiner Seite verloren ſei und ihm nur noch mehr Hohn zuziehen müſſe, ſchwieg er und ſtrafte die Elenden mit Verachtung. Man ſchleppte ihn von einem Orte zum andern, um Antonio aufzuſuchen; überall lief das Volk zuſammen und ergötzte ſich an ſeinem Anblick, die Weiber ſchimpften ihn und ſpieen ihn an, die Buben warfen ihn mit Steinen. Alſo wurde der Arme drei Tage im

Canton Teſſin herumgeſchleppt und mußte die härteſten Drangſale erdulden. In ſolchen Lagen erkennt der Menſch ſich am leichteſten; er iſt gleichſam aus ſich herausgetreten und betrachtet ſich objectiv: da werden alle Flecken klar, alle Mängel anſchaulich, alle begangenen Thorheiten erinnerlich und die Sehnſucht erwacht, das Alles zu beſſern. Am vierten Tage kam die Bande nach Luvino am Treveſa, dem Wohnort vieler Schmuggler aus Nicolo's Hauſen. Hier ſollte Antonio zu finden ſein, doch er war auch hier nicht. Man entſchloß ſich alſo, ohne Antonio Kriegsgericht über Wahlmann zu halten. Aus der Nachbarſchaft ſtrömte eine Menge Volks auf dieſe Nachricht zuſammen und über drei hundert Schmuggler gaben ihre Stimmen über den Gefangenen ab. Nach dreitägigem Schmachten in einem elenden Gefängniſſe wurde Wahlmann hervorgezogen und auf eine Wieſe vor dem Ort geführt, um dort ſein Urtheil zu empfangen. Mit der Welt und ſich ſelbſt fertig, trat er vor ſeine unbarmherzigen Richter und hörte unerſchrocken, daß er noch an dieſem Tage erſchoſſen werden ſolle. „Ich habe euch bis jetzt um nichts gebeten und all eure Härte ohne Murren ertragen," ſagte er zubig, „ich bitte auch jetzt nicht um mein Leben: es wär' eitel und eine Thorheit. Aber wie ihr dem Sterbenden den Prieſter nicht verwehren könnt, ſo könnt ihr ihm auch nicht die letzte Rückſprache mit denen, ſo ihm theuer waren, verſagen. Ich bitt' euch, laßt mich nur noch zwei Briefe ſchreiben, deren Beſorgung ihr mir geloben müßt. Ihr ſeid Chriſten wie ich, und ich bitt' euch in Chriſti und aller Heiligen Namen, ſchlagt es mir nicht ab.“

„Es ſei ihm gewährt!“ riefen hundert Stimmen, und er wurde in ein Haus gebracht, um dort nach ſeinem Willen zu thun. Er ſchrieb an Adelheit was ihm das Herz eingab, welches nur noch wenig Minuten zu ſchlagen glaubte; er bat ſie in den rührendſten Ausdrücken, ſeinem Schatten nicht zu zürnen; er nahm alle Schuld ihrer Trennung auf ſich. Der zweite Brief war an Gianetta. Er geſtand ihr ſeine Neigung und bat ſie Antonio mit ihrer Hand zu beglücken. Ihm aber verzeihe er den treuloſen Verrath. Er war zum Tode fertig; die Wache begleitete ihn nach dem Platz der Verſammlung zurück. Da ſcholl ihm ein wildes verworrenes Geſchrei entgegen und der Hauſe wälzte ſich in ungeheurer Maſſe auf ihn zu. An der Spitze deſſelben aber flog ein Mann mehr als er ging, und näher gekommen, erkannte Wahlmann Antonio. Aber es war nicht der ſtolze edle Jüngling, welcher außer Athem auf ihn zuſtürzte, ein von Furien verfolgter Mann, ein gehetzter Eber, mit furchtbar rollenden Augen, zornſchnaubender Naſe und ſchäumendem Mund, die ſchwarzen Locken im Geſicht verwirrt hängend, ſtellte ſich vor des Offiziers Augen. „Madonna ſei geprieſen, daß ich Euch noch lebend finde!“ rief er und ſchloß Wahlmann wild an die Bruſt. „Hätte ich Euch todt gefunden,“ fuhr er dann gemäßigter fort, „ich hätte ein fürchterliches Blutbad unter dieſen Leuten angerichtet, die ich meine Freunde nenne, und ich wär' Euch nachgeeilt ins Schattenreich, ſo wahr uns die Sonne beſcheint.“

„Wie,“ verſetzte Wahlmann verwundert, „Ihr habt mich nicht fangen laſſen von Euren Genoſſen, Antonio?“

„Tod und Teufel!“ rief dieſer zähneknirſchend und ſein Antlitz ward zur ſcheußlichſten Fratze. „Ich will die Buben mit meinem Eiſen durchbohren, die mir dieſen Streich geſpielt haben. Jetzt kommt mit mir, Kapitän!“ In ſtürmiſcher Eile riß er den Offizier mit ſich fort in den großen Kreis der Schleichhändler. Eine allgemeine Stille trat ein, ſobald er mit der Hand winkte. „Ihr habt mich hierher berufen, Kameraden, daß ich euer Hauptmann ſei,“ ſagte der Jüngling ſtolz, „und ich nehme dieſen gefährlichen Poſten gern an, eben weil er gefährlich iſt, und ſeine gewiſſenhafte Verwaltung Klugheit, Muth und Tapferkeit erfordert. Aber ich werde jede Schurkerei ſtreng beſtrafen und keiner von euch iſt vor meiner Kugel ſicher, ſobald er mir und unſerm Bunde Schande macht. Wollt ihr noch, daß ich euer Hauptmann ſei?“

„Wir wollen's! Ja!“ tönte es verworren durch einander.

„Diejenigen, welche mich nicht zum Hauptmann wünſchen, mögen aus dem Kreis hinaustreten!“ — Kein Einziger trat hinaus. — „Wer ſind die von euch, welche dieſen Mann hier auf dem Lacarno-See gefangen nahmen? Sie ſollen hereintreten zu mir!“ — Eine Anzahl junger Männer kam aus der Menge hervor.

„Ihr ſeid Buben!“ redete ſie Antonio ſtrenge an, „daß ihr einen wehrloſen Mann Nachts über falls, um kleinliche Rache an ihm zu üben. Hätte er euch bei der Einfuhr auf Tod und Leben angegriffen, ſo konntet ihr ihn niederſchießen und er wäre in ſeiner Pflicht geſtorben, wie ihr ihn in der eurigen getödtet hättet. Aber ihm auflauren, ihn haſchen und ſolche Schmach anthun, iſt mehr als niederträchtig von euch. Solche Buben will ich nicht unter meinem Haufen. Fort aus meinem Antlitz, eh die Spitze meines Dolchs nicht den Weg zu eurem Herzen finde! — Und dieſer Mann iſt mein Freund!“ rief er zum großen Kreiſe ſich wendend; „er hat mir viel Gutes gethan und iſt unter meinen Schutz geſtellt. Nach unſern Geſetzen ſoll er alſo jedem heilig ſein. Drum wehe dem, welcher ihm ein Haar krümmt!“

Ein allgemeines dumpfes Murren begleitete ſeine Rede und als er ſchloß, brach es laut hervor. Da zuckte es wild in Antonio's Geſicht, nicht anders, als wenn der Blitz an einem Hauſe herab fährt. Seine rollenden Augen brannten, dunkle Purpurglut färbte ſein Geſicht, all ſeine Mienen ſprachen unbändigen Zorn und Entſetzen.

„Ha! was iſt das?“ rief er und ballte die Fäuſte drohend nach der Menge hin. „Bin ich euer Hauptmann und ihr wollt gegen mich murren? Was wollt ihr von mir? Geht, gemeine Seelen! ich bin euer Hauptmann nicht. Ich ſchäme mich, es einen Augenblick geweſen zu ſein. Nehmt einen Fermo aus eurer Mitte; er paßt für euch und ihr für ihn. Was aber dieſen Mann betrifft, ſo geht der Weg zu ſeiner Bruſt erſt über meine Leiche. Kommt, Kapitän!“ Mit dieſen Worten riß er Wahlmann fort, der Kreis theilte ſich ehrerbietig, und ſtand unſchlüſſig. Die beiden eilten aber in den Ort. „Wir müſſen ſogleich nach Iſola bella,“ ſagte Antonio, „und dort ſoll Euch vergolten werden, was die Buben Euch angethan.“

„Ihr ſeid ein edler Menſch,“ verſetzte Wahlmann, „ich konnte einen Augenblick an Euch zweifeln, aber Ihr habt Euch treu bewährt.“

Antonio beſtellte Pferde, und als ſie eben begriffen waren, dieſelben zu beſteigen, erſchien eine Geſandtſchaft der Verſammlung, um Antonio um Verzeihung zu bitten und um die Annahme der Hauptmannsſtelle dringend zu erſuchen. Antonio verkehrte lange heimlich mit ihnen und willigte endlich in ihr Geſuch. Nichts deſto weniger wurde die Reiſe ſogleich fortgeſetzt. Die Roſſe ſtoben und das Schiff, welches ſie aufnahm, ſchoß wie ein Vogel über den Waſſerſpiegel. Mit hochklopfendem Herzen ſtieg Wahlmann die wohlbekannte Treppe auf die Inſel hinauf. Er war ſeit jener Nacht, wo er hier Gianetten einen glühenden Kuß auf die Roſenlippen gedrückt, ein ganz Anderer geworden; das fühlte er wohl. Aber wie unerklärlich iſt doch des menſchlichen Herzens Wünſchen und Treiben! Schon fieng Wahlmann wieder zu wünſchen und hoffen an, Gianetta möchte ihn wählen. Mit liebender Haſt eilte er in des Kaſtellans Wohnung und die Liebliche trat ihm lächelnd entgegen, wie die Sonne aus Regengewölk. Sie reichte ihm die Hand, er überſtrömt. ſie mit Küſſen, er erzählte ihr ſein grauſames Schickſal und ſie bedauerte ihn herzlich. Antonio ſaß zur Seite und hörte ruhig zu. Dann entfernte er ſich mit Gianetta, beide kamen nach einiger Zeit mit einer dicht verſchleierten Dame wieder herein, welche Antonio als eine Verwandte von Mailand vorſtellte. Man verneigte ſich gegenſeitig, die Dame ſprach kein Wort.

„Mein lieber Kapitän,“ begann endlich Antonio, „Ihr werdet wohl errathen haben, weshalb ich mit Euch ſo raſch nach der Inſel eilte. Die Zeit unſers Contrakts iſt nämlich abgelaufen, wie Ihr wohl wiſſen werdet; es iſt daher an Euch, Gianetten das Nöthige zu eröffnen, und dann mag ſie entſcheiden. Laßt Euch durch die Gegenwart dieſer Dame nicht ſtören, ich habe ſie als Zeugin von meiner Seite zu dieſer Verhandlung gezogen. Ihr würdet wohl thun gleiche Vorſicht anzuwenden. Und da Euer Peter, welcher Euretwegen in großer Noth geweſen iſt, ſich auch hier befindet, ſo könnt Ihr ihn als Euren Zeugen beſtellen.“ Auf Antonio's Ruf trat Peter wirklich ins Zimmer. Aber der Menſch brachte ein ſehr boshaftes Geſicht mit und grüßte ſeinen Herrn nach ſolcher langen und ſchlimmen Trennung mit einem wunderlichen hämiſchen Lächeln. Dies fiel Wahlmann auf, die andern ſonderbaren Umſtände ängſtigten ihn nicht weniger, und die Gegenwart der Dame war ihm vollends unausſtehlich. Aber Gianetta ſetzte ihm Daumenſchrauben an, indem ſie mit der einigemal wiederholten Frage in ihn drang: „Nun was habt Ihr mir denn Wichtiges und Schönes zu ſagen, mein werther Herr Kapitän?“ und dabei ihren niedlichen Mund jedesmal ſpöttiſch lächelnd verzog, ſo daß

Wahlmann in die äußerſte Verlegenheit gerieth und endlich die ſchlechteſte Liebeserklärung hervorſtotterte. Er ſprach von großer Liebe, von ewigem Glück in ihrem Beſitz, von Heirathen, wenn ſie ihn wählen würde, Alles durch einander und manches zwei- und dreimal. Seine Beklommenheit ſtieg, indem er kein Ende finden konnte, und Gianetta ihm nicht ins Wort fiel, und dabei ausſah, als wolle ſie jeden Augenblick losbrechen und ihn auslachen. Er fühlte ſelbſt, welche traurige Rolle er ſpiele, aber er ſah keinen Weg ſie zu verbeſſern und ſchwieg endlich kleinlaut.

„Ihr mich heirathen, mein Herr?“ lachte endlich Gianetta auf, als er fertig war. „Ihr wollt nur Euern Scherz mit mir treiben. Die Tochter eines Fruſtratore einen öſtreichiſchen Hauptmann, einen deutſchen Edelmann? Ihr treibt Scherz mit Euch ſelbſt. Aber man hört Euren Worten weder den Scherz noch den Ernſt an. Ihr ſeid mir gewogen. Ich glaub' es; denn ich bin Euch auch herzlich gut, ſo gut als ich nur immer einem Manne ſein kann, der nicht mein Geliebter iſt, den ich nicht heirathen will und kann. Aber da mir die Wahl freigeſtellt iſt, ſo wähle ich

Antonio, meinen Geliebten, wie Ihr mir ſelbſt in dieſem Euren Brief gerathen.“ Dabei zog ſie das Schreiben hervor, welches Wahlmann in Luvino an ſie gerichtet. Es war durch die Geſandtſchaft der Schmuggler an Antonio gekommen.

„Und das iſt dein letztes Wort, Gianetta?“ fragte der Offizier mit einem an ihrer Heiterkeit ſcheiternden zärtlich ſchwermüthigen Blick.

„Mein letztes über dieſe Sache. Ich werde dieſer Tage Antonio's Weib, und hätte ich nicht aus ſicherer Hand erfahren, daß Ihr eine ſchöne und Eurem Stande angemeſſene edle Geliebte hättet, ſo würde ich Euch zu meinem Cicisbeo gewählt haben. So werdet Ihr nun wohl thun, Euer Lieb auch zu freien, ich aber werde mir, da ich Euch, der Ihr mir nach meinem Antonio der theuerſte Mann auf Erden ſeid, nicht zum Cicisbeo haben kann, gar keinen andern nehmen.“

„Das habe ich an Dir verdient, gute Adelheit!“ rief Wahlmann ſeufzend aus. — „Allen Sündern ſei vergeben!“ ſagte eine ihm wohlbekannte ſchöne Stimme hinter ihm; aufs Aeußerſte überraſcht wandte er ſich ſchnell um, und den Schleier zurückgeſchlagen, ſtand Gräfin Adelheit dicht hinter ihm, im höchſten Reiz ihrer anmuthigen Geſtalt, und breitete die Arme aus, und wie vom Lilienſtengel eines Engels berührt, jauchzte der Offizier auf, fiel der Geliebten an die Bruſt und ein langer Kuß vereinte ihre Geiſter. Solche Augenblicke haben keine Sprache und dulden keine Beſchreibung. Thränen erleichterten zuerſt Wahlmanns Bruſt. Sein erſtes Wort aber war: „Und Du vergibſt mir, Adelheit, nachdem Du meine Schwachheit mit angehört?“

„Ich weiß Alles,“ verſetzte ſie lächelnd, „und Dein Brief, welchen Du in der Stunde ſchriebſt, die Deiner Meinung nach die letzte Deines Lebens war, hat mich zum glücklichſten Weibe gemacht. Deine Neigung zu dieſem liebenswürdigen Kinde macht dir keine Schande und ich freue mich darüber; daß Du mich aber ſtets wahrhaft geliebt, weiß ich ja aus Deinem Briefe und von Peter.“

„Von Peter?“ fragte Wahlmann beſtürzt.

„Nun ja, ich will Dir nur geſtehen, daß meine Liebe zu Dir mich alle Rückſichten, ſelbſt nach jener leidenſchaftlichen Trennung, beſeitigen ließ. Ich beauftragte Petern mir ſo oft ihm möglich Nachrichten von Dir zu geben, und er hat ſein Wort treu gelöſt. Ich wußte durch ihn, daß ich in Deinem Herzen fortlebte; ich erfuhr von Deiner Leidenſchaft zu Gianetta, und mein Herz trieb mich endlich an, Deinem Starrſinn die Hand zur Verſöhnung zu bieten, ja Dir ſogar nachzugeben. Ich habe mich auf ewig von Wien getrennt und mich entſchloſſen mit Dir in Italien oder der Schweiz zu leben.“ Bei dieſen Worten zog ſie ein zuſammengefaltetes Papier aus dem Buſen und überreichte es ihm. Er ſah hinein und erblickte — ſeine Entlaſſung.

„Einzige!“ rief er im Taumel des Entzückens aus. „Wie konnte ich mich je von Dir trennen!“

„Durch Petern von Deiner unglücklichen Stellung hier unterrichtet,“ fuhr die Gräfin fort, „ſo wie von Deinem Geſuch um Entlaſſung, wandte ich mich ſelbſt an die Behörde mit der Bitte, mir dieſelbe einzuhändigen. Ich wurde nach Mailand gewieſen. Antonio’s Vater übergab mir ſie, er zog mich in ſein Haus, weil er ſich ſehr für Dich intereſſirt. Dort erfuhr ich all Deine Verhältniſſe noch näher als durch Peters etwas unbehülfliche Briefe. In Briſago angekommen, vernahm ich Dein Schickſal und ließ mich auf dieſe Inſel überſetzen. Hier fand ich Petern und Gianetta Deinetwegen in der größten Angſt. Tags darauf kam Antonio. Er hatte kaum von Deinem Unfall gehört, als er zu Deiner Rettung davon eilte. Gottlob! ſie iſt ihm geglückt.“

„Und ſo wären wir endlich vereint?“ fragte der ſelige Wahlmann.

„Kein Hinderniß trennt uns mehr, ſo wenig wie dieſes Paar.“

Und Antonio ſchloß Gianetten, und Wahlmann Adelheit an die Bruſt.

1433.100

Die Rückreiſe aus dem Bade.

Novelle.

Dl 1: 527 a

Der Badeort W. war von der kleinen Reſidenz eine ſtarke Tagereiſe entfernt, deshalb pflegten Leute, denen Eile eben nicht Noth that, und die gerne ihre Pferde ſchonen wollten, auf einem herzoglichen Jagdſchloſſe einzukehren, deſſen weitläufiges Erdgeſchoß zu einem bequemen und vornehmen Gaſthofe eingerichtet war. Das Haus lag auf einer Anhöhe und gewährte aus ſeinen Fenſtern einen überraſchenden Anblick auf den ſchönſten Theil des herzoglichen Landes; ein wild romantiſcher Park war in dem darangelegenen großen Gehölze angelegt und bot Freunden der grünen Waldnatur manchen Genuß. Es war daher kein Wunder, daß das ſogenannte Jagdhaus viel beſucht wurde, zumal in der Badezeit, da noch obendrein der Wirth ein bildſchöner, ſchlanker, freundlicher Mann, ehemals Büchſenſpanner des Herzogs, die

Wirthin eine niedliche liebenswürdige Brunette, eine alte Flamme des Fürſten, die Speiſen und Getränke gut und geſchmackvoll, die Bedienung flink und die Rechnung nicht zu theuer war.

An einem ſchwülen Sommerabende hielten zwei Reiter vor dem Jagdhauſe; der Vordere ſteckte in einer abgetragenen Hauptmannsuniform, der Hintere in einem noch abgetragenern, ärmlichen, hie und da ausgebeſſerten Bedientenrocke; das Hauptmannsgeſicht war lang, bleich, eingefallen und einfältig, das Bedientengeſicht dagegen rund, munter und verſchmitzt. Das Anſehen der Pferde war dem der Röcke gleich, traurige erbarmungswürdige Geſtalten, denen nichts nöthiger ſchien, als einige Malter Hafer.

Gegen alle Gewohnheit der behenden Dienerſchaft des Hauſes erſchien kein grüngeſchürzter Kellner, dem angelangten Gaſte vom Pferde zu helfen, wie ſeine vornehmſtrengen und gebietenden Blicke zu erwarten ſchienen; und als er ſogar mit kreiſchender Stimme gerufen hatte: „He! Holla! Philipp! Andres! Kaspar! Jungen, wo ſteckt Ihr! Will denn kein Zipfel von den Sakramentsburſchen ſich ſehen laſſen? Daß die Kolik den Rackern durch die Gedärme führe! Die Hunde!“ und noch immer Niemand erſchienen war, da wandte er ſich in einem gegen den vorigen ſehr abſtechenden, gutmüthigen, faſt bittenden Ton an ſeinen Hintermann und ſagte: „Johann, ſo wirſt Du mir wohl vom Pferde helfen. Sieh, es kommt keiner von den Schurken!“

„Wie Eure Gnaden befehlen,“ verſetzte der Reitknecht. „Hätten aber auch allein abſteigen können.“

„Das verſtehſt Du nicht, Johann. Wenn wir zu Hauſe ſind, Johann, ſo ſteig' ich allein ab, das weißt Du. Aber an einem andern Orte ſchickt ſich's nicht für mich, ſo wenig, als wenn ich ohne Sporn und Degen, den äußeren Abzeichen meines Adels, irgendwo anders als zu Hauſe in meinem Kabinet auftreten wollte. Das hat die gnädige Frau Mama wohl mehr als hundertmal in Deinem Beiſein geſagt, Johann, und ich dächte, Du könnteſt es ſo gut gemerkt haben, wie ich. Aber nein! Wo denk' ich hin! Wo kein ablig Blut fließt, da waltet kein adliger Sinn, und wo kein adliger Sinn waltet, da kann kein adliges Gedächtniß ſein, folglich kannſt Du auch von den weiſen Lehren der gnädigen Frau Mama nichts behalten haben. Ja Du kannſt dergleichen nicht einmal faſſen und verdauen."

„Ich könnt's nicht verdauen?" rief der Diener, der von der ganzen Rede nichts als das letzte Wort vernommen zu haben ſchien; denn er hatte ſich während derſelben behaglich von ſeinem dürren Pferde begeben, daſſelbe mitleidig auf die hervorſtehenden Hüften geklopft, hatte dann dem ſprechenden Herrn die Hand und den Bügel gehalten, damit derſelbe ſich mit allem möglichen vornehmen Anſtande aus dem unſchimmern Sattel heben konnte. Jetzt aber erwachte Johanns Aufmerkſamkeit, und als er jene Frage mit Erſtaunen in ſeinen Zügen gethan, ſetzte er trotzig hinzu: „Nehmen's Eure Gnaden nicht übel, ich kann alles Eßbare verdauen, und auf die Gefahr hin hätten wir heute Mittag die Mahlzeit nicht auszuſetzen brauchen. Ich falle faſt um vor Hunger und unſern armen Gäulen geht's noch ſchlimmer. Wir werden uns das liebe Vieh ruiniren und daran ſind Ew. Gnaden ganz allein Schuld. Was haben wir denn aber auch nur auf dem verwetterten Jagdhauſe zu thun, wo's mir nie wohlergangen iſt? Warum ſind wir nicht heute wieder nach Hauſe geritten, da braucht' ich doch wenigſtens keinen Hunger zu leiden?“ Johanns Geſicht nahm einen höchſt wehmüthigen Ausdruck an und ſeine Stimme gegen das Ende einen weinerlichen Ton.

„Hunger! Hunger! Immer nichts als ſolch gemeines Treiben! Kannſt Du Dich denn auch nicht einmal auf die Höhe meines Standpunkts verſetzen, von wo aus man auf ſolche Bagatelle mit lächelnder Verachtung herab ſieht? Aber wohin denk' ich ſchon wieder! Nur ein altadliger Geiſt ſteht ſchon von ſelbſt auf dieſer Höhe, wohin ſich eine gemeine Bauernnatur, wie die Deinige, ſelbſt durch die größte Anſtrengung nicht zu ſchwingen vermag. Nun ich werde Dein niederes Gelüſten zu befriedigen ſuchen.“

Johann faßte die Pferde bei den Zäumen, um ſie ſelbſt nach dem Stalle zu führen, da kein Hausknecht ſich zeigte, ſie ihm abzunehmen. Der Hauptmann ſtand einen Augenblick ſtill wie in Nachdenken verſunken, dann ſchritt er dem Reitknecht eilig nach, und ſagte mit einer gewiſſen Haſt: „Johann, wie ſtark iſt unſre Kaſſe?“

„Unſre Kaſſe?“ fragte Johann erſtaunt. „Was belieben Eure Gnaden damit zu meinen?“

„Nun übergab Dir die gnädige Frau Mama nicht geſtern, als wir von Hauſe wegritten, einen vollen Beutel mit fünfundzwanzig Gulden Silbermünze, damit ich mich nicht ſelbſt mit dem elenden Gelde tragen ſollte, was kein vornehmer Adliger thut? Wie viel haſt Du noch von jener Summe?“

„Ich bitt' Eure Gnaden gehorſamſt ſich in Dero hochadliges Gedächtniß zurückzurufen, daß ich Ihnen geſtern Abend den ganzen Beutel habe einhändigen müſſen, als Sie auf den Badeball gingen. Sehen Sie, für ſolche Dinge iſt nun mein Bauerngedächtniß ganz vortrefflich.“

„Und haſt Du von jenem Gelde gar nichts zurückbehalten?“

„Sie forderten das Ganze und ſo durft' ich's nicht verweigern. Sie werden alſo das, was Sie nicht ausgegeben haben, noch bei ſich haben.“

„Verfluchter Streich! Mein liebes Hänſel, ich habe gar nichts bei mir. Haſt Du nichts von Deinem erſparten Lohn zu Dir geſteckt, Hänſel? Bitte, bitte, borg's mir. Ich will Dir's bald wieder erſtatten!“

„Von meinem erſparten Lohn? Bringen mich Eure Gnaden nicht zum Lachen! Glauben Sie, daß ich mir in Ihrem Dienſte einen Kreuzer ſparen kann? Das wäre Hexerei; denn ich habe noch keinen Kreuzer-Lohn geſehen.“

„Hat Dir die gnädige Mama Deinen Lohn noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unrecht von ihr. Nun warte, gutes Hänſel, Du ſollſt das Deinige mit doppelten Zinſen haben. Ich werde mit ihr ſprechen. Warum aber haſt Du Dich mir nicht früher entdeckt?“

„Hab' ich's Ihnen nicht zweimal geſagt, und drohten Sie mir nicht, mich mit der Hetzpeitſche zu prügeln, wenn ich wieder meine Bauernunverſchämtheit laut werden ließe? O mein Bauerngedächtniß iſt für dergleichen Dinge ſehr gut.“

„Hab' ich das gethan, beſtes Hänſel? Sieh, ich weiß nichts mehr davon und es iſt in der Uebereilung geſchehen. Es war unrecht von mir, und Du ſollſt Dein Geld haben. Aber haſt Du denn gar nichts bei Dir? Einen halben Gulden nur? Gewiß, gewiß, Hänſel, ich weiß, Du reiteſt nie ohne Geld aus. Gib her! für einen halben Gulden will ich Dir, wenn wir wieder zu

Hauſe ſind, fünf Gulden geben. Bedenk Deinen Vortheil, Hänſel, und gib.“

„Aber, mein Himmel! wohin ſind denn die ſchönen fünfundzwanzig Gulden gerathen? Eure Gnaden ſehen, ich bin ganz troſtlos.“

„Es iſt eine dumme Geſchichte, Hänſel, und ich wollt' es Dir eigentlich gar nicht erzählen; denn ich weiß es ſchon, Du biſt ein Waſchweib und ſagſt der gnädigen Frau Mama Alles wieder.“

„Nein, Ew. Gnaden können mir's glauben: ich will der gnädigen Frau Mama nichts verrathen.“

„Nun ſieh, auf dem Balle war ein allerliebſtes Mädchen, ſo ſchön, ſo reizend, wie keine von allen Damen, die in unſerm Ahnenſaale abconterfeit ſind, und das will viel heißen, Johann! Jene Damen ſind alle adlig und Frauen der berühmten Herrn von Schmalgau, meiner erlauchten Vorfahren, geweſen, und jenes hübſche ſchwarzäugige Schelmchen iſt bürgerlich. Es gibt mir allemal einen Stich durchs Herz, wenn ich dran denke, daß Lalage bürgerlich iſt.“

„Lalage heißt die Mamſell?“ ſagte Johann. „Der Name klingt verflucht lächerlich.“

„Ja Lalage iſt ein lachender Schelm. Weißt Du aber, was noch lachender iſt als ihr ſchönes Geſichtchen? Funfzig Tauſend Gulden baares Geld, welches ſie ihrem künftigen Eheherrn mit in die Wirthſchaft bringt. Sie iſt nämlich das einzige Töchterlein des Rektors Simius in der Reſidenz. Der Mann hat ein ſehr einträgliches Amt und ſich zu ſeinem ererbten Vermögen noch ein artiges Sümmchen hinzugeſpart. Lalage iſt ein herrlicher Biſſen; wenn's nur ein adliger wäre!“

„Ach daß mich Eure Gnaden ſchon wieder an Biſſen erinnern müſſen! Wenn mir die Zähne nicht ausfallen ſollen, ſo müſſen ſie bald etwas zu beißen bekommen.“

„Stör' mich nicht mit Deinem elenden Geſchwätz, kleine Seele. Unabwendbare Schickſale weiß ein adlig Herz mit Größe zu ertragen. Vermöcht' ich die irdiſchen Dinge nicht von dieſer Seite mit erhabner Reſignation zu betrachten, ſo würd' ich es wahrlich nicht über mich gewinnen können, die bürgerliche Lalage zu heirathen.“

„Wie? Was? Heirathen! Hab' ich recht gehört? Eure Gnaden wollten die bürgerliche — —“

„Da ſieh! was ich ſage; eine kleine Seele haſt Du, die ſich nicht zur richtigen Würdigung des ungeheuren Opfers emporſchwingen kann, welches ich der Welt zu bringen im Stande bin. Es gab unter den Schmalgauen viel große Männer, aber ohne einen Schein von Ruhmredigkeit kann ich von mir ſagen, daß ich der größte des ganzen Stammes bin. Ich habe in dieſer Nacht einen ſchweren Kampf gekämpft, aber ich bin als glorreicher Sieger daraus hervorgegangen. Mich ſelbſt hab' ich bezwungen; ich will mich dem Wohl der Menſchheit aufopfern; ich will Lalagen heirathen.“

„Aber was wird die gnädige Frau Mama dazu ſagen.“

„Dafür laß mich ſorgen. Die Mutter wird ihres großen Sohnes würdig handeln. Als die gute Gnädige Dir, meinem Chatullier, geſtern die fünf und zwanzig Gulden eingehändigt hatte, ſagte ſie zu mir: Erhabener Cäſar, würdiger Sproß der Edlen von Schmalgau, es iſt das Letzte, was ich Dir geben kann; ziehe damit aus, wie Deine ruhmbedeckten Vorfahren, Dein Glück zu erjagen. Benutze dieſes Letzte, um Dir eine reiche Frau damit zu gewinnen. Von einer adligen Frau aber ſagte ſie nichts. Darum glaub' mir, die funfzig Tauſend Gulden werden einen guten Klang in ihren Ohren haben. Und bald, ſehr bald muß die fatale Geſchichte abgemacht werden; dazu bin ich feſt entſchloſſen. Iſt erſt Verlobung geweſen, dann wird die gnädige Frau Mama nichts gegen die Hochzeit haben. Laß mich nur machen. Du weißt ja, ich habe ſie in meiner Gewalt. Wenn ſie ihren Conſens nicht geben will, ſo ſag' ich, ich erſchieße mich; dann thut ſie's gewiß."

„Alſo deshalb ſind wir heute nicht wieder nach Hauſe, ſondern nach der Reſidenz zu geritten? Deshalb haben Eure Gnaden heute das Mittagseſſen vergeſſen und immer ſo vor ſich hin mit ſich ſelbſt geſprochen, daß es mir ein Paar mal recht graulich vorkam. Nun wird mir Alles klar."

„Ja freilich, Hänſel; das iſt die ganze Geſchichte, die mir im Kragen liegt," rief der Hauptmann von Schmalgau ſchmunzelnd. „Ich hab' mir heute die Reden ausſtudirt, die ich an das Mädel und den kleinen Rektor halten will. Ja wenn ich ihn nicht kennte, den alten Fuchs! Eh mich des höchſtſeligen Herrn Herzogs Durchlaucht zu Höchſtdero Pagen zu ernennen geruhten, beliebten Höchſtdieſelben mich erſt in die Claſſis Tertia auf der hohen Schule in der Reſidenz ſtecken zu laſſen, weil Höchſtdieſelben allergnädigſt äußerten, ich ſei gar entſetzlich dumm und müſſe erſt etwas lernen. Damals gerieth ich unter das Schulſcepter des Rektor Simius. Ich ſage Dir, der verwetterte Kerl hatte gar keinen Reſpect vor meinem Adel und prügelte mir die lateiniſchen Deklinationen in den Kopf, und wenn ich etwas dagegen haben wollte, ſagte er jedesmal, es geſchehe auf Allerhöchſten Befehl Seiner Durchlaucht. Da mußt' ich freilich ſchweigen und die Segel einziehn. Daher hab' ich ja auch meine lateiniſche Suade, Hänſel, womit ich überall imponire. O du blauer grundgütiger Himmel, damals war die Lalage ein Kind von fünf bis ſechs Jahren, kam oft in die Schule zum Vater gelaufen. Wenn ich da hätte denken ſollen, daß ſie noch meine Frau würde!“

„Ew. Gnaden haben ſie ja aber noch nicht.“

„Was? nicht haben? Das iſt ſo gut als abgemacht. Das lateiniſche Männlein wird ſchön aufhorchen, wenn ich einiges von der Ehre fallen laſſe, die ich ſeinem Hauſe anzuthun entſchloſſen bin. Sein Benehmen gegen mich wird ein ganz anderes ſein, als vor funfzehn Jahren, wo ich in Tertia ſaß. Alle Wetter! wird das ein Gaudium geben, wenn Cäſar Alexander von Schmalgau ſeinen Wunſch zu erkennen gibt, des Rektors Simius Schwiegerſohn zu werden! O ich freue mich wie ein Kind auf den Schmaus, den er mir zu Ehren morgen geben wird!“

„Weiß der Himmel! ich auch. Wenn er nur heut Abend ſchon wäre.“

„Narr! heut Abend will ich ja die Sache erſt mit der ſchönen Lalage ganz ins Reine bringen. Wir ſind uns geſtern auf dem Balle ſchon ziemlich nahe gekommen, aber der Drang der Menſchen um uns war zu groß und die Tante ſaß ihr ſtets auf dem Dache, ſo daß wir nicht genug mit einander plaudern konnten. Auch waren immer ein Paar unausſtehliche Studenten um Lalage herum, zogen ſie zum Tanz auf, beläſtigten ſie mit albernem Geſchwätz und hielten das gute Mädchen ab, ſich zu mir zu wenden und mir Gehör zu ſchenken, wie ſie gar zu gern gethan hätte, ſo daß das liebe Kind faſt vor Ungeduld ſtarb. Aber ſo viel konnte ſie mir doch mit ihrem Silberſtimmchen zuflüſtern, daß ſie heute abreiſe. Und dieſer Wink war mir genug.

Der Geiſt eines Schmalgau bedarf nicht mehr, um volles Licht über das ganze Verhältniß zu haben. Dieſen Morgen ſteckt' ich mich hinter ihren Kutſcher und erfuhr, daß ſie heut Nacht hier auf dem Jagdhauſe bleiben würden. Sieh, Hänſel, deshalb ſind wir hierher gekommen. Verliebt bin ich vom Kopfwirbel bis zur Fußzehe, wie nur ein Edelmann verliebt ſein kann und darf; dieſen Abend erobere ich Lalage's Herz in Sturm; morgen reiſen wir mit zum Vater und eh die Sonne untergeht, wie jetzt, iſt die Sache abgethan."

„Schnell geht's, Ew. Gnaden; das ſeh' ich ein. Aber wie Ew. Gnaden das Geld los geworden ſind, das ſeh' ich noch nicht ein."

„Ja das hatt' ich auch vergeſſen, Dir zu ſagen. Sieh, Hänſel, der Böſe hat mich geblendet. Die beiden Studenten nämlich, von denen ich Dir vorhin ſchon ſagte, gingen auch zum Pharao-Tiſche; ich war froh, daß ſie mir das Feld räumten, und unterhielt mich nun eifrigſt mit der ſchönen Lalage, wobei ich nicht unterließ, ihr zu ſagen, wie groß und wunderſchön ſie geworden ſei, ſeit ich ſie nicht wieder geſehen, welches nun ſechs Jahre ſind, gerade ſo lange, als ich meinen Abſchied nahm. Es war mir gleich ganz warm ums Herz geworden, als ich ſie im Saale erblickt hatte und mir alle ſchönen Erinnerungen an ihr Vermögen und die liebe Jugendzeit ins Gedächtniß gekommen waren. Nur war ich über meine Gefühle geſtern Abend noch nicht ſo klar, wie ich es heute bin. Eben ſprach ich denn auch von meiner Schul- und ihrer Kinderzeit, als die läſtigen Studenten zu meinem Schrecken zurückkehrten, freudigen Geſichts und die Hände voll Goldſtücke, die ſie eben im Spiele gewonnen hatten. Hätteſt Du ihre vergnügten Geſichter geſehen, ich wollte die fünf und zwanzig Gulden noch einmal daran ſetzen, Du wäreſt auch zum grünen Tiſche hingegangen, um Dein Glück zu verſuchen. Als ich nun vollends ſah, wie Lalage ſich von mir abwendete, um mit zuckerſüßen Wörtchen den verlaufenen Burſchen zu gratuliren, da ſchoß mir das Blättchen. Ich rannte zum Tiſche und ſetzte zehn Gulden auf eine Karte. Aber denke Dir meinen Schrecken, Hänſel, als ich ſie verlor! Nun gereute mich's, daß ich ſo dumm geweſen war, mich ärgerte der Verluſt und ich gedachte meine zehn Gulden wieder zu gewinnen, und dann dem neidiſchen Glück, welches ſeine Gaben nur an Unwürdige verſchleudert, den Rücken zu kehren. Feſt überzeugt, daß ich zum zweitenmal gewinnen müſſe, ſetzte ich noch einmal zehn Gulden, aber es war ein furchtbarer Moment, als der Mann mit dem Geldhaufen vor ſich ſeine Hand darnach ausſtreckte und das vernichtende: perdu! wiederholte. Unwillkührlich machte ich auch lange Finger nach meinen ſchönen Silberſtücken, aber der abſcheuliche Menſch ſah mich durch ſeine Brille ſo wunderlich an, ſchlug mich mit ſeinem Stocke auf die ausgeſtreckten Finger und nahm das Geld. Ich hatte nur noch einen Gulden in der Taſche; denn einen hatten wir auf dem Herritt verzehrt, wie Du wohl weißt, und zwei mußte ich geſtern gleich für Koſt und Logis im Gaſthof bezahlen, ſonſt hätten ſie uns dort gar nicht aufgenommen, einen Gulden koſtete das Entrée in den Ballſaal, da haſt Du die ganze Rechnung, Hänſel. Die Menſchen um den Tiſch lachten alle und ich ging mit Wuth und Groll im Herzen davon. Gut war's, daß Lalage nichts von der verwetterten Geſchichte gemerkt; ſie ſprach angelegentlich mit den Studenten, obgleich die Frau Tante immer dazwiſchen fuhr. Auf dem Ball konnt' ich meinen verlornen Muth nicht wieder finden, das merkt' ich bald — ach! auch adlige Herzen haben Stunden, wo ſie dem Drange des Schickſals erliegen und ihnen was Menſchliches begegnet, aber Gottlob! es ſind auch nur Stunden. Ich ging in mein Logis, ich ſuchte mein Lager und fand bald meinen großen Geiſt darauf wieder. Was mir erſt nur als ein kleiner Stern geleuchtet, ging mir nun als eine glänzende Sonne auf. Ich fand mehr als meine Größe, ich übertraf mich ſelbſt, denn ich gewann den Entſchluß, Lalage zu heirathen. Dieſen Morgen ließ ich's mir bei ihrem Kutſcher einen halben Gulden koſten und einen halben Gulden nahm mir der Stallknecht ab, und ſo iſt's gekommen, daß ich keinen Kreuzer mehr habe. Aber dafür wird ſchon noch was extra in deiner Taſche ſitzen, Johann; greife nur einmal hinein und ſuche."

„Ich hab' gar nichts, was ich Ew. Gnaden geben könnte," verſetzte Johann trocken; „jetzt muß jeder ſelbſt ſehen, wie er durchkommt; ich bin ja immer noch ſchlimmer dran, als Ew. Gnaden, denn ich muß ja auch für die beiden armen Gäule ſorgen."

„Hänſel, morgen Abend bin ich ein reicher Mann. Hundert Gulden ſollſt Du haben, wenn Du mir jetzt fünf gibſt. Morgen hat alles Leid ein End. Sieh, der Wirth drinne, der Veltig, borgt nicht gerne. Ich weiß. Er iſt ein gemeiner Hundsfott.“

„Und wenn mir Eure Gnaden die Seele aus dem Leibe ſchnitten, ich könnte keinen Kreuzer geben. Aus dem Mahlkaſten fällt im Leben kein Mehl, wenn man nicht erſt Frucht oben aufſchüttet.“ Damit wandte ſich der Reitknecht gleichgültig und zog die ermüdeten hungrigen Pferde nach, um ſie nach dem Stalle zu bringen, während ſein Herr mit unſichern Schritten der Thüre des gaſtlichen Jagdhauſes nahte.

Vor der Stallthüre fand Johann den Hausknecht, welcher mit kurzen Worten erklärte, ſein Herr, der Wirth Veltig, habe befohlen, die Pferde des Herrn von Schmalgau gar nicht in den Stall zu laſſen, weil derſelbe doch nicht bezahle, ſchon große Rechnungen von ſonſt ſchuldig ſei und ſich überdies noch ſehr unartig betragen habe.

Johann erwiederte auf die bündige Rede ſeines Freundes, des Hausknechtes, kein Wörtchen, ſondern kratzte ſich hinter den Ohren, zäumte ſchweigend die Pferde ab und jagte ſie dann in den an das Jagdhaus anſtoßenden Wald, wo ſie gierig über das ſpärliche Gras herfielen, um ihren Hunger zu ſtillen. Er ſelbſt wiſperte dem lachenden Hausknecht einiges ins Ohr, worauf dieſer freundlich nickte und ſich beide ins Haus entfernten.

Des Hauptmanns von Schmalgau heldenmüthiges Streben ging zunächſt auf dasjenige Gaſtzimmer des Jagdhauſes, in welchem nur Leute vornehmen Standes abzutreten pflegten. Wie hätte ſich auch dieſer ahnenreiche in allen ritterlichen Tugenden ausgezeichnete Edelmann entſchließen können, ſich durch den Eintritt in das allgemeine Gaſtzimmer, wo der Plebs bei dem neuen trüben Weine ſaß, etwas zu vergeben? Das Zimmer war leer, aus der auf der Hausflur gegenüber gelegenen Stube erſchollen luſtige Stimmen durcheinander. Schmalgau warf ſich vornehm thuend in das Sopha und ſpielte mit der Reitgerte; doch bald erinnerte ihn ein nicht länger zu unterdrückendes Gefühl, daß die Natur hartnäckig auf ihrem Rechte beſtehe und der adlige Magen nicht dem Fluge des adligen Geiſtes zu folgen vermöge. Der Hauptmann entblößte ſonach ſeine rechte Hand von dem etwas unſchimmer gewordenen wildledernen Reiterhandſchuh, ſtrich ſich Schnauz- und Backenbart wie eine Bürſte in die Höhe, und erhob ſich, um vor dem Spiegel des Zimmers das Haar zu ordnen und überhaupt ſein Geſicht in martialiſche Falten zu legen. Sobald er damit glücklich zu Stande gekommen war, fuhr er mit der bloſen Hand in die rechte Weſtentaſche und zog einen ungeheuern mit Goldzindel überſponnenen Zahnſtocher hervor, an deſſen äußerſtem Ende ein ſeidenes Quäſtchen hing, im Verhältniß zum Inſtrumente ſelbſt von ziemlicher Größe, wahrſcheinlich um die augenfällige Geſtalt desſelben noch augenfälliger zu machen. Die Reitgerte mit der linken Hand ſchwingend, mit der rechten ſich des prunkvollen Zahnſtochers bedienend, nicht anders als habe er vor kurzem erſt einen zähen Faſan geſpeiſt, ſchritt der Hauptmann nun mit gewichtigen Schritten durch das Zimmer, daß ſeine groſʒen Sporen einen ungemeinen Lärm anrichteten. Als er ſich ſo in gehörige Poſitur geſetzt, riß er die Thüre des Zimmers weit auf und rief mit der vollen Kraft ſeines ausgeſchrienen Bierbaſſes: „Kellner! Daß Euch das Donnerwetter neun und neunzig Klaftern tief in den Erdboden hinein ſchlüge! Wißt Ihr nicht, daß der Hauptmann von Schmalgau Eurem Hauſe die Ehre angethan hat, darin einzukehren?“ Als auf dieſes Pelotonfeuer noch keine Bewegung des Feindes ſichtbar wurde, reſolvirte ſich der Hauptmann, als ein entſchloſſener Krieger, grobes Geſchütz anfahren zu laſſen. Schon bemerkte er mit einigem Vergnügen, daß der Tumult in der Wirthsſtube drüben verſtummt und man demnach auf die zweite Salve geſpannt ſei. Er ließ alſo auch nicht lange auf das Abbrennen derſelben warten. „Ihr Hunde, wenn Ihr nicht gleich kommt, ſo ſchlag' ich alle Fenſter ein, und werfe Tiſche und Stühle auf die Straße hinab. Ihr müßt mir den ſchuldigen Reſpect erweiſen, oder ich ſchneid' Euch mit meinem Säbel die Kehlen ab, wie jungen Tauben. Ich bin eben in meiner kriegeriſchen Stimmung!“ Dieſe gräßlich gebrüllte Drohung hatte die Wirkung, daß ein kleiner ſchüchterner Kellner auf der Hausflur erſchien.

„Spude Dich, Burſche, oder ich fuchtele Dich mit der Klinge, daß Dir die Hoſen platzen ſollen!“ rief der Hauptmann und griff zum

Zahnſtocher, um ſich das Zahnfleiſch blutig zu kitzeln.

„Was befehlen Eure Gnaden?“ fragte das erſchrockene Bürſchlein, im Zimmer angelangt.

„Nun ſo laß ich mir's doch gefallen,“ ſchmunzelte Schmalgau ſelbſtgefällig. „Ihr Bärenhäuter, habt mich ja ordentlich in meinen Hauptmannsfuror gebracht. Ja, was ich befehle? Was ich befehle, haſt Du mich gefragt? Nun ſieh, ich ſpeiſte zwar um vier Uhr erſt beim Grafen in Wildenbach einen köſtlichen Friſchling nebſt der delikaten Keule eines Rehbocks, aber der Ritt hat mir wieder einigen Appetit zu Wege gebracht. Was kannſt Du mir ſerviren?“

„Befehlen nur Eure Gnaden. Der Speiſevorrath iſt jetzt bei der häufigen Einkehr der reiſenden Badegäſte groß. Darf ich ein Stück gefüllte Kalbsbruſt, oder einen geſpickten Kalbsſchlägel bringen, nebſt etwas Schneckenſalat?“

„Wie geſagt, ich habe mir heute mit dergleichen den Magen ſchon überladen. Etwas Feineres, mehr für den Appetit als den Hunger Berechnetes.“

„Befehlen Eure Gnaden ein feines Ragout

von Kalbsherzen und Lungen, geſpicktes und gefülltes Kalbsherz?“

„Bleibt mir mit Eurem Kalbe vom Leibe. Ich mag und kann einmal ſolch gemeine Speiſen, wie das Kalbfleiſch iſt, nicht vertragen. Etwas Andres ſag' ich, Beſſeres!“

„Ein Paar junge Tauben in einer Speckſauce?“

„Klein Geflügel iſt nie nach meinem Geſchmack.“

„Gänſeleber mit einer Trüffelſauce? ſie war für des Herzogs Durchlaucht bereitet, welcher heute hier zu ſpeiſen geruhte, die Gänſeleber aber unberührt ſtehen ließ.“

„Für die Durchlaucht bereitet? Ja Burſche, die muß ich haben. Flink! bring ſie her; denn ich verſpüre ſtarken Appetit danach.“ Der Kellner verſchwand. „O es iſt ein großer Gedanke,“ fuhr der Hauptmann begeiſtert fort, „eine Gänſeleber zu verzehren, die für einen Fürſten beſtimmt war. Ich ſchätze mich glücklich, hierher gekommen zu ſein; und hab' ich erſt die Leber mit der Trüffelſauce im Leibe, betreib' ich meine Eheſtandsangelegenheiten bei Lalage mit doppeltem Feuer und angewachſener Energie.“ Nun ſchob er den geſchmückten Zahnſtocher wieder in die Weſtentaſche, zog auch den andern Handſchuh aus, ſetzte einen Tiſch vor das Sopha und machte ſich's auf demſelben, in Erwartung der höchſt angenehmen Dinge, die da kommen ſollten, ſo bequem, als möglich. Der Tiſch, des Hauptmanns Hände, Kinnbacken und Magen waren bereits ſo eingerichtet, daß ſie die ſchmackhaften Gerichte auf ſich und in ſich aufnehmen konnten. Statt des furchtſamen Kellners mit der ſüßen heißerſehnten Laſt erſchien aber Herr Beltig, der Wirth, ohne eine ſolche. Schmalgau's Geſicht wurde noch um einige Linien länger und fuhr in dieſem ſonderbaren Wachsthum während der Rede des Wirthes fort. Denn barſch und unfreundlich ſprach dieſer: „Herr von Schmalgau, nachdem ich mir vor drei Monaten bereits die Ehre Ihres Beſuchs ernſtlich verbeten hatte, hoffte ich, Sie nie wieder hier zu ſehen. Meine Hoffnung hat mich ſehr bald betrogen. Sie kennen die bedeutende Summe, welche Sie mir ſchuldig ſind; ich mache mir eine Ehre daraus, Ihnen dieſelbe zu ſchenken, aber Sie auch zu erſuchen, dies Haus ſogleich zu verlaſſen und von mir keinen Biſſen

Brot, geſchweige eine Gänſeleber zu erwarten. Ich habe Sie lange genug umſonſt gefüttert und mich dafür ſchnöde und grob behandeln laſſen. Meine Geduld hat ein Ende, Herr von Schmalgau.“

„Ich bin herzoglicher Hauptmann außer Dienſt,“ erinnerte der Edelmann mit einer hohlen Brutalität, in die er ſich mühſam gearbeitet hatte; denn ſeine wahre Seelenſtimmung war eine tiefe Wehmuth über die verloren gegangene Leber.

„Nun ja doch, mit Vergnügen Herr Hauptmann, meinetwegen Herr Major von Schmalgau. Gehen Sie nur; es dämmert bereits und das Jagdhaus hat keine Schlafſtätte für Sie.“

„Du haſt doch ein gutes Herz, Beltig,“ ſprach der Hauptmann jetzt weich und ſanft mit verklärtem Antlitz, „denn Du haſt mir meine Titel und Würden gegeben. Ich weiß ja, Du zeigteſt Dich mir immer als ein guter Bube, als Du des Höchſtſeligen Herrn Herzogs Durchlaucht Laufburſch warſt und ich eine Pagenſtelle an Höchſtdero Hofe bekleidete. Ich habe Dich ſtets lieb gehabt und den Andern vorgezogen, Dir auch manche Gefälligkeit erwieſen, von der ich wollte, Du hätteſt ſie nicht ſo bald vergeſſen.“

Der Wirth ſchlug eine laute Lache auf und erwiederte: „Sie ſind ſehr ſpaßhaft, Herr Hauptmann, da Sie heute Tritte, Püffe, Ohrfeigen, Stockſchläge und Schimpfworte aller Art mir als Liebesäußerungen und Gefälligkeiten einſchwärzen wollen. Doch ich kann mich nicht allein dieſer Zärtlichkeiten von Ihnen rühmen, wo wäre eine bürgerliche Beſtie am Hofe geweſen, und ſollte es der unterſte Stallknecht geweſen ſein, die Sie nicht mit Ihrer handgreiflichen Neigung beglückt hätten: und war's denn nicht auch eine ſolche Liebeserweiſung gegen einen Soldaten der Compagnie, deren Seconde-Lieutenant Sie waren, welche Ihnen einen ſo ehrenvollen Abſchied verſchaffte? Sie hatten die edle Menſchenfreundlichkeit gegen Ihre Untergebenen aus dem Hofdienſt mit in den Militärdienſt hinüber genommen."

„Peſt und Hagelſchlag!" fuhr der Hauptmann bitterböſe auf und raſſelte an der Scheide ſeines Sarras. „Das unterſteh' Dich nicht noch einmal zu ſagen, verfluchter Kneipier, ſonſt —"

„Verlaſſen Sie das Jagdhaus. Das iſt's ja eben was ich wünſche."

„Und ich werde Dir nun zum Aerger dableiben," ſagte Schmalgau trotzig. „Du kannſt mich nicht hinausgehen heißen; denn dies Haus gehört ja unſerm Durchlauchtigſten Herzog, meinem allergnädigſten Gebieter und Herrn."

„Sie haben Recht. Ich werde Sie auch gar nicht zu vertreiben ſuchen. Sehen Sie zu, wie die übrigen Gäſte, welche heut Abend noch eintreffen werden, ſpeiſen und dann zu Bette gehen. Den Duft der Gerichte ſollen Sie umſonſt haben, weiter nichts, eine Schlafſtelle auf Stroh in der Hausflur dazu. Weiter nichts. Baſta!"

Damit ging der ungefällige hartherzige Wirth, welcher von allen Leuten, die ihn kannten, gerade als das Gegentheil deſſen geprieſen wurde, als was er ſich eben dem armen Edelmanne gezeigt hatte. Dem vernichteten Schmalgau hatte ein einziges von des Wirths letzten Worten ſeinen vorigen Muth wieder gegeben, nämlich das Speiſen der noch anlangenden Gäſte. Ein kühner romantiſcher Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren; er ſpann ſich denſelben wohlgefällig aus, indem er den bellenden Magen mit gewaltiger Willenskraft zur Ruhe verwies, wieder wie vorhin klirrenden Schritts durch das große Zimmer ging, mit der

Reitgerte in die Luft hieb und, das von ſeinem Gedanken begeiſterte Geſicht zu anmuthigem Lächeln verziehend, den Deſſauer Marſch pfiff. Plötzlich eilte er an das in den Hof führende Fenſter, und rief mit gewohnter Stentor=Stimme: „Johann! Johann, wo biſt Du?“

„Was befehlen Eure Gnaden?“ rief der treue Knecht, ſogleich aus dem Stalle eilend.

„Komm' geſchwind herauf, Hänſel, ich habe Dir etwas höchſt Wichtiges ganz ſchnell zu ſagen.“ Der Reitknecht war ſchon auf dem Weg und ſtand bald ehrerbietig an der Thüre, den Hut vor den Bauch haltend. Der Hauptmann war zu ſehr mit ſeiner Idee beſchäftigt, als daß er hätte bemerken können, wie Johann beide Backen voll hatte und verſtohlen kaute.

„Sieh, Hänſel,“ begann der Hauptmann, „wenn die Komödianten etwas recht gut machen wollen, da lernen ſie's erſt auswendig und probiren's zu Hauſe mit der Frau oder der Magd. Nachher geht's prächtig in der Komödie. So will ich's auch machen, Hänſel.“

„Behüt's Gott! Eure Gnaden wollen ein Komödiant werden. Das ſind ja lebendige Teu=

felsbraten, wie die gnädige Frau Mama immer ſagte. Ach ich hab' wohl ein gutes Gedächtniß."

„Einen vernagelten Kopf haſt Du. Ich will ja kein Komödiant werden, Hänſel. Die Lalage heirath' ich, dabei bleibt's. Aber ich will erſt und zwar jetzt gleich mit Dir probiren, was ich dem ſchönen Kinde ſagen will, damit ich's nachher, wenn ſie kommt, hübſch weiß und nicht in der Rede ſtecken bleibe. Zu Soldaten hab' ich wohl Stundenlang wie ein Cicero geſprochen, eh's in die Schlacht ging, und ſie zu Muth und Tapferkeit angefeuert, daß ſie wie blind ins Feuer gingen, und mancher iſt durch mich zum Helden geworden; aber zu einem Frauenzimmer ſprach ich noch nie ſo lange und zuſammenhängend, als hier nöthig ſein wird. Drum friſch alſo ans Werk nach Soldatenart! Scheer' Dich dort an den Tiſch, Hänſel. Du ſtellſt die ſchöne Lalage vor, welche eben angekommen iſt. Ich eile auf die Holde zu, ſie zu begrüßen und ihr eine zärtliche Liebeserklärung zu machen. Merk's, Schlingel, daß Du die Lalage biſt."

„Ja wohl, Eure Gnaden, wie Sie befehlen, ich will's merken. Ich bin die ſchöne Lalage, die Sie heirathen werden."

Schmalgau verfügte ſich nun vor den Spiegel, um ſeinen Mienen den zu den Worten paſſenden Ausdruck zu geben.

Unterdeſſen waren draußen ein Paar flinke junge Reiter angelangt, hatten ſich von den Pferden geworfen und die Hausflur erreicht, wo ſie aus dem honetten Gaſtzimmer eine ihnen bekannte Stimme erſchallen hörten. Sie winkten ſich einander zu, traten leiſe auf und guckten mit den Köpfen durch die von Johann offengelaſſene Thüre ins Zimmer. Der Liebesritter war noch vor dem Spiegel beſchäftigt, doch eben eilte er auf den verdutzten Reitknecht zu und fragte:

„Seh' ich ſo recht ſchmachtend aus, Hänſel?“

„Sehr ſchmachtend,“ verſetzte dieſer trocken; „man ſieht's Eure Gnaden wahrhaftig deutlich an, daß Sie den ganzen Tag noch nichts geſpeiſt haben.“

„Dummkopf! Doch nein, Du haſt Recht, Hänſel. Das gibt mir einen melancholiſchen Air, als hätte mir der Liebesgram recht mitgeſpielt, und die Leichtigkeit meines Magens gibt meinen Bewegungen eine gewiſſe Aiſance und Grazie, einen unwiderſtehlichen Liebreiz, den ſie bei vollem Magen unmöglich hätten erlangen können. Ich ſehe ein, es trägt Alles, ſogar unwillkührlich, zu meinem Glücke bei, ſelbſt dieſer ſcheinbare Unfall. Nun nimm Dich zuſammen, Hänſel; ich beginne!“ Hierauf machte er drei geckenhafte Kratzfüße, grinſte, bot mit übertriebener Ziererei dem Damenfiguranten ſeine Fingerſpitzen, nahm des Reitknechts tölpiſche Hand, drückte einen zärtlichen Kuß darauf und ſagte ſo ſüß und weich, als er vermochte: „Mein holder Engel, reizende, bewunderngswürdige, mit hohen Tugenden ausgeſtattete Lalage, belieben Sie nur einen Strahl aus den Sonnen Ihrer Aeugelein auf mich armen Schmachtenden zu werfen, damit Sie ſehen und ſich überzeugen, wie ich in Liebespein vergehe und mich auflöſe in ſüßer Qual. O Lalage, wende Dein ſchaamröthliches Antlitz nicht weg! Grauſame, morde mich nicht mit Gleichgültigkeit. Erlaube, daß ich Dir von meiner unbändigen Liebesglut etwas vorſtammle. Laß meine unvorbereitete Rede in die Tulpenkelche Deiner Hörorgane dringen und dann widerſtehe länger, wenn Du's vermagſt. Ja Lalage, ich liebe Dich zum Raſendwerden! — — Aber, Schurke, was hältſt Du denn Deinen Hut vor die Phyſiognomie?“ unterbrach ſich der Hauptmann plötzlich ſelbſt, aus dem feinſten in den gröbſten Ton fallend und die Dame ſeines Herzens andonnernd, welche als breitſchultriger Reitknecht wirklich den abgeſchabten alten Filz, mit einer Borte, die einſt einer goldenen ähnlich geſehen hatte, vor das Geſicht hielt. Johann rief hinter dem Hute, als ein guter Schauſpieler, der ſich durch keinen Unfall aus ſeiner Rolle bringen läßt: „Ich ſchäme mich, Ew. Gnaden; deshalb deck' ich mir die Larve zu.“

Aber dieſer Ton klang ſo wunderlich, daß Schmalgau, von einer Ahnung ergriffen, auf den ſchaamhaftigen Knecht losſtürzte und ihm den Hut wegriß. Die Ahnung hatte nicht gelogen. Johann kaute und mit dem Hute fiel ein Stück Schinken und ein Schnitt Weißbrot in das Zimmer. „Ha Böſewicht!“ kreiſchte Schmalgau und faßte wie ein hungriger Hund den Schinken, aber Johann war ſchnell reſolvirt, raffte das Brot auf, riß dem gnädigen Herrn den Schinken wieder aus den Zähnen — denn wirklich hatte er ſie ſchon eingeſetzt — und ſuchte die Thüre zu gewinnen. Aber Schmalgau war aus vollem Halſe fluchend und ſchreiend eben ſo ſchnell hinter ihm her und ſicherlich würden ſie Hausflur und Hof alſo durchſtürmt haben, wäre Johann nicht vor den einen der Lauſcher geprallt, welche ſich nun nicht länger Gewalt anthaten, ſondern ihrer bis aufs Aeußerſte geſteigerten Lachluſt freien Lauf ließen. Während der Hauptmann nun verdutzt zurückfuhr und in den Bart murmelte: „Potz Granaten und Haubitzen! die verfluchten Studenten!“ machte ſich Johann mit Schinken und Brot aus dem Staube, und die beiden jungen luſtigen Herrn, ohne Unterbrechung lachend, nahmen Beſitz vom Zimmer, ja der eine ſtürzte auf das Sopha und wälzte ſich darauf, nicht anders als müßt' er erſticken. Dem erſchrockenen Schmalgau wurde dadurch Zeit, ſich zu ſammeln; er ſchüttelte die Verlegenheit ab, warf ſich in die Bruſt, bürſtete Haar und Schnauzbart, raſſelte mit dem Säbel und ſchritt gleich einem gerüſteten Dragoner ſchwer und düſter, wie eine unheilſchwangere Wetterwolke, an das Sopha heran.

„Meine Herrn,“ begann er martialiſch, „Ihr Lachen beleidigt mich. Erklären Sie ſich näher darüber!“ Die Angeredeten konnten aber vor Lachen noch immer kein Wort reden und mußten deshalb die verlangte Erklärung ſchuldig bleiben.

Dem Hauptmann ſchwoll der Kamm noch mehr, ſeine Herzhaftigkeit wuchs und er donnerte: „Ich muß mir auf der Stelle Satisfaction ausbitten, oder Sie beide für Hundsfotte erklären.“ Da ſprang der Eine auf, ein hoher, kräftiger, junger Mann, mit einem blühenden Geſichte, einem dunkeln ſtechenden Auge, kaſtanienbraunem Lockenhaar, und rief ſeinem auf dem Sopha lachenden Begleiter zu: „Nein Roſer, nun wird's Ernſt! Das dürfen wir nicht hingehen laſſen.“ Und ſofort wandte er ſich mit Anſtand und Würde in Rede und Haltung zum Hauptmann: „Mein Herr, wir ſind bereit, Ihnen jedwede Satisfaction zu geben, die man mit der Waffe in der Hand zu geben pflegt. Aber obgleich uns Ihr Kleid verbürgen ſollte, daß wir mit einem duellfähigen Manne zu thun haben, ſo werden Sie uns erlauben, rückſichtlich deſſen, was wir ſo eben geſehen und gehört haben, einige beſcheidene Zweifel zu äußern, bis Sie ſich uns als Cavallier ausgewieſen haben.“

„Pompen und Granaten! Ich kein Cavallier, das iſt zu arg! Herr, danken Sie Gott, daß ich ſo großmüthig bin, Ihnen nicht gleich den Kopf zu ſpalten.“

Neues Gelächter der Studenten, wüthendes Toben und Degengeraſſel des Hauptmanns ruft alles Volk aus dem Hauſe vor der Thüre des Zimmers zuſammen; ſchallendes Gelächter erfüllt die Hausflur, Jedermann vergnügt ſich an dem Schauſpiele. Der andere Student, ein kleiner netter Menſch mit blonden Haaren und recht treuen freundlichen Augen, hatte unterdeſſen ſeiner Lachluſt ein Genüge gethan, und erzählte der ſchönen Wirthin an der Thüre die Scene zwiſchen dem Hauptmann und dem Reitknecht. Dieſe theilte die poſſirliche Geſchichte ihrem Manne, den Kellnern, den Gäſten mit: des unbändigen Lachens wollte kein Ende nehmen. Schmalgau rannte wie toll umher. Als er den Wirth in dem Volkshaufen erblickte, ſtürmte er auf ihn zu und rief: „Veltig, bezeuge mir gleich hier, wer ich bin.“

„Meine Herren,“ ſagte der Wirth mit einer komiſchen Verbeugung und ſchelmiſch lächelnd, „'s iſt der Herr Hauptmann von Schmalgau außer Dienſt.“

„Sind Sie damit zufrieden?“

„Wir ſind's. Beſtimmen ſie Waffen, Zeit und Ort,“ ſagte der Braunlockige ruhig.

„Waffe? Hier iſt mein Degen! Zeit? Jetzt gleich! Ort? Hier iſt der Ort!“

„Aber wir haben keine ſolche Degen. Wir haben gar keine Waffe bei uns. Es fehlen Secundanten.“

„Ausflüchte! Feige Ausflüchte!“ rief der Hauptmann bramarbaſirend und marſchirte, ſich den Schnauzbart bürſtend, durch das Zimmer.

„Aber es gehört doch zum Duell, daß wir auch bewaffnet ſind.“

„Hilft Alles nichts! Feige Ausflüchte!“

„Sie ſind ein unverſchämter Wicht.“

„Pompen und Haubitzen! Ich mach' Dich zu einer Leiche, Burſche.“

„Halt!“ rief der Wirth zwiſchen den auftobenden Lärm. „Da kann ich Rath ſchaffen. Ich habe gerade ſo einen Sarras, habe auch ein Paar Rapiere zum Secundiren, hier ſteht unſers Herzogs Leibjäger, der wird Herrn von Schmalgau gern ſecundiren, er iſt ein guter Fechter.“

„Mit Vergnügen!“ ſagte der Jäger.

„Und ich ſchlage meine Klinge auch noch paſſable,“ fuhr der Wirth fort, „deshalb biet' ich meinen Dienſt dieſen Herrn an.“

„Nun ſo wäre ja die Sache abgemacht,“ ſagte der kleine Student.

„Willſt Du zuerſt losgehen, Burg?“

„So ſei's, lieber Roſer! Ich denke, ich werde Dir die Mühe erſparen. Doch erſt wollen wir ein Paar Flaſchen guten Rheinfall trinken. Kellner! Alten Rüdesheimer und einen ſchmackhaften Imbiß! Aber ſchnell, denn der Abend kommt mit Macht und wir haben heute noch mehr vor.“

Nach wenig Augenblicken ſtand das Verlangte auf dem Tiſche. Des Hauptmanns Blicke tauchten in den hellperlenden Wein, und konnten nicht anders loskommen aus dem köſtlichen Bade, als wenn ſie auf die pommerſchen Gänſebrüſte ſprangen, von welchen die Studenten artige Biſſen abſchnitten. Unwillkührlich that er einen Schritt um den andern, bis er am Tiſche ſtand.

„Ich glaube ſelbſt, meine Herren, es wird zu dunkel werden,“ begann er jetzt ſanftmüthig, „und da Sie, wie bemerkt, keine Waffen haben, und wir uns nicht auf die Geſchicklichkeit der Sekundanten verlaſſen können, auch kein Arzt bei der Hand iſt, der, wenn eine gefährliche Verwundung vorfiele, hülfreiche Hand leiſtete, ſo dächte ich —“

Eben trat der Wirth mit Säbel und Rapieren herein. Burg ergriff den erſtern, entblößte ihn und hielt die blanke ſcharfgeſchliffene Waffe mit den Worten: „Ausflüchte! nichts als feige Ausflüchte!“ dem Hauptmann unter die Naſe. „Sie haben Waffe, Zeit und Ort beſtimmt. Arzt bin ich ſelbſt, und eben nicht der ungeſchickteſte Wundarzt, und habe mir bei vielen Duellen eine tüchtige Praxis erworben. Wollen Sie's nicht glauben, ſo ſollen Sie mein Doktordiplom ſehen. Schenk' ein, Roſer! Wir werden gleich fertig ſein.“

„Wo iſt denn mein Johann?“ fragte der Hauptmann. „Er ſoll mir meinen Säbel ein bißchen ſchleifen.“ Und damit ging er zur Thüre hinaus.

Der Wein war getrunken, die Gänſebruſt verzehrt, der Abend war da, aber der Hauptmann nicht. Wirth und Kellner ſuchten ihn im ganzen Hauſe, er war nicht zu finden. Unter Spott- und Hohngelächter ging die ganze Verſammlung auseinander, und Roſer, Burg und der Wirth blieben allein zurück.

„Wer iſt der Schuft?“ fragte Burg.

„Ein blutarmer Tagedieb,“ verſetzte der Wirth.

„Sein Vater brachte ein großes Vermögen durch, und hinterließ der Wittwe und dieſem Sprößling nichts als den freien Sitz auf einem Ganerbe. Aber weiter haben ſie auch nichts an dem Gute zu fordern, als die Wohnung, alles Uebrige gehört den Agnaten. Dieſer Burſche wurde vom verſtorbenen Herzog zum Pagen angenommen. Der jetzige ſteckte ihn als Unter-Lieutenant unter die Soldaten. Er betrug ſich überall dumm und brutal, tractirte einen Soldaten viehiſch und erhielt den Abſchied ohne Penſion, auf ſein ſubmiſſes Anſuchen ſpäter den Hauptmannstitel und die Erlaubniß die Uniform tragen zu dürfen, die er ſich aber natürlich ſelbſt kaufen muß. Die Mutter lebt von Unterſtützungen reicher adliger Familien des Landes, und dieſer Taugenichts läßt ſich von ihr ernähren. Nun wie ich von Ihnen höre, geht er auf Freiersfüßen.“

„Ha! ha!“ lachte Burg, „er hat geſtern Abend auf dem Badeballe einer Dame ſchon den Hof auf eine merkwürdige Weiſe gemacht. Wahrlich ein köſtlicher Patron!“

„Sie werden heute Abend noch Gäſte bekommen, Herr Wirth,“ ſagte Roſer.

„Ich weiß ſchon,“ verſetzte dieſer. „Der Herr Conrektor Buſch hat's mir geſtern ſchon ſagen laſſen, er werde bis hierher ein Paar aus dem Bade kommenden Damen, der Tochter und Schwägerin des Rektor Simius, welche er vor acht Tagen ins Bad brachte, entgegen fahren. Auch hat er die Speiſen bereits beſtellt.“

„Da haſt Du vielleicht einen gefährlichern Nebenbuhler, als der Hauptmann iſt, Burg,“ ſagte Roſer.

„Ich fürchte mich vor dem Unbekannten ſo wenig, wie vor dem Bekannten. Können Sie es wohl möglich machen, Herr Wirth, daß wir mit den angeſagten Herrſchaften ſpeiſen?“

„Ich hoffe, es ſoll gehen. Der Conrektor iſt ein höflicher Mann, und die Damen werden nichts dagegen haben.“

„Wir kennen ſie ſchon.“

„Deſto beſſer, ich werde das Meinige thun.“ Der Wirth entfernte ſich, und die beiden Freunde waren allein.

„Aber Freund, was gedenken wir nun ſo eigentlich anzufangen?“ ſagte der kleine Roſer. „Der gelehrte Conrektor iſt unſern verliebten Plänen ein neues unerwartetes Hinderniß.“

„Was anfangen?“ verſetzte Burg heftig. „Proſaiſche Frage einer proſaiſchen Natur! Was will der Menſch anfangen, wenn er mit wonnezagender Erwartung vor dem Vorhange ſteht, hinter welchem die Fülle irdiſcher Seligkeit oder die ſchaale auf Lebensglück verzichtende Alltagsgewöhnlichkeit auf ihn lauern? Hinter welchem ſeiner vielleicht die Hebe mit dem Göttertrank wartet, damit er ſich Unſterblichkeit aus der Schaale trinke, oder die aſchgraue Wirklichkeit, die das Anathema der Vernichtung und Vergeſſenheit über ihn ausſpricht? Mit kühner Hand ſoll er den Schleier heben, mit muthigem Auge ſchauen, was die ewig rollenden Looſe ihm beſtimmt, und dann handeln. Iſt Entſagung mein Loos, ſo werd' ich mich nicht in gedankenloſem Hinbrüten und unnützen Klagen über mein Schickſal verkümmern. Ich werde männlich ertragen. Winkt mir Gewährung, dann will ich ſchwelgen in meinem Glücke, wie ein Gott.“

„Du biſt ſeit geſtern Abend zum Poeten geworden, liebſter Burg,“ lachte der Andere ſchelmiſch. „Ich werde bei unſrer hoffnungsvollen Jugend Subſcribenten auf deine Erotica ſammeln. Es wird einen artigen Band geben. Aber wie iſt mir denn? Haſt Du denn nicht ſchon geſtern Abend, und wenn ich nicht irre, in der ſchauerlichen, allen Poeten und poetiſchen Unternehmungen höchſt günſtigen Mitternachtsſtunde, an jenem verhängnißvollen Vorhange, der das große äußerſt wichtige Geheimniß Deines Lebens verſchleiert, mit keckem Finger gezupft? Haſt Du nicht ein Zipfelchen aufgehoben und neugierig dahinter geguckt? Haſt Du nicht das freundliche, neckiſche Mädchen, die niedliche loſe Lalage, ſo ſchön, ſo verliebt, ſo zauberiſch natürlich, wie die Geliebte des guten Horaz nimmermehr geweſen ſein kann, haſt Du dies irdiſche Englein nicht hinter dem dicken Vorhange ſtehen und Dir winken ſehen? Bot ſie Dir nicht das Roſenmündlein zum bräutlichen Kuß? Deutete ſie nicht auf den Altar, der ihr zur Seite ſtand? Gewahrteſt Du nicht im nebligen Hintergrunde ein ſtattliches Ehebett und eine wunderſchöne Wiege? Ha! und Du zagſt noch vor dem ſchrecklichen Vorhange. Nimm ihn heut Abend nur getroſt hinweg, er verbirgt Dir nichts Arges. Ein

Tag, wie der heutige war, ändert nichts in der Stellung ſolcher Sterne.“

„Du biſt ein Spötter,“ ſagte Burg, „aber ein ſehr angenehmer. Ich muß Dir recht geben, Lalage iſt ſchon ſo gut als mein. Ich kam, ſah und ſiegte. Zwar floß das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe zu mir noch nicht von ihren Lippen, aber hab’ ich es nicht in ihren Augen geleſen? Flüſterte ſie mir nicht beim Scheiden zu, daß ſie dieſe Nacht hier auf dem Jagdhauſe bleiben würde? Iſt das etwas anders als ein Liebesgeſtändniß? Drum friſch die Bahn verfolgt, eh’ ein Andrer in die Schranken tritt!“

„Dein Eifer iſt höchſt löblich; denn wenn bei manchen Mädchen Zeit und Stunde gekommen iſt, dann nehmen ſie, was ihnen eben im Wurf kommt. Und ich bin feſt überzeugt, Lalage’s Stunde ſchlug geſtern Abend auf dem glänzenden Balle. Ich hab’ es ihr angeſehn und muß es als Pſycholog wiſſen. Da heißt’s nun, wer zuerſt kommt, mühlt zuerſt. Der lumpige Hauptmann, der hündiſch um ſie herum webelte, konnte Dir nicht ſchaden, aber heute vermöchte es vielleicht ein Andrer. Wie geſagt, Zeit und Stunde! — Weißt Du aber auch, daß die Tante ein allerliebſtes Weibchen iſt. Vier und zwanzig Jahre und ſchon Wittwe! Iſt's nicht ſchade um das junge Blut?"

„Still, ich höre einen Wagen raſſeln!" Burg eilte an das Fenſter. „Ein großer ſchöner Reiſewagen. Er hält, Roſer, ſie ſind's! Lalage, das himmliſche Kind, naht. Mein Herz pocht mir, wie ein Hammer!"

Roſer ſtellte ſich in die Mitte des Zimmers und deklamirte mit komiſchem Pathos, während ſchon Tritte und Stimmen der dem Zimmer nahenden Frauen hörbar wurden:

„Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura,
Quod latus mundi nebulae malusque
Iuppiter urget;

Pone sub curru nimium propinqui
Solis, in terra domibus negata:
Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem *)."

---

*) Und wär' ich an den Pol verſchlagen,
Wo nie ein Lenzhauch die Natur

Die Thüre wurde von dem dienſtfertigen Kellner weit aufgethan, und herein hüpfte ein roſenwangiges munteres Mädchen, von höchſt angenehmer Geſtalt, ihr nach ſchritt gemächlich eine etwas gut genährte Frau, jung und einnehmend. Der Kellner ſtürzte mit drei Lichtern in jeder Hand hinter her, das Zimmer wurde hell und die Geſellſchaft erkannte ſich gegenſeitig.

„Ah, Sie auch hier, meine Herren?“ rief die jüngere bewegliche Dame, ſich höchlichſt erſtaunt anſtellend. „Das iſt ja ganz herrlich, daß Sie auch nach der Reſidenz reiſen und mit uns zu gleicher Zeit auf dem ſchönen Jagdhauſe übernachten. Ich habe der Tante ſchon die Ohren voll gejammert, daß ich dieſen Abend rechte Langeweile haben würde; denn der Conrektor ſpricht ja doch nicht

---

Erwärmt, nur kahle Wipfel ragen,
Ein ew'ger Nebel deckt die Flur;

Wär' ich verbannt, wo Glut der Sonne
Den Obdachloſen brennt; auch dort
Iſt Lalage noch meine Wonne,
Ihr Lächeln hold und hold ihr Wort!

Horatius Oden 1, 22. Nach der Uebertragung von C. Günther.

mit mir. Nun iſt der Noth gleich abgeholfen. Ich ſehe, daß mich der Himmel nicht vergißt. Wir plaudern nun eins zuſammen vom geſtrigen Ball, den Badegäſten, dem Herrn Hauptmann von Schmalgau, Neuem und Altem. Sie waren ohnedies geſtern auf und davon wie gottloſe Vögel, ohne uns einen Gutenachtgruß oder ein Abſchiedswörtchen zu ſagen. Das war nicht fein von Ihnen, meine Herren. Eine neue Damenbekanntſchaft muß man nicht ſo ſchnell wieder mir nichts dir nichts vernachläſſigen. Laſſen Sie uns armen Weibern doch wenigſtens den Glauben, daß wir Ihnen etwas werth ſind, ein Paar Wochen oder auch nur Tage. Und Sie laufen uns geſtern ſchon wieder davon. Dafür ſollen Sie dieſen Abend büßen. — Aber, mein Gott!“ unterbrach ſie jetzt plötzlich ſelbſt den luſtig ſtrömenden Fluß ihrer Rede, „wo iſt denn der Conrektor? Tantchen, der Conrektor iſt ja nicht da?“

Die Tante hatte ſich nach einem etwas verdrießlichen Knix mit ihren Schachteln und Kiſtchen beſchäftigt, welche ihr die mitreiſende Magd, pyramidaliſch aufgethürmt, nachgetragen; ſie befahl ein Glas Waſſer und klagte ſehr über die allzugroße

Schwüle. Jetzt von Lalage angeredet, fragte ſie den eben hereintretenden und die Damen höflichſt begrüßenden Wirth, ob der Herr Conrektor noch nicht angelangt ſei.

„Derſelbe hat mir zwar geſtern ſchon ſein baldiges Eintreffen auf dem Jagdhauſe anmelden laſſen,“ verſetzte der Wirth, „aber bis jetzt habe ich noch nichts von ihm geſehen und gehört, und ſchon wird's merklich dunkel draußen.“

„Mein Gott und Herr! Es wird ihm doch nichts zugeſtoßen ſein. Ach, meine ahnende Seele! Der Himmel hängt voll ſchwarzer unheilvoller Wolken. Sollte ihn ſein Verhängniß erfaßt haben? Schrecklicher Gedanke, das blühende Leben des würdigen Mannes zum kalten farbloſen Tod erſchlafft! O meine Angſt am ganzen Tage!“

„O denken Sie doch nicht gleich das Aergſte, beſte Frau,“ tröſtete der Wirth. „Von der Reſidenz bis hierher begegnet ſo leicht nicht jemandem Mord und Tod. Und den Hals wird er auch nicht in der Kutſche gebrochen haben. Das müßte ſonderbar zugehen. Er wird ein bischen ſpät weggefahren ſein, hat noch Geſchäfte abzumachen gehabt, nun iſt ihm die Nacht über hergekommen, und er wird noch ein Stündchen warten, da geht der Mond auf. Punkt zehn iſt er gewiß hier.“

„Der Mond geht auf?“ fragte Frau Scheller mit einem Tone von Ueberraſchung und Rührung, und ihre ſchönen ſchwimmenden Augen ſandten ſehnſüchtige Blicke durch das Fenſter an den dunkeln ſternenleeren Himmel. „O es muß ein himmliſches Wonnegefühl gewähren, mit einer gleichgeſtimmten Seele im Mondlichte durch die dunkeln Laubgänge des Parks hier oben auf der herrlichen Höhe zu ſchweben,“ fuhr ſie fort, „zumal wenn der ſilberleuchtende Kahn über ein ſolch wildempörtes Wolkenmeer ſchifft und durch die zerriſſenen ſchwarzen Schleier ſeinen ruhigen Glanz ausgießt, der wie oben durch Wolken, unten durch Laubdächer und Hecken bricht, und dem ihn begrüßenden Auge Thränen ſüßer Wehmuth entlockt.“

„Ja, Verehrteſte,“ fuhr in denſelben Ton einſtimmend Roſer fort, der ſich unterdeſſen auf Burgs Wink herangeſchlichen und das heimlichkoſende Pärchen verlaſſen hatte. „Wie vermöchten dieſe armen Laute und Worte unſerer unbehülflichen Sprache nur eine Ahnung jener überirdiſchen Gefühle zu geben, welche ein zartbeſaitetes Herz gleich Aeolsharfentönen durchzittern, wenn es ſich umgeben ſieht von den ſüßgeahneten Geheimniſſen der ſchlummernden Natur. Da entblüht und entfaltet ſich eine andere wunderbare, zauberiſch ausgeſchmückte Welt, für die es keine Sprache gibt. Nur Töne vermögen es auszuſprechen.“

„O Töne! Ja Töne! Aeolsharfentöne! Sie haben es wahrhaft bezeichnet. Sie ſind auch ein Gleichgeſtimmter. Hätt' ich das ahnen können!“

„Eine Aeolsharfe iſt gar nicht weit von hier,“ erinnerte jetzt der Wirth. „Wenn man den breiten Sandweg durch den Park links hinter dem Jagdhauſe verfolgt, gelangt man bald auf eine zweite Höhe, dort ſteht ein kleiner Tempel, welchen der Herzog voriges Jahr erſt erbauen ließ. Die Pforte iſt nie verſchloſſen, ein Fenſter iſt nicht da, und der Thür gegenüber in der Wand iſt eine lange Spalte, darin iſt die Harfe angebracht. Manchmal geht's recht ſchön, wenn der Wind drinne muſicirt.“

„Eine Aeolsharfe in der Nähe!“ rief die Scheller begeiſtert und ihr Auge glänzte noch einmal ſo hell, ihre Arme waren wie zu einer zärtlichen Umarmung gehoben. Sie wollte weiter reden, und der pfiffige Roſer hatte bereits alle Hoffnung geſchöpft, daß er's bei der jungen, ſchönen und reichen Wittwe noch an ſelbigem Abend weit bringen könne, als draußen ein Wagen vorfuhr und gleich darauf der Kellner athemlos in das Zimmer ſtürzend die Ankunft des Herrn Conrektor Buſch verkündete. Lalage brach ſogleich die Unterhaltung mit Burg ab, legte den Finger auf den Mund, blickte ihn recht ſchelmiſch an, nickte vertraut und hüpfte zur Thüre hinaus. Roſer und Burg ſetzten ſich im Hintergrund an den Tiſch, die Augen erwartungsvoll nach dem Eingange des Zimmers gerichtet. Gleich darauf ſchritt ein langer ſpindeldürrer Mann an Lalage's Seite herein. Auf ſeinem großen Kopfe zeigte ſich ſchon eine anſehnliche Glatze, ſeine aus dem gelben mageren Geſichte hervorquellenden matten Froſchaugen durchlieſen ſchnell das ganze Zimmer, und als er die Studenten erſpäht, nahmen ſeine Mienen etwas Verdrießliches an.

„Ei die gute Tante hat ſchon Todesangſt um Sie ausgeſtanden. Verunglückt, todt hat ſie Sie geglaubt,“ plauderte Lalage im Tone des zärtlichen Vorwurfs, „aber wo bleiben Sie auch nur? Wir meinen nicht anders, als Sie warten ſchon ſeit zwei Stunden auf uns, empfangen uns am Wagen, heben uns hübſch heraus, führen uns zur Suppe und bedienen uns comme il faut. Statt deſſen müſſen wir auf Sie warten und uns langweilen.“

„Nun es hat ja nicht an junger Geſellſchaft gefehlt,“ ſagte der Conrektor mit einer hohlen trockenen Stimme und ließ den giftigen Blick von den Studenten auf die ſchöne Wittwe überſpringen.

„Fehlgeſchoſſen!“ rief Lalage. „Wir kennen die Herrn dort gar nicht; aber Ihnen zu Schmach, Qual und Schande geh' ich jetzt gleich hin, rede ſie an, mache ihre Bekanntſchaft; denn ich ſehe ſchon, Sie ſind mit übler Laune gekommen.“

„Sie werden doch nicht, Lalage? Das wäre ja höchſt unſchicklich.“

„Ich gehe, wenn Sie der Tante nicht gleich beichten, wo Sie geblieben ſind. Ich mag's gar nicht hören.“

„Ich hatte Abhaltungen,“ ſagte der Conrektor kurz zu Frau Scheller.

„Abhaltungen. Haben Sie vielleicht am Landhauſe der Frau Kriegsräthin etwas zu lange angehalten. O, wie Sie erſchrecken! Ich habe die wunde Stelle getroffen.“

„Welche ungerechte Eiferſüchtelei!“ rief der Conrektor, und ſtrich ſich verlegen die ſpärlichen Haare über die Glatze.

„Nicht ungerechter als die Ihrige,“ verſetzte die Dame piquirt.

„Ich ſehe ſchon,“ bemerkte Lalage, „ich werde dennoch die Bekanntſchaft der beiden jungen Herrn dort ſuchen müſſen.“

„O über die Weiber!“ ſeufzte der Conrektor und hielt die Muthwillige beim Arme zurück. „Hier in dieſem Zimmer, wo wir nicht allein ſind,“ fuhr er dann gelaſſener und mit einem bittenden Blick auf die Scheller geheftet fort, „kann ich mich unmöglich expectoriren. Ich werde ſogleich ein eigenes Zimmer beſtellen.“ Er ging. Kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo waren die Studenten wieder bei der Hand.

„Und ſollte nie meiner Seele das unſchätzbare Glück zu Theil werden,“ flötete Roſer, „mit der gleich geſchaffenen, nur noch zarter, weicher, weiblich bedingten Seele der liebenswürdigſten Frau, die ſie ſo ſchnell gefunden und erkannt, gewiß gleitet von geheimen Zuge der Sympathie, ſich einzutauchen in das Meer höherer edler Gefühle und Empfindungen, in harmoniſchen Entzückungen aufwärts zu ſchweben in des Himmels dunkelblaue unermeßne Räume? — Nie? Nie?“

Ein ſtrahlender, höchſt wohlwollender Blick aus den Augen der ſchönen ſchwärmeriſchen Wittwe traf den jungen Mann, welcher die Hände gefaltet vor ihr ſtand und ſie mit ſchmachtenden Augen anſchaute.

„Auch in der Entſagung liegt ein unendlich ſüßer Reiz. Sich finden, ſich erkennen und ſcheiden, iſt das Loos der Sterblichen. Aber ihr unſterblich Theil trennt ſich nicht mehr, wenn verwandte Klänge ſich daraus begrüßt und in einander verſchmolzen ſind. Sie ſind mir ſtets nahe, mein Herr. Nehmen Sie die Verſicherung, daß ich in den Abendſtunden Ihrer gedenken werde.“ Damit reichte ſie ihm die Hand, die er ſtürmiſch ergriff, und mit dem Ausdrucke: „O ich namenlos Glücklicher!“ an ſeine Lippen drückte und ein Tröpfchen Wein darauf fallen ließ, den er in Bereitſchaft gehalten, um ein künſtliches Thränchen weinen zu können.

„Gehen Sie, Freund,“ ſagte ſie, von der Thräne ganz beſiegt, „ich höre die Stimme des Conrektors, wir ſprechen uns mehr.“

Auch Lalage flog von Burgs Seite, der lange innig und heimlich mit ihr geplaudert hatte. Der Conrektor trat herein, reichte den beiden Damen ſeine Arme, machte eine ſehr ſteife Verbeugung gegen die beiden Freunde hin und verließ zum Leidweſen derſelben das Zimmer mit den Damen.

„Freund, mein Glücksſtern iſt mir aufgegangen!“ rief Burg entzückt. „Lalage iſt ein Engel! Sie liebt mich. Und da wir, eh' ich meine Angelegenheiten noch nicht in Ordnung gebracht, nicht hoffen dürfen, uns bald wieder zu ſehen, ſo hat ſie mir ein großes Opfer zugeſagt, deſſen Wichtigkeit ich fühle und hochſchätze. Sie hat mir verſprochen — denke Dir das unvergleichliche Mädchen! Wie fremd ihr alle falſche ekelhafte Ziererei iſt, wie ſie dem Zuge ihres Herzens, der Stimme der reinſten Natur folgt! Sie hat mir verſprochen, mit mir in dieſer warmen üppigen Sommermondnacht einen Spaziergang in den Park nach der Aeolsharfe zu machen. Das heißt aber unter der Bedingung, daß Du dabei biſt und ihre Magd, welche ihre

Vertraute iſt und ihr ganz zu Willen lebt. Du wirſt Dich doch nicht zur Begleitung bitten laſſen?“

„Bei Leibe nicht! Während Du mit der Herrin Wort und Kuß tauſcheſt, werd' ich ja wohl mit der Dienerin, die auch noch nicht über die vier und zwanzig ſein kann, auch etwas anfangen können.“

„Du biſt ein frivoler Menſch. Erſt entzückt er die Dame durch hyperſentimentales Geſchwätz und nun will er gar der Magd den Hof machen. Du denkſt wohl, wir hätten Eure Unterhaltung nicht mit angehört; Lalage hat ſich in einen Finger gebiſſen, um nur nicht laut zu lachen.“

„Man muß die Feſte feiern, wie ſie fallen,“ verſetzte Roſer. „Uebrigens geſteh' ich Dir aufrichtig, die Frau gefällt mir ausnehmend wohl, und hätt' ich ſie nur erſt im Eheſtandskarren eingeſperrt, ich wollt' ihr die ſentimentale Mondſcheinsphantaſie ſchon vertreiben.“

„Du mußt wiſſen, daß Madame Scheller ein artiges Vermögen beſitzt, wie mir Lalage bereits vertraut hat.“

„Nun vollends!“ lachte Roſer laut auf. „Ich bewerbe mich um eine Schulſtelle unter dem Rektor Simius und werde Dein Oheim, Freundchen.“

„Nun auf unſere Onkelei!“ lachten ſie unmäßig. Sie ſtießen an und tranken, blieben noch einige Zeit im heitern Geſpräch beiſammen ſitzen und ſpeiſten fröhlich; dann ſuchten ſie den Hausknecht auf und vermochten denſelben durch ein gutes Trinkgeld, die Hausthüre aufzulaſſen. Scheinbar gingen ſie zu Bette, um kein Aufſehen zu erregen.

Der Hauptmann von Schmalgau hatte ſich in der Verzweifelung ſeines Herzens in einen abgelegenen Winkel des Hofes verkrochen und alſo auch nichts von der Ankunft der Damen vernommen. Er hatte dort gute Zeit, ſich neue Luftſchlöſſer zu bauen, und entſchloß ſich, morgendes Tags ohne weiteres den kürzeſten Weg zu ſeinem Ziele zu gehen, nämlich in die Reſidenz zu reiten, beim Rektor Simius abzuſteigen und um die einzige Tochter, von deren Liebe und Zuſtimmung er überzeugt war wie von ſeinem Leben, anzuhalten, des erſtaunten und höchſt geſchmeichelten Vaters freudiges Jawort zu erhalten und die Liebliche als Braut in ihrem eigenen Hauſe zu empfangen. Man ſagt, daß ein leerer Magen, ſobald ſeine heftigſten Forderungen nicht befriedigt worden ſind, die glühendſten und ſeltſamſten Phantaſiebilder erzeuge. Bei dem verſteckten Kriegshelden bewährte ſich dieſe pſychologiſche Wahrnehmung; denn er malte ſich die morgende Reiſe, das Erſtaunen des Rektors, den Jubel im Hauſe, wenn der Alte das Nöthige erfahren, die angenehme Ueberraſchung Lalage's, das bräutliche Entzücken, mit welchem die Verſchämte an ſeine Bruſt ſinken würde, das gegenſeitige zärtliche Umfaſſen, das Liebesgekoſe, die rauſchenden Küſſe und Schwüre ewiger Liebe und Treue, die glänzenden Gaſtmähler am Verlobungstage, ſeinem Stand und Range angemeſſen, die Freuden des Hochzeittags, o und gar die Wonnen der Hochzeitnacht, das Alles und noch mehr malte er ſich ſehr geſchäftig mit den brennendſten Farben aus, und ſchwelgte ſo allen Hunger und Kummer vergeſſend in einem Strom von Entzücken. Erſt als es ganz dunkel um ihn her geworden war, fiel er aus ſeinem ſtolzen Luftflug wieder auf die Erde herab. Sein Aufenthalt fing an, ihm unbequem zu werden, und ſogleich kam ihm auch wieder das Verlangen nach Speiſe und Trank an. Er fühlte ſich in der Abſicht, ſeinen Reitknecht aufzuſuchen und ihm Brot und Schinken abzuzwingen, behutſam aus dem Winkel hervor, und ging von einem Stall zum andern. Da er aber nicht wagte laut zu werden, aus Furcht, er möchte ſich verrathen und von den fatalen Studenten gepeinigt werden, ſo fand er auch den Johann nicht. So war er denn auch der noch offen ſtehenden Hinterthüre des Hauſes nahe gekommen, aus dem Fenſter daneben leuchtete helles Licht und ein ſüßer naſenkitzelnder Bratenduft, welcher den armen Schmalgau beinah um die Beſinnung gebracht hätte, quoll heraus. Es war das Küchenfenſter. Ein mächtiger Zug trieb des Hauptmanns Schritte der Thüre zu; er konnte nicht widerſtehen. Leiſe wie ein Fuchs ſchlich er ins Haus, und da er aus der gleich nebenan gelegenen Küche Frauenſtimmen erſchallen hörte, ſo drückte er ſich hinter die Thüre und lauſchte und lugte mit geſpanntem Aug' und Ohr durch die Klinſe. Es dauerte lange, eh die für die Gäſte beſtimmten Speiſen alle zubereitet waren, und dem Hauptmann ging einmal ums andere die Ohnmacht nahe; aber er kämpfte wie ein Held mit den gegen ſeine Naſe und Magen verſchwornen in Heeresmacht anziehenden Düften, er hielt aus, ſtand eine Stunde im heftigſten Feuer und — ſiegte. Denn die Wirthin ſchickte die Magd mit Speiſen zu den Studenten, während ſie ſelbſt die für den Conrektor und die beiden Damen beſtimmten Gerichte in das Zimmer derſelben trug. Jetzt war der für Schmalgau günſtige Zeitpunkt gekommen. Jetzt galt's raſch und kühn zu handeln. Und er handelte. Flugs war er hinter der Thüre hervor, hielt den Athem an ſich, machte ellenlange Schritte auf den Zehen in die Küche, ſchaute mit gierigen Blicken um, gewahrte eine große Kalbskeule, erfaßte ſie, und ſtürmte, ſie in den Lüften ſchwingend, davon, wie Simſon mit dem Eſelskinnbacken. Aber nicht ſeine Feinde, die Studenten, wollte er damit erſchlagen, wie Simſon die Philiſter; ſie hatten Frieden vor ihm. Eine andere Luſt als die des befriedigten Rachegefühls wollte er ſich bereiten, eine größere, herrlichere, dem Menſchen und ſeinen Bedürfniſſen angemeßnere, er wollte — eſſen. In wilder Haſt war er aus dem Hofe geflohen: nun war er in Sicherheit und athmete tief auf. Das Nächſte war nun, ſich ein Plätzchen zu ſuchen, wo er ungeſtört den Raub verzehren könne. Der aufgegangene Mond brach eben hinter einem Wolkendamme hervor und zeigte dem umſchauenden Helden den großen Reiſewagen der Frau Scheller und die kleine offene Chaiſe des Conrektors. Schnell wie ein Blitzſtrahl zuckte ein großer Gedanke durch Schmalgau's Kopf; er wußte ohnedies nicht, wohin er in dieſer Nacht ſein Haupt betten ſollte; jetzt war mit einemmale zwei großen Verlegenheiten abgeholfen. Er öffnete leiſe den Wagen und machte ſichs mit ſeinem Braten im weiten Bauche deſſelben auf den weichen Polſtern bald ſehr bequem. In Ermangelung eines Meſſers bediente er ſich der Zähne zum Zertheilen des ſchmackhaften Fleiſches. Freilich ging es auf dieſe Art etwas langſam und die Maſſe machte ihm viel zu ſchaffen, deſto größer war aber auch der Genuß; und unermüdet war er, den gut zubereiteten Braten, wie ein tüchtiger Bullenbeißer, zu tractiren. Ueber dieſer Arbeit hätte der Hauptmann die ganze Welt vergeſſen, wäre nicht ein anderes Bedürfniß laut geworden und immer lauter, nämlich ein heftig quälender Durſt. Sein altadliger Geiſt war erfinderiſch geworden, er hatte die gute Speiſe der Genialität desſelben zu verdanken, und er verſuchte es die einmal thätige Kraft von neuem in Bewegung zu ſetzen. Und: „Wer einmal Haſen gejagt, weiß wo ſie laufen!“ rief der Hauptmann vergnügt, ſchlug ein Schnippchen und fiel, von der neuen Idee enragirt, über die Wagentaſchen und die Sitzkaſten her, Alles eifrig durchſuchend. Und gleichſam als wollte ihn ein gerechter Himmel für die lang ertragene Entbehrung auf einmal reichlich entſchädigen, fand er wirklich, was ſeine bangahnende Seele geſucht hatte. So nimmt ſich ein gütiges Geſchick mit ſeltſamen Walten der Armen, Verlaſſenen und Verſtoßenen an und gibt ihnen reichlich, nicht Rückſicht nehmend auf ihre Unwürdigkeit, wie ein ſtrenger menſchlicher Sittenrichter, ſondern auf ihr Bedürfniß. Schmalgau fand im Kutſchenkaſten zwei ganze Flaſchen ſüßen Muskateller, die ſich Madame Scheller im Bade gekauft, um zu Hauſe dann und wann heimlich ein Schlückchen zu nehmen. Wer war froher in dieſer ſtillen Mitternachtsſtunde, als der eſſende und trinkende und auf weichen Kiſſen ſeinen Leib pflegende Hauptmann? So wohl war ihm lange nicht geworden, und als der erſte Anlauf des fordernden Magens geſtillt war, nahm er ſich vor, recht langſam und behaglich zu genießen, um die Wonne ſo weit als möglich auszudehnen.

Der Conrektor und Madame Scheller hatten noch etwas heimlich beſprochen, eh der erſtere den Damen eine gute Nacht wünſchte und ſich auf ſeine Schlafkammer verfügte, welche auf der Hausflur an das Zimmer der Damen gränzte, aber durch keine Thüre mit demſelben verbunden war. Dort verhandelte er noch etwas mit dem Kellner. Die Magd, mit welcher Lalage bereits fertig geworden war, kleidete die beiden Herrinnen aus, und ging dann, um, dem Vorgeben nach, ſich zum Lager der Hausmagd zu verfügen, eigentlich aber, um in die Stube der Studenten zu gehen und denſelben die herannahende Zeit des abenteuerlichen Spaziergangs anzuſagen. Lalage ſtellte ſich ſehr ſchläfrig, die Tante ſchien es auch zu ſein, beide wünſchten ſich gähnend angenehme Ruhe, beide vergruben ſich, nachdem das Licht gelöſcht war, raſch in die Betten, die einander gegenüber ſtanden, beide ließen bald den ruhigen, gleichförmigen, langgezognen Athemton des Schlafes hören. Lalage lag wie auf Kohlen, die Hitze marterte ſie furchtbar und doch wagte ſie nicht ſich zu bewegen. Sie drehte langſam den Kopf nach dem Bette der Tante zu. Der Mond ſchien zuweilen hell in das Zimmer, ſie ſah ſcharf hinüber und erſchrak nicht wenig, die offenen Augen der Tante auf ſich herſtarren zu ſehen. Doch bald überredete ſie ſich, ihre Einbildungskraft mache ihr etwas vor, man könne, bei ſo ſpärlichem ungewiſſen Licht, in ſolcher Entfernung, die Augen gar nicht erkennen, die Tante ſchlafe ja ſo ruhig und ſchnarche ſogar ein klein wenig. Doch die größte Behutſamkeit war vor allen Dingen nütze, und deshalb zauderte Lalage immer länger und konnte doch nicht den Muth faſſen, ſich zu erheben und die nächtliche Wanderung anzutreten. Aber die Zeit verſtrich, das liebende Herz drängte, mit dem endlich gefundenen Geliebten vor dem Scheiden noch ein Paar Stunden zu verkoſen, und eben wollte ſie ſich ein Herz nehmen und nach den auf einem Stuhle neben dem Bette liegenden Kleidern greifen, als ſich's gegenüber regte. Lalage ſah hin, und erſtaunte nicht wenig, als ſie die Tante ſich erheben und ganz leiſe und leicht ſich ankleiden ſah. Das Herz rumorte ihr gar gewaltig in der Bruſt; denn die Tante ſchlich auf den Zehen heran und horchte, ob ſie auch feſt ſchliefe, und da Lalage ſich wie vom tiefſten Schlafe befangen anſtellte, ſo ging Frau Scheller aus der nicht verſchloſſenen Thüre und lehnte dieſelbe hinter ſich an. Lalage war ganz Ohr. Und ſie vernahm zu ihrem wahren Schrecken gleich darauf ein leiſes Pochen daneben an der Thüre des Conrektors, dann wurde dieſe Thüre leiſe auf und wieder zugemacht.

Nachdem ſich Lalage vom erſten und größten Erſtaunen über den nächtlichen Beſuch der ſittſamen Tante beim ebenſo tugendfeſten Conrektor einigermaßen erholt hatte, war ihr Entſchluß fertig.

„Was brauch' ich mich noch länger vor dieſen Heuchlern zu fürchten und zu ſcheuen,“ dachte ſie, „hab' ich ſie doch im Sacke, und ſelbſt wenn ſie meine Liebe zu Burg und meinen Spaziergang entdecken, ſo dürfen die Sünder kein Wörtchen darüber verlieren.“

Vergnügt warf ſie ihre Röcke über; eben

langte auch die Magd an, beide verhüllten ſich und traten vor das Haus. Burg und Roſer warteten ſchon an der Ecke. Arm in Arm wandelten die Liebenden den Weg nach dem Waldtempel, und Entwürfe für die Zukunft waren der Gegenſtand ihrer liebenden Unterhaltung. Roſer trabte nebenher und gedachte der ſchönen ſentimentalen Tante; wäre ſie an ſeiner Seite geweſen, er hätte ſie übertroffen in liebenswürdiger Schwärmerei.

Da ſie des Wegs alle unkundig waren, ſo geriethen ſie vom Ziele ab und irrten in den verſchlungenen Gängen des weitläufigen Parks, was ſie indeß wenig kümmerte.

Der Conrektor Buſch ſtudirte eben noch, hinter dem Tiſche ſitzend, in einem dicken Werke über die reine Matheſis, welches er auf ſeinen Reiſen mit ſich zu führen pflegte, um ſich die müßige Zeit damit zu vertreiben. Schon hatte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude einige ſchwierige Aufgaben gelöſt, und war daher bei gutem Humor, als er das Pochen ſeiner Freundin an der Thüre vernahm. Da er ſich einmal feſt vorgenommen hatte, ſie mit ihrem ſchönen runden Sümmchen zu heirathen, und als ein Mann von Charakter ſein Ziel unverrückt im Augen behielt und muthig alle Hinderniſſe bekämpfend drauf los arbeitete, ſo brach er unverdroſſen mitten in einer gut begonnenen Forſchung ab, ſtrich ſich die Haare über den Kopf, ſetzte ſeine Sommermütze darauf, und ging, um ſich in die höchſt wunderliche Laune der Madame Scheller zu fügen.

„Nun kommen Sie ſchnell, werther Freund,“ flüſterte ſie, „damit unſere heimliche Nachtfahrt nicht entdeckt wird. O iſt es nicht höchſt romantiſch, in der ſüßen Traulichkeit einer dufterfüllten Sommernacht im Mondſcheine nach der Aeolsharfe zu wandern?“

„Es iſt höchſt romantiſch; Sie haben ſehr recht, Verehrteſte,“ verſetzte der Schulmann, indem ſie den Waldweg nach der Höhe einſchlugen. „Wiſſen Sie aber auch, woher das Wort romantiſch ſeinen Urſprung hat? Ich will drauf wetten, das wiſſen Sie nicht, meine ſehr Werthe.“

„O ſehen Sie, wie der Mond mit Leichentüchern umhängt iſt! Er blickt zürnend durch die zerriſſenen Trauergewänder herab, wie der bleiche

Geiſt eines gefallenen großen Helden auf das blutige, leichenbeſäte Schlachtfeld. Schaudern Sie nicht?“

„Das Wort romantiſch, ſag' ich Ihnen, hat ein ſonderbares Schickſal gehabt; denn ſein Urſprung iſt allerdings Roma. Ueber die Ableitung des Wortes Roma ſelbſt aber haben die Gelehrten aller Zeit viel Streitigkeiten gehabt. Die römiſchen Philoſophen und Sprachforſcher waren ſelbſt nicht einig darüber. —“

„Welch tiefe Wehmuth überkommt meine weiche Seele, wenn ich dieſen grünen Wiederſchein der Blätter erblicke, dies bange ſehnſüchtige Flüſtern in den Büſchen, dieſe heimliche erwartungsvolle Stimme der Natur, dies Rauſchen und Lauſchen vernehme, die Ferne in graue Nebelſchleier, vom Golde des Mondſtrahls durchwoben, gehüllt, das ganze große All von ſüßen Schauern durchrieſelt vor mir liegen ſehe, und ich bedenke, daß hinter all der zauberiſchen Pracht und Fülle höchſten Lebens der Tod, die Vernichtung lauert, daß die Welt ein unerfüllbares Grab, die Natur ein ewig Leichengefild iſt? O laß mich den Schmerz ausweinen!“

„Aber hören Sie doch, Beſte! Vernehmen

Sie doch gefälligſt, eh Sie weiter ſprechen, die richtige Derivation des Wortes romantiſch, welches Sie ſtets zu gebrauchen belieben, ohne ſich gehörige Rechenſchaft davon geben zu können. Man ſoll aber eben ſo wenig ein Wort, welches man nicht in aller Hinſicht ganz genau kennt, in ſeiner Converſation gebrauchen, als eine Speiſe auf ſeinen Tiſch ſetzen und verzehren, von deren Urſprung und Zubereitungsart man nicht zuverläſſig unterrichtet iſt.“

„Ich beſchwöre Sie, jetzt zu ſchweigen; denn wir ſind dem Heiligthume nah, welches durch kein profanes Wort entweiht werden darf. Ha! Hören Sie die Geiſter der Lüfte ihren balſamiſchen Hauch ausgießen in die Saiten, mit denen ſie ſcherzen und buhlen und ihnen Zauberklänge entlocken! Jetzt ſtürmen ſie gewaltig heran und es brauſt wie wilder Schlachtengeſang. Ja, das ſind Lieder wie ſie Oſſians todesmuthige Helden ſangen, wenn ſie einhertanzten auf den milchweißen Roſſen über das Blachfeld zum Schlachtkampf und Schwert und Schild ſchwangen. Wie hebt ſich kühn meine Bruſt! Ich möchte mit hinaus, möchte mit wagen und würfeln in der Mitte der Helden. Doch nun? — Hören Sie! Der begeiſternde Sang iſt vorüber, die trauernden Geiſter fahren nicht mehr wild und zornig einher, traurig klagend ſchmiegen ſie ſich an die Saiten. Wehe! wehe! Die Helden ſind gefallen, der Mond verbirgt erſchreckt ſein Antlitz, die ſanften melancholiſchen Grabgeſänge ertönen; ſie werden mir das Herz brechen. Meine Thränen ſtürzen. Ich kann mich nicht faſſen!“

„Aber ich bitte Sie doch inſtändigſt, es zu thun, wenn Sie mich auch durchaus gar nicht hören wollen. Der Mond hat ſich allerdings verſteckt, der ganze Himmel iſt plötzlich wie mit einem großen ſchwarzen Regentuche überhangen. Das iſt nicht anders, als hätt' es eben jetzt der Wind hergeweht. Ich merkte es geſtern Abend ſchon, daß wir ein tüchtiges Gewitter bekommen würden; die Schwüle war gar zu drückend. Sehen Sie übrigens daraus, daß ich Ihnen die Erfüllung keines Ihrer Wünſche, ſteht ſie anders in meinem Vermögen, abzuſchlagen im Stande bin. Ich bin mit Ihnen gegangen, aber nun eilen Sie auch, daß wir wieder nach dem Jagdhauſe zurückkommen, eh uns das Gewitter, welches ſtark im Anzuge iſt, hier in dieſem unwirthbaren Walde überraſcht.

Der Weg wird ohnedies wegen der eingetretenen Dunkelheit ſchwer zu finden ſein und große Vorſicht erfordern.“

Dem in peinlicher Angſt ſich befindenden Conrektor wurde keine Antwort. Madame Scheller horchte entzückt den Tönen der verſtimmten Aeolsharfe und ihre rege Phantaſie bevölkerte Luft und Tempel mit einer Schaar feinſtoffiger Geiſter, die bald hold lächelten, bald grimmige Geſichter ſchnitten, je nachdem die Saiten ſtark oder ſchwach erklangen. Da zuckte plötzlich ein heller Blitzſtrahl durch den Tempel, ein heftiger Donnerſchlag fiel und die entzückte Frau fuhr entſetzt aus ihren Träumen auf: „Hilf ewiger Himmel, ein Gewitter! Schnell, ſchnell nach dem Jagdhauſe!“

„Hab' ich es Ihnen doch geſagt. Aber Sie haben einmal, wie gewöhnlich, keine Ohren für mich oder verbieten mir zu ſprechen. Jetzt gilt's laufen, wenn wir dem Guſſe noch entgehen wollen.“

Madame Scheller ſchürzte eilig ihre Kleider und beide traten nun, eine ſchnellfüßige Atalante und ein heirathsluſtiger Hippomenes, den Wettlauf nach dem Jagdhauſe an. Unter Blitzen und Donnerskrachen erreichten ſie athemlos wirklich die Thüre; aber wer beſchreibt ihren Schrecken, als ſie dieſelbe verſchloſſen fanden. Der ſorgſame Wirth hatte bei verſpürter Annäherung des Gewitters das Bette verlaſſen und die Runde durch das Haus gemacht, um zuzuſehen, ob alle Fenſter und Thüren gehörig verwahrt wären, und da er die Hausthüre zu ſeinem Staunen offen gefunden, hatte er ſie, dem Hausknechte einen handgreiflichen Verweis auf den folgenden Tag zugedenkend, in Schloß und Riegel gelegt.

Die entgeiſterte Frau wollte eben in laute Klagen und der ärgerliche Conrektor in ein verzweifeltes Hämmern an der Thüre ausbrechen, als ihnen der Himmel zuvorkam und in einen ungeheuren Regenguß ausbrach. Der verzweifelte Conrektor ſchaute nach einem Zufluchtsorte um, und hatte kaum den Reiſewagen ſeiner Geliebten, ein kleines Haus, erblickt, als er mit zwei Sätzen daran und mit einem dritten darin war. Madame Scheller folgte ohne weiteres ſeinem Beiſpiele, obgleich ſie, mit weniger langen Beinen begabt, als ihr gelehrter Freund, den Wagen nicht ſo ſchnell zu erreichen im Stande war. Sie ſetzte ſich eng an ſeine Seite, und wollte eine neue Unterhaltung beginnen, als in der Nähe Stimmen laut wurden. „Mein Gott! man kommt, ich ſterbe vor Angſt,“ flüſterte ſie dem neben ihr Sitzenden ſo leiſe als möglich ins Ohr. „Verhalten Sie ſich ruhig.“ So geſchah's.

Burg und Salage, Roſer und die Magd machten den zweiten vergeblichen Anlauf auf die Thüre, und da ihnen der Regen keine Zeit ebenfalls zu pochen ließ, ſo war der Wagen auch für ſie der nächſte und ſicherſte Zufluchtsort. Wie ſie konnten, kletterten ſie von beiden Seiten hinein, und indem ſie an die bereits darin befindlichen drei Perſonen anrückten, meinten ſie nicht anders, als es ſeien die von der entgegengeſetzten Seite hereingekommenen Perſonen. Frau Scheller reſolvirte ſich in ihrem Schrecken kurz und ruſchte, um Platz zu machen und ſich nicht zu verrathen, auf den Schoos ihres Nachbars, indem ſie ihm zärtlich die Hand drückte. Beide hatten die linke Ecke des hintern Sitzes eingenommen. Auf demſelben Sitz hatte dicht an ihnen noch ein weibliches Weſen und an dieſem ein Mann Platz gefunden. Gegenüber ſaßen zwei Männer und ein Weib. Die zuletzt

Angekommenen lachten recht herzlich, daß ſie mit einem blauen Auge davon gekommen waren, und fingen an, über ihr Unglück zu witzeln.

„Der erſte Spaziergang, den ich mit Ihnen gemacht habe, mein Freund,“ begann Lalage ſcherzend, „iſt abenteuerlich genug; zu ſchwach Ihren Bitten zu widerſtehen, Ihren Liebesſchwüren ach! leider nur ein zu bereitwilliges Ohr leihend, geh' ich die Mondſcheinpartie ein, und werde zur gerechten Strafe meiner Leichtfertigkeit windelweich geregnet. Wenn dies eine Vorbedeutung für unſer künftiges Leben iſt, ſo haben wir nicht viel Gutes davon zu erwarten.“

„Laſſen Sie es immer eine Vorbedeutung ſein, meine Liebe,“ verſetzte Burg, „es iſt fürwahr keine ſchlechte. Wir flüchten uns aus den Stürmen des Lebens in ein ſo ſchönes Aſyl wie dieſer Ihr Reiſewagen, und warten wohl geborgen wieder das heitere Wetter ab.“

„Wenn Ihr, verliebte Leutchen, ſolche ſchwärmeriſche Redensarten führt,“ ſprach Roſer dazwiſchen, „ſo wird meine heiße Sehnſucht nach der hübſchen Tante, die mir ſeit ihrem zärtlichen Händedruck ohnedies noch nicht wieder aus dem Sinne gekommen iſt, immer ärger. Ich kann nicht länger mit dem Geſtändniß zurückhalten, mein Fräulein, daß ich in allem Ernſte ſterblich in Madame Scheller verliebt bin. Junge ſchöne Wittwen haben für mich jederzeit etwas höchſt Intereſſantes gehabt, und ſeit ich Ihr Tantchen geſehn und geſprochen habe, iſt mir nicht anders zu Sinne, als müßt' ich bald Ihr Onkel werden. Und um gar nichts zu verhehlen, ſollen Sie wiſſen, daß ich mit Burg noch vor Tiſche auf die Onkelei getrunken habe. Wenn nur der dürre, glatzköpfige, abgeſchmackte Conrektor nicht wäre.“

„Ich kann Ihnen auch nicht die mindeſte Hoffnung auf die liebe Tante geben,“ ſagte Lalage, „und ſonderbar genug hätt' ich Ihnen geſtern Abend bei unſerm Scheiden faſt mit Gewißheit zuſichern wollen, Sie wären ihr gar nicht gleichgültig, ſie würden den alten, häßlichen, hölzernen Conrektor ausſtechen.“

„Und hat ſich in den zwei Stunden, die wir uns nicht ſahen, ihre Meinung ſo ganz geändert?“

„Allerdings! Es iſt mir in dieſem kurzen Zeitraume helles Licht über die wahre Neigung der guten Tante geworden. Früher glaubte ich und durfte das aus ihren Aeußerungen gegen mich, ſo wie überhaupt aus ihrem ganzen Benehmen vorausſetzen, daß ihr der zudringliche Conrektor nur ſo lange als Courmacher gut genug ſei, als ſich kein anderer Beſſerer fände. Daß ſie ihn heirathen würde, hätt' ich nun und nimmermehr geglaubt; denn wie oft hat ſie ſeine faden Liebesverſicherungen bei mir verſpottet. Aber man kann ſich in den Leuten, die man noch ſo gut zu kennen meint, gar ſehr irren. Die Tante wird trotz all ihres Geſchwätzes auf die Lächerlichkeit, Albernheit und Abgeſchmacktheit des Conrektors ihn dennoch heirathen."

„Ihre Verſicherung wird mich zur Verzweiflung bringen. Sobald der Tag die ſchöne liebenswürdige Wittwe aus dem weichen Flaum getrieben hat, rüſt' ich mich mit allen mir zu Gebot ſtehenden Waffen, um den langen gelehrten Hanſen aus dem Sattel zu heben und ſeine Stelle einzunehmen. Ich baue viel auf die letzten gütigen Worte der Madame Scheller: wir ſprechen uns mehr, und auf den innigen Händedruck, den wahrlich keine Dame umſonſt ausgibt. Nennen Sie mir den Umſtand, welcher Ihre Ueberzeugung hinſichtlich der Verbindung Ihrer Tante beſtimmte, wenn ich glauben ſoll, daß jene Worte und jener Druck einer weichen zarten Hand für mich gar nichts zu bedeuten hätten.“

„Bedenken Sie, daß ich der Schweſter meiner ſeligen Mutter, meiner Freundin, eine Diskretion ſchuldig bin, die ſelbſt noch höhere Rückſichten, als Sie von meiner wahrhaftigen Verſicherung überzeugt zu ſehen, mich niemals vermögen können, auch nur mit einem Worte zu verletzen. Ich bedaure Sie; die Tante, obgleich öfter etwas zu poetiſch geſtimmt, iſt eine ganz vortreffliche Frau und wäre Ihrer ſo wie überhaupt eines recht glücklichen Looſes würdig, welches ihr freilich als Frau des Conrektors nicht fallen wird.“

„Ich ehre Ihr Schweigen, aber ich kann vor brennender Begierde den Tag nicht erwarten, um mein Verdammungsurtheil aus dem ſchönen Munde der Tante ſelbſt zu hören.“

„Der Conrektor wird Ihnen freundliche Augen machen.“

„Ich werde nur die Augen Ihrer Tante ſehen, die mich bezaubert haben.“

„Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück. Könnt' ich Ihr Schickſal günſtig geſtalten, ſein Sie verſichert, ich würde es thun; denn ich kann wahrhaftig den Conrektor ſo wenig leiden, wie mein Vater, der ihn den Bucephalus nennt. Und wirklich hat der gute Mann einige Aehnlichkeit mit einem Pferde, wofür er freilich nicht kann.“

„Alſo hat er von ihrem Herrn Vater keinen Succurs zu hoffen, im Fall es mir gelingen ſollte, ihm dennoch den Rang bei der ſchönen Tante abzulaufen?“

„Ei behüte der Himmel! Der Vater hätt’ es gern geſehen, wenn ihn die Tante ſchon lange mit einem ſtattlichen Korbe nach Hauſe geſchickt hätte; denn er kann ihn nicht ausſtehn und ſieht ihn ſtets lieber gehen, als kommen.“

„Unter ſolchen Auſpicien geb’ ich mein Spiel durchaus noch nicht auf.“

„Willſt Du Dir nicht erſt die Rede einſtudiren, welche Du morgen an die ſchöne Wittwe halten willſt, wie heute der Hauptmann Schmalgau die meiner Lalage zugedachte Liebeserklärung,“ bemerkte Burg. „O es war himmliſch! dieſen Pickelhäring in fratzenhafter Höflichkeit vor ſeinem unbeholfenen Reitknecht ſtehen zu ſehen.“

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir den Spaß ausführlich!“ rief Lalage. „Wenn es mir gefällt, ſo entſchließ' ich mich vielleicht, mir das Stückchen morgen noch einmal von ihm ſelbſt vormachen zu laſſen. Der Kerl kommt mir vor, wie der Schneider Fips in der Puppenkomödie.“

„Wenn es Ihnen Freude macht, ſo verweilen wir noch ſo lange im Wagen, bis ich Ihnen die luſtige Fahrt erzählt habe,“ ſagte Burg; „denn Sie können ſich leicht denken, wie all mein Beſtreben dahin geht, jeden Ihrer Wünſche zu erfüllen, meine Theuerſte.“

„Ich weiß gar nicht, mir wird ganz angſt und bang zu Muthe,“ ließ ſich jetzt auf einmal die Magd vernehmen. „Ich höre doch immer die drei Herrſchaften da vorne ſprechen, und dahier ſitzt doch noch Jemand neben mir und ſchniebt ganz entſetzlich. Es ſind aber doch unſrer nur viere geweſen!“

„Ich muß geſtehen,“ verſetzte Burg von der andern Seite, „es iſt mir auch ſchon eng und wunderlich im Wagen vorgekommen. Wie ſitzen wir denn eigentlich? Wo biſt Du, Roſer?“ — „Hier!“ — „Und Sie, meine theure Lalage?“ —

„Hier!" — „Aber wer iſt denn das mir gegenüber? — Iſt das das Dienſtmädchen?"

„Nein, ich bin's nicht; ich ſitze ja hier daneben," verſetzte dieſe.

„Me hercule! Ich fühle ja da vier Beine."

„Und wer ſitzt denn hier neben mir?" rief Roſer dazwiſchen. „Noch ein Mann. Potz tauſend! was iſt das?" Lalage und die Magd ſchrieen laut auf vor Schrecken. „Antwort! wer iſt noch hier?" rief Roſer und faßte ſeinen Nebenmann bei der Bruſt. „Antwort! Oder es ſetzt hölliſche Hiebe."

„Ach! ich bin ja der arme unglückſelige, gemarterte Conrektor," antwortete die wohlbekannte Stimme. „Nur nicht auch noch ſchlagen; ich bin ja ſchon geſchlagen genug und verrathen und verkauft obendrein, und ſitze hier und habe mich faſt zu Tode geärgert."

Alles im Wagen hatte mit Erſtaunen und Schrecken die Worte vernommen, als ſich zu noch größerer Verwunderung der beiden Studenten und Lalage's die Stimme der Tante erhob und mit einem entſetzensvollen Tone rief: „Barmherziger Himmel! Hat denn der Conrektor einen Doppelgänger?

Oder ſitzt er hier und ſpricht dort? Das kann ja nicht mit rechten Dingen zugehn. Sind Sie's denn nicht, Herr Conrektor, auf deſſen Schooſe ich ſitze?"

„Nein, meine Wertheſte," verſetzte der Schulmann, „ich ſitze hier und nicht dort, und hätten Sie auf meinem Schooſe geſeſſen, ich weiß nicht, ob meine Galanterie Sie bei Anhörung der ſaubern Geſchichten ertragen haben, oder ob ich Sie nicht herab geworfen haben würde."

„Aber wer iſt denn das hinter mir?" rief Madame Scheller entſetzt. „Ein Menſch oder ein Geſpenſt!" Und ſomit ſprang ſie wie raſend auf und warf ſich auf den ihr gegenüberſitzenden Burg mit Zetergeſchrei, ſo daß dieſer unter der ſüßen Laſt der wohlbeleibten Frau faſt erſtickt wäre. Lalage und die Magd fuhren fort, mit der Tante in die Wette zu ſchreien, Roſer tobte und fluchte, Burg jammerte und der Conrektor ſchimpfte, ſo daß ein heilloſer Lärm im Wagen los war, dazwiſchen fuhr plötzlich ein heller Blitz, der auf einen Moment den ganzen Raum erleuchtete, der Donner überbrüllte die Geſellſchaft, der Regen ſchlug heftig auf das Dach. Unmittelbar an den

Hall des Donners ſchloß ſich Roſers Ruf: „Ich hab' ihn erkannt! Es iſt der Hauptmann von Schmalgau!“

„Der Hauptmann von Schmalgau?“ riefen die Andern alle hoch erſtaunt.

„Ja ich bin's, Cäſar Alexander von Schmalgau,“ verſetzte dieſer pathetiſch, da er ſein Incognito einmal verrathen ſah, und mit einem Muthe, wie er ihn lange nicht beſeſſen, den ihm aber der kräftige Braten und die zwei Flaſchen ſüßer Wein eingeflößt und den die Verzweifelung, all ſeine ſchönſten und letzten Hoffnungen ſo plötzlich vernichtet zu ſehen, bis zum äußerſten Grade geſteigert hatte. Zwar war ſchon die Entdeckung, daß Lalage den ihm verhaßten Doktor liebe, wie ein verderblicher Sirokko, über die blühenden Saatfelder ſeiner erſt ſo ſchön und prangend aufgegangenen Liebeswünſche gefahren, aber indem er mit dem Schickſale grollen wollte, fühlte er die behagliche Wärme und die höchſt angenehme Laſt der reizenden Frau auf ſeinen Knieen und an ſeiner Bruſt; und der Genügſame, der dem Schickſale in dieſer Nacht ſchon ſo viel zu verdanken hatte, ſtimmte die Klage in einen Dank um, da ihm, ſeiner freundlichen Anſicht nach, im

Augenblick des Verluſtes, oder vielmehr noch einen Augenblick früher ein Aequivalent, eine ſchöne Entſchädigung geboten wurde. Seine Rechnung war ſchnell gemacht; er wollte die ungetreue Lalage verlaſſen und die eben ſo ſchöne und vielleicht noch reichere Tante mit ſeinem Herzen und ſeiner Hand beglücken. Deshalb kamen ihm auch die Händedrücke der liebenswerthen Frau ſehr gelegen, und er ſäumte gar nicht, dieſelben zu erwiedern und ihr neue zu geben, ſobald Lalage etwas von der Tante Widerwillen gegen den Conrektor fallen ließ. So ſonderbar ihr auch nun dieſe Liebesbeweiſe vorkamen, ſo war ſie doch recht froh darüber, indem ſie ſich einbildete, der Conrektor glaube von dem Allen kein Wort und verſichere ſie durch dieſe ſtumme Sprache ſeiner fortdaurenden Ergebenheit. Aus Dankbarkeit ſteigerte ſie ihre Zärtlichkeit gegen den toleranten Mann und duldete hinwiederum manches von ſeiner kühn gewordenen Hand, was ſie in einem andern Falle mit den Ausbrüchen heftigen Unwillens zurückgewieſen haben würde. Dem für alle Verluſte ſich reichlich entſchädigt wähnenden Hauptmann fiel es auch nicht von fern ein, daß er mit dieſen Liebkoſungen nicht gemeint ſein könne, und da er mit einem ſchönen weiblichen Weſen noch nie in ſolcher reizenden Nähe gelebt, noch nie das wollüſtige Glück ſanfter Berührungen einer ſo niedlichen Sammthand empfunden hatte, ſo war es kein Wunder, daß ihm Hören und Sehen verging, und er ſonach von dem übrigen Geſpräch im Wagen nicht viel vernahm. Jetzt aber, da er ſich von neuem enttäuſcht ſah, als er durch den Schrecken und die klaren Worte der Madame Scheller ſich überzeugen mußte, daß Alles dem Conrektor gegolten, jetzt da er ohne Stab und Anker auf der unfruchtbaren öden Inſel ſeines Lebens ſtand, jetzt hatte er große Luſt, ſeine Wuth an den ihm ſo verhaßt gewordenen Menſchen auszulaſſen. „Ich bin der Hauptmann von Schmalgau, der Euch die Zähne einſchlagen will, Ihr Halunken!“ rief er wüthend und hieb mit geballter Fauſt im Wagen umher. Die ſchöne erſchrockene Wittwe erfuhr dabei eine ſehr unſanfte Berührung derſelben Hand, die wenig Minuten vorher ſo ſchön mit ihr gethan hatte. Gern wäre ſie in Ohnmacht gefallen, wenn ſie nicht befürchtet hätte, noch einige ſolche Schläge zu erhalten, und deshalb fand ſie es für gerathner, ſchreiend und wehklagend mit gleichen Beinen aus der ihr zunächſt befindlichen raſch geöffneten Wagenthüre zu ſpringen.

„Drauf geſchlagen!“ rief auf einmal der demüthige Conrektor, welchem bei des Hauptmanns Ausbruch der Kamm gewachſen war. „Das infame Lumpenvolk ſoll unſre Fäuſte fühlen!“ und ſomit hämmerte er ebenfalls drauf los. Lalage und die Magd ſchrieen aus Leibeskräften, Burg und Roſer wütheten mit Worten und Werken gegen den Conrektor und den Hauptmann. „Sauve qui peut!“ dachte Lalage und ſchlüpfte unter den kampfentflammten Armen der Liebhaber durch, der Tante nach, die Magd entſprang auf der andern Seite dem Wagen, und die beiden feindlichen Corps hatten nun für ihre Occupationen freies Feld. Roſer gedachte aber draußen bei der in Sturm und Regen irrenden Wittwe Beſſeres auszurichten, als im Wagen zu prügeln und ſich prügeln zu laſſen, und entwich deshalb, nur von Burg bemerkt. Der Hauptmann hatte eine von den leeren Weinflaſchen hervorgezogen und ſchlug damit kräftig auf den vermeintlichen Gegner los, traf aber den Conrektor gewaltig auf die Glatze. Dieſer, in der Meinung, einer der Studenten habe dieſen Coup auf ſein entblöſtes Haupt ausgeführt, warf ſich mit Löwengrimm über den Hauptmann her, zerkratzte ihm das Geſicht, zerzauſte ihm den Bart, zerraufte ihm das Haar und entwand ihm die Weinflaſche, um ſie gegen ihn zu gebrauchen. Burg drückte ſich ſtill kichernd der Thür hinaus ins Freie. Der Hauptmann aber zog die andere leere Flaſche hervor, und die beiden Bundesgenoſſen zerarbeiteten ſich, wie ein Paar Gladiatoren, mit furchtbaren Schlägen Köpfe, Geſicht, Bruſt und Arme, ſo daß bald Blut von beiden Seiten floß. Sie merkten auch ihren Irrthum nicht eher, als bis der Conrektor unter den mörderiſchen Streichen der bereits zu Scherben gewordenen Flaſche des Hauptmanns zuſammenbrach und die Schmerzensworte ausſtieß: „O ich unglückſeliger Conrektor! Muß ich durch Weibertücke fallen! Aber mein Blut komme über ſie!“

„Was?“ ſchrie jetzt der Hauptmann wie beſeſſen, „Sie ſind der Conrektor und kein Student? Sind wir alle behext? Ich hatte ja doch den langen Burg unter den Händen? Wie iſt das zugegangen, daß es nun der Conrektor iſt?“

„O Himmel!“ jammerte der Schulmann, ſeinen Verbündeten jetzt auch erkennend, „ich glaubte ja ebenfalls auf den langen Teufelskerl von Studenten loszuſchlagen.“

„Alle Wetter, wohin ſind denn aber die Dämchen?“ ſagte der Hauptmann, und reſolut, wie er einmal war, gedachte er noch Vortheil von der Dunkelheit und der Unordnung zu ziehen und einen gewaltigen Sturm auf das Herz der jungen Wittwe zu wagen. Gewinnen konnte er noch etwas, verlieren gar nichts. Er ließ alſo den zerſchlagenen Conrektor in Stich, ſprang aus ſeinem Speiſe- und Schlafhaus und verfolgte wie ein guter Spürhund die Fährte des geflüchteten Wildes.

Lalage und die Tante, die letztere in Angſt und Verzweiflung, die erſtere ſich mit Mühe bezwingend, daß ſie nicht laut auflachte, hatten ſich an das Haus angedrückt, um ſich nur einigermaßen vor dem ſtrömenden Regen zu ſchützen. Der Mond war untergegangen, und die Finſterniß ganz undurchdringlich. Die Schamhaftigkeit der beiden Damen erlaubte ihnen nicht, einen Laut von ſich zu geben, aber vergebens ſannen ſie auch nach, wie ſie, ohne ſich dem Wirth und deſſen Frau zu verrathen, in das Haus kommen möchten; denn ſie wußten nur zu gut, daß ſie im ungünſtigen Falle Gegenſtand eines böſen Stadtgeklätſches werden würden. Lalage vertraute dem muthigen Burg und Madame Scheller ſetzte einige Hoffnung auf den ihr ſehr theuer gewordenen Roſer. Beide ließen es ſich auch gefallen, als die beiden galanten Herrn Rettung verheißend ihnen nahten, daß ſie von denſelben fort geführt wurden. Burg hatte nämlich am Tage einen offenen Schoppen entdeckt, dorthin wollte er die Geliebte bringen, und dann den Eingang in das Haus, ſei es auf welche Weiſe es wolle, erzwingen. Er faßte alſo eine von den Damen, meinend es ſei Lalage, führte ſie dorthin und benutzte die Gelegenheit, ihr Mund und Wangen mit Küſſen zu überdecken. Die Dame ließ ſich dieſe feurigen Liebkoſungen gefallen und gab ſogar manchen Kuß zurück. Roſer ergriff ebenfalls die Hand einer Dame und glaubte die ſchöne Wittwe gefaßt zu haben, und führte ſie davon, aber mit der Localität weniger vertraut als Burg, gerieth er mit ihr auf den Hof, konnte kein Obdach finden, und beide waren bald naß bis auf die Haut. Die Flüche, die er auf der Zunge hatte, unterdrückte er aus Scheu vor der Sentimentalität ſeiner Dame. Nach langem Suchen kamen ſie an die Hinterthüre des Hauſes, welche mit einem kleinen Dache überbaut war. Die Dame drückte ſich in die Ecke der Thüre, und Roſer begann ſeufzend: „In wunderbarer Conſtellation führen die Parcen unſern Lebensfaden zuſammen; werden ſie ſich meiner nicht erbarmen und den meinigen an den Ihrigen knüpfen laſſen, liebenswürdigſte aller Frauen, ſo wird die grauſame Scheere den meinigen zerſchneiden. Werden Sie mir zürnen, daß ich Ihnen geſtehe, wie mein Herz in lichten Flammen für Sie brennt? O Sie wiſſen es ja, Sie kennen meine Glut; denn das Schickſal ſpielte ſo wunderbar mit uns, daß Sie ſelbſt Zuhörerin meiner Beichte wurden, die ich hinſichtlich Ihrer der verliebten Lalage ablegte. Was werden Sie mir darauf erwiedern? Wollen Sie mich in den Olymp hinauf heben, oder in den Tartarus hinabſtoßen? denn Ihre Liebe iſt mir Leben und Seligkeit, Ihre Nichtliebe Tod und Verdammniß. Ha! der Druck Ihrer Hand läßt mich hoffen. Paradieſiſche Wonnen durchglühen mich, Blüthen ſproſſen auf, Luſt und Frühling fächeln durch meine Seele. O Geliebte, Angebetete, darf ich den erſten Kuß, das heilige Symbol der Vereinigung zweier Herzen, auf Deine Roſenlippen drücken?“

Ein leiſes Kichern, welches bald zum ſchelmiſchen Lachen wurde, war die Antwort.

„Wie, Grauſame, Sie können mich verlachen?“ brauſte Roſer auf.

„Sie irren ſich, mein Herr, in der Perſon; ich bin die verliebte Lalage, aber nur in ihren Freund, nicht auch in Sie verliebt,“ verſetzte die Lachende.

„O ich Dummkopf!“ rief Roſer in komiſcher Verzweiflung. „Erſt thu' ich mir alle Gewalt an, um das zarte poetiſche Ohr der vortrefflichen Wittwe nicht zu beleidigen und nun ſchwatz' ich Unſinn, wie ein halb Verrückter, um ihr Herz im Sturm zu erobern, ſo wenig ſich auch der uns umbrauſende Sturm zum Herzerobern ſchickt, und was hab' ich damit erlangt? Daß ich von einem loſen muthwilligen Mädchen ausgelacht werde. Aber wo iſt Ihre Tante?“

„Gott weiß es. Wo aber iſt Burg?“

„Nun das wird ja wohl Gott auch wiſſen: vielleicht ſind ſie zuſammen.“

„Still, ich höre Stimmen! Man kommt über den Hof. Wenn mich mein Ohr nicht ganz täuſcht, ſo iſt das der Hauptmann von Schmalgau.“

„Ja, ja er iſt's. Aber mit wem ſpricht er ſo zärtlich?“

„Stille! Stille!“

Der Hauptmann hatte in der Dunkelheit die Flüchtigen verfolgt, und endlich auch eins der Dämchen erwiſcht. Seine rege Einbildungskraft war über den Fang keinen Augenblick zweifelhaft, vielmehr ſagte ſie ihm für ganz gewiß, er habe die reiche Madame Scheller am Arme. „Madame,“ brach er heraus, „wenn Sie ein feurigliebendes Soldatenherz nicht verſchmähen, was ich weder glaube noch befürchte, ſo ſind Sie morgen in der Reſidenz die Braut des Hauptmanns von Schmalgau, und in drei Wochen Ihre Gnaden, die gnädige Frau Hauptmännin von Schmalgau Hochwohlgeboren, ſoll mich der Kukuck holen, wenn's nicht wahr iſt! Sind Sie's zufrieden, meine Gnädigſte?“

„Ja!“ verſetzte die Dame.

„O nun bin ich Hahn im Korbe!“ jubelte der Hauptmann. „Die Lalage mag mit ihrem nichtsnutzigen Studenten laufen; ſie iſt eine flatterhafte Gans. Ich lobe mir was Solides. Nicht wahr, werthgeſchätzte Braut, Sie halten's auch ſo. Ja, Hauptmann von Schmalgau klingt auch anders, als Student ſo und ſo, weiß nicht wie die Buben heißen. — Nun dem Conrektor kann die Prügelſuppe auch nichts ſchaden. Wiſſen Sie was, ſchöne Braut? Es regnet doch gar verteufelt naß, wir müſſen wo untertreten. In den Wagen können wir nicht wieder, da liegt der Conrektor und orgelt ein ſchlechtes Lied. Ich weiß aber ein recht ſchönes geräumiges Eckchen, dahin will ich Sie führen, und dort wollen wir unter Liebkoſungen den Tag abwarten, uns dann in unſern Wagen ſetzen, nach der Reſidenz fahren und ſogleich nach unſrer Ankunft in unſerm Hauſe unſre Verlobung bekannt machen laſſen. Kommen Sie!“ Er bezweckte die Dame ſeiner Wahl nach jenem geräumigen überbauten Winkel zu führen, in welchem er ſchon eine Zeitlang des Abends zugebracht hatte, und tappte, ihren Arm haltend, durch den ſtockfinſtern Hof, der ohngefähren Richtung nach. Doch plötzlich ſtürzten beide in eine mit ſehr übelriechender Feuchtigkeit angefüllte Grube und ſtießen zu gleicher Zeit einen entſetzlichen Schrei aus. Der Hauptmann brüllte aus vollem Halſe Flüche, Verwünſchungen und Hülfeanrufungen, die Dame wimmerte und ſtöhnte. Zu gleicher Zeit erſcholl von vorne her ein heftiges Raſen an der Hausthüre, von des Conrektors hohler, jetzt aber gräßlich klingender Stimme accompagnirt. „Um Gottes und des Heilands Willen!“ rief er, ſo ſtark er nur immer vermochte. „Macht auf! Schnell! Oeffnet! Denn ich bin ermordet! Eilt und helft, ſonſt muß ich umkommen! Mordjo! Mordjo!“ Dabei hämmerte er wie unſinnig mit dem eiſernen Hammer an der Thüre.

„Pompen und Granaten! Haubitzen und Kartätſchen! Pulver und Blei! Mord und Peſt!“ fluchte der Hauptmann an einem weg. „Meine Gnädigſte, ich glaube ſteif und feſt, wir ſtecken im Miſtloch!“

„Ach Gott im Himmel und auf der Erden!“ jammerte die weibliche Stimme, „hilft uns denn gar keine mitleidige Seele aus dieſem Elende? Ich verſinke ja bis an die Kniee und kann in der gräulichen Finſterniß gar keinen Ausweg finden.“

„Es geht mir nicht beſſer, meine Gnädige.

Holla! Holla! Veltig! Verdammter dickóhriger Wirth! Will denn Niemand kommen? Ich hóre doch den Conrektor vorn an der Thüre auch einigen eben nicht unbedeutenden Lärm machen. Und wo nur mein Johann, der Hund, ſtecken mag?“

In dieſem Augenblicke knarrte eine Stallthüre und eine heulende Stimme wurde vernommen: „Hier bin ich ja, Ew. Gnaden gehorſamſt aufzuwarten. Was ſteht zu Dero Befehl? Aber, du grundgütiger Himmel, wo ſind Sie denn in dieſer rabenſchwarzen Nacht? Ich kann ja die Hand nicht vor den Augen erkennen, geſchweige Sie, gnädiger Herr. O. und was das vom Himmel gießt!“

„Nun es iſt nur gut, daß Du da biſt. Trommle den ſchuftigen Wirth heraus, damit ich nur erſt ſehe, wohin wir eigentlich gerathen ſind.“

Der dienſtfertige Reitknecht fühlte ſich an das Haus und erhob ſeine Stimme ſo ſtark und furchtbar in den Worten: „Herr Veltig! Aufgemacht! Es geht meinem gnädigen Herrn an den Kragen. Zum Teufel! Schnell, Herr Veltig!“ daß das Haus in ſeinen Grundfeſten zu erzittern ſchien. Während Johann von hinten brüllte und an das

Haus ſchlug, that es der Conrektor von vorne und der Hauptmann in der ſaubern Sauce, ſeine Begleiterin heulte und ſchrie, und Roſer und Lalage wollten ſich, trotz ihres ſchlechten Standes, vor Lachen ausſchütten.

Durch dieſes fürchterliche Vocal- und Inſtrumentalconcert aus dem Schlafe aufgeſchreckt, ſtürzten Wirth und Wirthin, Kellner, Hausknecht, Mägde und Alles, was im Jagdhauſe lebte, aus den Betten und eilten mit Lichtern, in der größten Eile angezündet, hinab. Die Wirthin öffnete die vordere Thüre und ſchrie laut vor Entſetzen, als der Conrektor, das ganze Geſicht voll Blut, hereintrat, ausſehend als wär' er eben den Händen mordgieriger Räuber entronnen. Man fing an zu fragen und er erzählte auch bereits, nachdem er in der Gaſtſtube angelangt und zum Tode erſchöpft auf das Sopha niedergeſunken war, von ſeinen Unglücksfällen, aber das Hülfegeſchrei aus dem Hofe dauerte fort und hatte ſich, ſobald ſich Lichter im Hauſe gezeigt hatten, verdoppelt. Der Knecht war ſchon mit der Stalllaterne bei der Hand und der Wirth, der Kellner und der Kutſcher der beiden Damen gingen mit Flinten und

Säbeln bewaffnet hinaus. Die andern Kutſcher und mehre andere Reiſende, welche im Jagdhauſe übernachteten, quollen, von Entſetzen und Neugierde getrieben, zur hintern und vordern Thüre heraus, und bald war der Hof lebendig und mehrere Laternen zogen darauf herum. An der Hinterthüre ſtanden Roſer und Lalage.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der Wirth erſtaunt, und machte ein eſſigſaures Geſicht.

„Alles nachher, mein Beſter,“ verſetzte Roſer. „Jetzt iſt durchaus keine Zeit zum Examen, dem wir uns auch gar nicht zu unterwerfen brauchen.“ Damit faßte er Lalage bei der Hand und führte ſie ins Haus, nahm der ihm begegnenden Köchin das Licht ab, befahl das Zimmer der Damen zu heizen, und führte die ſchöne Rektorstochter dahin, die ſich ſogleich ans Fenſter verfügte, um das fernere Schauſpiel im Hofe mit anzuſehen und zu belachen.

„Hierher!“ rief des Hauptmanns Reitknecht. „Hier thut ſchnelle Hülfe Noth.“

Der Wirth ließ ſich von ihm in die Mitte des Hofes an die Düngergrube ziehen, die der von allen Seiten in ihr zuſammengefloſſene Gewitterregen über die Hälfte mit Waſſer gefüllt hatte, und in welcher der Hauptmann mit ſeiner Begleiterin watete. Der Hausknecht zog die Dame, der jammernde Johann ſeinen Herrn heraus. Der Hauptmann wandte ſich mit einem Bückling zur Dame, um ihren Unfall pflichtſchuldigermaßen zu condoliren, aber das Wort blieb ihm im Munde, als ſein Auge in das vom Licht der Laterne erhellte Geſicht derſelben fiel. Denn nicht Madame Scheller war's, ſondern deren Magd. Der Hauptmann war wie verſteinert. Der Wirth mußte über die poſſierlichen Figuren lachen, ſo ſehr ihm auch Alles böhmiſche Dörfer waren. Man wollte eben wieder gehen, als ſich der Wirth von der Seite aus dem leeren Wagenſchoppen bei ſeinem Namen gerufen hörte. Die Sache wurde ihm immer unbegreiflicher, doch nahm er dem Knechte die Laterne ab und trat in das Gebäude. Burg kam ihm entgegen und ſagte: „Es würde wahrlich Ihr Schade nicht ſein, beſter Herr Wirth, wenn Sie über die Vorfälle dieſer Nacht, die ich Ihnen nachher mittheilen werde, zu ſchweigen, und dieſe Dame, welche ich nächſtens heirathe, mit ſchicklicher Discretion zu behandeln wiſſen würden. Führen Sie uns heimlich und ohne Aufſehen auf ihr Zimmer, dort ſoll ſich Ihnen Alles aufklären.“

„Ich denke doch, daß ich es mit Männern von Ehre und Gewiſſen zu thun habe,“ verſetzte der Wirth, „und deshalb ſei Ihr Wunſch erfüllt.“ Burg wollte ſeiner Dame nun den Arm reichen und ging einige Schritte in die Ecke zurück, wo ſie ſtand, aber nun ging es ihm wie dem Wirth, er ſtand und ſah und traute ſeinen Augen nicht und rief endlich im höchſten Erſtaunen: „Wie um Alles in der Welt iſt denn nur das möglich? Sie ſind es ja, Madame Scheller!“

„Ei freilich,“ erwiederte dieſe. „Schaffen Sie mir gleich ein Gläschen Hoffmannſche Tropfen mit Zucker, ſonſt fall' ich hier zur Stelle in Ohnmacht. Ach meine ſchwachen Nerven und dieſe Schrecken, dieſe Angſt, dieſe Marter! O weh! Die Sinne vergehen mir.“ Schon drohte ſie an die Wand zu ſinken und noch zur rechten Zeit fingen ſie Burg und der Wirth auf. Während beide die ſchwache Frau in das Zimmer, wo Roſer und Lalage ſchon Licht und Wärme verbreitet hatten, mehr trugen als führten, wuſch der Kellner und die Wirthin in der Gaſtſtube die Kopfwunden des winſelnden

Conrektors mit warmen Eſſig aus, und die Stallmagd und Johann ſäuberten an einem abgelegenen Orte den Hauptmann und die Magd. Der Erſtere erhielt ein Paar alte Beinkleider vom Kellner, die Letztere einen Rock von der Köchin und beide mußten dann in die ordinäre Gaſtſtube kriechen, welche der Hauptmann Tags vorher ſo ſehr verachtet hatte. Sie wurde ebenfalls geheizt und beiden ein Paar Bund Stroh hineingetragen, auf welche ſie ſich auch, wie zu einander gehörig, neben dem Kutſcher des Conrektors und dem der Damen, ſo wie neben den andern Reiſenden, welche ſich wieder gelagert hatten, niederſtreckten. Auch Johann nahm ſeine Stelle nun auf der warmen Streu ohnweit ſeinem Herrn ein. Der Conrektor wurde verbunden ins Bette gebracht, ebenſo die ohnmächtige Scheller, um welche ſich Roſer mühte, bis ſie die Augen aufſchlug und ihn mit einem Blick derſelben, ſo wie mit der dargebotenen Hand entzückte. Er durfte es im Verlauf der Nacht ſogar wagen, ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken, eh' er ſie verließ, und mancherlei heimliche aber recht hübſche Dinge mußten ſie auch zuſammen, während dem Geſpräch der Uebrigen im Zimmer, um welches ſie ſich gar nicht kümmerten, geflüſtert haben, denn ſie ſchieden recht vertraut von einander. Von Burg und Lalage erfuhr der Wirth mit Verſchweigung einiger Nebenumſtände die Auflöſung der nächtlichen Räthſel in ſeinem Hauſe. Lalage wünſchte lachend mit einem herzhaften Kuſſe ihrem Geliebten angenehme Ruh auf dieſe Stürme, und er und Roſer verfügten ſich auch auf ihr Lager.

Mit Anbruch des Tags machte der Hausknecht die Wagen zur Abfahrt fertig und fand in dem großen die zerſchlagenen Weinflaſchen nebſt den abgenagten Kalbsknochen der anſehnlichen Keule. Dadurch wurden vollends alle Schleier von dem mitternächtlichen Geheimniß gezogen. Johann, von der Entdeckung unterrichtet, fand für ſehr gerathen, den Pferden, die er Abends vorher noch eingefangen und durch Bitten und Betteln beim Hausknecht in den Stall gebracht hatte, für ſein Geld — denn er hatte wirklich eine kleine Baarſchaft bei ſich, wie ſein Herr richtig geahnet hatte, — ein Weniges an Hafer und Heu, ſo wie ſich ſelbſt ein Stück Brot und einen Schluck Schnaps reichen zu laſſen. Hierauf ſattelte er die Pferde, reinigte die übelriechenden Kleider ſeines Herrn, ſo gut es gehen wollte, und trat dann in die Wirthsſtube, um denſelben anzukleiden. Der ſehr niedergeſchlagene und an ſeinen Wunden heftige Schmerzen leidende Hauptmann ließ es ſich gefallen. Johann trieb zur eiligen Abreiſe. Der Hauptmann folgte ſchweigend. Als ſie nun auf den Pferden ſaßen, lenkte Johann wieder nach dem Bade zu.

„Wohin?“ fragte Schmalgau aus ſeinem Trübſinn auffahrend.

„Nun wohin ſonſt als wieder zur gnädigen Frau Mama zurück?“

„Nichts da!“ zürnte der Hauptmann. „Bei ihr hab' ich nichts mehr zu ſuchen. Nach der Reſidenz reiten wir. Und was ich nicht durch Güte erlangen konnte, ſoll nun durch Gewalt mein werden. Zum alten Rektor will ich und Lalage ſoll gezwungen meine Frau werden. Wie will ich mich an dem dummen Püppchen weiden, wenn ſie mir doch zum Altar folgen muß! Und der Rektor leckt gewiß alle Finger danach, in eine ſo vornehme Verwandtſchaft zu kommen. Was ſein ſoll, ſchickt ſich und muß geſchehn. Drum vorwärts marſch!“ Und dahin ging die dürre Roſinante und Johann folgte mit ſehr betrübtem Geſicht nach.

Im Jagdhauſe hatte ſich unterdeſſen Alles erhoben, was gelegen hatte. Der Conrektor verlangte ſeine Rechnung, bezahlte für ſich und die Damen, befahl ſchnell anzuſpannen und ging nicht aus ſeiner Kammer. Der Kellner hinterbrachte dieſen Befehl nicht allein dem Kutſcher, ſondern auch den beiden Damen und dieſe, ein Unheil vom Conrektor befürchtend, wenn er früher als ſie in der Reſidenz anlangte, gaben ihren Liebhabern ſchnelle Nachricht. Dieſe erſchienen auch ſo fort und es wurde beſchloſſen, des Conrektors Abreiſe zu verzögern, bis ſie fort wären. Eilig kleideten ſie ſich an. Die Studenten warfen ſich auf ihre ſchnellen Pferde und ſprengten im wilden Ritte voraus. Dann beſtiegen die beiden Damen ihren Wagen und eh der verbundne Conrektor aus ſeiner Klauſe nach dem Wagen ſchlich, waren ſie ſchon über eine halbe Stunde fort, und der Kutſcher, dem ein reichliches Trinkgeld verſprochen wurde, fuhr, daß die Steine Funken ſprühten. Auf der Hälfte des Wegs in einem kleinen Städtchen warteten Burg und Roſer bereits. Sie nahmen das ſchon aufgetragene Frühſtück ein, die Herrn banden dann ihre Pferde an den Wagen, und ſetzten ſich zu den Damen hinein, Burg zu ſeiner Lalage und Roſer zu Madame Scheller, von deren Munde ihn bald das Geſtändniß zärtlicher Gegenliebe berauſchte. Die vier Vereinigten waren nun darauf bedacht, wie ſie des Conrektors Verläumdungen zu nichte machen und dann, wie ſie es anfangen möchten, zuſammen zu bleiben, bis ihr Loos die gänzliche Vereinigung möglich mache. Lalage wußte für Alles Rath, und hatte einen ſo herrlichen originellen Einfall, daß die beiden Freunde ohne weiteres ſchon des Spaſes wegen, der ihnen daraus erwachſen mußte, beſchloſſen, die köſtliche Idee auszuführen. Mit Beſprechung des Nähern verſtrich die Zeit, und eh' ſie ſich's verſahen, waren ſie vor der Stadt. Die Freunde nahmen von ihren Damen vergnügt Abſchied und ritten einige Zeit, nachdem der Wagen durchs Thor gefahren war, nach, und wünſchten ſich Glück, mit ſo angenehmen Hoffnungen in die Mauern dieſer Stadt einzuziehen.

„Est modus in rebus; sunt certi denique fines,“ ſagte der Rektor Simius, ein kleiner dicker Mann mit hochrothem Geſicht und ſchwarzen ſtechenden Augen, welche verkündeten, daß noch Jünglingsgeiſt in ſeinem Körper wohne. Nachdem er jenen berühmten Vers des Horaz geſprochen, klappte er das Buch zu, worin er ſtudirt hatte, erhob ſich raſch aus ſeinem Lehnſtuhl und ſchritt, wie es ſchien, in großer Unruhe im Zimmer auf und ab. „Es iſt doch eine recht wunderliche Geſchichte,“ ſprach er dann wieder zu ſich ſelbſt. „Ich denke nicht anders als ſie kommen zurück und kündigen mir ihre baldige Hochzeit an, und ſtatt deſſen iſt der ganze Handel aus einander gegangen. Seltſam! Und der Conrektor ſoll geſchworen haben, mir die Schwelle nicht wieder zu beſchreiten. Was mir da auf einmal für eine Ausſicht wird! Was da für Hoffnungen in mir aufgehen! Daran hatt' ich ſchon lang verzweifelt und nun liegt's mir ſo nahe. Die Scheller iſt doch eine hübſche Frau, und ſeit ſie in meinem Hauſe iſt, hat mir der Gott Amor ſchon manchmal gewaltig zugeſetzt. Aber meine ſelige Frau liegt doch erſt ein Jahr unter der Erde, und im Trauerjahre konnt' ich doch nicht neue Bewerbungen unternehmen, ſo oft ich auch gleich anfangs darauf geſonnen, wie's am ſchicklichſten auszuführen, ohne meinem Rufe eine Macula anzuhängen. Und nun kam mir gar der oft verwünſchte Conrektor dazwiſchen und machte Glück bei ihr. Was konnt' ich dagegen haben? Wie konnt' ich's hindern? Der heilige Eheſtand ſchien ihr ſehr wünſchenswerth, und weil der langaufgeſchoſſene Conrektor der Erſte war, ſo war er auch der Beſte. Jetzt hat ſich das Blättchen ſo plötzlich gewendet. Das Trauerjahr iſt vorüber, und im Vergleich mit dem dürren, blaſſen, glatzköpfiſchen, abgeſchmackten Conrektor bin ich doch ein ſtattlicher Mann, weiß mich zu benehmen, weiß eine Dame zu unterhalten. Ha! ha! hab' meinen Horatius und Ovidius nicht allein der Antiquitäten halber ſtudirt, hab' auch den Geiſt der verliebten Poeten wohl begriffen und mir angeeignet, und deshalb macht' ich zu allen Zeiten Glück bei dem weiblichen Geſchlecht. Heute noch biet' ich der netten Scheller meine Hand an, und wenn ich auch ein Paar Jahre mehr habe, als der Conrektor, ſo pflegen ja Wittwen ſonſt eben nicht die Jahre zu zählen, wenn ihnen nur die äußere Geſtalt, der Geiſt, Stand und Vermögen zuſagen. Und daß ſolches bei mir der Fall iſt — nun das ſieht ja ein Blinder.“ Er ſchob Virgil und Horaz bei Seite, ſonſt ſeine Lieblinge, und machte Toilette vor dem Spiegel. Ein heftiges Klopfen an der Thüre ſchreckte ihn von dieſer verdächtigen Beſchäftigung. Auf ſein beſtürztes: „Herein!“ erſchienen zwei ſehr dumm ausſehende Bauernburſche ſchüchtern und blöde, grüßten mit einem albernen Kopfnicken und blieben hinter einander an der Thüre ſtehen, ſo wie ſie hereingetreten waren.

„Was wollt Ihr?“ rief Sinnius ärgerlich.

„Er iſt ja wohl der Herr hier in der Stadt, bei dem man was lernt?“ fragte der Vordere.

„Na, es kommt drauf an was man lernen will.“

„Ja, das Predigen und das Bücherſchreiben und das Doktoriren und daß man einmal kann Amtmann werden.“

„Das kann ich Niemandem lehren.“

„Nun da haben ſie uns Alle falſch berichtet.“

„Wer hat Euch falſch berichtet?“

„Unſer Herr Pfarrer, und der Herr Kreisphyſicus und der Herr Amtsſchreiber. Wir fragten ſie wo ſie ihre Sache gelernt hätten und da ſagten ſie Alle, in der Stadt beim Rektor hätten ſie den Anfang gemacht.“

„Da haben die Männer recht gehabt. Was wollt Ihr denn aber von mir? Wollt Ihr auch Pfarrer, oder Doktoren oder Amtleute werden, und bei mir den Anfang dazu machen?“

„Dazu ſind wir zu alt. Wir wollen nur ſo was lernen, was wir ins Haus brauchen. Wir ſind zwei Brüder und unſer Vater war der Schulz im Dorf, ein reicher und kluger Mann. Den haben wir gar oft ſagen hören, wenn er aus dem Amt kam und hatte ſich recht geärgert: ich wollte gleich zweihundert Thaler drum geben, wenn ich was gelernt hätte und verſtände die lateiniſchen Brocken, womit der Amtmann immer um ſich wirft. So ſprach er auch, wenn er aus der Kirche kam, und hatte den Herrn Pfarrer nicht Alles verſtanden, oder wenn eins krank war und der Kreisphyſicus ſchrieb ein Recept. Und dann ſagt’ er zu uns: Jungen, lernt was, aber Ihr ſeid ſo dumm wie Stroh. Das Alles haben wir uns hinter die Ohren geſchrieben und es uns gemerkt. Nun da er todt iſt, wollen wir beide im Dorfe heirathen, aber nicht eher, bis wir was gelernt haben und nicht mehr ſo dumm ſind, wie Stroh; denn ich ſoll Schulze und mein Bruder hier Gemeindevormund werden. Wir ſind die reichſten Burſche im Dorfe und unſre Bräute die reichſten Jungfern. Da wollen wir denn recht gern jeder zweihundert Thaler dran wenden, ja wenn's auch noch was mehr koſtet; aber es muß in vier Wochen abgemacht ſein, weil wir da Hochzeit haben."

„Aber was wollt Ihr denn in vier Wochen lernen?"

„Ja, das wiſſen wir ja nicht. Wenn wir's wüßten, wollten wir's ja nicht noch lernen. Das muß Er doch wohl wiſſen, Herr Rektor."

„Auf die Schule kann ich Euch nicht thun."

„Wir wollen auch gar nicht unter die böſen Buben. Wir dachten nur, wenn Er ſo gut ſein und uns vier Wochen in Seinem Hauſe behalten und uns alle Tage ſo ein Bischen was ſagen wollte, da wollten wir uns rechte Mühe geben und wollten's lernen, und wenn die vier Wochen vorüber wären, da wollten wir ihm die vierhundert Thaler geben und noch ein fettes Schwein dazu."

„Nun das ließe ſich hören“ ſchmunzelte der Rektor, dem die artige Summe und das Schwein ganz gewaltig in die Naſe ſtachen — „Ihr dürft aber für Eure vierhundert Thaler nicht zu viel verlangen, und mir hinterher keine Vorwürfe machen, als hab' ich Euch zu wenig gelehrt.“

„Er iſt ja ein braver Mann, Herr Rektor, und wird uns lehren, was recht iſt. Wir ſind auch ſchon zufrieden und verlangen nicht viel.“

„Aber wie ſteht's denn, werdet Ihr denn auch was begreifen, meine Lehren faſſen können?“

„Oho!“ platzte jetzt der Lange heraus, der ſchweigend hinten geſtanden hatte. „Wir haben tüchtige Hände und ſind die Arbeit gewohnt. Wo ich faſſe, da muß es reißen oder brechen. Ich hab' ſchon gar Manches begriffen, was Andere nicht begreifen konnten. Die Mädchen in unſerm Dorfe könnten was davon erzählen, wenn ſie nicht beſſer thäten zu ſchweigen. Mein Bruder Niklas da begreift auch ſchon was, und faſſen kann er wie ein Pferd.“

„Ihr verſteht mich nicht. So hab' ich das Begreifen nicht gemeint. Ich wollte damit ſagen, ob Euch was beizubringen ſein wird? Ob ihr das faſſen könnt, was ich Euch vortrage?“

„Mir kann Er Alles beibringen,“ verſetzte der Kleinere, „nur kein Klyſtier und keine Rhabarbertropfen und kein Baldrianpulver. Denn als ich krank lag, haben ſie mich damit ſo geplagt, daß ich faſt eher daran geſtorben wäre, als an der Krankheit.“

Der Rektor wurde zornroth, arbeitete mit Armen und Beinen auf den Sprecher los, und ſtieß einige unartikulirte Töne aus. — In demſelben Augenblicke wurde die Thüre weit aufgeriſſen und der Conrektor Buſch ſchoß flammenſchnaubend, gleich einem angeſchoſſenen Eber, herein. Sogleich begann ſein Mund den Commentar zu ſeinem Geſichte zu liefern:

„Sie wollen ein Mann von Ehre, ein literatus ſein? Ha! Ich will Ihnen ſagen was Sie ſind. Ein Verläumder ſind Sie, ein Ehrenſchänder! Bei Ihrer ſchlechten Mamſell von Tochter, die ſich Nachts mit Studenten im Walde herum treibt, haben Sie mich herunter geſetzt, haben verächtlich von mir geſprochen. O ich weiß Alles. Ein boshafter, abſcheulicher Scholarch ſind Sie!“

„Ha, nichtswürdiger Herr College!“ entgegnete der Rektor außer ſich. „Berauſcht ſind Sie geweſen auf dem Jagdhauſe, und haben ſich, als Sie ſich im Wein dermaßen überladen, daß Sie nicht mehr Herr ihrer Sinne waren, mit einem liederlichen Edelmann geprügelt. Argumenta non desunt. Ich ſeh's an Ihrem verbundenen Kopfe, daß mein Töchterlein recht hat, die Sie alſo zu verläumden ſich unterſtehen. Erſt haben Sie ein Dutzend Weinflaſchen ausgeleert, und ſich dann damit geprügelt, daß Ihnen die Scherben in der Glatze ſtecken geblieben ſind. O gehen Sie nur, ich weiß Alles! Weiß, daß Sie ein Völler und Verläumder ſind.“

„Das iſt der Bosheit Uebermaß!“ ſchäumte der Conrektor. „Keinen Tropfen Wein habe ich geſehen, und muß mir ſolche Schande nachſagen laſſen. Sie ſind ein ſchlechter Menſch, Herr College!“

Der Direktor ſank von Schrecken und Aerger gelähmt in den Stuhl zurück, und zitterte an allen Gliedern.

„Soll ich Ihm jetzt was von meinen Begriffen zeigen, Herr Oberſchulmeiſter?“ fragte der größte Bauernburſche treuherzig; und ohne die Antwort abzuwarten, faßte er den Conrektor von hinten mit kräftiger Fauſt, der Kleine packte von vorne, und ſo transportirten ſie den gemein ſchimpfenden Schulmann durch die Thüre zur Treppe hinab. Die Frauen, von dem Lärm herbeigezogen, ſahen mit heimlicher Schadenfreude dem Schauſpiele zu; denn ſie waren bereits von des Conrektors Eifer, ihrem guten Ruf in der Stadt zu ſchaden, gehörig unterrichtet. Als nun die beiden Bauernburſche wieder die Treppe heraufſtiegen, erwarteten ſie Madame Scheller und Lalage, und die letztere ließ ſich von dem großen, die erſtere von dem kleinen abküſſen, ohne nur ein Muckschen dazu zu thun.

Der Rektor empfing ſeine Beſchützer mit wunderlichen Aeußerungen überſtrömenden Dankgefühls und verſprach ihnen für die Gefälligkeit recht viel lateiniſche Redensarten beizubringen. Dieſem Verſprechen folgte der Befehl an Madame Scheller, ein Dachſtübchen für die beiden Brüder einzurichten, ein Befehl, der mit freudiger Bereitwilligkeit ausgeführt wurde, wie ſelten einer. Der gute Rektor hätte ſich aber doch ſehr verwundern ſollen, wenn er geſehen hätte, daß zu dieſer Einrichtung eine ſchöne Guitarre, Notenbücher mit den beſten Tonſtücken und den ſchönſten und neuſten Liedern, die gehaltreichſten neuſten Romane, ſo wie die erſten deutſchen Claſſiker gehörten. Zum Glück bemerkte der Alte von dem Allen nichts, ſondern brütete über einem Racheplan gegen den Conrektor, und ſchritt auch ſofort zur Ausführung desſelben, nämlich zu einem ausführlichen Berichte an das herzogliche Oberconſiſtorium, worin die vom Conrektor empfangenen Beleidigungen mit lebhaften Farben geſchildert wurden. Er war kaum damit fertig geworden, als ſich gewichtiger Sporentritt auf der Treppe vernehmen ließ und gleich darauf eine harte Hand an die Thüre des Zimmers klopfte. Der Hauptmann von Schmalgau ſchritt gravitätiſch herein, ſalutirte militäriſch, räuſperte ſich und wollte eben ſeinen langen wohlausſtudirten Sermon beginnen, als der Rektor, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, heftig auf ihn losfuhr, ſo daß der Kriegsheld, durch den ſonderbaren Anlauf des Schulhelden außer Faſſung gebracht, ſtaunend einen Schritt zurück wich. Nichts deſto weniger faßte Simius ſeinen Mann am Bruſtaufſchlage der Uniform, zerrte ihn wieder vorwärts und rief dem Erſchrockenen zu: „Gut daß Sie kommen! Vortrefflich! Sie ſollen mir Zeuge ſein! Sie ſind ja bei dem Schandſpectakel dabei geweſen; ja, ja, Sie haben ſich ja mit dem Conrektor geprügelt. Sagen Sie, iſt das wahr? Ich beſchwöre Sie, haben Sie den Conrektor mit Weinflaſchen alſo zugerichtet?“

„Allerdings iſt dem ſo, mein hochzuverehrender Herr Rektor,“ verſetzte der Hauptmann kleinlaut, „aber beim Mars und der Bellona! ich bin nicht Urheber des Streits geweſen.“

„Iſt einerlei! thut nichts zur Sache! Sie müſſen mir Zeuge ſein, Herr Hauptmann. Wir wollen den unverſchämten Menſchen von Amt und Brot bringen.“

„Ja Bomben und Granaten! das wollen wir!“ rief der Hauptmann erfreut, dem jetzt ein Licht in der Sache aufging. „Ha! ha! Nun weiß ich erſt, wo die Zäume hängen. Der Schulfuchs ſoll mir nicht umſonſt die Phyſiognomie ſo übel zugerichtet haben!“

Der Rektor hörte ihn nicht mehr an, ſondern wieder am Schreibtiſch klebend, fügte er ſeinem gehorſamſten Berichte noch einen wichtigen Punkt von der Prügelei des Conrektors und dem Eingeſtändniſſe des Hauptmanns bei. Dieſer hatte unterdeſſen Zeit ſich ganz zu ſammeln, und da ihm gar nicht entging, daß er dem erboſten Rektor einen wichtigen Dienſt leiſte, ſo verfehlte er nicht, ſich von Minute zu Minute breiter zu machen, ſo daß der Rektor, nachdem er den letzten Tropfen ſeines Giftes auf das Papier gegoſſen, verwundert nach dem abgedankten Kriegsmann blickte, welcher aufgeblaſen, Haar und Bart bürſtend und die Reitgerte ſchwingend durch die Stube ſchritt, daß das ganze Haus erdröhnte. Der Rektor verfolgte mit blinzelnden Augen den rumorenden Gang ſeines Gaſtes, und eine Wolke des Unmuthes um die andere ſtieg auf die Stirne des gelehrten Mannes; denn alſo hatte noch kein Sterblicher gewagt, durch dieſen ſtillen, den Muſen und ihren großen Prieſtern geheiligten Tempel zu fegen, daß die Bücher wie vor innerer Angſt zitterten. Endlich erhob ſich der Rektor und fragte mit abgemeſſener Kälte:

„Welcher Zufall verſchafft mir die Ehre?“ —

„Kein Zufall! Bei Leibe kein Zufall, verehrteſter Herr Rektor!“ verſetzte der Hauptmann cordial. „Nun wir wollen auf gut ſoldatiſch keine Umſtände machen, wir führen ja beide Schwerter, nun der Herr Rektor freilich ein hölzernes, hat aber gar nichts zu ſagen. Nun ſehen Sie, weshalb ich eigentlich gekommen bin! Ja Pulver und Blei! merken Sie's denn nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre!“

„Nun ſo hören Sie! Ich will Ihre Tochter heirathen.“

„Hei — heirathen? Meine Lalage? Danke ſehr für die Ehre. Mein Kind darf nur einem Gelehrten ihre Hand reichen. Das war von je mein feſter Vorſatz und nichts wird mich davon abbringen.“

„Nun wenn's weiter nichts iſt,“ verſetzte der Hauptmann, „ſo iſt ja dieſem Umſtande bald abgeholfen; ich werde ein Gelehrter, und bin Ihr Schwiegerſohn.“

„Wollen Sie mich foppen, Herr von Schmalgau? Weder meine Perſon noch der Gegenſtand dulden ein ſolches, und ich muß mir allen Scherz ſehr verbitten.“

„Ei zum Henker! wer hat denn ſcherzen wollen? Es iſt mein aufgehäufter Ernſt, ich werde ein Gelehrter. Gehört denn etwa ſo viel dazu? Ich verſteh' mich noch auf mein Latein, ſchreibe einen eleganten deutſchen Styl, bin in den Hiſtoricis nicht unerfahren, kann von Kunſt und Literatur ſprechen, weiß die Leiſtungen der Schauſpieler zu beurtheilen. Was wollen Sie mehr? Iſt das Alles nicht genug und ſogar überflüßig, um ein Gelehrter zu heißen? Wir ſchicken ſechs Louisd'or an die nächſte philoſophiſche Facultät, ich bekomme dafür ein Doktordiplom und bin nun in plena forma ein Gelehrter."

„Ein Narr!" fuhr der Rektor aufs höchſte gereizt heraus. „Aber Sie mögen immerhin ein ſolcher ſein, muthen Sie mir nicht zu, daß ich auch einer bin."

„Iſt das Scherz oder Ernſt?"

„Ernſt, aufgehäufter Ernſt. Thun Sie mir den Gefallen und verlaſſen Sie mein Haus."

„Herr Rektor, ſind Sie bei Sinnen? Mir, dem Edeln von Schmalgau, dem herzoglichen Hauptmann der Infanterie, dergleichen ins Geſicht zu ſagen!"

„Ei was? Ich habe nicht Luſt mir die Zeit von Ihnen verderben zu laſſen. Wünſchen Sie ſonſt noch was?“

„Bedenken Sie die Ehre, daß Ihre Tochter Frau von Schmalgau wird!“

„Hier iſt nichts zu bedenken. Meine Tochter wird nicht Frau von Schmalgau.“

„Aber ſie muß es werden. Sie liebt mich über alle Maßen. Sie kann nicht ohne mich leben. Sie werden doch Ihr einziges Kind nicht unglücklich machen wollen?“

„O wenn das der Fall iſt,“ verſetzte der Rektor höchlichſt erſtaunt, „ſo haben Sie allerdings wohl gethan, ſich an mich zu wenden. Da wollen wir kurzen Prozeß machen.“ Er ſchellte.

„Lalage ſoll kommen!“ rief er der eintretenden Magd entgegen, warf ſich unmuthig in ſeinen Stuhl, ſtieß den Horaz unwillig zurück, kaute ärgerlich an den Nägeln, und erwartete zornroth der Tochter Eintritt. Durch die Magd bereits unterrichtet, wer beim Vater zugegen ſei, hatte ſie die Tante und die beiden Bauernburſche mitgebracht, bei welchen ſie eben verweilte, doch blieben die Andern vor der Zimmerthüre ſtehen, während ſie mit verbiſſenem Lachen hinein trat.

„Zu meiner Verwunderung muß ich von gegenwärtigem Herrn Hauptmann von Schmalgau vernehmen,“ begann der Rektor piquirt, „daß Du mit demſelben einen unziemlichen Liebeshandel getrieben und ihm ohne mein Wiſſen und Willen Deine Hand zugeſagt haſt.“

Jetzt konnte Lalage nicht länger an ſich halten; ſie lachte dem Hauptmann unmäßig ins Geſicht, und wie ein Echo erſcholl vor der Thüre ein unmäßiges Gelächter.

„Was iſt das?“ rief der Rektor aufſpringend. „Bin ich unter lauter Narren gerathen?“

„Es möchte nur Einer im Hauſe ſein,“ verſetzte Lalage, „und der thäte wohl, uns von ſeinem Anblick zu befreien. In der That, Herr von Schmalgau, nach dem, was wir auf dem Jagdhauſe zuſammen erlebt, hätte ich wohl eher des Himmels Einſturz, als Sie in unſerm Hauſe und noch dazu mit ſolcher Unverſchämtheit gepanzert, erwartet.“

„Alſo iſt's nicht wahr, was er ſagt?“ rief der Rektor und riß die Augen weit auf.

„Keine Sylbe! Was denken Sie von mir,

Väterchen! Ich werde mich an ſolch einen Menſchen wegwerfen.“

„Menſchen! Wegwerfen! Kartätſchen und Haubitzen! Ich bin kein Menſch! An mir iſt nichts wegzuwerfen!“ rief der Hauptmann aufgebracht. „Ich will dem Schneppermaul lehren, deſpectirlich von ihrem künftigen Eheherrn zu reden.“

„Herr, packen Sie ſich zum Teufel! Oder ich laſſe Sie durch meine Burſche hinauswerfen, und wahrlich, Sie wären heute der Erſte nicht.“

„Mich hinauswerfen, alter lateiniſcher Perückenſtock!“ kreiſchte der Hauptmann und raſſelte an ſeinem Säbel. Aber in demſelben Augenblick flog die Thüre auf, die beiden kräftigen Bauern ſtürmten herein, faßten den Hauptmann ſo gut wie den Conrektor und brachten ihn in wenig Augenblicken trotz ſeines gräulichen Lärmens über die Grenzen des Hauſes.

In der Stadt gingen recht üble Gerüchte von Madame Scheller und Lalage, und die Vorfälle auf dem Jagdhauſe wurden auf das Schändlichſte entſtellt von Mund zu Mund getragen. Durch die Magd wurden die beiden Damen von Allem unterrichtet, aber was konnten ſie thun, um den abſcheulichen Reden ein Ende zu machen? Das Beſte war, ſo ſchnell als möglich unter die Haube zu kommen, und ſie boten gemeinſchaftlich Alles auf, um dies recht bald zu bewerkſtelligen.

Das Schlimmſte war, daß der Conrektor und Schmalgau ſich vereinigt hatten und ihren böſen Zungen freien Lauf ließen. Der Erſtere hatte einem erhaltenen Wink von oben zu Folge ſeinen Abſchied gefordert und erhalten, hatte aber auch ſeiner großen Geſchicklichkeit wegen bereits einen ehrenvollen Ruf zu einer weit einträglichern und angenehmern Stelle an einem großen Gymnaſium, und der Hauptmann lebte auf des Conrektors Rechnung gütlich in der Reſidenz, und hatte dafür weiter nichts zu thun, als Madame Scheller und Lalage um alle Ehre und guten Ruf zu bringen, welche Pflicht er auch zu ſeines Brotherrn größter Zufriedenheit treulich erfüllte.

Die Sachen ſtanden in der That ſehr bedenklich, als eines Tags der Poſtbote einen großen Brief mit der Aufſchrift brachte:

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Doctor medicinae
Herrn Karl Burg
Kreisphyſicus und Oberarzt beim St. Georgenſtift
zu N.
dermalen im Hauſe des Herrn Rektors Simius
zu S.

Der Rektor hielt eben mit ſeinen beiden Scholaren lateiniſche Stunden und war in der beſten Laune, daß ſie durch ſeinen klaren geordneten Unterricht bereits die Deklinationen ſo vortrefflich begriffen hatten. Der Rektor erhob ſich, las die Aufſchrift des Briefes, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Hier waltet ein großer Irrthum ob; in meinem Hauſe lebt kein Doktor Burg.“

„Doktor Burg?“ ſagte der lange Michel geſpannt. „Fragen Sie nur die Madame Scheller, Herr Rektor. Die wird den Herrn wohl kennen.“

„So!“ verſetzte der Rektor, ging nachdenklich ſogleich nach dem Zimmer ſeiner Schwägerin und hielt ihr den Brief vor.

„Endlich!“ rief dieſe erfreut. „Sei willkommen, Glück bringendes Papier! Geben Sie mir den Brief, Herr Schwager, ich werde ihn an ſeine Adreſſe beſorgen.“

„Aber erklären Sie mir doch zuförderſt dieſes Räthſel.“

„Heute Abend ſollen Sie Alles erfahren. Gedulden Sie ſich nur bis dahin.“

„Mir dämmert ein Licht. Wahrſcheinlich ein begünſtigter Liebhaber der Frau Schwägerin,“ ſagte der Schulmonarch giftig.

„Fehlgeſchoſſen! Mein Herz ſchlägt nicht für dieſen jungen Mann · es fühlt nichts für ihn als die reinſte Freundſchaft, frei von jeder leidenſchaftlichen Beimiſchung. Ja auch Sie werden ihn dieſen Abend umarmen, und er iſt es werth, der edle Jüngling, daß Sie ihn lieben. Doch ich lege mir mit Gewalt Schweigen auf, damit mein Herz nicht von wonnigen Gefühlen überſtröme und Ihnen vor der Zeit das ſüße Geheimniß verrathe, womit Sie überraſcht werden ſollen. Doch das Eine kann und darf ich Sie heilig und theuer verſichern, daß Doktor Burg nicht mein Geliebter iſt. Nun gehen Sie und dringen Sie nicht weiter in mich.“

Der Rektor war gewohnt, einem weiblichen

Befehl zu gehorchen, und er ging, ſo gern er auch über die wunderlichen Geſchichten, die ihn ſo plötzlich umgaben, ſogleich im Klaren geweſen wäre. Die Verſicherung der geliebten Schwägerin, daß ſie an dem gänzlich unbekannten Doktor keinen als freundſchaftlichen Antheil habe, beſchwichtigte die heftig in ihm erwachte Unruhe einigermaßen, doch litt es ihn von Stund an an keiner Stelle, und es trieb ihn aus dem Hauſe. Auf einem einſamen Spaziergange wurde ſein Plan reif. Er wollte heute noch mit ſeinem Antrage, mit welchem er bis jetzt aus Feigheit gezaudert hatte, bei der Schell[illegible] herausrücken, damit ihm kein Andrer zuvorkäme. Gegen Mittag ging er nach Hauſe, ſpeiſte mit einer bemerkbaren Aengſtlichkeit und verfügte ſich ſodann in die Schule. Aber ſchon in der erſten Stunde in Tertia verſprach er ſich jeden Augenblick und brachte zu verſchiedenen malen höchſt verkehrte Dinge vor, ſo daß die loſen Tertianer in einſtimmigem Chor laut auflachten; was ſollte das bei den weit klügern Primanern in der zweiten Stunde werden? Dazu wuchs ſeine Unruhe von Augenblick zu Augenblick; und ſo nahm er ſich denn vor, der Sache ſchnell ein Ende zu machen. Er gab den Primanern die Stunde frei, ſchlich in ſeine Stube, befahl der Magd eine Flaſche Elfer zu bringen, leerte ſie in wenigen Zügen, und verfügte ſich mit ſchwerem Herzen nach dem Zimmer der Schwägerin. Hand und Fuß zitterten, der Athem ſtockte ihm, als er an der Thüre anlangte. Leiſe legte er das Ohr an, er vernahm nichts, als ein leiſes Flüſtern und Rauſchen wie von Küſſen, aber er ſchrieb dieſe Laute dem Weine in ſeinem Kopfe zu, ſchöpfte ſich Muth und drehte die zierliche Hand am Schloſſe herum. Die Thüre ging auf — aber hilf ewiger Himmel! was mußte der zum Tod erſchrockene Mann erblicken! — Die Schwägerin wand ſich glühend aus den Armen eines jungen, hübſchen, elegant gekleideten Mannes, mit welchem ſie auf dem Sopha geſeſſen hatte.

„Aber ums Himmels willen!“ rief Madame Scheller, ſich zuerſt ſammelnd, „leſen ſie denn jetzt nicht Horaz in Prima?“

„Nein, wie Sie ſehen, Frau Schwägerin, ich leſe nicht Horaz in Prima.“

„Aber wie kommen Sie denn hierher auf mein Zimmer? Was wollen Sie denn hier?“

„Ich wollte — ich wollte — — ich weiß eigentlich ſelbſt nicht, was ich wollte.“

„Nun mögen Sie es wiſſen oder nicht, Sie ſind einmal hier und haben uns die Luſt der Ueberraſchung verdorben. Deshalb mögen Sie denn in Gottes Namen Alles erfahren!“

„Alſo iſt der junge Herr hier doch der Herr Doktor Burg und Sie — — “

„Keineswegs! Ich habe Sie nicht belogen, Herr Schwager. In dieſem Herrn habe ich die Ehre Ihnen den Herrn Doktor der Philoſophie Roſer, einen Philologen vorzuſtellen, welcher auf die erledigte Conrektorſtelle und nebenbei auf meine Hand ſpeculirt. Mein Herz beſitzt er ſchon, und es wird blos auf Sie ankommen, Herr Schwager, ob er auch die Stelle und ſogleich meine Hand erhalten ſoll.“

„Ich bin ſehr erfreut,“ ſtammelte der Rektor höchſt verlegen, „einen Mann von Fach perſönlich kennen zu lernen. Ihr Name iſt mir als der eines guten Kritikers ſchon aus verſchiedenen Blättern bekannt, und vor einem guten Kritikus hab' ich Reſpect. Ja, ja Sie ſind mir ein reſpectabler Mann.“

„Es iſt eine große Ehre für mich, von einem rühmlichſt anerkannten Gelehrten alſo ausgezeichnet zu werden, obgleich meine geringen Leiſtungen noch keinen Anſpruch auf ſolche Auszeichnung zu machen haben.“

„Sie ſind ein vortrefflicher Mann. Solch einen Conrektor können wir brauchen. Aber ſagt mir nur, wie das Alles ſo ſchnell gekommen iſt?“

„Das ſollen Sie nachher erfahren, wenn der Doktor Burg ebenfalls hier ſein wird,“ verſetzte die Schwägerin.

„Der iſt auch im Hauſe? Aber mein Himmel! Und ich weiß nichts davon?“

Madame Scheller eilte davon und trat gleich darauf an Burgs und Lalages Armen ins Zimmer.

„Das iſt der Doktor Burg?“ rief der Rektor erſtaunt. „Der ſieht ja gerade aus wie unſer Michel!“

„Und ſollten Sie im Doktor Roſer keine Aehnlichkeit mit unſerm Niklas finden?“ fragte Lalage ſchelmiſch.

„Me hercle! es iſt wahr!“ rief der Rektor und ſchlug die Hände zuſammen. „Ei Ihr Spitzbuben, wie habt Ihr mich angeführt!“

„Bitte, bitte, nicht zürnen!“ flehten alle viere. Und Burg und Lalage ſanken zu des Vaters Füßen und baten um ſeinen Segen. Er wollte noch etwas einwenden, aber die Schwägerin fügte ihre Bitten hinzu, und ſie war ſtets unwiderſtehlich für ihn. Er weinte und lachte, ſegnete laut und verwünſchte heimlich Alles, was um ihn war.

Zum Glück für den Rektor hat ſpäterhin Niemand erfahren, weshalb er am ſelbigen Tage den Primanern den Horaz erließ und die Stunde ſchenkte, weshalb die Magd eine Flaſche Elfer aus dem Keller holen mußte, wovon ſie eine Viertelſtunde darauf kein Tröpfchen mehr fand, und weshalb eigentlich der Alte ſo plötzlich und unerwartet auf der Schwägerin Zimmer erſchien.

Roſer war nach drei Monaten Conrektor und früher ſchon des Rektors Liebling; denn der gute Alte war mit der Zeit nicht fortgeſchritten und Roſer verdeckte die Blöſen ſeines Vorgeſetzten immer gut.

Burg trat ſein einträgliches Amt an. Beide machten an einem Tage Hochzeit. Herr von Schmalgau wurde von Allen dazu geladen. Er verfehlte nicht zu kommen, aß und trank eine

Woche lang ſehr viel und leerte mit den Brautleuten täglich manche Flaſche auf die Rückreiſe aus dem Bade, bei welcher er eine ſo wichtige Rolle geſpielt hatte.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Welcker, P. H., Thüringer Lieder; mit vier Vignetten: Paulinzelle, die drei Gleichen, die Wartburg und der Kyffhäuſer. 1831. 368 Seiten. 8. 1 Thlr. 8 gl.

Eine Rezenſion dieſer Lieder findet man in Nr. 130 und 131 der Jenaer Literatur-Zeitung vom Jahre 1831.

Pauline von Belſis.

Erzählung

von

Ludwig Storch.

Gotha, 1834.
Verlag von J. G. Müller.

N
37 221

Pauline von Belſis.

Erſtes Kapitel.

Die nachgiebige Schwäche des beſten und unglücklichſten aller Könige Frankreichs hatte einerſeits in der Nationalverſammlung jener heftigen Partei Vorſchub geleiſtet, welche den edlen Ludwig zum Lohn für ſeine liebevolle Fügſamkeit ein Jahr ſpäter auf das Schafott führte, und die glückverheißende Verfaſſung, die Volk und König mit heiligen Eiden beſchworen hatten, mit dem bluttriefenden Schwerte der Anarchie zerhieb; anderſeits hatte ſie aber auch Veranlaſſung gegeben, daß der größte Theil des vornehmen und höhern Adels, jenes reiche, ſtolze, ſchwachköpfige Geſindel, das von der weiſeſten Lehrerin Zeit nichts lernen konnte und wollte, fluchend über die Frechheit eines Volkshaufens, den ſie, die Privilegirten, nur nach *zahlenden*, nicht nach *denkenden* Köpfen zu zählen gewohnt waren, und über die Milde und ſchonende Liebe des Königs, den ſie nur als den Beſchützer ihrer Vorrechte und Privilegien betrachteten, von keiner Nothwendigkeit gezwungen, nur vom ſchnödeſten Egoismus vertrieben, das Vaterland verließ und in Maſſe auswanderte, glühend vor Rache, blutige Pläne ſchmiedend, und mit der ſtolzen wollüſtigen Vorfreude in den kleinen Seelen, wie er, heimkehrend mit dem Schwerte der Gewalt, das übermüthige brutale Volk zu Paaren treiben und ihm die zerriſſene Kette der Unterthänigkeit wieder anſchmieden und für ewige Zeiten feſt ſchmieden wollte. Meiſt Schwächlinge an Geiſt und Körper, mit Vorurtheilen geſäugt, in naturhöhnenden Verkehrtheiten auferzogen, konnten ſie ſich unmöglich in eine neue Geſtaltung der Dinge finden, hätten ſich in keine Ordnung fügen können, die von der ſtarren Form des lange Jahrhunderte beſtandenen „alten Regiments“ nur ein Haar breit abgewichen wäre, geſchweige in eine Staatsverfaſſung, die der lang unterdrückte Geiſt der Natur ſelbſt dictirt und die die Vernunft, endlich von den Ketten des ſchmählichſten Wahns befreit, mit goldnen Lettern in die Geſchichte der Menſchheit eingetragen hatte, eine Verfaſſung, in welcher den

Geiſtlichen mit den übrigen Bürgern gleicher Rang angewieſen war, in welcher Geburt keinen Vorzug mehr gewähren, in welcher die Bahn der Ehre jedem Manne von Geiſt und Kraft geöffnet ſein ſollte.

Die mittelaltrige Zeit hatte ſich in alterſchwachen Verkehrtheiten ſo verrammelt und feſtgeſetzt, um den abgeſtorbenen, ſonſt kräftigen, Baum das Feudalweſens hatte das verderbliche Moos phyſiſcher und moraliſcher Schwäche, das Schlingkraut der Irreligioſität, das furchtbare Unkraut des Laſters in allen möglichen Abſtufungen der Scheuslichkeit ſo wild und ſchier unvertilgbar gewuchert, daß man das Unkraut der Schwäche für den Baum der Kraft anſah, daß Unnatur zur Natur geworden war, himmelſchreiendes Unrecht für Recht galt, Hohn des Schöpfers für Gottesdienſt, und die Verletzung aller Geſetze der Natur und Vernunft zu einem rechtskräftigen Syſtem geworden war — ein Syſtem von lauter eiſernen Formen und ohne jeglichen Geiſt — wonach der Staat regiert wurde.

Die Leute, welche nach dieſem Syſtem einen poſitiven Vorzug vor allen andern ihres Geſchlechts genoſſen, und dabei gleichſam wie für die Ewigkeit geſchützt waren, hatten ſtets nur von ihrem Blut geſprochen; nur Blut, ſogenanntes edles Blut gewährte Vorrechte, nicht Geiſt, edler Geiſt. Wie blutig rächte ſich dieſer Frevel an dieſem edlen Blute, als der Geiſt in aufbrauſender Heftigkeit die diamantnen Bande zerſprengte! Wie floß dies edle Blut in Strömen und wie hohnlachte ſeiner der freie junggeborne Geiſt auf der blutdampfenden Guillotine!

Die Hofpoliſſons fingen die Auswanderung an: der Graf Artois — damals ſchon wegen ſeiner unſinnigen Verſchwendungen verhaßt und berüchtigt — gab das Zeichen, indem er nach Turin an den Hof ſeines Schwiegervaters entwich. Er, der Beſchützer des adligen Hofgeſindels, fürchtete ſich vor dem gerechten Zorn der Nation; es war allbekannt, daß er ſehr viel zum Deficit der Finanzen beigetragen hatte; ſein Name ſtand auf der Liſte der Proſcription. Kein Schuldiger fühlte ſich mehr ſicher, ſobald der Graf fort war, und die Nationalverſammlung den König gezwungen hatte, die zwiſchen Paris und Verſailles aufgeſtellten Linientruppen auseinander gehen zu laſſen. Bald floh alles über die Grenzen, was in trotziger Hoffart ſich vollgeſaugt vom Schweiße und

Blute Frankreichs, was Schätze geſammelt, tyranniſirt und ſich verhaßt gemacht hatte, um der Rache eines zum ſchrecklichen Bewußtſein des erlittnen Unrechts erwachten Volks zu entgehen, welches eben mit drohenden Mienen das Schwert der Vergeltung erhob. Dem Hofadel folgte der vornehme Adel der Provinz, Menſchen, die auf ihren Schlöſſern Despoten geweſen waren, während Ludwigs Königshand in Verſailles von Milde und Liebe zu ſeinem Volk geleitet worden, und nun der Wuth ihrer Bauern und ihren von denſelben angebrannten Schlöſſern entflohen waren. An dieſe ſchloß ſich eine Menge andrer Adel und Geiſtlichkeit, theils, weil ihr Leben durch die Erklärung der Freiheit und Gleichheit gefährdet war, theils aus Trotz und Aerger über die Umgeſtaltung der Dinge und aus Hoffnung im Auslande die Mittel zur Wiederherſtellung des alten ihnen ſo zuträglichen Zuſtandes von Frankreich aufzufinden. So wie nun alle Thorheiten, wenn ihre Lächerlichkeiten und Abgeſchmacktheiten nur recht grell in die Augen ſpringen, bei dem vornehmen luſtigen Volke in Frankreich bald Mode werden, ſo wurde auch das Emigriren Mode, und mancher adlige Narr machte es mit, wie er früher andre Moden mitgemacht hatte, aus keinem Grunde weiter, als weil es Mode war.

Die Maſſe der Emigranten vertheilte ſich auf zwei Hauptſtraßen, nach Deutſchland und nach Piemont: nirgend gern geſehen vom Volke, das ihre lächerliche Verachtung alles nicht Franzöſiſchen kannte und verachtete, hoffte ſie die Fürſten der Länder, die ſie mit ihrer Gegenwart beglückten, und den Adel derſelben für ihre Sache zu gewinnen, und der Erfolg zeigte, wie wenig ſie ſich in ihren Hoffnungen betrogen hatten. Nur der eitle, verſchwenderiſche, unverbeſſerliche Artois fand ſeine Rechnung in Turin nicht. Der piemonteſiſche Hof war ſeiner bald überdrüſſig, das Volk haßte ihn, und ſo folgte er denn der Einladung ſeiner Getreuen nach Coblenz, wo er im Mai 1791 ſeinen Hof aufſchlug, und bald war dieſe Stadt der Sammelplatz der meiſten Emigranten, deren Corporation ſich den ſeltſamen und unerhörten Namen des „auswärtigen Frankreichs" beilegte.

Viele, die mit dem Grafen nach Turin ausgewandert oder ihm dahin gefolgt waren, begleiteten ihn oder folgten ihm auch jetzt durch die Niederlande nach Deutſchland, um, was an ihnen läge, den Glanz und das Anſehen ſeines dort zu errichtenden Hofes aufzubauen und zu vermehren.

Zur vertrautern Umgebung des Königsſohns hatte auch der Marquis von Troulebois gehört, ein nicht mehr junger Mann von ungeheurem Reichthum und uralter ſtets reinblütig erhaltener Familie. In den verſchiedenen Provinzen des Reichs hatte er anſehnliche Ländereibeſitzungen und Schlöſſer gehabt; auf ſeinem höchſt romantiſchen und einſamen Stammſchloſſe in der Bretagne hatte er ſein einziges Kind, eine Tochter, bei deren Geburt die Mutter geſtorben war, erziehen laſſen; er ſelbſt hatte ſeine Zeit zwiſchen Paris und Verſailles getheilt und wenig übrig behalten, um nach ſeinem Kinde und ſeinen Beſitzthümern zu ſehen. Mit eiſerner Strenge hatte er ſeine Gefälle eintreiben laſſen, hatte ſeine Unterthanen ſtets pünctlich nach dem Recht behandelt und ſeine Söldner und Beamten hatten unter dem weiten Mantel dieſes ſogenannten Rechts furchtbare Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Grauſamkeiten verübt, und wer es gewagt hatte, mit ſeinen Klagen vor den ſtolzen Marquis ſelbſt zu treten, der hatte die freche

Verwegenheit Jahre lang im Gefängniß büßen müſſen. Troulebois ſelbſt hatte ſeine Einkünfte verpraßt, und als ein Fünfziger mit dem zwanzig Jahre jüngern Artois unſinnige Dinge gemacht, die man geiſtreich nannte, weil ſie unmäßiges Geld koſteten.

Dieſem kurzſichtigen Manne, der in ſeinem Leben über nichts nachgedacht hatte, war die Revolution wie ein Dieb in der Nacht unvorbereitet über den Hals gekommen. Die Erzieherin ſeiner Tochter hatte die funfzehnjährige Pauline mit Lebensgefahr aus dem rauchenden Schloſſe in der Bretagne gerettet und nach Paris gebracht; ihr Vater floh mit dem Kinde und der Gouvernante nebſt einer zahlreichen Dienerſchaft und vielem Gelde nach Turin, wohin ſein fürſtlicher Beſchützer und Freund ihm ſchon vorangeeilt war.

Nun, da Artois nach Coblenz ging, mußte es befremden, daß Troulebois in Turin blieb. Anfangs glaubte man, der Graf habe ihn zur Beſchützung und Geſellſchaft ſeiner in Turin zurückgelaſſenen Frau und beiden Söhne beſtellt; der Marquis widerſprach dieſem Gerüchte aber ſelbſt gegen ſeine piemonteſiſchen Freunde, und man konnte ſich lange Zeit nicht erklären, weshalb er ſich von Artois getrennt hatte und in Italien zurückgeblieben war.

Der Marquis machte mehrere Reiſen in das Innere von Italien, hielt ſich zuweilen auch längere Zeit in einzelnen Städten auf; Niemand kannte den Zweck dieſer Reiſen, er ſprach ſich gegen Niemand darüber aus. Seine Tochter ließ er bei der Gouvernante in Turin zurück, und dieſe lebte mit der jungen Pauline auf einem der Geburt und dem Range des Marquis angemeſſenen Fuß.

Pauline hatte ihren Vater vor der Revolution jährlich zwei bis drei Tage geſehen, ja in dieſen wenigen Tagen nur Stunden; denn die übrige Zeit hatte er auf der Jagd im großen Forſt des Schloſſes zugebracht; ihr ſelbſt hatte er nur einige Minuten gewidmet, oft kaum ein Paar flüchtige Worte an ſie gerichtet; ſie vermißte ihn alſo auch jetzt nicht, und lebte nach wie vor, in der prachtvollen Reſidenz, wie erſt auf dem einſamen Schloſſe tief in den düſtern Wäldern der Bretagne. — Dieſe Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt hatte der weichen bildſamen Seele des Kindes früh ein ſcharfes, beſtimmtes Gepräge gegeben, und Madame Durand, ihre Erzieherin, die Wittwe eines bürgerlichen ſubalternen Beamten in Nantes, ſuchte, nicht nach der Mode der Zeit, das Gebild der Natur nicht zu verwiſchen und zu vertilgen, und an ſeiner Statt das Trugbild unnatürlicher Education zu ſetzen, welches das courante Gepräg der vornehmen Welt war und zum Theil noch iſt. Hätte der Marquis einen Sohn gehabt, er wäre in der Wahl der Erzieher deſſelben jedenfalls vorſichtiger geweſen, und hätte ſie entweder von Paris mitgebracht, oder vielmehr das Kind in die Hauptſtadt des Reichs geführt: ſo aber war der leichtſinnige Mann nie gewohnt geweſen, ein Weib für einen ſelbſtſtändigen Menſchen zu halten, und es war ihm genug geweſen, daß Madame Durand über das goldne Zeitalter des großen vierzehnten Ludwigs, den Ruhm und Stolz des franzöſiſchen Adels, ganz amüſant converſiren, daß ſie alle Dichter, welche jenem Könige Weihrauch geſtreut, geläufig leſen und erklären konnte, daß ſie etwas von Geſchichte, Geographie, Staatswiſſenſchaft wußte, zeichnen und ſticken und von Religion ſo viel reden konnte, als ein ſo vornehmes Fräulein, wie Pauline, in der großen Welt brauchte. Die unbequeme Revolution hatte ihn verhindert, Paulinen in der Hauptſtadt die ihr zugedachte höhere und letzte Ausbildung geben zu laſſen. Er war eben im Begriff geweſen, ſie in die große Welt einzuführen, als der lang ſchon drohend am politiſchen Himmel geſtandene, nur von ihm nicht bemerkte Sturm losbrach. In Turin dachte der Marquis nicht mehr daran, ſein Kind in die Tanzſoirees zu ſchicken, ihr in Muſik und Geſang, ſo wie in den für die adligen Frauen unentbehrlichen Künſten der Koketterie, Ziererei, Klatſcherei ꝛc., zuſammen unter dem guten Namen „feiner Anſtand" begriffen, Unterricht geben zu laſſen: andre und wichtigere Dinge beſchäftigten ſeinen Geiſt, der ſich unmöglich mit mehrerlei auf ein Mal befaſſen konnte.

Auf dieſe Art waren die Eigenthümlichkeiten ſeiner Tochter dem Marquis unbekannt geblieben und blieben es immer fort: denn Pauline war zu ſchlau und von ihrer mütterlichen Freundin gewarnt, um im Beiſein ihres Vaters ihr inneres Weſen zu enthüllen, der ſie fort und fort für ein unverſtändiges Kind hielt, während ſie bereits die geiſtige Reife in hohem Grad erlangt hatte. Ihre körperliche Ausbildung war der Meinung des Marquis angemeſſen; Pauline ſchien in ihrem funfzehnten Jahre noch ein ſchwächliches Kind von zehn Jahren, ſo klein, ſo zart. Dabei war ſie bleich und gewiſſermaßen durchſichtig, ſo daß man ſie hätte für krank halten können. Wer ſich aber auf Geſichtsbildung und auf den Ausdruck eines ſeelenvollen Auges verſtand, der wußte, daß Pauline eher an Ueberfülle der Geſundheit, als an Krankheit litt; denn dies bleiche Geſicht hatte ſo geiſtige Züge, aus ihrer Vollendung redete nicht mehr fröhlicher Kinderſinn; aus dieſem Auge leuchtete das ätheriſche Feuer einer an der Fülle ihrer Gefühle entglommenen Seele, aus ihm ſprach die Tiefe und Wahrheit ihrer geläuterten Empfindungen. Dies ſcheinbare Kind hatte fern von der wirklichen Welt ſich eine ideale Welt der Gefühle zuſammengebaut, ihre in der Einſamkeit der Wälder bis zur Exaltation einer Seherin geſteigerte glühende Phantaſie hatte ihr geſchäftig geholfen, dieſe Welt zu errichten und mit den bunteſten, brennendſten Farben auszuſchmücken; Pauline hatte die richtigſten Begriffe von Religion, von den Geſetzen der Natur, vom heiligen Recht der Vernunft, das der Schöpfer allen Menſchen verliehen; ihr ſchnell entzündbarer Geiſt erkannte auf den erſten

Blick das Wahre und ſie glühte für die erkannte Wahrheit; ſie war in den Humanitätswiſſenſchaften keine Anfängerin geblieben und die Geſchichte der Menſchheit in ihrer Entwicklung und Fortbildung beſchäftigte ſie unausgeſetzt. So war Pauline von Haus aus ein hochbegabtes Naturkind und in ihrer Ausbildung rein und unverdorben geblieben, und der einzige Fehler an ihr war, daß ſie die Menſchen nicht durch den Umgang mit ihnen kennen gelernt hatte.

Manche Umſtände waren zuſammengetroffen, um aus Paulinen das originelle Weſen zu machen, welches ſie war. Ihre reichen natürlichen Anlagen, die liebliche Sanftmuth ihres Weſens waren Erbtheil ihrer Mutter, einer Unglücklichen, die von der Macht erbärmlicher Verhältniſſe gezwungen worden war, dem Wüſtling Trouleboïs ihre Hand zu reichen, und die der Tod, barmherziger als ihre Blutsverwandten, aus dem Jammerthale erlöſt hatte.

Dieſen Verluſt hatte Madame Durand Paulinen erſetzt. Der Marquis hatte in Nantes, wo er ſich, wenn er ſeine Güter in der Bretagne beſuchte, am meiſten aufhielt, eine Erzieherin für ſein Kind geſucht, einer ſeiner Bekannten hatte ihn Madame Durand empfohlen, und Trouleboïs, froh, ſein Bedürfniß ſo ſchnell befriedigt zu wiſſen, hatte ſie ſogleich angenommen, auf ſein Stammſchloß geführt, und war immer mit ihr zufrieden geweſen, weil er ſie, zu Paulinens Glück, nie kennen gelernt hatte. Madame Durand war von bürgerlicher Herkunft und hatte ſchon ſchwere Leiden ertragen, Leiden, welche größtentheils aus dem empörenden Unterſchied der Stände und der Geburt entſprungen waren. Ihr ſtarkes Gemüth hatte ſich an dieſen Härten ſcharf geſchliffen: ſie philoſophirte hinreißend über die Verkehrtheiten der lebenden Geſellſchaft und wußte mit großer Gewandtheit die Contraſte recht ſchneidend und in die Augen ſpringend hervorzuheben. Ihr Herz brannte gleich für die Natur, für das Wahre, Gute und Schöne, als es alle Unnatur, alle Lüge, alles Unſchöne gewaltig haßte. Was Wunder, wenn ihre Lebensanſichten allmählig die Paulinens wurden, die nie von ihrer Seite wich, wenn des Kindes empfängliche Seele alles, was ſo reich und friſch aus der Seele der mütterlichen Freundin quoll, begierig in ſich auffog, wenn ſich endlich beide ganz in einander hinein lebten und ſich gegenſeitiges Bedürfniß wurden?

Ein weiterer Grund von Paulinens Eigenthümlichkeit war in der Lage des Ortes zu ſuchen, wo ſie die goldnen Tage der Kindheit an der Hand der ſie ſo innig liebenden Frau verträumte. Das Stammſchloß der Trouleboïs, wo Pauline geboren worden war, wo die Ueberreſte ihrer Mutter ruheten, lag an dem Fuße einer jener Hügelketten, welche die Bretagne durchſchneiden, nämlich der, welche, bekannt unter dem Namen des Gebirgs von Arré, wegen ihrer nicht unbeträchtlichen Höhe, mit vollem Recht ein Gebirge genannt zu werden verdient. Selbſt auf einer der kleinſten jener Anhöhen erbaut, beherrſchte das uralte Schloß nur eine ſehr mäßige Strecke umher; höhere Berge raubten ihm die Ausſicht, und ſo waren die Bewohner des Schloſſes auf ſich ſelbſt gewieſen. Den Berg, deſſen Stirne mit dem altergrauen Gebäude gekrönt war, umgab dichter Wald, wüſtes Geſtrüpp, zum Theil Tannen, zum Theil Eichen, beide von düſtrer Farbe. Das Schloß ſelbſt war eckig und winklig; die Erbauer waren keine Freunde des Tageslichtes geweſen, einzelne Fenſter ließen durch unmäßig dicke Mauern nur wenig davon in die öden Hallen und weiten Gemächer, welche über und über mit gebräuntem Eichenholze getäfelt waren. Alte melancholiſche Bilder, unerfreuliche Familienſcenen und ſündhafte Geſichter darſtellend, hingen an einigen dieſer Wände und waren nicht geſchickt, das Unheimliche, welches als unſichtbarer Geiſt durch die Räume des Schloſſes ſchlich, zu verſcheuchen, vielmehr ſchienen ſie gerade den grauenvollen Wandrer recht an ſich zu feſſeln. Es war kein Geräthe im ganzen Schloſſe, welches ſeinen Urſprung nicht im ſiebenzehnten Jahrhundert, ja vielleicht im ſechzehnten gehabt, und ſelbſt die nur aus drei Perſonen beſtehende Dienerſchaft ſchien mit den Tiſchen, Stühlen und Betten gleiches Alter zu haben.

Mit dem Schloſſe und ſeinem Inhalte harmonirte die Umgegend in der Nähe und Ferne und die Bewohner derſelben vollkommen, ſo daß das Ganze ein höchſt düſtres melancholiſches Bild abgab. Die Berge von Arré haben ein dunkles Anſehen; nackte Felſen, aus einer Art dunkelgrauen Granit beſtehend, bilden die Gipfel derſelben, ihre Abhänge ſind mit

Eichenbäumen und Geſträuch beſetzt; nur ſchlechte Wege führen durch dieſe Wälder. Die Thäler ſind mit einem uralten Volksſtamme beſetzt, der unter dem Namen der Brezards bekannt iſt. Dies ſonderbare Volk kann in einem Lande, deſſen Hauptſtadt Paris iſt, als ein Wunder betrachtet werden; denn es hat kaum die erſte Staffel menſchlicher Kultur erreicht, und unterſcheidet ſich faſt durch nichts von den wilden Völkerſchaften Afrika's, als durch die Farbe der Haut. Die Brezards haben keine Begriffe von den Bedürfniſſen der Geſellſchaft, noch weniger von den Pflichten des Einzelnen gegen dieſelbe. Sie liebten die conſtitutionelle Verfaſſung ſo wenig, wie die monarchiſche; nur der Zuſtand der Dinge war ihnen, ihrer Bildung gemäß, am angenehmſten, welcher ihnen die meiſten Vortheile brachte, und Rauben, Plündern, Sengen und Brennen ſagte ihren rohen Leidenſchaften am beſten zu. Deshalb fanden auch die Emiſſaire der anarchiſtiſchen Clubbs bei ihnen leicht Gehör und Folgſamkeit, ſobald es auf's Zerſtören und Berauben der Schlöſſer ankam. Im Uebrigen waren und blieben ſie hartnäckige Anhänger des Alten und widerſetzten ſich jeder andern Neuerung mit Gewalt. Ihre Kleidung hat die Form behalten, welche ihre Väter vor tauſend Jahren trugen, und wie ihre Kleider, ſo ſind ihre Sitten und Gewohnheiten dieſelben geblieben. Dabei beſitzen ſie alle patriarchaliſchen Tugenden im hohen Grade von Vollkommenheit: ſie ſind ehrlich, treu, tapfer, gaſtfrei, ſie lieben ihr Vaterland mit heißer ſtarker Liebe, wie alle einfachen Naturmenſchen. Die Freiheit des Vaterlands geht ihnen über Alles; ſie haſſen die Unterdrücker deſſelben. Mit Güte ſind ſie zu Allem zu bringen; Gewalt iſt ihnen unerträglich, macht ſie wüthend und treibt ſie zur Selbſthülfe. Der Marquis von Trouleboiß hatte ſie ſtets mit trotziger Gewalt behandelt; deshalb war ſein Stammſchloß eins der erſten, welches in Flammen aufging. Sie wohnen auf dem Lande zerſtreut in kleinen Weilern oder einzelnen Höfen, und zwar ſo elend, daß der Reiſende ihre Wohnungen eher für Wohnungen von Wilden, als von Franzoſen zu halten geneigt iſt. Ihre ärmlichen Hütten liegen verſteckt hinter Gräben und Hecken, immer an den niedrigſten Orten. Im Innern derſelben herrſcht die größte Unreinlichkeit. Ohne Fenſter, iſt die Hütte des Breyzard voll Rauch und in zwei Theile geſchieden, in deren einem ſich die Familie, im andern das Vieh befindet. Ein Lager von Stroh, ohne Matratzen, ohne Federbetten, ohne Betttuch, vertritt die Stelle ihres Bettes; nur ſelten findet man wollene Decken. Scheuern ſind unbekannt; eine offne Tenne dient zum Ausdreſchen der Früchte. Die Weiber, größtentheils häßlich, ſind von der ungeheuren Arbeit, welche ihnen die Männer aufzubürden pflegen, äußerſt niedergedrückt und dabei noch ſo verachtet, daß der Mann nicht mit ſeiner Frau zuſammen ißt. Dabei aber ſind beide Geſchlechter bei ihrer Milch, ihrem Haferbrote u. dergl. vollkommen zufrieden und glücklicher, als ſich ein Pariſer Badaud vorzuſtellen vermag.

Um ſich Paulinens Character vollkommen zu erklären, iſt es nöthig zu wiſſen, daß ſie mit dieſem Volke bis in ihr funfzehntes Jahr in ununterbrochenem Verkehr geſtanden hatte, daß ſie von Madame Durand auf die Tugenden dieſer einfachen anſpruchsloſen Menſchen aufmerkſam war gemacht worden, daß ſich in ihrer jungen lebendigen Seele eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an die Breyzards gebildet, die ſelbſt durch den Aufſtand derſelben und den Brand des Schloſſes nicht geſchmälert worden war.

Außerdem war Pauline mit ihrer Gouvernante faſt alle Jahre ein Mal in dem nahen Breſt geweſen; ſie hatte auf dieſen kleinen Reiſen das Meer geſehen, welches dort faſt unaufhörlich von einem düſtern drückenden Nebel überſchleiert iſt, der auch die felſigen, weit ausgezackten, öden, unfruchtbaren Ufer und die daran hinliegenden unbewohnten ſtarren Felſeninſeln belaſtet. Das Meer und die felſigen Ufer, von der Farbe der Schwermuth umkleidet, bieten dem gefühlvollen Beſchauer ein höchſt melancholiſches Bild; auf Paulinens Seele hatte es einen unauslöſchlichen trüben Eindruck gemacht, der in Breſt ſelbſt bis zur wildeſten Empörung ihrer ganzen moraliſchen Kraft geſteigert worden war, als ſie im Bagno die Galeerenſclaven an ihren Ketten ſah, und ſchaudernd die Geſchichte des Einen und des Andern vernahm. Von ſolchen Verbrechen hatte man unter ihren geliebten Breyzards keine Ahnung, und es war nichts natürlicher, als daß ſich in der Seele des hochbegabten Kindes der Glaube bildete, die Gebrechen der menſchlichen Geſellſchaft entſprängen aus der gänzlichen Verkehrtheit und Unnatur aller Verhältniſſe des Staats und der Kirche, und Madame Durand war ſtets geneigt, ſie in ſolchen Annahmen zu beſtärken.

Nun von dem Boden weggeriſſen, in welchem ihr Herz gewiſſermaßen gewurzelt, von den Menſchen entfernt, die ihr die liebſten waren und mit denen ſie ſich gemüthlich verwandt fühlte, durch Völkeraufſtand, neben brennenden Schlöſſern hin, nach Paris geflohen, ſtürmte dort die ungeheure Menge ungewohnter Eindrücke auf ſie ein, ſo daß ſie verwirrt, eingeſchüchtert wurde; dann wieder im Fluge mit fortgeriſſen, über die Alpen geſchleppt und in das heitre prächtige Turin gebracht, brauchte Pauline lange Zeit, ſich zu ſammeln und zu faſſen; aber jedes Erlebniß, jedes Bild, was ſich ihr, wenn auch nur flüchtig, entgegengeboten, hatte ſeinen Eindruck auf ihren Character, welcher eben in der letzten Ausbildung begriffen geweſen war, gemacht, und ſo war denn das außerordentliche Geſchöpf entſtanden, deſſen außerordentliche Schickſale der Gegenſtand dieſer Blätter ſind.

Zweites Kapitel.

Ein ſchöner Frühlingsabend ſchaukelte ſich auf den Wellen des Po. Der Schiffer ſandte ſeinen Buben in den herrlichen Garten des königlichen Luſtſchloſſes Moncalieri, um die Geſellſchaft an die Rückkehr mahnen zu laſſen. Eh dieſe jedoch ankam, ging aus dem Städtchen gleiches Namens ein junger Mann an das Ufer des Fluſſes, näherte ſich dem kleinen Schiffe, und fragte höflich, ob er die Fahrt nach der Hauptſtadt mitmachen könne. Sein Anzug war vornehm, aber nicht geſucht, die Züge ſeines jugendlichen Geſichtes, Geberden, Sprache, Alles belehrte den Schiffer ſogleich, daß er einen Mann aus den höhern Ständen vor ſich habe.

„Verzeihen mir Eure Herrlichkeit“, ſagte der Argonaut, höflich die Kappe ziehend, „ich kann nicht über das Schiff verfügen; es iſt von einigen Damen gemiethet, die vom Hofe Erlaubnißkarten hatten, den Schloßgarten von Moncalieri beſuchen zu dürfen, und dort ſchon ſeit dem Mittag zugebracht haben. Wenden dieſelben nichts dagegen ein, ſo werde ich Sie mit Vergnügen in das Schiff aufnehmen. Ich ſehe ſie dort ſchon um die Ecke des Boskets herkommen. Gleich werden ſie hier ſein.“

Der junge Fremde zog ſich in ehrerbietige Entfernung zurück. Sechs bis acht reichgekleidete und verſchleierte Damen kamen an das Schiff und wollten eben über das Bret in das Fahrzeug ſchreiten, als ihr Führer ſie mit der Anweſenheit und den Wünſchen des jungen Mannes bekannt machte. Die Frauen ſahen ſich einander verlegen an und waren eben im Begriff, die Bitte abzuſchlagen, als der Fremde ſelbſt hervortrat, ſich mit Anſtand und Beſcheidenheit verneigte und ſein Verlangen in einem Italieniſch vorbrachte, dem man den Franzoſen ſogleich anhörte.

„Sie ſind jedenfalls ein Franzoſe, mein Herr“, entgegnete ihm eine der Damen im reinſten Franzöſiſch, „und ſie haben in uns allen Landsmänninnen gefunden.“

„Ich bin hocherfreut!“ rief der junge Mann mit wahrem Enthuſiasmus. „Das Glück, ſo viel edle Frauen meines Vaterlandes beiſammen zu ſehen, iſt mir lange nicht zu Theil geworden, und es würde ſich mir zum höchſten geiſtigen Genuſſe ſteigern, wenn mir vergönnt ſein dürfte, in ihrer Mitte zu verweilen; denn der Sohn Galliens wird erſt im Reſler ſchöner Frauenſeelen ſeines Vaterlandes zum eigentlichen Franzoſen."

„Wär' es nicht grauſam", verſetzte die Dame, „Ihnen den lang entbehrten wahren Nationalwerth noch länger entziehen zu wollen, da es in unſrer Macht ſteht, Ihnen denſelben zu verleihen? Wir erſuchen Sie mit freundlicher Bitte, uns Geſellſchaft zu leiſten."

Man ſtieg in das Schiff. Der Fremde bot höflich und dienſtfertig jeder einzelnen Dame die Hand, um ſie ſicher zu leiten; er ſchien ſich ſogleich als ihren dienenden Ritter zu betrachten und gewann durch Gewandtheit und freundliche Zuvorkommenheit ſchnell die ihn umgebenden Herzen.

Es war in jener Zeit nichts natürlicher, als daß Franzoſen, die ſich im Auslande trafen, ſich für Leidensgefährten hielten. Bürgerliche waren wenige oder keine außerhalb Frankreich zu finden, und die Adligen hatten Alle einen Hauptgrund der Emigration, wenn auch in verſchiedenen Modificationen.

Dies Verhältniß ſtellte auch zwiſchen den Damen und dem jungen Manne auf dem Schiffe ſogleich eine Art edler Vertraulichkeit her, wenigſtens fiel die Scheidewand der Befangenheit zwiſchen ihnen ſogleich, oder beſtand vielmehr gar nicht zwiſchen ihnen, und obgleich ſie ſich zum erſten Mal ſahen, ſo waren ſie doch nicht abgeneigt, ſich als Bekannte zu betrachten.

Kaum hatten ſie alſo im Schiffe Platz genommen, und der junge Mann ſich zu der Dame geſetzt, mit der er bis jetzt am meiſten geſprochen, als ſich dieſe freundlich mit den Worten an ihn wandte: „Ihre Güte wird es uns gewiß nicht für Unbeſcheidenheit auslegen, wenn wir Ihnen den lebhaft gefühlten Wunſch äußern, mit unſerm galanten Landsmann näher bekannt zu werden. Man freut ſich ja ſonſt ſchon, wenn man in der Fremde einen Menſchen findet, mit welchem man durch die ſüßtönenden Laute der vaterländiſchen Sprache, durch Bildung, Sitte und Gewohnheit verwandt iſt; was auch Religion und Moral dagegen haben mögen, wir fühlen uns zu ihm mehr hingezogen, wie zu Andern; wir betrachten ihn als uns näher ſtehend, und unwillkührlich drängt ſich uns der Wunſch auf, auch mit ſeinen Orts- und Familienverhältniſſen bekannt zu werden, vielleicht von der leiſen Hoffnung erzeugt, ihm auch noch in andern und ſpeciellen Beziehungen näher zu ſtehen. Wie viel mehr iſt dies Alles nun nicht in dieſer Zeit mit den edeln Kindern Frankreichs der Fall, die, vom gemeinſamen Schickſale verfolgt, ſich im Auslande zuſammenfinden!“

Der junge Mann lächelte für ſich über die geſchickt umſchleierte Neugierde der vornehmen Frau, und verſetzte mit ſeiner Höflichkeit: „Angeborne Neigung und Erziehung haben mir ritterlichen Frauendienſt ſtets als höchſtes Ziel aller Beſtrebungen eines Mannes von Welt und Bildung gezeigt. Die erſte Bedingung ſolches Dienſtes iſt mir ſtets geweſen, wo möglich alle Wünſche edler Frauen zu erfüllen, und es macht mir hohe Freude, ſogleich von Ihnen, meine ſehr verehrten Damen, mit einem Wunſche beglückt zu werden. Möchte deſſen Erfüllung nur mit mehr Schwierigkeiten für mich verbunden ſein und ich dadurch Ihr Intereſſe in einem höhern Grade erregen, als dies jetzt der Fall ſein kann. Ich bin der einzige Sohn — jedoch nicht das einzige Kind — des Marquis von Belſis, welcher früher unter Ludwig XV. als Oberſter in der königlichen Armee ſtand, ſpäter aber zum Lohn ſeiner Dienſte —"

„Commandant des Schloſſes Pierre ſciſe in Lion wurde", fiel ihm eine andre ältliche Dame mit geläufiger Zunge ins Wort. „Nicht wahr, mein Herr, ich habe recht gerathen, Ihr Herr Vater war der letzte Commandant von Pierre ſciſe?"

„So iſt es allerdings", verſetzte der junge Edelmann.

„So ſind Sie mein Couſin!" rief eine andere junge Frau mit einem ſchmachtenden Geſichte und recht ſehnſüchtig blauen Augen. „Ihre Mutter war ein Fräulein de la Forre, und ich bin mütterlicher Seits aus dem Hauſe de la Forre entſprungen."

„Ich habe die Ehre Ihren Herrn Vater zu kennen. Ich habe mit Ihrer Mutter manchen vergnügten Tag zugebracht. Ihre Schweſter hat die Güte gehabt, mir alle Alterthümer von Pierre ſciſe zu zeigen." So hieß es nun faſt von allen Seiten, und Herr von Belſis hatte weiter nichts zu thun, als ſich verbindlichſt rechts und links zu verbeugen und ſeine Freude in den verſchiedenſten Formeln auszudrücken, ſeinen Namen und Familienverhältniſſe von all dieſen Damen gekannt zu wiſſen. Es waren kaum drei darunter, denen nicht ein Glied ſeiner Familie perſönlich bekannt war, dem Namen nach war er es Allen.

„Ja wir ſind alle entzückt", fuhr die erſte Sprecherin mit Zierlichkeit fort, „in Ihnen einen jungen Mann von ſo vielen Verdienſten und einer ſo ausgezeichneten Familie kennen zu lernen. Ihre Anweſenheit in Piemont beweiſt zur Genüge, daß Sie der Sache des Rechts treu geblieben ſind, und ſich weder von den ſchwülſtigen Tiraden eines hirnloſen Pöbels haben hinreißen, noch von der bedauernswürdigen Schwäche eines Königs haben verblenden laſſen."

Die Dame hielt inne und ſchien von Herrn von Belſis eine Antwort zu erwarten. Dieſer aber ſchwieg und ſah lächelnd vor ſich hin.

„Wo befindet ſich Ihre Familie jetzt, Herr von Belſis?" fragte die Dame, welche ſich als ſeine Couſine angekündigt hatte.

„So viel ich weiß, iſt ſie vor der Belagerung Lions von Pierre ſciſe glücklich entkommen und dem blutigen Gemetzel auf's Land entronnen, wo ſie ſich wahrſcheinlich noch aufhält; denn ſeit einigen Wochen fehlen mir die Nachrichten."

„Und Sie gehen gewiß nach Deutſchland?" fuhr die erſte Sprecherin mit Würde fort. „Sie begeben ſich an den Hof des edeln Grafen von Artois, um in dem Heere deſſelben Ihr Vaterland blutgierigen Barbaren wieder abzugewinnen?"

Der junge Edelmann ſchwieg wieder. Sogleich fragte die Dame mit Nachdruck: „Nicht wahr, Herr von Belſis?"

„Verzeihen Sie, meine Dame", verſetzte dieſer, nicht ohne Anſtrich von Aengſtlichkeit, „ich kehre nach Lionnais zurück, um meinen Vater aufzuſuchen."

„Und mit ihm vereint nach Deutſchland zu gehen und in Artois Heer zu treten?"

„Mein Vater leidet ſeit Jahren heftig am Podagra, und hat dem Vaterlande ſeine Dienſte gethan."

Die Dame warf dem jungen Manne einen giftigen Blick zu. Es ſchien, als ob ſie ſchweigen wollte.

Doch plötzlich brach ſie wieder in die beleidigenden Worte aus: „Sie ſcheinen der gerechten Sache nicht mit demjenigen Eifer zugethan zu ſein, welchen man von dem Beſitzer Ihres altadligen Namens erwarten ſollte.“

„Ich liebe das ſchöne Frankreich trotz jedem franzöſiſchen Edelmanne“, verſetzte Belſis ruhig. „Ich bin ſtolz darauf, es mein Vaterland nennen zu können. Aber Frankreich iſt mein Vaterland, nicht Deutſchland, nicht Italien.“

Damit ſchwieg er; die Dame auch, jedoch nicht ohne ſtillen Aerger. Die Couſine nahm jetzt wieder das Wort: „Ihre Güte hat uns die Pflicht auferlegt, mein Vetter, auch Sie mit unſern Namen bekannt zu machen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Damen vorſtelle. Es iſt die Frau Gräfin von Stainville, mit welcher Sie ſich vorzüglich zu unterhalten die Ehre hatten. Ihr Herr Gemahl befindet ſich am Hofe zu Coblenz. Dies iſt die Frau Marquiſin von Catuellan; Herr von Merdy, Marquis von Catuellan, iſt erſter Präſident des Parlaments der Bretagne. Frau von la Croix Marquiſin Laſtries, Gemahlin des Marineminiſters: Frau von

Gourguot, Gemahlin des Präſidenten des Parlaments von Paris; Frau Gräfin von Caraman; Frau von Beauvois aus Paris. Und dieſe kleine liebenswürdige Perſon iſt Fräulein Pauline von Troulebois, einziges Kind des Marquis von Troulebois. Und ich bin Louiſe von Fleury, Tochter des General-Procurators beim Parlament von Paris.“ Dabei ſah ſie ihn mit einem recht gefährlichen Blick an, knirte und trat zurück. Belſis hatte ſich immer ſtumm verneigt; jetzt ſagte er Fräulein von Fleury ſeinen verbindlichſten Dank mit gewählten Worten, ohne ihr Schmeicheleien zu machen. Zu ſeiner Verwunderung bemerkte er, daß eine Dame, welche ganz am Ende ſaß, ihm nicht vorgeſtellt wurde, und ſein geiſtiger Scharfblick errieth ſogleich, daß ſie eine Bürgerliche ſein müſſe. Zur Bedienung konnte ſie inzwiſchen nicht gehören; denn die Zofen der Damen ſaßen im Vordertheil des Schiffes abgeſondert und unterhielten ſich leiſe.

Trotz der ſchon ſtark eingebrochenen Dämmerung hatte Belſis doch alle dieſe vornehmen Frauengeſichter mit ſcharfem Auge gemuſtert; aber keins von allen hatte weiter einen beſondern Eindruck auf ihn gemacht, als das der kleinen Pauline von Troulebois, und er fühlte ſich von der ſtummen Sprache dieſer Züge ſeltſam angeregt. Mochte es nun dieſer Umſtand ſein, oder die Theilnahme, welche er für die ihm nicht vorgeſtellte und auf dieſe Art ſehr gedemüthigte Frau empfand, zu welcher die kleine blaſſe Pauline hüpfte, um ihr zu liebkoſen: genug, der junge Belſis drehete und wandte ſich, bis er ans Ende der Schiffsbank kam, um mit Paulinen und der von ihr geliebkoſten Frau ein Geſpräch anzuknüpfen.

„Meinen Sie nicht auch, Madame", ſagte er höflich, „daß der Aufenthalt in Turin, trotz der Schönheit der Stadt und der Umgegend, doch für uns Franzoſen etwas Unbequemes, Drückendes hat? Der in Frankreich kaum bemerkte wohlthätige Einfluß vaterländiſcher Luft, des Waſſers, des Bodens, der Sitte, kurz der tauſend Eigenthümlichkeiten, deren Totalweſen eben die Eigenthümlichkeit des Begriffs Vaterland bezeichnet, Alles dies geht uns hier ab; das eigentliche Lebenselement fehlt, das geiſtige Fluidum, das uns gerade zu Franzoſen macht; wir fühlen uns in Folge dieſes Mangels niedergedrückt, und ich wette, eine franzöſiſche Colonie in Piemont oder Savoyen würde in der zweiten Generation ſchon unendlich viel von der franzöſiſchen Eigenthümlichkeit verloren haben.“

Mit dankbarem Blicke hatte die Angeredete ihre Erkenntlichkeit für das zartgefühlte und zartgeäußerte Mitleid des jungen Edelmanns zu erkennen gegeben. Sie fühlte mit ſchmerzlichfroher Aufwallung, daß er die ihr von den übrigen Frauen zugefügte Demüthigung nicht nur überſehen, ſondern ſogar, was an ihm lag, ihr weniger ſchmerzhaft machen wollte. „O Gott!“ ſeufzte ſie tief auf. „Niemand hier im Schiffe kann die hohe Wahrheit Ihrer ſchönen Worte heiliger empfinden, als ich, deren Herz, losgeriſſen von dem Boden des Vaterlandes, in welchem es gewurzelt hatte, ſich verbluten muß.“

„Du vergißt mich, Aliſon“, erinnerte jetzt die kleine Pauline, indem ſie das ſeelenvolle Auge ſchmerzlich zum Geſicht ihrer Freundin emporſchlug.

„Du biſt Eins mit mir, mein Kind“, verſetzte Jene flüſternd und mit unverkennbarer Aengſtlichkeit, von den übrigen Damen vernommen zu werden.

Pauline ſchien durch die Paar herrlichen Worte wieder fröhlich geſtimmt. „Ja, ſagte ſie zu Belſüs gewandt, „wir ſind Eins", und in dieſen Worten that ſich dem jungen Manne ein ganzer Himmel der Gefühle in des Mädchens Bruſt auf.

„Und je rauher und ungaſtlicher das Land iſt, in welchem wir die wenigen harmloſen Jahre erlebt, die unſre geiſtige und körperliche Entwickelung in ſich faſſen, mit deſto feſtern Seelenbanden hängt unſer ganzes Sein und Weſen daran. Es iſt nicht anders, als ſollte der Mangel an Schönheit der Außenwelt durch deſto heißere und heiligere Gefühle der innern Welt erſetzt werden."

„Ich fühle, daß viel Wahres in Ihrer Behauptung liegt, obgleich ſich in meinen Erfahrungen nichts zur Beſtätigung vorfindet: Lionnais iſt ſchön, reizend; es hat unvergleichlich herrliche Berge; die zwei ſchönſten Flüſſe Frankreichs, die Loire und Rhone durchſtrömen es; es wird von den fleißigſten und trefflichſten Menſchen, meiſt Fabrikarbeitern, bewohnt, die nur ein unſeliger Druck zur Verzweiflung bringen konnte."

„Sie ſind kein Royaliſt", bemerkte Pauline, ihn unterbrechend.

„Ich liebe meinen König treu und wahr“, ſagte Belſis ernſt und feierlich, indem er die rechte Hand unwillkührlich auf's Herz legte, gleichſam zur Betheurung der Wahrheit: „aber ich liebe auch das franzöſiſche Volk. Ja ich liebe König und Volk, aber nicht die entbehrlichen Menſchen, die ſich zwiſchen den König und ſein Volk ſtellen und ſich durch unbeſchreibliche Intriguen dem Könige unentbehrlich machen.“

„Stille!“ flüſterte Pauline zutraulich, „damit Ihre kühnen Worte Niemand weiter höre, als wir beide; ſonſt möchten Sie übel fahren auf dieſem Schiffe.“

Belſis befolgte den Rath; er unterhielt ſich mit ihr über den düſtern Charakter der Landſchaft Bretagne, welchen Pauline über Alles reizend fand, und ſie ließ ihn bei der Enthüllung ihrer Anſichten Blicke in ihr innerſtes Weſen thun, welche ihn mit Staunen und Bewunderung erfüllten.

Als das Schiff anlegte, bat Belſis Paulinen, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen, und empfahl ſich den übrigen Damen mit den feinſten und kälteſten Redensarten, zu ihrem ſtillen Aerger, vorzüglich zu dem der Couſine Fleury, welche faſt auf ſeine Begleitung gerechnet hatte.

„Gottlob!“ rief Pauline, als ſie ihrer Wohnung zuwanderten, „ich bin herzlich froh, daß wir allein ſind. Ach, es iſt unerträglich, unter dieſen Menſchen zu ſein, und nicht die Macht zu haben, ſie die Früchte des Zorns genießen zu laſſen, den der Unſinn ihrer Reden und Handlungen in einer natürlich fühlenden Seele erregt.“

„Du wirſt wieder zu heftig, Pauline“, warnte die Andre mit mütterlichem Tone. „Dein Stand macht es Dir zur Pflicht, dies und noch Aergeres geduldig zu ertragen.“

„Ich muß dieſen Stand verwünſchen, oder mein Herz!“ rief die zarte Jungfrau faſt weinend vor Unwillen. „Beide paſſen nicht zu einander und niemals wird ſich Eins dem Andern fügen.“

„Erlauben Sie mir gütigſt, Fräulein von Trouleboiſ,“ nahm Belſis jetzt das Wort, „daß ich Ihnen einen Einwurf mache. Im klaren Bewußtſein eines edlen Selbſts und der hohen Reinigkeit Ihres Willens werden Sie jene Vereinigung gar wohl zu Stande bringen, ſobald es Ihnen ein heiliger Ernſt damit iſt. Dies Selbſtbewußtſein wird Sie über eine Welt ſtellen, in der zu leben Ihnen nur Widerwillen bereiten würde. Iſt es Ihnen aber ein Mal gelungen, Ihren feſten Standpunkt über dieſen kleinlichen Menſchen mit ihrem lächerlich erbärmlichen Treiben zu finden, ſo werden Sie dies Drängen und Treiben um Nichts, dieſe Mikrologenwelt überſchauen, ohne von ihr berührt zu werden: Sie werden ſogar mit dieſen Leuten umgehen können, ohne daß der Ekel über ſie Ihnen Ihr reines Leben verdirbt.“

„Das ſind Worte voll Gefühl und Seele!“ rief Pauline. „Und wenn ich Ihnen auch meine Ueberzeugung nicht aufopfern kann, ſo fühl' ich doch, wie ſehr Sie von einem andern Standpunkt, als der meinige iſt, recht haben. Zu ſolcher Erhebung gehört die geiſtige Kraft eines edlen Mannes; ich geſtehe, ich bin zu ſchwach dazu. Aber wahrlich, ſo habe ich noch keinen Emigranten reden hören!“

„Wer hat auch Ihnen denn geſagt, daß ich ein Emigrant bin?“ fragte Belſis. „Nein, mein Fräulein, ich zähle mich nicht zu jenen Franzoſen, welche aus Furcht oder Stolz aus ihrem Vaterlande geflohen ſind. Mein Herz wird weder von Furcht noch Stolz bewegt."

„Aber Sie ſind doch hier in Turin?" rief Pauline verwundert.

„Meine Studien führten mich im Frühling des vorigen Jahres nach Rom. Von dort hat mich der Wille meines Vaters abgerufen. Er will mich in dieſen ſturm- und drangvollen Zeiten um ſich haben, und mein Herz eilt, ſeinen liebevollen Willen zu erfüllen."

„Ich habe mich immer geſehnt, einen der hochherzigen Edelleute kennen zu lernen", ſagte Pauline, ihn mit freundlichen Blicken betrachtend, „der nicht die ſtarren Vorurtheile des großen Adelhaufens und den unerſchütterlichen Glauben an ihr göttliches Recht theilte. Meine Sehnſucht iſt erfüllt; Sie haben mir den heutigen Abend verſüßt; der Tag iſt über dem Abend vergeſſen. Ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich Ihre Freundin nennen zu dürfen, Herr von Belſis."

„Sie beglücken mich durch dieſen Wunſch mehr, als Sie vielleicht glauben, mein Fräulein. Er kommt dem meinigen entgegen, und erfüllt in ſchönſter Bedeutung, was ich ſeit einer Stunde ſtill gewünſcht, aber auszuſprechen nicht gewagt habe."

„Unſer Haus ſteht Ihnen zu jeder Stunde offen, Herr von Belſis", ſagte das Fräulein erröthend. „Doch muß ich Sie bitten, falls Sie meinen Vater treffen, ihm ſeine Vorurtheile nicht zu beſtreiten. Er iſt Marquis, ein ächter Hofmann, und hat viele Güter in Frankreich: er iſt groß geworden mit ſeinen Anſichten; er kann ſie, die mit ihm eins ſind, nicht mehr verändern."

„Ich verſtehe Sie vollkommen," verſetzte Belſis, „und werde von Ihrer Güte, ſo wie von Ihrem Winke Gebrauch machen."

„Meine mütterliche Freundin und ich ſind dagegen vollkommen mit Ihnen einverſtanden."

„Und darf ich ſo kühn ſein", wandte ſich Belſis jetzt an Paulinens Begleiterin, „auch um die Freundſchaft dieſer mütterlichen Freundin zu bitten, die mir in ſo kurzer Zeit meine ganze Hochachtung abgewonnen hat? Noch nannte mir Niemand ihren Namen."

„Eines Edelmannes, wie Sie ſind, mein Herr, Freundin, im edelſten Sinne dieſes ſchönen Wortes, darf auch eine bürgerliche Frau ſein. Ich werde Ihre gütige Theilnahme an mir ſtets hoch zu ſchätzen wiſſen. Ich bin die Wittwe eines ſtädtiſchen Officianten in Nantes, Namens Durand, und wenn mir das Glück faſt ſtets abgeneigt war, ſo hat es doch durch die hohe Gunſt, mit welcher es mich zu Paulinens Erzieherin machte, mir alle andern Entbehrungen ſo reichlich erſetzt, daß ihrer nur zu erwähnen ſchon eine Undankbarkeit von meiner Seite wäre."

„Auch ich habe Urſache, dem Glück meinen wärmſten Dank darzubringen", ſagte Belſis, als ſie eben an der Wohnung der Damen angekommen waren: „denn es hat auch mich dieſen Abend mit einer ſehr hohen Gunſt bedacht, indem es mich in Ihre Geſellſchaft führte, meine Damen!"

Und mit dem Verſprechen, ſich bald in der Wohnung des Marquis von Treuleboiſ einzufinden, beurlaubte ſich Herr von Belſis, und ging, einen Bekannten aufzuſuchen, von welchem er einen Wechſel zu erheben hatte, und um deſſentwillen er in die Hauptſtadt gekommen war.

Drittes Kapitel.

Als die beiden Freundinnen, aufgeregt von der ihnen ſo angenehmen Unterhaltung mit Belſis, in das Hotel traten, welches der Marquis von Trouleboiſ gemiethet hatte, kamen ihnen Diener mit der Meldung entgegen, daß der Marquis mit einem fremden Herrn angekommen ſei und den Wunſch geäuſſert habe, ſeine Tochter ſogleich nach ihrer Heimkehr zu ſprechen. Pauline, gewohnt die Wünſche ihres Vaters nur als Befehle zu betrachten, verfügte ſich, obgleich von der Nothwendigkeit dieſes Ganges ſehr unangenehm berührt, in das Speiſezimmer, wo der Marquis mit dem Gaſte bei Tiſche ſaß, nachdem Madame Durand den Putz ihres Zöglings in Ordnung gebracht hatte.

Bei ihrem Eintritt in den Saal erhob ſich ſowohl der Gaſt, als der Marquis, und der letztere ging mit chevaleſker Galanterie auf ſie zu, die Pauline wenigſtens gegen ſich an ihm nicht gewohnt war, und bat ſie höflich um Entſchuldigung, daß er ihre ihm ſtets ſo theuere Geſellſchaft noch ſo ſpät in Anſpruch genommen habe. Pauline ſah ihn mit großen

Augen verwundert an, er ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern fuhr geſchmeidig mit demſelben einſchmeichelnden Tone fort: „Aber die große Sehnſucht, Dich, mein theueres, mein einziges Kind, noch zu ſprechen, mich nach einer vierwöchentlichen Entbehrung Deiner harmloſen, heitern Unterhaltung noch am Abend meiner Ankunft zu erfreuen, war es nicht allein, die mich den Wunſch äußern ließ, Dich noch hier zu ſehen; es war auch das heftige Verlangen dieſes meines werthen Freundes, Dich kennen zu lernen, in welchem ich Dir hiermit den Marcheſe Vittore di Prete aus Genua vorſtelle. Die Ahnen dieſes trefflichen Edelmanns ſind mit mehren Dogen der berühmten Republik nah verwandt geweſen.“

Pauline hatte Zeit, den Marcheſe genau zu betrachten, und ſie bemerkte, daß er kein übel gebildeter Mann in ſeinen beſten Jahren ſei. Ein braunes kräftiges Anſehen zeugte von haushälteriſchem Gebrauch ſeiner edeln Kräfte, ſein großes ſchwarzes Auge, ſeine übrige ausgezeichnete Geſichtsbildung von nicht gewöhnlichem Geiſt und ſchnellem, lebendigem Auffaſſungsvermögen. Ein glänzend ſchwarzes gelocktes Haar, ein ſtarker Backenbart, ſtarke buſchige Augenbrauen, lange dichte Augenwimper gaben ihm etwas Impoſantes, welches die ſtolze Haltung ſeines eben nicht großen aber wohlgenährten Körpers erhöhete. So hatte ſich der Marcheſe dem Fräulein von Troulebois auf ihren erſten Blick dargeſtellt, ſo hätten ihn ſicherlich Alle mit gewöhnlichem Auge, mit gewöhnlichem Geiſte geſehen: aber Pauline ſah tiefer, ſah heller als Andre: ſie war ja durch und durch ungewöhnlich. Ein zweiter, ſchärferer Blick traf den Marcheſe: ſein Auge konnte das himmliſche Licht des ihrigen nicht ertragen; er ſchlug es zu Boden. Sie hatte weit, weit mehr geſehn, als das erſte Mal. Ein unheimliches Feuer glimmte in dieſem ſchwarzen Auge, ein verrätheriſcher Funke, welcher jeden Augenblick zur verderblichen Flamme aufzuglühen, aufzulodern drohete. Um dieſe ſcharfgeſchnittenen Augenwinkel lag ſo viel feine Tücke, durch ein höfiſches Lächeln ſo meiſterlich verſchleiert, um dieſen vollen rothen Mund faltete ſich ſo tiefer Hohn, den der Mann — es war ihm anzuſehen — gar zu gern Allen für fröhliche, witzige Laune verkauft hätte; kurz, das ganze ſchöne Geſicht des Italieners hatte für die fein fühlende Pauline einen betäubend widrigen Ausdruck.

Der Marcheſe nahete ſich ihr mit der größten Artigkeit und brachte mit angenehmer Stimme die zierlichſten Worte hervor, durch welche er die hohe Freude, die er über ihre ſchon lang erſehnte Bekanntſchaft zu empfinden vorgab, auszudrücken bemüht war. Seine letzte Bemerkung, er wünſche und hoffe nichts mehr, als ſich Paulinens Freundſchaft zu erwerben und ſich derſelben in jeder Hinſicht ganz würdig zu machen, hatte für Paulinen etwas ſehr Beängſtigendes. Sie war verſtimmt, und wurde es bis in die Grundtiefe ihrer Seele hinab, je mehr der Marcheſe von ihrem hochgebildeten, trefflichen Geiſte ſprach, den er durch die Relationen ihres Vaters kennen gelernt haben wollte, während doch Pauline durchaus nicht begriff, wie ihr Vater zur Kenntniß ihres Geiſtes oder irgend einer ihrer eigenthümlichen geiſtigen Eigenſchaften gelangt ſein könnte. Scheu und verletzt brachte ſie nur wenige Worte über die Lippen; das Herz war dem liebenswürdigen Kinde wie zuſammengepreßt, ſchwere ahnungsvolle Wolken nahenden Unglücks hatten es umhüllt.

Der Marquis bemerkte bald die ihm unangenehme Schweigſamkeit ſeiner Tochter, und da in ſeiner Seele auch nicht das mindeſte Verſtändniß ihres Seelenlebens aufkommen konnte, ſo glaubte der flache Hofmann ihr die kindiſche Befangenheit — wofür er ihre Verſtimmung hielt — durch eine nähere Erklärung über den Marcheſe und ſein Hierſein nehmen zu können.

„Mein Kind", ſagte er mit ſüßer, ſchier grinſender Freundlichkeit zu ihr gewandt, „ich wünſche ſehr, Du möchteſt Dich mit dem edeln Marcheſe, der mir in jeder Beziehung ſehr theuer iſt, bald näher befreunden; denn ich will Dir nicht verhehlen, daß derſelbe Wittwer iſt und mir bereits die Ehre angethan hat, um Deine Hand zu werben. Er wünſcht ſobald als möglich Dich als Herrin in ſeine reichen Beſitzungen einzuführen."

Der fürchterliche Wetterſtrahl war herabgezuckt und hatte gezündet; ſo ſchnell, ſo unerwartet hatte ſich das verderbliche Wetter über dem Haupte der zarten Jungfrau zuſammengezogen, daß es ſchier ſchien, als ſei der Bliß aus heiterm Himmel auf ſie herabgefahren. Sie wollte etwas auf die Rede ihres

Vaters antworten, aber vergebens beſann ſie ſich auf etwas; ihre Lippen bewegten ſich, aber es kamen weder Laute noch Worte hervor; ihrem Auge theilte ſich aber in dieſer außerordentlichen Exaltation eine ſonderbare Täuſchung mit. Es war ihr nämlich, als bewege ſich der vorhin ſchon in di Prete's Augen bemerkte unheimliche Feuerfunke in ſchnellen und immer ſchnellern Kreiſen und nähme bei dieſer Bewegung an Umfang und feuriger Glut zu, bis grüne Schwefelblitze daraus hervorfuhren und durch ihre Augen bis tief in ihre Seele drangen und ihr einen ungeheuern brennenden Schmerz verurſachten. Das ganze Geſicht des Italieners verzog ſich dabei — ſo kam es dem vom größten Schrecken verwirrten Mädchen vor — in eine ſcheusliche Hohnfratze. Sie ſchrie laut auf, wehrte mit den Händen gegen die grünen Blitze und ihren Verſender, verhüllte ſich dann mit denſelben das Geſicht, ſchloß die Augen und ſank vom Seſſel ohnmächtig in ihres Vaters Arme, der erſchreckt zu ihrer Hülfe herbeigeſprungen war.

Die Beſtürzung des Vaters hatte ſich auch dem Marcheſe mitgetheilt; er ſchellte und rief nach den Dienern; Madame Durand wurde eiligſt herbei geholt und Pauline durch ſtarke Mittel zum Bewußtſein gebracht. Weinend lehnte ſie das fieberheiße Haupt an das ihrer Mutter, deren Sorgfalt ſie überlaſſen wurde, nachdem ſie von den Dienern in einen Lehnſtuhl getragen, vom Marquis und dem Marcheſe begleitet, auf ihr Zimmer gebracht worden war.

Die beiden Männer ſaßen kaum wieder bei den Weingläſern, als di Prete begann: „Ich befürchte, mein werther Freund, Sie haben mir hinſichtlich Ihrer Tochter nicht ganz die Wahrheit geſagt.“

„Iſt es Ihnen möglich, meiner Ehre eine Lüge zuzutrauen?“ rief Troyleboïs aufgebracht. „Woran zweifeln Sie? Ich will Sie von jeder meiner Ausſagen mit glänzender Gewißheit überzeugen.“

„Sie haben mich verſichert, daß Pauline noch keine männliche Bekanntſchaft gemacht habe.“

„Bedenken Sie doch, daß ſie erſt funfzehn Jahr alt iſt! Außer einem und dem andern meiner bretagneſchen Bauern iſt noch kein Mann in ihre Nähe gekommen.“

„So ſind Sie ſelbſt hintergangen worden, Marquis.“

„Ich ſchwör' Ihnen zu, Pauline ſah weder in

Bretagne, noch in Paris, noch hier einen jungen Mann, der ihr Intereſſe eingeflößt hätte.“

„Sie ſind oft und lange abweſend geweſen. Pauline liebt; ich will einen Eid auf die Wahrheit meiner Ueberzeugung ablegen.“

„Es iſt nicht möglich!“ brauſte Troulebois auf. „Ich müßte davon wiſſen. Meine Diener ſind mir treu, und wenn ein junger Mann im Hauſe geweſen wäre, ſo verriethe es gewiß Einer. Pauline iſt ſtets in Geſellſchaft ihrer Bonne, einer gar trefflichen, ernſten und geſetzten Frau, die gar nichts von Liebesſtändeleien hält, und außerdem ſteht Pauline während meiner Abweſenheit noch unter der beſondern Aufſicht der Marquiſe von Catuellan, deren Gemahl, Herr von Merdy, Präſident des Parlaments von Bretagne iſt und Paulinen ſeit ihrer früheſten Kindheit kennt und liebt. Dieſe Frau übt, wenn ich nicht hier bin, ſtrenge Mutterpflicht an Paulinen. Und deshalb trügt Sie Ihre Vermuthung, mein Freund.“

„Wir wollen's erwarten“, meinte der Italiener.

„Wie hat Ihnen übrigens Pauline gefallen?“ fragte Troulebois. „Sein Sie ganz aufrichtig! Sie wiſſen, es iſt mein größter Wunſch, daß wir gegenſeitig das höchſte und innigſte Vertrauen zu einander haben. Vertrauen kann aber ohne Aufrichtigkeit nicht beſtehen."

„Dieſe Knoſpe verſpricht die herrlichſte Blüthe", verſetzte der Andere. „Dies zu ſehen, bedarf es nicht meines ſcharfen Auges, und dies zu bekennen, wahrlich nicht meiner Aufrichtigkeit. Von der Schärfe meines Auges habe ich Ihnen vorhin ſchon eine Probe abgelegt; ich habe geſehn, was in Paulinens jungem Herzen vorgegangen iſt; von meiner Aufrichtigkeit ſollen Sie nun ebenfalls eine Probe haben. Als Ihre Tochter, von Ihren Worten gleichſam erdolcht, hinſterbend Ihnen in die Arme ſank, entwickelte ſich in ihrem erlöſchenden Auge, in den abgeſpannten Zügen ihres Geſichts, in der ganzen Ohnmacht ihres zarten Weſens ſo viel eigenthümlicher Reiz; aus ihren Blicken, ie auf mir hafteten, quoll eine ſolche Ueberfülle höch- ter, begeiſternder Liebeskraft, daß ich davon mächtig, auberiſch ergriffen und entzündet wurde. Ja, mein Freund, die Verheirathung Ihrer Pauline an mich iſt etzt nicht mehr Sache unter uns; ich habe ein tau- endmal größeres Kapital gefunden, als ich erwartet; h brenne, dieſe koſtbare exotiſche, wunderbar duf- ende Blume zu brechen, ſobald ſie ganz aufgeblüht ſein wird, dieſe Glutlilie, deren hohen Werth — ich fürcht' es — Sie ſelbſt nicht genug kennen, noch kennen können."

„Ei das iſt ja vortrefflich, daß mein lieber Marcheſe gleich ſolch Feuer gefangen hat!" jubelte Trouleboïs, unmäßig lachend und ein volles Glas leerend. „Aber eine Aufrichtigkeit um die andre, Freund! Sie träumen da, ganz nach Ihrer gewohnten Art, Dinge in das arme Kind hinein, wovon es beim großen Gott! keine Ahnung hat. Und woher ſollte es auch eine ſolche haben? Von mir? Lieber Schöpfer, ich denke das ganze Jahr nicht an ſolchen Schnickſchnack. Von Madame Durand? Ach, die ſchlichte Bürgersfrau weiß nichts von ſolchen Viſionen! Sie hat Paulinen leſen und ſchreiben gelehrt, aber ich glaube nicht, daß Pauline außer den Abenteuern des Telemach weiter ein Buch geleſen hat. Doch ich kenne Sie ſchon als Schwärmer und Enthuſiaſten. Sie haben von der Liebe ſonderbare und überſpannte Begriffe und fabeln ſolch Zeug in mein liebes Täubchen hinein, das noch nicht einmal einen Begriff von der Liebe in meinem, d. h. in gut franzöſiſchem Sinne, geſchweige denn im Ihrigen, im ſchwärmeriſch italieniſchen, hat. Verzeihen Sie mir aber, jeder Franzoſe, der es gut mit Ihnen meint, muß Sie auslachen.“

„Lachen Sie immerhin, mein Freund; ich will Ihnen dieſe kleine Freude Ihres luſtigen Franzoſenthums nicht rauben, und danken Sie Gott, daß ich nicht mehr ſo jung bin, um über Sie zu weinen; denn wahrlich weh iſt mir's ums Herz, wenn ich ſehe, daß Sie mit allen ihren ſchönen Mitteln, intellectuellen und materiellen, ſo wenig wahre Schätze und ächten Genußreichthum aus den Tiefen des Lebens ausgebeutet haben, daß Sie nie in den Schacht hinabgeſtiegen ſind, ſondern ſich ſtets mit dem bunten Tand der Oberfläche; mit den Blümchen und den Früchten, die auf der Erde wachſen, begnügt haben. Aber brechen wir davon ab; es iſt Ihnen nicht gegeben, in den Berg zu ſteigen.“

„Ja, ja ſchweigen wir davon!“ rief Trouleboiſ unwillig. „Ich mag nicht in die dunkeln Berglöcher, wo Sie hauſen; ich liebe mir Sonnenſchein und Blumen. Wir werden darüber nie einig werden und es iſt auch gar nicht nöthig. Ich hielt es für Pflicht, und ſie iſt es auch, Ihnen zu ſagen, daß Pauline ein unwiſſendes, unſchuldiges Kind iſt und den Henker von den Dingen weiß, die Sie in ihr vorauszuſetzen ſcheinen. Ich bin ehrlich, wie Sie ſehen, und will ſie Ihnen auf keine Weiſe im Sacke verkaufen. Nun wiſſen Sie die Wahrheit; träumen Sie nun in aller Heiligen Namen in das Kind hinein, was Sie wollen: wenn Sie aber nachher von all dem nichts in ihr finden, ſo beſchweren Sie ſich darüber nicht bei mir."

„Das ſoll auf Ehre nicht geſchehen", ſagte der Marcheſe ſpöttiſch und beide trennten ſich ſpät, Einer über den Andern lächelnd.

Viertes Kapit[illegible]

Pauline lag an der mütterlichen Bruſt der Madame Durand. Beide weinten heftig. Die Nacht dehnte ſich langſam und mitleidig über ihre Häupter hin, vorſchauend, daß ſie die erſte ſei viel kummervoller Nächte, aber auch die Verkäuferin viel wonnevoller Tage. Und ſo muß es ja ſein. Viel tauſend Menſchen ſind ſo glücklich und wohlhäbig im ſteten Sonnenſchein gemeinen Glücks; kaum wird ihr ruhiges, gleichgültiges Gemüth von der Sorge um des

Leibes Nahrung und Nothdurft berührt: ſpurlos geht ihr Leben vorüber: ſie ſind über das Meer des Lebens geſchifft, aber günſtige Winde bläheten ihre Segel, Sonne ſpielte in ihren Wimpeln; kein Sturm heulte ihnen ſeine ſchreckliche Schönheit in die Seele, ſie ſahen nicht die prächtigen Reize des Streits empörter Elemente; keine ſchäumende Welle, in welcher die liebende Najade einherfuhr, riß ſie in die geheimnißvollen Tiefen, in das kryſtallfunkelnde Schloß der Meerkönigin hinab; ſie erwachten nicht an dem Buſen der ſchönen Waſſerfei, ſahen ihr nicht in das von göttlicher Sehnſucht trunkne Auge, ſchlürften nicht die bunten Strahlenträume ihrer Liebesblicke in die Seele, um ewig ſelig davon zu träumen, hörten aus ihrem Munde nicht die geheimnißreichen, deutungsvollen Räthſelworte, über deren Sinn und Löſung ihnen das ſpätere Leben in ſüßem Weh verſtreicht: von all dieſen Wundern hörten ſie nichts, ſahen ſie nichts, empfanden ſie nichts. Aber im Schmerz nur ruht des Lebens Wonnegeheimniß, und nur hochbegabte Herzen können den ganzen Reichthum des Schmerzes empfinden. Er iſt der Gott, der das Lebensmeer aufregt, der im Sturm hinabreißt auf den wundervollen

Grund, der der Tiefe Herrlichkeiten zeigt. — Es ſind nicht viele, die des heiligſten Schmerzes fähig ſind: er iſt keine Waare des Marktes, kein Eigenthum der Menge; er iſt das koſtbare Geſchenk auserleſener Götterkinder, er iſt der himmliſche Brief ihres unbeſtrittenen Seelenadels.

Die meiſten Knospen blühen langſam zur Blume auf: ſtill und allmälig entfaltet ſich Blatt für Blatt, bis der Kelch offen iſt und das Geheimniß der Farben und Düfte ſich enthüllt. So die meiſten weiblichen Kinder: ſtill und unbemerkt blühen ſie zu Jungfrauen empor; eine Ahnung um die andre ſchießt in ihrer Bruſt auf, ein Gefühl um das andre entfaltet ſich, bis der Kelch des Gemüths offen iſt und ſeinen koſtbaren Inhalt entſendet. Aber es gibt ſeltne Blumen in den Morgenländern, deren Knospe ſpringt gewaltſam auf in einer Nacht und ein Schall geht davon aus, wie ein Donnerſchlag; wenn dann der Morgen kommt, ſieht er verwundert dem prachtvollen Blumenſtern in das leuchtende, duftende Angeſicht, deſſen Blätterwangen die köſtlichſten Farben gaukelnd umſchmeicheln, deſſen Lippen die lieblichſten Düfte entſtrömen. Ein Augenblick machte die Knospe zur Blume mit Donnerſchall, und an Pracht und Duft überragt ſie alle ihre langſam erblühten Schweſtern. — So war Pauline in der einen Nacht plötzlich zur reifen Jungfrau erblüht; ihre Knoſpe war gewaltſam geſprungen, und der Donnerſchlag war der gewaltige Schmerzſchrei, der ihrer geöffneten Bruſt entfuhr; denn der Schmerz war es, der gewaltige Gott, der ſie geöffnet. Und als der Morgen kam, fand er verwundert Paulinen als eine vollendete Jungfrau, und der gewaltſam erſchloſſene Kelch ihrer Gefühle übertraf an Herrlichkeit und Innigkeit all andres jungfräuliches Weſen. Sie war die herrlichſte unter Tauſenden. Was nun erſt ſo ahnungsvoll ſüß im verſchloßnen Kelche geſchlummert und ſie allein beglückt, das ſollte ferner Wonne und Ergötzung allen ſein, die ſolch Labſal bedurften und es zu würdigen wußten, für die Andern wenigſtens eine wunderbare, ihnen unbegreifliche Erſcheinung. Madame Durand hatte mit ſchauervollem Erſtaunen die geiſtige Veränderung ihres Lieblings in dieſer Nacht belauſcht, und als nun der Schmerzduft aus Paulinens Bruſtkelch hervorzubluten begann, als die Schmerzpracht in wunderſamen Farben des Gefühls ſchillernd immer leuchtender hervorbrach, da ſank die der vollendeten Jungfrau geiſtesverwandte Frau auf die Kniee nieder und betete an Paulinens Lager ein wortloſes heiliges Gebet. In der Seele des Mädchens nahm ſie von dieſem Augenblick die Mittelſtelle zwiſchen Mutter und Schweſter ein; denn Pauline fühlte ſich ihr jetzt noch weit näher verwandt, als erſt. Deshalb ſprach ſie auch ſo zutraulich offen zu der geliebten, zärtlichen Mutter-Schweſter: „Liebſte Caton *), nicht wahr, **Du** willſt mir rathen, mir helfen in dieſer Noth; **Du** willſt offen und wie es die Pflicht einer mit der meinigen verwachſenen und verſchwiſterten Seele iſt, ohne mich zu ſchonen, mir ſagen, wo ich nach Deiner Meinung fehle. Wir müſſen gemeinſam den dunkeln Pfad wandeln, der ſich nun vor mir aufthut. Das Thor der Kindheit hat ſich plötzlich hinter mir geſchloſſen, und es ſind mir nur noch ſchöne Rückblicke in das Land gewährt, dem ich auf ewig entrückt bin. Es weht mich kühl und ſchauerlich an, und das Herz ſchmerzt mir in der Bruſt, als wäre es plötzlich ſeiner Hüllen entblößt dem ſchärfſten Nordwinde ausgeſetzt worden. Ich bedarf Deines Arms auch ferner noch, Caton. Das Kind trug er, die ſchwache Jungfrau muß er ſtützen."

---

*) Käthchen.

„Ich bin ewig, ewig Dein, meine Pauline!", weinte Madame Durand. „Die Engel, die uns beſchützen und uns einander erhalten mögen, hören meinen Schwur."

„Es iſt dieſe Nacht eine Kluft in mir aufgeriſſen, die ich allein nicht wieder zu füllen weiß, ein ungeheurer Zwieſpalt iſt in meiner Seele entſtanden, Caton; nur Du kannſt ihn mir ausgleichen helfen. Du weißt, mit welcher Pietät ich meinen Vater liebte; Du biſt es ja geweſen, die das zarte Pflänzchen der Kindesliebe, welches bei der ſteten Entfernung meines Vaters von mir und ſeiner offenbaren Gleichgültigkeit gegen mich zu verdorren drohte, in meiner Bruſt wartete und pflegte und groß zog. Ich war durch dich gewöhnt worden ihn zu lieben, wie man einen entfernten Wohlthäter liebt, nur waren meine Gefühle für ihn noch heiliger, inniger; denn es waren ja die Liebesgefühle eines Kindes für ſeinen Vater. Sein Erſcheinen auf unſerm Schloſſe ſtörte die ſchöne Harmonie dieſer Gefühle nicht, und meine überſchwengliche Liebe glich von meiner Seite gegen ihn reichlich aus, was er von der ſeinigen gegen mich mangeln ließ. Deſſen bin ich mir aber jetzt erſt bewußt geworden, geſtern wußte ich davon noch nichts; es geſchah alles bewußtlos. Dieſe Harmonie iſt nun plötzlich aufgehoben: ich ſehe mit Schrecken, daß ich in einer ſchönen Selbſttäuſchung gelebt, die Du liebend und milde erhalten haſt. Mit plumper Hand, ich geſtehe es Dir mit den größten Schmerzen, hat mein Vater mir, der kindiſchen Träumerin, ſelbſt die Augen geöffnet. Ich ſehe Alles in ſeinem wirklichen Lichte und ſchaudere."

„Aber was findeſt Du doch ſo Schlimmes darin, meine Pauline", verſetzte Madame Durand ſanft, „daß Dein Vater eine nach ſeinen Begriffen ſehr vortheilhafte Partie für Dich geſucht und gefunden hat? Es iſt das in ſeinem Sinne auch eine That der Liebe, die Du nicht im entgegengeſetzten Sinne nehmen ſollteſt."

„Die That ſelbſt iſt es auch nicht; nur die Art und Weiſe, wie er ſie vollbracht, hat mich ſo tief verletzt. Und gerade dieſer Mann, der mir gewiß unter allen Männern der widrigſte iſt und bleiben wird, gerade dieſer Mann iſt meines Vaters Freund und — mein Verlobter. Ich ſterbe vor Schmerz.“

„Beruhige Dich, meine Tochter! Und da ich vollen Anſpruch an Deine Aufrichtigkeit habe, ſo erlaube mir die Frage: würde die Erſcheinung des Marcheſe und der Antrag Deines Vaters vorgeſtern oder geſtern Mittag denſelben widrigen Eindruck auf Dich gemacht haben, den er geſtern Abend auf Dich ausübte? Antworte mir nicht gleich; gehe erſt wohl mit Dir zu Rathe; erforſche Dich, prüfe Dich genau.“

Pauline ſah betroffen vor ſich hin; der Purpur jungfräulicher Schaam umkleidete die Unſchuldlilien ihrer Wangen; ihr Auge blitzte auf, als wenn durch dieſe Frage plötzlich das Licht der Erkenntniß in ihrer Seele entzündet worden ſei und nun ſtrahlend ausleuchte, und heftig rief ſie: „Caton, Du haſt recht! Du haſt mich weit beſſer gekannt, als ich mich ſelbſt. Vorgeſtern hätte der Wunſch meines Vaters nicht dieſe über alle Beſchreibung widrige Empfindung in mir erweckt, vielleicht hätte ſelbſt die Erſcheinung des Marcheſe nicht den böſen Eindruck auf mich gemacht. Aber das lag nicht an ihm, ſondern an meinen Augen: es kommt mir vor, als ſei ich geſtern noch ein Kind geweſen, das wenig außer ſich geſehen, auf nichts Acht gehabt, als ſeien meine Augen erſt geſtern geöffnet oder vielmehr geſchärft worden.“

„Meine Vermuthung hat mich nicht getäuſcht. Herr von Belſis —“

Pauline zuckte zuſammen.

„Herr von Belſis iſt der Zaubrer geweſen, der mein Kind ſehend gemacht hat. Zürne nicht, liebes Herz, daß ich das in Dir ſchlummernde, Dir ſelbſt unbekannte Geheimniß enthüllte, aber zwiſchen uns ſoll kein Geheimniß ſein, ſelbſt das Dir noch nicht ganz bewußte, kaum von Dir geahnete nicht. Und es iſt höchſt nothwendig, daß wir beide über Deinen geiſtigen Zuſtand klar ſind, damit wir auf feſtem Boden fußend und in gutem Einverſtändniß mit einander handeln können. Sag' mir, was gedenkſt Du zunächſt Deinem Vater zu erwiedern?“

„Ich werde ihm beſtimmt erklären, daß ich niemals des Marcheſe Frau werden kann und will.“

„Ich fürchte, Du wirſt damit nicht weit kommen. Er wird entweder gar nicht nach Deinen Gründen fragen und Dir kalt und befehlend ſagen: Du mußt! oder er wird nach Deinen Gründen fragen und Du wirſt ihm keine angeben können.“

„Aber was ſoll ich anders thun? Ich bin in Verzweiflung! Rathe, hilf mir!“

„Kind, Du biſt bis geſtern auf dem ebenen Wieſenpfade der Unſchuld gewandelt; wie ſie lebendig in Dir grünte, ſo trieb ſie Gras und Blumen auf Deinem ſanften Wege. Die Unſchuld walte ferner fort in Dir, aber Du haſt es ſelbſt gefühlt, daß ſich das Thor der Kindheit hinter Dir geſchloſſen. Du mußt ferner auf anderm Wege wandern. Ich werde auch auf dieſem dich ferner treu begleiten. Es iſt bisher nur ein dunkles Gefühl Deiner reinen kindlichen Seele geweſen, daß Du Dich Deinem Vater niemals zeigteſt, wie Du warſt und biſt. Mit kluger Vorſicht nährte ich dies Gefühl; denn bei dem kleinſten Verrath, den Du im Vertrauen auf Vaterliebe begangen, hätte er mir den köſtlichen Garten zerſtört, den ich ſo ſorgſam gepflegt, hätte mich ſogleich von Dir entfernt. Glaube mir, es war mir nicht leicht, Dir Liebe zu Deinem Vater einzuflößen oder vielmehr die Stimme der Natur in Deiner Bruſt wach zu erhalten, und Dich dabei doch von jedem Vertrauen zu ihm zurück zu halten. Ein ſchönes Ahnungsgefühl in Deiner Seele krönte meine Vorſicht mit dem glücklichſten Erfolge. Nun aber muß das, was nur dunkles Ahnungsgefühl in Dir war, kluge Berechnung werden. Mit der Unſchuld allein kommt der Menſch nicht aus. Im böſen Kampf des Lebens würde ſie ſogleich den falſchen Mächten unterliegen; deshalb iſt ihr ein ſicherer Wächter beigegeben, die Klugheit. Klugheit aber ſchlägt den Feind mit den eignen Waffen; die Unſchuld führt gar keine. Mit Liſt und Verſtellung wird Gewalt und Bosheit beſiegt, nur muß man ſich hüten, die Unſchuld mit in den Kauf zu geben. Gefahr läuft ſie immer. Doch wo zwei zuſammenkämpfen, wie wir, muß ſie rein bewahrt werden. Vertraue Dich ganz meiner Führung an, bis Du ſicher geworden biſt, auf dem neuen ungewohnten Wege. Bezwinge Dich, zeige keine Abneigung gegen den Marcheſe. Spiele das Kind, das Du nicht mehr biſt, noch eine Zeit lang fort. Stelle Dich gleichgültig, und wenn Herr von Belſis heute oder dieſer Tage erſcheint, ſo verrathe Dich mit nichts. Für alles Uebrige laß mich vor der Hand ſorgen. Ich muß erſt den Marcheſe di Prete kennen lernen und Herrn von Belſis prüfen, ehe wir weiter operiren."

Pauline verſprach ihrer Erzieherin und Lehrerin, dieſem Rath getreulich nachzukommen, und entſchlummerte am Morgen unter den mütterlichen Küſſen der ihr ganz in Liebe ergebenen Frau.

Fünftes Kapitel.

Madame Durand war auf des Marquis Zimmer und ſtattete auf ſeine, wie er meinte, ſehr verfängliche Fragen umſtändlichen Bericht ab. Mit der größten Unbefangenheit erzählte ſie vom geſtrigen Tage, wie Pauline im Schloßgarten zu Moncalieri ſchier kindiſch umhergeraſt und dann, trotz Warnung und Vorſicht, von einem kühlen Brunnen getrunken, daß ſie ſich unterwegs ſchon unwohl gefühlt und die Ohnmacht, welche ihr Abends zugeſtoßen, ſicherlich nichts weiter als Folge dieſer kindiſchen Unvorſichtigkeit geweſen ſei. Die kluge Frau ließ einige allgemeine Klagen über Paulinens in vieler Hinſicht noch allzukindiſches Weſen unterlaufen und berichtete ſo nebenbei, daß ein Herr von Belſis, der in Moncalieri wohne, auf ihrem Schiffe mit nach Turin gefahren ſei und die Damen ſehr angenehm unterhalten habe. Der Marquis überhörte es und theilte dafür der Erzieherin ſeinen Plan mit, Paulinen bald an den Marcheſe di Prete zu verheirathen.

Mit feiner Delicateſſe machte Madame Durand den Marquis darauf aufmerkſam, daß Pauline in ihrer Körperbildung ſo weit hinter ihrem Alter zurückgeblieben ſei, daß ſie Jedermann, der ſie nicht näher kenne, noch für ein Kind halte. Und wirklich habe ſie auch, wie vorhin ſchon bemerkt, den Kopf noch voller Kindereien. Bei der Ehe ſei ja aber körperliche Reife erſte Bedingung; bis zur Erlangung derſelben bedürfe Pauline wenigſtens noch ein Paar Jahre, ſolle ſie nicht als Knoſpe hingewürgt werden. — Der Marquis ſchien dies zu begreifen, entließ Madame Durand mürriſch und meinte, er wolle über dieſen Punkt ſich beim Hausarzt noch beſonders Raths erholen. Die Gouvernante hatte dieſen aber ſchon am frühen Morgen zu Paulinen holen laſſen, und es wurde ihr nun nicht ſchwer, denſelben für ihre Anſicht zu gewinnen. Als der Marquis und der

Marcheſe die Kranke beſuchten, ſaß ſie im Bette und ſpielte mit einigen Puppen. Hier ſah Madame Durand den Marcheſe zuerſt, und als bei Erblickung der Puppen ein ſpöttiſches Lächeln um ſeinen Mund flog und ſein ſtechendes Auge forſchend von der Kranken auf ſie herüber blitzte, da ahnete ihr mit bänglichem Vorgefühl, daß ihr Spiel mit dieſem Manne bei weitem nicht ſo leicht ſein werde, wie das mit dem Vater. Es war ihr nicht anders, als habe der höchſt geiſtreich ausſehende Mann mit dieſem einen Blicke ſie durch und durch geſchaut und den ganzen Inhalt ihrer Seele erforſcht: ach! und ſie zitterte; ſie war nicht Meiſterin in der Verſtellung. Ihre reine Seele ahnete bebend die Nähe eines böſen Dämons und der Spiegel derſelben wurde von dieſer Ahnung getrübt. Ihr Vorgefühl wurde ihr zur ſchmerzlichen Ueberzeugung, als ſie Mittags die Ehre hatte, mit den beiden Herrn zu ſpeiſen. Die Fragen des Marcheſe, ſo unſchuldig ſie ſchienen, waren für die Durand im höchſten Grad peinlich, vorzüglich weil ſie, ſtets ſcharf von ihm beobachtet, alle Kraft aufbieten mußte, um ebenfalls unbefangen zu ſcheinen.

Wie die Gouvernante befürchtet hatte, ſo geſchah es. Nachmittags wurde Herr von Belſis gemeldet und vorgelaſſen. Der Marquis empfing ihn artig, dankte ihm für die ſeiner Tochter bewieſene Aufmerkſamkeit, entſchuldigte dieſe aber wegen ihres Unwohlſeins, ſeine Aufwartung nicht annehmen zu können, und ſtellte ihm den Marcheſe als ihren Verlobten vor. Herr von Belſis verzog keine Miene anders, als es die der Höflichkeit tributbare Freundlichkeit verlangte, und beobachtete ſorgfältig alle Formen derſelben. Die Unterhaltung kam — was unvermeidlich war — bald auf die Hoffnungen und Pläne der Emigranten, Belſis äußerte ſich äußerſt vorſichtig und hatte nichts gegen den Triumphgeſang des Marquis über den Tod des berüchtigten Grafen Mirabeau, der damals alle franzöſiſchen und nichtfranzöſiſchen Ariſtokraten mit hoher Freude erfüllte.

„Er iſt ein Kühler!" ſagte der Marquis zum Marcheſe, als Belſis fort war. „Ich kenne ſeinen Vater; der iſt eben ſo. Die Leute haben eben nicht viel zu verlieren, deshalb ſind ſie lau und ſähen geduldig zu, wenn der Pöbel ſich in unſerm Wein badete."

Der Marcheſe äußerte ſich gar nicht über Belſis.

Am folgenden Tage fuhr der Marquis mit ſeinem prädeſtinirten Schwiegerſohne in der Runde bei allen franzöſiſchen Hotels vor, um denſelben vorzuſtellen.

Als ſie bei der Gräfin Stainville eintraten, war Belſis eben zugegen: doch entfernte er ſich bald.

„Sie kennen Herrn von Belſis ſchon", ſagte die Gräfin; „wie gefällt er Ihnen?"

„Ein artiger junger Mann", warf Trouleboiſ leicht hin.

„Ein Bürgerfreund, von dem mich wundert, daß er in Paris nicht mit im Jacobinerclubb ſitzt."

Der Marquis ſtaunte, fragte: die Gräfin lächelte, erzählte, und als die beiden Männer wieder in den Wagen ſtiegen, lächelte auch der Marcheſe, aber es war ein Lächeln, das dem jungen Belſis durch Mark und Bein gegangen wäre, wenn er es geſehen hätte, das dem Marquis aber nicht die mindeſte Beſchwerde machte.

Fräulein von Fleury ſagte ſcherzend, als ihr der Marquis den Marcheſe als Paulinens Verlobten vorſtellte: „Ei, ei, das wird dem ſchwärmeriſchen Freiheitshelden, Herrn von Belſis, ſehr unangenehm ſein. Er machte Paulinen ganz beſonders den

Hof auf dem Schiffe und begleitete ſie ſogar nach Hauſe."

„Ich weiß davon", verſetzte der Marquis etwas finſter; denn di Prete lächelte noch grimmiger, noch teufliſcher.

„Nein! Scherz bei Seite!" fuhr Fräulein Fleury fort. „Herr von Belſis iſt ein edler junger Mann, von viel Geiſt und Liebenswürdigkeit und fühlte ſich als ſolcher unter allen Damen auf dem Schiffe von Paulinen am meiſten angezogen; und das iſt doch wohl ganz natürlich. Welche von unſerm Geſchlechte, die nur irgend gerecht und billig iſt, wollte Ihrer Tochter, Herr Marquis, nur einen Augenblick den Rang in edler Bildung und Liebenswürdigkeit ſtreitig machen? Welche ſich nur wundern, wenn ein geiſtreicher junger Mann ihr offen die Huldigung darlegt, die er für ſolch ein Weſen empfinden muß? Herr von Belſis iſt mein Vetter und hat ſich gegen Paulinen und uns alle benommen, wie es einem Franzoſen von Stand zukommt. Er hat der Edelſten den Preis zuerkannt."

Der Marquis nahm dieſe Worte für baare Münze; der Marcheſe fühlte gar wohl den überſilberten

Hohn heraus. Er verſchluckte ihn und lächelte; aber als ſie im Wagen ſaßen, ſagte er: „Das Geheimniß iſt nun gelöſt: Pauline liebt den Belſis. Er liebt ſie, oder liebt ſie nicht: er iſt ein politiſcher Schwärmer oder ein Heimlicher des Jacobinerclubbs, vielleicht aus beſondern Zwecken hier; wenn Sie nicht die ſtrengſten Maßregeln nehmen, wird er Paulinen verderben. Sie hat ein empfängliches Gemüth; es fängt wie Zunder den Funken. Sie liebt den Belſis, vielleicht jetzt noch, ohne es zu wiſſen: bald dürfte ſie es inne werden, wenn Sie nicht vorbauen.“

„Ich glaube, Sie gehen zu weit, Freund! Ihr Italiener ſeid von Natur argwöhniſch, mißtrauiſch, eiferſüchtig. Doch Vorſicht kann nichts ſchaden.“

„Lehren Sie mich das menſchliche Herz nicht kennen. Ich kann Sie noch für keinen Schüler in der Kunſt dieſer Kenntniß anerkennen, während Sie — ich dächte, das wüßten Sie — in mir einen Meiſter ſehen.“

„Ja, ja in dem, was Ihnen ſo beliebt, menſchliches Herz zu nennen: ein untergeſchobenes Phantom, ein ſelbſtgebildetes Ding, für das ich gar keinen rechten Begriff habe. Doch ich füge mich ja mit Freuden

Ihren Wünſchen. Der Belſis hat Ihnen nicht gefallen, mir auch nicht. Alſo kurzen Proceß! Er darf Paulinen nicht wieder ſehen. Kommt er, ſo ſind wir nicht zu Hauſe; treffen wir ihn außer Hauſe, ſo behandeln wir ihn ſteif und kalt, und er wird wiſſen, woran er iſt. Damit Baſta!"

„Damit nicht Baſta!" rief der Marcheſe leidenſchaftlich. „Glauben Sie denn, daß ein glücklicher Liebhaber nicht andere Wege zur Geliebten wüßte, als durch das Zimmer ihres Vaters?"

„Nun was ſoll ich weiter thun?" fragte der Marquis verwundert. „Geben Sie mir Rathſchläge und nehmen Sie mein Ehrenwort, daß ich ſie befolgen werde, wenn ich ſie zweckmäßig finde und ihre Befolgung mich nicht lächerlich macht."

„Entfernen Sie die Gouvernante ſogleich von Paulinen. Das iſt das einzige ſichre Mittel zum Zweck, und das wird mich allein ganz beruhigen."

„Mein Gott!" rief Trouleboiſ beſtürzt. „Was in aller Welt hat Ihnen dieſe unſchuldige Frau gethan, der ich meines Kindes ganze Bildung verdanke? Auf welchem Grund denn, auf welchem Argwohn fußt Ihr Verdacht gegen ſie?"

„Meine Ueberzeugung nimmt ihre Gründe nicht aus der Erfahrung, ſondern aus einer innern Anſchauung, die mich nie betrügt, von der Sie aber keinen Begriff haben."

„Ach, das iſt ein Mal der alte Zankapfel zwiſchen uns. Ich kenne ihn, in welcher Geſtalt er immer kommt. Allein Sie werden mir nicht übel nehmen, daß ich auf ſolche Gründe die Bonne nicht entferne, an welche ſich mein Kind ſo gewöhnt hat, daß ſolche Trennung ſein Tod ſein könnte."

„Sie werden mir erlauben, mein Freund", ſagte di Prete, „daß ich bei vorkommender Gelegenheit, die wahrſcheinlich nicht ausbleiben wird, Sie an meinen Wunſch und an Ihre Verſagung deſſelben erinnere."

„Wenn ſich eine ſolche *paſſende* Gelegenheit findet, werd' ich nicht allein Ihre gütige Erinnerung mit Freuden hören, ſondern es wird dann auch noch Zeit ſein, Ihren Wunſch zu erfüllen."

„Nur mit größerer Gefahr für Ihr Kind. Es iſt beſſer, den drohenden Pfeil zu entfernen, als den im Fleiſche ſitzenden."

„Sie ſind ein Geſpenſterſeher; ich weiß es ſchon."

Der Marcheſe ſchwieg und nahm im Stillen ſeine Maßregeln für ſich, der Marquis ebenfalls, und beide waren anſcheinend wieder die beſten Freunde.

Sechſtes Kapitel.

Madame Durand allein ahnete, mit welchen Netzen das ſtille Glück ihres Lieblings und ſomit ihr eignes umſtrickt wurde. Ihre Seele fühlte und wußte, daß alle die bedrohlichen, argwöhniſchen und leidenſchaftlichen Blicke des Italieners die einzelnen Fäden dieſes Netzes ſeien, das ſich, wenn nicht bald Hülfe käme, über Paulinens und ihrem Haupte zuſammenſpinnen würde. Die edle Frau konnte, ſeit der Marcheſe im Hauſe war, die unheimliche, grauenhafte Empfindung, die mit der Angſt nah verwandt iſt, und nur leiſer, heimlicher, ſtillquälender durch Mark und Bein ſchleicht, nicht los werden, und ſie war in einem um ſo troſtloſern Zuſtande, da ihre mütterliche Zärtlichkeit keine Mittheilung an Paulinen geſtattete. Dieſe litt zwar auch von der Gegenwart des Marcheſe, aber wirklich auch nur von der unmittelbaren

Gegenwart deſſelben. War er nicht in ihrem Geſichtskreiſe, ſo gedachte ſie ſeiner kaum, ſondern ſchwelgte in ganz andern Gefühlen und Empfindungen, die gleich balſamführenden friſchen Waſſerbächen auf die Wurzel ihres Lebens ſtrömten, und von deren geiſtigheitrer Kraft ſich dieſes junge Leben üppig und herrlich entfaltete. Reichbegabte Gemüther, in denen alle Gefühle heftiger ſtürmen, alle Leidenſchaften gewaltiger brauſen, die den Schmerz in ſeiner göttlichen Geſtalt gebären, — einen hehren Engel, — ſolche Gemüther, vorzüglich, wenn ſie phantaſtiſcher Natur ſind, ſuchen ſich, wie die kluge Schlange, das Heilkraut ſelbſt für den eignen Biß. Mit wunderbarer Schöpfungskraft erzeugen ſie ein Gegenbild, welches das des eignen Schmerzes bald weit überragt; die Kraft ihrer Phantaſie fällt gewichtig in die andere Wagſchaale, als ein ſcheinbar verkörperter Gegenſtand, ſei er, welcher er ſei: das abſtracte Gefühl, ſich an ſich ſelbſt erheben zu müſſen, wandelt ihre Phantaſie in die concrete Sache, und obgleich dieſe immer nur ein Phantaſiebild iſt und in den meiſten Fällen bleibt, ſo richten ſie ſich doch daran in die Höhe und erſtarken wieder in kräftiger Geſundheit. — Auch in Paulinens reicher Seele hatte der furchtbarſte Schmerz ein ähnliches Bedürfniß erzeugt; nun hatte ſie das Heilmittel früher gefunden, als ihr die Wunde geſchlagen worden war, und es bedurfte deshalb nicht viel Zeit für ſie, das liebliche Gegenbild zu erſchaffen, welches die Harmonie in ihrer für den Augenblick zerriſſenen Seele wieder ausgleichen, welches ſie bald wieder mit ſich ſelbſt und dem Leben verſöhnen ſollte; und je mehr ihre Seele ſich zur begeiſterten Schwärmerei hinneigte, um ſo emſiger ſchaffte ſie an dem Bilde, um ſo herrlicher ſchmückte ſie es, bis es zu einer idealen Schönheit gediehen war. Die wirkliche Grundlage dieſes phantaſtiſchen Baues war der ſchöne Jüngling, den ſie auf dem Heimwege von Moncalieri kennen gelernt hatte und aus deſſen Gemüth ihr Klänge zugetönt hatten, die in ihrer eignen Bruſt die Geſchwiſter gefunden hatten. Und wie nun Belſis unſchuldiger Weiſe die erſte Veranlaſſung ihres heftigen Seelenſchmerzes geweſen war — denn hätte ſie ihn nicht kennen gelernt, ſo hätte ſie ja, ihrem eignen Bekenntniß nach, weder die Erſcheinung des Marcheſe, noch der Antrag ihres Vaters, ſo tief in der Seele verwundet — ſo mußte er nun auch wieder das Heilmittel desſelben ſein, und ſo knüpfte ſich wunderbar an den Punkt, wo er ſich geiſtig mit ihr berührt hatte, der Anfang und das Ende ihrer geiſtigen Reiſe, und dazwiſchen lag eine Welt voll Schmerz und Verzweiflung. So zieht die Glut der Sonne das furchtbare Gewitter zuſammen, und wenn es ausgetobt hat, ſcheint ſie wieder und trocknet die Pfade. Am Wege aber iſt unterdeſſen die lieblichſte Blume aufgegangen, die ihr erſter glühender Kuß noch als Knoſpe fand. — Nach jener ſchlimmen Nacht, voll Angſt, Schmerz, Verzweiflung, begann Paulinens Seele ſich kräftig empor zu arbeiten, und raſtlos und unermüdlich ſchaffte ſie nun, ihrem Schmerze das Bild des Jünglings entgegen zu halten; ihre Phantaſie entbrannte an ſich ſelbſt und ſteigerte ſich zur Exaltation; das Product derſelben wurde immer koſtbarer ausgeſtattet, und ſtand endlich, aller irdiſchen Stoffe entkleidet, als ein hehrer Engel vor ihrer Seele. Gerade der Umſtand, daß er da geweſen war und ſie ihn nicht geſehen hatte, gab dem phantaſtiſchen Geſchäfte ihrer Seele neuen ſchöpferiſchen Schwung, und eh noch einige Tage vergingen, träumte ſie Nacht und Tag nur von ihrem Ideale, das ſie

Belſis nannte, und deſſen Identität mit der wirklichen Perſon ſie gegen die Durand in naiver Unſchuld behauptete. Sie ſchwärmte bei der geliebten Erzieherin an Einem fort und es half dieſer nicht die triftige Einwendung, daß die wenigen Worte, die ſie mit Herrn von Belſis geſprochen, doch keineswegs hinreichend ſeien, ſich ein vollſtändiges Charakterbild von ihm zu entwerfen, daß man ihn doch erſt näher kennen lernen und prüfen müſſe: da Pauline nicht zu überzeugen war, ihre Schöpfung ſei nicht Belſis, ſo waren alle Worte der Durand vergeblich. Die arme Frau gerieth dadurch in immer größre Bedrängniß, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ſie in ihrer höchſt kritiſchen Stellung den Kopf verloren. Von drei Seiten her beſtürmten ſie Angſt, Furcht, Beſorgniß. Der Marcheſe ſtand ihr wie ein feindlicher Geiſt lauernd gegenüber und beobachtete — das wußte ſie — jeden ihrer Schritte mit tückiſcher Verſchlagenheit. Jeden Augenblick drohete ihr von ihm die größte Gefahr: das ſagten ihr Gefühl und tägliche Wahrnehmung. Sodann war es Paulinens exaltirtes Weſen, was ſie ängſtigte. Sie ſah das geliebte Mädchen in einer Spannung, die unmöglich lange mit ihrer Geſundheit verträglich war: ſie hörte ſie von Herrn von Belſis mit der höchſten Begeiſterung ſprechen, obgleich ſich das Wort Liebe niemals über ihre Lippen ſtahl, und doch wußte die arme Frau nicht, wie dieſer Belſis geſinnt war. Und dieſer Umſtand war der dritte Punkt, an welchen ſich die bewegte Kette ihrer Beſorgniſſe anhing. Was hatte ſie für ihren Liebling von dieſem jungen Manne zu hoffen? Wie leicht möglich war es, daß er eine Verlobte, eine Braut, eine Geliebte hatte; er konnte ja gar ſchon verheirathet ſein. Und wenn das Alles nicht, ſo war von der Freiheit ſeines Herzens bis zur Liebe zu Paulinen noch eine ſo ungeheure Kluft, daß die überlegende Frau davor ſchauderte. Er war artig, zuvorkommend gegen Paulinen geweſen, wie es aber vielleicht jeder andere gebildete junge Mann geweſen wäre; er war warm in der Unterhaltung geworden, aber es war mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Wärme dem Gegenſtande des Geſprächs, nicht der jungen Sprecherin gegolten. Konnte überhaupt ein junger Mann, wenn er nicht eine beſondere Ausnahme ſeines Geſchlechts war, zu dieſem zarten ätheriſchen Weſen eine heftige, leidenſchaftliche Liebe fühlen, da die Sinnlichkeit, die doch der Boden aller Liebe iſt, und aus welchem die verſchiedenſten Blumen aufſproſſen, ſich von Paulinen keine Befriedigung verſprechen durfte? Mit ſolchen Gedanken quälte ſich Madame Durand Tag und Nacht, und je länger es ſo geheimnißvoll ruhig, ſo ganz windſtill um ſie war, deſto höher ſtieg ihre Angſt vor dem endlichen, nur deſto fürchterlichern Ausbruch des Sturms, der ſich dichter und dichter über ihrem Haupte zuſammen zog.

Zwei Wochen waren vergangen; Pauline beſtürmte ihre Caton mit Fragen nach Belſis. Die Ungeduld, ihn zu ſehen, ſtieg mit jedem Tage. Sie zählte die Stunden der Nacht bis zum Tage, und glaubte gewiß, daß er an dieſem kommen müſſe, und wenn der Abend kam und er war nicht da geweſen, vergoß ſie einen Strom von Thränen. Madame Durand hätte ſich gern an Herrn von Belſis gewandt und ihn um einen Beſuch gebeten; aber ſie wußte, daß er einige Male abgewieſen worden war, und einen weitern Schritt konnte die Gouvernante doch auf keinen Fall, aus zehnerlei Rückſichten, thun, unter denen die Ungewißheit über Belſis Geſinnung oben anſtand. Ja, ſie zitterte ſogar, daß er kommen, Paulinen ſprechen und ſie in ihren Erwartungen getäuſcht werden möchte.

Der Zufall — wenn man die unvorbereitete Wendung menſchlicher Schickſale ſo nennen darf — löſte endlich dieſe gewaltſame und für die beiden verbundenen weiblichen Gemüther ſchier unerträgliche Spannung. Mad. Durand hatte bei Fräulein von Fleury gehört, daß Herr von Belſis nächſtens abreiſen werde. Sie wußte nicht, ob ſie dem Himmel dafür danken oder zürnen ſollte; aber ſie bereitete ſich vor, dieſe Nachricht ihrem Liebling auf die ſchonendſte Art mitzutheilen, und hoffte die kleine Schwärmerin damit zu heilen. Zu dem Behufe ſann ſie ſich aus, mit Paulinen am folgenden Morgen zur Frühmeſſe in die Kirche la Baſilica, die ihnen zunächſt lag, zu gehen, die Gedanken der Jungfrau, die ſehr religiös war, auf den Himmel zu lenken, und ihr dann den Schmerzenskelch mit den höchſten Troſtgründen, die die Religion beut, darzureichen. Dem Marquis wurde angeſagt, daß Pauline dem Himmel ihren Dank für glückliche Geneſung abſtatten wolle; und wirklich ging ſie aus dieſem Zwecke zur Kirche. Der Marcheſe hatte zum Glück von dem frühen Gange nichts erfahren.

In dichte Schleier gehüllt, wanderten ſie mit dem jungen Sommermorgen der Kirche zu, und bald darauf knieeten ſie in der Kapelle des heiligen Mauritius vor dem von einer Lampe ſpärlich erleuchteten Altare, Pauline im brünſtigen Gebet, ihre Freundin das Herz voll ſchwerer Sorge. Da faßte plötzlich eine wunderbare Ahnung Paulinens Seele, ein warmer Athem fächelt ihre Wange, ſie wendet das Haupt, erkennt beim matten Strahl der heiligen Lampe die geliebten Züge des erſehnten Jünglings und ſinkt mit einem lauten Schrei der überraſchten Freundin ohnmächtig in die Arme.

„Herr von Belſis!“ rief Madame Durand, „Ihr Erſcheinen in dieſer Kapelle und zu dieſer Stunde iſt eine Erklärung Ihrer Geſinnungen, oder Alles müßte mich trügen, und dieſer Schrei, dieſe Ohnmacht iſt die deutlichſte Antwort darauf, und verräth Ihnen, was kein Wort auszudrücken vermag.“

„Engel!“ jubelte Belſis, neben der Ohnmächtigen knieend, „dieſer Ausbruch Deines Gefühls verſetzt mich unter die Seligen.“

Madame Durand hatte geliebt: der Schmerz, der Blüthenzeitiger, hatte ſeine Schwermuthwolkenſchatten auch über ihren Frühling hinweggeführt; ſie wußte, welch unſchätzbaren Werth dieſe Minute für den jungen Belſis haben müſſe; ſie wünſchte nichts weiter, als Paulinen zum Bewußtſein zu bringen, damit auch auf ſie der göttliche Segen dieſer Augenblicke träufe, deſſen glücksſchwangere Wolke der Himmel nur ein Mal über unſer Leben hinwegtreibt — wohl dem, auf welchen ſie die Fülle ihres Inhalts entladet! Indem die edle Frau noch zauderte, ob ſie künſtliche Mittel zu Paulinens Wiederbelebung anwenden und dadurch das ſtille Entzücken des Jünglings ſtören ſollte, ſchlug ihre liebliche Pflegetochter ſchon die Augen auf, und tauchte ihre liebedurſtigen Blicke tief in die überſchwellenden Brunnen ſeiner Augen. Er hielt das holde Mädchen ſchweigend umfaßt; ſie lispelte bebend ſeinen Namen: der Bund ihrer Geiſter war für ewig geſchloſſen. Madame Durand betete unbemerkt über ihnen, breitete die Hände aus und ſegnete ſie. Das Bild des Heiligen über dem Altare ſah ſo mild wehmüthig lächelnd auf ſie herab; die Lampe brannte ſo düſter; der junge Tag ſah ſo weinerlich durch die matten Fenſterſcheiben — — die Liebenden ſahen von dem Allen nichts, ſie hatten die

Welt vergeſſen; Eins war in des Andern Auge verſunken, Eins hatte ſich in des Andern Seele verloren. Solche koſtbare Augenblicke, in welchen ſich der Himmel den Sterblichen aufthut und all ſeine Glanzſchätze auf das liebe- und glücktrunkene Haupt herableuchten läßt, gleichen denen, in welchen, den alten Sagen nach, die verzauberten Schätze hervortauchen aus ihren Höhlen und Gräbern, und ihre Pracht am Sonnenlicht entfalten; dies geſchieht alle hundert Jahre nur ein Mal, und wer in ſolcher Minute, wo er die Schätze ſchimmern ſieht, ein lautes Wort ſpricht, der verliert die Macht über ſie, und vor ſeinen Augen verſchlingt ſie unwiederbringlich die Tiefe; wer aber ſchweigend naht und ein Stück ſeines Kleides darauf wirft, der wird ihrer theilhaftig. Nicht minder dürfen die Augenblicke, in welchen der Schatz höchſter irdiſcher Seligkeit aus dem Himmel herab leuchtet, durch vorlautes Wort entweiht und entheiligt werden; vom Hauch der Erde berührt, verbleicht der Glanz, entſchwindet der Schatz, und der Lichtblick des Lebens iſt vorüber.

Belſis und Pauline erbeuteten den Schatz; ſchweigend warfen ſie den Schleier, der ſich aus trunknen

Liebesblicken wob, über ihn, und er ward ihr unveräußerliches Eigenthum.

Eine Stunde war wie eine Minute über ihren Häuptern hinweggeflohen. Süßes Liebesgeſchwätz war dem ſüßern Schweigen gefolgt. Madame Durand erinnerte an die Heimkehr und verſprach dem glücklichen Jüngling, heute noch bei einer ihrer treuen Freundinnen zu ſein, wohin auch er kommen ſollte, um ſich mit ihr über die nun nöthigen Schritte zu bereden.

Siebentes Kapitel.

Die für das Wohl ihres Zöglings ſo ängſtlich beſorgte Gouvernante hatte mit Herrn von Belſis eine lange Unterredung gehabt; ſie hatte ihm nicht verhehlt, daß Paulinens geiſtige Bildung ihrer körperlichen weit vorausgeeilt war, vielleicht gar geſchadet hatte, und daß an eine Heirath im ſtrengen Sinne des Worts nicht zu denken ſei. Dieſer Umſtand, der den Marcheſe von weitern Schritten abhielt, ſchlug aber auch den jungen Belſis in die Feſſeln der Unthätigkeit. Zwar war ſeine Seele ſo ganz von Liebe erfüllt, daß er an nichts weiter dachte, als den Becher, der ihn berauſcht, nur immer von neuem zu leeren, nichts weiter verlangte, als um das herrliche Weſen zu ſein, das ſein Herz ſo ganz erobert hatte; aber dieſen ſeinen heißen Wünſchen ſtellten ſich gerade die größten Schwierigkeiten entgegen, wenn er Paulinen nicht heirathete. Doch ſelbſt abgeſehen von ihrer Jugend, fehlten ihm dazu die Mittel und es ließ ſich vom Marquis nicht erwarten, daß er dieſen Schritt gut heißen und Belſis — wenn er einmal gethan ſei — unterſtützen werde. Es blieb nämlich von allen denkbaren Fällen keiner weiter als ausführbar übrig, als Paulinen zu entführen; das Ende der Entführung durfte aber kein andres ſein, als eine eheliche Verbindung, und wenn auch Belſis hoch betheuerte, die ätheriſche Flamme ſeiner Liebe werde ſelbſt dann noch, wenn er Paulinen Gattin zu nennen das Recht erlangt habe, in ihr nur die Geliebte, die Braut ſehen, ſo war Mad. Durand doch viel zu ängſtlich und unentſchloſſen, um geradezu zum ärgſten Mittel zu greifen. Das raſche und entſchiedene Handeln, ſo lang die Gefahr noch fern iſt, kommt den meiſten Menſchen viel zu unbequem vor, und ſelten iſt es die

Sache der Frauen. Die ſüße Macht der Gewohnheit hält ſie in weicher Umarmung feſt, und ſo lang ſie noch Wochen, Tage, Stunden in ungeſtörter Ruhe hinzuträumen hoffen dürfen, verſchließen ſie lieber die Augen, um das nahende Feuer nicht zu ſehen, und fahren nicht eher empor, um ſich zu helfen und zu retten, bis es ihnen an die Haut brennt. Wer im ſüßen Rauſche des Glücks forttaumelt am Ufer des höher ſchwellenden Stroms, ſoll er ſich freiwillig in die kalten Wogen ſtürzen, um das andre ſichre Ufer zu erreichen? Er könnte ſich vielleicht retten, während er, wenn er im behaglichen Genuß der wenigen Minuten ſeines Glücks wartet, bis ihn der Strom erfaßt, rettungslos verloren iſt. — Mad. Durand war zu ſehr paſſiver Gefühlsmenſch, um das Schickſal ihres Pfleglings durch kräftiges Handeln beſtimmen zu können; wie ſie erſt gezagt hatte, Belſis möchte Paulinen nicht lieben, ſo zagte ſie nun, der ſchöne, ſtille Frühlingstag ihrer Liebe möchte getrübt werden. Sie ſah allerdings die ihnen allen drohende Gefahr, aber ſie ſah ſie nur in der Ferne, und glaubte ſie durch kluges und vorſichtiges Benehmen noch lange zurück-, wenn nicht gar abzuhalten. Die Liebenden ſelbſt, vorzüglich Pauline, waren viel zu trunken vom Genuſſe des neuen unausſprechlichen Glücks, als daß ſie an etwas anders als an ſich und ihre Liebe hätten denken können. Belſis war ſogar in ſeinen Plänen geſtört, indem er, völlig willenlos und ohne den mindeſten Widerſtand, ſich dem mächtigen Strome der Liebe, der ihn in ſeinen Strudel gezogen und mit ſich fortgeriſſen hatte, überließ; er hatte die Reiſe zu ſeiner Familie aufgegeben; er war an Turin gebannt, und wurde es immer feſter, je tiefer er in den Schacht von Paulinens goldhaltiger Seele ſtieg, je mehr Schätze er darin entdeckte und ausbeutete.

Es wurde alſo in jener Unterredung zwiſchen Mad. Durand und Herrn von Belſis nichts weiter ausgemacht, als auf welche Weiſe ſich die Liebenden zuweilen im Beiſein der Gouvernante heimlich ſehen könnten. Alle andern Plane wurden zur fernern Berathung verſchoben. So gefährlich die Sache war, ſo übernahm es die zärtliche Gouvernante doch, die Liebenden wöchentlich ein Mal zuſammen zu bringen. Mad. Durand erfuhr von Belſis, wie er von ihrem Kirchgange in Kenntniß geſetzt worden war. Sein Bedienter Etienne hatte in einem der Diener des

Marquis einen alten Bekannten wieder gefunden, und da Etienne ſeinem Herrn in jeder Hinſicht ergeben war, ſo hatte er ſich mit George, dem Diener des Marquis, bald auf einen ſehr vertrauten Fuß geſetzt, und in Kurzem wußte Belſis ſo ziemlich Alles, was in des Marquis Hauſe vorging, ſchon am Abend, und war auf dieſe Weiſe auch von dem frühen Kirchgange unterrichtet worden.

Auf George's Treue wurde nun vorzüglich mitgezählt. Der Arzt ſollte angeben, daß öftere Bewegung in freier Luft der Geſundheit und körperlichen Entwicklung Paulinens unerläßlich nothwendig ſei. Madame Durand wollte nun einen Tag um den andern mit Paulinen ausfahren oder ausgehen, doch nur ein Mal in der Woche wollten ſie Belſis bei der Freundin treffen, bei welcher ſie ſo eben dieſe Verabredung trafen. Belſis ſollte ſich zu dieſem Behufe aber ſchon Abends vorher hierher verfügen und am Abend nach ihrer Zuſammenkunft ſich erſt wieder entfernen, damit ihn an ſelbigem Tage Niemand dort ein- und ausgehen ſähe. Dieſe Freundin, die Frau eines Kapitains, welcher ebenfalls nach Coblenz gegangen war, von ziemlich freiſinnigen Anſichten und vor allem Mad. Durand ſehr ergeben, verſprach alles zur Unterſtützung der Liebenden, und da ſie ihre Dienſtboten bis auf eine Zofe entlaſſen hatte, auf die ſie ſich im Nothfalle verlaſſen zu dürfen glaubte, ſo war man ziemlich ſicher. George ſollte als Spürhund und Schutzwache gebraucht und deshalb auf die meiſten Spaziergänge als Diener mitgenommen werden.

Der Ausführung dieſes Plans ſtellten ſich keine Hinderniſſe in den Weg. Belſis lebte ſehr eingezogen und einſam zu Moncalieri, trieb allerlei Studien und machte fleißige Spaziergänge in die herrliche Umgegend, auf denen er oft über Nacht blieb; und es konnte daher nicht auffallen, wenn er in einer Nacht nicht zu Hauſe gefunden wurde. Nach Turin begab er ſich meiſt an dem beſtimmten Tage, wenn es ſchon dunkel war, nur von Etienne begleitet und wohl bewaffnet. Zu Madame Louvet, der Hauptmannsfrau, ſchlich er ſpät und verhüllt, die Zofe hielt ihn für den Galan ihrer Frau, und die leichtſinnige Franzöſin beſtätigte das Mädchen in dieſem Glauben; ja es machte ihr ſogar viel Vergnügen, die Meinung, daß ſie noch einen ſo jungen ſchönen Liebhaber habe — ſie war ſchon ſtark paſſirt — zu erwecken. Den folgenden Tag, wenn Madame Durand und Pauline kamen, war die Zofe bereits unter einem ſchicklichen Vorwande entfernt worden und George ſtand auf dem Lauerpoſten.

Pauline blühete bald auf, wie eine Roſe, die plötzlich des langentbehrten Regens und Sonnenſcheins genießt; ſie richtete ſich ſtolzer auf; ihr Schritt wurde ſicherer, ſelbſtbewußter, ihr Auge ſchmachtete nicht mehr umher, ſondern richtete ſich, gewiſſermaßen geſättigt von der Außenwelt, nach innen. Was ſie von der Außenwelt zum höchſten und vollendeten Glücke ihres innern Lebens noch bedurft hatte, das war ihr ja nun zu eigen gegeben. Von nun an war ihr auch der Marcheſe di Prete bei weitem nicht mehr ſo widrig, als zu Anfang ſeines Erſcheinens in ihrer Nähe; ſie ertrug ſeine Gegenwart vielmehr mit der größten Gleichgültigkeit. Mit ihrem Vater ſtand ſie in faſt gleichem Verhältniſſe. Sie ertrug ſeine Schwächen geduldig, hörte ſeine weitläufigen Ergießungen über ihr künftiges eheliches Glück, ihre Einrichtungen u. ſ. w. gleichgültig an, und war zufrieden, daß man ſie mit weiter nichts behelligte. Des Marcheſe düſter auf ihr glühenden Blick ſah ſie nicht, ihres Vaters Berechnungen hörte ſie nicht; ſie betrachtete das Zuſammenleben mit dieſen beiden Männern als den Einkaufspreis der Stunde Seligkeit in Belſis Armen; ſie glaubte, alles Göttliche auf Erden müſſe der Menſch wieder ſühnen und durch irgend eine Mühe, Entbehrung, Unannehmlichkeit gleichſam verdienen, damit die Quelle des Glücks immer neu ſprudele. Und ſo hatte ſie ihr Leben in drei abwechſelnde Perioden eingetheilt: die Glanzperiode, auf die das volle Licht überirdiſchen Glücks fiel, die ſchnell verrauſchende Stunde, in welcher ſie eine Ewigkeit der Liebeswonnen durchfühlte, wo ſie an Belſis Seite ſaß, von ſeinem Munde hohe Worte trank, aus ſeinen Blicken tiefe Seele ſog. Das war der Tag ihres Lebens. Ihm folgte die ſchöne Abenddämmerung, die von der ſeligſten Erinnerung überglühten Stunden, die ſie mit ihrer mütterlichen Freundin verplauderte, in denen ſie an ihrer Caton treuem Herzen lag und ihr mit kindlichem Munde das Entzücken ihrer jungfräulichen Seele vorſtammelte. Da blieb der theuern Frau keine Falte im reinen Gemüthe des Kindes verborgen, ſie ſchaute bis auf den Boden desſelben, wie in einem klaren Bache. Endlich die Nacht, die unfreundliche Nacht! Das war ihr die Zeit, die ſie mit ihrem Vater und dem Marcheſe zubringen mußte, die ſie aber in ſeliger Hoffnung auf die Freuden des Tags verträumte oder verſchlief.

Bei der großen Vorſicht, welche von allen Seiten angewendet wurde, lebten die Liebenden den Sommer über in ungeſtörter Ruhe, in ungetrübtem Genuß ihrer Seligkeit, und Madame Durand war es allein, deren Seele oft von bangen Ahnungen beſchlichen wurde, wenn ſie des Marcheſe lauernde Blicke und ſein geheimnißvolles Treiben beobachtete.

Es war im Spätſommer 1791, als ſich über ganz Frankreich und Oberitalien geheime Emiſſäre der königlichen Prinzen von Coblenz aus zu verbreiten anfingen und an alle von Adel den Befehl brachten, jeder franzöſiſche Edelmann von Ehre ſolle ſich nach Deutſchland begeben und dort unter die Fahnen ſeiner rechtmäßigen Oberhäupter ſtellen, um den verrathenen und betrogenen König zu befreien, um das am Rande des Abgrunds ſchwebende Frankreich zu retten. Aus mißverſtandnem Ehrgefühl folgten eine unzählige Menge wackrer Männer dieſem Rufe, und ſtürzten ſich ins Elend, die außerdem in ihrem Vaterlande und glücklich geblieben wären, ja die es ein Jahr ſpäter, wenn ſie geblieben wären, durch vereinte Kraft im Innern hätten retten können. Unzählige, die gar keinen Trieb ins Ausland hatten, weil ſie ſich in ihrer Heimath wohl befanden, und wegen ihrer vernünftigen Lebensweiſe weder gehaßt noch verfolgt wurden, folgten mit Betrübniß dieſem prinzlichen Aufgebot, weil ſie ihre Ehre, die bekanntlich den Franzoſen über Alles geht, ohne dieſe Folgſamkeit zu verſcherzen glaubten. Das franzöſiſche Reich verlor faſt alle ſeine beſten Köpfe.

Einer dieſer Emiſſarien war auch nach Turin gelangt, und hatte ſein Abſteigequartier im Hauſe des Marquis von Troulebois genommen. Einige Tage nachher fuhren beide nach Moncalieri, ſuchten aber Herrn von Belſis nicht in ſeiner Wohnung auf, ſondern erwarteten ihn in dem Gaſthauſe, wo er zu ſpeiſen pflegte. Es ſollte ſcheinen, als führe ſie blos der Zufall hier zuſammen. Belſis erſchien; Troulebois ſtellte ihm den Emiſſär des Grafen von Artois vor, und dieſer überreichte dem jungen Edelmanne einen gedruckten, von den Prinzen unterzeichneten Aufruf. Troulebois ſagte: „Wenn Sie nun noch länger hier in Turin verweilen, Herr von Belſis, ſo wird man den Ihre Ehre ſtark gravirenden Gerüchten Glauben beimeſſen müſſen, die Sie als einen Anhänger des Pöbels bezeichneten. Wenn Ihnen die Ehre etwas iſt, wenn Sie ferner für einen Edelmann, für einen ächten Franzoſen gelten wollen, wohlan! ſo folgen Sie ungeſäumt dieſem Aufrufe.“

Belſis gerieth in Verlegenheit: er ſah die Schlinge, die ihm gelegt wurde, und wußte nicht, wie er ihr entgehen ſollte. Doch faßte er ſich ſchnell und erwiederte mit feinem Spott: „Herr Marquis, Sie ahnen nicht, wie ſehr ich mir Ihre verehrte Perſon in allen Stücken zum Vorbild genommen habe. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, ſind Sie mir als ein Muſter aller Tugenden erſchienen, und ich beſtrebte mich, Ihnen nachzuahmen: und obgleich ich ſelten das Glück hatte, in Ihre unmittelbare Nähe zu kommen, ſo beobachtete ich Sie doch mit ausnehmendem Fleiß von fern, und ich beſchloß alſo ſo lange in Moncalieri zu bleiben, als Sie in Turin bleiben würden, und zum Heere der Prinzen zu gehen, ſobald Sie ſich nach Coblenz verfügen würden. Die Gründe Ihres Bleibens ſchienen mir ſo wichtig, daß die meines Gehens dagegen verſtummen mußten. Sie wiſſen, daß ich ſchon vor drei Monaten abreiſen wollte; es ſchien mir aber beſſer zu bleiben, weil es auch Ihrer Weisheit zu bleiben gefiel."

„Nun gut!" ſagte der Marquis. „Ich nehme Sie beim Wort. Ich reiſe künftige Woche ab und freue mich, dadurch allein dem Grafen Artois und der gerechten Sache der wahren Franzoſen einen ſo jungen und ſtarken Arm gewonnen zu haben."

Belſis ſchwankte; es war vielleicht in dieſem Augenblicke ſein Vorſatz, wirklich abzureiſen, aber erſt ſeinen Vater aufzuſuchen, und erſt deſſen weiſen Rath anzuhören.

Der Marquis hielt Wort; eine Woche darauf war er ſammt dem Marcheſe auf und davon, und es hieß allgemein, daß beide nach Coblenz wären, um in dem dort gebildeten Heere Anführerſtellen zu übernehmen. Auch Pauline und Madame Durand wußten nicht anders, und Belſis ging das nächſte Mal in die Königsſtadt, um ſeiner Geliebten Lebewohl zu ſagen und einen ſichern Plan für die Zukunft mit ihr zu beſprechen.

Achtes Kapitel.

„Nimmermehr!“ rief Pauline erſchreckt, als ihr Belſis ſein Vorhaben mitgetheilt hatte. „Was wandelt Dich an, mein Philipp? Ich kenne Dich nicht mehr!“ ſetzte ſie hoch erſtaunt hinzu. „In Deiner Seele konnte nur der Gedanke aufſteigen, zu Artois Heere zu gehen? Ich will nicht davon reden, daß Du mich verlaſſen müßteſt, mich wieder in eine fremde Welt ſchleudern müßteſt, in der ich erſt nicht heimiſch war, in der ich aber nun, ſeit ich Deines Beſitzes mich erfreue, ein Fremdling geworden bin: ich würde Dich mit Freuden entlaſſen, wenn Du Deinen Arm für eine wahre, große Sache erheben wollteſt. Aber für die Lüge willſt Du ſtreiten? für das Reich der Finſterniß? Der Hölle willſt Du beiſtehen gegen die Mächte des Himmels, die endlich auf Erden zu ſiegen beginnen? Belſis, Du zerfleiſcheſt mir das Herz! Aber es war nur ein unglückſeliger Gedanke, der doch nie zur That geworden wäre. Nicht wahr, mein geliebter Freund?"

„Ich kenne Deine Abneigung gegen die Mächtigen und die Macht ſelbſt", erwiederte Belſis; „aber das ſtarke Gefühl Deiner reinen Seele wirft den Haß, der den Mißbrauch der Macht billiger Weiſe trifft, auf die Macht ſelbſt, ohne welche doch die menſchliche Geſellſchaft nicht beſtehen kann. Ich habe es ſtets ſo viel als möglich vermieden, mit Dir darüber zu reden, aber da mein bloſer Gedanke, zu Artois Heer zu gehen, Dich empört, da er Zweifel an die hohe und heilige Glut meiner Liebe in Dir zu erregen ſcheint, ſo muß ich mich ausſprechen."

„Eh' ich Dich weiter reden laſſe, muß ich Dich erinnern, daß die, welche die Macht ausüben und ihren Mißbrauch, dieſelben Perſonen ſind, und daß mein Haß nur die trifft, die die Rechte der Menſchheit mit grauſamen Hohne unter ihre Füße treten, die den arbeitſamen Landmann preſſen und drücken, um ihm den wohlverdienten Lohn ſeiner Arbeit abzunehmen, damit ſie, die nichts arbeiten, in allen Lüſten und Laſtern ſchwelgen können; ich haſſe dieſe Ungeheuer, die den Bauer und Bürger verlachen und verachten, die dieſe ehrbaren Leute zwingen, vor ihnen im Staub zu kriechen, wie Hunde, damit ihnen die gnädigen Herrn nur das Leben laſſen; ich haſſe dieſe Menſchen — darf man ſie noch Menſchen nennen, die das Ebenbild Gottes ſchänden? — die da meinen, ſie ſeien aus edlerm und beſſerm Fleiſch und Blut gemacht. Der erzürnte Genius der Menſchheit hat ſich endlich drohend erhoben, als man in Verſailles den dritten Stand verächtlich behandelte, ihn im Regen ſtehen ließ, während Adel und Geiſtlichkeit die große Treppe hinaufſtieg, und warten ließ, bis man ihm eine Seitenthüre öffnete. Ha! der Genius, der gehöhnte, verſpottete Genius hat ſich erhoben und vor ſeiner drohenden Fauſt ſind die übermüthigen Schwachköpfe geflohen, in Coblenz ſind ſie verſammelt, um Frankreich, das ſich ſelbſt befreit hat, neue Ketten zu ſchmieden. Und dieſen Barbaren wollteſt Du Deine Hand bieten zum gräßlichſten Geſchäft? Philipp, ich ſchaudre vor Dir!"

„Meine Pauline!" rief der Jüngling außer ſich. „Verdamme mich nicht, bevor Du mich gehört haſt. Nach dem, was neuerlich in Paris vorgefallen iſt, muß man Alles für den König und den Staat fürchten. Seit der mißglückten Flucht des Königs beſitzt er nicht einmal mehr den frühern Schatten von Macht. Die Gemäßigten in den Clubbs werden überſchrieen, überſtimmt, wüthende Anarchiſten gewinnen die Oberhand und in den Verſammlungen wird den Geſetzen Hohn und Verachtung geſprochen: was — ich beſchwöre Dich! — ſoll aus Frankreich werden, wenn die Macht nicht wieder mit Energie in ihre Rechte eintritt und mit gewaltiger Fauſt die Zügel der wildgewordenen Roſſe ergreiſt?“

„Und ſie wieder ſpannt in den Pflug ihres entwürdigenden Frohndienſtes?“ fragte Pauline bitter. „Durch allzuſtarken Druck und Reibung hat ſich die Maſſe entzündet: wollen ſich nun die wundern, die die Flamme hervorgerufen haben, daß ſie von ihr ergriffen werden?“

„Aber wenn man ſie wüthen läßt, verzehrt ſie das ganze Haus. Darum iſt es Pflicht, ſie zu dämpfen. Ein Staat bedarf einer Regierung, die Regierung bedarf Anſehen und Kraft, um ihren Willen durchzuſetzen. Der König bedarf des Adels zur Unterſtützung ſeines Willens, zu ſeinem königlichen Anſehn. Und Niemand kann die Flamme beſſer löſchen, als die ſie entzündet. Sie werden ſich eine ſtarke Lehre daraus ziehen. Jetzt gilt es aber vorerſt, daß jeder Rechtliche und Beſonnene dem Könige wieder zu Macht und Anſehn verhelfe, damit er im Stande iſt, den furchtbar drohenden Sturm noch zu beſchwören. Wäre ſeine Flucht gelungen, ſo wäre Frankreich jeden Falls jetzt ſchon gerettet. Nun muß jeder, der es mit ſeinem Vaterlande und deſſen edlem König gut meint, von außen her die Flamme mit erdrücken helfen. Glaube mir, Pauline, ich haſſe dieſen geiſtloſen, übermüthigen Hofadel, ich verachte den Stolz dieſer Leute, ich verabſcheue ihre laſterhafte Lebensweiſe, aber ich verkenne nichts deſto weniger nicht, daß vom Adel — wenn auch nicht vom Hofadel, von welchem jetzt keine Rede mehr iſt — die Rettung Frankreichs allein zu erwarten iſt. Tauſend brave Edelleute denken eben ſo wie ich, und eilen zu den Fahnen der Prinzen: ſie, die vom Hofadel zurückgeſetzt und verdrängt wurden, werden ihre Rechte gegen die übermüthigen Narren ſchon geltend machen und die Vernunft wird ſiegen.“

Pauline lächelte wehmüthig. „Hätteſt Du die Galeerenſclaven in Breſt geſehen, hätteſt Du die

Brevzards kennen gelernt, Du würdeſt urtheilen, wie ich, daß der Adel überflüſſig iſt, daß es weit geringern Aufwandes von Mitteln bedarf, um ein Volk glücklich zu machen. Frei muß es ſein vor allen Dingen, frei von ſeinen Bedrückern, ſeinen Blutſaugern. Wie Jeanne d'Arc, die Befreierin Frankreichs, möchte ich meinem Volke das ſiegfeſſelnde Schwert vortragen, aber nicht gegen äußere Feinde, nein gegen unwürdige, ſchändliche, laſterhafte Franzoſen, die Frankreichs Heil und Glück leichtſinnig und egoiſtiſch ihren vernunftwidrigen, unſinnigen ſogenannten Rechten, ihrem albernen Dünkel, ihren verabſcheuungswürdigen Lüſten opfern. Nein, mein Freund, fürchte nichts für unſer Vaterland! Aus dem Schutte dieſer rechtswidrigen Rechte wird die junge herrliche Blume der Freiheit emporblühen, prachtſtrahlend, duftſpendend und alle Rechtlichen erfreuend; aus dem jetzigen Chaos wird die erfreulichſte Ordnung hervorgehen, und die allein werden verflucht ſein, den franzöſiſchen Boden nicht mehr betreten zu dürfen, die die verbrecheriſche Hand gegen die neue Freiheit erhoben haben. Nein, mein Geliebter, bei allem, was unſre Liebe Reines und Göttliches hat, biete Deine reine Hand nicht dem blutigen Werke der Lüge! Ich laſſe Dich nicht."

„Ich bleibe ſchon", lächelte Belſis. „Es ſind die ſüßen Bande der Liebe, die mich feſſeln. Die hohen Ideale Deiner Seele leben nicht auf der Erde. Nicht dem Geiſte des Lichts gehört die Erde, ſondern dem Geiſte der Nacht; der Lichtgott naht ihr nur von fern, ſie zuweilen zu erhellen; verdrängen kann er den Nachtgeiſt nie, und ſo lang auch ſchon der Kampf dauert, immer iſt der Letztere Sieger geblieben. Die edlen Geiſter finden die göttliche Freiheit in ſich ſelbſt. Auch in Dir lebt ſie und treibt koſtbare Blüthen. Darum kümmre Dich nicht mehr um die Außenwelt; ſie möchte Dir furchtbare Täuſchungen bereiten! Was auch hat unſre Liebe mit dem Streite gemein, der in Frankreich entbrannt iſt? In dem weiten Reiche unſrer Herzen herrſcht der Sabbatfriede Gottes. Laß uns in ein ſtilles einſames Thal Italiens fliehen und uns von den Mitteln, die uns übrig bleiben, eine kleine Beſitzung kaufen. Ich will das Land bebauen, und wir werden fern vom Getöſe der Welt ruhig und glücklich leben. Wohl dem, der aus dem ſinnverwirrenden Streit der Meinungen ſich rettet an die Bruſt der Liebe, an den Buſen der Natur! An ſein glückliches Ohr dringt nicht das erbitterte Geſchrei der Parteien, die einander haſſen und befehden; nur die Töne der Liebe, der Zärtlichkeit, der Treue hallen ihm in Ohr und Herzen wider, das muntre Blöken ſeiner Heerden, die ihm den ſchönſten Reichthum, das, was Zufriedenheit bedarf, reichlich zuführen, das ſanfte Klagen der Nachtigall, die in der Laube, dem grünen Obdach ſeines Liebesglücks, ſitzt, das muntre Zwitſchern andrer Vögel, das Bellen des treuen Hundes, der ihm ſein Eigenthum bewacht. Ich kenne ein reizendes Thal in der Romagna, Pauline, ich kenne einen reizenden Landſitz in dieſem Thale, wo ich oft verweilte und der Alles hat, was ich wünſche. Der Beſitzer wird ihn mir um einen mäßigen Preis überlaſſen. Dorthin laß uns fliehen; ich will meinem Vater, meinen Geſchwiſtern ſchreiben, daß auch ſie dorthin kommen. In heitrer Eintracht und glücklicher Ruhe wollen wir die Zeit dort abwarten, bis ſich der Sturm in Frankreich gelegt hat und der goldne Frieden wieder eingekehrt iſt."

„Dein ſchönes Bild hätte mich wohl ſonſt beſtochen, eh' ich noch der hehren Göttin der Freiheit indas ſiegestrunkene Auge geſchaut hatte," verſetzte das Fräulein: „nun, ſeit ich weiß, was in Frankreich vorgeht, haben Ruhe, ländlicher Friede, Schönheit der Natur keinen Reiz mehr für mich, oder ich kann ihnen höchſtens einen flüchtigen Geſchmack abgewinnen. Das große Nationalgefühl, das in mir aufgelodert iſt, hat alle meine geiſtigen Kräfte in Anſpruch genommen. Ich kann nicht anders. Wollte ich meinem Gefühle folgen, ſo würde ich Dich eher zu einer Flucht nach Paris bereden, um ſelbſt handelnd an dem großen Weltdrama Antheil nehmen zu können: aber ich bin meinem Vater, mag er noch ſo ariſtokratiſch geſinnt ſein, ich bin ſeiner großen und reichen Familie Rückſichten ſchuldig. Ich gehöre dieſer Familie an, ich kann mich nicht von ihr losreißen. Ja, ich leugne nicht, daß ich meinen Vater liebe und ihn durch eine Flucht mit Dir nicht betrüben möchte. Darum laß uns keine Handlung übereilen! Laß uns vielmehr Alles von der Zeit hoffen!"

Belſis widerſprach ferner nicht mehr: er fügte ſich der ſüßen Nothwendigkeit der Liebe. Aber er fühlte, daß er ſeine Ehre in den Augen ſeiner Landsleute retten und ſich aus dem unthätigen Zuſtande reißen müſſe, und er beſchloß, — wie ſehr ihm auch Madame Durand davon abrieth, — einen entſcheidenden Schritt zu thun. Mit beklommenem Herzen erwartete er die Zurückkunft des Marquis.

Neuntes Kapitel.

Der Marcheſe di Prete war nicht mit nach Turin gekommen; Geſchäfte hatten ihn nach Genua gerufen und dort zurück gehalten. Der Marquis von Trouleboïs war allein zurückgekehrt. Den Tag nach ſeiner Ankunft ließ ſich Belſis bei ihm melden.

„Wie?“ rief der Marquis erſtaunt dem befangenen jungen Manne entgegen. „Iſt's möglich? Mein Nachahmer iſt noch in Turin? Wie ſtimmt das mit Ihrer Rede, wie mit dem allgemeinen Begriff von Ehre überein?“

„Ich bin gekommen, Ihnen Aufſchlüſſe über mein Handeln zu geben“, entgegnete Belſis. „Sie ſollen Alles erfahren und ſich hinſichtlich meiner nicht über Mangel an Offenherzigkeit zu beklagen haben.

Herr Marquis, ſeit dem Abende, wo ich die Ehre hatte, auf einem Schiffe mit Ihrem Fräulein Tochter und andern Damen zu fahren, habe ich die zärtlichſte Neigung für das herrliche Weſen empfunden, deſſen Vater zu ſein Sie ſo glücklich ſind. Meine Leidenſchaft ſtieg in dem Grade, als ich ſie unterdrücken wollte. Ich habe mir Alles wohl überlegt, aber die Stimme des Verſtandes wurde von der der leidenſchaftlichſten Liebe überſchrieen. Es war mir nicht möglich, Turin zu verlaſſen. Ich habe Ihre Rückkunft abgewartet, um offen und gerade mit Ihnen zu reden. Geben Sie mir die Hand Ihrer Pauline; ihr Herz beſitze ich ſchon."

„Alſo hat der Marcheſe doch Recht!" rief Troulebois ärgerlich. „Ich habe es immer nicht glauben wollen, noch mögen. Nun ich danke Gott, daß er nicht hier iſt; ſonſt liefe die Sache nicht vom Beſten ab. Ihnen, Herr von Belſis, habe ich nichts weiter als mein Bedauern auszudrücken, daß Sie nicht eher gekommen ſind. Meine Tochter iſt mit dem Marcheſe di Prete, einem Ehrenmanne, verlobt und unwiderruflich ſein eigen. Wären Sie vor dem Marcheſe gekommen, ſo wäre Pauline wahrſcheinlich Ihre

Verlobte: denn ich habe an Ihnen eben nichts anders auszuſetzen, als daß Sie im Geruch ſtehen, es mit den Feinden unſres Standes zu halten."

„Man überführe mich!" rief Belſis. „Die hämiſche Beſchuldigung iſt leicht ausgeſprochen, aber der Beweis wird ſchwer zu führen ſein. Ich will jedem, der mich bei Ihnen verläumdet hat, mit dem Degen den Lohn der Lüge zahlen."

„Ich habe es auch niemals geglaubt und kann es von einem Belſis nicht glauben," fuhr der Marquis fort. „Und überdies kommt das ganze Geſchwätz nur von Weibern her, von jenen Weibern, die mit Ihnen auf dem Schiffe waren. Was aber läßt ſich mit Weibern anfangen? Aber wenn Sie auch als der getreueſte Royaliſt und eifrigſte Anhänger der Ariſtokratie bekannt wären, es würden Ihnen in Bezug auf Ihr Anliegen doch nichts helfen. Ich kann doch ein Ding nicht zwei Mal verſchenken oder verkaufen? Der Marcheſe di Prete hat mein Ehrenwort, und Sie wiſſen doch, was das zu bedeuten hat. Er iſt ein ganz vortrefflicher, reicher, edler und vornehmer Genueſe: er iſt mein Freund; ich bin ihm viele Verbindlichkeiten ſchuldig; er liebt meine Pauline, wie ein Zwanzigjähriger; ich ſage Ihnen, er iſt ganz verſeſſen auf das Kind. Sagen Sie mir nun, welchen Grund könnte ich haben, ihm mein Wort zu brechen und Ihnen meine Tochter zu geben? Welche Anſprüche hätten Sie an mich, dies verlangen zu können? Und wenn Sie mein beſter Freund wären, und wenn Sie mir das Leben gerettet hätten, Sie könnten ſo etwas nicht verlangen, und wenn Sie es dennoch thäten, ſo könnte ich Ihrem Verlangen nicht willfahren."

„Aber bedenken Sie das Lebensglück Ihres Kindes! Sie werden zwei Herzen auf ewig unglücklich machen. Pauline liebt mich —"

„Kleine Schwärmereien! Ich kenne das ſchon. Es ging mir in dieſen Jahren nicht anders. Ich bildete mir auch ſteif und feſt ein, nicht anders als mit meiner geliebten Marguerite leben zu können. Margot mußte einen Marineoffizier heirathen, ich eine reiche Stiftsdame: es ging uns beiden herrlich. — Es iſt wahrlich gut für uns Alle, daß der Marcheſe nicht mitgekommen iſt. Er iſt ein Teufel von Eiferſucht, und in Vertrauen zu Ihnen, er hatte Sie gleich auf's Korn genommen. Er würde die Sache viel zu ernſt nehmen, und am Ende würde Blut fließen. Um dies zu verhindern, bitte ich Sie, ſich nicht lange mehr hier zu verweilen. Sobald die zweite Ernte auf ſeinen Gütern vorüber ſein wird, wird er wieder hier ſein. Dieſen Winter wird er ſich hier mir und Paulinen zu Liebe förmlich einrichten und ein großes Haus machen. Es könnte von unangenehmen Folgen ſein, wenn Sie noch hier wären."

„Und ſo hätte ich nichts von Ihnen zu hoffen?" rief Belſis von Schmerz zerriſſen aus.

„Was können Sie hoffen? Wünſchen Sie ſonſt etwas von mir; ich ſtehe zu Dienſten. Fehlt Ihnen Reiſegeld, ich werde Ihnen ſogleich tauſend Livres anweiſen laſſen."

„Ich danke für Ihre Güte!" ſagte der Jüngling bitter, und ging.

Alles war eingetroffen, wie Madame Durand vorausgeſagt hatte. In der nächſten Unterredung mit Paulinen ſuchte ſie Belſis noch ein Mal zur Flucht zu bereden, aber auch Madame Durand hielt dies Mittel für gottlos und verwerflich, und ſo mußte er den endlichen Ausgang ſeines Schickſals der ungewiſſen Zukunft überlaſſen. Um kein Mittel unverſucht zu laſſen, ſchickte er mehre franzöſiſche vornehme, meiſt alte Edelleute, welche nicht nach Coblenz gegangen waren, ja ſogar einige Geiſtliche an den Marquis ab; dieſer blieb aber unerſchütterlich, und ließ bekannt machen, daß er in dieſem Winter noch ſeine Tochter mit dem Marcheſe di Prete verheirathen werde. Ein neuer Donnerſchlag für die Liebenden! Madame Durand mußte von neuem Alles aufbieten, eine ſo baldige Vermählung zu hintertreiben.

So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, von Liebe und Verzweiflung, Wonne und Schmerz beſtürmt und doch gänzlich unfähig zu handeln und dieſem ungewiſſen Zuſtande ein Ende zu machen, trieb Belſis ſein altes Leben bis zum Anbruch des Winters.

Die Ankunft des Marcheſe hatte ſich länger verzögert, als der Marquis geglaubt, und dieſe Friſt war für die Liebenden von großem Gewinn. Der Marquis hatte kein Auge für die ſelige Verzückung der Liebe in Paulinens Auge, für die himmliſche Befriedigung der Liebesſehnſucht in ihren Blicken. Von ihm war keine Entdeckung ihrer Zuſammenkünfte zu fürchten.

Doch endlich langte der gefürchtete Mann mit einem wahren Heere von Dienern und einer Pracht in Turin an, die man fürſtlich nennen konnte. Er bezog ein eignes Hotel, das er prächtig einrichten ließ, ſuchte und fand Zutritt bei Hofe, und gab nun ein Feſt um das andre. Pauline war die Königin aller dieſer Feſte, ihr huldigte bald ganz Turin.

Die ſtille Schwermuth, welche ſonſt in ihrem Auge geruht hatte, war verſchwunden, es war ja jetzt vom Entzücken der Liebe durchglüht. Der Marcheſe ſelbſt wurde dadurch getäuſcht. Jedermann glaubte die kleine zarte Franzöſin glücklich, und auch er hielt ſie mindeſtens nicht für unglücklich. Da ſich der Marquis wohl hütete, dem Marcheſe etwas vom Antrage des jungen Belſis zu ſagen, ſo ließ der Marcheſe dieſen aus der Acht.

Unter dieſen Umſtänden kam das Ende des Monats November herbei. Da erſchien plötzlich das Decret der geſetzgebenden Verſammlung in Paris, dem zu Folge allen Emigranten anbefohlen wurde, in ihr Vaterland zurückzukehren. Wer bis zum Februar des folgenden Jahres nicht zurückgekehrt ſei, ſollte als ein Feind des Vaterlandes angeſehn, ſeine

Güter confiscirt und er ſelbſt, wenn er ſpäter in Frankreich betreten würde, mit dem Tode beſtraft werden. Das Decret brachte in Turin eine große Senſation hervor. Viele der ältern Emigranten kehrten nach Frankreich zurück. Belſis kam durch das Decret in eine Lage, deren Furchtbarkeit alles überſtieg, was er bis jetzt erlebt hatte. Nach Hauſe gerufen durch die Anhänglichkeit, die er an ſein Vaterland fühlte, ſo wie durch die Liebe für ſeine Familie, die ſeine Abweſenheit in die größte Gefahr ſtürzen konnte, zurückgehalten durch die ſüßen und geheiligten Bande der Liebe und Ehre, ſah ſich Belſis in einen Kampf verſetzt, der es ihm faſt unmöglich machte, zwiſchen den Opfern zu wählen. Blieb er, ſo wurde er für einen Emigranten gehalten, und er hatte doch niemals daran gedacht, ein ſolcher zu ſein; er durfte nie wieder nach dem ſchönen Frankreich zurückkehren, an welchem er doch mit ſchwärmeriſcher Liebe hing, ſein Vater konnte ſchwere Verantwortlichkeit davon haben. Ging er und ließ Paulinen zurück, ſo war — das fühlte er als ſchmerzlichſte Gewißheit — ſein ganzes Lebensglück verloren. Die Vorſicht gebot ihm überdies Paulinen ſeltner zu ſehen als ſonſt, und manche Woche ging vorüber, ohne daß er von einem Strahl ihres Auges erquickt, von einem Worte ihres Mundes getröſtet worden war. Düſtre Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, und ſelbſt Etienne vermochte ihn nicht mehr aufzuheitern. In dieſem troſtloſen Zuſtande fand ihn ein Brief ſeines Vaters, worin dieſer alle Mittel der väterlichen Liebe und Herrſchaft aufbot, den Sohn vor Ablauf der feſtgeſetzten Friſt zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Er beſchloß, Paulinen zu ſprechen, ihr ſeine Lage getreu zu ſchildern, und ihr dann die Entſcheidung ſeines Schickſals in die Hand zu legen. Ein großer Maskenball, den der Marcheſe di Prete einige Tage darauf in ſeinem Hotel gab, ſchien ihm die ſchicklichſte Gelegenheit, ſich mit Madame Durand zu verſtändigen und mit Paulinen eine geheime Zuſammenkunft zu verabreden. Gern hätte er ihr geſchrieben, wie er ſonſt zuweilen durch George gethan, aber auch dieſer hatte ſich ſeit einiger Zeit nicht ſehen laſſen und Etienne hatte endlich auf wiederholt angeſtellte Nachforſchungen erfahren, daß derſelbe auf Betrieb des Marcheſe ins Gefängniß gelegt worden ſei, ein Wink des Geſchicks, den Belſis hätte befolgen ſollen. Er aber hatte nur Sinn für ſeine Liebe und die ſonderbare Lage, in welche er durch dieſelbe verſetzt worden war.

Zehntes Kapitel.

Der Maskenball lärmte durch die Zimmer des Hotels Prete und entfaltete ſeine Pracht mehr und mehr. Der Hof beehrte den Marcheſe mit ſeiner Gegenwart; Schaaren von Hofherrn und Damen wogten hin und her. Alles huldigte der kleinen Feenkönigin, die mit einem blendenden Reichthum bedeckt war, wie man ihn nur in den Gemächern morgenländiſcher Könige zu ſehen bekommt. Es war Pauline, die traurig und verſtimmt auf das bunte Gewühl ſah, welches ſie umdrängte. Oft lächelte ſie mitleidig über das allzu auffallende Bemühen windiger und winziger Hofbadauds, ſich ihr bemerkbar zu machen, oder ihr durch eine geſuchte Stellung, eine alberne Maske, eine zierliche Redensart imponiren zu wollen. Ihre Augen ſuchten aus ganz anderm Grunde ſo emſig im Gewühl der Masken, und ihre Zerſtreuung galt keineswegs den ſie umfluthenden Hofherrn. Ihr Verlobter, als Oberon maskirt, hatte vergeblich Alles aufgeboten, ihr Freude zu machen oder nur ein beifälliges Lächeln abzugewinnen, und im höchſten Grad mißvergnügt über Paulinens gänzliche Theilnahmloſigkeit, hatte er ſich entfernt, um zu verhüten, daß er den Charakter ſeiner Maske allzutreu darſtellen und Oberon ſich mit Titanien zanken werde.

Eine Alrune nahte der Feenkönigin und flüſterte ihr etwas zu; einige Minuten darauf war Titania verſchwunden. Aber mehr als ein Paar Augen waren ihr gefolgt. Ein Endymion flog zu Dianen und berichtete ihr, was ſie ſelbſt bemerkt hatte, eine Nymphe brachte von einer andern Seite eine andre wichtige Nachricht. Diana eilte zu einer Dame, die als Gabriele d'Eſtrées figurirte, und die ſchöne Gabriele ſuchte gleich darauf Oberon auf. Oberon nahm, nachdem er die Kunde empfangen, plötzlich Titania's Charakter an; er ward eiferſüchtig; er ſprühete Feuer vor Eiferſucht. Von Gabrielen geleitet, kam er zu Dianen; Diana und Endymion brachten ihn zur Nymphe, und dieſe führte alle in ein Zimmer, welches am äußerſten Ende des Corridors lag.

Oberon rannte wüthend darauf los, am offnen Eingang ſtand die Alrune, die ſchnell ein Zeichen hinter ſich gab. Als der Marcheſe in das Zimmer ſtürmte, ſah er nichts weiter, als einen Diener des Marquis, der Titanien eben einige Erfriſchungen anbot. Der Marcheſe ſtürmte zur andern Thüre hinaus, eine Nonne eilte über den Corridor dem Maskenhaufen zu, Andre eilten vorüber, doch ſein furchtbar erregter Argwohn trieb ihn ins Zimmer zurück.

„Sie ſuchen ſich einen ſehr abgelegenen Ort, um ſich zu erfriſchen", ſpöttelte er gegen Pauline.

„Es iſt mir im Saale unerträglich", verſetzte Pauline zitternd.

„Und ſo einſam hier?" betonte der Marcheſe.

„Meine Freundin, meine Mutter iſt bei mir", ſagte Pauline, auf die Alrune deutend.

„Und hatten Sie nicht noch eine Geſellſchafterin?"

„Ich weiß von keiner."

„Das iſt ſehr traurig", fuhr der Marcheſe fort. „Ich werde für vertraute Geſellſchaft ſorgen. Es iſt nicht gut, daß Sie ſo allein ſind. Frau Marquiſin", wandte er ſich an Gabrielen — es war Frau von Merdy — „und Sie, Fräulein von Fleury", ſagte er zu Dianen, „ich bitte Sie, leiſten Sie doch dem armen Kinde Geſellſchaft, daß es ſich heute Abend nicht langweilt.“

Der Marcheſe inquirirte den Diener; der Menſch blieb dabei, die Alte hätte ihn mit den Erfriſchungen herbeigerufen, und als er in das Zimmer getreten, ſei eben eine Nonne hindurch geſchlüpft, in demſelben Augenblick ſei aber auch der Marcheſe hereingekommen. Dafür, daß er weiter nichts geſtand, wurde der Burſche denſelben Abend noch zu ſeinem Freund George ins Gefängniß gebracht.

Von dieſem Augenblick hatte der Marcheſe keine ruhige Stunde mehr, aber er, der Meiſter in der Kunſt der Verſtellung, ſchien immer dann am ruhigſten, wenn die Leidenſchaften am heftigſten in ihm tobten. Sein Argwohn fiel ſogleich wieder auf Belſis, und am andern Tage war dieſer, ohne daß er es ahnete, ſo wie Pauline, von einer Menge gut beſoldeter Spione umſchlichen und umſtellt, und beider Verderben unvermeidlich.

Belſis war wirklich als Pilger auf dem Maskenballe geweſen und hatte ſeine Maske ſo einrichten laſſen, daß es ſich in der Schnelle eines Augenblicks in eine Nonne verwandeln konnte. Er hatte Mad. Durand entdeckt und dieſe beſchworen, ihm eine Unterredung nur von einigen Augenblicken mit Paulinen zu gewähren; er hatte ihr einen Brief an Paulinen für den Fall anvertraut, daß er ſie nicht ſprechen könnte. Mad. Durand konnte dem von ihr ſo hochgeachteten Jünglinge nichts abſchlagen; ſie rief Paulinen herbei und wurde verrathen. Belſis flehte in dem Briefe noch um eine Zuſammenkunft bei Madame Louvet, er verſicherte ſie, daß er nach Frankreich zurück müſſe, und ihr vorher noch Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Mit unwiderſtehlich rührender Stimme hatte er dieſe Bitte dem liebenden Mädchen auch mündlich ausgeſprochen und ſie hatte ihm die Zuſammenkunft auf einen Abend noch in derſelben Woche zugeſagt.

Belſis verfügte ſich am Abend vor dem beſtimmten Tage zu Madame Louvet; am andern Abende erſchienen Madame Durand und Pauline. Die Letztere war ſehr ängſtlich und befangen, ſo daß es dem liebeglühenden Belſis auffiel. Auf ſein ſorgliches Befragen ſagte ſie: „Ich habe in der verwichenen Nacht einen recht böſen Traum gehabt, und den ganzen

Tag über habe ich mich dem Eindruck nicht entwinden können, den er auf mich gemacht."

„Ich bitte Dich, erzähle mir den Traum!" bat Belſis. „Böſe Träume bedeuten Gutes und umgekehrt: ich will ihn Dir auslegen."

„Mir kam es vor, als ritten wir auf zwei weißen Pferden recht ſchnell und der Marcheſe di Prete war auf einem ſchwarzen Pferde hinter uns ſo nahe, daß er unſere Pferde beim Schweife faßte. Da langten wir plötzlich auf unſrer Stammburg in der Bretagne an und ſprengten haſtig durch das Thor, das hinter uns zuſchlug und den Marcheſe von uns abſchnitt. Dieſer belagerte nun das Schloß und wollte es ſtürmen. Wir aber waren in der Schloßkapelle und wurden von einem kleinen Prieſter mit ſchrecklich ſtechenden Augen getraut. Es war ſo leer und ſchauerlich in der Kirche und außer uns dreien kein Menſch weiter darin. Sobald der Prieſter fertig war, grinſte er recht teufliſch, und ging, um das Thor des Schloſſes aufzumachen und den Marcheſe herein zu laſſen. Dieſer ſtürmte wüthend in die Kirche und brachte meinen Vater mit. Wir wußten vor Angſt und Entſetzen nicht, wohin wir uns wenden, wohin wir fliehen ſollten; nirgends ein Zufluchtsort, nirgends ein Ausweg. Da, in unſrer höchſten Noth, öffnete ſich die Familiengruft am Boden und eine weiße Frau ſtieg herauf — ich wußte ſogleich, es war meine Mutter, doch kann ich nicht angeben, woher ich dieſe Kenntniß hatte. — Sie ging auf meinen Vater zu, faßte ihn bei der Hand und winkte uns beiden mit gebieteriſchem Ernſt, ihr zu folgen. Wir gehorchten, und ſo führte ſie uns in die Gruft, die ſich ſogleich über uns ſchloß. Was ferner geſchah, weiß ich nicht mehr: ich gerieth in einen ſonderbaren, wirren, unklaren Zuſtand. Dies iſt mein Traum."

Belſis war während dieſer Erzählung von einem ihm unerklärlichen Grauen befallen worden und ſchauderte ſich unwillkührlich; er wollte reden, aber das Wort erſtarb ihm ſchier auf der Lippe, und nur mit Mühe brachte er endlich hervor: „Der allerdings ſonderbare Traum wird weiter nichts bedeuten, als unſre Flucht. Der Marcheſe und Dein Vater werden uns verfolgen, wir aber werden ein ſichres Aſyl finden und von ihnen nicht erreicht werden. Der Traum hat ſchon für mich geſprochen, Pauline, und Dir in ſeltſamen Bildern angedeutet, was nothwendig und unvermeidlich iſt. Ja, meine Geliebte, es giebt für unſre Liebe kein andres Rettungsmittel mehr, als gemeinſame Flucht nach unſerm Vaterlande. Das Decret für die Emigranten gebietet jedem Franzoſen im Auslande ungeſäumte Rückkehr, will er nicht für einen Volksfeind und Vaterlandsverräther gelten und Güter, Ehre und Vaterland auf ewig verlieren. Nichts wäre mir verhaßter, als für einen dieſer ſchrecklichen Menſchen gehalten zu werden, die nur ſich und ihre ſogenannten Rechte im Auge haben, die die wahren Rechte des Menſchen überhaupt frevelnd mit Füßen treten, und diejenigen, welche die Anerkennung dieſer Rechte fordern, mit Feuer und Schwert vernichten wollen. Der Gedanke ſchon iſt mir gräßlich, daß man in Frankreich meinen Namen mit unter denen der Geächteten nennen würde. Ich muß ſchnell nach Frankreich zurück, aber nicht ohne Dich kann ich gehen; das Leben iſt mir nichts werth ohne Dich. Ich beſchwöre Dich, widerſtehe nicht länger meinen Bitten! Was ſoll denn nur endlich hier werden aus uns? Auch dieſe Unthätigkeit erfüllt mich mit Grauſen. Wie eine Nachteule ſteck' ich in meinem Bau; ich ſehe alle Welt zu Deiner Huldigung ſich drängen: ich, Dein Geliebter, muß fern bleiben. Mein Herz verzehrt ſich in Glut und Qual. Nicht länger ertrag' ich dieſen Zuſtand. Wirf die Dir anhängende Scheu von Dir, und bedenke, daß die Sünde, die Du an mir thuſt, wenn Du bleibſt, größer iſt, als die, welche Du an Deinem Vater thuſt, wenn Du gehſt. — Madame Durand", wandte er ſich flehend zu dieſer, „vereinigen Sie Ihre Bitten den meinigen! Sie kennen unſre Lage, Sie kennen mein Herz und wiſſen, was noth thut. Sagen Sie Paulinen, daß nur Flucht uns retten kann, daß dies Ihre innigſte Ueberzeugung iſt."

„Wenn es darauf ankommt, meine Ueberzeugung zu ſagen", verſetzte die Gouvernante, „ſo habe ich keine andre, als daß in der Flucht allein Heil für uns Alle liegt, und kein Vernünftiger, der unſre Lage kennt, wird anders urtheilen. Wenn es aber gilt, Paulinen zur Flucht zu überreden, ſo muß ich verſtummen. Ihr Herz allein muß entſcheiden. Hält es die Pflichten des Kindes gegen den Vater und den unbedingten Gehorſam für wichtiger und heiliger, als den Zug des Herzens zu dem Geliebten, wohlan, ſo bleiben wir, und Sie reiſen allein nach Frankreich zurück, Herr von Belſis, ob Ihr Herz auch verblute. Fühlt ſie aber —"

„Halt ein!" rief Pauline ſchmerzlich bewegt. „Schont meines Herzens, verkennt es nicht! Ich bin ja in der Welt noch ſo unbewandert; iſt es denn ein Wunder, wenn ich fehlgreiſe, zumal ich zeither ſo oft getäuſcht worden bin. Ich gehe mit Dir, Philipp, und auch Du gehſt mit mir, Caton. Nicht wahr? Was wär' ich denn ohne Dich? Eine von ihrem Mutterboden losgerißne Pflanze."

„Nur der Tod ſoll uns trennen!" ſagte Mad. Durand mit Zärtlichkeit.

Und wie zum furchtbaren Hohne dieſer Worte ſtand plötzlich das Schickſal in ſcheuslicher Geſtalt vor den Erbebenden. Die Thüre wurde aufgeriſſen und mit wuthflammenden Augen, den blitzenden Degen in der Fauſt, ſtürzte der ſchäumende, flücheſchnaubende Marcheſe herein auf Belſis zu. Hätte Mad. Durand ſich nicht mit entſchloßnem Muthe zwiſchen den raſenden Italiener und den beſtürzten Jüngling geworfen, der Letztere wäre durchbohrt worden, eh' er Zeit hätte finden können, ſeinen Degen zu ziehen. Durch die raſche Entſchloſſenheit der Gouvernante gelang es wenigſtens Belſis, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Pauline war ohnmächtig auf das Sopha niedergeſunken, ihr nach dem Marcheſe hereingekommener Vater war mit ihr beſchäftigt. Belſis führte ſeinen Degen mit Muth und Beſonnenheit, und ſchlug ſich, obgleich aus mehren Wunden blutend, durch die zahlreiche Begleitung des Marcheſe durch: er hatte einige derſelben ſtürzen ſehen, der Marcheſe ſelbſt blutete. In heftigſter Aufregung gelangte er zu ſeinem Freunde, bei welchem er ſein Abſteigequartier hatte, wenn er nach Turin kam. Dort verband er ſich die Wunden. Der Freund beſchwor ihn, in dieſer Nacht noch zu fliehen; die Rache des Marcheſe werde fürchterlich ſein und ſeinem Leben, bliebe er länger in Piemont, ſtets Gefahr drohen. Belſis war in einer Lage, deren Verwirrung ſich nicht beſchreiben läßt. Unfähig zu überlegen oder zu handeln, eilte er in der Nacht noch nach Moncalieri zurück, und dort würde er ſicherlich in die Hände der von ſeinem Feinde ausgeſchickten Häſcher gefallen ſein, wenn nicht Etienne, von dem Augenblicke an, wo ſein Herr außer ſich in das Zimmer ſtürzte, raſch und wohl überlegt gehandelt hätte. Der treue und kluge Diener ſah ein, daß die kleinſte Verzögerung Verderben bringen müſſe; ehe alſo der Tag graute, waren ihre kleinen Habſeligkeiten in Mantelſäcke gepackt und die Pferde geſattelt. Belſis that, was ſein Diener wollte; der Schmerz hatte den ſonſt ſo muthigen Jüngling übermannt. Etienne ritt mit ihm auf wenig gangbaren Wegen, um Turin zu vermeiden, den Alpen zu. Später erfuhren ſie, daß nur eine Stunde nach ihrer Abreiſe Polizeiſoldaten mit Dienern des Marcheſe in Moncalieri eingetroffen ſeien, um Belſis gefangen zu nehmen.

Elftes Kapitel.

Auf dem Wege von Turin nach dem Mont Cenis liegt hart an der Piemonteſiſchen Grenze das Städtchen Novaleſe, tief im Gebirge. Dorthin hatte Etienne ſeinen kranken Herrn gebracht. In Novaleſe lebte ein junger franzöſiſcher Edelmann, deſſen Mutter aus einem vornehmen adligen Hauſe ſtammte, welches dort Beſitzungen hatte. Baron von St. Martin hatte mit Belſis in Paris ſtudirt, und obgleich beide nicht die geringſte Charakterähnlichkeit mit einander hatten, ſo hatten ſie ſich doch gegenſeitig viel Gefälligkeiten geleiſtet und Umgang mit einander gepflogen. St. Martin war eine leichte Seele, die über nichts nachdachte, muthig, unbeſonnen, dem Vergnügen ergeben, ein treuer Freund, Abenteuer liebend, und tollkühn, wenn es galt, ein ſolches zu beſtehen.

Kaum hatte ſich St. Martin von den Leiden ſeines Univerſitätsfreundes und deren Urſachen umſtändlich berichten laſſen, als er lachend rief: „Dir ſoll geholfen werden. Schreibe ſogleich einen Brief an das Fräulein von Trouleboïs und beſtimme ihr den Tag, wann Du ſie in Turin entführen willſt; für das Uebrige laß mich ſorgen.“ Belſis wollte anfangs vom Plane ſeines Freundes nichts wiſſen, er hing nur ſeinem Schmerze nach; endlich aber gab er nach und ſchrieb Paulinen, daß ſie ſeine Mörderin werden würde, wenn ſie ſich nicht entſchlöſſe, mit ihm zu fliehen und ſeine Gattin zu werden.

Mit dieſem Briefe reiſete St. Martin nach Turin, aber es ward ihm bei weitem nicht ſo leicht gemacht, als er ſich eingebildet hatte, an Paulinen zu kommen. Sein Adel und ſeine ariſtokratiſche Geſinnung verſchaffte ihm zwar bald Zutritt im Hauſe des Marquis von Troulebois, aber damit war auch ſo ziemlich Alles abgethan. Pauline wurde die erſten Wochen gar nicht ſichtbar, und St. Martin merkte bald, daß er durch einige unvorſichtige Fragen nach ihr die eiferſüchtige Aufmerkſamkeit des Marcheſe auf ſich gezogen hatte. Der Marquis warnte ihn ſelbſt freundſchaftlichſt vor Prete's Leidenſchaftlichkeit, und ſchwur hoch und theuer, der argwöhniſche Italiener werde jeden ermorden, der Paulinen nur ein freundlich Geſicht mache. St. Martin beſchloß vorſichtiger zu ſein und ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben in Geduld zu üben, was ihm allerdings ungemein ſchwer ankam. Seine Leidenſchaft für tolle Streiche und Abenteuer, und der Vorſatz, den Italiener ſammt dem Marquis dennoch zu betrügen, halfen ihm über die von ihm früher noch nicht betretene unbequeme Straße der Geduld hinweg.

Madame Durand, auf welche bei der Entführung ſtark gerechnet worden war, fand St. Martin nicht mehr im Hauſe, und er durfte nach ihr, die er doch gar nicht gekannt hatte, nicht fragen, um den ſchon gegen ſich ſtehenden Verdacht nicht noch zu vermehren. Die Bälle, die Luſtbarkeiten, welche der Marcheſe in der erſten Hälfte des Winters ſo reichlich veranſtaltet hatte, fielen in der zweiten gänzlich weg; als Grund dieſer Veränderung wurde die anhaltende Kränklichkeit Paulinens, die ſtets das Zimmer hütete, angegeben. Das Publikum gab andre Gründe an. — St. Martin ſchrieb ſeinem Freunde Troſtbriefe voll ſchöner Hoffnungen, und ſpielte in des Marquis Hauſe ſeine Rolle ſo gut als möglich. Trouleboîs fing an, zutraulich zu werden und den jungen ihm in ſehr vielen Beziehungen gleichen Edelmann, an dem er Geſchmack fand, an ſich zu ziehen; Prete betrachtete den leichtfertigen Franzoſen ſtets mit Mißtrauen. St. Martin brachte es endlich ſo weit, daß er in Trouleboîs Familienzirkel gezogen wurde; Pauline wurde ihm vorgeſtellt. Sie ſah ſehr angegriffen aus, der Glanz ihres Auges war erloſchen, ſie ſchien ungeheuer viel gelitten zu haben. Leider konnte er ſich ihr nicht durch einen Blick als der Bote ihrer Liebe bemerklich machen: ſie war von Frauen umgeben, die jede ihrer Bewegungen belauſchten.

St. Martin ſah nicht, wie er zum Ziel gelangen ſollte. Ein zweites Gegenüber mit Paulinen hatte keinen beſſern Erfolg; ſie war ſo in ihren Schmerz verſunken, daß ſie ſeiner gar nicht achtete. St. Martin war bald entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen. Er hatte unter den drei Damen, welche Paulinen ſtets umgaben, eine ſchlanke braune Italienerin bemerkt und vom Marquis erfahren, daß ſie ein armes genueſiſches Fräulein und vom Marcheſe zur Geſellſchafterin ſeiner Braut beſtellt worden ſei. St. Martin war mit ſeinem Plane fertig; er wollte ein zärtliches Verhältniß mit der Italienerin anknüpfen und ſie nöthigen Falls ſogar heirathen, um ſich dadurch einen Weg zu Paulinen zu bahnen und ſeinem Freunde zu helfen. Nun fing er damit an, den Marquis zu ſeinem Vertrauten zu machen und demſelben zu geſtehen, daß er in Giulia Ghiberti ſterblich verliebt ſei. Der Marquis war über dieſen Umſtand hocherfreut, umarmte ſeinen Landsmann zärtlich und verſprach ihm hoch und theuer, ſein Fürſprecher bei Giulia zu werden. Dergleichen Geſchäfte hatte der Marquis ſonſt ſchon mit Vorliebe getrieben; es war ihm nichts angenehmer, als wieder ein Mal ein Liebesverhältniß zu Stande zu bringen. Nach einigen Tagen ſahen ſich, auf Troulebois Veranſtaltung, St. Martin und Giulia, wie durch Zufall, allein; der leicht entſchloßne, ſchnell handelnde Franzoſe hielt nicht lange an ſich; die feurigſte Liebeserklärung floß von ſeinen beredten Lippen. Er log der entzückten Italienerin vor, er habe ſie irgendwo erblickt und ſei von ihren Reizen bezaubert worden, und allein der glühende Wunſch, Gegenliebe in ihr zu erwecken und ſich ſo an die Grenzen irdiſchen Glücks zu verſetzen, habe ihn in das Haus geführt, und die geſuchte Bekanntſchaft mit dem Marquis ſei nichts als das Werk ſeiner heißflammenden Liebe. Giulia glaubte dem Schwätzer; ſo ſüße herzengewinnende Worte hatte noch kein Mann zu der Armen geſprochen. Weder der Charakter noch die Natur ihres Vaterlandes erlaubten ihr lange Zögerung, St. Martin ſah ſich in Kurzem leidenſchaftlich von dem Mädchen geliebt und gefiel ſich in dem ſchönen Verhältniß, das ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Beide ſprachen ſich oft heimlich. Der Marcheſe, dem dies Verhältniß nicht lange verborgen bleiben konnte, ließ nun allen Verdacht gegen St. Martin fahren; Pauline kam mehr in Geſellſchaft des Letztern und er konnte immer deutlicher wahrnehmen, in welchem troſtloſen Zuſtande die Geliebte ſeines Freundes lebte. Er nahm davon Gelegenheit, mit Giulia über Paulinen zu ſprechen und erforſchte allmälig, wie weit er ſich wohl heraus wagen dürfe; doch bald war er überzeugt, daß die rückſichtsloſe Leidenſchaft der Italienerin keinen Anſtand nehmen würde, ſich zur Vermittlerin gebrauchen zu laſſen. Er zeigte ihr alſo eines Tags einen Brief von Belſis vor, der ſo geſchrieben war, als kennten ſich beide nicht näher, und worin dieſer dringend bat, die beiliegenden Zeilen an Paulinen zu beſorgen. St. Martin ſagte ſeiner Geliebten dazu, daß er Belſis früher gekannt und dieſer davon Veranlaſſung genommen, ihn mit dieſem Auftrage zu behelligen, der ihm nicht der angenehmſte ſei, da er das Vertrauen des Marquis beſitze und nicht geſonnen ſei, daſſelbe zu mißbrauchen, daß zwar auf der andern Seite die Verzweiflung der Liebenden einiges Mitleid verdiene, und daß ein Pärchen, das ſo glücklich in ihrer Liebe ſei, wie ſie, allerdings ein ſolches Mitleid gegen ein ſo unglückliches Paar, wie Belſis und Pauline, äußern dürfe und müſſe. Giulia erbot ſich, wenn ſie ihrem Geliebten damit eine Gefälligkeit erzeigen könne, Paulinen den Brief zuzuſtellen. Nun war das Spiel gewonnen. Giulia wurde die Vertraute der Unglücklichen, die nun plötzlich die ganze heftige Glut ihrer Seele, die ſie zeither in ihrer Bruſt hatte zurückdrängen müſſen, auf die Italienerin übertrug. Die Stelle, welche in Paulinens Herzen durch die grauſame Entfernung ihrer Caton leer geworden war, ſollte ihr Giulia nicht nur ausfüllen, ſie ſollte ihr noch mehr werden; denn in den Tagen des Unglücks, die ſie jetzt umſtarrten, bedurfte ſie einer feſtern Stütze, als in den Tagen des leichten Glücks. Pauline klammerte ſich mit einer Heftigkeit an Giulia, die dieſe erſchrecken machte. Es war in Paulinens Verlaſſenheit ein verzeihlicher Fehler, überſehen zu haben, daß Giulia durchaus untauglich zu der Herzensſtelle ſei, die ſie bei ihr einnehmen ſollte; ſie war zu ſehr mit ihrem Unglück und den Gedanken an den Geliebten beſchäftigt, um gleich zu Anfang einzuſehen, daß Giulia gar nicht im Stande ſei, ſie zu faſſen und etwas von der ſonderbaren Liebe zu verſtehen, wie ſie bei Paulinen ſich äußerte. Das Bedürfniß nach einer theilnehmenden

Seele war in ſeiner vollen Stärke in Paulinens Bruſt erwacht und warf ſich auf den erſten beſten Gegenſtand, der ſich ihres Vertrauens würdig zeigte, und es genügte dazu, ihr einen Brief von Belſis zu überbringen. Die erſten Tage über überglühete ſie Giulia mit den reichen heißen Ergüſſen ihres liebevollen Herzens, aber die Italienerin wurde von dieſer Heftigkeit betäubt und mußte an ſich halten, um nicht ſcheu vor dem Mädchen zurück zu weichen, die ihr wie eine halb Verrückte vorkommen mußte. Giulia fühlte auch ſtark, aber ihre Gefühle waren ganz ſinnlicher Natur, während Paulinens Schwärmereien keinen Anflug von Sinnlichkeit hatten. Dieſer neue Freundſchaftsbund mochte nun noch ſo ungleich ſein, er erfüllte doch ſeinen Zweck: durch Giulias und St. Martins Hände wanderten Paulinens ſchwärmeriſche Sehnſuchtsergießungen in Belſis Hand und dieſer ſchrieb ihr auf umgekehrtem Wege wöchentlich und drang immer mehr auf Flucht, wozu ſich Pauline auch endlich bereden ließ. Es war St. Martin gelungen, in Giulias Beiſein einige Male mit Paulinen zu reden und ihr begreiflich zu machen, daß Flucht ihr einziges Rettungsmittel ſei, und ſie verabredete mit ihm Zeit und Gelegenheit. Dieſe Verabredung meldete St. Martin ſeinem Freunde nach Novaleſe. Einige Tage darauf traf Etienne in Turin ein. Am beſtimmten Tage verfügte ſich Pauline mit Giulia ins Theater. Der Wagen wurde nach Hauſe geſchickt, um gegen Ende der Oper wieder vorzufahren. Doch ſo wie der erſte Akt vorüber war, verließen die beiden Mädchen wieder unbemerkt das Haus und riefen nach ihrem Wagen. Dieſer fuhr ſogleich vor; dies Mal ein andrer, deſſen Kutſcher Etienne war. Sie ſtiegen ein, raſch ging's zum Thore hinaus nach Moncalieri zu. Dort fanden ſie Belſis und St. Martin zuſammen. Pauline lag in den Armen ihres Geliebten. Nun war ſie ganz ſein Eigenthum. Alle Bande, die ſie noch an die übrige Welt gefeſſelt, waren zerriſſen, und dieſer Gedanke erfüllte ſie mit Wonne und Wehmuth zugleich. Belſis aber lebte zuerſt wieder in ihren Armen auf. Erſt jetzt wuchs ihm ſein alter Muth wieder in der Bruſt und die Thatkraft, die ihn verlaſſen hatte, kehrte verdoppelt zurück.

St. Martin gab Belſis einen Brief an einen Bruder ſeiner Mutter, der Prälat in Ferrara war, und reiche Beſitzungen in den Delegationen hatte: dann ſchieden die Freunde und Freundinnen. St. Martin ging mit Giulia nach Novaleſe und lachte unbändig, auf ſo ſonderbare Weiſe zu einer Braut gekommen zu ſein; Belſis verfolgte mit Paulinen und Etienne die Straße nach Ferrara.

Zwölftes Kapitel.

Es iſt wichtig bemerkt zu werden, daß die Entführung Paulinens ſchon nach dem Termin fiel, welcher den Emigranten zur Rückkehr in ihr Vaterland geſetzt worden war, und daß Belſis nun nicht mehr daran denken konnte, ſeine Geliebte nach Frankreich zu führen, wo er vor jeder Nachſtellung von Paulinens Vater und Verlobten ſicher geweſen wäre. Nachdem er den Winter über in Novaleſe den Gang beobachtet hatte, welchen die Factionen einſchlugen, hatte er dieſen Plan ſchon lange aufgegeben. Deshalb war ihm die Empfehlung St. Martins an den geiſtlichen Oheim deſſelben ſehr willkommen. In dieſem Briefe ſtand übrigens nichts Näheres über Paulinens Verhältniſſe.

Der Prälat nahm die Flüchtlinge gut auf und zeigte ſich gegen Belſis ſogar freundſchaftlich. Kaum aber hatte ihn Pauline erblickt, als ſie von einem heftigen Gefühl ergriffen wurde. Sobald ſie mit ihrem Geliebten wieder allein war, eröffnete ſie ihm nicht ohne Beben, der hochwürdige Prälat Signore Dominico ſei der Prieſter, von welchem ſie geträumt. Belſis verſuchte vergeblich, den übeln Eindruck, welchen dieſe Entdeckung auf ihr leicht erregtes Gemüth gemacht hatte, zu verwiſchen, und doch konnte er weiter nichts thun, als ſich in die Nothwendigkeit fügen. Wenn die rückſichtsloſe Entfernung der Mad. Durand der erſte Schatten war, welcher in ihre Seele geworfen wurde, wenn ihre Flucht und Trennung von Giulia den zweiten Nachtgeiſt heraufbeſchworen, ſo erſchien der Prälat als das dritte Geſpenſt und ragte furchtbar drohend in ihre ahnungerfüllte Seele herein, und es ward immer düſtrer darin.

Der Prälat bot Belſis einen kleinen verſteckten Landſitz an, und bat ihn, die Verwaltung des Gütchens zu übernehmen: mit Freuden willigte dieſer ein. Eh' er mit Paulinen dorthin abreiſte, fand er es für ſchicklich und nöthig, ſich mit der Geliebten trauen zu laſſen, und Dominico vereinigte ihre Hände feierlich vor dem Altare. Pauline beruhigte ſich etwas, als ſie ſah, daß die Kirche, in welcher ſie getraut wurden, keine Aehnlichkeit mit der Kapelle auf ihres Vaters Stammſchloſſe habe, daß viele Leute zugegen waren, und während und nach der heiligen Handlung nicht das geringſte Störende oder Unglückbedeutende vorfiel. Am andern Morgen reiſten ſie mit Etienne auf das geiſtliche Gut in der Nähe von Ravenna ab. Hier leuchtete ihnen heiliger Frieden entgegen und begrüßte ſie freundlich an der gaſtlichen Schwelle. Belſis warf ſich ſogleich mit dem Eifer der Begeiſtrung in die Geſchäfte: der Gedanke, ſich und ſeiner Frau das Leben durch Thätigkeit zu verdienen und zu verſchönen, machte ihn doppelt glücklich. Für ſie zu arbeiten, war ſein höchſter Genuß. Die beſſere Bewirthſchaftung des Gutes nahm ſogleich mit dem erwachenden Frühling ſeine ganzen Kräfte in Anſpruch. Er war Tage lang außerhalb des Hauſes; deſto größer und inniger waren ſeine Genüſſe, wenn er nach ſolcher Entbehrung und Arbeit Abends an der Bruſt ſeines Weibchens lag. Um Frankreich bekümmerte er ſich faſt nicht mehr, und nur von der Vergangenheit Frankreichs unterhielt er ſich mit Paulinen. Nachrichten von dort drangen gar nicht in ſeine glückliche Einſamkeit. Aber dieſe war es gerade, welche Paulinens Seele mehr und mehr mit düſtern Bildern umnachtete. Um nicht allein zu ſein und dadurch zu trüben Gedanken veranlaßt zu werden, zu welchen ihr ſchwermüthiges Gemüth ſo ſehr geneigt war, begleitete ſie anfangs ihren Gatten zu Pferde auf den weiten Feldern, aber dieſe Lebensart war für ihren allzuzarten Körper viel zu anſtrengend. Belſis ſah bald die bedenklichen Folgen davon und war genöthigt, ſie zu beſchwören, daß ſie ſich zu Hauſe pflegen und ſchonen möchte. Mit blutendem Herzen fügte ſie ſich; ſie ſah voraus, was nun kommen würde. Und das unabweisbare Schickſal ſtellte ſich ein. Welcher Sterbliche könnte dem ernſt waltenden Fatum entgehen, das, aller Vernunft und religiöſem Glauben zum Spott, in der über unſern Häuptern laſtenden Nacht ſeine nie fehlenden Pfeile ſchleift: ſie ſchwirren hervor, der eine tödtet zur Stelle, der andre durch das langſam zehrende Gift ſeiner Spitze, aber es iſt keiner vergebens von nachtumhüllter Hand geſchleudert.

Die Sehnſucht nach ihrer Caton hatte ſeit dem verhängnißvollen Abend, der ihr die mütterliche Freundin von der Seite geriſſen und den Geliebten unter die Schwerter ſeiner Feinde geworfen hatte, immer wie ein ſtill nagender Geier an Paulinens Herzen gezehrt, aber das laute Toben ihrer Umgebung hatte ſie doch den Schmerz der Entbehrung nicht in ſeiner ganzen fürchterlichen Tiefe empfinden laſſen; ſpäter hatte ihr Giulia einigen — wenn auch nur ſehr geringen — Erſatz geleiſtet: ſie hatte doch eine weibliche Seele gehabt, der ſie ſich mittheilen konnte und deren Gemüthsmangel ſie in ihrer Extaſe gar nicht bemerkte. Die erſten Wochen ihrer Ehe wurden von dem ſtillen innigen Glück erfüllt, den Geliebten nun ganz zu beſitzen: aber jetzt, wo ſie allein zu Hauſe bleiben mußte, brach auch die mächtige Stimme der Natur mit deſto ſchmerzlichern und immer wilder werdenden Wehlauten hervor. Nicht daß die Liebe zu ihrem Gatten ſich verringert hätte, im Gegentheil liebte ſie ihn immer ſtärker und natürlicher, aber alle Räume des Herzens wollen ausgefüllt ſein; dies zarte Herz bedurfte neben dem männlichen Freunde, dem Geliebten, dem Gatten, noch der gleichgeſtimmten weiblichen Seele, des theilnehmenden Gemüths der Freundin, der Mutter; und in dieſer gräßlichen Einſamkeit hatte ſie nicht einmal ein Surrogat, nicht den kleinſten Erſatz für den ungeheuern Verluſt. Die einzigen weiblichen Geſchöpfe auf dem Gute waren rohe Mägde. Den ganzen Tag war ſie ſich allein überlaſſen und ihre Phantaſie arbeitete Tag für Tag furchtbarer und verwüſtender in ihr, ohne daß es Belſis vom Anfange herein bemerkt hätte. Es kam noch ein Umſtand hinzu, der Paulinen nicht minder Verderben drohete. Wie nämlich Madame Durand vorausgeſehn, ſo war es eingetroffen. Es bedurfte nur weniger Wochen vereinten Zuſammenlebens, um das Ideal zu zerſtören, unter welchem ihren Geliebten ſich vorzuſtellen Pauline ſich ſo ſehr gewöhnt hatte. Kein Sterblicher konnte ja dieſem Phantaſiebilde gleich kommen; wie hätte der ruhige, beſonnene, verſtändige Belſis, der das reine Feuer auf dem Heerde ſeiner Liebe nicht mit raſcher, ſtürmiſcher, ſondern mit heilig ruhiger, von keiner leidenſchaftlichen That entweihter Hand pflegte, wie hätte er nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem wunderbaren Glutgebilde dieſer ſchönen, aber an unheilbarer Schwärmerei kranken Seele haben können. Der von ihr ſelbſtgewebte Trugſchleier wurde endlich vor Paulinens Augen zerreißen, ſo feſt ſie ihn auch zu halten bemüht war, und obgleich Belſis durch ihre Erkennung der Wahrheit nichts an ihrer Liebe und Achtung verlor, ſo bereitete ihr die ſelbſtverſchuldete Täuſchung ihrer krankhaften Reizbarkeit doch einen ungeheuern Schmerz, dem ſie ſich, weil ſie ihn mit keinen Waffen bekämpfen konnte, troſtlos überließ. Dieſe Täuſchung, von welcher ihr Herz hinſichtlich ihrer ehelichen Liebe geſättigt wurde, ſteigerte die Sehnſucht nach ihrer Erzieherin auf den höchſten Grad, und Madame Durand und Belſis hatten in Paulinens Seele eigentlich nur die Rollen getauſcht. Wie ſie früher mit prophetiſchem Geiſte geſagt hatte, ſie war jetzt eine dem mütterlichen Erdreich entriſſene Pflanze und ſchmachtete in einem andern Boden langſam dahin. Eine peinigende Ungeduld ergriff ihre Seele und ſchlich ihr als ein namenloſes quälendes Etwas durch das Mark ihrer Glieder, an keiner Stelle ließ es ihr Ruhe, Bewegung in freier Luft erleichterte nicht nur ihren peinlichen Zuſtand nicht, ſondern verſchlimmerte ihn ſogar noch bedeutend; zuweilen brach gleich einer Exploſion ein lauter Schmerzensſchrei aus ihrer Bruſt hervor, oder ein dumpfer Laut zeugte von dem unbeſchreiblichen Sehnſuchtsſchmerze ihrer Bruſt. Und quoll auch täglich nach ſolchen Gewitterlauten ein Regenthränenſtrom aus ihren Augen oft ſanft, oft wild und gewaltſam, er verminderte die ſchwüle Gewitterluft nicht, löſte den Schmerz nicht auf, der ſich dadurch vielmehr nur immer mehr verdichtete, daß ſie ihn vor ihrem Gemahl geheim hielt. Sie bildete ſich nämlich ein, Belſis, der doch eigentlich mehr für das praktiſche Leben gebildet ſei, habe gar nicht den rechten empfänglichen Sinn für ihr troſtlos ſchmerzliches Gefühl, was ſie ihm auch gern verzeihe, weil er ſeiner Natur nach dieſe Empfänglichkeit nicht haben könne; ſie werde ihm alſo durch eine vergebliche und zweckloſe Mittheilung nur in zwiefacher Hinſicht betrüben und beunruhigen, ein Mal, weil er aus ihrem Geſtändniß den Schluß ziehen werde, ihre Liebe zu ihm ſei bei weitem nicht von der hohen und heiligen Art, wie doch die wahre Liebe ſein müſſe, ſo daß ſie ihre ganze Seele erfülle und die Sehnſucht nach der mütterlichen Freundin gar nicht in ſolcher Stärke aufkommen laſſe. Sie fürchtete, ſein ſanftes Auge mit dem Ausdruck des Vorwurfs auf ſich ruhen zu ſehen, und ſchon der Gedanke an einen ſolchen Blick des geliebten Mannes konnte ſie faſt zur Verzweiflung bringen; ſchon die bloße Annahme, Belſis könne an der Stärke ihrer Liebe zweifeln, verurſachte ihr den grimmigſten Seelenſchmerz. Machte ſie ſich doch ſelbſt Vorwürfe genug, daß es nicht ſo war, daß ihre Liebe zu Belſis — und ſie liebte ihn doch, wie ihn kein Weib auf Erden mehr lieben konnte — nicht ihre ganze Seele erfüllte, daß die Sehnſucht nach der theuern Frau, die ihr Leben bis jetzt auf jedem Tritte und Schritte begleitet hatte, ſie mit ſolch übernatürlicher Gewalt beherrſchte. Der zweite Grund, von welchem ſie abgehalten wurde, ſich ihrem Gatten mitzutheilen, war die Furcht, daß er ſich über ihren ſeltſamen Zuſtand kümmern und für ihre Geſundheit beſorgt ſein möchte. Und ihm wollte die Edle doch ſo gern allen Kummer erſparen; ihm, dem einzig Geliebten, hätte ſie das Leben lieber zu einem Roſengarten gezaubert; wie hätte ſie es über ſich bringen können, ihm wiſſentlich Dornen in den Weg zu legen?

Ein drittes, nicht minder furchtbares Uebel kam hinzu, ihren Zuſtand zu verſchlimmern; von ihrer thränenreichen, auf die äußerſte Spitze getriebenen Sentimentalität erzeugt, von falſcher Religioſität zum Rieſen erzogen, geſellte ſich dies Uebel in einer furchtbar drohenden Geſtalt zu den beiden früher genannten, und dies Trifolium ſtürmte nun mit vereinten Kräften auf die arme ſchwache Frau ein, die ihrem Anſehen und ihren Körperkräften nach eher den Namen eines Kindes verdiente. Dies dritte Uebel war nämlich ihre bis zum feſten Glauben hinaufgeſchraubte Einbildung, ſie habe ſich durch ihre Flucht an ihrem Vater und deſſen ganzer Familie ſchwer verſündigt, und es könne ihr wegen dieſer unablösbaren Schuld auf Erden nie wohl gehen; denn keine Sünde ſei ärger, als die von einem Kinde an den Eltern verübte. Ihr ſtets in convulſiviſcher Thätigkeit arbeitender Geiſt ſuchte unabläſſig nach ſchlauen ſpitzfindigen Sophismen, um ihre Meinung zu unterſtützen und als wahr zu erweiſen, und ſie fand ſo ziemlich täglich eine neue Feile zur Schärfung des Stachels Selbſtqual, den ſie ſich dann mit grauſamer Wolluſt in die kränkſte und ſchmerzhafteſte Stelle ihres Gemüths ſtieß. Sie hatte es in der Kunſt des Selbſtquälens endlich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit gebracht, und obgleich ſie die Ueberzeugung hatte, ſie werde und müſſe ſich dadurch bald zu Grunde richten, ſo war ſie doch nicht mehr im Stande, ihre ausſchweifende geiſtige Thätigkeit in Zaum und Zügel zu halten, vielmehr raſete dieſelbe, aller Schranken ſpottend, gleich einem wilden Roſſe, mit ihr, der unheimlichen Reiterin, dem unheimlichen Abgrunde zu.

Und ſchon war die zarte Gemüthskranke dieſem alles Leben verſchlingenden Abgrunde nahe genug gebracht, ſchon bog ſich ihr troſtloſes Haupt, von wilden Gefühlen verletzt, zerfleiſcht, über die ſtille Tiefe hin, ſchon hatte ſich der Glaube ihrer Seele bemächtigt, der Tod allein könne ſie beruhigen: da erſt wurden Belſis mit Schaudern die Augen über den Zuſtand der geliebten Gattin geöffnet.

Allzu ſehr mit der fleißigen Ausübung ſeiner neuen Pflichten beſchäftigt, die alle ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte in Anſpruch nahmen, ſehnte er ſich ſtets nach Ruhe und dem holden Gekoſe ſeiner Pauline, wenn er nach Hauſe kam, und ſie unterhielten ſich dann meiſt mit ſchönen Jugenderinnerungen, ſie gab Bilder aus der Bretagne, er aus Lionnais, beide ſehr verſchieden in Zeichnung und Färbung und doch beide vaterländiſch. Es fiel Belſis keineswegs auf, daß Pauline nur immer und immer von ihrer geliebten Caton ſprach; von wem ſollte ſie auch weiter ſprechen, wenn ſie ihrem Gatten Mittheilungen aus ihrer Jugend machte? war doch Mad. Durand die ſtete Begleiterin derſelben geweſen. Auch ging Belſis wirklich der tiefe geiſtige Scharfblick ab, der ſogleich gewahrt hätte, daß dieſe ſtete Erwähnung der Gouvernante eine tiefere Bedeutung habe und der geäußerte Schmerz über ihre Entfernung nicht ſo oberflächlich ſei, als ihn Pauline erſcheinen laſſe, ſondern als ein furchtbares Ungeheuer an der Wurzel ihres Lebens nage.

Endlich aber bemerkte er, daß Paulinens ſonſt ſo marmorbleiche Wangen von einer ſeltſamen Roſenglut überhaucht waren, wenn er heimkehrte. Bei genauerer Beobachtung ſah er ihr Auge in ungewohnter unſtäter Hitze flirren, er fühlte an ihren Händen, am Pulsſchlag ihres Vorderarms, daß ſie ungewöhnlich erregt, ja wohl von Fieberhitze heimgeſucht ſei. Auf ſein ängſtliches Befragen nach ihrem Befinden erklärte ſie zwar, daß ihr durchaus nichts fehle, aber Belſis ſah es ihren Zügen, ihrem Munde an, der die erſte Unwahrheit ſprach, daß ſie ihm etwas Schlimmes verberge, und er fühlte ſich durch dieſe Verweigerung des ſeiner Ueberzeugung nach ſo wohl verdienten Vertrauens tief verletzt. Pauline ſah es ſogleich, ſie ſah es den folgenden Tag noch ſtärker an ihm, und nun entſtand ein um ſo wilderer Kampf in ihr, ob ſie ſich ihm entdecken ſolle, wozu ſein ſtiller Gram ſie dringend aufforderte, oder ob ſie ferner ſchweigen und ihm den größern Schmerz erſparen ſolle. Sie zwang ſich dabei geſund und heiter zu ſcheinen, aber ſolche furchtbare Spannung hält eine aus gröbern Stoffen geſchaffene Natur ſelten aus, wie viel weniger dies zarte mädchenhafte Weſen. Sie erlag dem Kampfe, und ſogleich trat nun die Ueberzeugung in ihr ein, die die richtige war, daß der Wahn ihres Gemahls, als habe er ihr Vertrauen verloren, der größte und fürchterlichſte aller möglichen Schmerzen ſein müſſe, die ſie ihm bereiten könne. Am dritten Tage fand ſie Belſis auf ihrem Lager; ſie hatte ſich körperlich nicht mehr halten können, auch geiſtig vermochte ſie es nicht länger, und in wahrhaft rührenden Ausdrükken floß das Geſtändniß ihrer Sehnſucht nach Mad. Durand, ihrer Gewiſſensangſt wegen der an Vater und Familie begangenen Sünde nebſt dem heißen Verlangen, ihre Verzeihung zu erſtreben, ſei es auch mit großer Aufopferung ihrer ſelbſt, von ihren fieberglühenden Lippen. Belſis Seele wurde von großem Schrecken erfaßt, doch beherrſchte er ſich ſo viel als möglich, Paulinen nichts davon merken zu laſſen. Mit tröſtenden Worten verſprach er ihr, ſogleich die nöthigen Anſtalten zum Auffinden der Madame Durand zu treffen, und bat ſie, einen Brief an ihren Vater, einen andern an ihre Verwandten, einen dritten an ihre Caton zu ſchreiben. Etienne wurde herbei gerufen, verſprach ſeiner Herrin alles aufzubieten, um Madame Durand zu finden, und machte ſich ſogleich reiſefertig. Pauline eilte mit beiſpielloſer Haſt an den Schreibtiſch, die Krankheit ſchien während des emſigen Schreibens ganz von ihr gewichen, aber es war nur die letzte Anſtrengung ihrer phyſiſchen Kräfte. Sie goß ihre ganze Seele in die Briefe; Belſis weinte lange und heftig, als er ſie überlas. Sobald ſie dieſelben vollendet hatte, ſank ſie ohnmächtig in den Stuhl zurück und mußte zu Bette gebracht werden. Mit ängſtlicher Sorge wachte ihr Gatte über ihr. In kurzen Zeiträumen, die er ihrer Pflege abbrach, ſchrieb er an den Prälaten, ſchilderte ihm den Zuſtand ſeiner Frau, bat um ſchleunige Sendung eines geſchickten Arztes und nahm zugleich ſeine Güte hinſichtlich einer Vermittlung zwiſchen Paulinen und ihrem Vater in Anſpruch. Zu dieſem Behufe überſandte er dem hochwürdigen Herrn den Brief, welchen Pauline an ihren Vater geſchrieben hatte, mit dem höflichen Erſuchen, einige Zeilen an den Marquis voll geiſtlichen Zuſpruches hinzuzufügen, und denſelben durch Gründe der Religion und der ewigen Liebe, die Chriſtus gelehrt und geübt, zur Verſöhnung mit Paulinen und ihm zu bereden. Belſis hoffte vorzüglich viel von der Vermittlung eines Geiſtlichen. Mit dieſen Briefen wurde Etienne auf dem ſchnellſten Pferde, das das Gut beſaß, nach Ferrara geſandt; von dort ſollte er nach Turin und weiter reiſen, um eine Spur von Madame Durand oder ſie ſelbſt aufzufinden.

Belſis widmete ſich nun ganz der Pflege ſeiner

Frau, die von Tag zu Tag kränker wurde, ſo daß er bereits an ihrem Leben verzweifelte, als ein Arzt von Ferrara ankam. Dieſer erklärte bald, daß die Krankheit mehr geiſtiger als körperlicher Natur ſei, und eine Veränderung des Wohnorts ſich nothwendig mache. Die raſtloſe Bemühung ihres Gatten um ſie hatte eine gute Wirkung auf die Kranke; ihr Herz umfaßte ihn mit der höchſten Macht reinſter Liebe. In den heißen Sommermonaten, wo er ſtets um ſie ſein konnte, beſſerte ſie ſich bedeutend, und ſchien endlich wieder ganz geſund. Ihre Sehnſucht hatte ſich vorzüglich nun Etienne, oder vielmehr deſſen Rückkehr zum Gegenſtand erwählt, und es verging ſelten ein Tag, daß ſie ſeiner nicht erwähnte und den Wunſch ausſprach, bald etwas von ihm zu vernehmen.

Inzwiſchen war zu Belſis Verwunderung doch ſchon der Auguſt zur Hälfte vorüber, und noch war keine Nachricht von ſeinem Diener eingetroffen. Eines Abends ſtand er auf dem Hofe und ertheilte mehrere Befehle an die Knechte des Guts, als Pauline haſtig aus der Thüre auf ihn zulief mit den Worten: „Etienne! Etienne!“ die ſie mit einer ſchrecklichen Heftigkeit ausſtieß.

Belſis fragte ſie: „Wo iſt Etienne? Haſt Du ihn geſehn?“

Da ſah ſie ihn fremd und verwundert an, faßte ſich dann bei der Stirne und ſagte langſam monoton: „Wie iſt mir denn? Iſt er denn nicht auf den Hof geſprengt und hat uns zugerufen, wir ſollen ſo ſchnell als möglich fliehen, weil der Marcheſe mit dem Prälaten nahe ſei, um uns zu fangen? Oder habe ich das Alles nur geträumt? Ich habe ja aber doch nicht geſchlafen? Iſt denn Etienne nicht da?“

Belſis wurde von einem unheimlichen Grauſen befallen; er glaubte nicht anders, als Pauline habe den Verſtand verloren. „Meine Theuere,“ ſagte er mit zitternder Stimme und bleichem Geſicht, „Du wirſt doch wohl geſchlafen und geträumt haben.“

Aber indem Pauline noch ſich beſinnend den Kopf ſchüttelte, raſte ein Reiter in wildem Galopp auf den Hof, in welchem beide ſogleich Etienne erkannten. Entſetzt wich Belſis zurück, als der vom ſchäumenden Pferde ſpringende Diener ihm zurief: „Ich beſchwöre Sie, Herr von Belſis, werfen Sie ſich mit Ihrer Gemahlin ſo eilig als möglich auf Pferde und fliehen Sie. Der Marcheſe di Prete und der Prälat ſind mit einem Haufen Soldaten auf dem Wege hierher, um Sie zu fangen. Der Prälat hat Sie verrathen. Wie ich das Alles erfahren, will ich Ihnen auf dem Wege erzählen. Nur ſchnell! ſchnell fort!“

Pauline ſchrie laut auf: „Fort! fort! Um Gotteswillen fort, daß wir dem gräßlichen Marcheſe nicht in die Hände fallen!“ Und ſie ſelbſt lief in den Stall und band ein Pferd los. Ein ſolcher Schrecken hatte ſich ihrer bemächtiget, daß ſie gar nicht daran dachte, ihre Pretioſen und andre Sachen von Werth mitzunehmen. Etienne und Belſis rafften in der größten Eile einige Kleider und Geld, was aufzutreiben war, zuſammen; dies wurde auf die Pferde gebunden; ſie ſchwangen ſich darauf und ſprengten in verzweifelter Haſt über das Feld, ohne einen gebahnten Weg zu verfolgen. Angſt und Verzweiflung liehen Paulinen Rieſenkräfte, und das zarte, ſchwache Weib ritt einige Stunden zwiſchen den beiden Männern den ſchärfſten Ritt. Erſt als ſie gegen Mitternacht einen langen Wald erreicht hatten, gönnten ſie ſich einige Ruhe, und hier erzählte Etienne kurz, daß er in Turin gehört, der Marcheſe und der Marquis hätten Paulinens Räubern, wie ſie Herrn von Belſis genannt, Tod und ewige Rache geſchworen und nach allen Gegenden Boten ausgeſchickt, um die Geflohenen aufzuſpüren. Er ſelbſt war ihnen faſt in die Hände gefallen, als er ſich nach Madame Durand erkundigt. Einer der Diener aus Trouleboîs Hauſe hatte ihn verſichert, George ſei nach erlittener Strafe nach Paris gegangen und habe ihm, dem Diener des Marquis, ſpäter ſagen laſſen, daß er in Paris auch Madame Durand gefunden habe. Dieſe dunkle Spur hatte Etienne nach Paris geführt und dort hatte er, ſeiner Ausſage nach, ſo lange mit Nachforſchungen zugebracht, ohne jedoch weder etwas von Mad. Durand, noch von George entdeckt zu haben. Ohne Mittel, ſich länger in Paris zu halten, ſei er zurück nach Turin gekommen. Dort habe er zu ſeinem Erſtaunen gehört, Pauline und ihr Räuber ſeien entdeckt. Ein Prälat aus Ferrara ſei da geweſen und vor kurzem mit dem Marcheſe di Prete wieder abgereiſt. Etienne war nach Ferrara geſtürmt und gerade dort eingetroffen, als die Schergen, den Marcheſe und Prälat an ihrer Spitze, aufbrachen. Auf Nebenwegen war er ihnen zuvorgekommen, und hatte ſeinen Herrn und deſſen Gattin noch glücklich gerettet.

Dreizehntes Kapitel.

Die entſetzlichen Tage des September waren vorüber; der abgeſetzte König ſtand vor ſeinen blutigen Richtern; Frankreich war ſchon über einen Monat eine Republik; die Schreckenszeit zog mit der Todtenfahne in der Hand und die rothe Mütze auf der Stirne durch die Straßen von Paris.

Um dieſe Zeit führen wir den Leſer in die beſcheidene Wohnung einer würdigen Matrone zu Paris. Sie iſt Wittwe, und ihr verſtorbener Mann, Director des Commerce-Collegs, war ein Anverwandter des zu dieſer Zeit mächtigen Miniſters Roland de la Platiere, der durch die Herrſchſucht und Intriguenſchmiederei ſeiner Frau noch berühmter geworden iſt, als durch ſich ſelbſt.

Madame Roland — ſo war der Name jener Matrone — hatte zuweilen Zutritt zu ihrem Verwandten und lernte dort alle jene Deputirten des Nationalconvents kennen, welche ſich durch heftige und ſchwärmeriſche Geſinnung auszeichneten; denn es iſt bekannt, daß der Miniſter Roland — oder vielmehr ſeine Frau — eng mit den Jacobinern, Cordeliers und Maratiſten verbunden war, und vieles zum Untergange des Königs beitrug.

Die Wittwe, welche mit in das Schickſal der Hauptperſonen dieſer Geſchichte verflochten iſt, bezog eine mäßige Penſion; ſie hatte ein Logis von mehrern Zimmern und lebte anſtändig, doch etwas eingezogen. Ihre ganze Sorgfalt widmete ſie ihren beiden Söhnen, von welchen der eine Marineoffizier, der andre Kaufmann war.

Da Madame Roland eine Frau von Bildung war, ſo war ſie in vielen Zirkeln gern gelitten; man ſah ſogar oft Gelehrte um ſie verſammelt. Vorzüglich liebte ſie die Geſellſchaft des Herrn Domergue, Profeſſors der Mathematik an der Univerſität, der ſie oft beſuchte. Sie war mit demſelben durch ihren älteſten Sohn bekannt geworden, deſſen Lehrer Herr Domergue geweſen war. Trotz der trocknen Wiſſenſchaft, welcher ſich dieſer Mann mit allem Eifer gewidmet hatte, war er einer der angenehmſten Geſellſchafter, und bei den Frauen wegen ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften beliebt. Madame Roland fand an ſeinem Umgange großen Gefallen und verſicherte ihm oft, er trage viel dazu bei, ſie einige Augenblicke von den traurigen Gemälden des Jammers abzuziehen und zu zerſtreuen, die vom Spätſommer bis zum Ende des Jahrs 1792 ſchaarenweiſe auf einander folgten.

Eines Tags brachte Herr Domergue einen jungen Mann zu Madame Roland, der ſich ihr ſogleich durch ein höchſt angenehmes Aeußere empfahl, ſie aber durch den Ausdruck des tiefſten Kummers in ſeinen Zügen wirklich einnahm. Herr Domergue ſtellte ihr dieſen Fremden als einen ſeiner liebſten Schüler vor, der ihre Bekanntſchaft zu machen ſehr gewünſcht habe, verſchwieg ihr aber Namen und Stand deſſelben. Madame Roland merkte bald aus einigen vorſichtigen Aeußerungen des Eingeführten, daß er ihr vor der Hand ein Geheimniß aus ſich und ſeinen Verhältniſſen machen zu wollen ſchien, und überging alſo dieſen Punkt mit frauenhaft zarter Schonung. Faſt ſchien es ihr, als wolle der Fremde erſt ſorgfältig erforſchen, welchen Eindruck er auf ſie gemacht, ob der Schmerz in ſeinem Geſichte ihr Mitgefühl wahrhaft errege und ob ſie ſich überhaupt als eine ſeines Vertrauens würdige Frau zeige. Sie bot daher Alles auf, ihn ihr ganzes gütiges Wohlwollen blicken zu laſſen, ja ſie ging vielleicht von dem Wunſche angeſpornt, das Geheimniß, welches in der Bruſt des ſchönen Mannes verborgen war, zu erfahren, etwas zu weit, und enthüllte ihm eine Theilnahme, die ihn in Verlegenheit ſetzte. Er wurde von ihr aufgefordert, ſie öfter zu beſuchen. Herrn Domergue geſtand die Dame, wie gern ſie es ſehen werde, ihn mit dem geheimnißvollen Fremden wiederkehren zu ſehen. „Wenn der Schleier," ſagte ſie, „in welchen er ſich verbirgt, mir Bedenklichkeit einflößt, ihn aufzufordern, dieſe Hülle zu einer Zeit abzuwerfen, wo das Mißtrauen, das Furcht immer erzeugt, ſo leicht vom Wohlwollen abhält, ſo gebietet mir gleichwohl ein faſt unwillkührlicher Reiz, ihn mit großem Vergnügen aufzunehmen und bei mir zu ſehen. Sei es nun ſeine Perſönlichkeit, oder das Mitleid, welches das Unglück immer einzuflößen geſchickt iſt, oder beides zugleich, was mich für ihn eingenommen: genug, ich wünſche etwas für ihn thun zu können, ohne daß ich jedoch in ſeinen Augen zudringlich erſcheinen möchte."

Die Beſuche wurden einige Male wiederholt, und je freundlicher und liebreicher ſich Madame Roland dem Fremden zeigte, eine um ſo größere Spannung wurde ihre aufmerkſame Schlauheit in ſeinem Weſen gewahr, welche ſie von ſeiner Unentſchlüſſigkeit, ſich ihr mitzutheilen, ableitete. So oft ihre ſcharfen Blicke auf ihm ruhten — und das geſchah oft und viel und mit einem nicht zu verkennenden Wohlwollen — kam er in peinliche Verlegenheit und ſchien mit einem Entſchluſſe zu ringen.

„Mein lieber Geheimnißkrämer,“ ſagte ſie eines Tages zu ihm, „ſo bald Sie um mich ſind, kann ich den Gedanken nicht los werden, in Ihnen einen nicht ganz Unbekannten zu ſehen. Schon oft hab' ich mich des Orts zu erinnern geſucht, wo ich ſchon mit Ihnen zuſammen geweſen bin, und ſtets ſchweben meiner Seele Verhältniſſe dunkel vor, unter welchen ich Sie geſehen, aber ich vermag die wirren, unſichern Bilder nicht feſt zu bannen und hell zu machen. Ich bitte Sie, helfen Sie mir auf die Spur.“

„Es iſt nicht anders möglich, Madame, als daß Sie ſich irren,“ verſetzte der Fremde. „Während meiner Studienjahre waren Sie noch nicht in Paris und ſpäter habe ich meine Heimath nicht eher verlaſſen, als um nach Italien zu gehen, woher ich vor kurzem zurückgekehrt bin. Und erſt ſeit einigen Tagen halte ich mich in der Hauptſtadt auf.“ —

Einige Tage darauf machte der Fremde Madame Roland zum erſten Male allein die Aufwartung. Sie behandelte ihn mit ausgezeichneter Güte.

„Ich habe die Täuſchung, die mir Ihr Anblick bereitete, nicht los werden können,“ ſagte ſie. „Aber in dieſer Nacht, die ich ſchlaflos und mit den mannichfachſten Bildern und Betrachtungen beſchäftigt zubrachte, iſt mir mein Irrthum hinſichtlich Ihrer klar geworden, und ich habe endlich die Urſache der beſondern Empfindung in mir bei Ihrem Anblick entdeckt. Sie haben nämlich eine auffallende Aehnlichkeit mit einem jungen Frauenzimmer, deſſen ich nie vergeſſen werde; es iſt Fräulein von Belſis, Tochter des Commandanten von Pierre ſciſe — —.“

Kaum hatte Madame Roland dieſe Worte hervorgebracht, als die Augen des jungen Mannes ſich mit Thränen füllten, ſeine Bruſt aufſchwoll, und er, nach einem augenblicklichen Stocken, ihre Hand ergriff, ihr zu Füßen fiel, und mit erſtickter Stimme ausrief: „Ach Madame, mögen Sie endlich mein Geheimniß erfahren! Mehr als eine Urſache drängt mich, es Ihnen mitzutheilen. Ich bin der unglückliche Bruder des Fräuleins, deſſen Sie mit ſo viel Güte gedenken; ich bin der Sohn des Marquis von Belſis; geächtet, verfolgt, reiße ich eine unſchuldige, zärtlich geliebte Gattin mit mir in mein gränzenloſes Elend fort! O erbarmen Sie ſich meiner! Retten Sie meine Ihnen an Tugenden gleiche Gemahlin."

Erſtaunt und eben ſo ſehr bewegt, wie er ſelbſt, hob ihn Madame Roland auf, und bat ihn, ſich zu faſſen und zu beruhigen.

„Während meines Aufenthaltes in der Umgegend von Turin," fuhr er zu erzählen fort, „habe ich die Bekanntſchaft eines in Turin lebenden Marquis von Trouleboís gemacht; er hatte eine Tochter von ſechszehn Jahren, in deren engeliſcher Geſtalt die ganze Reinheit ihrer Seele widerſtrahlte. Ich habe ſie nicht ſehen können, ohne ſie anzubeten, ohne zu ſuchen, ihr dieſelben Empfindungen einzuflößen, die ſie in mir hervorgerufen hatte. Da ſie an einen reichen italieniſchen Vornehmen verſprochen war, deſſen Hand anzunehmen blos ihre Unterwerfung in den Willen ihres Vaters ſie vermögen konnte, ſo kamen ſich unſre Herzen in kurzer Zeit näher, als es ohne dieſen Umſtand vielleicht der Fall geweſen wäre. Pauline hatte mir ihr Herz geſchenkt; umſonſt aber wandte ich Alles an, ihren Vater für mich zu gewinnen, den dieſe neu entſtehende Zärtlichkeit nur antrieb, ihre Verheirathung deſto lebhafter zu beſchleunigen. Die Erzieherin meiner Geliebten, mir ganz ergeben, ſuchte alle Vorwände hervor, die Vollziehung der Ehe wenigſtens aufzuſchieben, als plötzlich das Decret erſchien und mir bekannt ward, welches die Zeit beſtimmte, nach deren Ablauf alle ſich im Auslande aufhaltenden Franzoſen, unter dem Namen der Emigranten begriffen, der Todesſtrafe unterworfen ſein ſollten. Welch eine Lage für uns! Der Streit in mir war furchtbar; die Liebe zu Paulinen trug den Sieg davon. Wir wurden entdeckt: ich floh aus Turin. Mit Hülfe eines Freundes wurde mit Paulinen ihre Flucht verabredet. Wir flüchteten uns in das innere Italien; ich lag da der Oekonomie ob; wir wurden in unſerer Einſamkeit verrathen — neue Flucht — meine Frau, gemüthskrank, ſehnt ſich nach ihrer Erzieherin, die ihr mehr als Mutter iſt; ſie kann ohne dieſe Frau nicht mehr leben; ſie verlangt ſogar zu ihrem Vater zurückgebracht zu werden. Eine dunkle Spur von Madame

Durand, der Gouvernante, ſoll in Paris entdeckt worden ſein. Meine Frau verlangt mit dem heftigſten Ungeſtüm nach Paris. Vergebens ſtelle ich ihr vor, die unglückliche Friſt ſei verſtrichen: ihre reine Seele kann in uns nicht Schuldige erblicken, die das Geſetz zu erreichen vermag; ſie beſteht auf ihrem Verlangen; ich gebe nach — ich mußte es, wollte ich nicht ihr mir über Alles theueres Leben aufs Spiel ſetzen."

„Herr von Troulebois und der Marcheſe di Prete, Paulinens Verlobter, entdeckten bald den Weg, den wir genommen hatten; ſie verfolgten uns mit blinder Rache, und Paulinens Vater ließ ſich von den giftigen Einflüſterungen des Italieners ſo hinreißen, daß er nicht einſah, wie er ſich durch die Befriedigung dieſer Rachbegierde nothwendiger Weiſe ſelbſt ins Verderben ſtürzen müſſe. Pauline, jetzt in Paris an einem verborgenen Zufluchtsorte ſich aufhaltend, ſchreibt von hier an ihren Vater, an ihre übrigen Verwandten; ſie bekennt ihr Unrecht, übertreibt es ſogar, mich zu rechtfertigen; ſie behauptet, nur um Verzeihung zu erhalten und wieder mit Madame Durand vereinigt zu werden — denn dies iſt der höchſte aller ihrer Wünſche — ſie ſei es, die der

Strenge des Geſetzes getrotzt, und mich bewogen habe, mich ihr auszuſetzen. Die Natur leiht ihr die rührendſte Beredſamkeit; Hoffnung unterſtützt ſie, tröſtet ſie. Sie glaubt, man werde ihr innigſtes Bitten nicht verwerfen; umſonſt! es wird nicht gehört. Gegen mich eingenommen durch die Darſtellungen eines gereizten und von der Wuth jenes böſen Italieners aufgehetzten Vaters, erſcheine ich Paulinens Verwandten nur in der Geſtalt eines verächtlichen Entführers. Sie verlangen, Pauline ſolle ihre geheiligten Schwüre brechen, ihrem Gatten entſagen; nur auf dieſe Bedingung wollten ſie ſie ſehen, aufnehmen, ihr beiſtehen; nur, nachdem ſie dies Opfer gebracht, ſoll ſie mit Madame Durand für immer vereinigt werden. Hierauf tritt Verzweiflung in Paulinens Seele an die Stelle der ſüßen Täuſchungen, die ſie nach ihrem Vaterlande gelockt haben. In die bitterſten Gefühle verſenkt, und doch noch immer an einer gänzlichen Verlaſſenheit von Seiten der Ihrigen zweifelnd, an die ihr reines kindliches Herz unmöglich glauben kann, macht ſie noch letzte Verſuche, die aber eben ſo unfruchtbar, als die erſten, bleiben."

„Da meine ſchwachen Hülfsmittel erſchöpft ſind, und ich mich endlich ganz ohne Geld befinde, trage ich kein Bedenken, mich an Herrn Domergue zu wenden, der früher mein Lehrer war. Er hat mir einige Arbeiten in einer Buchdruckerei verſchafft, aber ich zittere, entdeckt und gefangen genommen zu werden. Ich ſchaudre ſchon bei dem Gedanken. Großer Gott, wie würde es meiner Pauline ergehen! Ihre beiſpiellos bejammernswürdige Lage, ihr Elend, ihre Thränen, ihr Muth ſogar zerreißt mich, und bringt mich beinah zur Verzweiflung. O ich bin unbeſchreiblich unglücklich!“

Madame Roland gab Zeichen der tiefſten Rührung von ſich und verſprach Herrn von Belſis Alles, was in ihren Kräften ſtehe, für ihn zu thun. Sie bat ihn, ihr die Geſchichte ſeiner Liebe und Leiden ausführlicher zu erzählen, und durch den Zuſpruch der edeln Frau einigermaßen getröſtet, fand er ſich bereitwillig dazu. Sie ſelbſt theilte ihm mit, wie ſie mit ſeiner Familie bekannt worden war.

„Ich begleitete im Anfange des Herbſtes 1790 einige Freunde nach Lion,“ erzählte ſie, „und machte mir dieſe Reiſe zu Nutze, die Alterthümer und Denkmäler, die dieſe Stadt damals noch beſaß, zu beſehen. Der Name des Miniſters Roland, meines Verwandten, der, wie Ihnen vielleicht bekannt ſein wird, Commerz- und Manufacturinſpector dort geweſen war, öffnete mir alle Thüren. Ich befand mich einige Wochen ſehr glücklich in Lion. Bei dieſer Gelegenheit vergaß ich nicht, auch Pierre ſciſe in Augenſchein zu nehmen. Ich wollte gern dies uralte in gehauenen Felſen gebaute Schloß der einſtigen Könige Burgunds beſuchen, das nachmals der Sitz der mächtigen Erzbiſchöfe, und nun leider eine der Feſtungen geworden iſt, die bisweilen ſtrafbare Volksfeinde aufnehmen, die man dem Blutgerüſte entziehen will, deren Mauern aber auch oft von dem Geſchrei unterdrückter Unſchuld widerhallen. Ich meldete mich allein, als eine Fremde, beim Commandanten an. Ein alter Diener führte mich ein, deſſen Geſicht mir auffiel, ohne daß ich ſagen kann, warum, und der mich ſogleich mit zudringlichen Fragen über die Revolution in Paris beläſtigte.“

„Ach, das iſt Daniel geweſen, der Vater meines Etienne, den ich leider aus Armuth habe entlaſſen müſſen. Ich kenne den Alten, er iſt von heftiger Natur.“

„Sein Geſicht hat ſich meinem Gedächtniß tief eingeprägt; ſeine Reden verriethen einen heftigen Republikaner; und wenn ich mich nicht ganz irre, habe ich den Alten vor noch nicht langer Zeit hier in Paris bemerkt.“

„Wär's möglich?!“ rief Belſis ſchmerzlich erſtaunt, „könnte Daniel in ſeinem Alter noch meinen Vater verlaſſen haben, bei dem er ſo lange in allen Nöthen und Schickſalen ausgeharrt, mit dem er die Feldzüge mitgemacht, dem er das Leben gerettet? Daniel war nämlich Unteroffizier im Regimente meines Vaters, und ſtets der treueſte und ergebenſte Anhänger deſſelben. Und militairiſche Anhänglichkeit ſoll ja noch ſtärker ſein, als bürgerliche.“

„Trauen Sie in dieſer ſchrecklichen Zeit keinen Gewohnheiten, keiner Anhänglichkeit, keiner Treue! Die heiligſten Bande werden zerriſſen; die edelſten Gefühle verwandeln ſich in ihr Widerſpiel; der Menſch iſt ſchutzlos dem Sturm der Leidenſchaften Preis gegeben, und wird von ihm reißend ſchnell entführt. Heute gilt nicht mehr, was geſtern galt; die fromme Scheu des Herkommens und der Gebräuchlichkeit iſt ein Spott geworden. Aber wer hat dies unüberſehbare Unglück herbeigeſchworen? Verblendete Könige und böswillige Rathgeber derſelben, eine Claſſe Menſchen, die ſich zeither für bevorzugt ausgab. — Doch ich wollte Ihnen ja von meinem Beſuche bei Ihrem Vater erzählen. Ich erkannte in dem alten biedern, herzlichen Mann ſogleich den ehemaligen Soldaten, den ein Anfall von Podagra eben an ſein Bett feſſelte. Ich wünſchte, Madame, ſagte er mit aller Höflichkeit unſerer alten Rittergalanterie zu mir, Ihnen ſelbſt meine Hand bieten zu können, Sie im Schloſſe herumzuführen; allein ich will Ihnen eine Begleiterin mitgeben, die vielleicht den unangenehmen Eindruck einigermaßen zu mildern vermag, den der Anblick eines ſolchen Ortes auf Sie machen wird. Er klingelte; und ich ſah ein junges Frauenzimmer von ohngefähr zwanzig Jahren hereintreten, deren geiſtreiche und lebendige Phyſiognomie mich ſogleich für ſie einnahm. Nun ſehe ich dasſelbe Geſicht, nur in männlicher Form, vor mir, und es hat mich abermals für den Beſitzer desſelben eingenommen. Meine Tochter, ſagte der Marquis, Ihr Herr Vater, begleite Madame und ſuche die Neugierde, die ſie zu uns herführt, in jeder Hinſicht zu befriedigen. Fräulein von Belſis erfüllte das Verlangen ihres Vaters mit aller möglichen Gefälligkeit und Annehmlichkeit. Bei jeder Kammer, die wir beſahen, erzählte ſie mir die ſonderbarſten und rührendſten Geſchichten. Sie war ganz Anmuth, ganz Liebenswürdigkeit und berichtete mir mit der größten Natürlichkeit von ihren einfachen Familienverhältniſſen. Ach, ich erinnere mich, mit wie viel zärtlicher Liebe ſie von ihrem in Rom lebenden Bruder erzählte! Der Morgen verſtrich mir in der Geſellſchaft dieſes vortrefflichen Mädchens ſo ſchnell, daß mich zuletzt die Furcht überraſchte, ſie zu lange aufgehalten und ihre Güte vielleicht gemißbraucht zu haben. Ich entſchuldigte mich deshalb, als ich wieder zum Herrn Marquis herauf kam, bei demſelben, aber er ſowohl als Ihre liebenswürdige Schweſter bezeugten mir auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe, wie Leid es ihnen thäte, daß ich nicht bei ihnen bleiben könnte, als ich ihnen ſagen mußte: die Nothwendigkeit einer ſchnellen Abreiſe berauben mich des Vergnügens, ihre freundliche Einladung anzunehmen. Meine ſchöne, gefällige Begleiterin verließ mich erſt unten am Ausgange der Feſtung, mit einer gemiſchten Empfindung von Vergnügen und Leidweſen, die ſie mir zu theilen ſchien. Die Stunden, die ich mit ihr zubrachte, werden mir unvergeßlich ſein; ihre lieblichen Züge prägten ſich tief in meine Seele. Ein halbes Jahr nachher, während der Belagerung Lions, unterließ ich nicht, mir Nachrichten über dieſe achtungswerthe Familie zu verſchaffen; ich erfuhr, ſie habe ſich aufs Land begeben und ſei ſo dem Gemetzel entkommen, und ich freute mich innig darüber.“

„O Madame!“ rief Belſis, von der Erzählung gerührt, lebhaft aus, „tragen Sie das Wohlwollen, welches Ihr edles Herz für meine Schweſter hegt, auch auf mich und meine Gattin über, die Ihnen gewiß nicht minder gefallen wird! Sein Sie ſo gütig, einigen Antheil an zwei Unglücklichen zu nehmen, die ihr Fehltritt ſelbſt des Mitleids werth macht. Möge die lebhafte Freundſchaft einer Schweſter für Sie, die das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen, möge das Andenken an einen ſeiner Gebrechlichkeit unterliegenden Greis, der mich als die Stütze ſeiner Familie, den Forterben ſeines Namens betrachtet, ſich mit unſerer bittenden Stimme vereinigen, Sie zu unſrer Rettung zu bewegen!“

„Wahrlich, Sie verſtehen es trefflich, mein Herz zu gewinnen und die vollkommenſte Rührung darin hervorzurufen, die mich Ihren Intereſſen ganz geneigt macht. Noch einmal nehmen Sie die Verſicherung, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht. Ich kenne die mächtigſten Männer unſerer Tage; ich werde mit denſelben über Sie reden, ohne die Ihrem Unglücke ſchuldige Discretion im Entfernteſten zu verletzen.“

In Einigem getröſtet, verließ Belſis die neu gewonnene Freundin, um ſeiner verborgenen Gattin die kümmerliche Freude über die Verſprechungen der Madame Roland mitzutheilen.

Vierzehntes Kapitel.

Madame Roland verſuchte einige Deputirte, die durch ihre ausſchweifenden ſchwärmeriſchen Grundſätze eines vorherrſchenden Gewichtes im Convent genoſſen, für das liebende Paar zu bewegen. Aber es waren Leute aus dem Jacobinerclub, zum Theil wüthende Cordeliers und Anhänger des furchtbaren Triumvirats Marat, Robespierre und Danton, welches gegen Ende des Herbſtes immer mehr Macht und Anſehen erlangte.

Die Erzählerin verſchwieg zwar die Namen der beiden unglücklichen Gatten, aber ſie mußte doch zugeſtehen, daß beide altariſtokratiſchen Häuſern entſprungen waren. Die Geſchichte der Liebenden ſelbſt bemühete ſie ſich ihnen unter der Farbe darzuſtellen, die ſie für die geeignetſte hielt, Eindruck auf ſolche erhitzte Köpfe hervorzubringen. Aber ſchwindelnd auf der Höhe, wohin ſie ſich ſo ſchnell verſetzt ſahen, und gleichſam beſtürzt über ihre ſchier grenzenloſe Macht, noch mehr aber über die ihnen wohlbekannte Leichtigkeit, mit welcher dieſe Macht durch den geringſten Anlaß zerſtört werden konnte, eilten ſie, die Stimme der Menſchlichkeit, die ſich vielleicht noch in ihrem Herzen vernehmen ließ, zu erſticken. Der geheiligte Name des Vaterlandes war der Schild, den ſie den Angriffen ihrer Freundin entgegenſtellten. Sie tadelten weder die Entführung, noch das wider die Einwilligung der Eltern getroffene Bündniß der Liebenden: aber nichts in der Welt konnte in den Augen dieſer Herren das Verbrechen des jungen Ehepaars entſchuldigen, daß es der geächteten Kaſte angehörte.

Madame Roland ſah mit großem Kummer alle Verſuche ſcheitern, die ſie zu Belſis Gunſten unternahm: ſie wagte es nicht mehr an ſeine Rettung auf dieſem Wege zu denken. Sie fürchtete ſich vor dem Augenblicke, wo ſie dem jungen Manne dieſe Mittheilung würde machen müſſen; ſie zerarbeitete ſich mit Plänen, wie ſie das liebende Paar aus Paris ſchaffen und retten könnte. Es gewährte ihr endlich einen leidigen Troſt, daß Belſis länger, als gewöhnlich, ausblieb, und ſie empfand ein heimliches Verlangen, ſein Ausbleiben möchte ſich noch verlängern, indem ihr dies die Gewißheit ſeiner Rettung ohne ihre Hülfe zu verbürgen ſchien. Die entfeſſelten Leidenſchaften tobten indeſſen mit dem zunehmenden Winter immer wilder; der unglückliche gefangene König war immer größern Mißhandlungen ausgeſetzt, ſein Prozeß regte die Gemüther gewaltig auf. Die Girondiſten oder Gemäßigten zogen überall den Kürzern und wurden im Nationalconvent übertäubt.

Eines Tags, in der Mitte des December, ſaß Madame Roland an der wärmenden Flamme des Kamins und durchlas eins der blutigen Tageblätter des Schreiers Marat, als die Thüre ihres Zimmers heftig aufgeriſſen wurde, und Belſis, todtenbleich, mit unfriſirtem Haare und in höchſt nachläſſiger Kleidung, eilends hereinſtürzte. Er wirft die Blicke wild umher, und forſcht mit Augen, deren grauenvoller Ausdruck ſich nicht beſchreiben läßt, ob ſonſt noch Jemand in den Zimmern zugegen ſei, aber ſeinem Schrecken nach hätte man glauben ſollen, die Wände ſelbſt flößten ihm Mißtrauen ein. Unmittelbar geht er, zur Verwunderung der Madame Roland, mit gleicher Schnelligkeit in das Vorzimmer zurück, kommt ein wenig beruhigter wieder, und führt ein junges, ganz mit Schnee bedecktes Frauenzimmer herein, deren wankender Schritt und gänzliche Abſpannung aller Lebensgeiſter die ſie empfangende Frau in die größte Verwirrung verſetzten.

„Da iſt ſie, Madame!“ rief Belſis, indem er das zarte Geſchöpf der Angeredeten ſanft entgegenſchob, „da iſt ſie, dieſe unglückliche Pauline, die weiter keine Hoffnung in der Welt, als auf Ihre Güte hat. Aber, o Gott! unter welchen Umſtänden muß ich ſie Ihnen zum erſten Male vorſtellen!“

„Gott ſtehe Ihnen bei!“ rief Madame Roland, und eilt, alles Andre vergeſſend, auf die kleine Frau zu, umarmt ſie, drückt ſie an die Bruſt, und führt die Schwache auf ihren eignen eben verlaſſenen Sitz am

Kamin. Aber Pauline iſt ſtumm, die Sprache ſcheint ihr ganz verfallen; kaum gewahrt man ein Zeichen des Lebens an ihr; ſie ſcheint in einen tiefen pſychiſchen Schlaf verſunken, körperliche Schwäche und ein gewiſſes Staunen des Schreckens haben ihr eine Betäubung zu Wege gebracht, aus welcher ſie ſich nicht ſo leicht emporreißen kann. Mechaniſch ſtreckt ſie die Hände nach der Flamme im Kamin aus, und Belſis flüſtert Madame Roland zu: „Sie hat den ganzen Morgen noch nichts zu ſich genommen.“

Sogleich läßt Mad. Roland ein leichtes ſtärkendes Frühſtück bringen; Pauline vermag nicht zu eſſen, ſo freundlich ihr auch ihre Wirthin zuredet. Sobald ſie bedient ſind, ſchickt Mad. Roland die Aufwärterin fort, um vor Verrath ſicher zu ſein. Die Frau ſchlief nicht im Hauſe. Noch während der Mahlzeit winkte Belſis ſeiner gütigen Wirthin, mit ihm in ein andres Zimmer zu gehen. Sie führt ihn dahin.

„Barmherziger Gott!“ ruft er, als ſie allein ſind. „Wir ſtehen am Rande des ſchauderhaften Verderbens. Geſtern Abend kam mir die Nachricht zu, daß der Vater meiner Frau, deſſen blinde Verfolgungswuth unſer ihn hierher geführt, geſtachelt von dem entſetzlichen Marcheſe, verhaftet worden ſei. Die Folge davon war, daß man auch uns verfolgte und unſern Schlupfwinkel entdeckte. Ein guter Geiſt giebt mir dieſen Morgen ein, mit Paulinen auszugehen, um ihr etwas Bewegung und Zerſtreuung zu machen, und ſie zugleich ſchicklich zu unterrichten, daß ihr unbeſonnener Vater in Gefahr ſchwebe. Weiter weiß ſie auch nichts vom Schickſale desſelben; ſie würde die wahre Kunde davon nicht ertragen und ſich — bei ihrer ohnedies ſehr gereizten und krankhaften Gemüthsſtimmung — beſtändig vorwerfen, ihn aufs Blutgerüſt gebracht zu haben. — Als wir heimkehrten, bemerkten wir unſern Wirth, der, ohnfern unſrer Wohnung, in einem Thorwege auf uns lauerte. Mit kurzen Worten benachrichtigte uns der redliche Mann, daß, während unſrer Abweſenheit, ſechs Gensd'armen gekommen ſeien, unſer Zimmer erbrochen hätten und dort auf uns lauerten, um uns ins Gefängniß abzuführen. Wir kehren eilig um, der gräßlichſte Schrecken treibt unſre Schritte. Wir durchirren troſtlos die Straßen von Paris, ſtets in Gefahr, erkannt und feſtgenommen zu werden. Dicht fallender Schnee bedeckt uns, die Kälte ſchüttelt unſre Glieder, Hunger und Verzweiflung martern uns. Endlich fallen Sie mir ein, Madame. Ein Hoffnungsſtrahl blitzt wieder in meiner Seele auf. Bedenken Sie unſre Lage: können Sie mir's wohl verſagen, der Aermſten für eine Nacht einen Zufluchtsort zu gewähren?"

„Ach, dieſe Zuflucht, die Sie von mir verlangen, iſt minder ſicher, als jede andre!" rief Madame Roland. „Ueberdem bin ich nicht allein; kann ich, darf ich das Daſein meiner eignen Angehörigen auf die Wage ſetzen? Wenn man Paulinen bei mir entdeckt, wären wir alle verloren. Ich kenne die Wildheit der herrſchenden Partei zu genau. Und dann ſind leider! meine Pförtner ſehr heiße und ſchwärmeriſche Anhänger der Revolution."

„Sie haben Paulinen nicht geſehen," antwortete Belſis: „ſie iſt in einem Augenblicke hereingeſchlüpft, wo ich die Loge des Pförtners verdeckte; mein Name iſt unbekannt; morgen werde ich ſchon einen andern Verbergungsort für ſie auffinden können."

Ungeachtet nur allzugerechter Beſorgniſſe konnte Madame Roland den verzweifelten Bitten des jungen Mannes nicht widerſtehen. Sie ſagte ihm zu, Paulinen in dieſer Nacht beherbergen zu wollen, und beide kehrten in das vorhin verlaſſene Zimmer zurück. Belſis ſagte ſeiner Gattin mit zitternder Stimme, daß er ſie verlaſſen und ſie dieſe Nacht allein bei Madame Roland zubringen müſſe. Pauline fährt plötzlich, wie aus einem tiefen Schlafe, empor, als ſie den Beſchluß ihres Mannes erfährt. In dem Augenblicke, wo er gehen will, giebt ihre überwallende Empfindung ihr die Sprache wieder; ihr erloſchener Blick belebt ſich; ihre Furchtſamkeit verſchwindet; ſie dringt mit abgeriſſenen, heftigen Worten auf ihr Recht, ihres Gemahls Gefahr zu theilen. Es entſtand ein herzzerreißender Kampf zwiſchen den Gatten; ſie wollte nicht von ihm laſſen, und er bewies ihr mit ſchmerzhaften Worten, wahren Blutstropfen ſeiner Seele, daß ſie ſich durch Beiſammenbleiben bald einer gänzlichen Trennung unvermeidlich ausſetzen würden, und Mad. Roland unterſtützte ihn in ſeinen Bemühungen, von ihr die Erlaubniß zu ſeiner Entfernung zu erlangen. Endlich durch Vernunftgründe und die furchtbar drohende Gefahr beſiegt, ſtürzte ſie mitten im Zimmer auf die Knie, und mit gefalteten Händen und in Thränen ſchwimmenden, emporgerichteten Augen flehete ſie den Himmel an, über ſeinem theuern, von ihr der Vorſehung anvertrauten Leben zu wachen. Dieſe heilige Stellung und die hohen Worte, von denen ihr bleicher Mund ertönte, drückten den unausſprechlichen Kampf, den ihr dies Opfer koſtete, ſo lebhaft aus, daß Mad. Roland in einen Strom von Thränen ausbrach.

Als Belſis fort war, gab die Matrone der Unglücklichen alle Tröſtungen, die ſie den großen Schmerz derſelben zu lindern für fähig hielt. Paulinens jungfräuliches, von den ſchönſten kaſtanienbraunen Haaren beſchattetes Geſicht, ihre großen blauen Augen, aus denen Schwermuth, Zärtlichkeit und das tiefſte Gefühl von Unglück, mit einem gewiſſen über ihre Züge verbreiteten Stolze und einer nicht zu verkennenden Schwärmerei vermiſcht, ſprachen, gaben ihr eine faſt Ehrerbietung erweckende Würde, und Madame Roland fühlte es mit einer ihr ſonſt fremden Scheu, daß ſie ſich einem weit edlern und beſſern weiblichen Weſen, als ſie ſelbſt, gegenüber befand.

Pauline that ſich offenbar Gewalt an, ihre gütige Wirthin anzuhören, und da dieſe ſah, daß ihr Tröſten nicht anſchlug, wollte ſie wenigſtens für die

Ruhe der äußerſt ermüdeten jungen Frau ſorgen. Eigenhändig bereitete ſie ihr ein Feldbett, und ſagte ihr, daß ſie früh aufſtehen müſſe, um der Aufwärterin nichts von ihrem Hierbleiben merken zu laſſen.

Bei Anbruch des Tages war Alles bereits wieder in Ordnung, und Madame Roland fing an, wieder Luſt zu ſchöpfen. Aber ihr Schrecken war groß, als die Aufwärterin im Hereintreten mit einer Art von zuplatzendem Tone ſagte: „Sie ſollten doch wohl den Pförtner davon benachrichtigen, wenn Jemand bei Ihnen bleibt: die Leute unten haben bis zwei Uhr gewacht. Der Herr, welcher Mademoiſelle begleitete, iſt allein weggegangen. Es wäre beſſer, daß aus dergleichen kein Geheimniß gemacht würde, da es denn doch herauskommt.“

Nichts hierauf zu antworten, war das Beſte, was ſich thun ließ. Dies mußte ſich in dieſer Zeit die Gebieterin von ihrer Dienerin gefallen laſſen. So weit war ſchon die Pöbelherrſchaft nach den entſetzlichen Septembertagen gediehen.

Der Tag verging beiden Frauen höchſt traurig: ſie erwarteten die Nacht mit großer Ungeduld. Die Klagen, welche Paulinen entfuhren, von ihrer Famiſie verlaſſen und mit ſo vieler Härte behandelt zu ſein, beſtimmten Madame Roland dahin, ihr die Verhaftung ihres Vaters und übrigen Familie zu entdecken. Dieſe Nachricht betrübte die junge zarte Frau ſehr; inzwiſchen waren ihre Thränen darüber doch minder bitter, weil ſie ſich nun noch ſchmeichelte, Vergebung erhalten zu können.

Es ſchlägt acht Uhr Abends. Belſis kommt an, auf Höchſte ermüdet; er hatte die Nacht auf einer Treppe zugebracht. Bei allen Freunden und Bekannten hat er umſonſt gefleht, ſeine unglückliche Gefährtin aufgenommen zu ſehen.

„Das Schrecken,“ ſagt er, „macht alle Herzen erſtarren, verſchließt jedem Mitleid Eingang. Man fährt bei Nennung unſres Namens zurück; das Blutgerüſt zeigt ſich Jedermanns Einbildung dabei. Ich hoffe jedoch noch morgen einen Zufluchtsort zu finden.“

Madame Roland ſtellt hierauf Herrn von Belſis vor, daß nach dem, was ſich zugetragen, was die Aufwärterin geſagt, ein längerer Aufenthalt bei ihr ſie ſelbſt in die größte Gefahr ſtürzen müſſe, ohne daß dadurch Pauline gerettet ſei. Eine ungeheure Angſt überflügelt die Frau, die Furcht ſchnürt ihr faſt das

Herz zuſammen, und ſie ſucht weder die eine noch die andre dem von Verzweiflung heimgeſuchten Ehepaare zu verbergen.

Belſis fleht noch immer mit emporgehobenen Händen nur um eine Nacht für Paulinen.

„Ach!“ ruft dieſe aus, „warum ſo viel bitten? Laß uns nicht mehr gegen unſer unvermeidliches Schickſal ringen! Tauſendmal ziehe ich den Tod den Qualen vor, die ich ſeit geſtern leide. Das allein iſt das wahre Unglück, dem mein Muth unterliegt. Ich will Dich nicht mehr verlaſſen; ich fordre es von Dir. Ich erinnre Dich an Deine Schwüre; gedenke an Alles, was ich gethan habe, Dir zu folgen, und wage es dann noch, mir vorzuſchlagen, ich ſollte Dich verlaſſen!“

Ein herzzerſchmelzender Auftritt begiebt ſich vor den Augen der Mad. Roland, die in Thränenſtröme ausbricht. Jedes der beiden Gatten klagt ſich der Gefahr an, die das andre bedroht. Die dumpfe Verzweiflung auf dem Geſichte des jungen Mannes, die trübe Sehnſucht nach dem Tode, dem Ende ihrer Leiden, im Frühling ihres Lebens, die ſich in dem bleichen Geſichte der zarten Frau ausſpricht; ihre abgebrochnen Reden, die blutigen Seufzer, der Kampf der großmüthigſten Aufopferung, der Triumph der Zärtlichkeit und Liebe reißen die Zuſchauerin hin, und machen ſie Angſt und Furcht vergeſſen.

„Wohlan denn!“ ruft ſie, „ich will mich noch ein Mal der Gefahr ausſetzen. Möge das Schickſal meinen Eifer unterſtützen! Ich will Ihnen einen glücklichen Gedanken, der mir zu Ihrer Rettung beikommt, mittheilen. Mademoiſelle Delisle, eine innige Freundin von mir, ſucht eine Nähterin; ſie ſoll Paulinen als ſolche zu ſich zu nehmen. Niemand kann daraus Verdacht ſchöpfen, und wir können uns ihr ohne Furcht entdecken; ſie hat ein edles Herz und viel Großmuth der Geſinnung. Herr von Belſis kann entkommen und ſich wieder zu ſeiner Familie begeben, oder ſein Vaterland verlaſſen. Aber dazu bedarf es Ihrer Einwilligung, meine junge Freundin. Entlaſſen Sie jetzt Ihren Gemahl zu Ihrer beiderſeitigen Rettung.“

„Nimmermehr!“ ruft die geiſteskranke Pauline. „Lieber den grauſamſten Tod ſterben, als mich von Dir trennen! Du kannſt alſo den Gedanken hegen, Dich von mir zu entfernen, mich zu verlaſſen, da niemand als Du mir übrig bleibt, da kaum meine ganze

Zärtlichkeit die Gewiſſensbiſſe in mir lindert, die mich verfolgen, da nur Deine Gegenwart ihr Gewicht mir zu erleichtern vermag! Welch Unglück könnte dann unſrer Trennung in dieſem Augenblicke gleichen? Wenn Deine Sicherheit Dich beſtimmt, dieſe Partei zu ergreifen, ſo denke nur wenigſtens an die meinige nicht. Der Tag, an welchem Du mich verläſſeſt, wird Paulinens letzter ſein.“

Belſis ſtand nicht weiter an. Mit trüber Reſignation gab er nach und fügte ſich ſeinem Schickſale. Eine unheimliche Ahnung kam über ihn. Doch er verſprach zu bleiben, und er hielt Wort. Auf dieſe Bedingung willigte Pauline ein, bis zum folgenden Tag bei Madame Roland zu verziehen. Ihr Gatte führte ſie an den verſteckten Zufluchtsort, den ihr die Menſchlichkeit der ängſtlichen Frau zugeſtand, und entfernte ſich dann mit unzähligen Küſſen und ſüßen Schmeichelworten, ſich einen ähnlichen zu verſchaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein brauner ſtämmiger Kerl in der gefürchteten Tracht der Marſeiller Sträflinge, mit der rothen

Mütze auf dem Schwarzlockenkopf trat in den Hof der Conciergerie. Sein ganzes Aeußere, ſein boshafter Blick aus ſchwarzen rollenden Augen unter dichtbuſchigen ſchwarzen Brauen hervor, ſein Gang, ſeine Haltung, der fremde Accent ſeiner Sprache, der, wie bei allen Provençalen, ans Italieniſche erinnerte, als er ſich fragend an die Kerkerknechte wandte: alles dies gab Jedem die Gewißheit, daß er einen jener ſchrecklichen Menſchen vor ſich habe, die die Gefängniſſe und Galeeren Marſeille's ausgeſpieen, um das blutige Entſetzen, den grauſigen Mord nach Paris zu tragen. Er fragte nach dem verhafteten Marquis von Trouleboïs, und ehrerbietig wich männiglich vor ihm zurück und die Aufſeher der Gefängniſſe beeilten ſich, einem ſolchen Manne ſo dienſtfertig als möglich zu ſein. Der Marquis, mit vielen Gefangenen ſeines Standes in einem Locale zuſammengeſperrt, wurde auf den Wunſch des Marſeillers in ein beſonderes Zimmer gebracht und dieſer zu ihm geführt.

Kaum war die rothe Mütze über die Schwelle des Gefängniſſes und die Riegel wieder vorgeſchoben, als der Marquis verwundert ausrief: „Wie? ſehen meine Augen recht oder iſt's Täuſchung? Sie, Marcheſe, in dieſem Mörderkleide!"

„Stille!" bedeutete der Eingetretene den gefangenen Marquis, und ſah ſich mißtrauiſch um. „Kein lautes Wort weiter! Ich habe mich aus drei guten Gründen in dieſe Jacke geſteckt, und fürwahr, ich befinde mich in Paris erſt wohl, ſeit man vor mir als einem Marſeiller zittert. Es iſt erſtlich meine Selbſterhaltung, die mich zu dieſer Verkappung antreibt. Nie ſaß der Kopf des Marcheſe di Prete ſichrer als unter dieſer rothen Mütze, unter welcher ihn Niemand vermuthet. Zweitens kann ich als der, für welchen ich jetzt gelte, am Beſten für Ihre Befreiung ſorgen, und ich bin gekommen, mich mit Ihnen darüber zu beſprechen. Endlich bin ich auf keine Weiſe beſſer im Stande, den verhaßten Belſis ausfindig zu machen."

„O Himmel!" ſeufzte der Marquis auf. „Hätten Sie nicht mit ſolcher Wuth auf der Verfolgung des Räubers meiner Tochter beſtanden, ich ſäße jetzt noch glücklich in Turin. Sie, Sie allein ſind es, Marcheſe, der mich in dies Paris, in dieſe Mördergrube verlockt hat!"

„Wie kindiſch!“ verſetzte der Italiener bitter. „Was Sie ſelbſt verſchuldet haben, mir unterſchieben zu wollen! Habe ich Sie nicht ſtets vor dem geſchmeidigen heuchleriſchen Franzoſen gewarnt? Sah ich nicht Alles voraus, und verſchwieg ich Ihnen etwa meine Beſorgniſſe? Nein! beim Himmel! Sie allein nahmen Alles auf die leichte Schulter und führten dadurch Ihr Unglück herbei. Wollten Sie nachher dem Räuber Ihr Kind laſſen? Nein, Sie ſelber trieben zur Verfolgung desſelben an, Sie baten mich, Sie zu begleiten, und nun — dieſer Undank!“

Der Marquis blickte verwirrt zu Boden; dann fuhr er heftig auf: „Ja, ich will des Buben Tod, der mir all meine ſchönen Pläne ſo freventlich zerſtört hat. Eilen Sie, Freund, da man mich doch verhindert, ihn aufzuſuchen, und meine Rache an ihm zu kühlen: bieten Sie Alles auf, um ſeiner habhaft zu werden!“

„Sorgen Sie nicht!“ lächelte der Italiener. „Schon hatte ich ſeine Spur ſicher; ich hatte ihre Wohnung aufgefunden, aber zu meinem Aerger fand ich ſie nicht zu Hauſe. Ich lag ſchier den ganzen Tag mit ſechs Gensd'armen in ihrem Zimmer; doch der Bube mußte Wind erhalten haben: er kehrte nicht zurück und entging mir dies Mal. Zum zweiten Male wird er ſchwerlich ſo glücklich ſein. Ich ſpionire trefflich auf ihn; ſein Name, die Beſchreibung ſeiner Geſtalt ſind überall verbreitet.“

Der Marquis lächelte mit Zufriedenheit und gab noch auf andre Weiſe ſeinen Beifall zu dieſen Anordnungen ſeines Freundes zu erkennen. Endlich, nachdem er ſich lange dem Wohlbehagen ſeines zur Hälfte befriedigten Rachegefühls an Belſis, der ihm allein durch Prete's giftige Einflüſterungen ſo verhaßt geworden war, hingegeben hatte, ſchien er wieder an ſeine eigne Lage zu denken. In nichts ſelbſtſtändig, als in der frivolen Befriedigung ſeiner Genußſucht, glaubte es der Marquis doch in allen Stücken zu ſein, während er doch nur das Echo des Marcheſe war. Dieſer hatte volle Gewalt über ihn, und redete ihm alles ein und aus, was ihm beliebte, freilich immer ſo vorſichtig, daß der ſchwachköpfige Franzoſe ſeine Meinung, Seelenſtimmung ꝛc. ſtets für das Product ſeines eignen Geiſtes hielt. So erging es ihm auch mit dem Haß gegen Belſis. Wahrſcheinlich hätte er dieſem Paulinens Entführung verziehen, wenn di Prete ihm nicht immer zur Seite geſtanden hätte.

„Vor einigen Tagen habe ich auch Paulinens Gouvernante, Madame Durand, gefunden," fuhr di Prete fort. „Sie iſt hier verheirathet."

„Was kann ſie uns jetzt noch helfen?" ſagte Troulebois.

„Vielleicht noch Manches. Ihre Anhänglichkeit an Paulinen iſt noch eben ſo groß. Faſt hätte mich die kleine Närrin umarmt, als ſie mich ſah, weil ſie Nachrichten über Paulinen von mir zu erfahren glaubte. Inzwiſchen fand ich für gut, ihr nichts von Paulinens Anweſenheit zu ſagen. Dazu iſt's Zeit, wenn ich ſie ausgeſpürt."

„Aber was gedenken Sie dann zu thun?"

Der Jacobiner lachte und ſagte dann: „Haben wir ſie nur erſt. Des guten Jungen Kopf wird ſchwerer in meine Wagſchale fallen, als all meine frühern Werbungen. Madame Durand ſoll vollenden, was die Guillotine beginnt. Pauline iſt frei, ſobald ich will. Sie ſind es mit. Es iſt doch ein trefflich Ding um Furcht und Schrecken. Man bringt damit die Leute zu allem, wozu ſie durch Anſehen, Beſtechung, vernünftige Ueberredung, gute Worte u. ſ. w. nicht zu bringen waren."

„Und wie wollen Sie meine Befreiung bewerkſtelligen?“ fragte der Marquis ſchier ängſtlich.

„Sobald es Zeit iſt, erkläre ich mit mehrern meiner Kameraden, daß Sie nicht der Marquis von Trouleboïs, ſondern irgend ein Schurke, ein Spitzbube ſind, der ſich zu Robespierre’s Zwecken trefflich werde brauchen laſſen. Das iſt genug, Sie los zu bringen.“

Der Marquis umarmte ſeinen Freund und entließ denſelben mit allen Zeichen der Dankbarkeit.

Prete durchſtrich mehrere Straßen, bis er in ein unanſehnliches Haus trat und einige Stufen erſtieg, die ihn in ein freundliches Logis brachten.

„Madame,“ ſagte er freundlich zu der ihm entgegentretenden Frau, „ich komme, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob ſich die Nachricht beſtätigt hat, daß der Marquis von Trouleboïs hier gefangen worden iſt.“

„Sie können meinen Mann ſelbſt darüber befragen. Er iſt zu Hauſe. Mich nimmt es übrigens ſehr Wunder, wie ich Ihnen auch ſchon das erſte Mal, als ich Sie hier ſah, nicht verhehlte, daß Sie ſo wenig mit des Marquis Schickſal bekannt ſein ſollten.“

„Wie ich Ihnen ſchon geſagt, Madame, ſobald ich keine Hoffnung mehr hatte, Paulinen zu erhalten, verließ ich Turin und den Marquis. Es verlangte mich, das tolle Treiben in Paris mit eignen Augen anzuſehen. Ich kam hierher. Es mißfiel mir nicht. Doch ich ergab mich dem Spiel und verlor bald mein ganzes Vermögen. Dafür tauſchte ich dieſe Mütze ein."

„Sie iſt wenigſtens ein ſichreres Mittel, Geld zu erwerben, als der Spieltiſch." Dieſes ſagend ging die Frau, ihren Mann zu rufen. Er kam, Prete ſtutzte bei ſeinem Anblick.

„Mein Herr," redete er ihn an, „mir iſt als ſähen wir uns heute nicht zum erſten Mal."

„Sie haben Recht. Ich war der Diener des jungen Herrn von Velſis und war als ſolcher ſehr behülflich, Ihnen einen ſchlimmen Streich zu ſpielen. Nachdem ich Madame Durand lange Zeit für meine Gebieterin geſucht hatte, fand ich ſie für mich allein in Paris, d. h. ich heirathete ſie: denn ich hatte ſie in Turin ſchon lieb gewonnen. Mein Herr hatte mich nämlich des Dienſtes entlaſſen. Ich ſuchte hier in Paris meinen Vater auf, der eine gute Stelle hat, und erhielt durch deſſen Verwendung in der neuen Republik die Stelle eines Secretärs bei der Jury.“

Der Marcheſe war erbleicht, ſammelte ſich aber und rief: „Das macht mir große Freude. Wir ſind beide mit Leib und Seele Republikaner geworden. Und Tod allen, die anders denken! Ich hörte, der Marquis von Troulebois ſolle ſterben.“

„Es bleibt nichts weiter für ihn übrig. Morgen wird er vor die Jury geſtellt, den Abend ſieht er nicht mehr.“

„Nun ſo ſieht er gleich die Nacht!“ lachte der Italiener. „Aber ſagen Sie mir, mein lieber Freund, wiſſen Sie nicht, wohin Herr von Belſis mit ſeiner Frau gerathen iſt?“

„Ich verließ ſie an der Grenze. Sie wollten nach Paris. Ich ging nach Lion, um meinen Vater aufzuſuchen. Dort hörte ich von deſſen Carriere in Paris und eilte hierher. Von Herrn von Belſis habe ich aber weder gehört noch geſehen, obgleich auch der Marquis von Troulebois neulich in ſeinen Verhören ausſagte, die Verfolgung ſeiner Tochter und des Gatten derſelben habe ihn nach Paris gebracht.“

„Es wäre vielleicht möglich, ſie durch Ihre Vermittlung ausfindig zu machen. Es würde Ihnen, Madame, Niemand eine größere Freude machen können, als wenn er Ihnen Paulinen zuführte.“

„Sicherlich nicht!“ verſetzte die Frau. „Ich liebe ſie noch eben ſo ſtark, als ſonſt, wo ich noch Madame Durand war. Aber ich wünſche nicht, ſie hier zu finden.“

„Sie ſcheinen mir nicht zu trauen.“

„Ihr Kleid ſpricht für ſie. Wir wiſſen nichts von Herrn von Belſis und ſeiner Frau, wir wünſchen auch nichts zu erfahren.“

Der Italiener ging ärgerlich.

„Gott ſchütze ſie, wenn ſie in Paris ſind,“ rief die Frau. „Etienne, ich beſchwöre Dich, biete alles auf, ſie aufzufinden, und ſie zu retten.“ Etienne’s Auge hing ſchwermüthig an ihrem Blick.

Am folgenden Tag wurde der Marquis von Troulebois vor die Jury geſtellt, die das „ſchuldig!“ über ihn ausſprach, und ihn zum Tode verurtheilte. Da endlich wankte ſein Vertrauen auf den Marcheſe. Er fluchte ſeiner Tochter, fluchte Belſis und dem Marcheſe, beſtieg dann den Karren und hauchte bald darauf ſein Leben unter dem Senkbeil aus.

Di Prete war unter den Zuſchauern und lachte teufliſch in die Fauſt, als Troulebois Kopf ſprang.

Sechszehntes Kapitel.

Pauline hatte nur unter der Bedingung, daß Beiſſis Paris nicht verließe, die ſcheinbare Condition bei Demoiſelle Delisle angenommen, und, ſeinem Verſprechen getreu, irrt der Unglückliche in der bluttriefenden Hauptſtadt umher, von allen Freunden und Bekannten verſtoßen, ſcheu und verwildert, nur mit wenig Geld verſehen, das ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe nur für einige Tage zu decken im Stande iſt. In den ſchmutzigſten Straßen, in den ekelhafteſten Wirthshäuſern, den Spelunken des Laſters iſt ſein Aufenthalt Tags über, des Nachts ſchläft er in Winkeln, auf Treppen, in Ställen. Er, der im Schooße ſeiner Familie ein glückliches, zufriedenes Leben hätte führen können, dem ſich täglich Gelegenheit zur Flucht bot, trieb ſich wie ein Verbrecher in Paris, am Abgrund des Verderbens herum, wo ſein Leben jeden Augenblick gefährdet war. Mit Entſehen hörte er von einigen der rohen Mörder, die in ſeine Nähe kamen, ſeinen Namen und das Schickſal, das ihn bedrohte, ausgeſprochen. Er vernimmt, daß der Marquis von Troulebois ihn angegeben, die Strenge der Geſetze auf ihn, als ſeinen Verderber, herabgerufen, daß er ihn ſeinen Mörder genannt und behauptet, Belſis allein habe ihn in die Gruft getragen. Schaudernd mußte Belſis erfahren, daß man ſich in den elendeſten Kneipen mit ſeiner Geſchichte unterhielt, daß die Thätigkeit der Urheber des Schreckens, neue Schlachtopfer zu finden, ſich jeden Tag verdoppelte, und daß man es vorzüglich auf ihn abgeſehen habe, und ſich freue, ihn zu fangen und als einen altadligen Sproß abzuſchlachten.

Endlich giebt es keinen Verbergungs-, keinen Zufluchtsort mehr für den jungen Mann. Sein Herz iſt von ſteter Todesangſt erfüllt. Die Nachſtellungen umgeben Alles, und nicht ſelten hört er den widrigen Ton der Straßenausrufer, welche laut das neue Geſetz verkünden, wonach jeder, der einen nach der beſtimmten Friſt zurückgekehrten Auswandrer bei ſich verſteckt, mit dem Tode beſtraft werden ſoll, und gleich darauf von einem Andern auf der Liſte derer, welche geſucht werden, ſeinen Namen. Er erduldet ſtündlich die Qual des Todes; die Angſt zehrt das Mark ſeiner Gebeine auf.

In furchtbarer Verzweiflung irrt er eines Abends durch die Hallen: er weiß nicht, wo er dieſe Nacht zubringen ſoll: all ſeine Mittel ſind erſchöpft. Da fällt ſein Auge auf das Haus der Doggen, welche zur Bewachung der Hallen beſtimmt ſind. „Großer Gott!“ denkt er, „vielleicht ſind dieſe Beſtien barmherziger als die Menſchen.“ Der Gedanke, bei dieſen Hunden einen Zufluchtsort zu ſuchen, gewährt ihm ſchon wieder einigen Troſt. Als es ganz dunkel geworden iſt, kriecht er auf allen Vieren zu dem Doggenhauſe, und — wie preiſt er ſein Glück! — ſie dulden es, daß er ſich ihnen nähere, ſie thuen ihm nichts zu Leide, ſie geſtatten es ohne Murren, daß er neben ihnen ruhe. Am andern Morgen eilt er zu Madame Roland und theilt ihr mit wehmüthiger Freude mit, daß er vor der Hand einen nächtlichen Aufenthaltsort gefunden. Er ſpricht die Hoffnung aus, daß, wenn nur eine kleine Zeit verſtrichen, andere Begebenheiten das Andenken an ihn aus den Köpfen der Blutmenſchen verwiſcht hätten, es ihm mit Paulinen möglich ſein werde, verkleidet zu entfliehen. Mad. Roland ſchüttelt zweifelhaft den Kopf: ſie weiß es ja, wie gemüthskrank Pauline iſt, wie ſie ſich unaufhörlich der größten Schuld gegen ihren Vater und ihre Verwandten anklagt, wie ſie faſt ſinnverwirrt nur immer nach Madame Durand verlangt, und durchaus nichts von Flucht wiſſen will; aber die mitleidige Frau theilt dem von einem leiſen Hoffnungsſtrahl aufgerichteten Mann ihre Beſorgniſſe nicht mit, ſie läßt ihm den Schimmer.

Gegen Abend durfte der Arme auch zu ſeiner Gattin. Sie wohnte bei Demoiſelle Deliſle und er wurde dorthin als Sohn der Aufwartefrau in ſchlechter Kleidung gebracht, um einige gemeine Dienſte zu verrichten. In ſtummen Schmerz ruhten ſie lange Bruſt an Bruſt. Ihre Seelen bluteten bange Ahnungen, und doch war es eine Seligkeit für ſie, ſich einige Augenblicke zu beſitzen. Und längere Zeit war ihnen nicht vergönnt, ſich anzugehören. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte er fort. Pauline ſtürzte laut jammernd in die Arme der Demoiſelle Deliſle.

Auch dieſe Nacht brachte Belſis bei den ihm freundlich geſinnten Doggen zu. Die Kälte hätte ſeine

Glieder ſtarr gemacht, wenn ſich die Hunde nicht an ihn gedrückt, ihn nicht mit ihren Leibern erwärmt hätten. So war er vor dem Erfrieren geſchützt.

Am andern Morgen ſtrömte das Volk ſchon frühe nach dem Saale der Nationalconvention; es war der Tag, an welchem der Advocat de Seze als Anwalt des abgeſetzten Königs denſelben vor den Schranken des Convents vertheidigte. Belſis wurde von einem Schwarm Menſchen fortgeriſſen. Mitten im Laufe fühlt er ſich am Arm gefaßt. Er wendet ſich. Ein bejahrter Mann ſteht neben ihm, in welchem er ſogleich den alten Daniel, den Kammerdiener ſeines Vaters, erkennt. Die erſte Empfindung ſeiner Seele iſt Freude, die zweite gleich darauf folgende Schrecken. Daniel flüſtert ihm zu: „Verrathen Sie ſich nicht, und folgen Sie mir!“ Belſis gehorcht mechaniſch, das Herz voll gemiſchter Gefühle. In einer abgelegenen Straße redet der Alte ſeinen Begleiter an: „Ich freue mich ſehr, Sie endlich zu finden, mein lieber junger Herr. Seit dem Tage, wo man Ihren Namen vor der Jury ausgeſprochen und Ihr eigner Schwiegervater die Richter aufgerufen hat, Sie zu verfolgen, ſeit dieſem Tage habe ich mich mit

Angſt und Bangen in Paris nach Ihnen umgeſehen; Gott ſei geprieſen, daß ich endlich ſo glücklich geweſen bin, Sie zu finden!“

„Und du willſt mich retten, Daniel?“ fragte Belſis faſt wehmüthig. „Du willſt mich verbergen, bis dieſe gräßliche Mordzeit vorüber iſt, und ich mit meiner Frau ungehindert zu meinem armen Vater zurückkehren kann?“

„Ei das verſteht ſich von ſelbſt,“ verſetzte der alte Kammerdiener. „Hab' ich Sie doch als ein Knäblein von einigen Wochen ſchon in den Windeln getragen und Sie gepflegt —“

„Haſt genug mit dem tollen Knaben geſpielt und mir manche Freude gemacht. Ja, Daniel, alle meine jugendlichen Erinnerungen ketten ſich an Dich. Der Himmel hat es endlich nach großen Drangſalen gut mit mir gemacht, daß du mich erkannteſt, und es iſt gewiß recht lächerlich, daß ich vorhin einen mißtrauiſchen Schrecken nicht bezwingen konnte. Vergieb mir, lieber Daniel; ich hatte in jenem Augenblick nicht an meine Jugend und Deine Liebe zu mir, nicht an die Wohlthaten alle, die Dir mein Vater ſtets erwieſen, gedacht.“

Daniel runzelte die Stirn; dann ſagte er kurz: „Sie ſind ſicher in meinem Hauſe. Folgen Sie mir, ich werde Sie dahin bringen.“

„Und haſt Du nichts von Etienne vernommen? Als er ſich von mir trennte, wollte er Dich aufſuchen.“

„Ich weiß nichts von ihm,“ verſetzte der Alte. „Nach Paris iſt er nicht gekommen. Vielleicht hat er Ihren Vater aufgeſucht und iſt bei demſelben geblieben.“

„Ich gab ihm Briefe an meinen Vater mit. Aber ſage mir, weshalb haſt Du meinen Vater verlaſſen?“

„Das will ich Ihnen zu Hauſe erzählen. Eilen Sie nur!“

Sie traten nach einiger Zeit in Daniels Wohnung; freundlich reichte der Alte ſeinem ehemaligen Liebling erquickende Speiſe und Trank, zeigte ihm einen ſichern Verſteck und erbot ſich, Belſis ſo lange zu behalten, als dieſer wünſche.

Freudetrunken umarmte der Unglückliche den Freund: er ſah einen rettenden Engel in demſelben. Aus der Nacht der Verzweiflung ſo ſchnell herausgeriſſen in das hellſte Licht der Freude, war es kein

Wunder, daß ſich Belſis mit faſt kindiſchem Beginnen dem ungewohnten Genuſſe hingab. Es iſt ein ſo ſchöner Glaube des menſchlichen Herzens, von manchem frommen alten Spruch unterſtützt, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe auch am nächſten ſei; und Belſis erkannte mit hoher dankbarer Rührung in dieſer ſeltſamen Fügung die Hand der Vorſehung, die ihm den Pfleger ſeiner Kindheit mitten im Menſchengewühl entgegengeſchickt, um ſich desſelben als Werkzeug zu ſeiner Rettung zu bedienen.

Als er Gott gedankt, ſich geſättigt und gewärmt hatte, rief er: „Nun, lieber Daniel, will ich eine Pflicht der Dankbarkeit abſtatten. Ich will einer ſehr werthen Freundin, die ſich um meine arme Frau die größten Verdienſte erworben hat, Nachricht von meinem unverhofften Glücke geben, damit meine Pauline baldigſt davon unterrichtet werde. In einer Stunde bin ich wieder bei Dir. Ich habe mir Straße und Haus wohl gemerkt.“

„So warten Sie doch! Wie heißt denn dieſe Freundin? Wer iſt ſie? Es hat ja noch Zeit. Ich will Sie begleiten!“ rief der alte Daniel ärgerlich.

„Morgen ſollſt Du alles erfahren!“ verſetzte

Belſis im Enteilen, und war fort, eh' ſich Daniel aus ſeinem Sorgſtuhle erhob.

„Morgen möchte es zu ſpät ſein,“ murmelte der Alte recht tückiſch. „Ich will auch meine Wege gehen.“

Belſis eilte wonnetrunken zu Madame Roland und meldet ihr mit ſtammelnder Zunge, daß die Zeit ſeines Leids nun vorüber ſei. Er erzählt ihr, wie ihn Daniel erkannt und ſich erboten hätte, ihn aufzunehmen, ihn allen Nachforſchungen zu entziehen.

„Iſt das derſelbe Daniel, der mich in Ihres Vaters Hauſe anredete?“ fragte Mad. Roland.

„Derſelbe!“

„Und ihm vertrauen Sie ſich an?“

„Er iſt Etienne's, meines treuen Dieners, Vater. Er war vierzig Jahre lang meines Vaters treuer Diener.“

„Er war es,“ ſagte Mad. Roland und konnte eine trübe Ahnung nicht unterdrücken, doch ſprach ſie ſich nicht weiter darüber aus. Belſis bat ſie noch, Paulinen bald von ſeinem Glücke zu unterrichten, und eilte dann zu Daniel zurück.

Es war Abend und Belſis über alle Maßen ermüdet; er bat daher Daniel ſogleich um ſein Nachtlager, welches ihm auch angewieſen wurde. Bunte Hoffnungsbilder wiegten ihn in Schlaf; mit ſolchen ſüßen Gefühlen war er lange nicht eingeſchlafen. Aber noch waren nicht zwei Stunden über des glücklichen Schläfers Haupt hingeſchwebt, als er emporgeriſſen und aufgerüttelt wurde. Waffengeklirr drang in ſein Ohr, der Anblick ſcheußlicher Geſtalten in ſeine Augen. Er iſt in den Händen der Gensd'armen und der Blutmänner der Maratiſten. „Heiliger Gott!" ruft er. „Was iſt das? Daniel, wo biſt du?"

Die Mörder lachen roh. Einer tritt hervor und ſpricht höhniſch: „Damit du dich zufrieden giebſt, adliger Hund, ſollſt du wiſſen, daß es gerade der alte Daniel, dein Wirth, iſt, der dich an uns verrathen. Wir waren dir lang auf der Spur, aber du entgingſt uns immer ſchlau. Der Alte hat den Fuchs endlich in der Falle gefangen und uns ausgeliefert."

Belſis war ſtarr vor Entſetzen. Solcher Bosheit hatte er das menſchliche Herz nie für fähig gehalten. Er vermochte kein Wort mehr zu reden. Der Schmerz, ſich in Daniel ſo ganz getäuſcht zu haben, zerriß ihm die Seele. Ohne einen Laut von ſich zu geben oder irgend Widerſtand zu leiſten, ließ er ſich feſſeln und fortbringen. Er war in einen Zuſtand pſychiſcher Betäubung gefallen.

Auf dem Wege trat ihm einer der Blutmänner nahe an und flüſterte ihm ins Ohr: „Ich bin der Marcheſe Vittore di Prete aus Genua. Heute blüht meine Rache, morgen wird die Frucht reifen, in ein Paar Tagen fallen, und mein Ziel erreicht ſein. Nun wird Pauline mein!“

Belſis fuhr heftig zuſammen; er wandte ſich nach dem Sprecher, dieſer war aber verſchwunden, und Belſis konnte ihn aus der Zahl der Uebrigen nicht herausfinden. Aus ſeiner Seele brach aber nun die Gewalt des Schmerzes, wie ein donnernder Strom, hervor. Von allen Qualen, die ihn bis jetzt getroffen, war der Gedanke, daß Pauline nach ſeinem Tode in Prete's Hände fallen ſollte, die gräßlichſte. Sie brachte ihn in der Nacht in ſeinem Gefängniſſe faſt zum Wahnſinn.

Das Gerücht ſeiner Gefangennehmung verbreitete ſich am folgenden Tage ſchnell in Paris. Die Deputirten, welche Madame Roland um Mitleid für das unglückliche Paar angeſprochen hatte, beeilten ſich, derſelben das Schickſal des jungen Belſis mitzutheilen. Sie erfährt, daß der alte Böſewicht, auf welchen der Arme ſein ganzes Vertrauen geſetzt, der nur von den ſonſt empfangenen Wohlthaten ſeines Vaters lebt, ihn angegeben und den Gerichten verkauft hat. Erſchrocken über dieſe unerwartete Begebenheit, läuft die edle Frau nach der Conciergerie. Es wird ihr erlaubt, allein mit ihm zu ſprechen.

„Ich wußte es, daß Sie kommen würden, meine verehrte Freundin", redete ſie Belſis, ihr entgegen tretend, ruhig und gefaßt an. „Mein Schickſal iſt nun beſtimmt; verſchwenden Sie weiter keine unnütze Sorgfalt für mich; jeder Schritt wäre umſonſt, jedes Wort vergebens: mein Todfeind ſteht mir verlarvt gegenüber. Ich flehe Sie mit der rührenden Eindringlichkeit eines Sterbenden, welcher die Zurückbleibenden ſelten widerſtehen können, nun un Ihre mütterliche, freundliche Sorgfalt für mein Pauline an. Erretten Sie ſie nur. Beſchwören Si das geliebte Weib, alle Vorſichtsmaßregeln anzuwenden; denn der Marcheſe di Prete ſei hier, ſei di Triebfeder meines Todes und ſchmeichle ſich, ſie nac demſelben zu gewinnen. Ihre übrigen Verwandte haben dieſes ihr ſo widrige Bündniß weniger gewünſcht und betrieben, als ihr Vater. Da dieſer mir vorangegangen iſt, und ſie über dieſe erzielte Verbindung ſo traurige Erfahrungen gemacht haben, werden ſie Paulinen gewiß ferner gegen die Nachſtellungen des Marcheſe ſichern. Mein Tod, der unſre Verbindung zerreißt, wird ja wohl ihre Verwandten, mit welchen ſie überhaupt noch ſo höchſt wenig verkehrt hat, beſänftigen, er muß das Siegel der Ausſöhnung mit ihnen werden. Ich erſuche Sie, meine edle Freundin, dieſe Ausſöhnung zu bewirken, und ſie mit Paulinens trefflichen Eigenſchaften erſt genau bekannt zu machen. Wenn man ſie kennen wird, wird man ihr leichter vergeben. Vorzüglich trachten Sie danach, Paulinen wieder mit Madame Durand zu vereinigen. Von den Verwandten werden Sie den Aufenthalt dieſer trefflichen Frau erfahren. Sie wohnt vielleicht bei irgend einem Gliede der Familie. Paulinens lebhafte Zärtlichkeit für Madame Durand, die ſelbſt die Liebe zu mir nicht ſchwächen konnte, wird, hoffe ich, den grauſamen Eindruck mildern, den ihr mein Andenken hinterlaſſen muß."

Hierauf ſtellte er Madame Roland das wenige

Geld zu, was ihm noch übrig geblieben war. Was die gute Frau ihm auch für Erleichterungen und Hülfleiſtungen anbot, und wie ſehr ſie auch in ihn drang, irgend etwas anzunehmen, ſo blieb er doch feſt bei ſeinem Willen, auf dem Strohbündel zu ſchlafen, den jeder Gefangene zum Bett erhielt, und keine andern als die groben Nahrungsmittel genießen zu wollen, die den Gefangenen des Hauſes gereicht wurden. Mit der unzweifelhaften Gewißheit ſeines Todes hatte er die wohlthätige ſtoiſche Ruhe endlich gefunden, die uns die Erbärmlichkeit des Lebens verachten läßt, und einen freien heitern Blick auf das dunkle Jenſeits gewährt.

Madame Roland geht von ihm zu Demoiſelle Delisle. Sie findet Paulinen in einem höchſt beklagenswerthen Zuſtande. Ihrer Traurigkeit und ihren ſie ſtets beſtürmenden ſchwarzen Gedanken überlaſſen, nahm die junge Belſis täglich an Kräften ab; ein langſames Fieber verzehrte ſie. In ein inneres Gemach verſchloſſen, niemanden als ihre Wirthin und Madame Roland ſehend, nur unter Riegeln ſicher, wenn Mademoiſelle Delisle von Geſchäften außerhalb des Hauſes gerufen wurde, erhielt die Kranke keine andern Nachrichten, als die die beiden Frauen ihr mitzutheilen für gut fanden. Madame Roland sagt ihr, Herr von Belſis befinde ſich in vollkommner Sicherheit bei dem alten Daniel. Pauline hört ihr ungläubig zu. Eine furchtbare Angſt zermartert ſie. In dieſem Zuſtande verlebt ſie einige qualvolle Tage. Endlich äußert ſie ihren Unglauben gegen die Verſicherung der Madame Roland laut. Sie iſt in Verzweiflung, ringt die Hände und ruft: „Er hat Paris verlaſſen, er hat mich verlaſſen, verrathen. Er iſt mir untreu geworden."

Ihr grauſamer Argwohn ſteigert ſich bis zur Wuth. Sie läuft die Nacht durch, wie eine Raſende, durchs Zimmer, zerrauft ſich das Haar, und Mademoiſelle Delisle hat die größte Noth, ſie nur einigermaßen zur Ruhe zu bringen, damit ſie nicht durch unzeitigen Lärm alle verrathen würden.

Am Morgen wird Madame Roland von der argwöhniſchen Furcht Paulinens unterrichtet, und die gute Frau überlegt nicht lange. Ihr weibliches Gemüth giebt ihr an, was ſie zu thun hat. Dieſes urtheilt oder fühlt vielmehr richtig, daß für eine weniger ſtark als zärtlich fühlende Seele ein ſolcher in den geliebten Gegenſtand geſetzter Verdacht das Gräßlichſte ſei, und ſie eilen müſſe, denſelben, wenn auch durch eine ſchreckliche Nachricht, aus Paulinens Seele zu entfernen. Mochte ſie immerhin ihres Gemahls Gefangennehmung erfahren, ohne Zweifel war dieſe Gewißheit für ein weibliches liebendes Herz leichter zu ertragen, als der Verdacht gegen die Liebe und Treue des ſo glühend heiß Geliebten. Madame Roland irrte in dieſer Schlußfolge nicht. Sie war ja ſelbſt ein Weib, ein fühlendes Weib und kannte die Macht, welche die Liebe über ein weibliches fühlendes Herz auszuüben pflegt. Ja ſo allgewaltig iſt im Weibe dieſe Macht der Leidenſchaft, die alles erleichtert, wenn ſie nur noch von Gegenliebe des theuern Mannes verſichert zu ſein glaübt. Die Gewißheit der Verhaftung Belſis erleichterte wirklich Paulinens blutigen Schmerz.

„Es iſt alſo wahr,“ ruft ſie, die großen ſchönen Augen voller Thränen, von welchen man nicht wiſſen kann, ob ſie Thränen der Freude oder des Schmerzes ſind, „Gottlob! es iſt wahr, daß er mich noch anbetet, daß er die Gefangenſchaft der Verletzung ſeiner Gelübde vorzieht! Er liebt mich noch; ſein Herz hängt noch eben ſo feſt an mir, wie ſonſt; er trotzt der größten Gefahr, nur um mich nicht zu verlaſſen. Aber ich kenne nun meine Pflicht ſo gut, wie er die ſeinige. Nein ich will mich nicht von ihm beſchämen laſſen. Es ſoll nicht ſcheinen, als ob die Gewalt ſeiner Liebe größer wäre, als die meinige. Und ob es die Welt erfahre oder nicht, wie wir uns lieben, ich muß dem Drange meines Herzens folgen: ich muß zu meinem Philipp, muß ſein Gefängniß mit ihm theilen, muß ihm die Schmerzen der Trennung abnehmen, ſeine Thränen trocknen, ſein ſorgenſchweres Haupt ſanft an meiner Bruſt betten. Ich bin ja ſchuldiger als er. Großer Gott! ich war's ja, die ſich nicht von dem Gedanken abbringen ließ, nach Paris zu gehen: ich zwang ihn ja mit meiner Liebe dazu. Er konnte mir nicht widerſtehen, er mußte nachgeben. Und bin ich denn nicht durch dieſen Starrſinn eine Verbrecherin geworden? Weh mir! Er iſt rein und unſchuldig und ſitzt im Gefängniß: ich, die Schuldige, muß eilen, ſein Loos mit ihm zu theilen. Bin ich nicht ſein Weib, und iſt es nicht des Weibes heiligſte Pflicht, treu vereint mit ihrem Gatten jedes Schickſal deſſelben tragen zu helfen? Laßt mich fort zu ihm!"

Die beiden bekümmerten Frauen hatten alle Sorgfalt und Mühe anzuwenden, um der Schwärmerin dieſen Vorſatz auszureden und ſie abzuhalten, daß ſie nicht zu ihrem Gemahl zu kommen ſuchte. Mad. Roland mußte ihr endlich die heiligſten Eide ſchwören, ihr täglich Nachrichten und zwar wahre, aufrichtige über Belfis Schickſal zukommen zu laſſen. Erſt dann beruhigte ſie ſich in etwas und gab den vernünftigen Gründen ihrer Freundinnen Gehör, womit ihr dieſe bewieſen, wie thöricht es von ihr ſein würde, ſich ſelbſt in das Gefängniß zu ſtellen, indem ſie ſich dadurch dem gräßlichen Prete geradezu in die Arme lieferte. Das Letztere wirkte ganz beſonders auf ſie. Der Name des Italieners machte ſie ſchon ſchaudern, und als ſie erfuhr, welche Rolle derſelbe jetzt in Paris ſpiele, verſprach ſie, ſich ruhig in ihrem Zimmer zu verhalten.

Madame Roland hinterbrachte dem gefangenen Belfis täglich Kunde vom Befinden ſeiner Frau. Mit der feſteſten Gewißheit in der Seele, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe, berechnete er kaltblütig und mit bewundernswürdiger Beſonnenheit die Mittel, der Freundin diejenigen zu verſchaffen, welche

die Unglückliche allmälig und geſchickt auf de
letzten Schlag vorbereiten könnten, der ſie endli
doch treffen muß. Er ſchreibt zu dieſem Behu
acht Briefe an Paulinen, und datirt ſie nach de
Folge der Tage voraus, in der ſie ihr übergebe
werden ſollen. In dieſen Briefen geht er allmäli
von der reinſten Zärtlichkeit und liebender Beſorgni
um ihre Geſundheit auf ſich und ſeine Lage über. J
jedem Briefe rückt er dem düſtern Ziele näher,
ſucht ſie durch verſteckte Wendungen und leiſe Ar
deutungen immer vertrauter mit dem Gedanken a
ſeinen Tod, mit der traurigen Nothwendigkeit de
ſelben, zu machen. Er zeigt ihr den grauſig
Feind immer näher, bis er im letzten ihn vor ſie hi
ſtellt, daß ihr Auge in dem ſeinigen wurzele. Er ru
ihrem Gedächtniſſe die traurige Geſchichte ihrer Lie
zurück, er führt einige Scenen des Leidens und d
Wehmuth recht ins Einzelne aus, um ihr zu zeige
wie trübe und gewitterhaft die kurze Zeit ihrer Ve
einigung geweſen, und die Wonnen, die ſie genoſſe
auf eine höhere Quelle reiner, ungeſtörter, geiſtig
Liebesfreuden hindeuten, deren voller Genuß n
durch die ſchwere Maſſe des Erdenlebens geſtö

werden. Daraus ſucht er ſchöne Troſtgründe für ihre Trennung abzuleiten. Er malt ihr endlich mit den Farben, die er am geſchickteſten glaubt, die ſchwärmeriſch liebende Pauline zu rühren, ihre künftige Wiedervereinigung in einer beſſern Welt vor, und ſucht auf alle erdenkliche Weiſe das Grauenvolle des ſchrecklichen Verhängniſſes für ſie zu mildern, das ihr im letzten Briefe wohl angekündigt werden muß. In die drei letzten Briefe legt er Haarlocken von ſich, die für ſie zu flechten er noch Freude findet, eine wehmüthige, thränenreiche Freude, der letzte Blick der ſcheidenden Winterſonne auf die in Eis ſtarrenden Gefilde.

Dieſe acht Briefe vereinigt er zuſammen in ein Päckchen, und ſchließt noch einen neunten Brief an Madame Roland mit bei, worin er ſie bittet — es iſt ſeine letzte Bitte an ſie — Paulinen täglich einen Brief zu übergeben; er äußert gegen die Freundin unter den lebhafteſten Bezeugungen tiefempfundener Dankbarkeit, er hoffe, ſein Muth werde ihn des letzten Freundſchaftsdienſtes würdig machen, den er noch von ihr verlange. Zuletzt ſpricht er die Ahnung ſeines baldigen Todes aus und nimmt mit rührenden Worten Abſchied.

Belſis irrte in der Vorausſicht ſeines Schickſals nicht: zwei Tage darauf wurde er vor die Jury geſtellt. Als der öffentliche Ankläger ſeinen Namen nannte, zuckte die Freude über manches rohe entmenſchte Geſicht, ſowohl der zahlreich verſammelten Zuſchauer, als auch der Richter. Als Belſis von den Schergen hereingeführt wurde, behauptete er eine edle Haltung, von ſtolzer Ruhe unterſtützt. Sein Prozeß war kurz, das „Schuldig!“ wurde einſtimmig über ihn ausgeſprochen. Die Unmenſchlichkeit der Blutrichter geſtattete ſchon damals keinen Anwalt, keine Appellation, ja nicht einmal eine perſönliche Vertheidigung. Er ſollte eben abgeführt werden, als einer von den Schreibern des Gerichts aufſprang, todtenbleich mit wirren Augen und an allen Gliedern zitternd, ſich einen Weg durch das Volk bahnte, zu des Verurtheilten Füßen laut jammernd niederſtürzte, die Knie desſelben umfing und im Tone der Verzweiflung ausrief: „Großer Gott! muß ich Sie ſo wiederſehen!“

Belſis erkannte ſeinen getreuen Etienne, und fragte verwundert: „wie kommſt du hierher?“

„Mein Vater hat mich vermocht, die Kunſt des

Schreibens, die ich dem mit Ihnen gemeinſchaftlich genoſſenen Unterricht verdanke, zum Dienſte dieſer Blutmänner anzuwenden; ich bin Schreiber der Jury oder ich war's vielmehr; denn meine Hand müßte verflucht ſein, wenn ſie Ihr Todesurtheil niederſchriebe."

„So wußte Dein Vater, daß Du in Paris warſt, und verheimlichte es mir mit Fleiß! Etienne, Dein Vater hat mich verrathen, verkauft."

„Er fürchtete, ich würde Sie retten, wenigſtens alle Verſuche zu Ihrer Rettung machen, wenn Sie von mir und ich vielleicht dann von Ihnen erführe. Ich weiß es, daß er Ihr Mörder iſt, und die Bande, die mich an ihn feſſelten, ſind auf ewig zerriſſen. Fluch auf ſein Haupt für dieſe That!"

Ein lauter, faſt ſtürmiſcher Ruf des Unwillens unterbrach den verzweifelten Sprecher.

„Wie," ließen ſich einzelne Stimmen vernehmen, „dieſer Schurke flucht ſeinem alten rechtſchaffnen Vater, der dem Geſetz getreu, als wahrer Patriot gehandelt hat? Er flucht dem redlichen Manne, dem er das Leben verdankt, weil derſelbe ein pflichtgetreuer Republikaner iſt? Und wir leiden, daß dieſer Tyrannenknecht, dieſer undankbare Sohn, dieſer ſchlechte Burſche länger athme? Daniel Raiſort, komm herbei, dein Sohn hat dir geflucht, weil du einen adligen Spitzkopf ausgeliefert; komm und zerſchmettre dem Buben dafür den Schädel!"

Der alte Daniel, der ſich im Hintergrunde des Saals verſteckt hatte, wurde hervorgezogen, und ſtand anfangs verwirrt und mit zu Boden geſenktem Auge vor dem unbefangenen und ruhigen Belſis; doch ſuchte er ſich zu faſſen und richtete folgende Worte an ſeinen Sohn, der gar keine Notiz von ihm zu nehmen ſchien: „Wie, iſt's möglich, was man mir ſagt? Du haſt meine grauen Haare verflucht, Etienne, Du, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt, der meine einzige Freude, meine einzige Hoffnung auf dieſer Welt iſt, in dem ich mich verjüngte, den ich in eine ſchöne Carriere gebracht, auf welcher ich Dich bald weiter vorwärts dringen und mit Ruhm und Glanz umgeben zu ſehen hoffte, mit Glanz, der auch meine alten Tage erhellen und ſchmücken ſollte! Du fluchſt mir?"

„Nieder mit dem nichtswürdigen Buben!" rief das Volk, und die Diener des Gerichts hatten Mühe, Ruhe im Saale herzuſtellen und den wüthenden Haufen vom Morde des Schreibers abzuhalten.

„Und weshalb fluchſt Du mir?“ fuhr der Alte ermuthigt fort. „Weil ich gethan, wie das Geſetz befiehlt: weil ich einen der Verderber der Menſchheit dem Gericht ausgeliefert, der doch nur nach Paris gekommen war, um Unheil anzuſtiften. Haben wir nicht am Altare des Vaterlands geſchworen, dieſe verderbliche Natternbrut zu vertilgen, wo und wie wir können? Haſt Du ſo wenig den Geiſt der Freiheit begriffen, daß Du meinſt, irgend einer der Feinde der Freiheit dürfe verſchont bleiben? Und weshalb? Weil Du ſein Knecht geweſen. Schäme Dich, Etienne, Du biſt kein Republikaner! Meinſt Du etwa, mir habe es nicht Leid gethan, den jungen Belſis aufs Blutgerüſt zu liefern? Ich habe ihn auferzogen, habe ihn geliebt und gepflegt von Kindesbeinen an, er war mir ſo theuer, wie mein eigner Sohn; aber ich habe deshalb keinen Augenblick geſchwankt. Er iſt ein Sproß der verfluchten Kaſte, die das Vaterland ihres Vortheils wegen geſchlachtet hat, er iſt ein Ariſtokrat, ein Royaliſt: er muß ſterben. Ich riß ihn aus meinem blutenden Herzen und legte ihn als das größte aller Opfer, die ich dem geretteten, verjüngten Vaterlande darzubringen vermag, auf den blutigen Altar deſſelben, ſprechend mit erſtickter Stimme: Nimm ihn hin, Vaterland! er war mit meinem Herzen verwachſen.“

Das Volk brach in lauten Jubel aus. „Seht!“ riefen mehr als hundert Stimmen, „ſeht, das iſt ein wahrer Patriot! Es lebe Daniel Raifort! Es lebe der ächte Republikaner.“ Und Alles drängte hinzu, ihn hinauszutragen.

„Ich vergebe Dir, Daniel,“ ſprach Belſis mit ruhiger Würde, eine Thräne im Auge. „Ich habe mich jetzt überzeugt, Du biſt kein Böſewicht. Du glaubſt nach den Grundſätzen eines Republikaners recht gehandelt zu haben: ich verdamme Dich nicht. Wer kann auf Erden behaupten, was Recht iſt, was Wahrheit? Nacht deckt unſre Augen. Gott vergebe Dir, wie ich.“

„Er iſt ein Elender!“ kreiſchte Etienne wieder. „Er iſt Ihrer Vergebung nicht würdig. Von dem verkappten Marcheſe di Prete hat er ſich erkaufen laſſen. Dort ſteht der Teufel. Ihr Richter der Jury,“ rief er jetzt wie wahnſinnig, „dieſer Mann iſt kein Marſeiller, kein Anhänger der Republik, kein Vertheidiger und Ausüber ihrer Rechte; er iſt ein italieniſcher Nobile, Marcheſe Vittore di Prete aus Genua, den allein Rache an dem edlen Herrn von Belſis nach Paris geführt und in dies Gewand geſteckt, mit dieſen blutigen Waffen belaſtet hat. Er war der Begleiter und innigſte Freund des Marquis von Trouleboiş."

Der Bezeichnete lachte hell auf, trat an die Schranken vor und ſagte laut: „Der Menſch muß verrückt geworden ſein; ich kenne weder ihn, noch Herrn von Belſis, noch habe ich den von ihm genannten Marquis gekannt. Daß ich ein Marſeiller bin, mögen mir meine Kameraden bezeugen, mit denen ich auf einer Galeere war."

Und zehn Stimmen riefen auf ein Mal: „Ja wir bezeugen, daß Guillaume Joubarbe unſer Kamerad iſt und mit uns auf der Galeere diente."

Die Richter winkten Beglaubigung, Etienne wurde verlacht, die Häſcher faßten Belſis, um ihn zum Tode abzuführen. Etienne ſtürzte ihm beſinnungslos nach, verfluchte ſeinen Vater, die Republik, die Franzoſen. Vor dem Hauſe verſammelte ſich ein Haufe um ihn. Er raſte fort.

„Schlagt ihn todt! Stecht ihn nieder! Nieder!

Nieder!" riefen die beleidigten wilden Menſchen und einen Augenblick darauf ſaß ihm der Dolch des Italieners in der Bruſt. Als das Volk den Sterbenden mit Füßen getreten, zerſtreute es ſich und ließ die Leiche liegen. Der alte Daniel fand ſie, und zerraufte ſich das Haar über ihr. Belſis wurde aufs Schafott geführt. Er ſtarb unter der Guillotine mit Ruhe und Faſſung und jener immer beibehaltenen edelſten Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits, die ihm jede Klage unterſagte, und geſtärkt durch dieſelbe im entſcheidenden letzten Augenblicke.

Siebzehntes Kapitel.

Es war Madame Roland, nachdem ihr die Nachricht von Belſis Tode zugekommen war, unmöglich, Paulinen zu ſehen: ſie fürchtete in einem Beſuche bei derſelben ſich zu verrathen. Deshalb begnügte ſie ſich, ihr täglich einen Brief des Hinübergegangenen durch die Aufwärterin zukommen zu laſſen, welche ihr regelmäßig am Abend Paulinens Antwort darauf einhändigte. Die Vernunft verbot ihr, ſie zu leſen, aber eine noch weit mächtigere Empfindung vermochte ſie, ſich der Freiheit zu bedienen, ihrem großen Schmerze noch eine neue Nahrung zu geben. Die edle Frau erſchrak, wenn ſie die Aufſchrift las; ſie vergoß Ströme von Thränen, indem ſie die Briefe entſiegelte, ſie bebte, wenn der grauſige Gedanke ſie mit finſtrer Macht überwältigte: derjenige, an welchen ſie gerichtet waren, ſei unter dem Beile der Henker gefallen. Ein höchſt unheimliches Gefühl ließ ſie in ſich ſelbſt, während ſie Paulinens Antworten las, ein ſeltſames Mittelglied zwiſchen der Körper- und Geiſterwelt, zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits erkennen. Es war ihr zuweilen, als umſchwebe ſie Belſis Geiſt und haſche ihr die Worte der Liebe und Sehnſucht, die an ihn gerichtet waren, von den Lippen weg. Und wie mochte ſie ſich in Schmerz auflöſen, wenn ſie die Ergüſſe dieſes unvergleichlichen Weibes las! „Jetzt," ſchrieb Pauline an ihren Gatten, „jetzt kannſt Du nicht mehr Deine Sicherheit zu einem Vorwande nehmen, gegen den meine furchtſame Stimme ſich nicht erheben durfte: Du ſitzeſt im Gefängniß, man weiß, daß ich mit Dir verbunden bin: Du wirſt dies Bündniß, das mir, ungeachtet deſſen, was es mich zu ſtehen kommt, ſo unendlich theuer iſt, Du wirſt dieſe ſüßen Bande aus einer falſch verſtandenen Zärtlichkeit gegen mich, aus einer allzu weichlichen Liebe Deines edlen großen Herzens zu mir, nicht verläugnen, jene Bande, welche ja ſelbſt diejenigen ſchwächten, welche die Natur geknüpft hatte und auf die ſie nie ihre Rechte aufgiebt. Schlage mir alſo meine Bitte nicht ab: erlaube, daß ich Dein Gefängniß mit Dir theile. Das Schreckbild di Prete's ſoll mich nicht länger hindern, an Deiner Seite zu leben. Er wird, er kann meinem mit Liebe gewappneten Herzen nichts anhaben. Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm; ich fürchte nur das Eine, und die Furcht davor erfüllt meine ganze Seele und martert mich Tag und Nacht, und dies Eine iſt, von Dir getrennt zu leben. Du haſt keinen Begriff davon, was ich leide. Bin ich nur bei Dir, ſo wird Dein Gefängniß für mich eine Wohnung der Seligkeit ſein. Es iſt der höchſte Gegenſtand aller meiner Wünſche. Ich werde nichts mehr für Dein Leben fürchten, wenn meins nicht weiter von dem Deinigen getrennt iſt. Allein werde ich ſtets von den düſterſten Gedanken beſchlichen. Geſtern war meine Phantaſie furchtbar erhitzt, eine ungeheuere Angſt übermannte mich. Ein

Blutgerüſt baute ſich vor meinen innern Blicken auf; ich ſah Dich hinaufſteigen. Ich ſank in einen Zuſtand der Betäubung und Abſpannung, wie ich ihn noch niemals an mir erlebt habe. Hätte ich dieſen Morgen nicht Deinen Brief erhalten, ſo hätte ich heute gewiß geglaubt, Dir ſei ein Unglück begegnet. So aber bin ich heute wieder beruhigt. Doch nun eile auch, mich mit Dir zu vereinen. Man hält mich eingeſchloſſen; man verbirgt mir Alles, was vorgeht. Könnte ich nur erſt das Schickſal meiner Verwandten erfahren! Man hat mir bis jetzt weiter nichts von meinem Vater geſagt, als daß er gefangen ſäße. Ich hoffe, man wird ihn wieder frei geben, wie Dich, mein Geliebter! Wir haben ja alle nichts verbrochen. Wir beide werden uns dann noch ferner bemühen, ſeinen und der übrigen Verwandten Zorn zu beſänftigen. Da wir ſelbſt unglücklich ſind, wird unſer Schickſal ſie rühren. Mögen ſie mir nur vergeben, dann ſoll weiter keine Klage von mir den Himmel beſtürmen."

In einem andern Briefe ſchreibt ſie: „Ich erwartete in Deinem heutigen Briefe ſicherlich eine beſtimmte Antwort auf meinen geſtrigen, worin ich Dich mit allen Mitteln, die einem liebenden Herzen zu Gebote ſtehen, beſtürmte, mir zu erlauben, daß ich heute zu Dir dürfe. Und Du ſchreibſt etwas anderes, Du tröſteſt mich nur mit Worten, berührſt meine flehentliche Bitte gar nicht. Haſt Du denn meinen Brief gar nicht empfangen? Der einzige und höchſte Troſt für mich iſt, mit Dir vereint zu leben. Ich halte es nicht länger aus. Sei doch barmherzig gegen Dein liebendes Weib, dem Du Alles biſt auf dieſer Welt. Ich liege in Gedanken Dir zu Füßen und flehe Dich an: Verſtoße mich nicht länger! Nimm mich zu Dir! Schenke mir Leben!“

Am folgenden Tage: „Barmherziger Gott! Ich bin außer mir! Wieder keine Antwort von Dir auf meine Bitte. Und Dein heutiger Brief ſpricht von einem ſehr großen Schmerze, der mir bevorſtände. Ich ſoll mich in die Arme der Religion flüchten. Ach, Philipp, und daß ich mich in Deine Arme flüchten ſoll, ſchreibſt Du kein Wort. Die Angſt zermartert mich. Sie wühlt wie Feuersglut durch das Mark meiner Gebeine, dörrt mir Herz und Gaumen aus, ſo daß mich ein ſteter nie zu löſchender Durſt heimſucht. Tödtliche Ermattung ließ mich in der verwichenen Nacht einige Augenblicke entſchlummern; da ſah ich

Dich und meinen Vater vereint vor meinem Bette ſtehen. Euere Hände waren verſchlungen; Ihr lächeltet mich beide mild und freundlich an und winktet mir, Euch zu folgen. Dieſer Traum gab mir einige Ruhe; als ich aber Deinen Brief erhielt, der mir zwar viel ſchöne Troſtworte ſagt, aber doch auf die ſo dringend erbetene Erlaubniß, bei Dir verweilen zu dürfen, gar keine Rückſicht nimmt, war es mit meiner Ruhe aus, und Verzweiflung hat ihre Stelle eingenommen. Belſis, noch ein Mal beſchwör' ich Dich. Ich will tauſend Mal lieber ſterben, als Dich länger entbehren, und ich ſterbe bald, ich fühle es, wenn Du Dich länger weigerſt, mich bei Dir aufzunehmen."

Mademoiſelle Delisle benachrichtigte noch an demſelben Tage Madame Roland mit großer Verlegenheit, Pauline ſei, der beſtändigen Weigerung, ſie zu ihrem Gatten zu laſſen, unterliegend, in die allertiefſte Niedergeſchlagenheit verſunken, und führe nichts als den Namen „Belſis" oder das Wort „Tod" im Munde. Auch ſei ſie durchaus nicht zu vermögen, Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen.

„Ich kann nicht mehr zu Hauſe bleiben," ſagte

Mademoiſelle Delisle, „ohne daß mir der blutige Schatten ihres Vaters oder ihres Gatten vor Augen ſchwebe. Auch wenn ich Paulinen verlaſſe, verfolgen ſie mich, und ſcheinen mir Vorwürfe über Vernachläſſigung zu machen. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Helfen Sie mir, Madame, aus einem Zuſtande heraus, den mein Alter nicht länger ertragen kann. Vor allen Dingen laſſen Sie uns aber überlegen, wie wir dies unglückliche, liebenswürdige Schlachtopfer retten. Von Menſchlichkeit und Ihren Bitten gerührt, habe ich Paulinen zu mir genommen. Jetzt ſtehen Sie mir bei, wie wir die Arme erhalten, tröſten, retten."

„Ich ſehe es ein," verſetzte Madame Roland mit Schmerz, „ich habe, indem ich ihrem Gatten nachgegeben, ein unwürdiges Spiel mit dieſer edlen Seele getrieben. Großer Gott, wie ſoll das enden! Ich bin ohne allen Rath, Mademoiſelle, und weiß nicht, was in dieſer ſchrecklichen Sache zu thun iſt. Laſſen Sie uns auf den Himmel vertrauen, und ihm die Lenkung von Paulinens Schickſal überlaſſen. Was können wir rath- und troſtloſen armen Erdenwürmer Beſſeres thun!"

Mademoiſelle Delisle mußte wieder gehen, wie ſie gekommen war. Die alte Jungfer verlebte Tage furchtbarer Pein. Oft ſchien es ihr, als wenn ihre Sinne verwirrt wären. Pauline brachte ihre Zeit in Jammer und gänzlicher Abſpannung hin. Nach einigen Tagen ſchon riß ein unvorhergeſehener Umſtand die beiden tiefbekümmerten Frauen auf eine ſchreckliche Weiſe aus dieſer angſtvollen Beklemmung.

Mademoiſelle Delisle geht eines Tages aus, und in der Verwirrung, in der ſie ſich befindet, vergißt ſie, das Zimmer zuzuſchließen, in welchem Pauline ſich befindet, und welches auf den Hof hinausführt. Pauline liegt im Bette: ſie hat es bemerkt, daß Demoiſelle Delisle ausgegangen iſt, ohne das Zimmer vorher verſchloſſen zu haben, wie ſie doch ſonſt zu thun pflegte. Die Stimmen verſchiedener Straßenausrufer dringen bis an Paulinens Lager und wecken die Sehnſucht in ihr, zu erfahren, was da ausgerufen werde. Sie ſteht auf, öffnet die Thüre und geht in ein Zimmer, welches auf die Straße hinaus geht. Sie horcht lange, die Veränderung mißfällt ihr nicht. Endlich hört ſie auch das Geſetz ausrufen, das auf das Verbergen von Ausgewanderten

Todesſtrafe ſetzt. Einen Augenblick will ſie noch daran zweifeln. Sie eilt auf die Straße hinab und kauft das ausgerufene Blatt. Seit einer Woche alſo erhält ſie ihr Leben auf Gefahr deſſen ihrer Wohlthäterin. Entſetzen ſtürmt durch ihre Seele; ſie zittert an allen Gliedern. Doch bald kehren alle ihre Kräfte wieder zurück. Der Gedanke, Mademoiſelle Delisle in ſolche Gefahr zu ſtürzen, iſt ihr unerträglich. Ihr Entſchluß iſt bald gefaßt, die Ehre ſchreibt ihn ihr vor. Sie tritt zu einer Nachbarin ein, mit welcher Mademoiſelle Delisle Umgang pflegt.

„Daß Ihre Freundin nicht weiter nach mir ſuchen möge!" ſagt ſie zu derſelben. „Ich bitte Sie, Mademoiſelle Delisle dies Blatt, welches ich ſo eben gekauft habe, ſogleich nach ihrer Heimkunft zu übergeben. Es wird ihr von dem Nachricht geben, was ich Ihnen nicht näher mittheilen darf."

Die Nachbarin ſieht ſie mit großen Augen an; aber ſchon eilt Pauline flüchtigen Fußes von dannen. Sie fragt nach dem Wege zur Conciergerie; ſie kommt dort an. Ihr ſeltſames Ausſehen zieht einen Haufen Neugieriger an, welcher die kleine, blaſſe, ſchier kindlich zarte Frau mit dem ausdrucksvollen Geſichte verfolgt. An der Treppe ſteht ſie einen Augenblick zweifelhaft, ob ſie nach ihrem Gemahl fragen oder der Menge in den Gerichtsſaal folgen ſoll, wohin dieſe ſtrömt. Eine Bewegung der Neugier, oder vielmehr ihr Verhängniß, treibt ſie zum Letztern an. Sie ſteigt in den Gerichtsſal hinauf und ſteht mit dem übrigen Menſchenhaufen bald vor den furchtbaren Richtern. Es werden, wie gewöhnlich, Todesurtheile geſprochen. Pauline horcht und ſchaudert, daß man mit ſolcher Gleichgültigkeit Leute zur Schlachtbank verdammt und abführt, die nichts weiter verbrochen haben, als daß ihre Eltern adlig waren und Vorrechte genoſſen, die die Zeit gewiſſermaßen geheiligt hatte. Eine bange Ahndung durchfliegt Paulinens Seele. Mit zitternder Stimme wagt ſie die Umſtehenden zu fragen, wer ſeit ohngefähr acht Tagen alles zur Guillotine verurtheilt worden ſei. Man nennt ihr die Schlachtopfer der beiden letzten Wochen; unter den merkwürdigſten derſelben hat der Name ihres Vaters, der Name ihres Mannes ihr Ohr getroffen. Ihr Auge ſtirbt, ihre Lippen beben, aber doch wagt ſie noch zu zweifeln; ſie läßt ſich die Namen noch ein Mal wiederholen; man verweiſt ſie auf die an der Mauer umherhängenden Urtheile. Sie ſieht hin, ſie hat ſogleich die ihr theuern Namen herausgefunden. Die ſie bisher noch aufrecht erhaltende Hoffnung iſt zerſtört. Es dunkelt vor ihren Augen. Verzweiflung krallt ſich in ihr Herz, ein wüthender Geier. Sie folgt unwillkührlich dem erſten Antriebe derſelben, dringt durch den dichten Haufen, ſo daß ſtarke Männer dem Armſtoße der ſchwachen Frau weichen müſſen, und vor den Schranken angelangt, ruft ſie mit jammernder Stimme aus: „Ich bin Belſis Frau, Trouleboiſ Tochter! Ihr habt meinen Vater getödtet, Ihr habt meinen Mann ermordet! Ich allein bin ſchuldig. Jene beiden ſind unſchuldig geſtorben. Ich allein habe ſie verhindert, dem Decrete zu gehorchen; durch mich ſind ſie umgekommen: ich will ihnen folgen; ich will ſterben!“

Alle Blicke richten ſich auf Paulinen. Jeder Laut verſtummt für ein Paar Augenblicke im ganzen Saale. Kaum ſcheint ſie aus dem Kindesalter heraus; ihre ausgezeichnete Geſtalt, die edle, ſie beſeelende Kühnheit, die unzerſtörbare Macht der Empfindungen, die ſie beleben und erheben, bewegen die blutige Schaar, erweichen ſie; jeder glaubt Mitſchuldiger ihres Todes zu werden und zittert über ihr Unglück. Ein allgemeines Murren geht durch den Saal. Von verſchiedenen Seiten erheben ſich Stimmen: „Sie hat das Alter noch nicht, ſie kann nicht gerichtet werden.“

„Ich bin achtzehn Jahre,“ ruft ſie mit ſtarker Stimme, „und der ungeheuere Haß, den Ihr mir einflößt, Ihr entmenſchten Mörder, macht mich würdig, auch aufs Blutgerüſt geſchleppt zu werden.“

Ein Kerl mit der rothen Kappe tritt hervor und ſpricht: „Ich bezeuge, daß ſie noch nicht achtzehn Jahre alt iſt; mit mir noch dieſe beiden.“ Ein Andrer: „Ich bezeuge, daß ſie ſtets eine Republikanerin war, und Adel und König haßte. Sie iſt ſinnverwirrt, aber ſie hat nichts begangen, was ſie des Todes würdig machte.“ Andre rufen: „Wir bezeugen es!“

Pauline hat in dem einen Sprecher ihren Todfeind, den Marcheſe di Prete, erkannt.

„Barmherziger Gott!“ kreiſcht ſie auf und ſtreckt die gefalteten Hände den Richtern bittend entgegen. „Glaubt dieſem Ungeheuer nicht. Er lügt. Ich habe das volle Alter. Ich war ſtets die eifrigſte Anhängerin des Königsthums und Adels. — Nein, ich will nicht lügen — aber jetzt haſſ' ich die Blutknechte, die ſich Republikaner nennen; haſſe Euch, Ihr gottloſen Richter, verfluche Euch als ſchändliche gewiſſenloſe Mörder, verfluche alles Volk, was Euch anhängt. Ich will Euer Mitleid nicht, ich bin es nicht würdig. Ich will ſterben, ich muß ſterben. Ich flehe um meinen Tod; denn ich bin die Verbrecherin. Gebt mir den Tod, oder ich gebe ihn mir ſelber.“

Die Jury, wüthend über die Bewegung von Milde, die ſich trotz der Frevelreden der jungen Frau unter der Menge zu äußern anfängt, beſchleunigt ihr Verdammungsurtheil. Als das „ſchuldig!“ über ſie ausgeſprochen wird, jubelt ſie hoch auf. Ihr Geſicht verklärt ſich, ein überirdiſcher Glanz ſtrahlt aus ihrem Auge. Um Ein Uhr war ſie im Saale des Gerichts angelangt; um drei Uhr wurde ſie abgeführt, um auf den Trauerkarren gebracht zu werden.

Kaum hat ſie den Fuß aus dem Hauſe geſetzt, umgeben von den Schergen, die ſie aufs Schafott bringen ſollen, als ihr ein Weib laut aufſchreiend entgegenſtürzt, ſie umklammert und mit heftigen Küſſen überdeckt. Auch Pauline ſtößt Töne der Freude aus und ruft: „Gott iſt mir noch ſehr gnädig! Caton! Meine theure Caton, biſt Du's wirklich? Halt' ich Dich umfangen, Dich, nach der ich mich ſo unausſprechlich geſehnt? Soll ich Deinen mütterlichen Mund noch küſſen, eh' ich den dunkeln Weg gehe?"

„Ja ich bin's," verſetzte Paulinens Erzieherin. „So eben vernahm ich, daß Du Dich ſelbſt bei der Jury angeklagt. Ich habe dieſe Tage über vergeblich nach Dir geforſcht. Die Verzweiflung beflügelte meine Schritte. Weh mir! und Du gehſt zum Tode, Pauline? Das ertrag' ich nicht!"

„Freue Dich doch mit mir, Caton! Beneide mich doch! Was ſoll mir das Leben länger? Am Heiligſten bin ich irre geworden: das, was mir als Höchſtes auf Erden galt, hat ſich als giftiger Dolch gegen mich ſelbſt gewandt und mir Alles geraubt, was mir theuer war. Habe ich Dich nicht auch entbehren müſſen? Der Himmel hat meine Schwärmerei ſchrecklich beſtraft. Mit Freuden bring' ich jetzt die letzte Buße. Der ſchönſte Traum hat mich betrogen. Die Erde iſt keine Thräne werth. Der Segen iſt zum Fluch verkehrt: die Freiheit iſt zur Megäre geworden und taucht ihr reines Friedenspanier in das Blut der unſchuldig Gemordeten. Ich ſchaudere vor dieſer Freiheit, und ſterbe gern."

„Auch mir iſt das Leben verhaßt," weint die

Gouvernante, und erzählt Paulinen ihre Leidensgeſchichte. Beide ſchließen ſich dann Bruſt an Bruſt, und hauchen ſich mit ſchweſterlichen Küſſen die tröſtliche Ahnung baldigen Wiederſehens zu. Und Küſſe und Worte wechſelnd, gehen ſie zum Karren. Caton erhält auf ihre dringende Bitte von den gerührten Schergen Erlaubniß, denſelben mit beſteigen zu dürfen. Arm in Arm ſitzen ſie und koſen, als ging's zu einem Feſte. Caton erzeigt Paulinen auf dem Schafott noch die letzten Dienſte. Das ſchöne Haupt fällt. Caton tritt raſch und kaum bemerkt hinzu, und legt das ihrige auf den Block. Der Henker fragt nicht, ob ſie verurtheilt iſt oder nicht; wie kann der Mann glauben, daß eine nicht Verdammte ſich hier zum Tod dränge. Das Senkbeil rauſcht herab; da bemerken die Schergen den Irrthum. —

In demſelben Verlag iſt erſchienen:

Storch, L., Die Schmuggler und die Rückreiſe aus dem Bade. Zwei Novellen. 8. (260 Seiten.) 1 Thlr. 4 gl.

— — Erzählungen, Novellen und Sagen. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 8 gl.

Erſter Theil enthält:

1) Der Sectirer.
2) Die Erbauerin von Luſignan.
3) Der Biſchofsſtab.
4) Der betrogene Teufel.
5) Der grüne Ritter und der Sternenthurm.

Zweiter Theil enth.:

1) Drakäna.
2) Die Stadt im Meere.
3) Die Schreckensreiſe.

Georg Rathgeber, (Secretair bei der Herzogl. Bibliothek zu Gotha) Beſchreibung der Herzoglichen Gemälde-Gallerie zu Gotha mit Berückſichtigung des chineſiſchen Cabinets, der Sammlung der Abgüſſe von Bildwerken, des Münz-Cabinets ꝛc. Mit einem Vorwort von Fr. Jacobs. 8. 16 gl.

Anſicht des Herzogl. Schloſſes Reinhardtsbrunn bei Gotha; groß Folio, illum. 16 gl.

Dieſelbe auf Thonpapier, ſchwarz 8 gl.

— — Velinpapier — 6 gl.

Welker, P. G. (Collaborator am Gymnaſium zu Gotha), thüringer Lieder mit Abbildungen. 8. (368 Seiten) 1 Thlr. 8 gl.

Blumauer, Carl, kleine Sittenlehre in tauſend zweizeiligen Denkreimen für Kinder und Kinderlehrer zum Haus- und Schulgebrauch, nebſt einigen die Anwendung dieſes Buchs erweiſenden Erzählungen, mit illum. Kpfrn. 8. (130 Seiten) 12 gl.

Neue Bildergallerie für die Jugend, 1—5 Bd., enthaltend 490 durch 60 Bogen Text erläuterte Abbildungen aus der Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte und andern Merkwürdigkeiten, in 4.; jeder Band aus 12 Heften mit farbigem Umſchlag beſtehend. (In Commiſſion) à 1 Thlr.

Brückner, Aurelio, Erſter Unterricht im freien Handzeichnen, 1—8. Heft; jedes Heft von 12 Quartblättern (in Comm.) 1 Thlr.

Allegoriſche und andere Verzierungen in 12 Blättern für Töpfer, Tiſchler, Gürtler, Graveurs, Blecharbeiter ꝛc. 4. (in Comm.) 12 gl.

Weingart, J. F. (Pfarrer), **Anton Helfreich**, oder der freundliche Rathgeber für Deutſchlands Volksſchullehrer und Seminariſten. 8. (222 Seiten) 12 gl.

Sechs Scenen aus dem Leben Jeſu, groß Folio. Velinpapier (in Comm.) à 6 gl.

Gotha,
gedruckt mit Engelhard-Reyherſchen Schriften.

[illegible]

4.—

[illegible]

Licht und Nacht.

Erſter Band.

Druck und Papier von F. W. v. Coſſel
in Wismar.

Licht und Nacht.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Wismar und Leipzig,
H. Schmidt & v. Coſſel's Rathsbuchhandlung.
(F. W. v. Coſſel.)
1837.

[illegible] 522 d

Landes-
Bibliothek
Weimar

Soldatenliebe.
Der ſtille Freitag.
Judith von Siena.

Soldatenliebe.

1.

Der Baron von Rußwurm lag an ſchwerer Krankheit darnieder; ſeine Kinder waren zu ihm gerufen worden, und nur der jüngere Sohn fehlte noch. Der ältere, Bernhard, ſtand am Bette des Vaters und beobachtete die Züge deſſelben mit ängſtlicher Spannung; die drei Töchter, von denen zwei an benachbarte Edelleute verheirathet waren und ihre Kinder mitgebracht hatten, beſchäftigten ſich theils mit dieſen, theils ſuchten ſie die ängſtigende Unbehaglichkeit auf andre Weiſe zu verſcheuchen.

„Wo nur Ludwig bleibt?“ fragte der kranke Mann mit Ungeduld. „Mußte er heute gerade wegreiten, da es ſchlimmer mit mir wird? Du haſt recht, Bernhard, er hat mich nie geliebt. Wie könnte ein Sohn, der ſeinen Vater liebt, vom Sterbebette deſſelben hinwegreiten!“

„Sie kennen ihn ja, mein Vater," verſetzte Bernhard, ein ſchöner, junger Mann mit ernſten, geſetzten Zügen. „Der Leichtſinn iſt ſein Gott, und ſeine frivolen Grundſätze, von der Peſtkrankheit der Zeit angeſteckt, haben ihn uns entfremdet. Sie wiſſen es ja, mein theurer Vater, er hängt der Revolution an, und ſein öfteres geheimes Ausreiten hat politiſche Zwecke."

Der Kranke ſtöhnte heftig auf, Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne. „Großer Gott," klagte er dann, „ſo etwas von einem meiner Söhne erleben zu müſſen! O es iſt Zeit, daß ich ſterbe! Ich fühle, es iſt eine Wohlthat für mich."

„Wie unbeſonnen Du biſt!" raunte Leonore, die unverheirathete Schweſter, dem Bruder zu. „Kannſt Du auch jetzt nicht unterlaſſen, Ludwigs Fehler und Schwäche dem Vater vorzuhalten, dem todtkranken Vater? Siehſt Du denn nicht, wie es ihn angreift? Schäme Dich und ſchweige!"

Bernhard blickte nicht ohne Verlegenheit auf die zürnende Schweſter; auch die beiden Andern zeigten ihm verdrießliche Geſichter.

„Schickt Boten nach ihm aus!" flehete der

Vater, „damit mich der Tod nicht überraſcht, ohne daß ich ihn noch ein Mal ermahnt habe. Die Worte des Sterbenden werden einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Auch auf Euch, meine Kinder. Ich fühle, die letzten Sandkörner verrinnen aus der Uhr meines Lebens. Tretet her zu mir; reicht mir Eure Hände. Laßt mich nicht mit ſo ſchwerem Kummer hinübergehen. Ihr kennt den Gegenſtand deſſelben; es iſt Ludwig. Ich läugne nicht, ich habe ihn ſtark, heiß, vielleicht zu ſehr geliebt, und mich dadurch an Euch verſündigt. Ich habe ihn vorgezogen; ſein unbändiger Leichtſinn hat mich beſtraft. Das Schlimmſte, was mir hätte widerfahren können, iſt ſein Hinneigen zu den entſetzlichen Freiheitsprincipien, die jetzt von Paris aus Frankreich überfluthen, und ſein Verderben herbeiführen werden. Dies Unglück hat meine durch die heftigen Stürme der Zeit mürbe gewordne Kraft vollends gebrochen. Was mein letztes Wort an Ludwig noch vermag, das ſoll geſchehen; aber an Euch iſt es, ihn mit Liebe zurückzuhalten, wenn ich den langen Schlaf ſchlafe, und er auf dieſen ſchlimmnen Abwegen fortwandeln ſollte. Vergeßt nie, daß er Euer Bruder, ein Sproß unſerer Familie iſt. Vor allem Du, Bernhard, zeige ihm mehr Liebe, als Du bisher gethan; Du biſt mit ſeinem flüchtigen Weſen nicht einverſtanden, ſeine Grundſätze ſind Dir zuwider, aber laß dadurch die Flamme brüderlicher Liebe in Deinem Herzen gegen ihn nicht verlöſchen. Behandle ihn nicht ſtreng, ſuche ihn mit Güte zu leiten. Verlaß ihn nie, wenn ihn ſeine Unbeſonnenheit in Noth bringt; und wie auch die Fälle kommen mögen, vergiß nie, daß *einer* Mutter Herz Euch getragen. Gelobe dies in die Hand deines ſterbenden Vaters.“

Bernhard reichte dem Kranken die Hand, ein Paar große Thränen waren in des Jünglings ſchöne Augen getreten; die Schweſtern weinten laut.

Da ſtürmte es wild die Treppe herauf, und zur heftig aufgeriſſenen Thüre herein flog ein ſchlanker Jüngling von neunzehn bis zwanzig Jahren mit dunkelblauen blitzenden Augen, braunem Lockenhaar und einem blühenden Geſicht, deſſen überraſchende Schönheit lebensfrohe

Kühnheit, einen leicht bewegten Sinn, Jugendluſt und Jugendmuth, mit etwas Trotz gemiſcht, ausdrückte, während das lebendige Auge doch auch wieder große Gutmüthigkeit verrieth. Ohne von den Andern Notiz zu nehmen, ſtürzte er an das Lager des Kranken, erfaßte die Hand deſſelben mit ungeſtümer Heftigkeit, bedeckte ſie mit Küſſen und ſchluchzte dazu die Worte: „Mein theurer Vater, man erſchreckt mich mit der Nachricht, daß Ihre Krankheit zugenommen. Iſt es wahr?“

„Es iſt dem alſo, mein Sohn,“ verſetzte der Baron mit einem ſtrengen Blick auf ſeinen jüngern Sohn. „Ludwig, ich werde ſterben, und Du wirſt bald keinen Vater mehr haben.“

Ein lautes verzweifeltes Weinen des Jünglings unterbrach die Rede des Kranken.

„Um Gott! nicht ſterben! nicht ſterben, mein Vater!“ rief er. „Noch hat der Tod kein Recht an Ihrem Alter. Sie müſſen leben zu Ihrer Kinder Glück.“

„Nicht das hohe Alter, wohl aber die verhängnißvolle Zeit ruft meinen Tod herbei. Die Erlebniſſe der jüngſten Vergangenheit haben das

Mark meines Lebens aufgezehrt. Den Todesſtoß hat mir die Überzeugung gegeben, daß Du Dich zu jenen furchtbaren Freiheitsideen bekennſt, die, wenn ſie die Oberhand bekommen ſollten, die Welt in eine blutige Wüſte verkehren werden. Ludwig, Du haſt mir deine Liebe entzogen, Du biſt fremd im älterlichen Hauſe geworden, unſtät und ſcheu fliehſt Du den heimiſchen Heerd, den Tummelplatz deiner heitern Jugend, Ludwig, Ludwig, ein ſterbender Vater fleht Dich mit der Angſt der Verzweiflung an, laß ab von deinem thörichten Beginnen! Ich weiß, Du reiteſt oft nach Straßburg, und beſuchſt dort geheime Geſellſchaften, die das frevelhafte Verfahren gegen das geheiligte Haupt des Königs und ſeine erlauchte Familie gut heißen. Ludwig, bedenke was ſoll noch heilig ſein, wenn der verirrte Menſch an ſeinem Gott und ſeinem König frevelt? Dieſe Sünde wird Frankreich ſchrecklich büßen müſſen. Du aber ſollſt dieſer Sünde der Franzoſen nicht theilhaftig werden. Du biſt ein Deutſcher, wenn auch deine Mutter eine Franzöſin war; mein Geſchlecht iſt ächt deutſch, und deutſches

Blut rinnt in deinen Adern. Mit Unrecht nennſt Du Frankreich dein Vaterland; das hat mir oft wehe gethan. Elſaß iſt ſeiner Sitte, ſeiner Sprache, ſeiner Lage nach ein deutſches Land. Nie aber empört ſich ein deutſches Land, ein deutſcher Mann alſo gegen Recht und Natur. Ich bitt' Euch, Ihr meine Söhne, geht nach Deutſchland zurück, wenn Ihr mich begraben habt; es dürfte die Zeit kommen, wo Ihr nicht mehr ſicher wäret auf einem Boden, den man ſeit hundert Jahren zu Frankreich zählt. Euch leben in Schwaben edle Verwandte, dort iſt Eure Heimath. Ihr wißt, daß ein widriges Geſchick und die Liebe zu Eurer Mutter mich dort vertrieben, mich hierher verſchlagen und zu einem Unterthan des Königs von Frankreich gemacht haben. Ich habe meinen Monarchen ſtets treu geliebt, wie's einem redlichen Unterthan geziemt; weh' über Dich, Ludwig, wenn dieſe Liebe bei Dir in ſündhaften Haß ausgeartet wäre! Fliehe nach Deutſchland, damit Du von deinem Fieber geheilt werdeſt. Gib mir die Hand, Ludwig, ſchwöre mir in die meinige, daß Du nach Deutſchland gehen willſt, wenn ich nicht mehr bin. Schwöre mir, den Götzendienſt der ſogenannten bürgerlichen Freiheit zu verlaſſen, die Grundſätze zu verabſcheuen, die die geheiligte Ordnung der Dinge umzuſtoßen und unſre uralten Rechte zu bedrängen drohen. Schwöre mir, damit ich Dich ſegnen kann.“

„Vater!“ weinte Ludwig vom wüthendſten Schmerze bewältigt; „nie liebte ein Sohn ſeinen Vater mehr, als ich Sie. Ich möchte ſelbſt vor Schmerz ſterben, daß Sie jemals an dieſer Liebe zweifeln konnten. Aber Bernhard hat mich bei Ihnen verläumdet, ich weiß es wohl.“

„Was beſchuldigſt Du deinen Bruder? Leider habt Ihr von Jugend auf nicht brüderlich zuſammengehalten! Eure Gemüthsart war verſchieden. Aber Bernhard war ſtets für dein Wohl beſorgt, Ludwig; Du nicht umgekehrt für das ſeine. Darum verkennſt Du ihn auch jetzt. Nicht er, Du ſelbſt haſt Dich mir verdächtigt. Doch dein Schwur wird mich ruhig ſterben machen. Gib mir die Hand!“

„Dieſen Schwur — unmöglich — ich kann ihn nicht leiſten,“ ſchrie Ludwig; „ſterben kann ich jeden Augenblick, aber das Licht meiner Seele in Schatten wandeln, oder gar Sie belügen, mein Vater, das kann ich nicht.“

„Weh mir und Dir!“ keuchte der Vater, „Du biſt von den Trugnetzen der Hölle umſponnen und ihr geſpenſtiges Leuchten hältſt Du für Sonnenlicht. Du biſt ein Knecht der Freiheit geworden. Aber die wahre Freiheit hat keine Knechte. Deine Göttin iſt die ſcheußlichſte Tyrannin. Wahre Dich, daß Du nicht einſt als Sklave des Tyrannendienſtes ſterben mußt! Kehr' um! Verlaß die falſchen Apoſtel, mein Sohn! Schwör' die Satanslehre der Freiheit und Gleichheit ab, damit Du es nicht zu ſpät bereueſt, und dein Leben öde und wüſt iſt.“

„Vater, Ihr Blick iſt befangen, nicht der meinige. Ich begrüße jauchzend die Morgenröthe einer beſſern Zeit, die über dem Erdball aufgeht. Ein neues Geſchlecht hegt neue Ideen, die alten Formen paſſen nicht mehr für den jugendlichen Geiſt, und müſſen fallen. Ich kann den Eid nicht ſchwören. Lieber will ich mir vor Ihren Augen einen Stahl durch die Bruſt bohren.“

„Biſt Du unſinnig!“ rief Bernhard, „Du mordeſt den Vater, gräßlicher Frevler!“

„Fort! fort aus meinen Augen!“ ſtöhnte der Baron. „Fluchen will ich Dir nicht, aber ich kann Dich auch nicht ſegnen. Geh und erſchwere mir den letzten Kampf nicht.“ Er ſank zurück und röchelte.

„Mein Vater! mein Vater!“ heulte Ludwig, aber der Sterbende winkte ihm mit der Hand fort, und er ſchwankte, kaum ſeiner Sinne mehr mächtig, hinaus. Ein verzweifeltes Weinen der Schweſtern verfolgte ihn. In der Bedientenſtube ſtürzte er in einen alten Lehnſtuhl und lag ſtundenlang regungslos, ganz von Schmerz zerriſſen, bis die Kunde zu ſeinen Ohren drang, der Baron ſei verſchieden. — Ludwig brachte die Nacht bei des Vaters Leiche zu.

2.

„Deine Geburt hat uns die Mutter getödtet, deine Verirrung den Vater; willſt Du's noch weiter treiben und die Ehre unſers ganzen Hauſes morden?" ſagte Bernhard bitter zum jüngern Bruder, als dieſer nach Beerdigung des Vaters reiſefertig vor ihm ſtand.

„Laß das!" verſetzte Ludwig kalt. „Ich will mich mit Dir nicht mehr ſtreiten; wir haben uns zeit unſres Lebens geſtritten genug. Wir konnten nie einig werden, und würden es jetzt noch viel weniger. Unſre Pfade ſind nun getrennt, wandle Du getroſt auf der alten breiten Straße des Herkommens, laß mich die Sonnenbahn ſtürmen, die der Zeitgenius andeutet."

„Ich habe dem Vater gelobt, Dich nicht zu verlaſſen."

„Ich danke für deinen guten Willen, aber ich bedarf keines Vormundes mehr. Es bleibt bei meinem Entſchluſſe. Dem jungen rüſtigen Frankreich gehört meine Kraft, wende Du die deinige, nach des ſeligen Vaters Willen und Wunſch, dem alten ſchläfrigen Deutſchland zu. Du haſt ja ſeinen Segen, nicht ich. Laß mich alſo getroſt mein Glück auf eigne Fauſt verſuchen, da Du doch nichts ändern kannſt.

Fürchte übrigens nichts für dein altadliges Haus. Ich will Dir den Namen deſſelben überlaſſen und den meiner Mutter als franzöſiſcher Bürger führen. Gib mir ein Paar Hundert Carolin als Erbtheil; auf Alles übrige will ich verzichten."

„Ich füge mich mit blutendem Herzen," verſetzte Bernhard thränenden Augs. „Geiſt unſres Vaters, Du ſiehſt ich habe alles angewandt, um ihn zurückzuhalten. In Gottes Namen denn!" —

Einige Tage darauf verließ Ludwig auf ſeinem flüchtigen Rappen mit einem wohlgefüllten Mantelſack das väterliche Schloß. Das verlangte Geld war ihm ausgezahlt worden, Bernhard hatte aber durchaus Ludwigs Verzichtleiſtung auf ſein übriges Erbtheil, die dieſer ihm aufdringen wollte, nicht angenommen. Sein Abſchied vom Bruder war ſehr kühl, von der Schweſter herzlicher. Bernhard weinte und Leonore konnte ſich über den zweiten Verluſt kaum faſſen.

Als der junge Brauſekopf ſich in voller Freiheit ſah, ließ er ſein Rößlein muthig ausſtreichen. Bald waren alle Eindrücke der letztverwichnen Zeit von ſeinem Leichtſinn verwiſcht, und acht Tage darauf ſtand er als Volontär in einem franzöſiſchen Jägerregimente zu Pferd. Seine flammende Begeiſtrung für die Sache der Neufranken, ſeine Luſt, der Fortuna den modiſchen Tricolorſchleier auf dem Schlachtfelde zu lüften, ſeine ſchönen Kenntniſſe, die ihn weit über ſeine übrigen höchſt unwiſſenden Kameraden, rohe und tapfre Revolutionskinder, erhob, ſein wilder Muth, der dem der übrigen nicht nachſtand, ſein gefüllter Beutel und der Umſtand, daß er für alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt ſorgte, machten ihn bald bei Obern und Gemeinen beliebt, und eh' ein halbes Jahr vorüber war, hieß er ſchon Maréchal de logis, zu deutſch Wachmeiſter; ſein Name, den er von ſeiner Mutter entlehnt, war Letenier, im Regiment nannte man ihn aber nur den ſchönen, wilden Elſäſſer, wegen ſeines tollkühnen Muthes, und unter dieſer Benennung war er ſehr bekannt.

3.

Moreau ſtand am Oberrhein, unter ihm das Jäger-Regiment zu Pferd, in welchem Ludwig Letenier diente. Ein dreißigtägiger Waffenſtillſtand kam dem franzöſiſchen Heere ſehr gelegen und gab ihm Muße, ſeine theilweiſe erſchöpften Kräfte wieder zu ſammeln und Ordnung in die zerrütteten Affairen zu bringen. Ludwig flog ſogleich nach dem Schloſſe ſeines Vaters; er hatte nichts wieder von ſeinen Geſchwiſtern gehört; ſein Herz zitterte vor wehmüthigem Verlangen, den Ort wieder zu ſehen, wo er geboren worden, wo er ſeine Kinderjahre verlebt hatte. Er war nur wenige Meilen entfernt und der Ritt einiger Stunden brachte ihn in das Vaterhaus. Aber ſein Herz zerſchnitt beim Anblick deſſelben ein wüthender Schmerz; nur die Trümmer des ſchönen Schloſſes ſtarrten ihm entgegen. Die freigewordenen Bauern hatten es zerſtört. Ein bittres Gefühl zog durch ſeine Bruſt, das mit ſeiner Freiheitsbegeiſterung in ſchneidendem Widerſpruch trat, und er ſuchte das Grab ſeines Vaters, um am Hügel deſſelben Thränen zu weinen, von denen ſeine Bruſt ſo voll war. Er geſtand es ſich nicht, daß es Thränen der Reue waren; denn er rief: „der Einzelne muß verlieren, damit das Ganze gewinne;“ und: „wenn der tolle Freiheitsrauſch, den ſich das Volk im ungewohnten Genuſſe getrunken, verraucht iſt, treten die ruhigen edlen, großen Handlungen an ſeine Stelle, die eines freien Volkes würdig ſind.“ — Aber auch der Hügel war verſchwunden, der Grabſtein zertrummert, er erkannte die Stätte nicht mehr. Da warf ihn der Schmerz nieder. Er weinte lange und heftig. Troſtlos ritt er ins Dorf und forſchte nach ſeinen Geſchwiſtern. Man wußte weiter nichts, als daß ſie entwichen waren; es war ſchon Jahr und Tag her. Ludwig floh die Stätte ſeiner Jugenderinnerungen, wie wenn ihn Geſpenſter verfolgten; er lag im heftigen Zweikampfe mit ſich ſelbſt.

Mehre Regimenter ſendeten Detachements nach Frankreich, um Remonte zu holen, da die Pferde der Cavallerie im jämmerlichſten Zuſtande waren. Um ſeinem quälenden Zuſtande zu entgehen — die monatliche Waffenruhe grinſte ihn jetzt an wie eine öde Ewigkeit — meldete ſich Letenier beim General mit der Bitte, mit auf Remonte reiten zu durfen. Sie wurde ihm gewährt. Aus ſeinem Regimente wurden außer ihm noch ein Rittmeiſter, zwei Corporale und zwanzig Chaſſeurs beordert, nach der Normandie zu gehen. Der Rittmeiſter, der den Befehl uber dieſen kleinen Haufen hatte, Namens Guiſſot, war aus Bretagne, eines Bürgers Sohn, von Gemüth ein trefflicher junger Mann, aber ſtreng im Dienſt, durch Waffenthaten glänzend ausgezeichnet, ſchnell zu dieſem Poſten avancirt. Trotz der ſeidnen und ſilbernen Schnüre auf ihren beiderſeitigen Dolmans war Guiſſot dem jungen Wachmeiſter Letenier doch mit wahrer Freundſchaft zugethan; wie denn überhaupt in jener großen begeiſterten Zeit die Subordination nur unter den Waffen galt. Im Dienſte ſelbſt kannte Guiſſot aber auch keine Freundſchaft, und war trotz ſeiner Jugend von einem furchterlich kaltem Ernſte. Letenier hatte ihm ſeinen Kummer mitgetheilt, und der Rittmeiſter that Alles, um ſeinen Freund auf dem ſchönen Marſch durch das herrliche blühende Land zu erheitern, was auch gar bald gelang. Der kleine Haufe ergab ſich einer zügelloſen Freude; man ſang auf dem Marſche die begeiſternden Freiheitslieder, zechte und ließ keine Bauerndirne ungeneckt vorüber.

Eins nur ſtörte die frohe Laune des Detachements recht oft und bitter und erweckte in Allen gleich unangenehme Gefühle: in jeder Stadt, in jedem Flecken ſtand die entſetzliche Guillotine drohend auf dem Hauptplatze, und ſie drohete nicht nur, bei jedem Mittags- und Abendbrote tiſchte man den wackern Soldaten als Deſert die blutigen Geſchichten der Metzeleien der Mordmaſchine auf, welche eben ſtattgefunden hatten oder noch ſtattfinden ſollten. Ludwigs reine Seele ſchauderte vor dem gräßlichen Blutvergießen, und ſo oft er an einer Guillotine vorüberritt, fielen ihm die Worte ſeines ſterbenden Vaters ein. Bei der Armee hatte er alle Franzoſen als Brüder geſehen, hier, im Innern von Frankreich, das er zum erſten Mal betrat, lernte er den wüthendſten Parteihaß kennen und verabſcheuen, der ſelbſt die heiligſten Bande der Natur, des Bluts, hohngrinſend zerriß, und Opfer auf Opfer der reinſten Unſchuld auf den bluttriefenden Altar der Freiheit häufte. Stärker und ſtärker hallten die Mahnungsworte ſeines Vaters in ſeiner Seele wider; und oft wollte es ihn faſt gereuen, ſeinen Säbel für eine ſolche Sache gezogen zu haben. Das Ideal der Freiheit, das in ſeiner thatendurſtigen Bruſt geglüht hatte, verblich immer mehr, und er hatte Noth, ſich mit den Sophismen aufrecht zu erhalten, die er ſonſt ſich ſo fertig vorgeſagt hatte.

Das Detachement gelangte an ſeinen Beſtimmungsort, Caen, eine Mittelſtadt der Normandie und chef-lieu eines Cantons, ein offener freundlicher Ort mit zwei weit ausgedehnten Vorſtädten, und wurde in eine ehemalige Benedictiner-Abtei einquartirt, die auf einer Anhöhe, beinahe in Mitten der Stadt ſich ſehr freundlich ausnahm und einen angenehmen Aufenthalt verſprach. In dem großen Kloſtergebäude fanden die neuen Ankömmlinge ſchon mehre Detachements andrer Regimenter, die zu demſelben Zwecke gekommen waren; Huſaren, Jäger, Dragoner, bunt durch einander, und faſt jeden Tag kamen neue an.

Dieſer Umſtand kam dem Volksrepräſentanten und Oberrichter der Stadt, einer gemeinen Beſtie, ehemals Gerichtsbuttel, nun der erſte Mann des Orts, ſehr gelegen, und paßte ganz in ſeinen häßlichen Kram. Dieſer blutgierige Menſchenfeind hatte zeither mit unermüdlicher Sorgfalt und Wachſamkeit im Canton nach Feinden der Freiheit umhergeſchnüffelt, und eine beträchtliche Anzahl derſelben in ſeinen Gefängniſſen zuſammengebracht, adlige Leute, Refugié's, heimlich zuruckgekehrte Emigranten, vornehme Zurückgebliebene, die ſich der neuen Ordnung der Dinge gefügt, nun aber für verdächtig ausgeſchrien wurden, ſolches nur zum Schein und von der Noth gezwungen gethan zu haben, ſo wie andre Frevler, wirkliche und ſcheinbare gegen das blutige Schreckensſyſtem; Männer und Kinder, Greiſe und Weiber waren ſeiner gefräßigen Gerechtigkeit willkommen, und jeder Kopf, den er für die Guillotine gewann, vermehrte ſeine Freude, und ſeinen inpertinenten Stolz. Für ſein Leben gern hätte der aufgeblaſene Blutrichter ſchon lange dieſe ganze zuſammengetriebene Geſellſchaft unter das ſcharfe Falleiſen getrieben, aber Stadt und Umgegend waren des ewigen Meuchelns ſatt, der Nationalgarde nicht recht zu trauen, und der eigentlichen Diener der blutigen Juſtiz zu wenig. Der Mann der mörderiſchen Gewalt hatte demnach bisher ſein gräßliches Gelüſten aus Furcht unterdrucken muſſen, und eben deshalb hielt er das zufallige Zuſammentreffen ſo vieler Militärs von den republikaniſchen Armeen für die beſte Gelegenheit, es endlich zu befriedigen. Im Einverſtändniſſe mit dem Stadtcommandanten, machte er den Chefs der verſchiedenen in der Abtei liegenden Detachements den abſcheulichen Vorſchlag, ihr Militär bei der beabſichtigten Hinrichtung vereint ausrücken zu laſſen, um die etwaigen Bewegungen des Volks im Zaum zu halten und Verſuche zur Befreiung der Verurtheilten zu verhindern. Dieſe Anmuthung empörte alle Soldaten, die Offiziere lehnten ſie auf eine Weiſe ab, die uber ihre Geſinnung keinen Zweifel ließ. Aber der ſchlaue Volksrepräſentant ließ ſich durch den Stadtcommandanten die Namen ſämmtlicher Offiziere ausbitten und zugleich wurde die Drohung hingeworfen, daß die Weigerung, Dienſte zum Beſten der Republik zu thun, ſogleich nach Paris berichtet werden würde. Nun wurde noch ein Mal angefragt, und jeder Widerſpruch verſtummte; man wußte nur zu gut, daß es die eignen Köpfe galt. Zähneknirſchend mußten die braven Soldaten ſich zu Helfershelfern des grauſamen Werkes hergeben. Man fluchte und tobte, aber man gehorchte.

4.

Es war der ſchönſte, heiterſte Sommermorgen, den die blutigen Greuel der Hinrichtung eines Haufens unſchuldiger Menſchen entweihen ſollte; die junge Sonne ſpiegelte ſich golden in dem blanken ungeheuern Meſſer. Mit tiefem Unwillen in jedem Zuge marſchirten die wackern Schnurrbärte den Kloſterberg herab auf den Markt, und bildeten, je nach der Waffengattung, den Kreis um das Schaffot. Die Volksmenge umher ſtieg von Minute zu Minute, ſo daß ſie bald der Markt nicht mehr faſſen konnte; alle Häuſer umher wurden beſetzt und die Dächer bis zum äußerſten Giebel abgedeckt, um ſtatt der Ziegeln Menſchen auf ſich zu nehmen. Daß nicht wilde Luſt an den ſcheußlichen Meucheleien, die hier vorgenommen werden ſollten, dieſe Volksmaſſe herbeigezogen hatte, hörte man aus den harten und drohenden Äußerungen, die ſich bald ſchmähend über die Soldaten ergoſſen, die ihre Ehre ſoweit vergeſſen hätten, daß ſie ſich zu Henkersknechten hergäben. Über manches bärtige Geſicht rollten Thränen des Schmerzes und der verbißnen Wuth, aber der Fluch ſeines Standes zwang dem Soldaten den Säbel in die Fauſt.

Nach einer peinlichen Stunde kamen die rothbemalten Karren langſam angerollt; ſie waren dicht beſetzt; denn nicht weniger als ſieben und zwanzig Schlachtopfer ſollten heute fallen, unter dieſen neun Weiber. Sie ſtiegen ab und wurden in den innern Kreis der Soldaten gebracht, den dieſe nur mit Mühe gegen den ungeheuern Andrang der Menge geſchloſſen halten konnten. Mitleidige, thränende Blicke von tauſend und tauſend Augen entſendet, hafteten auf den Verurtheilten; nach den Richtern, Henkern und Soldaten zuckten Blicke wilder Wuth.

Ludwig Letenier betrachtete die Unglücklichen, die ſeiner Göttin vor ſeinen Augen als Hekatombe geſchlachtet werden ſollten mit einem wehleidigen Gefühl, das ihm die junge Bruſt zu zerſprengen drohete. Noch nie hatte er einer Hinrichtung beigewohnt, und nun ſollte er zur Erhaltung der Freiheit Frauen hinwürgen ſehen, und die Henker mit ſeiner Waffe gegen den gerechten Unwillen des Volks beſchützen. In namenloſer Qual hätte er ſeinen Säbel zerbrechen und dann noch das blutgierige Ungeheuer von Volksrepräſentanten damit ermorden mögen. Während er ſo ſeine von Schmerz brennenden Augen durch die Reihen der Todgeweihten gleiten ließ, blieben ſie plötzlich an einem Gegenſtande hängen, der wohl würdig war, ſie zu feſſeln. Es war ein holdes, weibliches Geſchöpf von hoher Anmuth und Schönheit, wie der junge Wachmeiſter noch nie eins geſehen hatte, eine zarte und doch üppige Geſtalt, ſchlank und von mittler Größe, in ein einfaches graues Gewand mit ſchwarzem Gürtel gehüllt, das ihr aber herrlicher ſtand, als einer Kaiſerin das Krönungskleid. Aus den kurzen Armeln quollen die vollen ſchöngeformten Arme hervor, aber ſchmachvoll mit Stricken auf dem Rücken gebunden. Aus den Alabaſter-Schultern hob ſich ein blüthenweißer zarter Hals, der mit unbeſchreiblicher Anmuth ein wunderliebliches Köpfchen, gleich einer weißen Lilie, trug, um welches hochgewunden, dem Henker die Mühe zu erleichtern, das goldne ſtarke Haar in zierlichen Zöpfen geſchlungen war. Zwar malte ſich Todesangſt in den bleichen Zügen und hatte die Roſen von den Wangen geſtreift, zwar blickte das hellblaue Auge nur matt empor, aber doch leuchtete aus dieſen Zügen, aus dieſem Auge noch hohe bezaubernde Schönheit hervor, und gerade die Todesangſt auf dieſem Geſichte war die unwiderſtehliche Beſtürmerin eines jungen Soldatenherzens. Dieſes herrlich gebildete Weſen ſollte in wenigen Augenblicken auf dem

Blocke enden? Dieſer Schwanenhals vom blutigen Beile getroffen werden? Dieſe ſanften Taubenaugen ſollten jetzt gleich vor ſeinen Blicken für ewig verlöſchen? Dieſer Gedanke fiel den Wachmeiſter an, wie ein Geſpenſt, und marterte ihn bis zur Verzweiflung. Seine Blicke hingen feſt an der aphroditiſchen Geſtalt; er vermochte ſie nicht mehr wegzuwenden. Dabei ſchnürte ihm die ſteigende Angſt faſt die Kehle zu, der Mund wurde ihm trocken, der Athem kurz, ſeine Pulſe flogen; zuweilen zuckte ſeine Hand, in der er den blanken Säbel hielt, fiebriſch, und wie ein wüſter Traum, flog ihm der Gedanke durch den Kopf, ſeine Kameraden zur Befreiung der Verurtheilten aufzurufen, mit dem Volke gemeinſchaftliche Sache zu machen, das Schaffot zu ſtürmen und die Richter niederzuhauen. Zur Klarheit wurde der Traum nicht; ein lautes Murren weckte ihn, ſein Auge flog nach dem Schaffot. Der erſte der Verurtheilten beſtieg das Blutgerüſt. Es war ein hoher, ſchöner, wohl ſiebzigjähriger Greis, mit ſilbergelocktem Haupte, ein ausgewanderter und eingefangener Prieſter. Mit der höchſten Ruhe ließ er ſich an die Maſchine befeſtigen; ein Moment und ſein ehrwurdiges Haupt war vom Rumpfe getrennt. Wuthend ſchrie die Maſſe des Volks auf, und im unaufhaltſamen Andrange brach ſie die Reihen der Soldaten.

„Schließt die Glieder!“ doñerte das Commandowort von verſchiedenen Seiten, aber ihm zu gehorchen, war nicht mehr möglich; denn viele der Vorderſten von den Bürgern ſtanden gepreßt mit den Soldaten und den Verurtheilten gemiſcht; das Drängen von hinten wurde immer gewaltiger, der Widerſtand fruchtlos, und das tobende Geſchrei von fern und nah verſchlang die ohnedies unausfuhrbaren Befehle der Offiziere. Letenier war durch einen Stoß der ſchönen Gefeſſelten näher gekommen; faſt unwillkuhrlich drängte er durch das entſtandene Gewuhl zu ihr hin. Die Ordnung war aufgelöſt und nicht mehr herzuſtellen, und wenn es möglich geweſen wäre, die Soldaten hätten gewiß wenig Luſt dazu bezeigt. Der Wachmeiſter ſtand dicht hinter der gebundenen Hebegeſtalt, der Raum zwiſchen ihnen und dem Schaffot betrug nur ein Paar Schritte und war mit Verurtheilten und Soldaten ausgefüllt. Der breite weit hervorragende Boden des Gerüſts verhinderte, daß ſie von oben aus geſehen werden konnten. Jetzt war der Augenblick zur Rettung des reizenden Weſens da, oder nie. Raſch wandte er den Säbel in der Luft, kehrte die Spitze nach unten, und legte die Schärfe, ſo gut ſichs thun ließ, an die Stricke, welche die ſchönſten Hände zuſammenhielten. Mit einem kecken Zuge des ſcharfen Stahls von unten herauf mit ſicherer Hand, auf die Gefahr hin, die Holde zu verletzen, durchſchnitt er die Bande. Ein raſcher Blick umher uberzeugte ihn, daß aller Augen nach dem Schaffot gerichtet waren, welches eben eine alte dem Anſchein nach ſehr kränkliche Frau erſtiegen hatte. Einer augenblicklichen Stille folgte ein lautes Rufen und neues Gedränge. Letenier faßte die entfeſſelte Schöne bei der Schulter und ſchleuderte ſie aus dem Kreiſe hinaus hinter ſich, gleichſam als hielte er ſie fur einen Eindringling, ihr nach warf er einen danebenſtehenden Mann, ein anderes Weib, einen vorlauten Buben und ſofort, immer ſchreiend: „Hinaus mit Euch! hinaus! Wollt ihr meinen Säbel nicht koſten.“ Und ein Heer von Flüchen begleitete dieſe Drohungen. „Kamraden!“ rief er den Soldaten zu, „wenn ihr den Kreis nicht ſchließt und Widerſtand leiſtet, wird man uns an den Balken des Schaffots erdrücken. Braucht die Waffen! Schließt die Glieder!“ Nie hatten die Chaſſeurs ihren jungen Wachmeiſter ſo grimmig geſehen; ſie ſtaunten den neuen Terroriſten an, der wie eine Furie durch die Reihen fuhr, ſich mit Stößen und Schlägen Platz machte und wirklich den Kreis wieder herſtellte. Das Volk wurde zurückgedrängt, Letenier war überall, ordnete an und eiferte gegen die Unverſchämtheit des Volks. Dieſes warf ihm wüthende Blicke und Schimpfreden im Überfluß zu, wohlgefällig grinſte ihm dagegen die Fratze des Oberrichters vom Schaffot an und nickte ihm Beifall. Hätten die Einen und der Andere in ſeine Bruſt ſehen können, ſie würden beide anders über ihn geurtheilt haben; denn nichts als eine wahre Todesangſt um die reizende Unbekannte und um ſich ſelbſt ließ ihn ſich ſo bärwüthig ſtellen; aber Niemand hatte ſein Wagſtück bemerkt, ſonſt hätte ihn der Freiheitstyrann ſtatt, ihm ſo zufrieden zuzulächeln, gewiß im nächſten Augenblick von den Knechten der Juſtiz erfaſſen laſſen. Nach einigen Minuten fing des Wachmeiſters Herz an, wieder ruhiger zu ſchlagen; denn nun war ſie gewiß ſchon gerettet und in Sicherheit. Ein ſtummes Gebet flog von des Jünglings Lippen; der Gedanke an ſeinen geliebten Vater zuckte wohlthuend durch ſeine Seele; es war ihm als umfächle ihn der verklärte Geiſt deſſelben. Jetzt wagte er, ſich frei nach der Stelle umzuſchauen, wohin ſie ſein kräftiger Arm ins Volksgewühl geſchleudert — großer Gott! da ſteht ſie nur wenige Schritte von ihm, nur ſchlecht verborgen hinter einem Bürgersmanne; ihr niedliches Nymphenhaupt neigt ſich hervor, ihr reizendes Geſicht ſtrahlt, ſie ſaugt ſich mit ihren Zauberblicken an ſeinen edlen Zügen feſt. Ihre Augen begegnen ſich, Letenier zuckt zuſammen und erblaßt, er winkt ihr mit der Hand fort, und ſein Blick ſpricht ein ſo dringendes herzenbewältigendes Flehen aus, ſich zu entfernen, als bäte er ſie um ſein eigenes Leben. Im Nu iſt ſie verſchwunden, aber der Strahl ihres Auges iſt ihm in das Herz gedrungen und hat es entzündet; es fühlt die ſüße Qual der Liebe darin. Es wurde ihm leicht um die Bruſt, daß ſie dem Bereich des Todes entronnen war, und doch wieder ſchwer bei dem Gedanken, daß er ſie nie wiederſehen ſolle.

Indeſſen waren wieder zwei bis drei Köpfe gefallen und die Wuth des Volks ſtieg immer höher. Die Soldaten wurden mit den Gefangenen wieder dicht an das Schaffot gedrängt, und man fing an, Steine nach dem Scharfrichter zu ſchleudern. Eine faſt unförmlich dicke Edeldame, die wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein geliebt war, wie ſich aus den herzzerreißenden Ausrufen des Volks kund gab, wurde eben zum Blocke geſchleppt; der zitternde Henker, von einigen Steinen getroffen, von den wilden ihm zugeſchrienen Verwünſchungen ſeiner erſchüttert, hatte alle Beſinnung verloren und das Beil traf, ſtatt das Haupt abzuſchlagen, den fleiſchigen Nacken und verwundete ihn tief. Im ungeheuern Schmerze ſchrie die Leidende auf; da raſete die Menge heran, unaufhaltſam wie das Schickſal und zermalmend, wie dieſes. Nichts galten die Waffen der Soldaten, im Nu waren die Glieder getrennt und die Wildeſten und Kühnſten erkletterten das Schaffot; während die Henker ihren Fäuſten erlagen, flohen die Richter vom paniſchen Schrecken erfaßt, vom brullenden Janhagel verfolgt, die Verurtheilten wurden befreit und auf den Schultern des ſiegtrunknen Volkes im Triumphe durch die Stadt getragen. Dies Alles war das Werk weniger Minuten, nach welchen die Soldaten allein auf dem Platze ſtanden, zum Theil mit zerbrochnen Waffen und ſich gegenſeitig verwundert anſahen. Mit einem ſchlecht unterdrückten Lächeln ſammelten die Offiziere ihre Leute, die tief beſchämt, aber doch zufriedenen Herzens in ihre Kloſterkaſerne abmarſchirten, wo Alles conſignirt wurde, während man nur ſtarke Patrouillen zur Wiederherſtellung der Ruhe entſendete.

5.

Letenier führte eine Abtheilung ſeiner Reiter durch die Straßen. Sie waren an einem hohen Hauſe vorüber, als ihm ein nacheilender Huiſſier zurief, anzuhalten, und ihn benachrichtigte, der Herr Volksrepräſentant habe den Wunſch geäußert, ihn zu ſprechen; er möge deshalb unverzüglich in jenes Haus folgen. Der Wachmeiſter erblaßte; er glaubte nichts ſichrer, als ſeine That verrathen. Noch überlegte er, ob er lieber gleich zum Thore hinausreiten und ſeinen Kopf retten ſolle, als der Huiſſier ſein Pferd beim Zügel faßte, und es nach dem bezeichneten Hauſe zog. An entrinnen war nun nicht mehr zu denken, denn die ſcheußlichen Diener der Gerechtigkeit, die in Anzahl aus dem Hauſe quollen, begrüßten ihn ſchon mit einem heiſern Hohngelächter, das ſeinen Verdacht nur allzuſehr beſtätigte. Darum faßte er ſich, ſo gut er vermochte, ein Herz und ſchritt neben dem breitſchultrigen Kerl die Treppe hinauf. In ein Vorzimmer gebracht, vor welchem zwei widrige Burſche bewaffnet Wache ſtanden, hatte er Zeit genug ſich umzuſehen und ſich von der ihm überall entgegentretenden mit Gemeinheit gemiſchten ungeſchickten Vornehmthuerei abgeſtoßen zu fühlen, bis die Thüre gegenüber ſich öffnete, und die fratzenhafte Geſtalt des Volksvertreters und Oberrichters abenteuerlich in vornehme reiche Hauskleider gehüllt, die ihm nicht ſtanden, hereinſchlüpfte. Ein empörendes Lächeln des Scheuſals begrüßte den Jüngling, der ſich ſchon auf ſein Todesurtheil gefaßt machte.

„Sie haben ſich ſehr brav gezeigt, Bürger-Soldat,“ greinte der Gewaltsmann. „Ich habe heute mit Freuden geſehen, wie Sie ſich vor allen Ihren Kamraden auszeichneten, der Sache der Freiheit den Sieg zu verſchaffen gegen das windelweiche Volk, das nie weiß, was es will. Solch hochherzigem Muthe darf die Belohnung nicht fehlen. Wie heißen Sie, Wachmeiſter?“

„Louis Letenier,“ verſetzte dieſer, hoch aufathmend.

„Ihr Regiment?“

„Das vierte der Chaſſeurs der Armee am Oberrhein.“

„Ich werde für Ihr Glück ſorgen. Weihen

Sie der Freiheit ferner Ihren jungen ſtarken Arm. Und vor Allem ſuchen Sie, ſo lange Sie noch hier ſind, mit dahin zu wirken, daß wir der Verurtheilten, die der thörichte Plebs heute befreiete, wieder habhaft werden. Die Meiſten davon ſind noch in der Stadt. Ich gebe Ihnen, im Namen des Stadtcommandanten Vollmacht, jedes Haus zu durchſuchen und ganz nach Ihrem Gutdünken zu verfahren, wenn Sie ſolch einer ariſtokratiſchen Canaille auf die Spur kommen. Adieu, mein junger Freund! Sie können es weit bringen in der Republik. Ich werde mich Ihrer erinnern.“

„Die knöcherne Hand berührte des Wachmeiſters Wange; er ſchauderte bis in die tiefſte Seele. Aber leichtern Schrittes ſtieg er die Treppe wieder hinab, verfolgt von den lauten Lobpreiſungen der Juſtizdiener.

Lächelnd, wie er doch auf ſo ſeltſame Weiſe ſchnell zum Rufe eines Terroriſten gekommen war, hatte er am Abend kaum Säbel und Cartouche abgelegt, um den Rapport zu ſchreiben, als Treton, ein Jäger, der ihm ſehr ergeben und ſonſt ſein Bettkamrad geweſen war, mit einer pfiffigen Miene hereintrat, und am Schnurrbart drehend, ſprach: Element, Wachmeiſter, du ſchickſt Dich tüchtig ins Zeug. Kaum ſind wir hier warm geworden, ſo zeigſt Du Dich als wüthenden Jacobiner, und keiner von uns kann begreifen, wie das zugegangen iſt; der Herr Oberrichter läßt Dich ins Haus kommen; damit noch nicht genug, ſchon treibt ſich auch eine Pantoffelſtaffette da draußen im Gange herum und fragt nach dir.“

„Nach mir?“ ſtotterte Letenier und fühlte ſich ſchnell hinter einander ergluhen und erblaſſen; denn die blonde Maleficantin ſtand plötzlich in ihrer ganzen bezaubernden Schönheit vor den Augen ſeines Geiſtes.

Treton ſchien aber ſeine Beſtürzung nicht zu bemerken, ſondern fuhr ruhig fort: „Nun ſie fragt nach dem jungen, ſchönen, ſchlanken Wachmeiſter — hörſt Du wohl: jung, ſchön, ſchlank! — der ein Elſäßer ſei, und da wir kein zweites ſolches Wunderthier in der ganzen Abtei hier haben, ſo mußt Du wohl gemeint ſein.“

„Und wie ſieht ſie aus?“

„Schmuck genug, um mich neidiſch zu machen, wenn es einem Andern gälte, als Dir. Aber beſieh ſie dir ſelbſt; denn ich habe ſie mit heraufgenommen, um ſie unſern unſaubern Brüdern unten aus den Augen zu räumen, die ſich den Teufel um die Gollonen auf deinen Ärmeln kümmern, wenn es den Wettlauf nach ſolch einer köſtlichen Waare gilt.“

Eh der ſchmunzelnde Chaſſeur noch ganz ausgeſprochen hatte, ſtand der beſtürzte Wachmeiſter mit ſchlagenden Pulſen unter der Thüre, vor welcher ihm ein hübſches Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen entgegenzitterte. Es war wohl der Wuchs der reizenden Verurtheilten, aber ſtatt der blonden Flechten umzogen rabenſchwarze das bräunliche, niedliche Geſicht, und Augen, dunkel und glänzend, wie geſchliffne Spiegel, blitzten unter hochgeſchweiften Bogen hervor.

„Sind Sie ein Elſäßer?“ fragte ſie im Patois ihres Landes und auf Leteniers Bejahung, drückte ſie ihm ſchnell ein Briefchen in die Hand und flüſterte nur: „Antwort!“

Der Wachmeiſter las mit flirrenden Blicken:

„Wenn Sie ein unbegrenztes Vertrauen, das Sie ſich heute durch eine eben ſo kühne als hochherzige That erworben haben, mit gleichem Vertrauen erwiedern können, ſo folgen Sie der Überbringerin dieſes Blattes, welche Sie mit einbrechender Nacht in der Kaſtanien-Allee am Fuße des Kloſterberges erwarten wird, und vollenden Sie das ſchön begonnene Werk Ihres edeln Kriegerherzens.“

Ohne einen Augenblick zu überlegen, rief Letenier: „Ich komme!“ denn in ſeiner Seele jubelte der Gedanke auf: „das kommt von ihr, von ihr allein!“

„Alſo nur die Iris? Nun da könnte mir doch ein Sternlein leuchten,“ brummte Treton mit dem fröhlichſten Geſicht, und folgte als Sauve-Garde dem munter entſchlüpfenden Mädchen.

Die nächſte Minute erweckte dem Wachmeiſter manche Zweifel. Konnte nicht ſeine That dennoch bemerkt worden und das Benehmen des Oberrichters nur Maske geweſen ſein, um ihn deſto gewiſſer zu fangen? Oder, wenn er auch vor dieſem ſicher war, konnte dieſe Einladung nicht von Freunden der Verurtheilten, gegen die er ſich heute ſo unnatürlich ſtrenge gezeigt, ausgehen, um ihn in eine Falle zu locken und Rache an ihm zu nehmen? Wie dem auch ſein mochte, Letenier war feſt entſchloſſen zu gehen, zugleich aber auch ſich auf jeden Fall gefaßt zu halten; und ſo erſah er ſich Freund Treton zum bewaffneten Begleiter. Der ruckkehrende Chaſſeur wurde ſofort in das Geheimniß des Tags gezogen und erhielt ſtaunend Aufſchlüſſe über den ſeltſamen Terrorismus des Wachmeiſters. Seine Einwilligung zur Begleitung gab Treton um ſo lieber, als er hoffen durfte, das liebliche Zöfchen zu ſprechen, das ſich ihm eben nicht allzuſtreng gezeigt hatte. Letenier verfügte ſich alſogleich zum Rittmeiſter, um für ſich und Treton Urlaub vom Abend-Appell zu erbitten, unter dem Vorwande, daß ſie in einem Bürgerhauſe zum Souper eingeladen wären.

„Ich will Ihnen gern Urlaub geben,“ ſagte Guiſſot, „nur bitte ich Sie, ja vorſichtig zu ſein. Die Einwohner ſcheinen uns nach dem Vorgange dieſes Morgens nicht mehr geneigt zu ſein, und Sie haben ſich dabei auf eine

Weiſe ausgezeichnet, die ich als Ihr Obrer nicht tadeln darf, die Ihnen aber ſchwerlich die Liebe irgend eines hieſigen Hauſes zu Wege gebracht hat. Mich ſelbſt widert die Stadt nach dieſer Scene an, die uns zwiefache Schande gebracht hat, und mein einziger Troſt iſt, daß unſer Geſchäft ſchnell zu enden ſcheint und wir Caen in einigen Tagen verlaſſen können. Alſo hüten Sie ſich. Ich warne nicht vergeblich.“

„Ich bin auf Alles vorbereitet,“ verſetzte Letenier, unſre ſcharf geladnen Piſtolen und Säbel begleiten uns.“

6.

Sobald es dunkel geworden war, machten ſich die beiden Chaſſeurs auf den Weg. Letenier trug außer ſeinem guten Damascener noch ein kleines Terzerol in der Schnurſchärpe, die zur Uniform gehörte, Treton war nebſt dem Säbel mit ſeinen und Leteniers ſcharf geladenen Piſtolen bewaffnet, und ſah aus, wie ein Bandit.

Der Wachmeiſter inſtruirte ſeinen Untergebenen. ihm in der Entfernung von zehn bis zwölf Schritten zu folgen, wohin es auch gehe, aber durchaus nicht eher hervorzutreten, bis er ihn durch den Schuß mit der Terzerole zur Hülfe auffordern werde. Sodann machte ſich Letenier voraus.

Unter den Kaſtanienbäumen wartete das niedliche Schwarzköpfchen. Der Wachmeiſter wollte ſie mit Fragen beſtürmen, aber ſie flehete ihn dringend an, zu ſchweigen und ſie nicht durch unzeitiges Plaudern zu verrathen, da er ja doch Alles bald genug erfahren werde. Er merkte, daß ihr das Sprechen verboten war, und mit größerm Verdachte folgte er ihr dann ſchweigend, indem ſie ſtets einige Schritte voranging, durch eine Unzahl von Gaſſen und Gäßchen bis in eine der langgedehnten Vorſtädte weit hinaus, wo ſich die Straßen in einzelne von Gärten umgebne Häuschen verloren.

Endlich trat die Führerin in eine der letzten unanſehnliche Hütten, und öffnete die Thüre zu einer kleinen holzgetäfelten Kammer, die ſie ſelbſt aber nicht betrat, mit der an ihren Begleiter gerichteten Bitte, ſich hinein zu verfügen. Letenier that, wie ſie gebeten. Mit einem Blicke hatte er das von einer rußigen Lampe ſchwach erleuchtete Gemach überſehen. Armuth und Reinlichkeit ſchienen hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben. In einer Ecke hinter einem roheichnen Tiſch, auf welchem die Lampe ſtand, ſaß ein kleines ganz vertrocknetes Männchen mit einem winzigen runzlichen Geſichte, und zog ehrerbietig die baumwollne dreifarbige Zipfelmütze vom kahlen Kopfe, indem er ſich mit einer keuchenden Stimme ſehr devot entſchuldigte, nicht aufſtehen zu können, weil Alter und Schwäche ihn daran hinderten. Niemand war weiter in der Kammer; außer ein Paar hölzernen Schemeln nicht ein Mal ein Geräthe, und Letenier ſtand, aus allen ſeinen Himmeln gefallen, verſtummt vor dem Greiſe. Das hatte er nicht erwartet. Statt des Cherubs das Alräunchen! Der Alte räusperte ſich und ſchien die Fragen des Jünglings zu erwarten, aber dieſer war keiner ſolchen fähig.

„Setzen Sie ſich doch nieder, wertheſter Herr,“ hüſtelte endlich der Alte. „Verzeihen Sie einem alten Manne, der Sie einen ſo weiten Weg hierher bemüht hat. Mein Sohn hat heute an Ihrer Seite geſtanden, als Sie eine edle That vollbrachten, und da haben wir Alle ein großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt, zumal wir hörten, daß Sie ein Elſäßer wären. Sagen Sie mir doch, lieber Herr, aus welcher Gegend des Elſaß ſind Sie denn gebürtig?“

„Aus Oberelſaß, aus der Gegend von Colmar,“ verſetzte der Wachmeiſter, der ſich von ſeinem grenzenloſen Erſtaunen, eine Folge ſeiner grenzenloſen Täuſchung nicht erholen konnte, und in dieſer Befangenheit auch die folgenden Fragen des Alten gutmüthig und ehrlich beantwortete.

„Was hat Sie denn dazu bewogen, Soldat zu werden?“

„Luſt an der Sache.“

„So ſind Sie wohl ein recht eingefleiſchter Republikaner?“

„Seit dieſen Morgen nicht ſo ganz mehr.“

„So haben Sie wohl Mitleid mit den vertriebenen Edelleuten, vorzüglich wenn ſie unſchuldig ſind.“

„Ach ja! mein Vater war auch ein Edelmann; mein Bruder iſt auch emigrirt.“

„Werden Sie ſich noch lange hier aufhalten?“

„Vielleicht noch einige Tage.“

Der Alte verfiel nach den letzten kurzen Gegenreden des Wachmeiſters in ein immer heftiger werdendes Huſten, welches erzwungen genug klang, um den ſorgenloſen Chaſſeur doch aufmerkſam zu machen, und mit ſtillem Verdacht blickte er umher.

„Sie haben heute früh eine junge Edeldame vom Tode gerettet,“ fuhr der Greis mit ſichtbar ſteigender Befangenheit fort, „was für Gründe hatten Sie denn für dieſe That?„

„Wer gibt Euch ein Recht, mich alſo auszufragen?“ verſetzte der Wachmeiſter heftig. Das Männchen zitterte und rückte den Tiſch von ſich. Letenier ahnete Verrath, und die Ahnung ſchien ſchnell zur Gewißheit zu erwachſen, als ſich plötzlich vor ſeinen Füßen die Dielen des Bodens, als Fallthüre erhoben und er im ungewiſſen Schimmer der düſter brennenden Lampe eine menſchliche Geſtalt aus der Tiefe auftauchen ſah. Gedankenſchnell riß er das

Terzerol hervor und ſchoß es gegen das einzige Fenſter der Kammer ab. Der durchdringende Schrei einer weiblichen Stimme von unten vermiſchte ſich mit dem dumpfen Angſtgeſtön des Männleins, das der Schrecken vom Stuhle geworfen hatte, während die Fallthüre wieder zugekracht war. Zur haſtig aufgeriſſnen Zimmerthüre aber ſtürzte das braune Mädchen herein und warf ſich mit dem verzweifelten herzzerreiſſenden Ausrufe: „Großvater! o mein Großvater“! auf den bebenden ächzenden Greis am Boden, den ſie jedenfalls für verwundet hielt. Dicht hinter ihr kam Treton, ſeine beiden Piſtolen im Anſchlag.

„Halt!“ ſchrie Letenier, und drehete den überraſchten Freund ſo ſchnell wieder zur Kammer hinaus, wie er hereingekommen war, weil er beim Aufblitzen des Pulvers deutlich ſeine ſchöne Gerettete unter der Fallthüre erkannt hatte. „Geh, geh nur! mein Ungeſchick hat den Schuß veranlaßt. Er gilt Dir nicht und hat keine Bedeutung.“ Dann eilte er zu dem alten Manne, hob ihn auf den Stuhl und tröſtete die niedliche Enkelin, daß ihrem Großvater nichts zu Leide geſchehen ſei, was dieſer beſtätigte. Der Alte befahl der Kleinen, ſich ebenfalls wieder zu entfernen. Kaum ſah ſich Letenier mit dem Greiſe wieder allein, als er zu jener Öffnung flog und die Fallthüre haſtig aufriß. Wirklich entſtieg ihr die ſchöne Blondine, noch ganz gekleidet, wie am Morgen, und wollte ſich zu des Wachmeiſters Füßen werfen, indem ihr Grazienmund Worte des Dankes für ihr Leben ſtammelte. Er hob ſie ſchnell empor, wagte aber nicht, ſie zu umfaſſen; ſie erſchien ihm, wie eine Heilige.

Der Alte mußte ſein Beſtes thun, eine Unterredung in Gang zu bringen; denn die beiden jungen Leute ſtanden überraſcht und blöde einander gegenüber, verſchlangen ſich mit den Blicken, und brachten nur einzelne Ausrufungen hervor. Endlich kam es zu Erklärungen, gegenſeitigen Expectorationen und zuſammenhängenden Erzählungen.

7.

„Obgleich erſt achtzehn Jahre alt,“ erzählte die Liebliche, „bin ich doch ſchon Wittwe. Mein Gatte, der vor ſechs Wochen auf dem Blutgerüſt endete, war der Marquis von Bouilly. Mein Vater iſt der Graf von Duquenes, meine Mutter entſtammt der herzoglichen Familie von Nevers; ich heiße Adele und bin ihr jüngſtes Kind. Ein Bruder und eine Schweſter ſind ſchon guillotinirt, meine beiden übrigen Brüder und mein Vater nach Deutſchland geflohen, und dienen in der Armee der franzöſiſchen Prinzen. Mein Gatte war ein bejahrter finſtrer Mann; ich habe ihn kaum gekannt, Liebe konnte ich nicht fur ihn empfinden. Dem Befehle meines ſtrengen Vaters gehorchend, wurde ich ſein Weib; wenige Tage nach unſrer Vermählung ging er mit meinem Vater und meinen beiden älteſten Brudern zu der prinzlichen Armee, die unter Condé am Rheine ſtand. Ich und der jüngſte Bruder blieben mit der Mutter zurück. Die ältere Schweſter war an Herrn von Laugac, einen Gutsbeſitzer verheirathet. Durch Ausharren und Fügen in die traurigen Umſtände glaubten wir unſre Güter zu retten. Eitle Hoffnungen! — Die Agenten der Republik kummerten ſich nicht um unſre Anweſenheit, und confiscirten unſer Eigenthum ohne Anſtand und Rückſichtnahme. Wir konnten nichts weiter retten, als ein Käſtchen mit den wichtigſten Familienpapieren, mit ſehr koſtbaren Juwelen und einer bedeutenden Summe in Gold, und es gelang uns, daſſelbe den blutgierigen Augen und Blicken der Diener des Wohlfahrts-Ausſchuſſes glucklich zu entziehen. Wir ubergaben unſern Schatz dem alten treuen Diener unſres Hauſes, dem guten Mathurin, dem Sie gegenuber ſitzen, mein verehrter Lebensretter. Was ich dieſem edeln Manne ſchuldig bin, läßt ſich nicht in Worte faſſen; nur das heiße Gefühl der Dankbarkeit, das in mir wacht, gibt eine Ahnung davon, die ich Ihnen freilich nicht mittheilen kann.“

„Verzeihung, verehrteſte Frau Marquiſe,“ verſetzte der Alte mit tiefem Reſpect. „Ich that, was jeder andre Mann, der keine ſchlechte Kreatur, in meiner Stelle auch gethan haben würde, und aus Schuldigkeit hätte thun müſſen. Urtheilen Sie ſelbſt, mein Herr, vierzig Jahre lang bin ich bei des Herrn Grafen Vater und ihm ſelbſt Gärtner geweſen, und ſtets gut und freundlich gehalten worden, endlich als mein Sohn, der braunen Louiſon Vater, vor zehn Jahren an meine Stelle trat und daſſelbe Glück erfuhr, hat mir der Herr Graf dies Häuschen mit einem großen Gemüſegarten gekauft und als Geſchenk übergeben. Ich hätte ja gern mein altes unnützes Leben geopfert, wenn ich der gütigen Herrſchaft in der Zeit der großen Noth damit hätte dienen können.“

„Wir kennen Deine und deiner ganzen Familie Ergebenheit auf Tod und Leben an uns,“ nahm die Marquiſe wieder das Wort. „Ein vergeltender Gott wird Dir lohnen, treue Seele.“ Und wieder zu Letenier gewandt, erzählte ſie mit hinreißender Anmuth weiter.

„In Mathurins Obhut wußten wir unſern kleinen Schatz ſicherer, als in der eignen, als wir, unter bürgerlichem Namen, eine kleine verborgene Wohnung bezogen, da Mathurins Hütte uns nicht beherbergen konnte. In ſtiller Angſt erwarteten wir Nachrichten von den Unſrigen und Beſtimmungen über unſer ferneres Schickſal, da die Verhältniſſe ſich immer drohender geſtalteten und wir bald für unſer Leben zu fürchten Urſache hatten. Nach einigen Monaten trat eines Abends mein Gemahl zu uns ein, verkleidet und unkenntlich, und machte uns mit dem Entſchluſſe bekannt, uns in derſelben Nacht aus der Stadt zu bringen und nach Deutſchland zu führen. Es ging Alles glücklich; ein Wagen, den er beſtellt, wartete unſrer vor der Stadt. Wir ſaßen ſchon alle drei darin, als ſich die Mutter des Käſtchens erinnerte, welches noch in Mathurins Wohnung war. Sie wollte natürlich dieſen ihren letzten Schatz, den größten Reichthum, den ſie beſaß, und der die Mittel zu unſrer Subſiſtenz enthielt, nicht entbehren, und deshalb lag ſie dem Marquis mit dringenden Bitten an, ihr das Käſtchen zu holen. Dieſer kannte aber Mathurins Wohnung nicht, und ſo mußte ich mich wohl entſchließen, mit ihm in die Stadt zurück zu kehren und nach der entlegenen Vorſtadt wandern. Ich muß hier einſchalten, daß uns mein jüngrer Bruder, einige Zeit vorher verlaſſen, und ſich bei unſerm Schwager verborgen hatte. Dort iſt er auch mit meiner Schweſter eingefangen und hingemordet worden.

Das Käſtchen wurde des Marquis Verderben. Wir ſtießen auf eine Patrouille der Nationalgarde. Auf eine nur ſpottende Bemerkung derſelben über das einſam wandelnde Pärchen, antwortete mein ſtolzer und heftiger Gatte, der die alten Zeiten nicht vergeſſen konnte, mit Derbheit; es kam trotz meinen verſöhnenden Worten zum Zanke, trotz meiner Bitten zu unſrer Verhaftung. Man brachte uns auf die Wache, von wo man mich als eine leichtfertige Nachtſchwärmerin zur Züchtigung auf die Polizei ſchicken wollte. Der Marquis gerieth darüber in maßloſe Wuth, in welcher er ſich ſelbſt verrieth. Wir wurden ſogleich in ſtrenge Haft gebracht; vor ſechs Wochen fiel mein Gatte unter dem Mordbeil, und heute ſollte ich ihm auf dem Schaffotte folgen, zwiefachen Verbrechens halber, ein Mal weil ich eine Adlige war, ſodann, weil ich den Marquis verborgen gehalten hatte. Schon hatte ich mich mit möglichſter Faſſung in mein Schickſal ergeben, obgleich ich den Wunſch zu leben nie ganz erſticken konnte, und nichts weniger als Rettung ahnend, fühlte ich mit unausſprechlichem Erſtaunen plötzlich meine Bande gelöſt und mich aus dem Kreiſe geſchleudert, ſah mich gerettet durch Sie, mein Herr."

„Und doch zögerten Sie dieſe Rettung zu benutzen," ſagte Letenier; „mit Beben erblickte ich Sie einige Zeit darauf noch hinter mir."

„Eines Theils durfte ich mich ja nicht durch ein allzuſchnelles Entfernen von einem Orte, wohin Alles drängte, verrathen; ſodann trieb mich auch mein Herz, von Dankbarkeit bewegt, und in Ahnung künftiger Hülfe, einen der Reiter nach Ihnen zu fragen. Ich erfuhr, daß Sie ein Elſäßer ſeien; den wilden Elſäßer bezeichnete er Sie. Eben wollte ich auch Ihren Namen erkunden, als mein Auge dem Ihrigen begegnete und Ihr ſichtliches Erſchrecken bei meinem Anblicke mich fortſcheuchte. Ich erreichte Mathurins Wohnung und er verbarg mich unter dem Boden dieſer Kammer in dem Gemüſebehälter. Doch lange kann ich hier nicht ſicher ſein. Die Aufregung des Volks legt ſich bald wieder, und wer von den Verurtheilten ſich nicht ſchnell retten kann, hat nur eine kurze Friſt gewonnen und iſt dennoch verloren. Zu Ihnen, mein Herr, faßte ich das größte Vertrauen, eine Ahnung ſchwellte mein Herz, Sie würden mich nicht allein heute gerettet haben. Louiſon wurde deshalb mit meiner Einladung an Sie abgeſchickt. An Ihnen iſt es nun, ob die Ahnung zur Wirklichkeit werden, oder ich dennoch mein junges Blut unter Henkers Hand vergießen ſoll; denn allein, ohne Freunde und Bekannte, vermag ich mir nicht fortzuhelfen.“

„Bei meinem Ehrenſäbel, Madame, ich will Sie retten, und wenn die ganze Stadt voll wüthender Jacobiner und Aufpaſſer wäre!“ rief der junge Wachmeiſter begeiſtert aus. „Nehmen Sie die heiligſten Verſicherungen als Pfand hin. Ich werde Ihrem mich ſo hoch ehrenden Vertrauen entſprechen und ſollte ich mein Leben tauſend Mal für Sie in die Schanze ſchlagen. Nennen Sie mir die Art und Weiſe, wie ich Ihre Rettung am beſten zu bewerkſtelligen habe.“

Aber daran ſtieß es ſich eben. Schnell mußte ſie fort, das war Allen dreien klar; denn daß die blutgierigen Richter alle ihre Spürhunde entſendeten, um die ihnen augenblicklich entriſſenen Opfer wieder aufzutreiben, wußte ja Letenier vom Oberrichter ſelbſt, und eben ſo gewiß war es, daß auf den Enthuſiasmus der wetterwendiſchen Menge ſchon am folgenden Morgen nicht mehr zu zählen war. Letenier, den dieſe Wunderaugen, kaum halb geſehen, am Morgen zu dem tollſten Wageſtück verleitet hatten, war jetzt, nachdem ſie Stunden lang mit wechſelndem Ausdruck, aber immer neuem und ſtärkerm Zauber, auf ihm geruht und mit beſeligenden Blicken ſein Herz umſponnen hatten, von dem Gedanken, ihr Retter zu ſein, ganz berauſcht, alle in ihm ſchlummernden Kräfte wurden von dieſem Vorſatze zu ihrem Dienſte geweckt; er jubelte, zu ſolch herrlichem Werke auserkohren zu ſein, und er würde ſich mit Jedem auf Tod und Leben geſchlagen haben, der ihm dieſe heißerſehnte, brünſtig erfaßte Pflicht hätte abnehmen wollen. Auch die Mittel zum Zwecke fingen allmälig in dem dreiköpfigen Rathe ſich zu ordnen an. Nach manchem „Wenn“ und „Aber“ die einen kaum entſtandnen Vorſchlag bald wieder vernichteten, nach vielfacher Überlegung und Beleuchtung der höchſt ſchwierigen Lage, gelangten die Rathſchläge endlich doch zu einem beſtimmten Reſultat.

Louiſon, mit der Marquiſe gleichen Wuchſes, ſollte am nächſten Morgen unter dem Vorwande eines verliebten Abenteuers, das man dem niedlichen Schwarzauge wohl zutrauen konnte, bei einem jüdiſchen Trödler alle nöthigen Kleidungsſtücke erhandeln, um Adelen, welche dem Wachmeiſter verſicherte, reiten zu können, in einen Jokei oder Reitbuben umzuwandeln, für deſſen Mitnahme er ſeines Rittmeiſters Erlaubniß zu erhalten leicht verſprechen konnte. Die Marquiſe ſollte ſich die kurze Zeit bis zum Abmarſch in ihrem Schlupfwinkel verbergen und ſich dann in ihrer Vermummung, unter Leteniers Schutz und Schirm dem Detachement anſchließen, welches auf der kürzeſten Straße dem Rheine zuziehen würde. Lag erſt der hinter ihnen, dann ſollte ſie — mit Schrecken dachte der junge Mann, deſſen Herz in lichterlohen

Liebesflammen zur Marquiſe ſtand, an dieſen Augenblick, den furchtbaren unausweichlichen — ſich von ihm trennen und nach Stuttgart gehen, wo ihre ganze Familie, ſchon vor dem erſten Verſuche zur Flucht, bei vorkommenden Trennungen den Sammelplatz beſtimmt hatte, und wohin wahrſcheinlich auch ihre Mutter, von der ſie ſeit jenem verhängnißvollen Abende nichts wieder gehört, entronnen war. Dies war der endlich feſtgeſtellte Plan. An Geldmitteln fehlte es am wenigſten; denn des Wachmeiſters Börſe war noch reich geſpickt, und das Familienkäſtchen, um deſſenwillen zwei Menſchenleben auf das Spiel geſetzt und das eine verloren war, lag ja wieder in Adelens Händen.

Voll Muth und Hoffnung trennten ſich die drei Menſchen, welche in ſo kurzer Zeit ſich ſo nahe getreten waren, lange nach Mitternacht, und Letenier eilte auf den Flügeln begeiſterter Liebe mit Treton, der ſeine Zeit bei Louiſon nicht verloren zu haben ſchien, zur Kloſterkaſerne zurück, um den Reſt der Nacht, aufgeregt, wie er war, ſich im Streite der Gefühle und Leidenſchaften zu verquälen.

8.

Am folgenden Tage kamen die Remonte-Pferde an, und der Rittmeiſter Guiſſot verkündete ſeinen Chaſſeurs, daß ſie nur noch zwei Nächte in den Kloſtermauern zubringen würden, für Letenier eine ſehr erwünſchte Nachricht, die er, nach eingebrochner Nacht, in die entlegne Gärtnerwohnung brachte. Kaum hatte der Alte ſich vor jedem Überfall geſichert, ſo hüpfte unter der Fallthüre der niedlichſte Jokei von der Welt hervor. Dem Wachmeiſter überlief es ſiedend heiß bei ſeinem Anblick. Auf den blonden zum Knabenhaare verſchnittenen Locken wiegte ſich keck das amarantfarbige, mit Gold verbrämte Mützchen, ein dunkelgraues Collet umſchloß knapp die zierliche Taille, verrätheriſch zeigten die enganſchmiegenden Beinkleider die allzuüppigen runden Formen, und die blanken Kappenſtiefelchen zogen das Männerauge nur noch mehr auf den niedlichſten Fuß. Letenier begriff ſogleich, daß er den allerliebſten Miniatur-Reitknecht unmöglich vor eines dritten und fremden Mannes Blick erſcheinen laſſen konnte, wollte er die liebreizende herrliche Frau nicht ſelbſt verrathen und zum zweiten Male ſamt ſeiner eignen Perſon der Guillotine überliefern. Die weibliche Erbſünde der Eitelkeit, von der Hohe und Niedrige ihr Theilchen empfangen, und die, als Feuer der Veſta wohl gehütet und gepflegt, das Weib ſo unwiderſtehlich macht, hatte auch die Marquiſe, trotz der Todesgefahr, verführt. Der Wachmeiſter dankte im Stillen Gott, daß außer Mathurin und ſeiner Enkelin kein menſchliches Auge ſie ſo erblickt hatte, als das ſeine, und bei ihm hatte es keine andre Gefahr, als daß ſeine Liebesglut nur zur heftigſten verzehrenden Flamme angefacht wurde, und er ſich ſehr zuſammennehmen mußte, daß die Lohe nicht zu Tage ſchlug. Mit kurzen Worten ſagte er der ſchönen Frau, daß an der Kleidung noch Einiges fehle, um ſie ganz unkenntlich zu machen, und daß er dies den folgenden Abend ſelbſt mitbringen wolle, und dann fügte er, bis hinter die Ohren erröthend, gleich einem verſchämten Mädchen, oft ſtockend und befangen, hinzu: „Zu gleicher Zeit muß ich Ihnen melden, daß unſer Detachement übermorgen in der Frühe abmarſchirt, jedenfalls noch vor Sonnenaufgang, und daß es ſich deshalb unumgänglich nöthig macht, daß Sie mir morgen Abend ſchon, nach eingebrochner Nacht auf die Abtei folgen."

Die Marquiſe bebte einen Augenblick zurück, aber ſchnell gefaßt, legte ſie ihre niedliche Rechte in ſeine Hand und ſprach mit kindlicher Treuherzigkeit: „Muß ich Ihnen doch meine ganze Zukunft vertrauen; was ſollte ich anſtehen, mich einige Stunden früher unter Ihren Schutz zu ſtellen?"

Wenn ſie das Wort „vertrauen" nicht ſo herzlich betont hätte, ſo wäre es um die Haltung des Wachmeiſters geſchehen geweſen; aus ihrer Hand ſtrömte Liebesglut in all ſeine Adern, und da Mathurin ſie allein gelaſſen, ſo hob ihm dies Feuer ſchon die Arme, um ſie an ſeine Bruſt zu preſſen, flackerte ſchon auf ſeinen Lippen, um ſich dort in Küſſe zu verwandeln, auf die roſigen üppigen Lippen gepreßt, aber das kindliche Vertrauen goß Waſſer, eimerweis, in das auflodernde Feuer und hielt es in Schranken. Mit aller Macht bekämpfte der Held den alten — oder vielmehr den jungen tollen Adam in ſeiner Bruſt, und hielt ſich, während der noch nöthigen Verabredung für den nächſten Abend zu ſeinem eignen Erſtaunen, wie der taktfeſteſte Schüler der alten Stoa. Nur auf dem langen Wege vom kleinen Gärtnerhauſe bis zur großen Kloſterkaſerne hatte der blaue Himmel, das letzte Mondsviertel und die lieben Sterne manchen verliebten Unſinn anzuhören, den er trunken vor Luſt und Seligkeit, hinaufpredigte in die laue Luft der gewürzduftigen Sommernacht. —

Der nächſte Sonnenſtrahl traf Letenier — Liebespein hatte ihn wiederum kein Auge ſchließen laſſen und Kohlen unter ſeinen Pfuhl geſchürt — vor dem Bette ſeines, noch vom geſtrigen Abend champagnerſeligen Rittmeiſters. Mitten unter den Meldungen von kleinen Straffällen, Sattel- und Zeugreparaturen, Notizen für den bevorſtehenden Marſch, und preiſenden Anerkennungen der neu acquirirten Füchſe und Rappen, kollerte er die Worte hervor: „Auch habe ich mir geſtern noch einen ſchönen Apfelſchimmel gekauft, ein prächtiges Pferd, wie ein Reh —“

„Ach ich erinnere mich, Sie haben mir geſtern Abend ſchon davon geſagt."

„Ganz recht! Sie ſaßen aber eben bei Tafel und ich glaubte deshalb, Sie hätten es vergeſſen. Nun brauche ich einen Reitknecht dazu, und ſo wollte ich um die Erlaubniß bitten, mir einen ſolchen mitnehmen zu dürfen."

„Haben Sie ſchon ein ſolches Subject?"

„Eine hieſige ehrenwerthe Bürgerfamilie hat mir ihren Sohn anvertraut, einen tüchtigen Burſchen."

„Schön ſo! recht ſo!" nickte der Rittmeiſter zwiſchen Schlummer und Wachen; „ſorgen Sie nur, daß morgen beim Abmarſch nichts fehlt, und vor Allem, daß es keine Händel mit dem andern Militär oder gar mit den Bürgern giebt!" Und nun ſchlief er wieder ein.

Seelenvergnügt, als hätte er eine feindliche Standarte erobert, kehrte der Wachtmeiſter zu ſeinen Geſchäften zurück. Alles flog ihm heute leicht und freudig unter den Händen, und früher, als er gehofft hatte, konnte er nach der Vorſtadt eilen. In einem Quergäßchen, noch ziemlich fern von Mathurins freundlicher Wohnung, wartete bereits, auf Leteniers Befehl, ein krummbeiniges Söhnlein Israels mit einem mächtigen Packet, das Alles enthielt, was Jener zur Vervollſtändigung des allzuniedlichen Reitknechts für nöthig erachtet und in des alten Juden Trödelbude zuſammengetragen hatte. Der Träger dieſer Herrlichkeiten wurde abgelohnt, und erſt, nachdem ſich Letenier überzeugt hatte, daß ihn das Judenbürſchlein nicht mehr beobachten konnte, ſchlich er um die Hecken herum, von hinten herbei in Mathurins Gärtchen; denn es war noch ziemlich hell. Die Göttin der Liebe, vom Schein des Abendroths verführeriſch umſponnen, tauchte aus der Tiefe als ſchönſter Reitknecht gekleidet, empor.

Mit muthiger Reſignation ergab ſich die Marquiſe in die ſo nahe Entſcheidung ihres Geſchicks, ja ſie ſah derſelben ſogar freudig beklommen entgegen, und ihr kühn blitzendes Auge wollte ſich erſt trüben, als ihr Letenier die Nothwendigkeit aus einander ſetzte, ihre Maskerade durch die mitgebrachten Kleidungsſtücke unkenntlich zu machen. Eine — nach damaliger Mode — dicke und hohe Cravatte mußte den Schwanenhals und den halben Untertheil des zarten Geſichtchens, ein langer, weiter, blauer Flausrock die runden Formen des Körpers verhullen. Über den blonden Lockenkopf zog er ihr eine geſtrickte Zipfelmutze bis zu den Brauen herab und ſtulpte einen hohen Wachstuchhut mit der Nationalkokarde darauf. Zuletzt mußte ſie die zierlichen Hände in ein Paar tuchtige Fäuſtlinge ſtecken. Wohl verſuchte ſie zu widerſtreben, und ihr Grazienmund zeigte neue Reize in der ſchmollenden Gegenrede, aber in Folge ſeiner Bitten und der Vorſtellung der drohenden Gefahren, ließ ſie ſich die unſchöne Metamorphoſe gefallen, und ſah nun ſo ziemlich einem kleinen wohlgenährten Normanne gleich. Eben hatte Adele das reiche Käſtchen aus Mathurins Hand empfangen und ſchickte ſich zum ſchweren Abſchied an, als plötzlich Treton, auf deſſen Geſicht ſich die höchſte Beſtürzung malte, haſtig mit den Worten ins Zimmer trat: „Retten Sie ſich ſo ſchnell als möglich! Sie ſind verrathen! Die Diener der Juſtiz ſind ſchon vor der Thüre.“

„Wo kommſt Du her?“ fragte Letenier erſchrocken.

„Rette Dich!“ verſetzte der Chaſſeur in Angſt. „Dort kommen ſie!“

„Wohlan!“ rief der Wachmeiſter entſchloſſen, „ſo geht beide ſchnell auf meine Rolle ein, und Ihr, Mathurin, ſpielt die Eurige gut.“ Und ſo fort ſtieß er die Schemel um, riß die Fallthüre auf und raſete mit hochgeſchwungnem Degen durch den kleinen Raum, fluchend und tobend und dem alten Gärtner alles Unheil androhend, wenn er nicht gleich die Verurtheilte herausgebe. „Nur friſch geläugnet!“ flüſterte er dazwiſchen dem erſchrocknen Greiſe zu. Dieſer wimmerte denn auch ſehr natürlich und ſchwur hoch- und theuer, er habe Niemand in ſeinem Hauſe verſteckt.

„Soll ich dem alten Hund den Kopf ſpalten?“ brüllte Treton ſo laut, daß man es über zehn Häuſer hin hören konnte. In dieſem Augenblick traten die Polizeiſoldaten herein.

„Ha, guten Abend, Kamraden!“ rief ihnen Letenier entgegen. „Ihr ſeid wohl auf derſelben Spur, wie ich?“

„Das iſt der brave Wachmeiſter Letenier!“ ſagte der Unteroffizier durch den Kamradentitel geſchmeichelt. „Guten Abend! Der Oberrichter iſt Euch ſehr gewogen. Habt Ihr etwas entdeckt?“

„Nichts weiter als dieſe Mütze!“ verſetzte Letenier, und ſchleuderte das amaranthfarbige Käppchen mit dem Säbel empor.

„Richtig!“ ſagte der Unteroffizier. „Es iſt zur Anzeige gekommen, die Enkelin des Alten habe in der Stadt einige Kleidungsſtücke gekauft, dabei eine ſolche Mutze.“

„Daſſelbe hörte auch ich, und um mich in der guten Meinung des Oberrichters feſtzuſetzen, durchſtöbre ich die Stadt nach dem entkommnen Verurtheilten. Ich auch eile hierher, argwohnend, daß hier eine Verkleidung und Flucht ſtattfinden wurde. Aber nichts habe ich gefunden. Derweil geſteht das Mädchen, daß ſie ſich die Kleider angeſchafft, um unentdeckt zu einem meiner Chaſſeurs zu ſchleichen.“

„Soldaten haben immer Glück!“ lachte der Unteroffizier. „Wo iſt das Dirnchen?“

Louiſon kam und ſank in die Knie. „Wer

iſt denn der Glückliche?" fragte der Polizeiſoldat. Sie deutete auf Treton.

„Du!" rief Letenier ſich ganz erſtaunt ſtellend, „und Du Spitzbube ſagſt nicht gleich, was an der Sache iſt und ſprengſt uns alle hier heraus den weiten Weg?"

„Verzeihung, Wachmeiſter; die Liebe zu dieſem ſchwarzäugigen Mädchen hat mich dazu verleitet. Es war eine ſchöne Gelegenheit, ſie vor unſerm Abmarſch noch ein Mal zu ſehen, und ihr noch einen Kuß auf die friſchen Lippen zu drucken. Ich habe ſie benutzt, indem ich mich Dir zum Begleiter anbot."

„Spitzbube! So küſſe ſie und dann laßt uns gehen."

„Wir wollen Euch begleiten, Kamraden," ſagte der Unteroffizier. „Wir ſollten billig ein Valet zuſammen trinken."

„Kann auch Rath werden. Geht Ihr und beſtellt den Trunk; ich habe noch einige Dienſtgeſchäfte in der Caſerne, dann bin ich der Eure. Da, Hippolyt," herrſchte er dem Marquiſe-Reitknecht zu, „trag' mir den Farbekaſten; Du mußt mir dieſen Abend das Lederwerk noch färben. Adieu, Alter, ſorgt, daß Euch der Schreck nichts ſchade. Adieu ‚kleines Herchen! Kannſt uns immer nachreiſen als hübſcher Junge verkleidet.“

Und fort ging der Zug. Es war unterdeſſen ziemlich dunkel geworden und keiner der Polizeiſoldaten bemerkte das Zittern und die Bläſſe der Angſt in des Reitknechts Hippolyt Geſicht. In der Stadt trennten ſie ſich, die Polizeiſoldaten, um ein Weinhaus aufzuſuchen, das ſie bezeichneten, die Chaſſeur, um in die Kaſerne zu gehen, nachdem ſie jenen verſprochen hatten, ſich ebenfalls bald dort einzufinden.

9.

Faſt verſagten ihre zarten Füße der Marquiſe den Dienſt, als ſie nach ſolcher überſtandner Todesangſt im Hofe der Kloſterkaſerne ankam. Hier verbarg Letenier die Eingeſchüchterte in einem Schoppen, bis er ſeine Reiter alle zur Ruhe gebracht. Unter dem ganz natürlichen

Vorwande des frühen Abmarſches trieb er nun die noch muntern Chaſſeurs an, möglichſt bald das Lager zu ſuchen, und erſt, als alle lagen und die lang gezognen Töne des Athemholens den Schlaf der kräftigen Geſtalten verkündigten, als nach dem letzten Appelle eine einzige Hängelampe im ganzen Schlafſaale düſter genug brannte, holte der Wachmeiſter die zitternde Adele aus ihrem Verſteck hervor und führte ſie durch die Reihen der auf dem Boden gelagerten Soldaten bis zu ſeinem Bette, welches er als Unteroffizier für ſich allein, aber zur Beaufſichtigung der Übrigen in demſelben Locale hatte, während nur dem Offizier ein eignes Zimmer zugeſtanden worden war.

Welche Situation für die vornehm erzogne zarte Dame! Da ſollte ſie eine ganze Nacht in dem dunkeln, von Tabaksqualm erfüllten Schlafſaale, von zwanzig und einigen Centauren umſchnarcht, zubringen, und kein Seufzer, kein Klagelaut durfte ihren Kummer oder ihre Angſt verkünden, ſonſt ſtand ja ihr wiederholt gerettetes Leben in neuer Gefahr, und mit ihm das ihres Retters. Selbſt dieſer mußte unwillkührlich das grauſam Schwierige ihrer Lage erhöhen, denn das unausweichliche, unerbittliche Fatum zwang ſie, ſein Bett mit ihm zu theilen. Letenier gewahrte die hohe Purpurglut ihrer Wangen ſelbſt durch die Dämmrung hindurch; auf ſeinen bittenden Blick, von einem entſchuldigten Achſelzucken begleitet, zog ſie ihm den Oberrock aus — denn noch ſchliefen nicht Alle — barg ſich dann, nachdem ſie den ihrigen von ſich geworfen, ſo raſch als möglich unter die grobe Decke und ſchloß die klaren Äuglein, während die Glut des Engelgeſichtes höher und dunkler bis in die blonden Locken hinaufflog. Letenier ſtand einen Augenblick verwundernd vor ihr, ein Strom ſeltſamer Gefühle durchſtürzte ſeine Bruſt mit ſolcher Haſt, daß ihm der Athem faſt verſagte, ſeine Pulſe raſeten, auch ſein Geſicht glühte fiebriſch, aber es wurde ihm klar, daß es jetzt mehr als je gälte, ſich ſein beßres Selbſt rein zu erhalten und die Verſuchung ſtandhaft von ſich zu weiſen. Hatte ſie nicht mit ſo viel Zuverſicht von Vertrauen geſprochen? aber dazu hatte ſie ihn kindlich fromm angeſehen, jetzt waren dieſe blauen Taubenaugen, dieſe Hüter ihrer Weiblichkeit geſchloſſen, ihr üppiger Buſen hob die Decke und in des Jünglings Bruſt gluhete ein verzehrender Brand der Leidenſchaft für das ſchönſte Weib. Um die Angebetete zu ſchonen, um ſelbſt Zeit zu gewinnen, ſich zu faſſen, zündete er ſeine Lampe an, ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und ſtellte ſich mit Leſung vieler Papiere ſehr beſchäftigt. So gelang es ihm endlich, ſeine aufgeregten Sinne etwas zu beſchwichtigen. Um aber jeden Verdacht zu entfernen, mußte er ins Bett; erſt als die Mitternachtsſtunde ſchon lange vom Thurme der Abtei herabgetönt hatte, und der ruhig gleiche Athemzug ihm Adeles tiefen Schlaf bewährte, ſtreifte er den Dolman ab, und ſtahl ſich leiſe, leiſe von der entgegengeſetzten Seite in das Bette. —

O Anaxagoras! ſtandhafter Euſebius! beatificirter Wilhelm von Urbiſſel! Und ihr heiligen Männer und Anachoreten alle, die ihr des Fleiſches Trieben widerſtanden, eure Namen werden noch nach einem Jahrtauſend, wegen der hohen Enthaltſamkeit ihrer Träger mit Ruhm genannt, und doch zähltet ihr gewiß mehr als zwanzig Jahre und ward von ganz anderm Gehalte als ein franzöſiſcher Wachmeiſter in Dienſten der Republik, und liebtet nicht wie dieſer. Doch eben die Liebe war's, die heilige reine, rieſenſtarke Liebe, die als Kämpfer gegen die Verſuchung fur ihn in die Schranken trat, die ihm zum Siege verhalf. Und ſo lag denn der junge Held, ohne den mindeſten Anſpruch auf Weisheit oder Heiligkeit, ein Märtyrer der uneigennützigſten Tugend, in ſeliger Qual und qualvoller Seligkeit, unter einer Bettdecke mit der Himmliſchen, von ihrem Hauche umſäuſelt, von ihren Formen beruhrt, ohne die leiſeſte Bewegung zu wagen, bis endlich die Natur ihr Recht behauptete, und eben in Folge der aufgezwungnen Unbeweglichkeit, der Schlaf, der ihn nun ſchon mehre Nächte geflohen hatte, gewaltſam ſiegreich uber ihn kam und ihn ſtärkend umpfing. —

Das erſte Zeichen der Trompete, welches die Reiter zum Stalle rief, weckte den jungen Wachmeiſter aus dem ſußeſten Traume, der ohne den verhängnißvollen Schmetterruf vielleicht zu einer halben Wirklichkeit gediehen wäre;

denn ebenfalls träumend war ihm die Marquiſe unbewußt näher gdruckt, das holde Geſicht gegen ihn gekehrt, während eine ihrer Hände leicht auf ſeinen Schultern ruhete. Ein ſüßer Schrecken über den hohen Zauber ihrer Schönheit rieſelte durch ſeine Gebeine; die Zipfelmütze war ihr entfallen und das goldne Ringelhaar umkräuſelte Züge, die auch der Gläubigſte der Gläubigen nimmermehr für die eines normänniſchen Bauernjungen gehalten hätte, und wenn auch die männliche Kleidung ſie bis zum Kinn verhüllte. Blitzſchnell zog er ihr den Filet wieder bis auf die Naſe herab; denn die Jäger fingen an, ſich rings zu regen und zu dehnen, zu gähnen und zu murmeln. Die Marquiſe fuhr bei der raſchen Berührung ihres Freundes hoch auf und blickte beſtürzt um ſich, doch eine Secunde genügte ihr, die ſeltſame Wirklichkeit klar zu machen; ihr Auge beruhigte ſich, mit dem Ausdrucke tief empfundner Dankbarkeit ſtreifte es das ſeinige und ſank dann zur Erde, während ſie raſch aus dem Bette und in Stiefeln und Oberrock huſchte, um ihm, auf ſeinem

Wink in den Hof zu folgen, indeß die Chaſſeurs ihre Toilette machten.

Der kaum ſich röthende Morgen verkündete den herrlichſten Tag, und unter den Kriegern, die dem Abmarſch und dem neuen Feldzuge entgegen jubelten, ſprach ſich die lauteſte Freude aus, während die der übrigen Detachements, die auch herangekommen waren, jene um die ſchnelle Wiederkehr zum Heere beneideten. Bald erfullte reges Leben den ganzen Hof; dort wurden noch Pferde geputzt, hier bereits geſattelt und gezäumt. Viele reinigten ſich ſelbſt und ihre Kleider, man ſang, pfiff und ſchwatzte, und die Roſſe ſtampften und ſcharrten luſtig dazwiſchen. Treton hatte Leteniers beide Pferde beſorgt; ſie ſtanden ſchon zum Abmarſch bereit. Muth und Hoffnung regten ihre Schwingen immer kräftiger in des jungen Wachmeiſters Bruſt, da Adele ſo ganz unbemerkt und unbeargwohnt in einem Winkelchen des Hofes kauerte und ſich mit ihren Kleidern etwas zu ſchaffen machte. Unter dem Vorwande einer Unbehaglichkeit ließ ſich Letenier Chokolade bereiten, verſuchte ſie und reichte ſie dann, gleichſam als ſei ſie ihm zuwider, ſeinem Jokei hin. Die Soldaten ſahen den ſcheuen Burſchen an, ſagten aber weiter nichts, als „das iſt des Wachmeiſters neuer Reitjunge, der wird mit der Iſabelle zu ſchaffen kriegen;“ ſelbſt der Rittmeiſter ging arglos und gleichgultig nickend vorüber, als ihm Letenier ſeine Acquiſition pflichtſchuldigſt vorſtellte. Apell und Contreapell gingen glücklich vorüber, das Detachement ſaß auf und war in wenigen Augenblicken zum Abmarſch bereit, da konnte der Wachmeiſter erſt einen Augenblick zu der Geliebten hinſpringen, ihr auf den hohen Gaul helfen, die Bügel kurzen, die Zügel kreuzen, und ihr Muth einſprechen. Angſtvoll flüſterte ſie ihm, während des ungeduldigen Scharrens und Bockens des muthigen Apfelſchimmels ins Ohr, daß ſie wohl oft geritten, aber immer nur auf einem Damenſattel. Das war freilich ſchlimm, ſehr ſchlimm, aber was war zu machen? Er rückte ihr die Lenden und Knie zum möglichſt feſten Schluſſe zurecht und bebte dabei, unentſchieden ob aus Furcht vor einer Entdeckung oder aus einer andern Urſache. Er ſpähete zugleich nach Treton umher, um die

Arme ſeiner Sorge zu empfehlen, aber er erblickte ihn nirgend; da rieſen die Trompeten plötzlich: Marſch! Marſch! er mußte ſie ihrem Schickſal überlaſſen und an ſeinen Platz reiten. Jetzt ſah er Treton aus einer Thüre nach ſeinem Pferde eilen und durch die halbgeöffnete erblickte der verwunderte Wachmeiſter auch Louiſons ſchwarze Augen leuchten. Sie ſchickte ihren Abſchied freundlich herüber. Raſch ſetzte ſich der Zug in Bewegung, munter gings durch die Stadt und zum Thore hinaus, und als ſie nun auf der Landſtraße hinritten durch die endloſen üppig grünen Wieſen mit ihren unzähligen Apfelbäumen, da erfaßte die Luſt alle Herzen, immer ſchneller trabten die fröhlichen Jäger dem friſchen Morgenwinde entgegen, und die Pferde, ſeit Wochen meiſt in den dumpfen Ställen eingeſchloſſen, begrüßten die freie heitre Luſt mit muthigem Gewieher und muthwilligen Sprüngen. Der Rittmeiſter hatte den Wachmeiſter zu ſich gerufen, um bei der gemüthlich dampfenden Morgenpfeiſe dies und jenes zu beſprechen, da jagte plötzlich der Brigadier-Corporal heran und meldete, daß des Wachmeiſters neuer Reitknecht eben ohnmächtig vom Pferde geſunken ſei. Letenier erblaßte, jede Vorſicht war vergeſſen; er warf ſeinen Falben herum und hielt nach einigen Augenblicken vor Adelen, die, von einigen Chaſſeurs umſtanden, todtenbleich an einem Raine ſaß. Die ehrlichen Jungen, welche keine Ahnung von der Wahrheit hatten, wollten eben dem vermeinten Kamraden das Collet löſen, als Treton von der einen Seite dazwiſchen fuhr und Letenier von der andern ein donnerndes Halt! rief. Auf ſeinen Befehl mußten ſich die Soldaten entfernen, und er und Treton bemüheten ſich die Arme aus ihrer Ohnmacht zu wecken. Das wieder belebte Auge drängte die Wimper empor und ihr thränenſchwerer Blick flehete um des Freundes Verzeihung, und verkündete ihm zugleich die Unmöglichkeit, das zarte Weſen, deſſen Kräfte augenſcheinlich erſchöpft waren, den Marſch ſo fortſetzen zu laſſen, wie ſie ihn begonnen hatte. Kurz entſchloſſen wendete er ſich an den Rittmeiſter, der langſam herantrabte, mit der Bitte, dem an das ſcharfe Reiten noch nicht gewöhnten Burſchen von Zeit zu Zeit einen Platz auf dem Fourgon zu gönnen, der dem Detachement mit allerlei Sattelzeug und Gepäck folgte, und zugleich beſtimmt war, die etwaigen Kranken aufzunehmen. — Guiſſot runzelte mißmuthig die Stirn und ſagte im unzufriednen Tone: „Eine Meile von der Stadt und ſchon einen Maroden! Ich begreife Sie nicht, und Sie verdienen den ſchärfſten Tadel, daß Sie einen Jungen mitnehmen, ohne ſich vorher von ſeiner Qualification überzeugt zu haben.“ Dabei ſtieg er vom Pferde, übergab es ſeinem Reitknecht und ſchritt auf die todesmatte Marquiſe zu. Letenier, Alles für eine Entdeckung fürchtend, manövrirte geſchickt hin und her, um den Rittmeiſter ſo fern als möglich von dem beſprochnen Subject zu halten, dieſer mochte aber die Abſicht merken, daß er abgeſchnitten werden ſolle, und ſchob den Wachmeiſter plötzlich ſehr ernſt, ja faſt herriſch bei Seite, dicht vor die Marquiſe hintretend, die ſich mühſam aufgerichtet hatte, und, von Treton unterſtützt, mit geſenktem Köpfchen, den großen Hut tief in die Augen gedrückt, zitternd da ſtand.

„Weißt Du den Reſpect gegen einen Offizier nicht beſſer zu beobachten?“ donnerte der Rittmeiſter, und warf ihr mit einem Schlage ſeiner breiten Hand den Wachsleinhut vom Kopfe, daß er ſamt der Baumwollenmütze zu Boden fiel. Ein leiſer Schreckruf und ein ſterbender Blick der Armen traf den erbleichenden Wachmeiſter ſo tief ins Innerſte, daß ihm unwillkührlich ein Fluch über die Lippen rollte, der, wenn der Rittmeiſter hätte Notiz davon nehmen wollen, ihn augenblicklich in die ſtrengſte Haft hätte bringen müſſen. Aber dieſer that nicht, als wenn er etwas gehört hätte, nur ein ſeltſamer zweideutiger Blick des jungen Offiziers flog vom Reitjungen zu dem Wachmeiſter und wieder zu jenem zurück, dann ſprach er mit Milde: „Auf den Fourgon mit dem Knaben! Er iſt krank.“ Und gleichſam das frühere Aufbrauſen zu ſühnen, hob er ſelbſt die Mütze auf, zog ſie der Marquiſe eben ſo tief in die Stirne, als Letenier gethan haben würde, und bereitete, während dieſer ſie, leiſe tröſtend, zu dem Fuhrwerk führte, von ſeinem eignen Mantel einen bequemen Sitz, oder vielmehr ein Lager. Dann aber ſchwang er ſich, wie mit erhöhetem Stolze, in den Sattel; Alles mußte aufſitzen, und er befahl durch größere Eile den unerwarteten Zeitverluſt wieder einzubringen, da der nahe Ablauf des Waffenſtillſtandes ohnedies die möglichſte Förderung des Marſches erheiſchte. Niemand konnte vergnügter über dieſe Eilfertigkeit ſein, als Letenier, den es immer heißer drängte, mit ſeiner Schutzbefohlnen die Grenze zu erreichen, weil es ihm nur allzudeutlich wurde, wie ſchwer er länger das Geheimniß werde bewahren können. Daß es dem Rittmeiſter keins mehr war, ſah er wohl ein, und es wäre ihm erwünſcht geweſen, hätte Jener ihn jetzt gefragt, um ihm, ſeinem Edelmuthe vertrauend, Alles ohne Rückhalt mitzutheilen; aber ſo wohl ſollte es dem geplagten Wachmeiſter nicht werden. Um dem Offizier Gelegenheit zu geben, ritt er wieder dicht an ihn, aber Guiſſot blieb ſchweigſam, ſchien ſeinen verlegnen Untergebnen gar nicht zu ſehen, und ſchüttelte nur dann und wann für ſich den Kopf, oder lachte beinahe höhniſch unter dem dichten Schnurrbarte hervor. Dies benahm dem

Wachmeiſter vollends das letzte Reſtchen Muth, ſelbſt anzufangen.

Beim erſten Halt empfahl der Rittmeiſter dem Wachmeiſter nur kurz, für ſeinen Kranken Sorge zu tragen, und als das Detachement im Nachtquartier ankam, welches der Fourage wegen, in einzeln, ziemlich zerſtreut liegenden Meierhöfen genommen werden mußte, rief Guiſſot, gegen ſeine Gewohnheit, Letenier eine gute Nacht zu. Das Wort war von einem ſarkaſtiſchen Lächeln begleitet.

Der Wunſch ging nicht in Erfüllung. Als Letenier endlich vom Dienſt erlöſt, in ſein Quartier kam, hatte ſich die Marquiſe unter dem Vorwand der Krankheit, bereits in ihr Kämmerchen begeben, und ſo ſehr hatte die Liebe den kühnen Soldaten umgarnt, daß er nicht wagte, an die verſchloſſene Thür zu pochen und um Einlaß zu bitten. Ach, und er hatte ſich doch ſehr geſehnt, ſie endlich allein zu ſprechen. Als Letenier am nächſten Morgen früh aufs Pferd mußte, regte ſich noch nichts in Adelens Gemach, und als er ſeine Dienſtgeſchäfte beendigt hatte, war ſie ſchon auf dem Fourgon.

Und ſo ging es am zweiten Marſch- und am Raſttage. Sie war oder machte ſich krank, und er, durch die Auseinanderlegung des Detachements zu ewigem Hin- und Herreiten gezwungen, war den ganzen Tag und oft noch bis in die Nacht hinein beſchäftigt, und dann erlaubte ihm die Schüchternheit der Liebe, die ihn zum Kinde gewandelt, nicht mehr, einen Verſuch zu wagen, ſie zu ſehen. Letenier gerieth auf die Vermuthung, dieſer Zuwachs ſeiner Geſchäfte ſei nichts Zufälliges, und würde eine Abſichtlichkeit des Rittmeiſters geargwöhnt haben, wenn dieſer nicht gerade die Cantonirung des Wachmeiſters aufs ſorgfältigſte gemieden hätte. Sonſt ging Alles vortrefflich. Treton wartete und führte Leteniers Pferde, und keine Seele kümmerte ſich ſonderlich um den kleinen Jokei, der ſeine vermeintliche Krankheit trefflich benutzte, ſich nicht nur von den Pferden, ſondern auch von den Menſchen loszumachen, und ſich allen Augen möglichſt zu entziehen.

10.

Nur noch einen Tagmarſch war das Detachement vom Rheine entfernt; es hatte den letzten Raſttag in Frankreich zu halten, Sprache und Sitte waren ringsum ſchon deutſch, und Letenier ſah ſich mit ſeltſam beklommnen Herzen wieder in den heimiſchen Gefilden. Wie ganz verwandelt kam er zurück! Wenn ſein Vater noch gelebt, das väterliche Schloß noch geſtanden hätte, er würde ſich renig dorthin begeben und an der Bruſt ſeines Erzeugers der Ehre entſagt haben, ein Kämpfer für die franzöſiſche Freiheit zu ſein; aber er würde auch die Marquiſe an die Hand genommen und gebeten haben: ſei mein Weib! Und zum Vater: gieb mir deinen Segen! Und dann würde er mit ſeiner Familie nach Deutſchland geflohen ſein. Wie ernſt und eiſern ſah ihn dagegen die Wirklichkeit an! Von Schickſal und Gewohnheit an den Stand gefeſſelt, den er freiwillig gewählt, blieb ihm jetzt keine Wahl mehr, und die ſtille Freude, das heiß geliebte Weib nun bald ganz gerettet zu haben, wurde vom wüthendſten Schmerze überſchrien, ſich eben ſo bald — und wahrſcheinlich für immer von ihr trennen zu müſſen. Die glühendſte Leidenſchaft hatte ſich immer tiefer in ſein Herz gegraben, und er konnte nicht begreifen, wie er fortan werde leben können, ohne ſie wenigſtens zu ſehen und in ſeiner Nähe zu wiſſen. Deshalb wandelte ihn auch oft eine wilde Luſt an, wenn er der bald wieder zu beginnenden Feindſeligkeiten gedachte; denn eine Kugel oder ein tödtlicher Säbelhieb dünkte ihm das einzige Ziel ſeiner Wünſche und Hoffnungen.

An einem gar herrlichen Abende, geeignet das Herz mit unbezwinglicher Liebesſehnſucht zu erfüllen, kamen ſie durch die Schluchten der Vogeſen herab in die gartengleiche, reichbebauete Ebne. Vor ihnen ſchlängelte ſich, noch in meilenweiter Entfernung, der Rhein, wie ein ſchmales Silberband, und jenſeits zog ſich im Oſten der dunkle Gürtel des Schwarzwaldes. Mit ſchwelgendem Auge überblickten die Reiter die paradieſiſche, von den letzten Strahlen der Sonne lieblich vergoldete Gegend, in welcher Städte, Dörfer und einzelne Landgüter, Höfe und Mühlen in zahlloſer Menge zerſtreut lagen. In einem anſehnlichen Flecken nahm der Rittmeiſter ſein Quartier, und bei ihm blieb ein Gefreiter als Ordonnanz, zwei Wachen und ſein Burſche. Die Übrigen mußten, wie gewöhnlich, weiter reiten, um in den einzelnen Gehöften untergebracht zu werden. Der Brigadier-Corporal, der als Quartiermacher vorangegangen war, wies Letenier und ſeinen Jokei in eine Mühle, wo auch ihre Pferde ſtehen ſollten. Treton wurde, aus freundlicher Rückſicht für den jungen Wachmeiſter, in ein nahes Bauernhäuschen gelegt. Die übrige Mannſchaft mit den Pferden war im Umkreis einer Stunde vertheilt.

Sobald Letenier und die Marquiſe die Mühle betraten, die zwar klein, aber gar freundlich gelegen war, kam ihnen ein hubſches kaum ſechzehnjähriges Mädchen mit einer verdrießlichen Miene entgegen, und gab ſich ihnen alſobald als die Tochter vom Hauſe, und für den Augenblick als deſſen einzige Gebieterin kund, da ihr Vater mit ſeinen Knechten nach Enſisheim auf den Getraidemarkt gefahren, und nur die Mägde und ein Mühlknappe zurückgeblieben ſeien. Das niedliche, obgleich unfreundliche Müllerskind fuhr in ihren Mittheilungen fort in einem ſehr entſchiednen Tone zu berichten, daß die Mühle ohnedies ſehr wenig Platz, und ihr Vater obendrein ſeine Gemächer verſchloſſen und den Schlüſſel mitgenommen habe, und es ihr deshalb unmöglich ſei, der Einquartirung mehr als eine einzige leerſtehende Bodenkammer einzuräumen. Für die Marquiſe war Alles, was das ſchnippiſche und gar hoffärthig thuende Mädchen verbrachte, und ſomit auch die beunruhigende Weiſung hinſichtlich der einzigen Kammer, verloren, weil die Kleine im Patois des Landes, einem ſehr verdorbenen deutſch, mit wenigem franzöſiſch durchſpickt, plauderte.

Adele, froh, ſich frei von gefährlichen Beobachtern zu wiſſen, hatte, bald nach ihrem Eintritt in die große Unterſtube, den in der Sommerwärme zwiefach läſtigen Oberrock ſammt Hut und Mütze abgeworfen, und ſtand nun, der reizendſte Jokei, in ihrer vollen, ſiegenden Schönheit da. Schönbärbchen — ſo hatte ſich die kleine Müllerin ſchon ſelbſt genannt — warf einen Blick auf die glänzende Geſtalt, und ihr

Plaudermäulchen verſtummte; glühendes Roth überflog ihr Geſichtchen, und ihr früherer Trotz ſchmolz in ſüße Demuth hin, die ſich in einem tiefen Knix offenbarte. Letenier bemerkte lächelnd, daß die funkelnden Goldborten der allzueleganten Livree, neben den unſcheinbaren Seidenſchnüren ſeiner Uniform, das Landmädchen glauben machten, daß er der Diener und der Jokei der Gebieter ſei, und daß ſie durch dieſen Irrthum gerade die Wahrheit am beſten getroffen habe. Kaum hatte Bärbchen bemerkt, daß der Gegenſtand ihrer Hochachtung und — wie dem Wachmeiſter von Minute zu Minute deutlicher wurde — ihrer aufwallenden Liebe kein deutſch verſtehe, als ſie mit dem abſcheulichſten Dialect, aber mit der größten Fertigkeit franzöſiſch zu plappern begann und nicht ohne Eitelkeit erzählte, daß ihr wohlhabender Vater ſie, nach dem Tode ihrer Mutter, in einem Inſtitute in Straßburg habe erziehen laſſen.

Ohne dem Letenier weitete Aufmerkſamkeit zu ſchenken, nöthigte das ſchnell umgewandelte Müllerskind „le charmant petit Monsieur“ in das ſchon erwähnte Kämmerchen und bedauerte zu wiederholten Malen, daß es wirklich das einzige disponible wäre. Ihr ſcharfer Blick bemerkte bei dem unwillkührlichen Zuſammenſchrecken des Gefeierten, daß es demſelben unangenehm ſei, die Wohnung mit dem Chaſſeur zu theilen, und ſo machte ſie ohne Weiteres den Antrag, dieſem das Nachtquartier im Stalle nehmen zu laſſen. Beinahe erſchrocken fiel Adele dem kleinen Naſeweis in die Rede und bedeutete ihn, daß der Wachmeiſter eigentlich der Herr ſei. Bärbchen ſchuttelte das Köpſchen ungläubig, und hatte fort und fort ſo ausſchließlich nur Augen für „Monsieur Hippolyte,“ daß es den einundzwanzigjährigen Wachmeiſter faſt verdroß, und er ſich ſogar verſucht fühlte, der ländlichen Kokette, die noch überdies ſehr hübſch war, ein bischen die Cour zu machen, um — wie er ſich ſelbſt zu uberreden ſuchte — in Adelens Augen nicht gar zu unwichtig und unliebenswurdig zu erſcheinen. Er legte deshalb ſeine bisher ernſte Miene ab, und horchte mit Theilnahme auf Bärbchens Geſchwätz, die eben mit einer gewiſſen Großthuerei erzählte, wie ſie bereits Braut des Muhlknappen, eines reichen Müllersſohnes aus der Nachbarſchaft, der zwar bis zum Wahnſinn in ſie verliebt, aber, wegen ſeiner Roheit und ſeiner unglaublichen Eiferſucht, ihrer durchaus nicht würdig ſei. Sie lachte im voraus herzlich, indem ſie ſeiner Wuth gedachte, wenn er bei ſeiner morgenden Heimkehr — denn er war mit dem Vater in Enſisheim — die Einquartierung, und noch dazu, wie ſie mit einem Knix gegen Beide hinzufügte, von zwei ſo artigen jungen Herren, finden würde. Das gänge Mäulchen wäre noch, wer weiß wie lange, ſo fortgegangen, hätte nicht eine keuchende alte Weiberſtimme ſie in die Küche gerufen, um das Nöthige für das Abendbrod herauszugeben. Endlich — endlich war Letenier mit dem heißgeliebten Weibe allein; ſein Auge ſuchte verlangend das ihrige, ſchon öffnete ſich ſein Mund, um ihr ein ſüßes Geſtändniß zu thun, aber auch dieſer Stunde ſollte er nicht froh werden. Denn kaum hatte Bärbchen den Rücken gekehrt, als ihm die Marquiſe zuvorkam und über den häßlichen Zufall in laute Klagen ausbrach, der ſie hier beide in das Dachkämmerchen bannte. Vergebens ſuchte ſie Letenier zu beruhigen, indem er ihr jene erſte Nacht in der Kloſterkaſerne ihrer Vaterſtadt ins Gedächtniß zurückrief; dort, meinte ſie, wären ſie beide nicht allein geweſen; und ihr Schrecken und ihr Jammer vermehrten ſich, als ſie eben wahrnahm, daß auch nur ein Bett, nach dortigem Gebrauche mit einem ſogenannten Himmel und langen blauwollnen Vorhängen verſehen im engen Raume ſtand, der zum Überfluß noch durch eine Anzahl gefüllter, dicht am Eingang poſtirter Mehlſäcke möglichſt verringert wurde. Auch war die Thüre in einem ſehr wankelhaften Zuſtande und hatte ſtatt des Schloſſes nur einen hölzernen Fallhaspen.

Die ſteigende Unruhe der Marquiſe verletzte den Wachmeiſter um ſo tiefer, als er ſich der reinſten Geſinnung bewußt war. Das erſte bittre Gefühl gegen ſie regte ſich in ſeiner Bruſt, und vom Unmuth über ihr ſo unverholen geäußertes Mißtrauen übermannt, ſagte er kurz: „Übermorgen, wenn wir uns für dieſes Leben trennen, werde ich Sie höflichſt bitten, mir zum Abſchied zu ſagen, wodurch ich ihr Vertrauen, das erſt nach Ihrer eignen Äußerung ſo grenzenlos war, verſcherzt habe. Für jetzt möge all Ihre Unruhe durch meine Verſicherung gehoben werden, daß ich die ſchöne Sommernacht im Freien, ſo fern von dieſer Kammer zubringen werde, daß nicht ein mal das Geräuſch meines Fußtrittes Sie ſtören ſoll.“ Nach dieſen mit allem Schmerzgefühl eines gekränkten Herzens geſprochnen Worten, eilte er im Sturmſchritt die Treppe hinab, und achtete nicht auf Adelens ängſtliches Nachrufen; über den Hof weg ſchritt er einem kleinen Gärtchen zu, das er ſchon bei ihrer Ankunft am Mühlbache bemerkt hatte. Die Dämmrung war bereits zur Nacht geworden, und noch tiefre Finſterniß herrſchte in der Fliederlaube, in die er trat. Auch in der Bruſt des Jünglings glimmte kein Fünkchen tröſtenden Lichtes. Erſt ſchon hatte ihn die lebendigſte Erinnerung an die Heimath, von der er jetzt nur noch einige Meilen entfernt war, mächtig aufgeregt und trub geſtimmt. Die Worte des ſterbenden Vaters hatten von dem Augenblick in ſeinen Ohren getönt, wo er das ſchöne Elſaß überſehen, und als nun Adelens Mißtrauen, ja ſogar Bärbchens gänzliche Nichtachtung ihn vor ſich ſelbſt herunter ſetzten, ergriff ihn die troſtloſe Täuſchung ſeiner Jugend und riß vor ſeinen Blicken die düſtre Ausſicht einer liebe- und freudenleeren Zukunft auf. Sein ganzes Leben mit ſeinem heißen Trachten und Wollen, ſeinem Sehnen und Vollbringen grinſte ihn an wie eine ungeheure Lüge, die fortzuſetzen ihn anwiderte. Was — überlegte er im finſtern Brüten — ſollte er doch mit ſeinen überſchwellenden Herzen in ſolch einer kalten ſcheinvollen Welt? Das rauſchende Wehr neben ihm ſchien immer deutlicher zu rufen: „Komm herab, herab!“ und der weiße Schaum des Waſſers, der durch das Dunkel zu ihm hinaufblickte, gleich Geiſterarmen, die immer haſtiger winkten: „Komm herab, herab!“ Schwarze grollende Gedanken durchkreiſchten, wie Rabenzüge, ſeinen Kopf, aber eine ſchneeweiße Taube flatterte auch herbei und vertrieb mit ihrem Girren die Nachtvögel. Die Taube war die Liebe. Noch war ja Adele nicht ganz gerettet, die Grenze Frankreichs noch nicht überſchritten; verließ Letenier ſie jetzt, ſo war ihr Schickſal noch eben ſo ſchrecklich, als hätte er nie mit ſchützendem Arme in die Speichen ſeines Rades gegriffen.

„Ja noch muß ich für Adelen leben!“ rief er, ſprang auf und — ſtand gerade vor ihr, die mit geſenktem Köpfchen und mühſam verhaltnem Schluchzen ihm am Eingange der Laube entgegen trat.

„Sie zürnen mir?“ flötete ſie zu ihm hinauf, und dem härteſten Banditen wäre der zu ihrem Morde geſchwungene Stahl entfallen vor dieſem Laute, wie viel mehr der Groll dem weichmüthigen Wachmeiſter! Statt der Antwort, erhaſchte er ihre Hand und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen.

„Vergeſſen Sie nicht,“ flüſterte die Liebliche, „daß ich Ihr Diener bin, Ihre Schweſter, Ihr Kind, Ihr dankbares, Ihnen blindvertrauendes Kind; aber davon laufen dürfen Sie mir nicht mehr, ich müßte ja ſonſt noch, wie jetzt, in die dunkle Nacht, in die weite wilde Welt hinaus — ins Elend, ins Grab“ — Ihre Stimme wankte, ſein Herz noch mehr. „Adele, himmliſches Weſen!“ rief er, ihre Hand krampfhaft erfaſſend.

„Faſſen Sie ſich, theurer Freund! Verrathen Sie uns nicht noch zuletzt!“ unterbrach ſie den glühenden Strom ſeiner Rede, der ihr eben das Geſtändniß ſeiner Liebe zufluthen ſollte.

„Hören Sie mich!“ fuhr er leidenſchaftlich fort, „die Nacht ſchlägt mitleidig ihre bergenden Hüllen um uns, kein verrätheriſches Auge kann zu uns dringen, kein Ohr meine Worte erlauſchen.“ —

„Zum Nachteſſen!“ ſchrillte Bärbchens Stimme ſo nahe, daß der Wachmeiſter erſchreckt zuſammenfuhr und keine Sylbe mehr wagte, wohl aber einen feurigen Händedruck, und nun ſprangen beide pfeilſchnell dem Hauſe zu, an deſſen Schwelle die kleine Müllerin ihrer freundlich wartete.

Schönbärbchen hatte bei der Zubereitung des Tiſches ihrer ſchon anderweitig verrathenen Prahl- und Prunkſucht den Zügel ſchießen laſſen, denn ein ſilberner Becher und ein halbdutzend ſilberne Löffel paradirten, obgleich die Gerichte nur aus Erdäpfeln und köſtlichen Forellen beſtanden, wozu die Löffel nicht gebraucht wurden, und der gute Landwein, nach dortiger

Sitte, in einem Fayence-Gefäß die Runde machte. Bärbchen trank dem Monſieur Hippolyt fleißig zu und ihre Augen funkelten immer begehrlicher auf den ſchmucken Jungen, der Noth hatte, die Zudringlichkeit von ſich abzuhalten.

Erfreulicher als der Tiſchputz war die Fürſorge, welche das nette Kind im Schlafſtübchen getroffen hatte. Man ſah wohl, daß die Liebe die Hand dabei im Spiele gehabt. Ein ſchwellendes Unterbett und hochbauſchende Polſter auf den erwähnten Mehlſäcken an der Thüre bildeten ein zweites Lager, welches viel anders ausſah, als das eigentliche Bett; denn Monſieur Hippolyt, deſſen dienende Eigenſchaft ſie endlich begriffen hatte, ſollte recht weich liegen.

Mit dem freundlichſten Wunſche von der Welt und ebenſo liebevollen und zärtlichen Blicken auf den Gegenſtand ihrer Neigung, empfahl ſich die kleine Wirthin, und ließ ihren Gäſten nur ein ganz kurzes Stümpfchen Licht zurück. — Letenier fühlte wohl, daß er das Vertrauen der ſchaamglühenden Marquiſe auch nicht durch die leiſeſte Bewegung aufſchrecken und verſcheuchen dürfe, und daß weder Zeit noch Ort zu ſeiner Liebeserklärung ſei, von der ihn eine unerklärliche Beklommenheit zurückhielt. So fern als möglich von ihr, an die Mehlſäcke gelehnt, das Geſicht zur großen Hälfte abgewendet, forderte er ſie im beinahe väterlichen Tone auf, das Bett mit den Vorhängen zu ihrer Schlafſtelle zu wählen und ſich hinter dieſen ruhig zu entkleiden, um einer vollen Ruhe zu genießen, für die ſein Wort ihr bürgen müſſe. Mit wenigen herzlichen Worten ihres unerſchütterlichen Vertrauens ſchlüpfte ſie hinter die Gardinen, während er ſich, halb entkleidet, auf das von Bärbchen ihr beſtimmte Lager warf. Das Stümpfchen Licht erloſch und eine tiefe Stille waltete umher, durch welche nur das ferne Rauſchen des ſtürzenden Mühlbaches wie ein melancholiſch geſummtes Lied klang.

Das Blut des jungen Soldaten tobte, der Pfühl unter ihm wurde ihm zum Roſt des heiligen Laurentius. Der Verſucher wurde in ihm wach und mächtig, um ihn zum Wortbruch zu verleiten und es koſtete ihm rieſige Überwindung, ihm zu widerſtehen. „Wüßte ich nur, ob ſie ſchon feſt ſchliefe," quälte der wilde Jugendgeiſt in ihm, „dann wollte ich mich nur leiſe, wie ein Mondſtrahl über ſie herbeugen — ohne ſie zu berühren — und ihren Athem in mich ſaugen, dieſen wonnigſüßen Lebensduft, dieſe ambroſiſche Luftwelle, da mir ja doch die tiefe Nacht den Anblick ihrer holden Züge verwehrt. — Aber wie? — Wird denn dieſe Sommernacht ewig dauern? Graut nicht in wenigen Stunden ſchon der junge Tag im Oſten, und zieht mehr und mehr den verhüllenden Schleier der Finſterniß von dem Antlitze der dann gewiß tief Schlummernden weg? Dann kannſt du im ſeligen Anſchaun dich zum Gott ſchwelgend verſinken in bodenloſes Entzücken."

Bei dieſem Räſonnement gaukelte ihm die Verrätherin Phantaſie ſo üppige Bilder vor, daß ihm das Blut wie flüſſige Lava durch die Adern ſtrömte. Kaum konnte er die Qual des Lagers noch länger ertragen, und doch wagte er keine erleichternde Bewegung und zwang ſelbſt die Seufzer in die hochgeſchwellte Bruſt zurück, um Adelens Schlummer nicht zu ſtören. Doch was war das? Rauſchte es nicht leiſe nahe am

Bette? Eine fächelnde Zugluft weht von der Thüre her den Aufhorchenden an, und am kleinen Fenſter vorüber ſieht er's wie einen Schatten huſchen. „Wäre es möglich? ſollte Adele?!“ — jubelt ſein ſtummes Entzücken noch zweifelhaft. — „Ja, ja!“ — Jetzt vernimmt er leichte kurze Athemzüge, es beugt ſich über ihn — wonneberauſcht will er ihren Namen rufen, da ſchließt ihm eine kleine weiche Hand den Mund, während die andre ihn leiſe empor zieht. Er folgt dem Winke, obgleich in dem Augenblicke die Überzeugung plötzlich in ihm feſt ſteht, daß es nicht Adele, ſondern Schönbärbchen iſt, die hier den Monſieur Hippolyt zu finden wähnt. Sie führt ihn durch die Thüre. „Sprich kein Wort, lieber Junge,“ flüſterte ſie, „die alte Köchin hat einen ſchlechten Schlaf, dafür deſto beßre Ohren; ſie hat ihre Kammer dicht an der meinigen und iſt mit meinem Bräutigam verwandt.“ Er ſchweigt und folgt — Wer ſich feſt weiß in ſolcher Lage, der werfe den erſten Stein auf ihn.

11.

Es wollte ſich Etwas wie Reue und Vorwurf in Leteniers Bruſt regen, als er mit vorſichtigem Schritte und zurückgehaltenem Athem zu ſeinen Mehlſäcken zurückkehrte, und er ſuchte eben aus der Rumpelkammer ſeiner halbvergeßnen Schulweisheit einige caſuiſtiſche Waffen hervor, die unwillkommnen Feinde zu bekämpfen, als es hinter den Vorhängen des nahen Bettes hervor, wie ein leiſes verhaltenes Weinen erklang. Höchſt überraſcht, gebot Letenier ſelbſt dem klopfenden Herzen Ruhe, um angeſtrengter horchen zu können, und — er hatte ſich nicht getäuſcht: leiſe Seufzer, zitterndes Schluchzen hoben dort den ſchönſten Buſen. „Mein Gott! Was kann ihr fehlen?“ fuhr ihm durch den Kopf. Wie der Blitz war er von den Säcken herab und ſtand vor dem Torus, deſſen Vorhänge er nicht zu berühren wagte. „Marquiſe, was fehlt Ihnen?“ flüſterte er dringend hinein. „Sind Sie krank?“ —

Nur ein ſtärkeres Schluchzen beantwortete ſeine ängſtlichen Fragen. — Seine Bangigkeit ſteigerte ſich zur Verzweiflung: „Um Gottes willen, Adele, reden Sie! Kann ich, darf ich Hülfe leiſten?“ Und ſeine Hand griff nach der Gardine.

„Fort, Abſcheulicher!“ rief ſie mit Heftigkeit; und der bisher bezwungene Schmerz brach ſich nun gewaltſam in lautem Weinen Bahn; ſie war troſtlos. Aber nun riß auch der Schleier vor ſeinen Augen: ſie wußte, was er gethan; auch ſie hatte nicht geſchlafen. Doch nicht Beſtürzung, nein Jubel kam in ſeine Seele; denn dieſer Schmerz, dieſer Zorn deuteten auf Eiferſucht, auf Liebe.

„Ich bin geliebt!“ zitterte es mit Wonneſchauern durch ſeine Seele, durch alle Nerven ſeines Körpers, und dies ſtürmiſche Gefühl zerbrach wie ein Rieſe alle Schranken. Vor dem Bette ſank er in die Knie, und mit einer glühenden Beredſamkeit, die er ſich ſelbſt nie zugetraut, ſchilderte er ihr alle ſeine Gefühle vom erſten Augenblick an, wo er ſie an der Guillotine erblickt, bis zum Vergehen dieſer Nacht, zu welchem ihn doch eigentlich nur die heißeſte Sehnſucht nach ihr verführt hätte. Während er ihr ſo mit leiſen geflügelten, und doch ſo mächtigen, tief treffenden und ergreifenden Worten ſein Innerſtes entſchleierte, war der Tag erwacht, und mit jeder Secunde wurden ihm ihre holden Züge deutlicher, wie eine reizende Landſchaft aus truben Nebeln ſich ins helle Sonnenlicht erhebt. Die Bettvorhänge waren längſt ſeinen kuhnen Händen gewichen; ihre weiche Rechte lag längſt, ein Zeichen der Vergebung, auf ſeiner Schulter, auf den linken Alabaſterarm ſtützte ſie das ſchöne Köpfchen und der Ätherſtrahl der blauen Augen hing, aus der Feuchtigkeit des Entzückens, in welcher ſie ſchwammen, ſich emporringend an dem blühenden herrlichen Jünglinge; im ſüßen Vergeſſen ſtammelte ihr Grazienmund zärtliche Namen. Das kleine Fenſter, dem Bette gegenüber ließ das freigebige Morgenroth bräutliche Roſen auf ſchneeige Hügel ſtreuen und die liebedurchbebten Züge der Huldgeſtalt verklären, und einen goldnen Schein in ihre blonden Locken weben, die in bezaubernder Unordnung auf den Marmornacken fielen. Der erſte Sonnenſtrahl blitzte durch das Fenſterlein und ſuchte ſich einen glänzenden Spiegel in der Demantthräne, die Liebe, Mitgefühl und Verlangen ihrem wonnetrunknen Auge entpreßt hatte. — Nicht der Worte bedurfte es mehr, als ſich der erſte Kuß ihren vereinten Lippen entrang, ein lichtgeborner Götterſohn, für einen Augenblick in den Staub gebannt, um ihn zu heiligen, aber nun, dem irdiſchen Stoffe entbunden, ſchnell zu ſeiner Lichtheimath zurückjubelnd; nicht des heißen Wortes bedurfte es mehr: jede Nerve zuckte dem Seligen entgegen: ich bin dein! —

Zu ſchnell nur warf der leidige Dienſt den liebe- und luſtberauſchten Jüngling aus ſeinen Himmeln; denn Treton rief, und der geſattelte Falbe wieherte ungeduldig in die friſche Morgenluft. Letenier mußte ſehr haſten, um nicht in der unverſchließbaren Kammer überraſcht zu werden; er bat Adelen, die verſäumte Nachtruhe am Morgen nachzuholen, und verſprach der Zärtlichen mit ungezählten Küſſen, ſeine Geſchäfte ſobald als möglich abzumachen und eheſtens in ihre Arme zurückzukehren. Der alten Köchin, die er auf der Treppe traf, befahl er ſtreng, ſeinen kranken Jokei durch nichts ſtören zu laſſen, und ſprang dann hurtig in den Sattel, um flüchtig, wie Zephyr, davon zu jagen.

Schon nach anderthalb Stunden war der Umritt in die weit von einander gelegenen Quartiere der Chaſſeurs vollendet, und über die Ebne hin ſah der raſche Reiter ſchon mit hochſchlagendem Herzen von fern die Mühle ſich freundlich winken. Als er näher kam, däuchte ihm, als wäre um das Haus ein reges Gewimmel von Menſchen, Wagen und Pferden. Sehr beunruhigt, ſpornte er den Falben quer über die Felder und Wieſen, und das edle Thier griff im geſtreckten Laufe ſo gewaltig aus, gleichſam als theile es ſeines Herrn Beſorgniß, daß der Sattelgurt die Grashalme bog. Und immer lauter brauſte dem ſchnell Nahenden der Lärm eines heftigen Streites entgegen dort auf dem breiten Wege, der zu dem bethürmten Flecken führte, ſah er mehre ſeiner Chaſſeurs reiten und einen Wagen fahren, um die Mühle aber, die ihm nun ganz nahe lag, wälzte ſich ein buntes Gemiſch von Menſchen, erſchallte das laute Getoſe von Flüchen und Drohungen, deutſch und franzöſiſch, und beides gleich abſcheulich, woraus dem bangen Wachmeiſter vor allen Tretons kräftige Baßſtimme entgegen tönte.

Des Wachmeiſters Ankunft, ſeine drohende Haltung, der aus ſeinen Augen flammende Zorn bewirkten ein augenblickliches Schweigen; und aus dem, was Treton und die Andern berichteten, aus dem, was er allein am beſten wußte, war es Letenier freilich leichter als irgend ſonſt Jemand, den wahren Zuſammenhang des Geſchehenen zu errathen.

Schönbärbchen hatte beim Erwachen kaum erfahren, daß der Wachmeiſter abgeritten ſei, als ſie nichts Eiligeres zu thun hatte, als zu Hippolyt zu eilen, mit dem ſie ſich, ſeit der kaum entwichnen Nacht, auf das Innigſte verbunden glaubte. Daß ſie ihn in des Wachmeiſters Bette fand, machte ſie nicht irre, denn ſie wähnte, er habe es erſt nach ſeines Herrn Abzuge, der größern Bequemlichkeit wegen, eingenommen. Ihre Zärtlichkeit brachte die Marquiſe in nicht geringe Verlegenheit, und trieb ſie endlich auf das Äußerſte. Angſt, das Geheimniß ihres Geſchlechts verrathen zu ſehen, a vielleicht auch ein Anflug von Eiferſucht, da die Müllerdirne immer auf die ſchöne Nacht zurückkam, riſſen Adelen zu Thätlichkeiten hin, und als die verblendete Nebenbuhlerin eben einen neuen Angriff auf den vergötterten Jokei wagte, brannte auf ihrem hochrothen Bäckchen eine tüchtige Ohrfeige. Sie wirkte, wie ein Zauberſchlag; verſteinert und ohne eines Gedankens mächtig zu ſein, blieb die Tiefgekränkte ſtehen, und ihre Lähmung dauerte mehre Minuten lang, während welcher Adele hinter den raſch zugezogenen Gardinen mit Blitzesſchnelle in die Kleider fuhr, um unter Tretons Fittichen Schutz zu ſuchen. Kaum aber wollte ſie hinter der Bettſpinde hervor nach der Thüre fliehen, als ſich Bärbchens ſtarre Glieder löſten, und die ſechszehnjährige Megäre den zitternden Reitbuben noch diesſeits der Schwelle fing, und mit Schmähworten und drohenden Geberden in ein Winkelchen trieb. Dort donnerten nun Vorwürfe auf den ſcheinbaren Undankbaren herab, und wie vorher blinde Zärtlichkeit ſie die Ankunft von Roß und Wagen nicht hatte vernehmen laſſen, ſo überhörte jetzt ihre Wuth die ſchweren Tritte die Treppe herauf und rückſichtslos recapitulirte ſie dem vermeintlichen Mitſchuldigen kreiſchend die Abenteuer der vergangnen Nacht, ohne zu ahnen, daß Vater und Bräutigam, von ihrem Geſchrei heraufgelockt, hinter ihr ſtanden, und das offne Schuldbekenntniß mit anhörten. Eben wollte ſie zum Schluß ihrer Philippica mit einem gewaltigen Schlage die empfangene Ohrfeige rächen, als ſie des wüthenden Vaters nervige Fauſt im Nacken packte und zu Boden riß. Der Bräutigam wollte an ihnen vorbei dem zarten Nebenbuhler zu Leibe, aber zum Glück war Treton, auch von dem Lärm in des Wachmeiſters Stubchen angezogen, eben hereingetreten, und fuhr mit dem blanken Säbel dazwiſchen, um die verehrte Frau zu ſchützen. Wahrſcheinlich wäre aus dieſer erſten Bewegung ein ſchlimmer Handel geworden, hätte nicht eben der Rittmeiſter auf ſeiner Haupt-Ronde, die er an Raſttagen zu machen pflegte, mit vier Chaſſeurs vor der Mühle gehalten und ſich zum Richter aufgeworfen.

Mit nicht geringem Erſtaunen hörte er, welches Verbrechens man den Jokei anklagte, da er ihn aus mancherlei Gründen gerade deſſen am wenigſten fähig hielt. Guiſſot gelobte dem Müller die ſtrengſte Unterſuchung und befahl zu dieſem Ende, Hippolyt als Gefangnen in ſein Standquartier abzuführen, während er es dem Vater überlaſſen mußte, ſein Hausrecht an der Tochter zu üben; er bat ihn nur, bis zur gänzlichen Aufklärung, ſchonend zu verfahren.

Dies war's, was der beſtürzte Wachmeiſter — aber keineswegs ſogleich und im Zuſammenhange, ſondern durch mancherlei Fragen und Befehle, und mit vielen unnützen Räſonnements untermiſcht — erfuhr. Kaum aber hatte Treton Hippolyts Abführung berichtet, als Letenier ſein Pferd wandte und, unbekümmert um alles Übrige, vom wildeſten Schrecken gepeitſcht, von der raſendſten Eiferſucht geſpornt, dem Flecken zuſprengte, und vor des Rittmeiſters Quartier von dem todtmüden Falben ſprang. Er flog die Treppe hinauf, auf dem Vorſaale ſtanden die beiden Wachen, die Ordonnanz und die vier Chaſſeurs, welche den Rittmeiſter auf ſeiner Tour begleitet hatten.

„Wo iſt Hippolyt?" raunte der Wachmeiſter der Ordonnanz zu.

„Beim Rittmeiſter."

„Und der Rittmeiſter?"

Der Soldat deutete auf die Thüre; als er dort hinwollte, traten ihm die Wachen mit einem trocknen: „Es darf Niemand hinein!" abwehrend entgegen. Ein Fauſtſchlag auf die Bruſt des Einen, ein Stoß auf die des Andern warf ſie rechts und links, die Chaſſeurs wichen vor ſeiner noch nie geſehenen wahrhaft wuthenden Heftigkeit zuruck; er prallte an die Thure, ſie war verſchloſſen, ein Fußtritt warf ſie zerſchmettert in das Zimmer, und dem Rittmeiſter, der ſich vom Sopha erhob, wo auch die Marquiſe, in Thränen gebadet, ſaß, flirrte der blanke Säbel des Tollen und die Worte entgegen: „Ha, Nichtswürdiger, Du willſt mir mit feiger Liſt mein höchſtes Gut rauben."

„Verwegner, was thuſt Du?" ſchrie der Kapitän. „Es gilt dein Leben, Unglücklicher."

Aber, aller Beſonnenheit ledig, ſchwang Letenier die tödtliche Waffe gegen ſeinen Obern, der den Hieb abfing; die Marquiſe ſchrie verzweifelt auf, die Wachen, die Ordonnanz und die vier Jäger, die Zeugen dieſes Auftritts geweſen waren, ſtürzten herein. „Nehmt ihn feſt!“ herrſchte Guiſſot ihnen zu. In einem Nu war der Wuthſchäumende entwaffnet und abgeführt.

12.

Drei Stunden ſpäter fuhr ein feſt verſchloßner Wagen, von vier Chaſſeurs umgeben, aus dem Flecken; darin ſaß ein junger Mann, ſeines Waffenſchmucks beraubt, in Ketten und Banden. Es war Letenier, der mit einem milden Bericht ſeines Verbrechens ſchnell der Armee zugeführt wurde. Er lag in dumpfer Gleichgültigkeit, wohl wiſſend, daß er den Tod durch die Kugel der eignen Kamraden erleiden müſſe, und ihn von Herzen wünſchend. Der Weg führte ihn an den Ruinen des väterlichen Schloſſes vorüber. Da brach die um ſeinem Herzen liegenden Rinde. „Ich werde bald die an Dir begangne Schuld gebüßt haben, mein Vater,“

weinte er, „und gereinigt werde ich mich mit Dir vereinigen.“

Moreau lag in Straßburg; als man den Gefangnen vor ihn brachte und ihm die Depeſchen uberreichte, rief der General uberraſcht: „Wachmeiſter Louis Letenier?! Mein Gott, vor zwei Stunden iſt mir vom National-Convent der Befehl zugekommen, dieſen Braven, wegen ſeiner beſondern Verdienſte um die Republik, zum Offizier zu ernennen.“

Letenier zuckte wehmüthig die Achſeln. Der einzige ſchreckliche Gedanke, der den Unglücklichen unaufhörlich quälte, war, daß ſich die Marquiſe verrathen und nun doch noch dem Tode auf dem Blutgerüſt überliefert habe. Ein leiſer Schimmer von Hoffnung leuchtete ihm, als er in des Rittmeiſters Bericht, der ihm im Verhör vorgeleſen wurde, nirgend ihren Namen hörte; es war darin immer nur von einem Mädchen die Rede, welches er als Reitknecht verkleidet, mit ſich gefuhrt. Der Wachmeiſter geſtand, daß er aus Eiferſucht ſich vergeſſen habe, und erwartete nun ſogleich erſchoſſen zu werden. Er wurde aber in ein ziemlich bequemes Gefängniß gebracht, und verlebte hier einige Tage. Von ſeinem Wärter konnte er nichts weiter erfahren, als daß der Waffenſtillſtand zu Ende ſei, und die Feindſeligkeiten Tags darauf beginnen wurden. Höchſt verwundert, daß man ihn nicht erſt expedirt, legte ſich Letenier ſchlafen in der feſteſten Überzeugung, es ſei die letzte Nacht vor dem langen Todesſchlafe. Ein ſchöner Traum von Adelen erfriſchte ſeine Seele, ihre holde Geſtalt umgaukelte ihn, er durfte an ihrer Bruſt ruhen. Aus der reizenden Schattenwelt plötzlich aufgerüttelt, ſah er zwei Geſtalten vor ſich ſtehen. Es war noch nicht Tag.

„Wachmeiſter,“ ſagte Tretons Stimme thränenweich, „ich bin gekommen, um von Dir Abſchied zu nehmen.“

„Abſchied? Werd’ ich dieſen Morgen erſchoſſen?“

„Ich weiß es nicht. Der General hat befohlen, daß Du in einer Stunde, bevor wir ausrückten, nach Frankreich zurückescortirt wirſt.“

„Weh mir! ſo ſoll ich wohl gar auf dem Blutgerüſte ſterben. O das iſt ſchändlich! Warum laßt mich der General nicht erſchießen, wie's dem Soldaten zukommt? — Doch was red' ich von mir? Sage mir, ich beſchwöre Dich, was iſt aus der Marquiſe geworden?“

„Sie iſt gerettet!“ verſetzte der Jäger mit freudiger Stimme, „und ſchon glücklich über die Grenze.“

„Gottlob! So will ich gern ſterben. Aber wer iſt dieſe Dame hier? Adele? Adele, Du biſt's!“ Und aufſpringend wollte er ſie in die Arme ſchließen.

Die Dame breitete die ihrigen aus und ſank mit den Worten an ſeine Bruſt: „Bin ich auch die Geliebte nicht, ſo bin ich doch deine Schweſter Leonore.“

„Leonore!“ rief der Wachmeiſter erſtaunt, wie kommſt Du in mein Gefängniß?“

„Du ſollſt Alles erfahren, lieber Ludwig. Ich bin ſeit einigen Monaten hier in Straßburg an einen ſehr rechtlichen Mann verheirathet, der in hieſiger Stadt einen bedeutenden Poſten bekleidet. Was deine eignen Schickſale betrifft, ſo laß hier deinen wackern Freund erzählen, der beſſer davon unterrichtet iſt, als ich. Was mich angeht, will ich ergänzen.“

Und Treton erzählte. Der Rittmeiſter Guiſſot war außer ſich vor Schmerz geweſen über Leteniers unbeſonnene Übereilung, und würde dieſelbe jedenfalls ganz ungeahnt unterdrückt haben, wenn ſie nicht ſo viel Zeugen gehabt hätte. Da er ſpäter erfahren, daß Treton in das Geheimniß eingeweiht ſei, ſo hatte er ſich bei dieſem, als Leteniers Freund, offen über den Hergang der Sache ausgeſprochen und mit edler Freimüthigkeit geſtanden, daß ſeine Abſichten bei Adelens Arretirung auf der Mühle eben nicht die reinſten geweſen wären. Schon am erſten Morgen des Marſches hatte er in dem ohnmächtig vom Pferde gefallnen Jokei das Weib erkannt, ſie aber für eine gewöhnliche leichte Soldatenbekanntſchaft gehalten. Inzwiſchen hatte ihre Schönheit einen mehr als flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht. So lange er den Wachmeiſter ihr ganz ergeben geglaubt, hatte er, nach ächt ſoldatiſchem Ehrenbegriff, das frühere Recht deſſelben auf ſie geachtet, da er aber aus Schönbärbchens Bericht leicht errathen, daß Letenier den Soſias ſeines Schein-Dieners geſpielt, hatte er dieſen des niedlichen im Jokei-Rocke ſteckenden Weſens überdrüßig geglaubt, und gern die Gelegenheit ergriffen, ſich die leicht gewähnte Eroberung anzueignen. Doch kaum hatte er die Thüre ſeines Zimmers hinter ſich verſchloſſen, als die Marquiſe, um jede Zudringlichkeit gleich von vorn zurückzuweiſen, ſich ihm genannt, und auf die Gefahr hin, in ihm einen Verräther zu finden, ihm ohne Hehl ihre ganze Geſchichte mitgetheilt hatte. Natürlich hatte ſie die zweite Hälfte der Abenteuer der verwichnen Nacht verſchwiegen, ſo daß Leteniers Vergehen mit Schönbärbchen nur als eine Folge ihrer Strenge erſchien und ihre Reinheit noch höher ſtellen mußte. Durchdrungen von Hochachtung hatte der Rittmeiſter ihr eben verſichert, daß ſie ruhig bis an die Grenze reiſen könne, hatte es eben ausgeſprochen, wie vielen Dank er dem Wachmeiſter ſchuldig ſei, daß dieſer ihn nicht durch ein zu frühes Vertrauen in argen Kampf mit ſeiner Pflicht und ſomit in grenzenloſe Verlegenheit gebracht, als die Thüre eingetreten wurde und Letenier wie ein Raſender hereinſtürzte.

Nach ſeiner Verhaftung war die Marquiſe untröſtlich, und als man ihr nicht länger verhehlen konnte, daß nur der Tod dies Subordinationsverbrechen ſühnen könne, ſank ſie in Ohnmacht. Sobald ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war der Vorſatz in ihr feſt, ſogleich nach Straßburg zu eilen, dem General Moreau ihr Schickſal anzuvertrauen und um Leteniers Leben zu bitten. Würde ſie daſſelbe nicht erhalten, dann wollte ſie ſich ſelbſt bei Eulogius Schneider, dem gräßlichen Robespierre Straßburgs, anzeigen und in derſelben Stadt, wo ihr Geliebter gefallen, das Schaffot beſteigen. So ſehr ihr der Rittmeiſter auch dieſen Plan widerrieth, ſie blieb unerſchütterlich dabei, und ſo ließ er ſich von ihr nur das Verſprechen geben, dem General nicht zu entdecken, daß ſie ihn, den Rittmeiſter, über ihre Schickſale Aufſchlüſſe gegeben, damit er nicht nöthig habe, in ſeinem Rapport ihren Namen zu nennen, zu ihrer wie zu ſeiner eignen Vorſicht. Er ließ es ſich nicht nehmen, ſie bis zur Mühle zu begleiten, wo ſie ihr Käſtchen zurückgelaſſen. Dort hatte es unterdeſſen ſchon verlautet, daß der wunderſchöne Jokei ein verkleidetes Frauenzimmer geweſen, und als ſich dies nun beſtätigte, gelang es dem ſchlauen Bärbchen um ſo eher, ſich herauszulugen, das Ganze für einen böſen Traum auszugeben, einen Scherz daraus zu machen und Vater und Bräutigam zu beruhigen. Als ſie aber hörte, daß der Wachmeiſter erſchoſſen werden ſolle, als ſie der geheime Vorwurf quälte, daß ſie den Tod deſſelben verſchuldet, da wurde ſie todtenbleich und glaubte, vor Angſt und Schrecken ſelbſt ſterben zu müſſen. Der alte Müller hatte kaum den Namen ſeines unglücklichen Gaſtes gehört, als er bemerkte, dieſer Name ſei ihm ſehr bekannt, denn der Beſitzer des Guts, dem die Mühle zur Lehne gehe, habe ſonſt ſo geheißen und die einzige Tochter deſſelben den deutſchen Baron Rußwurm geheirathet. Treton, der in die Details der Geſchichte ſeines Freundes eingeweiht war, verſetzte darauf, daß der Wachmeiſter der jüngſte Sohn des Baron Rußwurm ſei, deſſen Schloß nur einige Meilen von hier geſtanden. Es kam zu Erklärungen und ergab ſich, daß der Müller von der Gutsherrſchaft ſtets ſehr gütig behandelt worden war und ihr einen großen Theil ſeines Vermögens verdankte; ferner, daß Bärbchen mit Leonore, des Wachmeiſters Schweſter, in Straßburg zuſammengewohnt und die Zofe derſelben abgegeben hatte. Bärbchen berichtete, daß Leonore ſeit kurzem dort die Frau eines bedeutenden einflußreichen Beamten ſei, wie man ihr geſchrieben, und es wurde ihr nicht ſchwer, ihrem Vater das Verſprechen abzugewinnen, ſie ſamt dem decouvrirten Jokei, mit dem ſie Friede geſchloſſen, ſogleich nach Straßburg fahren zu laſſen. Angſt und Reue trieben das für ihren Leichtſinn ſchwer beſtrafte Mädchen, Alles zur Rettung des Wachmeiſters zu verſuchen. So reiſeten denn die zwei unwillführlichen Nebenbuhlerinnen, die beide recht gut wußten, woran ſie mit einander waren, eine Stunde darauf nach Straßburg ab, und langten eher dort an, als der Gegenſtand ihrer Sorge. Leonore wurde aufgeſucht; Bärbchen erzählte erſt, dann bat die Marquiſe um eine Unterredung unter vier Augen. Hier warf ſie ſich laut jammernd der jungen Frau an die Bruſt und theilte ihr ihre Schickſale mit. Beide zerfloſſen in Thränen. Leonorens Gatte wurde mit in das Geheimniß gezogen, und dieſer verfügte ſich, bald nach des Wachmeiſters Ankunft zum General Moreau. Erſtaunt und gerührt hörte dieſer den treuen Bericht an. Er ließ der Marquiſe Schutz verſichern, wenn ſie das Geheimniß ihres Namens, nur die kurze Zeit noch bewahrte, welche ſie noch innerhalb der Grenzen Frankreichs zubrächte. Sie ſprach ſpäter ſelbſt mit ihm, und er legte das beruhigende Verſprechen in ihre Hand, daß Letenier nicht ſterben, ſondern zu einem andern Armeecorps verſetzt werden ſolle. Durch ſein Ehrenwort beglückt, verließ ſie Frankreich. Leonore war in der kurzen Zeit ihre innigſte Freundin geworden, ſie liebten ſich, wie Schweſtern; und um das ihr ſo theuer gewordne Weib nicht einer ganz unſichern Zukunft entgegengehen zu laſſen, gab ihr Leonore einen großen Brief an ihren Bruder Bernhard mit, der in Schwaben lebte, wohin Adele ging. In dieſem Briefe erzählte die Schweſter dem Bruder Ludwigs und Adelens

Schickſal ausführlich, und bat ihn dringend, ſich der Herrlichen nach Kräften anzunehmen. —

Nachdem Leonore dies berichtet, druckte ſie dem weinenden Bruder einen Brief in die Hand. Er war von Adelen. Die Dunkelheit verhinderte ihn, die Zeilen zu leſen; er preßte das Blatt oft an den Mund. Die Erzählungen Tretons und Leonorens hatten die Stunde ausgefüllt. Beide nahmen einen wehmüthigen Abſchied von dem Bruder und Freunde.

Gleich darauf traten Bewaffnete herein; er wurde wieder in einen Wagen gebracht und abgeführt. Als der Morgen die Schleier der Nacht vom lachenden Rheingefilde löſte, hörte der Gefangne den Kanonendonner hinter ſich rollen. Längs dem Strom hinab war der neue Kampf entbrannt und Letenier hätte vor Schmerz vergehen mögen, daß er nicht daran Theil nehmen konnte. Die Reiſe ging über Lyon durch das ſüdliche Frankreich, aber der Wachmeiſter hatte die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und des Lebens, die ihn im nördlichen beſeligt, nicht mit hierher gebracht. Erſt als ſie ſich der ſpaniſchen Grenze naheten, ahnete er, daß er für das Armeecorps beſtimmt ſei, welches gegen Spanien focht. Und ſo war es auch. Beim Heere angelangt, überreichte ihm der General ein Schreiben. Es lautete: „An den Lieutenant Louis Rußwurm. Sie führen von heute an den Namen Ihres Vaters Rußwurm; auf dem Namen Letenier haftet die Todesſtrafe. Sie ſind als Lieutenant in die Armee der Pyrenäen eingeſchrieben. Moreau.“

Gleichgültig ſteckte er das Papier in die Taſche. Sein Leben ohne die Geliebte war eine Wüſte. Noch hoffte er, der Kampf würde ihm wohlthun, er erſehnte eine Schlacht; ſie kam — und er hatte ſich geirrt. Nicht die alte wilde Luſt, ſondern eine dumpfe Verzweiflung trieb ihn dem feindlichen Feuer entgegen. Er ſuchte nicht gerade den Tod, aber er wich ihm auch nicht aus; doch dieſer wollte ihn nirgend finden und faſſen. Des Armen Herz ſollte erſt in Schmerz verklärt werden. Der Gedanke, daß ſein Leben nichts als eine hohle Lüge ſei, ergriff ihn von neuem und hauchte eine unvertilgbare Schwermuth in ſeine Seele. Adele war der einzige Stern; der leuchtete ihm ſpät und früh. Im Wagen und Gewinnen, im Wagen und Verlieren, im raſtloſen Treiben des Soldatenlebens und beſonders der republikaniſchen Heere des jungen Frankreich, erbleichte nach Jahren der Stern; das holde Bild, das ſeines Lebens Licht geweſen war, verlor von ſeinen ſchmerzhaft hellen Farben und kleidete ſich in die bleichern wehmüthiger Erinnrung.

13.

Manches Jahr war vorüberflogen und der Wachmeiſter Letenier zum Rittmeiſter Rußwurm geworden, da führte der Frühling des Jahres 1801 die Armee nach einem blutigen Feldzuge wieder Frankreichs öſtlichen Grenzen zu, wo ihr die conſulariſche Regierung feierliche Triumphe bereitete. Der Mai hatte die heitern ſchwäbiſchen Gauen eben mit dem ſchönſten Brautſchmuck bekleidet und dem ernſten Rittmeiſter, auf deſſen narbiges Geſicht der Stempel der Schwermuth unauslöſchlich geprägt war, ging das Herz ein Mal wieder auf, als er mit ſeinen braven Reitern durch jene geſchmückte Landſtriche zog, und nirgend mehr eine Spur der frühern harten Kämpfe gewahrte. Unter dem frohſinnigen Winzervolke zeigte ſich überall ein recht reges Leben, und ſelbſt die franzöſiſche Einquartirung ſchien nicht unwillkommen, zumal da ſie ſtrenge Mannszucht hielt.

Eines Abends, nach einem wunderherrlichen Tage, wurde der Rittmeiſter mit ſeiner Escadron ſeitwärts der Heerſtraße in ein Paar Dörfer zwiſchen freundlichen Weinbergen verlegt, er ſelbſt erhielt das Schloß eines Gutsbeſitzers zur Wohnung, deſſen Name ſein Ohr ſeltſam berührte; es war nämlich ſein eigner. Dies fiel ihm indeſſen nicht auf, da ſein Vater aus dieſer Gegend gebürtig geweſen, und er hier noch eine Menge naher und weitläufiger Vettern hatte. Der Rittmeiſter lebte alſo der Erwartung, hier auf eine Verwandſchaft zu ſtoßen, aus der er ſich im Voraus nicht viel machte. Sobald ſeine Leute und Pferde wohl untergebracht waren, ſtieg er zu dem hochgelegnen, recht ſtattlichen Ritterſitze hinauf, und ließ ſich bei dem Herrn deſſelben, jedoch nicht mit ſeinem Namen melden. Der Bediente berichtete, daß der gnädige Herr verreiſt ſei, jedoch [illegible]r in die Nähe, und dieſen Abend beſtimmt [illegible]hren werde. Die gnädige Frau werde a[illegible] ermangeln, den Gaſt zu empfangen. De[illegible]ittmeiſter wurde in einen geſchmackvoll ausdecorirten Salon geführt, um hier die Frau des Hauſes zu erwarten. Im Innern dieſer Räume herrſchte ein höchſt wohlthuender freundlicher Geiſt der Ordnung und Harmonie, aus den Fenſtern und der Thüre des Balkon genoß man einer entzückenden Ausſicht in das üppige ſchöne Land, das der Abend eben in ſeine Sehnſucht erregenden Hüllen ſpann. Der Rittmeiſter wurde von wehmüthigen Erinnerungen ergriffen; ein Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, wie ein Klagelaut um verlorne Seligkeit. Da wurde eine Seitenthür geöffnet, eine reizende Geſtalt ſchwebte herein, von zwei lieblichen Kindern umgeben. Der Rittmeiſter ſchritt mit ſoldatiſchem Anſtand auf die Dame zu, um ſie zu begrüßen. — Er fährt erſchrocken zurück. Großer Gott! es iſt Adele! — In demſelben Augenblick erkennt ſie auch ihn. Ein Schrei will ſich aus ihrer Bruſt Luft machen, aber ein Blick auf ihre Kinder druckt ihn zuruck, und giebt ihr ihre ganze Faſſung wieder. Sie zieht den beſturzten Rittmeiſter an die Fenſterbruſtung und flüſtert ihm mit geflügelten Worten zu: „Ich danke Gott, daß Sie noch leben und noch ein Mal auf meinem Lebenswege mir zugeführt werden, damit Sie mit Stolz und Freude ſehen mögen, welche herrliche Fruchte die Saat ihrer Großmuth trug. Ich bin ein gluckliches Weib und die glucklichſte Mutter. Ich habe meinem Manne Alles geſtanden, er kennt die Tiefe meiner Liebe zu ihnen, und er hat Alles vergeben. Liebt er Sie doch eben ſo ſtark und wahr, und oft ſind Sie der Gegenſtand unſrer Unterhaltung.“ —

„Ihr Gemahl?! Wer iſt er?“ fragte der Rittmeiſter erſtaunt mit zitternder Stimme.

„Wie, Sie wiſſen nicht?“ —

„Nichts weiß ich. Vor drei Minuten wußte ich noch nicht, wer die Frau dieſes Hauſes war, und jetzt weiß ich eben ſo wenig, wer deſſen Herr iſt, der meinen eignen Namen führt. Ich komme durch Zufall als franzöſiſche Einquartirung hierher.“

„Nicht um Ihren Bruder zu beſuchen?“

„Meinen Bruder?“ —

„Ihr Bruder Bernhard iſt mein Gatte.“

„Barmherziger Gott!“ ſchrie der Rittmeiſter auf und verbarg ſein erbleichtes verſtörtes Geſicht in beiden Händen. „Mein Bruder Ihr Gatte!“ ſtöhnte er dann. „Dann iſt meines Bleibens hier nicht. — Ihn im Beſitz des Schatzes ſehen, glucklich ſehen, der mich zum Gott erhoben hätte, das vermag meine Schwachheit nicht! O Gott! fur ihn alſo hab' ich Dich vom Schaffot gerettet, Weib meiner Seele! damit er glücklich ſei, mußte ich der elendeſte Menſch werden. Damit der Reiche in allen Schätzen ſchwelge, muß mein Leben einſam und öde, ich ein darbender Wandrer ſein! Wie kann der kalte trockne Menſch Dich würdig lieben, Du Göttliche! Ich, ich hätte Dich mit den heißen gewaltigen Gefühlen in einen Himmel irdiſcher Seligkeit gejubelt. Und Du mit deinem reichen großen Herzen, kannſt

Du ihn lieben, kann der verſtändige Bernhard dies Herz ausfüllen.

„Ich achte ihn hoch, er iſt ein ſehr edler Mann,“ ſagte die Freifrau mit abgewandtem Geſicht, und entfernte die Kinder, die den lautwerdenden Fremden verwundrungsvoll anſtarrten. Als ſie zurückkehrte, hatte ſich der Rittmeiſter gefaßt. Auf ſeine Bitte erzählte ſie ihm kurz ihr Schickſal ſeit ihrer Trennung. Ihre Mutter hatte ſie in Stuttgart nicht gefunden und ſpäter war ihr eine dunkle Kunde zugekommen, daß dieſelbe den Schreckens-Männern doch in die Hände gefallen und mit dem Leben gebüßt habe. Nach der unglücklichen Kataſtrophe der Prinzen-Armee hatte ſich Adele mit Vater und Brüdern, die in den dürftigſten Umſtänden waren, vereinigt. Eingezogen hatten ſie von dem geretteten Schatze gelebt, bis der Vater krank und elend geworden und größre Ausgaben veranlaßt. Bald war das Beſitzthum geſchwunden. Da hörte ſie, der Verzweiflung faſt anheimgegeben, daß ein Baron von Rußwurm in der Nähe wohne. Sie nimmt Leonorens Brief und eilt damit zu dem Genannten. Er iſt ein Verwandter der Adreſſe, empfängt ſie aber äußerſt artig, und beſorgt den Brief. Bernhard kommt darauf ſelbſt, bietet ihr alle mögliche Hülfe an, unterſtützt den kranken Vater und verſüßt ihm die letzte Lebenszeit; denn einige Monate darauf ſtarb er. Die beiden Brüder kommen durch ſeine Verwendung in Militärdienſte und werden gut verſorgt. Aus dem Briefe ſeiner Schweſter weiß der Baron, wie ſeines Bruders Schickſal mit dem der Marquiſe verwebt iſt, und dies erhöht ſein Intereſſe an ihr. Er überredet endlich ſich und ſie, der Himmel habe ihn beſtimmt, das von Ludwig angefangne Werk fortzuſetzen, und ferner der rettende Freund ihres Lebens zu werden, wie jener es früher geweſen war. Adele geſteht ihm, wie ſehr ſie Ludwig liebe, und man ſtellt nun Nachforſchungen nach einem Wachmeiſter Letenier an, die kein Reſultat liefern. Nach einem Rußwurm zu fragen, fiel ihnen nicht ein, und ſo wurde der väterliche Name das Grab ſeines Glücks. Endlich beweinen beide den Geliebten und Bruder als todt, und Adele reicht Bernhard die Hand aus

Dankbarkeit und um das Andenken des Geliebten im Bruder zu ehren. —

Aber nun erwacht die ſchlummernde Leidenſchaft auch wieder in ihrem Herzen. Sie fühlt, daß ſie nicht ſtandhaft genug iſt, dem Lebensretter, dem angebeteten Freund, dem heiß Geliebten gegenüber, ihr zu widerſtehen. Und ſie heißt ſeinen Entſchluß gut, das Schloß gleich wieder zu verlaſſen. „Gehen Sie mit Gott!“ ruft ſie weinend; „denn ich bin ein ſchwaches Weib, und meine Liebe zu Ihnen iſt rieſengroß. Nur Sie hab' ich geliebt auf Erden, das fühl' ich jetzt mit erſchütternder Wahrheit. Aber ſollen wir meinem trefflichen Gatten, Ihrem wahrhaft edlen Bruder den Tod geben? Gehen Sie! um ein großes Unglück zu verhüten, müſſen wir uns auf ewig trennen. Sehen Sie mich nie wieder, aber denken Sie in der Ferne ſtets freundlich an das Herz, in welchem eine unſterbliche Liebe für Sie glüht. Es wird in Staub zerfallen, aber dieſe Liebe wird ſich als ein Phönix daraus emporſchwingen zum Himmel.“

„Ich muß zum Opfer fallen,“ ſagte er dumpf. „Mein ſterbender Vater hat es mir ja geſagt. So lebe wohl, Stern, Engel meines Lebens. Nun wird's deſto finſtrer um mich ſein." Ein raſcher Kuß brannte auf ihrer Stirn, dann floh er hinaus. Die Pferde waren noch geſattelt, der Reitknecht führte ſie auf und ab. Ein Mann ſprach angelegentlich mit demſelben. Als der Rittmeiſter hinzutrat, ſtieß dieſer einen ſeltſamen Ton freudiger Überraſchung aus: „Wachmeiſter, Kamrad!" rief er dann, und Rußwurm erkannte des redlichen Treton Stimme; „kennſt Du mich? — Herr Rittmeiſter, wollte ich ſagen, halten zu Gnaden, die alten Zeiten fuhren mir plötzlich durch den Kopf, als ich Sie da plötzlich lebendig vor mir ſtehen ſah, den ich längſt als todt betrauert."

„Aber wie kommſt Du hierher, Treton?" unterbrach der Rittmeiſter den Freudenſturm des ehemaligen Kamraden.

„Louiſon! Louiſon!" ſchrie dieſer, wie beſeſſen nach der Seite, wo zwiſchen Hof und Garten ein ländliches Haus ſtand. Ein ſchmuckes Weib kam heraus. Trotz der zunehmenden Dämmrung erkannte der Rittmeiſter ſogleich die ſchwarzäugige Enkelin des alten Mathurin aus Caen in ihr.

„Komm ſchnell, Louiſon, und ſieh hier den wackern Wachmeiſter Letenier, der jetzt ein ſtattlicher Rittmeiſter iſt, und ohne den wir kein Paar, niemals ſo glücklich geworden wären.“ Die hübſche Frau kam und küßte des Rittmeiſters Rock.

„Hol Deine Kinderchen, Louiſon,“ ſchwatzte Treton in der Freudetrunkenheit ſeines Herzens, indem ſeine glänzenden Blicke an dem ehemaligen Freunde hingen.

„Aber wollen Sie denn nicht in unſre Wohnung eintreten, Herr Rittmeiſter?“ bat die Frau.

„Ei Du biſt doch ſtets klüger als ich, hundert Mal, da ſteh' ich und rede unnütz und denke nicht daran, den Herrn Rittmeiſter einzuladen. Ach, Gott! wird das eine Freude werden, wenn der Herr Baron heimkommt und den einzigen todtgeglaubten Bruder ſo geſund und ſtattlich als Rittmeiſter im Hauſe findet. Er hat Sie immer ſehr geliebt; das weiß ich, und oft mit mir von Ihnen geſprochen. Und die Frau Baronin — na das weiß meine Frau am beſten, die iſt ihre Vertraute. Da geht kein Tag hin, wo nicht von Ihnen öffentlich und heimlich geplaudert wird. Und nun vollends, da man Sie lebend weiß!“

„Aber wie kommt ihr denn nach Deutſchland?“ rief Rußwurm, um ſeinen tobenden Schmerz zu betäuben.

„Das ging ſo zu. Ich konnte die Louiſon nicht wieder vergeſſen, und ſie hatte mir Liebe und Treue geſchworen. Da erhielt ich einen Schuß in die Hüfte, lag lang im Hospital und konnte, als ich geneſen war, nicht mehr auf dem Pferde ſitzen. Zum Dienſt untauglich, ging ich mit meiner kleinen Penſion nach Caen. Louiſon nahm den Krüppel ſo liebevoll auf, als wär' ich noch kerzengerade. Wir wurden bald ein glückliches Paar und ich ein fleißiger und geſchickter Gärtner. Der Alte ſtarb in unſern Armen. Nach einem Jahre erhielten wir einen Brief von der Marquiſe, worin ſie ſchrieb, wie ſie gar gut verheirathet ſei und ſich nach Louiſon ſehne. Wir ſchrieben ihr wieder und meldeten, was ſich mit uns begeben. Da bat ſie uns im nächſten Briefe, wir, als

Louiſon, ich und unſer Kind ſollten zu ihr kommen. Ihr Gatte ſei der Bruder des Wachmeiſters Letenier; ſie hätten einen großen Garten und brauchten einen geſchickten Gärtner. Nun da verkauften wir denn Haus und Garten und zogen hierher. Und es hat uns nicht gereut. Unſer Glück kann nicht höher ſteigen, und das haben Sie ganz allein gegründet. Aber nun kommen Sie auch herein und lernen Sie meinen Schwiegervater und meine Kinder kennen.“

„Alſo auch Du glücklich! Alle glücklich! Ich allein ausgeſchloſſen!“ ſo rief der Rittmeiſter ſchmerzlich. „Alle wollen mir ihr Glück verdanken, ich aber bin arm, elend, freudenlos mein Leben lang! O Schönbärbchen, Du haſt mir Alles geraubt! Hätte dein Leichtſinn mich nicht verführt, ich hätte eine Heimath, ein vergöttertes Weib und Kinder, wie dieſe.“ Er verbarg ſeine Thränen und war ſchon auf dem Pferde.

„Aber was ſoll denn das?“ rief Treton erſtaunt.

„Leb wohl! Sei ferner glücklich! Sage meinem Bruder, daß ich ihm langen Beſtand ſeines

Glückes wünſche!“ — Und bergabwärts ritt er mit blutendem zerrißnen Herzen.

11.

Zwölf Jahre nachher, in dem verhängnißvollen Herbſte, der der franzöſiſchen Herrſchaft über deutſches Land und Volk ein Ende machte, nach jenen glorreichen Schlachten, die dem deutſchen Namen wieder Achtung erworben, zu jener Zeit, als ſchon kein geſunder Franzoſe mehr dieſſeits des Rheins verweilte, fuhr ein ſchöner Reiſewagen mit ein Paar prächtigen Apfelſchimmeln beſpannt, durch das geſegnete Schwabenland, das vom Kriege wieder arg gedrangſalt worden war. Einige preußiſche Huſaren begleiteten den Wagen, in welchem ein gefangner ſchwer verwundeter franzöſiſcher Oberſt lag. Die langſame Fahrt ging auf das Schloß des Baron Nußwurm, an welchen die Huſaren ihre Depeſchen abgaben. Einige Minuten darauf war der Wagen vom Gutsherrn, von deſſen liebenswürdiger Gemahlin, von ihren Kindern, vom Gärtner Treton, ſeiner Frau und Kindern, ſo wie vom ganzen Hausgeſinde umringt. Der Baron riß den Schlag der Kutſche auf, ein todtbleiches Geſicht, ein erloſchenes Auge ſtarrten ihm entgegen.

„Ludwig! mein Ludwig!“ weinte der Haſtige und lag an des Bruders Bruſt, „müſſen wir uns nach zwanzig Jahren ſo wiederſehen!“

„Gottlob!“ ſagte der Oberſte mit ſchwacher Stimme, „daß ich dein Haus erreicht habe, Bruder. Wenn mir der Tod unterwegs auf die Lippen kam, betete ich inbrünſtig aus des Herzens tiefſtem Grunde zu Gott, er möchte mich nur ſo lange leben laſſen, bis ich Euch noch ein Mal geſehen. Er hat mir dieſen letzten Wunſch erfüllt. Wo iſt deine Frau?“

„Hier iſt ſie. Adele komm, den geliebten Bruder zu begrüßen.“

„Ihre Hand, theure Adele! So! Nun kann der Tod jede Minute kommen.“

„Nicht ſterben werden Sie,“ verſetzte die

Baronin weinend. „Sie werden bei uns geneſen und noch glückliche Tage in unſrer Mitte ſehen. Unſre Kinder werden die Ihrigen ſein; wir werden Alles thun, um Ihr Leben zu verſüßen. Sehen Sie dieſen kleinen Tollkopf hier, der ſich durch die Menſchen alle zum Kutſchenſchlag drängt? Er heißt Ludwig, wie Sie. Der wird Ihnen viel Freude machen.“

Der Oberſt lächelte wehmüthig.

„Laßt mich in den Salon bringen, wo ich Sie zum letzten Mal ſah, Adele,“ ſagte er mit leiſer zitternder Stimme. Treton kam weinend herbei und begrüßte mit einer Miſchung von großem Reſpect, alter Vertraulichkeit, Liebe und Schmerz den ſo hoch geſtiegnen Kamraden und hob ihn mit Hülfe ſeiner Gartenburſche, der Bedienten und Huſaren aus dem Wagen. Mit der äußerſten Behutſamkeit mußte er getragen werden; denn zwei Kugeln hatten ihn durchbohrt und die eine ſaß noch in ſeiner wunden Bruſt. Man hatte im Salon ſchnell ein Lager aufgeſchlagen, dort wurde ihm weich gebettet. Treton eilte in den Garten hinab, man ſah es ihm an, daß er etwas vorhatte.

„Öffnet mir die Thüren des Altans, damit ich die Gegend noch mit einigen Blicken überſchaue und die Wolluſt des Sonnenſcheins noch ein Mal in meine lechzende Seele ſchlurfe. So! Es iſt ſchon Herbſt und die Sonne geht unter. Auch meines Lebens Herbſt iſt ſchon angebrochen, jetzt, wo ich meinen Sommer feiern ſollte. Meine Sonne ſinkt; ach es war ein trüber Tag, den ich gelebt.“ —

„Beruhige Dich!“ redete der Baron. „Dieſe ſchmerzlichen Gefühle müſſen Dir ſchaden. Schone Dich, theurer Bruder, damit uns dein theures Leben erhalten wird. Sieh, ich habe ja ſo vieles gut zu machen an Dir. Ach, glaube mir, ich habe es ſchwer bereut, daß ich Dich früher nicht ſo geliebt, wie ich geſollt, daß ich, eiferſüchtig auf des Vaters größere Liebe zu Dir, deine Schwächen verfolgte und dem Vater hinterbrachte, daß ich Dich oft erbitterte und mir entfremdete. Das Alles muß ich nun gut machen; denn ich liebe Dich mehr, als ich mit Worten auszudrücken vermag.“

Der Oberſte reichte ihm ſchweigend die Hand; ſein Auge ſprach.

„Seht, Kinder,“ weinte Adele, „das iſt der gute Onkel, von dem ich Euch ſo oft erzählt, der mir das Leben gerettet, als ich auf dem Schaffot ſterben ſollte.“

Alle drängten herbei. „Mir auch zeigen guten Onkel, Mutter,“ rief das Kleinſte, ein Mädchen, hold wie ein Genius.

„Onkel Ludwig, ich will auch ein Soldat werden, wie Du!“ rief der wilde Ludwig.

„Nein, Kind, das ſollſt Du nicht,“ flüſterte der Oberſt. „Tretet hierher, daß ich meine Hand ſegnend auf Euer Haupt lege. Wie viel ſind Eurer? Sechſe. Die Schlanke dort iſt Adele wieder; ſo ſahſt Du aus, Geliebte, als ich Dich zum erſten Mal erblickte. Dort der Jüngling iſt ſeines Vaters Ebenbild. Folgt Euerm Vater, Kinder, und laßt Euch nicht vom blendenden Scheine der Dinge täuſchen und hinreißen zum Ungehorſam gegen den liebenden einſichtsvollen Vater. Seht in mir einen unglücklichen Mann, deſſen Leben eine Wüſte voll Dornen und Diſteln geworden, weil er dem guten Vater, der ihn ſo ſehr liebte, nicht gehorchte, und ſich vom Scheine einer empörten Zeit täuſchen ließ. Das Wort des ſterbenden Vaters hat ſich furchtbar an mir erfüllt. Der Freiheit glaubte ich meinen Arm zu weihen und bin ein Knecht der furchtbarſten Tyrannei geweſen. Gegen mein eignes Vaterland habe ich fechten müſſen, ſpäter verdammt ein Franzoſe zu ſein, der ich früher durchaus — gegen Wahrheit und Natur — ſein wollte. Nie habe ich die ſtillen Freuden des Hauſes kennen gelernt, die ſchönſten und edelſten, die die Welt hat. Kein holdes Kind beglückt mich mit dem Vaternamen; ich gehe einſam unter, wie ich gelebt."

„Nicht doch!" ſchluchzte Adele. „Steht Ihnen nicht die Liebe zu Seiten?"

„Ja ich preiſe mich glücklich, daß ich in Eurer Mitte ſterben kann!" rief jetzt der Oberſt lauter und freudiger. „Daß Du mir vergiebſt, mein Bruder, daß Du mich liebſt, Adele, daß der Strahl Eurer Augen mir das erſtarrende Herz erwärmt bis zuletzt. — Wie ein leuchtender Seraph ſtehſt Du im Glanze deiner Liebe vor mir, hohes herrliches Weib. Der Tod heiligt unſre Liebe und ſäubert ſie von allem Irdiſchen."

In dieſem Augenblick trat Treton herein und ſteckte der Baronin etwas Grünes zu. Es war ein Lorbeerkranz, den er vom ſchönſten Baume ſeines Gewächshauſes geſchnitten. Adele hielt ihn über Ludwigs Haupte, und drückte ihm denſelben dann in die Locken. Er lächelte ſo ſeltſam freundlich, haſchte nach ihrer Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Bebend fühlte ſie, daß ſie erkaltete.

„Der unfruchtbare Lorbeer!" liſpelte er. „Das iſt des Armen ganzer Lohn. Doch ich habe ja *eine* glückliche Stunde gelebt. — O Adele, wie heiß habe ich Dich geliebt!" —

Ein fieberhaftes Zucken flog über ſeine Züge, ein krampfhafter Kuß zitterte auf ihrer Hand; es war ſein letzter Hauch geweſen.

„Er iſt hinüber ins Vaterland der Liebe!" ſagte die Baronin in ihrem würdevollen Schmerze und große Thränen perlten aus ihren Augen.

„Er iſt geſühnt!" ſagte der Baron feierlich.

„Geiſt meines Vaters, Du wirſt ihn liebend empfangen.“

Die Kinder ſchrieen laut auf, Treton aber und Louiſon knieten am Bette nieder und beteten. Die Andern folgten, von der Macht des Augenblicks ergriffen, ihrem frommen Beiſpiel.

Der ſtille Freitag.

Erzählung.

Eine recht verdrießliche Herbſtnacht verſammelte uns am Bivouacfeuer. Am Nothwendigſten litten wir gerade nicht Mangel, aber doch an vielem Nothwendigen, und ich hatte am Tage mein letztes Goldſtück hingegeben, um ein Paar Flaſchen Brandwein einzukaufen. Der Korngeiſt that uns treffliche Dienſte, und verſcheuchte das unbehagliche Gefühl aus unſern Gliedern, das Regen, Wind, Kälte und die Ausſicht auf ein ſehr baldiges Zuſammentreffen mit dem uns überlegenen Feinde in uns hervorgebracht hatten. Der Himmel trauerte in Sack und Aſche, und auch er hatte, ſo wenig, wie ich, kein einziges Goldſtück aufzuweiſen. Man hätte auf die Vermuthung kommen können, die Sterne wären auch von den habſüchtigen Lieferanten für einige Lebensmittel einkaſſirt werden. Der dünne anhaltende Regen erfüllte die Luft mit einer unerträglichen Feuchtigkeit und dem kalten Hauche des Windes wollte es nicht gelingen; uns die Kleider auf dem Leibe wieder zu trocknen. Als erſt der Wind die Flamme des Feuers luſtig hin- und herwarf und wir meiner Flaſche zu der magern Abendkoſt einige Male zugeſprochen hatten, fanden wir jungen Offiziere bald den fröhlichen Lebensmuth wieder, und erzählten uns — was unter jungen Leuten faſt immer geſchieht — von unſern Liebes-Abenteuern und galanten Fahrten.

Ein alter Hauptmann — ich glaube nur, er ſah weit älter aus, als er wirklich war — dem keiner von uns wegen ſeines grieskrämlichen mürriſchen Weſens ſonderlich gewogen war, hatte ſich auch zu uns geſellt. Ich hatte mit dieſem Manne, ſeit ich beim Regiment war, noch wenig Worte gewechſelt, aber kein Offizier, ſelbſt die Älteſten nicht, konnten ſich einer langen oder warmen Unterredung mit ihm rühmen; denn Worte machen war ſeine Sache ganz und gar nicht. Im Stillen hatte ich ihn aber oft beobachtet, wenn er es am wenigſten vermuthete, und die in den tiefen faſt verſteinerten Furchen und Falten ſeines ſchönen Geſichts wohnende und dort alt und ſtätig gewordene Verdroſſenheit, die niemals auch nur einen Augenblick aus ihren Höhlen wich, der lebensſatte von Überdruß an allen irdiſchen Dingen predigende Blick ſeines großen braunen Auges, das frühzeitig ergrauete Haar ſeines Hauptes und ſtarken Bartes hatten mir allmälig ein großes Intereſſe an den verſchloßnen Mann eingeflößt. Ich hatte glücklich herausgebracht — und das konnte wohl Jeder herausbringen — daß den Hauptmann v. L. ungewöhnliche und ſchwere Schickſale getroffen haben müßten, und ich kann nicht läugnen, die Neugierde plagte mich immer mehr, etwas davon zu erfahren. Wie hätte ich aber bei ſeinem finſtern menſchenſcheuen Weſen je hoffen dürfen, eine Gelegenheit aufzufinden, ihm meinen Wunſch ohne den Anſtrich vorlauter und zudringlicher Unbeſcheidenheit auf mich zu laden, zu erkennen zu geben? Und mußte ich ſelbſt dann noch einer abſchläglichen Antwort nicht gewiß ſein? Unter der Hand hatte ich mich bei ältern Offizieren, die ihn ſchon viele Jahre eben ſo kannten, wie er jetzt war, nach ihm befragt, aber man konnte mir weiter nichts berichten, als daß v. L. ſtets ein Weiberfeind geweſen, obgleich er nie Haß oder Unwillen gegen das ſchöne Geſchlecht geäußert. Nur gemieden hatte er die Nähe jedes edlern weiblichen Weſens, nur geflohen war er, wie ein Verbrecher, vor jeder liebenswürdigen Frau, gleichſam als dürfe er ſich den hohen Genuß des Umgangs mit einer ſolchen Huldin nicht erlauben. Und daher war auch das Schroffe und Harte in ſeinem Weſen entſtanden; er hatte die beſte Bildungsſchule des Mannes nicht beſucht. Sein änglichſtes Meiden des weiblichen Geſchlechts deutete auf bittre Erfahrungen, doch hatte er ſich nie gegen Jemand darüber mittheilend geäußert.

Zufälliger Weiſe legte ſich der Hauptmann v. L. dieſen Abend dicht neben mich auf ſeinen Mantelſack; ich bot ihm mit freundlichem Gruße meine Flaſche, und er that mit großem Wohlbehagen einen kräftigen Zug daraus. Auch meine übrigen Lebensmittel nahm er an, und horchte dann eſſend und trinkend den meiſt frivollen Liebesgeſchichten, die unſre Kamraden zum Beſten gaben. Mein Nachbar ſprach unterdeſſen meiner Flaſche immer fleißiger zu, und es dauerte gar nicht lange, ſo hatte er ſie geleert. Ich holte unverdroſſen die zweite herbei, in der Hoffnung, das Herz des Hauptmanns mit dieſem Schluſſel zu öffnen. Ich hatte mich nicht getäuſcht. Bei der nächſten Pauſe nahm ich das Wort, zu ihm ſagend: „Herr Hauptmann v. L. jetzt iſt die Reihe zu erzählen an Ihnen. Sie müſſen uns, als ein ächter Kamrad, der ſich von nichts ausſchließt, auch ein Liebesabenteuer aus ihrem Leben zum Beſten geben.“

Ein bittres, entſetzlich bittres Lächeln fuhr über ſein Geſicht, das mir durch Mark und Bein ging und das ich nie vergeſſen werde. Ich ſchauderte, indem er ſagte: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Liebesabenteuer beſtanden, und das eignet ſich nicht wohl zur Mittheilung.“

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf? Sie können Namen und näher bezeichnende Verhältniſſe verſchweigen, wenn ihre Discretive allzu zart und gewiſſenhaft iſt.“

„Nicht deshalb, aber die Geſchichte iſt viel zu einfach, zu natürlich, zu gewöhnlich, und dabei doch auch wieder zu ernſt, zu furchtbar, zu entſetzlich, als daß ich ſie meinen fröhlichen jungen Kamraden erzählen könnte.“

„Sie machen uns nur noch neugieriger!“ riefen drei, viere. „Glauben Sie nicht, daß wir zu frivol wären, um nicht auch den Ernſt des Lebens ertragen zu können. Im Gegentheil es wird uns lieb ſein etwas uber die traurigen Erfahrungen in der Liebe eines ſo wurdigen Mannes, wie Sie ſind, zu hören. Wir bitten Sie, zu erzählen.“

„Ja wir bitten Sie!“ riefen Alle.

Der Hauptmann ſetzte die Flaſche noch ein Mal an den Mund, und begann dann in einem tiefen feierlichen Baß, der uns ein ſchauerliches Wohlbehagen erzeugte und uns ſehr gut auf eine tragiſche Erzählung vorbereitete: „Wohlan denn, ich will Ihnen das Geſtändniß einer jugendlichen leidenſchaftlichen Unbeſonnenheit machen, die ich dem ſchwärzeſten Verbrechen gleich achte, die mein Leben mit einem Trauerflor umhängt hat bis dieſe Stunde, die mich um Gatten- und Vaterfreuden betrogen, mir jede heitre Stunde vergällt, meine Tage zu einer Wüſte, mein Herz frühzeitig zu einer ausgebrannten Kohle, die mich zum Soldaten und zu dem düſtern finſtern Mann gemacht hat, als welchen Sie mich kennen. In meinen Adern tobte Jugend und Luſt, Begierde und Verlangen, mehr als in irgend eines Jünglings; ich hatte die vollwichtigſten Anſprüche an fröhlichen Lebensgenuß und ich war entſchloſſen, ſie in jeder Hinſicht geltend zu machen. Der Becher des Lebens ſchäumte mit Nektar gefüllt an meinem Munde, ich griff zu haſtig, zu ſtürmiſch, zu wild darnach und zertrümmerte ihn am Boden, ehe ich mehr als einen verderblichen Zug aus ihm gethan hatte."

Er ſchwieg einige Augenblicke in Nachdenken vertieft; die Soldaten mußten Holz anlegen und das Feuer ſchüren. Wir tranken ringsum, wickelten uns feſter in unſre Mäntel, und richteten unſre Blicke auf das finſtre, unheimlich von der Flamme erleuchtete Geſicht des Hauptmanns, der ſeine eigentliche Erzählung alſo begann: „Selten war Jemand vom Glücke ſo begünſtigt, als der Freiherr von Wahl, ſelten verdiente Jemand ſo ſehr dieſe Gunſt als er.

Geburt, Vermögen und eine bedeutende Stelle, in welcher er ſeine ausgezeichneten Talente entwickeln konnte, wieſen ihm einen hohen Rang im öffentlichen Leben an; eine treffliche Gattin, und zwei allerliebſte Kinder machten ihn zum glücklichſten Hausvater. Da griff der Tod mit ſtarrer Hand in das zarte Gewebe, und zerriß es. Die Freifrau ſtarb; groß war der Schmerz des Gatten und peinigend die Sorge des Vaters. Wer ſollte den Töchtern — noch in der Kindheit erſten Jahren — die Mutter erſetzen? Den Gedanken einer zweiten Vermählung konnte der zartfühlende Freiherr nicht ertragen, doch auch hier verließ ihn ſein altes Glück nicht ganz.

Das Fräulein von Pohly war ohne Widerrede eines der gebildetſten Frauenzimmer der Hauptſtadt, und hatte in frühern Zeiten die gegründetſten Anſprüche auf ein glückliches Loos gehabt; aber unverſchuldete Unfälle hatten ihr ihr Vermögen geraubt, eine unſelige Liebe ihr Herz gebrochen. Vollendet ging ſie hervor aus der Schule des Unglücks, aber ihre zerrütteten

Vermögensumſtände nöthigten ſie, zu irgend einem Erwerb zu greifen, und der Antrag des Freiherrn, die Erziehung ſeiner Kinder zu übernehmen, mußte ihr erwünſcht ſein.

Ihr Alter und noch mehr ihr Charakter ſchützten den noch rüſtigen Baron vor jeder Mißdeutung, indem ſie zu ihm in das Haus zog, und Alles fügte ſich auf das Freundlichſte; die Mädchen erkannten bald in ihr eine zweite Mutter und hingen mit der innigſten Liebe an ihrer edlen Führerin.

Fräulein Pohly war immer eine Freundin meiner Mutter geweſen. Auch ſie zählte zu den gelehrten Damen; die gleiche Stufe höherer Bildung hatte die beiden Frauen einander nahe geſtellt, und waren ſie auch einige Zeit durch Verhältniſſe getrennt worden, ſo knüpfte ſich jetzt das Band um ſo feſter. Bei dem Fräulein mochte wohl auch die Rückſicht hinzukommen, daß unſer Garten mit ſeinen reizenden Anlagen das ſchicklichſte Local war, ihre Pfleglinge der friſchen Luft und der Bewegung genießen zu laſſen, kurz — beinahe täglich kam die Gouvernante zu uns, und indeſſen ſie mit der Mutter bei weiblichen Arbeiten, oder ſinnigen Geſprächen ſaß, trieben wir uns mit den holden Kindern luſtig durch Wieſen und Wäldchen und erholten uns in kindlichen Spielen.

Ich war erſt acht Jahre alt, aber übelgewählte Lecture hatte meine Gefühle früh gereift, und eben damals war eine glühende Sehnſucht in mir; Geßner, im Bunde mit der herrlichen Jahreszeit weckte meine Seufzer. Wetzels Hermann und Ulrike malte die Liebe auch im zarteſten Alter ſo reizend, daß ich ungeduldig nach einem Gegenſtande umherblickte, um ganz die Rolle jenes Hermanns zu ſpielen, mit dem ich mich in ſo vielen Hinſichten verwandt fühlte, und ſiehe da — jetzt war der Gegenſtand gefunden. Das ſiebenjährige Lottchen, die ältere der Schweſtern, feſſelte mich mit den zarteſten Banden. In meiner Stimmung hätte auch ein minder reizendes Kind auf mich Eindruck gemacht, um wie viel mehr der kleine Engel, deſſen Schönheit ſelbſt ernſten Männern Bewundrung abzwang. Ich ſchwamm in einem Meere von Seligkeit; hätte Schiller nur ſeine Braut von Meſſina ſchon geſchrieben gehabt, gewiß hätte ich mit Manuel gerufen: „Mir iſt des Lebens Inhalt ausgefunden.“ Das Gefühl hatte ich. Lottchen war meine Daphne, Kloe, Ulrike, ſie war mir mehr als Alles das, denn bald vergaß ich allen Büchertand, um nur dem Rufe der Natur zu folgen, der mich allmählig zu dem holden Kinde zog.

Auch ſie begegnete meinen Gefühlen mit Liebe. Meine Anbetung — nicht zu ſtark iſt dieſer Ausdruck — beſtach ihr junges Herz; meine emphatiſche Sprache gab mir um ſo höhern Werth in ihren Augen, je weniger ſie mich vielleicht verſtand; ich ſagte ihr ſo oft, nur wir beide harmonirten, daß ſie mir glaubte, und ſich gerne von den Andern weg in die Lauben führen ließ, die ich überall für ſie gewölbt, mit meinem Lamme ſpielte, und ſich mit den Blumen ſchmückte, die ich für ſie gepflückt, auch allenfalls aus meiner Mutter Gärtchen geſtohlen hatte. Kehrten wir auch zu den Übrigen zurück, ſo waren wir doch unzertrennlich; ſie war wirklich die einzige, welche in meine Ideen einging, meine Art, die Spiele zu ordnen, verſtand, und als dieſe durch die Lectüre einiger Rittergeſchichten den heroiſch-romantiſchen Schwung nahmen, ſtets meine Dame blieb, für die ich mit dem hölzernen Säbel heldenmuthig kämpfte.

An meinem Geburtstage überraſchte ſie mich mit einer kleinen Fahne an meine Lanze, auf welche ſie ihren Namen geſtickt hatte, und ich fühlte mich durch dieſe Gabe ſo unüberwindlich, daß ich es kühn mit einem Dutzend älterer Knaben aufnahm, und ſie ſchlug. Nur unſre Kindheit konnte in fremden Augen dieſe Liebe lächerlich machen, welche faſt ganz den Charakter der hohen Leidenſchaft trug, die oft das Schickſal der Sterblichen entſcheidet.

Jahrelang hatte dieſes Verhältniß gedauert, und ich darf wohl ſagen, daß es heilſam für mich war, mich veredelte, indem das ſanfte Gefühl der Liebe meine angeborne Wildhei zähmte, und mich von hundert tollen Streichen zurück hielt, zu welchen ich wohl Luſt hatte; nur der Gedanke: „Was würde die Geliebte dazu ſagen," ſchüchterne mich ein, und die Erinnerung an ſie hielt mich in der lieben Einſamkeit zurück. Manchmal erzählte ich ihr auch von meinen kleinen Opfern, und ihr ſchmeichelndes Koſen lohnte mir ſo ſchön, daß ich gern neue Opfer brachte, aber — zu groß war mein Glück, um dauerhaft zu ſein.

Der Freiherr hatte ſich endlich zu einer zweiten Vermählung entſchloſſen. Ein Fräulein von ſehr altem und ſehr armen Adel reichte ihm die Hand, und führte fortan das Hausregiment um ſo ausſchließender, da ihres Gatten Amt alle ſeine Zeit in Anſpruch nahm.

Eine der erſten Verfügungen, womit ſie ihre Herrſchaft bezeichnete, war die Entfernung des Fräuleins Pohly, die ungebildete Baroneſſe konnte die Nähe der ſehr gebildeten Gouvernante nicht ertragen, auch hielt ſie durch die Vorliebe der Kinder für dieſe letzte ihre Rechte für beeinträchtigt. Unfähig, ſelbſt Liebe einzuflößen, fand ſie ſich durch jede Äußerung dieſes Gefühls für Andre beleidigt, und betrieb die Entlaſſung des armen Fräuleins auf das Eifrigſte.

Noch ein Mal kam dieſe mit ihren Pfleglingen zu uns; ſie wollte den andern Morgen nach Wien abreiſen, um dort als Geſellſchafterin einer alten Fürſtin anzutreten, und ſo wurde dieſer Abend Zeuge eines vielfach ſchmerzlichen Abſchiedes, denn leicht konnten auch wir Kinder errathen, daß unſer trauliches Verhältniß auf immer geſtört würde, da die Freifrau uns nicht nur fremd, ſondern ſogar eine entſchiedne Antagoniſtin meiner Mutter war.

Unvorbereitet traf mich dieſer Schlag; ich hatte mir es auch nicht träumen laſſen, daß man die Fräulein der Fürſorge ihrer trefflichen Führerin entziehen würde, um ſo heftiger war jetzt mein Schrecken; ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wenn Lottchen in den Garten gehen würde, und kaum hatten wir das Beſuchzimmer verlaſſen, ſo zog ich ſie im Fluge mit mir nach der Einſiedelei im Park. Schon auf dem Wege dahin erdrückte mich beinahe der Schmerz, und mitten im ſchnellen Laufe ſchluchzte ich laut, und Thränen rollten über meine Backen.

„Was haſt Du? um Gotteswillen! was iſt Dir? rief das erſchrockene Mädchen, indem ich ſie hinter mir herzog, und immer heftiger zuckte es in mir; und als wir jetzt in die Einſiedelei traten, hatte ich keine Worte, um das auszuſprechen, was wild in mir tobte. Laut heulend warf ich mich vor Lottchen nieder, küßte ihre

Füße, ſprang auf, wollte reden, aber Athem und Sinne vergingen mir. Wüthend ſchlug ich die Bruſt, als könnte ich dadurch das Herz beſchwichtigen. Mit ſteigender Angſt, mit Thränen und Küſſen beſchwor mich Lottchen, mich zu beruhigen. Ihre ſüße Stimme, und die noch ſüßern Küſſe übten ihre gewohnte Macht, der Sturm im Innern legte ſich, und matt nach der ungeheuern Erſchütterung wimmerte ich nur unter heißen Thränen: „Dich vielleicht nicht mehr ſehen!“ aber Lottchen verſprach mir in der Herzensangſt, daß wir uns oft, immer, täglich ſehen würden.

Die Stiefmutter, meinte ſie, würde es bald ſatt haben, jeden ihrer Schritte zu verfolgen und zu bewachen; dann könnten wir uns in Kirchen, auf Spaziergängen, ja ſelbſt, wie ſonſt, in unſerm Garten ſehen, wo ſie zu meiner Mutter zum Beſuch kommen würden, ſobald ſie nur der nächſten Obhut der Ihrigen ſich entzogen hätten.

Während Lottchens langer Rede hatte ich meine Kräfte geſammelt, ich haſchte begierig nach der ſchönen Hoffnung, welche ſie mir vorſpiegelte; mit der mir eigenen Regſamkeit der Phantaſie, ſah ich ſie ſchon verwirklicht, und jauchzte in meinem Innern, aber meiner verſchrobnen Anſicht ſchien es dieſes Augenblickes nicht würdig, das ſchnelle Verſchwinden des Schmerzes der Geliebten ſichtbar werden zu laſſen; ich ſuchte nach einem feierlichen impoſanten Ausgange, ich glaube, ich hätte mich in das Waſſer ſtürzen können, um nur dieſe Scene nicht gemein werden zu laſſen.

So wahr der Ausbruch meiner Verzweiflung geweſen war, ſo ängſtlich ſchnappte ich nach irgend einer Spiegelfechterei, um die Verwandlung im Innern, die mir ſelbſt unnatürlich vorkam, zu verbergen. In peinigender Verlegenheit wälzte ich die finſtern Blicke umher, da fielen ſie auf ein Crucifix, welches in Koſtüm der Einſiedelei in einer Ecke der Zelle aufgeſtellt war. Wie der Habicht auf ſeine Beute, fuhr ich darauf hin, riß es heraus, und trat, wie auf dem Kothurn, vor Lottchen hin. „Schwöre mir,“ ſprach ich mit möglichſt tiefer Stimme, „ſchwöre mir auf das Bild des Gekreuzigten, mir treu zu bleiben, mich ſtets zu lieben.“

Sittig ſank Lottchen in die Knie, legte die zarten Finger auf das Crucifix, und rief feierlich: „Ich ſchwöre!“

„Nun bin ich ruhig,“ ſagte ich im Tone des Tragoeden, der eben in der Mode war, umarmte Lottchen, und kehrte mit ihr in das Beſuchzimmer zurück.

Ich konnte mir damals ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, über das, was wahr in mir war, und was falſch, und ich geſtehe aufrichtig, daß es mir tauſendmal im Leben noch eben ſo ging, und noch ſo geht. Manche von Ihnen werden vielleicht bei Erzählung dieſer Scene zwiſchen dem elfjährigen Knaben, und dem zehnjährigen Mädchen den Kopf ſchütteln, und mich der Exaltation beſchuldigen, aber ich kann es auf Ehre verſichern, daß ich nichts übertrieb, vielleicht ſogar milderte. Ich ſchildere ſie darum ſo treu, um zu zeigen, wie ſchädlich eine unangemeſſene Lecture einwirkt, wie gefährlich ſolche Sentiments-Treibhäuſer ſind.

Die zartorganiſirten Kinder empfinden nicht ungeſtraft die heftigen Erſchütterungen, welchen oft ſelbſt Jüngling und Mann unterliegen; ſie erſchöpfen ſich in dieſen Anſtrengungen, und ſchleppen ſich in der Folge als ſieche Schwächlinge durch das Leben; uberwindet aber auch eine kräftige Natur dieſe Kämpfe, ſo bleibt doch wenigſtens ein nachtheiliger Eindruck — der falſche Enthuſiasmus, der Selbſtbetrug. An das Ungewöhnliche gewöhnt, genügt der Altags-Gang nicht mehr; man wird zum unmoraliſchen Don Quixote, verwandelt auf eigene Fauſt Wirthshäuſer in Kaſtelle und Windmühlen in Rieſen, ſchraubt ſich bei jeder Gelegenheit in eine Flugmaſchine, und wird zum Komödianten vor ſich und vor der Welt.

In meiner Jugendzeit wurde dieſer falſche Weg nur ſelten betreten, jetzt iſt er die beſuchteſte Straße geworden; daher die Überzahl der jungen Greiſe, der Krampfmännchen, welche als Surrogate der Kraftmänner herum taumeln; daher die häufigen Selbſtmorde, ſelbſt unter Knaben.

Wahrhaftig mir grauet, wenn ich da und dort, und uberall ſehe, wie die Väter ihre Kinder in Gaſthöfe und auf Bierbänke mitnehmen, wie Mütter ſie in ihren eleganten Zirkeln produciren und mit der wechſelſeitigen affektirten Zärtlichkeit Prunk treiben; ich gedenke meiner Jugend und meines verfehlten Lebens, vor deſſen Ruinen ich träumend ſtehe. „In die Kinderſtube mit den Kindern!“ möchte ich Allen zurufen, und wie der Herr einſt ſprach: „Werdet wie die Kindlein!“ ſo ſollte man jetzt zu den Eltern ſagen: „Laßt doch die Kindlein Kindlein bleiben.“

Mir grauet, wenn ich ſehe, wie man die armen Kleinen recht ſorglich aufmuntert, ein Liebchen zu wählen und Braut und Bräutigam zu ſpielen; wohin führt es, frage ich, die lüſternen Bilder ſo früh in ihrer Bruſt zu wecken? aber die Alten ergötzen ſich an den artigen Lappalien, und damit gut. Vor nicht langer Zeit fragte in einer Geſellſchaft eine hübſche achtzehnjährige Tante ihren hübſchen ſechsjährigen Neffen: „Liebſt Du mich noch?“ „Ich lebe ja noch,“ antwortete der niedliche Papagei mit ſtudirt ſchmachtendem Blicke, da erhob ich mich zürnend, ſagte meine Meinung, und ging. „Der Phantaſt! der Menſchenfeind!“ ſchallte es hinter mir her. „Hm!“ — brummte ich in mich hinein — „wäre ich denn der Phantaſt, der Menſchenfeind, hätte man mich nicht mit ähnlichen Tändeleien dazu geſtempelt?“ O laßt die Kinder, Kinder ſein!!

Doch mein moraliſcher Eifer, eine Geburt meiner trüben Erfahrungen, hat mich von der Erzählung abgeführt; ich kehre zu derſelben zurück.

Lottchens Verſprechen wurde nicht erfüllt — wir ſahen uns nur ſelten — ſehr ſelten, aber ich wußte, es war nicht ihre Schuld, und das tröſtete mich. Nur am Fenſter erblickte ich ſie, und Sonntags auf der Promenade, aber ſittig vor der gnädigen Mama hertretend; ein leichtes Kopfnicken nur dankte meiner tiefen Reverenz, doch ſagte mir ein Blick, daß ſie mich noch liebte, und ich war ſelig. Sie ſchrieb es mir auch oft; noch kann ich nicht ohne Lächeln an die Liſt denken, welche Liebe mich lehrte, um die Correſpondenz in Gang zu bringen. Ich hatte Bekanntſchaft mit Knaben meines Alters geſucht, welche gerade dem Freiherrn gegenüber wohnten, und keine Geſpielen beſuchte ich ſo oft, wie dieſe, beſonders an Sonn- und

Feiertagen Nachmittags, denn dann hatte Lottchen Freiſtunden und kam oft an ihr Fenſter, mir verſtohlen herubernickend.

Die Jungen brachten allerlei Spiele in Vorſchlag, um mich zu unterhalten, aber ſchnell entſchied ich mich für das Bolzenſchießen mit dem Blasrohr und verſprach für den andern Tag einige Preiſe auszuſetzen; es war eben das Pfingſtfeſt, welches bei uns drei Feiertage hatte. Ich kam auch mit Kupferſtichen, Bleiſtiften, Gipsbüſten und derlei Sächelchen beladen; aber Eine Gabe, ein liebegluhendes Briefchen hatte ich gerade am Herzen verborgen, und dieſes beſtimmte ich keinem der Schützen, ſondern der Hauptſcheibe ſelbſt, welche ich mir auserſehen hatte, indeß ich die andern an der Stech- und Nebenſcheibe amüſirte.

Lottchen hatte mich ins Quernachbarhaus treten ſehen und war an das offne Fenſter geeilt, mir ihren Gruß zuzuwinken, die Knaben ſtanden, die mitgebrachten Herrlichkeiten betrachtend, mit dem Rucken gegen mich. Blitzſchnell nahm ich das Blasrohr zur Hand, lud es mit dem zierlich gerollten Billete, und — paff!

da flog es über Lottchens Kopf weg in ihre Stube. Nur einen Augenblick war ſie erſchrocken, jetzt aber lief ſie in den Hintergrund des Zimmers, ſuchte, fand die Bombe und tanzte lachend, den Zettel über dem zierlichen Lockenköpfchen ſchwingend, im Zimmer umher.

Glücklich wie ein Sieger, wandte ich mich nun zu den Geſpielen, und miſchte meinen Jubel in den ihrigen; als ich erſt über ihre Köpfe weg Lottchen mein Billet küſſen, und wieder küſſen ſah, wurde mein Jauchzen immer lauter, es war ein fröhlich ſtolzer Rauſch, der mich berückte, und Tell ſchien mir ein Stümper gegen mich, ob ich gleich den ganzen Nachmittag auf fünf Schritte die Scheibe nicht mehr traf.

Die Geliebte wollte mir im Erfindungsvermögen nicht nachſtehen, denn als ich im Zwielichte die Freunde verließ, hörte ich ſie ſchon, als ich vor das Haus trat, drollig ſchelten, und mit einem Male flog eine Hand voll Läppchen und Papierſchnitzeln zum Fenſter heraus, und unter dieſen Etwas, größer und gewichtiger und glänzend weiß, raſch hob ich es auf; es war die Antwort um einen Stein gewickelt, ich flog damit nach Hauſe, las, küßte, und tanzte viel toller durch den Garten, als vorhin Lottchen durch die Stube.

Selten verging nun ein Sonn- oder Feſttag ohne einen Meiſterſchuß nach Lottchens Herzen, und nie verfehlte ſie das Aufräumen und Wegwerfen des Plunders, den das arme Kind wohl die Woche durch darauf hingeſpart und verborgen hatte. Manchmal aber geſchah es denn doch, daß ſie nicht zu Hauſe oder nicht allein war, und ich mußte die Liebes-Granade wieder ungebraucht zurückbringen; dann ſchoß ich wohl das nächſte Mal aus übler Laune nicht; obgleich ſie ſehnſüchtig am Fenſter lag; ſchmollend hob ſie acht Tage ſpäter das fliegende Billet vom Boden auf, und zerſtreuete das Papier zerriſſen auf die Straße. Ich erfuhr nachher, daß ſie zur Wiedervergeltung meiner Unart nur weißes Papier zerriſſen, und mein Briefchen wohl verwahrt und eben ſo heiß geküßt hatte; ich aber hielt das loſe Spiel für vollen Ernſt, trotzte und kam nicht mehr zu den Freunden bei dem Quer-Nachbar, und ſo war Alles aus, völlig aus.

Nicht mehr bewacht vom Genius reiner Liebe, ging mein beßres Ich unter im Strudel frivoler Lockungen; ich ſchloß mich bald an dieſe, bald an jene Horde böſer Buben, und mein unſeliger Hang zu primiren, ließ mich überall Alles übertreiben. Bald war ich als Generaliſſimus der Gaſſenjungen, der gefürchtete Feind aller Fenſter und Reverberes, bald ſcherzte ich, ein frühreifer Muſcadin, auf den Kaffeehäuſern herum, und lief den Mädchen nach. Mein zwitterhaftes Inneſtehen zwiſchen Knaben und Jüngling ſchien beides zu rechtfertigen, die dreizehn Jahre ließen mich noch den ersten angehören, indeß mich die fünf Schuhe acht Zolle, welche ich hoch aufgeſchoſſen ſchon damals maß, den letzten anreihten; doch hier und dort ſuchte ich alle zu überbieten.

Die ernſte Warnung meines Vaters ſchloß mir endlich die regelloſe Bahn, aber zugleich war mir das jugendliche frohe Leben verſchloſſen; ich zog mich in mich ſelbſt zurück, aber wurde wahrlich hierdurch um nichts beſſer, indem ich nur über finſteren Plänen brütete, ein kindiſcher Timon.

Zwei volle Jahre hatte ich ſo düſter hingelebt, da weckte mich auf ein Mal ein Zufall aus meinen Träumen, und rief mich zurück ins volle Leben — zu meinem Unglück!

Es war ein ſchöner Herbſtabend; ich war hinausgegangen, um mich an der Natur zu ergötzen, ſie war die einzige, welche noch freundlich zu mir ſprach, und zerfallen mit jedem geſelligen Vergnügen, flüchtete ich oft und gern an ihren Buſen. Lange hatte ich den ziehenden Wolken zugeſehen, und es verſucht, poetiſche Bilder an ſie zu ketten, was mir früher ſo leicht geworden war, jetzt aber fand ich Alles todt und kalt in mir, alle Umgebungen blieben mir aber, was ſie waren, das Feuer, welches ſonſt widerſtrahlend mir überall flammende Glorien gezeigt hatte, ſchien erloſchen; unzufrieden mit der Natur und mir ſelbſt, ärgerlich-toll, daß ich auch keinen Funken aus mir ſchlagen konnte, ging ich zurück. Mein Weg führte an einem öffentlichen Garten vorbei, da kam mir die Idee, gleich manchem andern jungen Greiſe, aus der Weinflaſche Enthuſiasmus zu ſchöpfen, denn mir ekelte vor ſolch einer theilnamloſen, langweiligen Geſellſchaft, wie ich mir ſelbſt war, doch wollte ich, meiner Gewohnheit nach, das ſtufenweiſe Einwirken des Feuerſtoffes genau beachten, und darum ließ ich mir, ungeachtet es ſchon dunkel geworden war, eine Flaſche in eine der vielen Lauben des Gartens bringen, und verbat mir das Licht. Kaum hatte ich das erſte Glas getrunken, ſo hörte ich Geräuſch an der Gartenthür; es war ein Paar wilder Burſche, die ich wohl kannte; vor ihnen her trug der Kellner Flaſchen und Gläſer, und unter bergender Glasglocke das Licht. Ich fürchtete ſchon von der unangenehmen Geſellſchaft geſtört zu werden, aber man mußte ihnen nichts davon geſagt haben, daß ich hier ſei; denn ohne nach mir zu blicken, gingen ſie in eine andere Laube, dicht an der meinigen.

Sobald ſich der Aufwärter entfernt hatte, fing der Eine an: „Nun Bruder, iſt es nicht zum Teufelholen, daß das hübſcheſte Mädchen der Reſidenz ſo mechant verkrämert wird?“ — „Pah! ich glaube es noch nicht,“ entgegnete der Andre gleichgültig, indem er die Pfeife ſtopfte. — „Auf Ehre!“ polterte der Hitzige; „es iſt verflucht pfiffig von der gnädigen Stiefmama. Mit des Barons Vermögen ſchaltet ſie ohnehin nach Belieben, aber die Fräulein haben heillos viel Geld von ihrer Mutter geerbt, das will der alte Drache auch in ſeine Familie bringen, und ſo muß, ſtraf mich Gott! Lottchen ihren Onkel heirathen.“

Mir wurde heiß und kalt bei dieſer Erzählung und dieſem Namen.

„Aber geht das nicht gegen die kanoniſchen Rechte?“ fragte der Gleichgultige — „Der Mutterbruder?“ — „Narr! es iſt ja nur der Stiefmutter Stiefbruder, und ſollte eine Dispens nöthig ſein — je nun — ſie haben das Geld, um ſie zu kaufen. Mich ärgert's nur, daß das horrente Glück gerade dieſem tuckmäuſeriſchen faden Egoiſten lächelt. Ich weiß, ſie kann den Kalmucken nicht lieben; das arme Lottchen wird geopfert.“

Nun hielt ich mich nicht mehr länger, ich ſprang auf, und zu ihnen hin: „Welch ein Lottchen?“ Die Burſche erſchraken über mein heftiges Hereinſtürmen, aber als ſie mich erkannten, begrüßten ſie mich jubelnd; ich fragte noch ein Mal: „Von welchem Lottchen ſpracht ihr?“ — „Aber Bruder,“ lachte der Gleichgültige, „deine Augen blitzen ja im Dunkeln wie die einer Katze.“ — „Zum Teufel!“ donnerte ich, „von welchem Lottchen war die Rede?“ — Und er nannte den Namen der erſten, der einzig Geliebten. Ich ſank in mich zurück, da erzählte er ſehr breit und umſtändlich wie alles das ſo ganz langſam gekommen war, was jetzt mit einem Male auf mich hereinbrach, und mich ungeheuer erſchutterte.

Ich hatte ſie ſeit Jahren nur ſelten geſehen, und ſelbſt dann mit Ruhe, ich hätte ſie vielleicht auf immer vergeſſen, aber daß ich jetzt ſo an ſie gemahnt wurde, und in dieſer Stimmung, und ſie als Braut nennen hörte, als Braut eines Menſchen, der mir in der Seele widerte, das riß mich gewaltig aus dem Schlummer empor. Alle Bilder ſußer Stunden zogen im magiſchen Glanze an mir vorüber, als Kind, als keimende Jungfrau, und immer als meine Geliebte, ſah ich Lottchen in hellerer Verklärung als je; der romantiſche Geiſt hob ſich rieſenſtark in mir, und ſchmolz mit einem Zauberſchlage Traum und Wahrheit, Vergangenheit und Gegenwart in ein lichtvolles Ganzes.

Die Fahne, die ſie mir gegeben, der Schwur, mir treu zu ſein, erſchienen mir jetzt nicht als Kinderſpiele, ſie waren mir heilige Pfänder einer Verbindung für das Leben; ich wollte ſie geltend machen.

Als mich aber der Heftige nach der Erzählung ſcharf fixirte, und forſchend ſprach: „Du ſcheinſt ja enormen Antheil an der Geſchichte zu nehmen; liebſt Du etwa das Mädchen?“ da fühlte ich doch, daß ich meine Liebe nicht dieſen rohen Geſellen preisgeben dürfte, darum faßte ich mich, und erwiederte ziemlich ruhig: „Wahrhaftig nicht! Ich habe das Fräulein nur als Kind gekannt und ſeit Jahren iſt ſie mir aus den Augen gekommen, aber ich kenne, haſſe und verachte den Bräutigam; nur der Ärger über ſein Glück treibt mir die Augen ſo im Kreiſe, und jagt mir das Blut zu Kopfe; nun wißt ihr, daß ich in ſolcher Stimmung leicht Feuer fange, und dann zur Geſellſchaft nicht viel tauge; darum lebt wohl!“ Raſch ging ich fort, und ſtürmte in die Nacht hin, tobte und weinte wohl gar; alle Empfindungen waren nun mit einem Male aufgeregt, und mitten unter dem tollen Treiben eines wüthenden Schmerzes, war mir doch ſo wohl, ſo behaglich, weil ich nun wieder an etwas mit voller Seele hängen konnte, weil es ein Ende hatte mit jener unleidlichen Dumpfheit. Hilf Himmel, welche abenteuerlichen Plane bildete ich nicht im Laufe dieſer Nacht. Entführungen, Duelle, alle Hülfsmittel unſerer Romantiker wollte ich aufbieten, um jene unſelige Heirath zu hintertreiben. O weh mir! daß die Wirklichkeit dieſe wilden Gebilde eines halben Wahnſinns überbot.

Der kühle Morgen führte mir auch innere Klarheit zu; ich mußte erſt wiſſen, ob Lottchen noch für mich fühlte, oder den beſtimmten Bräutigam liebte.

Es war ein ganz hübſcher, und ganz junger Menſch, wohl funfzehn Jahre jünger als die Freifrau, ſeine Schweſter, eine ſchlanke Geſtalt, aber nachläſſige Haltung, regelmäßige Züge, blaſſes Geſicht, große blaue Augen, aber ohne allen Ausdruck, keine Augenbrauen und das hellblonde Haar ſpärlich auf den ſehr ſpitzigen

Kopf gepflanzt. So ſchlenderte ehemals der arme Junker lendenlahm, beinahe wortlos, und wenn er einmal ſprach — tonlos durch die Stadt, ſo auch noch jetzt, nur trug er ſeit der mächtigen Verſchwägerung die Naſe etwas höher, und zwinkerte recht vornehm mit den unmäßig hohen Augendeckeln. Die ganz alten Damen nannten ihn das Muſter der Jugend, die Frauen im Mittelalter das Lamm, und die Mädchen das Schaf; die wilde Rotte der Jünglinge aber hatte ihm den Spitznamen: Fräulein Pips gegeben, weil er ſich beſonders in ſeinen ſenſiblen Stunden wie ein krankes Huhn gebärdete. Ich konnte es nicht glauben, ich wollte es nicht denken, daß Lottchen, das lebhafte ſchelmiſche Lottchen an dieſem baumwollnen Götzen Geſchmack finden ſollte; aber doch — wer kann Weiberlaunen ermeſſen! darum beſchloß ich am andern Tage ſie zu ſehen und zu ſprechen, es koſte was es wolle.

Es war diesmal nicht ſo leicht, denn alle Verbindungen zwiſchen unſerm Hauſe und dem des Freiherrn waren ſeit ſeiner zweiten Vermählung abgebrochen, doch vertraute ich meinem Glücke und meiner Erfindungsgabe, welche jetzt, neuerſtanden mir ein Dutzend verworrner Plane zur Bearbeitung verwarf. Vor allem ſchrieb ich auf das feinſte Papier, im niedlichſten Sedezformat, mit den winzigſten und zierlichſten Buchſtaben ein gluthathmendes Briefchen, in welches ich meine Liebe, meine Verzweiflung über die erhaltene Nachricht, Furcht und Hoffnungen, Bitten und Beſchwörungen zuſammendrängte; ich rollte das Billet ſo klein zuſammen, daß man es mit einem Roſenblättchen hätte bedecken können, dann warf ich mich in die eleganteſte Kleidung, und ging aus, um von dem Zufalle das Vehikel meines Beſuches zu erwarten. Die nächſte Straßenecke bot es mir.

Ein breiter Anſchlagzettel verkündete für den Abend das Concert eines fremden Virtuoſen. Schnell war mein Plan geordnet, ich flog in die Wohnung des Künſtlers, kaufte ein halb Dutzend Entrée-Billete und ließ mich wohlgemuth bei der Freifrau melden. Sie empfing mich ſehr förmlich, aber ſehr artig; ich erzählte ihr von meiner Freundſchaft mit dem Flötenſpieler, welcher mich gebeten hätte, für den Abſatz ſeiner Karten mitzuwirken, und bot ihr dieſe an, indem ich ihre allbekannte Kunſtliebe in artigen Phraſen erhob. Die Geſchmeichelte nahm für ſich und ihre Tochter, zahlte, dankte, und an meinen Anſchlag verzweifelnd, wollte ich eben Abſchied nehmen, als Lottchen hereintrat. Ich näherte mich ihr ehrfurchtsvoll, nahm ihre Hand ſie zu küſſen, und drückte mit einem bittenden Blicke das Briefchen zwiſchen ihre niedlichen Finger, die ich ſchnell fahren ließ, um das Zurückgeben zu verhüten. Raſch wandte ich mich zur Freiin, ſagte leichthin, wie ich ſo glücklich geweſen ſei, das gnädige Fräulein als Kind oft zu ſehen, und etwas nachdrücklicher, daß ich nun ſchon ſeit Jahren ſie nicht mehr erblickt habe, verſprach für den Abend die beſten Plätze zu beſorgen, und ging mit einem letzten Blick auf Lottchen, welche mit dunkelglühenden Wangen und geſenkten Augenwimpern daſtand. Mir bangte vor dem Erfolge, denn ich mußte fürchten, daß die Mutter des Fräuleins Beſtürzung bemerken, in ſie dringen, und dieſe Alles verrathen würde. Mit pochendem Herzen ging ich ſchon früh in den Concert-Saal, um drei Plätze in der erſten Reihe in Beſchlag zu nehmen, noch ängſtlicher trat ich den Damen entgegen, ſie dahin zu führen, aber die Freundlichkeit der Freifrau beruhigte mich ſchnell, und ich bebte vor Wonne, als Lottchen mir erröthend ein Zettelchen in die Hand ſchob. Ich eilte in das Nebenzimmer und las die wenigen Worte, die mein Glück verbürgten. „Ich halte meine Schwüre, und liebe nur Dich.“ Aber das Ich war unterſtrichen; wohl fühlte ich den gerechten Vorwurf, und ſchwur, indem ich die lieben Zeilen tauſend Mal an die Lippen drückte, ihn nie wieder zu verdienen. Freudeſtrahlend kehrte ich in den Saal zurück, die Geliebte mußte es ſehen, wie hoch ſie mich beglückt hatte; auch über ihr holdes Geſichtchen zuckte der verklärende Schimmer inniger Luſt; es war ſeit Jahren wieder der erſte, ganz helle Augenblick in mir; die Muſik ſteigerte meine Empfindung und trug eine Fülle von Seligkeit in mein inneres Leben; ich ſchwebte auf den Fittichen der Harmonie zu den Regionen nie gekannter Luſt, nimmer hatte ich die Macht der Töne ſo gefühlt, und nur wenn der Angebeteten Auge mich ſuchte, verhallten ſie in dem Sphärenklange in meiner Bruſt, und zerrannen in Einem überirdiſchen Accorde, den ich nicht mit dem äußern Sinne, den ich mit der Seele vernahm.

Auch der Bräutigam kam ſpäter in den Saal. Schon wollte ich mich ihm anſchließen, denn es hätte mir gar herrlich gedäucht, mich durch den Nebenbuhler ſelbſt in das Haus einführen zu laſſen, aber ſelbſt dieſe Hoffnung hielt nicht gegen die enorme Fadaiſe des jungen Mannes, der, nachläſſig an einen Pfeiler gelehnt, in einem unangenehm näſelnden Tone ſo viel albernes Zeug von Stapel laufen ließ, daß ſelbſt die entſchloſſenſten Paraſiten ſich von ihm wegſchlichen.

Was lag mir auch überhaupt noch daran, in das Haus zu kommen? war ich doch ihrer Liebe, ihrer Treue gewiß, alles andre ſchien mir Spielwerk.

In der That verging von dieſem Abende an kein Tag, ohne daß ich ſie geſehen hätte. Noch beim Herausgehen hatte Lottchen die Duplik auf ihre Replik. Kirchen, Theater, Promenaden wurden die Vereinigungsplätze; und als erſt der Carneval mit ſeinen Bällen und Maskeraden kam, waren der Gelegenheiten uns zu ſehen, zu ſprechen, die Hände zu drücken, ſelbſt zu küſſen, übergenug.

Doch mitten unter dieſen Himmelsfreuden trat die Gefahr immer näher und drohender heran; auf Oſtern ſollte die verhaßte Hochzeit ſein, und wir wußten durchaus kein Mittel, ſie zu hintertreiben. Das Einzige, welches ich kühn vorſchlug, Entführung, wurde von Lottchen unwiderruflich verworfen. Ehre und Kindespflicht ließen ſie vor dieſer Ausflucht zurückſchaudern, ſie verbot mir ſogar, davon zu ſprechen und zu ſchreiben, um mit ſolchen Gedanken nicht vertraut zu werden. So lange ich die Geliebte täglich ſah, vergaß ich über der ſchöneren Gegenwart die trübe Zukunft, als aber die nahende Faſtenzeit die Geſelligkeit in gar enge Schranken zu bannen drohete, wurde mir bänger und immer bänger.

Es war Faſtnachts-Dienſtag, der Ballſall erfüllt. Alles wollte noch genießen, denn der zwölfte Glockenſchlag ſchloß auf lange den Freudenkreis. In einen unſcheinbaren Domino gehüllt, um ja nicht aufzufallen, war ich ſtets in Lottchens Nähe; immer ſuchten und fanden ſich unſere Blicke, oft unſere Hände, und jeder leiſe Druck drang in fühlbaren Schwingungen des kochenden Blutes bis zum Herzen. Ich hatte mir bis jetzt das Vergnügen verſagt, mit ihr zu tanzen, die Nymphengeſtalt im Walzer zu umſchlingen, erſt gegen Mitternacht trat ich mit ihr zum letzten, mir aufbewahrten Tanze in die Reihen. Wie ward mir, als ich den Arm um dieſe zarten Formen legte, ihre niedlichen Finger auf meiner Schulter ruhten, und ſie traulich neckend drückten, als ihre Rechte jetzt in meiner Linken, ihr Herz an meinem Buſen zuckte, und wir engumſchlungen, als gälte es uns für die Ewigkeit feſtzuhalten, durch die Reihen flogen! Es war einer der ſchönſten Augenblicke in meinem Leben. Koſende Worte flogen unter dem Getöne der Flöten von Lippe zu Lippe, ich wiegte mich mit ihr in ſüße Vergeſſenheit aller Gefahren; da fiel die Muſik mit einem Male in den raſchen Takt des Hopswalzers; des Piecolo's gellende Töne, die ſchmetternden Trompeten kreiſchten in die Saiten-Inſtrumente, wilder wirbelten die Tänzerpaare in raſenden Schwingungen; auch uns riſſen Jugend und Kraftgefühl in das Toben der Menge, wir ſtürmten wie wahnſinnig durch die dichtgedrängten Reihen. „Und immer weiter, hopp, hopp, hopp, geht's fort im ſauſenden Galopp," lachte mein Vordermann, ein Offizier der Reitergarde zu ſeiner Tänzerin herab. In dem Augenblicke verſtummten die Inſtrumente mit einem letzten gewaltigen Aufſchreien; die Paare ſtanden, auf dem Orcheſter ſchlug eine Glasglocke, die dumpfe Thurmuhr der Kathedrale nachſpottend, zwölf, und mit dem letzten Schlage ertönte eine Trauer-Intrade von gedämpften Trompeten und Pauken. „Der Faſching iſt todt," flüſterte es leiſe, und Alles blieb eine Minute wie gefeſſelt und gelähmt, dann löſte ſich das Schweigen in ein wildes Getöſe; die Einen wollten noch tanzen, und riefen heiſer: „Muſik! Muſik!" Andere wollten ſich todtlachen über den Einfall des Muſikdirectors, mir aber ward es ſehr ernſt zu Sinne und eine bange Ahnung flog in mir auf. „Die

Freude iſt todt!“ klangs in meinem Innern; ich ſah auf Lottchen; erſchöpft von der Anſtrengung des Tanzes zitterte ſie todtenbleich in meinen Armen, mir ward es, als hielt ich eine Leiche. Da drängte ſich der Bräutigam zu uns, ſie zu holen; ich hatte nicht die Kraft zu einem Abſchiedswörtchen, nicht zu dem leiſeſten Händedruck; ſtarr blieb ich ſtehen, als ſie ſchon längſt verſchwunden war, die Trauertöne hallten in mir nach, wie Todtenſchädel grinsten mich die Masken an, die Tabaro's wurden zu Leichenmänteln, ein eiſiger Schauer zuckte mir durch Mark und Bein; und ich eilte aus dem Tempel der Freude, um der Ahnung des Verderbens zu entfliehen.

Die trübſelige Faſtenzeit ſchlich mit bleiernen Füßen an mir hin, die Sonne trat endlich in den Widder.

Der gewaltige Föhn trieb die ſchweren dunkeln Wolken gen Norden und ſchmolz den letzten Schnee in Gruben und Schluchten, hinter ihm trat der Frühling einher, im Schmucke zarter Keime. O wie war mir ſonſt ſo wohl geweſen bei dieſer Auferſtehungsfeier, wie wehmüthig jetzt! wie gern hätte ich die traurige Faſtenzeit zu Jahren ausgedehnt, und alle Reize der aufblühenden Natur gegen die dauernde Winternacht der Polarländer vertauſcht, um nur dem gefürchteten Feſte dieſer Oſtern zu entgehen! Ich trieb mich unruhig durch Feld und Wald, aber nicht des neuen Frühlings zu genießen, ſondern um durch körperliche Thätigkeit das erdrückende Gefühl zu beſchwichtigen, welches auf mir laſtete, und mich der Geſellſchaft zu entziehen, die mir fürchterlich geworden war, weil man überall nur von den prächtigen Anſtalten zu Lottchens Vermählungsfeier ſprach. Mir war zu Muthe, wie an jenem Tage, als man mich zwang zum erſten Male einer Hinrichtung beizuwohnen, ich hätte mir ſelbſt entfliehen mögen, und manchmal zuckte es in mir wie Gedanken an Selbſtmord, um dieſes ungeſtüme Klopfen des Herzens, dieſe ewige Bangigkeit, dieſes ängſtliche Schwanken zu enden.

Schon als Knabe hatte ich die Gewohnheit, bei dem wilden Anſtürmen der Empfindungen zur Lectüre zu flüchten, um durch das Hingeben an fremde Gedanken meine eignen auf einige

Zeit in den Hintergrund zu drängen. So dämmte ich die erſte heftige Aufwallung, und konnte ſpäter auf mich ſelbſt zurückkehrend, mich ſelbſt kräftiger meiſtern.

Auch diesmal wollte ich das bewährte Mittel ergreifen, aber irgend ein Dämon ſchob mir ein Werkchen unter, welches Öl ins Feuer goß, indem es ganz meine eigne Lage ſchilderde. Der Titel dieſes Buches iſt: **Fiormona** oder **Briefe aus Italien**, der Inhalt: die Liebe eines Jünglings zu einer jungen Gräfin, oder Marcheſe, welche ſchon die Braut eines Andern iſt. — Ich las, ich verſchlang und meinem unſtäten Schwanken war ein Ziel geſetzt, ich wußte endlich was ich konnte und wollte.

In dem Roman gewährt das Mädchen dem Geliebten eine nächtliche Zuſammenkunft, welche Alles umgeſtaltet; ſie war mit ſo verführeriſchen Zügen geſchildert, ich lechzte nach ſolch einer Stunde, ich mußte ſie erringen. Noch konnte ich das Wie? und Wo? nicht beſtimmen, aber es mußte — mußte ſein; ich ſetzte Leben und Seligkeit an eine Nacht; vergebens rief der Warner in meiner Bruſt; die Stimme der Verführung lockte mächtiger, die losgebundnen Sinne riſſen mich unaufhaltſam hin. Ich ſchrieb an Lottchen beinahe in denſelben Ausdrucken wie der Jüngling im Buche — ſie waren ſo ganz aus meiner Seele geſchöpft — aber die Antwort des deutſchen Mädchens war ganz verſchieden von den glutathmenden Zeilen der Italienerin; Tugend, Ehre, die holdeſte Sittſamkeit redeten hier ihre kräftige Sprache. Ich Wahnſinniger blieb taub. Noch mehr, ich ſendete Lottchen das Buch; ich hoffte, es würde das verrätheriſche Feuer auch in ihr entzünden, welches in meinem Buſen loderte, und ich hatte nicht ganz geirrt. Ein anderer Geiſt athmete aus der Geliebten nächſtem Briefe, und die Accente der Schaam ſchienen ſich nur mühſam aus dem wollüſtigen Girren der Sehnſucht aufzuringen; es war nicht mehr der reine Genius der ſelbſtbewußten Tugend, der mir widerſtand, ſondern nur Furcht vor Entdeckung, vor den Folgen.

Ich will mein Verbrechen nicht beſchönigen, ich will es in ſeiner ganzen Blöße zeigen; mir gewährte der Beweis hinſterbender Unſchuld eine ſataniſche Freude, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, ſie ganz zu morden. Der unſelige Zufall begünſtigte meinen Plan.

Die Freifrau wurde krank. Der finſtere Aberglaube gehört zu den Schwächen der Ungebildeten; daher hoffte ſie nur von dem Wunder eines Gnadenbildes ihre Geneſung.

In einer der entlegendſten Straßen der Hauptſtadt thürmte ſich die finſtere Kirche auf, welche die Bildſäule einer Mater Doloroſa barg. Groß war der Glaube des Pöbels an die Wundergaben des heiligen Bildes, und das ganze Jahr hindurch ſah man Andächtige zu ſeinen Füßen betend liegen, doch in der Faſtenzeit war der Andrang ungeheuer, und beſonders am Freitage, als dem Todestage des Sohnes, ſtürmten die Gläubigen zum Tempel der göttlichen Mutter und flehten ihre Vermittlung an. Mit der Abenddämmerung begann der letzte Gottesdienſt. Hundert Kerzen erhellten, doch nur ſchwach, den weiten düſtern Raum, denn ſchwarze Tapeten umhüllten alle Säulen, ſchloſſen die Seitenkapellen und verſchlangen das Licht. Mit ſchwarzem Flore waren die Crucifixe umwunden, in ſchwarzen Sammt das Gnadenbild gekleidet, alle Pracht verbannt, und ſelbſt die ſparſamen Verzierungen nur aus Symbolen des Todes und der Verweſung gebildet. Auch der Muſik-Zauber wirkte hier nicht wohlthuend, ſondern erdrückend; die Orgeltöne heulten in langgehaltenen Noten nach Orlando Laſſo's alter Weiſe; im Uniſono tönte der Choralgeſang, und verſtummte bald vor der lauretaniſchen Litanei, welche das tauſendſtimmige, und doch eintönige „Bitt für uns, und erbarme dich unſer“ grauenvoll durch die Gewölbe hallen ließ.

Dorthin ſandte die Freifrau ihre Töchter, von einer Zofe begleitet, ſie um baldige Geneſung beten zu laſſen.

Da ich jeden Abend um Lottchens Wohnung ſchlich, hatte ich ſie zur Kirche gehen ſehen, und war ihnen dahin gefolgt, eine neue Gelegenheit die Geliebte mit neuen Bitten um die erſehnte Zuſammenkunft zu beſtürmen. Jeden Freitag kniete ich hinter ihr, und flüſterte unter dem Donnergemurmel des allgemeinen Gebetes, ihr meine Beſchwörungen ins Ohr; — umſonſt! — Die Unmöglichkeit ſtand meinen Wünſchen entgegen. So kam der ſchmerzhafte Freitag *), das Hauptfeſt dieſer Kirche heran; es beſchloß die Reihen der Faſten-Andachten.

Schon am frühen Morgen jagten mich alle Furien raſtlos umher. Ich hatte einen Entſchluß gefaßt, und ſchauderte zurück vor ſeiner Vollführung. Liebe und Eiferſucht, glühende Begierde und eiſiger Schrecken kämpften in mir; es war eine Hölle in meiner Bruſt; nach zehn Tagen ſchon ſollte der verhaßte Torus mir das Theuerſte auf Erden entziehen! was ich, der Heißgeliebte, mit heiliger Scheu geachtet hatte, dem gemüthloſen Schwächling verfallen ſein? das war mehr, als ich ertragen konnte. Wohl regte ſich das Gewiſſen, wohl blickte ich mit jeder Stunde, die mich dem gräßlich ſchönen Ziele näherte, ängſtlicher zurück auf Alles, was Tugend, Religion, Sittlichkeit in mir gegründet hatten, aber das Gebäude frommer Lehren war ſchon zu oft von frecher Verführung, vom heilloſeſten Atheismus erſchüttert worden, um

---

*) Der Freitag vor der Charwoche, von den Katholiken vorzugsweiſe dem Gedächtniſſe der Schmerzen Maria's geweiht.

jetzt nicht zuſammen zu ſtürzen im Sturme unermeßlicher Leidenſchaften. Die Stimmen in mir ſchwiegen nicht, aber ich ſuchte ſie zu übertönen durch die Päane befriedigter Luſt. Im wilden Kampfe mit mir ſelbſt ging ich Nachmittags in denſelben Garten, in welchem ich zuerſt die Nachricht von Lottchens Brautſtande erhalten hatte. Ich dachte und trank mich gefliſſentlich wieder in jene trotzige Stimmung, in der mir damals jede Rieſenarbeit ein Kinderſpiel geſchienen hatte; ich berauſchte mich in demſelben Wein und an den Zeilen der Fiormona, die zuerſt das lüſterne Bild der Vorweihe in meine Seele gerufen hatte. Immer üppiger wurde das Colorit meines wachenden Traumes, immer wilder die Sehnſucht darnach; das Abendroth erglühte mir zu ſpät; und als es endlich in furchterlicher Pracht ſeine Flammenblitze aus ſchwarzen Wolken ſchoß, erſchien es meinen ſchwindelnden Sinnen eine Hölle von glühenden Roſen, ein Olymp von verzehrendem Feuer.

Mit wilder Haſt ſtürzte ich das letzte Glas hinunter und ſchwankte nach der Stadt, die im

Widerſchein des weſtlichen Himmels, in dunklen Gluten vor mir lag, wie ein verblühetes Gemälde von Sodom und Gomorra.

Der Märzwind blies ſcharf über die nackten Anger, aber er fachte das Feuer in mir zu heller Lohe an, ſtatt es zu löſchen; ich wußte mich nicht zu faſſen vor wilder Hitze, und es trieb mich im Sturmſchritt der Stadt zu, die, immermehr und mehr erblaſſend, endlich wie eine ungeheuere Leiche auf dem kahlen Felde lagerte; darüber hin zogen die Nebel, und legten ſich wie ein Bahrtuch auf ſie, ſie ganz verhüllend. Ich war noch ziemlich weit entfernt, da klimperte die geborſtene Glocke des Hoſpitals das erſte Zeichen zur Litanei recht heiſer durch die dicke Luft. Schon war ich ruhiger geworden bei den ernſten Bildern um mich her, aber das eherne Zünglein von dem Thurme lockte wie eine alte Kupplerin zur Sünde, und ſpornſtreichs lief ich vorwärts, und ſang, kurzathmend, wie der Gardekapitain beim Hopswalzer des verſtorbenen Faſchings: „und immer weiter hopp hopp hopp, gehts fort im ſauſenden Galopp!“ Ich hatte einen weiten Weg durch die Stadt, und die Nacht war gar unfreundlich herein gebrochen; nur einzelne Flämmlein der Laternen tauchten aus dem Dunkel der öden Gaſſen auf, der Wind klapperte unheimlich mit den eiſernen Fenſterſtäben, und vor mir flatterten die zerriſſenen Rollo's eines unbewohnten Palaſtes wie Geſpenſter in der Luft. Das zweite Zeichen der Zwergglocke war ſchon lange verhallt, und eben tönte das dritte und letzte, da wurden auch die andern Glocken wach, und brummten in feierlichen Klängen des Angelus, zur Ruhe ladend. Zur Ruhe? das fiel mir Ruheſtörer gewichtig auf das Herz, aber ſchneller, ich möchte ſagen ängſtlich ächzte es vom nahen Hoſpitale herab; ein Schritt um die Ecke zeigte mir das ununterbrochene Zuſtrömen der Andächtigen, heller blitzte die Möglichkeit des kühnen Planes vor mir auf, und ich trat unter das Portal.

Feſtgedruckt war Mann an Mann für mich kein Hinderniß. Mein hoher Wuchs ließ mich über die Menge weg zum erſten Kirchenſtuhle ſehen; dort winkt Lottchens Schleier, und in wenig Minuten ſtand ich dicht hinter ihr.

Mir war wunderbar zu Muthe. Vom Weine und raſchem Laufe erhitzt, tobte das Blut ungeſtüm, mir hörbar, ein ſchmerzlich unerträgliches Gefühl, dem ich in jedem Augenblicke unterliegen zu müſſen glaubte. Mir war es, als müßte ich zertrümmert niederſtürzen, mein Kopf brannte und vor den Augen flackerte es mir wie Wetterleuchten; ich war meiner Sinne nicht mächtig. Wild blickte ich um mich her, und alle Gegenſtände erſchienen grauenvoll auf dem ſchwarzen Grunde; die blaſſen Geſichter bizarr von unten beleuchtet durch die kleinen Wachslichter, welche auf den Kirchſtühlen klebten; die ſchnelle Bewegung der ſtummen Lippen im ſtillen Gebete; die gräßverdrehten Augen nein! das war keine Gemeinde von frommen Gläubigen, eine Hölle voll gequälter Sünder. Ich ſah auf Lottchen, ſie kniete vor mir, und nur der zierliche Wuchs, die ſchön gerundeten Arme, des Nackens üppige Fülle war mir ſichtbar und entflammten meine Phantaſie zum Spiel mit frechen Bildern. O hätte jetzt ein Blick von ihren frommen Augen mich getroffen, oder hätte nur eine ſanfte Melodie den ſtarren Krampf meines Herzens geloſt, und mich zu mildern Empfindungen geſtimmt! aber dieſe heulenden Töne mahnten nicht zu Rührung und Ergebung, ſondern regten mich auf zum kecken Trotze.

Es wogte immer heftiger in mir, und als das letzte Amen nun verklungen war, und ſich die zahlloſe Menge zu der Kirchthüre wälzte, drängte ich mich zitternd, und doch feſt entſchloſſen dicht an die Geliebte. Sie drückte mir verſtohlen die Hand. O hätte ſie es nicht gethan! denn verzehrendes Feuer loderte in mir auf; ich ließ die Hand nicht los, und ſtemmte mich kräftig rückwärts gegen den Menſchenſtrom, der links und rechts vorübergleitend, die Schweſter und Zofe von Lottchen trennte, und unaufhaltſam auf die Straße ſchob. Wie wir jetzt die letzten waren, und alle vor uns her uns den Rücken wandten, erſah ich den Augenblick, und drängte raſch das Mädchen hinter eine Tapete, die eine Seitenkapelle verhüllte und von dem Kirchenſchiffe trennte.

Im halben Wahnwitze, bald flehend und bald drohend, beſchwor ich die Zitternde, mir jetzt den Augenblick zu ſchenken, den ich ſo oft umſonſt erbeten hatte. Sie wand ſich weinend in meinen Armen, und bat mich, ſie zu laſſen. Vor dieſen Himmelsblicken zerrann mein frecher Wille; ich ließ ſie, ach! es war zu ſpät.

Die Geiſtlichen kehrten eben aus der Sakriſtei zurück, mit ihnen der Kirchendiener, der die Kerzen verlöſcht hatte. Was ſollten dieſe denken, wenn ſie jetzt hervortrat? Liebe, Furcht und Schaam hielten ſie — ein Augenblick des Zögerns, des Überlegens — da knarrte das Thor in ſeinen Angeln, ſchlug zu, und donnernd dröhnte es wieder an den hohen Gewölben. Das Angſtgeſchrei der Armen, die jetzt um jeden Preis den Sakriſtan zurückgerufen hätte, verhallte wie ein ſchwaches Echo. Wir waren allein.

O hinweg über dieſe Augenblicke, die mir für mein ganzes Leben marternde Reue bereiteten! Das Verbrechen war begangen, es ſollte ſchnell und fürchterlich gerächt werden.

Wir ſaßen, den Himmel und die Hölle im Herzen, auf den Stufen, welche zum Chore führen; nur die ewige Lampe bei dem Wunderbilde glimmte matt, und warf abenteuerliche

Schatten durch die weiten Hallen; ſchluchzend ruhte Lottchen an meinem von Angſt und Luſt bebenden Buſen, und drückte ſich wimmernd dichter und immer dichter an mich, da ſchlug es elf Uhr, das Schloß an der Kirchenthüre knarrte, lautaufſchreiend warf ſich Lottchen auf mich — großer Gott! — der Schrecken hatte das zarte Gewebe ihrer Nerven zerriſſen, heftige Gichter erſchütterten den Körper, die Gebeine knackten, wie brennende Holzſtäbe, die Augen kreiſten in den weitaufgeriſſnen Höhlen, wie flammende Sterne, das holde Geſicht war leichenblaß, und blitzſchnell zuckte die lallende Zunge aus dem gräßlich verzerrten Munde. Und ſtärker knarrte das Thor, und that ſich auf, ich ſah Menſchen, Leuchten, kaum hatte ich Beſonnenheit genug, das im wildeſten Nervenkampfe zuckende Lottchen in meine Arme zu faſſen, und hinter die bergende Tapete zu tragen. Langſam ſchritten die Kommenden vorwärts; es waren die Weiber des Hoſpitals mit ihrem Prieſter und Sakriſtan. Eine der Schweſtern war eben geſtorben, und ſie ſtiegen in die Kirche hernieder, um für ihr Seelenheil zu beten.

O dieſes gräßlichen Momentes in meinem Leben! An meiner Bruſt hielt ich die Geliebte, mit Schmerz und Tode ringend, in mir tobte das Bewußtſein des Verbrechens, Verzweiflung um den Verluſt der Theuern, und Angſt verrathen zu werden durch Lottchens Ächzen. Was ſollte aus uns werden? ihre Schande, mir der Scheiterhaufen, dem damals der Schänder des Heiligthums nicht entgangen wäre. O Tugend! ſchon die Gefühle dieſes Augenblicks waren fürchterliche Rache.

Nach wenig Minuten verſchwanden die Betenden wie geſpenſtiſcher Spuck. Die Thore ſchloſſen ſich wieder. Jetzt brachte ich Lottchen zurück, beſprengte ſie mit labendem Weihwaſſer, und reichlicher mit meinen Thränen.

Wenn die innigſte herzzerreißende Reue eine Sünde büßen kann, ſo löſchte ich ſie ſchon in dieſer ungeheuer qualvollen Stunde. Lautheulend, um jede Folge unbekümmert, wälzte ich mich am Fuße des entweihten Altars. Lottchen erwachte. Langſam kehrte ihr Bewußtſein wieder, das Bewußtſein namenloſen Elendes, aber ihr Schmerz war ſanfter geworden, ihre Stimmung milder. Es war ſchon die Verklärung des Engels; meine Frevelthat hatte ihr Daſein vernichtet, ſie bußte den einzigen Fehltritt mit dem Leben, und hatte mit ihm abgeſchloſſen.

Sie vergab mir, ſie ſorgte nur für meine Sicherheit, und entwarf Pläne, jede Entdeckung der Wahrheit zu verhüten; tröſtete jetzt mich, der im wilden Wahnſinn ſein Daſein verfluchte; vor ihrem Zauber zerfloß die Raſerei in unendlich wehmüthigem Schmerz.

Beſänftigend, ſegnend ſtand die Heilige über dem tiefgeſunknen Sünder. Nach Mitternacht wurde es laut auf der Straße, Fackelglanz ſchlug durch die hohen Kirchfeſter, und wir erkannten durch das Gemurmel der Menge des Freiherrn Stimme. Lottchen ſchlang noch ein Mal die Arme um mich, und ſchwankte in einen Beichtſtuhl nahe der Kirchthüre, indeß ich mich hinter einem Altargerüſte verbarg.

Man drang in die Kirche, viele Leute, Fackeln tragend voran, dann der Freiherr, der lautſchluchzend der geliebten Tochter Namen rief. Lottchen antwortete ſtöhnend aus dem Beichtſtuhle; der Vater jauchzte laut auf, und faßte das Mädchen in seine Arme; ängſtlich hatte man ſie bei allen Bekannten geſucht, als die Schweſter allein nach Hauſe gekommen war, auch beim Sakriſtan nachgefragt, der aber verſichert, daß Niemand in der Kirche geblieben ſei und erzählt hatte, daß er eben dort geweſen wäre, bei dem Gebete für die Geſtorbne, ohne irgend Jemanden erblickt zu haben. Um Mitternacht erhielt ſich der Freiherr nicht mehr, er zwang den Küſter zu öffnen. Staunend ſah dieſer das Fräulein, aber ſie ſprach, ihn entſchuldigend, daß ſie im Gedränge der Menſchen von ihrer Schweſter getrennt worden ſei, und bei dem Streben, wieder zu dieſer zu kommen, einen heftigen Stoß auf die Bruſt erhalten habe, in Folge deſſen ſie zu dem Beichtſtuhle geſchwankt, wo eine Ohnmacht ſie gefaßt gehalten, aus der ſie eben jetzt erſt erwacht ſei. Dieſe Erzählung beruhigte den Freiherrn, aber die Sorge für die Geſundheit der theuern Tochter wurde doppelt ſtark, als dieſe vergebens es verſuchte, mit ihm zu gehen. Schnell wurde eine Sänfte beordert, und der Zug verließ die Kirche.

Mit welchen Gefühlen warf ich mich vor dem Altare nieder, als ich wieder allein war! Mit welchen graſſen Zügen ſtand die Unthat vor mir! Der Hölle Trug war verſchwunden, mein beßres Ich rang ſiegend ſich empor, o daß es zu ſpät war!!

Nicht nur die Religion trat wieder in ihre Rechte, auch der Aberglaube erwachte; ich ſchauderte beinahe eben ſo ſehr an dieſer Stätte gefrevelt zu haben, als vor dem Frevel ſelbſt; vor meiner kranken Phantaſie ballten ſich wunderſchreckliche Gebilde zuſammen, jedes Kniſtern machte mich beben, jeder Schatten ſchien mir ein dräuendes Geſpenſt. Erſt der Morgen erlöſte mich von dieſen furchtbaren Geſtalten. Sobald der Küſter die Kirche geöffnet, ſchlüpfte ich hinter meinem Verſtecke hervor, und wankte nach Hauſe; aber krank an Seele und Körper konnte ich mein Bett nicht mehr verlaſſen. Ein hitziges Fieber überfiel mich, und gaukelte mir in ſeinen häßlichen Träumen noch ein Mal alle jene Scenen vor, und immer wieder vor, bis die abgeſpannten Fieber ſie nicht mehr faſſen konnten, und ich in lethargiſchen Schlummer verſank.

Am zehnten Tage nach jener unſeligen Nacht erwachte ich wieder zum Leben. Die Sonne blickte durch das geöffnete Fenſter, an dem ſich bunte Blumen wiegten, die balſamiſche Frühlingsluft zog durch das Zimmer und erquickte mich kräftig. Neben meinem Bette ſaß meine gute Großmutter, leſend, und auf meinen Schlummer achtend; als ich die Augen aufſchlug und ein tiefes erleichterndes Ach! ſich aus meiner Bruſt hob, faltete die fromme Frau die Hände, und beugte die zitternden Kniee, um dem Schöpfer ihren Dank zu ſtammeln. Ich reichte ihr matt die Hand, aber ſie deutete aufwärts, ohne ſie zu nehmen, und große Thränen rollten über ihre tiefgefurchten Wangen. Dann ſtand ſie auf, befahl mir Schweigen an, und ging ſo haſtig als ihr hohes Alter es geſtattete.

Mühſam ſuchte ich die Vergangenheit zu entwirren, die wie ein dunkler Traum hinter mir lag, da kamen Eltern, Brüder und Schweſtern, den Verlornen im neu errungnen Leben zu begrüßen, und auch das Geſinde drängte ſich an die Thüre und flüſterte Wünſche und Segnungen zu mir herüber. Tief rührte mich dieſe Liebe.

Mein Vater aber ſtand mit hoher Rührung an meinem Bette, meine Hand leiſe haltend, und neben der unverkennbaren Freude hing doch eine trübe Wolke an ſeiner Stirne. Die Großmutter jagte ſcheltend die Leute wieder fort, die ſie ſelbſt herbeigerufen hatte, und ſelbſt der Vater durfte nicht bleiben, weil dem Kranken Ruhe gebühre. Eine fürchterliche Ruhe! ſie ordnete die dunkel verworrnen Traumbilder zur vernichtenden Wahrheit; ich wollte ſie nicht glauben, wollte noch zweifeln und nur die Phantaſie des Fiebers zum Verbrecher ſtempeln. So lag ich hoffend, zweifelnd dieſen Tag und noch den andern. Am Abende des zweiten Tages — die Großmutter war eben wieder allein bei mir — erklangen plötzlich alle Glocken. „Iſt's Oſterabend?“ fragte ich, „läutet man zur Auferſtehung?“

„Ei behüte!“ ſagte die Großmutter; „es iſt Oſterdienſtag; ſeit elf Tagen liegſt du Angſt-

Kind ſchon; aber eine Auferſtehung bedeutet es doch; ein Engel iſt zu ſeiner Heimath eingegangen.“

Ich athmete ſchwer, und mein Blick harrte zitternd der Entſcheidung, die ich nahen fühlte.

„Sie war zu gut für dieſe Welt,“ fuhr die Großmutter fort, „geſtern ſollte Hochzeit ſein, und vorgeſtern ſtarb ſie. Man läutet ihr Begräbniß ein. Das arme Fräulein Lottchen!“

„Heiliger Gott! ſo iſt es wahr!“ ſchrie ich auf, und ſtürzte zurück in ein Meer von Leiden. Heftiger tobte die Krankheit; ich hoffte Erlöſung durch ſie, Vereinigung mit Lottchen — vergebens!

Monate lang lag ich auf dem Schmerzenlager, meiſtens in dumpfer Bewußtloſigkeit; die ſorgfältigſte Liebe erhielt mir ein Leben, welches mir zur Laſt war; ich beſchloß die wohlthätigen Folgen dieſer Vorſorge zu vereiteln und verweigerte Arznei und Nahrung. Mein Vater aber trat zu mir, und befahl Jedermann ſich zu entfernen. Lange betrachtete er mich ſchweigend und eine Thräne füllte ſein ſchönes Auge. „Sohn!“ begann er endlich, „häufe nicht Verbrechen auf Verbrechen, werde nicht zum Selbſtmörder. Lebe, um zu büßen, um gut zu machen!“

Er wußte Alles; ſchon den erſten Morgen hatten meine Fieberphantaſien ihm Manches verrathen, meine Abweſenheit in jener Nacht, Lottchens Unfall, der ihm erzählt worden war, hatten ihm das fürchterliche Geheimniß ganz entdeckt, aber er war auch der Einzige, welcher es wußte. Mit Kraft und Würde ſprach er über meinen Frevel und meine Pflichten für mein künftiges Leben. Er bat, er befahl, ich gehorchte. Langſam ging ich der Geneſung entgegen, und ſobald meine Kräfte es erlaubten, reiſete ich nach der Univerſität.

Es ſind nun mehr als zwanzig Jahre und ich habe auch Späteres zu bereuen, aber keine Erinnerung laſtet ſo fürchterlich auf mir, als dieſe. Die Unthat blieb verborgen, und hatte durchaus keine äußern üblen Folgen für mich, aber deſto fürchterlicher waren die innern; mein Gewiſſen ſtrafte mich um ſo ſtrenger, und wenn ich in der Folge oft ſchuldlos litt, wenn ich, ein Geächteter, raſtlos fliehen mußte, oder in

Amerikas glühenden Savannen, oder in den Gefängniſſen der peniniſchen Alpen hülflos ſeufzte, dachte ich an Lottchen, und ſprach mit ſtiller Ergebung: Ich leide mit Recht. Nie habe ich wieder ein Weib berührt; mein Frevel hatte mir jeden Anſpruch auf Glück geraubt; und ich war unerbittlich ſtreng gegen mich. Lottchens Andenken ward zur Furiengeißel für mich und trieb mich über Land und Meer, von Schlacht zu Schlacht. Mein Leben war eine ſtete fürchterliche Buße und wird es ſein, bis zu meinem letzten Athemzuge.“

Der ernſte Erzähler ſchwieg; aber wir Alle ſchwiegen gleich ihm. Es war, als ſei Lottchens Geiſt zürnend und drohend im Rauche des verglimmenden Feuers durch unſern Kreis gefahren. Kein leichtfertiges Wort wagte ſich, ſelbſt über die Lippen der loſeſten Geſellen, über alle Geſichter war ein ſchauerlicher Ernſt gegoſſen, und die Dunkelheit, die immer mehr Sitz in unſerm Kreiſe behauptete, war ſeine würdige Genoſſin. Nur dann und wann blitzte das Feuer auf, dunkelglühend eilten die Kohlen dem Erlöſchen zu, und das Geſicht des

Hauptmann war nur noch düſterroth erleuchtet. Ich, der ich ihm zunächſt lag, ſah ein Paar Thränen aus ſeinen Augen rinnen. Sie fielen mir aufs Herz und haben mich tugendhafter gemacht, als alle Moralpredigten und Lehrer, alle kaltfrommen Ermahnungen meiner Eltern.

Der heiligſte Vorſatz wuchs in meinem Herzen auf, niemals an der Unſchuld eines Weibes zu freveln; ich habe ihn treu gehalten. Der Hauptmann v. L., den wir nach der letzten Schlacht unter den Todten fanden, wurde der Genius manches edeln Mädchens; denn ich bin überzeugt, daß in den Herzen der meiſten Zuhörer ähnliche Gefühle und Entſchlüſſe, wie in dem meinigen auflebten, und — ich hatte darauf Acht — niemals habe ich von einem derſelben einen Frevel gehört, den ſie zu belachen ſonſt nur gewohnt waren.

Judith von Siena.

Novelle.

1.

Die Signoria war in der Balia verſammelt, und die Popularen, auch Monte del Popolo genannt, der zweite und eben mächtigſte Stand in Siena, meiſt aus Wechslern, Krämern und begüterten Handwerkern beſtehend, verlangte von den übrigen beiden Ständen, dem Monte der Nove, der die reichſten und vornehmſten Einwohner, die alten patriciſchen Geſchlechter und viele vom Adel in ſich faßte, und dem Monte der Riformatoren, der die gemeinen Handwerker und unbegüterten Bürger zu ſich zählte, mit wildem Geſchrei Staatsveränderungen zu ihrem Vortheil. Es ging hitzig zu. Da hielt ein Mann ſein ſchäumendes Pferd vor der Balia und fragte nach dem Gonfalionere Lucio Piccolomini, wurde alsbald vor denſelben gebracht, und überreichte ihm, in einem Nebenzimmer, abgeſondert von der Verſammlung der Signoren, ein Schreiben. Sobald der Gonfalionere Kenntniß vom Inhalte deſſelben genommen hatte, beſchied er die eigentlichen Regenten der Stadt (noch Einen von den Nove — er ſelbſt war der Andre — drei Popularen und zwei Riformatoren) zur ſchnellen geheimen Berathung in das Zimmer. Nach einer halben Stunde eilte jeder ſeinem Hauſe zu, und Beſtürzung ſtand auf ihren Geſichtern.

Mit einer ungewohnten, weder die Würde ſeines Amtes und der ſchweren reichen Kleidung deſſelben, noch dem männlichen Alter des Gonfalionere angemeſſenen Haſt ſchritt er über die Straßen, und trat in ſeine vornehme Behauſung. Der ſtarke Geſang einer reinen ſchönen weiblichen Stimme tönte ihm entgegen, von einem kunſtfertigen Saitenſpiel begleitet. Dann und wann fiel eine eben ſo ſchöne Männerſtimme ein, gleichſam aufbrauſend in leidenſchaftlicher Heftigkeit und eben ſo auch wieder verſtummend. Die Spannung in des Mannes Geſicht wich einen Augenblick einem Lächeln der Zufriedenheit, und als ſein koſtbar geſchmückter

Fuß den Boden des weiten ſtattlichen mit allerlei Ritterzier ſchön decorirten Gemachs berührte, nickte er mit väterlichem Wohlwollen ein Paar jungen Leuten zu, die ſich dort befanden und von welchen der Geſang ausging. In der Fenſterbrüſtung ſaß eine wohlgebildete Jungfrau mit einer Laute, und ihr dunkles Auge ſah nach einem Jünglinge empor, der mit ſeinem prächtigen Waffenſchmuck beſchäftigt war. Wie die blühende Phantaſie der Hellenen ſich ihres Kriegsgotts lieblich-kräftige Geſtalt dichteriſch ſchuf, Form und Haltung flammende Jugendluſt, glühender Muth, der Blick des großen ſchwarzen Auges, gewaltig kühner Trotz und ſtürmiſche Fordrung liebender Zärtlichkeit des ſchönſten Weibes, wie die unſterblichen Sänger den unverſöhnlichen, erzgepanzerten, oft ſchrecklichen Sohn des Jupiter und der Juno, den feurigen Geliebten der Venus, den herrlichen, beglückten Erzeuger des jugendlichen Liebesgottes dichteten und bildeten: ſo ſchön, ſo edel, ſo muthig, ſo trotzig ſtand jener Jüngling dem eingetretenen Manne gegenüber, neben der ſingenden Jungfrau. Sie war hoch gewachſen und ſtolz, aber ſie glich ihm zu ſehr, eine ernſte, erhaben ſchöne Minerva, keine Venus; er aber war der Ares.

„So recht,“ ſagte der Gonfalionere, nachdem ſein Auge einige Momente mit dem freundlichſten Ausdrucke des Wohlgefallens auf dem Paare geruht hatte, „Ihr vertreibt euch die Zeit ſchön zuſammen. Es gefällt mir von Dir, Antonio, daß Du Roſalba Geſellſchaft leiſteſt. Doch es thut mir um ſo weher, daß ich euch jetzt trennen muß.“

„Trennen?!“ ſagte das Mädchen mit einer klangvollen, herrlichen Stimme, deren Ton aber von Schrecken und Schmerz gleich ſtark angefüllt war und trat auf den Sprecher zu, eine hohe, ſchlanke Geſtalt.

„Nur für einige Tage,“ begütigte ſie der Gonfalionere; „die Pflicht ruft ihn. Entlaß ihn deshalb ſeines ritterlichen Dienſtes bei Dir auf eine kurze Zeit, und bitte für ihn bei der heiligen Catterina von Siena; denn er wird einen Feldzug machen zum Beſten ſeiner Vaterſtadt.“

„Krieg!“ rief Antonio mit funkelnden Augen; „wo? mit wem?“ und ſtand fragenden erwartungsvollen Blicks waffenrauſchend ſeinem Vater gegenüber.

„Komm," verſetzte der Alte, „die Kunde taugt nicht für das Ohr meiner lieben Mündel; auch iſt's ein Männergeheimniß." Damit zog er den Sohn fort in ein andres Zimmer des Hauſes. Dort ſprach er: „Es iſt mir eine geheime Botſchaft von Florenz zugekommen, daß unſre Vertriebenen ſich vereinigt und an den Herzog Alfons von Calabrien mit der Bitte gewandt haben, ſie bei einem Überfall der Stadt zu unterſtützen. Er hat ihnen Hülfsvölker geſchickt und ſie verſammeln ſich an der Grenze des Kirchenſtaats. Papſt Sixtus begünſtigt ihr Vorhaben, und ſein Sohn der Graf Girolamo von Forli wird ihnen behülflich ſein. Alle Seneſen, welche ſich in Florenz aufhielten, ſind bereits abgereiſt. Es ſoll dies Mal einen Hauptſturm geben. Man hat mir entdeckt, daß ſich unter den hieſigen Nove eine Verſchwörung zu Gunſten ihrer vertriebnen Verwandten gebildet, daß die Verſchwornen mit den Exilirten im Einverſtändniß und von dem beabſichtigten Überfall wohl unterrichtet ſind. Das Haupt der Verſchwörung bildet die Familie Petrucci, und der junge feurige Pandolf *) ſoll auch Deinen Bruder gewonnen haben.“ —

„Ghino unter den Verſchwornen?“ rief Antonio. „Seht, ſeht den heimtückiſchen Schleicher!“

„Ich kenne ſeinen verſchloßnen Charakter. Ich werde mit ihm reden; denn er iſt doch mein Sohn. Vergiß auch Du nicht, daß er dein Bruder, dein einziger Bruder iſt. — Unter den Vertriebenen, welche gegen ihre Vaterſtadt ziehen, befinden ſich auch die Salimbani, Roſalba's Vater und Bruder; deshalb darf ſie nichts von deinem Zuge wiſſen; auch der finſtre unbeugſame Mariano Placidi iſt dabei, mein Jugend- und Waffenfreund, lauter gewichtige Männer, voll Muth, Entſchloſſenheit und Todesverachtung. Es gilt alſo, daß wir ihnen kräftig begegnen. Sie kommen morgen oder übermorgen durch die Päſſe bei Salvator. Dort müſſen wir ihnen den Weg verlegen. Verſammle deshalb ſchnell die ganze Reiterei der Stadt

---

*) Dieſer wurde einige Zeit ſpäter Oberhaupt der Republik mit fürſtlicher Gewalt, aber ohne Titel.

und eile nach jenen Päſſen. Dort legſt Du dem anrückenden Feind Hinterhalt, ſchlägſt und zerſtreueſt ihn. Sei vorſichtig, daß ſie nichts von Dir erfahren. Hier bleibt der eigentliche Zweck deines Auszuges Geheimniß. Wir ſprengen aus, es gälte, den Florentinern unſre Grenzſchlöſſer wieder abzunehmen. Kehre ſiegreich heim, mein geliebter, mein liebſter Sohn, und den Retter der Vaterſtadt wird Roſalba am ſchönſten zu belohnen wiſſen. Dein Hochzeitfeſt wird ganz Siena feiern, es wird ein Volksfeſt werden, und dein Vater, alle deſſen Wünſche und Hoffnungen Du ſo ſchön, ſo kindlich gehorſam erfüllſt, der glücklichſte Vater in ganz Siena ſein. Nimm von Roſalba Abſchied, und geh', eh' Du ausziehſt, ins Dominikanerkloſter, küſſe dort das Haupt der heiligen Catterina von Siena, damit ſie Dir beiſtehe und eile dann, was Du vermagſt, unſern Feinden zuvorzukommen."

„Ich eile," verſetzte Antonio mit Haſt. „Nur über meine Leiche hinweg ſoll ihr Weg nach Siena gehen. Aber erlaubt mir zuvor die Frage: haltet Ihr ſie wirklich für unſre Feinde, mein Vater?"

Der Alte ſah verlegen zu Boden. „Nicht doch," ſagte er dann. „Sie ſind unſre Verwandte, Freunde und Standesgenoſſen; ſie gehören dem Adel an, wie wir. Aber wir müſſen ſie bekämpfen, wollen wir nicht endlich auch das Exil mit ihnen theilen oder von ihnen verdrängt werden. Meinſt Du, ſie würden es uns je verzeihen, daß die Piccolomini allein ausgenommen waren, als man alle Adligen in Siena verjagte, weil Äneas Sylvius, der gewaltige Pius II., aus Siena gebürtig, der Wohlthäter ſeiner Vaterſtadt, und unſerm alten Stamme entſproſſen war? Ein andrer Papſt ſitzt jetzt auf St. Pietro's Stuhl; wer kümmert ſich noch um uns, wenn wir nicht ſelbſt für uns ſorgen? Kein Erdenglück iſt ſchwankender, als das ſich an einen Greis knüpft, den man mit der Dreikrone geſchmückt. Die Macht eines Papſtes gleicht einer Erdflamme, die mit grauſiger Gewalt aus dem Boden ſchlägt und eine Minute darauf verlöſcht iſt. Darum ſtütze dich immer auf dich ſelbſt, mein Sohn; Du haſt die Kraft dazu im vollſten Maße. Du bedarfſt keines Andern, und mir — hat es keinen Segen gebracht, daß Pius II. mein Vetter war."

Mit Inbrunſt umarmte er den Sohn und drückte ihn mit unverhohlner Zärtlichkeit an das Herz. Dann ſtürmte der Jüngling zu Roſalba; ein Paar Küſſe brannten auf ihren Lippen, ſchier noch heißer erwiedert, als er ſie gab — Minerva's Kälte beſaß ſie nicht — ihr Buſen hob ſich, und ihre leidenſchaftflammenden Blicke leuchteten ihm noch lange nach, als er ſchon in prächtigem Wappenrock, erzgepanzert, auf ſeinem wilden Roſſe davon gebrauſt war.

2.

Roſalba kniete vor dem Betpult und die Perlen des Roſenkranzes glitten durch ihre Finger, aber ihr Herz war nicht bei dem Gebete für das Heil ihres Geliebten, es flog ihm ſelbſt nach, überwallend vom Glücke erwiederter Liebe. Ihre Lippen richteten Bittworte an die Schutzheilige der Stadt, ihre Seele jubelte, wonneberauſcht, heißen Triumph. Dann erhob ſie ſich raſch, ergriff ihre Laute und was erſt ſtumme ſtürmiſche Empfindung geweſen war, das wurde nun lautes ſtürmiſches Lied. Gewaltige Töne quollen rein und herrlich aus ihrer Bruſt, und die Saiten wurden unter ihren Fingern menſchliche Kehlen und Sängerherzen voll ſtarker Gefühle. Und doch trugen ihr Geſang und ihr Spiel nicht den wahren heiligen Stempel der Muſik; nicht jener Ätherhauch ſäuſelte hindurch, der, ſelbſt ein unſterblicher Geiſt, ein himmelgeborner, in der Menſchen Bruſt die ihm verwandten Geiſter weckt, erhabne, heilige, göttliche Gefühle ausſäet, mit reinen Klangſtrahlen zeitigt und ihre lichtblauen und ſonnengoldnen Blüthen treibt, dieſe ſanft duftenden Kelche, aus denen der Lebenshonig, die zarteſte Geiſtesſpeiſe quillt; ihre Töne waren nicht die holde Genienſchaar, die theils ernſt und ſinnend, theils heiter und ſcherzend, theils wehmüthig lächelnd den Zwiſchenraum zwiſchen hier und dort, zwiſchen der Stoffwelt, in der wir befangen ſind, und der Geiſterwelt, die unſer ahnendes Gemüth in ſeligen Träumen erſchaut, ausfüllt und bevölkert; ſie waren nicht die Blumenleiter immer höher und reiner geſteigerter Empfindung, auf welcher unſre aus ihrem Vaterlande verbannte Seele zu heimathlicher Jugendluſt zurück hinaufſteigt — und das iſt, das ſoll die wahre Muſik, der ächte Geſang ſein: bald leiſe, bald ſtarke Erinnrungen, von Erdennacht verdüſtert und in die Schleier des Staubes gehullt, aber dennoch unausſprechlich ſchöne Erinnrungen an die Jugendblüthenträume unſrer Seele auf einem andern Sterne, die nur anklingen, nie zum Bewußtſein kommen, wie Blitze hervorbrechen aus der Nacht und verſchwunden ſind, aber Tonwellen bluten ihnen nach aus der ſüßſchmerzlichen Seelenwunde, die ſie geriſſen. Das Alles war Roſalba's Geſang nicht. Und doch war er ſchön. Aber die Erde ganz für ſich, hat auch ihr Schönes. Es war ein Geſang, der ſich des irdiſchen Genuſſes freut, jener wilden Liebe, des heißen Blutes Kind, und der Gewalt der Macht, und der Pracht und der Herrlichkeit des Beſitzes auf Erden. Es waren Siegeslieder, die ſie ſang, Siegeslieder befriedigter Liebe; und noch ſchwelgte ſie in üppigen Tonbildern, als die Thüre des weiten Zimmers leiſe geöffnet wurde, und ein ſorgfältig, zierlich und reich gekleideter Jüngling behutſam hereinſchlich. Er war groß und ſchlank, dunkelbraune Locken rollten in ſeinen Nacken, ſeine Stirn hoch, ſein braunes Auge bittend; aus ſeinem gan Weſen ſprach Anmuth und Lieblichkeit. Abe bald entglomm in ſeinen Augen ein unheimliches Feuer, als er ſie unverwandt auf Roſalba's Reize gerichtet hielt. Er hatte ſich ſchon mehrmals verlegen geräuſpert, als die Sängerin eine Pauſe hielt, und er davon Gelegenheit nahm, ſich bemerklich zu machen.

„Du wirſt der heiligen Cäcilie immer ähnlicher, ſagte er ſchmeichelnd. Mit hoher Verwunderung habe ich zugehört, wie Du Dich täglich vervollkommneſt. Ich bin entzückt darüber; denn Du weißt, daß ich für nichts mehr Empfänglichkeit habe, als für die Muſik.“

„Du haſt mich belauſcht, Ghino,“ ſagte Roſalba verdrießlich, „und das iſt nicht fein von Dir. Du merkſt nur immer auf die Fehler, die ich in Geſang und Spiel mache, wie ein ächter Maeſtro, und das mag ich nicht leiden.“

„Kann mein Verſtand dafür, daß es mich

immer in deine Nähe zieht? Ach, er macht ja meinem Herzen die bitterſten Vorwürfe darüber! Aber das tolle Herz kehrt ſich nicht daran. Es wird von Allem, was Du haſt und biſt, unwiderſtehlich zu Dir hingezogen, deine Geſtalt, dein eigenthümlicher Geſang, deine Unterhaltung, ſelbſt die Kälte, mit der Du meine Huldigungen aufnimmſt und oft zurückſtößeſt, ziehen mich immer mächtiger, immer gewaltiger an Dich. Seit dem Tage, wo ich Dich den erſten Griff auf der Guitarre lehrte, war mein Herz dein, aber ſeine Leidenſchaft iſt täglich gewachſen."

„Wie oft hab' ich Dir geſagt, Ghino, daß ich dergleichen Reden nicht hören will und mag. Sie ſind mir zuwider. Ich kann und werde Dich nie — nie lieben, und deshalb verſchone mich ein für alle Mal mit allen Anträgen, die ich endlich durch den Vater zurückweiſen müßte."

Da verzog ſich Ghino's Geſicht recht hämiſch. „Freilich," höhnte er, „bin ich nicht der Lieblingsſohn meines Vaters; er will, daß Du Antonio's Weib werdeſt, und — wie beneid' ich den Glücklichen! — er iſt's auch, der von Dir geliebt wird; der ſchöne, muthige, tapfre

Antonio! Aber bin ich denn häßlich? fehlt es mir an Muth? hab' ich nicht das Schwert geführt, wie er? Ha, lebte meine Mutter noch, es wäre anders! Deren Liebling war ich. Seit wir ſie begraben, bin ich ſo verſtoßen, zurückgeſetzt, auch von Dir, Du Undankbare; denn durch ſie kamſt Du in unſer Haus, als deine Familie verjagt wurde, und ich glaube feſt, ſie hatte Dich zu meinem Weibe beſtimmt. Wie ſchlecht lohnſt Du ihr; wie übel hältſt Du dein Verſprechen! — Und ſiehſt Du denn gar nicht, daß Antonio Dich nicht liebt! Des Vaters ſüße Worte und deine eigne Leidenſchaft müſſen Dich verblenden! Hat er je im Hauſe Ruhe? Verweilt er je lange in deiner Geſellſchaft? Man ſieht es ihm an, wie er ſich langweilt, wie ihn die Ungeduld hinaustreibt unter ſeine rohen Kriegsgeſellen. Fuhlt er ſich je erfaßt von der Macht der Töne, die aus deiner Bruſt quellen? Der wilde Menſch hat keinen Sinn für die Gefühle einer weiblichen Seele; er vermag nicht zu lieben. Und doch — und dennoch hängſt Du dein Herz an ihn und ſtößeſt meines zurück, das Dich zu würdigen verſteht. Es iſt dein

Verderben, wenn Du ſein Weib wirſt, und mich verderbſt Du mit. Ich nur vermag Dich glücklich zu machen; ich nur liebe Dich. Roſalba, habe Mitleid mit mir! liebe mich! werde mein Weib!“ Und zu ihren Füßen ſtürzend, umklammerte er in heftigſter Aufregung ihre Knie, rufend: „Mein, mein mußt Du werden, und nicht dem Verhaßten, der Dich nicht zu ſchätzen weiß. Sträube Dich nicht! Wehre mir nicht mit kalten Worten! Ich laſſe Dich nicht!“

„Bube!“ donnerte des Vaters Stimme hinter ihm, der hereingetreten war und die letzten Worte vernommen hatte. „Schändlicher Bube, Du willſt deinem edeln Bruder die Braut ſtehlen?“ Und glühend roth ward des zornzitternden Mannes Haupt. „Du haſſeſt ihn, Elender, Du haſt es ausgeſprochen. Er aber verachtet deinen Haß. Nicht allein gegen deine Vaterſtadt verſchwörſt Du Dich, auch gegen das Vaterhaus. Ich kenne Dich! Fort aus meinen Augen!“

Ghino ging gebeugt. Er war verwandelt. Tödtliche Blitze leuchteten aus ſeinen Augen auf des Vaters Haupt; ſein Geſicht war zur ſcheußlichen Larve der Bosheit geworden; ſeine Zähne knirſchten, Schaum ſtand vor ſeinem Munde, aber er ging ohne ein Wort zu reden. Nur lautloſe Flüche wälzten ſich in ſeinem Herzen.

3.

Ohnfern des ſchauerlich ſchönen Monte Amirato — des bewunderten Bergs — der ſich in wildromantiſche Thäler zerklüftet, zog ſich ein Weg von Viterbo her in den Staat Siena. Von den Höhen herab ſchlängelte ſich dieſe Straße durch wilde Gründe und drängte ſich nicht ſelten zwiſchen zwei ſteilen Felswänden hindurch; dichte Pinien- und Fichtenwälder waren kaum durch den engen Gebirgspaß getrennt und überſchatteten den einſamen Weg mit ihrem ſchweigſamen Dunkel. In einem engen Seitenthale, deſſen Mündung in den Paß von Wald und Felſen gleichſam verhängt und vergittert war, lag Antonio Piccolomini mit ſeinen Reitern im Hinterhalt. Schon hatte er durch Spione erkundſchaftet, daß die Exilirten von Viterbo herkommen und ſich in Pienza im Seneſiſchen verſammeln würden. Es war Nachmittags, als ſich der erſte Trupp zeigte. Sie ſchienen auf einen Überfall nicht ganz unvorbereitet zu ſein; denn ſie ritten, gut bewaffnet, in einem Haufen ſo dicht als es der ſchmale Weg erlaubte. Antonio warf ſich mit Geſchrei auf ſie; ſeine Augen glänzten, wie die des Tigers, wenn er auf ſeine Beute ſtürzt. Die Angegriffnen blieben weder Geſchrei noch Widerſtand ſchuldig, und die Waffen machten bald Bekanntſchaft mit einander. Inzwiſchen konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben, da Antonio mehre Buchſenſchützen auf die Felſen am Wege poſtirt hatte, welche die hinterſten der Feinde, die wegen der Enge des Paſſes nicht zum Kampfe kommen konnten, mit ihren langen Röhren niederſchoſſen, und die vordern von der Menge der Städtiſchen umgeriſſen und erdrückt wurden. Die vom Berge herab nachrückenden Exilirten ergriffen ſchnell die Flucht, als ſie die Niederlage ihrer Freunde wahrnahmen. Antonio war unter den Feinden ein ſchon bejahrter Mann aufgefallen, der ſowohl durch ſeine hohe edle Geſtalt als durch Muth und Tapferkeit ſich auszeichnete, mit welchen er focht. Schon hatte derſelbe mehre Seneſen mit der Wucht ſeines Schwertes niedergeſtreckt, und bahnte ſich ſo einen Weg, bis er mit Antonio ſelbſt zuſammentraf. Der Kampf war kurz; des Jünglings Schwert ziſchte auf das ehrwurdige Haupt des Mannes herab; ein Blutquell tränkte ſeine Locken, er taumelte und ſank vom Pferde. Sicherlich wäre er hier von den Pferden der Feinde und Freunde zertreten worden, wie es ſeinen übrigen gefallnen Gefährten erging, wenn nicht Antonio, von einem mächtigen Zuge des Herzens getrieben, wovon er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft gab und geben konnte, den ſchwer Verwundeten mit ſtarken Arm ergriffen und in das Thal getragen hätte, wo er im Hinterhalt gelegen. Hier verband er ſo ſchnell er vermochte, die Kopfwunde des Ohnmächtigen, und eilte wieder auf den Kampfplatz zurück. Dort war der Sieg ſchon vollkommen entſchieden. Wer von den Feinden zu fliehen vermocht hatte, war in den dichten Wald geflohen, die übrigen lagen entſeelt am Boden. Der von Antonio verwundete und aus dem Kampfgewühl gerettete Mann war faſt der einzige noch Lebende. Der großmüthige Anführer der ſiegreichen Reiterſchaar ließ eine Tragbahre von Äſten und Zweigen flechten, und nebſt einigen Verwundeten ſeiner Leute auch den ſchönen Krieger darauf legen, deſſen leiſer Athemzug kaum noch einen Funken von Leben verrieth. So zogen ſie zurück und kamen bald in das kleine Bergſtädtchen St. Salvator, über das ein dem Staate gehöriges feſtes Schloß hervorragte. Hier nahm Antonio Quartier, um ſich und ſeine Leute zu erfriſchen, hierher ließ er auch die Verwundeten bringen. Es war unverkennbar, daß er dem Gefangnen eine größere Sorgfalt widmete, als ſeinen eignen Leuten — er ließ ihn in ein beſonderes Zimmer bringen und bettete ihm dort weich — und ſie war einigermaßen durch die ausgezeichnet edle Geſtalt des Verwundeten gerechtfertigt, aber ſie wurde es noch mehr, durch einige Papiere, die der junge Krieger in den Kleidern des ohnmächtigen Alten fand, als er ihn derſelben entledigte, um nachzuſehen, ob er nicht noch außerdem verwundet ſei. Dies war jedoch nicht der Fall. Aus dieſen Papieren, meiſt Briefe andrer Exilirten, erfuhr Antonio, wer der Mann war, und kaum hatte er davon Kenntniß genommen, als er den Feldſcheerer zurückwieß und ſich mit Ängſtlichkeit nach einem geſchickten Arzte erkundigte.

„Edler Herr,“ verſetzte der Befehlshaber der Feſtung, „unſer geſchickteſter Arzt im Städtchen und der ganzen Umgegend iſt die hochwürdige Frau Priorin des Kloſters der barmherzigen Schweſtern zu St. Salvator Dominikaner Regel. Sie wird Euch ihren Beiſtand nicht verſagen.“

„So eilt und holt ſie und verfehlt nicht ihr zu ſagen, was hier Noth thut, damit ſie gleich die rechten Arzneien mitbringe. Und hört, ich wünſche, daß der kranke Mann nicht erfahre, wer ich bin, darum nennt auch der Priorin meinen Namen nicht. Ich werde allen meinen Leuten Stillſchweigen gebieten.“ —

Während der Bote nach der Priorin lief, ſuchte ſich Antonio andre Kleider zu verſchaffen und trat bald in einem unſcheinbaren Gewande wieder an das Lager des Verwundeten, über den er ſich theilnehmend beugte. Da ſchlug dieſer die Augen auf und ſah den Jüngling ſtarr an.

„Haltet Euch ruhig, Meſſer Placidi,“ ſagte Antonio, „es wird bald Hülfe kommen.“ Ein Blick des Angeredeten, deſſen Kräfte und Erinnrungen allmälig wiederkehrten, dankte ihm. Nach einer Weile wurde die Thüre geöffnet und eine hohe Frau trat herein, deren Majeſtät durch die ſchneeweißen Gewänder, die ihren ſtolzen Gliederbau umwallten, um ein Bedeutendes erhöht wurde. Antonio's Blicke waren wie gefeſſelt an ſie. Ernſt und ſchweigend nahm ſie der ihr folgenden dienenden Schweſter einen Kaſten mit Arzneien ab, wuſch die Wunde aus, legte Balſam darauf, verband ſie und entfernte ſich wieder. Der feurige Antonio war plötzlich ein Träumer geworden; er kämpfte mit ſeltſamen Erinnrungen, die die Erſcheinung der Priorin in ihm hervorgerufen hatten, und kaum Erinnrungen zu nennen waren, vielmehr Ahnungen, die ſich geſtaltlos im Nebel längſt vergangner Zeiten bewegten und vergebens Umriſſe zu erlangen ſtrebten. Es war ihm, als hätte er dieſe Frau ſchon geſehen und doch auch nicht; ſie kam ihm bekannt vor und doch auch fremd, es regte ſich eine heilige Liebe für ſie in ſeiner Bruſt und doch drückte ſcheue Ehrfurcht vor ihr die Liebesregung nieder. — Er ſprang heftig auf, rieb ſich die Stirn, um die wirren Träume zu verſcheuchen, und eilte zum Dienſte des Kranken an das Lager deſſelben.

4.

„Ihr ſcheint mich zu kennen, hochwürdige Frau,“ ſagte der Kranke zu ſeinem weiblichen Arzte, „und auch Ihr kommt mir ſehr bekannt vor; doch wag' ich's kaum zu glauben, für wen ich Euch halte.“

„Gebt immerhin Eurer Vermuthung Raum, Meſſer Mariano; ich bezweifle kaum, daß ſie Euch falſch führt,“ verſetzte die Priorin. „Es gab eine Zeit, wo wir uns öfter ſahen.“

„Wie? ſo wäret Ihr wirklich die ſchöne Druſiana, die vielbegehrte Wittwe des alten Cäſar Piccolomini, die ich liebte, wie ich kein Weib mehr geliebt habe auf Erden, der ich

Herz und Hand bot, und die — mich ausſchlug?“

„Ich bin die, welche Ihr meinet, Meſſer Placidi. Und ich würde mich Euch nicht verhehlen, ſelbſt wenn ich Gründe dazu hätte. Aber die ich einſt hatte, mich in dieſen Bergen, in dieſem Kloſter zu vergraben, hat die Fluth der Zeit hinweg geſchwemmt, und gewiß jeden Funken von Leidenſchaft in der Bruſt der Männer erſäuft, die mich nach Ablegung des Wittwenſchleiers wieder zum Altare zu führen begehrten. Ihr waret es nicht allein, Mariano, deſſen Antrag ich zurückwieß.“

„O ich weiß es!“ ſagte der Verwundete ſchmerzlich. „Wer könnte denn jetzt noch die jungen Männer alle zuſammenzählen, die aus Siena, Perugia, Florenz, Rom und andern Städten um Cäſar Piccolomini's jugendliche ſchöne Wittwe, Äneas Sylvius edle Tochter, freieten?

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen und ich habe nur mich ſelbſt im Gedächtniß behalten. Ihr waret aus Siena verſchwunden, Niemand wußte wohin, aber die Liebe zu Euch verſchwand nicht aus meiner Bruſt. Druſiana, ich habe Euch nie vergeſſen können.“

„Nennt mich Schweſter Madalena; das iſt mein Kloſtername,“ ſagte die Priorin ernſt und würdig. „Was konnte ich Beſſeres thun, um mich den Zudringlichkeiten meiner Freier zu entziehen, als mich in die Einſamkeit eines Kloſters zu flüchten? Hier war ich vor allen Nachſtellungen ſicher und ſturmlos iſt faſt ein Vierteljahrhundert über meinem Haupte hingerollt.“

„Aber ich beſchwör' Euch, hochwürdige Schweſter, was konnte Euch bewegen, die geiſtreiche, in Jugend und Schönheit ſtrahlende, allbewunderte Frau, die, von den Banden befreit, welche ſie zwei Jahre lang an einen ſchwachen Greis gefeſſelt hatten, alle Straßen des Lebens zum ſeligſten Glück der Liebe und des Genuſſes geöffnet ſah, was konnte Euch vermögen, von dieſen Anſprüchen zu ſcheiden und ins Kloſter zu gehen? Warum wähltet Ihr nicht unter dem Heere Eurer Freier den, der Eurem Herzen am beſten gefiel? Dann waret Ihr doch alle Andern los. Oder hätte das Herz dieſer ſchönen ſtolzen Frau nie Regungen der Liebe empfunden? Hätte die Herrliche, die des Greiſes Weib wurde, nie für einen Jüngling geglüht?“

„Davon laßt mich ſchweigen, Meſſer Mariano,“ verſetzte die Priorin mit eiskaltem Ernſt. „Man muß die Geiſter abgeſtorbner Tage nicht vorwitzig citiren, ſpuken ſie doch oft genug ungerufen. Ich kam um Euch einen neuen Verband anzulegen. Wo iſt der freundliche Jüngling, der Euch bedient, und mir mit ſo zarter Aufmerkſamkeit beiſteht?“

Antonio wurde gerufen, und war der Priorin zur Hand. Als der Verband angelegt war, ſagte der junge Mann: „Meſſer Placidi und Ihr hochwürdige Frau, entlaßt mich nun des mir liebgewordnen Dienſtes. Unſer Anführer hat den Rückzug befohlen, ich muß ſcheiden.“

„Du willſt mich verlaſſen?“ ſagte der Kranke ſchmerzlich. „Nicht doch, das kann nicht ſein. Ich habe mich dieſer Tage an deine treue Sorgfalt gewöhnt; ich kann Dich nicht entbehren.“

„Bleibt noch!“ ſagte die Priorin mit einem gütigen Blicke. „Auch mir ſeid Ihr lieb und werth geworden. Ich möchte Euch nicht an dieſem Krankenbette vermiſſen."

„Hochwürdige, hochverehrte Frau, ich würde um Euretwillen ſchon bleiben; denn noch nie fühlt' ich ſolch kindlich liebende Ehrfurcht vor einer edeln Frau, wie vor Euch — ach! meine Mutter liebte mich nicht, das vergeb ihr Gott, vor deſſen Angeſicht ſie jetzt ſteht! — Es zieht mich, wie mit magiſchen Banden, zu Euerm Dienſt, aber die Pflicht zieht noch ſtärker."

„Bringe mir deinen Anführer, deſſen Gefangner ich bin, hierher, daß ich deinetwegen mit ihm ſpreche," ſagte Meſſer Placidi. „Ich kann Dich nicht entlaſſen; ich bedarf Deiner zu einem höchſt wichtigen Dienſt; es kann mir Niemand mehr einen wichtigern erweiſen. Geh' hole deinen Anführer."

Antonio zauderte. „Sagt mir, weſſen Dienſtes Ihr mich für würdig haltet?"

„Die hochwürdige Schweſter ſoll ihre Meinung abgeben, ob ſie Dich deſſelben auch für würdig hält. Und danach will ich entſcheiden. — Als ich vor ſechszehn Jahren durch die Gewalt des wüthenden Pöbels mit einer großen

Anzahl andrer Adligen aus meiner Vaterſtadt vertrieben wurde, folgte mir mein Weib mit ihrem einjährigen Töchterlein. Die gräßlichen Mordſcenen in den Straßen und in den Häuſern des Adels, der Verluſt ihrer Angehörigen — ihr eigner Vater war vor ihren Augen vom Volke niedergehauen worden — der Verluſt des Eigenthums, des theuern Vaterlandes, die Schrecken und Mühſeligkeiten der Flucht und des Exils zerſtörten ſchnell das Leben der ohnedies ſchwächlichen Frau. Sie ſtarb ſchon einige Wochen darauf in meinen Armen in Florenz. Mein Kind war jetzt meine Welt. Auf dem Landgute eines Freundes im Arnothale, mehre Meilen von der Hauptſtadt, erzog ich meine Tochter. Ein gelehrter Dominikaner aus einem benachbarten Kloſter unterrichtete ſie, und vertrat meine Stelle, wenn ich auszog, um meine und andrer Exilirten Pläne zur Wiedererlangung unſres Vaterlandes zu verwirklichen. Ach! ſie ſind alle geſcheitert und ich ſtehe am Rande des Grabes. Meine Mariana war ein Engel, mir vom Himmel geſchenkt, mir die Schmerzen meines trüben Lebens zu verſüßen. Ich lebte und webte ganz in ihr; ſie kannte nur einen Wunſch: meine Zufriedenheit. Ermeßt danach, wie unausſprechlich theuer mir dies Kind geworden iſt. Sie kennt die Welt, die Menſchen nicht; ich bin ja der Inbegriff all ihrer Wünſche. Wenn noch ein andrer Wunſch ihre jungfräuliche Bruſt bewegt, ſo iſt es der nach ihrem Vaterlande, das ſie nicht kennt, das ſie aber mit glühender Begeiſterung liebt, mit einer kuhnen, gewaltigen Liebe, die ich in ihre junge reine Seele gegoſſen habe. Erſt kommt ihr Vater dann Siena, und ſie ſelbſt hat mich dies Mal, eine Heldenjungfrau, zum Kampfe gerüſtet, der ſo unglücklich für mich ausgefallen iſt. Ich fühle, ich werde Siena nie mehr ſehen, die Vaterſtadt, auf die mein heißes Streben ging, iſt für mich verloren; ach! ich werde dies Bergſchloß nicht mehr verlaſſen. An meinem Herzen frißt ſchon der Tod; nicht die Wunde allein iſt es, die mich ins Grab bringt, ſie iſt nur die mittelbare Urſache. Nur ein Wunſch, nur ein Verlangen, nur eine Sehnſucht bewegt noch das allmälig erſtarrende Herz, aber dieſe Sehnſucht iſt auch heiß und gewaltig und gibt mir noch

Lebenskraft und Wärme. Ich möchte meine Mariana um mich ſehen, von ihr gepflegt ſein, in ihren Armen ſterben.“

„Ihr werdet nicht ſterben, Meſſer Mariano,“ tröſtete die Priorin. „Eure Wunde neigt ſich ſchon der Heilung zu.“

„Und wenn ich geneſe, ſo will ich mein einziges, mein geliebtes Kind, ſelbſt ein Gefangner meines Vaterlandes, auch als Gefangne mit mir nach Siena führen, und ihr ſo mein Wort halten. Dort leben ihr noch nahe Verwandte. Sie werden ſie nicht verſtoßen und ihr gewähren, was ich ihr verſprochen habe. — Aber von ihrem Wohnorte bis hierher bedarf ſie eines männlichen Schützers und Führers, eines rechtlichen Beiſtandes, eines ehrlichen Freundes. Und hat mir mein Schutzheiliger nicht einen ſolchen in dem jungen Antonio geſchickt? Von allen Freunden fern, hat er, der mir erſt als Feind gegenüber ſtand, ſich mir ſo mildfreundlich und dienſtfertig gezeigt, daß ich ihn lieb gewonnen, und all ſein Weſen hat mir ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich ihn zum Führer meines Kindes auserſehen. Nun ſagt mir Eure

Meinung, Hochwürdige, glaubt Ihr, daß ich ihm meinen Schatz anvertrauen kann?"

„Wenn ich Antonio's Betragen dieſer Tage erwäge und ihm ins Auge ſehe, ſo möchte ich für ihn bürgen," verſetzte die Priorin. „Schickt ihn in Gottes und aller Heiligen Namen! Er wird unſer Vertrauen rechtfertigen."

Da ſank der feurige Krieger vor der frommen Nonne in die Knie und rief tief gerührt: „Dank Euch, hohe Frau! Ihr habt mich vor mir ſelbſt groß gemacht mit Euerm Vertrauen; ich fühle, daß ich deſſen nicht unwürdig bin. Ihr ſollt Euch nicht in mir geirrt haben. O hätte ich eine Mutter gehabt, wie Ihr, ich wäre ein großer Mann geworden!"

Die Priorin wandte ſich mit einem ſchmerzlichen Geſicht ab.

„Ich werde Euch Eure Tochter zuführen, Meſſer Placidi," ſagte Antonio begeiſtert, „und gehe jetzt mit unſerm Anführer zu ſprechen." —

Noch an demſelben Tage verließen die Reiter St. Salvator, um nach Siena zurückzukehren, und Antonio mit einem Briefe Meſſer Placidi's an ſeine Tochter, um dieſe abzuholen.

5.

Antonio trat in Mariana's ländliche Wohnung. Und reizend, wie die Centifolie, die der Thau des Morgens aufgeküßt, dem erſten Sonnenſtrahl, von deſſen Glutkuß ſie als Knospe geträumt, verlangend entgegen lächelt, ſtand das ſchönſte Frauenbild vor ihm, das ſeine trunknen Augen je erblickt. So hatte ſich der Jüngling in üppigen Traumgedichten Aphrodite's eben aus dem Meere emporgeblühete Geſtalt gebildet. Das war Venus, die Geliebte des Mars! Welche Schönheit gepaart mit Adel! Welche Hoheit vereint mit Einfachheit und Unſchuld! Und wie ſie ſo froh erſtaunt, ſo unſchuldig befangen lächelte, als ſie ihn erblickte! wie ſie aufjauchzend ihn umarmte, als er ihr Grüße von ihrem Vater brachte! Strahlte nicht aus dem Allen die ſchönſte Seele? Und Antonio empfing den Strahl tief im Herzen, und ſchöpferiſch heiß davon getroffen, glühte das Herz als Auge auf und ſog mit herzinnigen Blicken all den wunderbaren ihn mehr und mehr umſtrickenden Zauber der Schönheit, Anmuth und Unſchuld in ſich ein. „Mein Vater iſt krank geworden, wie er ſchreibt," ſagte ſie mit Haſt, die ihr äußerſt liebenswürdig ſtand, „Ihr ſollt mich zu ihm führen, Ihr mich nach Siena bringen, nach Siena, meiner innigſt geliebten Vaterſtadt? Seid Ihr auch in Siena geboren, wie ich, Monſignore?"

„Wenn auch in Rom geboren, nenne ich doch Siena meine Vaterſtadt, wie Ihr die Eurige, Madonna."

„Jeder Seneſe iſt mir willkommen, ſelbſt die haſſ' ich nicht, die meinen Vater vertrieben haben. Hätten ſie ihn gekannt, ſie wären ſeine Freunde geweſen."

„Euch wird ganz Siena mit offnen Armen empfangen, alle Parteien werden ſich vereinigen, um Euch zu huldigen."

„Meint Ihr wirklich, daß man mich lieben wird?"

„Wie gern ſchließt der Menſch von ſich auf Andre!"

Mariana ſah ihn mit den großen lichtbraunen Augen lächelnd an, und ging ſich zur Reiſe vorzubereiten. Die Grazien begleiteten ſie. Antonio war trunken von Entzücken. —

Ein ſtattliches Maulthier war beſtimmt, die holde Bürde zu tragen, die im Reiſekleid neuen Liebreiz entwickelte. Ein andres Thier ritt die Dienerin, ein drittes war mit dem Gepäck beladen. So brachen ſie auf und zogen durch die prächtige Stadt Florenz, wo Lorenzo Medici, nach der glücklich überſtandnen Verſchwörung der Pazzi, die ſeinem Bruder das Leben gekoſtet hatte, eben ſeine Macht mehr und mehr befeſtigte, dann verließen ſie das reizende Arnothal und ſchlugen ſich in die toskaniſchen Gebirge. — Mariana hegte unbewußt das heiligſte Vertrauen zu ihrem Führer; es kam ihr kein dunkler Gedanke in die Seele; mit den freundlichen Augen der Unſchuld ſah ſie ihn an wie ihren Vater. Und doch fühlte ſie ganz anders für ihn. Oft hielt ſie ſtundenlang ſeine Hand gefaßt oder ließ ihm die ihrige, wenn er abgeſtiegen war und neben ihrem Maulthiere herging; mit unverhehltem Behagen hörte ſie ſeinen Erzählungen zu und er konnte ihr nicht genug von Siena und ſeinen Kämpfen erzählen.

Mit kluger Vorſicht verſchwieg er ihr die Niederlage der Exilirten und ſein wahres Verhältniß zu ihrem Vater, ſo oft ſie auch deshalb in ihn drang. Sie hielt ihn natürlich auch für einen vertriebenen Adligen, zu dem Heerhaufen gehörig, der beabſichtigt hatte, ſich mit gewaffneter Hand zum Meiſter von Siena zu machen. Was dieſen beabſichtigten Angriff auf die Stadt betraf, ſo berichtete er der Wahrheit gemäß, er ſei durch Umſtände vereitelt worden, ſie werde aber nichts deſto weniger mit ihrem Vater, ſobald derſelbe geneſen ſei, nach Siena gehen.

„So iſt er wieder aufgenommen zum Bürger von Siena?!“ jubelte ſie. „Größeres Glück könnte mir nicht widerfahren. Nun wird die Sehnſucht meines Lebens geſtillt.“

„Ich kann Euch nichts Näheres darüber mittheilen,“ ſagte er ausweichend, „man hat es mir verboten. Ich bin nur beauftragt, Euch an das Krankenbett Eures Vaters zu führen; dort werdet Ihr Alles erfahren.“

Nicht um eine Welt hätte er es über ſich vermocht, den reinen Himmel der Liebe, der ihm in Mariana's Seele aufging, durch einen der Wahrheit getreuen Bericht zu trüben. Er hatte ſich in ſeligen Empfindungen zum Gott geſchwelgt, und war geizig auf jede Minute dieſes Genuſſes.

Mariana war ſo voll Heiterkeit und Luſt, daß ſie nicht auf ſeine answeichenden Antworten achtete. Feſſellos gab ſie ſich allen ſchönen Eindrücken hin, die ſich ihr unaufhörlich entgegenboten — es war ja die erſte Reiſe, die ſie machte — und vom Staunen ſprang ſie zur Freude, von der Freude noch öfter zum Muthwillen und zur Ausgelaſſenheit über. Dies war vorzüglich Abends in den Herbergen der Fall. Da ſang ſie ſcherzhafte Volkslieder zum tändelnden Spiele ihrer Mirandoline, oder tanzte in zierlichen Sprüngen und Wendungen; auch verſteckte ſie ſich zuweilen und ließ ſich von Antonio ſuchen, und wenn er ſie fand, ſpritzte ſie ihm mit ſchelmiſcher Neckerei den ſüßen Saft einer Pomeranze ins Geſicht und entwiſchte ihm wieder, um ihn von neuem zu necken. Wenn ſie durch ein ſchauerliches Felſenthal zogen, über ihnen drohende Steinblöcke, unter ihnen ein rauſchendes von rieſigen Steinmaſſen aufgehaltenes Bergwaſſer, da ſtrahlte Mariana's Auge Begeiſtrung, und unwillkührlich drückte ſie ihres Führers Hand; und wenn ſie dann wieder auf die Höhen kamen und Toskana's paradieſiſche Länderſtriche ſich vor ihren Augen ausbreiteten, dann brach ihr Entzücken, deſſen laute Äußerung das ſchauerliche Thal gefeſſelt gehalten hatte, in jauchzenden Liedern hervor, und das waren Stimmen des Himmels, heilige Erinnrungen einer Engelsſeele.

Am vierten Tage langten ſie in St. Salvator an. Hier war Mariana eine Andre geworden. Ihre Pſyche hatte die bunten Schmetterlingsflügel abgeſtreift und ſich in den Schleier des Schmerzes gehüllt. Ihre ängſtliche Ungeduld ſtieg, je näher ſie dem Schloſſe kamen; ihre reizende Geſtalt wurde höher, ernſter. Und als ſie nun in das Krankenzimmer trat, als ſie mit dem Ausruf: „mein Vater!“ an dem Bette niederkniete und ſein verbundenes Haupt küßte, als ſtumme Thränen über ihre bleicher gewordnen Wangen rollten, da hatte ſie der Schmerz zur Heiligen verklärt. Um ihr Haupt wob ſich der Nimbus der Tugend und Kindesliebe, und aus ihrem Herzen drang der gedämpfte Laut des Schmerzes, wie ein rieſelnder Blutquoll. Der kriegeriſche Jüngling war plötzlich von innigſter Andacht ergriffen, und ſank mit auf die Knie und flüſterte: „Santa Mariana, bitte für mich!“ — Die Priorin breitete ihre Hände ſegnend über ſie aus.

6.

Mariana hatte allmälig ihres Vaters Unglück erfahren, und immer heißer quoll der Schmerz aus ihrem Herzen und zeitigte ihre Blüthe. Aber mit dem Schmerzgefühl faßte die Liebe tiefere Wurzel in ihrer Bruſt. Beide ſind ſich ja ſo nah verwandt. Wenn ſie ihren geliebten Vater wartete, war der geliebte Jüngling ihr dienend zur Hand, wenn ſie am Krankenbette inbrünſtig zu den Heiligen betete, kniete Antonio mit gefalteten Händen hinter ihr, ergriffen von den Schauern der Andacht; wenn ſie, während des Vaters ruhigem Schlummer, auf ihrem Zimmer ein wehmüthiges Lied ſang, um ſich das Herz zu erleichtern, begleitete ſie der Liebende mit ſeiner ſonoren Stimme; wenn ſie, um den friſchen Gotteshauch zu trinken, der den Berg umfluthete, hinausging, hing ſie am Arme des Zärtlichen. So liebten ſich beide ohne das klare Bewußtſein ihrer gegenſeitigen gewaltigen Leidenſchaft zu haben, und das iſt die höchſte Seligkeit der Liebe. Sobald man weiß, daß man liebt, iſt ſchon der morgenrothe Schimmer des höchſten Erdenglücks verſchwunden; man iſt ſchon nüchtern geworden.

Inzwiſchen wurde Meſſer Mariano Placidi von Tag zu Tag ſchwächer und die Priorin verhehlte Marianen nicht, daß er ſeiner Auflöſung mit ſchnellen Schritten entgegeneile. Ein aus Montepulciano herbeigerufener Arzt beſtätigte ihre Ausſage. Die Jungfrau ertrug die herzzerreißende Kunde mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Als ſie einmal ihrem fürchterlichen Schickſale in das verderbenblickende Auge geſehen hatte, war ſie auch die moraliſche Siegerin deſſelben und fühlte ſich über ſeine Schläge erhaben.

Eines Abends rief der Wille des todtkranken Mannes die Priorin, Antonio und Mariana an sein Lager. Mit ſchwacher Stimme ſagte er: „Ich dank Euch, Ihr Edeln, für Euern freundlichen Beiſtand! Ich bedarf deſſen nicht lange mehr. — Die heilige Liebe zu Euch, Schweſter Madalena, nehme ich mit hinüber. Die Sorge um mein Kind bleibt zurück; ſie iſt das Einzige, was mich noch an die Erde feſſelt. Mit Hülfe des Geiſtlichen, der mich täglich beſucht, habe ich einen Brief an Mariana's Verwandte in Siena geſchrieben. Meſſer Giulappo, Kaufmann und Wechsler an der Banda, der Balia gegenüber, iſt ihrer Mutter Bruder. Auch lebt noch ihr Großvater und einige Mutterſchweſtern ſind anſtändige Frauen von Popularen. An dieſe Menſchen, die ſie noch nicht kennt, iſt meine Mariana ferner gewieſen; von ihrer Liebe hängt meines einzigen Kindes Lebensglück ab. Reichthümer kann ich ihr nicht hinterlaſſen. Dieſer Brief enthält mein Vermächtniß, es ſind die rührendſten und dringendſten Bitten an Mariana's Verwandte. Ich lege ihn in deine Hände, Antonio; verſprich mir ſeine pünktliche Beſorgung. Gib mir deine

Hand, wackrer Jüngling! Du haſt Dir meinen Dank und meine Achtung erworben. Deshalb noch ein Wort zu Dir. Haß und Zwietracht haben in Siena ihre Verderben bringende Saat ausgeſtreut; die Drachenzähne ſind ſchon aufgegangen und das Schwert der Bürger iſt gegen ſie ſelbſt gekehrt. Es könnte in dieſen traurigen Zeiten leicht ſein, daß Mariana's Verwandte Schaden nähmen an Leib und Leben, an Gut und Habe; vielleicht täuſchte ich mich auch im Vertrauen auf ihre Liebe zu dem ihnen noch unbekannten Kinde, kurz wenn ſie in Noth und Bedrängniß kommen ſollte, dann nimm Du ſie in deinen Schutz und leite ſie, wie Du ſchon ein Mal ſo treu gethan, hierher und übergib ſie den Armen dieſer hochwürdigen Frau, die dann ihre Mutter ſein und ſie im ſichern Hafen des Kloſters vor allen Erdenſtürmen bewahren wird. Willſt Du ſie herführen, Antonio? Wollt Ihr ſie aufnehmen, Schweſter Madalena?“ — Tief ergriffen reichten ihm beide ihre Hände, und das Verſprechen wurde von Thränen geheiligt. Mariano drückte die Hände mit den Worten: „Nun ſterbe ich leicht.“

Wirklich verſchied er in der Nacht noch ruhig und ſanft in Mariana's und Antonio's Armen. Lange lag die arme Waiſe in troſtloſem Schmerz an dem Bette und hielt die erſtarrte Hand umſpannt. Als aber der Morgen graute, erhob ſie ſich und lehnte ihr Haupt auf Antonio's Schulter. Da warf die Liebe die Roſen der Morgenröthe eines neuen Lebenstages in die nachterfüllte Seele der Jungfrau. Ihre Lippen kamen ſich näher und der erſte Kuß entblühete jenen als duftende Schweſter entgegen. In ſtiller Trauer, morgenröthlich angehaucht von jenen Roſen und Küſſen, vergingen noch einige Tage, bis Meſſer Mariano's ſterblich Theil dem Kloſterkirchhofe anvertraut und Mariana an der hochwürdigen Frau Priorin Hand in das Kloſter eingetreten war. An der Schwelle deſſelben reichte Antonio der Geliebten die Hand. „In Siena ſehn wir uns wieder!“ flüſterte er ihr zu.

„Euern Segen hochwürdige Frau!“ wandte er ſich dann an die Priorin und beugte das Knie. Sie legte die Hand auf ſein Haupt und über ihre Lippen glitt ein lautloſes Gebet. —

Er wollte gehn, da faßte ſie ſeine Hand und fragte ihn: „Kennt Ihr Meſſer Lucio Piccolomini in Siena?"

„Wie ſollt' ich ihn nicht kennen?" verſetzte der Jüngling verwundert. Er iſt ja Gonfalonere."

„Was er iſt, weiß ich nicht. Sagt mir weiter, hat er einen Sohn, der, wie Ihr, Antonio heißt, und auch in Euerm Alter iſt?"

„Auch dieſer iſt mir ſehr wohl bekannt," entgegnete Antonio mit noch größerm Erſtaunen. „Er iſt ja der Anführer unſrer Reiterſchaar und erfocht den Sieg über die Exilirten."

„Das war Antonio Piccolomini? Ich bitt' Euch, bringt ihm dieſe Kette und ſagt ihm, ſie ſei das Geſchenk eines Herzens, das an das ſeinige gekettet ſei, ſagt ihm, wenn er ein Mal wieder durch St. Salvator zöge, möge er in das Sprachzimmer des Kloſters treten und ſeinen Namen nennen. Es ſehnten ſich ein Paar Augen, ihn zu ſehen. Nun lebt wohl! Die Heiligen geleiten Euch!" Die Pforte fiel ins Schloß. Verſchwunden waren die beiden hohen Frauengeſtalten, und Antonio ſtand, wie in den Boden gewurzelt, und hielt die herrliche goldne Kette in der Hand, die ihm die Priorin gegeben hatte. Lange kämpfte er mit ſich, ob er die Glocke noch ein Mal ziehen, hineingehen und ſagen ſollte: „Ich bin der, den Ihr zu ſehen begehrt.“ Aber er hatte ſich früher einen ſchönen Plan ausgedacht, wie er in Siena Mariana uberraſchen wollte, und dieſem gemäß durfte ſie jetzt noch nicht erfahren, wer er war. Er beſchloß alſo, ſich auch der Priorin erſt ſpäter zu entdecken, und das in ihm heftig erwachte Verlangen nach Aufklärung der ihm aufgetragnen Worte noch einige Zeit zu beſchwichtigen.

Er hing die koſtbare Kette um ſeinen Hals und beſtieg ſein Pferd.

7.

Unterwegs begegnete Antonio ein Eilbote ſeines Vaters an ihn. Er trug einen Brief Roſalba's. „Eile,“ ſchrieb ſie, „ſo viel Dir möglich iſt. Dein Vater iſt plötzlich erkrankt, ich fürchte für ſein Leben. Ghino's gräßliches Betragen hat ihn aufs Krankenbett geworfen. Denke Dir, Ghino hat ſeinen Vater in toller Wuth geſchlagen und dann das Haus verlaſſen, uns alle verfluchend. Ich fand den Alten ohnmächtig in ſeinem Zimmer. O Gott, wie wird das enden! Meſſer Lucio ſpricht ſtets von Dir, auch ſchlägt noch ein Herz in Siena, das mit heißer Sehnſucht nach Dir verlangt. Darum zögre nicht." Verdüſtert ſteckte Antonio den Brief ein; ſein Roß flog nach Siena.

„Beſorge ſogleich dieſen Brief an den Wechsler Meſſer Giulappo an der Banda, doch erwähne meiner mit keinem Worte und gib vor, Du ſelbſt hätteſt ihn mit von St. Salvator gebracht," ſagte Antonio zu dem Boten, übergab ihm Mariano Placidis Brief, und trat dann in das Haus ſeines Vaters.

Lucio's bleiches Geſicht überzuckte ein Freudenſtrahl, als der junge Held hereinſtürmte, und bebend ſtreckte er ihm die ſchwache Hand entgegen, die dieſer an die Bruſt drückte.

„Mein Vater, muß ich Euch ſo wiederfinden!" weinte er dazwiſchen und umarmte den

Gonfalionere. Dieſer deutete auf die daneben ſtehende Roſalba und ſagte leiſe: „Du vergißt ja deine Braut, mein Antonio.“ Da ſtand er auf und umarmte auch Roſalba, die ihm freudig entgegengeeilt war, die er aber in der Haſt überſehen hatte, und küßte ſie auf die Stirne, aber ſo kühl, ſo befangen, daß er ſich ſogleich an ſie verrieth. Wolken überzogen ihre Stirne und ihr Herz, Thränen traten in ihre Augen, Bläſſe überzog ihr Geſicht. Der Alte ſah das nicht, und der Junge auch nicht. Jener nickte dieſem zu: „Sie hat mit Schmerzen auf Dich gehofft. Wo biſt Du denn nur geblieben?“

„Im Gemetzel gegen die Exilirten fiel ein Mann von meinem Schwerte getroffen,“ erzählte Antonio, „deſſen Äußres mir Ehrfurcht einflößte. Ich ſuchte ſein Leben zu retten, und als ich erſt ſeinen Namen erfuhr, hielt ich es für heilige Pflicht, ihn zu warten, als wenn Ihr es ſelbſt wäret. Ihr werdet mich loben.“

„Mariano Placidi?“

„Eure ahnende Seele hat den Jugendfreund errathen.“

„Und lebt er? Iſt er geneſen?“

„Er ruht in der Erde."

„Und fiel von deiner Hand? O weh! Er iſt mir nur vorangegangen. Sein Tod gibt mir die Gewißheit, daß ich bald ſterben werde. Schickt mir nach dem Prieſter Stefano; er ſoll Eure Hände verbinden durch das Sakrament. Ich kann nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht Roſalba dein Weib weiß."

„Laßt doch die düſtern Gedanken fahren, mein Vater; Ihr werdet nicht ſterben," lenkte Antonio ab.

„Wir wollen uns in nichts übereilen; es möchte Antonio nicht genehm ſein," bat Roſalba mit einem ſcharfen Blick auf ihren Verlobten.

„Die Stadt hat ein Siegs- und Freudenfeſt angeordnet," plauderte der Alte fort, „das ſollte nach meinem Plane zugleich dein Hochzeitfeſt ſein. Das hat mir Ghino alles vereitelt."

„So ſchiebt das Feſt hinaus, und laßt es dann zugleich Euer Geneſungsfeſt ſein."

„Gewährt Antonio's Bitte; ſie iſt auch die meinige," bat Roſalba düſter. Ihr hört ja, er ſehnt ſich nicht ſonderlich nach meiner bräutlichen Umarmung."

„Du thuſt ihm Unrecht. Laß endlich das alte Mißtrauen fahren."

„Wir wollens erwarten," ſagte ſie kalt. Antonio küßte in peinlicher Verlegenheit ſeines Vaters Hand.

Roſalba ſang auf des Vaters Wunſch. Da flammte in Antonio's Seele die Glut der heftigſten Liebe zu Mariana auf; denn wozu ihn bis jetzt der Taumel der Leidenſchaft nicht hatte kommen laſſen, das drängte ſich ihm jetzt auf, nämlich eine Vergleichung Roſalba's und Mariana's. Das düſtere Feuer der Sinnlichkeit und heftiger Gefühle in den Augen der Erſtern, der heitre lachende Himmel voll Liebesſeligkeit in den Augen der letztern; die langgezognen harten, ſchier ſchauerlichen Alttöne, die zuweilen fieberiſch hervorbrechende Heftigkeit des Geſangs ſeiner Verlobten, und der leichte reine Sopran, der Ausdruck einer frohen Seele, das milde Engelslächeln durch die glockenhellen Töne des Geſangs ſeiner Geliebten. Der ſcherzende Muthwille, die holde Schelmerei und dabei die Tiefe wahren Gefühls bei Mariana; der finſtre Ernſt, die abgemeſſene Bewegung, die heftig aufbrauſende Gewalt der Leidenſchaft, die wie ein verderblicher Blitzſtrahl leuchtete und verſchwand, bei Roſalba. Auge und Ohr, Herz und Sinn waren von Mariana voll, und, das Haupt in die Hand geſtützt, überließ er ſich den Träumen ſeliger Erinnerungen und vergaß die Gegenwart.

„Woran denkſt Du?“ ſchreckte ihn plötzlich Roſalba empor. Er ſtarrte ſie an. „Ha, ich verſtehe!“ ſetzte ſie bitter hinzu und verließ das Zimmer.

8.

Des Gonfalionere Krankheit war vorüber, er litt nur noch an großer Schwäche. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, glänzende Anſtalten zu dem großen Siegesfeſte zu treffen. Sie galten ja dem Triumphe und der Vermählung ſeines geliebten Sohnes. Die von ihm eben ſo ſtark geliebte Mündel ſollte am Tage des Feſtes als Königin deſſelben und als Neuvermählte des Siegers, wie eine Fürſtin, glänzen, und auch ſie machte alle nöthigen Vorkehrungen, obgleich eine ſtille Verdroſſenheit nicht aus ihrem Weſen wich, die zuweilen in wilde Heftigkeit ausbrach. Antonio's Verlegenheit ſtieg von Tag zu Tag, und wurde, da er ſich alle Mühe gab, ſie zu verbergen, zur unerträglichſten Herzensangſt. Roſalba ſah es, aber ſie ſagte kein Wort mehr. Die Nothwendigkeit zwang ihn endlich zu dem Entſchluß, ſich ſeinem Vater zu entdecken. Lange ſann er über die Art und Weiſe nach, und verfiel endlich darauf, Ghino zu einer reuigen Abbitte und Rückkehr ins väterliche Haus zu veranlaſſen. Er ſelbſt wollte dann alle Mittel aufbieten, um den Vater zu bewegen, daß er zur gründlichen Beſſerung des Büßers ihm Roſalba zum Weibe gebe; er wollte vorſtellen, daß Ghino's Verbrechen allein aus der hoffnungsloſen Liebe zu Roſalba entſprungen und daß er nur vom gänzlichen Untergange zu erretten ſei, wenn er das Ziel ſeiner Wünſche endlich doch erreiche. Dann wollte er mit ſeiner eignen Liebe zu Mariana, der einzigen Tochter des Jugendfreundes ſeines Vaters, hervortreten. Sobald dieſer Plan in ſeiner Seele ausgebildet war, wurde er ruhig, ja ſogar heiter, und ſchritt unverzüglich an die Ausführung deſſelben. Roſalba verſtand aber dieſe heitre Ruhe ganz anders und beſorgte nun das Nöthige zu ihrer Vermählung mit weniger finſterm aber dafür mit deſto haſtigerm Eifer. Meſſer Lucio erſtarkte ſichtbar in dieſen Beſchäftigungen.

Antonio hatte bald ausgekundſchaftet, daß Ghino ſich in der Stadt verborgen hielt; er ſuchte ihn auf und es gelang ihm, das Mißtrauen deſſelben zu beſiegen. „Was ſollte aus Dir werden,“ redete Antonio mit Zuverſicht auf ihn ein, „wenn Dich unſer Vater enterbte? Er weiß wohl, daß ich dein Erbtheil nicht annehmen würde, deshalb will er es der Stadt vermachen. Kehre deshalb zurück und wirf Dich zu des Vaters Füßen. Ich will ihn erſt vorbereiten. Und Roſalba ſoll dein Weib werden, darauf reich' ich Dir die brüderliche Rechte. Ich entſage ihr, damit Du glücklich werdeſt.“

„Das könnteſt Du thun?“ rief Ghino.

„Ich will es. Ich ſchwör' es Dir beim Haupte der heiligen Catterina.“

Ghino traute nur halb; jedoch ließ er ſich bereden, dem Bruder Abends ins väterliche Haus zu folgen. Antonio verſprach, ihn um eine ſpäte Stunde abzuholen. Roſalba ſollte ſchon zu Bett ſein.

Antonio hatte durch ſeinen Diener erkundet, daß Mariana von ihren Verwandten aus St. Salvator abgeholt worden ſei und ſchon einige Tage in Siena verweile. Er fühlte das innigſte Bedürfniß, ſie zu ſehen, zu ſprechen, und aus ihren Augen Muth zu trinken zu der Unterredung mit ſeinem Vater. Er hatte gehört, daß ſie jeden Abend die Meſſe im Dominikanerkloſter auf dem Königsfelde höre und den Kaſten küſſe, worin das Haupt der heiligen Catterina von Siena aufbewahrt wurde.

In ſeinen Mantel gehüllt, erwartete er ſie am Weihkeſſel. Sie erſchien mit der ihm wohlbekannten Dienerin; er reichte ihr das Waſſer und gab ſich ihr zu erkennen. Ein ſüßes Beben flog durch ihre Seele, ſie ergriff ſeine Hand, ihr Auge wurzelte in dem ſeinigen.

„Meine ſehnenden Augen haben Dich ſchon zwei Tage geſucht,“ flötete ſie dem Glücklichen zu. „Endlich! ach endlich!“

Die Meſſe wurde quittirt. Arm in Arm wandelten ſie unter dem Dache der nahen Akazienallee, die zum Kloſter gehörte. Da wurde manch trautes Wort der Liebe gewechſelt.

„Warum kommſt Du nicht zu meinem Oheim, um mich zu freien?“ fragte ſie traulich. „Du ſagteſt mir doch, Du ſeiſt der Sohn eines angeſehnen Bürgers.“

„Das bin ich; vergönne mir nur einige Tage noch.“

„Du nannteſt mir noch nie deinen Geſchlechtsnamen. Aus welchen Gründen?“

„Du wirſt ſie erfahren, mein ſüßes Mädchen. — Sage mir aber, wie nehmen ſich deine Verwandten gegen Dich?“

„O mein Oheim ſucht mir den Vater nach Kräften zu erſetzen. Ich habe keinen Wunſch den er nicht erfüllt. Da er keine Kinder hat, will er mich vom Staate als Tochter anerkennen laſſen. Mein Vater wird ſich im Himmel freuen, daß es ſeinem Kinde ſo wohl geht. Aber meinen heißeſten Wunſch konnte mir der Oheim nicht erfüllen, und deshalb hab’ ich ihm denſelben auch nicht genannt.“

„Und der wäre?"

„Dich zu beſitzen."

„Auch der ſoll erfüllt werden," küßte er ihr auf die friſchen würzigen Lippen.

„Auf dem Siegesfeſte will mich der Oheim auch der Welt von Siena vorſtellen. Zwar hat mir dieſer Sieg meinen Vater gekoſtet, aber ich bin ja nun eine Bürgerin von Siena. O wohl mir, daß ich es bin! Ich habe nun das heißerſehnte Vaterland errungen, mit ſchwerem Opfer hab' ich das Glück erkauft, es beſitzen zu dürfen, mit des theuern Vaters Leben. Aber deshalb iſt es mir auch ſo werth. Und deshalb freue ich mich, das Siegsfeſt mit zu feiern, und wenn ich auch, die Trauernde, nicht Antheil nehme an Tanz und Spiel, ſo will ich doch den Anblick des Feſtes nicht entbehren."

„So ſei es!" rief Antonio von einem plötzlichen Gedanken erfaßt fröhlich. „Am Siegesfeſte will ich Dir ſagen, wer ich bin, am Siegesfeſte will ich bei deinem Ohm um Dich freien; er wird mir deine Hand nicht verweigern. Freue Dich, meine holde Braut! Das Siegesfeſt ſoll unſer Verlobungstag ſein, und ganz Siena wird verwundert auf uns ſchauen, ganz Siena Theil nehmen an unſerm Glück. Mit dem Köſtlichſten will ich Dich ſchmücken, was ich finden kann in den Gewölben unſrer Juweliere und Krämer; denn ich will Dich hoch geſtellt wiſſen an dieſem Tage vor Siena's ſtaunenden Augen."

„Auch hat ja Antonio Piccolomini, der an dieſem Tage zum Feldherrn des Staats ernannt werden ſoll, Hochzeit mit der reichen ſchönen Mündel ſeines Vaters des Gonfalionere. Man ſagt, die Hochzeit würde ſehr glänzend ſein; denn ihm hat ja die Stadt den Sieg über die Exilirten zu verdanken."

„Sie wird nicht ſo glänzend ſein, wie unſre Verlobung. Solche Pracht ſoll Siena noch nicht geſehen haben."

„Biſt Du reicher, mächtiger als Antonio Piccolomini, von dem die ganze Stadt bewundernd ſpricht?"

„Wenigſtens eben ſo reich, eben ſo mächtig. — Frage nicht, wer ich bin, frage Niemand nach mir — harre des Feſtes!"

„Ich ſchaudre vor dieſem Antonio Piccolomini, und mir grauſt vor ſeinem Anblicke. Schade, daß er Deinen Namen führt!“

„Und weshalb?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Mein Oheim hat mit Gewißheit erfahren, daß mein Vater von Piccolomini's Schwerte fiel. Haſt Du's nicht auch gehört?“

„Man hat es geſagt,“ verſetzte er betroffen.

„Ich werde in ihm nur den Mörder meines Vaters ſehen.“

„Es war offner Krieg, kein Mord.“

„Wenn auch, ſein Stahl gab meinem Vater Tod.“

„Laß das. Und liebſt Du mich wirklich ſtark und gewaltig mit allen Trieben deines Herzens?“

„Zweifelſt Du? Du biſt der erſte Mann, den ich liebe, Du wirſt der letzte ſein. Ich liebte meinen Vater mit kindlichem Gemüth, Dich lieb' ich mit glühenden Trieben. Zweifelſt Du, wenn Du daran denkſt, wie du in meine Zelle tratſt und mit dem erſten Blick deines Auges mich der ſüße Pfeil des Liebesgottes in das Herz traf? wenn Du an unſre Reiſe denkſt, wo die Funken, die der Pfeil in mein Herz geworfen, zu Flammen wurden? wenn Du an unſre gemeinſchaftliche Pflege meines Vaters denkſt, wo Schmerz und Wehmuth mich zu Dir führten, die Flammen läuterten und zum reinſten Feuer auf dem Altare meines Herzens ſchufen? Wie liebte Dich mein Vater! — er hat mir das oft geſagt, wenn wir allein waren — und aus ſeinen letzten deutungsvollen Blicken empfing ich Dich als mein Erbe, mein Eigenthum; er ſegnete ſterbend den Bund unſrer Herzen. Wie liebteſt Du ihn! Dankbarkeit und Pietät würden mir allein ſchon gebieten, deine Liebe zu lohnen, wenn ich auch nicht dieſe heftige Gegenliebe empfände, wie ſie doch mein Herz erfüllt. Ich bin ewig Dein und nichts wird mich von Dir abbringen.“

„So dank' ich Gott, und Alles wird gut gehen!“ rief Antonio beruhigt, küßte die Reizende auf die hohe Stirn und ſchied mit dem wiederholten Verſprechen, ſich ihr auf dem Feſte zu enthüllen.

9.

Ghino ſtand heimlich bewaffnet vor der Zimmerthüre im väterlichen Hauſe; denn er traute der Liebe nicht, weil er ſelbſt keine beſaß. Die Thüre war angelehnt; er konnte jedes Wort verſtehen, was Antonio zu ihrem Vater ſprach. Dieſer nahete dem Herzen des Alten mit vorſichtiger Rede. Er ſprach von der Macht der Verführung, von jugendlicher Hitze, von wilder Leidenſchaft, die alle Schranken überſpringe.

„Du ſprichſt von Ghino!“ ſagte der Gonfalionere ſchmerzlich. „Was er gethan, läßt ſich mit nichts entſchuldigen.“

„Ich will es nicht entſchuldigen, aber laßt Gnade ergehen vor Recht an Euerm Sohn, an meinem Bruder. Erlaubt mir nur, Euch zu erinnern, daß Ihr mich ihm ſtets vorgezogen und daß dies ihn, der der Liebling der Mutter geweſen, erbittern mußte.“

„Und haſt Du ſelbſt ihn nicht immer gehaßt?“

„Wenn ich es that, ſo habe ich mein Unrecht eingeſehen und bereue es; aber wie oft habt Ihr liebevoll mir zugeredet, nie zu vergeſſen, daß er mein Bruder ſei, o ſo laßt mich von demſelben Rechte Gebrauch machen und Euch zurufen: vergeßt nicht, daß er Euer Sohn iſt."

„Er hat vergeſſen, daß ich ſein Vater bin, und ſich zu ſchlimm an mir vergangen."

„O ſolltet Ihr Euch denn niemals an Euerm Vater vergangen haben, ſollte — —"

„Halt, Knabe! woran erinnerſt Du mich?" rief der Alte wild auffahrend mit fürchterlicher Stimme, und unterbrach die eifrige Rede des erſchrocknen Jünglings, den er mit krampfhafter Bewegung bei der Hand faßte, und mit weit aufgeriſſnen Augen, und verzerrten Zügen, ein Bild des Entſetzens ſchrie: „Wer hat Dir, Dir gerade geſagt, daß ich mich an meinem Vater vergangen? wer gibt Dir, Dir gerade das Recht, mich darüber zur Rede zu ſtellen? Und wenn es Alle hätten: Du haſt es nicht."

„Was ficht Euch an?" fragte Antonio erſtaunt und zurückbebend vor der Schreckensgeſtalt. „Was weiß ich davon, ob und wie Ihr Euch gegen Euern Vater vergangen? Ich kenne Euer Vergehen nicht, und will es nicht wiſſen. Ich bitte nur, daß Ihr Ghino's Vergehen gegen

Euch ihm verzeihen, und ihn wieder in Euer Haus, in Eure Liebe aufnehmen möget.“

„Du weißt wirklich nichts? Hätte Dir die Priorin des Kloſters in St. Salvator nichts entdeckt?“

„Bei Gott und allen Heiligen! ich weiß nicht wovon Ihr redet.“

„So iſt es gut. — Ich will Ghino verzeihen um meines Vaters, um deinetwillen. Er ſoll wieder mein Sohn ſein, ich will ihn lieben.“ Ermattet ſank er in einen Seſſel, große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne. Antonio aber ging zur Thüre, zog den Bruder herein und führte ihn mit den Worten: „Hier habt Ihr den verlornen Sohn wieder!“ dem Vater zu.

Ghino ſank zu des Vaters Füßen.

„Ich verzeihe Dir!“ ſagte dieſer abgeſpannt; „bedanke Dich bei deinem Bruder.“

„Nicht alſo, mein lieber Vater,“ ſagte Antonio. „Thut das ſchöne Werk nicht halb, ſetzt ihm die Krone auf. Macht beide Söhne mit einem Worte glücklich. Ghino liebt Roſalba mit verzehrender Glut, und aus dieſer Leidenſchaft entſpringen ſeine Verkehrtheiten. Ich entſage ihr, gebt ſie ihm, den ſie beglücken wird. Mich kann, mich wird ſie als Weib nie beglücken.“

„Halt ein!“ kreiſchte der Alte wieder, und ſprang, aus ſeiner Erſchlaffung aufgerüttelt, wie ein Wahnſinniger auf. „Roſalba liebt Dich allein, Dich Antonio. Du mußt ihr Gatte werden, Du biſt ihr Verlobter, ihr Bräutigam. Bei allen Mächten des Himmels, Du mußt! Du haſt heilige Verſprechungen gegeben, und Du mußt ſie löſen.“

„Ich gab ſie, weil Ihr immer in mich drangt, in mich ſtürmtet, nicht freiwillig und aus Antrieb meines Herzens,“ verſetzte Antonio gereizt.

„Aber ich befehle Dir, ſie zu halten!“ herrſchte der Alte.

„Nicht alſo, mein Vater!“ entgegnete Antonio feſt.

„Deine Hochzeit iſt vor der Thüre.“

„Ich werde ſie zurückweiſen.“

„Wie, Du wagſt es!“ raſete der Meſſer Lucio mit flammender Wuth auf. „Knabe, ich verderbe Dich.“ Dann faßte er ſich etwas und ſetzte mit gemäßigter Stimme hinzu: „Ghino kann unmöglich Roſalba's Gatte werden. Es iſt ein Hinderniß im Wege, das keine Macht der Erde und des Himmels beſeitigen kann. Aber ſo gewiß es iſt, daß ſie nicht deines Bruders Weib werden darf, eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie dein Weib werden muß, ſollen wir nicht alle verderben.“

„Ich verſteh' Euch nicht, mein Vater,“ ſagte Antonio befremdet.

„An deinem Hochzeittage mit Roſalba will ich mich Dir erklären. — Nein, nein — heute noch, in dieſer Nacht noch. Die Nacht iſt am geeignetſten zu ſolcher Mittheilung. Aber erſt muß Roſalba dein Weib ſein. Ruft mir den Prieſter herbei, daß er Euern Bund ſegne. Weckt Roſalba! Ich kann nicht länger zögern.“

„Mein Vater, mein Vater! Seid Ihr bei Sinnen. Ich kann, ich will, ich darf nicht Roſalba's Gatte ſein.“

„Und ich will mir Roſalba erkämpfen!“ ſchrie Ghino. „Mein werde ſie! Ich hohnlache allen Hinderniſſen.“

„Und ich will ſie nicht und trotze kühn jeder Gewalt. Bei allen Heiligen ſchwör ich's — —

„Schwöre nicht!“ fiel Lucio ein. „Ich aber ſchwöre: es iſt dein Verderben. Du wirſt ein Elender, ein Gebrandmarkter! Du ſtürzeſt in den Pfuhl des Jammers hinab! Ich ſchwöre Dir's, bedenke Dich.“

„Ich ſchwöre dennoch bei Gott und allen Heiligen! Nie wird Roſalba mein Weib. Thut was Ihr wollt.“ —

„Laternen! Laternen! Diener! Hellebardiere!“ kreiſchte Lucio nach der Thüre rennend und mit dieſem tollen Geſchrei durch das Haus laufend. Alles ſtürzte über einander her. „Begleitet mich auf die Balia!“ herrſchte er umher, und die Leute traten an.

„Gebt mir meinen Schmuck; ich habe einen ernſten Gang zu thun, als Gonfalionere dieſer Stadt und als Vater dieſes Menſchen.“ — Er wurde mit dem Schmucke bekleidet. Bewaffnete und Laternenträger ſchloſſen ihn in ihren Kreis. Auch Roſalba war vom Schrecken aus dem Bette gepeitſcht worden. „Folgt mir, meine Söhne, meine Tochter!“ befahl der Alte mit donnernder Stimme. Sie gehorchten. Es war ein ſeltſamer Zug in der Nacht. Der Gonfalionere wankte zuweilen, doch raffte er ſich jedes Mal wieder empor. Die Thüren wurden geöffnet. Man trat in die ſchauerlich weiten Säle. Meſſer Lucio erſchloß einen ungeheuern Schrank und zog eine Papierrolle hervor, an der ein großes Siegel hing. Er legte ſie auf den Tiſch, auf welchem große Kerzen angebrannt worden waren.

„Willſt Du, Antonio," erhob er jetzt die Stimme feierlich, „der Gatte Roſalba Salimbeni's werden oder nicht? Ich frage dich vor Gott und Menſchen zum letzten Mal."

„Nein!" verſetzte Antonio feſt.

Lucio zuckte fiebriſch zuſammen. Roſalba ſtieß einen Schrei des Schreckens und des Schmerzes aus. Einige Augenblicke verweilte der Gonfalionere in tiefem Nachdenken. Endlich fragte er mit zitternder Stimme: „Roſalba, willſt Du Antonio ſeines Wortes entbinden und eines Andern Gattin werden?"

„Nimmermehr!" rief dieſe eben ſo feſt, wie Antonio. „Ihn will ich, ihn allein, und keinen Andern. Ihn laß ich nicht."

„Und Du willſt ſie dennoch nicht, Antonio?“ fragte der Vater mit höchſter Anſtrengung.

„Nein! Und ewig nein!“

„So fahre hin!“ wüthete Lucio und die Papierrolle flackerte am Lichte empor und warf einen düſterrothen Schein auf die Geſichter der Umſtehenden. Aber noch war das Papier nicht ganz von der Flamme verzehrt, als Lucio wankte und ſtürzte. Ein zunächſt ſtehender Diener fing ihn auf, und hielt — eine Leiche im Arm. Alle eilten beſtürzt herzu, doch ſchnell drang ſich ihnen die Überzeugung auf, daß nur noch eine Hand voll Staub von Meſſer Lucio Piccolomini übrig ſei.

„Mein Vater! Mein Vater!“ heulte Antonio und umklammerte die Leiche. „Vatermörder!“ kreiſchte ihm Roſalba zu, und ſtürzte mit fliegenden Haaren aus dem Saale.

Antonio fuhr, wie von einer Schlange gebiſſen, empor.

„Wer löſt mir dies gräßliche Räthſel!“ ſtöhnte er dumpf, und ging dann ſchweigend in die Nacht hinaus.

10.

Am andern Morgen wurde Antonio auf die Balia beſchieden. Die Regenten der Stadt waren verſammelt. Bald nach ihm trat Ghino ein.

„Es liegt uns ob,“ nahm der Vorſitzende des hohen Rathes das Wort, „Euch heute ſchon mit den Verhältniſſen Eures verſtorbnen Vaters bekannt zu machen, um jeder Mißhelligkeit in Euerm Hauſe zuvorzukommen. Ihr ſteht vielleicht beide in dem Wahne, Meſſer Lucio Piccolomini habe ein Bedeutendes an Gütern hinterlaſſen, allein nach den Documenten, die er bei uns niedergelegt, und die wir ſo eben eingeſehen, hat er ſelbſt gar nichts beſeſſen, und alles Gut, welches ſich vorfindet, kommt entweder von ſeiner früher verſtorbnen Gattin, Donna Deſidera Salimbeni, Eurer Mutter, Meſſer Ghino, oder gehört der Donna Roſalba Salimbeni, der Mündel Eures Vaters, die, wie wir durch dies Geſchrift erfahren, eine Schweſter Eurer Mutter iſt.“

„Eine Schweſter meiner Mutter?“ fragte Ghino beſtürzt.

„So iſt's. Meſſer Giacomo Salimbeni zeugte ſie in ſeinen ſpätern Lebenstagen, mit wem, iſt nicht angegeben, und bedachte ſie reichlich. Sie galt für das Kind ſeines weitläufigen Vetters Urſino Salimbeni, dem er ſich anvertraut hatte, und als dieſer aus Siena vertrieben wurde mit allen Salimbeni, übergab er das Kind Euerm Vater zur Erziehung. Donna Roſalba iſt alſo Eure Tante, Meſſer Ghino, und wegen der engen Blutsverwandtſchaft konnte natürlich kein Ehebündniß zwiſchen Euch und ihr ſtattfinden.“

„Und mich wollte mein Vater zwingen zum Ehebund mit ihr?“ rief Antonio. „Wär' ich nicht in dieſelbe Sünde verfallen, wie mein Bruder?“

„Nicht alſo. Denn Ihr ſeid nicht der Sohn der Donna Deſideria. Ihr ſeid ein Baſtard, wie Donna Roſalba, und uns iſt weder Euer Vater, noch Eure Mutter bekannt. Ein darauf bezügliches Document iſt in der verwichnen Nacht kurz vor dem Tode Meſſer Lucio's von demſelben an dieſer Stätte vernichtet worden.“

„Ein Baſtard!“ ſchrie Antonio erbleichend. „Wer wagt, das zu behaupten.“

„Seht ſelbſt die Urkunde, worin ſich Donna Deſideria bei ihrer Vermählung mit Meſſer Lucio demſelben verpflichtet, den Baſtard Antonio, der damals ein Jahr alt iſt, zu halten, wie ihr eignes Kind, und ihn auch dafür auszugeben. Die Urkunde iſt in Rom ausgeſtellt und vom Papſt Paul II. unterſchrieben, deſſen Hauptmann damals Meſſer Lucio war. Eure Eltern ſind nicht genannt. Als Meſſer Lucio einige Jahre, nach des Papſtes Paul Tode, nach Siena zurückkehrte, brachte er zwei Söhne mit. Beim Tode der Donna Deſideria drangen aber ihre Verwandten darauf, daß ihrem Sohne Ghino ihr zeitlich Gut geſichert werde; denn ihnen war bekannt, daß nur Ghino ihrer Schweſter Sohn ſei, weil ſie als Vormünder derſelben jene Urkunde, wie Ihr Euch durch eigne Anſicht hier überzeugen könnt, mit unterſchrieben hatten. Sie wurden gleich darauf aus der Stadt vertrieben, und es hat bis jetzt nichts über Euern Urſprung verlautet, Meſſer Antonio.“

Dieſer ſtarrte auf das Papier, und ſagte dann mit ſcheinbarer Ruhe: „Es iſt Alles richtig. Auch geht's aus Meſſer Lucio's Benehmen hervor. Ich dank' Euch, ihr Herren. Gott behüt' Euch!“ Und er ging aus der Balia und aus der Stadt.

11.

Das angeordnete Siegsfeſt der Stadt hatte trotz dieſer Ereigniſſe ſeinen Fortgang. Die Triumphbögen waren ja gebaut und die Speiſen angeſchafft. Selbſt Ghino ließ ſich nicht abhalten, das Feſt zu beſuchen. Roſalba trauerte allein zu Hauſe in tiefer Einſamkeit. Von der Schaar ſeiner Diener umgeben, trat der junge Herr des Hauſes aus der Thüre deſſelben, und durchwandelte mit ſeinen Freunden und Spießgeſellen die Straßen, gleichſam als wenn er der Sieger bei St. Salvator wäre. Auch wurde ihm überall gehuldigt; und um den, der den Sieg erfochten, kümmerte man ſich nicht mehr. Man ſchien es gar nicht zu bemerken, daß er überall fehlte, oder man fand es in der Ordnung.

Das Banket war glänzend; was ſich nur durch Reichthum oder Anſehen auszeichnete, war zugegen. Man war noch nicht zum Tanze angetreten, als unter der jungen Männerwelt eine ſtarke Bewegung entſtand. „Ha, dieſe Göttin.“ hieß es; „kann ein ſterbliches Weib ſo ſchön ſein? Hat je ein Männerauge etwas Herrlicheres geſehen? Wer iſt dieſe Fee?“ Und Alles drängte ſich an einen Punkt, wo ein ſchlankes Mädchen in Trauerkleidern ſaß. „Es iſt die wunderſchöne Pflegetochter Meſſer Giulappo's, des Wechslers, die Tochter des bei St. Salvator gefallnen Meſſer Mariano Placidi's. Die ganze Stadt iſt ſchon voll von ihrer außerordentlichen Schönheit.“

Dieſe und ähnliche Reden drangen auch zu Ghino's Ohren. Er ſah ſie und — Roſalba war vergeſſen. Die Glut ſeiner verſchloßnen Bruſt wendete ſich Mariana zu. Stundenlang ſtand er in ihr Anſchaun verſunken, während andre junge Männer ſie umſchwärmten und ihr den Hof machten. Nur zuweilen hob ſie das glanzvolle Auge, unter den Jünglingen ſuchend, empor, aber immer trauriger ſchlug ſie es wieder nieder, und verſtohlne aber recht ſchmerzliche Seufzer hoben ihre Bruſt. Doch der Schmerz machte ſie nur noch reizender. Sie glich einer Zauberin.

Als ſie alle Aufforderungen zum Tanzen abgelehnt hatte, trat Ghino an ſie heran und ſagte: „Keiner der anweſenden Signoren dürfte das Glück haben, wie ich, ganz zu Euerm Geſellſchafter zu paſſen. Wir tragen beide Trauerkleider, beide um den Verluſt unſrer Väter, und was am merkwürdigſten iſt, wir haben beide die Väter durch einen und denſelben Mann verloren: Meſſer Mariano Placidi fiel durch das Schwert und Meſſer Lucio Piccolomini durch den Undank deſſelben Jünglings.“

„So ſeid Ihr der Bruder Meſſer Antonio Piccolomini's?“

„Gott lob! ſein Bruder bin ich nicht; und er darf auch dieſen ehrenwerthen Namen nicht führen. Solltet Ihr noch nicht vernommen haben, daß er ein Baſtard iſt?“

„Ich habe es gehört.“

„Wir ſind beide an ihm gerächt. Und die Gleichheit unſres Schickſals mag mich entſchuldigen, wenn ich darin eine Aufforderung finde, mich, mit Meſſer Giulappo's Erlaubniß, zu Euerm Geſellſchafter aufzuwerfen.“

Der reiche Patricier wurde von dem Wechsler mit Freuden angenommen, und von den Übrigen vielfach beneidet. Doch ließen ſich andre Jünglinge dadurch nicht abhalten, um die reizende Mariana zu ſein. Der aber, den ſie erwartete, der ihr ſein Wort gegeben, erſchien nicht.

Man drängte ſich um die Ehre, ſie nach Hauſe zu bringen, und Meſſer Giulappo's Haus war von nun an gleichſam der Sammelplatz aller reichen und vornehmen Jünglinge. Und noch in derſelben Woche traten drei davon mit ernſtlichen Bewerbungen um die Hand der ſchönen Mariana hervor und merkwürdiger Weiſe war jeder aus einem der drei verſchiednen Stände, gleichſam als wolle ihr ganz Siena, das von ihr ſo heilig geliebt wurde, in dieſen drei Repräſentanten ſeiner Stände huldigen. Aus den Nove war es Ghino Piccolomini, aus den

Popularen Giulio Mantanino, der Sohn des reichſten Wechslers und Kaufmanns, und von großem Anſehen und Anhang; aus den Riformatoren endlich Nicolo Picamiglo, das mächtige Haupt ſeines Standes, ein Lederhändler und Gerber von ungeheuerm Reichthum, ein wilder Menſch, gefürchtet und geſchmeichelt von den Nove und den Popularen; denn mehr als ein Mal ſchon hatte er ſeine Hand in ihr Blut getaucht.

Dieſe dreifache Bewerbung ſetzte Meſſer Giulappo in große Verlegenheit; da jeder ſchwur, er werde ſich das reizende Mädchen mit dem Schwerte erkämpfen, wenn man ſie ihm verweigerte. Ohnedies war der anarchiſche Volksgeiſt durch die Gerüchte von einer Verſchwörung der Nove zu Gunſten der Exilirten wieder rege und aufrühreriſch geworden, und es war augenſcheinlich, daß es nur einer Veranlaſſung bedurfte, um wieder zu blutigen und gräßlichen Auftritten zu kommen, wie ſie Siena ſeit zwei Jahrhunderten ſchon unzählige geſehen hatte. Der ängſtliche Wechsler rieth daher ſeiner ſchönen Pflegetochter ſehr nachdrücklich ab, irgend einen der drei Freier auszuzeichnen oder vorzuziehen und keinem Hoffnung zu machen. Er erwartete von der Zeit Hülfe und Erlöſung aus der ſchwierigen Stellung, in welche er durch Mariana's ungewöhnliche Reize verſetzt worden war. Ihr aber waren ſeine Rathſchläge ſehr willkommen, und mit ſtillem Liebeshoffen harrte ſie Tag für Tag des Geliebten, daß er aus ſeinem Dunkel hervortreten und ſeine heiligen Rechte auf ſie behaupten werde. Jeder Abend fand ſie in der Kirche der heiligen Catterina.

12.

Die Kerzen brannten düſter auf dem Altar. Mariana betete inbrünſtig. Heiße Sehnſucht nach dem Geliebten entquoll ihrem Herzen als Gebet. Da erfaßte ihre Seele eine Ahnung; ſchnell wandte ſie ſich um und fuhr erſchrocken zurück. „Weh mir! ſein Geiſt!“ bebten ihre Lippen. Antonio kniete neben ihr, aber todtenbleich; ſein geſpenſtiſch erloſchnes Auge flirrte auf ihr. Die Haare hingen ihm zerzauſt um den Kopf, ſein ſchwarzer Anzug war nicht in Ordnung.

„Fürchte Dich nicht, Geliebte,“ ſagte er leiſe, „ich bin es ſelbſt. Folge mir.“

Und er erhob ſich, hüllte ſich in ſeinen Mantel und drückte den breiten Hut tief ins Geſicht. Langſam ging er voran, ſie ſchritt mit bangen Gefühlen der düſtern Geſtalt nach, die ſich in den dichtern Schatten der rieſigen Pfeiler verlor. Zitternd trat ſie unter die Bäume, deren vergilbtes Haar die ſchauerlich heulenden Herbſtſtürme wild zerrauften.

Es war ihr unheimlich zu Muth, und faſt hätte ſie aufgeſchrien, als Antonio plötzlich auf ſie zu trat und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit an ſeine Bruſt riß. Mit ſchreckhafter Gier ſog er Küſſe von ihren Lippen und ſeine Augen leuchteten jetzt, wie verglimmende Fackeln.

„O wohl mir!“ ſeufzte er tief auf, „daß ich wieder bei Dir bin. An deiner Bruſt allein iſt Seligkeit und überall anders iſt Hölle.“

„Wo warſt Du ſo lange? Ach, wie hab'

ich mich nach Dir geſehnt! Du haſt mir nicht Wort gehalten.“

„Ich mußte verreiſen,“ antwortete er finſter, „gleich den Morgen darauf, als ich Dich geſprochen, und jetzt erſt, in dieſer Stunde, bin ich wieder gekehrt; denn ich war krank, ſehr krank.“

„Armer Antonio!“ klagte Mariana. „So weißt Du auch nicht, was ſich ſeitdem in Siena begeben hat? Drei Freier quälen mich, eile nun, mich von ihnen zu befreien.“

„Wer ſind ſie?“

„Meſſer Ghino Piccolomini.“ —

„Ghino?!“

„Er iſt reich und mächtig geworden, ſeit ſein Vater todt iſt, gemordet vom Baſtard Antonio, der auch meinen Vater erſchlug.“

„Gemordet?!“ fuhr der Jüngling auf.

„Durch Undank und ſchlechte Behandlung, wie mir Ghino ſelbſt geſagt.“

Antonio lachte gräßlich auf. „Liebſt Du mich noch?“ fragte er heftig.

„Welche Frage! Sie befremdet mich. Mein

Herz ſtarb faſt vor Sehnſucht nach Dir, und Du fragſt!“

„Ich frage,“ ſagte er mit zitternder Stimme, dann ſchrillte ein fürchterlicher Ton durch die folgenden Worte; „ich frage, weil ich Antonio — der Baſtard bin!“

„Weh mir! heilige Mutter Gottes!“ kreiſchte Mariana auf und ſank ohnmächtig — eine geknickte Lilie — in ſeine Arme.

Antonio ſtarrte ihr lange ins Geſicht, auch der Mond ſah wie mitleidig aus ſchwarzen zerrißnen Wolken auf die Unglückliche herab, aber der Sturm heulte heftiger in den Bäumen und warf ihr dürres Laub zu, gleichſam die zerpflückten Kränze ihres Lebens. Endlich fielen heiße Thränen aus des Jünglings Augen auf ihr ſchmerzlich ſtarres Geſicht. Er ſeufzte: „Wär' es wohl nicht beſſer, wenn ich der kalten gierigen Zunge meines Dolches vergönnte, dein heißes liebendes Herzblut zu lecken, bleiches Mädchen? — — Oder ſoll ich Dich in den Apennin hinauf führen, eine Räuberbraut, daß Du dem Baſtard wieder Baſtarde gebäreſt, mein Weib ohne frommen Spruch und Prieſterſegen, und Du von der Habe des erſchlagnen Wanderers zehrteſt, gebrandmarkt, und einſt — Nein, nein, ich will deine Unſchuld nicht morden, und doch lieb' ich Dich, wie's keine Worte zu ſagen vermögen, doch bin ich von Dir geliebt. Ich Unglücklicher!" Er drängte die freie Hand vor ſeine Augen und ſchluchzte furchtbar heftig; ein wilder Sturm zerarbeitete lange ſeine Bruſt, bis er ſich in einen milden Thränenregen löſte. Er weinte, wie ein Kind. „Ein beßres Loos will ich Dir zu bereiten ſuchen," ſagte er dann zuverſichtlich, „ein ſtilles, beſcheidnes. Bedarf es denn des Reichthums, bedarf es des adligen Namens, um glücklich zu ſein? Aber ach! ich habe ja keinen Namen! Keinen? heiß' ich nicht Antonio der Baſtard? Dieſer ſoll ferner mein Name ſein. — Sie werden es nicht vergeſſen haben, daß ich ihr Führer war in mancher Schlacht, daß ich ihre Siege erfocht. Ich will ihnen ferner dienen für geringen Sold, daß ich mein Weib ernähren kann, damit ſei's genug. Ich will kein Räuber werden, kein Mörder, nein, ein ehrlicher Bürger und dieſes Engels Gatte."

Er ließ die Ohnmächtige ſanft an dem Baume niedergleiten, und eilte in die Kirche zurück, wo die Zofe wartend ſtand. Dieſe unterrichtete er ſchnell und befahl ihr, die Herrin, wenn ſie zu ſich käme, langſam nach Hauſe zu führen, oder wenn ſie ohnmächtig bleiben ſollte, ſie von den Mönchen nach Hauſe tragen zu laſſen, die er herbeirufen wolle. Nachdem er die Hülfe der Letztern angeſprochen hatte, eilte er ſelbſt in die Stadt und trat in das Haus des Wechslers Giulappo.

Seine Heftigkeit ließ ihn nicht bemerken, wie der bejahrte Mann ſcheu vor ihm zurückwich, ſobald er ihn erkannt hatte. „Es werben mehre um die Hand Eurer Nichte,“ ſagte er verſtört, „ich aber beſitze ihr Herz und ihr Wort; der Segen ihres ſterbenden Vaters ruht auf unſrer Verbindung.“

„Ihr?!“ fragte der Wechsler erſtaunt.

„Ich!“ verſetzte Antonio mit Stolz. „Und Ihr werdet mir Mariana's Hand nicht verweigern. Ihr habt kein Recht dazu.“

„Euch, dem Baſtarde, dem Vatermörder, dem Mörder Meſſer Placidi's, Euch verweigere ich meine Pflegetochter mit allem Rechte. Verlaß' dieſes Haus, Wahnſinniger, das durch deine Gegenwart verunehrt wird, und wage nie wieder es zu betreten!“

„Nichtswürdiger!“ tobte Antonio und fuhr nach dem Schwerte; er hatte keins. Er wollte fort, um ſich Waffen zu holen, da kamen die Dominikaner und brachten Mariana, die unterwegs wieder zu ſich gekommen war. Schnell ſchmolz ſeine Wuth vor der aufflammenden Liebesglut in ſeiner Bruſt. Er ſtürzte zu ihren Füßen, aber kaum hatte ſie ihn erkannt, als ſie mit einem Angſtſchrei rief: „Ha, Fürchterlicher!“ und ihr Geſicht in den Händen verbarg. Da raſete er, von Verzweiflung erfaßt, aus dem Hauſe.

13.

Und wieder von neuen Hoffnungen belebt, trat Antonio am andern Morgen vor die verſammelte Signoria. „Ihr edeln Herren,“ ſagte er recht wehmüthig, „Ihr habt mich gekannt von Jugend auf und wißt, daß ich nie etwas Böſes gethan. Was brauch' ich Euch zu ſagen, wie ich an der Spitze der Reiter von Siena für Euch gefochten habe. Ihr waret im Begriff, mich zum Feldherrn dieſes Staats zu ernennen und mich mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, jetzt bitt' ich, laßt mich nur ferner Hauptmann der Reiterei ſein, für Euch zu fechten und zu ſterben."

„Wie könnt Ihr wagen, ſolch Begehr an uns zu richten," verſetzte der neue Gonfalionere ſtreng, „Ihr, der Baſtard, der nie unter ehrlich Gebornen Platz nehmen darf, und nimmer eine Stelle bekleiden kann, die nur einem Nove gehört? wie könnt' Ihr's wagen, hier an der Stätte, wo Euer ſchwarzer Undank den edelſten Mann mordete? — Der fremde Baſtard hat hier nichts zu ſuchen. Geht dahin, wo Ihr geboren ſeid. Verlaßt die Stadt! Fort!"

Zerknirſcht ging der Baſtard. Seine Hand wühlte in der Bruſt, aber er verbiß den Schmerz. Er ſtand lange und ſann. Freunde, Bekannte, Spießgeſellen gingen an ihm vorüber und wichen aus. Niemand kannte ihn mehr. Dies ſchien ihn immer mehr zu beruhigen. Sein finſtres Geſicht heiterte ſich auf, und in demüthiger Haltung trat er in das väterliche Haus.

„Was willſt Du, nichtswürdiger Baſtard?“ kreiſchte Ghino, zu Tod erſchrocken, hinter der üppig beſetzten Tafel hervor, an der er ſchwelgte. „Ihr Diener, werft ihn hinaus, den Mörder meines guten Vaters!“

„Nicht doch, Meſſer Piccolomini!“ bat Antonio gebückt und lächelnd. „Ich bin gekommen, Euch zu nützen, Signore, nicht zu ſchaden. Ich führe nicht ein Mal ein Schwert, keinen Dolch, kein Meſſer. Laßt mich von Euern Knechten durchſuchen.“

„Und was willſt Du denn?“ fragte der Herr des Hauſes gnädig.

„Ich will Euch dienen, Herr; ich will mein Brot erwerben in Euerm Hauſe. Und damit Ihr ſehet, wie wohl ich's mit Euch meine, ſo will ich Euch einen trefflichen Rath geben. Man ſagt, Ihr werbt um die ſchöne Donna Mariana Placidi.“

„So iſt's. Was geht das Dich an?“

„Es werden aber auch noch zwei andre mächtige Männer um ſie, und wenn Ihr nicht Vorkehrungen trefft, ſo wird ſie der wilde Niccolo Picamiglo mit kühnem Trotz gewinnen; denn er hat jetzt den meiſten Anhang in der Stadt. Ich weiß das am Beſten.“

„Und welche Vorkehrungen meinſt Du?“

„Ihr gehörtet mit zu einer Verſchwörung der Nove zum Beſten der Exilirten; benutzt dieſe Verſchwörung, verſtärkt Euch. Ich vertrau' Euch im Geheim, die Riformatoren wollen alle Nove erſchlagen, wenn ihrem Anführer die reizende Braut verweigert würde, um ſie durch Euer und Eurer Standesgenoſſen Blut zu erkämpfen. Ihr wißt, wie ſehr mir die Reiterei zugethan iſt. Ein Wort von mir und ſie iſt auf Eurer Seite. Nun thut den Vorſchlag, daß die drei Bewerber im ehrlichen Kampfſpiel um die Schöne fechten ſollen. Eure Gewandtheit trägt den Preis davon, und ſolltet Ihr ſelbſt das Unglück haben, beſiegt zu werden, meine Reiterei ſteht dafür, daß die Braut doch Euer wird, und ſehen Euch die Andern ſo gewappnet, ſo wagen ſie nichts zu unternehmen, ja Ihr könnt mit Hülfe der Exilirten ſogar durch dieſen Kunſtgriff die Herrſchaft der Nove wieder aufbringen. Ich ſteh' Euch mit Gut und Blut zu Dienſten."

„Dein Plan iſt gut," verſetzte Ghino, „aber eine andre Frage iſt, ob ich Dir auch trauen darf?"

„Wenn er nicht gelingt, ſo laßt mich aufhängen. Was hätt' ich darunter, falſch zu ſpielen? Ich kann doch dabei nichts gewinnen. Ich weiß, wer ich bin und wer Ihr ſeid. Ich will Euch einen großen Dienſt erweiſen, damit ich nachher mein Unterkommen in Euerm Hauſe finde, weil man den armen Baſtard überall verſtößt. Ach, ich habe Hunger und Elend ausgeſtanden."

„Da iß und trink'," ſagte Ghino großmüthig und reichte dem an der Thüre Stehenden dar. „Du ſollſt es gut haben in meinem Hauſe, und ich will mich daran erinnern, daß ich Dich ſonſt für meinen Bruder hielt, und vergeſſen, was Du meinem Vater gethan. Geh' dann und wirb die Reiter."

Antonio verſchlang die Speiſen gierig und ſchlürfte den Wein mit lang entbehrter Wolluſt. Dann ging er zu Giulio Montanino.

„Was wollt Ihr? Habt Ihr ſchon vergeſſen wer Ihr ſeid?“ herrſchte ihm der Übermüthige entgegen.

„Ich bin Antonio, der Baſtard, und Euer Knecht, geſtrenger Signore. Vergeßt was ich früher war, und denkt, ich ſei immer der geweſen, der ich jetzt bin; ich denke auch ſo und füge mich in die Umſtände. Leiht mir Euer Ohr nur einen Augenblick; ich hoffe, Euch einen wichtigen Dienſt leiſten zu können. Bezahlt mich dafür; denn Ihr ſeid reich und ich bin arm und bedürftig.“

„So laßt hören.“

„Meſſer Ghino Piccolomini iſt mein größter Feind und auch der Eurige. Dieſer Umſtand führt mich zu Euch. Ihr werbt um die reizende Mariana Placidi und ſchmeichelt Euch, ihre Hand zu erhalten. Ihr irrt. Meſſer Piccolomini wird ſie mit Gewalt ertrotzen. Alle Nove werden ihn mit gewaffneter Hand unterſtützen; er hat großen Anhang im Heere. Wenn Ihr dem Meſſer Giulappo den Vorſchlag thätet, einen Wettkampf um die Donna zu halten, ſo würden Eure Mitbewerber wohl einwilligen. Ihr müßtet dann Eure ganze Partei bewaffnet auf den Kampfplatz führen, und ſelbſt, wenn Ihr, was Euch ſchwerlich begegnen kann, im Kampfe beſiegt würdet, ſo könntet Ihr Euch die Braut doch erobern und die Andern würden vom Anblick der Waffen beſtürzt, ſchweigen und ſie Euch überlaſſen."

„Euer Rath iſt Gold werth," ſagte der reiche Wechsler, und gab dem Baſtard eine Hand voll, die dieſer haſtig zu ſich ſteckte. — Er ſuchte Nicolo Picamiglo auf.

„Was hab' ich mit einem Baſtard zu reden?" ſagte der Plebejer hochmüthig.

„Hört nur zwei Worte von mir, Herr, und wenn ſie Euch von Nutzen ſind, ſo laßt Euch dann eine demüthige Bitte von einem armen jungen Manne vortragen."

„So ſag's und halte mich nicht auf."

„Ihr gehört zu den drei Bewerbern der Donna Mariana Placida, und die beiden andern werden Euch den Vorſchlag thun, die

Donna als Preis eines Wettkampfes zwiſchen Euch dreien zu ſetzen.“

„O dann iſt ſie mein! Mich ſoll keiner beſiegen, wenn's ſolchen Preis gilt.“

„Ihr werdet Sieger ſein und doch die Braut nicht erhalten.“

„Weshalb nicht?“

„Weil Meſſer Piccolomini und Meſſer Montanino ins Geheim übereingekommen ſind, daß der Vertrag nur zwiſchen ihnen beiden gelten ſoll. Wer von ihnen der Sieger iſt, erhält die Donna; Ihr mögt nachher beide beſiegen, es wird Euch nichts helfen.“

„Wie wäre das möglich? Das dürfen ſie nicht wagen!“

„Sie werden eine bedeutende Streitmacht mit auf den Kampfplatz nehmen, und, ſo wie Ihr Händel anfangt, über Euch und Euern Anhang herfallen und Euch niedermachen, die Gelegenheit benutzend, den neuerdings aufſtrebenden Geiſt der Riformatoren zu unterdrücken.“

„Verfluchte Rotte! Ha, wenn Du Wahrheit redeteſt!“

„Wenn ich löge, was hätte ich davon?

Nur wenn ich Wahrheit geſprochen, ſollt Ihr meine Bitte erfüllen, nämlich mich Verſtoßnen unter die Riformatoren aufzunehmen.“

„Die Bitte ſei Dir im Voraus erfüllt. Außerdem ſollſt Du noch reichlich belohnt werden.“ —

Als Antonio vor der Thüre war, lachte ſein ſchwarzgelbes Geſicht in die Bruſt herab. Es war das Hohnlachen eines Teufels.

14.

Niemand war froher über das ihm von den Freiern ſeiner Pflegetochter gemachte Anerbieten, ſie als Preis eines Wettkampfs zu ſetzen, als Meſſer Giulappo, theils der Ehre wegen, die ihm dadurch widerfuhr, theils weil er ſo am beſten aus ſeiner Verlegenheit kam. Der Tag des Kampfes wurde beſtimmt, und jeder der Freier rüſtete ſich öffentlich, um mit größter Pracht zu erſcheinen, und im Stillen, ſo viel als möglich von ſeinem Anhang wohl bewaffnet auf dem Platz zu ſtellen. Es waren große

Vorkehrungen getroffen worden, die vornehmen Geſchlechter der Stadt auf amphitheatraliſch erhöheten Sitzen unterzubringen, doch hatte man der Maſſe des Volks den andern Halbkreis freigegeben. Die Frauen erſchienen zahlreich im glänzendſten Pomp, ganz Siena ſtrömte der Kampfbahn zu, welche ſich vor den Bäumen des Dominikanerkloſters auf dem Königsfelde ausdehnte. Mariana wurde, wie ein Schlachtopfer reich geſchmückt, in Begleitung der drei Freier von ihrem Oheim und übrigen Verwandten geführt; ſie war bleich und theilnahmlos; es ſchien ihr Alles recht oder gleichgültig. Nur als ſie von der Tribüne, auf die man ſie geſetzt, auf die Akazien herabſah, unter welchen ſie mit ihm gewandelt, der ihre Seele mit der höchſten Liebe und der höchſten Trauer erfüllt, zuckte ſie ſchmerzlich zuſammen.

Es war ausgemacht worden, daß Jeder mit Jedem erſt mit der Lanze zu Pferd und dann mit dem Schwerte zu Fuß kämpfen ſollte, und wer zuletzt Sieger ſei, ſollte die Braut heimführen. Das Loos ſollte die Reihefolge beſtimmen. Es traf zuerſt Picamiglo und Piccolomini. Die Signale wurden gegeben und die Rivalen ritten in prächtigem Schmuck in die Schranken. Schon beim zweiten Gang ſtürzte Ghino in den Sand und fiel ſo ſchwer, daß er ſein Pferd nicht wieder beſteigen konnte. Knirſchend vor Wuth behauptete er ſeinem Sieger ins Geſicht, dieſer habe auf eine Art gekämpft, der ſich jeder Ritter ſchämen würde und ſich unrechtlicher Kunſtgriffe bedient, die nur ein Riformatore ſich erlauben könne, der keinen Begriff von Adel habe und den gemeinen Eingebungen ſeines ſchlechten Blutes folge.

Picamiglo gab dagegen wüthende Schimpfreden, und in einem Nu waren die Schwerter gezogen und raſſelten aneinander. Die Gegner waren ſo erbittert, daß ſie den Zuruf der Kampfrichter und Andrer, die den geſetzwidrigen Kampf nicht dulden wollten, gar nicht hörten. Montanino, der zunächſt ſtand, ſprang alſo mit gezognem Schwerte zu, in der Abſicht, die Kämpfer zu trennen. Kaum hatte ihn Picamiglo erblickt, ſo wandte er ſich raſch, von dem Wahne getrieben, Montanino wolle Piccolomini beiſpringen, gegen den Erſtern und führte einen ſo geſchickten Hieb auf ihn, daß er ſogleich blutend zu Boden ſtürzte. Aber in demſelben Augenblick wurde er ſelbſt von Ghino im Rücken ſchwer verwundet. Das Murren der Zuſchauer wurde jetzt zum lauten Toben. Viele ſtürzten ſich in die Bahn, um die Kämpfer von einander zu reißen. Picamiglo meinend, dies ſeien die bewaffneten Nove und Popularen, die ihn vollends niederhauen wollten, gab ſeiner Partei das verabredete Zeichen, und wie entfeſſelte wüthende Tiger, mit gräßlichem Mordgeſchrei brachen die Riformatoren in die Bahn; kaum hatten die Nove und Popularen dies erblickt, als ſie mit gleicher Wuth auf die Angreifenden ſtürzten. In wenigen Minuten war die Kampfbahn ein Schlachtfeld, wo nicht zwei, ſondern drei Heere gegen einander wütheten, jedes gegen das andre. Die Frauen und Kinder und der unbewaffnete Hauſe ergriffen mit Furchtgeſchrei die Flucht, verwirrt lief Alles durcheinander, die Einen, um ſich zu retten, die Andern, um Waffen zu holen und ſelbſt am Kampfe Theil zu nehmen. Die ganze Luft war erfüllt vom Geklirr der Waffen, vom Wuthgeheul der Kämpfenden, Schreckengeſchrei der Fliehenden und dem Wimmern der Glocken, welche zum Sturm angezogen wurden. Vergebens verſuchten die Regenten der Stadt, dem Mordkampf ein Ende zu machen. Die Kühnſten fielen in der Mitte der Parteien, die andern flohen. Die drei Freier lagen bald mit vielen Andern entſeelt am Boden. Ihr Fall erbitterte aber ihre Parteien nur noch wilder, die nun in blinder Wuth einander hinmordeten.

Mariana war ohnmächtig von ihrem Sitze gefallen; als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ſich unter demſelben Baume, wo ſie ſchon ein Mal ohnmächtig gelegen hatte, und über ihr beugte ſich ein Mann, in deſſen bleichen verſtörten Zügen ſie mit Mühe Antonio erkannte. Es war ihr, als erwache ſie eben aus der erſten Ohnmacht und Alles dazwiſchen liegende ſei nur ein böſer Traum geweſen. Doch das nahe Mordgeſchrei nahm ihr den Wahn, und die Worte Antonio's: „Siehe das iſt mein Werk, die verſprochne Pracht unſrer Verlobung. Du nannteſt mich zu früh einen Fürchterlichen. Jetzt bin ich's. Fürchte nicht mehr, daß ich Dich liebe, ſchönes Mädchen. Meine Bruſt hat nur für das Gefühl der Rache Raum; und noch iſt ſie nicht befriedigt.“

Da ſchlug ihn eine kleine Hand auf die Schulter. Er ſah eine hohe ſchwarzgekleidete Frau vor ſich ſtehen. Es war Roſalba. „Du warſt meiner Liebe würdig,“ ſagte ſie mit leuchtenden Augen. „Und wahrlich, ich wäre der Deinigen würdig geweſen; denn ich hätte gehandelt wie Du. Dieſe war Deiner nicht werth; ſie begreift Dich nicht. Ich verſtehe Dich. Drum vergeb ich Dir, daß Du mich ausſchlugſt. Kann ich nicht dein Weib, ſo laß mich deine Freundin ſein.“

„Nein, mein Weib ſollſt Du werden!“ ſchrie Antonio und ſeine Augen rollten, wie Feuerräder. „Der Schlachttag iſt unſer Verlobungsfeſt, nicht das Friedensfeſt. Meſſer Lucio's Wille geſchehe; Baſtard und Baſtard; wir paſſen zuſammen. Der Alte hat es wohl gewußt. Er war ja doch mein Vater.“ — Sie ſanken einander in die Arme.

„Unſer Brauttag ſoll noch ſchöner ſein,“ fuhr dann Antonio fort. „Ich gehe, um Dich bald mit einem würdigen Brautzuge abzuholen. Halte Dich bereit, mich zu empfangen.“ Und ſchnell kehrte er ſeine Ferſen der Stadt zu.

15.

Am Pfortenring des Nonnenkloſters zu St. Salvator zog ein bleicher Mann haſtig, deſſen zerrißne Kleider von ehemaliger Pracht zeugten. Er wurde in das Sprachzimmer geführt und verlangte die Priorin zu ſehen. Sie erſchien hinter dem Gitter.

„Ihr habt mir dieſe Kette geſchenkt, hochwürdige Frau und mich eingeladen, zu Euch zu kommen.“ Mit dieſen Worten zog er die Kette hervor, die er ſorgfältig an ſeiner Bruſt geborgen hatte. „Wer ſeid Ihr?“ fragte die Priorin mit bebender Stimme.

„Ei, kennt Ihr mich denn nicht mehr? Es ſind doch kaum einige Wochen, ſeit wir uns nicht geſehen.“

„Antonio!“ rief ſie erſtaunt. „Ihr habt Euch ſehr verändert.“

„Ich habe mancherlei ertragen müſſen in dieſer Zeit.“

„Habt Ihr denn die Kette nicht abgegeben an den älteſten Sohn Meſſer Lucio's?“

„Merkt Ihr denn nicht, fromme Frau, daß ich ſelbſt der bin, dem Ihr die Kette ſchicktet?“

„Du — Du — mein Sohn!“ rief die Priorin und zog ihn an ihr Herz.

„Wie?“ fragte der Verwunderte, Ihr ſeid“—

„Deine Mutter — deine unglückliche Mutter! Eine dunkle Ahnung zog mich zu Dir. Laß Dich küſſen, Kind meiner Schmerzen. Aber Du biſt ſo blaß, deine Kleider ſind zerfetzt. Was iſt Dir begegnet?“

„O vergönnt mir, mich erſt zu ſammeln und die Freude zu bewältigen, die wie ein Rieſenſtrom auf mein Herz ſtürzt, daß Ihr, Ihr meine Mutter ſeid!“ Und ſeine Augen begannen wieder zu glänzen, ſein ſchöner kuhner Mund anmuthig zu lächeln, ſeine Züge belebten ſich. Das Kind lag am Herzen der Mutter, die mit treublickenden, liebeleuchtenden, wonneglänzenden Augen auf ihn herabſah und zärtliche Worte koſete, wie man ſie zum Säugling ſpricht. Da genas ſchnell ſein krankes Herz und wurde wieder ſtark und groß. Leicht fand er dann auch den Muth, ihr ſeine bittern Schickſale mitzutheilen, ihrem mütterlichen Herzen ſeinen Kummer zu klagen. Ihr Auge begann allmälig Zorn zu glühen, ihre Fauſt ſich zu ballen, ihre Geſtalt ſich zu erheben, und als ſie ſeine tiefſte Schmach hörte, murmelte ihr Mund Flüche, grauſe Flüche. „Viele meiner Feinde ſind gefallen von ihrem eignen Schwerte,“ ſchloß er ſeine Erzählung, „aber noch brennt mir der Durſt nach Rache an Siena an die Seele.“

„Rache an Siena!“ rief die Priorin. „Rache für dein geſchmähetes Blut, großer Äneas Sylvius, Wohlthäter Siena's! — Und was gedenkſt Du zu thun?“ fragte ſie ihren Sohn.

„Ich will alle Exilirten aus Siena in Italien zuſammentreiben, will zum Papſt, zum König von Neapel, zum Herzog von Calabrien, zum Herzog von Mailand und ein Heer von ihnen zuſammenbringen, womit ich die ſtolze Stadt erobere. Dann will ich als ihr Herr und Gebieter das Schwert der Rache durch die Straßen tragen von Haus zu Haus.“

„Das ſoll Dir werden, mein geliebter Sohn, ſchnell und ſicher durch mich. Ha! ich ſelber glühe, deine Schmach im Blute der Seneſen abzuwaſchen. Ich will hervortreten aus meiner Dunkelheit und die mir befreundeten Fürſten Italiens um Hülfe anrufen, und mit Schrecken ſoll es Siena erfahren, daß Du Pius des Zweiten Enkel biſt.“

„Aber erklärt mir, Mutter, die Räthſel, die ſich mir entgegenthürmen. War denn Lucio Piccolomini nicht mein Vater?“

„Er war's. Du ſollſt Licht haben über deine Entſtehung. Äneas Sylvius, der gelehrteſte und glorreichſte aller Päpſte, entſprang, wie Dir bekannt iſt, dem Geſchlechte der Piccolomini in Siena. Ich war die Frucht ſeiner zärtlichen Verbindung mit einer geliebten Dame. Du ſiehſt, ich bin ein Baſtard, wie Du, und deshalb wollen wir gemeinſame Sache machen. Weniger ehrgeizig, als andre Päpſte, ſuchte mich mein Vater nicht an einen Fürſten zu verheirathen, ich ſollte vielmehr den Glanz ſeiner Vaterſtadt und ſeines Hauſes vermehren, dem er mit beiſpielloſer Liebe ergeben war. Alles was den Namen Piccolomini trug, erfreuete ſich ſeines väterlichen Schutzes. Er wurde in jeder Beziehung Siena's Wohlthäter. Zu jener Zeit brachen die heftigſten Stürme gegen die Ariſtokraten in Siena aus. Alles, was adlig war, wurde verjagt oder erſchlagen, nur die Piccolomini blieben verſchont, ſie überhäufte das wüthende blutgierige Volk von Siena mit Ehren und Würden. Das Haupt des Hauſes war Cäſar Piccolomini, ein würdiger Greis, von trefflichen Eigenſchaften, und von meinem Vater, deſſen Jugendfreund er war, brüderlich geliebt. Meſſer Cäſar war Wittwer, als ich ihn zum erſten Mal ſah; er trat an der Hand meines Vaters in das Kloſter zu Viterbo, wo ich erzogen worden war, und das ich noch nicht verlaſſen hatte. Ich kannte die Welt nicht, und von der Geſchlechtsliebe hatte ich keine Ahnung. Ich verehrte den Papſt, wie Gott. Er ſagte mir, ich würde Meſſer Cäſar's Weib werden, und ich wurde es. Mir kam kein Gedanke bei, daß meine aufblühende Jugend nicht zu ſeinem verblühten Alter paſſe. Mein Vater hatte es gewollt, und mein Vater war der

Papſt; ſein Wille war mir Gottes Wille. Ganz Siena huldigte mir; das ſchmeichelte meine Eitelkeit. Stolz und zufrieden verlebte ich ein Jahr, da ſah ich zuerſt Lucio Piccolomini, meines Gatten älteſten Sohn, der, kein Jüngling mehr, nach Siena gekommen war, um ſich nach dem Willen ſeines Vaters zu vermählen. Er hatte in mailändiſchen Dienſten geſtanden und war vor kurzem päpſtlicher Hauptmann geworden. Eine frühere unglückliche Liebe hatte dem ſchönen Manne eine Schwermuth eingehaucht, die ihn für mich gefährlich machte. Ich liebte ihn, bald durchtobte mich ein Flammenmeer. Über ſeine Gefühle blieb ich nicht lange im Unklaren; ich ſah ſeinen furchtbaren Kampf, er dauerte mich, und ein unbelauſchter Augenblick ſah ihn zu meinen Füßen. Verdamme mich nicht, mein Sohn. Ich beſiegte meine Leidenſchaft und forderte gleiches von ihm; ich verhehlte ihm meine Gefühle nicht, aber auf meine Bitten und Beſchwörungen kehrte er nach Rom zurück. Ein Jahr darauf ſtarb mein Gemahl, mein Vater überlebte ihn nur um wenige Wochen. Lucio erſchien in ſeiner Vaterſtadt, um ſeines Vaters Verlaſſenſchaft zu ordnen. Unſre Liebe war wo möglich noch leidenſchaftlicher geworden. Eine Menge Freier umſchwärmten mich, drängten ſich an mich. Der Sohn ihres verſtorbnen Gatten blieb der Wittwe nach kirchlichen und weltlichen Geſetzen ewig verſagt. Je mehr ich meine Liebe verdammte, deſto rieſiger überwältigte ſie mich. Die Schatten meines Vaters und meines Gatten erſchienen mir drohend im Traume; Lucio ſprach von Flucht mit mir; ich ſchauderte, aber in derſelben Nacht floh ich allein hierher in dieſes Kloſter, deſſen Priorin mir von Viterbo aus befreundet war. Ich entdeckte mich der würdigen Frau, wurde liebevoll aufgenommen und genas hier Deiner. Bald nach meiner Entbindung nahm ich den Schleier; die Regel forderte gebieteriſch, mich von Dir zu trennen. Durch die Priorin kamſt Du in die Hände deines Vaters, der ſich bald darauf in Rom mit der ihm beſtimmten Braut verheirathete. Nicht ein namenloſer Baſtard biſt Du; nein, ein Piccolomini von Vater und Mutter; den Piccolomini aber iſt Siena's Herrſchaft beſtimmt, und was dein Großvater, mein

Gatte, zu ſein verſchmähete, das ſollſt Du werden: Herzog von Siena.“

16.

Durch ganz Siena ging ein ungeheurer Schrecken. Der Kampf der Parteien, der den Winter durch gewüthet hatte, ſchwieg plötzlich; man mußte ſich verſöhnen, um ſich gegen den heranziehenden furchtbaren Feind zu vertheidigen. Schon hoben die unterdrückten Nove ihr Haupt wieder ſtolz, und Roſalba Salimbeni, die man zeither nicht geſehen, zeigte ſich prächtig geſchmückt auf den Straßen. Sie hatte Botſchaft empfangen, ſich zur Hochzeit zu rüſten, und ſie thats, ihrem Reichthum gemäß. Aber Niemand wußte, wer ihr Bräutigam war, obgleich ſie Brautlieder ſang vor ihren Gäſten; denn die edelſten Nove hatten Zutritt in ihrem Hauſe. Auf den Gaſſen aber ging ein Wehklagen: „Unſre Männer haben ſich gegenſeitig erſchlagen und Siena fehlen die Kämpfer. Nun kommt der wildeſte, grauſamſte

Feind und mordet, was noch übrig iſt, und übt Rache an den Weibern und Kindern."

Antonio Piccolomini, ſo ſprach das Gerücht, zieht mit furchtbarer Heeresmacht heran. Der Papſt iſt ſein Freund geworden, der Fürſt von Forli, des Papſtes Sohn, hat ſich innig mit ihm verbunden, die Fürſten Italiens haben ihm Krieger gegeben und alle Vertriebnen ſtehen unter ſeinem Panner. Er kommt in Pracht und Herrlichkeit und nennt ſich Fürſt von Siena. Mit ihm zieht eine Nonne, ſeine Mutter, die ſchöne Druſiana, die ihn mit ihren Schätzen unterſtützt. Das kraftloſe Volk lief heulend in die Kirchen, die Regenten berathſchlagten und ſandten Boten nach Florenz und Frankreich um Hülfe, aber ſchon nach einigen Tagen jagte ſie die Kunde auseinander: Antonio iſt da! — Die Thore wurden verſchloſſen, und der ſtolze Baſtard ſchlug ſein Lager ohnfern der Stadt auf. Nichts war gewiſſer als ſein Sieg. Alles war in Verzweiflung. Da trat ein ſchönes bleiches Frauenbild vor die Signora und ſprach: „Siena war ſtets meine Liebe, Sehnſucht nach der Vaterſtadt trieb mich hierher, aber ach!

mein Erſcheinen wurde ihr Unglück. Ein mir unbekannter böſer Fluch liegt auf meiner glühenden Vaterlandsliebe. Ich will ihn löſen, ihr Herren. Ich bin Mariana Placidi. War ich unſchuldig des Vaterlands Verderberin, will ich nun ſchuldig ſeine Retterin werden. Öffnet mir die Thore, ich will hinaus zu Antonio Piccolomini; ich war ſeine Geliebte, ich bin es noch. Wollt Ihr einen Schwur? — ich ſchwöre jeden, daß ich das Verderben von Siena abwenden werde noch in dieſer Nacht. Wie Veturia, die Mutter Coriolans, aus Rom zog in das Lager der Volſker, und ihren Sohn bewog, abzuſtehen von der Eroberung der Vaterſtadt, ſo werde ich, Antonio Piccolomini's Geliebte, aus Siena in ſein Lager ziehen, und ihn zu derſelben That bewegen. Sein Herz iſt nicht härter, als das des Römers."

Mit Freuden willigten die Regenten in das Begehr der ſchönen Donna, und am Spätnachmittage wurde ſie mit ihrer Dienerin aus der Stadt gelaſſen. Sie ritt herrlich geſchmückt auf einem ſtattlichen Maulthiere, ſo wie ſie einſt mit Antonio durchs Gebirge gereiſt war. Der

Tag begann ſich zu neigen, als ſie im Lager anlangte. Ihre Schönheit blendete alle Krieger, und ſchnell lief die Kunde ihrer Ankunft bis in das Zelt des Feldherrn. Er trat heraus in fürſtlichem Anzug, prächtig und ſtolz im Gefühl ſeines Waffenglücks und ſeiner gerechten Rache. Kaum aber hatte er Mariana erblickt, als er haſtig hinzukam, ſie mit wonnetrunknen Blicken und liebeheißen Worten begrüßte, vom Thiere hob, in die Arme ſchloß, auf Mund und Stirne küßte, und ihr die zärtlichſten Namen gab. Alle Krieger mußten ihr Ehrenbezeugungen erweiſen, als er ſie in ſein Zelt führte, und er ſelbſt bediente ſie wie eine Königin.

„Was willſt Du in dieſem Lager?“ fragte die Priorin Madalena finſter, als ſie in das Zelt trat; „Was willſt Du jetzt bei dem Fürſten, den Du in ſeiner Niedrigkeit geſchmäht?“

„Nicht dieſe Fragen, Mutter! Nicht dieſen Ernſt, ich bitte Euch!“ rief Antonio froh und herzlich. „Sie hat mich ja nicht geſchmäht, ihr gilt meine Rache nicht. Sie liebt' ich immer heiß und rein, ſie allein, und nie jene finſtre Roſalba. Und Mariana liebte mich eben ſo ſtark, eben ſo wahr; ich weiß es. Ihre Liebe hat ſie herausgeführt, mich ganz zu beglücken. Und iſt es ihr nicht gelungen? Bin ich nicht verwandelt, ſeit ſie da iſt? Meine Bruſt iſt weit, mein Herz groß geworden. Ich fühle wieder, wie ein Menſch, und aller trübe Unmuth, der auf mir laſtete, iſt von mir gewichen. Das hab' ich Dir zu danken, Herrliche, und dafür ſollſt Du Fürſtin von Siena werden, nicht Roſalba.“

„Hüte Dich vor dieſer da!“ warnte die Priorin.

„O ſtört mich nicht in meiner Wonne, Mutter! Das ſüße Gekoſe der Liebe, die traulichen Mittheilungen endlich befriedigter Sehnſucht vertragen keinen Zeugen. Gönnt mir die wenigen Stunden bis zur Mitternacht im Arm der Liebe zu ruhen, dann werden böſe Stunden und wildrauſchende Tage mich fern halten von meiner Seligkeit.“

Die Nonne verließ ſchweigend das Zelt. Und heimliches Rauſchen von Küſſen flüſterte an den leinenen Wänden hin.

„Was willſt Du beginnen um Mitternacht?“ fragte die zärtliche Mariana.

„Mir Siena unterwerfen, deſſen Thore mir Roſalba öffnen wird, und die ſtolzen Bürger zu Paaren treiben, und Dir endlich Wort halten, mein Liebchen.“

Steh' ab von Siena,“ bat jetzt Mariana. „Gieße nicht das Blut ſeiner Bürger in die Straßen aus. Es iſt deine Vaterſtadt. Laß ab, ich flehe Dich auf den Knien an. Wenn Du mich liebſt, ſo wende dein Heer um und führe es aus dieſem Lande, damit Dich nicht der Fluch deines Vaterlandes treffe!“

„Was fällt Dir ein, holdes Mädchen? Was kümmert Dich Siena? Laß uns von Liebe plaudern. Dies undankbare Volk muß gezüchtigt werden. Dich erwartet nur Liebesluſt und Herrſcherglanz.“

„Nicht mehr von Liebe, Antonio, laß uns von Siena's Noth ſprechen. Es iſt auch meine Vaterſtadt und Du weißt, wie ich es ſtets geliebt. Laß Dich rühren, laß Dich erbitten, verdirb Siena nicht, ſtürze die Republik nicht.“

„Kleine Thörin, überlaß nur Siena ſeinem

Schickſal; das iſt unabänderlich. Hunderte von Verwieſenen lechzen nach Rache, ſchon naht die Stunde. Dieſe Nacht bringt ſie ihnen, bringt ſie mir. Alles iſt bereit; und wenn es nicht wäre, ich würde nie und nimmer abſtehen, bis ich die Rache befriedigt."

„So biſt Du unerbittlich?"

„Richte Bitten der Liebe an mich; ich werde Dir alle gewähren. Dieſe kann ich nicht."

„Es warten Dolche auf Dich, wenn Du auf deinem Willen beharrſt."

„Sie mögen mich in deinen Armen ſuchen. Laß die Zeit nicht verſtreichen, Theure, mit unnützen Worten. Reiche mir lieber die Süße deines Purpurmundes zum Kuſſe."

„So laß uns küſſen und von Liebe koſen," ſagte Mariana und ſchloß ihn feſter in ihre Arme. Sein trunknes Haupt wiegte auf ihrem Buſen. —

„Weh mir! Was thuſt Du?" ſchrie Antonio plötzlich furchtbar auf und ſprang empor.

„Der Dolch ſuchte Dich in meinen Armen," verſetzte ſie. „Ich habe gut getroffen. Er ſitzt in deinem Herzen." —

„Mord! Mord! ſchallte es durch das Lager; aber flüchtig wie die Gazelle ſtürzte Mariana der Stadt zu. Sie erreichte das Thor. „Auf, ihr Bürger!“ ſchrie ſie durch die Straßen. Ihr ſeid verrathen. Den Feinden ſoll das Thor geöffnet werden. Antonio iſt ermordet von meiner Hand!“ — Und der Schlaf floh aus der Stadt, wildes Geſchrei erfüllte ſie. Roſalba Salimbeni wurde nebſt den Verſchwornen, die man bei ihr fand, gefangen genommen, alle Thore ſtark beſetzt, alle Bürger waren in Waffen. Aber kein Heer erſchien, und als der Morgen anbrach, ſah man das Lager abbrechen und von Florenz kam der bedrängten Stadt Hülfe. Bald gelangte auch die Nachricht von Antonio's Tod herein. Seine Mutter war mit ſeiner Leiche nach St. Salvator aufgebrochen.

Da ſetzte das jauchzende Volk Mariana Placidi königlich geſchmückt, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, auf einen Triumphwagen, und zog ſie durch die Stadt, ſchreiend: „Judith von Siena! Seht die neue Judith, die den Holofernes erſchlug.“ Sie aber lächelte gar ſeltſam und war todtbleich. Als man ſie herabhob, ſchritt ſie auf das Kloſter der Büßerinnen zu, welches auf der Banda, der größten Straße in Siena, ohnfern dem Hauſe ihres Oheims lag; die Pforte ſchloß ſich hinter ihr und that ſich ihr nie wieder auf. —

Roſalba's Haupt ſank unter dem Schwerte der Gerechtigkeit. Sie ſang ſich ſelbſt ihr Sterbelied.

Licht und Nacht.

Zweiter Band.

Druck und Papier von F. W. v. Coſſel
in Wismar.

Licht und Nacht.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Wismar und Leipzig,
H. Schmidt & v. Coſſel's Rathsbuchhandlung.
(F. W. v. Coſſel.)

1 8 3 7.

M. 5. 52. –

Landes-
Bibliothek
Weimar

Die Roſe von Salerno.

Novelle.

Der Jüngling bringt ſeiner Braut am Morgen der Hochzeit die purpurglühende Wange, den jugendlich feurigen Liebesblick, die hüpfende Welle des Bluts im zärtlichen Druck der Hand, das ſtürmiſche Schlagen des Herzens in der brünſtigen Umarmung, er bringt ihr ſeine blühende Jugend, ſeine markige Kraft, ſeine verlangenden Seufzer, ſeine girrenden Lieder und — ſelig hängt das Mädchen ſeiner Wahl an ſeinem Nacken; ihr Blick taucht wonnetrunken in ſeinem Auge unter, und gewährt liebend, was der ſeinige liebend fordert. Das ſind Geſchenke des Bräutigams, die die Braut beglücken und ihr den Hochzeitstag mit unausſprechlicher Herzensfreude füllen. Der Mann, der bejahrte Mann bringt ſeiner jungen Braut Stoffe, Goldgeſchmeide, edles Geſtein und koſtbare Perlen, Ringe und Spangen, theure Tücher und Bänder. Das ſind Geſchenke, die die Braut auch erfreuen, aber es iſt eine kalte Freude, mit der das Herz nichts zu ſchaffen hat; ſie ſind ſchwer und hängen laſtend an den Flügeln der Tagesſtunden, welche jene mit begeiſternder Kraft beſchwingen; ſtumm bleibt das Herz der Braut, der Strahl ihres Auges entzündet ſich nicht, und die Edelſteine ſind's allein, die da glänzen, aber es iſt ein todter Glanz.

Alſo ergings der ſchönen Gräfin Urſina di Palumba am Morgen ihrer Hochzeit mit ihrem Vetter, dem Marcheſe Ilario di Ghiberti, dem reichen und mächtigen Statthalter von Salerno. Wer kennt nicht Salerno's prangende, duftende Roſen? Wer kennt nicht die Pracht der Sterne an Neapels azurblauem Himmel? Eh' Don Ilario das Jawort aus dem Munde des Grafen Palumba erhalten, hieß Urſina der Stern Neapels, und als Neapels Männerwelt mit Schrecken erfuhr, daß der Marcheſe di Ghiberti ſie heimführen werde, hieß ſie die Roſe Salerno's. Nicht in üppiger Körperfülle lagen ihre Reize; ſie war ſchlank und zart gebaut. Aber welch ein Ebenmaaß in allen Formen! welcher Liebreiz in dieſem kleinen Kopfe, von Rabennacht glänzender Locken umwallt! Nicht weiß und blendend war die Farbe ihrer Haut — die liebt man im Süden nicht — bräunlich mit einem entzückenden Durchſchein des lieblichſten Roths auf den ſchmächtigen Wangen, die Farbe der Geſundheit und tiefglühenden hochaufſprudelnden Lebens, die Farbe, die der ſinnliche Südländer allein als höchſtes Zeichen der Schönheit anerkennt, und der auch im tugendhaftern Norden der fühlende Kenner den Vorzug giebt. Das reizendſte aber an Urſula waren ohnſtreitig ihre Augen. Von ſchwarzbuſchigen Brauen überwölbt, von langen dichtbehaarten Wimpern überſchattet, waren ſie zwar groß, aber länglich geſchnitten in ſcharfen Winkeln, die Sterne mehr dunkelbraun durchſichtig, als ſchwarz und im Ganzen ein feuchter Zauber des höchſten Liebreizes ſchwimmend, der jedes Männerherz in Flammen ſetzte. Drüber eine hohe ſtolze Stirne, drunter eine edel gebogene Naſe, ein kleiner lächelnder Mund, ſo roth wie die Granatblüthe, hinter den ſanft geſchwellten Lippen eine Reihe glänzender Zähne, eine kleine längliche Hand am ſchlanken Arme, wie ſie nur Raphael gemalt, ein kleiner niedlicher Fuß, wie er nur unter Italiens Himmel gedeiht: das iſt das ſchwache Bild der reizenden Urſina di Palumba, aber es giebt kaum einen Schatten ihrer Schönheit, und von dem wunderbaren Zauber, der über der ganzen Geſtalt ſchwebt und in jeden ihrer Züge durchdringt, vermag es nichts zu geben.

Daneben ihr Bräutigam, Don Ilario di Ghiberti, Marcheſe di Camponegro, ein ernſter hoher Mann, ein angehender Funfziger, voll Kraft und Würde, aber auch voll Stolz. Nicht Schönheit zierte ſeine impoſante Geſtalt, aber der Stempel eines edeln Weſens iſt ihr unverkennbar aufgedruckt; ſprubt ſein großes dunkles Auge auch nicht mehr vom wilden Feuer der Leidenſchaft, ſo glänzt aus ihm doch der ruhige Sinn für plaſtiſche Schönheit, und die Fülle ſeiner Kraft verſpricht dem Weibe ſeiner Wahl gluckliche Tage. Gluckliche? Urſina verſpricht ſie ſich, ihre Eltern und Geſchwiſter verſprechen ſie ihr: denn Urſina hat noch nicht geliebt, aus dieſen wundervollen Augen haben die Flammen der heiligſten und heftigſten Gefühle noch nicht aufgelodert, Don Ilario's ernſtes abgemeſſenes Weſen fällt ihr nicht auf, es ſchmerzt ſie nicht, daß er ſie nicht wie ein gluhender Sturmwind an ſeine Bruſt reißt, um ſie daran zu preſſen, als wollte er ſie erdrücken; es befremdet ſie nicht, daß er ſeine Lippen nicht an die ihrigen heftet und daran ſaugt und Küſſe trinkt, als wollte er ihr die Seele hinwegſchlürfen; ſie iſt zufrieden mit ſeiner kalten Aufmerkſamkeit, mit ſeiner ſteifen Höflichkeit, ſie lächelt den fürſtlichen Geſchenken, womit er ſie überhäuft, Beifall, ſie bezeugt ihm mit Allem, was er ihr zur Freude gethan und noch thut, ihre vollkommenſte Zufriedenheit: ſie liebt ihn nicht, ſie liebt überhaupt nicht, aber ſie iſt erſt ſechszehn Jahr alt, und ihr Körper, ihre Seele ſind zur Liebe geſchaffen. Seit zwei Jahren hatte Urſina eine Menge Anbeter und Bewerber; jeder junge adlige Mann hätte es ſich zur Schande gerechnet, nicht dazu zu gehören, aber Don Ilario war der ſtattlichſte, der reichſte, der vornehmſte von allen; Don Ilario war ihr Vetter und ſtand bei ihrem Vater in hoher Gunſt, Don Ilario hatte von ſeiner verſtorbenen Gattin keine Kinder, er trug den Sieg davon, nicht etwa allein bei dem Grafen Palumba, bei deſſen Frau, Kindern und Verwandten, die dieſe Verbindung ſich zur Ehre anrechneten, ſondern auch bei Urſina, die ſich kindiſch auf die Pracht und den Reichthum freuete, welche ſie ferner umgeben würden und deſſen unbeſchränkte Gebieterin ſie ſein ſollte.

Don Ilario hatte zu ſeiner Hochzeit Alles aufgeboten, was das Herz eines Kindes, welches die Liebe noch nicht kennt, erfreuen kann. Das Feſt wurde auf ſeiner an Naturreizen unübertrefflich reichen Villa Amaranto am Monte Salaro auf der kleinen Inſel Capri gefeiert. Hier hatte der gütige Auguſtus ſich ergötzt, hier der grauſame Tiberius geſchwelgt, und die Villa des Marcheſe war eins jener zwölf Landhäuſer, in welchen dieſer Tyrann die letzten Jahre ſeines verworfnen Lebens den üppigſten Wolluſten geweiht hatte. Aus den Fenſtern dieſes prächtigen Hauſes genoß man eine der großartigſten und weiteſten Ausſichten Italiens; das wonnetrunkne unerſättliche Auge ſchweifte über die Meerenge in die Buſen Gaëta, Neapel und Salerno und überzählte die Thürme und Schlöſſer dieſer Städte, die Uferdörfer in die Felſen hineingebaut, die Berge und den zweigipfligen Veſuv, es hing an dem felſigen Sorento, es umſchiffte das Vorgebirge Maſſa und erhob ſich im Hintergrunde des Feſtlandes an dem grünen teraſſenförmig aufſteigenden Gebirge, nördlich die Inſel Ischia mit ihren Höhen und weſtlich in weiter Ferne, über den Wellen des Meers empordämmernd, der Felſenwall Siciliens. Zunächſt der Villa wuchs der feurige Wein, der wildeſte Sonnenſohn Süditaliens, der den heutigen Tag verherrlichen ſollte. Aus Neapel, Salerno und Sorento, Gaëta, Capri, Anacapri und andern Orten waren die reichſten und angeſehenſten Nobili, die Bluthe des Adels aus dem ganzen Königreiche verſammelt, und köſtlich geſchmuckte Maulthiere trugen die noch köſtlicher geſchmückten Herrn und Damen über Felſenpfade nach der zwiſchen zwei Berge romantiſch geklemmten Stadt Capri, in deren Hauptkirche der Biſchof der Stadt die feierliche Trauung verrichtete. Ein ſonniger Frühlingstag entzuckte den bunten Zug; vom ganzen Eilande waren die Bewohner zuſammengeſtrömt und ſelbſt uber die Meerenge waren viele Zuſchauer herübergekommen.

Huldigend naheten die ritterlichen Männer der Roſe Salerno's, neidiſch die Damen, aber alle widerſtrebenden Elemente verſöhnte die allgemeine Luſt des Tages. Die Fiſcher der Inſel ſchloſſen ſich in Proceſſion, mit ihren Feſtkleidern geſchmuckt, dem Zuge an, Roſen waren auf allen Wegen geſtreut, and Hirtenflöten blieſen hinter jedem Buſche, jedem Felſen muntre Reigen. Jubelchöre empfingen die Neuvermählten auf der Villa, geſchmückte reich beſetzte Tafeln luden zum Genuß ein, und der feurige Wein perlte in goldnen Pokalen. Die holdſelige Braut lächelte allen Beifall und belohnte ihren glucklichen Gatten mit manchem Händedrucke.

Bei Tafel glänzte ſie wie ein Juwel in reicher Einfaſſung, wie eine Roſe im Kranze, und manches Auge betrachtete ſie, die eben aufgegangne Knoſpe, deren duftende Geheimniſſe noch unentweiht im reinen Kelche ſchlieſen, mit verlangendem Beben, und beneidete den glucklichen Don Ilario, der zu ſeinen großen Schätzen auch noch alleiniger Beſitzer dieſes unermeßlichen Schatzes ſein ſollte. Aber Ghiberti wußte ihn auch zu würdigen dieſen Schatz. Ihre kleine mit Ringen und Edelſteinen überladene Hand hielt er umſpannt, und ſprach im ſtolzen Gefühle ſeines großen Glucks zu den horchenden Gäſten: „Unter allen Menſchen lebt Einer, den ich glühend haſſe, doch kenne ich ihn nicht von Angeſicht. Es iſt Maurice de Lede, jener Franzoſe, welcher die ſpaniſche Flotte nach Sardinien geführt und vor kurzem in Sicilien gelandet iſt. Schon ſein Vater war mein bitterſter Feind und von ihm her ſchreibt ſich der gegenſeitige Haß. Als ich in Paris war, glaubte er ſich von mir beleidigt; es iſt eine weitläufige und dürre Geſchichte. Aber der Marquis galt was beim alten Ludwig, und ich verlor durch ſeinen Einfluß die kaum angetretene Geſandtenſtelle. Ich kam nach Madrid. Der franzöſiſche Geſandte Marquis von Harcourt verleumdete mich durch die damals Alles geltende Gräfin von Berlepſch, Oberhofmeiſterin der Königin, bei dieſer und dem Könige. Marquis Lede erſchien ebenfalls in Madrid: ich wußte, woher die Pfeile kamen. Es iſt wahr, ich hatte mich empfindlich an ihm gerächt. Seine Cabalen vertrieben mich von Madrid. Ich ging nicht eher, bis ich ihn unſchädlich gemacht hatte. Sein mir unbekannter Sohn ſetzte Feindſchaft und Rache fort, vertrieb mich aus meinem Vaterlande, verfolgte mich in der Fremde. Er that mir, was mir noch kein Menſch gethan, aber ich ſchwör' Euch, meine Freunde, wenn er jetzt zu mir heranträte und böte mir ſeine Hand, ich zög ihn an mein Herz, ich drückte auf ſeine Stirne den Kuß des Friedens und der Freundſchaft. Und mit dieſem Allen wollte ich Euch nur begreiflich machen, wie über alle Maßen vergnügt und froh ich bin, daß ich ſogar meinen Todfeind an mein Herz drücken würde.“

„Es wäre gerade nichts Unmögliches,“ bemerkte Einer der Gäſte, „daß der Marquis de Lede ſich als Hochzeitsgaſt bei Euch einſtellte, Monſignore. Vor einigen Tagen erhielt ich durch einen meiner Handelsfreunde die Nachricht, daß er Anſtalten treffe, Meſſina zu belagern.

Wie leicht könnte ihm einfallen, nach Capri herüberzukommen und ſich zu Gaſte zu bitten! Er ſoll kühn ſein, ja verwegen, und der Ruf Eurer Hochzeitsfeier iſt weit gedrungen und ſicherlich auch nach Sicilien gelangt.“

Viele der Gäſte erblaßten und die Frauen warfen beſorgte Blicke umher. Die Furcht ſetzte ſich mit an die Tafel, die Freude wurde ſtill in ihrer Gegenwart.

„Ihr ſagt, Marcheſe,“ nahm jetzt ein andrer neapolitaniſcher Nobile das Wort, „daß Ihr den Commandatore der ſpaniſchen Flotte nicht perſönlich kenntet, und doch hat man mir, wenn ich nicht irre, erzählt, Ihr hättet einen Zweikampf mit ihm beſtanden. Dieſe Angabe muß alſo falſch ſein.“

„Das iſt ſie nicht,“ verſetzte Ghiberti, „ich habe wirklich mit meinem Feinde auf Tod und Leben gekämpft und doch kenne ich ihn nicht von Angeſicht. Ihr wißt Alle, daß der Kardinal Alberoni allgemein vorgab, die Ausrüſtung der ſpaniſchen Flotte bezwecke die Demüthigung des Erbfeindes der Chriſtenheit, der Türken. Wir lebten unbekümmert. Was gingen uns die ſpaniſchen Rüſtungen an, wir waren ja nicht mehr ein Theil des ſpaniſchen Reichs; Öſterreichs milder Scepter regierte uns. Plötzlich erſchallte das Gerucht, die Inſel Sardinien ſei von der ſpaniſchen Flotte genommen; es ſei der Plan der Königin und ihres Freundes Alberoni, die frühern ſpaniſchen, beim Utrechter Friedensſchluſſe verloren gegangenen Provinzen für ihren Sohn Don Carlos zu erobern, um auch dem Sohne der zweiten Ehe des Königs eine Krone zu verſchaffen. Ganz Italien gerieth in Beſtürzung. Da war's — es mögen ohngefähr neun Monate her ſein — als ich Abends noch in den Hafen beſchieden wurde, um dort entſtandne Irrungen zu ſchlichten. Kaum hatte ich den Molo betreten, als ein Mann dicht in einen Mantel gehullt, auf mich zueilt und mich fragt: ſeid Ihr der Marcheſe di Ghiberti, Statthalter von Salerno? Ich bejahte dies und er ruft: So zieht und vertheidigt Euch! Ich bin der Marquis de Lede. Kein Wort wurde weiter verloren, der Kampf begann und wurde hitzig. Mein Feind war ein gewandter Fechter. Da ſtürzte plötzlich mein Diener mit mehren

Schiffsleuten herbei, der Marquis verſchwand in der Nacht. Ich verbot, ihn zu verfolgen.“

„Das war edel von Euch!“ riefen mehre Nobili's und leerten die Becher auf das Wohl des großherzigen Bräutigams.

„Man muß dem Muthe des Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen,“ ſagten Andre.

Ghiberti warf einen mißtrauiſchen Blick auf die Sprecher; die Unterhaltung kam bald auf andre Gegenſtände und der Feuergeiſt des Weins ſtieg aus den Flaſchen in die Köpfe.

„Einen Gaſt vermiß ich ſchmerzlich,“ ſagte der Marcheſe zum Grafen Palumba, ſeinem Schwiegervater.

„Ihr meint Seine Hoheit, den Vicekönig?“ verſetzte dieſer.

„So iſt's!“

„Und er verſprach mir mit Hand und Mund zu kommen.“

Diener traten herzu und meldeten, ein Bote des Vicekönigs ſei ſo eben in großer Eile angelangt.

„Führt ihn her,“ rief der Statthalter von Salerno.

Der Bote kam und überreichte ein großes Schreiben. Der Marcheſe las, ſeine Züge verfinſterten ſich. Dann erhob er ſich und redete die neugierigen Gäſte alſo an: „Edle Frauen und Herren. Ein Befehl Seiner Hoheit des Vicekönigs ruft mich ſogleich nach Salerno zurück. Ich bedaure von Herzen, an den Freuden nicht länger Theil nehmen zu können, die mir Eure Geſellſchaft an meinem Ehrentage bereitet. Ich bitte Euch alle dringend, ſeid ferner fröhlich und thut, als ob ich noch unter Euch weilte. Meine Gattin und deren Eltern werden hier bleiben bis zum Ende des Feſtes.“

Die Gäſte ſahen einander beſtürzt an; die Braut ſchien ziemlich gleichgültig; Ghiberti las ſeinem Schwiegervater, der ihn bei Seite gezogen, den Brief des Vicekönigs vor: „Es thut mir ſehr wehe, theurer Marcheſe, nicht nur Eurer lieben und mir ſehr angenehmen Einladung zu Eurer Hochzeit nicht folgen zu können, ſondern Euch ſogar den geſelligen Freuden derſelben entreißen zu müſſen. Doch Euch, einem ſo getreuen Diener ſeines Herrn, geht ja die Pflicht über Alles. Ihr wißt, wie unzählig viel ſpaniſchgeſinnte Edelleute im Königreiche, namentlich in der Hauptſtadt ſind. Hier beſteht ein förmlicher Verein, der ſich ſeit der Landung der ſpaniſchen Flotte in Palermo gebildet hat, und es ſind Leute an der Spitze deſſelben, die Ihr mit zu Euern Hochzeitsgäſten zählt. Sie treten allmälig laut und ungeſcheut hervor, die Bewegung wird allgemein, und es iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Revolution des Adels zu Gunſten der Königin von Spanien und ihres Sohnes im Werk. Alberoni unterhält hier ſeine geheimen Agenten, und ich fürchte, die Geſellſchaft hat einen Boten an den Marquis de Lede nach Sicilien geſchickt. Wenigſtens ſchreibt mir der Maler Tacco, mein Spion in Palermo, daß ein Bevollmächtigter Lede's, deſſen Namen ich Euch aus Vorſicht verſchweige und der auch nichts zur Sache thut, da er ihn doch in Italien nicht führen wird, in dieſen Tagen an der Küſte landen werde, um ſich nach Neapel zu begeben und mit den ſpaniſch Geſandten in Verbindung zu ſetzen, ihnen Pläne vorzulegen, eine förmliche Verſchwörung zu bilden und mit ſämmtlichen Verſchworenen die Zeit des Aufſtandes zu verabreden, wo zugleich eine Abtheilung der ſpaniſchen Flotte in Salerno oder Gaëta landen ſoll, um Neapel für Don Carlos von Spanien zu beſetzen. Tacco hat mir ein getreues Bild dieſes Mannes überſendet, welches er in Palermo aufgenommen. Ich habe dies Bild ſchnell mehrmals copiren laſſen und in jede der Hafenſtädte des Königreichs ein Exemplar geſchickt. Brecht eilig nach Empfang dieſes meines Briefs nach Salerno auf. Das Bild findet Ihr ſchon in Euerm Hauſe. Macht alle Eure Untergebenen, alle Schiffsleute und Aufſeher genau damit bekannt, auf daß ſie den Mann, welcher dieſe Züge trägt, ſofern er ſich in Salerno oder deſſen Umgegend von ihnen betreten läßt, ſogleich feſtnehmen — erſcheine er in welchen Kleidern er wolle — und an un abliefern.

Neapel, den 20. Mai 1718.

Ich der Vicekönig."

„So geht denn in aller Heiligen Namen," ſagte der Graf Palumba. „Die Sache iſt von großer Wichtigkeit. Morgen ſind wir bei Euch in Salerno, um das hier geſtörte Feſt dort fortzuſetzen.“

Gleich darauf trabte der Marcheſe auf ſeinem Maulthiere davon.

Als am andern Morgen die junge in Schönheit ſtrahlende Frau, die, um ihren Gemahl zu überraſchen, ihren Eltern und Verwandten vorausgeeilt war, unverhofft und leiſe auf den Zehen ſchleichend, in Don Ilario's Gemach trat, fand ſie ihn in tiefer Betrachtung vor einem kleinen Ölbilde, welches auf einem Tiſche vor ihm aufgeſtellt und an die Wand angelehnt war. Der Marcheſe war ſo in den Anblick des Bildes verſunken, daß er ſelbſt dann ſeine Gemahlin noch nicht bemerkte, als ſie ſchon dicht hinter ihm ſtand, und das Bild gleich ihm betrachtete. Aber auch auf ſie machten dieſe Züge einen ſeltſamen Eindruck. In ihnen war die höchſte männliche Schönheit mit dem keckſten herausfordernden Muthe gepaart, in dem ſchwarzen Ringe dieſes Auges lag ſo viel ritterliche Artigkeit, poetiſche Schwärmerei, gewinnende Schelmerei, und über das Ganze war ſo viel lächelnde Anmuth gegoſſen, daß Urſina über dem Bilde ihren Gemahl vergaß, ſo wie er die ganze Außenwelt darüber vergeſſen zu haben ſchien.

„Er iſt es! Es kann kein Andrer ſein!“ rief der Marcheſe endlich vor ſich. „Es iſt ſehr ähnlich, ſehr ähnlich.“

„Es iſt ſehr ſchön, ſehr anmuthvoll,“ ſagte jetzt Urſina, und der Marcheſe wandte ſich überraſcht um, und ſchloß das bräutliche Weib mit Anſtand in die Arme.

„Ihr überraſcht mich, Signora.“

„Wenn es ein weibliches Portrait ſtatt eines männlichen wäre,“ fuhr Urſina lächelnd fort, „ſo glaube ich, daß ich eiferſüchtig würde.“

„Wenn Ihr wüßtet, wen es vorſtellt oder mit wem es erſtaunliche Ähnlichkeit hat — ja, was ſag’ ich: es kann kein Andrer ſein! — ſo würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich es mit ſolcher Theilnahme betrachte.“

„Und welches iſt der Name des edeln männlichen Weſens, deſſen Züge der Künſtler auf dieſer Leinwand hat verewigen wollen?“ fragte Urſina.

„Der Name? Den Namen dieſes ſehr edeln Spaniers will ich Dir nachher angeben. Ich danke ihm mein Leben, und ich bin ihm verpflichtet, ſo lange mein Herz ſchlägt. Und wahrlich, man ſoll dem Marcheſe di Ghiberti nicht nachſagen, daß er ein undankbares Ungeheuer ſei.“

„Ihr ſetzt mich durch Eure Reden noch mehr in Erſtaunen, mein Gemahl, als durch die Betrachtung des Bildes. Ich bitt’ Euch, erzählt mir, von welcher Art ſind die großen Dienſte, welche Euch der Beſitzer dieſer anmuthigen Züge erwieſen?“

„Du ſollſt Alles erfahren, mein theures Kind,“ verſetzte der Statthalter. „Meine Anhänglichkeit an das Haus Öſterreich, mein Haß gegen die Franzoſen und die Unbilden, welche ich früher in Madrid erfahren, führten mich in das Heer der Verbündeten, welche Philipp V., den Franzoſen, von Spaniens Thron vertreiben und Karl III., den Öſterreicher, darauf ſetzen wollten. Ich hatte zu Gunſten Öſterreichs eine

Verſchwörung in Neapel angelegt, der ſpaniſche Vicekönig, Herzog von Medina-Celi, entdeckte ſie, ich rettete mich durch die Flucht und ſchwang mich im öſterreichiſchen Heere empor. Bald zog ich wieder in Neapel als Sieger ein, Philipp wurde von den verbündeten Engländern, Holländern und Öſterreichern überall in die Enge getrieben. Aber das Blatt wendete ſich. Wir erlitten in Spanien große Verluſte; zwar zog Karl als König in Madrid ein, aber es war ein trauriger Einzug. Kein Hund von Spanier begrüßte ihn, die Stadt war leer und todtenſtill. Se. Majeſtät ſtiegen vor Verdruß gar nicht im königlichen Schloß ab, ſondern zogen dem andern Thore wieder hinaus. Nun traf uns Schlag auf Schlag. Wir wollten uns nach Catalonien zuruckziehen, und unter den Schutz des Generals Stahrenberg in Barcelona begeben. Aber dieſer Rückzug unter dem engliſchen General Stanhope wurde uns vom lieben Gott, den Spaniern und den Franzoſen ſehr erſchwert. Es war im letzten Monat des Jahres 1710 eine für Spanien ungewöhnlich kalte und naſſe Witterung, die Gebirgswege ſchwer zu paſſiren, und Hunger und Seuchen wütheten in dem Heerhaufen, der an 5000 Mann ſtark war. Da wurde die Hauptmaſſe dieſes Haufens von einem franzöſiſch-ſpaniſchen Heere eingeſchloſſen und zu Kriegsgefangnen gemacht; der kleinere Theil, bei welchem ich mich befand, entging dieſem Schickſale, um Tags darauf, in einem Engpaſſe von Spaniern überfallen, faſt ganz aufgerieben zu werden. Die größten Strapazen und der brennende Hunger einiger Tage hatten alle meine Kräfte aufgezehrt; verwundet ſtürzte ich vom Pferde, die Sinne vergingen mir, ich glaubte zu ſterben. Allein noch vor Anbruch des Tags erwachte ich aus meiner Ohnmacht. Es regnete und ſchneite zugleich heftig, ich war durch und durch naß, es fror mich furchterlich, ſo daß meine Glieder, über die ich keine Gewalt mehr hatte, fiebriſch hin- und herſchlugen, wie von einem Orkan gerüttelt, meine Wunde aber braunte, ein unbeſchreiblicher Durſt quälte mich. Ich leckte den fallenden Schnee, ich ſaugte das Waſſer vom Boden. Als der Tag anbrach, ſchleppte ich mich mit Mühe fort, ohne Hoffnung, nur aus Inſtinkt. Was hatte ich auch von Spaniern zu hoffen, die unſre Kranken vergiftet, unſre beſten Leute meuchlings ermordet hatten? Nur Catalonien hing an Öſterreich feſt; gelang es mir, dieſe Provinz zu erreichen, dann war ich gerettet. Ich hatte mir noch nicht lange fortgeholfen, als ich auch ſchon erſchöpft am Wege liegen blieb. Es zogen Spanier genug vorüber; ich wagte ſie nicht anzureden, und ſie hielten mich wahrſcheinlich für todt. Endlich kam ein junger ſchöner Mann geritten, hinter ihm mehre Reiter, welche leere, wahrſcheinlich erbeutete Pferde an der Hand führten. Ich hatte die Augen aufgeſchlagen; ſein wunderſchönes, freundliches Geſicht flößte mir das größte Zutrauen ein; er war höchſtens zwanzig Jahre alt, und in der Bruſt der Jugend wohnt der Haß nicht. Ich redete ihn ſpaniſch an und bat um Lebensmittel. Er ſtieg ſogleich dienſtwillig vom Pferde, unterſtützte mich mit zuvorkommender Freundlichkeit, zog eine Weinflaſche aus ſeiner Satteltaſche und reichte ſie mir mit Brot. Während ich mich labte, verband er meine Wunde und bat mich, auf ein Pferd zu ſteigen und ihm ins nächſte Dorf zu folgen, dort wolle er mir auch einige trockne Kleider und andre Unterſtützung geben. Ich ſah ihn als meinen Engel an; nie werd' ich ſeiner vergeſſen und ſeine edeln Züge ſind mir tief in die Seele geprägt. — Die Reiter waren vorausgeritten. Im Dorfe erquickte mich mein junger Freund mit Suppe und Wein, gab mir ein warmes Wams und pflegte mich, wie ein Sohn ſeinen Vater. Unter dieſen Beſchäftigungen der Barmherzigkeit fragte er mich zufällig nach meinem Namen. Ich machte ihm kein Hehl daraus. Da bemerkte ich, wie über ſein ſchönes Geſicht eine finſtre Wolke flog. Deshalb beſorgt, fragte ich ihn, ob er mich kenne. Er läugnete aber, weder mich noch meinen Namen zu kennen. Mit Haſt ſagte er mir dann, daß eins der Pferde für mich bereit ſtehe, in deſſen Taſchen ich Lebensmittel finden würde. Hierauf rieth er mir, mich für einen Spanier auszugeben, bis ich Barcelona erreicht, und gab mir die Wege an, welche ich zu nehmen hätte, um keinen ſpaniſchen oder franzöſiſchen Heerhaufen zu begegnen. Mein Herz floß über in Dankbarkeit; er wies aber die Ausdrücke meines Gefühls mit ächt ſpaniſchem Stolze kalt zurück. Ich bat um den Namen meines Wohlthäters und Lebensretters. Ich heiße Henriquez Carro, Offizier des Königs von Spanien, rief er, warf ſich auf ſein Pferd und ſprengte davon. Seine großmüthigen Geſchenke und Rathſchläge brachten mich glucklich nach Barcelona, von wo ich mich nach Italien einſchiffte. Der Name Henriquez Carro war mir in's Herz gegoſſen mit eherner Schrift; ſeine milden freundlichen Züge ſtanden ſtets vor meiner Seele. Denkt Euch alſo mein freudiges Erſtaunen, Donna Urſina, als ich, durch den Befehl des Vicekönigs nach Hauſe gerufen, dies Bild vorfinde, welches einen nach Neapel beſtimmten Spanier vorſtellt, den der Vicekönig auffangen will, und der niemand anders iſt, als mein Lebensretter Henriquez Carro!“

„Wär's möglich!“ rief Urſina freudig überraſcht. „O gäbe ein gütiges Geſchick dieſen edeln Mann in unſre Hände.“

„Welch ein Wunſch, Signora!“ rief der Statthalter. „Ich würde meine Pflicht [illegible] dankbarer ehrliebender Edelmann oder als Unterthan und Diener des Königs verletzen müſſen. Ein zweiter Befehl des Vicekönigs, welchen ich mit dem Bilde vorfand, ſagt: es ſoll Alles aufgeboten werden, dieſen Mann lebend oder todt zu bekommen und ich merke aus einigen Redensarten, daß man das Letztere lieber ſähe als das Erſtere, um ſich in Neapel nachher einen Mord zu erſparen."

„Ha, Don Ilario!" rief Urſina heftig bewegt. „Wie könnt Ihr unter ſolchen Umſtänden nur einen Augenblick wünſchen, Don Carro möchte nicht in Eure Hände fallen, da ſie die einzigen ſind, welche ihm das Leben zu retten vermögen! Wie? Ihr könntet nur den entfernteſten Gedanken hegen, den Retter Eures Lebens dem Mordbeile des Vicekönigs auszuliefern, wenn er Euer Gefangner würde! O dann hätte ich mich ſehr in Euch getäuſcht! Erſt kommen die heiligſten Menſchenpflichten, und dann die des Unterthans und Königsdieners. Ihr ſeid Euer Leben Gott ſchuldig und dieſem Manne, dem König nur Amt, Ehre und Schutz. So wenig aber der König Euch befehlen kann, ſeinetwegen Gott zu verläugnen, eben ſo wenig kann er mit Recht von Euch verlangen, ihm Euern Lebensretter zu verrathen.“

Der Statthalter ſchuttelte lächelnd das Haupt und ſagte: „Der feurige Antheil, den Ihr an dem Retter meines Lebens nehmt, Donna Urſina, giebt Euch Gelegenheit, Euch als lebendige begeiſterte Rednerin zu zeigen, mir, Euch von einer ſo glänzenden Seite kennen und bewundern zu lernen, indem ich neben den vielen und außerordentlichen Vorzügen Eurer mir hochwerthen Perſon auch einen eben ſo ſchönen und großen bemerke, der mir bis jetzt unbekannt war. Ferner zeigt Euer Eifer für die Sache dieſes edlen Spaniers, wie werth ich Euch bin; und ich kann mir nur von Neuem zu dem Looſe, welches ich geſtern gezogen, Glück wünſchen.“

„Nicht Schmeicheleien wunſche ich von Euch zu hören, Don Ilario,“ ſagte Urſina ernſt, „ſondern das Verſprechen in meine, Eures Weibes Hand, all Eure Kräfte aufzubieten, um Don Carro’s habhaft zu werden und ihm ſo durch Rettung ſeines Lebens Eure Schuld zu bezahlen.“

„Aber er wird nach Neapel gehen, eine Empörung veranſtalten, das Königreich wird Öſterreich verloren gehen, wir ſelbſt werden mit Schmach und Schande fliehen müſſen.“

„Nicht alſo,“ lächelte Urſina. „Kommt dieſer Spanier in Eure Gewalt, ſo ſagt ihm, wie ſein Plan verrathen iſt, wie ihm überall Gefahr und Tod drohen, dann führt ihn in einer ſtillen Nacht in einem Schifflein nach Sicilien hinüber — und Ihr ſeid ein Mann von Ehre und Dankbarkeit.“

„Wohlan!“ rief der Statthalter, „ich leiſte Euch das verlangte Verſprechen, wackres Weib. Es iſt mir nie eingefallen, ihn dem Vicekönig auszuliefern. Ich wollte Euch nur auf die Probe ſtellen und erforſchen, wie ſtark Eure Liebe zu mir ſei. Ihr habt dieſe Probe herrlich beſtanden. Schon ſind meine Boten beſtellt, die das Portrait geſehen und ſeine Züge ſich tief eingeprägt haben, und nun die ganze Küſte beſtreifen, um jeden Fremden anzuhalten. Ich ſelbſt beſteige mein Pferd, um nachzuſpüren. Werde ich ſeiner wirklich habhaft, wozu die heilige Jungfrau ihren Segen gebe, ſo ſoll Don Carro an mir einen dankbaren Mann finden. Verzeiht mir aber, Signora, daß ich mich deshalb ſchon wieder bei Euch beurlauben muß. Wahrlich eine harte Probe für mich! Und wenn Ihr meine heftige Liebe zu Euch und meine Dankbarkeit gegen Don Carro gegen einander ſtellt, ſo ſchätzt danach den Kampf, den es mir koſtet, Euch jetzt ſchon wieder verlaſſen zu müſſen.“

„Eilt! eilt, Don Ilario! Ich zürne Euch darob nicht,“ verſetzte Urſina. Und als er fort war, blieben ihre zauberiſch ſchönen Augen lange lange auf dem Bilde wie angeheftet liegen, ihre Bruſt hob ſich höher, und ſich ſelbſt unbewußt, ſagte ſie vor ſich hin: „Es iſt das ſtrahlende Antlitz eines Engels. Wer ihm Böſes zufügte, würde mein Feind, mein ewiger Feind ſein.“

Zwei Tage darauf ritt Don Ilario di Ghiberti am einſamen Ufer nach Hauſe zu, um den Abend — es dunkelte ſchon ſtark — in Geſellſchaft ſeiner jungen Frau zuzubringen, welche bis jetzt wenig mit ihm zuſammen geweſen war; da bemerkte er auf der hohen See, im Scheine des noch nicht ganz dunkeln Himmels, ein kleines Fahrzeug, anſcheinend ein Fiſcherboot, welches in einer nicht unbedeutenden Entfernung kreuzte und die Annäherung an die Küſte abſichtlich vermied. Dies fiel dem Statthalter auf, denn wäre es wirklich ein Fiſcherboot geweſen, ſo hätte es geeilt, die Küſte vor Nacht zu erreichen. Ghiberti ließ das Boot nicht mehr aus den Augen und wartete, hinter einem Felſen verſteckt, mehre Stunden, bis die Nacht völlig hereingebrochen war. Außer dem Hafen gab es wegen des hohen und felſigen Ufers nur wenige Landungsplätze und ganz gefahrlos war nur einer. Der Statthalter vermuthete, daß das verdächtige Boot dort anlegen werde, und er täuſchte ſich nicht. Er hatte ſein Pferd in einem Gebüſch angebunden, und einen der ziemlich hohen Uferfelſen erklimmt, von wo er die Anfuhrt und das Meer beherrſchen konnte. Bald vernahm er Ruderſchlag. Das Schifflein legte an; ein hoher verhullter Mann ſtieg heraus. Einige Andre folgten ihm. Von der Dunkelheit begünſtigt, war ihnen der Statthalter auf den Ferſen. Sie gingen ohnfern dem Ufer in eine

Fiſcherhütte, die von innen verriegelt wurde. Ghiberti lauſchte am Fenſter. Er hörte, wie ſich ein Fremder mit den Bewohnern der Hütte beſprach, daß ſie ihm das beſtellte Maulthier und einen Führer herbeiſchaffen ſollten, damit er in einer Stunde ſeine Reiſe fortſetzen könne. Ghiberti flog nach Hauſe. Sechs ſeiner Leute, auf deren Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen konnte, mußten ihm eilig bewaffnet folgen, und eh die Stunde verfloſſen war, hatten ſie die Hütte umſtellt.

Ghiberti klopfte an und rief mit rauher Stimme: „Im Namen ſeiner Majeſtät des Königs! Öffnet die Thüre!“ Die Fiſcher gehorchten, zum Tode erſchrocken, dem Befehle. Ghiberti trat hinein, der Fremde ihm keck entgegen, und jener erkannte beim dürftigen Schein der Lampe ſogleich mit hoher Freude die Züge des Bildes wieder. „Ihr ſeid mein Gefangner, Herr,“ redete der Statthalter den Spanier an.

„Meint Ihr?“ rief dieſer und zog ſein Schwert. „Noch bin ich's nicht, und es ſoll Euch nicht ſo leicht werden, wie Ihr vielleicht denkt, mich dazu zu machen. Aber wie? ſagte er zurückhaltend, „Ihr kommt mir bekannt vor. Sicher hab ich dies Geſicht ſchon früher geſehen. Irgendwo war ich mit Euch zuſammen. Wer ſeid Ihr?“

„Ihr erinnert Euch gewiß des öſterreichiſchen Offiziers, den Ihr vor ſieben Jahren ohnweit Brihunga vom Hungertode gerettet. Ich bin der Marcheſe Ilario di Ghiberti, jetzt Statthalter von Salerno.“

„So ſtirb!“ raſete der Spanier auf und wollte mit bloßem Schwerte auf den Italiener losſtürzen, aber ſchon waren die Soldaten in die Hütte gedrungen, warfen ſich auf den wüthenden Mann, entwaffneten ihn und führten ihn gefeſſelt ab.

Der Statthalter ließ ſeinen Gefangnen in eins der herrlichſten Zimmer ſeines Palaſtes bringen und befahl denſelben zu bedienen, als wenn er der Vicekönig wäre. Stolze Kerzen auf ſilbernen Armleuchtern warfen ihr ſtrahlendes Licht bald durch das ſeltſame Gefängniß, Italiens und Spaniens feurigſte Weine winkten in goldnen Krügen; weiche Polſter luden zur Ruhe ein. Die Feſſeln waren dem Gefangnen beim Eintritt in das Haus abgenommen worden, und mit heftigen Schritten ging er in dem weiten hellen Gemach auf und ab, als Don Ilario, ſich mit freundlicher Geberde verneigend, hereintrat und alſo begann: „Verzeiht mir, mein theurer Don Henriquez Carro, daß ich Euch vor den Augen meiner Leute hart behandeln ließ, aber es mußte Eures eignen Wohls wegen ſo ſein. Um Euch zu vergelten, was Ihr an mir gethan, mußte ich das Rauhe herauskehren. Ihr hattet mich vorhin mißverſtanden und glaubtet, ein Ungeheuer, ein Auswurf der Menſchheit ſtände vor Euch — denn dafür erklär' ich den Undankbaren — welcher Euch zum Lohn für die Wohlthat, die Ihr an ihm gethan, verrathen und dem Vicekönig ausliefern wollte, und dieſer Wahn brachte Euch ſo in Wuth, daß Ihr mir das Leben, welches Ihr mir einſt erhalten, nehmen wolltet, und fürwahr, wäre ich der geweſen, für welchen Ihr mich hieltet, ich hätte verdient, von Eurer Hand zu ſterben. Aber Ihr habt Euch getäuſcht, Don Henriquez. Ich nahm Euch gefangen, um Euch meine Schuld abzutragen, um Euch das Leben zu retten, welches an Neapels Küſte auf jedem Schritte bedroht iſt. Fielet Ihr nicht in meine Hände, ſo wäret Ihr verloren.“

„Wie iſt das möglich?“ fragte der Spanier verwundert, und der Statthalter gab ihm Kunde von dem neapolitaniſchen Spione in Palermo, von deſſen Berichte, zeigte ihm das wohlgetroffne Bild, und theilte die ſorgfältigen Anordnungen des Vicekönigs mit, ſeiner habhaft zu werden. — „Morgen,“ fuhr Ghiberti fort, „ſage ich den Leuten, welche Euch gefangen nahmen, Ihr wäret der Rechte nicht geweſen; und während die Soldaten des Vicekönigs das Land und die Stadt durchſtreifen, Euch zu ſuchen, lebt Ihr ruhig und ſicher in meinem Hauſe, als ein Verwandter meiner Frau. Wir geben Euch für krank aus, damit Ihr nicht nöthig habt, Euch zu zeigen, ſondern auf Euerm Zimmer zurückgezogen bleiben könnt. Für gute Unterhaltung wollen wir ſchon ſorgen. Alſo, Don Henriquez, vergilt Ilario di Ghiberti ſeinem Wohlthäter.“

„Ich dank' Euch, Marcheſe, für Eure Vorſorge,“ verſetzte der junge ſchöne Mann mit einem ziemlich finſtern Geſichte. „Doch wollt

Ihr Euerm Werke die Krone aufſetzen, ſo entlaßt mich noch in dieſer Nacht.“

„Wie?“ rief der Statthalter, „Ihr könntet daran denken, dennoch Euern Plan auszuführen? Ihr ſeid ein Kranker, Don Henriquez, ein Fieberkranker, und ich bin Euer Arzt. Ich muß zu Euerm Heil Euch mit Gewalt zurückhalten; denn ließe ich Euch, es wäre Euch nichts gewiſſer als das Schwert, entweder eines Patrioten, der Euch nach dem Bilde erkennte, oder des Scharfrichters auf dem Schaffot. Es ſind tauſend Piaſter auf Euern Kopf geſetzt, Don Henriquez.“

„Wenn ich Euch aber zuſchwöre, daß mir der Aufenthalt in Euerm Hauſe unerträglich iſt, wenn ich Euch beſchwöre, mich gehen zu laſſen, dann werdet Ihr mich doch nicht zurückhalten?“

„Stets, und zwar aus zwei Gründen. Ein Mal als Euer dankbarer Freund, deſſen heiligſte Pflicht es iſt, Euch zu retten; dann als Unterthan und Beamter des Königs von Neapel, der nichts dulden darf, was der Macht ſeines Herrn Gefahr bringen könnte. Euer Freund gebot dem Statthalter, Euch zu ſchützen, und nun gebietet der Statthalter dem Freunde Euch zurück zu halten."

„Aber ich kann, ich will nicht Euer Freund, Ihr könnt und werdet nicht der meinige ſein; Ihr ſeid es nicht," rief der Spanier in heftigem Affect. Dann fuhr er ruhiger fort: „Kennt der Vicekönig außer meinen Geſichtszügen, die ihm das Portrait gebracht hat, auch meinen Namen?"

„Er kennt ihn," verſetzte Ghiberti, „doch thut er aus Vorſicht geheim damit, wahrſcheinlich, damit Ihr, wenn derſelbe im Lande verlautete, nicht von den ſpaniſch Geſinnten bei Zeiten gewarnt und aus ſeinen Händen gerettet würdet. In mir, dem getreuen und eifrigen Anhänger an das Haus Öſterreich, kann er freilich weder Euern Retter, noch den Kenner Eures Namens vermuthen."

„Marcheſe, ich wiederhole meine Bitte, laßt mich fort aus Euerm Hauſe. Mir ahnet ein Unglück, wenn ich verweile."

„Wenn ich nichts über Euch vermag," antwortete der Statthalter, „ſo will ich zuſehen, ob Euch die rührenden Bitten meines Weibes, die Euch hochverehrt und ſich Euch dankbar bezeigen möchte, nicht zurück zu halten vermögen.“ Er öffnete die Thüre, welche in das Nebenzimmer führte, und rief: „Urſina!“ Und ſogleich erſchien das reizende Weib, ſich züchtig verneigend vor dem ſchönen Manne, an deſſen Zügen ihre Augen mit gefühlvollem Ausdruck vorüberglitten.

„Urſina,“ fuhr ihr Gatte fort, „Don Henriquez, der großmüthige Retter meines Lebens, beſteht darauf, uns verlaſſen zu müſſen. Meine Bitten machen keinen Eindruck auf ſein ſtolzes ſpaniſches Herz; verſuchet, meine Liebe, was die Eurigen ausrichten.“

„Don Henriquez,“ begann Urſina mit ſchamhafter Schüchternheit, aber ihre Stimme zitterte auffallend, während ihre Blicke von ſeiner hohen Geſtalt abſielen und verwirrt auf dem Boden lagen. „Don Henriquez, gebt mir nur eine kurze Zeit Gelegenheit, Euch zu zeigen, wie über Alles gern ich bereit — ja was ſag' ich — wie es für meine Seele das größte Bedürfniß iſt, Euch die Freundſchaftsdienſte zu vergelten, die Ihr meinem Gemahl erwieſen. Wenn Frauenwort je etwas bei Euch galt, und Ihr ſeid ein großmüthiger Feind, alſo ein tapfrer Ritter und deshalb ein Freund der Frauen — o ſo bleibt bei uns, und tragt Euer uns theures Leben nicht muthwillig zwiſchen die Dolche und Henkerbeile Eurer Feinde. Ich wurde in Todesangſt leben, wenn Ihr uns verließet.“

„Würdet Ihr das, edle Frau?“ fragte der Spanier ſeltſam bewegt. „Fürwahr, ich hatte nicht darauf gerechnet, ſolche Freunde hier zu finden! Ich dachte, als ich dieſe Küſte betrat, nur daran, Leute zu treffen, welche der ſpaniſchen Sache zugethan ſeien, und ich finde Herzen, die meiner eignen mit der wärmſten Theilnahme ergeben ſind. Und fürwahr, ich bin dies Mal ein wenig Egoiſt. Der Patriot verſtummt; Ihr habt den Sieg davon getragen, Donna. Ich bleibe.“ —

„Ihr ſeid ſo niedergeſchlagen, ſo in Euch gekehrt, Donna Urſina,“ ſagte der Statthalter zu ſeiner Gemahlin. „Mir iſt, als hätte ich ſchon über eine Woche eine mich bekümmernde Art von Tiefſinn auf Euerm Geſichte wahrgenommen, und ſelbſt die heitern Geſänge und Erzählungen unſres uns ſo lieben und ehrenwerthen Gaſtes, Don Henriquez, vermögen Euch nicht mehr aufzuheitern, wie in den erſten Tagen ſeines Hierſeins. Quält Euch vielleicht das Heimweh, Signora? Habt Ihr Sehnſucht nach Euern Eltern und Geſchwiſtern, wünſcht Ihr Euch unter Eure Freundinnen und Geſpielinnen?"

„Ja, ja, das Heimweh wird es ſein, das Heimweh," verſetzte Urſina, wehmüthig lächelnd. „Ihr habt das Rechte getroffen, Don Ilario; es iſt die Sehnſucht nach den lieben Meinen." Und ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt.

„Wohlan, Donna Urſina," ſagte ihr Gatte mit gutmüthiger Theilnahme, „ich habe eine ſehr nothwendige Sache mit dem Vicekönige abzuhandeln, und ich muß ihn deshalb durchaus perſönlich ſprechen. Schon zu lang habe ich die Reiſe nach Neapel aufgeſchoben, doch bin ich nun entſchloſſen, ſie morgen abzumachen. Ihr begleitet mich und bringt wieder einige Tage im Schooße Eurer Familie zu, der wir gewiß dadurch eine ſehr große Freude bereiten werden.“

„Nach Neapel — reiſen?“ fragte Urſina beſtürzt. Nein — das kann ich nicht.“

„Und warum nicht?“

„Es gibt einen alten Gebrauch und Glauben, und die Mutter hat mir die Heilighaltung deſſelben, bevor ich von ihr ſchied, noch ſehr an's Herz gelegt: eine junge Frau ſoll unter ſieben Wochen nicht wieder in das Haus ihrer Eltern kommen, ſonſt wird ſie unglucklich in der Ehe, und ich bin noch nicht zwei Wochen Euer Weib.“

„Ihr werdet Euch doch nicht an den lächerlichen Aberglauben Eurer Mutter kehren wollen? Ein herrlicher Vorſommer erfreut uns mit dem heiterſten Wetter. Die Reiſe wird Euch zerſtreuen, Ihr werdet wieder kindlich froh werden, ſo wie Ihr ſonſt waret. Die Roſe von Salerno wird, vom Thau der Freude erfriſcht, das Haupt wieder aufrichten, welches die aus dem heimathlichen Boden verpflanzte jetzt geſenkt.“

Urſina ſchuttelte das ſchöne Haupt leiſe und wehmuthig.

„Ihr reiſ't mit mir, Signora," ſagte Ghiberti jetzt ernſter und beſtimmter.

„Man muß den alten Glauben nicht verhöhnen," bat die Donna ängſtlich. „Fürchtet ſonſt das rächende Geſchick."

„Ich furchte es nicht," ſcherzte Don Ilario. „Ich habe im Gegentheile große Luſt, es keck herauszufordern. Ihr reiſ't mit mir; ich will es ſo, und Ihr habt zu gehorchen. Muß ich doch auch Euch, wie Don Henriquez, die Heilmittel mit Gewalt aufdringen."

„Aber wird es unſer Gaſt auch nicht für übel aufnehmen, wenn wir beide das Haus verlaſſen, und ihn allein zurücklaſſen? Wird er ſich auch nicht entfernen und fliehen, wenn wir abweſend ſind?" fragte Urſina mit einem Ausdruck von Angſt und Beſorgniß, die einem hellern Kopfe als Don Ilario hätten auffallen muſſen.

„Seid unbekümmert," beruhigte ſie dieſer. „Ich werde dafur Sorge tragen, daß ich mich bei Don Henriquez für einige Tage entſchuldige, und nicht länger als drei Tage ausbleiben; Ihr mögt im Hauſe Eurer Eltern verharren, ſo lang es Euch beliebt. Entfliehen kann er eben ſo wenig; er ſteht unter guter Aufſicht.“

„Nein,“ fiel jetzt Urſina heftig ein. „Ich bleibe nicht länger in Neapel als Ihr; ich kehre wieder mit Euch zurück.“

„Wie Ihr wollt, Signora. Doch iſt mir Euer Entſchluß ſehr ſchmeichelhaft. Kein Unfall wird das Glück unſrer Ehe trüben; denn ich weiß mich von Euch zärtlich geliebt. Macht Euch zur Abreiſe fertig.“ — Er ging, und kaum hatte ſie ihn aus den Augen verloren, als ein heftiger Thränenſtrom aus denſelben unaufhaltſam hervorſtürzte. Schier troſtlos warf ſie ſich auf ein Polſter und überließ ſich den gewaltſamen Ausbrüchen eines ihr ganz neuen Gefühls, eines ungeheuern Seelenſchmerzes. Das ſtrenge Gebot ihres Gemahls, ihm nach Neapel zu folgen, hatte plötzlich einen tiefen Riß durch den Schleier ihrer bis jetzt verhüllt gelegenen Empfindungen gethan, ſie taumelten empor, wie ſchlaftrunkne Kinder, und erhoben ein Klagegeſchrei; denn der Riß war auch mit durch ihr jungfräuliches Herz gegangen und eine tiefe arg blutende Wunde klaffte die Unglückliche an. Doch ſo neu, ſo fremd war ihr ihr Zuſtand, daß ſie nicht zur Klarheit über denſelben kommen konnte. Noch wußte ſie nicht, was ihr fehle, ſie ahnete es nur dunkel, und überließ ſich willenlos der Göttermacht, die plötzlich als ſiegende Herrſcherin verderbenrauſchend in ihrer Seele aufgetreten war. Lange hatte ſie in dieſem Jammer zugebracht und der Quell ihrer Thränen war verſiegt, als ſie daran dachte, ſich für die Reiſe einzurichten, aber der Gedanke an die Abreiſe verurſachte ihr neue Schmerzen. Während ſie mit verweinten Augen ihren Putz zu ordnen ſuchte, fielen ihre Augen auf Don Carro's Bild, welches, ſonderbarer Weiſe, ſeit dem Tage, an welchem ſie es zuerſt erblickt, ſeinen Platz hier gefunden hatte. Und wie ein mit Zauber bereiteter Talisman hielt das Bild ihre Blicke feſt; und wenn die Arbeit ihrer Hand ſie zwang, die Augen ein Mal davon abzukehren, ſo eilten ſie ſogleich wieder, wie Kinder, die die Mutter ein Paar Augenblicke verlaſſen haben, mit vergrößerter Sehnſucht zurück. Sie vergaß die Welt, ſich ſelbſt, ſie lebte nur noch in dem Anſchaun des Bildes, deſſen Züge ſich zu beleben, deſſen Augen zu blitzen ſchienen. Plötzlich fühlte ſie ſich ſanft am Arme berührt, und ihre Blicke kehrten ſich von dem Bilde ab, um auf das weit ſchönere, lebenskräftige Original zu fallen, welches ihr zur Seite ſtand. Urſina ſchrak zuſammen und ſenkte das verwirrte Auge zu Boden.

„Ihr wollt nach Neapel, um dort im Hauſe Eurer Eltern zu bleiben?“ fragte Henriquez.

„Wer ſagt Euch, daß ich will?“ gegenfragte die Dame mit ſchmerzlichem Gefühle.

„Euer Gemahl, ſchöne Sennora, der mich eben verlaſſen und ſich wegen der Reiſe bei mir ſehr höflich entſchuldigt hat. Das Heimweh plagt Euch, ſagte er mir.“

„Ich muß nach Neapel; er zwingt mich,“ ſchluchzte Urſina.

„So geht Ihr nicht freiwillig? So iſt es nicht Euer Wunſch? So treibt Euch nicht das Heimweh in das Haus Eurer Eltern?“

„Ach, ich weiß es nicht!“ rief ſie mit angſtgepreßter Stimme, und hielt nur mit Mühe die Thränen zurück.

„Ich bin gekommen, Euch Lebewohl zu ſagen, Sennora. Ihr habt den Fremdling mit gütiger Freundſchaft beehrt, mein Dankgefühl wird nur mit meinem Leben —"

„Ihr wollt Salerno verlaſſen, während ich abweſend bin? Nimmermehr!"

„Ihr werdet lange in Neapel verweilen, unterdeſſen bin ich wieder übers Meer hinüber."

„Nein, nein! Ich kehre ſogleich zurück. Ihr dürft nicht fort, Don Henriquez. Verſprecht mir das mit Euerm Ritterworte. O, der Gedanke, Euch nicht mehr hier zu finden, iſt mir unerträglich! Noch habe ich Euch meinen Dank nicht genug abgeſtattet, noch haben wir Euch unſre Achtung nicht ſattſam bewieſen."

„Dank? Wofür? Was war es doch, womit ich mir Euern Dank verdient, Donna Urſina?"

„Für — für das Leben meines Gemahls," verſetzte ſie ſtammelnd und immer leiſer, da ihr Herz ſogleich ihre Worte Lügen ſtrafte. „Ihr habt mir das Verſprechen zu bleiben noch nicht geleiſtet. Gebt mir Eure Hand, Don Carro."

„In aller Heiligen Namen denn; ich bleibe!" Ein Freudenſtrahl zuckte über Urſina's düſter gewordenes Geſicht. Seine vollen Lippen drückten einen heißen Kuß auf ihre Hand, dann ging er. Ihrer ſelbſt unbewußt führte ſie die geküßte Hand an ihren Mund, ein heiliger Schauer durchzuckte ſie, ein blutiger Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt.

Der von ſechs Maulthieren gezogene Wagen hielt am Hauſe des Grafen di Palumba zu Neapel und die Diener eilten, die unerwartete Ankunft des Marcheſe di Ghiberti und deſſen Gemahlin anzuſagen. Kaum hatte Donna Bianca vernommen, daß ihre Tochter ſich mit im Wagen ihres Gemahls befände, als ſie zeternd von ihrem bequemen Polſterſtuhle emporfuhr und auf die Straße eilte. Don Ilario begrüßte die Gräfin Schwiegermutter mit Anſtand, geſchmeichelt von der hohen Ehre, von ihr ſelbſt vor der Thüre empfangen zu werden; doch ſie entriß ihn dieſem Wahne bald, indem ſie mit der Beſtürzung, welche ſich deutlich genug in den Zügen ihres Geſichtes ausdrückte, rief: „Aber bei unſrer Frau von Loretto, Urſina, was beginnſt Du? Was willſt Du ſchon in dem Hauſe deiner Eltern? Dir eheliches Unglück holen für dein Leben, und auch deine arme Mutter unglücklich machen?“

„Verzeiht, verehrteſte Mutter,“ nahm Don Ilario das Wort, „ich halte nichts vom Aberglauben, und habe Donna Urſina beredet, die Reiſe mit mir zu machen und ſich bei Euch aufzuhalten, ſo lange es ihr beliebt, weil ſie viel vom Heimweh zu erdulden hat.“

„O wie thöricht habt Ihr gehandelt!“ eiferte die alte Gräfin etwas unhöflich auf ihren Schwiegerſohn hinein. „Ihr wollt Euch der Zeichen und Warnungen überheben, welche der Himmel uns armen blinden Menſchen zu unſerm Heile gegeben! Aber Gottlob! Euer großer Fehler läßt ſich noch gut machen. Noch hat Urſina in ihrer Vaterſtadt den Wagen nicht verlaſſen. Ich beſchwöre Euch, denſelben ſogleich mit ihr umkehren und nach Salerno zurückgehen zu laſſen.“

„Ei, Donna Bianca —“

„Nein, nein, ich dulde keine Widerrede. Ich verlange von Euch das Glück meines Kindes. Ihr mußt jetzt meinem Willen Folge leiſten.

Schon ohnedies habe ich mehre ſehr bedenkliche und mir vielen Kummer verurſachende Zeichen und böſe Omina, daß Urſina in der Ehe von ſchwerem Unglück bedroht wird. Ich will ſie nicht mit Wiſſen und Willen noch vermehren.“

„Und welches ſind denn die von Euch bemerkten böſen Vorzeichen, liebe Mutter?“ fragte Urſina, ſich aus ihrer Schwermuth reißend.

„Als Du in der Capitale von Capri getraut warſt, hing ſich deine jüngſte Schweſter an deine Hand. Du liebkoſteſt ihr, bliebſt aber mit der Armſpange an der Perlenſchnur an des Kindes Hals hängen. Du haſt es nicht bemerkt, daß die Schnur zerriß und die Perlen auf dem Boden der Kirche zerſtreut und zertreten wurden. Dein erſter Schritt vom Altare hinweg war auf eine Perle, und Perlen bedeuten Thränen. Aber bei der heiligen Jungfrau von Loretto, Du weinſt ja ſchon, als wenn Dir das größte Unglück begegnet ſei. Was fehlt Dir mein Kind? Du biſt ja ganz verändert. So heftig ſah ich Dich noch nie weinen.“

„Es iſt nichts, liebe Mutter. Fahrt nur fort. Ich bin ſo ſehr gerührt.“

„Und als wir von der Hochzeit heimkehrten, da war in deinem verſchloßnen Zimmer dein Bett eingedrückt! Ein ſchlimmes Zeichen. Doch ich plaudre und die Zeit verrinnt. Du darfſt nicht länger in Neapel verweilen. Fort! fort! Ich dulde es nicht. Sonſt erreichte Dich hier das Verderben.“

„Es wird mich auch dort zu finden wiſſen,“ ſagte Urſina vor ſich, doch war ſie ſehr bereitwillig, ihrer Mutter ſogleich zu gehorchen, und es war ſogar eine gewiſſe Freude in ihrem Weſen nicht zu verkennen.

Der Marcheſe wagte nicht, ſich länger zu widerſetzen und ſagte: „So werdet Ihr doch wenigſtens erlauben, daß meine Gemahlin zwei Tage bei einem meiner Freunde verweilen darf, während welcher ich Geſchäfte beim Vicekönige habe.“

„Auch das nicht!“ verſetzte die Gräfin heftig. „Nicht aus dem Wagen darf ſie in Neapel. Sie muß ſogleich wieder fort. Wer weiß, welchen nachtheiligen Einfluß allein ſchon der Umſtand auf ihr Glück hat, daß ſie ihr Vaterhaus, ihre Vaterſtadt geſehen. Ich bitte, ich beſchwöre Euch, Marcheſe, laßt ſie ſogleich nach Salerno zurückfahren, und tretet Ihr ein in unſer Haus.“

„Nun, wie Donna Urſina will; ich habe nichts dagegen,“ ſagte Don Ilario ärgerlich.

„Ich gehorche dem Willen meiner guten beſorgten Mutter, verſetzte Urſina freudig; und nach einigen Minuten eilte der Wagen wieder zum Thore hinaus und Donna Urſina blickte ſehnſüchtig die Straße nach Salerno entlang, und ihr unruhiger Geiſt ward zum blitzesſchnellen Adler, dem die bereits ermüdeten Maulthiere nicht zu folgen vermochten, ſo ſehr ſie auch ihr Fuhrer auf das dringende und oft wiederholte Geheiß ſeiner Herrin zum raſcheſten Laufe antrieb.

Der ſchönſte Sommerabend begann Land und Meer zu umſchleiern, als der Wagen am Palaſt des Statthalters hielt. Urſina war ohne Hülfe ſchnell heraus, und rief dem aus dem Hauſe kommenden Diener unvorſichtig haſtig zu: „Wo iſt Don Henriquez?“

„Auf der Platte des großen Felſen," ververſetzte dieſer; und die Dame eilte, ſtatt ihren Weg in das Haus zu nehmen, dem Geſtade des Meeres zu. In nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt erhebt ſich das Ufer in ungeheuern Felſenmaſſen, die in ſchwindelnder Höhe weit über das Meer hinausragen, welches tief unter ihnen hinweg das Geſtein wegzuwaſchen ſcheint, um das ſchon Jahrtauſende betriebene Werk in Jahrtauſenden zu vollenden, nämlich die Felſen zu untergraben und die ſtolzen Häupter derſelben in ſeinen Schooß herabzuſtürzen. Über dem größten dieſer Felſen war eine große ebne Platte gebreitet, und wo es die Natur hatte fehlen laſſen, da hatte die Kunſt nachgeholfen, und der Statthalter keine Koſten geſcheut, dieſen herrlichen Platz bequem einzurichten und zu verzieren. In Stein gehauene Stufen führten in verſchiedenen Windungen hinauf, oben war der Platz geebnet und mit einer eiſernen Bruſtwehr verſehen; ein breites Zelt ſchützte vor den glühenden Sonnenſtrahlen und Regen, und freundliche Sitze luden zur Ruhe ein. Die Ausſicht trug den Blick weit über die Spiegelfläche des Meeres bis nach Sicilien hinüber, deſſen Felſenufer man als blaue Streifen erkannte; man ſah Capri, Procida und Iſchia, ſo wie nach Norden und Süden die Küſten Italiens.

Urſina ſchlich mit hochklopfendem Herzen den Stufen hinauf, und bald ſtand ſie hinter dem Spanier, welcher die Blicke in das allmälig vom Geſpinnſte der Dämmerung umflogene Meer gerichtet, ſtumm da ſaß, die Laute im Arme, durch deren Saiten allein die Abendluft zog, leiſe, kaum vernehmbare Töne erweckend. Urſina vernahm ſie; ſie däuchten ihr die fernen ſeltſamen Stimmen ihres Schickſals. Eine unnennbare bange Sehnſucht zog mit ihnen in ihre Bruſt; ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Der Vollmond erhob ſich aus den lichtgefärbten Wellen des Meeres, wie eine Fackel, roth und glanzlos; ein herrliches Schauſpiel. Don Henriquez, in den Anblick deſſelben verſunken, wehrte einem Seufzer nicht, der aus den Tiefen ſeines Lebens hervorquoll; aber ehe ſich's Urſina verſehen, hatte ſie ihm nachgeſeufzt. Verwirrt ſprang der Spanier auf und rief: „Wie, Donna

Urſina! ſeid Ihr's ſelbſt, oder ſind meine Gedanken Zauberer, die, was meinen innern Augen verſchwebt, mir auch als flüchtigen Schatten vor die äußern führen? Nein, Ihr ſeid keine Schatten; ich fühle Eure warme Hand in der meinigen. Welche gütige Schickung der Heiligen führt Euch ſchon heute nach Salerno zurück? Oder wäre Euch ein Unglück ſchon heute begegnet? Euer Gemahl —"

Sein Geſicht war in der größten Spannung, als er in der letzten Frage von Urſina mit den Worten unterbrochen wurde: „Er iſt in Neapel und kehrt erſt übermorgen zurück."

„Ihr allein!" rief der Spanier wie von einem ſchnellen ſeltſamen Gedanken durchzuckt aus und ſein großes dunkles Auge glühete in unbeſchreiblich trunkner Seligkeit auf Urſina's Reizen, die vom rothen Widerſchein des Mondes und Meeres noch zauberhafter auf ihn zu wirken ſchienen. Schon faßte er krampfhaft ihre Hand, ſchon wollte er ſich ihr zu Füßen werfen, als ſie, nicht ahnend, was in ſeiner Seele vorging, begann, ihm eine kurze und naive Erzählung ihres ſeltſamen Schickſals zu machen.

„Mein Gatte,“ ſchloß ſie, „hat mir noch viele Grüße an Euch aufgetragen.“

Henriquez ſchuttelte, über ſich ſelbſt zürnend, mißbilligend den Kopf, und fragte dann mit wehmüthigem Lächeln: „Ihr liebt wohl Euern Gatten recht ſehr? Er verdient's, er iſt ein edler Mann.“

Urſina wandte ſich ab und blickte nach dem Monde, der jetzt ungeheure zitternde Streiflichter über das Meer warf.

„Es that Euch wohl leid, Euch von ihm trennen zu müſſen?“ quälte ſie der Grauſame weiter.

Sie trat an die Bruſtwehr und blickte in die dumpf rauſchende, dämmrig erhellte Tiefe hinab, wo die herauſfluthenden Meereswellen am Fuße des Felſen brandeten. Ihr Geſicht glühete fiebriſch, und die lauen duftgeſchwängerten Lüfte vermochten es nicht zu kühlen.

„Durch den Anblick des über dem Meere hängenden Mondes, des von ihm ſeltſam beleuchteten Felſens und des ruhigen dunkeln lichtgeſtreiften Meeres werde ich ſehr lebhaft an eine Romanze erinnert, die Ihr ein Mal geſungen, Don Henriquez,“ ſagte Urſina nach einigen Minuten bangen Schweigens halblaut und mit bebender Stimme. „Ich bitte Euch, ſingt die Romanze.“

„Euer Begehr macht mich ſchon glücklich.“ Und er ſang mit Begleitung der Laute:

„Steht ein Schloß am Meeres Ufer,
Deſſen Fuß die Welle feuchtet.
Nacht hat ſich umher gelagert.
Alle Fenſter ſind erleuchtet.
In dem Schloſſe halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand,
Sie erſt ſechszehn, er ſchon ſechszig;
Aber er iſt ſpan'ſcher Grand.

Seht die Mondesſcheibe ſteigend
In den Schoos der Meeresfluten!
Schwebt von Afrika herüber
Nicht ein Schifflein durch die Fluthen?
Zwei Mal, dem Gewühl entronnen,
Schon die Braut am Ufer ſtand,
Hat die ſehnſuchtvollen Augen
Nach dem Meere ſtarr gewandt.

Leiſe, wie ein nächtig Raubthier,
Iſt das Schiff herangeſchwommen.
Leis in's Schloß iſt aus dem Schiffe
Dann ein hoher Mann gekommen,
Hat ſich zugeſellt den Gäſten,
Bis zwei Augen ihn erſchaut. —
Und man ſucht nach einer Stunde
Überall die ſchöne Braut.

Schmollend dem vermeinten Scherze
Zeigt Fernando finſtre Brauen,
Aber daß es böſer Ernſt ſei
Fürchten zitternd ihre Frauen. —
Wahrlich, ſie floh mit dem Manne
Nach dem Schifflein in der Bucht.
Wie ein Vogel mit dem Raube,
Stürzt es fort auf ſchneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küßt des Liebchens Mund und Wangen.
Die beglückte Andaluſierin
Hält den Mauren feſt umfangen.
Brauthaus iſt das Meer; es ſteckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen ſingen Hymenäen,
Und zum Torus wird der Kahn."

Die Töne verhallten! Urſina blickte noch immer ſchweigend in das Meer hinaus. Endlich ſagte ſie: „Donna Sol war doch eine Verbrecherin, an ihrem Gatten, an ihrer eignen Seele. Sie liebt einen Mauren und wird ewig verdammt."

„O Donna Urſina," erhob Henriquez ſeine Stimme mit hinreißendem Ausdruck, „was Ihr da ſagt, kommt nicht aus Euerm ſchönen Herzen; das ſind angelernte Dinge, düſtre Pfaffenweisheit. Nicht der Glaube macht ſelig, nur die Liebe. Legt die Hand aufs Herz und fragt es, ob es mir nicht beiſtimmt.“

„So wäre Liebe höher als Glaube?“

„Die Liebe iſt Alles, iſt die Erhalterin des All. Der Glaube iſt nur ein Surrogat der Liebe. Wer wahrhaft liebt, mit heiliger Glut liebt, der ſei Chriſtus oder Muhammeds Bekenner, er trägt eine Welt voll Seligkeit ſchon hier in ſeiner Bruſt; glaubt Ihr, daß ihn die ewige Liebe einſt um dieſe Seligkeit betrüge? Nicht doch! Dieſe Seligkeit iſt ein Strahl der Sonne, die der Liebende ſchauen wird.“

„Aber ſprecht Ihr Donna Sol auch von der Schuld an Ihrem Gatten frei?“ fragte Urſina; ihre Stimme ſchwankte und verſagte ihr faſt, alle ihre Glieder zitterten.

„Vom Standpunkte der Alltagswelt aus: Nein! Von dem höhern der geiſtigen Welt: Ja! Unſer Leben bedarf der Formen, aber die höher begabten Geiſter, die allein mit flammenlodernder, ſturmesbrauſender Leidenſchaft zu lieben wiſſen, verſchmähen dieſe Formen, verachten ſie. Scheltet ihr die Flamme eine Verbrecherin, wenn ſie in wolluſtiger Gier einherfährt und ihre flackernden Arme um Städte breitet, um ſie zu verſchlingen, oder die Welle, die wolluſtrauſchend ſich über das Land ſtürzt, um es zu verwuſten? O es giebt nur ein Gefühl, deſſen wonneüberſchäumende Seligkeit jedes Wort der Beſchreibung, und wär' es das farbenglühendſte, weit hinter ſich läßt, es iſt das Gefühl wildſtürmiſcher leidenſchaftlicher Liebe, die alle menſchlichen Schranken zerſtörend in ſich ſelbſt untergeht. Es giebt nur einen Augenblick, der des Lebens werth iſt: der, wo man es im Genuſſe dieſer Liebe verliert. Den Kelch leeren und ſterben, das wiegt das ganze Leben auf.“

„Den Kelch leeren und ſterben,“ flüſterte Urſina mit fieberbrennenden Lippen nach.

„Aber der Menſch ſoll die Flamme hüten,“ fuhr Henriquez ernſter fort, „damit ſie nicht in einer Stunde zerſtöre, was er erſt Jahre lang mühſam erbaut; er dämmt der Welle Berge entgegen; er ſoll auch Glut und Welle in ſeiner Bruſt bändigen, und ſich den Geſetzen beugen, die weiſe Vorſicht ſchrieb.“

„Nur dieſe Nacht auf dem Meere ſchaukeln, und dann —;“ Urſina ſchwieg.

„Sterben vom Dufte einer Wunderblume berauſcht," fuhr Henriquez fort.

„Welcher Wunderblume?" fragte ſie.

„Deiner, göttliche Roſe von Salerno!" rief der Spanier, drückte einen Kuß auf ihre heißen Lippen und eilte mit beflügelter Haſt die Felſenſteige hinab.

Die ganze Nacht hindurch kämpfte er, einen furchtbaren Kampf, er duldete Höllenmartern, aber ſein beßres Selbſt ging doch als Sieger aus dieſem Kampfe hervor. Der Morgen fand ihn noch wach auf dem Lager. Er vermied Urſinen.

Eh noch der Abend ſeine Dämmerſchwingen mit den ſchwarzen Flören der Nacht überkleidet hatte, kehrte Don Ilario di Ghiberti auf ſchnellen Roſſen in ſein Haus zurück. Man ſah ihn finſtern Angeſichts nach den Gemächern ſeiner Gattin ſchreiten. Don Henriquez ließ den Statthalter um einige Worte unter vier Augen bitten, und Don Ilario befahl, den Hausfreund herbeizuführen.

„Ich ließ um ein Wort unter vier Augen bitten,“ ſagte Don Henriquez verlegen, als er Donna Urſina auf den Stuhl ihres Gemahls gelehnt erblickte.

„Ei wißt Ihr nicht, daß Mann und Weib Ein Leib ſind?“ fragte der Marcheſe mürriſch. „Was Ihr mir auch zu ſagen haben könnt: meine geliebte Gemahlin darf es hören. Was wünſcht Ihr von mir?“

Befremdet von dem eignen kalten Tone, mit welchem dieſe Worte geſprochen wurden, verſetzte Don Henriquez: „Nichts als meine Entlaſſung, Herr Marcheſe. Lang genug habt Ihr mich vor den Häſchern des Vicekönigs verſteckt, ihre Wachſamkeit zu Land und Waſſer hat ſicherlich nachgelaſſen. Ich bitte Euch dringend, mich morgen nach Sicilien zurückkehren zu laſſen, und unter einem dorthin Segelnden wird Niemand mich vermuthen.“

„Der Wille meines Gaſtes iſt mir Geſetz,“ ſagte Don Ilario.

„Es ſcheint Euch nicht mehr in unſerm

Hauſe zu gefallen?“ fügte Urſina mit faſt thränenweicher Stimme hinzu, und hielt ſich nur mit Mühe am Stuhle, indem Todtenbläſſe ihr Geſicht überzog.

„Ich würde mir nie ein andres Loos wünſchen, als in dieſem mir unvergeßlichen Hauſe zu leben; aber ich muß fort, ich muß! heilige Pflichten rufen mich. Eh’ noch der Morgen graut, muß Salerno ſammt dem feſten Lande weit hinter mir liegen.“

„Was iſt’s denn, das Euch ſo zur Eile treibt?“ fragte der Statthalter. „Ihr wußtet doch vorgeſtern noch nichts von Eurer ſchnellen Abreiſe.“

„Fragt mich nicht. Laßt mich ziehen! Das Wort genüge Euch, daß ich den morgenden Tag nicht in Eurem Hauſe zubringen kann und darf.“

„Ich glaube den rechten Grund dieſer Eile zu kennen,“ ſagte Ghiberti mit einem bittern Lächeln. „Ich habe ihn in Neapel erfahren.“

Don Henriquez machte eine unruhige Bewegung; Donna Urſina faßte wieder nach der Lehne des Stuhls und blickte ihren Gemahl mit furchtſamen Augen an.

„Ja, Eure ſichtbare Unruhe beſtätigt mir die Wahrheit deſſen, was mir der Vicekönig geſagt,“ fuhr der Marcheſe fort. „Er hat mir verſichert, daß der Flüchtling, deſſen Bild er an der Küſte verbreitet, kein geborner Spanier, ſondern ein Franzoſe, daß er der Commandeur der ſpaniſchen Flotte auf Sicilien, Maurice de Lede iſt.“

Urſina ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und verhüllte ihr bleiches Geſicht. Der angeredete Gaſtfreund hatte aber in dieſem Augenblick ſeine ganze Faſſung wieder. Mit ruhiger Würde trat er einen Schritt näher und ſagte mit feſter Stimme: „Marcheſe di Ghiberti, man hat Euch die Wahrheit geſagt; ich bin Maurice de Lede, der Befehlshaber der ſpaniſchen Flotte. Ich bin Maurice de Lede, deſſen Vater von Euerm Degen fiel; ich bin jener Lede, der Euch aus Spanien, Italien und Frankreich vertrieb; denn ich hatte den Manen meines Vaters Rache gelobt; ich bin derſelbe, der vor neun Monaten an dieſe Küſte ſtieg, um Euch nieder zu ſtechen oder von Euerm Degen zu fallen. Wohlan, ich bin in Eurer Gewalt, thut mit mir, wie Euch beliebt.

„Aber Ihr ſeid auch derſelbe, der mir in Spanien das Leben rettete. Ihr wußtet damals, wer ich war und gabt Euch einen falſchen Namen, um mir die Beſchämung zu erſparen, meinem Todfeinde das Leben zu verdanken. Ihr ſeid auch mein Gaſtfreund, mein mir werth gewordener Gaſtfreund, und wenn Ihr Euch erſt meine Hochachtung, ſo habt Ihr Euch nun meine Liebe erworben. Glaubt Ihr, der Italiener werde dem Franzoſen an Großmuth nachſtehen? Ihr ſeid der Feind meines Vaterlandes, Ihr ſeid mein Feind, aber ich liebe Euch, und ich werde Befehl geben, daß eine der größten und ſchnellſten Barken im Hafen bereit liege, Euch zu jeder Stunde nach Sicilien hinüber zu führen. Und ſo gern ich Euch noch länger in meinem Hauſe zu behalten wünſchte, ſo ſehe ich doch ein, daß Ihr nicht länger bleiben könnt, und Ihr werdet wohl thun, früh, ſehr früh aufzubrechen, um den Spürhunden des Vicekönigs nicht in die Hände zu fallen, was mir weder um Euret- noch um meinetwillen lieb wäre“

„Gebt mir Eure Hand, Marcheſe,“ ſagte de Lede, „der Schatten meines Vaters iſt geſühnt. Ich bin Euer Freund.“

„Und ich der Eurige!“

Sie lagen einander an der Bruſt, und ihre Augen wurden feucht.

„Lebt wohl, Ihr theuern Menſchen!“ rief Lede und faßte die Hände der beiden Vermählten. Urſina wandte ſich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Der gerührte Franzoſe ging, um ſeine Abreiſe vorzubereiten, und noch einige Stunden Schlaf zu genießen.

Von den heftigſten ſich widerſtreitenden Gefühlen bewegt, zerriſſen, hatte der Marquis de Lede kaum die Augen zu einem unruhigen Schlaf geſchloſſen, als er ſchon wieder aufgerüttelt wurde. Ein Knabe in ſchlechter Schiffertracht ſtand vor ihm, nur matt vom düſtern Nachtlicht beleuchtet. „Herr,“ ſagte er im ſchlechteſten Volksdialekt, „die Barke liegt ſegelfertig. Es fehlt allein an Euch. Ihr thut wohl zu eilen.“

„Wer biſt Du?“ fragte der Schlaftrunkne.

„Nun wer ſonſt als der Schiffsjunge?“ Und damit half er den Marquis ankleiden.

„Junge Du zitterſt ja,“ ſagte dieſer.

„Es iſt kalt,“ verſetzte Jener, und trieb abermals zur Eile.

Wenige Minuten darauf traten ſie aus dem Schloſſe und eilten dem Hafen zu. Da wandte de Lede ſein Auge noch ein Mal dem prächtigen Gebäude zu, welches ſich wie eine ſtolze Burg über alle andern Häuſer der Stadt erhob und vom erſten Strahl des Sommermorgens leicht angehaucht war, und rief mit ſchmerzbewegter Stimme laut in die friſche Morgenluft hinaus: „Blühe, blühe noch lange, reizende Roſe Salerno's! O daß es mir nicht vergönnt war, mich im ſüßen Dufte deines Kelches zu berauſchen! Ich vermochte Dich zu ſchätzen; der kalte Ghiberti vermag es nicht; mich hätteſt Du zum Gott entzückt, er bleibt, was er iſt. Leb' wohl! leb' wohl! Die Roſe muß ich laſſen, aber der Dorn ſitzt mir ewig im Herzen.“ In ſchmerzlicher Verzweiflung ſtürzte er davon; der Schiffsjunge war dicht an ihm.

„Was willſt Du Junge? Was horchſt Du?"

„Ich glaubte, Ihr hättet mich gerufen." — Sie gingen und erreichten ſchnell den Hafen.

„Der Wind iſt günſtig," ſagte der Junge, als ſie in die Barke ſtiegen, die ſogleich vom Lande ſtieß.

De Lede ſtand lange mit dem Geſicht nach dem reizenden Salerno gekehrt, über welchem der Morgen prächtig aufging. Die fernen Berge im Hintergrunde erglüheten, von Aurora's Fackel berührt, die Schatten der Nacht flohen wie ſchnell hinweg gerollte Schleier vom Meere, über deſſen gekräuſelten Rucken die Barke gleich einem Seevogel dahin flog. Stumm und in ſich gekehrt ſtand de Lede ſtets am Hintertheil des Schiffs, und ſeine Augen hingen an der Stadt, welche allmählig zu einem immer kleinern Flecke zuſammenſchrumpfte. Bald begann der Tag heiß auf das Meer und die Matroſen herabzubrennen; es fiel dem Marquis auf, daß die Leute trotz der zunehmenden Hitze mit angeſtrengten Kräften arbeiteten, den Lauf des Schiffleins immer mehr zu beflügeln, obgleich ein zwar ſchwacher aber doch günſtiger Wind in das einzige Segel blies, womit die Barke ausgerüſtet war. Vorzüglich richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf den Schiffsjungen, welcher augenſcheinlich ſeine geringen Kräfte an einer Ruderſtange überbot, die er unabläſſig handhabte.

Als nun endlich die Sonne aus der Mittagslinie ihre brennenden Pfeile auf das kleine Fahrzeug herabſchoß, und ſich weder der Knabe noch die andern Schiffer Ruhe, ja kaum ſo viel Zeit gönnten, um einige Biſſen Brot und einen Schluck Waſſer zu ſich zu nehmen, redete ſie der Franzoſe verwundert an und ſagte, da er nirgend eine Gefahr ſähe, ſo möchten ſie eſſen und trinken und Mittagsruhe halten, wie es auf den Schiffen gebräuchlich. Aber ſie erwiederten kurz, das ſei ihnen ſo befohlen und fuhren in der Arbeit rüſtig fort. Selbſt von Müdigkeit beſiegt, ſtreckte ſich de Lede unter einen Leinwandſchirm auf ein dürftiges Lager und ſchlief über eine Stunde ſanft, indem er von der lieblichen Roſe Salerno's träumte. Plötzlich wurde er durch einen Schrei ermuntert. Noch von den Feſſeln des Schlaf's gehalten, hörte er nur mit halbem Ohr eine Stimme rufen: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, ſpannt alle Kräfte an, ſonſt ſind wir verloren! Ich ſeh' die Küſte von Sicilien. Mit der Nacht müſſen wir im Hafen von Palermo einlaufen. Sie dürfen uns nicht erreichen. Ihr erhaltet doppelte Belohnung. Faßt an, es gilt unſer Leben!“

Der Marquis ermunterte ſich ganz und ſah wie die Schiffer in der angeſtrengteſten Thätigkeit waren und der Schiffsjunge mehr als ein Mann arbeitete.

„Was iſt das?“ fragte er verwundert. „Wozu dieſe verdächtige Eile? Wir erreichen Palermo zeitig genug. Ihr erſchöpft Eure Kräfte ganz vergeblich.“

Statt der Antwort deutete ein Schiffer mit der Hand nordwärts nach Salerno hinauf, und der Marquis gewahrte in der Entfernung von einigen Meilen ein Schiff, welches ganz dieſelbe Linie verfolgte, die ſie befahren hatten.

„Was iſt's mit dieſem Schiffe?“ fragte Lede weiter. „Es ſcheint mir eine der leichten Galeoten zu ſein, welche im Hafen von Salerno vor Anker lagen. So redet doch! Wißt Ihr, wen die Galeote führt? Iſt es vielleicht der Vicekönig ſelbſt? Oder vermuthet Ihr ſeine Häſcher darauf? Redet! Eure ängſtlichen Geſichter ſagen mir nichts Gutes. Ich will Wahrheit wiſſen. Redet!“

„Es iſt die leichteſte und ſchnellſte Galeote, die ich kenne,“ verſetzte der angeredete Schiffer trocken, „und ſie kann und darf weiter Niemand fahren, als die Excelenza, den Herrn Statthalter Marcheſe di Ghiberti.“

„Was wollte er hinter uns her? Und ſelbſt wenn er's wäre, was hätten wir von ihm zu fürchten?“

„Du lügſt!“ rief jetzt der Schiffsjunge mit geller durchdringender Stimme dem Schiffer zu. „Es iſt der Vicekönig, der uns verfolgt.“

„Der Vicekönig?“ fragte Lede und ſah den Knaben an, deſſen Stimme ihm auffiel, denn ſo weiblich zart und in der reinen Sprache hatte er noch nie geredet.

„Woher wußte der Vicekönig —?“

„Ihr ſeid verrathen. Eilt! legt ſelbſt Hand an, jener Galeote zu entgehen!“ rief der Knabe, wiederum nicht mehr in dem gemeinen Volksdialekte, in welchem er zuvor geſprochen hatte. „Ihr ſeid verrathen,“ kreiſchte er, und packte die Ruderſtange mit dem letzten Aufgebote aller Kräfte, augenſcheinlich in einem Anfalle von Verzweiflung. Aber die lange ſchon gezwungene Natur geherchte dem Willen nicht länger, und ohnmächtig ſtürzte der Knabe zu des Marquis Füßen.

„Heiliger Joſef!“ rief dieſer erſchrocken, „was ſoll ich von all dieſem denken? Welche entſetzliche Ahnung erfüllt meine Seele mit Grauſen!“ Und er riß dem Knaben die Schiffskappe ab, die glänzende Fülle ſchwarzer Locken ringelte ſich hernieder, er riß ihm das Wams auf, ein üppiger Buſen wallte ihm entgegen.

„Barmherziger Gott!“ ſchrie er auf. „Waſſer! Waſſer!“ Und die Ohnmächtige mit dem ſchnell dargebrachten befeuchtend, ſah er die ſchwarzbraune Schmutzfarbe ſchwinden, welche den Sonnenbrand der andern Geſichter täuſchend nachgeahmt und ihm Urſina's reizende Züge unkenntlich gemacht hatte.

Es dauerte einige Zeit, eh' es den eifrigen

Bemühungen des beſtürzten Mannes gelang, die Donna wieder ins Leben zu rufen; endlich öffnete ſich ihr großes ſchwarzes bezauberndes Auge, deſſen Blicke ſein Herz mit einem unzerreißbaren Netze umſponnen hatten, und auch jetzt war es nur ein Blick des Dankes und der zärtlichſten Liebe, den ſie ihm zuwarf, aber dieſer eine Blick ſchwur auch ſogleich wieder den kaum beſchwichtigten Sturm in ſeiner Seele herauf. Mit dem ſchmerzlich ſüßen Bangen der Liebe wuchs die Verlegenheit in ſeiner Bruſt, wurde ſeine Beſtürzung rieſengroß. Er ſah ſich in die ſeltſamſte Lage ſeines Lebens verſetzt, und mit ſchnellem Blicke überblickte er die Schrecken derſelben. Das reizende Weib ſeines großmüthigen Feindes, ſeines Wohlthäters, ſeines neuen Freundes, an deſſen Achtung ihm alles gelegen war, war als Flüchtling auf dem Schiffe; ſollte er das Weib des Mannes entführen, mit welchem er erſt geſtern Abend einen innigen Freundſchaftsbund geſchloſſen, das Weib des Mannes, der ihn fliehen hieß, als er ſeinen Todfeind in ihm erkannt hatte? Aber eben dies Weib war die üppige Roſe von Salerno, die

Schönſte aller Schönen, die je ſein Kennerauge erblickt, und dieſes Auge war liebetrunken von ihren Reizen, ſein Herz wallte ihr in unausſprechlicher glühender Liebe entgegen, ſie war der herrlich blühende Inbegriff all ſeiner kühnſten Wünſche! Aber hatte er darum die mächtig aus ſeiner Bruſt hervorgeloderten Flammen dieſer Leidenſchaft mit der fürchterlichſten Anſtrengung gedämpft, hatte er darum ſeine Abreiſe von Salerno ſo beſchleunigt, damit er dennoch der ſchönſten aller Verſuchungen endlich noch erliege? hatte er darum ſich Gewalt angethan und ſein Herz zerriſſen, um nun doch noch zum Verräther an dem großmüthigen Feinde, an dem vertrauensvollen Freunde zu werden, zum ehrloſen Räuber ſeines Weibes? Aber wie? ſollte er die reizende geliebte Frau, die ihn mit jenem götterſeligen Rauſche der Leidenſchaft liebte, den er ihr ſelbſt mit brennenden Farben geſchildert, die aus Liebe, aus höchſter Liebe, die von nichts mehr weiß, als von ſich ſelbſt, die nichts weiter bedenkt, als ihre Seligkeit, ihm heimlich gefolgt war, ſollte er ſie zum Lohne für ſolche Anhänglichkeit, für ſolche Liebesglut, für ſolche Treue dem Zorne ihres Gatten ausliefern, der mit vollen Segeln das Meer durchſchnitt, um auf ihn Jagd zu machen? Sollte er ſagen: Hier iſt dein treuloſes Weib; ich habe ſie nicht entführt; ſie iſt mir heimlich gefolgt? — Welch ein Plan auch mit Sturmes Haſt durch ſeinen Sinn ſtürzte, von Leidenſchaft, Ehrliebe und Überlegung hin- und hergetrieben, was er auch beſchloß und verwarf: ſeine Ehre ſtand in jedem Falle auf dem Spiele; in jedem Fall erſchien er als ein Ungeheuer, dort wegen verletzter Dankbarkeit, hier wegen verletzter Liebe, und ſtrafbar war er, was er auch beginnen mochte.

Urſina hatte ſich unterdeſſen mit Mühe aufgerafft und den geliebten Mann mit durchdringendem Blick betrachtet.

„Ich ſehe,“ ſagte ſie jetzt mit dumpfer, ſchmerzerſtickter Stimme, „daß Ihr mich verachtet, Don Maurizio. Zu ſtolz, um Euch um Liebe, oder meinen unglücklichen Gemahl um Gnade anzuflehen, preiſe ich mich noch glücklich, daß ich auf dem Meere bin, in deſſen Schooße ich Frieden und Ruhe finden werde.“

Und eh' es der Marquis oder einer der Schiffer verhindern konnte, ſtürzte ſie ſich köpflings über den Bord der Barke in das Meer hinab und war einen Augenblick darauf verſchwunden.

„Ihr heiligen Fürbitter!“ ſchrie de Lede auf, und zu Ende war's mit ſeiner Unentſchloſſenheit; vielmehr warf er ſich als der entſchloſſenſte Mann der Verzweifelten nach und erfaßte ſie mit ſtarker Hand bei den ſchwarzen Locken, riß ihr Haupt über das Waſſer empor und ſchwamm der Barke zu, in welche ihm die Schiffer halfen. Er eilte die Unglückliche auf ein Lager zu bringen, ſie der naſſen Kleider zu entledigen und mit trocknen zu bedecken, die er den ohnedies dürftig bekleideten Schiffern abnahm. Da ſah er reizende Vollkommenheit, wie ſie das Auge eines Sterblichen ſelten entdeckt; aber was ihm ſonſt Göttergenuß gewährt hatte, übte jetzt nur eine traurige Macht über ihn aus; mit gefalteten Händen kniete er am Lager der Ohnmächtigen und rief weinend ihren theuren Namen. Aber es ſchien, als ob das Leben nicht wiederkehren wollte, und der ſchwer bedrängte Mann wandte alle möglichen Verſuche an. „Urſina,“ rief er dazwiſchen, „erwache! Erwache zu Glück und Liebesgenuß! O ich liebe Dich ſtark und gewaltig; nie hat ein Mann feuriger geliebt. Alle andern Rückſichten will ich vergeſſen; was ſind ſie gegen die Geſetze der Liebe? Ihnen allein will ich gehorchen und unterthan ſein. Komme, was da wolle: in meinen Armen, an meiner Bruſt ſollſt Du glücklich ſein; und ich will mich im Genuſſe deiner Liebe zum Gott berauſchen und — untergehen.“

Endlich fühlte er an der hüpfenden Bewegung der Venusbruſt die wiederkehrenden Schläge des Herzens, er verdoppelte ſeinen Eifer, der auch damit belohnt wurde, daß ſie die Augen öffnete.

„Urſina,“ rief er jetzt, Thränen der Rührung und des Dankes vergießend, „geliebtes, angebetetes, vergöttertes Weib! Wie konnteſt Du mich ſo herzlos richten, mich, der ich Dich mehr liebe, als mein Leben, als die Welt, als Gott!“

„Ha! ich danke Dir!“ lallte ihre Zunge jetzt wonnetrunken, „daß Du mich in den Wellen noch nicht haſt ſterben laſſen, daß ich dieſen Augenblick erlebt habe. Er und Du, das iſt der Inbegriff all meiner irdiſchen Seligkeit. Nun will ich ſterben, aber in deinen Armen; Du ſollſt mir die Seele von den Lippen hinwegküſſen, einzig geliebter, glühend geliebter, unausſprechlich geliebter Mann.“

„Nein, nicht ſterben ſollſt Du, göttliches Weib! Die Erde wäre arm an Liebe ohne Dich. Leben ſollſt Du, ſollſt von nun an erſt wahrhaft leben, ſollſt die Seligkeit des Lebens, die Du noch nicht kannteſt, erſt mit vollen Zügen genießen, ſollſt mein glückliches und mich beglückendes Weib werden. Ja, Roſe, Du ſollſt mit deinen Düften deinen Gärtner entzücken, und von ſeiner ſorgſamen Pflege nur noch herrlicher aufblühen.“

„Ja leben, leben will ich!“ rief Urſina mit Sehnſucht aus. „Ich will nicht ſterben; ich will den Becher der Liebe ausſchwelgen; ich kenne ſie ja nun, die ich erſt nicht kannte, und weiß, was für ſchmerzliche Wonnen und wonnige Schmerzen ſie ſpendet. Ich will länger genießen als dieſen Augenblick; er iſt ja ſchon verrauſcht. Ich will ſelige Jahre an deiner Bruſt verträumen, theurer Mann. Darum rette mich! Rette Dich mit mir! Eile, daß wir Don Ilario entfliehen!“

Erſt jetzt gedachte de Lede an das ihn verfolgende Schiff. Er fuhr empor und ſtarrte nach Norden hinauf. Die Galeote war ihnen um ein Beträchtliches näher gekommen. Die unglücklichen Begebenheiten auf der Barke hatten dieſe in ihrem Laufe aufgehalten, während der Wind die Segel der Galeote blähete und rüſtige Galeerenſclaven auf den Ruderbänken derſelben arbeiteten. Dazu kam, daß die Kräfte der vier Schiffsknechte, welche die Barke fuhren, ſtark im Abnehmen waren, und endlich hatte die Hitze des Nachmittags am Himmel ein Gewitter zuſammengezogen und widrige Winde hielten das Schiffchen mehr auf, als ſie es beflügelten.

Von Verzweiflung erfaßt, ſtürzte der Marquis zu einer Ruderſtange und ſchrie, dieſelbe ergreifend: „Kamraden, es gilt unſer aller Tod oder Leben! Wenn wir von jener Galeote nicht erreicht im Hafen von Palermo einlaufen, ſo belohne ich Euch königlich. Denn wißt, ich bin der mächtige Befehlshaber der ſpaniſchen Flotte in Sicilien. Seht ihr dort unten den Leuchthurm von Palermo im Sonnenſchein, den uns die Gewitterwolken rauben, erglänzen? Dort liegt meine Flotte, und jeder von Euch ſoll als Offizier bei derſelben angeſtellt werden.“

Die Schiffer ſahen ſich einander erſchrocken an, und thaten ihr Möglichſtes. De Lede ſelbſt arbeitete mit der Wuth der Verzweiflung mehr, als drei der ſtärkſten Bootsknechte vermocht hätten; die Wellen ſchäumten, von ſeinen Schlägen gepeitſcht, und die Barke floh, wie das vom Jäger verfolgte, von den Hunden gehetzte Wild, über die dunkle Fluth. Und wenn die nachſetzende Galeote wirklich dem Jäger glich, ſo waren die ſchwarzen eilig daher ſtürmenden Wolken den Hunden zu vergleichen, und der aus den düſtern Maſſen hervorbrechende Donner ihrem Gebell, welches die am Bord der Barke befindlichen Leute mit neuem Schrecken erfüllte. Die Gewalt des Sturmes erhob ſich und trieb das Schiffchen ſüdweſtlich nach der neapolitaniſchen Küſte zu. Was half es den Unglücklichen, daß ſie den Hafen von Palermo winken ſahen; die Winde hatten ſich gegen ſie verſchworen. Mit dem Rettung gewährenden Hafen begann ihre Hoffnung in Nacht zu verſinken, und die Blitze zeigten ihnen nur die immer näher ruckende Gefahr in der auf ſie losſturzenden Galeote. Auch Donna Urſina hatte wieder eine Ruderſtange ergriffen, aber was war die höchſte Anſpannung ihrer Kraft gegen den kleinſten Stoß des Sturmes? Der Marquis ſah, was ihm bevorſtand; er ſah, wie die Schiffer nicht länger mehr arbeiten konnten, er ſah ſie verdächtige Blicke wechſeln.

Doch die Liebe iſt ja eine Schweſter des Glaubens; ſie vertraut ſo gern auf ein Wunder. Die Blicke feſt auf die Galeote gerichtet, ſaßen die Liebenden, ohne ein Wort zu reden. Die erſchöpften Schiffer überließen die Barke dem Winde und den Wellen. Noch einige Stöße und die Galeote war bis auf Schußweite heran, ein zweiter und ſie konnten die Menſchen auf dem Verdeck erkennen und Don Ilario's — der vorn an ſtand — zorndonnernde Worte vernehmen:

„Heran! heran, ſcheußlicher Verräther, feige

Memme, ehrloſer Frauenräuber! Du kannſt nicht mir und deinem Schickſale entgehen.“

„Urſina, Blume meines Lebens,“ redete de Lede jetzt die zitternde Donna an, „noch bleibt uns ein ſichrer Weg der Rettung übrig.“ Er deutete auf das empörte Meer hinaus.

Sie verſtand ihn. „Auf denn!“ rief ſie begeiſtert. „Es iſt des Himmels Wille, daß ich im Meere enden ſoll. Auch der gemeinſchaftliche Tod mit Dir hat etwas Entzückendes.“ Und muthig ſchlang ſie den Arm um ihn, und ſo eilten beide nach dem Bord, um ſich hinabzuſtürzen. Aber in demſelben Augenblicke wurden ſie von hinten ergriffen, zu Boden geworfen und eh' es Lede verhindern konnte — mit Tauen gebunden. Es waren die vier Schiffer, welche die letzten Worte des Paares vernommen und ſich ſchnell verſtändigt hatten.

„Nicht alſo!“ ſagte der Eine.

„Vergeblich habt Ihr uns nicht geſagt, wer Ihr ſeid,“ der Andre.

„Wir wollen's nicht allein auslöffeln, was Ihr eingebrockt,“ der Dritte.

„Wir ſind auch auf unſre Rettung bedacht; dazu ſeid Ihr aber nöthig,“ der Vierte.

Der Marquis biß knirſchend in das Tau, das ſeine Hände feſſelte; Urſina wimmerte kaum vernehmlich. Die Schiffer lenkten die Barke nun ſelbſt der Galeote entgegen, welche gleich darauf Enterhaken auswarf und damit das Schiffchen feſthielt.

„Soldaten und Schiffsknechte!“ ſchrie jetzt Don Ghiberti auf der Galeote. „Jetzt ſollt Ihr auch erfahren, wer der Flüchtling iſt, den wir eingeholt haben. Vernehmt es und freuet Euch. Es iſt Don Maurice de Lede, der Commandeur der ſpaniſchen Flotte, welche dort im Hafen von Palermo vor Anker liegt, der Neapel an Spanien verrathen wollte, auf deſſen Kopf der Vicekönig tauſend Piaſter geſetzt, deſſen Bildniß, um ihn Allen kenntlich zu machen, Se. Hoheit im Lande verbreitet hat. Er iſt's, nehmt ihn: die Summe iſt Euer!“

Der Name des Commandeurs der ſpaniſchen Flotte wurde von jedem Einzelnen mit dem Jauchzen der Freude und des Erſtaunens wiederholt, und in einem Augenblicke waren ſie unten in der Barke und ſchleppten den Gebundenen auf einer Strickleiter hinauf. Donna Urſina wurde auf Befehl ihres Gemahls entfeſſelt und ihm zugeführt.

Mit ſchweigender Strenge faßte er ſie am Arme, und führte ſie in die Kajüte, wo er ſie erſuchte, ſich auf das Ruhebett niederzulegen. Die Abſpannung aller geiſtigen und körperlichen Kräfte warf ſie bald in einen tiefen Schlaf. Mürriſch und in ſich gekehrt, ſaß Don Ilario ohnfern ihrem Lager, und warf dann und wann finſtre Blicke auf die bleiche Geſtalt, die mit geſchloſſenen Augen und triefenden Haaren, das Geſicht ſo ſchmerzlich ſtarr, ganz dem Bilde des Todes glich. Sein kalter aber furchtbarer Zorn ſchmolz allmälig bei dieſem Anblicke; er fühlte, daß er ſie noch immer liebe, daß er ihr zu verzeihen geneigt ſei. Aber die ganze Schärfe ſeines bittern Grolls richtete ſich nun gegen den alten Feind, der ihm — wie er nicht anders denken konnte — unter der gleisneriſchen Maske der Freundſchaft den ſchlimmſten Schlag, der nur zu erſinnen war, beizubringen gedacht hatte. Ilario hielt den Marquis de Lede für ein fein berechnendes, klug ausführendes Ungeheuer, für den ſchlauſten, herzloſeſten, unverſöhnlichſten Betrüger, der beim erſten Eintritt in ſein Haus den teufliſchen Plan entworfen, Donna Urſina zu beſtricken und zu entführen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto klarer wurde ihm dieſer Plan, und er war nahe daran, ſein betrogenes Weib gänzlich zu entſchuldigen. Nun glaubte er einzuſehen, was die Eilfertigkeit bedeutet habe, mit welcher de Lede ſeine Abreiſe betrieben, und jede an dem Franzoſen bemerkte Äußerung von Gefühl, Unbehaglichkeit und Zwang, von welchem das edle, aber liebeglühende Herz deſſelben überwältigt worden war, wurde von dem Argwohn des Italieners unverzüglich der Angſt vor Entdeckung, der Sorge ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen und den Gewiſſensbiſſen des Verführers beigemeſſen; und es war deshalb kein Wunder, wenn Don Ilario den Zerſtörer ſeines häuslichen Glückes, den Verräther an den heiligſten Gefühlen der Freundſchaft, den Betrüger alles Vertrauens und ſchändlichen Vergelter der Gaſtfreundſchaft an dem Heerde, der ihn vor den Nachſtellungen des Vicekönigs verborgen, und deſſen größten Schmuck und Zierde er mit frecher Hand geſtohlen, dieſen Auswurf der Menſchheit, für ein Geſchöpf hielt, zu deſſen Beſtrafung weder Schande noch Qual zu groß erfunden werden könnte.

Der ausgebrochene Sturm harmonirte mit den Gefühlen des Statthalters und ſtand eben ſo wenig mit denen des gefangnen Franzoſen in Widerſpruch. Lede hatte überlegt und gefunden, daß Ghiberti ihm doch die Wahrheit nicht glauben würde, wenn er ſie demſelben auch ſagte, und kalt und ſtolz ſchwieg er, den vollen Schein der Schuld tragend. Aber auch der Gedanke, der Dame ſeines Herzens durch ein offnes Bekenntniß wehe thun zu müſſen, hätte ihn auf der Tortur zum hartnäckigſten Schweigen vermocht.

Die Heftigkeit des Südwindes trieb die Schiffe ſchneller zurück, als ſie gekommen waren, und noch war Mitternacht nicht vorüber, als ſie wieder im Hafen von Salerno anlegten. Der Marquis wurde ſogleich in ein unter dem Palaſte des Statthalters befindliches Gefängniß gebracht, durch die ſtärkſten Thüren, Riegel und Schlöſſer verwahrt. In dieſem Kerker belaſtete man ihn nicht mit beſondern Ketten oder Fußeiſen, woraus er muthmaßte, daß ihn Ghiberti mit Tagesanbruch nach Neapel bringen laſſen werde. —

Erſt als der Marquis vom Schiffe fortgebracht worden war, und der Statthalter einen reitenden Boten an den Vicekönig nach Neapel abgeſchickt hatte, weckte er mit einer Thräne im Auge ſeine Gemahlin.

„Donna Urſina,“ ſprach er nicht ohne Töne einer an ihm ungewohnten Rührung in der Stimme, „ſteht auf und folgt mir in das Haus, deſſen freie Gebieterin Ihr ſeid. Ich habe Euch vergeben. Aber Fluch dem ſchändlichen Feinde, der Eure Unſchuld betrog! Die Roſe von Salerno blühe wieder nach wie vor in meinem Garten, aus welchem ſie mir ein böſer Räuber ſtehlen wollte. Den Heiligen Dank, daß es ihm nicht gelungen iſt!“

„Wo iſt er? Wo iſt Don Maurizio?“ rief Urſina angſtvoll, als ſie das Bleigewicht des Schlafs und der Erſtarrung von ſich abgeſchüttelt und mit ängſtlichem Erſtaunen die Worte ihres Gemahls vernommen hatte.

„Fragt nicht nach ihm!“ bat Don Ilario ſchmerzlich. „Ach er hat mir Euer Herz geſtohlen!“

„Wo iſt er?“ kreiſchte die Donna verzweifelt. „Er iſt unſchuldig, rein wie die Sonne. Ich allein bin die Schuldige. Wo iſt er? Hört doch meine Verzweiflung.“

„Fragt nicht nach ihm!“ ſagte Ghiberti ſtreng und an ſich anhaltend.

„Ich beſchwör' Euch!“ rief Urſina zu ſeinen Füßen die Hände ringend, „wo iſt der edle unſchuldige Marquis? Er iſt ja nicht mein Verführer, mein Entführer. So glaubt mir doch! Wo iſt er? Redet!“

„Fragt nicht nach ihm!“ donnerte der Statthalter im heftigſten Zorne. „Doch nein,“ fuhr er gütig fort, „Ihr ſollt es wiſſen, wo Euer Liebchen iſt. Im tiefſten Kerker meines Hauſes ſitzt er, und ſchon ſprengt der Bote mit verhängtem Zügel auf dem Wege nach Neapel, um vom Vicekönig das Urtheil des edlen Freundes zu holen, das künftige Nacht um dieſe Stunde hier ſein muß.“

Urſina verſtummte und folgte ihrem Gatten mit thränenloſem Auge in das Schloß.

Die Nacht ging träge über dem ſorgenvollen Haupte des Gefangenen hin; langſam ſchlich ihr der Tag nach. Jede halbe Stunde entriegelte ein alter mürriſcher Kerkermeiſter die Thüre des Gefängniſſes, brachte die koſtbarſten Speiſen, die beſten Getränke und überzeugte ſich, ob Alles ſicher wäre. Der Tag verſtrich, die Nacht kam wieder, und unter dem Sorgen, daß er nun die Befehle ſeiner Königin nicht werde erfüllen können und das Commando der Flotte einem Andern uberlaſſen muſſen, entſchlief Lede auf dem in der Ecke liegenden Strohbundel, in ſeinen Mantel gehullt.

Plötzlich vernahm er den Ton ſeines Namens, ihm heftig in ein Ohr geraunt, und fuhr, in der Meinung, es ſei der Henker, der ihn nach Neapel oder ſogleich zum Tode führen wollte, empor und ſagte: „Sogleich! Ich bin bereit für Euch!“

„Stille! Stille!“ flüſterte eine weibliche Stimme, obgleich das Weſen vor ihm Männerkleider trug. „Nicht ſo laut, theuerſter Freund!“ Und der erſtaunte Marquis erkannte die Stimme und beim matten Strahl der Lampe, welche ſie in der Hand hielt, auch die bleichen aber reizend ſchönen Züge Urſina's.

„Ha, Du biſt es, ſüße Roſe!“ rief de Lede entzückt.

„Ich bin's,“ verſetzte ſie, und habe ſie alle durch Verſtellung getäuſcht. Mein Gemahl hält mich für zu ſchwach und krank, um meinen Kopf nur aus dem Kiſſen erheben zu können. Er hat mir großmüthig verziehen, aber ich muß Euch erſt retten. Die Tochter des Kerkermeiſters hat ein fühlendes Herz; ſie liebt ſelbſt und iſt mir ergeben; mein Schmerz, meine Verzweiflung haben ſie gerührt. Es iſt Mitternacht; ihr Vater ſchläft; ſie hat ihm die Schlüſſel entwendet, und mir Euern Kerker geöffnet. Jetzt müßt Ihr fliehen, eilig fliehen, ehe die

Befehle des Vicekönigs anlangen und der Bote kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Zeige mir nur, wie ich fliehen kann, theures Weib, und ich will mich nicht zum zweiten Mal bitten laſſen,“ verſetzte de Lede, in welchem die Luſt zum Leben mit ihrer ganzen Stärke erwachte.

„Hier an der Thüre ſteht Angela, unſre Retterin. Sie wird das Gefängniß ſogleich wieder verſchließen und Euch dann ſicher auf die Straße bringen. Hier habt Ihr den Siegelring meines Gemahls, der Euch das Thor öffnet, wenn Ihr nicht über den Wall zu entſpringen wagt. Wenn man Euch fragt, ſo gebt Euch für einen geheimen Boten meines Gemahls aus, der beim Scharfrichter die ſchnelle Hinrichtung des gefangnen Marquis de Lede beſtellen ſoll.“

„Aber wie kann ich Dich, Stern meines Lebens, von Gefahren umdräut verlaſſen? Was iſt mir das Leben ohne deinen Beſitz? Fliehe mit mir!“

„Das geht unmöglich an. Wir würden uns beide verderben. Rettet Euch nur. Kommt

Ihr glücklich durch, dann überfallt mit Eurer Flotte das unbeſetzte Salerno. Erobert Neapel. Spanien hat unzählige Freunde, die Euch entgegen kommen werden. An ihrer Spitze wird Urſina ſein, Euch den Siegerkranz und den bräutlichen Kuß zu reichen. Jetzt ſorgt nicht für mich. Ich ſagte Euch ja, daß mir mein Gemahl verziehen hat. Er dauert mich, aber ich kann nicht anders. Ein Gott hat mein Herz gewendet.“

„Und wenn ich Euch auch gehorchte und Euern Anweiſungen folgte; mein allzuvorſichtiger Kerkermeiſter — und ſchlummert er auch jetzt einige Minuten — wird doch bald genug wiederkehren; denn er blieb noch kein Mal über eine halbe Stunde aus, er wird den Kerker leer finden und der Verfolger mir augenblicklich auf den Füßen ſein, und mich wieder zurückbringen.“

„Auch daran habe ich ſchon gedacht. Gebt mir Euern Mantel, Euern Hut. Ich bleibe ſtatt Eurer hier. Ich wickle mich ſo feſt in den Mantel, wie Ihr vorhin gethan hattet; ich drücke den Hut tief ins Geſicht, und lege mich auf das Strohbette, welches Ihr eben verlaſſen, indem ich einen tiefen Schlaf erheuchle. So täuſche ich die Wachſamkeit des Kerkermeiſters bis an den Morgen, wo Ihr aller Wahrſcheinlichkeit nach außer Gefahr ſeid. Dann trete ich vor meinen Gemahl, ſchwöre ihm noch ein Mal Eure Unſchuld zu, bekenne ihm meine ganze Schuld und meine Liebe zu Euch. Und morgen ſchon kehre ich zu meinen Eltern nach Neapel zurück, um dort Euch zu erwarten.“

„Göttliches Weib!“ jubelte de Leve. „Neapel muß ſpaniſch werden, damit Salerno’s Roſe mein werde.“

„Eilt! Eilt!“ rief jetzt Angola ängſtlich durch die Thüre.

„Hier habt Ihr Geld,“ ſagte Urſina haſtig; „flieht an der Küſte hinab, kauft Euch mit Tagesanbruch das ſchnellſte Pferd und ſucht ſo eilig als Ihr könnt, die Meerenge zu erreichen. Dort wird Euch ein Fiſcherkahn nach Sicilien hinüberſetzen. Nun lebt wohl!“ — Ein heiliger Kuß vereinigte ſie. Ihre Herzen ſchlugen in ſeliger Umarmung an einander.

„Eilt!“ rief Angola mit Todesangſt. Urſina riß dem Geliebten Hut und Mantel ab; noch ein Kuß und er verſchwand durch die Thure. Urſina ſtreckte ſich aufs Lager. Zehn Minuten darauf trat der Kerkermeiſter herein, ſah den Gefangnen auf dem Stroh und ging wieder. Das glückliche Weib dankte dem Himmel in heißem Gebet und flehte inbrünſtig, ihn glucklich zu retten. Sein holdes Bild umgaukelte ſie. Auf ſilbernen, gold- und purpurumränderten Wölkchen ſchwamm es daher, von leuchtenden Gewändern umfloſſen, auf einem Meere von Morgenroth. Seine Züge waren verklärt, ſeine Augen Sterne. Glanz umwogte ſie, Engelslieder umrauſchten ſie, die Flügel der Himmelsboten kreiſten um ihr Haupt. Sie war entſchlafen, und träumte ſelige Träume.

Noch wurde die Erde von der ſchweigenden Nacht in düſtrer Umarmung gehalten, als zwei Männer, die ſich ſo eben von ihren keuchenden Pferden geworfen hatten, in das Schlafgemach des Statthalters traten. Der Eine war der an den Vicekönig abgeſandte, jetzt wiedergekehrte Bote. Don Ilario wurde geweckt; er hatte es ſo befohlen, und der Bote überreichte ihm einen großen Brief des Vicekönigs, welchen Ghiberti eilig erbrach und durchlas. Dann warf er einen düſtern Blick auf den andern Mann und ſagte kalt: „Gut! Thut, wie Euch befohlen worden. Doch macht die Sache kurz ab, damit kein Aufſehn werde. Sobald es Tag iſt, ruft mich.“

Die Männer verließen das Gemach ſchweigend; der Statthalter maß es lange mit ſeinen Schritten. Endlich legte er ſich wieder nieder. —

„Der Tag bricht an, gnädiger Herr,“ erinnerte eine Stunde ſpäter ein Diener. „Ihr habt befohlen.“

„Zünde ein Paar Fackeln an und begleite mich in den Kerker,“ ſagte Don Ilario kalt. Er warf einen Mantel um und ging mit großen Schritten. Der fremde neapolitaniſche Mann trat auf des Statthalters Wink mit in den düſtern Kerker. Sie kamen an das Strohlager, ein rother Teppich war weit und faltig darüber geworfen.

„Wie ertrug er's?" fragte Don Ilario mit gedämpfter zitternder Stimme.

„Er lag im feſten Schlafe," verſetzte der neapolitaniſche Mann, „und holte nur einen tiefen Seufzer, als das ſchwere andaluſiſche Schwert in ſeine Bruſt drang. Dann ſtarb er ohne Laut und, wie es ſchien, ohne Schmerz."

Der Statthalter bedeckte die Augen mit der Hand. Seine hohe Geſtalt zitterte. Doch er ſuchte ſich zu faſſen und ſagte: Scharfrichter, Du haſt die Befehle deines Herrn gut und pünktlich ausgeführt. Auch mir haſt Du Genüge gethan. Jetzt zeige mir noch ein Mal das Geſicht des Mannes, der mir einſt das Leben rettete. Die Feindſchaft iſt abgethan. Nun darf ihm die Thräne des Freundes fließen."

Der Scharfrichter zog den Teppig weg. Die Leiche lag in ihrem Blute, eng in den Mantel gewickelt und den Hut tief ins Geſicht gedrückt. Die Fackeln näherten ſich, der Statthalter bog ſich über die Leiche, der Scharfrichter nahm ihr den Hut ab — und ein dumpfer entſetzlicher Schrei ſchlug an das feuchte Gewölbe des Kerkers.

„Blendwerk der Hölle! Es iſt mein Weib!"

kreiſchte Don Ilario, ſtürzte wie wahnſinnig über ſie her, riß ihr den Mantel ab und ſah die klaffende Todeswunde in ihrer Bruſt. — Ein holdſeliges Lächeln ſchwebte noch auf ihren Zügen, in denen man keinen Todeskampf bemerkte.

„Was iſt das, ihr Mächte des Himmels?“ rief Ghiberti, ſich das ergrauende Haar raufend. „Iſt hier ein teufliſcher Zauber geſchehen? Erklärt mir das Entſetzlichſte!“

Da ſtürzte der Kerkermeiſter herein und zu des Statthalters Füßen mit den Worten: „Don Ilario, meine Tochter hat ſich ſo eben von der Platte des Felſens in das Meer geſtürzt, nachdem ſie vernommen, was hier geſchehen.“

„Ich verſtehe,“ ſprach Ghiberti monoton und in ſich zuſammenſinkend. Dann ſetzte er, ſein Geſicht mit dem Mantel verhüllend, dumpf hinzu: „Roſe von Salerno, Du warſt mir nicht beſtimmt, drum hat Dich der Sturm geknickt.“

Geſchichte einer Matrikel.

Erzählung.

Im Winter des vergangnen Jahres (1831) hatte ſich beim Schweizer Conda allmälig ganz von ſelbſt ein recht gemüthlicher Zirkel gebildet, der wöchentlich einige Abende ohne Einladung und beſondre Verabredung zuſammenkam, und die Kaſtenabſchließung der Stände, das Cliquenweſen der geſchloßnen Geſellſchaften, wie die Familienkoterien-Kränzchen gleich, verachtend und fliehend, allein aus dem Intereſſe, welches die Beſucher jener Conditorei an einander gefunden, das ſie zuſammenfeſſelnde Band gewoben hatten, und welches ſie — da es rein geiſtiger Natur war — inniger vereinte, als alle Geſetze und Statuten einer wohl gegründeten und beſtens dirigirten geſchloßnen Geſellſchaft. Dieſe Männer waren an Stand und Alter verſchieden, aber ſie hatten alle den rechten Lebenstact gefunden, das Unabänderliche mit Standhaftigkeit zu ertragen, aber auch ruhig zu beſprechen, ſich nicht zu ſcheuen, Unrecht als ſolches zu bezeichnen, ungeſchminkte Wahrheit zu reden, Thorheiten und Albernheiten zu verlachen und zu verſpotten, und ſich durch nichts die frohe Laune, die ſie mit an des Schweizers Punſchnapf brachten, verderben zu laſſen. Es fehlte nicht an niederträchtigen Seelen, welche dieſe harmloſen Zuſammenkünſte bei einer mißtrauiſchen Behörde anſchwärzten, da aber der Conditorladen Jedem aufſtand, ſo war die Überzeugung, daß dort nichts Verpöntes vorginge, nicht ſchwer zu erlangen, und eingebildete Narren, von Standesvorurtheilen Befangene, Superkluge, Fürſtenſchmeichler, Feinde der Wahrheit räumten gar bald das ihnen nicht behagende Feld wieder, ſo daß ſich die Freunde ihres Lebens ziemlich ungeſtört bei dem gefälligen Conda freuen konnten.

Die Geſellſchaft beſtand aus einigen Ärzten, Angeſtellten, Advocaten, Kaufleuten und wohlhabenden Handwerkern, die Mehrzahl aus Männern, die bereits ihr halbes Säculum durchlebt hatten.

Eines Tags ſandte, gegen alle Gewohnheit, der Regierungsrath Harter ein Einladungsbillet in der Runde umher, worin er die reſpectiven Herren Condaer dringend erſuchte, ſich dieſen Abend bald und zahlreich in ihrer Schweizerei einzufinden, da er ihnen einen ſeltenen und großen Genuß verſprechen könne. Kein Wunder, daß ſich das freundliche, geräumige und wohlgeheizte Zimmer gleich nach ſechs Uhr ſchon füllte und die Verſammlung bald zahlreicher war, als gewöhnlich. Neugierig, was der Regierungsrath wohl vorhabe, harrten Alle der Ankunft deſſelben entgegen. Und gerade er ließ dieſen Abend am längſten auf ſich warten. Endlich trat er herein, freundlich grüßend, und an ſeiner Seite ging ein gar ſtattlicher Mann, der ſich höflich gegen die Geſellſchaft verneigte. Natürlich wendeten ſich alle Augen auf den Fremden, der ſich als ein angehender Funfziger präſentirte, ziemlich wohlgenährt, kräftig und geſund ſchien und an einer breiten Narbe, die ihm über Stirn und linke Wange lief, und einem ſtarken Schnurrbart, der, gleich dem Haupthaar aus der ſchwarzen Farbe allmälig ins Graue zu traverſiren begann, als Militär erkannt wurde, wenn er auch ſehr einfache Civilkleider trug. In den Augen dieſes Mannes lag eine herzengewinnende Gutmüthigkeit, und ein Paar Züge um den Mund verriethen den heitern Lebemann, der die Freuden der Welt genoſſen hat und noch genießt, ohne ſich ſonderlich um die Leiden derſelben zu kümmern.

„Denjenigen Herren,“ nahm der Regierungsrath Harter das Wort, „welche mit mir während der Jahre 1803 und 1801 in Jena ſtudirt haben, und gleich mir der Conſtantia angehörten, ſtelle ich hiermit einen alten guten Freund aus jener Zeit vor, von welchem in dieſem unſern geſelligen Kreiſe oft die Rede geweſen iſt, den übrigen Herren, die meinen werthen Gaſt nicht kennen können, werde ich denſelben zu nennen gleich nachher die Ehre haben, wenn ich nicht dieſer Mühe überhoben werde.“

Einige der zuerſt Angeredeten hatten ſich indeſſen erhoben und den Fremden aufmerkſam betrachtet, als der Medicinalrath Stange plötzlich mit dem lauten losbrechenden Tone ungeheuchelter Freude und Überraſchung ausrief: „Haßlinger! Sehen Dich meine Augen wieder!“

„Haßlinger!“ erſchallte es jetzt von allen Seiten, und der Schnurrbärtige flog an eine Männerbruſt um die andre.

„Ja, Freunde, nach dreißig inhaltsſchweren Jahren, iſt mir vergönnt, wieder ein Mal in Eurer Mitte zu ſein,“ ſagte der Gegenſtand der allgemeinen Neugierde herzlich, und erkannte jeden der alten Univerſitätsfreunde, indem er ſie der Reihe nach beim Namen nannte. Der Regierungsrath berichtete dabei kurz über ihre bürgerliche Stellung.

Die Freude des Wiederſehens wurde allgemein und ergriff auch die Übrigen, welchen der alte Freund als Hauptmann Haßlinger außer Dienſt, Gutsbeſitzer in Schleſien, vorgeſtellt wurde. Bald dampften die großen Kelchgläſer und läuteten einen fröhlichen Abend ein. Wie ein heitrer Engel, Blumen ſtreuend, ſtieg die Erinnrung an den Glanzpunkt ihrer Jugend, an die harmloſe glückliche Burſchenzeit, im unvergeßlichen Saal-Athen verlebt, vor den luſttrunknen Blicken der Männer auf, das begeiſterte Wort flog von Mund zu Mund, Geſtalten, die ſchon längſt im Meer der Vergangenheit untergegangen waren, wurden als Schatten beſchworen und drängten ſich, Fülle auf Fülle, in den heitern Kreis. Vorzüglich war es die Rede des Gaſtes, welche Alle anzog, bald kam es zu Fragen über Schickſale und Erlebniſſe, zu einzelnen Berichten und Erzählungen, bis es einem der jüngern Geſellſchafter einfiel, den Hauptmann zu erſuchen, einige zuſammenhängende Piecen aus ſeinem thatenreichen Leben mitzutheilen, wodurch allen in der Geſellſchaft ohne Unterſchied ein gleicher Genuß bereitet würde. Dieſe Bitte fand allgemeine Unterſtützung, und der Hauptmann begann, nachdem er der Geſellſchaft ſeinen Dank für das ihm in dieſer Bitte gezeigte Wohlwollen dargebracht und ſich wegen Mangelhaftigkeit der Darſtellung als ein alter des Wortes nicht mächtiger Soldat entſchuldigt hatte, ſeine von großer Stille begleitete Rede folgendermaßen: „Merkwürdiger Weiſe kann ich einige der wichtigſten Momente meines Lebens an zwei Bogen bedrucktes Papier anknüpfen, die jeder Student haben muß, ich meine eine Matrikel, aber nicht einmal die meinige iſt es, welche eine ſo wichtige Rolle in meinem Leben ſpielt, ſondern die eines zu meiner Zeit in Jena verſtorbnen Studenten, deſſen ſich der Eine oder der Andre von Euch, meine Freunde, vielleicht noch erinnert, Namens Granſtetter aus Schwerin."

„Granſtetter, die lange Liſe zubenamſt!" rief der Medicinalrath Stange. „Er hat ſich todt geſoffen und unſer jetziger Superintendent Kramer hielt ihm eine ziemlich komiſche Leichenrede. Wie iſt mir denn, hat er Dir denn nicht auf dem Sterbebett ſeine Geliebte, die ſchlanke ſchöne Chriſtel, das Milchtöpfchen genannt, vermacht?"

„Ganz recht," verſetzte der Hauptmann lächelnd, „auch ſie gehört in meine Erzählung, und Friede und freudiges Gedächtniß auf ihren Namen und Zunamen; denn ſie war eine treffliche Perſon. Doch ich beginne meine Erzählung.

Die Conſtantia — dies muß ich ſchon noch zur Erklärung für diejenigen Herren, welche nicht, oder nicht zu unſrer Zeit ſtudirt haben, mittheilen — die Conſtantia war ein im letzten

Viertel des vergangnen Jahrhunderts vorzüglich in Norddeutſchland weit verbreiteter Orden, der, wenn auch nicht die Narrheiten, aber doch die edeln Zwecke mit der Freimaurerei theilte. In Göttingen, von wo der Orden ausgegangen, war deſſen Hauptſitz und Großmeiſterei. Er hatte ſich bald über die Univerſitäten verbreitet, indem ſein vorzüglichſter Zweck war, der Unſittlichkeit der landsmannſchaftlichen Verbindungen auf den Hochſchulen Deutſchlands mit vereinter Kraft entgegen zu arbeiten. Das Band der Landsmannſchaften war gemeinſchaftliche Zügelloſigkeit, ein freches Hohnſprechen durch Wort und That jedem edlern Gefühl deutſcher männlicher Jugend, die ſich den Wiſſenſchaften weihen ſollte. Die adligen Jünglinge, jene ungeſchlachten Barone, in der lateiniſchen Bedeutung des Wortes, jene ausgeſtopften Krautjunker und übermüthigen Ariſtokratenſöhne, die niederträchtige Brut des ſogenannten Schwanzadels machten die widrigen Beſtandtheile der Landsmannſchaften auf den Univerſitäten aus. Der beßre Sinn wahrhaft deutſcher Jünglinge empörte ſich gegen die freche Anmaßlichkeit jener ungezogenen Knaben, und der gerechte Unwille wurde die Mutter der Conſtantia. Göttingen war der Hauptſitz der Brutalität unbärtiger Ariſtokratenjünglinge, und Göttingen wurde deshalb der Geburtsort des neuen Ordens. Sie werden ſchon eingeſehen haben, daß dieſe Verbindung, die mit jenem ſchon genannten Zwecke noch andre nicht minder edle verband, als Verbreitung von **Wahrheit, Recht und Tugend**, von faßlichen Lehren über Pflichten und Rechte des Volks über wahres Deutſchthum und eine geiſtige Freiheit, welche die materielle nachziehen ſollte, endlich gegenſeitige Unterſtützung aller Ordensglieder, Sie werden verſtanden haben, daß die Conſtantia die Vorläuferin und Mutter der ſpätern Burſchenſchaft wurde, d. h. jener edeln Burſchenſchaft, die ſich großer Zwecke bewußt und noch nicht in langhaarige Tollhäuslerei ausgeartet war. Die Conſtantia ſtach den deutſchen Regierungen bald als Dorn ins Auge. Die Rohheiten der Landsmannſchaften mochte man dulden und ruhig mit anſehen, die Verbindung zu Zucht und Ordnung, zu Recht und Wahrheit ſchien gefährlich und mußte verfolgt werden, vorzüglich als der Orden ſich auch im bürgerlichen Leben ausbreitete und dort viele begeiſterte Anhänger fand. Der Orden wurde ein Gegenſtand der Verfolgung und nun zur geheimen Verbindung. Ihr, meine Freunde, die Ihr zu jener Zeit ſtudirtet, werdet Euch des Paragraphen in Euern Matrikeln erinnern, oder wenn Ihr ſie noch beſitzt, könnt Ihr ihn nachleſen, worin dem angehenden Studioſus das Verſprechen abgenommen wurde, ſich bei ſchweren Strafen in keine geheime Verbindung zu begeben. Durch dieſes harte Verbot wurde die Conſtantia vielen zum Adamsapfel. Trotz der ſtrengſten Maßregeln zählte jede Univerſität eine Menge Conſtantiſten. So war es damals und ſo iſt es noch heute. Die Zeit hat blos Namen und Gewänder geändert, die Sache iſt geblieben. Als ich die Univerſität bezog, war ich ein wilder Junge, der noch blutwenig wußte, und auch keine große Luſt hatte, viel zu lernen, der aber für Recht und Wahrheit glühete und einem Schelmen gleich an die Gurgel wollte. Ich war ziemlich roh aufgewachſen; meine Eltern waren beide frühzeitig geſtorben und hatten mir, ihrem einzigen Kinde, wenn auch kein großes, aber doch ein namhaftes Vermögen hinterlaſſen, welches mein Oheim, kurfürſtlicher hanöverſcher Hauptmann der Infanterie, verwaltete. Dieſer Mann, der Zeit ſeines Lebens — Gott weiß aus was für Urſache — ein Weiberfeind geweſen, und in deſſen wunderlicher Junggeſellenwirthſchaft ich erzogen wurde, hatte einen gar ſeltſamen Charakter, ein tolles Gemiſch und Gebräu entgegengeſetzter Eigenſchaften; ſo war er z. B. über alle Begriffe ſtreng gegen mich und prügelte mich bei kleinen Verſehen und Vergehen gleich unbarmherzig ab, während er, wenn ich ein Mal einen außerordentlich dummen, ja wohl gar tückiſchen Streich ausgeführt hatte, hell auflachen konnte und mir die Unthat mit keinem Worte verwieß. Ebenſo war er an ſeiner Perſon und in ſeinem Hausweſen unausſtehlich geizig, obgleich er ein anſehnliches Vermögen beſaß, aber er verſchwendete Summen, um mich zu vergnügen, indem er mir albernen Spielkram, Bilderwerke und Bücher kaufte, wie ſie kaum ein Prinz beſitzt, und jeden meiner eigenſinnigen

Kindeswunſche, wenn nur irgend möglich, erfullte. Auch berechnete er nicht etwa meinen Unterhalt ꝛc. von meinem Vermögen, nein, alle Koſten, die ich verurſachte, gingen aus ſeinem Beutel, und mit ängſtlicher Sorgfalt war er darauf bedacht, daß die Intereſſen meines Vermögens ſtets wieder zum Kapital geſchlagen wurden. Dieſe ehrenwerthe Handlungsweiſe habe ich naturlich erſt ſpäter erfahren. Sein eifrigſtes Beſtreben aber ging dahin, mich vom andern Geſchlecht fern zu halten. Ein alter Soldat war ſein Diener, ein junger der meine; wenn ich ohne den Onkel ausging, begleitete mich ein Soldat; ein Soldat beſorgte die Küche; kein weiblicher Fuß kam über unſre Schwelle. Übrigens war ich wild und unbändig, zu allen böſen Streichen aufgelegt, eine naturliche Folge meiner Erziehung. Als ich nach Gottingen kam — ich ſtand im achtzehnten Jahre — hatte ich noch nicht zehn zuſammenhängende Worte mit einem weiblichen Weſen geſprochen, aber einen unbeſtimmten Drang, mich mit dem mir noch fremden Geſchlechte zu befreunden. Daß es nicht ſo blieb, wie es war, brauche ich wohl nicht zu verſichern; als ein hübſcher Junge hatte ich mich bald nicht mehr uber die Sprödigkeit der Göttinger Mädchen zu beklagen. Eben ſo ſchnell gerieth ich unter die Conſtantiſten, und nach einem Jahre ſtand ich ſchon in der vorderſten Reihe derſelben. Jener Granſtetter, deſſen ich vorhin ſchon erwähnte, wohnte mit mir auf einem Saale, und wurde mein Lehrer in der Liebe und einigen andern Dingen, die zum Gefolge derſelben zu gehören pflegen, und in denen allen er es ſchon zur Meiſterſchaft gebracht hatte. Mein Onkel hatte in jedem Briefe gut ſchreiben, ich ſollte mich nur um Gottes willen vor den Weibern hüten, die er mit den ſchwärzeſten Farben zu malen ſich befleißigte: Granſtetters Lehren gefielen mir beſſer, und ich fand, daß ſie natürlicher ſeien, und meine eignen ſüßen Erfahrungen ſtraften die Predigten meines guten Oheims Lügen. Granſtetter ging nach Verlauf des nächſten Semeſters nach Jena, wie ihm der Wille ſeines Vaters beſtimmt hatte, und ich fühlte mich in dem folgenden Halbjahr ſo einſam und verlaſſen, ich hatte mich ſo an ihn gewöhnt, daß mir der Winter in Göttingen ſchaal und langweilig vorkam, und ich zu Oſtern nichts Eiligeres zu thun hatte, als ebenfalls nach Jena überzuſiedeln. Dort wurde ich mit offnen Armen empfangen; alle Conſtantiſten drängten ſich um mich und boten mir die Freundeshand. Ein großer Ruf war mir vorausgegangen und Granſtetter hatte viel Weſens von mir gemacht. Der Orden gab meinetwegen ein Feſt, und ich hatte gleich die Ehre, feierlich zum Subſenior der Verbindung erwählt zu werden. Die Jenaiſche Loge war damals bedeutend, eine Menge Beamte in der Umgegend gehörten zu ihr; es war ein Männerbund, der die wahre Veredlung des Geiſtes und Herzens durch gemeinſame tüchtige und wahrgemeinte Beſtrebungen bezweckte und erreichte. Dazu kam noch der Reiz der verbotenen Frucht, das ſchauerlich Angenehme der heimlichen Logen in ſtiller Mitternacht, von ausgeſtellten Wächtern behütet; kurz, ich war in jeder Hinſicht ein eifriger Conſtantiſt.

Granſtetter machte mir nach einiger Zeit die vertrauliche Mittheilung, daß er ſich eine Geliebte angeſchafft habe,, von der er mir eine höchſt vortheilhafte Beſchreibung machte, mit der ernſtlich gemeinten Verſichrung, daß es keine vorübergehende Flamme, wie gewöhnlich, ſondern ein dauerndes Feuer ſei. Er machte mich mit ihr bekannt. Es war das ſogenannte Milchtöpfchen. Eine hohe ſchlanke Geſtalt, die ſich in hingebender Anmuth bewegte, große, dunkle, ſeelenvolle Augen, die verlangend und gewährend voll Liebe und Güte ſchwammen; ein herzliebes Bild. Granſtetter hatte des Guten zu viel genoſſen, vorzüglich hatte er ſeine Geſundheit in der Bierkanne erſäuft. Die Schwindſucht machte ſeinem jungen Leben ſchnell ein Ende. Die ſchöne Chriſtel zerfloß an ſeinem Sterbebette in Thränen; man ſah, man hörte es dem Mädchen an, es waren aufrichtige Ergüſſe einer ſchmerzenvollen Liebe. Granſtetter nahm ihre Hand und legte ſie in die meinige. liebe ſie, wie ich ſie geliebt habe, ſagte er zu mir mit matter Stimme, und zu ihr gewandt: Liebe ihn, wie Du mich geliebt haſt. Chriſtelchen war zu ſehr gerührt, um dem ſterbenden Freund nicht Alles zu verſprechen, und ſie war zu gewiſſenhaft, um nicht Alles zu halten, was ſie verſprochen hatte. Ich aber war viel zu mitleidig, um nicht Alles zu Chriſtelchens Tröſtung und Herzſtärkung aufzubieten, als der Gegenſtand ihrer Neigung den letzten Athemzug gethan hatte. So fanden wir es denn beide ganz in der Ordnung, daß wir noch denſelben Abend die Exequien unſres gemeinſchaftlichen Freundes in einem zärtlichen tête-à-tête feierten. Milchtöpfchen ſtand nicht mehr in der erſten Jugendbluthe, ſie mochte damals gut und gern ihre vierundzwanzig Jahre zählen, auch machte ich gerade das halbe Dutzend ihrer Geliebten voll; aber was hatte das auf ſich? Sie war ein gutes, liebes, anſpruchloſes Weſen, ſie wollte, ſie verlangte weiter nichts als Liebe, und gab ſich dem Liebenden mit ganzer Seele hin. Sie wußte ja, daß ich nicht daran dachte, ihr je mehr ſein zu wollen, als ihr Geliebter, ſie wußte, daß unſre Verbindung nicht über die Univerſität hinausgehen würde, und ſie ſprach mit Ruhe davon. Aber eben deshalb wollte ſie die kurze Spanne Zeit genießen, ſie wollte nicht rechts, nicht links, nicht vorwärts, nicht rückwärts ſchauen, ſondern ſich des gegenwärtigen Augenblicks erfreuen. Christel war nicht intriguant, nicht ſalſch, nicht gewinnſüchtig, ſie hatte keinen andern Wunſch, kein andres Seelenbedürfniß, als Liebe geben und empfangen. O es war ein Mädchen, wie ſelten eins gefunden wird! Getroſt ertrug ſie den Hohn kalter Seelen, die mit Tugend prahlend über die Liebenswürdige die Naſen rümpften; ſich von mir geliebt und geſchätzt zu ſehen, entſchädigte ſie fur alle erfahrnen Unbilden. Vorzüglich gefiel mir ihre Wahrheitsliebe; ſie läugnete mir keinen ihrer frühern Liebhaber ab, ſie erzählte mir die Geſchichte ihrer Liebesverhältniſſe treu und offen. Von jedem ihrer Herzensfreunde hatte ſie irgend ein ihr theures Andenken, von dem Erſten Hut und Rock, die er während der Zeit ihrer Liebe getragen, von dem Andern die Uhr, die ihnen ihre glücklichen Stunden gezeigt, von dem Dritten die Tabakspfeife, die während ihres Umgangs bei ihr fort und fort geſtanden und aus welcher der Amoroſo nur bei ihr geſchmaucht, von dem Vierten ein Paar wildlederne Beinkleider und Kanonenſtiefeln, die er nicht hatte mitnehmen können, als er bei Nacht und Nebel ausgekratzt war; von Granſtetter hatte ſie nichts weiter, als ſeine jenaiſche Matrikel. Aller andern Effecten des Verſtorbenen hatten ſich ſeine Gläubiger mittels des Gerichts bemächtigt. So werth ſie nun alle andern Andenken an die noch lebenden Liebhaber hielt, ſo war ihr doch das an den Todten vor allen theuer. Sie zählte die Matrikel zu ihren Kleinodien, ſie trug ſie an ihrer Bruſt, und oft, wenn ſelige Augenblicke unſre Häupter mit Roſen bekränzten, fiel mir die Matrikel in die Hand, die ich denn jedesmal gebührend ſchonte. Oft hab' ich das gute Kind überraſcht, wenn ſie mit Thränen im Auge ihre würzigen rothen Lippen auf das vergelbte Papier druckte. Dieſe Pietät rührte und bewog mich, der lieben Chriſtel ein würdiges Behältniß für das ihr ſo theure Dokument zu ſchenken.

Hier muß ich nun wieder einiges über den Conſtantia-Orden einſchalten.

Nach Abgang unſres Seniors war ich — wie Euch, meine Freunde, noch wohl eingedenk ſein wird — einſtimmig an die Stelle deſſelben gewählt worden. Als Ordensmeiſter, im gewöhnlichen Leben Senior genannt, lebte ich faſt ausſchließlich nur den Intereſſen der Conſtantia. Ich faßte die kühne Idee, den Orden zu einer Bildungs- und Veredlungsſchule der geſammten deutſchen Jugend zu erheben; aus ihr ſollte ein großherzigeres, für Vaterland und Freiheit, für Tugend und Wahrheit, für alle höchſten Güter des Menſchen begeiſtertes Geſchlecht hervorgehen. Sie ſehen, welch ein kindiſcher Träumer ich war. Meine Chriſtel, deren treues, feſtes Gemüth mir in mehren Proben bewährt war, kannte meine Beziehungen zu dem Orden; ihrer liebenden Verſchwiegenheit durfte ich manches anvertrauen, was bei keinem Menſchen ſichrer war, als bei ihr. Ein naher Verwandter Chriſtels war der Wirth auf dem Fürſtenkeller, Nicander. Die Frau Nicander — nun Ihr habt ſie ja gekannt, den unförmlichen Fleiſchklumpen — war eigentlich Mann und Wirth, und der, deſſen Namen und Herrſchaft ſie führte, hatte nichts Männliches als die Hoſen. Er durfte nie mitreden, ſich um nichts bekümmern, und hatte auf der Welt nichts weiter zu beſorgen, als den Studenten und andern Gäſten einzuſchenken, und ſeiner geſtrengen Gebieterin das empfangene Geld abzuliefern. Frau Ricander war auf ihren Vortheil ſehr beſorgt und ſcheuete kein Mittel, denſelben zu vergrößern. So hatte ſie ſich dann auch fleißig hinter ihr Muhmchen geſteckt, und die gutmüthige Chriſtel jeden ihrer Liebhaber, alſo auch mich, auf dem Fürſtenkeller eingeführt und zum ſtehenden Gaſt dort gebildet. Auf dieſe Art war auch ich früh Koſtgänger und Biergaſt der Frau Ricander geworden, und weil ich was aufgehen laſſen konnte, ſo war die Frau meine mir innigſt ergebne Freundin, meine [illegible], und ſo lange ſie in meiner Nähe weilte, ſtrahlte ihr Megärengeſicht von ſonnlicher Freundlichkeit. Dafür ſtrich Frau Ricander jährlich ein Paar hundert Thaler von mir in ihre braunlederne Taſche. Als ich nun Senior der Conſtantia geworden war, lag mir mein ſüßes Milchtöpfchen an, die heimlichen Verſammlungen des Ordens auf dem Fürſtenkeller zu halten und — zum Beſten ihrer Baſe — meine Ordensbrüder dorthin zu ziehen. Was hätte ich dem lieben Kinde nicht für ein bittendes Wort zu Gefallen gethan? Und wie ich gegen ſie, ſo waren die Conſtantiſten gegen mich geſinnt. In kurzer Zeit war der Fürſtenkeller der Verſammlungsort des Ordens, und alle Conſtantiſten aßen und tranken bei der Frau Nicander. Nun gab es erſt freundliche Geſichter! Ich war der Engel der dicken Wirthsfrau, und wenn es ihr feiſter Schmeerbauch anders zugelaſſen, ſie hätte mich täglich zu verſchiedenen Malen an ihr dankbares Herz gedrückt.

Die Feindſeligkeiten, welche zu jener Zeit zwiſchen Frankreich und England ausgebrochen waren, veranlaßten Napoleon, das Kurfürſtenthum Braunſchweig-Lüneburg zu beſetzen. Marſchall Mortier war der Executor des conſulariſchen Willens. Das hanöverſche Militär mußte dem Feinde die Feſtungen übergeben, Waffen und Kriegsgeräthe überliefern, und das bedrängte Land die franzöſiſche Armee beſolden. Mein Oheim kam in eine höchſt mißliche Lage und lief große Gefahr, nach dem Verluſt ſeines Poſtens, auch noch ſein und mein Vermögen einzubüßen. Es war ihm über ein halbes Jahr, im wilden Drange unglücklicher Ereigniſſe, die das Vaterland und ihn betrafen, durchaus nicht möglich, mir einen Thaler zu ſchicken; war er doch ſelbſt in die drückenſten Geldverlegenheiten gerathen. Da ich nun in meiner gewohnten Weiſe fortlebte, ſo war ich der Frau Nicander bald über hundert Thaler ſchuldig geworden. Die Sonne im Geſicht meiner Freundin verlor ſich von Tag zu Tag mehr, und an ihrer Statt trieben immer finſterere Wolken über den fettglänzenden Himmel; das runde Antlitz wuchs in die Länge, ihr mir Lob und Schmeicheleien ſpendender Mund verſtummte, doch wagte ſie nicht, mir beſchwerlich zu fallen; denn ich hatte ihr ein für alle Mal mit kurzen Worten meine ganzen Verhältniſſe erklärt und ſie verſichert, daß ſie bezahlt werde. Aber die gemeine Seele hatte meinen Worten nicht geglaubt, und ſich für das Schweigen in meiner Gegenwart durch lautes Schimpfen und Schelten bei Chriſtelchen entſchädigt. Das gute Kind hatte mir lange ein Geheimniß aus den Turbationen gemacht, die ſie meinetwegen von ihrer Baſe erfahren mußte, aber da ich ſie mehrmals in Thränen überraſchte, drang ich unabweisbar in ſie, mir die Urſache ihres Kummers zu entdecken. Sie konnte mir nicht mehr ausweichen, ſie mußte mit der Sprache heraus, und unter Schluchzen und Thränen geſtand ſie mir, wie ſchlecht ſie von der Frau Ricander behandelt werde, damit ſie mich veranlaſſe, meine Schuld zu bezahlen, und wie die dicke Fürſtenkellerwirthin hoch und theuer geſchworen habe, mir kein Glas Bier mehr zu verabreichen. — Erſt erſtarrt, dann wüthend über die erfahrene Gemeinheit ſtürzte ich auf den Fürſtenkeller, und es läßt ſich nicht anders erwarten, als daß es zwiſchen mir und der Frau Ricander zu einer ſehr unangenehmen Scene kam. Ich verließ das Weib im Zuſtande einer Furie, nachdem ich alles Mögliche gethan hatte, ſie zu ärgern. Noch an demſelben Tage hatten alle Conſtantiſten Kenntniß von meinem Zerwürfniß mit der Wirthin, und kein einziger betrat ihr die Schwelle wieder. Das war der ärgſte Schlag für ſie, über dreihundert tägliche Gäſte, die ihr Jahr aus Jahr ein ihr blankes Geld gebracht hatten, ſo mit einem Schlage zu verlieren. Nach einigen vergeblichen Verſuchen, meine Freunde wieder an ſich zu ziehen, kochte ſie Gift und Galle gegen mich. Das Erſte, was ſie in ihrer Wuth that, war, daß ſie Chriſteln das Haus verbieten ließ, das Zweite, daß ſie mich beim Univerſitätsgerichte wegen ihrer Schuldforderung verklagte. Der Orden wollte mir die ganze Summe ſogleich vorſchießen, ich aber dankte dafür; denn ich hatte mir vorgenommen, das niederträchtige Weib nun aufs Äußerſte zu ärgern, und die Bezahlung meiner Schuld ſo lang als möglich hinauszuziehen. Demnach geſtand ich ihre Forderung vor Gericht ein, gab die Urſache der verzögerten Zahlung an und bat um Friſt, bis ſich die verworrnen Verhältniſſe meines Vaterlandes und meines Oheims wieder einigermaßen geordnet haben würden. Mein Verlangen wurde mir ſogleich zugeſtanden, und die Frau Nicander, die ohnedies Beſchlag auf meine Effecten hatte legen laſſen, zur Ruhe verwieſen. Dadurch wird ihre Wuth noch höher geſteigert; ſie muß um jeden Preis Befriedigung ihrer Rache haben, und ſie rennt ſelbſt auf das Gericht und zeigt an, daß ich der Senior eines geheimen Ordens ſei, Conſtantia, welcher auf meinen Betrieb ſeine geheimen mitternächtlichen Verſammlungen im Fürſtenkeller gehalten habe.

Auf dieſe Denunciation hin, verfügte das Univerſitätsgericht ſofort meine Arreſtation und Unterſuchung meiner Effecten. Dies wurde mir ſogleich geſteckt. Alle die Conſtantia betreffenden Papiere waren in einem hölzernen fournirten Käſtchen, welches von außen einem Damen- und Mühlenbret glich. Kaum hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Univerſitätsſyndicus mit den Pedellen und Gerichtsdienern auf dem Wege ſei, mich zu arretiren, als ich mein Käſtchen ergriff, und damit über die Straße in die Wohnung meiner Chriſtel eilte; denn in ganz Jena — das wußte ich wohl — waren die Papiere nicht ſichrer aufgehoben, als bei ihr. Weiß nun Gott, ob die Nicandern mir hat aufpaſſen laſſen, oder mich irgend ein Schuft von den Landsmannſchaftern mit dem Käſtchen hat laufen ſehen und geahnet, was darin ſtecken möge, genug, ich war kaum in Chriſtels trauliches Stubchen getreten, und hatte das Käſtchen auf den Tiſch geſtellt, ich hatte ihr kaum geſagt, daß die wichtigſten Papiere darin verborgen ſeien, deren Entdeckung nicht nur mich, ſondern eine Menge andrer Studenten, Beamte u. ſ. w. in die äußerſte Gefahr ſtürzen würde, und daß ich ihr, ſo lange ich in Haft ſei, dieſe Schriften anvertrauen wolle, als auch ſchon polternde Tritte auf der Treppe vernommen wurden. Chriſtel ergriff das Käſtchen, fuhr damit unter die Schürze und wollte eilig zur Stubenthüre hinaus. Aber hier prallte ihr der Univerſitätsſyndicus entgegen, hielt ſie feſt und zog ihr das Käſtchen unter der Schürze hervor. Ihr Sträuben machte ſie nur verdächtiger, mein Schrecken verrieth mich; ich ſah mein Geheimniß in des Feindes Hand, und konnte nun nichts weiter thun, als mich gefaßt in mein Schickſal fügen. Chriſtel war ohne Käſtchen hinaus geeilt, und der Syndicus forderte mir den Schlüſſel der Schatulle mit gebietender Stimme ab. Ich hatte keinen Grund, ihn länger vorzuenthalten; er öffnete, und das erſte Papier, das ihm in die Hände fiel, war überſchrieben: Verzeichniß der Logenbrüder des Ordens Conſtantia; das zweite: Statuten des Ordens Conſtantia; das dritte: Correſpondenz des Ordens Conſtantia. Schmunzelnd legte der Mann alles wieder hübſch zuſammen, verſchloß das Käſtchen, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, und ſagte: Wir haben den rechten Fund gethan; Sie ſind mein Arreſtant, Herr Haßlinger. Unterdeſſen war Chriſtel wieder hereingekommen und hatte ſich dicht an den Tiſch geſtellt, auf welchem das Käſtchen ſtand. In dem Augenblicke, als ich mich anſchicken wollte, den Häſchern zu folgen, erhob ſich vor der Zimmerthüre ein klägliches Geſchrei, aus welchem die Worte: Feuer! es brennt! zu wiederholten Malen unterſchieden werden konnten. Die Thüre wurde aufgeriſſen und aus der Küche, welche dicht am Zimmer war, drang ein dicker Dampf. Alle Köpfe wendeten ſich nach dieſer erſchreckenden Erſcheinung und Häſcher und Syndicus liefen nach der Küche; der letztere kehrte aber ſchnell wieder um, und bemächtigte ſich erſt des Käſtchens. Chriſtel warf mir einen freudeſtrahlenden, triumphirenden Blick zu und eilte aus dem Zimmer. In der Küche brannte altes Kehricht, Beſenreiſig, Haidekraut, Lappen u. ſ. w. In einigen Minuten war Alles gelöſcht und ich marſchirte in das Karcer, ohne Chriſtels Blick verſtanden zu haben. Das Gericht hatte ſich ſogleich verſammelt, und eine halbe Stunde darauf, wurde ich ſchon vor ſeine Schranken geführt. Das Käſtchen ſtand auf dem Tiſche, um welchen die geſtrengen Herrn ſaßen. Alle meine ſchönen Hoffnungen waren vernichtet, meine Pläne geſtört, ich ſah einer langwierigen Feſtungsſtrafe entgegen, mich um die ſchönſten Jugendjahre betrogen, und eine große Anzahl junger Männer, unter welchen Familienväter waren, in tiefes Unglück geſtürzt. Sie können denken, mit welchen Gefühlen ich in den Gerichtsſaal trat.

Der Univerſitätsrichter hielt eine Rede an mich, daß ich beſchuldigt worden, Theilnehmer und Senior einer geheimen Verbindung zu ſein, worauf man ſich meiner Perſon und dieſer Holzſchatulle bemächtigt, in welcher, laut der Angabe des Herrn Syndicus, die unwiderlegbarſten Beweiſe meiner Schuld befänden. Treten Sie heran, Herr Haßlinger, ſchloß er, damit das Käſtchen unter Ihren Augen geöffnet wird und Sie die Authentie der darin enthaltenen

Schriften anerkennen können. Herr Syndicus, den Schlüſſel! — Dieſer überreichte das geforderte Inſtrument mit einem Bückling, der Richter öffnete die Schatulle mit wichtiger Miene, aller Augen waren begierig auf das erſte große Papier gerichtet, welches er hervorzog; denn nun ſollten ja alle die geheimen Dinge entdeckt werden, denen man ſo lange vergeblich nachgeſpürt hatte. Ich ſah die Schadenfreude in manchem Geſichte glänzen, ich ſah des Syndicus impertinenten Triumph, ich ſah einen der Secretäre erblaſſen, der ſelbſt Conſtantiſt war, mir ſelbſt ſchlug das Herz, wie ein Hammer. Der Chef des Tribunals ſchlug das Papier von einander, und erblickte — eine Matrikel. Er betrachtete ſich den Bogen hinten und vorn, guckte in den leeren Kaſten und ſagte dann verwundert zu dem Syndicus: Ich finde hier nichts weiter als eine alte Matrikel. Sind das die wichtigen Papiere, die Sie entdeckt haben?

Der Syndicus ſprang hinzu, beglotzte und betaſtete die Matrikel ebenfalls und ließ das Maul weit aufſtehen. — Das geht nicht mit rechten Dingen zu oder der Herr Haßlinger iſt der geſchickteſte Taſchenſpieler, der mir je vorgekommen, ſagte der verblüffte Mann kopfſchüttelnd. Ich habe alle die Conſtantia betreffenden Papiere in der Hand gehabt und mit eigner Hand wieder in dieſen Kaſten geſchloſſen, den Schlüſſel aber zu mir geſteckt. — Er befühlte und unterſuchte das Käſtchen, konnte jedoch nichts daran entdecken.

Ich wurde hierauf befragt, und erklärte lachenden Mundes, daß dieſes Käſtchen meiner Freundin gehöre, der es der Herr Syndicus auch abgenommen; die Matrikel ſei die ihres verſtorbenen Geliebten, welche ſie als ein ihr theures Andenken heilig aufhebe. Damit hatte ich ſo ziemlich die Wahrheit geſagt; ſobald ich die Matrikel erblickte, wußte ich, woran ich war, und hatte nun ſchnell meinen verlornen Muth wieder gefunden. Die Sache verhielt ſich ſo. Ich ſpielte mit Chriſteln ſehr gern Dame und hatte ihr ſchon lange ein elegantes Damenbret verſprochen. Sie wünſchte es ſo eingerichtet, daß ſie ihre Matrikel darin aufheben könne. Ich ließ deren zwei ganz überein machen, und benutzte eins derſelben zu den geheimen Papieren unſres Ordens, aus Vorſicht, damit, wenn wir ja einmal überraſcht würden, das Käſtchen für ein Schachbret gelte und nicht beachtet werde. Die Schlöſſer waren ebenfalls gleich. Als nun der Syndicus mein Käſtchen in Beſchlag genommen hatte, eilte Chriſtel in die Küche, zündete dort die ſchnell zuſammengehäuften brennbaren Stoffe an, und gewann das Hausmädchen, einige Minuten darauf Feuerlärm zu machen. Chriſtel ſelbſt kam mit ihrem Käſtchen unter der Schürze wieder in die Stube, und verwechſelte beide ſchnell und von allen unbemerkt, als Geſchrei, Dampf und Feuer draußen wahrgenommen wurden. Meine Papiere waren in Sicherheit, und ich konnte getroſten Muths ſein. Zwar behielt man mich in Haft und ließ alle meine Effecten und Papiere unterſuchen, Chriſtel hatte einen Vorſtand und erhielt, da ſie daſſelbe wie ich ausſagte, ihr Käſtchen mit der Matrikel zurück. Es wurde auf des Syndicus Betrieb, der wohl etwas von der Wahrheit ahnen mochte, auch bei Chriſteln Hausſuchung gethan, als man aber nirgend etwas fand, wurde der Syndicus zu ſeinem ſchweren

Ärger Lügen geſtraft, und ich auf freien Fuß geſtellt. Der gute Mann iſt, wenn er nicht noch lebt, was ſchwerlich möglich iſt, in der Ungewißheit geſtorben. Vielleicht hat ſich ihm dort das Räthſel gelöſt, wie manches andre. Chriſtel wurde nun von allen Conſtantiſten hochverehrt, und ich nur noch inniger an ſie attachirt. Inzwiſchen blieb die Sache nicht wie ſie war. Auf den Verdacht und die eidlichen Betheuerungen des Syndicus hin, erhielt ich nach einigen Wochen das geſchärfte Conſilium, d. h. mich binnen vierundzwanzig Stunden aus Jena und deſſen Gebiet zu entfernen. Dieſe Verfügung war ein Donnerſchlag für meine Chriſtel; ich hätte es ſchon eher ertragen. Die Liebe zu ihr und meinen Freunden ließ mich bald eine gute Auskunft treffen. Ich wanderte von Jena aus nach — Zwetzen. Dieſes freundliche nur eine halbe Stunde von der alten Univerſitätsſtadt gelegne Dörfchen, zu allen Zeiten ein ſtark beſuchter Vergnügungsort der Studenten, war damals noch eine Ballei des Deutſch-Ordens, der dort eine Commende beſaß. Der Amtmann und der Förſter waren beide Conſtantiſten und meine guten Freunde.

Ich bezog im Gaſthofe ein Paar nette Zimmer, richtete mich bequem ein, und lebte in meinem lieben Zwetzen ſeelenvergnügt. Chriſtel kam täglich heraus, blieb auch manchmal mehre Tage bei mir; meine Freunde, die Conſtantiſten, waren ſtets zu hunderten um mich herum, das Dörfchen wurde durch meine Verbannung aus Jena viel lebhafter und beſuchter als es früher geweſen. Wir hielten unſre Comerſe, Ordensverſammlungen, große Tafellogen und kümmerten uns nicht im Mindeſten um das Univerſitätsgericht in Jena. Dieſes nahm an meiner Wirthſchaft in Zwetzen groß Ärgerniß und ließ den Amtmann zu verſchiedenen Malen freundlich bedeuten, daß er mir keinen Aufenthalt geſtatten möge. Da dieſer die hochweiſen Herren auslachte, ſo wandten ſie ſich nach Dresden. Von dort langte endlich ein ſtrenger Befehl an den Amtmann an, mich unverzüglich aus dem ſächſiſchen Gebiet zu vertreiben, als einen „Neuerer und Verführer der Jugend zu böſen Principien.“ Der Amtmann machte mich ſchnell im Geheim mit dem Inhalte des Reſcripts bekannt, ich bat ihn, es mir den folgenden Tag erſt in der Amtsſtube vor dem ganzen Amtsperſonal zu publiciren. Der Wirth Senf — wer die gute Haut gekannt, gedenkt ſeiner nicht in Liebe und Freundſchaft! — Senf erhielt einen zurückdatirten Sola-Wechſel von mir, deſſen Zahlungstermin der laufende Tag war. Es galt wirklich viel Zureden, um ihn zu vermogen, daß er ſich in das Amthaus verfugte und mir Wechſelarreſt geben ließ. Der Amtmann publicirte mir das Dresdener Reſcript und den Wechſelarreſt zugleich, berichtete an ſeine Behörde, und ich lebte nach wie vor luſtig und froh in Zwetzen. In der Schenkſtube ſaß meine Wache, ein Bauer, der auf meine Koſten aß und trank, und ſich nie um mich bekümmerte. Die Bauern prugelten ſich um die Ehre, mich zu bewachen. Der Unfug war nun größer, als je zuvor, und der alte Hennings, damals Prorector, hatte ſich über meinen Wandel dergeſtalt erzürnt, und über die fehlgeſchlagnen Verſuche, mich zu verdrängen, ſo ereiſert, daß er meinetwegen an meinen Oheim ſchrieb. Eh ich mich's verſah, war mein guter Alter in Zwetzen. Nun war die Freude aus. Er bezahlte alle meine Schulden, und wollte mich ohne Weiteres in ſeinen Wagen packen. Aber wie hätte ich, ohne Abſchied von meiner Chriſtel zu nehmen, abreiſen können? Sie aber war in Jena, wohin ich nicht durfte, und wenn ſie herauskam, konnte ſie das Auge meines Onkels entdecken. Und wenn er alles erfahren konnte, von meiner zärtlichen Verbindung mit Chriſtel durfte er nichts wiſſen und ahnen, ſonſt hätte mich die ganze Schwere ſeines Zorns getroffen. Geſchickt wußte ich die Abreiſe bis auf den folgenden Morgen hinauszuſchieben. Ein Expreſſer lief nach Jena, um mir die Chriſtel herauszuholen. Aber eine Stunde um die andre verſtrich, der Bote war ſchon lange wieder zurück, Chriſtel kam nicht. Sehnſucht und Ungeduld quälten mich immer mehr, zuletzt weinte ich vor Schmerz und Ärger, daß ich von der Geliebten gehen ſollte, ohne ſie noch ein Mal geſehen zu haben. Schon wurde es Nacht, und ich ſtand eben im Begriff, einen zweiten Boten abzuſchicken, als mir der Wirth ſagte, es ſtehe draußen ein Student, der mich zu ſprechen wünſche. Ich trete hinaus. Ein hubſcher Junge zieht mich bei Seite, fällt mir um den Hals und erſtickt mich faſt mit Küſſen. Mit Erſtaunen erkenne ich meine Chriſtel. Sie war in die theuern Angedenken ihrer Liebhaber gekleidet. Auf ihrem Lockenköpfchen ſaß der Hut, um ihre ſchlanke Taille ſpannte der Rock des erſten, ihre runden Schenkel und zierlichen Beinchen ſteckten in den wildledernen Hoſen und Kanonenſtiefeln des vierten, die Uhr des zweiten an einem mit den Farben der Conſtantia gezierten Bande über ihrer Bruſt ſteckte in der Hoſentaſche, die Tabackspfeife des dritten prangte in ihrer Hand, und Chriſtel hatte ihren Schätzchen zu gefallen und durch den ſtets dampfenden Umgang endlich verführt, auch ein Pfeifchen rauchen gelernt.

J Chriſtel! rief ich erſtaunt, was ſoll denn das?

Nimm mich mit Dir, lieber Junge, flehete ſie, mich abermals umſchlingend, ich kann ohne Dich nicht leben. Sieh ich bin feſt entſchloſſen, habe alle meine Sachen verkauft und von meinen beſten Freundinnen für ewig Abſchied genommen; weiſt Du mich zurück und nimmſt mich nicht mit, ſo ſpringe ich dieſe Nacht noch in die Saale; ſo wahr Gott lebt!

Aber, liebes Herz, ich kann Dich ja doch nicht heirathen, ſtammelte ich verlegen.

Wer hat denn das verlangt? verſetzte ſie munter. Hältſt Du mich denn für ſo dumm oder ſo unverſchämt? Du ſollſt gar keine Verbindlichkeiten gegen mich haben. Nur mitnehmen ſollſt Du mich, damit ich in deiner Nähe leben kann, nachher will ich mir ſchon ſelbſt forthelfen. Nach Dir kann ich nun keinen mehr lieben, und wenn ich nicht lieben kann, ſo will ich auch nicht leben. Die Sehnſucht nach Dir wurde mich bald verzehren.

Gerührt zog ich ſie an mein Herz und ſagte nur ganz leiſe: Der Onkel iſt ja der größte Weiberfeind. Wie ſoll das gehen?

Ei ſiehſt Du denn nicht, daß ich als Student reiſe? ſchäckerte das Mädchen, ihres Siegs ſchon gewiß. Betrachte mich doch, wie gut mir Alles ſitzt und ſteht.

Wie willſt Du Dich denn aber nöthigenfalls als Student legitimiren?

Da zog ſie die mir wohlbekannte Matrikel aus dem Buſen, und ſagte: Ein Todter iſt wieder lebendig geworden. Ich heiße Karl Friedrich Granſtetter, studiosus juris aus Schwerin, und benutze die Gelegenheit, um mit nach Hauſe zu reiſen.

Der tolle Gedanke ſprach mich an und je mehr ich mich damit befreundete, deſto lockender war mir's, den weiberſcheuen Onkel auf dieſe Weiſe an der Naſe zu fuhren. Ich nahm alſo meinen Freund Granſtetter mit ins Zimmer, legte dem Onkel die Matrikel vor, belobte den Comiliton als meinen Intimus, und der Alte gab mit Freuden ſeine Einwilligung, den hübſchen Jungen mitzunehmen. Granſtetter und ich ſchliefen nicht nur dieſe Nacht, ſondern noch manche andre der Reiſe in einem Bette, oft mit dem Onkel in einem Zimmer, und nie hatte der weiberſcheue Mann eine Ahnung vom Geſchlecht unſres Begleiters. Unterwegs zeigte mein Chriſtelchen die Matrikel ſo oft vor, wie es verlangt wurde; denn damals galt eine Matrikel noch für einen Studentenpaß; ſie kam überall glucklich durch, und wir langten wohlbehalten in meiner Heimath an. Dort nahm Herr Granſtetter, der preſſirt hatte, Abſchied vom Onkel, der ihn herzlich abſchmatzte, und mir, und reiſete weiter. Er kam aber nicht aus der Stadt und verwandelte ſich Abends vielmehr wieder in ſeine urſprungliche Geſtalt. Bald fand ich Gelegenheit, mein Mädchen in eine vortheilhafte Condition zu bringen; wir lebten noch manches Jahr in freundlicher Verbindung, bis ſie ſpäter, als ich ſchon Offizier war, auf mein Zureden, einen meiner Dragoner heirathete, mit dem ſie bis dieſe Stunde eine zufriedene Ehe führt.

Dies iſt der erſte Abſchnitt meiner Geſchichte von der Matrikel. Ich muß nun eine Reihe von Jahren meines Lebens überſpringen. Vorher wollen wir erſt die Gläſer einmal leeren.

Die Geſellſchaft trank in der heiterſten Stimmung auf das Andenken der Conſtantia, und auf Chriſtels Wohl, und muntere Scherzreden flogen von Mund zu Mund.

„Hanover war durch Napoleons Machtſpruch zum größten Theil mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt, und ich war königlicher weſtphäliſcher Dragonerhauptmann. Der Gram über des Vaterlandes Unterjochung und meine Knechtſchaft hätte mich zur Verzweiflung gebracht, wenn ich mich nicht mit aller jugendlichen Glut meines Herzens an ein geliebtes Weib geklammert, mit welcher ich mich unausgeſetzt beſchäftigte. Dies war die liebliche Schauſpielerin Auguſte H., ein reizendes, hochbegabtes Weſen, deren glänzende Eigenſchaften mehr als einen Mann bezauberten. Nie war aber auch eine Dame geſchickter, die Vorzüge edler Körperformen und eines ausgebildeten genialen Geiſtes zu jener glücklichen Unterhaltung zu verwenden, die des Mannes Seele wie ein ſüßer Rauſch beſchleicht. Es gab wirklich Stunden, wo ich des Vaterlandes tiefen Fall und Noth bei der geliebten H. vergaß, und ganz in der unausſprechlichen Seligkeit ſchwelgte, der begünſtigte Freund einer ſchönen, angenehmen, geiſtreichen Schauſpielerin zu ſein. In Auguſtens Umgange enthüllte ſich mir erſt die wahre und hohe Bedeutung der Liebe. Wenn ich aber auch auf dieſe Weiſe den Groll gegen das Franzoſenthum im Herzen zu unterdrücken ſuchte, ſo erwachte er in den Augenblicken, wo mich der Liebesrauſch verließ, um ſo furchtbarer. In ſolchen Stimmungen hatte niemand bereitwilliger als ich die Pläne zur Befreiung des Vaterlandes ergriffen und weiter gebildet, und wie ich einſt an der Spitze der Conſtantia geſtanden hatte, ſo ſtand ich jetzt unter den Häuptern der Verſchwörung, die wieder ſo manchen Conſtantiſten zu ihren Theilnehmern zählte. Auf dieſe Weiſe wurde ich bald ein getheilter Mann, halb gehörte ich der Liebe, halb der Rache an. Dieſer Zuſtand konnte nicht von langer Dauer ſein; ein Zufall beendigte ihn ſchnell.

Ein Rittmeiſter der Chevauxlegers, ein deutſcher Edelmann, deſſen Name früher zu den erſten des Landes gezählt wurde und auch jetzt wieder gezählt wird, deſſen Vater aber ſich durch niederträchtigen Verrath am Vaterlande in das unſichre Vertrauen der Machthaber eingekauft hatte, einer der Schändlichen, die ſich dazu brauchen ließen, jede Regung deutſchen

Gemüthes aufzuſpüren und den Franzoſen, unſern Herrn, zuzutragen, die für ſchnöden Sold und noch ſchnödere Ehren — welch eine Ironie der wahren Ehre, da dieſe nur Schande und tiefſte Verachtung erzeugten! — ſich zu Handlangern der franzöſiſchen Tyrannei im eignen Vaterlande gebrauchen ließen (aber wozu hätte ſich nicht ſtets ein Edelmann, ein deutſcher Edelmann von Machthabern gebrauchen laſſen!) ich will jenen Namen mit Kleefeld bezeichnen, jener Kapitän von Kleefeld alſo, den Grundſätzen ſeines Vaters getreu, ein Spion und Verräther beim Militär, wie der Vater im Civil, und doch voll Stolz und Aufgeblaſenheit auf ſeine adlige Geburt, ein Narr und Schurke zugleich, drängte ſich an meine geliebte Auguſte. Ihre bürgerliche Stellung legte ihr Rückſichten gegen den Zudringlichen auf, und ſie behandelte ihn mit Anſtand und Schonung. Ich hatte dieſen Menſchen im Herzen ſtets verachtet, aber, da wir uns noch wenig begegnet waren, war mir noch keine Gelegenheit geworden, ihm meine Geſinnung gegen ihn zu erkennen zu geben. Ich ſuchte ſie weder, noch wich ich ihr aus. Jetzt als ich ihn zu wiederholtenmalen bei Auguſten traf, wurde mir der widrige Menſch völlig unausſtehlich, und einmal in böſer Laune konnte ich nicht unterlaſſen, mich an ihm zu reiben. Von verblümten Redensarten kam es zu ſpitzigen, und als er aufbrach, um das Feld zu räumen, war ich ihm auf der Ferſe, um ihn, an dem ich auch noch Feigheit bemerkte, das überlaufende Maaß meiner Verachtung fühlen zu laſſen. — Am andern Tage ließ er mich fordern; aber es ſtellten ſich innerhalb dieſes Tages mehre Bekannte ein, die von Kleefeld abgeſchickt waren, ohne es gerade alle einzugeſtehen, und mir begreiflich machen wollten, in welchen gefährlichen Handel ich mich durch dieſes Duell einlaſſe, indem mein Gegner ſowohl, als der Vater deſſelben all ihren großen und verderblichen Einfluß ausüben würden, mich bei der Regierung zu verdächtigen und zu ſtürzen, und da man mich ohnedies zu den Unzufriedenen zähle, ſo möchten leicht Ketten oder eine Kugel meiner warten, das Duell möge ausfallen, wie es wolle. Selbſt mein Oheim, der jetzt Major war, ließ mich rufen und rieth mir nicht nur ernſtlich ab, ſondern befahl mir kraft ſeiner väterlichen Gewalt über mich, die Sache zu redreſſiren. Des allzulangen Geredes über den Bettel überdrüſſig, erklärte ich endlich einem der Abgeordneten Kleefelds: ich habe ihn nicht beleidigen wollen, und glaubte die widrige Geſchichte damit beendigt. Nach vierzehn Tagen muß ich zu meinem größten Erſtaunen hören, daß der gemeine Strick in der Stadt ausſprenge, ich habe ihn erſuchen laſſen, die Ausforderung zurückzunehmen, meine Tapferkeit habe eine ſchlechte Probe beſtanden; ja er hatte ſich ſogar erlaubt, bei Auguſten, der er mit der größten Unverſchämtheit galante Anträge gemacht, über mich zu ſpötteln und mich in ihren Augen herunterzuſetzen. Spornſtreichs ging ich auf die Parade, wo ich Kleefeld in der Mitte mehrer Offiziere traf, trat ihm zornſchnaubend entgegen und nannte ihn einen infamen Schurken, wenn er mir — nachdem was er ſich über mich ausgelaſſen — nicht gleich zum Zweikampf folge. Er erblaßte, aber es blieb ihm kein Ausweg übrig. Eine Stunde ſpäter ſtanden wir, von allen jenen Offizieren als Zeugen umgeben, mit dem Säbel in der Hand einander gegenüber. Hier zeigte ſich's denn bald, wer von uns beiden Muth und Tapferkeit beſaß, und wer nicht; denn ſchon beim dritten Gang entwaffnete ich meinen Gegner, zerbrach ſeinen Säbel mit dem Fuße, warf den Elenden zu Boden und ſetzte ihm dieſen Fuß, als Zeichen des glänzendſten Siegs auf die Bruſt. Sie ſind werth, daß ich vom Rechte meines Siegs Gebrauch mache, und Ihnen den Degen durch die Bruſt ſtoße, aber ich werde meine Waffe nie abſichtlich mit dem Blute eines ſolchen Elenden beſudeln, ſagte ich und wandte ihm den Rücken. Kleefeld reiſete denſelben Tag nach Paris; ich ſah ihn in Hannover nicht mehr; er iſt aber ſpäter wieder in ſeinen Poſten getreten, ſo wenig ſich dies auch mit der Ehre der übrigen Offiziere vertrug. Über meinem Haupte hing eine gewitterſchwangre Wolke, doch pochte ich auf mein Recht. Plötzlich ſteckt mir mein Oheim, daß ich denuncirt bin als Theilnehmer und Leiter einer Verſchwörung. In der Nacht entfloh ich in der Tracht eines Bauers und entkam nach Göttingen. Ich hatte nichts bei mir als Granſtetter's Matrikel, die mir Chriſtel zum Andenken überlaſſen hatte. Einer meiner Univerſitätsfreunde, der jetzt in Göttingen angeſtellt war, gab mir einen Brief an ſeine nahen Verwandte tief im Thüringerwald, worin er mir den Namen Granſtetter beilegte und mich für einen an der Jurisprudenz geſcheiterten Studenten ausgab, der in der Stille der ländlichen Natur philoſophiſche Studien machen wolle. Auf Umwegen und Nachtmärſchen langte ich über das öde Eichsfeld in meinem Verſteck an, einem einſamen, tief in waldige Berge verſenkten Dörfchen. Die Verwandten meines Freundes, eine gute liebe Pfarrersfamilie, nahmen mich äußerſt freundlich auf, dem Pfarrer fiel nicht ein, an der Ächtheit meiner Matrikel zu zweifeln, und ſo verlebte ich einen Sommer der glücklichſten Ruhe in einer über alle Beſchreibung herrlichen Waldnatur. Mit dem Herbſte erwachte der mächtige Trieb nach Thätigkeit immer ſtärker in meiner Bruſt. Ich wollte und konnte mich nicht beim Studium der Wiſſenſchaften begnügen, mein unruhiger Geiſt rief mich auf das Feld der Thaten, wo die Würfel der Völkerſchickſale fallen. Mein einziger Wunſch war, nach England zu gehen und als engliſcher Soldat gegen die Franzoſen zu fechten. Dazu kam, daß ich in meinem Verſteck nicht mehr ganz ſicher zu ſein ſchien. Ich hatte gewagt, an den Einen und Andern meiner Freunde zu ſchreiben; es waren wieder einzelne großherzige Unternehmungen, das Vaterland von der franzöſiſchen Herrſchaft zu befreien, und an denen ich thätigen Theil genommen, nicht ſowohl an Verrätherei, als an dem ſchwankenden Benehmen einzelner deutſchen Staaten geſcheitert, welche damals noch nicht, wie einige Jahre ſpäter, die dem Volke inwohnende Kraft erkannt hatten; der Pfarrer, dem am Ende meine Studien und Lieblingsunterhaltungen einiges Licht uber mich gegeben hatten, ließ bedenkliche Äußerungen fallen, es liefen Nachfragen meinetwegen ein und die Matrikel gewährte keine ſichre Bürgſchaft meiner Exiſtenz mehr. Mit Geld war ich reichlich verſehen. Ich nahm daher zu Anfang November — es war im Jahre 1810 — Abſchied von der Pfarrersfamilie und verließ mein einſames Sommerquartier.

Mein Herz zog mich mit Allgewalt nach Hanover. Ich wollte, ich mußte meine Auguſte noch einmal ſehen und an das Herz drücken, eh' ich Deutſchland verließ. Was auch meine Vernunft gegen dieſen Vorſatz einzuwenden hatte, das Herz ſiegte. Von Hanover wollte ich die Küſte der Nordſee zu erreichen ſuchen. Ich nahm Poſtpferde und reiſete in der allerſtürmiſchſten Jahreszeit nur bei Nacht.

Dieſer Maßregel ſo wie dem kühnen Gedanken, die Uniform eines Offiziers der franzöſiſchen Kaiſergarde zur Verkleidung zu wählen, hatte ich es vielleicht zu verdanken, daß ich unangefochten das Königreich Weſtphalen, ſeiner ganzen Länge nach, bis zur Grenzſtadt Harburg, durchſchnitt, obgleich die Sentenz des Kriegsgerichts, welches mich in contumaciam zum Tode verurtheilt hatte, an allen Thor- und Hauptwachen der bedeutendern Städte, welche ich zu paſſiren hatte, in franzöſiſcher und deutſcher Sprache angeheftet war. Ich muß ganz aufrichtig geſtehen, daß dieſes memento mori, da, wo ich es am Tage zu erblicken Gelegenheit hatte, wie dieſes in Hanover während eines mehrtägigen Aufenthalts der Fall war, mich mit einem Gefühle erfüllte, welches dem gleich kam, welches ich am Morgen empfand, als ich im ſchwarzen Bären am Calenberger Thore, wo ich an einem rauhen Herbſtabend in offner Droſchke angekommen war, nach einer unruhig hingebrachten Nacht, am folgenden Morgen vor einer Thür meinem Zimmer gerade gegenüber, die blankgewichſten Stiefel eines Offiziers vom 1ſten weſtphäliſchen Huſaren-Regimente erblickte.

Ich fürchte mich nicht vor den ſchwarzen Löchern, das weiß Gott! ſagte der alte Deſſauer einſt zu einem jungen Offiziere, der hinter einer Batterie von Champagnerflaſchen die Todesfurcht bei einer beginnenden Schlacht lächerlich machte — aber ich denke an meinen Schöpfer, ſobald ich „Vorwärts!“ commandirt habe, ſetzte er ernſt hinzu, und damit Punktum, Herr von Z. —

Es ſoll hier nicht von Gefühlen die Rede ſein! Alle meine Kameraden werden ja darin mit mir einverſtanden ſein, daß es ein anderes iſt, in großer luſtiger Geſellſchaft dahinzugehen, wo die ehernen Würfel um das Menſchenleben raſſeln, als einſam mit verhülltem Angeſicht oder mit offenem Auge, gleichviel! vor der langgedehnten Front, dem ſichern Treffer entgegenzuſehen, und ſo werden Sie mir gern glauben, daß mein Frühſtück, auf dieſe Weiſe im Zimmer blockirt, an jenem Morgen nicht ſo mundete, wie ſpäter bei Very in Paris, oder zu Genua im Hôtel des quatre nations.

Alles ging jedoch beſſer als ich es vermuthen konnte. Am ſpäten Abend verließ ich mein Zimmer und trat eng in meinen Mantel gehüllt, in die dunkle Nacht hinaus.

Der Wind ſtürmte und der Regen ſtürzte in Strömen herab, als ich eilends über die Calenberger- und Schloßſtraße hinabſchritt, um einen auf der Leinſtraße wohnenden Freund, einen alten Conſtantiſten Namens Reinhold, aufzuſuchen, der mich bei Auguſten anmelden ſollte. Einladend ſchimmerte mir hier, ſo wie ich um die Ecke bog, Paul Bernhards aus früherer Zeit wohlbekanntes Kaffeehaus entgegen. Manches Glas Punſch, manche Flaſche des Göttertranks von Epernay war hier mit den trauten

Freunden geleert worden. Manche freundliche Erinnerung, manches kleine Abenteuer, welches hier verabredet wurde, trat mit lebendigen Farben vor meine Seele. Unwillkürlich hemmte ich den Schritt und horchte an dem wohlverſchloſſenen Laden. Ich vernahm nur einzelne Gäſte, welche in deutſcher Sprache kurze, oft abgebrochene Worte mit einander wechſelten. Die Geſellſchaft konnte alſo nicht zahlreich ſein! Durch Sturm und Regen tönte aus dem nahen Schloß-Theater die Ouvertüre herüber. Das Schauſpiel hatte ſchon begonnen; ich konnte daher um ſo ſicherer nur auf wenige Anweſende rechnen, vielleicht auf einen oder den andern ehrlichen Bürger, gute Patrioten, welche ſich ihr Leid über die böſe Zeit klagten. Kühn öffnete ich die Thür und trat unter einem derben Ausruf über des Wetters Grimm, in den hell erleuchteten Saal. Er war ziemlich leer, ſo wie ich vermuthet hatte. In einem Winkel ſaß der mir bekannte ehrwürdige hanöverſche General von H. in einer Zeitung blätternd. Er ſchüttelte häufig, verdrießlich wie es ſchien, mit dem Kopfe, während dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife emporwirbelten. Nicht weit von dem düſtern greiſen Helden, den die Convention von Ortenburg den Todesſtoß verſetzt hatte, ſaß der Maler Ramberg, emſig bei einer vollen Flaſche, vor ſich eine Zeichnung, welche er unter feinem Lächeln, betrachtete, dann noch einige Striche hinzufugte, wahrſcheinlich eine Karikatur oder ein luſtiges Bild zu einem Almanach; wozu er nicht ſelten in Paul Bernhards Kaffeehauſe den Stoff geſammelt hat.

Man wurdigte mich keines Blickes, ſo daß ich ungeſtört meine Bowle Gluhwein leeren konnte, wobei es natürlich an Betrachtungen uber das Sonſt und Jetzt nicht fehlte.

Ich trank mit immer größerem Behagen. Je naher ich dem Boden meiner Bowle kam, deſto mehr fuhlte ich mich wohlthätig erwärmt und geſtärkt, und — o! wunderbare Kraft des Weins, die du dem Leidenden Troſt gibſt, dem Schuchternen Dreiſtigkeit und Haltung, den Verzweifelnden aber mit neuer Hoffnung erfullſt oder ihm den Muth des Helden verleihſt, um das ſchwere unabwendbare Geſchick zu ertragen! Ich fuhlte mich ſo à mon aise, daß ich mich, als der Schlag der Pendüle auf dem nahen marmornen Pfeilertiſche an die Verfolgung meines eigentlichen Zweckes erinnerte, noch mit dem berühmten Maler in eine lange Abhandlung über ſeine göttliche Kunſt hätte einlaſſen mögen.

So aber erhob ich mich in den Augenblick, als Ramberg unter ſeinem gewöhnlichen Lächeln, leiſe ausrief, indem er die kleine Skizze näher ans Licht hielt: So denk' ich, iſt's dem kleinen Äſop im rothen Rock nicht unähnlich! Wie er leibt und lebt! rief ich nach einem kurzen prüfenden Blick, als ich, ohne vom Künſtler bemerkt zu werden, ſeinem Platze etwas näher getreten war. — Die leicht hingeworfene Figur ſtellte nämlich ſprechend ähnlich, einen kleinen verwachſenen Revue-Inſpecteur dar, der mich ſchon oft in der Herrnhäuſer Allee mit ſeinem feuille d'Apell geärgert hatte und deſſen ſich gewiß manche meiner Kameraden, vor andern aber die Offiziere, welche früher im weſtphäliſchen Dienſt oft ſpät in der Nacht noch geweckt wurden, um als fouriers die großen Tabellen für die auf den andern Morgen anberaumte Muſterung anzufertigen, erinnern.

Betroffen blickte mich der Maler eine Zeitlang an, dann erhob er ſich raſch und mich nochmals vom Kopfe bis zum Fuße mit ſeinen kleinen funkelnden Augen muſternd, ſagte er: Ich glaube wir kennen uns, mein Herr!

Kann ſein, — erwiederte ich lächelnd, — nur heute nicht, wenn ich bitten darf, denn ich reiſe im ſtrengſten Incognito, Verehrteſter! — ſetzte ich hinzu.

Nun wie iſt mir denn, entgegnete der Künſtler, wahrhaftig s'iſt ja — ein Fremder für dies Mal, Herr Ramberg, unterbrach ich den Forſchenden ſchnell, bezahlte meine Zeche und trat aus der Hausthur, als eben ein Strom fröſtelnder Zuſchauer aus dem Theater herübereilte, um beim freundlichen Herrn Bernhard die erſtarrten Lebensgeiſter zu erfriſchen, und ihr Lob und Tadel über die Prima Donna — Madame Vespermann war damals an der Tagesordnung — auszuſprechen, wozu das mehr oder minder freundliche Lächeln, womit die ſchöne Frau ihre zahlreichen Verehrer beglückt hatte, den Maaßſtab verlieh.

„Paul Bernhards Wein war immer ächt und unverfälſcht geweſen. Auch heute wurde die ganze Kraft des ihm inwohnenden den Menſchen beſeligenden Geiſtes an mir offenbar, denn ich fühlte mich frei, wie der Vogel in der Luft, ſah ferner keine Gefahr und empfand nichts vom eiſigen Regen, der ſich immer noch unter monotonen Plätſchern ergoß, und zur Freude der Hanoveraner, die ſo nöthige Straßenreinigung bewerkſtelligte, mir jedoch, ſo wie ich hinaustrat, vom Winde gerade ins Geſicht getrieben wurde.

Deſto heller aber ſtrahlten mir, wie zwei funkelnde Sterne, die großen Laternen, unter dem Portale des Schloßhofes entgegen, als ich, um zur Wohnung meines Freundes zu gelangen, quer über die Straße ſchritt.

Und Du wollteſt nicht noch einmal, ehe Du Deutſchland verläßt, die liebliche Vespermann hören, die Dich als Kind ſchon begeiſterte? Du wollteſt am Tempel deiner Liebe vorüber? Und vielleicht ſähſt Du auch die Liebliche, die

Dir den Himmel auf die Erde gezaubert hat? rief plötzlich eine innere Stimme mir zu. — Ich will — antwortete es in mir, kurz und verwegen, allen Todes-Sentenzen und ſelbſt dem kaiſerlich königlichen Obriſten zum Trotz, der zum Lohne für den an den braven Gatten und ſeinem Regimente verübten Verrath, General zu werden hoffte, ſich aber mit der Commandantenſtelle der guten Stadt Hanover begnügen mußte, und heute vielleicht in der großen Mittelloge, mit dem erhaltenen Orden prunkend, ſtolz auf die ehrlichen Menſchen im Parterre herabſieht.

Geſagt, gethan! Im nächſten Augenblicke ſchon ſtand ich ziemlich unkenntlich mit meinem ſchwarzgefärbten Haar und falſchem Barte, mitten unter grünen, weißen und blauen Uniformen.

Dicht neben mir fanden ſich bald zwei meiner ehemaligen Regiments-Kameraden ein, die als Offiziere zum erſten Huſarenregimente verſetzt waren. Ich hörte deutlich, wie ſie meinen Namen nannten und mein Schickſal bedauerten. Noch ein Dritter aber, den ich kannte, trat hinzu und nannte mich einen Verräther an König Jerome, der der wohlverdienten Strafe nicht entgehen würde.

Ich aber lächelte darüber, als ich bemerkte, daß mich niemand erkannte, und Auge und Ohr hafteten bald mit dem alten Entzücken auf der holden Veſpermann, deren Stimme und jugendliche Reize ſich meiner Meinung nach, ſeit einem Jahre noch um ein Großes gehoben hatten. Und die Götter waren mir gnädig und belohnten meine raſende Kühnheit mit gütigen Spenden. Ich ſah meine Auguſte neben der Veſpermann in all ihrer grazienvollen Liebenswürdigkeit. O! es war ein ſeliger Taumel, in den mich Paul Bernhards Gluhwein, der Veſpermann Zaubertöne und Auguſtens Anblick verſetzten!

Der Vorhang fiel. Alles drängte ſich hinaus. Es war der letzte Akt geweſen, den ich geſehen hatte. Lebe wohl meine ſüße, ſchöne Lehrerin, rief ich in gänzlicher Vergeſſenheit meiner ſelbſt, und folgte dem allgemeinen Drange der in die äußern Hallen des Schauſpielhauſes hinaus wogte.

Eben drehete ich mich rechts, um auf den

Hof zu treten, als ich unter der großen Laterne meinen Freund Reinhold erblickte, welcher im Begriff war, einer Dame in den Wagen zu helfen.

Ein Wort! rief ich, drückte ſelbſt, nachdem die Verſchleierte eingeſtiegen war, den Schlag zu, und zog meinen überraſchten Freund bei Seite.

Kennſt Du deinen Haßlinger nicht? rief ich lachend. Reinhold ſah mir ſcharf ins Geſicht, erkannte mich aber nur an der Stimme. Um Gotteswillen, Du hier? Keinen Laut mehr! beim Styx! ſonſt biſt Du verloren, unbeſonnener Menſch! flüſterte er mit ängſtlicher Haſt. Hinweg von hier, komm ſchnell! man iſt Dir ohnehin auf der Fährte.

Dieſe Worte verflüchtigten zwar um ein Bedeutendes meine frühere Hitze, jedoch hatte ich noch immer Muth's genug, ihm lächelnd zu erwiedern: Nur nicht ſo ängſtlich, lieber Reinhold. Komm laß uns nach deinem Hauſe gehen. Unter dieſem Incognito hoffe ich ſchon von Niemand erkannt zu werden.

Stumm und mit eiligem Schritt führte mich mein Freund zu ſeiner nicht weit entfernten Wohnung, wo ich noch einen ſehr ernſten Verweis über meine Verwegenheit, wie er es zu nennen beliebte, anhören mußte, dann ging der Gutmüthige doch trotz Sturm und Regen, um mich bei meiner unvergeßlichen Freundin anzuſagen und mir reine Bahn zu machen. Eine Viertelſtunde darauf, während welcher mein Herz die Zahl ſeiner Schläge verdoppelte, kam er mit der ſüßen Botſchaft, daß mich Auguſte mit Sehnſucht erwarte. Mit der ſtürmiſchen Haſt der Liebe eilte ich zu ihr.

Ich verweilte noch einen Tag bei Reinhold und eine Nacht bei Auguſten; er ertheilte mir manche heilſame Lehre, manchen guten Rath, ſie die ganze Fülle Seligkeit friſcher Herzensglut. Des guten Raths erhielt ich vom Freunde faſt zu viel, aber keinen Reiſe-Paß. Dies mir ſo nöthige Bedürfniß konnte oder mochte er mir nicht verſchaffen. Ich brach alſo am dritten Morgen auf und erreichte nach wenigen Tagen, ohne weitere Anfechtung die Grenzſtadt Harburg.

Ich athmete hoch und frei und alle Gefahr ſchien vorüber, als ich das Poſtſchiff beſtiegen hatte, welches mich hinuber nach Hamburg bringen ſollte.

Doch das Schickſal ſchien ſeine Tucke nur verſpart zu haben, um mich, gleich dem irrenden Schiffer, der den ſchutzenden Port im Auge, das Ziel aller Muhſeligkeiten erreicht zu haben glaubt, noch durch die letzte aus der ſchäumenden Brandung zuruckrollende Woge in den Abgrund hinabgeriſſen wird, hart am vermeinten Ziele mit einem Schlage rettungslos zu vernichten.

Wir waren mitten auf der Elbe in der Nähe des Forts Wilhelmsburg angekommen, auf welchem Hamburg, damals gerade in den letzten Zugen ſeiner alten reichsſtädtiſchen Freiheit, noch eine Beſatzung hielt, die jedoch ſchon im franzöſiſchen Geiſte die Polizei uber die aus dem benachbarten Königreiche heruberkommenden Fremden handhabte; als uns von einer auf der Baſtion ſtehenden Schildwache ein kräftiges Halt! entgegengerufen, und dabei angedeutet wurde, daß wir beilegen mußten, bis unſere Päſſe vom Kommandanten nachgeſehen, und das Gepäck der Paſſagiere von Seiten der Douane revidirt wäre.

Unbeſorgt war ich wegen meiner ſehr geringen Equipage, das Wort Paß klang mir indeſſen wie ein Donnerſchlag in die Ohren, und ſchnürte mir die Bruſt zuſammen.

Ich Armſter hatte ja nichts zu meiner Legitimation, als die Matrikel aus Saal-Athen, welche mir bis zur Flucht aus Thüringen freilich oft von nicht geringem Nutzen geweſen, die aber jetzt zu der neufränkiſchen Uniform, die man bisher an allen Orten reſpectirt hatte, weil ich gewöhnlich auf meinen nächtlichen Reiſen für einen Courier gehalten wurde, den lächerlichſten Kontraſt abgab. Ich wußte noch nicht was ich thun ſollte, als ich den Mann, der jetzt in ſeiner rothen Uniform mit den langen Schößen, mit dem großen ſilberbordirten Hute von cidevant, Anſtalten machen ſah, ſich ſo gravitätiſch als möglich bei uns an Bord zu introduciren.

Von einem Zauber beſtrickt, gleich dem Schlachtopfer der Klapperſchlange, welches, wie vom Starrkrampf befangen, in den offenen Rachen des Ungethüms hinabſchaut, faßte auch ich in meiner Verzweiflung den hohen Mann feſt, wie an ſeinen Blick gebannt, ins Auge, als er mit der alten Grandezza an den Erſten von uns herantrat. Kaum hatte er jedoch den Mund geöffnet und Herrn E., der auf dem rechten Flügel ſtand, unter einem gnädigen Lüften des Dreimaſters ſeine Reiſelegitimation abgefordert, als ich mich plötzlich gar wunderbar ergriffen, ganz neu belebt und mit Muth, ja mit einem wahren Heldenmuthe beſeelt fühlte. Alle meine Nerven bebten und zuckten in freudiger Hoffnung. Wer vermöchte meine Freude zu ſchildern! Die Ausſprache des mächtigen Commandanten verrieth, daß er der Geburt nach, dem Theile von Deutſchland angehörte, welchen man ſonſt das — Reich oder Schwaben benannte.

Vielleicht hatte er ſelbſt einſt in der alten Reichsarmee gedient, der ſcharlach und goldſchimmernde Mann mit der rothen Naſe, die gleich einem vulkaniſchen Vorgebirge, auf dem unzählige Rubinen gleich ebenſoviel dunkelglühenden Haufen verkohlter Lava ſchimmerten, ſo kühn aus ſeinem breiten Geſichte hervorſprang, — o! ich vergeſſe ihn nie, den guten Kriegshelden mit dem leuchtenden Antlitz, mit dem ſpaniſchen Rohre, den blanken ſteifen Stiefeln und den ſchönen weißen Stiefelmanſchetten! — Er war ein Schwabe und nun, ja nun noch nicht alle Hoffnung verloren.

Wenige Schritte war der Gewaltige noch von mir entfernt. Das große ſilberbeſchlagene Rohr mit dem weißledernen Riemen, der am Morgen erſt friſch gekollert war, unter dem linken Arme, las er noch an dem Paſſe meines Nebenmannes, als ich in ſtolzer wohl etwas ſehr erkünſtelter Ruhe meine Brieftaſche hervorzog und das mächtige lateiniſche Dokument mit den großen akademiſchen und landesherrlichen Inſiegeln verſehen, herausnahm.

Ich ſah es deutlich, wie der Befehlshaber von Wilhelmsburg einen neugierigen Seitenblick auf das ungewöhnlich große Format des vermeintlichen Paſſes warf, während ich damit beſchäftigt war, den großen Bogen mit wichtiger Miene zu entfalten.

Unter einer kurzen Bemerkung und mit gnädigem Kopfneigen gab er meinem Nachbar die Papiere zurück, und nahm den passe-port, die Marſchroute oder die Verpflegungsrequiſition — für eins von den dreien mochte er es doch wohl halten — aus meinen Händen, die ſchon aufgehört hatten, zu zittern. Der entſcheidende Augenblick von dem Tod oder Leben abhing, war alſo nun eingetreten, und ſtarr weilten meine Blicke auf den Augen des goldbordirten Mannes, die ſich jedoch — ein neuer Hoffnungsſtrahl für mich — zugleich mit ſeinem Munde mit jeder neuen Secunde ganz ungewöhnlich zu erweitern begannen. Während die Vorläufer meines heißeſten Dankes ſchon empor zu den mich beſchützenden Göttern eilten hielt der überraſchte Kommandant das große Papier zuerſt mit ausgebreiteten Armen weit von ſich ab, dann brachte er es wiederum dem Geſichte ſo nahe, als es das leuchtende Vorgebirge ſeiner Naſe geſtattete. Jetzt beſah er die Rückſeite. Es wurde gedrehet und gewendet, doch vergebens! Nirgends erſchien dem Armen ein Schlüſſel zu dieſen Hieroglyphen. Schon ergriff mich das Mitleiden mit dem Mann von der ehemaligen Reichsarmee, als ich eine Gelegenheit erhielt, ſeine ſchnelle Faſſungsgabe zu bewundern. O! wie gut iſt's doch, dachte ich ſpäterhin, — ſo oft mir in ruhigen Stunden unter ſo vielen mir begegneten auch dieſes Abenteuer einfiel, — wenn man die Geiſtesgegenwart nicht verliert. Trat einmal eine Verlegenheit ein, ſo gedachte ich auch gleich ganz unwillkührlich des alten Hamburger Stadtſoldaten.

Noch einen letzten reſpectvollen Blick warf er jetzt auf Krone und Rautenkranz im großen Siegel, dann zog er plötzlich unter einem huldreichen Lächeln den Hut und ſagte unter einer tiefen Verbeugung, bei welcher er mich obendrein noch recht freundlich auf die Schulter klopfte: Allen Reſpect, Herr Kamerad! mit ſolchem Patent kömmt man durch die ganze Welt!

Mich aber drohete, obgleich ich kaum der augenſcheinlichſten Lebensgefahr entgangen war, das mühſam unterdrückte Lachen zu erſticken. Mit abgewandtem Geſicht ſchob ich eilig die Matrikel, mein Palladium, welches, gleich einem mächtigen Talisman, das Wunder geübt hatte, in das Portefeuille, warf den Deckel meines Koffers zu, in welchem die Diener des Zollamts, deren Eifer einem jeden, welcher in der damaligen Zeit gelebt hat, noch im friſchen Andenken ſein wird, vergeblich mit ihren unreinen Händen nach Contrebande gewühlt hatten, und winkte dem Steuermann zu, vom Ufer zu ſtoßen.

Kein andres Dokument würde mir in dieſem verhängnißvollſten Moment meines Lebens, bei dieſem Manne einen beſſern Dienſt geleiſtet haben, als die Matrikel, und mehr als ſelbſt meine frühern Lehrer, unter andern, der ſelige Meinecke, der gemüthliche Commentator des Ovids und des Horaz, im Stande geweſen war, mich davon zu überzeugen, lernte ich erſt an jenem Tage die ganze Wichtigkeit der herrlichen lateiniſchen Sprache erkennen.

Mit dem feſten Vorſatze, daß ſie unter den Alten, wenn ich einſt den Hafen der Ruhe erreicht haben würde, meine Lieblingsſprache werden ſollte, weil ich ohnedies von den andern mehr vergeſſen als erlernt hatte, trat ich nach einer Stunde, gegen fernere Verfolgung durch das Gewühl der alten Hanſeſtadt geſchützt, unweit des Baumhauſes ans Land, wo das mit dem Doppeladler geſchmückte Stadtbanner von einem ſich erhebenden Sturme heftig bewegt, im ängſtlichen Flattern ſymboliſch die letzten Momente der freien Reichsſtadt verkündete, während Napoleons goldener Aar feſt auf ſeinen Donnerkeilen ruhend, von einem benarbten Sergeanten der alten Garde einer Grenadier-Abtheilung vorgetragen wurde, die im Begriff war, Beſitz von einigen im Hafen liegenden engliſchen Kauffahrern zu nehmen. —

Einige Wochen ſpäter war ich während einer dunkeln ſtürmiſchen Nacht in einem Fiſchernachen gepackt, der Wachſamkeit der däniſchen Küſtenbatterien, am Ausfluſſe der Eider glücklich entgangen, und wohl aufgenommen wurde ich mit meiner Matrikel auf Helgoland, jener einſamen mitten im Meere gelegenen Felſenwarte, die indeſſen damals als eine Niederlage des engliſchen Handels und als Schlupfwinkel deutſcher Schmuggler und politiſcher Flüchtlinge viel belebter und berühmter war, als jetzt durch das daſelbſt eingerichtete Seebad.

Ich hielt mich geborgen, und allen Übeln entgangen, als das ſchmucke Poſtſchiff, der Lord Cathcart, ſeine rothe Flagge entfaltete und mich zugleich mit einer vollen Ladung der mannigfaltigſten Paſſagiere den Kuſten des ſtolzen Albions entgegen fuhrte.

Frohlockend betrat ich bei Harwich den Boden, der mir, wie ich es hoffte, die endliche Sicherheit gewähren würde. Doch zu voreilig war meine Freude geweſen! Man umringte uns, ſobald wir den Fuß an das Land geſetzt hatten, und nöthigte uns, zwar nicht mit den Waffen, — denn es waren nur Herren im ſchwarzen Frack, welche uns die summons *) ertheilten, vor den Schranken der Alianoffice **) zu erſcheinen, damit das Fremdengeſetz, — gerade damals, trotz des Geſchreies des Volks, daß es eine die Freiheit der menſchlichen Societät beſchränkende Maßregel ſei, in ſeiner ganzen Strenge gehandhabt, — an uns vollzogen würde, und o weh! zum erſten Male verſagte mir hier, die im ehrlichen Deutſchland in der alten Römer-Sprache ausgeſtellte Univerſitätsſchrift, den nöthigen Dienſt zu leiſten.

---

*) Gerichtliche Vorforderung.

**) Fremdengericht.

Kalt reichte mir ein ſchon recht engliſch ausſehender Büreauchef das heilige Dokument, den bisherigen Hort und Schirm meines Lebens, welchen erſt noch vor einigen Wochen, der Befehlshaber einer Citadelle mit Ehrfurcht bei entblößtem Haupte begrüßt hatte, mit den Worten zurück: „that w'ont do sir!“ *)

„Aber for the heavens sake! **)“ — rief ich von Unmuth überwältigt — iſt's denn nicht genug für euch Britten, wenn ich euch ſage, daß ich ein ausgewanderter deutſcher Patriot bin, der unter eurer Fahne für die Freiheit der Völker zu kämpfen gedenkt?

Very well! ***) erwiederte der Britte gelaſſen, — but that w'ont do sir, †) — ſetzte er lächelnd hinzu. — Wo iſt die Bürgſchaft Ihres Londoner Freundes? Die iſt's, deren

---

*) Das geht nicht, Herr!
**) Ums Himmelswillen!
***) Sehr gut!
†) aber es geht nicht an, Herr.

man bedarf, um als ein Fremder von der Küſte ab in die Hauptſtadt zu reiſen.

Aber bedenken Sie doch, Verehrteſter! wie kann ein Menſch, der ſo eben einem franzöſiſchen Kerker und dem ihn bedrohenden Tode entronnen, ſich in den Schutz des gaſtlichen Englands begeben will, an ſo ganz erſchreckliche Weitläufigkeiten denken? — ſo ſchloß ich endlich, nachdem ich dem ganz ruhig zuhörenden Manne in möglichſter Kurze mein Schickſal erzählt hatte. —

I am sorry for it *) — ſagte der Britte, wobei er mich jedoch mit einer eiſigen Gleichgultigkeit betrachtete, während er ſich bemühete, ſeine Hände bis auf den Grund ſeiner weiten Taſchen zu begraben, die gleich einem Paar Fouragierſäcken den an ſich ſchon die gehörige Länge habenden Oberrock bis zur Erde hinabzogen. Ich brauche nicht erſt zu verſichern, daß mich das vielleicht wohlgemeint ausgeſprochene sorry, ein engliſches Geſetz, buchſtäblich vollziehen zu müſſen, mit der barbariſchen Einrichtung ſelbſt wenig zu verſöhnen vermochte, einen Schiffbruchigen deshalb zurück in die Wellen zu ſtoßen, weil er die Geſetze des Landes nicht kennt, auf welches er durch Sturm und Wogen auf dem letzten ihm gebliebenen Balken mit dem ſüßen Hoffnungsſtrahle der Rettung voll Zuverſicht losſteuert.

---

*) Es thut mir ſehr leid.

Ich ſtampfte mit dem Fuße, ſchwur hoch und theuer, daß ich weiter nichts als ein höchſt unbedeutender Flüchtling ſei, der die Gaſtfreundſchaft des Landes nur für ſein Geld in Anſpruch nehmen wollte, doch was half's? nichts half's! Mr. Johnſon — rief der Alianoffizier einen der ihn umgebenden Polizeiagenten zu — bringen Sie den Herrn in das Hotel zum weißen Hirſch. Ich will ihm dort 14 Tage Zeit laſſen ſich auf einen Londoner Bürgen zu beſinnen. Widrigenfalls und I shall be very sorry for it*) — ſetzte er hinzu und dabei zog er die Uhr aus der Taſche — es iſt jetzt 5 Uhr Abends — wird er in 14 Tagen präciſe 1 Minute nach 5 Uhr, dahin zurückkehren, von wannen er gekommen iſt.

---

*) Es wird mir ſehr leid thun.

Darauf machte er ſehr ruhig kalt eine halbe Bewegung rechts um, und fertigte ein Heer von contrebandirenden Kaufleuten aus Gothenburg, Hamburg und Bremen ab, die, da die Papiere ſolcher Herren gewöhnlich für alle Orte in Bereitſchaft gehalten ſind, ein jeder die Bürgſchaft ihrer Handelsfreunde am Platze vorſanden. Schon am folgenden Morgen kutſchirten ſie, den letzten Funken von Deutſchthum verleugnend, mit ſteifen engliſchen Geſichtern im Innern und Äußern, auf der stage coach *) nach London, nicht ohne ſich einander ſo oft als möglich ihr yes sir, to be sure sir, very well sir, und very well sir **) zuzurufen, damit die Engländer am Wege ja recht bald Gelegenheit erhielten, die Menſchen im Grunde ihrer Seele zu verachten, die ſich im Auslande ſchämten, Deutſche zu ſein.

Wer weiß, ob ich je mehr von England

---

*) Eine Art Eilwagen.

**) Ja, Herr; ganz gewiß, Herr — ſehr gut, Herr.

erfahren hätte, als daß dort kein comfort denkbar iſt, ohne beaf und Plumbudding ohne Port und Porter, daß man um einen real gentleman *) zu repräſentiren mit langgeſpitzten Nägeln wie Adlerklauen an den Fingern und in Modeſten einhergehen mußte, die kaum bis auf die Knöchel reichten, daß endlich um ein vollkommener dandy **) damaliger Zeit zu ſein, auf den Leib ein langer Kutſcherrock gehörte, beide Hände in die Taſchen, der Hut aber weit hinten in dem Nacken gleich einem ſchrägherabhängenden Wetterdache, — wenn mich nicht wiederum die Matrikel aus allen Nöthen befreit hätte. Als ich nämlich in der erſten Nacht, die ich auf engliſchem Grund und Boden zubrachte, mich rath-, troſt- und ſchlaflos auf meinem Lager wälzte, fiel mir plötzlich ein, daß mir Granſietter fruher erzählt, ein Bruder ſeines Vaters ſei ein geſchickter und wohlhabender Inſtrumentenhändler in London, welchen er, nach vollendeten Studien zu beſuchen gedenke.

---

*) ein wirklicher Gentleman.

**) Stutzer.

Ein Licht des Troſtes flammte in meiner Seele auf, und am andern Morgen ſchrieb ich einen großen Brief an den Herrn Granſtetter in London, deſſen Adreſſe mir nicht einmal genau bekannt war. Ich erzählte das Schickſal ſeines Neffen und das meinige, wenn auch nicht mit diplomatiſcher Treue, malte meine verzweifelte Lage und erklärte, daß er mein einziger Retter ſei. Zur Beglaubigung legte ich die Matrikel bei, und ſchickte den Brief auf geradewohl in die ungeheure Weltſtadt. Ein Tag nach dem andern verſtrich und jeder ſteigerte meine Verlegenheit; ach! ſelbſt im glücklichſten Falle mahnten mich die letzten meiner ſchönen Guineen, die ich in Hamburg eingewechſelt und für hinreichend gehalten hatte, mein flüchtiges Leben noch auf einige Monate zu friſten, an den Schuldthurm — eine Bekanntſchaft, welche man in England unter allen am ſchnellſten machen kann, der das Ende der ſchönen Hoffnung zu werden drohete, welche ich, als ich Deutſchland, ein geächteter Flüchtling, verlaſſen mußte, auf das freiheitsprunkende England geſetzt hatte. Ich hatte mich die letzte mir zugeſtandne Nacht zu Bette gelegt, jeder Hoffnungsſtrahl war verſchwunden, wie mein Geld; ſchwarz und furchtbar drohend lag die nächſte Zukunft vor mir; ich wußte nicht, was aus mir werden ſollte. Mit welchen Gefühlen ich den folgenden Tag antrat, verſuche ich nicht zu beſchreiben. Da wird mir von der Alianoffice ein Brief gebracht, „an Herrn Granſtetter“ überſchrieben; ich reiße ihn auf, der edle Mann hat ſich für mich verbürgt, und ladet mich ein, unverzüglich nach London zu kommen. Die Matrikel hat mich abermals gerettet, und diesmal aus einer der ſchlimmſten Lagen meines Lebens.

Daß ich mit einem Herzen, welches ſich ſo leicht fühlte, als ſei demſelben eine Felſenlaſt entnommen, gerade an dem Tage der mir von dem geſtrengen Präſidenten des Alian-Amtes anberaumten Friſt über die abgeſteckten Marken von drei Meilen, welche kein Fremder ohne den von London erhaltenen Paß verlaſſen darf, hinausfuhr, wird jeder begreifen, der ſich in einer Lage befand, die man weder vorwärts noch rückwärts können, ſehr richtig benennt.

Im Fluge wurden die ſechsundſiebenzig Meilen von Harwich nach London zurückgelegt, obgleich damals die Fuhrwerke nur noch durch die Kraft edler Roſſe, jedoch ſo wahrhaft königlicher Thiere, daß ſie den Marſtall manches deutſchen Fürſten zur Zierde gereicht haben würden, in Bewegung geſetzt wurden.

Es war im Monat Januar, ungewöhnlich hoher Schnee bedeckte die Landſtraßen, zwei Mal hatten wir ſo lange angehalten, um eine comfortable Mahlzeit zu uns zu nehmen, und dennoch rollte die Mail (die königliche Poſt) durch welche man den erſten Vorgeſchmack engliſcher Eleganz und Bequemlichkeit erhält, in die Thore des königlichen Poſthofes ein, als eben die Millionen Lampen angezündet wurden, welche das chaotiſche Straßengewirr einer Stadt beleuchten, in der man die Welt en miniature erblickt.

Um ſechs Uhr ſaß ich ſchon mit der Gemächlichkeit des ächten Britten, d. h. mit weit vorgeſtreckten Beinen, die Linke in der Taſche, in der rechten eine ellenlange Zeitſchrift, vor mir ein Glas Rum und Waſſer, und ſtumm wie ein Fiſch, am wohlthuenden Camin im

Kaffeehauſe von St. Paul. Die ſtille Art der engliſchen Unterhaltung war das erſte, womit ich mich in Harwich befreundet hatte. Meine Sprachkenntniß war damals noch nicht ſo weit her, um ein Wort mitzuſprechen und ich hatte einſtweilen genug mit dem Studium der richtigen Pronunciation des w zu thun, um nicht ferner ſo oft ich den Kellner rief, durch mein waiter, wie eine ſeltſame Erſcheinung, oder wie irgend ein Wunderthier von allen Anweſenden neugierig betrachtet zu werden, die, während ſie nichts in ihrer Abgeſchloſſenheit zu ſtören vermag, doch ſicherlich bei dem Hören eines einzigen fremdartig ausgeſprochenen Wortes, wie von einem electriſchen Schlage berührt, die Köpfe wie neugierige Reiher in die Luft erheben, um den Urheber des mistake *) zu erſpähen.

In Herrn Granſtetter fand ich am andern Morgen einen ſehr ehrenwerthen Landsmann, der in der Fremde deutſches Gefühl, deutſche Biederkeit und Treue nicht verlernt hatte, der

---

*) Vergehen, Verſtoß.

mich nicht anders aufnahm, als wenn ich wirklich ſein Neffe wäre und mir nicht nur ſeine Börſe, ſondern auch ſein Herz öffnete. Durch ihn wurde ich aus einem ſchwer bedrängten, plötzlich ein ſorgenfreier Mann. Der Talisman meines Lebens, die Matrikel, hatte diesmal großes Wunder an mir gethan. Ich erhielt ſie, nachdem ich Herrn Granſtetter mit ihrem Einfluß auf mein Leben bekannt gemacht hatte, aus ſeinen Händen zurück.

Von London erzähle ich Ihnen heute nichts, meine Herren, ſo ſehr ich auch in Verſuchung gerathe, mir alles Geſchehene noch ein Mal durch eine Beſchreibung zu vergegenwärtigen. Nichts über Tugend und Laſter, über Höhe und Tiefe, über Reichthum und grenzenloſes Elend, über den unveränderlichen Charakter des wegen ſeiner Freiheit ſeit langen Jahrhunderten ſo hoch berühmten Volkes. Nichts über John Bull, über ſeine Lords und Dandys, über ſeine Pferde und Boxer, über Huſtings *) und Hahnenge-

---

*) Die Wahlbühne, worauf bei den Parlamentswahlen die Stimmbewerber erſcheinen und Reden an die Wahlmänner halten.

fechte, über die Bälle von Almacks, oder über Holborns goldſtrahlende Branntweinladen, wo man bei dem Schimmer unzähliger Kronleuchter, das menſchliche Elend bis in ſeine innerſtern Fibern erblickt. Auch wer nicht ſelbſt im Lande der Wunder war, hat etwas davon aus zahlloſen darüber erſchienenen Büchern und Bildern erfahren, von denen manche freilich zu wahren Zerrbildern geworden ſind, weil ſie oft Hörenſagen für ſelbſt geſehene Wahrheit ausgeben. — Es gilt ja hier nur die Geſchichte der Matrikel zu erzählen, und ich eile daher über die Periode meines Lebens hinweg, die grade lang genug war, um alle die mächtigen Contraſte mit eigenen Augen zu ſchauen, und mit eigenen Ohren zu hören, die man nirgends ſo Schlag auf Schlag wahrzunehmen Gelegenheit hat, wie in einem der drei brittiſchen Königreiche. Hier endigt der zweite Abſchnitt und wir wollen eine Pauſe machen.“

Nachdem die Geſellſchaft die gehörten Ereigniſſe beſprechend die Gläſer einige Mal geleert hatte, trieb die Ungeduld der Jüngern den freundlichen Invaliden zur fernern Mittheilung, und er fuhr folgender Weiſe fort:

„Es war um zwei Jahre ſpäter früh am erſten Weihnachtstage, als die beſchneiten Berggipfel von den Strahlen der Morgenſonne prachtvoll beleuchtet, gleich zahlloſen Kerzen eigends zur Feier des heiligen Tages entzündet, auf Erins romantiſches Land herniederflammten. Von allen Thurmen der Stadt verkundeten die Glocken in mächtig ergreifenden Lauten die Geburt des Heilands, und lange Schaaren feſtlich geſchmückter Gläubigen ſtrömten zu den Tempeln des Herrn, um in feierlicher Morgenandacht, bevor noch das Herz von den Sorgen des neuen Tages getrübt war, dem Herrn der Heerſchaaren fur die Erlöſung aus finſterer Nacht, durch die Sendung des Gottmenſchen zu danken. Da ſchmetterten auf dem großen Platze die Trompeten und in langer Reihe zog unſer Regiment, mit Sang und Klang und unter dem Wiehern und Stampfen der Roſſe in ſeltſam feierlicher Harmonie mit dem Glockengeläut und den lang gehaltenen aus der Cathedrale zu uns herüberſchwebenden Orgeltönen durch die langen Straßen der ſchönen Stadt Cork, hinaus in die winterlich heitre Natur.

Es ſind nur wenige engliſche Meilen hinab bis zum Hafen (Cove of Cork) dem Ziele unſres damaligen kurzen Marſches.

Nachdem wir unter kriegeriſchen Geſängen munter und ſtolz durch die auch im winterlichen Schmuck noch ſchöne Landſchaft, an den einzelnen am Wege liegenden Gehöften, vorübergezogen waren, hatten wir bald die letzte uns vom Hafen trennende Höhe erreicht, und unſere Blicke weilten mit Entzücken auf den blauen kryſtallnen Fluthen, die, vom Vorlande von Carlisle, wie von liebendem Arme umſchlungen, gleich dem von heißer Sehnſucht bewegten Buſen eines liebenden Mädchens, an Erins Geſtade bald ſanft, bald heftiger auf- und niederwallen.

Die Maſten von ſechsundneunzig großen Schiffen, die zur Expedition nach Spanien beſtimmt waren, glänzten mit ihren bunten Wimpeln und Flaggen geſchmückt, wie unzählige Chriſtbäume auf dem ſchimmernden Spiegel des

Meeres, und das Gewimmel einer großen Menge von Böten, welche, mit Kriegern von drei verſchiedenen Nationen in bunter Miſchung und Mannigfaltigkeit der Uniformen angefüllt, ſich um die großen Fahrzeuge drängten, gewährte aus der Ferne geſehen, faſt das deutſche Bild eines Hauſens ſich fröhlich zu den Weihnachtsgaben drängender Kinder.

O es war ein ſchönes Feſt, dieſes auf der wogenden Meeresfluth gefeierte Chriſtfeſt, welches ſo mancher von uns zum letzten Male erlebte! Manches Herz, das heute noch ein Mal hoch aufſchlug in froher Erinnerung an die glückliche Jugendzeit, es lag kalt und regungslos im nächſten Jahre unter dem ſpaniſchen Raſen. Der Ölbaum wölbte, als es uns wieder erſchien, ſein ſchattendes Dach ſymboliſch über dem Grabe manches unſrer Freunde, der damals ſo harmlos auf das nächſtkommende Weihnachtsfeſt anſtieß, und die purpurne Traube wächſt üppig aus den Gebeinen gar vieler hervor, die ahndungslos ſcherzend, damals vom erſten Chriſtbäumchen ſprachen, womit ſie einſt die eigenen zarten Sproſſen zu erfreuen gedachten.

Doch ſie ſind hin, verloren iſt verloren! Deutſchlands beſte Jugend liegt weit zerſtreut auf allen Schlachtfeldern Europas begraben. An der Berészina wie am Ebro und am Guadalquivir bezahlten hundert tauſende die eigene ſo wie fremde Phantaſieen mit ihrem theuerſten Herzblute.

In der ſchönſten der Ideen, für die Ehre eines neuen Vaterlandes zu kämpfen, als das Alte geſtorben ſchien, hat ein großer Theil, ein viel größerer, jedoch für die Freiheit des Alten, das edle Blut verſpritzt. Der Wahn war kurz, aber göttlich der Traum! Wohl ihnen, daß ſie alle in glücklicher Täuſchung befangen ſtarben und nicht wie ſo viele ihrer tapfern Brüder noch im Leben die nackte kalte Wahrheit von den Bildern einer jugendlich heißen Phantaſie unterſcheiden lernten!

Ein Schuß vom Commodoreſchiff, dem mächtigen Rodney, der mit achtzig ehernen Zungen zu reden vermochte, war hinreichend, das Gewirr von Raaen und Tauen zu regeln und einen Wald von Segeln zu entfalten, den ich nur einmal noch in meinem Leben — zur Zeit der Expedition von Alicante nach Tarragona — bedeutender geſehen habe.

Doch weder der Donner ſeiner ſchwerſten Geſchütze, noch irgend eines der unzähligen Signale, welche an ſeinen himmelwärtsſtrebenden Maſten hinaufſchwirrten, war am nächſten Tage im Stande, einem mit fürchterlicher Wuth ſich erhebenden Orkane zu gebieten, oder die Wogenberge zu glätten, welche unſere ſtolze Armada in wenigen Stunden entmaſtet, mit zerriſſenen Segeln, faſt willenlos gleich eben ſo vielen Nußſchaalen nach allen Richtungen zerſtreuete.

Es war eine ſchwarze verhängnißvolle Nacht, die darauf folgende, in welcher die Rowcliff, an deren Bord ich mich befand, einen iriſchen Schooner ſo unaufhaltſam überſegelte, daß im nächſten Augenblick die Trümmer des unglücklichen Schiffes unſere Bahn bezeichneten, und das Wehklagen der Sinkenden ſich mit dem Krachen unſres im Augenblick des Zuſammentreffens mit dem Schooner zerſplitterten Bogſprits und des Forenmaſts, an welchem bereits kein Segel mehr feſt hielt, ſich ſo ſchauerlich vermiſchte, daß man dicht vor den Pforten des Orkus zu ſchiffen vermeinte.

Als der trube Morgen endlich, nach einer unter gar melancholiſchen Meditationen durchwachten Nacht heraufdämmerte, waren nur noch fünf Schiffe im Geſicht, welche gleich uns ſchwer mit den haushohen Wellen kämpften. Gegen Mittag waren auch dieſe Unglucksgefährten, der Reſt der ganzen ſo ſtolz aus dem Hafen geſegelten Flotte, verſchwunden. Indeſſen war es doch allen geglückt, wie ſich ſpäter ergab, wenn gleich nach hartem Kampfe, irgend einen Hafen von Irland zu erreichen, während unſre brave Rowcliff, eine ehemalige holländiſche Fregatte, die, weil ſie ein guter Segler war, und von einem kühnen Iren geführt wurde, trotz Sturm und Wogendrang immer weit voran, die Signale nicht alle bemerkt hatte, in der Wildniß des aufgeregten Oceans zwar noch den rechten Cours haltend, jedoch nun ganz allein ihrem Schickſal uberlaſſen war.

Ohne Convoy, während das atlantiſche Meer von franzöſiſchen und noch mehr gefürchteten amerikaniſchen Kreuzern wimmelte, mit beſchädigten Maſten und Segeln, den Lauf auf eigne Gefahr fortzuſetzen, war ein gewagtes Unternehmen und dennoch ſprach Mr. Bacon, der unerſchrockene Sohn von Erin, nach einer kurzen Berathung mit unſern Offizieren, — ſo wie einſt der berühmte Stammvater der Guelphen in einer Verlegenheit ausrief, nunquam retrorsum *), — ſein never back again! **) aus. Gentlemen! — ſagte er, und ſeine Augen leuchteten dabei im ächten Feuer des britiſchen Seemanns — im Fall eines Unglücks, ſind wir berechtigt, die Inſtructionen einzuſehen, die wir ſonſt nur erſt auf einer gewiſſen Höhe eröffnen dürfen. Der Fall iſt eingetreten, und ich habe daher meine Ordre geleſen. Ich kenne den Ort unſrer Beſtimmung. Es gilt ſich mitten durchzuſchlagen! ſetzte er mit Nachdruck hinzu — I d'ont care a pin about the french and american privateers ***). Haben wir nicht auch Kanonen? — dabei deutete er lächelnd auf die acht eiſernen Sechspfünder, welche auf dem obern Deck — mehr zur Zierde, als zum ernſtlichen Gebrauch aufgeſtellt waren — ſind nicht Cutlashes *) in Menge für meine Jungen vorhanden, und habt ihr Huſaren nicht Karabiner und Piſtolen, mit denen ihr doch auch hoffentlich treffen gelernt haben werdet.

---

*) Niemals zurück!

**) niemals wieder zurück!

***) Ich ſcheere mich nicht eine Nadelskuppe um die franzöſiſchen und amerikaniſchen Kaper.

Funfzig Deutſche, Kerls wie Rieſen und zwanzig iriſche Matroſen; — ich will verdammt ſein, wenn wir's nicht mit jeder franzöſiſchen Brigg, oder auch mit einem bewaffneten Jankenſchooner aufnehmen können, die letzten allerdings ſind nicht zu verachtende Feinde, deswegen ſtimme ich bei ihnen eine Note herunter — ſetzte er lächelnd hinzu. Nur aufgepaßt! all hands on deck **), ſobald ſich ein verdächtiges Segel am Horizont zeigt. Unſer Schiff iſt für 48 Kanonen gebohrt. Ich laſſe mich kielholen, wenn nicht wenigſtens die munsiurs bei dem Nebel und der hohen See die Rowcliff für ein regelrechtes Kriegsſchiff halten, wenn gleich die Stückpforten jetzt friedlich vernagelt ſind und jene acht Kanonaden all unſer ſprechendes Metall an Bord iſt.

---

*) Ein kurzer Säbel, eine Art Hirſchfänger, Stutzſäbel.

**) alle Hände auf dem Verdeck, d. i. ſetzt alle Hände auf dem Verdeck in Bewegung!

Auf mit der Flagge! ſage ich, — ſo fuhr er ganz im Tone eines Sr. Majeſtät navy Offizieres fort — hoist up the blue peter*) Mr. Williams! — herrſchte er dem erſten Steuermanne zu. Wir wollen doch ſehen, was die Maske vermag. Und ihr Burſche! — ſo wandte er ſich an die Matroſen — ihr habt mich jetzt als den Commandeur eines bewaffneten Schiffes Seiner Majeſtät zu betrachten, und gehorcht mir auf's Wort. By Jäsus! **) ich will der angenommenen Würde Ehre machen, verlaßt euch darauf, entweder ich ſiege oder ſterbe mit euch, my brave country men! ***) Vielleicht glückt's uns am Ende wohl gar, mit einem der kleinern fellow's †) zuſammen zu treffen, dann ſolls auch, was das price money *) betrifft, keinem von euch fehlen. — Darum ſage ich noch einmal, habt Acht, Jungens, und legt auf ein Paar Tage die Faulheit der Matroſen eines merchant man **) ab. Strike eight bells Mr. Williams. J'is dinner time! ***) ſo ſchloß er, warf noch einen zufriedenen Blick auf den in der That recht wohl ausſehenden Zuſtand des Schiffes, das er jetzt ſo plötzlich wieder zu der alten Würde erhoben hatte, welche es bald nachher, als es von den Engländern im Texel genommen worden, verloren, und ſtieg dann in die Cajüte hinab, um trotz dem Heulen des Windes und den hoch über das Verdeck ſpülenden Wellen, ſein eigenes Mittagsmal ſo ruhig einzunehmen, als er in ſeinem niedlichen Hauſe in der Bay von Love gethan haben würde.

---

*) Hißt den blauen Peter auf! — Der blaue Wimpel, welchen nur engliſche Kriegsſchiffe, oder ſolche Transportſchiffe führen dürfen, an deren Bord ſich ein Agent der Flotte befindet.

**) Bei Jeſus! unſer: Bei Gott!

***) Meine braven Landsleute!

†) Kerle, Burſche.

Die Worte des Kapitain Bacon klangen

---

*) Beutegeld, welches den engliſchen Geſetzen zu Folge nach dem ermittelten Werthe der Priſe unter die Matroſen vertheilt wird. Ein ähnliches Verhältniß findet bei den Landtruppen nach einer gewonnenen Schlacht oder nach einer eroberten Feſtung ſtatt.

**) Großer Kauffahrer.

***) Es iſt acht Uhr — es iſt Eſſenszeit.

freilich recht ſchön und heroiſch, aber der, welcher ſie geſprochen hatte, war ein irish man*) und die Noth lehrt dem Irländer ſchon früh, ſich durch ein Wort mehr oder weniger aus der Verlegenheit zu ziehen.

Dies wußte ich nur zu wohl aus mancher frühern Erfahrung, und ſo nahm ich, der jüngſte Offizier an Bord, meine Maßregeln noch außerdem für mich allein, d. h. ich hielt es für weiſe, ſo nahe an der franzöſiſchen Küſte, an die uns der Sturm verſchlagen konnte, wenn es auch wohl nicht wahrſcheinlich war, daß ſich während der Dauer deſſelben ein feindlicher Kreuzer herauswagen würde, alles unter meinen Papieren, was an meine frühere Dienſtzeit hätte erinnern können, zu vertilgen. Hatte ich mir ohnehin ſchon vorgenommen, dies zu thun, ſobald wir die ſpaniſche Küſte betreten haben würden, um im wandelbaren Kriegsglück, da ich bereits wußte, daß wir außer andern Truppen der rheiniſchen Conföderation auch einen Theil der weſtphäliſchen Contingents als Feinde uns gegenüber haben würden, durch dieſelben nicht etwa in unangenehme Colliſionen zu gerathen.

---

*) Irländer.

Sowohl mein ehrlicher Taufſchein, als jedes andre mit meinem Namen beſchriebene Papier wurde ſchonungslos vertilgt. Die Matrikel war das einzige meiner Papiere, welches nicht in das Auto da Fe ging. Dies Heiligthum trug ja nicht meinen Namen. Ich wollte ſie ewig ehren, die papierne Lebensretterin, und mir ahnete nicht, welchen wichtigen Dienſt ſie mir noch leiſten würde.

Es erwies ſich nun zwar einige Tage ſpäter, als wir immer noch bei hochgehender See, gar unbarmherzig auf dem atlantiſchen Ocean umhergeſtoßen wurden, daß die Beſorgniſſe unſres Kapitains nicht ganz ohne Grund geweſen waren; denn eine Fregatte, deren leichter kühner Bau allein ſchon hinreichend war, dem Kenner ihr mit Britanien um die Herrſchaft der Meere rivaliſirendes Vaterland zu verrathen, wenn wir auch nicht, ſo wie es einer nach dem andern that, durch das Glas die dreizehn ſchimmernden Sterne in der ſtolz hoch am Mittelmaſt wehenden Flagge entdeckt hätten, zeigte ſich eines Morgens am Horizont, als wir Leute vom Lande eben die Hängematten verlaſſen und das Verdeck betreten hatten.

Hatte ſie den Befehl, nicht von einer beſtimmten Höhe abzuweichen, oder wurde ſie durch das kriegeriſche Anſehen, durch Flagge und Wimpel die an den Maſten des ehemaligen holländiſchen Orloggſchiffes auf den Befehl unſeres iriſchen Wagehalſes aufgehißt waren, in Reſpekt erhalten, — das laſſe ich dahin geſtellt ſein. Genug ſie ſegelte den ganzen Tag hindurch mit uns auf demſelben Striche, näherte ſich uns mehre Male, als fühle ſie ſich verſucht, unſre nähere Bekanntſchaft zu machen, legte dann wieder um und war plötzlich aus dem Geſicht verſchwunden, als wir das Kap St. Vincent erreichten und von da ab den Lauf oſtwärts nahmen.

Mit dem Vernichten meiner Papiere, unter denen ich manche für mich werthvolle Schrift ſpäterhin noch oft ſchmerzlich vermißte, und die ich, wie es ſich nachher ergab, ganz ſicher in dem Depot der Armee hätte in Verwahrung laſſen können, war ich indeſſen zu eilig geweſen.

Denn außer einem Abſtecher, den Mr. Bacon, als uns auf der Höhe des Kaps ein neuer faſt eben ſo heftiger Sturm überfiel, trotz alles ſeines Schwörens beim heiligen Patrik, die hohe See halten zu wollen, nach den kanariſchen Inſeln mit uns zu machen genöthigt wurde, wodurch wir, Dank ſei es dem gefälligen Äolus, die hohe Vergünſtigung genoſſen, den edlen Madeira während voller acht Tage an der Quelle zu koſten und den majeſtätiſchen Pic von Teneriffa, umweht von ſüdlich blauer Luft, ganz in der Nähe zu ſchauen, und außer den ſchweren Köpfen, mit denen wir zuweilen Abends unter der Küſte der Kanarien die Hängematten ſuchten, hatten wir fernerhin keine Widerwärtigkeit zu beſtehen. Mit Ausgang des Februar warfen wir zuerſt einige Tagelang unter den Säulen des Herkules die Anker, und einen Monat ſpäter betraten wir an der ſüdöſtlichen Küſte von Spanien mit Roß und Mann, als die erſten der ganzen Expedition, ohne einen einzigen Schwachen unter uns zu haben, das atlantiſche Land ſelbſt, mit dem lauteſten Jubel.

Ich würde viel zu weitläufig werden, wollte ich auch nur einen Theil der zahlloſen Abenteuer erzählen, die ich auf ſpaniſchem Boden erlebte; ich eile deshalb zur Darſtellung eines einzigen, welches wieder mit meiner Matrikel in Beziehung ſteht; es iſt das letzte Lebensbild, in welchem ſie als dämoniſche Macht vorkommt, hernach iſt ſie für immer wieder in ihre papierne Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken.“

„Seit einer Woche ſchon ruhten die nur ſelten aus der Hand gelegten Waffen. Statt des Donners des Geſchützes, an den man ſich in Spanien allmälig ſo ſehr gewöhnte, wie an das Klappern einer Mühle, auf deren Geräuſch man nur noch aufmerkſam wird, wenn es aufhört zu lärmen, rief heute der Glocken lang entbehrter Ton die frommen Ortsbewohner zum Gebet. Ein ſüdlicher Abend dämmerte duftſchwanger hernieder. Zur Vesper zogen Weiber, Greiſe und Kinder, die ſich ſeit Monden zum erſten Male in dieſen Tagen aus den Gebirgen herabgewagt hatten, um ihr Gebet im Tempel des Herrn zu verrichten und dann die heimathliche Schwelle zu betreten, von der ſie ſchon ſo oft auf lange Zeit durch die verhaßten Franzoſen vertrieben worden waren. Tiefer Frieden herrſchte auf der Gegend, die noch kurz vorher Mord, Brand, Plunderung und alle Gräuel im Gefolge eines ſo mörderiſchen Krieges, wie der ſpaniſche Befreiungskampf war, ſchonungslos verheert hatten.

In der maleriſchen, halb mauriſchen, halb ſpaniſchen Tracht, mit den Waffen in der Hand, kniete die ſtreitbare Mannſchaft im myſtiſchen Zwielicht an den Stufen des Hochaltars, um den Segen eines hochbejahrten Prieſters zu empfangen, der inbrünſtig für ſie gebetet hatte. Die gefalteten Hände des Greiſes erzitterten kraftlos, während ſein in ſchwärmeriſcher Begeiſtrung zum Himmel blickendes Auge die Erhörung ſeines Gebets nicht zu erflehen, ſondern gläubig zu erwarten ſchien. Da ſtieg der Vollmond in ſtiller Pracht über die das Städtchen umgürtenden Rebenhügel, ein heller Strahl brach plötzlich durch die bunten gothiſchen Fenſter in dem Augenblick, als der heilige Mann die Monſtranz erhob, und, wie von einer Glorie umgeben, ſchimmerte das ehrwürdige Haupt allein in heller Beleuchtung, während die verſammelte Menge, vom dämmernden Halbdunkel umgeben, andächtig zu ſeinen Füßen knieete.

Warum ſoll ich's leugnen, daß dieſes Ungefähr einen tiefen Eindruck auf mich machte? Ich trat raſch hinaus in die heitere Abendlandſchaft, die lieblicher war, als das ſchönſte Bild von Claude Loraine, um Herr der überwallenden Empfindungen zu werden, die der Anblick der erhebenden Scene in mir hervorgerufen hatte. Ich fühlte mehr als je, daß ſolche Anreizungen gar leicht ein jugendlich excentriſches Gemüth zum Gedanken an einen religiöſen Glaubenswechſel verleiten könne, und wunderte mich daher ſpäterhin nicht im geringſten, daß es unter unſern jungen Leuten mehr Katholiken gab, als laut der Stammrollen in Spanien einmarſchirt waren.

Ave Maria purissima! *) mit dieſem landesüblichen Gruße, trat ich in mein Quartier, wo heute ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder

---

*) Heil dir, Maria, du Reinſte!

ein Theil der Familie mit häuslicher Emſigkeit waltete. — In sempiterno! *) erwiederte freundlich die junge feurige Wirthin, eine ſchlanke Geſtalt mit ſüdlich flammenden Augen, dabei eine Wittwe, die eifrig bemüht ſchien, den vorgefundenen Gaſt mit einigen guten Gerichten aus den noch hie und da verſteckten Vorräthen zu regaliren, nachdem derſelbe in der letzten Zeit genöthigt geweſen war, in den leeren Wänden mit einer ſehr mittelmäßigen aus den gelieferten Rationen bereiteten Koſt vorlieb zu nehmen.

Seht, senhor cavallero! **) dieſe Nacht werdet ihr auch ein Bett haben, und ſchlafen wie ein Prinz, beſſer wenigſtens — als auf dem blutigen campo de batalla ***) — ſagte ſie gleich nach meinem Eintritt, indem ſie flüchtig meine Geſtalt muſternd mit einem verſtohlenen Lächeln, an ſeine nicht weit vom Feuerheerd in einer lauſchigen Ecke befindliche Bank zeigte, auf welcher eine Menge glänzend weißer Schaffließe uber eine mit Maisblättern angefüllte Matraze ausgebreitet waren.

---

*) In Ewigkeit!

**) Herr Reiter.

***) Schlachtfeld.

Aber nun ſollt Ihr auch ein gutes Abendbrot ſchmecken, fuhr ſie gemüthlich plaudernd fort — creo Vosotros soys acostumbrados al uso de cena*). Und einen Cantaro**) voll Wein habe ich aus einem tief im Keller vergrabenen Faſſe hervorgeholt, en veridad, el senhor cura no ha un vin' semejante***). Ich hoffe, wir ſehen noch einen Tanz auf dem Platze vor der Thur.

Die armen Leute ſind heute ſo froh, wer kann's ihnen verdenken, dachte ich bei mir ſelbſt, wenn ſie den Augenblick nach ſo vielem überſtandenem Ungemach benutzen.

Ja wahrhaftig, ſo dachte ich noch ein Mal, es iſt ein köſtliches Ding um die geſchickte Benutzung des günſtigen Augenblicks, als ich meine ſchmucke Patrona etwas näher ins Auge gefaßt hatte, deren königlich blitzendes Auge anzog und entfernte, während eine bezaubernde Grazie jede ihrer Bewegungen beherrſchte. Doch ſie, die meine Betrachtungen vielleicht nicht unrecht gedeutet haben mochte, fragte mich ſchnell unter einem ſchlauen Lächeln: Sie kennen den bolero senhor! o! ob ich den Bolero oder Vandango kennte, die mich doch beide, jeder in ſeiner Art bezaubernd ſchön, ſchon ſo manchmal in den ſüßen Taumel luſttrunkner Sinnlichkeit verſetzt hatten! Sicherlich hat im goldnen Zeitalter, als die Götter noch mit den Menſchen verkehrten, irgend ein Sterblicher dieſen ſpaniſchen pas de deux den Himmliſchen abgeſehen. Denn nur ein Gott, wenigſtens ein Halbgott, konnte, aus dem ſüßqualvollen Liebestod erwacht, den er in den feurigen Armen einer Grazie geſtorben war, im heißen Drange neu ihn beſtürmender Gefühle, dieſen Tanz erfinden und ihm ſelbſt ohne Worte eine ſo bedeutungsvolle Sprache verleihen.

---

*) ich glaube doch, daß Ihr zu Abend zu eſſen pflegt.

**) Ein Weinmaaß, Krug.

***) Wahrhaftig, der Herr Pfarrer hat keinen ſo guten Wein.

Es hatte nur der Erwähnung des Bolero bedurft, und ſchnell machte ich mich mit einem Eifer über die jetzt aufgetragene Gerichte her, daß Senhora Maria, die mit einigem Wohlgefallen aus der Ferne dem Appetite zuſah, mit welchem der ausländiſche Gaſt ihrer Kochkunſt Ehre zu machen ſuchte, einmal über das andere mit dem Ausdruck des Bedauerns ausrief: „O! daß ich Armſte doch ſo wenig habe!“

Ich wurde den caldo, den riso arosto und die geſchmorte Hammelkeule mit dem röthlich ſchimmernden tomatos und den grünen Pfefferſchoten für eine pikante Leckerei gehalten haben, ſelbſt wenn meine Mahlzeiten bisher aus etwas beſſerm als aus Schweinefleiſch beſtanden hätten, welches vor etwa drei Jahren in Cork eingepökelt worden war, oder aus Rindfleiſch, welches bereits eine Reiſe nach Canada gemacht und welches ſich, wenn es abgekocht war, trotz des beſten pariſchen Marmors poliren ließ, daß man ſich darin hätte ſpiegeln können.

Ich hatte jedoch kaum die Hälfte meines pranzo *) vollendet, als der Klang der Caſtagnetten, dieſer einen ſo unnennbaren Zauber enthaltenen Hölzchen und die ſchnell auf einander folgenden Accorde einer Mandoline meinem Geiſte, der dermalen ganz allein mit der Al-

---

*) Mahlzeit.

tractionskraft des Arosſo vor mir und der reizenden Frau neben mir beſchäftigt geweſen war, plötzlich wie einen Compaß unter den Wendekreiſen, in eine divergirende Richtung verſetzten.

Noch eine kurze Zeit fuhr ich fort durch Eſſen, Horchen und Schauen drei Sinne auf einmal zu befriedigen. Aber als Gourmand hinter einer vollen Tafel zu ſchwelgen, während vor der Thür die Verſchlingungen des Bolero beginnen, — das vermag nur ein Menſch, deſſen Seele den Magen zum Wohnſitz erkoren hat, und ſelbſt einem ſolchen möchte es an der Seite einer ſo üppigen, verführeriſch lockenden ſüdlichen Schönheit, wie meine Wirthin war, äußerſt ſchwer werden.

Ich reichte meiner ſchönen Patrona die Hand, und führte ſie, ihr manch warmes Wörtlein zuflüſternd, auf den ringsum mit Fackeln beleuchteten Platz hinaus, über welchen, der faſt gedrückt voll grotesker Geſtalten war, der Vollmond ſeinen ungetrübten Glanz warf und mit dem irdiſch röthern Fackellichte eine magiſche Vereinigung feierte. Es war eine Götternacht, wie ſie der Norden nicht kennt, die alle Gefühle des Herzens, Sehnſucht, Verlangen, Leidenſchaft, ſüße Sinnentrunkenheit bis zum entzückenvollſten Rauſche aufregt. Durch alle Thore meiner Sinne ſtürmte das verzehrende Feuer wollüſtigen Entzückens in meine Seele. Vor mir das herrlichſte Tableau, üppige und kräftige Geſtalten; in meine Ohren die unwiderſtehliche Schmeichelei der girrenden Töne, meine Hand fühlt die leiſen Drucke der wunderſchönen Frau, eine volle aufgegangne köſtliche Roſe, die mir ihre Düfte beut, ihr Auge funkelt mich verlangend an, ihr warmer Athem ſtreift meine glühende Wange. Meine Blicke fliegen abwechſelnd mit unerſättlicher Begierde von ihr auf die Gruppen der tanzenden Mädchen, an Grazie und Leichtigkeit Urbilder zu Mahomeds Houris. Sie nähern ſich bald ſchmachtend den ihnen mit dem Ausdruck des Verlangens entgegenkommenden Tänzern, daß man Amors Triumph gleich darauf zu ſehen erwartet, bald fliehen ſie in Verzweiflung wieder, das redende Bild der trauernden Entſagung. Ich ſah, wie ſie rangen und kämpften, zwiſchen Leidenſchaft, der Irdiſchgebornen Erbtheil, und zwiſchen der

Liebe, dem in des Menſchen Bruſt gelegten hohen Götterfunken, und wie ſie allmälig dahinſterbend im höchſten Entzücken, faſt leblos dem Geliebten in die Arme ſanken, der im vollen Gefühle ſeiner männlichen Kraft, ſtolz wie ein König, auf die Beſiegte herabblickte, die den Arm des edlen Mannes als die einzige ſie aufrechthaltende Stütze erkannte. Endlich ſchwiegen die Caſtagnetten, und dicht neben einander geſchmiegt, ſtanden die Paare in einzelnen Gruppen umher. Während ſie Arm in Arm im ſüßen Schwelgen ſich einige Ruhe gönnten, griff der nicht weniger erſchöpfte Spielmann haſtig nach einer ihm hingereichten Flaſche und goß den Alicante in langen Strahlen hinunter, als ſei es aqua fresca de la fontana *) geweſen, womit er ſein wallendes Blut zu kühlen bemüht war. Sein Beiſpiel ermunterte mich, ein gleiches zu thun, und meine ſchöne Senhora kredenzte mir ſchon mit einem Glutblicke den duftenden Becher. Als meine lechzende Lippe erfriſcht war, reichte ich der blühenden Hebe das

---

*) Friſches Quellwaſſer.

Gefäß, das ſie raſch an die Lippen ſetzte, mir zuflüſternd: jetzt hat er an Werth gewonnen. Ich zog ſie mit hochklopfendem Herzen in den Schatten der Thürpfoſten, meine Lippen hatten die ihrigen im Nu gefunden, und ein glühender Kuß ſprang von ihnen, wie von Stahl und Stein bei ihrer heftigen Berührung der Funke ſprüht. Sehnſüchtige Worte, halb ausgeſprochen und doch nur zu gut verſtanden, flogen herüber und hinüber, ich erhielt ein mich hochbeglückendes ſüßes Zugeſtändniß, in Folge deſſen ſie ſich einige Augenblicke entfernte, mit dem Verſprechen, bald zurück zu kehren. Während ihrer Abweſenheit betrachtete ich mir die Gruppe genauer.

Die Blicke auch der jungen Männer, welche ohne Theil an dem Tanze zu nehmen, auf den langen Karabiner geſtützt, die Scene umſtanden, verkündeten, daß ſie nicht minder beobachteten als ich, und daß ſie ſtolz auf die Töchter ihres Landes, den hohen Werth derſelben zu ſchätzen wußten; wohl hüteten ſich jedoch die Lippen, das Lob derſelben laut werden zu laſſen oder mit Emphaſe zu verkünden.

Ich habe nie bemerkt, daß ſich ein Spanier zu der Frage erniedrigte: Wie gefallen euch unſre Schönen? und eben das iſt der Nationalſtolz, die ächt romantiſche Grandezza, die auch die untern Stände in Spanien ſo characteriſtiſch bezeichnet, daß kein ander Volk auf Erden ihnen darin gleich kömmt. Wohl ſagt uns bei ſolch einer Gelegenheit, des Spaniers dunkel flammendes Auge: ſeht euch die ſchönen Geſtalten dort an, ihr Fremdlinge, fühlt ganz den Zauber ihres Blickes, bewundert die Grazie, die nur ein Himmel, wie der unſrige, dem Weibe zu verleihen vermag, freut euch ihres Umganges, aber — notoca! *) wagt nicht durch unkeuſche Berührung zu entweihen, was uns andern heilig iſt. Nicht minder klar ſpricht die angenommene kühnere Stellung, der Verderben drohende Blitz, das unheimlicher erſcheinende Feuer, das verſengend dem Auge des Spaniers entſtrömt, ſobald er den geringſten Verſtoß gegen die dem andern Geſchlechte ſchuldige Achtung bemerkt.

So groß war der Eindruck, welchen die

---

*) Rühre nicht an!

Betrachtung dieſes ſpaniſchen Lebensbildes auf mich hervorbrachte, das um ſo lebendiger aus den daſſelbe eng umfaſſenden Rahmen des mörderiſchſten aller Kriege hervortrat, daß ich nicht fruher die Ankunft des Oſſiziers, der unſern vorgeſchobenen Poſten befehligte, gewahr wurde, bis mir derſelbe unter einem derben Schlage auf die Schulter, lachend die Flaſche unter dem Arme hinweg zog.

Seht Freund! ſagte mein viel älterer und daher um vieles ernſterer Kamerad, — nachdem er mich auf eine Gruppe von Männern aufmerkſam gemacht hatte, die den braunen Mantel uber ihre ſchwarzen Sammetjacken, ein ſo eigenthümliches Stück der ſpaniſchen Grandezza, nachläſſig über die linke Schulter geworfen, ſo daß allein die Rechte zur Handhabung der Papiercigarre frei blieb, um einen ſteinernen Tiſch herumſaßen, den eine ehrwurdige Korkeiche mit weit verbreiteten Zweigen als Dach uberwölbte: dort wird ſicherlich politiſirt, ſitzt doch el senhor alcalde [*]) mit ſeinem ſtattlichen

---

[*]) Der Herr Schulz.

Haarnetze mitten unter ihnen und mehr wie auf die Predigt ihres Pfaffen, ſcheint heute das Volk auf ſeine ernſte Rede zu horchen.

Kommt laßt uns dort unſern Sitz nehmen, vielleicht hat eine ſeiner Guerillas etwas Neues erkundet oder es bringt auch wohl noch einer der ſchnellfüßigen Burſchen etwas, was uns zu wiſſen mehr Nutzen in unſrer jetzigen Stellung gewährt, als dem jungen Volke dort zuzuſehen, welches ſo arglos hüpft und ſpringt, als ſäße in Madrid ſtatt des Joſeph, Don Fernando in ſeinem alten Glanze auf dem Throne.

Wahrhaftig, fuhr er unter einem Lächeln fort, — von dem man ungewiß war, ob es Verachtung oder Mitleiden ausdrücken ſollte — wenn man die Leute dort anſieht, ſollte man jeden einzelnen für einen König beider Indien halten, ſo ſtolz ſchreiten die Dons auf dem Boden einher, der heute noch ihnen, vielleicht morgen ſchon wieder dem Feinde gehört. Soll mich doch der Teufel holen, wenn ich ſo einem Haufen Menſchenkinder irgend wo anders, als in Spanien begegnet wäre, ob ich ſie in ihrem buntſcheckigen Anzuge von Sammt und Seide, mit dem ſilbernen Genäſtel und all dem Geraſſel von Tambourinen und Caſtagnetten, nicht für eine Bande ſtreifender Zigeuner gehalten haben würde.

O! Rittmeiſter! welch ein häßlicher Vergleich, — rief ich ärgerlich über dieſe rauhe Äußerung, nachdem ich ſchon verſtimmt darüber war, daß er mich ſo eben in der Betrachtung eines Bildes geſtört hatte, in dem ich alle meine ſchönen Jugendträume von den glücklichen Ländern der Hesperiden verwirklicht erblickte, und mich veranlaſſen wollte, nicht länger auf die ſchöne Wittwe zu warten.

Nun, wahrlich, Ihr würdet wohl anders geglaubt haben? — rief er lachend, indem er ſein bemoostes Haupt, eine Antwort erwartend, zurückwarf. Doch gutmüthig fuhr er fort, als er ſah, wie ich meinen Verdruß zugleich mit einem tüchtigen Zuge aus meiner Flaſche hinunterſpülte — ſeht Euch doch nur ein Mal die wie Kohlen glühenden Augen und das rabenſchwarze Haar des Mädchens im Sammtmieder dort an, und den Stutzer dicht neben ihr in der roſenfarbenen Weſte mit den blendendweißen

Hemdärmeln und den vielen ſilbernen Knöpfen und das Seidentuch um den Kopf. Entweder für Juden oder Zigeuner, für eins von beiden würden ſie doch, beim Donner, in Deutſchland weit eher, als für ehrliche Chriſtenmenſchen paſſiren.

Der Veteran hatte ſchon in der Schlacht bei Kaiſerslautern und bei Jena gefochten. Der ſtark ins Grau ſpielende Schnurrbart und das nur noch ſpärlich den von Narben tief gefurchten Vorkopf bedeckende Haupthaar verriethen, daß er weit über den Meridian ſeines Lebens hinaus war. Die poetiſche Zeit, welche mit dem Fruhlinge meines Lebens zuſammentraf, konnte keinen andern als einen bittern Eindruck auf ein Gemuth hervorbringen, welches als Soldat den herben Schmerz erlebt hatte, die Taktik Friedrichs des Großen von den neu entſtehenden Legionen der Neufranken im Staube zu ſehen.

Der Mann, welcher überhaupt ſo proſaiſch war, wie ſein Säbel, mit welchem er unter einem kräftigen deutſchen Fluche, auf einen Hieb den Helm eines franzöſiſchen Kuiraſſiers zugleich mit dem Schädel unter demſelben zu ſpalten verſtand, wußte nicht, daß Mauren und Spanier, Juden und ſelbſt die luſtigen cingari*), die letztern wegen ihres geheimnißvollen Urſprungs und ſeltſamen Treibens, die erſtern aber ſchon wegen ihrer orientaliſchen Abſtammung und ſpätern Vermiſchung mit gothiſchem Blute, einen ſo bedeutenden Platz in der Geſchichte des Landes einnahmen, auf deſſen Boden wir ſtanden. Er ahndete nicht, daß jene Geſchichte ſo gut wie die Mährchen der arabiſchen Nächte, die Erzählungen von den Bewohnern des Alhambra nicht weniger, als die Berichte von den Abenteuern des Cid, mir den Kopf von frühester Jugend auf ſo ſehr erfüllt hatten, daß ich in Irland an dem Abend, als wir endlich die beſtimmte Nachricht erhielten, das Regiment ſei zu einer nach Spanien beſtimmten Expedition beordert, aus lauter Freude, hinter meiner Punſchbowle im merry dragoon**), ſogar den Abendappell zu halten vergeſſen hatte.

---

*) Zigeuner.

**) fröhlichen Dragoner.

Ich verzieh es jedoch dem Manne ſchon um deshalb, weil er ein eben ſo trefflicher Krieger als Freund war, daß er mich, ohne es zu wollen, in meiner Gedankenreihe geſtört und Gefühle unangenehm berührt hatte, die dem natürlich lächerlich erſcheinen mußten, der nur den Wahlſpruch reſpectirte — alles durch mein Schwert! —

Vertraulich wie immer ſaß ich bald an ſeiner Seite, jedoch nicht ohne einen Blick auf die wiederum zum Tanz antretenden Paare zu werfen, und dann und wann verſtohlen nach der Thüre des Hauſes zu ſpähen, ob meine Schöne dort nicht erſcheine; als mein Rittmeiſter, nachdem er ein quartello de vino tinto *) gefordert hatte, die Unterhaltung durch ein ſonores buenas noches senhores **) eröffnete.

Soy servidor de Umd senhor capitano ***)! mit den Worten die Begrüßung meines Alten erwiedernd, rückten die Männer dichter zuſammen. Der Alcalde reichte dem Rittmeiſter verbindlich ſeine brennende Cigarre und ein andrer ließ England und Spanien hochleben, nachdem er unſre Gläſer zuerſt aus ſeiner eigenen Flaſche vollgeſchenkt hatte. Die Unterhaltung wurde durch unſre Dazwiſchenkunſt bald lebendiger als zuvor, da manche der ernſten Spanier aus Freude wieder ein Mal am heimathlichen Heerd im traulichen Verein ein Wort ſprechen zu können, von der gewohnten mäßigen Lebensweiſe abgewichen waren, und ſchon einige Gläſer mehr, als ſonſt in ihren Verſammlungen üblich war, getrunken hatten.

---

*) Ein Viertelchen Tintowein.

**) Guten Abend, ihr Herren!

***) Euer Diener, Herr Kapitän!

Etwa eine halbe Stunde hatten wir ſo geplaudert und dem fröhlichen Getümmel, welches aus der Ferne geſehen, viel Ähnliches mit einem, wenn auch nicht ſo romantiſchen, ſächſiſchen Kirchweihfeſte hatte, zugeſehen, als eine der pitteresken Geſtalten, welche uns unter dem Namen cacciadores de montagna *) ruhmlich bekannt geworden, von den Franzoſen aber bri-

---

*) Gebirgsjäger.

gands*) genannt, als ihre unverſöhnlichſten, gefährlichſten Feinde gefürchtet wurden, unſre Aufmerkſamkeit rege machte.

Mit ſeinem über die Schulter hängenden Karabiner und fliegenden Mantel, drängte er ſich haſtigen Schrittes durch die Gruppen der Tanzenden, ſchob bald hier, bald dort einen Bekannten unter flüchtigen Kopfnicken zur Seite und nahete, in ſeinen Sandalen kaum hörbar einherſchreitend, ſchnell unſerm Tiſche, an welchem der Alcalde das Präſidium an dem ſich ſpäterhin eingefundenden senhor cura**) in ſchuldiger Ehrfurcht abgetreten hatte.

Was bringſt Du uns Pepe? — fragte der Letztere zwar raſch, jedoch ohne im mindeſten die Ruhe zu verlieren, als er in dem Eilboten, eins ſeiner Beichtkinder, einen jungen ſchönen Mann aus dem Städtchen erkannte. — Iſt's nicht geheuer draußen bei euch auf dem Poſten?

Los demonios avancen***), Fluch über

---

*) Räuber.

**) Herr Pfarrer.

***) Die Teufel rücken vor.

ſie, die **nichts wiſſen** als Brennen und Rauben! In einigen Stunden können ſie ſchon hier ſein, los hereticos*), — erwiederte der Gebirgsjäger, indem er ſich mit der, aus gebuhrendem Reſpect vor ſeinem Beichtvater, abgenommenen rothen Zipfelmütze den von ſeinem Geſicht herabſtrömenden Schweiß abwiſchte. — Sie ſind mit Cavallerie, Infanterie und Kanonen im Anzuge, glaubt's mir nur ehrwürdiger Herr, und gar wenige werden's ihrer auch nicht ſein, **maladets****)! ſo ſchloß er ſeinen kurzen Bericht und goß haſtig den ihm dargereichten vollen Becher hinunter.

Entfernte einzelne Schüſſe, welche bald darauf bei der eingetretenen Pauſe ganz deutlich durch die lautloſe Nacht zu uns herüberdrangen, beſtätigten ſowohl die Wahrheit des Berichts, als die Gegend, von woher der Feind gegen uns anrückte.

In einem Augenblick war die fröhliche Scene in ein unheimliches Getümmel verwandelt. Statt der Freude, vernahm man nur noch ein ſchaudererregendes Chaos von Wehklagen, Flüchen und Seufzern, durch welche der Ruf zu den Waffen kaum deutlich genug hindurchdrang, um die ſtreitbare Mannſchaft, welche ſchnell, um ſich zu ruſten, auseinander geſtäubt war, auf dem Allarmplatze zu verſammeln.

---

*) Die Heiden.

**) Die Verdammten!

Der Lärm und die allgemeine Verwirrung war ſo groß, daß ſelbſt die Thiere in den benachbarten Häuſern und Ställen davon ergriffen, ein ganz greuliches Brüllen, Heulen und Wiehern erhoben.

Einen höchſt verſchiedenen Eindruck von dem, welchen das Ganze dieſes großen Bildes der Zerſtörung hervorbrachte, machten die einzelnen Züge deſſelben auf mich, während ich an mein Pferd gelehnt, die allgemeine Auflöſung der kaum hergeſtellten geſelligen Ordnung überblickte. An der Eiche druckte flüchtig und verſtohlen die Geliebte einen heißen Kuß, vielleicht den letzten, auf die Lippen eines ſonnenverbrannten jungen Landmannes, der in voller Rüſtung die Hand wie zum Schwur gehoben, mit einem Blicke vom Idol ſeines Herzens ſchied. In ihr

— man ſah es — kämpfte die Gewalt ſüdlicher Liebe mit ſüdlichem Rachedurſt, wilder aber edler Schmerz mit wilder aber unedler Wuth, als er mit Ausdruck der hohen Schwärmerei ſeiner Vorfahren fort auf die Plazza granda eilte. Am Eingange eines Hauſes umarmte ein junges Weib den kräftigen Gatten, während er ſelbſt, in der Linken die Kugelbuchſe, ſich zu einem holden Knaben hinabbeugte, der des Vaters Knie umklammert hielt, auf denen er vielleicht nie mehr geſchaukelt werden ſollte. Greiſe und Kranke, die man ſorgfältig auf die Maulthiere hob, hielten von einem Trupp Bewaffneter umgeben, ganz vorn an, um den Zug in die Gebirge zu eröffnen. Stumm mit ſtarren abgeſtumpften Blick, weilte das ſchon halb erloſchene Auge thränenlos auf dem verödeten Paradieſe ihrer Jugend, welches ſie jetzt verließen, um einſam in irgend einer Bergſchlucht troſtlos und ohne Heimath zu ſterben. Und über all den Jammer und das Elend goß der Mond ſeine klaren Lichtwellen eben ſo ruhig aus, wie er ſie vorhin über die Freude und die Luſt ſilberglänzend hingefluthet hatte. Ein

Zaubrer hatte die Scene verwandelt, um mir Spanien in einer einzigen Nacht kennen zu lehren.

Ein außergewöhnliches Zeichen mit der Glocke rief die auswandernde Gemeinde noch ein Mal zum Gebet, und als unſer Trompeter zum Ausrücken blies, erhob derſelbe ehrwürdige Geiſtliche, deſſen ich ſchon früher erwähnte, und der ſo eben die Männer ſeines Sprengels im Tempel des Herrn zum Sieg oder zum Tode por patria et Fernando*) eingeweiht hatte, ſeine mächtige Stimme, um auch für uns Fremdlinge den Segen des Himmels und der santa virgen**) herabzuflehen, indem er an uns vorüberſchritt, das Loos ſeiner Heerde zu theilen.

Ich hatte meine ſchöne Patrona nicht wieder geſehen, da machte ſich eine hohe Geſtalt durch das Gedränge zu mir Bahn, und rief ſich vertraulich an meinen Schenkel lehnend: Adelante senhor cavalero***)! In der Rechten ſchwang ſie einen funkelnden Dolch, während ſie mir mit der Linken einen großen bis zum Halſe gefullten Calabaſſo an einer rothſeidenen Schnur hinaufreichte. „Tambien la viuda es pronta. No olvidad la palabra: Spana et Donfernando*). Bajo los francesos**)!“ Nach dieſen Worten war ſie im Gedränge verſchwunden. Die Frau war verwandelt; aus einer liebeathmenden Venus war ſie eine kriegſchnaubende Minerva geworden.

---

*) für Vaterland und Ferdinand!

**) heiligen Jungfrau.

***) Wohlauf, Herr Reiter!

Als wir außerhalb der Stadt rechts die Brücke über den Arbelos paſſirten und die Richtung nach Fuentes hin einſchlugen, um laut unſrer Ordre den Feind, ſobald er ſich irgendwo zeigte, ſo nahe wie möglich zu recognosciren, ſprengte ſie verwegen auf einem ſchönen Maulthiere an uns vorüber quer durch die Weinfelder einer Anhöhe zu. Nachdem ſie uns von dort aus ein Zeichen mit der Hand gemacht hatte, gleichſam als hätte ſie ſagen wollen: ſeht, dort ſind eure und unſre Feinde — folgte ſie der langen Karavane der ihres Obdachs beraubten geängſteten Einwohner, die, kaum wieder heimiſch geworden, jetzt abermals mit ihrer theuerſten Habe aus den Stadtthoren hinauszogen, um ſich und ihre Güter in die Gebirgsſchluchten zwiſchen Monteallegre und Yecla zu verbergen.

---

*) Wohl iſt die Wittwe pünktlich. Vergeßt Eure Parole nicht: Spanien und Don Ferdinand.

**) Nieder mit den Franzoſen.

Auf dem Kamme des vor uns liegenden Gebirges fiel Schuß auf Schuß zwiſchen den Pikets und einer feindlichen Seitencolonne. In unſerm Rücken hörte man das ängſtliche Rufen der noch zurückgebliebenen Familien oder einzelner verſpäteter Flüchtlinge, die nicht geſonnen waren, irgend etwas von ihrer ſtets mobilen Habe zurückzulaſſen. Links das Fluchen in der oft ſtockenden Colonne der mit Kranken und Kindern, Tiſch und Bett, Keſſeln, und allem möglichen Hausgeräth beladenen Saumthiere, die, es fehlten nur noch einige Kameele im Zuge, das treueſte Conterfei des Auszuges der Kinder Israel dargeſtellt haben würde. Das mit einem madre santissima ora pro nobis *)

---

*) Heiligſte Mutter, bitte für uns!

vermiſchte Geſchrei: Hurtig! Marſch! Vorwärts! der Zeter der Kinder, bei jedem etwas mehr in der Nähe ertönenden Schuſſe, ſo wie das bunte vom Monde unſicher beleuchtete Gewimmel, welches ſich immer höher an dem Gebirgsgrat hinaufwand, gewährte ein eines beſſern Darſtellers würdiges Bild. Denn ich fühle nur zu ſehr, daß ich mich vergeblich bemühen würde, es ſowohl in allen ſeinen Einzelnheiten, als im Ganzen treu darzuſtellen, obgleich mir das Enſemble mancher ſolcher Scenen, von denen ich in Spanien Augenzeuge geweſen bin, ſo friſch vor Augen ſteht, als wenn ich ſie geſtern erſt erlebt hätte.

Je mehr wir vorrückten, deſto deutlicher ſahen wir ein, daß die früher gehörten einzelnen Schüſſe in das regelmäßige Feuern ganzer Maſſen überging. Bald fiel auch der große Baß mit ſeinen ernſten Grundtönen in das luſtige Knattern der Violinen ein, woraus man im Felde gewöhnlich die Überzeugung erlangt, daß die Muſik nicht von einem Häuflein Dilettanten in irgend einem verborgenen Winkel, ſondern von einer wohleingeübten Menge von

Concertanten aufgeführt wird, die nicht Urſach haben, ein größeres Publikum zu ſcheuen. Es wurde daher Kehrt gemacht, und ſchon hatten wir eine ziemliche Strecke auf dem Wege, der uns unſerer Avantgarde entgegenführte, zurückgelegt, als der Rittmeiſter ſich plötzlich eines andern beſinnend, zu halten gebot.

Lieutenant! ſagte er zu mir heranreitend, die Spanier übertreiben gewöhnlich die Angabe der Feinde, um ihre Siege zu vergrößern. Franzoſen ſind vor uns, das iſt gewiß, auch iſt's mehr als eine Patrouille. Jedoch eben ſo gut kann es eine ſtarke Fouragier-Partie ſein, wie ein ganzes Armeecorps; es wäre mir unlieb, wenn ich im erſten Falle unſre ganze Diviſion allarmirte. Sie wiſſen, der General hält auf genauen Rapport. Nehmen Sie daher zwanzig Huſaren und ſuchen Sie — dabei deutete er auf eine im Mondlicht ſchimmernde Höhe — von jenem Punkte aus, des Feindes Stärke zu erforſchen. Sein Sie vorſichtig, und kommen Sie ohne Verzug ſobald Sie wiſſen, was uns nöthig iſt, hierher zurück, wo ich auf Sie warten will.

Ich zählte meine Leute ab, from the left to rear file*) lautete das Commando und nachdem ich die möglichſte Stille empfohlen hatte, ritt ich im raſchen Schritt, auf die etwa eine halbe engliſche Meile von uns entfernte Anhöhe zu, wo alles ruhig wie im tiefſten Frieden erſchien, während links von der Straße, jedoch in größerer Entfernung, auf einem ſchwierigen Terrain, welches die ſpaniſche Diviſion Copons beſetzt hielt, der Kampf mit der Annäherung des Morgens ſich immer heftiger zu entwickeln ſchien.

Schon ſtritt der Tag mit der Nacht um die Herrſchaft, als ich auf dem mir bezeichneten Punkte ankam und eine unabſehbare Reihe von Wachfeuern, deren nur noch matt ſtrahlende Flammen ſich mit dem zarten Morgenroth vermiſchten, welches eben am öſtlichen Horizont zu ſchimmern begann, belehrte mich, ohne des weitern Commentars zu bedürfen, daß es der Feind dieſes Mal auf etwas mehr abgeſehen hatte, als auf eine ſeiner nicht ſeltenen Promenaden en recherche des vivres **), woran es ihm nicht ſelten fehlte.

---

*) Von der Linken zur Nachhut.

**) um Nahrungsmittel aufzutreiben.

Zu meinem Leidweſen ſollte ich jedoch erfahren, daß ich nicht der einzige Wißbegierige in dieſer Gegend war. Auch unſre Gegner ſchienen den Wunſch gehegt zu haben, zuvor einen Blick auf die von ihnen zum Vorrucken erwählte Straße zu werfen, ehe ſie auf derſelben mit einer ganzen Abtheilung weiter marſchirten, zur ſelbigen Zeit, als ihr rechter Flügel noch mit den Truppen von Copons engagirt war. Denn als ich eben ſo vorſichtig, als ich hinaufgeritten, mein Obſervatorium zu verlaſſen im Begriff war, um mich mit der am Fuße des Hügels zurückgelaſſenen Abtheilung meiner Leute zu vereinigen, ertönte der Ruf qui vive? *) ſehr mal-à-propos zu mir herauf und gleich darauf fielen einige Schüſſe, wahrſcheinlich von Seiten meiner Huſaren, um mir ein Allarm-Zeichen zu geben.

Viel ſchneller, doch auch geräuſchvoller, als wir hinaufgeritten, ſprengten wir den Abhang hinunter, doch wie ſoll ich ſagen, zu meinem Erſtaunen, Verdruß oder Entſetzen bemerkte ich,

---

*) Wer da?

ohnerachtet der uns noch umgebenden Dämmerung, welche die Gegenſtände nur in dunkeln Umriſſen erkennen ließ, daß der Feind, aus einem Trupp Reiterei und etwa einer Compagnie Infanterie beſtehend, aus einem Hinterhalt hervorgebrochen, den Hügel von beiden Seiten umgangen hatte und zwiſchen mir und meiner zurückgelaſſenen Mannſchaft poſtirt war.

Guter Rath war hier um ſo theurer, da das Terrain zu beiden Seiten von Weinfeldern, Hecken und zwar trockenen aber ſteilen und tiefen Flußbetten früherer Bergſtröme durchſchnitten war.

Einzelne Kugeln, die jedoch ihr Ziel verfehlten, ſauſten an mir vorüber, der von allen Seiten her erſchallende Ruf rendes Vous anglais!*) war unter fortwährenden Feuern ſchon oft wiederholt, ehe ich am Fuße des Hügels haltend ganz über das einig war, was mir in einer Situation zu thun oblag, von der man leicht begreifen wird, daß ſie nicht zu denen gehörte, welche den Comfort des Lebens erhöhen.

---

*) Ergebt euch, Engländer!

Von meinen in der Ebene zurückgelaſſenen funfzehn Mann wurden mit den feindlichen Huſaren Säbelhiebe gewechſelt. Dieſe erkannte ich, als einige derſelben Miene machten, auch mich in der Nähe zu beſchauen, während die andern das kleine Häuflein im Thale eng umſchloſſen hatten, beim Blitz der abgeſchoſſenen Gewehre an ihren rothen Pelzen für die lebensfrohen Geſellen vom 4ten Regiment, das größtentheils aus Elſaſſern beſtand und mit denen wir ſchon oft im freien Felde Bekanntſchaft gemacht hatten.

Jetzt ſtürzte, dicht neben mir das Pferd einer meiner beſten Leute von einer feindlichen Kugel getroffen, zuſammen, eines alten Schleſiers, der ſich mit den Worten: muß ſo ein rother Satan meine arme Nanny gar in der Nacht noch treffen, nachdem ſie mich ſiegreich neulich am Tage dreimal durch ſein ganzes Regiment hindurch getragen hat, unter der auf ihm liegenden Laſt hervorarbeitete und brummend ſeinen Mantelſack abſchnallte, damit einige Minuten ſpäter den Feinden, welche ihn gefangen nahmen, als er durch die Weingelände fortſtolperte, dieſe Mühe erſpart wurde.

Sie, meine Herren Zuhörer, werden ſich vielleicht darüber wundern, daß ich mich ſo lange ruhig verhielt, aber ich muß Ihnen ſagen, daß das, was man mit vielen Worten von irgend einem Vorfalle im Felde erzählt, in der Regel immer nur das kurze Werk von Momenten iſt. Denn in einem der nächſten befahl ich ſchon, daß zwei von den noch neben mir haltenden Leuten, wenn möglich, verſuchen ſollten, ſich rechts nach der Straße durchzuſchlagen, um den Rittmeiſter, welcher wahrſcheinlich ſchon auf den gehörten Lärm zu unſrer Unterſtützung auf dem Wege ſein würde, von der Stärke des auf dieſem Punkt vorgeſchobenen Feindes zu unterrichten, während ich ſelbſt mit den übrigen beiden zu einem gleichen Zweck, den Verſuch auf der entgegengeſetzten Seite unter einem lauten Hurrah unternehmen wollte, in der Hoffnung, daß der Feind bei der noch im Thale herrſchenden Dunkelheit, über unſre eigentliche Stärke in Ungewißheit blieb.

Jene beiden entkamen glücklich, und noch fünf andre von dem von mir abgeſchnittenen Trupp fanden ihre Rettung durch die Gewandtheit der friſchen engliſchen Pferde, — die andern waren theils getödtet, theils ſchwer verwundet in Gefangenſchaft gerathen, ich aber hatte für mich ſelbſt durch die gewählte Richtung das unglücklichſte Loos gezogen.

En avant voltigeurs! commandirte der franzöſiſche Offizier, ce n'est qu'une poignée[*]. — Drauf Huſaren! donnerte ich im ſelben Moment ſo laut als mir möglich, in der Hoffnung, daß auch meine jenſeits befindlichen Leute, meine Desperations-Stimme vernehmend, einen letzten Verſuch machen möchten, ſich zu mir hindurchzuarbeiten. Dann warfen wir drei uns, ſo wie wir's verabredet, dem erſten Feinde gerade entgegen, und eben ſo raſch, ſobald er ſtutzte, wie ich es berechnet hatte, halb links, um in einen Bogen die große Straße zu erreichen. Von dem Erfolge dieſes Wageſtücks hing es allein ab, ob die Armee frühzeitig genug Nachricht von der Bewegung und der Stärke des Feindes erhielt.

---

[*] Vorwärts, Voltigeure! Das iſt nur eine Handvoll.

Das Manoeuvre gelang, und unſer Flug ging anfangs glücklich von ſtatten. Doch bald wurden die Hecken höher, die Weinſtöcke dichter, und wie Schlangen ſich windend, erblickten wir in einiger Ferne die ſchlauen Voltigeurs, denen die zunehmende Helle jetzt ſchon weit beſſer verſtattete, ihr Ziel zu nehmen, als im Anfange des Überfalles.

Abermals ſtürzte einer meiner Leute, die Kugel hatte ihn gut genommen, er rührte kein Glied mehr, und wir beiden letzten verſuchten nun einen andern Cours einzuſchlagen. Doch ein Graben verſperrte den Weg. Wie breit oder wie tief, das war wegen des überhängenden Gebüſches nicht zu erkennen. Doch en avant! klang es hinten, Kugeln pfiffen von der Seite, ein Sprung mußte alſo ohne weiteres Bedenken gewagt werden, um ſo mehr, da wir von jenſeits in der Richtung der Straße, das Raſſeln eines heranjagenden Geſchwaders vernahmen.

Es mußten die Unſrigen ſein, denn ſchon glaubte ich meinen voranſprengenden Rittmeiſter zu vernehmen, deſſen proſaiſche Sprache wie ferner Donner erklang, wenn er ſein draw swords *), und Marſch! Marſch! im Augenblick der beginnenden Schlacht, commandirte. Mit einem heftigen Stoß, wie ich ihn mir nie zuvor gegen meinen Goldfuchs erlaubte, drückte ich ihm die Sporen in die Seite, und hinuber ging's in einem Satze, den auf dem beſten Racepferd zu wiederholen mir nicht gelüſtet.

C'est ton dernier, chevalier! **) tönte es dumpf und hohnlachend, wie aus dem Bauche der Hölle, zu mir herauf, dann fiel ein Schuß, doch ich ſtand druben auf feſten Boden mit meinem wildſchnaubenden Alfred. Alles war ſtill, doch nur einen Augenblick dauerte das Gefühl der vermeintlichen Sicherheit. Unbändig bäumte ſich mein Pferd in die Höhe, dann that es einen gewaltigen Satz, ich fühlte es heftig unter mir erzittern, und haltlos ſtürzte das edle Thier kopfüber zu Boden, indem mir bei deſſen ungewöhnlich wüthenden Bewegungen, beide Zügel aus der Hand gefallen waren.

---

*) Zieht den Säbel!

**) Das iſt dein Letztes, Reiter!

Mein Kopf war während des Falles in ſo unſanfte Berührung mit einem Felsſtücke oder einer Baumwurzel gerathen, daß mir wörtlich das Feuer aus den Augen flog, jedoch fühlte ich noch, wie das Blut meines braven Gauls, den eine verrätheriſche Kugel aus der Schlucht getroffen haben mußte, heiß uber mich hinſtrömte, ich hörte ſein ächzendes Todesröcheln und machte einen Verſuch, mich emporzuraffen. Aber bei dieſer Bemuhung wurde es mir dunkel vor den Augen, ich verlor das Bewußtſein, und das was ferner um mich hervorging, erſchien mir ſpäterhin als das verworrene Bild irgend eines wuſten Traumes. Ein ſtechender Schmerz am Kopfe rief mich endlich ins Leben zuruck. Als ich die Augen aufſchlug, war es heller Tag, und vor mir glänzten Bajonette und funkelten Helme und Säbel einer unabſehbaren Schlachtlinie im erſten Strahl der heitern Fruhlingsſonne.

Uniform und Sprache verriethen mir leider nur zu bald, daß ich mich nicht unter den Unſrigen befand. Es war die franzöſiſche Armee, die ſiegreich am geſtrigen Tage aus dem Kampfe mit Copons und Eliot bei Almanjo hervorgegangen, und jetzt im vollen Marſche auf die engliſche Stellung begriffen war.

Mein wunder Kopf ruhete ſorgfältig verbunden auf einem Torniſter. Eine Felddecke hatte mich gegen den Thau der Nacht geſchützt. Rund um mich her lagen Todte, Sterbende und Verwundete, und die emſig beſchäftigten Wundärzte und das Ab- und Zufahren der Ambulanceen *) belehrte mich, daß ich mich ſelbſt mitten auf dem Schlachtfelde befand. Man hatte mich ganz in die Nähe eines einzelnen Hauſes gebettet, welches nach dem regen dort herrſchenden Leben, der Menge der in ſeiner Umgebung haltenden Staabsoffizieren und der ab- und zuſprengenden Adjutanten, das Hauptquartier des franzöſiſchen Feldherrn zu ſein ſchien.

In dem Augenblicke, als ich mich aufrichtete, bemerkte ich, daß ein Wundarzt in Begleitung eines Offiziers mein Lager verließ. Obgleich ich das Geſicht des Letztern nicht ſah, ſo erkannte ich doch aus der Uniform der hohen Ge-

---

*) Feldlazarethe.

ſtalt, welche ſich klirrenden Schrittes entfernte, daß es ein Offizier des weſtphäliſchen Cheveauxlegers-Regiments war.

Indem ich noch meine Betrachtungen darüber machte, ob vielleicht Theilnahme mit dem Geſchicke eines Landsmannes, oder bloße Neugierde die Veranlaſſung geweſen ſein möchte, daß jener mich im Zuſtande der Bewußtloſigkeit beſucht hatte, wurde ich von einigen andern franzöſiſchen Offizieren umringt, welche mich, nachdem ſie ſich unter der freundlichſten Anwünſchung eines guten Morgens, nach meinem Befinden erkundigt hatten, mit der keinem andern Feinde als dem Franzoſen im allgemeinen ſo eigenen Theilnahme, dringend baten, an ihrem Fruhſtücke Theil zu nehmen, bon comme le champ de bataille en pouroit fournir *). Kaum hatte ich jedoch in einer bequemern Stellung, eine Taſſe Chocolade mit etwas Weißbrot — eine mir ſehr nöthige Stärkung — zu mir genommen, als ein Aide-de-camp **) mit dem Befehl erſchien, ohne Verzug, wenn es mein Zuſtand geſtattete, vor Seiner Hoheit zu erſcheinen.

---

*) ſo gut es das Schlachtfeld zu liefern vermöchte.

**) Generaladjutant.

Wer fuhrt hier den Oberbefehl? — fragte ich überraſcht. — Der Herzog von Albufera in Perſon — erwiederte der mir zunächſt ſitzende Offizier, an den ich meine Frage gerichtet hatte.

Der Name übte einen eigenen Zauber auf meine geſunkenen Kräfte; denn ſchneller als ich es geglaubt hatte im Stande zu ſein, ſtand ich auf meinen geſunden Füßen, und folgte ſo raſch als es mein noch ſchwindelnder Kopf erlaubte, dem Überbringer der Botſchaft, welche mich, obgleich es nichts ungewöhnliches iſt, daß ein Gefangener vor den Oberbefehlshaber eines feindlichen Corps geführt wird, mit einem geheimen Schauder erfüllte, indem ich an meine frühern Verhältniſſe zurückdachte.

Platz da! meine Herren, je Vous en prie*) — mit dieſen Worten brach ſich, mich höflich am Arme faſſend, mein Führer Bahn durch ein dichtes Gedränge von Offizieren, Guiden und

---

*) ich bitte Sie darum!

Dienern, welche ſich um den Eingang des Hauſes verſammelt hatten.

Prenez garde donc, ce monsieur est blessé *) — rief er einem Coloß von Kuiraſſier zu, welcher eben raſſelnd in der ſchweren Rüſtung von ſeinem ſchweiß- und ſchaumbedeckten Pferde abgeſtiegen im Begriff war, zugleich mit uns in das Haus einzutreten.

Aufmerkſam gemacht durch dieſe Worte, wich auch innerhalb des Einganges der dichte Kreis etwas zurück und gleich darauf ſtand ich vor dem Kriegsfürſten, der in martialiſch-natürlicher Hoheit, wie ein Geſtirn erſter Größe, ſeine Umgebung — die Satelliten — verdunkelte, obgleich manche derſelben im Schimmer reich geſtickter Uniformen und vieler Orden eine recht impoſante Erſcheinung gewährten. Ein längſt von mir gehegter Wunſch, den in Spanien noch nie geſchlagenen Marſchall, den zweiten Bayard, mit eigenen Augen zu ſchauen, war jetzt wider Erwarten ſchnell erfüllt. Doch

---

*) Nehmen Sie ſich doch in Acht, dieſer Herr iſt verwundet.

in Betracht meiner mißlichen Lage, an die ich wegen meiner frühern Bewußtloſigkeit erſt im Augenblick der erhaltenen Vorladung, gedacht hatte, war, ich muß es offen geſtehen — die Freude doch um ein großes geſchmälert.

Einen kurzen Blick warf ich auf den Feldherrn, dann ſchweiften meine Augen forſchend und unruhig über die glänzenden Einzelnheiten der großen Verſammlung, in welche ſich, außer dem aus der Vergeſſenheit früherer franzöſiſcher Größe neuerdings wieder aufgetauchten Marſchall Clauſel, auch die Generäle Harispe und Decaen bemerklich machten, denn eine dunkle Ahndung ſagte mir, daß ich hier irgend einem feindſelig auf mein Leben einwirkenden Dämon begegnen würde.

Das dunkle Vorgefühl, welches ich auf dem kurzen Wege und während meines Eintritts in das Haus empfunden, hatte mich nicht getäuſcht. Mein Auge entdeckte umherirrend zwei wohlbekannte Geſichter, deren Anblick mich zugleich mit ſtaunender Überraſchung, Schrecken und Freude erfüllte. Es flirrte mir vor den Augen, ich mußte mich mit Gewalt zuſammennehmen, um meine Bewegung nicht zu verrathen. Das eine gehörte meinem Todſeind, das andre meinem beſten Freund an. Jener war Niemand anders, als der mir verhaßte Kleeſeld, der ſich in den Abzeichen eines Majors bruſtete. Was in ſeiner niederträchtigen Seele vorging, zeigte mir der hämiſche Blick, mit dem er mich in teufliſcher Freude, mich jetzt ſeiner ſichern Rache opfern zu können, von Kopf bis zur Zehe betrachtete. Das andre ergraute Haupt aber, mit den mir ſo theuern duſtern Zugen, das in ſeiner ganzen Länge über den andern hervorragte — o! Schickſal, wer ahndet, wenn er hinaus ins wild bewegte Leben tritt, deine räthſelhaften Verſchlingungen? — es war das Haupt meines Onkels, welches ich hier unter meinen Feinden erblickte, der, wie ich ſpäter erfuhr, vor einigen Wochen erſt aus Deutſchland von einem andern Regimente hierher als Oberſter verſetzt worden war.

Er ſtand, finſter auf ſeinen Säbel geſtützt, etwas ſeitwärts von dem Erſtern, ſo daß er im Stande war, unbemerkt von dem andern, mit auf dem Mund gelegten Finger, ein mir wohl verſtändliches Zeichen zu geben.

Schon nach den erſten Worten, welche der Marſchall an mich richtete, begriff ich vollkommen, um was es ſich handelte.

Ich höre, daß Sie in der weſtphäliſchen Armee gedient haben — redete der Letztere mich ziemlich barſch und heftig an — Sie ſind Hannoveraner, fuhr er fort, und Ihr Name — iſt Haßlinger — die letzten Worte betonte er wie es ſchien abſichtlich ſtark.

Es kam mir vor, als ob ſich Kleefelds Geſicht, der dicht hinter dem Marſchall ſtand, zur hölliſchen Fratze verzöge, als jener mich anredete. Ein eiskalter Schauer überlief mich, als ich auf meinen Onkel blickte, der, ſtreng im Dienſt und dem Dienſt ſelbſt ergeben, mich trotz der Verſchiedenheit unſrer Grundſätze ſtets innig geliebt hatte, keine Miene verzog, da ich doch nur von ihm allein Rettung aus meiner anſcheinend hoffnungsloſen Lage erwartete. Auf ſeiner Stirn thronte der kalte unerſchütterliche Ernſt wie gewöhnlich, und das Auge blickte auch heute ſtreng und kalt auf dieſelbe Weiſe, wie er alle Vorfälle des Lebens zu betrachten gewohnt war. Nur den Finger legte er abermals kaum merklich auf den Mund, indem er ſcheinbar mit dem grauen Knebelbart ſpielte. Weiter kein Zeichen, daß er irgend einen Antheil an mir nahm.

Es war zwar nur eine kurze kaum bemerkbare Pauſe ſeit der Frage des Marſchalls, der mich finſter anblickte, entſtanden, und doch ſchien er ſchon ungeduldig meine Antwort erwartet zu haben, als ich ihm mit möglichſter Faſſung erwiederte: Ich bin ein Mecklenburger, Monſeigneur! mein Name iſt Granſtetter und ich hatte nie die Ehre, in der weſtphäliſchen Armee zu dienen.

Demnach hätten Sie ſich geirrt, Major! — die Sache iſt anders, wie Sie hören — mit dieſen Worten wandte er ſich kurz zu dem hinter ihm ſtehenden deutſchen Offizier — vielleicht hat irgend eine Ähnlichkeit, verbunden mit den mir an Ihnen bekannten Eifer für die Sache des Königs Jerome, Veranlaſſung zu einem Irrthum gegeben, ſetzte er hinzu.

Dann iſt es das Signalement, welches den

Irrthum verurſacht hat, Monſeigneur — — ſo ſprechend, überreichte mein Todfeind unter einer tiefen Verbeugung dem Oberbefehlshaber ein entfaltetes Papier, welches er bisher in der Hand gehalten hatte. —

Sehr ähnlich, wahrhaftig! — rief der Marſchall, indem er mich mit der Bezeichnung im Papier verglich. Faſt alles übereinſtimmend bis auf den Bart — fuhr er fort. — Die Beſchreibung ſagt davon nichts. Es würde mir in der That leid thun, wenn — dabei betrachtete er mich ſtockend, mit einem Blicke, welcher mir unverkennbar ſeine Theilnahme verrieth.

Es ſind ſchon beinahe fünf Jahre her, daß der beſagte Haßlinger auf den Grund gegen die Regierung des Königs conſpirirt zu haben in contumaciam verurtheilt iſt — erwiederte der Deutſche, die Züge ändern ſich in der Jugend, und der Bart wächſt ſpäter hervor, fügte er im ſpottenden Tone hinzu.

Ihr Eifer für den König iſt groß, das muß man zugeſtehen, und um ſo mehr an Ihnen als Deutſcher zu bewundern, ſagte der Marſchall, während es mir vorkam, als ob ein leichter Anflug von Verachtung über die Züge des ernſten Mannes glitt. Ich werde nicht verfehlen, beim König ſobald als möglich deſſelben Erwähnung zu thun, vielleicht daß er durch Zurückberufung Ihre Verdienſte in Caſſel beſſer zu würdigen verſteht, als es mir hier möglich iſt, wo ich Ihrer braven Landsleute ſo viele um mich habe.

Vielleicht legitimirt ſich der Offizier durch ſein Patent oder irgend ein anderes Papier, ſo unterbrach jetzt endlich mein Onkel, dem die Sache durch die ſarkaſtiſche Bemerkung des Marſchalls, die meinen Feind reizen und das Äußerſte zu thun veranlaſſen konnte, vielleicht bedenklich werden mochte, das bisher behauptete Stillſchweigen, indem er aus ſeiner frühern anſcheinenden Theilnahmloſigkeit unter einer Verbeugung vor den Fürſten hintrat. Der Alte kannte zum Theil meine wunderbaren Schickſale mit der Matrikel und mochte vermuthen, daß ich ſie bei mir führe.

Das Franzöſiſche meines Onkels war ſchlecht, weil das beſondere Studium jener Sprache nie ſeine Sache geweſen war, und lächelnd ſagte der Marſchall, ſich zu ihm hinwendend: Wohl geſprochen, Colonel! und dann fragte er, indem er raſch einen Schritt näher zu mir herantrat: Nun, wie iſt's damit, junger Mann, haben Sie vielleicht etwas der Art aufzuweiſen?

Mein Patent befindet ſich nebſt meinen übrigen Sachen bei der Bagage unſrer Armee, erwiederte ich, nachdem ich bei dieſer Wendung der Dinge meine volle Faſſung wieder erlangt und meinen Onkel wohl verſtanden hatte, jedoch führte ich zufällig meine Univerſitäts-Matrikel im Mantelſack bei mir, als ich gefangen wurde. Sie wurde mich vollkommen legitimiren, wenn ich Auskunft zu geben wüßte, was ſeitdem aus meinen Effecten geworden iſt.

Freundlich winkte mein Onkel, dann nahm ſein Geſicht wieder den ſteinernen Ernſt an, wie vorher.

Man frage danach bei den Leuten, welche heute früh den Offizier ins Hauptquartier führten, Capitaine Marchand! befahl der Herzog einem naheſtehenden Adjutanten.

Dieſer eilte ſchnell hinweg, und der Marſchall unterhielt ſich während der eintretenden

Pauſe eifrig mit den vorhin genannten Generälen über Gegenſtände, die, wie es ſchien, einen längern Aufſchub nicht erleiden konnten, da Aides-de-camp und Ordonanzoffiziere mit Aufträgen und Befehlen verſehen, ſchnell nach einander das Gemach verließen.

Nach Verlauf von etwa einer Viertelſtunde, welche mir unter den Dolchblicken des Verräthers zur Ewigkeit geworden war, trat ein Corporal von den Voltigeuren herein, vielleicht derſelbe, welcher mein Pferd erlegt, und mich dadurch in dieſe verzweifelte Situation verſetzt hatte — und blieb mit einem Mantelſack unter dem Arm, den ich ſogleich für den meinigen erkannte, in einiger Entfernung ehrerbietig, aber unbefangen umherblickend ſtehen.

Die noch zurückgebliebenen Offiziere ſchienen ungeduldig bald mich, bald den kleinen Corporal betrachtend, kaum den Augenblick erwarten zu können, daß ſich der Marſchall zu uns wenden würde.

Ah, laſſen Sie uns ſehen, wie der kleine Mantelſack da die Sache vermittelt — rief der Feldherr, als er bei einer zufälligen Wendung den Voltigeur mit ſeiner Beute unter dem Arme erblickte.

Allons! Sehen Sie zu, daß Sie etwas darin entdecken, was beſſer für ſie ſpricht, als Ihre bloße Angabe, die, ich muß es geſtehen, doch noch zu leicht iſt gegen die meines Majors dort.

Ich nahm auf einen Wink des Generals den Mantelſack, deſſen Inhalt jetzt mein Loos entſcheiden ſollte, aus den Händen des Soldaten, welcher bald mich, bald ſeinen Oberfeldherrn mit Verwunderung anſah, und hatte ohne viele Mühe, im nächſten Augenblicke ſchon gefunden, was ich ſuchte. Der, welcher jetzt durch das Recht des Krieges in dem Beſitz meines Eigenthums gekommen war, hatte ſich, wie mir vorkam, weil es gleich anfänglich zu leicht von ihm gefunden worden, nur noch wenig um ſeinen ihm verächtlich ſcheinenden Inhalt bekümmert.

Nachdem ich dem Marſchall das große entfaltete Papier unter einer tiefen Verbeugung überreicht hatte, las derſelbe mit lauter Stimme: „Carolus Fredericus Granstetter, Mecklenburgensis — oui, oui, bien bon! ſetzte er ſogleich unter einem leichten Lächeln hinzu — dies iſt Herr Charles Frédéric Granstetter, ehemals Student, jetzt Offizier im Dienſte Sr. Majeſtät von Großbritanien. Ich gratulire Ihnen zum Tauſch des Gewerbes, aus Studenten werden gewöhnlich recht brave Soldaten. Doch genug davon! ſagte er lächelnd, und dann ſeine frühere ernſte Hoheit annehmend, ſchloß er mit folgenden Worten:

Ich glaube Ihnen keine beſſere Genugthuung für den gegen Sie erhobenen Verdacht geben zu können, als wenn ich Sie unverweilt, unter dem Schutze des drapeau blanc*) zu den Ihrigen ſende und mir dagegen einen meiner beſten Offiziere erbitte, welcher faſt ein gleiches Schickſal mit Ihnen gehabt hat, indem er in der Nacht vorher beim Recognosciren der ſpaniſchen Vorpoſten, gefangen wurde.

Dieſe einfachen Worte aus dem Munde des hohen Mannes erhielten eine doppelt werthvolle Bedeutung, indem mit der feinen darin enthaltenen Schmeichelei, zugleich das Geſchenk meines Lebens verknüpft war, welches heute, wie Sie gemerkt haben, meine Herren, nur noch an einen ſo zarten Faden hing, daß es der Parze nicht viel Mühe gekoſtet haben würde, denſelben vollends zu zerſchneiden, wenn nicht eine höhere Macht über mir gewacht hätte, die nicht allein im Augenblicke meines Sturzes am Graben den Todesengel von mir zurückhielt, ſondern auch den Plan eines Sykophanten zu Schanden machte.

---

*) Parlamentairflagge.

Ich verbeugte mich tief vor dem Marſchall, als er mit der Hand das Zeichen zur Entlaſſung gab. Doch kein Lächeln, wie damals, als der gute Hamburger Nationalgardiſt, unter einer gewaltigen Reverenz, mir mit der Rückgabe eben deſſelben Papiers ohne ſein Wollen ein Geſchenk mit meiner Freiheit machte, — drohte mich in Verlegenheit zu ſetzen, obgleich die Scene, wenn gleich in anderer Hinſicht, ſo ziemlich analog war, mit der auf der Wilhelmsburg.

Wohl aber warf ich noch einen langen Blick auf den großmüthigen Helden, um ſeine edlen Züge unvergeßlich in mein Gedächtniß aufzunehmen.

Des Marſchalls Lächeln, als er bemerkte, was in mir vorging, glich der Sonne, die nach ſchwer drohenden Wettern wiederum am Horizonte erglänzt, um das Herz der Menſchen mit frohem Muth und neuer Hoffnung zu erfüllen.

Man muß meine damalige Lage gehörig zu würdigen verſtehen, wenn man begreifen will, weshalb ich etwas zögerte, den ſchnellſten Gebrauch von der mir geſchenkten Freiheit zu machen, oder weshalb ich länger als es die Schicklichkeit eigentlich geſtattete, in der Gegenwart des Feldherrn verweilte. Als ich endlich nur mit Mühe den Blick von ihm abwandte, ſtieß ich zuerſ[redacted] meine neuen Freunde vom Morgen, welche ſich beeiferten, mir Glück zu wünſchen, und ſich in Lobeserhebungen ihres gefeierten Anführers zu ergießen, die er in der That von Freund und Feind in gleich hohem Maaße verdiente.

Der Mann aber, welcher mich angeklagt hatte, war verſchwunden, auch mein Onkel war im Begriff ſich zu entfernen, denn ſchon ſchmetterten draußen die Trompeten, die Trommeln wirbelten, und alles ſchien den nahen Aufbruch des Hauptquartiers zu verkündigen.

Als der Letztere ſchweigend in meine Nähe trat, drückte er mir, ſo wie es viele andere Offiziere gethan hatten, freundlich die Hand. Jedoch das Lächeln, welches dabei über ſeine ſchönen männlichen Züge ſchwebte, war, wie der letzte Sonnenblick, der flüchtig noch einmal über den Himmel dahinſtreift, bevor ſchwarze Wetterwolken die letzte freundliche Ausſicht verſchließen.

Ganz gemächlich ſaß ich, als der Abend herabſank, ſchon im engliſchen Lager unter meinen Freunden. Im engern Ausſchuß der vertrauten Kameraden lagen wir unter einer ſchönen Gruppe von Öl- und Orangen-Bäumen, die heute noch die ſchönſte Zierde der Landſchaft, am nächſten Abend von Kanonenkugeln zerſchmettert, traurig ihre Kronen über den blutgetränkten Boden herabneigten. Es war mit Gewißheit anzunehmen, daß auf demſelben Raume, wo Tauſende ſich heute ſorglos dem Scherze überließen, morgen der wackern Gefährten gar viele ohne Sang und Klang für immer gebettet waren. Doch gerade dieſer Gedanke erhöhete die fieberhafte Luſt. Heute roth, morgen todt! Wohl bekomm's dir, Herr Bruder! ſo floß der purpurne und goldene Rebenſaft hinab, und trotz meines wunden, umwickelten Hauptes, verfehlte ich nicht in hochwallender Gluth, nach des verhängnißvollen Tages Ereigniſſen, ſo oft wie die andern, meinen Becher aus dem großen Feldkeſſel zu füllen, indem in Ermangelung einer ſtattlichen Bowle, etwa ein halber Anker des köſtlichen vino tinto, mit einigen Dutzend friſch gepflückter portugalli zu meinem Göttertrank bereitet war, den man bei uns zu Lande vielleicht Biſchof benamſen würde. Ich laſſe es mir jedoch nicht in den Sinn kommen, Gottes ſchönſte Gabe, rein und ächt vom gluhenden Buſen der liebenden Mutter genommen, durch ſolche Blasphemie zu entweihen, und einen Namen zu gebrauchen, womit man im lieben Deutſchland gewöhnlich einen Miſchmaſch aus verdorbenen Stoffen benennt, über welches ein ſpaniſcher Biſchof ſchon ex officio das Anathem auszuſprechen genöthigt ſein würde.

Später wurde mir vergönnt, noch einige Tage bei meiner ſchönen Wittwe zuzubringen, die Alles aufbot, um mich für meinen Unfall zu entſchädigen.

Meinen Onkel ſah ich ſeit jenem Tage nicht wieder. Während wir im tiefen Süden die zweideutigen Manoeuvres und Demonſtrationen des romantiſchen Murats beobachteten, ſtarb er an den ſchweren in der Schlacht von Waterloo erhaltenen Wunden, wo er den Tod ſuchte, aus Schmerz, nicht früher gekämpft zu haben für des Vaterlandes Erhebung.

Du ruhſt wohl, guter Onkel! Wie mancher, der vom Anfange und immer für das Vaterland gefochten hat, wünſcht ſich jetzt nicht recht tief in ein kühles Grab gebettet!

Wohl aber begegnete ich ſpäterhin in Paris, noch einmal einem Helden des ancien regime. Als ich in düſteres Sinnen verloren, auf dem Kirchhofe des père la Chaise unter den Denkmälern einherwandelte, welche hinter melancholiſchen Bäumen verſteckt, die modernde Kraft des Kaiſerreichs, andeuten, ſtand ein hoher Mann im einfachen Rock, ohne Gefolge, ſichtlich bewegt an den einfachen Marmor gelehnt, welchen das einzige Wort — Ney — als das anſpruchsloſe Grab des Bravſten bezeichnet. Um die ſtille Feier an der Ruheſtätte des Helden, des Letzten, der freudig für ſeinen Kaiſer in den Tod ging, nicht zu ſtören, war ich im Begriff, mich geräuſchlos zu entfernen, als ſich der Mann in ſeiner vollen Geſtalt emporrichtete. Ich erkannte das edle Geſicht. Eine Thräne ſtand im großen Auge. Es war Suchet, der Herzog von Albufera, der eine Perle, koſtbarer als alle irdiſchen Schätze, eine Thräne, vielleicht die erſte in ſeinem Leben weinte, dem ſchlummernden Freunde als Todtenopfer darbrachte.

Kleefeld nahm ſpäter noch eine hohe Stufe der bürgerlichen Geſellſchaft in ſeinem Vaterlande ein, während ich ein ſtiller unbeachteter Landbauer wurde. Aber er iſt längſt dahin, wo der Lohn unſrer Thaten uns erwarten ſoll. Ruhe mit ihm! Es muß eine ſchwere bange Stunde geweſen ſein, in welcher er ſeine Rechnung mit dem Leben, das ihm ſo viel freiwillig gewährte, was es ſich von andern durch die größten Anſtrengungen nicht abzwingen läßt, abzuſchließen für gut fand. —

Die Matrikel, Napoleons wohlgetroffenes Bild und ein Zweig von derſelben Cypreſſe, welche das einfache Grab des Fürſten von der Moskwa beſchattet, hängen unter Glas und Rahmen in meinem Zimmer als ſprechende Erinnerungen an die Wunder einer Zeit, die ſo tief ſowohl in das Leben ganzer Nationen, als in das einzelner Menſchen eingegriffen hat, daß die Geſchichte derſelben der ſpätern Nachwelt oft faſt fabelhafter als die Mythe der Vorzeit erſcheinen wird.

Dies iſt die Geſchichte der Matrikel, mögen Sie ſich nicht dabei gelangweilt haben! ſchloß der freundliche Hauptmann, und die Gäſte ergriffen, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Gläſer, um den Erzähler, zum Dank für den ihnen bereiteten hohen Genuß, leben zu laſſen.

Es war ſchon lange Mitternacht vorüber, als ſie aus einander gingen.

Wanderbuch
durch den
Thüringerwald.

Für
Bewohner und Beſucher deſſelben.

Von
Ludwig Storch.

Ilmenau,
Verlag von Michel und Klett.
1841.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Herrn Hofrath

Ludwig Bechſtein

in Meiningen,

Thüringens gefeiertem erſten Dichter und Sagenwart,

als Liebeszeichen

gewidmet

vom

Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

Vorwort.

Seit Jahr und Tag bin ich meinen lieben Landsleuten dieſes Buch ſchuldig, das ich jetzt, auf ihre Liebe und Nachſicht vertrauend, in ihre Hände lege. Ich brauche nur zu meiner Entſchuldigung anzuführen, daß ich im Winter $18\frac{39}{40}$ an einer langwierigen nervöſen Krankheit litt, deren Nachwehen — eine geiſtige Abſpannung — mich bis zum Sommer verfolgten, und dann von dem entſetzlichen Unglücke, wie von einem zerſchmetternden Blitzſtrahl aus heiterm Himmel, betroffen wurde, daß der ältere meiner beiden Söhne, ein ausgezeichnet ſchöner und mit den trefflichſten Herzenseigenſchaften ausgeſtatteter Jüngling badend im Rhein bei Mainz ertrank, wodurch über ein halbes Jahr meine ganze geiſtige Thätigkeit gelähmt wurde. Wer könnte mir zürnen, daß das „Wanderbuch“ ſo lange ausblieb?

Statt zu ſchreiben, bin ich im Sommer 1840, obgleich der Himmel meiſt ſo trübe und ſchwermüthig war, wie ich ſelbſt, und oft und viel mit mir weinte, wiederum manche der hohen und tiefen Thäler, die grünen und ſchattigen Wohnungen ſüßbanger Einſamkeit, durchzogen, manchen freien weitſchauenden Berggipfel erſtiegen, habe manchen pittoresken Felſen beſucht, in der dunkeln Tiefe manches Waldfriedens geraſtet und mich an der heimlichen Schönheit mancher hohen Bergwieſe erfreut. Und kam ich in die lieben Walddörfer und trauten Städtchen, ſo haben mir die Menſchen ein liebevolles theilnehmendes, ein ächt thüringiſches Herz entgegen getragen; denn gar Viele kennen mich in meinem heimathlichen Gebirge, und — nicht ohne Rührung und Stolz kann ich es ſagen — gar Viele lieben mich. In meiner Erinnerung leben hellleuchtende Tage fort, die ich im Thüringerwalde im Kreiſe trefflicher Menſchen verlebt habe. Beſonders darf ich mich der Liebe des Mannes rühmen, deſſen gefeierten Namen ich als ein Zeichen dankbarer Geſinnung dieſem Buche vorgeſetzt habe, und in welchem Thüringen ſeinen vorzüglichſten Dichter verehrt. Solch reiches Maaß von Liebe, verbunden mit den hohen Zaubern der Gebirgsnatur, entſchädigten mich für manche Unbill, für manche unverdiente Demüthigung, die ich, gottlob! wenigſtens nicht im Thüringerwalde erfahren habe, ſo daß das Bild des Gebirges mit ſeinen Höhen und Thälern, Dörfern und Städten ſtets warm und rein in meiner Seele ſteht, und den Genuß hoher Freuden ſuchen, und meine Freunde ſehen und mich mit ihnen behaben, bei mir gleich bedeutend geworden iſt mit: ins Gebirge wandern. Für den gefühlvollen Menſchen, der, nach des Terenz bekanntem Ausſpruche, nichts Menſchliches ſich fremd glaubt, hat unſre Zeit ungemein viel Schwüles, Drückendes und Verletzendes, vielleicht in kleinen Staaten noch mehr, wo die blau verhüllenden, poetiſch verklärenden Fernen und die maleriſchen Perſpectiven wegfallen, und die nackte Wirklichkeit grell in die Augen ſpringt. Da übt denn ein ſo nahes herrliches Gebirge, wie der Thüringerwald, eine wahre Zauberheilkraft auf das verwundete, bedrängte Gemüth, und wenn man oben ſteht auf den ſonnigen Höhen, wenn man die einſamen Gründe mit dem Waldbache durchwandert, fühlt und erlebt man die tiefe Wahrheit von unſers Schillers Ausſpruch, daß auf den Bergen die Freiheit wohnt. Wenn mich der Unmuth über ſo Manches, was man nicht näher bezeichnen darf, faſt erdrückte, wenn mich Kummer und Gram und tauſenderlei Seelenſchmerzen, an denen ich vielleicht reicher bin, als mancher Andre, heimſuchten, wenn die Gemeinheit einmal ihren Schmutz nach mir geſchleudert, der für ein Dichterherz ſtets zum giftigen, nie fehlenden Pfeile wird, wenn ich anfing, die Eitelkeiten und Thorheiten der Menſchen mit grämlichem Geſichte zu betrachten: dann eilte ich ins Gebirge; und ſo oft ich auch mit trüber Seele, ja mit thränendem Auge in die Thalpforte getreten bin, ſtets trat ich heiter, lächelnd, zufriedenen Herzens wieder heraus. Auch mein größter, mein verzweifeltſter Schmerz hat ſich dort zur ſtillen Wehmuth verklärt. So ſind dieſe ſchönen Berge, dieſe lieblichen Thäler des Thüringerwaldes meinem Herzen verwandt und unausſprechlich theuer geworden, und es iſt mir oft, als gehöre ich eigentlich ganz und gar in das Gebirge, als in meine Heimath, und werde in einer Stadt der Ebene mit ihren tauſend wichtig thuenden, armſeligen Verhältniſſen ein Fremdling ſein und bleiben müſſen.

Schon vor zwanzig Jahren faßte ich den Gedanken, ein kleines Reiſehandbuch durch den Thüringerwald abzufaſſen, aber ich war damals zu jung, und hatte Nöthigeres zu thun. Seit nun Dr. Herzogs treffliches Taſchenbuch für Reiſende durch den Thüringerwald (1832) erſchienen war, und mich auf allen Gebirgswanderungen begleitete, und 4 Jahre ſpäter Dr. Völkers ſehr fleißig ausgearbeitetes Buch „das Thüringer Waldgebirge“ hinzukam, gab ich jenen Gedanken ganz auf; denn kaum würde ich, ſelbſt beim beſten Willen, das haben leiſten können, was dieſe beiden, vielſeitig gebildeten Kenner unſeres Gebirges gegeben haben. Inzwiſchen ſtörte mich doch bei Herzog die alphabetiſche Ordnung der Artikel, die zu vielfachen Wiederholungen Veranlaſſung giebt, und die weitläufige Beſprechung der einen Artikel, bei auffallender Vernachläſſigung andrer, und vor allen die oft unverhältnißmäßig langen, hiſtoriſchen Erörterungen, die in manchen Artikeln zu wahren Abhandlungen angewachſen ſind. Dergleichen gehört nicht in ein Reiſehandbuch. Völker leidet nicht an dieſem Fehler, aber an einem anderen, mit dem ich mich auch nie befreunden konnte: das ganze Buch entbehrt aller Ordnung. Bald iſt er auf der einen Seite des Gebirgs, bald auf der andern, von Stützerbach ſpringt er nach Langenwieſen und Amt-Gehren, von da nach Zella und Mehlis; auf Steinbach-Hallenberg folgt Eiſenach und die Wartburg. Man gewinnt dadurch eben ſo wenig einen Totalüberblick über das ganze Gebirge, wie bei Herzogs alphabetiſcher Anordnung. Ermüdend ſind auch Völker's Reiſerouten. Da iſt er genöthigt, immer von einer auf die andere zu verweiſen, und doch kann nichts Vollſtändiges erzielt werden. Auch kann ſich der im Gebirge fremde einſame

Wandrer nicht danach richten, weil er die Namen der Localitäten nicht kennt; geht er mit einem Führer, ſo kennt dieſer Wege und Namen doch beſſer als das Buch (das noch dazu in den Namen der Berge und Gegenden an vielen Druckfehlern leidet). Für den Einheimiſchen ſind ſolche detaillirte Wegbeſtimmungen nun vollends ganz überflüſſig. Endlich giebt Völker für ein Reiſehandbuch, und das ſoll doch ſein Werk ſein, viel zu viel Geologiſches. Die beiden letztern Uebelſtände haben das Buch ſehr dick und theuer gemacht, ſo daß es bei weitem weniger verbreitet iſt, als ſeine Gründlichkeit verdiente. In den ſtatiſtiſchen Angaben ſind beide Bücher um faſt 20 Jahre zurück. Und gerade in dieſer Zeit hat ſich die Bevölkerung im Thüringerwalde ungemein vermehrt, als nothwendige Folge auch die Häuſerzahl der Ortſchaften. Endlich ſind jene Handbücher in einem gar zu trockenen wiſſenſchaftlichen Tone geſchrieben, aus welchem nur Herzog zuweilen einen poetiſchen Anlauf macht; Völker iſt dagegen durch die reizendſten Gegenden nicht aus ſeiner Ruhe zu bringen. Man hört ihm ſtets den Geognoſten an.

Obgleich ich nun alle dieſe Uebelſtände längſt aus jenen Büchern herausgefunden und auf meinen Gebirgswanderungen vielfache Verbeſſerungen und Berichtigungen in meine Exemplare gemacht hatte, ſo wäre mir doch nicht wieder beigekommen, ein drittes Reiſebuch für Beſucher des Thüringerwaldes zu ſchreiben, hätte mich mein Freund, der Herr Buchhändler Richel in Ilmenau, nicht von neuem für dieſen Gedanken zu gewinnen gewußt, und ſich von mir das Verſprechen geben laſſen, ihn auszuführen. Meine erſte Zuſage war wirklich nur Scherz; denn ich hatte eine Menge andrer, weit einträglicherer Arbeiten vor, aber Herr Richel hielt mich beim Worte, und ſo mußte ich wohl Ernſt machen.

Bei der Ausarbeitung meines Wanderbuchs habe ich die an den beiden frühern gerügten Mängel zu vermeiden geſucht. Ob mit Glück und ob ich nicht dagegen in andre Fehler verfallen bin, muß ich Andere zu beurtheilen überlaſſen. Die größte Ordnung und die einem ſolchen Taſchenbuche zweckdienliche Kürze bei möglichſter Vollkommenheit wird mir Niemand abſtreiten können. Dadurch allein war es möglich, das Ganze auf 30 Octavbogen zuſammenzudrängen und das Buch zu einem ſo ſehr billigen Preiſe zu liefern, ſo daß es ſich jeder Beſucher des Thüringerwaldes anſchaffen kann. Der Ton und die Art der Darſtellung ergiebt ſich aus dem Gegenſtande ſelbſt; der hochpoetiſche, theils romantiſche, theils idylliſche und überall maleriſche, nordweſtliche Thüringerwald, deſſen Sohn zu ſein ich das Glück habe, iſt von mir, wie es ſeine Natur verlangt, auch poetiſcher behandelt worden, als der etwas gleichförmige, betriebſame ſüdöſtliche Theil des Gebirges, wo die ſtatiſtiſchen Notizen vorherrſchen und die Behandlung trockener wird. Die ſcheinbare Ungleichheit der Darſtellung geht alſo aus dem Weſen der beiden, ſo ſehr verſchiedenen Gebirgshälften ſelbſt hervor.

Im erſten Theile habe ich immer am Ende der Beſchreibung eines Thales kurze Andeutungen ſeiner geognoſtiſchen Verhältniſſe gegeben; denn mehr als Andeutungen geſtattete der mir zugemeſſene enge Raum nicht. In Gegenden, die ich geognoſtiſch nicht genau kannte, bin ich Völker und Heim (Geogn. Beſchreibung des Thüringerwaldes) gefolgt, zuweilen wörtlich. Im zweiten Theile habe ich auch dieſe Andeutungen weggelaſſen, weil die vom Verleger feſtgeſetzte Bogenzahl bereits überſchritten war, und ich bei jedem Thale faſt immer daſſelbe hätte ſagen müſſen. Das Hauptgebirge beſteht aus Thonſchiefer in ſeinen zahlreichen Schattirungen, an dieſe legt ſüdlich die Grauwacke an, und in der erſten Thalweitung tritt das jüngere Flözgebirge heran. So iſt es Thal für Thal. Wo Beſonderes vorkommt, iſt es kurz bemerkt worden.

Endlich wünſchte der Verleger noch einen beſondern Abſchnitt, worin genau die verſchiedenen Touren durch das Gebirge von Ort zu Ort angegeben ſein ſollten. Ich hielt aber eine ſolche trockene Aufzählung von Ortsnamen für ſehr überflüſſig. Man kann ja doch Keinem vorſchreiben, wie er reiſen ſoll. Jeder macht ſeine Tour nach Luſt und Belieben anders. Ich hätte die aufgeführten Orte nur immer theils in derſelben, theils in anderer Reihenfolge wiederholen müſſen. Die das Gebirge auf den großen Chauſſeen blos durchſchneiden, brauchen ſolche Angaben nicht. Sie haben in wenig Stunden den Thüringerwald paſſirt; die aber ſeine Schönheit in behaglichem Genuſſe durchkoſten wollen, wandern zu Fuß durch die Thäler und erſteigen die Berge. Und dieſe werden ſich nach meinem Buche trefflich finden, ſie mögen das Thal hinab- oder hinaufziehen; obgleich ich im Buche ſtets von den Quellen aus thalwärts gegangen bin. Wie leicht aber iſt die Tour umgekehrt nach meiner Beſchreibung zu machen! Ich habe mir nur Wandrer gedacht, die das ſchöne Gebirge zum Vergnügen bereiſen, und dieſe ziehen nicht den Chauſſeen und Hauptſtraßen nach. Hätte ich aber alle einzelnen Wege im Gebirge, wie Völker, beſchreiben wollen, ſo wäre das Wanderbuch noch einmal ſo ſtark geworden, und aus oben angegebenen

Gründen hätte ich davon keinen Nutzen eingeſehen. Genug, ich halte das, was ich gegeben, für genügend.

Botaniſches konnte, wie erſt beabſichtigt war, wegen des beſchränkten Raumes unmöglich gegeben werden. Es hätten ja doch hier und da nur einzelne vorzügliche Pflanzen genannt werden können; denn die ganze ausgezeichnete Flora des Thüringerwaldes zu beſchreiben, erforderte an und für ſich ſchon ein ſtärkeres Buch als mein Wanderbuch.

Ich lege die Feder nieder, um ſogleich wieder in das freundliche Gebirge zu eilen, zu welchem es mich ſchon längſt zog, und ich hoffe dort dem Büchlein bald in der Hand manches lieben Wandrers zu begegnen.

Gotha, den 26. Juni 1841.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Der Thüringerwald. I. Lage und Geſtalt. Die Grenzen.

Eine Doppelwanderung. Weitere Grenzen. Engere Grenzen 1

II. Der Hauptgebirgsrücken und Höhenzug des Gebirgsſtockes. Der Rennſteig.

Eine große Bergwanderung 9
Erſter Tag 14
Zweiter Tag 20
Dritter Tag 27
Vierter Tag 31
Fünfter Tag 35

III. Der Hauptgebirgsſtock mit ſeinen Zweigen. Die Thäler mit ihren Quellen, Bächen und Flüſſen. Die Menſchenwelt und ihre Anſiedelungen.

Einzelne Wanderungen 37
1. Die nordöſtliche oder thüringiſche Seite des nordweſtlichen Thüringerwaldes.
Das Bergebirge 40
Das Thal des Erbſtroms (Ruhla, Wutha) mit ſeinen Nebenthalern und Bergen 52
Das Thal der Emſe 58
Das Thal der Laucha mit ſeinen Nebenthalern 64
Der Badewaſſergrund mit ſeinen Nebenthalern 75
Der Schilfwaſſergrund (Grund des Hörſelbachs) 89
Das Thal der Leina (Hörſel) 95
Das Thal der Apfelſtedt mit ſeinen Nebenthalern, Quellen und Bergen . 102
Das Thal der Ohre mit den Gründen des Silbergrabens und des Eimerbachs 118
Das Thal der Wilden-Gera (Dörrberger Grund) mit den Gründen der Lütſche, der Sieglitz, der Schweder, des Langenbachs und des Schmückegrabens 128
Der Grund der Lütſche 139
Das Thal der Großen-Gera 146
Der Bergzug zwiſchen dem Thale der Großen-Gera und dem Thale der Ilm 159
Das Thal der Ilm mit ihren Quellen 169
Der Bergzug zwiſchen der Ilm und Schwarza und das Schwarzathal . . . 186
Die Thäler der Schobſe und Wohlroſe 197

Seite

2. Die ſüdweſtliche oder hennebergiſche Seite des nordweſtlichen Thüringerwaldes 202
   - Das Thal der Elna 202
   - Das Thal der Suhl 212
   - Das Hochland zwiſchen der Suhl und dem Meergrund 215
   - Der Meergrund 220
   - Das Thal der Schweina 223
   - Das Thal der Steinbach (Grumbach) 228
   - Das Thüringerthal (tiefer: das Thal des Farrenbach) 243
   - Das Thal der Lautenbach (Truſenthal) 246
   - Das Thal der Schmalkalde mit den Nebenthälern des Jckersbach, Obertsbach, Wiebach, Silge, des Schnellbach (mit Neſſelbach, Dürre-Floh), Lauterbach (mit Geſpring, Ebertsgrund), Stille und den dazwiſchen liegenden Bergzügen 254
   - Das Thal der Haſel mit den Thälern der hennebergiſchen Schwarza und der Lichtenau und ihren Nebenthälern 270
   - Das Thal der Schleuſe mit den Thälern der Erlau, der Veſſer, der Nahe, der [illegible], des Bibergrundes, des Tanngrundes und des Gabelgrundes 293
   - Die Werra 310

3. Die nordöſtliche oder thüringiſche Seite des ſüdöſtlichen Thüringerwaldes 316
   - Das Thal der Schwarza mit den Nebenthälern, der Maſſer, der Delſe, der Katze, des Breitenbach, der Lichte, der Sorbitz und der Rinne . . 317
   - Das Thal der Loquitz mit den Thälern der Zopte und der Sormitz . . 342
   - Die Gründe des Anderbach, der Frieſa, der Lemnitz 356
   - Das Saalthal von der Einmündung der Selbitz mit der Thüringiſchen Moſchwitz bis zur Einmündung der Schwarza in die Saale 359

4. Die ſüdweſtliche oder fränkiſche Seite des ſüdöſtlichen Thüringerwaldes . 367
   - Das Thal der Itz mit dem Truckenthal, dem Theuergrund, dem Thale der Effelder und dem der Röthen 367
   - Das Thal der Steinach mit den Thälern der Engnitz, Rögitz und Telſe 380
   - Die Haßlach mit der Tettau 385
   - Die Kronach 389
   - Die Rodach 390
   - Die thüringiſche Moſchwitz 391

Verbeſſerungen 392

Regiſter 393

Subſcribenten-Verzeichniß.

	Expl.
Se. Durchlaucht der regierende Herzog Ernſt zu Sachſen-Coburg-Gotha	6
Se. Durchlaucht der Herzog Ernſt von Würtemberg	2

Altenfeld.

Hr. Glashüttenbeſitzer G. Bulle	1
„ Glasfabrikbeſitzer W. Wiegand	1

Angelhauſen.

Hr. Schullehrer und C. th. A. Pollmann	1

Arlesberg.

Hr. Oberförſter Braun	1
„ Forſtgehilfe K. Hoffmann	1

Benshauſen.

Hr. Kaufmann F. Anſchütz	1
„ Schullehrer Dreihaupt	1
„ Superintendent Dr. Holzapfel	1
„ Kaufmann Ed. Kräger	1
„ Kaufmann Ernſt Kräger	1
„ Oberförſter Specht	1

Blumenau.

	Expl.
Hr. Mühlenbeſitzer J. Ph. Heinſe	1

Breitenbach.

Hr. Inſtrumentenmacher W. Langguth	1
„ Rector W. Siemroth	1
„ Apotheker Zuſch	1

Brüheim.

Hr. Pfarrer C. G. Ludwig	1
„ Rittergutsbeſitzer J. Schleip	1
„ Schullehrer C. Walther	1

Bürgel.

Hr. Actuarius G. Höhn	1

Catterfeld.

Hr. Schullehrer Brehm	1
„ Caſſenverwalter G. R. Ortlepp	1

Coburg.

Hr. Reviſions-Aſſiſtent C. Braun	1
„ Magiſtrats-Aſſiſtent Forckel	1
(Durch die Riemannſche Buchhandlung in Coburg.)	
„ Ober-Landjägermeiſter von Wangenheim	1

Crawinkel.

Hr. Revierförſter Haberkorn	1

Cursdorf.

Hr. Laborant J. G. Franke	1
„ Gaſtgeber Koch jun.	1

Deesbach.

Hr. Laborant Eckardt	1

Deesbach.

	Expl.
Hr. Lehrer W. Trautmann	1
„ Handelsmann Lattermann	1

Dietharz.

Hr. Mühlenbeſitzer F. Eichel	1
„ Schultheiß F. Maab	1
„ Förſter A. Schneider	1
„ Schullehrer A. J. Schneider	1

Dörrberg.

Hr. Förſter F. W. Hölzer	1
„ Sägemühlenbeſitzer Löffler	1

Ebertshauſen.

Hr. Muſikus Ludwig	1

Eisfeld.

Hr. Dr. med. P. Renninger	1
„ Kaufmann Gh. Otto	1
„ Archidiaconus M. Sauerbrey	1
„ Diaconus und Rector F. Schuſter	1

Elgersburg.

Hr. Fabrikbeſitzer C. F. Arnoldi	1
„ Cantor Döbel	1
„ Kaufmann F. W. Eberhardt	1
„ L. Hoffmann	1
„ Commis Koch	1
„ Grubenbeſitzer H. Körner	1
„ Dr med Piutti	1
„ Grubenbeſitzer Gh. H. Senglaub	1
„ Grubenbeſitzer G. H. Siegfried	1
„ Buchhalter Thienemann	1
„ Kaufmann E. Wettſtein	1

Engelsbach.

	Expl.
Hr. Schullehrer J. F. **Wachsmuth**	1

Eorenfeld.

Hr. Pfarrer F. Ch. **Franke**	1

Fehrenbach.

Hr. Schullehrer J. S. **Franke**	1

Finkenmühle.

Hr. Mühlenbeſitzer **Schmiedeknecht**	1

Friedrichsroda.

Hr. Forſtgehilfe A. **Bernhardt**	1
= Stadtſchreiber **Held**	1
= Revierförſter J. **Preißing**	1
= Brauereibeſitzer und Gaſtgeber **Rühl**	1

Friedrichshütte bei Schleuſingen.

Hr. Hammerbeſitzer C. **Volkmar**	1

Friedrichswerth.

Hr. Rector **Busleb**	1
= Gerichts-Amtmann C. **Credner**	1
= Amts-Copiſt J. S. **Roth**	1

Friemar.

Hr. Chirurgus A. **Heß**	1

Gamſtädt.

Hr. Schullehrer A. **Rauſch**	1

Gehlberg.

Hr. Glasmeiſter Mor. **Greiner**	1
= Glasfabrikant H. **Hartwig**	1

Gehlberg.

	Expl.
Hr. Glasmeiſter Fr. Heinz	1
= Schullehrer H. Hild	1
= Kaufmann C. A. Keſſel	1

Gehren.

Hr. Forſt=Commiſſair Dufay	1
= Regierungs=Advocat Gerlach	1
= Juſtizrath Gottſchalk	1
= Forſtrath Höland	1
= Inſtrumentenmacher A. Höland	1
= Hüttenarbeiter C. Jacobi	1
= Bürgermeiſter Junghanß	1
= Hauptmann Langbein	1
= Amts=Actuar Mackroth	1
= Mühlenbeſitzer Ph. Pauſch	1
= Amts=Commiſſair C. W. F. Rademacher	1
= Oberförſter G. Reinecke	1
= Kammerrath Rölinger	1
= Kaufmann J. Schmalz	1
= Oberförſter Werther	1
= Regierungs=Advocat Wilke	1

Georgenthal.

Hr. Hofrath und Juſtizamtmann Brückner	1
= Amts=Advocat Hofmann	1
= Rentamtmann Köllner	1
= Waldzins=Einnehmer Kuhn	1
= Amts=Copiſt Müller	1
= Amts= und Pflegſchreiber Ortlepp	1
= Amts=Commiſſair Regel	1

Gera.

Hr. Ziegeleibeſitzer Burkas	1
= Bergmann Mart. Haſſe	1

Gera.

	Expl.
Hr. Kaufmann C. F. Kühn	1
= Pfarrer Seeber	1

Geſchwenda.

Hr. Schullehrer C. Engelhardt	1

Geyerothal.

Hr. Kiſter Sonntag et Söhne	1

Goldbach.

Hr. Cantor F. Daniel	1
= Adjunctus Köllner	1
= Organiſt Wolfram	1

Goldlauter.

Hr. Mühlenbeſitzer F. Krämer	1
= Gaſtwirth Ch. F. Ortlepp	1
= Hufſchmied Chr. Weiß	1
= Schloſſermeiſter N. Ph. Weiß	1

Gotha.

Hr. Seifenſieder C. W. Adami	1
= Rath Agricola	1
= Kaufmann J. T. Albrecht	1
= Archiv-Sekretair A. Anding	1
= Ober-Marktmeiſter J. N. Angermeyer	1
= Gerber W. Arnold	1
= Bank-Aſſiſtent C. A. Arnoldi	1
= Kaufmann und Zuckerfabrikant H. Arnoldi	1
= Kaufmann C. W. Arnoldi	1
= Kaufmann G. W. Arnoldi	1
= Regierungsrath Arzberger	1
= Maler B. Beck	1

Gotha.

		Expl.
Hr.	Poſtmeiſter C. T. Becker	1
=	Amts-Advocat Dr. E. Behm	1
=	Stadtgerichts-Acceſſiſt Berlet	1
=	Candidat Bertram	1
=	Kupferſtecher E. Beumelburg	1
=	Geometer Beutler	1
=	Hofbäcker F. Bieber	1
=	Seifenſieder Ch. Blödner	1
=	Kaufmann F. W. Born	1
=	Kammerdiener D. Brachmann	1
=	Ober-Conſiſtorial-Director Dr. K. G. Bretſchneider	1
=	Geh. Aſſiſtenzrath Bröhmer	1
=	Kaufmann C. Brückner	1
=	Dr. philos. und Hofapotheker C. W. Buchholz	1
=	Kaufmann Fr. Büchner	1
=	Oeconom A. Bufleb	1
=	Kaufmann Burkas	1
=	Chauſſee-Inſpector von Clemens-Millwitz	1
=	Kaufmann W. Cronrath	1
=	Kaufmann P. Cyriax	1
=	Candidat Demmer	1
=	Bank-Buchhalter C. H. Dreſcher	1
=	Polizeirath Eberhardt	1
=	Hofbaumeiſter G. Eberhardt	1
=	Kaufmann O. W. Eckardt	1
=	Kupferſtecher E. G. Edler	1
=	Kammer-Botenmeiſter Egermann	1
=	Kaufmann Ch. E. Eichel	1
=	Buchdrucker E. Engelhardt	1
=	Buchhändler Ettinger	1
=	Commiſſionair J. F. Euchler	1
=	Kriegsrath Ewald	1

Gotha.

	Expl.
Hr. Stud. philol. C. Fiſcher	1
= Kriegscaſſirer Frauendorff	1
= Rath Freislich	1
= Regierungsrath Freytag	1
= Kaufmann H. Friedrichs	1
= Candid. d. Theol. A. Froſtbach	1
= Miniſterial-Canzliſt C. R. Gaſterſtädt	1
= Kammerrath J. Gelbke	1
= Caſtellan G. Gentſch	1
= Kaufmann W. E. Geyer	1
= Buchhändler C. Gläſer	6
= Oberbergrath Glenk	1
= Kammerherr und Geh. Kammerrath von Göchhauſen	1
= Rath Gorkhardt	1
= Hofapotheker Gottſchling	1
= Kaufmann J. Gräfenhan	1
= Maurermeiſter W. Grimm	1
= Stadtgerichtsrath C. F. W. Groſch	1
= Reg.-Regiſtrator Gundermann	1
= Kammerherr von Haake	1
= Bank-Caſſirer H. G. Haas	1
= Gensd'arme C. E. Haberkorn	1
= Bankgehilfe J. Habermann	1
= Dr. philos. H. Habich	1
= Profeſſor Haſſenſtein	1
= Dr. und Hofzahnarzt Heinzmann	1
= Maler D. Helbig	1
= Maler C. Helfrich	1
= Kaufmann J. C. Henneberg	1
= Kaufmann S. Henneberg	1
= Juſtizrath Heß	1
= Rechnungsreviſor Heß	1

Gotha.

	Expl.
Hr. Holzvoigt J. A. Heyn	1
„ Privatlehrer E. Hochheim	1
„ Stadt-Caſſirer C. Hopf	1
„ Bank-Bevollmächtigter G. Hopf	1
„ Ober-Conſiſtorialrath E. Jacobi	1
„ Gerichtsdirector B. Jacobs	1
„ Ober-Bibliothekar F. Jacobs	1
„ Amts-Commiſſair W. Jacobs	1
„ Kaufmann E. Ihm	1
„ Waiſenhaus-Caſſirer Kalb, jun.	1
„ Menag.-Sergant Kalb	1
„ Kaufmann F. A. Kämpf	1
„ Maler Käſtner	1
„ Kammer-Aſſiſtent A. Keith	1
„ Garniſonprediger F. Kieſelhauſen	1
„ Kaufmann G. H. Koch	1
„ Bildhauer Koch	1
„ Componiſt und Schulamts-Candidat E. W. Kohler	1
„ Oeconom H. Kohlſtock	1
„ Forſtgehilfe König	1
„ Collaborator Hornmann	1
„ Dr. phil. H. Th. Kühne	1
„ Amts-Commiſſair Langheld	1
„ Kammer-Canzliſt E. W. Lotze	1
„ Dr. med. Madelung	1
„ Kaufmann J. C. Mathäi	1
„ Kaufmann L. May	1
„ Kaufmann Merker	1
„ Fabrikant E. H. Mildener	1
„ Profeſſor J. H. Millenet	1
„ Kaufmann C. L. Mitz	1
„ Bank-Sekretair Mohr	1

Gotha.

	Expl.
Hr. Geh. Archiv=Sekretair Dr. J. H. Möller	1
= Kaufmann C. G. Möller	1
= Kaufmann E. F. Möller	1
= Director des Real=Gymnaſiums J. G. Müller	1
= Bank=Bevollmächtigter A. Nagel	1
= Kaufmann Offenhauſen	1
= Porzellanfabrikant Chr. Otto	1
= Kaufmann G. P. Otto	1
= Kaufmann A. Overweg	1
= Candidat d. Theolog. F. Pfänder, jun.	1
= Candidat d. Theolog. W. Pfänder	1
= Rath Pörſch	1
= Ober=Hautboiſt J. A. Preuß	1
= Rent=Commiſſair K. Queck	1
= Sattlermeiſter Ramff	1
= Bäcker J. A. Rauſchenberg	1
= Geh. Regiſtrator K. Ritz	1
= Gensd'armerie=Wachtmeiſter Roth	1
= Geh. Kanzliſt G. Rudloff	1
= Maurermeiſter J. D. Rudloff	1
= Mühlenbeſitzer H. Rudolph	1
= Goldarbeiter Ch. Sammt	1
= Maler J. Sauerbrey	1
= Maler F. Schäck	1
= Poſthalter G. W. Schäfer	1
= Kammerrath A. von Scheliha	1
= Schmiedemeiſter Schellhorn	1
= Salinen=Adminiſtrator H. Scherzer	1
= Baucondukteur R. Scherzer	1
= Leinmuller D. Schieck	1
= Forſtmeiſter von Schlotheim	1
= Candidat d. Theol. G. Schmidt	1

Gotha.

		Expl.
Hr.	Regierungs-Regiſtrator L. F. Schmidt	1
„	Briefträger H. W. A. Schor	1
„	Acceſſiſt D. Schott	1
„	Gaſtgeber F. Schott	1
„	Candidat d. Theol. E. Schramm	1
„	Dr. jur. Schuchardt	2
„	Profeſſor C. F. Schulze	1
„	Oberſt W. von Seebach	1
„	Conſiſtorialrath Seebode	1
„	Kupferſchmied E. Seyfarth	1
„	Lithograph J. G. C. Spätzel	1
„	Kaufmann Starkloff	1
„	Forſtgehilfe A. Stengel	1
„	Amts-Advocat Stötzer	1
„	Dr. phil. A. Straubel	1
„	Stadtkirchner C. Sußdorf	1
„	Candidat d. Theol. Thilo	1
„	Gymnaſiaſt von Thümmel	1
„	Poſamentirer F. Trebsdorf	1
„	Bankreviſor L. G. W. Trebsdorf	1
„	Geheime Conferenzrath von Trützſchler	1
„	Profeſſor Uckert	1
„	Kaufmann Th. Uelzen	1
„	Stiftsvicar F. Vierſchrodt	1
„	Candidat d. Theol. E. Vogtmann	1
„	Kaufmann E. Völker	1
„	Zimmermeiſter C. Wachsmann	1
„	Hauptmann Waitz	1
„	Schulen-Inſpector L. Waitz	1
„	Hofmarſchall von Wangenheim	1
„	Graf von Wangenheim	1
„	Ober-Steuer-Controleur von Wangenheim	1

Gotha.

	Expl.
Hr. Oeconom Chr. Weibezahl	1
„ Inſpector J. G. Weichſelfelder	1
„ Stadt-Collaborator Weidner	1
„ Gymnaſiallehrer W. Welcker	1
„ Senator G. Weiche	1
„ Kaufmann C. F. Willing	1
„ Kaufmann S. F. Willing	1
„ Kaufmann E. Witter	1
„ Vermeſſungs-Commiſſair Wölfer	1
„ Kaufmann C. A. Wunder	1
„ Profeſſor E. F. Wuſtemann	1
„ Kaufmann C. Zerß	1
„ Hofrath Ziegler	1
„ Oelmüller Zimmermann	1

Goſſel.

Hr. Pfarrer Lorenz	1

Gräfenroda.

Hr. Mühlenbeſitzer Beck	1
„ Friedr. Handerich	1
„ Amts-Chirurg Schumacher	1

Griesheim.

Hr. Pfarrer Jahn	1

Großenbehringen.

Hr. Oeconom M. Perrin	1
„ Superintendent Fr. L. Schönau	1
Frau Kammerherrin A. von Wangenheim	1

Haſenthal (Forſt-Departem. Saalfeld).

Hr. Forſtgehilfe D. Artus	1

Heina.

	Expl.
Hr. Schullehrer E. F. Kürſchner	1

Herrenhof.

Hr. Schullehrer W. Hellbach	1

Heubach.

Hr. Pfarrer Ch. E. Geiger	1
" Schullehrer W. Rotheck	1

Holzhauſen.

Hr. Schullehrer J. D. Stichling	1

Ichtershauſen.

Hr. Advocat M. Knauer	1
" Sportel-Rendant H. Schneider	1
" Amtsbote L. Schneider	1
" Cantor J. R. Schütz	1

Igelsbieb.

Hr. Schultheiß G. Geißler	1

Ilmenau.

Hr. Dr. med. Baumbach	1
" Kaufmann W. Dilling	1
" Conditor Fr. Dittmar	1
" Oeconom Fr. Eichel	1
" Medizinalrath Dr. Fißler	1
" Kaufmann F. W. Gärtner	1
" Joh. Nicol. Günther	1
" Porzellanfabrikbeſitzer Heinze, Schmidt u. Merz	1
" Bau-Aſſeſſor Chr. Herder	1
" Tuchmachermeiſter A. Hoffmann	1
" Bäcker Bernh. Hohn	1
" Bäcker Carl Hohn	1

Ilmenau.

	Expl.
Hr. Commerzienrath G. Höhn	1
ꝛ Oberjäger Ißleib	1
ꝛ Schneidemüller Korb	1
ꝛ Kaufmann L. Naumann	1
ꝛ Gerichtsdirector Oſchatz	1
ꝛ Kaufmann G. Pröbſter	1
ꝛ Kaufmann Th. Pröbſter	1
ꝛ Braumeiſter Remde	1
ꝛ Kaufmann Fr. Riehm	1
ꝛ Bergmeiſter Dr. Rieth	1
ꝛ Apotheker Scheffler	1
ꝛ Superintendent A. Schmidt	1
ꝛ Diaconus und Adjunctus Schmidt	1
ꝛ Juſtizamtmann Schwabe	2
ꝛ Pfarrer K. Velland	1
ꝛ Rittergutsbeſitzer Dr. Wenzel	1
ꝛ Oberlieutenant und Hammerbeſitzer von Witzleben	1

Katzhütte.

Hr. Gaſtwirth G. Schulze	1

Kleinfahnern.

Hr. Kammerjunker A. von Seebach	1

Königſee.

Hr. Gerber Fr. Dinkler	1
ꝛ Superintendent J. H. C. Helbig	1
ꝛ Rath und Juſtizamtmann Hoffmann	1
ꝛ Amts-Advocat R. Kieſewetter	1
ꝛ Apotheker Meurer	1
ꝛ Dr. med. C. Sänger, jun.	1
ꝛ Rector Truppel	1
ꝛ Actuarius W. C. Wislizenus	1
ꝛ Amts-Actuarius G. Wolle	1

Langenburg (bei Ohrdruf).

	Expl.
Hr. Wildmeiſter Trump	1

Langenſalza.

Hr. Kaufmann Fr. Oeſtreich	1
„ Rittmeiſter C. Stiege	1

Lauſcha.

Hr. Maler E. Eichhorn	1
„ Günth. Greiner Söhne	1
„ Glaskünſtler Ch. Greiner Matzen Sohn	1
„ Schullehrer M. Walter	1

Liebenſtein.

Hr. Rath und Juſtizamtmann Bonde	1
„ Amts-Steuer-Acceſſiſt A. Braun	1
„ Amts-Advocat Heidenreich	1
„ Amtsdiener Henning	1
„ Rentamtsdiener Umbreit	1

Limbach.

Hr. Commiſſionsrath und Fabrikbeſitzer Greiner	1

Magdeburg.

Hr. Buchhändler W. Heinrichshofen	1

Manebach.

Hr. Förſter J. H. Burkhardt	1

Martinroda.

Hr. Bäckermeiſter Schramm	1

Maſſerberg.

Hr. Schullehrer A. Engelhardt	1
„ Maler C. Schmidt	1

Mehlis.

	Expl.
Hr. Graveur Ch. N. Anſchütz	1
„ Bäckermeiſter C. Anſchütz	1
„ Bäckermeiſter und Mühlenbeſitzer P. Anſchütz	1
„ Büchſenmacher P. Anſorg	1
„ Uhrmacher P. Bader	1
„ Fuhr- und Handelsmann Chr. Becker	1
„ Chauſſeegeld-Einnehmer C. Bertholet	1
„ Gewehrhändler H. Büchel u. Söhne	1
„ Amts-Wundarzt H. Catterfeld	1
„ Hufſchmied Ch. Diem	1
Hrn. Büchſenmacher Gebr. Diem	1
Hr. Schneidermeiſter W. Enaner u. Conſorten	1
„ Hofbüchſenmacher J. W. Fiſcher	1
„ Rohrverſchrauber Chr. Fleiſcher	1
„ Büchſenmacher Hr. Fleiſcher	1
„ Fabrikant J. Haſener	1
„ Maurermeiſter B. Hoffmann	1
„ Zimmermann B. Holland	1
„ Büchſenſchäfter Chr. Kehl	1
„ Büchſenmacher V. Kehl	1
„ Büchſenmacher W. Kleinert u. G. Simon	1
„ Bäckermeiſter A. Klett	1
„ Büchſenmacher H. König	1
Hrn. Fabrikbeſitzer Langenhan u. Klett	2
Hr. Mechanikus H. G. Lepper	1
„ Organiſt Chr. Fr. Mangold	1
Hrn. Gewehrhändler Hr. Müllers Wittwe	1
Hr. Büchſenmacher C. Oehring	1
Hrn. Büchſenmacher u. Graveure Gebr. Oehring	1
Hr. Cantor Ch. Fr. Reinhardt	1
„ Braumeiſter L. Sauerbrei	1
„ Graveur C. Schilling	1

Mehlis.

	Expl.
Hr. Büchſenmacher G. Schilling	1
„ Graveur G. Schilling	1
„ Mühlenbeſitzer E. Weiß	1
„ Sägemühlenbeſitzer J. Weiß	1

Meiningen.

Frau Hauptmännin von Holleben	1

(Durch die Riemannſche Buchhandlung in Coburg.)

Meuſelbach.

Hr. Organiſt Großer	1
„ Laborant Preßler	1

Molſchleben.

Hr. Adjunctus W. Gebhardt	1

Neuhaus.

Hr. Factor E. Keßler	1

Neuſtadt a. R.

Hr. Pfarrer Röhrig	1

Nordhauſen.

Hr. Dr. phil. J. C. G. Richter	1

Nordhofen.

Hr. Pfarrer W. Backhauß	1

Oberfüllbach.

Hr. Schultheiß J. P. Hänftling	1

(Durch die Riemannſche Buchhandlung in Coburg.)

Oberhof.

Hr. Revierförſter Bauer	1
Hr. Forſtgehilfe F. Fritſch	1

***

Oberlichte.

	Expl.
Hr. Maler Ch. Meiſel	1

Oberſchönau (bei Steinbach-Hallenberg).

Hr. Kaufmann Bauroth	1
„ Schullehrer Kißling	1
„ A. Merz	1

Oberweißbach.

Hr. Salz-Niederlags-Vorſteher J. N. Franke	1
„ Chirurg Hartung	1
„ Dr. jur. und Amts-Actuar F. W. Schorch	1
„ Amts-Acceſſiſt C. A. Vater	1
„ Poſt-Collecteur Wilhelm	1
„ Kaufmann Chr. Wilhelm	1
„ Dr. Worm u. Schönau	1

Ohrdruf.

Hr. Kupferſtecher Alt	1
„ Subrector J. Armſtroff	1
„ Hauptmann Brand	1
„ Canzlei-Regiſtrator F. Gleiß	1
„ von Goldacker	1
„ Commiſſionsrath Hahn	1
„ Senator und Kämmerer Kieſewetter	1
„ Kirchenrath und Schuldirector Krügelſtein	1
„ Oberforſtmeiſter von Minkwitz	1
„ Kaufmann F. W. Schädel	1
„ Muſikdirector E. Spintler	1
„ F. Trognitz	1
„ Amts-Advocat Werner	1

Reinhardsbrunn.

Hr. Oeconom J. Graf	1

Remſtädt.

	Expl.
Hr. Fabrikbeſitzer A. Arnoldi	1
= Pfarrer K. Roſt	1

Roda.

Hr. Paſtor A. Rieth	1

Römhild.

Hr. Dr. med. Hilpert	1

Rudolſtadt.

Fürſtl. priv. Hofbuchhandlung	4

Ruhla.

Hr. Kaufmann Rob. Dreiß	1
= Steuer-Einnehmer G. Eckardt	1
= Gaſtgeber Joh. Köllner	1
= Kaufmann C. Leßer	1
= Candidat d. Theol. B. Müller	1
= Kaufmann L. Schulz	1
= Gaſtgeber Schwanitz	1
= Kaufmann Th. Zimmermann	1

Saalfeld.

Hr. Buchbinder A. Alander	1
= Cantor J. Beer	1
= Oberlehrer C. Müller	1
= Poſt-Acceſſiſt F. Siegel	1

Scheibe.

Hr. Pfarrer A. Gehring	1
= Fabrikbeſitzer F. Greiner	1
= Förſter A. Macheleidt	1

Schmalkalden.

	Expl.
Hr. Kaufmann Ad. Fuchs	1
= Rentmeiſter J. H. Merkel	1

Schmiedefeld.

Hr. Porzellanfabrikbeſitzer Glaſer u. Greiner	1
= Porzellanmaler C. Chr. Günther	1
= Oberförſter Hoffmann	1
= Orgelbauer W. Holland	1
= Buchbinder Keßler	1
= Maler Seb. Schmidt	1
= Porzellandreher M. Wagner	1

Schwabhauſen.

Hr. Chauſſeegeld=Einnehmer F. Eberhardt	1

Schwarzburg.

Hr. Hof=Commiſſair Bergmann	1
= Gaſtgeber Hübner	1
= Hofmaurer G. Keller	1
= Hammerbeſitzer Pinko	1

Siebeleben.

Hr. Pfarrer C. Dürfeld	1
= Hofgärtner F. K. Günther	1
= Schullehrer C. A. Umbreit	1

Siegmundsburg.

Hr. Maler Ch. Hartwig	1

Sophienau.

Hr. Controleur W. Stöhr	1

Steinbach-Sallenberg.

	Expl.
Hr. Renterei-Beamter Brod	1
„ Amts-Wundarzt Erdmann	1
„ Pfarrer Habicht	1
„ Kaufmann Hofmann	1
„ Pfarrer Kümmel	1
„ Organiſt Wilhelm	1

Stützerbach (Pr. Anth.)

Hr. Glasarbeiter M. B. Bachmann	1
„ Glasarbeiter F. F. Greiner	1
„ Mühlenbeſitzer G. Greiner	1
„ Metzgermeiſter M. C. Pranner	1
„ Porzellanmaler W. Wiegand	1

Stützerbach (W. Anth.)

Hr. Cantor F. G. Hornbogen	1

Stutzhaus.

Hr. Pfarrer Hochgeſang	1
„ Sägemühlenbeſitzer Ph. Raſch	1
„ Forſtgehilfe F. Wehmeyer	1

Suhl.

Hr. Förſter Aßmann	1
„ Goldarbeiter Barth	1
„ Färber G. Harraß	1
„ Graveur Pfeuffer	1
„ Kaufmann Fr. Schilling	1
„ Sattlermeiſter D. Schlägelmilch	1
„ Land- und Stadtgerichts-Rendant Seeliſch	1
„ Juſtizcommiſſair und Notar H. Spangenberg	1
„ Poſtſekretair Zieſke	1

Sundhauſen.

	Expl.
Hr. Gutsverwalter M. Hezner	1
„ Pfarrer C. Weibezahl	1

Tambach.

Hr. Rector Beng	1
„ Diaconus Blödner	1
„ Dr. med. Fiſcher	1
„ Spiegelfabrikant J. G. Frank	1
„ Kaufmann Glaſer	1
„ Schuhmachermeiſter J. Hörchner	1
„ Metzgermeiſter C. Hünefeldt	1
„ Mühlenbeſitzer Ch. Th. John	1
„ Controleur F. A. Kleinſteuber	1
„ Mühlenbeſitzer J. Klett	1
„ Glasfabrikant J. Menz	1
„ Apotheker Motz	1
„ Forſtgehilfe von Nordheim	1
„ Bäckermeiſter J. S. Rauſch	1
„ Zimmermeiſter G. H. Rauſch	1
„ Schultheiß C. A. Witzmann	1

Tambuchshof.

Hr. Verwalter Fr. Werner	1

Tannroda.

Hr. Dr. med. J. T. Rentſch	1

Tonndorf.

Hr. Pfarrer und Adjunctus Münzel	1

Unterlichte.

Hr. Maler Ch. Dietrich	1

Viernau.

	Expl.
Hr. Pfarrer Ch. Schwarze	1

Waſſenrod.

Hr. Schullehrer W. Hetzel	1

Wallendorf.

Hrn. Heubach, Kämpf u. Haman	1
„ Maler Gebr. Lippoldt	1

Waltershauſen.

Hr. Tuchmacher Breithaupt	1
„ Privatlehrer Burbach	1
„ Amts-Actuar Huſchke	1
„ Handlungs-Commis A. Keßner	1
„ Amts-Adjunct Kunz	1
„ Kirchner Nicolai	1
„ Conrector Riede	1
„ Amts-Actuar Rohr	1
„ Bürgermeiſter Sandrock	1

Weimar.

Hr. Kammerrath Schwabe	1

Wolfsbehringen.

Hr. Schullehrer Ch. Wilhelm	1

Zella St. Blaſii.

Hr. Büchſenſchäfter H. G. Anſchütz	1
„ Mechanikus A. Barthelmes	1
„ Gießer H. G. Barthelmes	1
„ Pfarrer F. J. Biber	1
„ Schreinermeiſter G. H. Bodenſchatz	1

XL.

Zella St. Blaſii.

	Expl.
Hr. Büchſenmacher B. Ditzel	1
„ Lieutenant F. Eckſtein	1
„ Zeichnenlehrer G. Ernſt	1
„ Rohrverſchrauber C. Häusner	1
„ Rentamtmann A. Heimberger	1
„ Juſtizamtmann C. Hochgeſang	1
„ Bürgermeiſter W. Keßler	1
„ Apotheker G. F. Köllner	1
„ Amts=Copiſt v. Krakau	1
„ Rohrſchmied A. Meurer	1
„ Graveur B. C. Moritz	1
„ Rohrverſchrauber L. Sauerbrei	1
„ Rohrverſchrauber Spörer	1
„ Amtsdiener Walther	1
„ Schneidermeiſter Zins	1

Der Thüringerwald.

I.

Lage und Geſtalt. Die Grenzen.

Eine Doppelwanderung.

Weitere Grenzen. Engere Grenzen.

Vom Fichtelgebirge ſchweift in nordweſtlicher Richtung ein kleinerer Gebirgszug ab, recht mitten in das Herz Deutſchlands hinein, an zwanzig geographiſche Meilen lang, öſtlich an der Saale ſchmal, dann ſchnell ſich beträchtlich in die Breite ausdehnend, ſo daß ſie über fünf geographiſche Meilen beträgt, dann allmälig verjüngt zulaufend, immer ſchmaler, bis er in eine Spitze ausläuft. Es iſt der **Thüringerwald**, nicht allzuhoch, wahrhaft idylliſch, hie und da ſogar romantiſch, reich an entzückenden An- und Ausſichten, an Naturmerkwürdigkeiten und hiſtoriſchen Erinnerungen. Nirgend iſt das Gebirge unwirthbar, ſeine Höhen ſind mit Holz freundlich beſtanden, ihre Wände mit maleriſchen Felſen geziert, ſeine Thäler ſind ſaftig grün, von hellen Bächen durchtanzt; in der ganzen Erſcheinung, wie in ſeinen einzelnen Theilen, iſt es eins der ſchönſten Gebirge Deutſchlands, ja in gewiſſer Beziehung das ſchönſte. Gebahnte Wege führen durch die Thäler auf die Höhen, acht Chauſſeen ſteigen über das Joch des Gebirges, faſt in allen Thälern hat ſich die Menſchenwelt angeſiedelt, in der ſüdöſtlichen Hälfte wohnt ſie auch auf den Bergen. Die angedeutete Geſtalt des Gebirges gleicht einem großen grünen Blatte; mitten hindurch bis zum Ende zieht ſich der Hauptgebirgsrücken als Hauptrippe, von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrücken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grünen ſaftigen Thäler ſind das grüne weiche Fleiſch des Blattes. Ja ein grünes, freundliches Blatt iſt dieſer Thüringerwald, entſproſſen dem gewaltigen Gebirgsſtamme, der ſeine Aeſte und Zweige durch Europa ausbreitet; ein ſchönes, grünes Blatt iſt unſer Thüringerwald, das ſich Deutſchland zu Schmuck und Zierde an ſeine treu ſchlagende Bruſt geſteckt hat. Aber es iſt auch die Geſtalt eines Herzes, die dieſes Gebirge trägt; und auch ein Herz iſt der Thüringerwald, durchpulſt von grünem Waldleben, voll heimlichſüßer deutſcher Träume, voll ſtiller ſentimentaler Poeſie, voll Sehnſucht und Hoffnung; ein deutſches Herz iſt er, er iſt das Herz Deutſchlands, das ſeine Adern, ſeine friſchen klaren Quellen und Ströme dem Rheine, der Elbe und Weſer zuführt. Sie gehen aus von ihm, goldführend und prächtig, wie die vier Ströme, die von Eden ausgingen. Und auch ein Garten Eden iſt der Thüringerwald, baum- und waſſerreich, gras- und blumenreich, kühl und anmuthig. Wie das waldige, bergige Arkadien in der Mitte des Peloponnes lag, ſo liegt der Thüringerwald in der Mitte Deutſchlands; er iſt das deutſche Arkadien.

Will man das Gebirge umwandern, ohne ſeine Rücken zu überſteigen, ſo kann man eine weitere und eine engere Grenze ziehen. Wählt man die erſtere, ſo iſt das Gebirge faſt auf allen Seiten von Hauptthälern und Flüſſen umkreist und abgeſchloſſen, und findet ſonach eine natürliche Umgrenzung. Freilich muß man dann auch einen großen Theil des ſich abſenkenden Flötzgebirges mit in Kauf nehmen, das meiſt öde und kahl iſt; aber gerade dieſe Abwechſelung bietet neues Intereſſe, und ein Herz, das ſich der Berge freut und gern auf ragender Kuppe ſteht, um ſich ein möglich großes ſchönes Stück Erde mit einem Male zu betrachten, fragt nicht, ob der Boden unter ihm zu der ältern oder jüngern Gebirgsformation gehört, und aus Muſchelkalk, buntem Sandſtein oder Granit, Dolomit, Porphyr, Todtliegendem und Thonſchiefer beſteht. Wandern wir zuerſt den weitern Kreis und dann den engern! Als Anfang und Ausgangspunkt betrachten wir aus mehr als einem Grunde das nordweſtlich 2 Stunden von Eiſenach am Einfluß der Hörſel in die Werra gelegene Dorf Hörſchel. Die Hörſel iſt unſer Führer in ihrem ſchönen, an hiſtoriſchen Erinnerungen und poetiſchen Sagen ſo reichen, Thale aufwärts, ſelbſt dann noch, wenn ſie Leina heißt; und wir gelangen ſo bis zu Schönau vor dem Walde, gothaiſchem Pfarrkirchdorf. Von da ſteigen wir über die mäßige Landhöhe, die Scheide der Flüſſe in das Thal der Apfelſtedt nach Hohenkirchen hinüber. Dieſes Flüßchen nur eine kleine Strecke verfolgend, kommen wir an die Stelle, wo die Ohre in die Apfelſtedt mündet, und erreichen am Ufer der Erſtern die alte hiſtoriſch merkwürdige Stadt Ohrdruf. Von hier bringt uns die neue Chauſſee über Krawinkel, Frankenhain, Gräfenrode ins Thal der Wilden-Gera, in welchem wir abwärts bis nach Plaue wandern. Ueber die ſteilen nackten Reinsberge ſteigen wir ins Wipperthal hinab, durchſchneiden daſſelbe bei Wipfra und Neurode und ſteigen über den entgegen liegenden Höhenzug ins Thal der Ilm. Hier ſteht der hohe, weithin ſichtbare, merkwürdig geſtaltete, durch ſeine eigenthümlichen Sagen ausgezeichnete Singerberg als bedeutungsvoller Grenzſtein des Thüringerwaldes. Ueber Paulinzelle ziehen wir, am Rottenbache hinwandelnd, in das anmuthige Thal der Rinne hinab, welche bis zu ihrer Mündung in die Schwarza bei Blankenburg Grenzflüßchen des Gebirges iſt. Ihre Stelle nimmt die Schwarza bis Schwarza ein, wo die Saale dieſen ſchönſten aller Thüringer Bergflüſſe in ſich aufnimmt. Unſer Weg geht nun am Saalufer aufwärts über Saalfeld in die hohen und ſteilen Flötzgebirge, die ſie durchbrochen hat und deren Vorſprünge ſie in lauter kleinen Bogen umwandelt. Immer einſamer wird das Thal, immer ſchwermüthiger ſein Charakter, düſtre Tannenwälder nicken in ihren Spiegel, über ſchwarzen Tonſchiefer rollt ſie dahin. So kommen wir an dem hochgelegenen Saalburg vorüber bis an die Stelle, wo die Selbitz in die Saale mündet. Dies iſt der öſtlichſte Punkt des Thüringerwaldes und hier liegt das reuſſiſche Dorf Blankenſtein. Nun wenden wir uns ſüdweſtlich, verfolgen die Selbitz aufwärts nur eine kleine Strecke, bis wo die thüringiſche Moſchwitz in ſie mündet. Bergauf an ihrem Ufer über die Höhe, die ihre Quellen von denen der fränkiſchen Moſchwitz trennt, und an der letztern abwärts in ihrem ſtillen einfachen Thale, bis ſie in die Rodach fällt. Das Thal der Rodach wird weiter, ſchoner und lebendiger, je tiefer wir darin abwärts ſteigen. So erreichen wir das helle anmuthige **Kronach**, die Grenzſtadt des Thüringerwaldes, ſteigen dann im Thale der Haslach wieder einige Stunden aufwärts, verlaſſen es, um über die Höhen in den Grund der Görlitz zu ſteigen, durchſchneiden denſelben bei **Siegelreuth** und gelangen über kleine Höhenzüge und einige Thäler in das ſchöne Thal der Steinach. **Neuſtadt an der Heide** berühren wir nur leicht und wenden uns über ein geräumiges Plateau in den Grund der Effelder, dann in den reizenden Grund der ſchweſterlichen Grümpen, und ziehen nun über **Schalkau** auf der Chauſſee nach **Eisfeld**. Hier begrüßen wir die jugendliche Werra, die ſich friſch und brauſend aus dem hohen Gebirge herabſtürzt, und ſie, der Hauptfluß des Thüringerwaldes, bleibt nun über 30 Stunden Wegs unſre treue Führerin. An ihrem Ufer begrüßen wir die Städte **Hildburghauſen**, **Meiningen**, **Waſungen**, **Salzungen**, **Vach**, **Berka**, und langen wieder in **Hörſchel**, unſerm Ausgangspunkte, an.

Will man dagegen nur das Hauptgebirge, den eigentlichen Thüringerwald, der geognoſtiſch ſowohl, als auch durch ſeine Höhe ſtreng von den jüngern Vorbergen geſchieden iſt, umgrenzen, ſo wird der Weg bei weitem kürzer ſein. Wir beginnen die Wanderung abermals in **Hörſchel**, und wandern am linken Ufer des Hörſelfluſſes aufwärts, verlaſſen ihn aber, bevor wir

Eiſenach erreichen, und ſteigen über die verſchiedenen Arme des Vorgebirges ins Dorf **Moosbach**, weiter nach **Kittelsthal**, den Gaſthof **Heiligenſtein**, Thal, Schmerbach, Fiſchbach, **Kabarz**, Großtabarz, Luſtſchloß Reinhardsbrunn, Friedrichroda, **Engelsbach**, **Catterfeld**, hinab ins Thal der Apfelſtedt nach **Georgenthal**. Von hier wandern wir am Waldrande auf der Chauſſee über **Naundorf**, **Gräfenhain**, und ſtoßen, die Stadt Ohrdruf links laſſend, auf **Luiſenthal**, ſchlagen uns um den Kienberg nach dem Forſthauſe Friedrichsanfang, ſteigen nach **Frankenhain** hinab, berühren das Schwarzburger Forſthaus, wandern im Thale der Wilden-Gera eine Viertelſtunde aufwärts bis nach **Dörrberg**, halten uns links nach **Arlesberg** und **Elgersburg** und kommen über Roda nach Ilmenau. An der Ilm abwärts wandelnd kommen wir nach **Langewieſen**, und eilen auf der Chauſſee weiter über **Jeſuborn**, Sorge, **Bennewitz** nach **Königſee**. Hier gelangen wir zur Rinne, und dies freundliche Flüßchen wird auch jetzt unſer Führer bis nach **Blankenburg**. Ins Schwarzathal gelangt, ſteigen wir rechts nach **Unterwirrbach** hinauf und gelangen über Aue, Beulwitz, Garnsdorf nach dem Alaunwerk **Wetzelſtein** in das Thal der Saale hinab. Von hier bis **Eichicht** (vulgo **Mög**) iſt die Saale Grenzfluß. Hier fällt die Loquitz in die Saale und in ihrem Grunde wandern wir hinauf bis nach Hocherode, wo die Große Sormitz in die Loquitz mündet. Weiter hinauf gelangen wir zur Mündung der Kleinen Sormitz in die Große Sormitz und ſteigen nun bis zu den Quellen der erſtern hinauf. So erreichen wir den **Wetzſtein**, Berg von 2550

Fuß Höhe über dem Meeresſpiegel. Ueber ihn läuft der Rennſteig, und er gilt bei dieſer engern Umgrenzung als Scheidemarke des Thüringerwaldes vom Frankenwalde. Nach der fränkiſchen Seite hinab kommen wir ſogleich in das Thal der Haslach, welches wir bis zu dem Punkte verfolgen, wo die Tettau ſich in die Haslach ergießt. Von hier gehen wir weſtlich weiter über Wehlitich nach Steinbach und kommen im Thale der Steinach nach Köppelsdorf, ſteigen nach Sonneberg hinauf und verfolgen vom untern Theile der Stadt den Gebirgsfuß bis nach Forſchengereuth, paſſiren bei Schwarzwald den Grund der Effelder und ſteigen über das Plateau neben Rabenaußig und Menſchenbach in den Theuergrund (Thal der Grümpen). Kurz vorher kommen wir durch Rauenſtein, im Thal der Grümpen ſelbſt durch Theuern, und von da über Neuendorf, Mauſendorf, Stelzen in den Werragrund nach Sachſendorf hinab. Wieder weſtlich aufwärts nach Crock, und von hier mit der Eisfelder Chauſſee nördlich über Oberwind bis Engeſtein. Nun weiter weſtlich oberhalb Waldau nach Hinternach im Nahegrund, Raaſen, wo die Veſter in die Erlau mündet. Weiter im Thale der Erlau hinauf, deren rechtes Thalgehänge dem höheren Gebirge angehört, bis nach Hirſchbach. Mit der Chauſſee ſteigen wir über den Sandſteingebirgsarm hinüber, laſſen aber Suhl rechts und gehen über Heinrichs nach Albrechts. So gelangen wir aus dem Thale der Haſel in das der Lichtenau, welches wir bei Benshauſen durchſchneiden, dann über Bernbach ins Thal der Hennebergiſchen Schwarza (hier Schönbach), das wir von Herges bis

Steinbach Hallenberg aufwärts verfolgen. Von Steinbach Hallenberg ſteigen wir in den Grund der Still hinüber und wandeln mit dieſem Flüßchen fort bis nach Stadt Schmalkalden, und von da am Ufer der Schmalkalde hinauf bis Flohe und Seligenthal. Von hier müſſen wir weſtlich ſteil bergauf über den Stahlberg und Hohen Kieſel, Sandſteingebirgsarme von beträchtlicher Höhe, nach Hergesvogtei hinab, weiter nach Beienrode, Bad Liebenſtein, Schweina, Gumpelſtadt, Waldfiſch und Etterwinden. Zwiſchen den beiden letztern Orten kommen wir an die Elne, und dieſes Flüßchen bildet die ſüdliche Grenze des hohen Gebirges und der weſtlichen Vorberge deſſelben über Wilhelmsthal, Unkerode, Förtha, Ober- und Unterallen, und mündet dicht unter den Ruinen der Brandenburg, ohnweit Lauchröden in die Werra. Von dieſem Punkte bis nach Hörſchel iſt nur eine Stunde Wegs. — Und ſo haben wir das Gebirge in ſeiner weitern und engern Umgrenzung umwandert. Die erſtere Tour würde ein rüſtiger Fußwanderer in 14 Tagen, die zweite in 9 bis 10 Tagen zurücklegen können, und ſich der mannichfachſten Abwechſelung auf beiden zu erfreuen haben.

II.

Der Hauptgebirgsrücken und Höhenzug des Gebirgsſtockes. Der Rennſteig.

Eine große Bergwanderung.

Am rechten Ufer der Werra, zwiſchen den Mündungen der Hörſel und der Elne ſteigt das Gebirge allmälig empor, erſt als Vorgebirge bis zur Hohenſonne (Forſt- und Wirthshaus, 1378 Fuß Höhe über der Meeresfläche), dann als Hauptgebirge bis zum Inſelsberg (2855 Fuß), von dieſem ſich ſenkend, und dann wieder mächtig erhebend bis zu ſeiner höchſten Höhe, dem Gebirgsknoten, da wo die drei höchſten Berge des ganzen Thüringerwaldes dicht beiſammen liegen, der Große-Beerberg (3064 Fuß), der Schneekopf (3043 Fuß), und der Finſterberg (2941 Fuß). Darauf fällt der Bergzug wieder, ſteigt noch einmal bei Steinheide zur Höhe des Kieferle (2717 Fuß), und bei Leheſten zur Höhe des Wetzſtein (2550 Fuß), und fällt endlich um ſo bedeutender durch den Frankenwald ab. Da wo die Selbitz in die Saale mündet, iſt das Gebirge ſehr niedrig, erhebt ſich aber weiter hin gleich wieder nach dem Fichtelgebirge zu. Von ſeinem Anfang an der Werra bei Hörſchel bis zu ſeinem Ende an der Saale bei Blankenſtein ſtreicht meiſt von Nordweſt nach

Südoſt durch das ganze Gebirge ein Hauptgebirgsrücken, ein höchſter Gebirgsſtock, beſtehend aus den an einander gereiheten Gipfeln der Berge, von welchem nach der thüringiſchen und fränkiſchen Seite hinab die Thäler mit Bächen und Flüſſen, und zwiſchen dieſen die Nebengebirgsrücken auslaufen. Zwiſchen den Gipfeln der an einander gereiheten Berge findet man nur flache, muldenförmige Vertiefungen, ſogenannte Sattel, und auf dieſe Weiſe bildet der höchſte Gebirgszug eine bald ſteigende, bald fallende Wellenlinie. Von ſeinem Anfangspunkt aus bis zum vorhin genannten Knoten iſt dieſer Hauptzug des höchſten Gebirgsjochs ein ſchmaler Kamm, oft ſo ſchmal, daß man zuweilen zu gleicher Zeit in die thüringiſchen und fränkiſchen Thäler hinabſehen kann, auch weiter nach Oſten wird dieſe Eigenthümlichkeit noch einige Male bemerkt, z. B. bei Limbach. Aber im Ganzen verliert ſich hier der Kamm, der höchſte Gebirgsrücken tritt nicht mehr ſo ſcharf hervor, er iſt breiter, platter, abgerundeter, die Nebengebirge erreichen faſt dieſelbe Höhe und dehnen ſich mächtig zu beiden Seiten aus.

Der Thüringerwald beſitzt eine ſonderbare und merkwürdige Eigenthümlichkeit, wie kein Gebirge weiter, die ihm aber einen hohen und ausgezeichneten Reiz verleiht; es iſt dies die von Hörſchel an der Werra bis nach Blankenſtein an der Saale in einem Strich 43 Stunden auf dem höchſten Gebirgsrücken fortlaufende, faſt durchgängig fahrbare Straße, der Rennſteig (Rennſtieg, Rennweg) genannt. Dieſer ſchöne, in ſeiner Art einzige Weg bezeichnet faſt ſtets und nur mit ſehr wenig Ausnahmen den höchſten

Gipfel der Berge, und da er keine Handelsſtraße iſt und nur ſtellenweiſe als Communikationsweg benutzt wird, ſo könnte man ihn einen idealen Weg nennen. In ſeiner einzigen und köſtlichen Schönheit gleicht er der ſeidenen Schnur, auf welcher eine Menge prächtiger Perlen, große und kleine, an einander gereiht ſind; denn er reiht die Berge an einander und verbindet ſie gewiſſermaßen zuſammen; und ſind ſie nicht edle Perlen, dieſe thüringiſchen Berge, aus der Tiefe des Meeres emporgeſtiegen? Iſt dies reizende Gebirge nicht eine Perlenſchnur, die die Mutter Germania um Bruſt und Hals trägt? Der Rennſteig aber iſt das Band, das ſie zuſammenhält. Wie wir das Gebirge nun zwiefach umwandert ſind, ſo macht es uns der Rennſteig möglich, den höchſten Gebirgsrücken in ſeiner ganzen Ausdehnung zu bereiſen, eine große wunderſchöne Bergwanderung, voll eigenthümlicher und reizender Genüſſe! Wie das Bild, mit welchem ich dieſen Weg verglich, ein poetiſches iſt, ſo iſt er ſelbſt ein poetiſcher, ja der einzige rein poetiſche Weg im Gebirge. Kein materielles Intereſſe wird ihn von ſeinem Anfange bis zu ſeinem Ende wandern; wer dieſe Straße zieht, fern von den Hütten der Menſchen, fort und fort über die Gipfel der Berge in den luftigen Regionen der Wolken, der will die Poeſie des Gebirges genießen und ſich in den einſamen und unvergleichlichen Reizen deſſelben berauſchen. Nur ein hoher und reiner Sinn, nur ein Herz voll Gefühl und Empfänglichkeit für die Bergnatur wird dieſen ſtillen Weg aushalten, wird dieſen grünen Pfad über die Firnen und Grate, zwiſchen ſchweigenden Tannenwänden hin, über den [illegible] Kamm und die heimlichen Waldwieſen wandeln, und dann und wann einen Blick in die bunte Tiefe, in die blaue Ferne zu ſeinen Füßen thun und hoch aufathmend ſich das Herz gehoben fühlen. O es geht nichts über den ſtillen Reiz einer Rennſteigwanderung! Aber faſt fünf Tage brauchſt du dazu, und nur ſelten liegt ein wirthliches Dach auf deinem Wege, nur der einſame Schrei des Raubvogels, nur das Raſcheln des Wildes, wenn es durch die Büſche bricht, nur der hallende Axtſchlag des Holzhauers dringen zu deinem Ohre; von menſchlicher Wirkſamkeit wirſt du ſchwerlich viel mehr ſehen, als den aufſteigenden Rauch vom Meiler eines Köhlers, oder einen Harzſcharrer, der emſig ſein geſundes Tagewerk vollbringt; du wirſt auch wenig Begleiter haben auf deinem Bergwege, etwa einen Jäger oder Holzhacker, einen Hirten, Köhler oder ein holzleſendes Weib, und ſie gehen nur eine kleine Strecke mit dir und ſcheiden bald wieder mit herzlichem Gruß. Du mußt ſtill und allein weiter wandeln. Aber wer da weiß und es in ſich empfunden und erlebt hat, daß alle großen und ſchönen Gedanken und Gefühle nur Kinder der Stille und Einſamkeit ſind, der wird dieſen Weg mit immer neuen Entzückungen wandern, und ſein Herz wird ihm in der Bruſt wachſen; er wird den Geiſt des Gebirges in ſeinem ſtillen Schaffen und Wirken erblicken. Vom Rennſteige aus, wo er über waldentblößte Stellen und Höhen läuft, überſieht man am beſten das ganze Geripp des Gebirges, ſowohl den gekrümmten Hauptrücken als auch die von ihm nach Norden und Süden auslaufenden Nebenarme mit ihren Gründen und Thälern, wenn auch die letztern meiſt nur angedeutet. — Die Annahme, als ſei der Rennſteig im frühen Mittelalter eine ſtark beſuchte Handelsſtraße geweſen, iſt gewiß eine verkehrte. Handelsſtraßen verbinden entweder Länder oder bedeutende Städte mit einander; keins von beiden iſt beim Rennſteige der Fall. An ſeinen Enden liegen keine Städte, im Oſten iſt das arme bergige Voigtland, im Weſten die waldige Buchonia; ſie haben nie Handel getrieben und ſind nie mit einander verbunden geweſen. Wo wäre auch eine Handelsſtraße ſo unwirthbar, ſo menſchenarm, und liefe fort und fort über die Gipfel der Berge, wie der Rennſteig? Aber welchen Zweck, welche Bedeutung hatte dieſer ungewöhnliche Weg? Höchſt wahrſcheinlich war er eine von Karl dem Großen gezogene Landesgrenze zwiſchen Thüringen und Franken. Denn Franken heißt Süd-Thüringen nach jener Zeit der Rache und Strafe, die Karl über die Freiheit liebenden, aufrühreriſchen Thüringer verhängt. Mit ſeinen Franken, den Siegern, hatte er als mit den Herren jenes Land beſetzt und ihnen die Thüringer untergeben. So weit nun der Rennſteig lief, waren Thüringen und Franken geſchieden, denn Rain heißt Grenze und Staig, Steig, Stieg, Weg; Rennſteig alſo Grenzweg. Auch war in ſpäterer Zeit dieſer Weg Jagdgrenze zwiſchen den thüringiſchen und hennebergiſchen Herren, und noch bis jetzt iſt er zum großen Theil Landesgrenze zwiſchen den Beſitzungen der ſüdlich und nördlich am Thüringerwalde gelegenen Herrſchaften. Auch erzählt eine alte Sage, jeder neue Landgraf von Thüringen ſei ſogleich nach Antritt ſeiner Regierung im Waffenſchmuck mit all ſeinem reiſigen Zeug von Weſten nach

Roſſen über den ganzen Rennſteig geritten, zum Zeichen der Beſitznahme des Landes. Hiſtoriſche Dokumente ſind freilich nicht vorhanden; im 9. Jahrhundert kommt der Rennſteig ſchon in Urkunden als ein Fertiges und Bekanntes vor, um ſo reizender iſt er der Zeit wie dem Raume nach in das Gewand der Poeſie gehüllt. Treten wir nun die Wanderung auf ihm ſelbſt an!

Erſter Tag.

Vom Dorfe Hörſchel (Hörſel) ſteigt man bei früher Tagszeit in einer Hohle zwiſchen dem Kleinen-Eichelberg rechts und dem Birkberg links auf den Großen-Eichelberg hinauf, durchwandert ihn und gelangt zwiſchen zwei ſchon ziemlich bedeutenden Kuppen, die Neuenhöfer Gemeinde rechts und den Hornberg links, auf den Gipfel des Vornthal (Berg). Hier hat man die erſte entzückende Ausſicht; rückwärts gewandt überſieht man das reizende Werrathal links bis nach Berka und Heringen, rechts bis in die Gegend von Creuzburg, ein mächtiger Bogen, den der Fluß um den Fuß des Gebirges ſchlägt. Zu unſern Füßen diesſeits der Werra, da wo die Elne in ſie mündet, liegt die maleriſche Ruine der Brandenburg, ihr gegenüber jenſeits des Fluſſes die des Brandenfels, weiterhin der Kielforſt, vorwärts gewandt ſpringt uns die ehrwürdige Wartburg, der Mädelſtein, in nordöſtlicher Richtung der Hörſelberg, in öſtlicher der Inſelsberg und die Gebirgskette bis zu ihm ins Auge. Ein herrliches Plätzchen, auf welchem der Rennſteig-Wandrer gern raſtet und den Vorſchmack der ſeiner wartenden Genüſſe hat! Durch ſaftige Buchenwaldung ſteigen wir in einen Wieſengrund hinab, in dieſem etwas bergauf bis zu dem Rangenhof, einem einſam liegenden kleinen Hofe, ſteigen nun weiter über die ſüdweſtliche Abdachung des Breiten-Platzes, eines mit Buchen beſtandenen Berges, und berühren auf der andern Seite eine kleine meiningiſche Enklave an ihrer nordöſtlichen Spitze. Hier liegt der Ho **Clausberg** auf unſerm Wege in dem Sattel, welchen der „Breite-Platz“ und die Riſſelskuppe, die wir zur Linken laſſen, bilden. Bei Clausberg die zweite ſchöne Ausſicht nach Eiſenach hin. Nach 10 Minuten betreten wir die Chauſſee von Eiſenach nach Berka und wandern eine kleine Strecke auf derſelben fort bis zu dem Punkte, wo die von Eiſenach kommende Chauſſee ſich theilt und der ſüdliche Arm nach Markſuhl fort läuft. Bis hierher hört man den Weg, welchen wir gekommen ſind, im Volksmunde nicht Rennſteig nennen, und dieſer Name wird nun erſt dem weit beſſer gebahnten Wege ertheilt, welcher von der Chauſſee nördlich zur „Hohenſonne“ hinaufſteigt. Da aber hier mehre dergleichen Wege, meiſt Holzwege, in verſchiedener Richtung laufen, der eigentliche Rennſteig aber durch nichts ausgezeichnet oder beſonders bemerkbar gemacht worden iſt, ſo kann man gerade in den 1½ Stunden, die man noch bis zur „Hohenſonne“ hat, leicht irre gehen. Man kommt durch die **Schmiedsgräben** (Berg), dann links an der **Wilden Sau**, rechts am **Luder**, dem höchſten Punkte der **Krummen Kähre** (Berg) vorüber, und über den **Saalkopf** (Berg) und **Großen-Saal** (Berg) nach der **Hohen-Sonne** (Forſt- und Wirthshaus) hinauf. Der Weg von der Berkaer Chauſſee bis hierher läuft immer durch dichte ſchöne Buchenwaldung, welche ſelten einen Blick rechts nach der Rhön und einen noch weit beſchränktern links nach der Wartburg erlauben, doch ſieht man ihren hehren Bau zuweilen durch die Bäume leuchten. Der Rennſteig bezeichnet faſt immer die Grenze der Eiſenacher und Wilhelmsthaler Forſtreviere, und man findet zur rechten Hand oft ein großes W. zur linken ein dergleichen E. zur Bezeichnung der Grenze der beiden Reviere in die Buchen eingeſchnitten. Bei der hoch und einſam gelegenen „Hohenſonne" durchſchneiden wir die von Eiſenach nach Meiningen führende Chauſſee und können uns hier reſtauriren. Von hier ſteigt der Rennſteig als ein ſtark befahrener Weg zum **Todten-Manne** (Platz und Kreuzweg) hinauf. Ein alter Bildſtock und ein Wegweiſer, der rechts nach Wilhelmsthal hinab 1 Stunde, links nach Heiligenſtein hinauf 1 Stunde, gerade aus nach Ruhla 1 Stunde und dahin, woher wir kommen, nach Eiſenach 2 Stunden zeigt, bezeichnen den Platz. Immer höher durch prächtige Buchen geht unſer Weg, bis wir plötzlich auf die **Kleine**- und gleich darauf auf die **Große-Wildpretswieſe** gelangen, zwei auf dem Gipfel gelegene freie Plätze, die rechts hinab die herrlichſte Ausſicht in das Thal der Elne, weiter in das der Werra und auf die gegenüber liegenden Gebirge gewähren; links ſehen wir auf die Berge, welche das Ruhlathal umkränzen. Hier ſind wir nun ſchon auf dem Hauptgebirge und gehen auf dem höchſten Gebirgsjoch weiter. Und ſo treten wir dann gleich links zum Jubelhain, einem mit einer hohen Befriedigung und einer Thüre umgebenen Bezirk, in welchem die koloſſalen Charaktere: C A 1825 in Eichen und Birken prangen, die im genannten Jahre zum Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl Auguſt von Weimar vom damaligen Forſtrath König in Ruhla, einem rühmlichſt bekannten Forſtmanne, angepflanzt wurden. Eine ſchöne und poetiſche Idee! Wer aber den Jubelhain ſelbſt betreten will, muß erſt Erlaubniß und Schlüſſel vom Förſter in Ruhla holen, und das möchte dem Rennſteig-Wandrer nicht anzurathen ſein. Vorwärts alſo auf dem ausnehmend ſchönen Wege! Die Umgebung gleicht eine Stunde lang einem engliſchen Park. In ſanftem Anſteigen kommen wir über die Aſchenbrücke, Platz mit einem zweiarmigen Wegweiſer, über den Lahmberg, Berghöhe, über den Ködler, Wieſe mit Ausſicht nach Nordweſten, über den Brand, Berghöhe bis zu einem freien Platze, Ruhlaer Häuschen genannt (von ein paar Pirſchhäuſern, die im vorigen Jahrhundert dort ſtanden), mit ziemlich freier Ausſicht, wo ein fünfarmiger Wegweiſer ſteht mit den Aufſchriften: Eiſenach 2 Stunden, Ruhla ½ Stunde, Liebenſtein 2 Stunden, Gumpelſtadt 1 Stunde, Schweina 1 Stunde. Durch eine kleine Strecke Buchenwald erreichen wir eine andre, ſich nördlich abſenkende große Wieſe, das Schlauchenthal (Schluchenthal), und betreten von hier aus bald die weitgedehnte Vogelheide, einen mit Nadelholz beſtandenen Berg, deſſen Kopf uns rechts bleibt. Wir paſſiren hier eine Stelle, wo ſechs durch den Wald laufende Stallungen ſich in einem Punkte vereinigen, ſo daß der Berg einem ausgebreiteten Fächer gleicht, und laſſen uns vom Rennſteig über eine große Meilerſtätte nach dem Glöckner (vulgo

Glöckel) Berghöhe mit einigen geſchmackvollen Anlagen bringen. An einer Granitwand über einem Sitze ſtehen die Worte eingehauen: „1813 wurde hier gepflanzt für 1871“, nebſt einer Reihe Namensziffern der damaligen Zöglinge des König'ſchen Forſtinſtituts zu Ruhla. Von der Höhe des Felſens genießt man die reizende Ausſicht auf das Werrathal, den Bergzug gegenüber und auf die Umgegend von Altenſtein. Abwärts gehend treten wir über den ſogenannten Schießplatz aus dem Eiſenachiſchen in das Meiningiſche Gebiet, und gelangen über den Neufang Berghöhe, deren Abſenkung nach Ruhla hin der Bergſteig heißt, in einem Sattel auf Glasbach, Wieſe, wo ſonſt ein übel berüchtigtes Wirthshaus ſtand, deſſen Stätte man noch erkennt. Die köſtliche Kryſtallquelle des Glasbach entſpringt dicht dabei. Der Rennſteig läuft nun eine nicht unbedeutende Strecke mit der von Ruhla nach Altenſtein führenden Straße zuſammen und kommt dicht unter der zur Rechten ſich erhebenden, romantiſchen Felſenpartie des Gerberſtein vorbei nach einem Wegweiſer, der nach Ruhla, Broterode, Altenſtein und Schmerbach weiſt. Links in der Nähe läßt man eine weit ausgebreitete freie Fläche liegen, das Hausfeld oder die Große-Schwarzbachswieſe genannt, wo ehedem ebenfalls ein Haus geſtanden hat. Der Rennſteig und Broteröder Weg fallen zuſammen durch den Kleinen-Weißenberg, wo wir eine Wieſe, die Kleine Hirſchpalz, paſſiren, über die Große-Hirſchpalz, auch Dürre-Wieſe genannt, eine große Wieſenfläche mit unvergleichlich ſchöner Ausſicht nach Thüringen und Franken (wir durchſchneiden hier den Fußweg von Winterſtein nach Steinbach), und aufwärts durch den Großen-Weißenberg bis zum Dreiherrenſtein, wo das Gothaiſche, Meiningiſche und Heſſiſche Gebiet zuſammenſtoßen. Von hier ſtreicht ſüdlich ein Nebenrücken hinab, der ſich am Beerberge in zwei Arme theilt, deren weſtlicher nach Liebenſtein, deren öſtlicher ſich nach Broterode zieht. Vom Dreiherrenſtein läuft der Rennſteig wieder allein durch den ſchattigſten ſchönſten Buchenwald des Großen-Weißenberg, und nach einer kleinen Strecke abwärts treten wir wieder auf einen freien Platz, der auf heſſiſchem Gebiet die Rothe-Pfütze, auf gothaiſchem die Hühnerwieſe heißt. Zwiſchen den beiden Abdachungen eine kleine Anhöhe, der Strohböhrel genannt. Nun ſteigen wir ziemlich ſteil zum Mittelberge hinauf, nachdem wir den Winterſteiner-Broteröder Weg im Sattel, die Kahle Stute oder die Mittelberger-Halde genannt, durchſchnitten haben, und laſſen rechts in der Nähe den Großen-Beerberg *) mit zwei reizenden Felſenpartien, den Großen- und Kleinen-Beerbergſtein, wovon der erſtere eine kleine Höhle hat, liegen. Es iſt aber werth, daß man einige hundert Schritte abgeht, um ſie zu beſuchen. Ueber den lang gedehnten und ſchmalen Rücken des Mittelberges, an maleriſchen Felſengebilden, die ſich einmal zu einem kurzen Felſenkamme vereinigen, vorüber und in der prachtvollen Ausſicht nach Süden und Norden ſchwelgend, gelangen wir endlich durch einen kleinen Sattel, der ſich dicht

---

*) Nicht zu verwechſeln mit dem Großen-Beerberg, dem Nachbar des Schneekopfs.

über dem ſchwindelnd ſteil abfallenden Inſelsbergsloche (Anfangspunkt eines Thales zwiſchen dem Dröhberg und dem Scharfenberg) befindet, zum Großen-Inſelsberg, dem majeſtätiſchen Fürſten des nordweſtlichen Thüringerwaldes. Steil führt der Rennſteig zu ihm hinauf, aber die Mühe iſt belohnend. Nach einer guten Viertelſtunde, in welcher jeder Schritt uns ein Stück Ausſicht mehr eröffnet, bis ſie in ihrer ganzen bunten Unermeßlichkeit vor uns liegt, langen wir an dem ſehr beſcheidenen wirthlichen Dache an, das eine kleine Strecke öſtlich unterhalb dem Gipfel liegt. Der Rennſteig ſtößt nicht auf das Haus, ſondern läßt es einige Schritte links liegen. Der Rennſteigwandrer, der in der friſchen Morgenſtunde des heitern Julitages von Hörſchel ausging, in Hoheſonne einen Imbiß nahm, hat, auf dem Gipfel des Inſelsberges angelangt, ſeine 8½ Stunde zurückgelegt, hält hier ſein etwas ſpätes Mahl, und verbringt die Nachmittagsſtunden im unvergleichlichen Genuſſe der über alle Beſchreibung wundervollen und koſtlichen Ausſicht zu, ſieht das prachtvolle Schauſpiel des Sonnenunterganges im Weſten und nach fünf- oder ſechsſtündigem Schlafe, wenn ihm das Glück wohl will, das noch prachtvollere des Sonnenaufgangs im Oſten, und ſetzt friſch geſtärkt ſeinen Wanderſtab weiter.

Zweiter Tag.

Vom Inſelsberge läuft der Rennſteig gen Oſten nach dem Inſelsbergſteine, einem Felſen, fällt aber hier plötzlich ſo ſteil, an 600 Fuß, bis zur Grenzwieſe hinab, daß dieſe Stelle die einzige nicht fahrbare des ganzen Weges iſt. Nun betreten wir den Groſſen-Wagenberg, berühren auf ſeinem langen, ſanft aufſteigenden Rücken den pittoresken Felſen des Tafelſtein, und gelangen im Sattel zwiſchen dem Großen Wagenberge und dem Groſſen-Jagdsberge auf die Tabelwieſe mit freier Ausſicht nach Thüringen. Auf ihr geht's bergauf bis zum Gipfel des Groſſen-Jagdsberges. Herzerhebend iſt der Weg über ihn, zu beiden Seiten berauſchende Blicke in die geſegneten Länder! Dann läuft der Rennſteig in die von Broterode nach Friedrichrode führende Straſſe und wir betreten die Kalte-Heide, Berg mit vorzüglich freier Ausſicht nach Franken. Von hier aus läuft ſowohl nach der thüringiſchen, wie nach der fränkiſchen Seite ein mächtiger Gebirgsrücken hinab, der erſtere zwiſchen den Thälern der Laucha und des Schilſwaſſers (Hörſelbachs) mit dem Tenneberg, Keſſelsgraben und dem Wolfsſtieg, der letztere, noch bedeutendere zwiſchen dem Inſelsbergsgraben (ſpäter Lautenbach und Druſe) und dem Kalten-Waſſergrund (ſpäter Thal der Schmalkalde) mit dem reichen Stahlberge bei Seligenthal. Von der Kalten-Heide ſenkt ſich unſer Weg mit dem höchſten Gebirgsrücken unbedeutend über den Langenberg und Heuberg, die wiederum an mehren Punkten wechſelvolle Ausſichten bieten, und wir gelangen zur Kniebreche, Berg, und durchſchneiden in einem Sattel die neue, auf Actien gebaute Chauſſee von Friedrichrode nach Klein-Schmalkalden. Ein äußerſt freundliches, dicht am Rennſteige gelegenes Chauſſeehaus, mit einem Thürmchen und Schlaguhr verſehen, erſt 1839 erbaut, nimmt uns auf und bald ſchäumt das köſtlichſte Bier vor uns im Becher. Hier iſt der Ort, ein zweites Frühſtück zu nehmen. Wir brechen nach kurzer Raſt wieder auf und ziehen am **Spießberg** links hin über eine große ausgebreitete freie Fläche, die **Stallwieſe**, mit einem Pirſchhauſe, das **Spießhaus** genannt. Hier geht wieder ein Nebengebirgsrücken zwiſchen dem Schilfwaſſer und der Leina nördlich hinab. Der Rennſteig nimmt nun, ſich ſenkend, eine ſüdlichere Richtung an, läuft über die **Hirſchpalz**, Berg, und durchſchneidet bald den Weg von Tambach nach Klein-Schmalkalden. Hier ſteht ein ſteinernes Kreuz, der Sage nach zum Andenken eines hier erſchlagenen Boten. Weiterhin ſtanden ſonſt einige Pirſchhäuſer und der Platz heißt noch ſo, und am **Brandkopf** hin kommen wir zum **Streitgirn** (Berg), **Hangeweg** (Berg) mit dem ſogenannten Dreiherrenſtein, der aber nur Gotha und Heſſen ſcheidet, zum **Nägelſtedtergirn** (Berg), zur **Hohen-Leite** und endlich zum **Roſengarten** (Berg), wo wir die alte Straße von Tambach nach Schmalkalden durchkreuzen. Die Ausſicht auf das Thal der Apfelſtedt und drüber hinaus iſt angenehm, doch iſt der Roſengarten ein rauhes Stück Bergboden, auf dem der Wanderer Roſen zu pflücken nicht hoffen darf. Weiter ziehen wir über den Neſſelberg und betreten am öſtlichen Ende deſſelben die neue Kunſtſtraße von Tambach nach Schmalkalden. Ziemlich tief leitet uns der Weg über das **Hubenthal** und den **Frankengrund**, Berghöhen, und laſſen rechts den **Hintern-** und **Vordern-Gabelkopf**, zwei Berggipfel, liegen. Bergauf erreichen wir den ſehr langgeſtreckten **Sperrhügel**, wie ein Sarg geſtaltet, deſſen thüringiſcher Abhang der Wedelbach heißt. Am Ende deſſelben ſenkt ſich der Weg, wir treten in einen weiten Sattel, die Wolfsdelle genannt, und durchkreuzen hier den Weg von Tambach nach Steinbach-Hallenberg. Dicht unter dem Rücken auf dem fränkiſchen Gehänge liegen die Neuhofer Wieſen, wo ſonſt ein Hof am Wege, der vom Rennſtieg nach Rotterode hinabfährt, ſtand, deſſen Stelle man noch ſieht. Mit dem Gebirgsrücken hebt ſich der Weg zum Hintern-Eiſenſtieg, Berg mit einem Pirſchhaus über den Roßkopf und Schorn, Berge, die ſich nur mäßig über die auf der fränkiſchen Seite gelegenen Gipfel erheben. Man ſieht in die ſüdlichen Gründe des Schönbach hinab und erblickt an den Wänden des Hellberg, Schwarzkopf, Zimmerkopf und Petersberg majeſtätiſche Felſenhörner und Gruppen von röthlichem Porphyr. Drüber hinaus ſchweift das Auge in das Meiningiſche und bleibt an den fernen Gipfeln der Hohen-Rhön hängen. Der Blick in die dunkeln ſchauerlichen Gründe, die zu unſern Füßen aufgähnen, iſt einzig in ſeiner Art, aber er erfüllt das Herz in der tiefen Einſamkeit mit leiſer Schwermuth. Der Weg über den Harten- und Hohen-Schorn, über das Nährthal und den Kerngrund (lauter Berge) iſt überhaupt die ſchauerlich-ſchönſte Partie des ganzen Rennſteigs. Wir kommen nahe am Donnershaug, einem Berge zur rechten Seite auf heſſiſchem Gebiet, deſſen Kopf, beträchtlich emporragend, die herrlichſte Ausſicht, vorzüglich nach Franken bietet. Sonſt ſtand ein Häuschen auf dieſem prächtigen Berggipfel, dem höchſten Haupte in dieſer reizenden Gebirgsgegend, aber im Herbſte 1828 wurde es, wahrſcheinlich von Waldfrevlern, niedergebrannt, und man ſieht nur noch ſeine Stätte. Weiter auf dem Nährthal und Kerngrund fortwandernd, läßt man auf der heſſiſchen Seite den Hermannsberg, die Möß, den Hundeſtein, den Gebrannten-Stein, den Ruppberg und Schützenberg liegen, lauter Berge, die an Höhe dem höchſten Gebirgsrücken gleichkommen oder ihm nicht viel nachſtehen. Man ſieht ſüdlich in den Kanzlergrund und den Langengraben, deren letzterer mit impoſanten Felſenwänden und Felſengruppen beſetzt iſt. So wechſelt die Scene von Viertelſtunde zu Viertelſtunde an ergreifender Schönheit, und ſtaunend betrachten wir von der Höhe, von unſerm einſamen Wolkenwege, die Wunder der Berge und Thäler. Nördlich ſenkt ſich das berauſchte Auge in den tiefen ſchönen „Kerngrund“ hinab. Der Gipfel des Saukopf bleibt nicht weit links liegen, ein Nebenrücken läuft zwiſchen den Quellen der Apfelſtedt und Ohr hin, wir aber ſteuern froh und friſch weiter, und langen bald auf einer hohen Waldwieſe, der **Kalte Markt** genannt, an. Je näher wir nun dem gewaltigen Gebirgsſtocke kommen, dem Knoten, worin die höchſten Berge zuſammengeſchürzt ſind, deſto impoſanter und zahlreicher ragen rechts und links die Berghäupter empor, deſto tiefer, einſamer und ſchauerlicher gähnen die Thäler zu unſern Füßen auf. Es gewährt ein erhebendes Gefühl, hier oben einſam zu wandeln, wie ein Fürſt der Berge, und das Auge dem grünen, heimlichen, ſchattigen Locken der Thäler folgen zu laſſen. Es iſt, als ob die Sehnſucht des Menſchenherzens da unten ihre Befriedigung finden müſſe, als ob hinter dem Felſen, in der Waldecke, auf der grünen Matte am Walderande, an der hüpfenden Quelle der Friede wohnen müſſe. O überlaßt euch wenigſtens auf Tage, auf Stunden dieſer ſüßen Täuſchung, dem ſtillen Zuge des Waldlebens!

Auf dem Rennſteige kommen wir über die Schützenwieſe am Schützenberg, der nach Heſſen hinabfällt, widerum eine ausgebreitete Wieſenfläche, und durchkreuzen auf der Zeller Leube, einem Waldflecke, den alten Weg von Oberhof nach Mehlis. Noch eine kleine Strecke und wir treten auf die herrliche Kunſtſtraße von Oberhof nach Zella heraus, und ſtehen auf einem Rondel, in deſſen Mitte eine kunſtreiche Steinſäule, mit den Wappen der umliegenden Länder geziert und mit einem Gitter von Gußeiſen umgeben, ſteht, ein ſinniges Monument, welches der regierende Herzog von Coburg-Gotha hier auf dem höchſten Punkte der Chauſſee zum Andenken an deren Bau errichtete. Dieſe Gegend heißt der Pfannenthalsraſen. Das Gothaiſche Dörſchen Oberhof liegt von hier eine Viertelſtunde nördlich an dem Thüringiſchen Gehänge. Jenſeits der Chauſſee läuft der Rennſteig mit dem ſogenannten Kohlenwege oder der alten Suhlaer Straße zuſammen zur Suhlaer Leube (Hochebene) am Schuderbach und Sattelbach (Berge) hin, deren Gipfel links liegen bleiben, rechts iſt das Pfannenthal, die Brandleite und der Sommerbach. An der ſogenannten Ausſpanne endet die große Hochebene der Suhlaer Leube. Hier ſteht ein Wegweiſer mit vier Armen: nach Suhl S., Oberhof N., Zella W., Schmücke O. Den letztern Weg ſchlagen wir ein und gehen am ſüdlichen Abhange der

Kuppe des Großen-Beerbergs hin, deſſen höchſter Gipfel von hier nur ein Paar hundert Schritte entfernt iſt. Wir haben alſo hier den höchſten Punkt des Rennſteiges erreicht. Eine prächtige Ausſicht auf das Henneberger Land labt uns; wir können in die Straßen der ſchmucken volkreichen Bergſtadt Suhl hinabſehen. Auf der Höhe des Langen-Rains (Berg), der ſich zwiſchen dem Großen Beerberg und dem Schneekopf ausdehnt, und von welchem der Schmückegraben nördlich zwiſchen beiden hinabfällt, gehen wir weiter. Am Ende des Langen-Rains ſteht ein Wegweiſer, der nach dem Schneekopf zeigt, deſſen altarähnlichen Gipfel man hier erſt erblickt und der nur eine Viertelſtunde entfernt iſt. Eben ſo weit haben wir, auf dem Rennſteige ſanft abwärts ſchreitend, bis zur Schmücke oder dem Viehhauſe. Beide Namen führt nämlich die höchſte menſchliche Wohnung auf dem Thüringerwalde, ein ziemlich gut eingerichtetes Wirthshaus, wo man treffliche Butter, guten Käſe und eben ſolches Brod und eine leibliche Lagerſtätte erhält. Das Köſtlichſte iſt der Brunnen, der dicht an der Hausthüre ſpringt, und nach langem Marſche ein unbeſchreibliches Labſal gewährt. Hier kreuzen die Straßen von Zella und Suhl nach Ilmenau, Gehlberg und Elgersburg mit dem Rennſteig, und deshalb iſt die Schmücke im Sommer ein belebtes Wirthshaus. Die hohe Berggegend mit den ſmaragdgrünen Triften und Matten, die mächtigen Berghäupter des Finſterbergs und Eiſenbergs, die tiefen Thäler, der maleriſche Fels des Sachſenſteins in nächſter Nähe, die ſchmucken Heerden von Rindvieh und Pferden, welche den Sommer über hier weiden (die Schmücke iſt eine ächte Sennhütte), Alles dies hat einen Anſtrich von einer Schweizer-Alp. — Der Tag unſres ſchönen Marſches neigt ſich in hoher Pracht dem Abend zu; friſche Lüfte, rein und würzig, hauchen über die Berghöhen; die Ferne ſtrahlt in reiner Verklärung und tritt dem Auge näher. Die Schmücke bietet unſer zweites Nachtlager auf der Rennſteigreiſe. Unſer heutiger Marſch war ſtärker als der geſtrige, denn er betrug vom Inſelsberge bis hierher gerade 10 Stunden. Wer ſich nach eingenommener Erfriſchung nicht allzu ermüdet fühlt, verſage ſich den hohen Genuß nicht, den eine kleine halbe Stunde entfernten Gipfel des Schneekopfs zu erſteigen. Die Ausſicht iſt ſehr weit und ſehr ſchön, und in den ſpäten Nachmittagsſtunden eines ſchönen Sommertags bei weitem klarer und deutlicher als zu jeder andern Zeit. Man kann auf der wie ein Altar geſtalteten Kuppe des Schneekopfs die Sonne untergehen ſehen und wird ſich erhoben und belohnt fühlen. Dann in den duftigen Schatten des Abends unter Heerdengeläute zur Schmücke zurück! Es ſchläft ſich gut auf dem hohen Berge. Wir trinken innere Befriedigung mit jeder reinen Luftwelle. Gute Nacht denn, froher Bergwandrer!

Dritter Tag.

Die ſchönere Hälfte des Wegs haben wir nun hinter uns; doch es gibt der Reize noch genug zu genießen. Von der Schmücke ſteigen wir bald ziemlich tief bergabwärts bis zu einem Sattel, den in ziemlicher Ausdehnung eine Wieſe auf beiden Gehängen erfüllt. Es iſt das **Mordfleck**. Der ſchauerliche Name ſoll von einer mörderiſchen Schlacht herkommen, über welche nur ſehr dunkle und ungewiſſe Sagen gehen. Bald ſoll es eine Schlacht im dreißigjährigen, bald im Bauern-Krieg, bald zwiſchen Franken und Thüringern zur Zeit Karls des Großen, bald zwiſchen den Thüringern und Hunnen geweſen ſein. Der höchſte Gebirgsrücken ſenkt ſich weiter hin ſehr beträchtlich und der Rennſteig wird öfter von verſchiedenen Wegen von Schmiedefeld und Stützerbach durchſchnitten. Der erſtere Ort bleibt eine Viertelſtunde rechts, der andre eine halbe Stunde links liegen. Wir kommen über die **Alte-Tränke**, bloße Stelle mit einer reichen Quelle, und den **Stahlſchlag**, niedere Berggegend. Sobald wir die Schmiedefeld-Stützerbacher Straße, jetzt eine ziemlich vollendete Kunſtſtraße, die ihres Gleichen ſucht, durchſchnitten haben, iſt der Rennſteig ein wenig gebahnter Weg durch hohe einſame Waldung an dem **Hohen-Wardberg** und über den **Rothen-Berg** hin in die Straße von Schmiedefeld nach Allzunah. Dies iſt die unintereſſanteſte Partie des Rennſteigs. In der genannten Straße kommen wir bald nach **Franzenshütte** oder **Allzunah**, einem Wirthshauſe und einem Forſthauſe, wo ein Unterförſter wohnt, ſonſt einer Glashütte. Hier betreten wir die Chauſſee von Ilmenau nach Frauenwalde und gehen eine geraume Strecke mit ihr fort. Der Hauptgebirgsrücken und mit ihm der Rennſteig ſchlägt hier einen ſtarken Bogen, verläßt ſeine ſüdöſtliche Richtung ganz und zieht ſich bis zu dem Punkte, wo die Chauſſee von Stützerbach heraufkommt, nordöſtlich fort. Wir laſſen den **Hundskopf** (hoher bewaldeter Berg) links und verlaſſen am Seiſig (Berg) die Chauſſee, um den Weg nach Neuſtadt fortzuwandern, der mit dem Rennſteige zuſammenfallt. Wir kommen nahe am Kleinen Dreiherrenſteine, wo Schwarzburg, Weimar und Preußen zuſammenſtoßen, vorüber, und bald zum Großen Dreiherrenſteine, wo ſich die Grenzen von Schwarzburg, Preußen und Meiningen berühren. Ohnfern von hier entſpringt ſüdlich die Schleuße, nördlich die Schurte. Wir paſſiren den Arolsberg, hinter demſelben einen Sattel und ſteigen dann zum **Ebereſchenhügel** hinauf, deſſen Gipfel rechts liegen bleibt. Ein hier in den Rennſteig fallender, von Langewieſen heraufkommender Weg bringt uns in einer Viertelſtunde in das erſte Dorf, das unmittelbar am Rennſteige liegt, nach **Neuſtadt**. Wir ſind nicht weit von den Quellen der Gabel, der Wohlroſe und Tann vorübergekommen. In dieſer zweiten oder ſüdöſtlichen Hälfte des Thüringerwaldes iſt der höchſte Gebirgsrücken, der allmählig breiter wird, mehr und mehr mit Menſchenwohnungen beſetzt, und unſer Weg nicht mehr ſo einſam wie früher. Neuſtadt am Rennſteig wird froh von uns begrüßt. Die kleinen Häuſer heimeln uns an; es dünkt uns, als müſſe der Menſch in dieſer häbigen Beſchränkung hier oben in der reinſten Luft glücklicher leben. Der Streit tobt doch nur in den Ebenen und Thälern unten, auf den Bergen ruht der Friede Gottes. Unſer Weg, zugleich die Chauſſee nach Hildburghauſen, wird jetzt in ganz ſüdlicher Richtung fortgeſetzt, die Ausſicht iſt auf die Bergeshäupter des ſich hier mächtig ausbreitenden Gebirges beſchränkt, und nur in undeutlicher Ferne dämmern darüber die Länder Thüringens und Frankens herein. Nach einer Viertelſtunde kommen wir nach dem Poſt- und Wirthshauſe Kahlert, das mit ſeinen Nebengebäuden uns einladet. Unter dem Hauptgebirgskamme entſpringen hier die Quellen der Gabel (ſüdlich) und der Oelſe (nördlich). Auf der Eisfelderſtraße gehts über den Kohlbieb, Berg mit einer Wieſe, über die Schulwieſe, das Rothe Horn (Berg), nach dem Langen-Rod, Triſt, auf welcher die Wege von Maſſerbergen, Giesbübel, Kahlert und Heubach ſich kreuzen. Nach Heubach geht die Eisfelder Straße; wir wandern nach Maſſerbergen zu, und gelangen über die Moraſtwieſe und Bornwieſe durch einen Sattel über den breiten, langgeſtreckten Maſſerberg zu den oberſten Häuſern jenes Dorfes. Wir ziehen uns von hier am Eſelsberge hin, und genießen nach langer Entbehrung wieder einmal eine ſchöne befriedigende Ausſicht nach allen Seiten in die Nähe und Ferne. Vorzüglich maleriſch ſtellt ſich das am Berge herabgelegene Dorf Maſſerbergen dem Blicke dar. Weiter kommen wir über eine Wieſe, Glaſer Müllers Rod, mit reizendem Blick nach den Gleichbergen bei Römhild und auf die Rhönberge, dann über die Wieſe Rüppers Krumm zum Dreiherrenſteine in einem Sattel, wo Meiningen, Schwarzburg, Rudolſtadt und Sondershauſen grenzen. In dieſer Gegend führt der Rennſteig über moraſtige Flächen und beſteht oft aus Knüppeldämmen. Wir durchſchneiden die Chauſſee, die aus dem Schwarzathal heraufkommt und nach Eisfeld läuft, und betreten die Pechleite, wo ſich der Rennſteig wieder nach Oſten wendet, haben auf dieſem langen Bergrücken wiederum eine ausgezeichnete Ausſicht und ſteigen dann ſanft in das ganz kleine Dörfchen Friedrichshöhe hinab. Der ſchmale Kamm des Gebirgsrückens verliert ſich hier ganz und gar, das Hauptgebirge wird eine verhältnißmäßig breite Fläche, Folge des Thonſchiefers, der nun den Porphyr ganz verdrängt. Wir ſchreiten nun über den Bergrücken, die Saar genannt, und langen bergab in dem tiefen Sattel an, worin das überraſchend ſchöne Limbach, die große Porzellanfabrik, wie ein fürſtliches Luſtſchloß liegt. Von der Saar geht ein Nebenrücken nach Franken hinab, der ſich über Eisfeld mit dem hohen Bleß (Berg) endet und die Flußgebiete der Werra und Itz ſcheidet. Auf der Thüringiſchen Seite entſpringen unter Limbach die Quellen der Schwarza, ſo daß dieſe Gebirgsgegend eine Flußſcheide zwiſchen den Gebieten der Elbe, der Weſer und des Rheins bildet. — In dem ſchönen, hellen Gaſthofe zu Limbach halten wir unſer drittes Nachtlager, das beſte von allen. Von der Schmücke bis Limbach ſind wir wiederum 10 Stunden gewandert. Hier können wir uns für manche Entbehrungen reichlich entſchädigen; denn die Einrichtung iſt faſt ſtädtiſch zu nennen, und heitre, geſprächige Geſellſchaft würzt den Abend.

Vierter Tag.

Der Rennſteig iſt die gutgebahnte Fahrſtraße nach Igelshieb und Neuhaus. Wir ſteigen auf ihr zum Petersberge hinan, kommen dann ganz nahe an dem berühmten Sandberge vorbei, und wenden uns nun mit dem Hauptgebirgszug in nord-nordöſtlicher Richtung an der langen **Bilbersleite**, nahe an den beiden Höfen **Glücksthal** und **Bernhardsthal**, vorüber, wovon der erſtere früher eine Glashütte war, der letztere jetzt noch iſt, nach **Igelshieb** hinauf, wo wir zugleich die erſten Häuſer von **Neuhaus** berühren. Dicht unter Glücksthal entſpringt die Steinach. Wie alte liebe Bekannte begrüßen wir hier wieder theilweiſe Buchenwaldung, die wir ſeit zwei Tagen faſt ganz entbehren mußten. Von dem langgedehnten hohen Igelshieb mit ſeinen kleinen grauen Häuſern wandern wir eine bedeutende Strecke auf der nach Sonneberg gehenden Chauſſee, dann mehr öſtlich uns haltend, kommen wir bald in das Dörſchen **Ernſtthal**. Wir ſind nun ſchon an die einfache Bauart dieſer hochgelegenen Menſchenwohnungen gewöhnt. Ernſtthal iſt nach **Spechtsbrunn**, ebenfalls am Rennſteig 1½ Stunden weiter gelegen, eingepfarrt, und ſo iſt unſer Weg über die **Laubeshütte** (Berg), den **Papenheimer Berg**, die **Hammerſchmiedsebene** (Berg), den **Hohen-Schoß** (langgeſtreckter Bergrücken mit einem Signale), den **Flecken** (Berghöhe) und an dem Rothen-Berge hin nach Spechtsbrunn, der ſchöne und freundliche Kirchweg der Ernſtthaler. **Spechtsbrunn** iſt ein anſehnliches Dorf, daß dadurch, daß die Häuſer am Berge zerſtreut liegen, noch bedeutender erſcheint. Vom Rothen-Berge nimmt ſich das Dorf mit ſeinen Teichen am untern Ende, mit ſeinem ſchmucken Kirchlein und ſeinem zierlichen Gottesacker vorzüglich gut aus. Nach einer Viertelſtunde kommt man in die **Küche**, Waldplatz, wo wir die Straße von Gräfenthal nach Judenbach durchkreuzen, weiter über die **Schleifen**, zwei Wieſen, die den **Glashügel** umſchlingen, dann über die **Fichten** (Berg) nach der **Schildwieſe**, wo ein Weg von Klein-Tettau, das kaum eine Viertelſtunde ſüdlich liegen bleibt, in den Rennſteig fällt. In der Nähe entſpringt ſüdlich die Tettau. Wieder durchſchneiden wir einen Weg, den von Gräfenthal nach Kehlbach, und kommen über die Berge **Altes-Soden** und **Langes-Brückchen** zum **Rothen-Dorn oder Stock**, einer Waldwieſe mit einem großen hölzernen **Bildſtock**. Er bildet gewiſſermaßen den Grenzſtock des eigentlichen Thüringerwaldes; denn an dieſer Wieſe öſtlich laſſen Manche den Frankenwald beginnen. Doch wir, die wir den Thüringerwald gern ſo weit ausdehnen, wie der Rennſteig ſich zieht, wandern weiter, und kommen bald an das einſam im tiefen Walde gelegene **Wald-** oder **Jägerhaus**, wo ein Kreiſer wohnt, der einige Lebensmittel verabreicht. In dieſer Gegend heißt der Rennſteig der Schleifweg, weil im Weiter viel Holz auf ihm nach den Thälern der Steinach und Haßlach auf Schlitten geſchleift wird. Ueber die **Alten-Tröge** (Berg), den **Soldatenhieb**, **Waldplatz**, wo wir die Straße von Rothenkirchen nach Ludwigſtadt überſpringen, neben dem ehemaligen Haßlachteich vorüber, über den **Löhnberg** und **Köhlershügel** erreichen wir die **Lauenhainer-Ziegelhütte**, wo wir die Straße von Teuſchnitz nach Ludwigſtadt durchkreuzen. Nicht fern von hier entſpringt ſüdlich die Haßlach. Der Rennſteig bringt uns über die Berge **Erdenberg**, **Rieslich** und **Mittelbühl** zum **Wetzſtein**, den höchſten Berg dieſer Gegend (2550 Fuß Meereshöhe). Von Vielen wird der Wetzſtein als Grenzberg des Thüringerwaldes angeſehen und noch dazu gerechnet. Wenn auch der Rennſteig nicht über ſeinen Gipfel läuft, so iſt doch ſehr anzurathen, denſelben zu beſteigen und ſich an der umfaſſenden, höchſt anmuthigen Ausſicht zu ergötzen. Rückwärts überſchauen wir das durchwanderte Gebirge bis zum Schneekopf und drüber hinaus mit ſeinem Hauptgebirgsſtocke und ſeinen Nebenarmen, ein impoſanter, ergreifender Anblick. Wie ein grüner Rieſe iſt es gelagert und der Schneekopf ſcheint ſein Haupt zu ſein. Dann wenden wir das Auge nach Süden und überſchauen das geſegnete Frankenland. Coburgs hohe ſtattliche Veſte, die ragenden Thürme des Schloſſes Banz, der pittoreske Staffelberg ſind in dieſem ſchönen Bilde hervorſtechende Punkte. Wie wir nun am Ende des erſten und zweiten Tags auf den höchſten und ſchönſten Bergen des Thüringerwaldes, an der klaren abendlichen Ausſicht uns labend, als frohe Wandrer ſtanden, ſo auch wieder am Ende des vierten Tages. Und wie der Inſelsberg der erſte, ſo iſt der Wetzſtein der letzte ausgezeichnete Berg des Gebirgs. Unſere Tagereiſe iſt auch heute vollbracht, ihr Ende war ein ſtill ſeliger Genuß. Nun gehen wir noch in der Abendkühle, ſanft abſteigend, nach dem eine kleine halbe Stunde noch entfernten, am Rennſteige liegenden Dörfchen Brennersgrün hinab. Wir haben von Limbach bis hierher 11 Stunden Wegs gewandert. Das Nachtlager iſt freilich nicht ſonderlich. Wer noch nicht allzuſehr ermüdet iſt, kann es in dem ½ Stunden weiter gelegenen Dorfe Grumbach beſſer haben.

Fünfter Tag.

Von Brennersgrün läuft der Rennſteig nun immer abwärts durch den wenig Reize mehr bietenden Frankenwald. Der Gebirgsrücken wird flach, iſt ganz waldig und gewährt keine Ausſicht mehr. Wir kommen über die Teichwieſe und die Hohe-Tanne (Berg) nach Trumbach, Dorf, das in der Umgegend auch die Glashütte heißt, obgleich dieſe ſelbſt ſchon längſt eingegangen iſt. Von da ſchreiten wir durch eine ſchöne Ahornallee bis zum nahen Luſthaus Carolinengrün, einem verfallenden fürſtlichen Sommerbau. Bald begrüßen wir das Dörfchen Rodacherbrunn, und gehen nun ½ Stunde auf der Chauſſee von Lobenſtein nach Kronach, dann links ab über mehre Wieſen, als Roßbach, Stängelgeräum, die Große Hörne und durchkreuzen mehre nach der Jägersruhe oder Eremitage führende Wege. So erreichen wir den Culm bei Lobenſtein, Berg von 2273 Fuß Meereshöhe, deſſen Kopf uns ſehr nahe rechts bleibt. Man kann ihn wohl beſteigen, aber die Waldung verdeckt die Ausſicht. So kommen wir, mehre Wege durchſchneidend, wo jedesmal ein Wegweiſer ſteht, nach dem Dorfe Schlegel. Von hier paſſiren wir den Krähenhügel, einen mit Feld bedeckten Berg, deſſen Kuppe links bleibt. Von ihm wird uns noch einmal eine herrliche Ausſicht über das Fichtelgebirge und in die weite Ferne nach Süden geboten. Dann über den wiederum bewaldeten Taubenhügel, Berg, deſſen Gipfel uns rechts bleibt, durch einen Sattel mit fünffachem Straßenknoten und Wegweiſer, der nach Kiesling, Lichtenbrunn, Schlegel, Seibis und Lichtenberg weiſ't, nach dem Dorfe

Kieſling, hinab, und haben auf dem Wege freundliche Blicke auf Schönbrunn, Bellevue und Ebersdorf, auf Heinrichsgrün, den Sieglitzberg, Lichtenbrunn und den Lobenſteiner Thurm.* In kurzer Zeit haben wir Abſang (einige Höfe) erreicht. Man blickt in das romantiſche Höllenthal, durch welches die Selbitz ſich windet, ſieht das zwiſchen der Selbitz und Moſchwitz hoch oben gelegene Lichtenberg, ein überraſchender Anblick, und einige hochliegende Häuſer von Blankenſtein. Bald haben wir denn auch dieſes kleine Dorf am Einfluß der Selbitz in die Saale und mit ihm das Ende des Rennſteigs erreicht. Wir kennen es ſchon als Grenzpunkt der weitern Grenze des Thüringerwaldes, wie wir den Wetzſtein als Grenzberg der engern Grenze ſchon beſuchten. Von Brennersgrün bis hierher hatten wir 4 Stunden, und wir konnten mit Muße noch Lobenſtein und Ebersdorf beſuchen, um uns im letztern Orte ein ſtädtiſches bequemes Nachtlager im guteingerichteten Herrenhuter Gaſthofe zu ſuchen. Die ganze Rennſteigreiſe von Hörſchel bis Blankenſtein betrug 43½ Stunden.

III.

Der Hauptgebirgsſtock mit ſeinen Zweigen. Die Thäler mit ihren Quellen, Bächen und Flüſſen. Die Menſchenwelt und ihre Anſiedelungen.

Einzelne Wanderungen.

Die Natur ſelbſt hat die reizende Gebirgskette des Thüringerwaldes in zwei große Hälften getheilt, und den Unterſchied derſelben in mehr als einer Beziehung ſcharf bezeichnet. Dieſer natürlichen Abgrenzung folgend und ihre Merkmale angebend, haben wir alſo von einem nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Thüringerwalde zu reden. Der erſtere erſtreckt ſich von dem mehrgenannten Dorfe Hörſchel, am Einfluſſe der Hörſel in die Werra, bis zum **Langenberge** oder **Burzel** über Amt Gehren. Der Nebenrücken, deſſen Endpunkt der **Wurzel** bildet, zieht ſich zum **Ilmhaupt** am höchſten **Gebirgsrücken** hinauf, und bildet die Grenzſcheide zwiſchen der **Wohlroſe** und **Rinne**, aber auch die der beiden Gebirgsabtheilungen am nördlichen Gehänge. Auf dem höchſten Gebirgsrücken läuft dieſe Grenze über das Schwalbenhaupt, Waſſerberg, **Eſelsberg** und die **Pechleite** bis zur Hohen-Saar bei Limbach fort, und dann mit dem Nebenrücken zwiſchen der Werra und Grümpen hinab bis zum **Bleß**, welcher der Endpunkt dieſes Nebenarms iſt. Demnach iſt auf dem nördlichen Gehänge die Wohlroſe, am ſüdlichen die Werra der Grenzfluß, dort der Burzel, hier der Bleß der Grenzberg. Der Hauptrücken des nordweſtlichen Thüringerwaldes beſteht in einem ſchmalen Kamme, der Berg an Berg reiht und ſo eine ſanfte Wellenlinie bildet; dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich an den Nebenarmen, deren höchſte Berge ſelten die Höhe des Hauptgebirgsſtocks erreichen, nie überragen; die Thäler fallen vorzüglich nach der Nordſeite ſchroff und ſteil ab, und die Berge gewinnen dadurch ein höchſt maleriſches, grotteskes Anſehen. Das Gebirge iſt ſchmal, ſeine höchſte Breite an der ſo eben bezeichneten Grenze nicht ganz drei Meilen. Die vorherrſchenden Gebirgsarten ſind Granit, Glimmerſchiefer, Todtliegendes und vorzüglich Porphyr. Im weſtlichen Flügel dieſer Gebirgshälfte bis zum Inſelsberg herrſcht überall Laubholz vor, und erſt von da an wird das Nadelholz überwiegend. Der hohe und ſcharfe Gebirgsrücken iſt nicht von Menſchen bewohnt, auch der obere Theil der Thäler ſelten; nur nahe an der öſtlichen Grenze hin trägt der Hauptgebirgsrücken das kleine Haus des Waldners. Die Berggipfel und Thalwände ſind meiſt mit Felſen geſchmückt. Die grünen engen Thäler, deren Windungen das Verlangen des Wandrers immer von neuem reizen, mit ihren klaren hüpfenden Bächen und ihrer tiefen Einſamkeit; die ſcharfbekanteten Berge mit ihren Felſenhörnern, ihrer Stille, ihrer entzückenden Ausſicht; die tiefen wilden Schluchten, in die das Auge zu werfen ein angenehmes Grauſen erregt; die rauſchenden ſtürzenden Waſſer in dieſen Keſſeln, das freundliche, ſchmeichelnde

Laubholz — Alles dieſes zuſammen verleiht dem nordweſtlichen Thüringerwalde einen ächt poetiſchen Charakter, und der Inſelsberg und der Schneekopf ſind die Repräſentanten deſſelben, beſonders der Erſtere, der, wenn auch an Höhe erſt der fünfte Berg des Thüringerwaldes, dennoch ſein ſchönſter iſt.

Der ſüdöſtlichſte Theil des Gebirges ſtellt ſich uns dagegen in jeder Beziehung anders dar. Der Hauptrücken beſteht aus einer mehr oder minder breiten Fläche, und wird oft von den Nebengebirgsarmen überragt. Die Berge ſind meiſt ſanft gerundet und ſenken ſich nur allmälig in die Thäler. Das Gebirge dehnt ſich mächtig in die Breite aus, die an der breiteſten Stelle über 5 Meilen beträgt. Die vorherrſchende Gebirgsart iſt der Thonſchiefer, an welchen ſich öſtlich im Frankenwalde die Grauwacke anlegt. Die Holzart iſt durchgehends mit ſehr wenigen Ausnahmen Nadelholz. Felſen ſieht man außer dem untern Schwarzathale nur ſpärlich. Der Hauptgebirgsſtock und die Nebenarme ſind wie die hohen Thäler mit Dörfern, Weilern und Fabrikgebäuden überſtreut. Der ganze Gebirgstheil iſt vom Menſchenleben und Menſchenfleiß durchpulſ't. Die Thäler, zwar immer ſchön (das Schwarzathal ſogar hochromantiſch), haben doch nicht mehr jenen poetiſchen Reiz, die ſchroffen Wände, die tiefe grüne Einſamkeit fehlt ihnen. Die Menſchenwelt umfängt uns überall, die Berge ſind nicht mehr ſo hoch, gewähren nicht mehr die reizende Ausſicht in die Nähe und ferne. Man könnte den ſüdöſtlichen Theil des Thüringerwaldes ſeine proſaiſche Hälfte nennen.

Jeden Theil des Gebirges betrachten und durchwandern wir nun erſt auf ſeinem thüringiſchen, dann auf ſeinem fränkiſchen Gehänge, und wählen die Nebenbergzüge und die Thäler mit ihren Quellen, Bächen und Flüſſen zu unſern Führern. Wir gehen dabei, der Ordnung und klaren Ueberſicht wegen, ſtets von dem uns ſchon bekannten Hauptgebirgsrücken aus. Mit dieſen Berg- und Thalwanderungen verbinden wir die Topographie des Gebirges.

1. Die nordöſtliche oder thüringiſche Seite des nordweſtlichen Thüringerwaldes.

Das Vorgebirge. Die Thäler des Erbſtromes (auch Ruhla, Wutha genannt), der Ems, der Laucha, des Badewaſſers, des Schilfwaſſers, der Leina (Hörſel), der Apfelſtedt, der Ohre, der Kleinen-Gera, der Großen-Gera, der Ilm, der Wohlroſe, mit ihren Nebenthälern und Quellen, und die zwiſchen ihnen liegenden Gebirgsarme und Waſſerſcheiden.

Das Vorgebirge.

Von Hörſchel bis zur Hohen-Sonne erhebt ſich allmälig das in vielfacher Beziehung ſchöne Vorgebirge. Es beſteht aus einer Reihe niederer Berge in zwei Armen, die ſich beim Rangenhof vereinigen, mit Buchenwaldung bedeckt, ein ſehr einſames, von Menſchen wenig bewohntes Stück Erde mit gar ſtillen kleinen Thälern und Waldwinkeln. Den thüringiſchen Arm begrenzt die Hörſel. Sein Anfangspunkt iſt der Große-Eichelberg, weiter nach Oſten der Ilgenberg, der Rabenſtein, Rupertskopf, die Rieſenberge, nördlich der Zimmerberg, der Wartberg, der Drachenſtein, der Kohlberg. Ueber Hohe-Sonne hinaus bis zum Ruhlathale die ſchon zum Hauptgebirge gehörigen: der Ringberg, der Wachſtein, der Spitzberg, der Ottowald, der Dornſenberg. Das Vorgebirge wird durchſchnitten von der Chauſſee von Eiſenach nach Vach, von der ſich auf ſeiner Höhe eine andre nach Berka ablöſt, von der Chauſſee von Eiſenach nach Meiningen und von der Weinſtraße, die zwiſchen Eichrodt und Fiſchbach von der Gotha-Eiſenacher Chauſſee ab hinauf nach Hohen-Sonne führt.

Hörſchel (Hörſel), Eiſenachiſches Dorf mit 26 Häuſern und 165 Einwohnern. Es kommt ſchon im 10. Jahrhundert vor. Dicht dabei ergießt ſich die Hörſel in die Werra. Ueber dem jenſeitigen Ufer der Werra erhebt ſich der hohe Kielforſt (Berg). Das Werrathal iſt hier in ſeinen Windungen ſehr romantiſch. Weiter nach Südoſten in der Entfernung einer halben Stunde liegt das Eiſenachiſche Pfarrdorf Stedtefeld am jenſeitigen Ufer der Hörſel.

Eiſenach, Großherzogl. Weimar-Eiſenachiſche Hauptſtadt an der Hörſel, da, wo ſich die Neſſe in dieſelbe ergießt, in einem ſehr reizenden Thale, von ziemlich hohen und maleriſchen Bergen umgeben, mit 1442 Häuſern und 9973 Einwohnern (dabei ſind die Vorſtädte Ehrenſteig und Fiſchbach mitgerechnet; die letztere liegt eine kleine halbe Stunde von der Stadt; die erſtere grenzt zwar unmittelbar an die Stadt vor dem Georgenthore, bildet aber eine eigene Amtsgemeinde). Eiſenach iſt die größte und bevölkertſte Stadt des Thüringerwaldes, an deſſen Fuß und Eingang ſie maleriſch liegt, ausgezeichnet durch Schönheit ihrer Gebäude, ihrer Umgebungen und große hiſtoriſche Erinnerungen. Sie iſt das prächtige Thor des Thüringerwaldes, durch Geſchichte und Sage geſchmückt und verherrlicht, und über ihr ſteht als uralter Thorwächter ihr köſtliches Pallatium, die Wartburg. Eiſenach hat 5 Vorſtädte, 4 Kirchen, ein Großherzogl. Reſidenzſchloß, der Edelſtein der Stadt, vom Herzoge Ernſt Auguſt an der Weſtſeite des ſchönen großen Mittwochsmarktes 1742 erbaut. Ferner ſind an Gebäuden ausgezeichnet, die neue, von der Stadt im Jahre 1824 — 1825 erbaute, ſchöne Bürgerſchule, das Reſidenzhaus, das Landſchaftshaus, die Münze, das Rathhaus, das Zwangsarbeitshaus, das Oberforſtamtsgebäude, das Gymnaſium, ſonſt Predigerkloſter ꝛc. Die ſchönſte und geräumigſte Kirche iſt die St. Georgenkirche am Mittwochsmarkt, dicht an der Bürgerſchule, von hohen ſchattigen Linden umgeben, die ihr ein ſehr freundliches Anſehen geben; nur fehlt ihr der ſchönſte Schmuck, ein Thurm. Dagegen iſt die St. Nicolaikirche durch ihren hohen alten Thurm von vortrefflicher Bauart ausgezeichnet. Eiſenach hat 5 Thore, das Nicolaithor gegen O., das Nadelthor gegen N., das Georgenthor gegen W., das Predigerthor gegen SW. und das Frauenthor gegen S. (das Felſenkellerthor und Krimmelthor ſind zwei Pforten nach SO., durch welche keine Straßen gehen); 6 öffentliche Plätze: den Sonnabendsmarkt oder Karlsplatz, den Mittwochsmarkt, den Predigerplatz, den Jakobsplan, den Plan am Frauenberg und die Esplanade; und 51 Straßen, Gaſſen und Gäßchen. Bemerkenswerth ſind an der äußern Seite des Nicolaithors ein Paar uralte verwitterte Steinſculpturen, von welchen die eine den Grafen Ludwig mit dem Barte vorſtellen ſoll. Ausgezeichnet iſt der **Karthausgarten**, ein großer ſchöner botaniſcher Garten vor dem Frauenthor, mit geräumigen Gewächshäuſern, voll der ſeltenſten exotiſchen Pflanzen, mit ſchönen Promenadenwegen, ausländiſchen Holzarten und einer neuen, ſehr gefälligen Gärtnerwohnung. Dieſe herrliche Anlage, eine der ſchönſten Zierden der in ihrer nächſten Umgebung an Naturſchönheiten ſo reichen Stadt, iſt dem Publikum geöffnet. Sie iſt eine Schöpfung des genialen unvergeßlichen Karl Auguſt. Vor der Reformation ſtand hier das 1394 erbaute Karthäuſerkloſter, und noch ſind die Kellergewölbe deſſelben vorhanden, worin jetzt die prachtvollen Kinder der exotiſchen Blumenwelt im Winter aufbewahrt werden. Seltſamer Wechſel! Erſt der düſtre ſtumme Karthäuſermönch, jetzt die freundliche ſtumme Blume! Noch ſteht im Garten ein uraltes verwittertes, und in drei Stücke zerfallenes ſteinernes Denkmal eines Kloſterbruders. Vom Karthäuſergarten beſuchen wir das nahe gelegene kleine, aber höchſt liebliche, idylliſche **Johannesthal**, ein abgeſchiedener, vom ſüßeſten Frieden eingehegter, mit Fels und Wald gezierter grüner Grund, von der Stadt nur durch eine anmuthige Berghöhe, den Karthäuſerberg, geſchieden, die man auf bequemem, mit Bänken und Lauben verſehenen Wege erſteigt und herrliche Punkte erreicht. Am Ende des Thals in einer ſchattigen Tiefe, „das finſtre Loch" genannt, ein kleiner hübſcher Waſſerfall. In dieſem Thale lag das kleine Johanneskloſter, Tochter des Ciſtercienſer-Kloſters zu Georgenthal. Es iſt keine Spur mehr davon erhalten. Aus dem anmuthigen Johannesthale ſteigen wir auf die ſüdlich daran ſtoßende, maleriſche, hohe Felſenwand, das **Breitengeſcheid**, unter welcher das Kloſter gelegen hat. Von ihrer mit einer Baumgruppe und einer Ruhebank gezierten Höhe hat man eine liebliche Ausſicht auf die Wartburg, das Marienthal und einen Theil der Stadt, die Fortſetzung dieſer zwiſchen dem Johannes- und Marienthale hereinſpringenden felſigen Bergzunge heißt das **Kaff** und bietet auf ſeiner Höhe eine Ebene. Von hier ſteigen wir in das reizende, felsumzäunte, von einem Bache durchſchlängelte, mit Promenadenwegen verſehene **Marienthal**, durch welches die Chauſſee nach Meiningen läuft. Die Wartburg ragt uns zur Rechten. Auf dieſer Seite haben wir die Höhen des Knöpfelsbergs, der Frauen- oder Viehburg, der Eiſenacherburg (von dieſen Burgen ſind keine Ueberreſte mehr vorhanden), und des **Gaulangers**, die durch kleine wilde, ſchöne Thäler, den **Ilgen-, Kälber- und Hahngrund** von einander getrennt ſind. In der hohen Felſenwand, dicht unter der Eiſenacherburg, iſt eine nicht ohne Gefahr zu erklimmende ſchauerliche Höhle, das **Verfluchte-Jungfernloch**, von der viele Sagen gehen. Am Ende des eine halbe Stunde langen Thals zur Linken und das Kaff begrenzend gähnt die tiefe Felſenkluft des **Landgrafenlochs** auf, von hohen Felſenwänden gebildet, von einer Quelle durchſchlängelt, mit prächtigen Bäumen beſtanden. Man kann ſie ſehr bequem durchwandeln und ihre ſchattige Felſenkühle genießen. Die Chauſſee führt über den **Gehauenen-Stein**, eine abgeſchnittene Felſenwand, nach **Hohe-Sonne** hinauf. Rechts iſt eine wilde, tiefe, jähe Schlucht, waldbewachſen, bachdurchrauſcht, felsumzäunt, ſchmalklüftig, aber durch Anlagen und ſchöne Sandwege zugänglich gemacht, das Annenthal, früher der Gehauene-Steingraben und Steinbach genannt. Zuletzt wird dieſer wildreizende Grund ſo enge, daß man ſich hindurch drängen zu müſſen glaubt, und hier ſtürzt der Bach über einen Felſen als dreißig Fuß hoher Waſſerfall herab. Ein wildromantiſches Plätzchen, wie das ganze kleine Thal wildromantiſch iſt. Sanft anſteigend, kann man von hier in einer halben Stunde zur Hohen-Sonne kommen. Rückwärts nach der Stadt beſuchen wir den neuen Gaſthof im Marienthal, dem gegenüber an der hohen Felſenwand ein koloſſales M eingehauen iſt. Dieſer Buchſtabe und der Name des Thals, früher Frauenthal geheißen, gelten dem Empfang der jetzigen Großherzogin von Weimar-Eiſenach, Maria Paulowna, im Jahre 1805; das Annenthal aber hat den Namen von der Schweſter derſelben, der jetzigen Königin von Holland, Anna, die mit dem Weimariſchen Hofe 1833 dieſen kühlen Grund an einem heißen Sommertage durchwanderte. — Gegen Südweſt liegt der Schloßberg, der große und der kleine Predigerberg, der felſige, waldige Mädelſtein, der Wartberg mit der Wartburg und darüber erhebt ſich das hohe Gebirge. Gegen Abend ragt die hohe Spitze des Ehrenſtiegs herein, deſſen Fortſetzung ſich als Gebirgsarm, mit hohen ſteilen Felſen beſetzt, zwiſchen dem Georgen- und Hörſelthal bis zum Ranſgenhof hinauf zieht. Gegen Oſten iſt der Petersberg, als letzte Höhe des Hörſelberges (jüngſtes Flötzgebirge) ausgezeichnet, an welchem das alte Peterskloſter lag. — So iſt Eiſenach nicht nur die größte, ſie iſt die reizendſte, ſie iſt auch die geſchichtlich merkwürdigſte Stadt des Thüringerwaldes. — Das alte Eiſenach lag weiter nach Oſten am Fuße des Petersbergs in der Feldmark, die noch die „Altſtadt" heißt. Aber nur dunkle Sagen ſind von ihr vorhanden, keine geſchichtlichen Dokumente. Die jetzige Stadt iſt eine Tochter der Wartburg; ihr Erbauer, Ludwig der Salier, ums Jahr 1070. Die Landgrafen erweiterten und ſchmückten ſie. Im Erbfolgekrieg nach dem Ausſterben der ältern Landgrafenreihe erlitt die Stadt viel Ungemach, auch der Krieg Friedrichs des Gebiſſenen mit dem Könige Adolf von Naſſau brachte ihr Schaden. Der Thüringiſche Prophet Johannes Hilten, Mönch im Barfüßerkloſter zu Eiſenach, verkündete zu Anfang des 16. Jahrhunderts in entzückter Vorſchau die Reformation und Luther, der zu dieſer Zeit in der Schule der Barfüßer ſaß und als Kurrendſchüler ſein Brod vor Eiſenachs Thüren fand. Hilten aber ſtarb den Märtyrertod. Hier verlebte auch ſeine letzten Tage und ſtarb (1562) Niklas Amsdorf, der berühmte Biſchof von Naumburg. Von 1587 bis 1741 hatte Eiſenach ſeine eigenen Herzöge, einen Zweig der Nachkommenſchaft des unglücklichen Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen. Unter ihnen blühete Eiſenach als Reſidenz durch Handel und Gewerbe empor. Im 30jährigen Kriege litt es. Seine ſchwärzeſte Stunde ſchlug aber in der neuern Zeit, am 1. Septbr. 1810, Abends 9 Uhr, wo mehre durch die Stadt fahrende, franzöſiſche Pulverwagen in der Georgengaſſe ſich entzündeten und in einem gräßlichen Augenblicke dieſe ſchöne Straße in einen brennenden Trümmerhaufen verwandelten, einer Menge Menſchen das Leben raubten und unſagliches

Weh über die Stadt brachten. Jetzt blüht ſie neu erſtanden. Sie hat Handel und Fabriken, Wollenſpinnmaſchinen, von welchen eine, die Eichelſche, durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt wird, Wollen- und Baumwollenwebereien, Färbereien, Gärbereien ꝛc. ꝛc.

Südweſtlich in kleiner Entfernung von der Stadt erhebt ſich die **Wartburg**, der altergraue, ehrwürdige, durch die großartigſten Erinnerungen geheiligte Fürſtenſitz der Landgrafen Thüringens. Die begeiſterte Fürſorge eines jungen Fürſten, der einſt der Herrſcher dieſes Landes ſein wird, zieht ihr jetzt das alte trauernde Wittwenkleid aus und enthüllt ihr ſchimmerndes reiches Fürſtengewand wieder. Bald wird ſie wieder glänzen und ſtrahlen als Fürſtin auf ihrem Berge, als Fürſtenburg, als Burgfürſtin Thüringens. Man ſteigt aus dem Predigerthore ziemlich ſteil am Predigerberge zu ihr hinauf, und läßt zur Linken den Mädelſtein, Nachbarberg der Wartburg, ſonſt mit einer Burg, dem Mittelſtein, gekrönt, mit dichtem Tannenwald beſetzt, durch welchen ein Weg nach der Georgenvorſtadt hinabgeht. Auf dem aus Todtliegendem beſtehenden Berge gehen viele Felſen zum Theil in abentheuerlicher Geſtaltung zu Tage. Die merkwürdigſte iſt die oben am ſüdweſtlichen Gehänge: zwei dicht neben einander ſtehende Pfeiler von beträchtlicher Höhe, die aus der Ferne, vorzüglich von der Wartburg aus betrachtet, einem Mönch und einer Nonne gleichen, und auch dieſen Namen führen, woran ſich eine ſchöne Sage kettet. Die Waldpartie des Bergs heißt „Nöſens Hölzchen", und iſt mit manchen ſinnigen Anlagen geſchmückt, die jedoch ſtark in

Verfall gerathen. Der Weg zur Wartburg zieht ſich im Sattel zwiſchen dem Wartberg und dem Mädelſtein hin und ſteigt dann ſehr ſteil zur Burg empor. Der Hauptweg iſt durch den Stein gehauen. Oben angelangt, treten wir in einen ſcharfwinkligen Mauervorſprung, und laſſen zur Linken eine mit Kanonen beſtellte Schanze, mit einem daran ſtoßenden Gärtchen, das wegen ſeiner freien Lage ſchon eine herrliche Ausſicht gewährt. Einige Schritte abwärts nach Morgen zu ſieht man die in den Felſen gehauene Stätte eines Thurms und weſtlich davon eine ebenfalls eingehauene Kluft. Hier ſtand aller Wahrſcheinlichkeit nach das erſte Gebäude der Wartburg. Zurückgekehrt, treten wir auf der über eine Felſenkluft, welche den vordern und hintern Berg ſcheidet, geſchlagene ſteinerne Brücke an den erſtern Thurm, durch welchen das einzige Thor in die Burg führt. Der Thurm iſt jetzt nicht mehr höher, als das damit verbundene Ritterhaus. Wir gelangen in den tiefen, engen, vordern Hof, in welchem der Weg empor ſteigend in den hintern Hof führt, der die höchſte Fläche des Berges einnimmt. Zur Rechten iſt das nach Norden ſehende Ritterhaus, über deſſen Thüre ein ſehr altes Steinbild, ein Lindwurm einen Boten verſchlingend, mit einem nach Weſten gelegenen Seitengebäude. Die reizendſte Ausſicht der Burg iſt aus den Fenſtern des Ritterhauſes; im Nebengebäude iſt Luthers Zimmer, worin er vom Mai 1521 bis zum März 1522 als ein dem Auge der Welt auf abenteuerliche Weiſe Entzogener lebte und ſchaffte. Die Sage hat ſich ſeiner vielfach bemächtigt und dieſen kleinen Raum mit ſeinem unſterblichen Namen geſchmückt. Weiter nach

Süden ſteht auf der Oſtſeite das „Neue Gebäude", leider im modernen Styl zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, und daran das alte, aus der Landgrafenzeit ſtammende „Hohe Haus." Darin der große Ritterſaal mit einem durch Säulen abgeſchloſſenen Corridor an der Seite, die Rüſtkammer, mit einer Menge alter Rüſtungen und Waffen, Bildern ꝛc., die erſt in neuerer Zeit eingerichtet wurde; die Burgkapelle, in ihrer jetzigen Geſtalt von Herzog Johann Ernſt von Eiſenach († 1638) hergeſtellt. Alles dies iſt jetzt in der Umwandlung begriffen und wird ſich ſeiner urſprünglichen ſchönen Form ſo viel als möglich nähern. Schon gewahrt man mit Freuden die trefflichſten Veränderungen. Am ſüdlichen Ende, an der Weſtſeite, ragt der hohe „Pulverthurm" empor, deſſen Name von ſeiner Beſtimmung im vorigen Jahrhunderte herrührt. Er hat kein Dach und eine Balluſtrade ſichert dem Beſucher eine weite köſtliche Ausſicht, vorzüglich auf das nahe, ſich allmälig erhebende Gebirge und in die kleinen Thäler zu unſern Füßen. Die übrige Weſtſeite der Burg iſt mit einem Wirthſchaftsgebäude und einem Paar an der Mauer liegenden Gärtchen ausgefüllt. In dieſen ſind ein Paar alte Reliefs eingemauert, deren Bedeutung unbekannt iſt. — Geſchichte und Sage haben wetteifernd die Wartburg verherrlicht, doch hat die Sage den Sieg davon getragen, und die alte Landgrafenburg iſt einer ihrer vorzüglichſten Sitze in Thüringen geworden. Ihre ſchimmerndſten Geſpinnſte hat ſie um das Bild der heiligen Eliſabeth gewoben. — Aus gleichzeitigen Schriftſtellern kann nicht bewieſen werden, daß Graf Ludwig der Salier der Erbauer der Wartburg war, wofür er allgemein gilt; es geht vielmehr daraus hervor, daß die Burg ſchon vor ſeiner Zeit beſtand, und er erweiterte ſie wohl nur, als er in ihren Beſitz gelangt war. Sie war dann Fürſtenſitz des Landes für beide Landgrafenreihen bis zum Tode des Landgrafen Balthaſar (1406), alſo vierthalbhundert Jahre, und wurde von ihren Herren und Bewohnern geliebt und verſchönert. Hernach wurde ſie als Luthers zehnmonatlicher Aufenthalt und in der neueſten Zeit durch das auf ihr gefeierte viel beſprochene Burſchenfeſt 1817 wieder merkwürdig. Sie wird alljährlich von einer großen Menge Menſchen beſucht, und dieſer Beſuch wird ſich künftig noch vermehren, wenn ſie erſt im alterthümlichen Style reſtaurirt iſt.

Von der Wartburg gelangen wir auf mehren der Wahl freigeſtellten Wegen entweder über die letzten Höhen des nach Oſten auslaufenden Vorgebirgs, über die Eiſenacher Burg, die Viehburg, oder Frauenburg, und durch den obern Theil der vorhin ſchon genannten kleinen Thäler, deren ſchönſtes der Gaulanger iſt, oder durch das Annenthal, oder auch über den Gehauenenſtein, in 1½ Stunden nach **Hoheſonne am Rennſteige**, ein Paar Häuſer, die einem Unterförſter und einem Wegehalter zur Wohnung dienen, mit einer Schenkwirthſchaft, von den Eiſenachern als Vergnügungsort beſucht oder vielmehr als Station nach dem nahen ſchönen Wilhelmsthal betrachtet. Sonſt ſtand an dieſer Stelle, wahrſcheinlich von einem Chriſtusbilde das „Hohe Kreuz“ genannt, ein fürſtliches Jagdſchloß, 1747 erbaut, aber zu Anfang dieſes Jahrhunderts wieder abgetragen. Dieſes Waldſchlößchen hieß Anfangs ebenfalls das „Hohe Kreuz“, erhielt aber bald von einem auf ſeinem Giebel angebrachten Sonnenbilde den jetzigen Namen. — **Gefilde**, ein einzelner, zu Eiſenach gehöriger Hof, an der linken Bergſeite des Hörſelthales. — **Moßbach**, ein lang an der (dem) Moßbach in einem ringsum von Bergen umgebenen Thale hingebautes eiſenachiſches Pfarrdorf von 107 Häuſern mit 542 Einwohnern, die ſich vom Feld-, vorzüglich Kartoffelbau und der Anfertigung gewöhnlicher Holzwaaren nähren. Eine Strecke über dem Dorfe vereinigt ſich der Hainbach mit dem Moßbach, die beide vom höchſten Gebirgsrücken herkommen. Faſt am oberſten Ende des engen Hainbachgrundes ſteht links der Hangeſtein, eine lange, wild zerklüftete, aber maleriſche Felſenwand mit hohen und furchtbaren Klippen aus Todtliegendem. Eine dieſer Klippen ſieht wegen der deutlichen Schichtung des Geſteins dem Mauerwerk einer alten Burg überraſchend ähnlich. Rechts dem Hangeſtein gerade gegenüber erhebt ſich der rieſige Wachſtein, eine reizende Felſengruppe, deren Haupt von der Bergſeite zugänglich iſt, und eine romantiſche Ausſicht auf die nahen Gründe und Berge, auf Moßbach und die Wartburg und auf die nordöſtlich ſich aufthuende Ferne, deren ſchönſter Punkt Schloß Friedenſtein bei Gotha, dem Auge darbietet. Die an den Felſen grenzenden Waldwieſen, der nahe Buchenwald und der bequeme Sitz auf dem hohen Felſengipfel haben den Wachſtein zu einem ſehr beſuchten Orte, vorzüglich von den Bewohnern Ruhlas gemacht, die man Sommers über oft in großen Geſellſchaften bei Speis und Trank hier findet. Der Wachſtein liegt nur eine kleine Strecke vom Rennſteig, da wo er beim „Todten-Mann" zum Hauptgebirge emporſteigt. — In Moßbach eingepfarrt iſt das nur durch eine Berghöhe von ihm getrennte **Kittelsthal** (52 Häuſer, 304 Einwohner), in deſſen Nähe am Möncheſelde nach Ruhla zu große Gyps- und Kalkbrüche, wo ein ausgezeichnet weißer und politurfähiger Gyps gebrochen wird, mit Oefen zu finden. Von den Kalköfen kömmt man in einer Viertelſtunde bei Heiligenſtein ins Thal des Erbſtroms.

Das Nordgehänge des nordweſtlichen Vorgebirges beſteht meiſt aus Todtliegendem, das oft als Conglomerat gebildet erſcheint, wie der Wartberg. Nördlich ſchließen ſich Buntſandſteinberge an, auf denen nicht ſelten Muſchelkalk aufliegt. Auch kommt der ältere Flötzkalk und bituminöſer Mergelſchiefer an das Todtliegende gelagert vor. Weiter nach Oſten nach dem Ruhlathale zu trit der Glimmerſchiefer ein, der in dieſem Thale vorherrſchend iſt.

Das Thal des Erbſtroms (der Ruhla, Wutha) mit ſeinen Nebenthälern und Bergen.

Der Erbſtrom oder die Ruhla entſteht aus mehren Bäche und Gerinnen, die nahe am höchſten Gebirgsrücken entſpringe und ſich in Ruhla vereinigen. Das rechte Berggelände dieſe Thals bildet ein nach Norden und dann nach Nordweſten vo Hauptgebirge ziehender Nebenarm, der ſich beim Geberſtein a löſ't, und deſſen Hauptberg der lange hohe Breitenberg iſt. A dre intereſſante Berge, welche die obern Nebenthäler bilden, ſi dere Neſſelrain, Mühlrain, Leiſenberg (Lieſenberg), der große u kleine Waſſerberg, der Schwarzenberg, alle mit dem ſchönſten Bu chenwalde beſtanden. Faſt eine Stunde lang durch dieſes zu

Theil enge und zwiſchen ſteilen Bergwänden ſich windende Thal zieht ſich **Ruhla**, im Volksmunde nur „die Ruhl", das größte und volkreichſte Dorf des Thüringerwaldes, und eigentlich Marktflecken, da es ſowohl Wochen- als Jahrmärkte hat, mit 688 Häuſern und 3487 Einwohnern. Der Erbſtrom iſt Landesgrenze zwiſchen Eiſenach und Gotha, und theilt den Ort in zwei Hälften, deren rechte oder nördliche gothaiſch (1954 Einwohnern in 318 Häuſern), deren linke oder ſüdliche eiſenachiſch (1533 Einw. in 240 Häuſern) iſt. Beide Theile haben ihre beſondern Kirchen, Pfarrer und Schullehrer. Ruhla wäre längſt eine Bergſtadt, wenn dieſe zwiefache Herrſchaft nicht wäre, die von der Ländertheilung der Söhne des Herzogs Johann von Weimar 1640 herrührt. Nur in der Mitte des Orts, wo die beiden Kirchen am Berge einander gegenüberſtehen, hat er einige Breite und mehrere Straßen; nach unten und oben nur eine, ſelten zwei parallel laufende Straßen. Die Kirche auf der eiſenachiſchen Seite iſt von ganz ungewöhnlicher Bauart und beſteht aus zwei im rechten Winkel zuſammenſtoßenden Flügeln; im Winkel ſind Kanzel und Altar. Des Beſuches werth iſt eine geſchmackvolle Gartenanlage, Zieglers Garten. Die Hauptzahl der Einwohner nährt ſich vom Bemalen und Beſchlagen porzellaner Pfeifenköpfe, vom Schneiden ächter und unächter Meerſchaumpfeifenköpfe und von der Fabrikation der Letztern, und findet bei all' dieſen Beſchäftigungen nur ſehr geringen Verdienſt, ſo daß die Verarmung in dieſem ſchönen und großen Orte von Jahr zu Jahr zunimmt. Das Mineralbad wird wenig beſucht.

Ruhla iſt alt und kommt urkundlich ſchon im 12. Jahrhundert vor, doch lag der Ort dem höchſten Gebirgsrücken noch näher in einem Thale, das jetzt noch die Alte Ruhl genannt wird. Dunkle Sagen weiſen auf eine frühe Einwanderung hin, von Tyrol, wahrſcheinlicher vom Harze aus, und die Bewohner Ruhlas, Brotterodes und Steinbachs gehören dem Idiom, den Gebräuchen und Sitten, der Tracht und Körperbildung nach unverkennbar zu einem Stamme. In dieſen Bergen hat ſich das alte mitteldeutſche Idiom noch ziemlich rein erhalten, und es ſind hier Ausdrücke im alltäglichen Gebrauch, die der Sprachgelehrte nur aus den altdeutſchen Schriften kennt. Aus der früheſten Zeit der Ruhl dämmert die Sage vom Schmiede, der den jungen leichtſinnigen Landgrafen Ludwig II. zum „Eiſernen" ſchmiedete. Die älteſten Bewohner der Ruhl waren überhaupt Eiſenarbeiter und die Zunft der Waffenſchmiede bedeutend. Aus ihr gingen nach dem Abſterben des Mittelalters die Meſſerſchmiede hervor, und dieſes Gewerbe blühte an drei Jahrhunderte, kam aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, beſonders als Friedrich der Große durch eine Anzahl Ruhlaer Familien eine Meſſerfabrik in Neuſtadt-Eberswalde anlegen ließ, auch in Verfall, und die Pfeifenfabrikation allmälig auf, die nun ebenfalls ihrem Ende entgegen ſieht, ohne daß der volkreiche Ort weiß, wovon er ferner ſeine Exiſtenz beſtreiten ſoll. Sonſt waren die Ruhler wegen ihrer Finken- und Nelkenliebhaberei berühmt, die beide techniſch betrieben wurden, und man führt oft an, daß Einer ſeine beſte Kuh für einen guten Finken hingegeben habe. An der Südweſt- und Weſtſeite liegen der Dornſenberg, Engeſtieg, Bärmer (Bärenberg), Rimbar (Ringberg), an der Oſtſeite der Breitenberg. Eine halbe Stunde unterhalb Ruhla Weiſſenborn, eiſenach. Gutshof mit 8 Häuſern und 50 Einwohnern, ſonſt ein Mönchskloſter des wenig verbreiteten Wilhelmiterordens. Der letzte Prior deſſelben wurde der erſte lutheriſche Pfarrer. Das Herrenhaus, das ehemalige Kloſtergebäude, heißt in der Umgegend bis jetzt das Kloſter. In der dicht daran liegenden uralten Kloſterkirche ohne Thurm haben auch die Bewohner von Thal ihren Gottesdienſt; Pfarrer und Schullehrer wohnen in Thal. — **Heiligenſtein**, eiſenach. Wirthshaus, dicht an Weißenborn, aus der Umgegend, vorzüglich von Ruhl aus, ſeines guten Biers wegen, häufig beſucht. — **Thal**, gothaiſches Pfarrdorf mit einem Gerichtsamte, 10 Minuten öſtlich von Heiligenſtein und durch den hohen Schoßberg von dieſem getrennt, im Grunde der Thale oder des Thal'ſchen Waſſers, das ſich unterhalb des Dorfes in den Erbſtrom ergießt, hat 54 Häuſer und 283 Einwohner, die ſich meiſt ſpärlich von Waldarbeit nähren. Die beiden Rittergüter, das obere und untere Gut, ſind vor einigen Jahren von der Familie von Utterodt an die herzogliche Kammer übergegangen, und das untere Herrenhaus iſt jetzt Amthaus. Dicht über dem Orte, an deſſen nordöſtlicher Seite, gipfelt ſich ein ſteiler kegelförmiger Berg empor, mit der Ruine der Burg Scharfenberg auf ſeinem Scheitel. Kühn und ſtolz beherrſcht der koloſſale runde Thurm, mit Epheu bekränzt, einen großen Theil der Thäler des Erbſtroms, der Thale und des Seebachs, eine maleriſche Zierde der waldigen Berggegend, vom prächtigſten Buchenwalde des Berges gehoben und getragen. Die

Burg ſtammt aus dem 11. Jahrhundert und wechſelte oft ihren Beſitzer; zuletzt gehörte ſie dem Herzoge Wilhelm von Thüringen, und wurde von deſſen Bruder, dem Kurfürſten Friedrich II. von Sachſen 1447 bis auf den Thurm und ein noch ſtehendes Thor zerſtört. — Eine Stunde thalabwärts (Kittelsthal bleibt in einem Nebenthale links ¼ Stunde weit liegen, und weiter unten kommt der Mosbach aus einem engen Grunde links heraus und ergießt ſich in den Erbſtrom) kommen wir nach Farnrode, eiſenach. Pfarrdorf mit 119 Häuſern und 694 Einwohnern, zu beiden Seiten des Erbſtroms. Die Nahrung beſteht aus Webereien und Feldbau. Ein ſchönes bequemes Schloß erinnert an alte vergangene Herrlichkeit, ein einzelner uralter ſteinerner Thurm an mittelalterige Zwingherrſchaft. Farnrode gehörte von 1462 bis 1799 einer Linie der Burggrafen von Kirchberg, die ſich „Herren von Farnrode" ſchrieb und im letztgenannten Jahre ausſtarb. Zu dieſer zuletzt mit großen Freiheiten begnadigten Herrſchaft gehörten außer dem Dorfe Farnrode noch die Dörfer Seebach, Eichrodt, die Höfe Hugerode, Burbach, Wutha und ein Theil von Schweina. Die Laurentiuskirche iſt eine der älteſten in Thüringen und mehre Burggrafen von Kirchberg liegen darin begraben. An einem Brunnen liegt ein Taufſtein aus der zerbrochenen Kirche der Burg Scharfenberg. ½ Stunde unterhalb, wo ſich das Thal freundlich erweitert und die Hörſelberge unten quer vortreten, der Weiler **Wutha** (der Erbſtrom heißt hier ebenſo), 6 Häuſer 47 Einwohner, am Einfluß des Erbſtroms in die Hörſel. Zehn Minuten davon, weſtlich nach Eiſenach zu, an der Chauſſee Lichrodt, eiſenachiſches Dorf an der Hörſel, 37 Häuſer, 178 Einwohner.

Die Berggehänge des Erbſtromthals und der Nebenthäler beſtehen zumeiſt aus Glimmerſchiefer. In den höhern Thälern iſt Granit vorherrſchend und vielfach zu Tage gehend. Der Glimmerſchiefer iſt dann auf dieſen Granit aufgelagert. Zuweilen ſtreichen Schwerſpatgänge hindurch wie zwiſchen Heiligenſtein und Kittelsthal. Die Gegend um Heiligenſtein iſt überhaupt geognoſtiſch ſehr merkwürdig; zugleich iſt das zweitheilige, keſſelförmige Thal, worin Weißenborn, Heiligenſtein und Thal, das alte Kloſter mit dem grauen Kirchlein und der überragende Wartthurm der Ruine eine wahrhaft reizende Partie, umkränzt von anmuthig geformten Bergen und von friſchem Buchenwald überkleidet, während das Thal ſelbſt die üppigſten Wieſen hegt. Ein ſüßer Thalfriede iſt über das Ganze gebreitet, und ſeltſame Sagen wandeln im Munde des Volks um. In Thal lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der merkwürdige, in der Umgegend weit und breit bekannte und genannte Wundermann Johannes Hornſchuh, vulgo „Vörwerts-Heuns" genannt, der unglaubliche Dinge verrichtete. Sein Andenken wird ſich fort und fort in dieſen Thälern erhalten; ſein Häuschen wird von Fremden viel beſucht. — Ein beſuchenswerther Punkt iſt der Rimberſtein (Ringbergſtein), am großen Rimber (Ringberg), auf der linken Thalſeite unterhalb Ruhla. Der aus Glimmerſchiefer beſtehende Felſen baut ſich kühn an der Bergwand empor, der Gipfel iſt geebnet und vom Berge her zu betreten; eine impoſante Thalanſicht!

Ruhla zwiſchen die Berge geklemmt, als ſtrenge es ſich an, ſie von einander zu ſchieben, grüne Waldwände, Berghäupter und die Thalenge! Ein friſcher, ſtärkender Blick! Eine Strecke unter Thal ſtehen die beiden Ebertsberge und der Wittgenſtein links, meiſt aus älterem Flötzkalk gebildet, der häufig zu Tage ſteht. Zwiſchen den Ebertsbergen liegt der Hof Hugerode. Am Wittgenſtein haften ſchöne poetiſche Sagen.

Das Thal der Emſe.

Die Scheide zwiſchen dem Thale des Erbſtroms und dem Thale der Ems beginnt am höchſten Gebirgsrücken beim Gerberſtein. Für den Freund der in gigantesker Wildheit ſich am reizendſten zeigenden Gebirgsnatur iſt der Gerberſtein einer der intereſſanteſten Punkte des nordweſtlichen Thüringerwaldes. Er bildet hier den höchſten Punkt des Gebirgsrückens und der Rennſteig läuft nördlich an ſeinem Gehänge hin. Mitten in der dichten Laubwaldung gipfelt ſich die chaotiſch zerklüftete, wild romantiſche Felſentrümmermaſſe empor. Dieſe impoſante Steinbildung beſteht aus Granit, nach allen Seiten hin in ſchauerlicher Unordnung über einander geſchleudert und in ſenkrechter Richtung von vielen Klüften durchſetzt. Zwiſchen den einzelnen Felſenſäulen und Blöcken, von denen manche 30 bis 40 Fuß hoch emporſtarren, andre abgebrochen und ſo geneigt ſind, daß ſie den Umſturz drohen, iſt nicht bequem wandeln, denn mächtige Farrenkräuter wuchern zwiſchen ihnen empor; dagegen kann man die Spitzen mehrer der höchſten Kegel ohne beſondere Schwierigkeit erklimmen, und genießt von ihnen aus eine eigenthümliche Ausſicht auf langgeſtreckte tiefe Bergwaldungen und kleine hohe Thäler dazwiſchen nach Altenſtein und Ruhla hin. Ein Paar Blicke ins Werrathal und das Gebirge jenſeits deſſelben, im Hintergrunde Rhönberge. Alles einſam und ſtill auf dieſer Felſenruine. Da überwältigt die Poeſie der Natur jedes Herz. — Vom Gerberſtein zieht ſich die Scheide zwiſchen dem Thal des Erbſtroms und der Ems über die Hohe-Heide (Berg), das Gebrannte (Bergblöße) und den Moſelberg nach dem Meiſenſtein hinab. Weſtlich davon ab löſ't ſich der Mittelberg und Breitenberg, zwiſchen ihnen und dem Marktberg (Wartberg) entſpringt das Thalſche Waſſer, das einen köſtlichen Grund bildet, ſo reizend und ſo abgeſchloſſen, ſo grün und ſchattig, daß man Tagelang darin verweilen möchte. Der Meiſenſtein iſt eine gigantiſche Felswand, aus einem vielfach gemengten Thonporphyr beſtehend, über 200 Fuß hoch und zum Theil freiſtehend. Gegen Norden iſt dieſer Felskoloß an eine ſanft abfallende Berghöhe angelehnt, und von hier aus beſteigt man die Wand bis zu ihrem äußerſten Rande, wo die Natur ſtellenweiſe ſelbſt eine ſteinerne Bruſtwehr gebildet hat. Man blickt ſchwindelnd hinab und erhebt dann das Auge über die Gründe zu den ſich aufſtufenden Bergen. Uebermächtigend liegt uns der Inſelsberg gegenüber, öſtlich ſehen wir in den Thalkeſſel unter Winterſtein, und hie und da lauſcht ein Hüttendach von Schmerbach hervor. Im Hintergrunde der hohe Friedenſtein, auf den Bergwanderungen im Thüringerwalde faſt ſtets das Ziel des nordöſtlich, nördlich und nordweſtlich gerichteten Auges. Auf dieſer prächtigen Felswand ſollte ein Haus ſtehen! Es würde viel beſucht werden. Von Schmerbach herauf zieht ſich die alte Altenſteiner Straße, zuweilen auch die „Weinſtraße“ genannt, läuft unter dem Meiſenſtein hin und ſteigt zum Rennſteig hinauf. Den Endpunkt dieſes Nebengebirgszugs nach Norden bilden die Markt- oder Wartberge, aus älterem Flötzkalk (Dolomit) beſtehend, der am Gipfel des großen Marktberges eine ſchöne weiße Felſenpartie bildet. Am nördlichen Gehänge dieſes Berges führt eine Tropfſteinhöhle in den Kalkberg von nicht unbeträchtlicher Tiefe, das „Backofenloch“ genannt. Es gehen viele Sagen von ihr um, die ſich meiſt auf den Beſuch und das Goldgewinnen der räthſelhaften Venetianer beziehen, die ſonſt dieſen Gebirgstheil durchſtreiften und deren Gedächtniß eine Generation der andern überliefert. Unter dem Marktberge in einer Thalung liegt Seebach, eiſenachiſches Pfarrdorf als Parcelle im Gothaiſchen, von 49 Häuſern, die ſich ſehr lang in der Thalebene hinziehen, mit Gärten und Feldern dazwiſchen, und 261 Einw. Nach Thal zu findet man die „Teufelskutten,“ Erdfälle, die mit Gras bewachſen und zum Theil mit Waſſer angefüllt ſind, und im Volksglauben für unergründlich gelten. Zwiſchen den Bergen der Buntſandſteinformation, die mit dem Hörſelthale parallel ziehen, liegt nördlich, von Seebach ½ Stunde, in einem langen Grunde das gothaiſche Dorf Deubach, ähnlich gebaut wie Seebach, an einem Bach, der Deubach, der ſich bei Schönan in die Hörſel ergießt. Deubach hat 40 Häuſer und 160 Einwohner. Die Kirche iſt Filial von Schönau. Am öſtlichen Fuße des hier beſprochenen Rebenbergzugs und nur ⅛ Stunde vom Meiſenſtein und von Seebach liegt das gothaiſche Dorf Schmerbach, vulgo Schmermig, mit 89 Häuſern und 498 Einw., deren Nahrung Korbflechten, Ackerbau, Fuhrweſen, Waldarbeiten ꝛc. iſt. Hier hört die ältere Kalkformation auf, der Berg ſenkt ſich dem Emsthale zu, und nördlich nach dem Hörſelthale zu erhebt ſich ein niedriger Höhenzug der Buntſandſteinformation. Eine Viertelſtunde thalwärts liegt Schwarzhauſen.

Die Emſe entſpringt in verſchiedenen Quellen an beiden Seiten des hohen ſcharfkantigen, mit Felſenkamm beſetzten Scharfenberges, der mit dem höchſten Gebirgsrücken beim Inſelsberge zuſammenhängt. Am Fuße des Scharfenberges vereinigen ſich dieſe Quellen und heißen nun Emſebach. Rechts erhebt ſich der durch ſeine impoſante Höhe und maleriſche Felſenkrone (ein über 100 Fuß hoher, meiſt kahler Felſen) ausgezeichnete Dröbberg, ein wackres ſteiles Haupt! Am Kleinen- (thüringiſchen) Inſelsberg entſpringt die (der) Sembach, die ſich oberhalb Winterſtein in die Emſe ſtürzt. Oben zwiſchen dem Dröhberg und Scharfenberg iſt das Inſelsbergsloch, ein ſchauerlich tiefer Abgrund. Die Gründe der Emſe und des Sembach ſind ſehr romantiſch, die Berge zu ihren Seiten hoch und ſteil; ſie ſelber fallen beträchtlich. Die obere linke Quelle des Emſebachs rauſcht in den tiefen Winterſteinergraben hinab, durch welchen der Weg von Winterſtein nach Altenſtein heraufführt. Reizender noch iſt der Grund des Sembach (ſein oberer Theil heißt der Ilmgraben), mit zwei freiſtehenden, eigenthümlich gebildeten Porphyrfelſen, der

Kolenſtein, der einer Säule ähnlich über 50 Fuß hoch ſteigt und oben ſich weiter ausbreitet als ſeine Baſis iſt, und deshalb einen überraſchenden Anblick gewährt, und der **Treppenſtein**, der ebenfalls, von der Bergwand abgelöſt, ſich ſchichtenweiſe aufbaut. Zwiſchen dem Hopfenberge links und dem Breitenberge rechts tritt der Sembach im ſtarken Gefälle in die Emſe, und gleich darunter beginnt das zwiſchen die hohen Berge ſchweizeriſch eingeklemmte gothaiſche Dorf Winterſtein ſich thalwärts zu ziehen, bis wo die Emſe aus dem Gebirge ins niedere Land tritt. **Winterſtein** hat 118 Häuſer und 633 Einwohner, meiſt Waldarbeiter, vorzüglich ſehr geſchickte Korbflechter. Links überragt es der Thielberg, rechts der Hopfenberg. Winterſtein hat eine Kirche, die eine Tochter von der zu Schwarzhauſen iſt, und 3 Rittergüter, das obere oder die Vogtei, das mittlere und das vordere oder polniſche Gut, die alle der uralten thüringiſchen Familie von Wangenheim gehören, davon einer der beiden Hauptäſte ſich Wangenheim-Winterſtein nennt. Mitten im Orte etwas verſteckt liegt die Ruine des alten Stammhauſes Winterſtein, ein von der Zeit zerſtörter ſteinerner Bau, den man 1766 wegen allzugroßer Baufälligkeit zum Theil niederreißen mußte. Herzog Johann Caſimir hielt ſich der Jagd wegen oft in dieſem Hauſe auf und hatte ſeinen Namen in einen Fenſterſtock geſchrieben, der ſich lange erhalten hat. Eine Merkwürdigkeit iſt der an der Ruine ſtehende Leichenſtein eines Hundes, der zu dem Wortwitze Veranlaſſung gegeben hat: In Winterſtein liegt der Hund begraben. Eine ſchöne Sage von Hundetreue kettet ſich an dieſen Stein, aus deſſen ſchwer zu entziffernder Inſchrift hervor geht, daß „Stutzel" 1650 begraben ward. Auf einem Bergvorſprunge, der „Sommerſtieg," ſtand ein Raubſchloß, von dem kaum noch einige Spuren zu ſehen ſind. Unterhalb des Dorfes beſtand ſonſt eine Kupferſchmelzhütte. 1554 hatte W. außer den adligen Gutshäuſern nur 17 Wohnhäuſer, die ſich bis 1615 auf 80 mehrten und ſtark bewohnt waren. Eine halbe Stunde davon: Schwarzhauſen, gothaiſch. Pfarrkirchdorf mit 130 Häuſern und 616 Einw., die ſich wie die Winterſteiner von Viehzucht, etwas Ackerbau, Korbflechten, Beſenbinden und Fuhrweſen nähren. Das ſteinerne, im Jahre 1700 erbaute Schloß, ſonſt der Wohnſitz einer beſondern Linie der von Utterodt, wird jetzt zu einer Kattunfabrik eingerichtet. In den älteſten Zeiten ſoll hier nur ein Gaſthof geſtanden haben, von ſeiner finſtern Lage zwiſchen Waldung das „ſchwarze Haus" genannt. — Unterhalb Schwarzhauſen tritt die Emſe in die mäßig hohen, ſchön geformten, meiſt gut bewaldeten Berge der Buntſandſteinformation und bildet ein ſehr anmuthiges Thal, in welchem Klein-Sondra (ein Jägerhaus und eine Mühle) und weiter zu Ende deſſelben Groß-Sondra (Dorf mit 36 Häuſern und 160 Einw.), das nur eine kleine Strecke von Sättelſtedt liegt, wohin es eingepfarrt iſt, und wo die Emſe ſich in die Hörſel ergießt.

Die obern Thäler der Emſe bieten mannichfache mineralogiſche Abwechſelung. Porphyr iſt überall vorherrſchend, doch iſt er von verſchiedenem Gemenge. Hie und da hat ſich Todtliegendes angelagert, wie am Fuße des Dröbbergs. Der Dröbbergſtein beſteht aus Syenit, mit Feldſpath und Mandelſtein. Am Ilmgraben über Winterſtein ſteht ein trappartiges Geſtein, das zuweilen Eiſenglanz enthält. Die Berge und Thäler der Emſe und des Sembach vom Kleinen-Inſelsberge und Scharfenberge an ſind faſt überreich an maleriſchen Felſengebilden; man wandelt in einer Steinwelt voll überraſchender Formen. Das untere Emſethal iſt dagegen ſanft und lieblich. Der Sandſtein zeigt oft ſchöne Schattirungen. Die Berge ſind nicht mühſam zu erſteigen. Die Birke iſt auf ihnen vorherrſchend.

Das Thal der Laucha mit ſeinen Nebenthälern.

Ueber den Quellen der Laucha und zum Theil zwiſchen ihnen und denen der Emſe gipfelt ſich ſteil und ſchroff der ſtattliche Bergfürſt des Gebirges, der herrliche Große-Inſelsberg empor. Wie ein Rieſenadler mit ausgebreiteten Flügeln auf ſeinem Horſte liegt er auf des Gebirges höchſtem Rücken, wenn auch nicht der höchſte, doch der ſchönſte ſeiner Berge. Bei einer Höhe von 2855 Fuß über dem Meeresſpiegel bietet er die reizendſte Ausſicht nach allen Seiten hin, in die Nähe und Ferne, weil kein Berg in ſeiner Umgebung iſt, der ſich ihm an Höhe nur näherte. Vorzüglich impoſant und wildromantiſch iſt der Blick in die ſchauerlich tiefen Thäler auf der thüringiſchen Seite, und vor allen in den Lauchagrund, deſſen höchſte Felſenhäupter man begrüßt. Man verfolgt mit dem Auge die einzelnen Bergzüge, die ſich zwiſchen den Bächen hinab ziehen. Wie nun die Ausſicht in die nächſte Umgegend des Bergfürſten einen düſtern Gebirgscharakter trägt, ſo bietet dagegen die in die Ferne alle Abſtufungen bis zum ſanfteſten, heiterſten Landſchaftsleben. Ein ruhiger bunter Zauber umfängt das Auge, die reizendſten Wellenlinien umziehen uns in immer weitern Kreiſen wie mit magiſchen Netzen, bis ſie ſich am blauen Horizonte ſanft verlieren. Nach Norden zu ſehen wir zunächſt den felſengekrönten Dröhberg, daneben ragt die Spitze des Treppenſteins herauf, Winterſtein ſchaut aus ſeiner Tiefe zu uns herauf, weiter dehnt ſich der ſagenreiche Hörſelberg, und darüber bekränzt in weiter Ferne der Harz den Himmel, dort tritt der Brocken deutlich hervor. Nach Weſten zu iſt es die Wartburg, die vorzüglich unſern Blick feſſelt, im Hintergrunde legt ſich der Meißner quer vor, weiter erblickt das bewaffnete Auge den Herkules auf Wilhelmshöhe, im Vordergrund das weſtliche Ende des Thüringerwaldes mit ſeinen ſtattlichen Bergen, und darüber mehr ſüdweſtlich den Bergzug, der zwiſchen der Werra und der Fulda ausläuft, und das Mittelglied zwiſchen dem Thüringerwalde und der Hohen-Rhön bildet, jenes ſtattliche Gebirge, welches wunderbarer Weiſe keinen Namen hat, und in welchem ſtets nur die einzelnen Berge genannt werden (Bleß, Stopfelskuppe, Geba, Gleichberge ꝛc.), darüber blau und duftig in ſcharfen Umriſſen die Hohe-Rhön, die ſich ſüdweſtlich ganz in der Ferne verliert. Dagegen treten ſüdlich die Haßberge in Franken am Horizonte hervor, im Mittelgrunde ſehen wir die Berge um Meiningen; der Dollmar macht ſich durch ſeine ausgezeichnete ſtattliche Geſtalt vor allen Bergen, die noch zum Thüringerwalde gehören, beſonders bemerkbar; im Vordergrunde liegt zu unſern Füßen der freundliche Ort

Broterode. Von Süden nach Oſten füllt das ſich breit ausdehnende Gebirge mit ſeinen unzähligen Häuptern den Geſichtskreis aus, ein bewältigender Anblick! Er ſchließt ſich mit dem Schneekopf und Großen-Beerberg. Oeſtlicher der Kickelhahn bei Ilmenau. Im Oſten gähnt tief zu unſern Füßen der Lauchagrund mit ſeinen Felſenzähnen, drüber hinaus winkt der Candalaber, die Winfriedsſäule von ihrem Berge, dicht daneben das Dörfchen Catterfeld, und dahinter das ehrwürdige Ohrdruff ganz ausgebreitet; im Hintergrunde die Berge hinter Jena. Von Oſten nach Norden treten im Hintergrunde der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar und davor die Thürme von Erfurt, weiter Eckardtsberge, Schloß Marienthal und nun das ganze geſegnete Thüringen bis zum Kyffhäuſerthurm, den wir beim reinſten Wetter noch erblicken; weiter die Hainleite mit dem Poſſenthurme bei Sondershauſen, wo dann gleich auch die erſten Harzberge in den Geſichtskreis treten und uns bis zum Brocken im Norden begleiten. Im Mittelgrunde iſt ein Heer von ſchönen freundlichen Dörfer'n ausgeſchüttet, aber der reizendſte Punkt iſt Gotha, die freundlichſte der thüringiſchen Städte mit ihrem ragenden Schloſſe Friedenſtein, die weiße Fürſtenburg, die das Auge des Thüringerwald-Wandrers, nach Norden gewandt, immer ſucht und immer findet. Im Vordergrunde haben wir die reizendſten Berge, meiſt mit Felſenkronen geſchmückt, wie den Abtsberg, Schorn, Aſchenberg, Uebel, Zimmerberg, Rothenberg, Datenberg, Hübel, und dazwiſchen das reinliche Städtchen Waltershauſen mit ſeinem alten, gut erhaltenen Bergſchloß Tenneberg, einen Theil des Keſſels, den die Laucha durchſtrömt, mit dem lieben, gar netten Kabarz, Nonnenberg und Kleintabarz. Doch nur in leichten Umriſſen kann die Ausſicht hier angedeutet werden, es iſt der Schattenriß eines Menſchenantlitzes. Der Genuß der unvergleichlich ſchönen Ausſicht iſt neuerdings durch ein trefflich gezeichnetes Panorama des Inſelsberges um ein bedeutendes erhöht worden. Dies Meiſterwerk der Federzeichnung rührt von dem Coburg-Gothaiſchen Major von Plänckner zu Coburg her, dem rüſtigſten und intelligenteſten aller Bergwandrer, der unſern ganzen Thüringerwald kennt, wie kein Menſch weiter, und mit einer ſeltenen Liebe an dieſem Gebirge hängt. Das Panorama, das nur eine begeiſterte Liebe für den Inſelsberg in dieſer Vollendung hervorrufen konnte, iſt in Bandform und 90 Zoll lang, illuminirt und mit einem Commentar in Gotha bei Juſtus Perthes unter dem Titel (1839) erſchienen: „Der Inſelsberg und ſeine Ausſicht, dargeſtellt und erläutert durch J. v. Plänckner.“ Kein Reiſender aus den höhern Klaſſen der Geſellſchaft ſollte den Berg ohne dieſes Panorama beſteigen. Für den nordweſtlichen, ſchönſten Theil des Thüringerwaldes iſt dieſe Zeichnung ein großer Gewinn, und wie v. Plänckner dadurch den Bergfürſten geehrt hat, ſo ſich ſelbſt durch ſo viel Liebe und Fleiß. — Schon in früherer Zeit war der weithin ſchauende, weit ſichtbare Berg ein Gegenſtand der Verehrung, und wie er ſchon in alten Geſchichten und Sagen genannt wird, ſo hat er auch ſchon vor 200 Jahren ſeinen Dichter gefunden, einen Cammerjunker zu Gotha, Veit Ludwig von Seckendorff, der das ziemlich lange Gedicht in ſeinem 23. Jahre gefertigt, in welchem neden manchen Abgeſchmacktheiten doch auch viel ſchöne Stellen ſich finden, deren ein Paar mitzutheilen ich mich nicht enthalten kann.

„Wer iſt in Teutſchland doch ſo fremd und unbereiſet,
Der Thüringen nicht weiß, und ſeinen großen Wald,
Die Berge, die er zeigt, hat Keiner leicht gezahlt,
Von denen ſich jedoch den Allerhöchſten weiſet,
Der hohe Heunſelberg*); Wie herrlich kann er prangen,
Auf ſo viel Meilen hin, ſieht alles niedrig ſeyn,
Was ſonſten in dem Grund hat einen hohen Schein,
Kann mit der ſchönſten Spitz bis an die Wolken langen.

— — — — —

Nun, die ihr ſeid mit Müh auf dieſen Berg geſtiegen,
Und wieder Athem habt, gebrauchet euch nun mehr
Des Berges beſter Luſt, und ſehet friſch umher,
Seht dieſen großen Wald, ſeht gantze Länder liegen!
Seht, wo des Himmels Licht, die Sonn', anfäht zu laufen,
Bis an den kalten Ort, den ſie niemals beſchreit,
Das werthe Thüringen, ſo eben ausgebreit,
So groſer Felder Pracht, ſo vieler Dörfer Hauffen!"

Herzog Ernſt I. der Fromme von Gotha erbauete auf dem Gipfel des Berges ein kleines achteckiges, thurmartiges Haus mit Pferdeſtällen, Brunnen, Küche und zwei Zimmern, zu deſſen Einweihung 1649 das oben angezogene Gedicht auf Befehl des Herzogs gedichtet wurde; die Stürme im Herbſte 1836 haben es zerbrochen und es liegt in Trümmern, doch wird, ſichrem Vernehmen nach, Sr. Durchlaucht der regierende Herzog von Coburg-Gotha an die Stelle des verfallenen Hauſes in ſeinem geläuterten Geſchmacke ein reizendes Schlößchen aufführen laſſen, eine des Berges würdige Zierde. Giebt es wohl in ganz Thüringen einen herrlicheren Platz zu einem kleinen ſchönen Fürſtenſchloß, als den Gipfel des Inſelsbergs? Möchten wir den Neubau bald empor ſteigen ſehen, eine neue funkelnde Krone des Bergfürſten! Zwanzig Schritte tiefer an der öſtlichen Abdachung liegt das kleine einſtockige und beſchränkte Wirthshaus, das aus einem Stalle entſtanden iſt, welchen Herzog Ernſt II. zu Anfang dieſes Jahrhunderts hier erbaute. Das Haus hat nur zwei kleine Zimmer und eine noch kleinere Kammer, und muß nach ſchönen Sommertagen gar oft 50 bis 100 Gäſte beherbergen. Der jährlich zunehmende Beſuch des Berges wird den Bau eines geräumigen Gaſthofes nöthig machen, und verdient der ſchönſte der thüringiſchen Berge nicht einen freundlichen bequemen Aufenthalt? — Außer der bezaubernden Ausſicht treibt meiſt noch ein anderer, nicht minder reizender Grund zum Beſuch des Inſelsberges: das prachtvolle Schauſpiel des Sonnenaufganges. In dieſer Beziehung werden aber die meiſten Gäſte getäuſcht. Es iſt ſelten, daß man die Sonne in ihrer ganzen ungetrübten Schönheit aufgehen ſieht. Weit häufiger kann man einen reinen Sonnenuntergang genießen, der an Pracht und Herrlichkeit dem Aufgange nicht nur nicht nachſteht, ſondern gewiß ihn noch überbietet. Nach dem

---

*) Seltſam genug nennt Seckendorff unſern Inſelsberg: Heunſelberg, und leitet dieſen erzwungenen Namen von den Hunnen ab.

Untergange tritt die Natur erſt in rechter Verklärung hervor; es iſt als ob die Gegenſtände mit einem durchſichtigen Duft überzogen wären, der ſie dem Auge näher brächte; die Ferne iſt wie mit einer magiſchen Klarheit überhaucht, Alles ruht in ſtiller behrer Feier, allmälig nur tritt die Ferne in ungewiſſe Dämmerung, ein Schleier überſpinnt leiſe Alles; tritt nun der Vollmond hinter den öſtlichen Höhen hervor, erſt roth und ohne Glanz, dann erbleichend und ſein Silbergewebe über die Erde ſpinnend, fangen die Sterne an immer heller zu glänzen, wie man ſie in der Tiefe niemals ſieht: dann erlebt der ſtaunende Berggaſt eine Stunde voll Erhebung und Andacht, voll hoher unausſprechlicher Genüſſe, wie ſie das Leben nur wenig bietet. Wahrlich, nur der kennt die tiefſten Gefühle ſeiner Seele, der eine ſolche Nacht auf dem Gipfel eines Berges zubrachte!

Zwiſchen dem Ilmgraben, dem obern Theile des Sembach, der in die Emſe fällt, und dem Mühlbach, der weſtlichſten Quelle der Laucha, zieht ſich ein Höhenzug vom Inſelsberge herab, der überhaupt nach allen Seiten hin Bergzüge ſtrahlenförmig verſendet. Der hier bemerkte beſteht aus dem kleinen thürinigiſchen Inſelsberge, dem Gebrannten-Berg und dem Hübel oder Hüffel, unter welchem Kabarz liegt. Am Hübel findet man eine der intereſſanteſten Felſenpartien, die ſogenannten Windlöcher, die jeder Bergwanderer beſuchen ſollte. Ein enger Eingang bringt uns in eine an 30 Schritt im Durchmeſſer haltende Kluft mit ſteilen Bergwänden, in welcher links eine Menge der ſchönſten Porphyrſäulen aufrecht neben einander ſtehen, blos durch kleine Klüfte getrennt. Eine ſolche Säule liegt wie eine Brücke oben quer über. Jenſeits des Mühlbachs ein zweiter Zug, der beim Inſelsbergsſtein, einem maleriſchen Felſen, am öſtlichen Ende des Inſelsbergs beginnt, und über den Reichentroſt (Berggegend), über die Schönleite (Berg), Rothenberg, Leuchtenburg (Berg) und Datenberg ſich erſtreckt. Unter dem Datenberg breitet ſich das ſaubere Großtabarz maleriſch aus. Auf der Leuchtenburg ſoll einſt eine Burg gleiches Namens geſtanden haben. Am Reichentroſt entſpringt die Streng, und vereinigt ſich unter der Schönleite mit dem Wildengraben, der vom Rabelsberge herabkommt. Bald darauf kommen noch andere Quellen der Laucha hinzu, die vom Großen-Wagenberge, Weißenberge, Großen-Jagdberge, Tenneberge herabſtürzen, als Wolfsgraben, Weißengraben, Silberborn ꝛc. Der untere Theil der Streng heißt das Felſenthal. Oft giebt man dem Lauchagrund bis zum Ausgange des Gebirgs dieſen Namen, es iſt aber falſch. Da, wo der Bärenbruchsgraben von Oſten, die Streng von Weſten herabkommen und ſich am Fuße des Kleinen-Wagenbergs, der im Winkel dazwiſchen liegt, vereinigen, iſt die ſchönſte Partie dieſes wild-romantiſchen, reizenden Thales. Der Fuß der Schönleite, des Bärenbruchs, des Kleinen-Wagenbergs und des Aſchenbergs, die das Doppelthal bilden, ſind mit pittoresken Felſenformen gleichſam garnirt. Von Schritt zu Schritt wird man durch neue Steinbildungen überraſcht, die durch das prächtige Laubholz ſchimmern oder die höchſten Bäume überragen. Das Thal ſelbſt, von der geſchwätzigen, kryſtallhellen Laucha durchſtrömt, mit den ſchönſten Bäumen bepflanzt, gleicht einem großen Waldſaale, die Felſen Couliſſen oder Wanddekorationen. Hinter ihnen ſteigen die Berge in ihrem grünen Kleide ſchroff und ſteil auf. Der Aſchenbergsſtein und der Bärenbruchsſtein ſind die impoſanteſten dieſer zackigen Felſenwände. Auf dem erſtern erhebt ſich ein hohes hölzernes Kreuz; auf den ſchönſten Promenadenwegen kann man bis zum Gipfel emporſteigen, und hat dann koſtbare Blicke in das Thal und deſſen nächſte Umgegend, ſo wie auf die übrigen Klippen. Der höchſte iſt der Bärenbruchſtein, der über 100 Fuß in die Lüfte ſteigt. Das ſeltſamſte und überraſchendſte Gebilde iſt aber der Thorſtein, ein natürliches Felſenthor, durch welches ein Weg aus dem Thale zum Inſelsberg emporführt, und in deſſen Wölbung man ebenfalls einen herrlichen Anblick auf den Thalgrund mit ſeinen Felſenobelisken, Pyramiden, Spitzbogen und Strebepfeilern, mit Moos und Büſchen zum Theil grün überkleidet, mit den ſchlankſten Buchen geſchmückt, genießt. Thalabwärts führen reinliche gutgehaltene Wege; das Ganze gleicht einem großen Park. Immer anmuthiger wird das Thal; zur Linken am Fuße des Aſchenbergs und Uebelbergs begrüßt uns eine gar einſam und lieblich gelegene Mühle, faſt ſchweizeriſch gebaut; endlich öffnet ſich zwiſchen dem Datenberg und dem Zimmerberg das Thal in jenen anmuthigen Keſſel, in welchem die Dörfer Groß-Tabarz, Klein-Tabarz, Kabarz und Nonnenberg ſich ausbreiten. An der Laucha hinab gelangt man bald nach Groß-Tabarz, gothaiſches Dorf mit 110 Häuſern und 545 Einwohnern. Faſt daranſtoßend Klein-Tabarz mit 21 Häuſern und 105 Einwohnern. Hier iſt eine Forſtmeiſterei und ein guter Gaſthof „das Jagdhaus“, wegen ſeines trefflichen Biers aus der Umgegend ſehr häufig beſucht. Einen Büchſenſchuß weſtlicher am Austritt des Mühlbachs, der aus einem tiefen felſigen Grunde kommt, liegt Cabarz, gothaiſches Pfarrkirchdorf, 138 Häuſer, 657 Einw., daran ſtoßend Nonnenberg, 15 Häuſer und 78 Einw. Wenn man über Klein-Tabarz nach Waltershauſen zu auf der Höhe ſteht und den Thalkeſſel überblickt, in welchem dieſe vier Dörfer mit ihren hellen Häuſern und rothen Ziegeldächern im glänzenden Schmelz der üppigſten Wieſen liegen, die der Mühlbach und die Laucha durchſchlängeln, reine herrliche Gebirgswäſſer, die ſich bei Klein-Tabarz vereinigen, im Hintergrunde die felſengeſchmückten Thalpforten und nun die Berge, gleich Rieſenſtufen ſich aufbauend, höher und höher bis zum Gipfel des majeſtätiſchen Inſelsberges: ſo muß man bekennen, daß es nicht leicht ein anmuthigeres Landſchaftsbild giebt. Dazu kommt, daß die Einwohner dieſer Dörfer ein beſonders ſchöner Menſchenſchlag ſind, einen gewiſſen kecken Stolz beſitzen, und durch eine eigenthümliche Tracht, die ſich beſonders im Brautſchmuck erhalten hat, ſo wie durch eine beſondere Mundart auszeichnen. Alte Sagen deuten auf eine Einwanderung dieſes kleinen Volksſtammes. Sie nähren ſich meiſt von Wald- und Holzarbeiten; man findet viele, ſehr geſchickte Zimmerleute unter ihnen, die ganze Gebäude aufhauen und weit ins Land bringen. Außerdem iſt die Viehzucht beträchtlich und die Butter aus dieſen Dörfern ſehr beliebt; der Ackerbau iſt gering. — Von Klein-Tabarz thalabwärts gelangen wir nach einer Viertelſtunde zu einem großen ſtattlichen

Gebäude, das herzogliche **Landarmenhaus** für das Herzogthum Gotha, wo die Aermſten des Landes beiſammen wohnen, zweckmäßig beſchäftigt. In frühen Zeiten ſtand hier ein Schmelzwerk, das im vorigen Jahrhundert einer Mühle wich. Dieſe wurde 1812 von den Gebrüdern Fellinger aus Elberfeld gekauft und niedergeriſſen, und an deren Stelle erhob ſich eine ſchöne Baumwollenſpinnerei, die jedoch bald ins Stocken gerieth; 1830 wurden die Gebäude von der herzoglichen Landesregierung zu Gotha zum Landarmenhauſe angekauft. Zehn Minuten weiter dehnt ſich im breiten Thale, von der Laucha durchſtrömt, das gothaiſche Pfarrkirchdorf **Langenhain** mit 116 Häuſern und 650 Einwohnern aus. Die Einwohner nähren ſich von Ackerbau, Tagelohn in Waltershauſen und beträchtlichem Viehhandel. Nach einer Stunde kommen wir nach **Laucha**, gothaiſchem Pfarrkirchdorfe, mit 70 Häuſern und 300 Einwohnern. Das Thal iſt breit, die Höhen zu beiden Seiten ſind zu Flächen geworden, und ¼ Stunde davon ergießt ſich die Laucha in die Hörſel. — Dieſe Gegend enthält die ſchönſte Porphyrformation des Gebirges. Man findet die Porphyre von faſt allen Arten und Gemengen. Der Inſelsberg beſteht aus einer ihm ganz eigenthümlichen Porphyrmaſſe, die von den anliegenden Gebirgsarten ſcharf abgeſchnitten iſt. Die Farbe deſſelben iſt ſehr unbeſtimmt dunkelblaugrau, ins Braunrothe ſpielend, das Korn ſehr fein, der Bruch uneben; Feldſpath und Quarz ſind ſehr ſparſam und nur in ganz feinen Körnern beigemiſcht. Am Hübel, Rothenberge, Tatenberg, iſt Todtliegendes angelagert, das Hauptgeſtein iſt Thonporphyr, der über den

Tatenberg bis ins Lauchathal ſtreicht. Im Lauchagrunde ſelbſt iſt dem Porphyr viel Trapp beigemiſcht. Am Zimmerberge wieder Todtliegendes; die ſchönen Felſenpartieen beſtehen meiſt aus Hornſteinporphyr, und am Kleinen-Wagenberge kommen wir an Granit. In einem Winkel des Tenneberggrabens iſt eine Steinkohlenformation, die früher bebaut worden iſt. Unterhalb Klein-Tabarz tritt die Laucha in die Sandſteinformation.

Der Badewaſſergrund mit ſeinen Nebenthälern.

Noch reizender und bezaubernder iſt die Bergnatur in dem Thale des Badewaſſers und an den Bergen, die es umgeben. Es iſt die lieblichſte Partie des ganzen Gebirges, umhegt von aller heimlichen Schönheit eines grünen Thalfriedens, umragt von den angenehmſten Formen mäßig hoher, dicht belaubter Berge. Die ganze Berggegend von den Quellen des Badewaſſers bis zu deſſen Mündung in die Hörſel iſt ein großer Park, durch großartige Anlagen ſchon jetzt großentheils mit einander verbunden, und in der Zukunft gewiß noch mehr durch die Hand der Kunſt verſchönt, die ein für Naturſchönheit hoch empfänglicher Fürſt leitet; und ihr fehlt nicht das prächtige Luſtſchloß, das fürſtliche Parkhaus, das des Thales und der Berge würdig iſt. Hier ſteht Alles im angenehmſten Einklang. Dieſer Theil des Thüringerwaldes iſt ein Bergparadies; der Gebirgscharakter iſt hier zum vollſten Bewußtſein der Schönheit geſteigert. Zwiſchen dem Lauchagrunde und dem obern Theile des Badewaſſergrundes, der der Ungeheuregrund heißt, liegt der Bärenbruch mit ſeiner impoſanten ſpitzbegigen Felſenwand, der Aſchenberg mit ſeiner prächtigen Pyramide, beide dem Lauchagrunde zugewandt, aber auch dem Ungeheurengrunde zugekehrt, finden wir am diesſeitigen Abfalle des Aſchenbergs einen koloſſalen, prächtigen, in ſeiner Art einzigen Felſenkamm, den **Rickelhahnſprung**. An den Aſchenberg ſchließt ſich der Uebelberg, der unter allen dieſen Bergen die entzückendſte Ausſicht gewährt. Der Thalkeſſel mit den vier Dörfern, die die Laucha und der Mühlbach durchſtrömen, liegt uns hier in einer köſtlichen Nähe, der Ueberblick bietet ein ſüß beſchränktes, wahrhaft idylliſches Stillleben, das auf die unermeßliche Ausſicht des Inſelsbergs äußerſt wohlthätig und beruhigend wirkt. Schöne Promenadenwege führen zum Gipfel des Uebels, von dem ein Felſenkamm ſich nördlich bergab zieht, auf der Spitze iſt ein geräumiger Altan mit ſteinernen Sitzen, Bruſtwehr und Tiſch; auf dieſes Plätzchen ſind alle Zauber ausgegoſſen, die ein ſchwelgendes Auge, ein glühendes Herz in der freien Natur berauſchen. Der letzte und niedrigſte Berg in dieſer Reihe iſt der ebenfalls felſenreiche Zimmerberg, an deſſem Fuße gegen den Lauchagrund das Groß-Tabarzer Schießhaus liegt. Auf der rechten Seite des Ungeheurengrundes erheben ſich in reizenden Formen der Simmetsberg mit dem großen und kleinen Simmetsbergſtein, und dem Trieſendenſtein mit kleinem rieſelndem Waſſerfall, dann der Fichtenbach (Berg) mit dem Fichtenbacherſtein, der Schorn, nördlicher Abfall des hohen Abtsbergs. Der öſtliche Abfall des Schorn und des hohen Abtsberges heißt das **Büchig**, ein ſtiller, lauſchiger, reizvoller Hain, um welchen ſich das Badewaſſer, aus dem Ungeheuerngrunde hervortretend, hinſchlängelt und dann geſchwätzig hinab eilt, die Perle des Thüringerwaldes, das von allen Reizen der Natur ſüß umlagerte Luſtſchloß Reinhardsbrunn zu begrüßen. Wer einen Begriff von Katakomben haben will, muß die große Gipsgrube im Büchig befahren. Das Badewaſſer ſtürzt ſich in zwei kleine, dann in einen großen Teich, und der letztere bildet den Spiegel des lieblichen Fürſtenbaus. Das Reinhardsbrunnerthal iſt ohnſtreitig eins der ſchönſten Stücken Erde, ein ſüßes Idyll, ein kleines Paradies. Aber das Feenſchloß, das der regierende Herzog von Coburg-Gotha dorthin gebaut, die Anlagen, die er geſchaffen hat, haben dem Thale erſt ſeine wahre Vollendung gegeben. Die Gebäude beſtehen aus dem Neuen Schloſſe, einem im gothiſchen oder richtiger altdeutſchem Styl, mit der Fronte nach Nordweſt gekehrten, vierſtockigen, ſteinernen Gebäude, deſſen Aeußeres und Inneres gleich prachtvoll dekorirt iſt; aus dem damit verbundenen zweiſtockigen Einfahrtsgebäude, ebenfalls neu, worin der große Saal, mit den Ahnenbildern; aus der Hirſchgallerie, einem mit dem Hauptgebäude faſt parallell liegenden ſteinernen Hauſe mit einem Thurme; aus der Kirchgallerie, einem Gebäude in gleicher Höhe wie die Hirſchgallerie, nur nach Südweſt gewendet, und aus der Kirche. Die letztere iſt noch nicht reſtaurirt, doch ſtammt ſie aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. In ihr iſt ein Altargemälde, die Familie des Herzogs Johann von Weimar, und ein uraltes hölzernes Krucifix bemerkbar, das aus der alten Johanniskirche auf dem Altenberge hierher gebracht wurde. Die Hirſchgallerie hat ihren Namen von einer ausgezeichneten Sammlung monſtröſer Geweihe. Nach Weſten zu liegen die

Ställe, die Gewächshäuſer und Wirthſchaftsgebäude, nordöſtlich vor dem Einfahrtsgebäude die Mühle, die der Abfluß des großen Teiches treibt, der dann noch einige tiefer liegende kleinere Teiche ſpeiſ't, und einige hundert Schritte thalabwärts erblicken wir den großen ſtattlichen Gaſthof, der für die Bedürfniſſe der unzähligen Gäſte ſorgt, welche Sommers über aus der Nähe und Ferne das reizende Reinhardsbrunn beſuchen. Für die Sonn- und Feſttage, vorzüglich Himmelfahrt, iſt es der Wallfahrtsort der ganzen Umgegend. — Reinhardsbrunn war ſonſt eine reiche Benedictiner-Abtei, vom Grafen Ludwig dem Salier ums Jahr 1085 geſtiftet, deren Schirmvogtei er ſich und ſeinen Nachkommen vorbehielt, und in welcher er ſelbſt als Mönch ſtarb. Dadurch wurde Reinhardsbrunn die Begräbnißhalle ſeines zur fürſtlichen Landgrafenwürde gelangten Geſchlechts und das mächtigſte Kloſter in ganz Thüringen. Der Abt durfte die Inful tragen und ſich „von Gottes und des heiligen Stuhls Gnaden“ ſchreiben. Im Jahr 1292 brannte es, wahrſcheinlich von räuberiſchen Edelleuten angezündet, ab, ſtieg aber nur um ſo prächtiger aus dem Schutte empor. Der gräßliche Bauernkrieg, dieſer „Nothſchrei des leidenden, niedergedrückten Volks“ warf, wie faſt alle andern thüringiſchen Klöſter, die nicht in Städten lagen, Reinhardsbrunn in Aſche und machte (1525) dem Kloſter ein Ende. Die Güter wurden ein herzogliches Amt und Kammergut. Der junge Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar baute 1601 das Amthaus, und nach ſeinem frühen Tode, ſein Bruder Johann, und als dieſer eben ſo frühzeitig ſtarb, deſſen Wittwe Dorothea Maria, 1605 das „Hohe

Haus[*] und die Kirche. Sie brachte auch die zehn Grabſteine der landgräflichen Familie, die an der Südſeite der Kirche aufgeſtellt, von denen aber acht unächt ſind, durch den Geſchichtſchreiber Hortleder, Hofmeiſter ihrer Kinder, dahin. Im Jahre 1827 begann die Reſtauration und wurde bis 1835 vollendet, wie ſie jetzt iſt. Doch ſollen dem Plane nach noch bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen, namentlich die Kirche mit vieler Pracht im altdeutſchen Geſchmacke reſtaurirt und mit ein Paar Thürmen verſehen werden. Der Gaſthof iſt 1813 erbaut. Vorher war das Büchig der Verſammlungsort der Bewohner der Umgegend. Dieſes wald- nnd blumenreiche Fürſtenhaus im lieblichen Thale, von grünen Wieſen und blauen Teichen umgeben, von ſchönen Bergen umkränzt, wird bis in die ſpäteſte Zeit ein Ziel für Reiſende ſein, die ſich das Herz an einer reichen Bergnatur laben. — Thalabwärts reihen ſich noch drei Teiche aneinander, nach einer kleinen halben Stunde öffnet ſich das Thal und als Pforte desſelben erblicken wir die Gebäude des Guts Schnepfenthal, zur Linken auf einer Anhöhe am Fuße des Geizenberges die Erziehungsanſtalt Schnepfenthal, zur Rechten auf dem Fuße des Hermannsberges das gothaiſche Dorf Rödichen. Rodichen und Schnepfenthal haben zuſammen 56 Häuſer und 341 Einwohner. Die berühmte Erziehungsanſtalt, aus vier ſtattlichen Hauptgebäuden beſtehend, nimmt ſich auf ihrer Anhöhe ſehr anmuthig aus und leuchtet weit in das Land hinein. Der wohlthätige Eindruck, den der Reiſende von dieſen Häuſern empfängt, wird noch vermehrt, wenn er den Berg erſtiegen hat, und durch herrlich gepflegte

Baumpflanzungen auf den großen, reinlichen Hof tritt, der ſich vor den Gebäuden ausbreitet. Das erſte Gebäude enthält die Wohnung des Directors und einiger Lehrer, eine ſehr artige Naturalienſammlung, den Speiſeſaal, den Betſaal, zwei Schlafſäle; das zweite mehre Wohnzimmer, einen Tanzſaal und zwei Lehrſäle; das dritte die Bibliothek und den Muſikſaal; das vierte die Buchhandlung ꝛc. Ein andres Gebäude enthält die Reitbahn. Die freundliche Wohnung eines Lehrers liegt nach dem Thale zu. Die Gärten, Raſenplätze, Obſtalleen, die die ganze Niederlaſſung umgeben, verleihen ihr ein noch freundlicheres Anſehen. Die reinſte Luft umfluthet dieſe Berge, und die Knaben tragen die Farbe der Geſundheit nicht allein auf den Jacken, das ſchönere Roth leuchtet von ihren Wangen. Man findet in der Regel hier Zöglinge aus allen Gegenden der Erde. — Das im Thale liegende Gut Schnepfenthal war ſonſt ein Kloſtergut und ging nach Aufhebung des Kloſters in Privatbeſitz über. Im Jahre 1784 kaufte es der Philanthrop Chr. Gotthilf Salzmann, und errichtete auf dem Hügel die ſo berühmt gewordene Anſtalt, fürſtlich unterſtützt von dem edlen Herzoge Ernſt II. von Gotha. Das Inſtitut blühete raſch empor und erhielt ſich auch nach Salzmanns Tode (1811) auf der Höhe, wozu ſeine herrliche Lage, ſeine treffliche Einrichtung und die bewährte Tüchtigkeit ſeiner Lehrer zuſammen wirkten. Namen wie Ausfeld, Girtanner, Gutsmuths, Lenz, Weiſſenborn kennt man in der ganzen gebildeten Welt. — Von Schnepfenthal ſchlängelt ſich das Badewaſſer durch ein faſt ebenes Terrain nach dem ¼ Stunde entfernten Dörfchen Ibenhain mit 30 Häuſern und 138 Einwohnern, und berührt dann mittels eines abgeleiteten Kanals die Stadt Waltershauſen, die ſich am nördlichen Fuße des Burgberges, auf deſſen nördlicher Spitze das alte, gut erhaltene Schloß Tenneberg thront, maleriſch angelagert hat. Dieſes freundliche, zum Theil an den Berg hinauf gebaute Städtchen hat gegen 500 Häuſer und 3056 Einwohner. Ihre Nahrung beſteht aus bürgerlichen Gewerben mit Ackerbau und Viehzucht, bedeutender Loh-, Weiß- und Sämiſchgerberei, aus Wollen- und Leinenweberei, die ſonſt ſehr blühend war, jetzt aber gar ſehr in Verfall gerathen iſt, aus Schlächterei und Handel mit Würſten und Schinken und aus Bierbrauerei. Die beiden letztern Nahrungszweige haben ſich in der neuern Zeit ſehr gehoben, und die Brauerei befindet ſich ſeit einigen Jahren, nachdem ſie durch die Landesregierung von veralteten Laſten zum Theil befreit wurde, im blühenden Zuſtande. Zur Trefflichkeit des Biers tragen die neu angelegten großen Felſenkeller ſehr viel bei, die ſich durch ihre geſchmackvollen Baulichkeiten, ihre Lage, ihre Berggärten und Anlagen noch beſonders empfehlen. Es iſt ein erfreulicher, zwiefacher Genuß, an ſchönen Sommerſonntagen Nachmittags und Abends dieſe reizenden Felſenkeller zu beſuchen. Hoch über dem Giebel des dicht am Berge gelegenen Hauſes flattert die Landesfahne, die Hallen und Gänge ſind mit Feſtons und Kränzen geſchmückt, eine trinkfröhliche geputzte Menge, Männer und Frauen, Jünglinge und ſchmucke Mädchen, Städter und Landleute, ſitzen oder treiben ſich herum, der ganze Berggarten bis zu ſeiner Höhe iſt mit Menſchen beſetzt, man kann faſt nirgend ein Plätzchen erhalten, auf maleriſchen Altanen zeigen ſich Gruppen, gehoben vom ſaftig grünen Hintergrunde, gegenüber an den Bergwänden wiederum Menſchen, das alte Bergſchloß bedächtig herabſchauend in das bunte Treiben, der Bergwald, die liebe Stadt mit ihrem geſelligen Thurme, die ſaubere Chauſſee: Alles vereinigt ſich zu einem der lieblichſten Landſchaftsbilder. Wenn man an ſolchem Tage einige Schritte vom Eingang in den Berggarten eines ſolchen Felſenkellers ſteht, ſo meint man ein Theater vor ſich zu ſehen, auf welchem eine Oper wie Wilhelm Tell oder Fra Diavolo gegeben wird. Natur und Kunſt, Menſchenleben, Stadt und Land, phyſiſche und ſeeliſche Genüſſe haben ſich hier zu einem Ganzen vereinigt. Man trifft an ſolchen Tagen aber auch ganze Karavanen auf den Straßen nach Waltershauſen. Von Gotha fahren eine Menge von Leiterwägen, alle dicht beſetzt, auf der ausgezeichnet ſchönen Straße dem prächtigen Gebirge zu, zuerſt nach Reinhardsbrunn, von da nach Groß- und Klein-Tabarz, und wenn die durſtigen Wallfahrer im letztern Orte im freundlichen Jagdhaus (Gaſthof) dem guten Biere die Ehre angethan haben, dann beſuchen ſie rückwärts die Waltershäuſer Felſenkeller, und verweilen hier bis es Nacht wird. Oft ſind an ſolchen Tagen tauſende von Menſchen auf dieſem bergromantiſchen Rundwege begriffen. Und wer ſeinem Leben eine heitere Stunde einweben will, der gehe von Reinhardsbrunn, ſüß befriedigt vom ſanften Idyllen-Charakter des Thales und deſſen prächtigem Waldſchloſſe, nach Cabarz, erquicke ſich im Jagdhauſe und ſteige dann, vom ragenden Tenneberge geleitet, nach Walteshauſen hinüber, miſche ſich unter die fröhliche Menge, ſpeiſe in einem der drei Felſenkeller eine friſch auf dem Roſte gebratene Wurſt zu Abend, und trinke ein Glas des geſunden, hellen, kühlen Biers dazu. Man braucht kein Zecher zu ſein, um es äußerſt wohlſchmeckend zu finden. Lauter und luſtiger wird das Leben, wenn die Ampeln auf den Vorplätzen der Keller angezündet werden; dann zieht allmälig ein Wagen nach dem andern mit ſeiner ſingenden, luſtigen Ladung ab. Das Bier hat ſeine ſegensreiche Wirkung gethan, es hat dem ſorgenſchweren Gemüthe der Menſchen für ein Paar Stunden heitre Schwingen verliehen. Daß dieſe Wallfahrten für die Nahrung Waltershauſens von Wichtigkeit ſind, leuchtet ein. Ein anderer bedeutender Erwerbszweig iſt die Puppenfabrik des Hofagenten **Keſtner**, die in ihren verſchiedenen Geſchäftszweigen einer großen Anzahl Menſchen nicht nur in der Stadt, ſondern auch in den Walddörfern Engelsbach, Altenbergen, Katterfeld ꝛc. Nahrung gewährt. — Von der Landſeite nimmt ſich Waltershauſen vorzüglich pittoresk aus; es gleicht da einer am Fuße des hohen reizenden Gebirges ſanft hingelagerten jungen Bergfürſtin mit der alten Mauerkrone (dem Schloſſe Tenneberg) auf dem Haupte. Und die Erwartung wird befriedigt, wenn man in ſeine hellen, reinlichen Straßen tritt. Wenige Städte des Thüringerwaldes haben in der jüngſten Zeit ſo gewonnen, wie Waltershauſen, ſeit die Chauſſee hindurch geführt worden iſt. Ein ziemlich großer netter Marktplatz mit der ausgezeichnet ſchönen Marienkirche, dem Rathhauſe und andern ſchmucken Gebäuden überraſcht den Fremden. Vor der breiten freundlichen Vorſtadt des Clausthores (die Thore ſelbſt ſind verſchwunden) liegt das allerliebſte Schießhaus, von den geſchmackvollſten Anlagen umgeben, unter denen ſich der Garten des ſchon genannten Hofagenten Keſtner vorzüglich auszeichnet. Durch das Burgthor ſteigt man auf ziemlich ſteilem, aber belohnendem Wege zum Tenneberge hinauf. Man kommt da nicht weit von der Stadt an einem großen bequemen Gutsgebäude vorüber, der Kemnote, früher ein Rittergut. Von den alten Häuſern derſelben ſteht nur noch eins, die übrigen ſind neu. Weiter hinauf führt die Fahrſtraße an das alte Jagdzeughaus, deſſen langer Saal Jagdzeug aller Art aufbewahrt. Auf dem nordweſtlichen Vorſpruge des langen Burgberges thront die alte, wohl erhaltene Burg, in Hufeiſenform um des Berges Scheitel gebaut. Ein Fußweg durch den Bergwald führt näher herauf. Das Aeußere des ſtattlichen Bergſchloſſes trägt ſo ziemlich noch ſein altes Gepräge und ſelbſt der Hof erinnert an das 11. Jahrhundert: das Innere aber iſt von Herzog Friedrich II. von Gotha in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Geſchmacke der damaligen Zeit, im Rococoſtyl, wie er jetzt genannt wird, reſtaurirt worden. Bei der Sucht der vornehmen Welt, dieſen Geſchmack wieder in unſer Leben einzuführen, dürften dieſe Gemächer, dieſer große Saal, dieſe langen, mit Gemälden behangenen Gallerien von neuem Intereſſe ſein. Auch eine ſchon lange nicht mehr benutzte Kapelle, ziemlich geräumig und gut erhalten, befindet ſich auf Tenneberg. Außerdem iſt im Erdgeſchoſſe das Local des Amtes Tenneberg nebſt den Gefängniſſen ꝛc. Die Wohnung des Oberamten iſt jetzt in der Stadt. Anziehender als dieſe Räume ſelbſt iſt aber die entzückende Ausſicht aus dieſen Gemächern über das Land, einen Theil des Hauptgebirges und die nahen Vorgebirge hin, und auf die nahe Stadt hinab. Man kann Stunden lang an einem Fenſter ſtehen, und ſieht ſich nicht ſatt. Es iſt wirklich zweifelhaft, welches von beiden dem Auge mehr Befriedigung gewährt, die Anſicht des Schloſſes und der Stadt von den ſanften Höhen aus Nordoſt, oder die Ausſicht vom Schloſſe aus dorthin. Man ſieht den Hörſelberg, weſtlich davon in der Ferne den lang geſtreckten Meißner und den Hellerſtein, nördlich den Brocken, die Hainleite mit dem Poßenthurme, öſtlich den Königsſtuhl und die Riechheimer Berge, im Vordergrunde den majeſtätiſchen Friedenſtein. —

Waltershauſen iſt ſehr alt; ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts hatte es ſtädtiſche Verfaſſung und in der Mitte des 14. Jahrhunderts einen eigenen Gerichtsſtuhl. Landgraf Balthaſar und Landgraf Friedrich IV. beſtimmten die Stadt ihren Gemahlinnen zum Leibgedinge, und bis jetzt iſt Tenneberg eigentlich Wittwenſitz der Herzöginnen von Gotha, und nur als ſolcher nicht benutzt. Die herrliche Marienkirche wurde 1719 — 1723 an der Stelle der alten abgetragenen Gotteshilfkirche von Grund aus neu erbaut. Ein Blitzſtrahl zertrümmerte ihren hohen Kirchthurm am 27. Februar 1806, der dann neu erbaut und mit einem harmoniſchen Geläute verſehen wurde. Die Johanniskirche vor dem Bremerthore iſt 1657 erbaut und mehrmals, zuletzt 1719, renovirt worden. Bis zur Reformation waren die Aebte zu Reinhardsbrunn Collatoren der hieſigen Kirche. Herzog Ernſt der Fromme erhob die Diöces, anfangs Adjunctur der Superintendur zu Gotha, zur eignen Superintendur 1657. Vor dem Burgthore, der Kemnote gegenüber, auf einem hohen Bergfuße ſtand vor der Reformation eine Kapelle „zum heiligen Kreuz“, zu welcher von nah und fern viel gewallfahrtet wurde. Es iſt längſt keine Spur mehr von ihr vorhanden, aber die Stätte, wo ſie geſtanden, bewahrt ihren Namen fort; dahingegen iſt kein ſchriftliches Denkmal von ihr auf uns gekommen. — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlangte Waltershauſen eine ſchnell vorübergehende Berühmtheit durch das in der Kemnote angelegte Forſtinſtitut des ausgezeichneten thüringiſchen Naturforſchers Joh. Matthäus Bechſtein, der aus Langenhain bei Waltershauſen gebürtig war. Es war die erſte öffentliche Lehranſtalt für Forſt- und Jagdkunde in Deutſchland und hatte großen Zulauf. Da aber Bechſtein von der Landesregierung in Gotha nicht nur keine Unterſtützung, ſondern ſogar mannigfache Hinderniſſe erfuhr, ſo nahm er den Antrag des Herzogs Georg von Meiningen an, das Inſtitut als eine Staatsanſtalt nach Dreißigacker bei Meiningen zu verlegen, deren Director Bechſtein wurde. Es entging dadurch Waltershauſen ein großer Vortheil. Das Inſtitut hatte von 1794 bis 1801 dort geblüht, und in dieſer Zeit war dort die Societät für Forſt- und Jagdkunde durch Bechſtein ins Leben getreten, welche ebenfalls mit nach Dreißigacker zog und dort fortblühete. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebte in Waltershauſen auch ein in ſeiner Art einziger und mit Bechſtein, dem berühmten Ornithologen, geiſtesverwandter Mann, der berühmteſte Vogelhändler Deutſchlands, Johann Friedrich Thiem, der die am Thüringerwalde heimiſchen Singvögel, als Gimpel, Buch- und Bergfinken, Hänflinge, Rothkehlchen, Stieglitze, Zeiſige, Gold- und Bergammer[illegible] Singdroſſeln ꝛc. überall einfangen und anlernen ließ, und ſi[illegible]nn nach Holland, England und Frankreich in großer Menge [illegible] Von dort brachte er amerikaniſche Vögel, Araſſe, Papa[illegible]uch andre lebende und ausgeſtopfte Vögel und andre Nat[illegible]ürdigkeiten mit, die er in Deutſchland verkaufte. Noch treiben ſeine Nachkommen das Geſchäft, aber bei weitem nicht mehr in jener Ausdehnung. — Das Erbauungsjahr des Schloſſes Tenneberg kann eben ſo wenig als das der Stadt angegeben werden. Nur ſo viel weiß die Geſchichte, daß das jetzige Schloß nur ein Nebengebäude der alten, weit größern Landgrafenburg war und den Herren von Laucha gehörte. Dieſe große und anſehnliche Burg lag auf dem Gipfel des Burgberges, ſüdöſtlich vom jetzigen Schloſſe und noch findet man an jener Stelle einige Mauerüberreſte derſelben. Von der Höhe des Berges mußte ſie majeſtätiſch das Land weithin beherrſchen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde dieſe Burg baufällig, da kaufte Landgraf Balthaſer 1391 das Haus der Herren von Laucha auf dem Burgberge und brach die alte Burg ſo weit ab, als er Material zur Erweiterung des neuen Schloſſes bedurfte. Und dieſes iſt nun das jetzige Schloß Tenneberg. Das alte Schloß war hundert Jahre zuvor Sitz und Eigenthum des verſchwenderiſchen Apitz, des natürlichen Sohnes des Landgrafen Albrecht des Unartigen und der Kunigunde von Eiſenberg geweſen; ſpäter diente das neue dem unglücklichen

Herzoge Johann Friedrich dem Mittlern einige Zeit zur Reſidenz. Unter ſeiner Regierung erhielt es eine traurige Berühmtheit als Gefängniß einer Frau, die ſich bei ihm für die vom König Heinrich VIII. von England geſchiedene Anna von Cleve ausgab und hier unter dem Namen „die Dame von England“ in ſtrenger Haft ſaß, und wahrſcheinlich auch hier ſtarb. Seinem Sohne, dem jagdluſtigen Herzoge Caſimir, gefiel Tenneberg als Jagdſchloß, weshalb er ſich öfter hier aufhielt. Auch Herzog Ernſt der Fromme reſidirte eine kurze Zeit zu Anfang ſeiner Regierung 1640 hier. Es iſt ein großartiger Gedanke des jetzt regierenden Herzogs von Coburg-Gotha, das Schloß Tenneberg im alterthümlichen Styl herſtellen und den ganzen Burgberg nebſt den übrigen ſchönen Bergen und Thalungen bis zum Reinhardsbrunner Thale hinüber zu dem hier ſchon befindlichen prächtigen Park zu ſchlagen, der [illegible] von Waltershauſen bis faſt zum Inſelsberge reichen würde, gewiß der größte und ſchönſte Park Deutſchlands, und den herrlichſten Parkanlagen Englands nicht nachſtehend. Tenneberg würde dann der zweite koſtbare Edelſtein in dieſem Wälderringe ſein, und wegen ſeiner herrlichen Ausſicht von gleichem Werthe wie Schloß Reinhardsbrunn.

Das Badewaſſer, zum Theil durch künſtlichen Kanal nach Waltershauſen geleitet, vereinigt ſich unter der Stadt wieder, ſpeiſ't den großen Hörſelgauer Teich und fällt bei Hörſelgau in die Hörſel (Leina).

Der Schilfwaſſergrund (Grund des Hörſelbachs).

Zwiſchen dem Ungeheurengrund (Badewaſſergrund) und dem Schilfwaſſergrund liegen die ſchönen Berge: der Simmetsberg, Fichtenbach, Hohe-Abtsberg, Buchenjohn, Regenberg, Schauenburg, Wolfsſtieg, mit ihren einſamen romantiſchen Thälern und Gründen. Das Schilfwaſſer entſpringt am Langenberg, der den höchſten Gebirgsrücken bildet, aus mehreren Quellen, dem Spießbach, dem Keſſelsgraben, der Eſelskimme, und nimmt dann den Hörſelbach auf, der zwiſchen der Schauenburg und dem Wolfsſtieg herabſtürzt. Nun führt der vereinigte Bach beide Namen: Schilfwaſſer und Hörſelbach. Zwiſchen dem Regenberg auf der rechten und dem Buchenjohn und dem Burgberg auf der linken Seite zieht ſich der tiefe, ſchauerlich romantiſche Keſſelsgraben herab. Zwiſchen dem Buchenjohn, Kleinen-Jagdsberg, Tenneberg und Simmetsberg liegt ein großer ſchöner Waldwieſenplatz, die „Tanzbuche“ genannt. Der Sage nach ſoll hier vor Zeiten eine große Buche geſtanden haben, um welche die Bewohner der Umgegend zu Johannistag tanzten. Auf dieſer gar lieblichen Waldwieſe ſteht ein vor einigen Jahren erſt erbautes ſchönes und geräumiges **Pirſchhaus**, „Jägersruhe“ genannt. Der Burgberg und der Wolfsſtieg erheben ſich weſtlich über dem Bergſtädtchen Friedrichroda, ihnen gegenüber, jenſeits des engen ſteinigen Schilfwaſſergrundes ſteht der ſteile Kegel des Gottlob (Berg), der einſt vulkaniſch geweſen ſein ſoll. Am Wolfsſtieg werden Eiſenſteingruben in mehren Schachten betrieben, ein Stollen, der die Waſſer abführt, mündet im Thale. Wo der Wolfsſtieg und der Burgberg zuſammenſtoßen, iſt der ſogenannte Hörſelbrunnen, in welchem der Hörſelbach oder vielmehr die Hörſel entſpringt. Ueber den Wolfsſtieg, den hintern Theil des Burgberges, den Fichtenbach, Büchenjohn, die Tanzbuche, den Großen-Jagdsberg und die Kalte-Haide führt der reizvolle Waldweg von Friedrichrode nach Broterode. Durch den Schilfwaſſergrund und über den Spießbach zieht ſich eine vor drei Jahren von einer Aktiengeſellſchaft erbaute treffliche Chauſſee nach Kleinſchmalkalden. An der Spitze dieſes Vereins ſteht Herr Kaufmann Wenige, der ſich dadurch große Verdienſte um Friedrichroda, ſeine Vaterſtadt, und die Gegend diesſeits und jenſeits des Gebirges erworben hat. — Der interreſſanteſte Berg an der linken Seite des Schilfwaſſergrundes iſt der Burgberg. Schon ſeine kegelförmige felsgekrönte Geſtalt iſt ausgezeichnet und läßt auf beſondere Bedeutung des Berges ſchließen. Und in der That iſt ſeine hiſtoriſche Bedeutung von der größten Wichtigkeit. Auf dem ſteilen felſigen Gipfel finden wir die kargen Ueberreſte der Schauenburg. von den Wipfeln mächtiger Buchen umrauſcht. Neuere Nachgrabungen haben einen Theil der Grundmauer und ein unterirdiſches Gemach blosgelegt. Die Burg kann nicht von großem Umfange geweſen ſein. Sie war die Stammburg der erſten Landgrafenreihe und alſo auch der jetzigen ſächſiſchen Fürſtenhäuſer. Ein Ritter mit zwölf Begleitern zu Pferde, alle ſchwarz gekleidet, ſo erzählt die Geſchichtsſage, kam aus Frankreich in dieſe düſtere Berggegend des Thüringerwaldes und baute auf dieſem Berge ein Schloß, das er bewohnte. Es war Graf Ludwig der Bärtige, Ahn der Landgrafen von Thüringen, und man vermuthet aus dem Umſtande, daß er dem deutſchen Kaiſer Konrad II., dem Salier, verwandt war und von dieſem ſehr begünſtigt wurde, mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß er ein aus Frankreich vertriebener Nachkomme des ſaliſchen Königsſtammes geweſen ſei. Auch nannte ſich ſein Sohn Ludovicus „Salius", Ludwig der „Salier", was nur Unwiſſenheit ſpäter: Ludwig der „Springer" überſetzte. Die Schauenburg mag um 1040 erbaut worden ſein. Ihr Erbauer ſteht im mythiſchen Halbdunkel der Geſchichte, und um nicht viel mehr tritt ſein auf der Schauenburg geborner Sohn Ludwig, der Erbauer des Kloſters Reinhardsbrunn, ins Helle hervor. Wenigſtens hat die Sage an beiden eben ſo viel Recht als die Geſchichte ſelbſt. Ludwig der Salier zog auf die von ihm erworbene und erweiterte Wartburg, deren Erbauer man ihn in der Regel nennt, und überließ die Schauenburg den Aebten des Kloſters Reinhardsbrunn. Sie verfiel allmälig, aber 150 Jahre ſpäter, als nach dem Abſterben der ſaliſchen Landgrafen der Erbfolgeſtreit entbrannte, ließ der damalige Abt die Burg wieder in Vertheidigungszuſtand ſetzen. Doch erſtieg und zerbrach ſie der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen (1264) und ſeit jener Zeit liegt ſie in Ruinen. Der Burgberg iſt jetzt in den Bezirk des Reinhardsbrunner Parks gezogen, und es wäre ſehr intereſſant, an der Stelle der Wiege des Fürſtenhauſes, dem dieſes wunderſchöne Bergland gehört, einen geſchmackvollen Neubau im alterthümlichen Styl ſich erheben zu ſehen.

So wie das Schilfwaſſer aus dem hohen Gebirge heraustritt, begrüßt es ſogleich das ſchmucke Bergſtädtchen

Friedrichroda; die erſten einzelnen Häuſer deſſelben, namentlich die große Papiermühle, liegen bereits in dem engen Grunde, und das Städtchen zieht ſich zu beiden Seiten des Bachs hin. In 300 Häuſern leben 2036 Einwohner. Ein Hauptnährungszweig ſind die bedeutenden Bleichereien. Es giebt über 200 Bleichſtätten, auf welchen meiſt leinenes Garn gebleicht wird. Das herrliche Waſſer des Hörſelbachs wird zum Begießen der auf den reinlichen ſammtgrünen Raſenplätzen ausgebreiteten Waare benutzt, und iſt für die Einwohner ſonach eine wahre wohlthätige Quelle. Eine andre Erwerbsbeſchäftigung iſt der Bergbau auf Eiſenſtein in den Gruben am Wolfsſtieg und am Gottlob. Auch bricht hier Braunſtein und andres Eiſenerz. In neuerer Zeit hat ſich auch hier die Bierbrauerei ſehr gehoben, und auf den Steingräben dicht an der herrlichen Chauſſee nach Reinhardsbrunn trifft man einen ſehr hübſchen Felſenkeller, der zur Sommerszeit Nachmittags immer von Gäſten beſucht wird. Auch hier iſt das Bier ausgezeichnet gut. Außerdem werden alle ſtädtiſchen Handwerke betrieben; die ſonſt bedeutende Trillichweberei iſt aber auch hier ſehr geſunken. Seit die Stadt durch die Chauſſee mit Gotha, Waltershauſen und dem ſüdlichen Thüringerwalde verbunden iſt, hat ſich der Verkehr gehoben. Von den benachbarten Bergen, vorzüglich von der Schauenburg aus, ſtellt ſich Friedrichroda dem Auge höchſt maleriſch dar, wozu die weißen Bleichwaaren auf den grünen Plätzen viel beitragen.

Zweifelsohne war Friedrichroda als kleines Walddorf Ludwigs des Bärtigen Eigenthum, ſpäter kam es an das Kloſter

Reinhardsbrunn, und als deſſen Abt einen Markt daſelbſt angelegt hatte, überzog es Landgraf Hermann in der Abſicht, es zu zerſtören. Doch wurde dies Unheil durch Bitten und Geld des Kloſters abgewendet (1208). Das Marktrecht erhielt es 1594 vom Herzoge Friedrich Wilhelm zu Weimar als ein ſeit langer Zeit übliches Recht beſtätigt, worauf es 1597 auch mit dem Stadtrecht beliehen wurde. Im 30jährigen Kriege wurde es durch Mordbrennerei der Soldaten faſt ganz ein Aſchenhaufen; auch 1807 brannten über 30 Häuſer nieder. Die beiden Jahrmärkte werden ſtark beſucht.

Unterhalb Friedrichroda verliert der Hörſelbachgrund ſeinen wilden Charakter ganz und ſchlängelt ſich durch fruchtbare, ſaftige Wieſen, bis er nach einer Stunde **Ernſtroda**, gothaiſches Pfarrkirchdorf mit 110 Häuſern und 498 Einwohnern, erreicht. Die Einwohner ſind meiſt Ackerbauer und Straßenfuhrleute.

Zwiſchen dem Schilfwaſſer und Badewaſſer zieht ſich von Friedrichroda und Reinhardsbrunn an ein kleines Vorgebirge von mäßiger Höhe; der bedeutendſte Berg deſſelben iſt der Hermannſtein, an deſſem nördlichen Fuße, Schnepfenthal gegenüber, das Dorf **Rödichen** liegt. Auf dem Hermannſtein ſtand einſt eine Burg gleiches Namens, von der ſo viel wie keine geſchichtlichen Ueberlieferungen da ſind. Südöſtlich in geringer Entfernung, ebenfalls am Fuße dieſes kleinen Vorgebirgs, kommt man zu dem 80 Acker großen Kumbacher Teiche, deſſen Ausfluß in das Dörfchen **Kumbach**, mit 30 Häuſern und 140 Einwohnern führt. Das Kumbacher Waſſer vereinigt ſich mit dem

Schilfwaſſer und dieſes fließt zwiſchen den Dörfern Schönau und Leina in die Leina, welche 1½ Stunden weiter den Namen Hörſel annimmt. Das Flüßchen erhält alſo von dem in ſelbiges fallenden Bach den Namen, obgleich erſt eine ſo große Strecke nach deſſen Einmündung.

Die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Schilfwaſſergrundes und ſeiner angrenzenden Berge ſind wiederum ſehr abwechſelnd und mannigfach. Am Regen- und Spießberg, zwiſchen welchen der Spießbach in hübſchen Kaskadellen herabkommt, ſteht Kugelporphor, deſſen Kugeln von verſchiedener Größe entweder hohl oder mit Achat angefüllt ſind. Man ſtößt nicht ſelten auf angenehme Felſenparthien dieſes Porphors. Das Todtliegende wird im Grunde vorherrſchend, wenn es ſich ſeiner Erweiterung nähert; es bricht in Platten, auf welche mehre nicht unbedeutende Brüche gangbar ſind. Dieſe Platten werden vielfach benutzt, und zwiſchen ihnen liegen nicht ſelten Schichten von dichtem Rotheiſenſtein. Die Eiſenſteingruben am Wolfsſtieg und Gottlob ſind ſchon erwähnt. Außerdem findet man am Gottlob einen Mandelſtein, der wie verwitterte Schlacke ausſieht und für vulkaniſch gehalten wird. Die Geſtalt des Berges deutet ebenfalls darauf hin, daß er in den älteſten Zeiten vulkaniſcher Natur geweſen ſein mag.

Friedrichroda ſelbſt liegt auf der Grenze der Buntſandſteinformation, und die oben bezeichneten Vorberge beſtehen aus Sand. —

Das Thal der Leina (Hörſel).

Zwiſchen den Quellen der Leina und dem Schilfwaſſergrund zieht ſich ein Zug ſtattlicher Berge herab. Der Spießberg ſendet links den Spießbach dem Schilfwaſſer zu, und rechts den Druſenbach der Leina. An ihn ſtößt der Steinbühl (Berg) und an dieſen grenzt der hohe ſteile Körnberg, der ſich dicht über Friedrichroda erhebt.

Die Leina entſpringt dicht am höchſten Gebirgsrücken am Thiergarten; der Druſenbach, Röſebach und andere Quellen ſtürzen ihr aus den höchſten Thalungen zu, und am Fuße der Brandleite (Berg) vereinigt, bilden ſie das Leinaflüßchen, das durch eins der einſamſten Thäler dahin fließt. Und wie lieblich iſt doch dieſer wenig beſuchte Grund! Nach einer halben Stunde erblicken wir links an einer Anhöhe von waldigen Bergen, wie von einem dunkeln Kranze umgeben, das gothaiſche Kirchdorf

Finſterbergen, deſſen Name ſonſt noch bezeichnender ſein mochte, als jetzt. Die Leina berührt das Dorf ſelbſt nicht, ſondern fließt am Fuße des Berges hin. Das Dorf iſt ſchön gebaut, hat 130 Häuſer und 809 Einwohner, die Holzhauer, Köhler, Fuhrleute ꝛc. ſind. Ackerbau hat der Ort wegen ſeiner hohen Lage nur wenig, dagegen iſt die Viehzucht wegen der trefflichen Wieſen nicht unbedeutend. Finſterbergen iſt der einſamſte Ort des gothaiſchen Landes; keine Straße führt hindurch. Daher haben ſich die armen Bewohner noch jene alte Biederherzigkeit bewahrt, die den Gebirgsbewohnern ſo eigen iſt. Wer fern von der Welt und doch unter treuen Menſchen in einer ſchönen Gebirgsgegend ſeine

Tage verleben will, kann keinen beſſern Platz als Finſterbergen wählen. — Am rechten Ufer der Leina und von ihr beſpült ſteht eine impoſante maleriſche Felſenwand, der Hirtenſtein oder Kirchbergſtein, nicht weit vom Dorfe. Die 2 Mahl-, 2 Schneidemühlen und eine Oelmühle liegen vom Dorfe ab friedlich und reizend an der Leina. Unterhalb des Dorfes fällt vom Körnberg herab der Körnbach in die Leina, die nun durch den engen, von ſteilen Bergwänden eingefaßten Grund fortläuft. Rechts und links ſteht das todtliegende Geſtein in Felſenſpitzen und natürlichen Mauern zu Tage. Das Thal fällt oft raſch ab und das Flüßchen ſtürzt ſich rauſchend hinunter. Nach einer Stunde bringt es uns nach

Engelsbach, gothaiſches Dörfchen von 27 Häuſern mit 125 Einwohnern, die ſich von Waldarbeit, Bleichen und Waſchen nähren. Es liegt links einige hundert Schritte von der Leina, jenſeits einer kleinen Anhöhe am Engelsbache, einer Quelle, die der Leina zurauſcht. Der Thalkeſſel iſt ſehr angenehm und das Dörfchen ſpricht den Wandrer freundlich an. Der Engelsbach entſpringt über dem Dörfchen aus zwei Quellen, den Engelsbrunnen; freundliche Namen für ſo ſchöne Quellen! An der Mauer, die das Kirchlein umgibt, iſt ein uraltes Relief bemerkenswerth. Jedenfalls iſt das Dörfchen ſehr alt und kommt früh ſchon unter dem Namen Engenboldesbach vor.

Zwiſchen dem Thal der Leina und dem öſtlich ſich herabziehenden Thale der Apfelſtedt liegen an den Berghöhen (am Ziegen- oder Ziegelberge) noch zwei Dörfer:

Altenbergen, eine kleine halbe Stunde von Engelsbach, in einem angenehmen Grunde, gothaiſches Pfarrkirchdorf mit 56 Häuſern und 271 Einwohnern. Wahrſcheinlich das älteſte Dorf dieſer Gegend. Zehn Minuten höher hinauf

Katterfeld, Dorf mit 110 Häuſern und 577 Einwohnern. Zwiſchen beiden Dörfern ruht majeſtätiſch auf einer kleinen Anhöhe das Tümmelleich, von hohen ſchattigen Linden umſtanden, die ſehr ſchöne Immanuelskirche, in welche Engelsbach, Altenbergen und Katterfeld eingepfarrt ſind. Die Nahrung beſteht auch in Altenbergen und Katterfeld meiſt aus Waldarbeit; in der neuern Zeit beſchäftigt die Keſtnerſche Puppenfabrik in Waltershauſen hier viele Menſchen, doch eſſen ſie nur ein ſehr kärgliches Brod von dieſer Beſchaftigung. Von der Immanuelskirche führt eine Doppelreihe hoher Pappeln auf den ſüdweſtlich von ihr gelegenen, mäßig hohen Johannisberg, auf deſſen faſt geebnetem Gipfel der **Kandelaber**, die ſteinerne Winfridsſäule, das Denkmal des Thüringer-Apoſtels Winfrid-Bonifacius emporſteigt. Die aus Sandſtein beſtehende Säule hat die Form eines Kirchenleuchters, der auf 8 Kugeln ruht und oben eine von drei Engelsköpfen unterſtützte Feuerpfanne trägt, aus welcher eine in drei Zungen ſich ſpaltende Flamme auflodert, die drei Kirchen des abendländiſchen Chriſtenthums andeutend. Der Leuchter ſteht auf einer viereckigen Anhöhe, und man ſteigt zu ihm auf 7 Raſenſtufen hinauf. Dieſes Denkmal wurde im Jahre 1811 errichtet und am 1. Septbr. mit großen Feierlichkeiten eingeweiht. An dieſer Stelle, auf dem Gipfel des ſchönen Berges ſtand nämlich die uralte Johanniskirche, die die Sage für die älteſte chriſtliche Kirche in Thüringen, und vom heiligen Bonifacius (Winfrid) erbaut, ausgiebt. Beide Angaben ermangeln des hiſtoriſchen Beweiſes. Genug, die Kapelle da oben war ſehr alt, und Graf Ludwig der Bärtige ließ ſie erweitern und durch den Erzbiſchof Bardo von Mainz einweihen, bei welcher Gelegenheit ſie wahrſcheinlich auch den Namen Johannes des Täufers erhielt. Ludwig der Salier wurde in ihr getauft. Sie erhielt ſpäter den Zehnten von einigen umliegenden Dörfern, die nach ihr entſtanden waren, und der Erzbiſchof Marcolf von Mainz beſtätigte ihr denſelben. Obgleich zu verſchiedenen Zeiten erneuert und ausgebeſſert, verfiel ſie doch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer mehr. Und gerade dieſe Zeit hatte keinen Sinn für Alterthümliches, ſonſt hätte die ehrwürdige Kapelle erhalten werden müſſen. Als 1710—1712 die Immanuelskirche auf dem Tümmelleich erbaut worden war, ſtand die Johanniskirche leer und drohete 1752 den Einſturz. Man ſchoß den Knopf vom Thurme, fand aber nichts Merkwürdiges darin, Nachgrabungen lieferten auch kein ſonderliches Reſultat. Bald fiel das alte Steinhaus zuſammen und die Bewohner der nahen Dörfer holten die Steine zu ihren Bauten. Einen Holzhauer, Niklas Brückner in Altenbergen, der das uralte Gotteshaus in ſeiner Jugend noch beſucht hatte, ſchmerzte die Gewiſſenloſigkeit, mit der man es hatte in Trümmer zerfallen laſſen, und er ſetzte bei ſeinem Tode 20 Mfl. zur Errichtung eines Steines auf der Stelle der alten Kapelle zum Gedächtniß des thüringiſchen Apoſtels aus. Von dieſer Pietät überraſcht und gerührt, brachte der Rath Langheld, Amtmann zu Reinhardsbrunn, durch öffentliche Aufforderung ein Kapital von 800 Thlr. zuſammen. Der Herzog Auguſt von Gotha intereſſirte ſich für die Sache, und beſtimmte die Kirchenleuchterform für das Denkmal. Am ſonnenſchönen Tage der Einweihung war eine ungeheure Menſchenmenge von nah und fern hier auf dem Berge verſammelt, und die drei Confeſſionen hatten ſich chriſtbrüderlich vereinigt, die Einführung des Chriſtenthums in Thüringen zu feiern. Der Prälat Muth von Erfurt repräſentirte die katholiſche, der Diakonus Wittich von Schmalkalden die calviniſtiſche und der Generalſuperintendent Löffler von Gotha die lutheriſche Kirche. — Leider nagt der Zahn der Zeit ſchon ſtark an dem Denkmale. Die Grundmauer der Johanniskirche iſt noch zu ſehen, auch liegt der Taufſtein derſelben noch da. Die ſonſt ſo ſchöne Ausſicht von dieſer Stelle iſt jetzt durch das rings emporgewachſene Gehölz verſperrt. Rückwärts kehrend labt man ſich an dem Anblicke der von grünen Wieſen und Obſtbäumen umgebenen Dörfer in der Tiefe, vorzüglich feſſelt die weiße Immanuelskirche mit ihrem dunkeln Schieferdache in ihrem Lindenkranze das Auge. Es iſt dies eine der reizendſten Anſichten im Thüringerwalde. Schönheit der Gebirgsgegend, große hiſtoriſche Erinnerungen, poeſiereiche Sagen und die Freundlichkeit der Dörfer vereinen ſich, dem Beſucher heitre Lebensſtunden zu bereiten.

Von Engelsbach an hat die Leina nun noch das Sandvorgebirge, in einem ziemlich breiten und anmuthigen Wieſenthale, eine halbe Stunde lang zu paſſiren, und begrüßt, ſo wie ſie aus demſelben heraustritt, das gothaiſche Pfarrkirchdorf

Schönau, meiſt Schönau vor dem Walde genannt, mit 150 Häuſern und 707 Einwohnern, die meiſt Korbflechter und Siebmacher ſind. Es werden hier alle Arten von Sieben und Körben angefertigt und die Sahlweiden dazu werden aus den Eiſenachiſchen Dörfern an der Werra und aus dem Hainich geholt. Die Siebläufe werden in Gräfenrode und Groß-Breitenbach aus Fichten- und Tannenholz geſchnitten. Sieb- und Korbmacher haben geſchloſſene Zünfte, und jeder, der in dem einen oder dem andern Fache arbeiten will, muß zuvor das Meiſterrecht erworben haben. Die Siebe werden in ganz Deutſchland, ja nach Holland vertrieben. Die übrigen Einwohner leben von Ackerbau und Viehzucht.

Dicht unter dem Dorfe iſt aus der Leina rechts ein Kanal abgeleitet, der oberhalb dem Dorfe Wipperoda ſich nach den Höhen von Emleben hinzieht, bevor er dieſes Dorf erreicht, einen zweiten von der Apfelſtedt bei Georgenthal ausgeleiteten Kanal in ſich aufnimmt, und nun in mannichfachen und weiten Krümmungen nach Gotha geht, von der Stadt über Remſtedt und Goldbach ſich zieht, und zwiſchen dem letztern Dorfe und Wangenheim in die Neſſe mündet. Dieſer kunſtvolle Kanal, welcher die Stadt Gotha mit Waſſer verſorgt, wurde vom Landgrafen Balthaſar 1369 angelegt; der Kanal, der einen Theil der Apfelſtedt in den Leinakanal führt, von Herzog Ernſt dem Frommen 1640. Der Leinakanal, welcher ſchlechtweg auch die Leina heißt, zumal die eigentliche Leina bald darauf ihren Namen mit dem der Hörſel vertauſcht, raubt der Leina faſt alles Waſſer zum Beſten der Stadt. Eine halbe Stunde unter Schönau nimmt ſie das Schilfwaſſer oder den Hörſelbach und wieder nach einer halben Stunde den Cumbach auf, und fließt nun durch das gothaiſche Pfarrkirchdorf Leina. Gleich darauf verliert ſie ihren Namen und heißt nun Hörſel, erreicht nach einer Stunde das gothaiſche Pfarrkirchdorf Hörſelgau, empfängt hier das Badewaſſer, läuft über das gothaiſche Dorf Fröttſtedt, nimmt nicht weit von dem Dorfe Teutleben von der rechten Seite die von dem Dorfe Trügleben herabkommende Aſſe auf, gleich darauf von der linken Seite die Laucha, und geht über Mechterſtedt, Sättelſtedt, Kälberfeld, Schönau an der Hörſel in das eiſenachiſche Gebiet. Bei Sättelſtedt erhebt ſich zu ihrer Rechten der kahle Hörſelberg, durch hochpoetiſche und zahlreiche Sagen wunderbar verherrlicht, ſo daß er in dieſer Beziehung wenige ſeines Gleichen hat. Die Sagen von der Hofhaltung der Frau Venus (Frau Holle, Holda) im Berge, vom Ritter Tanhäuſer, vom wilden Heere, vom getreuen Eckard, vom Fegfeuer im Berge, von der Königin Reinſchwig von England, ſtammen aus früher Zeit und ſpielen zum Theil in der deutſchen Poeſie des Mittelalters keine geringe Rolle. Auch die übrigen Muſchelkalkberge, die ſich, an dieſen merkwürdigen Berg anſchließend, das rechte Hörſelufer bis faſt nach Eiſenach begleiten, heißen die Hörſelberge.

Nachdem die Hörſel von Schönau aus eine gute halbe Stunde Grenzfluß zwiſchen dem gothaiſchen und eiſenachiſchen Gebiet geweſen, tritt ſie ganz in das Eiſenachiſche, nimmt gleich darauf bei Wutha, die Wutha (Ruhla, Erbſtrem) auf und geht dann über die eiſenachiſchen Dörfer Eichrebt und Fiſchbach nach Eiſenach. Vor der Stadt ergießt ſich von der Rechten die Neſſe in ſie, nur ein Arm von ihr bewäſſert die Stadt, der Hauptfluß geht nördlich hinter derſelben hinweg, berührt dann noch die Dörfer Stedtefeld und Hörſchel und vereinigt ihre Waſſer bei dieſem Dorfe mit der Werra. Sie hat alſo alle bisher beſprochenen, vom nordweſtlichen Thüringerwalde kommenden Flüßchen mit ſich geführt.

An den Quellen der Leina herrſcht der Porphyr, der ſich meiſt als Kugelporphyr ausprägt; auch Grünſtein kommt dort vor. Bei Finſterbergen iſt ſchon Todtliegendes vorherrſchend, aus welchem ſich zuweilen Porphyrfelſen erheben, die aufgelegte Decke gleichſam ſprengend. Weiter hinab wird das Todtliegende immer mächtiger, bald als Sand, bald als Konglomerat, und geht bei Engelsbach in den bunten Sandſtein über, über welchen ſich bei Schönau ſchon Muſchelkalk in bedeutenden Schichten anlagert. Die Berge, welche die Hörſel beſpült, gehören alle der jüngern Kalkformation an, und erſt bei Eiſenach beſteht ihr linkes Ufer wieder aus dem Konglomerate des Todtliegenden.

Das Thal der Apfelſtedt mit ſeinen Nebenthälern, Quellen und Bergen.

Der vorhin ſchon erwähnte kleine Gebirgszug zwiſchen der Leina und Apfelſtedt, auf welchem der Kandelaber, Altenbergen und Katterfeld liegen, iſt die Flußſcheide des Weſer- und Elbegebiets. Zwiſchen der öſtlichſten Quelle der Leina und der weſtlichſten der Apfelſtedt (dem Rothenbach) liegt nur ein ſchmaler Berg, der Langenbach, der ſich vom höchſten Gebirgsrücken herabzieht; an ihn ſtößt das Rothe-Haar (Berg). Dort liegt auf einer großen und ſchönen Waldwieſe, die „Vierpfennigswieſe" genannt, fern von jeder andern menſchlichen Wohnung, das einſame Forſthaus „Neuehaus oder Vierpfennigshaus", von einem Unterförſter und einem Kreiſer bewohnt. Der Weg von Tambach nach Altenbergen und über Finſterbergen nach Friedrichroda führt an demſelben vorüber und der Kreiſer hat einen Schank. Da das Futter dort vortrefflich iſt, ſo treibt der Unterförſter ſtarke Viehzucht. Im Winter ſind die Bewohner dieſes Hauſes zuweilen wochenlang von der übrigen Menſchheit abgeſchnitten. — In der Fortſetzung dieſes Bergzugs kommt man nach Altenbergen zu auch auf den Georgenberg, nicht weit vom Johannisberge. Auf dieſem Georgenberge findet man eine hohe Waldblöſe, die noch den Namen „Sin görgen" (St. Georg) führt, und hier ſtand das erſte Kloſter, vielleicht nur eine Zelle, in einer rauhen, waldigen, höchſt einſamen und verſteckten Gegend. Es hieß auch Georgenberg, und erſt ſpäter, als es ins Thal der Apfelſtedt verlegt wurde, erhielt es den Namen Georgenthal. Südlich davon zieht ſich der „Erfurtergrund", durch welchen ein Weg nach dem Neuenhauſe führt, nach Georgenthal zu. Endlich iſt in dieſem Zuge noch der Ziegenberg oder Ziegelberg zwiſchen Katterfeld und Georgenthal zu erwähnen, auf deſſen nordweſtlichem Abhange das erſtere Dorf liegt. Der Weg über denſelben iſt ſehr angenehm; man findet einige freundliche Anlagen, Sitze unter ſchattigen Bäumen und labende Ausſichtspunkte.

Die Apfelſtedt entſteht von Weſten nach Oſten aus der Spitter, der Tambach, der trocknen Apfelſtedt, dem Mittelwaſſer und dem Schmalwaſſer. Alle dieſe Bäche rinnen in den weiten und ſchönen Thalkeſſel zuſammen, in welchem die beiden großen Walddörfer Tambach und Dietharz nahe zuſammen und ſehr maleriſch liegen. Jeder dieſer Bäche hat in ſeinem Thale beſondere Schönheiten aufzuweiſen, und eines iſt immer impoſanter als das andre, ſo daß das Gebiet der Apfelſtedt zu den romantiſch-reizendſten Gegenden des Thüringerwaldes gehört.

Der Spittergrund. Die Spitterquellen liegen hoch oben an den Hühnbergen, ganz nahe an der heſſiſchen Grenze. Durch wilde Fichtenwaldung fließt ſie fort, ſich über einzelne Felsabſätze ſtürzend, ein keckes Kind der tiefſten Waldeseinſamkeit. Nach einer guten Viertelſtunde ſtürzt ſie ſich plötzlich in zwei Abſätzen über einen 60 Fuß hohen Felſen ſchäumend herab. Dies iſt der Spitterfall, gewöhnlich das Geſpring, oder auch die Spring genannt, der vorzüglichſte Waſſerfall des Thüringerwaldes. Will man ihn in ſeiner ganzen hochromantiſchen Schönheit genießen, ſo muß man ihn im erſten Frühling beſuchen; im hohen Sommer verliert er faſt alles Waſſer; oder man muß den Zeitpunkt benutzen, wenn ſich ein Gewitter in jener Gegend entladen hat. Der Spitterfall iſt im Vergleich mit andern, weit berühmtern und größern Waſſern nicht bedeutend, aber ſeine Staffage iſt ſehr eigenthümlich und gibt ihm ein beſonderes Relief. Die nächſte Umgebung iſt wildromantiſch, grauſig ſchön. Der erſte Waſſerſtrahl ſchießt oben breit und ſchäumend über 15 Fuß hoch herab und zerſtäubt auf einem Felſenvorſprunge, das Haupt einer faſt ſenkrechten Felſenwand, über welche das Waſſer nun in zwei Strahlen rechts und links ſtäubt, an den kleinen Vorſprüngen wiederum Kaskadellen bildend. Der Fels ſelbſt verbindet die beiden Berge, und unter ihm beginnt erſt der Grund, in welchen das Waſſer ſtürzt; aber er iſt beängſtigend enge und wild. Die Bergwände fallen waldbewachſen und ſteil herab, der Grund windet ſich gleich um eine Bergecke, drei alte Stollen ſtehen voll Waſſer und unmittelbar zur Seite des Falles einer; die Vegetation, Bäume und Geſträuch und Kräuter, drängt ſich dicht und verworren in den Grund, man kann kaum durchkommen. Die beſte Anſicht des Geſprings hat man von der gegenüber liegenden Höhe. Der Grund zieht ſich in dieſer Weiſe wohl eine halbe Stunde in den mannichfachſten Krümmungen fort, der Bach ſtürzt über Felsblöcke, die ſich in den Weg lagern, endlich kommt man an einen kleinen Teich, den Spitterteich, und nun erweitert ſich der Grund. Erſt nach einer geraumen Strecke, wo er immer noch mit Waldung und Felsſtücken beſetzt iſt, wird er zum lieblichen Wieſenthale. So zieht ſich der Grund in nordöſtlicher Richtung hinab, und die Bergwände ſind zu beiden Seiten mit dichter Nadelwaldung beſetzt. Von der linken Seite kommt der Rothenbach aus einem engen Grunde vom Rothenhaare und Langenberg herab. Endlich nach einer Stunde tritt an die linke Thalſeite eine koloſſale theilweiſe ſenkrechte Felswand, der Spitterſtein, wohl über 100 Fuß hoch und auf ihren verſchiedenen Abſätzen mit Fichten beſtanden, die ihr ein ſehr maleriſches Anſehen geben. In jener Gegend iſt das kryſtallklare Waſſer in einem Mühlgraben an der rechten Thalſeite nach Tambach hinabgeleitet; das Spitterbett führt nun den Namen „Wilde Spitter", läßt Tambach rechts und vereinigt ſich eine kleine Strecke unterhalb des Ortes mit der Apfelſtedt.

Der Tambachsgrund. Die (der) Tambach entſpringt nahe am höchſten Gebirgsrücken, am Roſengarten, aus zwei Quellen und geht jach in ihrem engen, zum Theil felſigen Grunde nach dem Dorfe hinab. Ueber die Berge zwiſchen dem Spitter- und Tambachsgrund ging ſonſt die Straße nach Schmalkalden, die jetzt faſt gar nicht mehr benutzt wird. Eine Viertelſtunde über dem Orte treibt der Tambach eine Knochenmühle, und dort quillt am rechten Thalgehänge der Luthersbrunnen. Die Sage erzählt, als Dr. Luther nach dem Convent zu Schmalkalden 1537 auf der Heimreiſe in Tambach an Steinſchmerzen erkrankte, wurde er vom Waſſer dieſes Brunnens geheilt, der nun ſeinen Namen führt. Luther ſoll damals an die Wand ſeines Wohzimmers in Tambach in lateiniſcher Sprache geſchrieben haben: Tambach iſt mein Phanuel; hier iſt mir der Herr erſchienen. Eine ſchöne Sage, ohne hiſtoriſchen Halt. Der Tambach vereinigt ſich im Dorfe ſelbſt mit der Spitter.

Der Apfelſtedtgrund. Die Apfelſtedt entſpringt nicht weit vom Rennſteig am Sperrhügel und läuft zwiſchen dieſem Berge, deſſen nördliche Abdachung auch der Wedelbach heißt, und dem Frankengrunde (Berg) in einer tiefen, engen Schlucht hinab.

Gleich darauf fällt der Wedelbach oder die trockene Apfelſtedt, die dicht unter der Wolfsdelle quillt, und der Rothehegbach hinein. Die Abwechslung von Gründen und Bergen iſt ſehr mannichfach. Dieſe Thalwieſen, von den kleinen hellen Bächen durchhüpft, ſind ſo heimlich und ſo verſteckt! Auf dem Rothenheg (Berg) liegt das ſogenannte Trockenbacher Pirſchhaus. Im Grunde der Apfelſtedt, der ſchon weiter wird, kommen wir nach einiger Zeit zum Bielſtein, einem prächtigen Felſen an der linken Thalwand mit einem Altan auf dem Gipfel, der Tiſch und Bänke hat. Die Ausſicht in das Thal und auf die gegenüber liegenden Berge iſt erquickend und waldlich mild. Ueberhalb dem Bielſtein zieht ſich die Chauſſee von Tambach nach Schmalkalden, und ein gefaßtes klares Brünnchen ladet dort zum Genuß ein. Dieſe Parthie iſt einfach aber lieblich. Der Name des Felſen deutet auf vorgeſchichtliche Verehrung des altdeutſchen Gottes Biel, dem vielleicht auf der Höhe dieſes Felſen ein Heiligthum ſtand. Nicht weit davon an derſelben Thalwand befindet ſich in einem Felſen der ſogenannte Keller, eine gegen 20 Fuß breite, 10 Fuß tiefe und 12 Fuß hohe Höhle. Bald darauf kommt man abwärts an eine hohe Brücke, über welche der ſogenannte Kronweg, von Tambach nach Steinbach führt, der dann gleich am Eiſenſtieg (Berg) aufwärts leitet. Noch eine Strecke weiter und man kommt in dem ſehr lieblichen Thale an die Stelle, wo das Mittelwaſſer in die Apfelſtedt mündet. Die Bergwand zwiſchen beiden läuft immer verjüngter zu, und endet in einer ſcharfen Felſenzunge von ohngefähr 30 Fuß Höhe. Durch dieſen Felſen geht ein natürliches

Thor, das Steinerne Loch genannt, das einen überraſchenden, maleriſchen Anblick gewährt. Dicht an der ſcharfen Felſennaſe vereinigen ſich die beiden Bäche, ſo daß man einen derſelben durchwaten muß, wenn man das Thor paſſiren will. Einige hundert Schritte weiter ſtoßen wir auf ein Wehr, welches das Waſſer der Apfelſtedt in einem Mühlgraben nach Tambach hinüber führt. Er treibt ſchon in der Thalweitung eine große ſchöne Mahlmühle mit Farbenmühle und eine Sägemühle; ein hölzerner Kanal leitet dieſes Waſſer über das Flußbett der Apfelſtedt, nun die „wilde Apfelſtedt" geheißen, hinweg und treibt, durch einen andern Graben aus dem Schmalwaſſer verſtärkt, am Berghange hinlaufend am untern Ende von Tambach eine große Mahlmühle. Dann läuft er in die Apfelſtedt zurück.

Der Mittelwaſſergrund. Das Mittelwaſſer entſpringt in zwei Hauptquellen, zu beiden Seiten des Kleinen Buchenbergs, den ſie umgrenzen; die linke Quelle iſt unter dem Zubenſtein, einem mäßig hohen Porphorfelſen am Rande einer Waldwieſe, auf welcher ein Pirſchhaus ſteht. Man hat von demſelben einige Ausſicht nach Tambach hinab. Ein Seitengründchen hat auch einen Floßteich. Das Thal fällt anfangs jach ab und der Bach ſpringt in niedlichen Gefällen. Wald und Fels ſchmücken die zum Theil ſteilen Thalwände.

Der Schmalwaſſergrund, auch der **Dietharzer Grund** genannt, iſt bei weitem der ſchönſte und intereſſanteſte von allen. Nächſt dem Schwarzathal iſt er das reizendſte Thal des Thüringerwaldes und ſteht hinſichtlich ſeiner grotesken Felſenpartien dem

Lautenbacher- oder Druſenthal am ſüdlichen Gebirgsabhange gleich, in andrer Beziehung über demſelben.

Hoch oben auf dem höchſten Gebirgskamme zwiſchen dem Hohen-Schorn und dem freihäuptigen Donnershaug liegt ein Sattel, und am nördlichen Abhange deſſelben, kaum ein Paar hundert Schritte entfernt, breitet ſich ein wüſter, ziemlich beträchtlicher Sumpf, das Teufelsbad, aus. Aus ihm rinnt im engen Grunde die Hauptquelle des Schmalwaſſers jäh hinab. Sie heißt der Badegraben. Andre Bäche rinnen ihm zu: zwiſchen dem Schorn und dem Bärenkopf kommt der Bärengraben, zwiſchen dem Oelberg und Schorn der Oelgraben herab. Dies ſind lauter wilde, ſchier unzugängliche Gründe und Schluchten. Unten vereinigt ein Teich dieſe Waſſer, auf deſſen rechter Seite ſich der prächtige und mächtige Falkenſtein, ein ungeheurer, ſtark nach dem Thale vorhängender Felſenblock aufgipfelt. Er iſt der größte und ſchönſte Fels in dieſem Gebirgstheile und ſteigt aus dem Hauptthale wie ein vorgebeugtes Rieſenhaupt mit ſcharfer Stirne empor. Von dem Berge, an dem er lehnt, „das Nährthal", iſt er ebenfalls ſteil und hoch abgeſchnitten, ſo daß er von allen Seiten frei emporſtarrt und ſein Gipfel nirgend, ſelbſt mit Lebensgefahr nicht erſtiegen werden kann. Man begreift nicht, wenn auf ſeinem ebenen und ziemlich geräumigen Gipfel wirklich eine Burg geſtanden hat, worauf doch einzelne hiſtoriſche Nachrichten hindeuten, wie die Leute hinauf gekommen ſind. Es muß dann eine Brücke oder Treppe hinaufgeführt haben, von welcher jede Spur verſchwunden iſt. Mitten durch dieſen koloſſalen Felſen, ohngefähr [illegible] der halben Höhe deſſelben, führt eine merkwürdige 4 — 6 Fuß breite Schlucht, bald ſteigend, bald abſchüſſig, zu deren Seiten die Wände bis zum Gipfel emporſtarren. Mit etwas Wagehalſigkeit kann man die Mündung der Schlucht erſteigen (meiſt wird der Rücken des Führers zur Treppe), und ſie bis zu ihrem entgegengeſetzten Ende paſſiren, wo der Fels wieder jäh abſchießt. Der Gang durch dieſe ſchauerliche Felſenſchlucht, die ihres Gleichen im ganzen Gebirge nicht wieder hat, bietet einen ſüßbangen Reiz, den die Gefahr der eigenthümlichen Wanderung erhöht. Auf dem Gipfel des Felſen ſtehen hohe und prächtige Bäume. Gegenüber am Oelberge erblicken wir kleinere Felſen durch die Bäume lauſchen; auch der Falkenſtein hat tüchtige Nachbarn, aber ſie ſtehen doch nur wie Vaſallen am Throne des Königs. Die wilde Pracht des Thals, in welches der Bergwald hohe ſtarke Fichten und Gebüſch von beiden Seiten herein gedrängt hat, dauert noch eine Viertelſtunde fort, bis der Wald aufhört und die Wieſe ſich öffnet. An der Grenze des Waldes erhebt ſich links ein anderer Fels, zwar nicht von ſo impoſanter Höhe, aber doch von maleriſcher Form und das Thal weit hinab beherrſchend. Es iſt der **Waldenfels** oder **Altenfels**, in der Mundart der Dietharzer der „Ahle Filich" genannt, der letzte Vorſprung des Großen-Buchenberges, auf welchem einſt die Burg **Waldenfels** geſtanden, von welcher noch deutliche Spuren vorhanden ſind. Ein in den Felſen gehauener ſchmaler Weg zieht ſich hinauf und wie ein Ring um den höchſten, durch Menſchenhand abgeplatteten Gipfel herum, der aber ſo klein iſt, daß nur ein einzelner Thurm hier geſtanden haben kann. Mehr war aber für ein Raubneſt nicht nöthig, und ein ſolches war der Waldenfels ſeiner Lage nach gewiß. Durch den Dietharzergrund zog ſich nämlich im Mittelalter eine Hauptſtraße von Thüringen nach Franken. Die fahrenden Kaufleute konnten nicht ungerupft am Waldenfels vorüber. Das Thal wird nun weiter und wieſengrün. Früher ſchon brechen kleine Bäche zur Rechten aus finſtern, ſchauerlichen, felsgeſchmückten Schluchten, wie die Waltersgrube, weiter thalwärts der Walsbach, noch weiter der Große- und Kleine-Finſterbach. Ehe man an die letztgenannten Gründe kommt, ſchaut man an der rechts ſtehenden Saalweidenwand mit Felſenpartien empor. Rechts hoch an der Bergwand ſteht in dieſer Gegend ein andrer ſchöner Fels aus Todtliegendem am Stoffelsroth. Eine Stunde lang das herrliche Thal und den klaren Bach verfolgend, ſehen wir nun zu beiden Seiten des Thals an den Bergwänden hin groteske Felſenhäupter von der verſchiedenſten Form ſich erheben. Rechts kommen wir an die Märterswand, eine ſenkrechte, oben mit Wald bewachſene Felſenwand, hinter welcher hervor der Märtersbach aus einer engen Felſenſchlucht in das Schmalwaſſer fällt. Der Berg zur Rechten iſt die Hohe-Schlaufe, ihm gegenüber auf der linken Seite des Thals der Steinbühl, der ſich bis in den Mittelwaſſergrund hinüber zieht. Die Fortſetzung des Steinbühl heißt der Kirchberg, der ſich, mit Felſenzacken bepflanzt, nach Dietharz hinabzieht. Nicht weit vom Märtersbach kommen wir zur Rechten an eine hohe, breite, aber nicht ſehr tiefe Felſenhöhle, deren Mündung wohl 50 Fuß über dem Thale liegt. Das Erſteigen der ſteilen Höhe iſt durch einen bequemen Weg erleichtert. Sie heißt das Hünenloch oder Hülloch, und ſcheint durch Menſchenhand entſtanden zu ſein. Vielleicht war ſie ein Steinbruch. Ihr Hintergrund iſt mit ungeheuern Felsplatten und Blöcken überſtreut, und ihr Eingang in kühnen Bogen, deſſen höchſte Höhe wohl 30 Fuß beträgt, geſprengt. Sie iſt an 30 Schritte breit und 20 tief. In dieſer Gegend trägt das Felſenthal einen hochromantiſchen Charakter, die grünen Berghöhen über den maleriſchen Steinen, die Vegetation dazwiſchen, der anſehnliche klare Bach, die grünen Wieſen, durch die er rauſcht, und endlich das freundliche Dorf am Eingange des Thals geben zuſammen ein köſtliches Bild. Zur Linken auf dem Kirchberge findet man die Stätte — doch nicht ohne Führer — wo eine dritte Burg, die **Krachenburg**, über dem Dorfe Dittharz ſtand. Die Stätte iſt dem Hülloche gerade gegenüber, doch hoch über dem Thale. Vielleicht ſtanden auf dem Falkenſtein und dem Waldenfels nur Wartthürme und das eigentliche Ritterhaus war die Krachenburg. Nur an der zum Theil aufgegrabenen Grundmauer erkennt man die Stelle. Man weiß, daß ein Ritter von Falkenſtein ſchon in der Mitte des 10. Jahrhunderts das Kloſter Georgenthal befehdete, dann kamen die Herren von Ballſtedt in den Beſitz des Falkenſtein, die es 1305 an das Kloſter Georgenthal mit Waldung, Wieſen und Fiſchereien abtraten, worüber ſich ein endlich zu Gunſten des Kloſters entſchiedener Streit entſpann. Auch der Waldenfels und die Krachenburg kamen in des Kloſters Beſitz, welches ſie 1262 an den Grafen Hermann von Henneberg verkaufte. Zwanzig Jahre ſpäter gehörte die letztere dem Stifte Hersfeld, und dieſes ſetzte den Ritter Heinrich von Meldingen darauf, der ſie aber nach wenigen Jahren als ſein Eigenthum wieder dem Kloſter Georgenthal ſammt den Dörfern Dietharz und Tambach für 300 Mark überließ, und dieſer Kauf wurde vom Landgrafen Albrecht von Thüringen 1299 beſtätigt, wobei er mit ſeinen beiden Söhnen auf alle Anſprüche Verzicht leiſtete. Ludolf und Hermann von Stutterheim und der Markgraf Hermann der Lange von Brandenburg hatten ebenfalls Rechte an die Krachenburg und wurden vom Kloſter mit Geld befriedigt.

Wir treten endlich in das breite, ſchöne, reinliche Waldkirchdorf

Dietharz, welches 90 Häuſer und 556 Einwohner hat. Die Kirche iſt Filial von Tambach. Die Einwohner nähren ſich von Holz- und Waldarbeiten aller Art, vorzüglich werden viel Böttcher- und Zimmermannswaaren verfertigt. Es iſt auch eine Pechſiederei, Theer- und Kiehnrußbrennerei hier. Holz- und Breterhandel ſind beträchtlich. Das vorzüglichſte Gewerbeinſtitut iſt aber die bedeutende Tafelglashütte, welche unterhalb dem Orte liegt. Das Material iſt der nahe Sandſtein von Friedrichroda und Engelsbach. Die Arbeiter ſind faſt alle Böhmen. — Dietharz gegenüber in der ſüdweſtlichen Ecke der Thalweitung und zum Theil an den Höhen hinaufgebaut, liegt in der Entfernung von 10 Minuten das große Pfarrkirchdorf

Tambach, eigentlich Marktflecken, da es ſowohl Wochen- als Jahrmarkt hat. Es zählt über 300 Häuſer mit 1923 Einwohnern. Die Erwerbszweige ſind vorzüglich Viehzucht (die Tambacher Butter iſt ſehr beliebt), Zimmer- und andre Holzarbeiten (die hieſigen Zimmerleute richten hier für entfernte Orte ganze Gebäude in Holz zu), Holzhandel, Harzbereitung, Köhlerei, Bleicherei und Feldbau (faſt nur Kartoffelbau). Auch iſt eine Spiegelfabrik hier, eine Papiermühle, eine Oelmühle, eine Schneidemühle, drei Mahlmühlen, eine Ziegelei ꝛc. Das Kirchen- und Schulweſen iſt hier vorzüglich gut beſtellt. Das neuerbaute Schießhaus gewährt einen eben ſo erfreulichen Aufenthalt, vorzüglich zur Zeit des Vogelſchießens (zugleich Jahrmarkt), als freundlichen Anblick. Ueberhaupt geben die hellen, geſchmackvoll gebauten Häuſer dem Orte ein angenehmes wohnliches Anſehen. Auch iſt die heitre Geſelligkeit und das freundliche Entgegenkommen gegen Fremde an den Tambachern ſehr zu rühmen, und es gefiel nicht allein Dr. Luthern in Tambach, auch andere minder berühmte Leute ſind derſelben Meinung. Außer dem ſchon erwähnten Brunnen, der des großen Reformators Namen führt, hat noch ein andrer den Namen eines ebenfalls berühmten Theologen, der Selneckersbrunnen; ein dritter heißt der Studentenbrunnen. Das Vogelſchießen iſt ein ſehr beſuchtes Feſt. — Tambach iſt ſehr alt, und ſchon 1039 wird ſeiner in der für die frühere Geſchichte dieſer Gegend ſo wichtigen Schenkungsurkunde des Kaiſers Konrad II. des Saliers gedacht. Daß der Ort ſpäter mit Dietharz dem Herrn von Milding, der auf dem Waldenfels ſaß, gehörte, und von ihm dem Kloſter Georgenthal verkauft wurde, iſt ſchon berichtet. Freilich war Tambach damals nur noch ein Hof. Später als Dorf wurde es von Krieg, Peſt und Feuer ſehr oft gräßlich heimgeſucht, und der 30jährige Krieg brachte ihm großes Verderben. Noch war all das Unglück nicht verſchmerzt, als es 1684 ganz abbrannte. Wieder aufgebaut, wüthete das Feuer fort und fort in dieſem unglücklichen Orte, und 1759 legte ein furchtbarer Brand wieder 136 Häuſer in Aſche. Die Blüthe Tambachs ſtammt ſonach erſt aus der neuern Zeit, und ſie würde ſich weit kräftiger entfaltet haben, wenn Deutſchlands Handel nicht danieder läge. Die Bevölkerung ſteigt raſch und ſchier beängſtigend.

Das Thal der Apfelſtedt hinab führt die bequeme und ſchöne Chauſſee (zwiſchen Schmalkalden und Gotha) an einem Drathhammer, einer Sägemühle, Papiermühle, Mahlmühle vorüber. Der Grund verengert ſich wieder bedeutend; an der linken Bergwand begleiten uns artige Felſenpartien. Der Weg iſt ſehr unterhaltend. Nach einer halben Stunde kommt man an der zu Georgenthal gehörigen Papiermühle vorüber und erblickt nach einiger Zeit das idylliſch-friedliche Georgenthal. Bevor man es erreicht, paſſirt man die Apfelſtedt über eine ſteinerne Brücke und kommt dann zu einem merkwürdigen Wehre, dem ſogenannten „Theiler.“ Hier tritt nämlich ein Theil der Apfelſtedt in den vom Herzog Ernſt dem Frommen gezogenen Kanal, welcher das Waſſer aus dem Flußgebiete der Elbe in das der Weſer über die Höhen durch Krümmungen leitet und in den Leinakanal bei Emleben mündet. Dieſer Apfelſtedtkanal iſt mit großer Geſchicklichkeit angelegt; denn man möchte darauf ſchwören, das Waſſer liefe den Berg hinauf. Der Kanal ſpeiſt nacheinander drei nicht weit von einander gelegene Teiche; die erſten beiden, ein kleiner und ein ziemlich großer, liegen am Fuße des Ziegelberges vor dem Dorfe, und ihr Ausfluß treibt eine Mahl- und Schneidemühle; der dritte und größte begrenzt das Dorf an ſeiner Nordſeite und beſpült den Fuß des Hammerhök. Hier in der anmuthigſten Umgebung liegt das freundliche, viel beſuchte Schießhaus. Vom Hammerhök aus giebt Georgenthal ein ſüßes, liebes Friedensbild, und die ſchönen Teiche ſind ein Hauptreiz der Landſchaft, die man im Kranze ihrer ſchön geformten, bewaldeten Berge am treffendſten mit dem Charakter idylliſcher Anmuth bezeichnet.

Georgenthal, gothaiſches Pfarrkirchdorf, hat in 86 Häuſern 559 Einw., und iſt der Sitz eines Juſtiz-, eines Rent- und eines Forſtamtes, einer Forſtmeiſterei und Förſterei. Deshalb findet man hier viele anſehnliche herrſchaftliche Häuſer, die von den Beamteten bewohnt werden. Das vorzüglichſte derſelben iſt das vom Herzog Ernſt dem Frommen erbaute Schloß, das aber von den ſpätern Landesfürſten vernachläſſigt worden iſt. Von dem ehemaligen großen Ciſtercienſerkloſter ſtehen nur noch einige Nebengebäude, die jetzige Kirche, wahrſcheinlich ſonſt eine Kapelle (die Sage macht ſie ſogar zum Schaafſtall des Kloſters), der große und ſchöne Gaſthof, einſt Hoſpital des Kloſters, der Kornboden, die ſogenannte Burg und der Hexenthurm, lauter einzeln ſtehende ſteinerne Häuſer. Außerdem iſt die weite Ringmauer des Kloſters noch faſt ganz erhalten. Die Stätte, wo die reiche und prächtige Ciſtercienſer-Abtei ſich erhob, welcher das Dorf ſeine Entſtehung verdankt, ſüdöſtlich nahe am Orte, iſt noch ſehr kennbar, und neuere Ausgrabungen haben einen Theil von der Sohle des Kreuzganges blos gelegt. Man fand dort ausgemauerte Gräber mit vollſtändig erhaltenen Skeletten. Auch ſchöne Skulpturen wurden ausgegraben. Die Einwohner nähren ſich von Ackerbau und Viehzucht, doch hat der Ort auch viele Handwerker.

Die Entſtehung des Kloſters knüpft ſich an eine fromme Sage. Ein Graf Eberhard von Altena trieb ſich aus Reue und Buße wegen begangener Jugendſünden als Schweinehirt im Elſaß umher, wo er vom Abte des Kloſters Moriment erkannt und vermocht wurde, ſtatt dieſer gemeinen Buße obzuliegen, ein Kloſter zu bauen. Dazu war ihm ſein Verwandter Graf Sizzo von Käfernburg und deſſen Gemahlin ſehr behülflich, und traten ihm einen Berg in der Nähe des Dorfes Aſolverod ab. Dort ſtand, wie ſchon oben bemerkt, der erſte Kloſterbau und wurde mit Mönchen des Kloſters Moriment beſetzt. Im Jahre 1142 war die Abtei ſchon vorhanden, 1144 vom Kaiſer Konrad beſtätigt, um 1270 ins Thal verlegt. Durch Schenkungen, Erbſchaften und Ankauf wurde ſie bald ſehr reich; der Bauernkrieg warf auch ſie 1525 in Schutt und vertrieb die Mönche. Der Kurfürſt Johann ſäculariſirte die Kloſtergüter und belehnte einen Herrn von Ende damit, der ſie aber auf den Antrag der Landſtände 1532 wieder herausgeben mußte. Nun wurde ein Amtsvogt dorthin geſetzt und das Kloſtergut in ein Kammergut verwandelt. Hierauf entſtand allmälig das Dorf. 1620 ſtanden ſchon 20 Häuſer. Aus der Amtsvogtei wurde ſpäter ein Amt und das Kammergut iſt jetzt Privateigenthum. Herzog Ernſt der Fromme, der ſich viel hier aufhielt, legte eine Stuterei hier an, die 1816 wieder eingegangen iſt.

Von Georgenthal ſchlängelt ſich die Apfelſtedt in einer lieblichen Ebene fort nach Herrenhof (½ St.), Kirchdorf, und Hohenkirchen (½ St.), Pfarrkirchdorf. Nicht weit hinter letzterem ergießt ſich die Ohre in die Apfelſtedt, aber dieſe verliert auch ſogleich für eine Strecke den Namen und heißt die Roller Erſt bei Wechmar heißt ſie wieder Apfelſtedt und ergießt ſich nicht weit von Ingersleben in die Gera.

Faſt der ganze Apfelſtedter Grund mit den Nebenthälern und Bergen beſteht aus Todtliegendem, das ſich an manchen Stellen ſogar über den Hauptrücken des Gebirges hinüber an das ſüdliche Gehänge zieht. Die meiſten Felſenpartien zeigen dieſes Geſtein. Doch treten auch Porphyr und Mandelſtein daraus hervor. Der Falkenſtein beſteht aus feſtem röthlichen Porphyr, mit kleinen Quarz- und Feldſpatkörnern eingemengt, eben ſo der Waldenfels, dicht unter demſelben wird aber ſchon das Todtliegende mächtig, in welchem mehre Plattenbrüche im Gange ſind.

Das Thal der Ohre (Ohr) mit den Gründen des Silbergrabens und des Eimerbachs.

Zwiſchen den Quellen des Schmalwaſſers weſtlich (Oelgraben, Waltersgrube, Großen- und Kleinen-Walsbach, Finſterbach, Märtersbach) und denen der Ohre öſtlich zieht ſich ein hoher und mächtiger Gebirgsarm nach Georgenthal hinab. Sein höchſter Punkt hoch oben am Hauptgebirgsrücken iſt das ſtattliche Haupt des Donnershaug (2812 Fuß hoch) mit prächtiger Ausſicht nach Süden und Weſten. An ihn ſchließt ſich der Schorn (Berg), Röhrthal (Berg), und nun reiht ſich Berg an Berg, finſter und waldbewachſen, unter denen die Hohe-Schlaufe durch ſteile Höhe ausgezeichnet iſt. Dieſer Bergzug bildet mit ſeinen Nachbarn die einſamſte Gegend des ganzen Thüringerwaldes, denn von Dietharz bis Stutzhaus oder Schwarzwäld von Weſten nach Oſten, 2½ Stunden, und von Gräfenhain bis Oberſchönau am ſüdlichen Gehänge von Norden nach Süden, 4 Stunden, iſt keine menſchliche Wohnung zu finden. Auf dieſen Bergen, in dieſen Gründen wandelt, außer dem Jäger, Holzhauer und Köhler, ſelten ein menſchlicher Fuß, alles iſt wild und ſchauerlich; die Berge ſteil, die Gründe eng, der Wald dicht. Man glaubt ſich in die Urwälder Amerikas verſetzt. Zu dieſem Bergzuge gehört auch, am Auslauf deſſelben gelegen, das Peterpaulsholz, welches ſonſt dem Benedictinerkloſter auf dem Petersberge zu Erfurt gehörte. Napoleon ſchenkte es der 5ten Klaſſe der Ehrenlegion. Jetzt iſt es gothaiſch. In demſelben iſt das Güntherſloch wegen ſeiner romantiſchen Felſenbildung eines Beſuches werth. Am Fuße dieſes Gebirgszugs liegen die beiden Dörfer Nauendorf und Gräfenhain auf der Buntſandſteinformation nicht weit von einander.

Nauendorf, gothaiſch, hat 40 Häuſer und 218 Einwohner, Wald- und Feldarbeiter, und iſt in das ¼ Stunde entfernte gothaiſche Pfarrkirchdorf

Gräfenhain eingepfarrt, welches 130 Häuſer und 803 Einwohner mit derſelben Beſchäftigung hat. Sehr reizend liegt ſüdlich über dem Dorfe am Berghange, dem „Knüpel“, das Schießhaus mit einer weitumfaſſenden Ausſicht nach Thüringen, und weither ſichtbar. Ueber Gräfenhain und Nauendorf führt eine ſchöne Chauſſee von Ohrdruf nach Georgenthal, die von hier weiter nach Waltershauſen, fuhren und ſpäter in die beabſichtigte Eiſenbahn oder Gotha-Eiſenacher Chauſſee münden wird.

Die Ohre rinnt aus mehren Bächen in jenem einſamen, wilden Waldterrain zuſammen, und ihre Quellen entſpringen nicht weit vom höchſten Gebirgsjoch am Greifenberg, am Saukopf (Berg), am Böhler (Berg) ꝛc. Die Hauptquelle bildet den tiefen und ſchauerlichen Kerngrund, der ſich faſt eine Stunde lang zieht, und den der Liebhaber tief einſamer wilder Waldgegenden beſuchen muß. Eine kleine Strecke über dem Dorfe Schwarzwald ergießt ſich der Silbergraben in ſie, und hier begrüßt ſie zuerſt die vortreffliche Chauſſee von Ohrtruff über Oberhof nach Zelle.

Zwiſchen der Ohr und dem Silbergraben ſtrecken ſich mächtige Berge: der Saukopf, Kammerbach, Münzeberg, der Große-Böhler, Streitberge. Am Hohen-Saukopf ſteht ein Pirſchhaus mit ſchöner Ausſicht ins Schwarzburgſche, Heſſiſche und Erfurtiſche. Der „Räuberſtein“, ein hoher Felſen, hat an der Seite ein großes eingehauenes viereckiges Loch, deſſen Zweck ſich nicht errathen läßt. Der Sage nach ſoll ein Räuber hier gehauſt haben, und noch zeigt man die Stätte, wo das Pferd des Räubers geſtanden haben ſoll. Am Münzeberg ſteht der Bärenſtein, der ſeinen Namen einem ſpaßhaften Ereigniſſe verdankt.

Der Silbergraben führt ſein klares Waſſer, das ihm den poetiſchen Namen gegeben, ebenfalls aus mehren Quellen und Bächen vom Greifenberg, Altenberg und Mittelbach herab. Da wo er aus dem engen, finſtern Grunde herausrauſcht, ſtürzt ſich der **Eimerbach** in ihn, und dieſer entſpringt dicht unter dem Sattel, in welchem Oberhof liegt.

Oberhof, gothaiſches Kirchdorf mit 36 Häuſern und 212 Einwohnern, Viehzüchtern und Waldarbeitern. Es iſt das höchſte Dorf des nordweſtlichen Thüringerwaldes (2523 Fuß über dem Meerſpiegel) und nahe am höchſten Gebirgsrücken gelegen. Die einſtockigen Häuſer, mit Bretern beſchlagen und Schindeln gedeckt, liegen zerſtreut, umgeben von ſaftig grünen Wieſen und Kartoffelland. Selbſt die Kirche iſt auf dieſe Weiſe gebaut. Da die Breter vom Schnee und Regen bald grau werden, ſo hat das hohe Dorf ein ſeltſames fremdes Anſehen. Man glaubt ſich in ein fernes armes Land verſetzt, deſſen Bewohner nichts von der Welt und deren Treiben wiſſen. Unter dieſen Hütten nimmt ſich das neue und reizende Jagdſchloß des Herzogs wahrhaft wunderbar aus, als ſei es die Wohnung einer gütigen Fee, die ſich zu den armen, aber glücklichen Menſchen geſellt, um unter ihnen zu wohnen. Von der grünen Berghöhe, auf deren Spitze es ſteht, leuchtet es weit hinab in die Gründe des Eimerbachs und des Silbergrabens und in die dunkle Bergwaldung. Für das Auge des Wandrers, der die kunſtvolle und bequeme Bergſtraße von Norden her erſteigt, iſt es ein koſtbarer Punkt. Das Innere des Schlößchens iſt eben ſo geſchmackvoll als wohnlich eingerichtet. — Oberhof hat einen ſehr guten Gaſthof, der Bequemlichkeit, Eleganz und wohlbeſetzte Tafel vereinigt, und von den Städten Zella, Suhl, Meiningen, Ohrdruff, Ilmenau und Gotha werden im Sommer oft große Luſtpartien hierher gemacht, die ſich dann wohl auch auf den Beerberg, die Schmücke und den Schneekopf erſtrecken.

Der Eimersbach entſpringt öſtlich unter dem maleriſch gelegenen Dörfchen, die Chauſſee zieht ſich weſtlich hinab und bietet freundliche Anlagen. In der Krümmung eines Bogens liegt ein kleines Schweizerhaus (Chauſſeehaus) mit einem hellen Brünnlein, am Fuße des Berges; wo ſie ſich abermals wendet, läßt ſie einen ſteinernen Altan links, den der Fußwanderer beſteigt, um das Jagdſchloß zu begrüßen. Die Chauſſee bleibt dem ſtarken Gefälle des Bachs immer zur Linken. Nach einer Viertelſtunde erreichen wir die Stelle, wo der Silbergraben links aus dunkler waldiger Schlucht hervorſchießt, und noch weiter thalwärts ein zweites Schweizerhaus auf derſelben Seite, über welchem ſich der Kammerbach (Berg) erhebt, auf deſſen Gipfel ein großes Pirſchhaus ſteht. Nach einer halben Stunde ſehen wir dicht am rechten Ufer des Silbergrabens einen ziemlich hohen Felſen, von deſſen Spitze das Waſſer einer Quelle herabrieſelt und ihn gleichſam in zwei Hälften theilt. Seine Wand iſt von der Näſſe mit ſtets friſchgrünem Mooſe bekleidet worden. Es iſt der „Triefende Stein.“ Weiter hinab gelangt man am Fuße des Buchborn (Berg) an einen kleinen Grund, in welchem ſich ein Mühlſteinbruch von hartem Porphyr befindet. Am Fuße des Kleinen-

Böhler (Berg) kommt man endlich zu der Erweiterung des engen Grundes, wo links die Ohre herabfließt und den Silbergraben aufnimmt. Die helle Ohre verfolgend, ſehen wir bald in einiger Entfernung die erſten Häuſer des Dörfchens Schwarzwald liegen. Ehe wir daſſelbe ganz erreichen, überraſcht uns der Anblick des auf dem felſigen Bergvorſprunge oberhalb des Dorfes ſich maleriſch erhebenden einſamen Wartthurms der Burgruine Schwarzwald. Von dieſem Punkte an wird das Thal ſchweizeriſch reizend. Wer einen Totalanblick deſſelben haben will, muß die Höhe erſteigen, auf der die Warte fußt. An den Fuß des Berges hinauf ſchmiegt ſich das reinliche Dörfchen und zieht ſich thalentlang, in kleiner Entfernung das weiße Kirchlein des Dorfes Stutzhaus, noch weiter dieſes Dorf ſelbſt. Ein milder und befriedigender Blick! Gerade aus der Grund, aus dem die Ohre kommt, mit der ſchnurgeraden Chauſſee, und von drei Seiten ſteile, waldbewachſene Berge. Wir ſtehen wieder auf einem ausgezeichnet ſchönen Punkte unſres an mannigfachen Reizen ſo reichen Gebirges.

Die Burg Schwarzwald war wahrſcheinlich in den erſten Zeiten ihrer Entſtehung ein Raubneſt, auf welcher der diebiſche Adel die Straße durch das Ohrethal über das Gebirge belauerte. Dies giebt ihre Lage an die Hand. Die Grafen von Käfernburg und dann die von Schwarzburg waren Beſitzer, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts war ſie Eigenthum der Landgrafen von Thüringen, welche Vögte darauf ſetzten. Im 15. Jahrhundert machte ſie mit der Umgegend ein Amt aus, das Herzog

Wilhelm von Thüringen 1470 an die Grafen von Gleichen für 5000 Goldgülden verſetzte, und das Kurfürſt Johann Friedrich 1535 wieder einlöſte. Später wurde der Sitz des Amtes nach Zella verlegt, die Burg aber verfiel. Die Warte wird noch manchem Jahrhundert trotzen.

Schwarzwald, gothaiſch. Dorf mit 60 Häuſern und 440 Einwohnern, die ſich vom Holzhauen und Kohlenbrennen nähren. Die alte Straße nach Oberhof ging links der ſteilen Krippe (Berg) hinauf, wo ſie ſich mit der von Crawinkel vereinigte. Erſt die neue Chauſſee hat die Gründe des Silbergrabens und Eimerbaches aufgeſchloſſen. Eine kleine Strecke vom letzten Hauſe ſteht die helle Kirche mit der Schule und nach ¼ Stunde das Dorf Stutzhaus, mit 36 Häuſern und 307 Einwohnern. Das Dorf iſt zum Theil am linken Berge hinaufgebaut, was ſich ſehr maleriſch ausnimmt. An derſelben Anhöhe im Dorfe liegt das Fürſtlich hohenlohiſche Forſthaus **Langenburg**. Zur Linken aus einem grünen Grunde ſtrömt der Löbenbach und ergießt ſich in die Ohre. Er entſpringt aus mehren Quellen im hohenlohiſchen Revier, und in ſeinem Grunde führt der Weg nach Tambach hinauf. Es iſt wieder ein ſo einſamer, ſchwermüthiger Grund, wie der Thüringerwald ſo viele hat, und jeder eigenthümliche Reize bietet.

An der rechten Seite des Ohregrundes zieht ſich der hohe Kienberg mit ſeiner ſteilabſchüſſigen Wand hin, und an ſeinem nordweſtlichen Fuße, ¼ Stunde unterhalb Stutzhaus, liegt das beträchtliche herrſchaftl. Hütten- und Hammerwerk **Luiſenthal**, in einer Berengung des Thales zwiſchen dem Kien- und Streitberg.

Die Baulichkeiten beſtehen aus der Faktorei, Kaſſirwohnung, ſchönem Wirthshaus, Schmelzhütten, Kohlenhäuſern ꝛc. Einwohner ſind gegen 40. Der hier geſchmolzene Eiſenſtein kommt aus den Gruben am Wolfsſtieg bei Friedrichroda und am Eiſenberg bei Frankenhain, dann aus dem Stahlberg und der Mommel im Schmalkaldiſchen. Es ſind hier Blau- und Hohofen, neuerdings mit heißem Gebläſe eingerichtet. Drei Hämmer verarbeiten das Roheiſen. Der jährliche Umſatz auf dieſem Werke ſoll 40 bis 50,000 Thlr. betragen. Seine Einrichtung, ſeine Lage und ſeine Baulichkeiten machen es zu einem ſehenswerthen Punkte des Gebirges. Früher war es nur ein Blauofen und gehörte dem Herrn von Bornhorſt, wurde 1753 von der Herzogl. gothaiſchen Kammer angekauft, ein Hohofen angelegt und die Häuſer erbaut, wie man ſie jetzt ſieht, das ganze Hüttenwerk aber nach der Herzogin Luiſe Dorothea, Gemahlin Friedrichs III., Luiſenthal genannt. Man hat thalwärts nun noch eine Pechhütte und eine Schneidemühle zu paſſiren und tritt dann durch einen kleinen Fichtenhain aus dem Thale, deſſen Pforte rechts der langgeſtreckte Kienberg, links der Steinige-Berg bilden. Die Ohre ſchlängelt ſich nun, indem ſie einen Drahthammer, Kupferhammer und mehre Mühlen treibt, durch die freundliche, am Gebirgsfuße ſich ausbreitende Thalweitung der Stadt Ohrdruff zu, nachdem ſie vorher einen Teich geſpeiſt hat. Die Chauſſee läuft über den Schützenhof mit anſehnlichen Gebäuden.

Ohrdruff, Hauptſtadt der unter gothaiſcher Landeshoheit ſtehenden Herrſchaft Hohenlohe-Obergleichen, zu welcher noch 6 Dörſter und einige Höfe gehören, die aber nicht im Bezirke des Gebirges liegen. Die Stadt, mit 700 Häuſern und 3967 Einw., hat ſehr nette Häuſer, breite und reinliche Straßen, iſt mit Mauern umgeben, die allmälig abgebrochen werden, wie es die ehemaligen Thore zum Theil ſchon jetzt ſind. Die Vorſtadt vor dem ehemaligen Waldthore, das „Lange-Leich“ genannt, die ſich faſt ½ Stunde lang nach dem Ohrethale zu zieht, und mit der ſchönen Trinitatiskirche geſchmückt iſt, beſteht faſt nur aus kleinen Häuſern, und gehört, nach Wegräumung des Thors, zur Stadt. Die vorzüglichſten Gebäude ſind das ſehr alterthümliche Schloß, das neue ſchmucke Rathhaus auf dem Markte, die im edeln Styl erbaute Michaeliskirche, die von einer Feuersbrunſt (1808) zerſtört, lange nur in Mauern ſtand, und erſt ſeit 1823 wieder zum Gottesdienſt hergeſtellt iſt. Nahrungszweige ſind außer den gewöhnlichen ſtädtiſchen Handwerken beſonders beträchtliche Gerberei und Bleicherei und Handel mit Holz, Kohlen, Eiſen und Heu. Auch wird viel Viehzucht und etwas Ackerbau getrieben. Die Ohre, die der Stadt den Namen gegeben, treibt viele Mühlen und andere Gewerke. Die Stadt hat ein Lyceum, das ſich ſtets guter Lehrer erfreuete, und iſt der Sitz einer Fürſtlich hohenlohiſchen Canzlei, eines Conſiſtoriums, eines Forſtamtes, ſo wie des gothaiſch. Forſtamtes Schwarzwald, und einer Superintendur. Die Nähe des Gebirges gibt der Stadt ein romantiſches Anſehen, das Profil des Gebirgszugs ſtellt ſich hier ſehr ſchön und impoſant dar, und da Ohrdruff der Stapelplatz der Land- und Waldprodukte iſt, die hier umgetauſcht werden, ſo iſt das Leben nicht theuer. Dieſe

Gründe beſtimmten viele angeſehene und vornehme Familien, hier zu leben, was der Stadt auch in geſelliger Hinſicht Vortheil bringt, und ſie zu einem wirklich reizenden Aufenthalte macht.

Ohrdruff iſt ſehr alt und verdankt ſeinen Urſprung einer vom heiligen Bonifacius ums Jahr 724 erbauten Zelle mit einer dem heil. Michael geweihten Kapelle. Um dieſes mit Benedictinermönchen beſetzte Kloſter entſtand allmälig ein Dorf, das, ſeinen Namen dem Flüßchen entlehnend, Ohrdorf hieß. So nennen es ſchon die älteſten Chroniſten. Die Gegend war früher eine menſchenleere Waldöde, und die Sage erzählt, der heilige Bonifacius ſei auf ſeiner Wanderung hier faſt dem Hungertode erlegen, von welchem ihn nur ein Wunder befreit, indem ein Geier ihm einen großen Fiſch gebracht, wovon er und ſein Begleiter ſich geſättigt. Aus Dankbarkeit gegen Gott und zum Andenken an dieſes Wunder habe er die Bäume hier gerodet und das Kloſter erbaut. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die von ihm geſtiftete Michaelskapelle die älteſte chriſtliche Kirche Thüringens war. Den Platz erhielt Bonifacius von dem Grundbeſitzer Namens Hugo geſchenkt. Das Kloſter ging frühzeitig wieder ein, die Michaeliskirche aber erhielt ſich und wurde 1422 erweitert. Als ſie 1753 abbrannte wurde die jetzige ſchöne Kirche auf derſelben Stelle erbaut, deren Holzwerk, wie ſchon erwähnt, 1808, bei dem großen Brande, ein Raub des Feuers wurde. Ein zweites Stift war das St. Petri-Stift, dem Erzbiſchof Lullus von Mainz ums Jahr 777 zugeſchrieben (doch nicht hiſtoriſch erwieſen) und vom Abt Gozbert von Hersfeld 980 erneuert. Sagen und Urkunden deuten darauf ſein, daß dieſes Stift an der Stelle des jetzigen Schloſſes geſtanden. Das Stift wurde 1344 nach Gotha verlegt, die Gebäude aber 1463 von dem Grafen Siegmund von Gleichen, der damals ihr Eigenthümer war, an Carmelitermönche überlaſſen, die bis zur Reformation darin wohnten. Ohrdruff hat öfter durch großes Brandunglück gelitten, doch iſt es jedesmal ſchöner aus der Aſche aufgeſtiegen. Die Feuersbrunſt am 6. Jan. 1808, welche außer der Michaeliskirche, dem Lyceum und andern ſtädtiſchen Gebäuden 236 Wohnhäuſer verzehrte, war die dreizehnte und eine der fürchterlichſten.

Eine halbe Stunde unter der Stadt, am Eingange des Kollerſtedtſchen Grundes, ergießt ſich die Ohre in die Apfelſtedt, von hier bis Wechmar die Koller geheißen.

Der Ohregrund mit ſeinen Nebengründen und Bergen gehört der Porphyrformation an. Vom Hauptrücken zieht ſich Thon- und Jaſpis-Porphyr von verſchiedener Farbe und Härte herab, weiter unten am Böhler, Streitberg, Steinigen-Berg, Kienberg iſt ein röthlich weißer Thonporphyr. Wo das enge Thal ſich plötzlich erweitert, beginnt der bunte Sandſtein, auf welchem Ohrdruff liegt.

Das Thal der Wilden-Gera (Dörrberger Grund) mit den Gründen der Lütſche, der Sieglitz, der Schuber, des Langenbachs und des Schmückegrabens.

Von Oberhof herab ziehen ſich nördlich, nordöſtlich und öſtlich drei Bergarme; der erſtere zwiſchen dem Eimerbach, Silbergraben und dem Ohregrund, und den Quellen der Lütſche, der zweite zwiſchen der Lütſche auf der einen und der Sieglitz und Schuder auf der andern Seite, der dritte, ein ganz ſchmaler, zwiſchen der Schuder und dem Langenbach. — Der zwiſchen den Gründen der Ohre und dem der Lütſche hat zuerſt oben den Schloßberg, zu deſſen beiden Seiten die Lütſche in zwei Quellen entſpringt, dann den Wadberg, weiter herab iſt der Burzel (Berg) mit ſeinen merkwürdigen Mühlſteinbrüchen zu nennen, weſtlicher der Windberg und der letzte nach Norden die Rumpel oder der Rumpelsberg, daran grenzt ſüdlich der Siegelberg über Schwarzwald, weſtlich läuft dieſer Bergzug in den Crawinkler Steiger und in den damit zuſammenhängenden Kienberg aus. Am nördlichen Fuße dieſes Bergzugs und zum Theil auf der von ihnen fortlaufenden Erhöhung liegen zwei Dörfer.

Crawinkel, gothaiſch. Pfarrkirchdorf mit 210 Häuſern und 1137 Einw. (inbegriffen die von Friedrichsanfang), die ſich meiſt von Verfertigung hölzerner Waaren und muſikaliſcher Inſtrumente nähren. Man macht außer den Wagner-, Schreiner- und Böttcherwaaren auch Mulden, Backtröge, Quirle, Löffel, Rechen, Violinen, Guitarren, Zittern. Die Zimmerleute hauen ganze Häuſer auf Beſtellung auf. Hier wohnen auch die Steinbrecher, welche die Mühlſteine im Grunde der Lütſche und der Sieglitz brechen, die unter dem Namen Crawinkler Mühlſteine weit verſandt werden. Auch wird ſtarke Viehzucht hier getrieben und Kienruß gebrannt. Der Ackerbau iſt wegen des ſteinigen Bodens nicht von Bedeutung. Noch höher und dem Gebirge näher, ¼ Stunde von Crawinkel, liegt das Forſthaus **Friedrichsanfang**, mit einem Gaſthofe, einem Gutshauſe und 8 andern Häuſern. Man hat von dieſer Höhe einen freundlichen Blick auf Crawinkel und die Umgegend, und in die öſtliche Ferne.

Eine halbe Stunde öſtlich in einem Grunde liegt

Frankenhain, goth. Pfarrkirchdorf mit 85 Häuſern und 514 Einw., mit einem Vorwerke, das ſonſt zu dem ehemaligen Kammergute in Liebenſtein gehörte. Im Eiſenberg über dem Dorfe geben Gruben auf einen nicht gehaltvollen Eiſenſtein, der in Luiſenthal geſchmolzen wird. Von Ohrdruff führt eine neue, ſchöne Chauſſe über Crawinkel und Frankenhein ins Thal der Wilden-Gera hinab. Der Fußweg geht über Friedrichsanfang.

Die Wilde-, Schmale- oder Kleine-Gera entſpringt dicht unter dem **Schneekopf**, zwei andre Quellen derſelben ſind der **Schmückegraben**, zwiſchen dem Großen-Beerberg und dem Schneekopf, und der **Sattelbach** an der Nordſeite des Sattelbachskopfs. Vereinigt heißen ſie der Langengraben. Ueber dieſen finſtern Quellengründen erheben ſich majeſtätiſch wie ein königliches Brüderpaar die beiden höchſten Berghäupter des ganzen Gebirges, ſüdweſtlich der Große-Beerberg, nordöſtlich der Schneekopf. Auf der thüringiſchen Seite ſind ſie nur durch den tiefen Schmückegraben getrennt, auf der fränkiſchen lagern ſich der Langenrain und Geiersberg zwiſchen ſie.

Der höchſte der Brüderberge und der höchſte Berg des Thüringerwaldes iſt der Große-Beerberg, 3064 Fuß über dem Meere erhoben. In der Mitte der moorigen Hochebene, die ſich auf ſeiner Höhe ausdehnt, ſteht ſeit 1829 ein hölzernes Signal und auf deſſen Gipfel ein Altan, zu welchem Stufen hinauf führen. Durch dieſen Altan hat man die herrliche Ausſicht gewonnen, die man ſonſt nicht hatte. Nach Norden überſieht man einen großen Theil Thüringens und bei heller Witterung den Brocken, im Mittelgrunde Schloß Friedenſtein, der Vordergrund iſt mit den nächſten Bergen erfüllt. Nach Nordweſten zieht ſich das Gebirge, nach Nordoſten verſperrt der Schneekopf die Ausſicht und nach Oſten wiederum der Hauptgebirgszug. Deſto reicher und herrlicher iſt der Blick nach Süden. Da liegt das geſegnete und romantiſche Frankenland mit ſeinen Höhenzügen und Thälern vor uns. Man erblickt die Coburger Veſte, den Steigerwald, die Gebirge bei Bamberg, die Gleichberge, das Heldburger Schloß, die Burg Strauchhain, die Haßberge, die Hohe-Geba, den Dolmar, die Rhön, das Fichtelgebirge ꝛc. Umfaſſender noch iſt die Ausſicht vom Schneekopf, zu dem man über den Langenrain gelangt. Man ſieht den Gipfel deſſelben nicht eher, als bis man vor ihm ſteht. Wie ein Altar ruht er frei auf dem Berge und ſein höchſter ebener Raum iſt mit wenigen Schritten auszumeſſen. Dieſer runde Gipfel iſt nur mit Geſträuch, nicht mit Wald bewachſen. In dieſer Beziehung hat er einen Vorzug vor dem Beerberge, der ganz mit Waldung bedeckt iſt, durch welche, der Ausſicht wegen, Stallungen gehauen ſind. Von dem kühn emporragenden Haupte des Schneekopfs ſieht man in die gewaltigen Tiefen und Schluchten an der Nordſeite hinab und genießt die entzückendſte Ausſicht über ganz Thüringen. Den Vordergrund füllen die Berge, welche die Gerathäler bilden, im Mittelgrunde das Rudolſtädter Schloß, Orlamünde, die Leuchtenburg, die Ruine bei Blankenburg, der Fuchsthurm bei Jena, Schloß Könitz bei Saalfeld, näher wieder der Singerberg mit den Höhen, die das Ilmthal begrenzen, die Thürme von Stadtilm, die Reinsburg auf den Reinsbergen und die Ehrenburg bei Plaue, Angelrode und Gräfenrode, die Altenburg bei Arnſtadt, der Ettersberg bei Weimar, Eckardsberga. Nordweſtlicher der Seeberg und Schloß Friedenſtein bei Gotha, die drei Gleichen. Im fernen Norden zieht ſich die Hainlaite, das Kiffhäuſer Gebirge, die Sachſenburg, und in immer matteren Tönen des Blau zurückweichend der Harz, aus welchem der Brokken hervordämmert, bis alles ſich in zarten Duft der Ferne verliert und verſchwimmt. Impoſant ſtellt ſich der Gebirgszug ſelbſt dar, breitfluthend nach Oſten, ſchmäler nach Weſten. Dorthin erblickt man in der nächſten Nähe den Sachſenſtein und den Finſterberg, weiter den Dölberg, Deuſelsberg, Arlsberg, Kursdorfer Kuppe, und die Orte Franzenshütte, Neuſtadt, Kahlert, Maſſerberg, die ſich auf dem höchſten Gebirgsrücken maleriſch präſentiren. Nach Weſten ſieht man den Gebirgszug bis zum Inſelsberg, und es treten da beſonders hervor der Rupberg, die Felſen des Hohnſteins und Gebrannten-Steins, der Große-Hermannsberg, Kalte-Markt, Sperrhügel, die Hühnberge, der Kienberg. — Betrachten wir, nachdem wir die Ausſicht genoſſen, den Berg, auf dem wir ſtehen, näher! Von der runden, nach drei Seiten ſteil abfallenden Kuppe, kehren wir auf der einzig zugänglichen, der ſüdöſtlichen, woher wir gekommen, wieder zurück. Am Fuße der Kuppe, da wo der eigentliche Berg ſich breit auszudehnen beginnt, ſtand ſonſt nach O. ein Haus, werin man übernachten konnte. Es iſt allmälig von menſchlicher Bosheit zerſtört werden und man erkennt nur ſeine Stätte noch. Es wäre zu wünſchen, daß der für Naturſchönheit ſo ſehr empfängliche Fürſt dieſes Landes in die Fürſorge für den Inſelsberg auch den Schneekopf einſchließen und auch hier ein gaſtliches Haus erbauen möchte, daß der Wandrer nicht genöthigt wäre, den Weg von der faſt eine halbe Stunde entfernten Schmücke zu verſchiednen Malen hin und her zu machen. Nicht gar weit von dieſer Stelle, tief im Walde und ſchwer zu finden, ſteht der ſogenannte Jägerſtein, ein drei Fuß hoher Denkſtein mit der von einer Seite zur andern fortzuleſenden Inſchrift: „Anno 1690 den 16. Septembris iſt Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F. zu Gräfenrode von ſeinem Vetter, als Schweſterſohn, Caspar Greiner, unverſehens allhier erſchoſſen worden.“ Darunter ſtehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. An dieſen Stein und das darauf bezeichnete Ereigniß knüpft ſich eine merkwürdige Sage. Nach Südoſten, ¼ Stunde vom Gipfel entfernt, auf einer ebenen wüſten Fläche, betritt man die „Teufelskreiſe“, eine moorige, ſumpfige Blöße mit Torf, Moos und Sumpfpflanzen, hie und da mit Fichtengeſtrüpp beſetzt, auf der ſich ſchlecht gehen läßt, weil man jeden Augenblick einzuſinken fürchtet. Im Frühling und zu Regenzeit bilden ſich Waſſertümpfel, die oft lange ſtehen. Der größte derſelben heißt das Teufelsbad. Geht man auf dem moorigen Heideboden eine halbe Stunde ſüdlich, nur wenig abwärts ſich ſenkend, ſo gelangt man zu der höchſten menſchlichen Wohnung auf dem Gebirge, die Schmücke oder das Viehhaus genannt, ein zweiſtockiges, ziemlich bequemes Wirthshaus mit einigen Nebengebäuden, und von den ſaftigſten Wieſen umgeben, auf welchen das im Sommer hier aufbewahrte Vieh weidet. Dadurch gewährt die Schmücke faſt das Bild einer Schweizer-Sennhütte. Auch kann man ſich an Milch und friſcher Butter hier laben. Gewöhnlich übernachten die Beſucher des Schneekopfs in der Schmücke und ſchreiben ihre Namen in das dort liegende Stammbuch. Das Geläute der Heerdeglocken in dieſer luftreinen Höhe, aus den nächſten Gründen heraufdringend, hat einen eigenthümlichen Reiz. Es ſind jährlich zwiſchen 60 bis 100 Stück Rindvieh hier, außer den Pferden; für jedes Stück erhält der Wirth 18 Ggr., wovon er 6 Ggr. an die Herzogl. Cammer abgiebt.

Vom nächſten Höhenvorſprung an den Teufelskreiſen nach Norden ſtürzt der Berg furchtbar jäh und ſteil ab und bildet unten eine tiefe, tiegelförmige, grauſige Schlucht, in welche nie ein Sonnenſtrahl dringt, die „Hölle" genannt. Die ſchaudernde Phantaſie wieß in dieſem Abgrunde dem böſen Princip die Wohnung an, und gab ihm auf der traurigen Mooröde des Berges ſeine Kreiſe und ſein Bad. Aber nicht zu läugnen iſt, daß die Namen dieſer Localitäten bezeichnend ſind. In die Hölle führt nur ein einziger Weg, eine enge ſchauerliche Schlucht, die von einem ähnlichen Abgrunde, nur heller und offener, einem tiefen Keſſel, dem „Schneetiegel" ausgeht. Hier in dieſer düſtern einſamen Tiefe wird die Wilde-Gera geboren und ſtürzt ſich als kleiner Bach durch ihren engen Grund über Felsblöcke und Steingerölle, in welchem ſie ſich oft ſtreckenweiſe ganz verliert. Die ſteil abfallenden Bergwände treten nah zuſammen, und ſo zieht ſich der Grund in Krümmungen fort, bis ein andrer quer vortritt. In dieſem kommt der Langengraben herab, der ſich nun mit der Gera vereinigt. — Am Geiersberge entſpringt die Quelle des Schmückegrabens, einer ebenfalls finſtern und grauſig tiefen, waldbewachſenen Schlucht zwiſchen dem Großen-Beerberg und dem Schneekopf, weſtlicher ſtürzt ſich der Sattelbach vom Sattelkopf herab. Im tiefſten Grunde, wo drei Berge eng zuſammen treten, nimmt die beiden Bäche ein Floßteich wie ein Keſſel auf, und ſie bilden nun den Langengraben, der ſich faſt eine Stunde lang zwiſchen den ſteilen Bergwänden hinzieht, und ſein Waſſer über Steinblöcke rollt. Der Berg zur Rechten iſt der Langenrain, auf welchem der Schneekopf aufſitzt. Wer noch nicht in dieſen Gebirgsgründen und Thalſchluchten war, kann ſich kaum eine richtige Vorſtellung von ihrem wilden Anſehen machen. Oft nur zehn bis zwölf Schritte breit, von mächtigen Fichten, ſeltener von Buchen und Eichen beſtanden, dicht belaubt, von einem Bache durchſtrömt, der, wie man am ſteinigen Bette deſſelben ſieht, oft den Flächenraum des ganzen Grundes ausfüllt und dann ſeine tobende Kraft an den Felſenſtücken und mächtigen Blöcken verſucht, die von den Bergen herabgeſtürzt ſind, die Berghänge zu beiden Seiten ſteil, waldbewachſen, die daran hängenden Felſen drohend, der Himmel über uns zuweilen nur einige Fuß breit, das Plätſchern des Bachs, der Schall einer Holzart, der Schrei eines Waldvogels die einzigen Laute, die das Ohr empfängt: ſo gleichen dieſe Gründe Gräbern, die uns von der Menſchenwelt ſcheiden. Die Meiſten, welche auf den ſchönen Chauſſeen jetzt den Thüringerwald paſſiren, oder Schwarzburg, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal beſuchen, ahnen nicht, welche ſchauerliche Wildniß in den tiefen Schluchten an der Nordſeite des Schneekopfs wohnt. Wie wir an der Nordſeite des nordweſtlichen Gebirgstheils die reizendſten Partien des ganzen Waldes finden, ſo nahe bei ihnen hier die düſterſten, ſchauerlichſten, die ebenfalls ihre hohen Schönheiten haben. Vor 50 Jahren verfaulte in dieſen Gründen noch das Holz, weil man es nicht herausſchaffen konnte; kein Weg, kein Fußpfad führte in ſie, und vor 100 Jahren hauſte der Bär noch hier. Damals muß die Wildniß wahrhaft entſetzlich geweſen ſein. Nach der Mündung des Langengrabens in den Gerabach, am Fuße des Langenrains, wird der Thalgrund etwas breiter, der Wald weicht an die Berge zurück, im Thale beginnen die Wieſen. Bald kommen wir zu einer Schneidemühle, weiter hinab zu einer armſeligen Mahlmühle, beide zu dem ¼ Stunde entfernten, auf dem Bergzuge zwiſchen der Kleinen- und Großen-Gera gelegenen Dorfe Gehlberg gehörig. Nach einer halben Stunde kommt man an eine enge Schlucht zur Linken, aus welcher der Schuderbach herab rinnt. Steigt man in dieſer Schlucht hinauf, ſo gelangt man an die Kehlthalswand, wo der Gebrannte-Stein, ein Porphyrfelſen von nicht unbeträchtlicher Größe, ſteht, der wegen eines durch ihn gebrochenen, gegen 80 Schritte langen Stollens beſonders merkwürdig iſt. Dies iſt ein altes Denkmal früherer Thätigkeit im Gebirge; denn durch dieſen Stollen ging der alte Flötzgraben, eine ſeltſame und mit großer Geſchicklichkeit gemachte Anlage, von der man keine hiſtoriſchen Nachrichten hat, die aber wohl 4 bis 500 Jahre alt ſein mag. Dieſer Flötz- (Floß-) oder Berggraben zog ſich aus dem hinterſten Grunde des Sattelbachs und Schmückegrabens an den links gelegenen Bergen immer mit geringem Gefälle fort, ſo daß er, je tiefer das Thal ſich ſenkte, deſto höher zu liegen kam. Er nahm die Quellen der Schuder und Sieglitz auf und ging dann über den Rücken des Bergzugs hinüber in den Grund der Lütſche, zog ſich hier erſt an der rechten, dann, die Lütſche aufnehmend, an der linken Thalwand hin, und ſtieg am Wurzel in beträchtlicher Höhe über den Bergzug zwiſchen der Lütſche und Ohre nach Luiſenthal hinab. Dann ging er nach Gräfenhain und vielleicht noch weiter. Den Graben kann man faſt die ganze lange Strecke noch verfolgen, er iſt meiſt zu Fahrweg benutzt. In dieſem Graben wurde das Holz aus den hinterſten Bergen und Thälern geflößt, und ſein Bau in der frühen Zeit iſt eine der größten Merkwürdigkeiten des Gebirges. — Im Grunde der Wilden-Gera (hier Dörrberger Grund genannt), kommt man nach einer halben Stunde zu einer Lohmühle und nicht weit davon rauſcht die Sieglitz aus ihrem nicht breiten, aber hellen und freundlichen Grunde herab. In ihm ſteigt ein Fahrweg nach Oberhof hinauf. Der Mündung des Sieglitzgrundes gegenüber, an der entgegengeſetzten Thalwand des Dörrberger Grundes ſteht auf einem kegelförmigen Berge eine gewaltige Felſenmaſſe hoch emporragend und durch die dichten Fichten und Tan-

[illegible] ins Thal ſchimmernd. Wenn man den Berg erklimmt, ſieht man zwei Koloſſe, die ſich bis zur Spitze des Berges über einander thürmen. Dies iſt der Berg der Altenburg, vom Volke gewöhnlich „das Raubſchloß“ genannt, obgleich man kaum noch auch nur geringfügige Spuren von Mauerwerk auf dem Felſen findet. Die Bergwand fällt ſehr ſteil ins Thal ab, und es bedarf keiner geringen Anſtrengung, ſie von dort aus zu erſteigen. Leichter iſt's, wenn man den an ihrer Südſeite nach Gehlberg hinaufführenden Weg bis zur Höhe des Rückens verfolgt, durch den die Altenburg mit dem Gebirgszuge zwiſchen der Kleinen- und Großen-Gera zuſammenhängt, und auf dieſem bis an die Kuppe geht, die dann immer noch einen rüſtigen Steiger verlangt. Die Mühe wird nicht ſonderlich belohnt. Der Blick ins Thal iſt durch die hohen Bäume beſchränkt; von der Ruine kaum noch die letzte Spur; nur auf dem Scheitel erkennt man an einigen Vertiefungen, daß hier die Burg ſtand, die den Sieglitz- und Kleinen-Gera-Grund beherrſchte. Durch beide mochten ſonſt Verbindungswege zwiſchen Thüringen und Franken führen, und den Blicken der edlen Herren konnte nichts entgehen, was daher zog. Hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Raubneſt haben ſich nicht erhalten. — Der Dörrberger Grund wird nun immer anmuthiger. Vom Sieglitzgrund bis zum Lütſchegrund zieht ſich ein einziger langer hoher Berg auf der linken Seite des Thales fort; es iſt der merkwürdige Hohe-Walsberg oder Waldsberg. Im Grunde gelangt man nach ¼ Stunde an eine große ſchöne Schneidemühle und bald darauf ſieht man rechts auf der Anhöhe das gothaiſche Dörfchen

Dörrberg mit ſeinen 10 Häuſern, worin 94 Einwohner, das dem Grunde den Namen gegeben, recht romantiſch liegen. Hier erweitert ſich der Grund zur Rechten hin, und wir kommen nach ½ Stunde an das Schwarzburger-Forſthaus (Gräfenröder-Forſthaus), das mit einem Gaſthofe, einigen Mühlen, einem Schulgebäude und mehren andern Häuſern ſich am Fuße des Walsberges ſehr freundlich ausnimmt. Nahe dabei fällt die Lütſche in die Wilde-Gera.

Der Grund der Lütſche.

Von Oberhof zieht ſich nordöſtlich der Schloßberg herab. Zu ſeinen beiden Seiten entſpringen zwei Quellen, links der Löffelbühlsgraben, rechts der Langengraben, die am Fuße des Schloßberges zuſammenſtrömen und die Lütſche bilden. Nicht weit davon ſteht im Löffelbühlsgraben an einem Teiche ein Pirſchhaus. — Zwiſchen der Lütſche und der Sieglitz beſteht der Bergzug aus dem Eckardsgrund (Berg), Sieglitzberg, der Hohenwarte und dem Walsberg. Zwiſchen der Hohenwarte und dem Walsberg ſtrömt der Farmtebach aus dem Farmtethale in die Lütſche. Der Hohenwarte und dem Walsberg ſteht im Lütſchegrunde der Burzel gegenüber, und an dem erſtgenannten wie am letztern Berge ſind die berühmten ſogenannten Crawinkler Mühlſteinbrüche, doch ſind die am Burzel weit beträchtlicher, als die an der Hohenwarte. Impoſante Felswände ſtarren an der Thalſeite des Bergs in beträchtlicher Höhe deſſelben empor, und an ihnen werden die Mühlſteine aus einem ſehr harten röthlichen Porphyr gebrochen. Die Quarzkörner in dieſem Porphyr ſind groß und ſcharfeckig, der

Feldſpat aber meiſt verwittert, wodurch natürliche Höhlungen entſtehen. Ein ſolcher Mühlſtein ſchärft ſich durch den Gebrauch immer wieder von ſelbſt und bedarf wenig Nachhülfe. Dies iſt der Grund, weshalb ſie ſo ſehr geſucht ſind. Die Arbeit iſt höchſt mühſelig und zum Theil gefahrvoll. Nicht alles Geſtein iſt tauglich, und oft müſſen ganze Schichten und Wände weggeſprengt werden, ehe man auf gute Lagen ſtößt. An den faſt 100 Fuß hohen, meiſt ſenkrechten Wänden hängen Gerüſte, auf welchen die Arbeiter ſtehen, um mit großen eiſernen Keilen und gewaltigen Eiſenhämmern die Stücken abzulöſen; denn mit Pulver darf durchaus nicht geſprengt werden. Die tauglichen Stücke erhalten dann durch Meiſel und Spitzhammer die runde Form. Manche Steine verunglücken, ehe ſie fertig werden. Dadurch entſteht natürlich ein großer Abfall, und dieſer iſt ſeit vielen Jahrhunderten (man kennt den Anfang der Steinbrüche nicht, ſo alt ſind ſie) am Berge herabgeſchüttet worden, und hat zwiſchen dem Wurzel und dem Walsberge einen zweiten Berg gebildet, zwar bei weitem nicht ſo hoch, wie die natürlichen Berge, aber doch auch von nicht geringem Umfange. Der Grund der Lütſche iſt durch dieſen künſtlichen Berg eine geraume Strecke zu beträchtlicher Höhe ausgefüllt. Der Bach verſchwindet unter dieſem aufgeſchütteten ungeheuern Steinhaufen und tritt nach 10 Minuten erſt wieder im Thale unter demſelben hervor. Dieſer aufgeſchüttete Berg ſtammt aus ſehr alter Zeit, denn die größten Bäume ſind auf ihm gewachſen; die neuere Zeit hat lange haushohe Mauern zu beiden Seiten des Wegs im Grunde vom Steinabfall der Steinbrüche des Wurzels und der Hohenwarte aufgeführt, was auf den Wanderer einen eigenthümlichen Eindruck macht. Eine Menge unvollendeter und verunglückter Mühlſteine liegen, von Moos und Schlingkraut überwuchert, überall, und in dieſer Beziehung iſt der Lütſchegrund einzig im ganzen Gebirge. Ueber tauſend Jahre ſind von hier die Mühlſteine ausgegangen, die unſern Vorfahren das Korn zu Mehl gemahlen, und dieſe Steine geben uns noch immer Brod! Aber nein! Was tauſend Jahre und länger gegolten, gilt jetzt nicht mehr. Die neue Zeit vernichtet alles Alte, und ſtählerne Walzen beginnen jetzt unſer Korn zu Mehl zu zermalmen. — Da an dem harten Geſtein die Werkzeuge ſich ſehr bald abnutzen, ſo befindet ſich bei jedem Steinbruche in einer Hütte eine kleine Schmiede, worin jene wieder geſchärft und gehärtet werden; eben ſo einige Schoppen, worin die Leute bei Regen und heißem Sonnenſcheine arbeiten und ihre Mittagsruhe halten. — Der enge Grund zieht ſich noch eine gute Viertelſtunde abwärts, und wo er ſich erweitert, liegt das kleine gothaiſche Dörfchen Lütſche mit 8 Häuſern und 80 Einwohnern, die ſämmtlich in einer ſehr dürftigen Lage leben und ſich kümmerlich von Verfertigung kleiner Kienrußhütten, Köhlerei und andrer Waldarbeit ernähren. Von Lütſche bis zum Schwarzburger Forſthauſe iſt das Lütſchethal ein ſehr angenehmer, eine gute Viertelſtunde langer Wieſengrund mit dem herrlichſten Grün bekleidet. Ein näherer Fußpfad geht durch den ſchon genannten Walsberg. Das Schwarzburger Revier an dieſem Berge iſt durch die dort angepflanzten ausländiſchen Holzarten ausgezeichnet. Außer herrlich gepflegten Buchen- und Eichenwänden, Strecken von Lerchenbäumen und Weimuthskiefern, findet man den virginiſchen Tulpenbaum mit lappigen Blättern (Liriodendron tulipifera), der in Nordamerika heimiſch iſt und dort zu den höchſten und ſchönſten Bäumen gehört; ferner die nordamerikaniſche rothe Eiche (**Quercus rubor**); die kaſtanienblättrige Eiche (Q. **prinus**); die karoliniſche Pappel (**Populus heterophylla**); die Balſampappel (P. **balsamifera**); den caroliniſchen Gewürzſtrauch (**Calycanthus floridus**), deſſen Rinde einen ſtarken gewürzhaften Geruch und Geſchmack hat; die Blutbuche, die aus den Waldungen bei Sondershauſen ſtammen ſoll. Mitten in dieſen herrlich gepflegten Waldpflanzungen, die den Walsberg zu einem engliſchen Parke umgeſchaffen haben, findet man auch das Grab ihres Pflanzers, des Forſtmeiſters Winter, mit einem einfachen Denkſteine und ſinniger Inſchrift. Der gemüthliche alte Forſtmann ruht in ſeinem Haine. Ein ſüßes heimliches Ruheplätzchen, umrauſcht von deutſchen und amerikaniſchen Bäumen.

Vom Forſthauſe wird das Thal der Kleinen-Gera breiter und wir gelangen durch ein Nadelhölzchen nach einer guten Viertelſtunde zu den zu Gräfenroda gehörigen Kienrußhütten. Es ſind ihrer wohl 12 und eine Potaſchen- und Pechſiederei, eine Ziegel- und Kalkbrennerei liegen dabei, ſo daß ſich das Ganze wie ein kleines Dorfchen ausnimmt. In keinem Orte des Thüringerwaldes wird die Verfertigung des Kienrußes ſo ſtark betrieben, wie in Gräfenroda, und da die Eigenthümer der Hütten im Gebirge ſelbſt nicht genug Material auftreiben können, ſo führen ſie es aus dem Vogtlande und dem Harze herbei. — Wieder nach einer

Viertelſtunde betreten wir das große ſtattliche Dorf Gräfenroda, das uns ſchon lange entgegenleuchtete.

Gräfenroda, gothaiſches Pfarrkirchdorf mit 125 Häuſern und 1087 Einw., hat wenig Ackerbau, aber wegen ſeiner trefflichen Wieſen viel Viehzucht. Der Hauptnahrungszweig iſt Verfertigung von Kienruß, Potaſche, Pech und der Handel damit, und mit Glas, Holz und andern Waldproducten. Die zahlreichen Straßenfuhrleute machen mit den erſtern Artikeln weite Reiſen nach dem Norden. Unter Gräfenroda wird der Grund wieder enger, doch ſind die Kalkberge zu beiden Seiten wenig mehr bewaldet. Nach einer halben Stunde erreicht man auf ſchöner Chauſſee

Liebenſtein, gothaiſches Pfarrkirchdorf mit 60 Häuſern und 414 Einw., die wiederum mehr Viehzucht als Ackerbau treiben, und ſich auch von Waldarbeit nähren. Das ehemalige Kammer- (früher Ritter-) Gut iſt zerſchlagen, das Herrenhaus die Wohnung des Juſtizoberbeamten. Es befindet ſich nämlich hier ein Juſtizamt, Forſtamt und Rentamt. Das erſtere hat ſeinen Sitz in einem neuern Anbau der alten Burgruine Liebenſtein, welche ſich auf der linken Thalſeite auf einer ſteilen Höhe über das Dorf erhebt. Die Wände dieſer Muſchelkalkberge ſind überhaupt ſteil. Der Thurm der Ruine ſtrebt nicht über dieſe Berge hinaus, weshalb man in geringer Entfernung vom Dorfe mitten auf dem Felde zu beiden Seiten des Thals weder etwas vom Dorfe noch von der Ruine ſieht. Um ſo überraſchender iſt der Blick auf beide von der Höhe hinab, die ſich unten ſehr maleriſch präſentiren. Die ſchönen Burgtrümmer mit dem neuern Anbau, der inzwiſchen bald das Schickſal der alten Burg theilen wird, ſchmücken das ganze Thal. — Die älteſten Herren der Burg Liebenſtein waren die Grafen von Käfernburg und Schwarzburg, ſpäter die Landgrafen von Thüringen, welche ſie 1434 gegen die Wachſenburg an den Ritter Heinrich von Witzleben vertauſchten. Drei Jahrhunderte blieb es bei dieſer begüterten Familie, bis es 1764 an die Herren von Röder kam. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts erwarb es die herzogliche Kammer in Gotha. Ausgezeichnet iſt der Thurm, deſſen feſte Bauart den neuen, aus dem 17. Jahrhundert ſtammenden Anbau noch lange überdauern wird. In ihm ſind noch mehre Gemächer benutzt. Sehenswerth iſt im Glockenhäuschen am Berge eine wegen ihres hohen Alters ausgezeichnete Glocke mit kunſtloſer Mönchsſchrift; ſie wurde nicht weit von hier auf einer Wüſtung ausgegraben. Liebenſtein beſitzt eine ganz neue, in trefflichem Styl aufgeführte impoſante Kirche.

Das Thal führt uns auf der ſchönen Chauſſee am Ufer der Wilden-Gera zwiſchen den ſteilen, meiſt nackten Kalkbergen in einer halben Stunde nach dem Städtchen Plaue, und kurz vor demſelben vereinigt ſich die Wilde- oder Kleine- mit der Großen-Gera. Im Sommer verliert auf dieſer Strecke die Kleine-Gera ihr Waſſer oft faſt ganz, das in die Klüfte der Muſchelkalkformation verſiegt. Ehe wir den Vereinigungspunkt beider Gera'n erreichen, haben wir dicht am Fuße der linken Berge (der Kellerberge) noch eine intereſſante Naturmerkwürdigkeit zu betrachten. Dies iſt das ſogenannte Feiſpring. In einer niſchenförmigen Einbiegung in den Berg ſpringen eine Menge Quellen unter den vorragenden

Felsplatten mit ſolcher Mächtigkeit hervor, daß ſie erſt zwei kleine Teiche und dann ſogleich einen ziemlich ſtarken Bach bilden, der eine große Schneidemühle, eine Mahlmühle und eine Papiermühle treibt und dann unterhalb des Städtchens in die Gera fällt. Die Volksſage bringt das Geſpring mit den Teufelskreiſen auf dem Schneekopfe in Verbindung, doch ohne alle Wahrſcheinlichkeit.

Die Kuppe des Schneekopfs beſteht aus rothem Horſteinporphyr, der Beerberg, Langenrain und die übrigen Berge und Thäler, wo die Wilde-Gera entſpringt, geben Hornſtein-, Thon- und Jaspis-Porphyr, der in regelmäßigen Lagen mit einander abzuwechſeln ſcheint. In den höhern Berggegenden findet man überall auch Kugelporphyr. Im Schmückegraben, Langengraben, Schneetiegel liegt er oft in loſen Kugeln zu Tage, die man daher ſonſt gewöhnlich Schneekopfskugeln nannte. Bei einem Durchmeſſer von 2 bis 6 Zoll ſind ſie meiſt hohl und dann mit Quarz-, Amethyſt- und Citrinkryſtallen ausgefüllt, die gewöhnlich auf Achat, Chalcedon oder Hornſtein ſtehen. Bisweilen fehlen die Kryſtalle und dann ſind die Wände der Druſe mit Quarzrinde, Braunſteinocker oder rothem Eiſenram überzogen. Bei Dörrberg und Lütſche wechſelt der graulichweiße und röthlichweiße Porphyr mit dem Mühlſteinporphyr ab, und iſt am Eckardskopf um einen rothbraunen Jaspisporphyr, der ſich auch im Grunde der Lütſche und an einigen andern Punkten zeigt, hergelagert. Beim Schwarzburger Forſthaus beginnt die Bunte-Sandſteinformation, welche zwiſchen Gräfenroda und Liebenſtein von der Muſchelkalkformation übermächtigt wird.

Das Thal der Großen-Gera.

Vom Schneekopf aus zieht ſich nördöſtlich zwiſchen den Quellen der Kleinen- und der Großen-Gera ein hoher Berg „die Goldene-Brücke“ hinab. An ſeiner ſüdlichen Wand, dem Grunde der Freibäche (Quelle der Ilm) zugekehrt, ſteht nicht weit von dem Wirthshauſe „die Schmücke“ der ſchöne und maleriſche Fels „der Sachſenſtein“, ein in mehre Theile zerklüfteter Porphyrkoloß. An die Goldene Brücke ſchließt ſich der Gehlberg, auf deſſen Rücken, dem Grunde der Großen-Gera etwas näher als dem der Kleinen-Gera (das ganze Zwiſchengebirge iſt keine halbe Stunde breit), das gothaiſche Kirchdorf

Gehlberg, nach Oberhof das höchſte Dorf im gothaiſchen Lande und im nordweſtlichen Thüringerwalde (1890 Fuß); es zieht ſich in der Mitte grüner Wieſen und einigen Kartoffellandes, und weiter vom Kranze grüner Berge umgeben, ſehr maleriſch an der aufſteigenden Berghöhe empor. Weithin leuchten die über dem Dorfe gelegene weiße Kirche und das ſtattliche Forſthaus. Es beſtehen hier zwei Glashütten, an denen eine Anzahl Einwohner Theil haben; doch iſt jetzt nur eine davon im Gange, weil für die andre von der Herzogl. Kammer kein Holz gewonnen werden kann. Auf 6 Stühlen werden ordinäre Trinkgläſer, Fläſchchen und andre weiße Hohlglaswaaren geblaſen; jährlich wird ohngefähr 7 Monate gefeuert und in dieſer Zeit für ohngefähr 4000 Thlr. Glas gefertigt. Früher belief ſich der Werth der jährlich gelieferten Waare weit über das Doppelte. Der Sand zum Glaſe wird bei der Dicken-Eiche zwiſchen Martinroda und Ilmenau gegraben.

Von demſelben Gebirgsarme kommen die Bauſteine zu den Oefen; die Häfen, worin die Maſſe ſchmilzt, machen die Glasmacher ſelbſt aus Coburger Thon, die Kühlhäfen kommen aus Böhmen. Von den in 40 Häuſern lebenden 307 Einwohnern ſind über 60 in der Glashütte, aber nicht anhaltend beſchäftigt. Andre Nahrungszweige ſind Bereitung von Feuerſchwamm, Aufſuchen des Lycopodium clavatum und annotinum (Bärlappſamen oder Alpmehl), Viehzucht, Waldarbeit, Köhlerei. Gehlberg wurde 1641 von den Glasmachern Holland und Schmidt, die aus dem Schwarzwald in Schwaben ſtammten, angelegt. Sie erhielten von Herzog Ernſt dem Frommen vielfache Begünſtigungen, wozu auch die Braugerechtigkeit gehört; 1749 hatte der Ort ſchon ſeine eigne Kirche und einen eignen Pfarrer; ſeit 1815 iſt ſie aber Filial der Kirche zu Gera. Seit einigen Jahren iſt in der Nähe des Orts ein Steinkohlenbergwerk im Gange.

Der fortlaufende Gebirgszug bringt uns zum Steinsberg oder der Steinswand, über welchen der Weg von Gehlberg nach Geſchwende geht. Links bleibt die bereits beſchriebene Altenburg, ebenfalls zu dieſem Zuge gehörig, liegen. Rechts iſt die Zolltafel oder der Arlesberg, an welchem das gleichnamige Dörfchen ſich nach dem Thale der Großen-Gera hinabzieht. Die Höhen der Buntſandſteinformation werden nun niedriger; da wo die Muſchelkalkformation eintritt liegt mitten auf dem Höhenzuge zwiſchen Gräfenroda und Gera

Geſchwende, ſchwarzburg-ſondershäuſ. Pfarrkirchdorf mit 66 Häuſern und 728 Einwohnern. Obgleich ein Rittergut hier iſt, ſo eignet ſich doch der Boden zum Feldbau nicht ſonderlich. Das jüngere Flötzgebirge ſtreicht nun in nackten, ſteilen Bergen der Vereinigung der beiden Gera'n zu. Ehe es dieſelben erreicht, liegt noch auf demſelben, näher dem Grunde der Großen-Gera,

Rippersroda, gothaiſch. Kirchdorf, Filial von dem $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Liebenſtein, mit 33 Häuſern und 111 Einw. Nach Plaue hat man $\frac{3}{4}$ Stunden.

Die Große-Gera entſpringt nahe an der Schmücke am Gehrweg, einem Thale, das ſich aus einem Sattelrücken neben dem Sachſenſteine herunter zieht, und um den Gabelbachskopf legt, an deſſen Fuße ſie in enger Schlucht eine zweite Quelle aufnimmt, die unter der Goldnen-Brücke zwiſchen der Ampelsburg und Sieſertsburg entſpringt und mit ihrem Grunde zuletzt den Gabelbachskopf von der Weſtſeite begrenzt. Der enge Grund wird nach ihrer Vereinigung ſumpſig und mühevoll zu paſſiren. Unter Gehlberg entſpringt die dritte Quelle, die nur einen ſehr kurzen Lauf hat. Der Grund wird erſt angenehm und erweitert ſich, wenn man die Floßteiche paſſirt iſt. Nun zieht er ſich als grüner Wieſenteppich faſt eine Stunde lang fort. Da der Weg von Arlesberg nach Gehlberg ſich an der linken Bergwand hinaufzieht, ſo iſt der Grund nicht ſehr wegſam. Von dieſer Seite fällt der Schwarzbach von der ſteilen Wand herab in die Gera. Man kommt an einer intereſſanten Felsbildung vorüber und eine freundliche Buchenwand zieht ſich links thalwärts. Rechts kommt aus einem ſchönen, aber ſehr einſamen Thale die Jugnitz, corrupirt Jetze, Wäſche, herab. Die Quellen der Jugnitz liegen am Schmidtſtein, in dem hohen und unwegſamen Gebirgszuge zwiſchen dem Thale der Großen-Gera und dem Thale der Ilm.

Wo die Jugnitz in die Gera fällt steht eine Schneidemühle, und nun wird das Thal wahrhaft reizend, und tritt endlich zwiſchen dem Schwarzenſtein, einem ſteilen, mit Felſen (aus Todtliegendem) geſchmückten Berge zur Rechten, und der Zolltafel (Berg) zur Linken, aus dem Gebirge. Hier, kurz vor dem Ausgangspunkte, liegt das Forſthaus, Stutzhaus genannt, welcher Name auch dem ganzen Dorfe Arlesberg beigelegt wird, in einer idylliſch ſchönen Umgebung. Links am Berge hinauf liegt, äußerſt maleriſch und wie auf Terraſſen höher und höher emporgebaut, das Dörfchen Arlesberg mit koſtbarer Ausſicht auf das zu ſeinen Füßen zu einer glänzenden Wieſenfläche ausgedehnte Gerathal, auf das große Dorf Gera im Hintergrunde, auf Geſchwende links und die hohe Elgersburg rechts. Nur von mäßigen Höhen umgeben, nimmt ſich die blumige Wieſenau des Gerathals hier entzückend aus. Aber eben ſo lachend ſtellt ſich von der entgegengeſetzten Seite oder den öſtlichen Höhen aus das ſchweizeriſche helle Arlesberg dar, hinter welchem das hohe Gebirge wie ein dunkler Hintergrund ſich aufthürmt.

Arlesberg, gothaiſch. Dorf mit 27 Häuſern und 202 Einw., Braunſteingräbern und Waldarbeitern. Der nette Gaſthof mit einigen andern Häuſern liegt im Thale am Ufer der blumigen Gera, die ſich von hier durch ihr ſehr breites wieſenbedecktes Thal nach dem ½ Stunde entfernten Dorfe Gera fortſchlängelt, das man immer vor Augen hat. Noch reizender iſt der Weg von

Gera heraufwärts nach Arlesberg und dem Gebirge zu, und von der lieblichſten Thalanmuth bis zur wilden Schönheit des engen Gebirgsgrundes hat man dann nur wenige Schritte.

In Gera fällt von der rechten Seite der Körnbach in die Gera. Dieſes kleine Waſſer entſpringt an der Nordſeite des Bergzugs zwiſchen der Gera und Ilm, am Rumpelsberge, und fällt in einem ſteilen Grunde hinab. So klein dieſer Grund bis zu ſeinem Ausgange aus dem Gebirge iſt, ſo hoch romantiſch machen ihn ſeine Felſen, die von ſeltener ſchöner Form und herrlich gruppirt ſind. Am Ausgange des Grundes ſtehen zwei wahrhaft klaſſiſche Felſen mit den ſchönſten Abſtufungen und Windungen, Vorſprüngen und Zacken, theils glatt, theils von Vegetation überwuchert und mit Fichten bepflanzt. Die Schönheit des Körnbachs (ſo heißt auch der Grund) zu vollenden, liegt zwiſchen den beiden Eingangsfelſen eine einſtockige Maſſemühle der Elgersburger Porzellanfabrik, einem Schweizerhauſe ſehr ähnlich. Hinter der Mühle ein kleiner, ebener, mit Bäumen bepflanzter, ſchattiger Platz, zu beiden Seiten von den ſchroffen Felſen, hinten vom aufſteigenden Berge überragt. Hier ſpringt aus der rechten Felſenwand eine der köſtlichſten, reinſten und friſcheſten Quellen, das reizendſte, lieblichſte Kind dieſer Porphyrberge. Sie ſprudelt, ſinnig gefaßt und geziert, doch nicht überladen, ſondern im einfachen Geſchmacke der Natur, in ein kleines Becken von weißem Schwerſpath, ebenfalls wenig bearbeitet, Moos und Bergblumen umrahmen ſie und nicken in ihren Spiegel. Ein Schildchen über der Röhre im Felſenblocke befeſtigt, ſagt uns, daß ſie „Jenny-

Quelle" heiße *). Der Fels, der ſich über ihr und der Mühle als rechte Thürpfoſte des kleinen ſüßſtillen, lieben Grundes erhebt, heißt der Dröſeſtein, zum Andenken eines um die Errichtung der Elgersburger Porzellanfabrik verdienten Mannes, Namens Dröſe, dem eine hoch in einer Felſenniſche ſtehende Votivtafel und ein Aſchenkrug geweiht ſind. Der Dröſeſtein iſt durch künſtliche Stufen zugänglich gemacht. Das prächtige Felſenhaupt gegenüber an der linken Thalſeite führt den erhabenen Namen „Goetheſtein", und von ſeiner Stirne leuchtet der Name „Goethe" in großen vergoldeten Lettern auf einer aus Eiſen gegoſſenen, in den Felſen genieteten Tafel in das grüne Thal hinab. Goethe brachte einige Nachmittagsſtunden ſeines 82. Geburtstages, des 28. Auguſts 1831, mit einigen Freunden hier zu, und ſchrieb ſeinen Namen in das Stammbuch des Körnbaches, welches in der Maſſemühle für die Beſucher des reizenden Felſengrundes liegt. Zum Andenken an dieſen Beſuch wurde der Fels mit ſinniger Pietät Goetheſtein getauft. Auch ihn erſteigt man auf gewundenem Felſenpfad von einem Vorſprunge zum andern, bis man ſeinen ragenden Gipfel erreicht, auf welchem ein rundes Tempelchen aus rohen Baumſtämmen mit Gezweig durchflochten und mit Tannenreis und Schaalen gedeckt, ſteht, und ſteinerne Sitze, in deren

---

*) Ich hatte die Ehre, die köſtliche Jenny-Quelle an einem heitern Julinachmittage 1840, umgeben von einer ſehr gebildeten Geſellſchaft, der vorzüglich viele liebenswürdige und reizende Damen angehörten, mit einem von mir geſprochenen Gedichte einzuweihen und zu taufen. Eine angeſehene Familie von Hamburg, die die Elgersburger Waſſer gebrauchte, hatte ſie dekoriren laſſen, und gab ihr den Namen einer im fernen Schottland verheiratheten Tochter.

Mitte ein Tiſch, rundum zur Raſt einladen. Von dieſem Punkte hat man eine freundliche Ausſicht auf das Gerathal, Gera und die daſſelbe umgebenden Berge, auch nimmt ſich der ſchief gegenüber liegende Todtenſtein mit ſeinem Tempelchen auf dem runden Scheitel ſehr maleriſch aus. Von dieſem Felſen bergwärts ziehen ſich an der Weſtſeite des Körnbachs in ganz geringer Entfernung von einander ſieben bis acht ſolcher Felſenbildungen, herrlich gebildete Steinkoloſſe, immer einer ſchöner und reizender als der andre, hin, prächtige Stirnen, vorſpringende Zacken, aufgethürmte Klötze, dazwiſchen ein Promenadenweg, der zu allen führt, oft über ihren Scheitel, oft dicht unter ihrer ſchroffen Wand weg; einige hängen über und bilden ein Dach, andre ſchießen jäh in den Grund ab. Das Ganze bildet ein romantiſches Felſenlabyrinth, das man in einer halben Stunde nach allen Felſen hin durchwandern kann *). Unten im Grunde unter dieſer kleinen Felſenſtadt liegt, einige hundert Schritte über der Maſſemühle, an die rechte Bergwand angebaut, die Damendouche der Eigers-

---

*) Ich hatte die Idee, den kleinen Körnbachsgrund „das Dichterthal" zu taufen, und den einzelnen Felſen die Namen unſrer Dichterheroen beizulegen; denn wenn irgend wo, ſo iſt hier die Eigenthümlichkeit der deutſchen Poeſie und ihre gemüthliche Romantik in Wald und Fels, Berg und Quell zur Erſcheinung gekommen. Den höchſten und oberſten Felſen wollte ich Karl-Auguſt Stein nennen, zu Ehren des großen Sachſenfürſten, einmal als Pfleger und Beſchützer der deutſchen Dichterfürſten, dann auch, weil der edle Herzog von Weimar in ſeiner Jugend ſich einmal in dieſem Felſenlabyrinth verirrte und auf einer Felſenzacke ſtehend, wie Kaiſer Max auf der Martinswand, nicht wieder herab konnte. Auf ſeinen Hülferuf erſchien auch ihm ein Knabe, der ihn herab führte. Dieſer Retter des Fürſten lebt noch in Elgersburg. Gewiß verdient der Felſen ſeinen Namen, und ich habe die Idee noch nicht aufgegeben.

burger Kaltwaſſeranſtalt, eine koſtbare Stelle zu einem Badehauſe, in welchem die Nymphe des Quells, in dieſen Felſen wohnend, ihren kühlen, labenden, flüſſigen Kryſtall auf ihre hülfsbedürftigen menſchlichen Schweſtern plätſchernd ausgießt. Wenn der Körnbach mit ſeinen Felſen und Quellen, mit ſeinem Badehäuschen mehr bekannt wäre, viele gefühlvolle, für Naturſchönheiten empfängliche Damen würden ſchon deshalb die Elgersburger Anſtalt beſuchen, und gewiß hier an Leib und Seele erfriſcht und geſtärkt werden.

Das eine Viertelſtunde lange Thal des Körnbachs bis nach Gera iſt ſehr heiter und angenehm.

Gera, großes und anſehnliches gothaiſch. Pfarrkirchdorf mit 150 Häuſern und 943 Einwohnern, liegt an beiden Seiten der Großen-Gera. Nahrungszweige ſind ſtarke Viehzucht, Ackerbau, Waldarbeit, Braunſteingräberei, Handwerke aller Art. Die Harzſcharrer, Pechſieder und Kienrußbrenner bilden eine beſondere Gewerkſchaft. Es ſind hier mehre Pech- und Kienrußhütten, Potaſchenſiedereien, einige Mahlmühlen, eine Papier-, eine Oel-, eine Schneidemühle, eine Ziegelhütte ꝛc., zum Beweis, daß der Ort nahrhaft und blühend iſt, was ſein übriges Aeußere auch hinlänglich kund giebt. Sehenswerth iſt die hieſige Kirche, eine der ſchönſten und freundlichſten im Lande.

Gleich unterhalb Gera, wo die jüngere Flötzformation beginnt, verengt ſich das Gerathal wieder, eine Erſcheinung, der wir nun ſchon oft begegnet ſind. Eine Viertelſtunde vom Orte liegt noch eine Mühle, über welcher ſich rechts der ſteile Weißenberg zu erheben beginnt. Am obern Theile dieſer Bergwand ziehen ſich merkwürdige Klüftungen im Muſchelkalk, der nach dem Thale zu prächtige Felſen bildet, faſt eine Viertelſtunde lang hin; ſie führen den Namen der Angelröder Felſenkammern, Felſenlöcher, Zwergels- (Quergels-) Löcher. Die Muſchelkalkmaſſe, die den Berg als Krone ziert, ſcheint wie von einem Erdbeben der Länge nach geſpalten und von einander geriſſen zu ſein, ſo daß ſich eine tiefe Kluft gebildet, die an manchen Stellen 8 bis 10 Fuß breit, an andern ſchmäler, wie ein Gang ſich dehnt, deſſen Sohle ſich bald bedeutend hebt, bald wieder ſteil ſenkt. Doch kann man mit einiger Mühe die ganze lange Kluft von Anfang bis zum Ende durchwandern. An einer Stelle beträgt die Tiefe wohl gegen 60 Fuß, und da die Kluft hier auch am breiteſten iſt, die Wände ſich ſehr maleriſch geſtalten und mit hohen Fichten bewachſen ſind, deren Wipfel nur über die Kluft emporragen, ſo hat man hier einen romantiſchen Felſenſaal, der am Thüringerwalde ſeines Gleichen nicht hat. Daß man die Kluftſpalte oben überſpringen könne, wie in andern Büchern behauptet wird, iſt nicht wahr; daß man die Wipfel der unten ſtehenden oder in den Wänden wurzelnden Bäume oben mit Händen greifen könne, ebenfalls nicht; auch wuchert kein hohes Farrenkraut darin, vielmehr iſt der ganze Boden mit Steingerölle bedeckt. Wenn die Menſchenhand etwas aufräumte und nachhülfe, ſo könnte hier mit geringen Koſten eine ungewöhnlich ſchöne Partie geſchaffen werden; denn die Blicke von den Häuptern der vordern Felſen in das Gerathal und auf das Gebirge, vorzüglich nach dem Schneekopf hin, ſind überraſchend. Die Volksſage weiß viel von einem Zwerggeſchlecht, vom Volksmunde Quergel genannt, zu erzählen, Wichtelmännchen, Hütchen, welche die Klüfte und Höhlungen bewohnt haben, und von welchen man denſelben den Namen gegeben. — Auf dem Kamme des Berges fort läuft ein Weg nach Angelroda hinab. Eben dahin führt auch das Gerathal in angenehmen Windungen, ſo daß man das Dorf mit ſeinem alten Herrenhauſe erſt erblickt, wenn man demſelben ſehr nahe gekommen iſt.

Angelroda, ſchwarzb. rudolſtädt. Pfarrkirchdorf mit 67 Häuſern und 350 Einwohnern. Das gute Anſehen der Häuſer verräth den Wohlſtand des Ortes, der durch Viehzucht, Ackerbau, Holzarbeiten und Fuhrweſen erſtrebt worden iſt. Das Schloß der Herren von Witzleben, denen das hieſige Rittergut gehört, iſt wegen ſeiner alterthümlichen Bauart ſehenswerth. Der große ſchöne Gaſthof iſt ſehr maleriſch an eine hohe Felſenwand an-, zum Theil hineingebaut. Im Felſen iſt der hohe, ſehr geräumige Felſenkeller der dem hieſigen Biere einen vorzüglichen Werth giebt. — Angelroda iſt ſehr alt und kommt urkundlich ſchon 948 vor, wo es vom Könige Otto I., dem Großen, an das Kloſter Hersfeld vertauſcht wurde. Von Angelroda iſt das Gerathal ein angenehmer Wieſengrund, zu heſſen Seiten die ſteilen, kahlen, eckigen, nicht hohen Muſchelkalkberge ſtehen, und das ſich mehr und mehr erweitert. So erreicht man nach einer Stunde Plaue. Kurz vorher mündet der Martinröder Grund in das Gerathal, und führt der Gera das Martinröder Waſſer zu.

Das Martinröder Waſſer entſpringt zum größten Theil nicht im hohen Gebirge, ſondern in dem bedeutenden Buntſandſteinvorgebirge, welches ſich zwiſchen der Gera und Ilm nordöſtlich erhebt, und der Martinröder-Berg heißt. Die einzigen aus dem Porphyrgebirge kommenden Quellen des Martinröder Waſſers ſind die weſtlichſten und rinnen aus dem Steigerthal und Moorthal über Elgersburg herab, und fließen in einem flachen, aber ſchönen Wieſengrunde nach Martinrode; ein zweites Bächlein entſpringt über Roda, durchfließt das Dorf, ſpeiſ't den Rodaer Teich und ſchlängelt ſich durch einen ebenfalls lieblichen Thalgrund, der in den bewaldeten Sandſteinbergen ſogar eine romantiſche Färbung erhält, Martinroda zu: dies iſt der Reichenbach oder die Trockene. Ein dritter iſt der Titterwind, ein Bach, der unter dem Dorfe Heida entſteht; endlich das Waſſer des großen Martinröder Stollen, deſſen Mundloch ſich im Dorfe befindet, und durch welchen die Waſſer aus den Ilmenauer Bergwerken abgeführt wurden, der aber in Verfall gerathen iſt, wodurch die unterirdiſchen Waſſer gehemmt und die Wieſen über Martinroda verſumpft werden. — Von Martinroda läuft das Waſſer im engen Grunde fort und läßt das Dorf Reußis zur Linken auf der Höhe liegen, bis es nach einer Stunde bei Plaue in die Gera fällt.

Plaue, ſchwarzb. ſondershäuſ. Städtchen am Zuſammenfluſſe des Spring, der Kleinen- und Großen-Gera und des Martinröder Waſſers, hat 125 Häuſer und 805 Einw. Mit ſeinen meiſt ſchönen Häuſern, ſich theils am nördlichen Berghange hinziehend, theils im Thale verſtreut, darüber die maleriſche Ruine der Ehrenburg ſich erhebend, im weiten, grünen, waſſerreichen Thale, mit

Gärten und Obſtbäumen gefüllt, und im großen Bogen von den nackten ſteilen Flözbergen umlagert, giebt Plaue ein Landſchaftsbild der ſüßeſten Befriedigung. Lange hält es den entzückten Blick gefeſſelt und zieht den ſcheidenden immer wieder zurück. Das Städtchen treibt viel Viehzucht, wenig Ackerbau, hat die gewöhnlichen ſtädtiſchen Handwerke, und außer mehren beträchtlichen Mahlmühlen eine Papier-, eine Schneidemühle und eine bedeutende Porzellanfabrik. Ausgezeichnete Gebäude ſind außer der Kirche, der Kapelle, dem Rathhauſe nicht hier; deſto ausgezeichneter iſt die Ruine des alten Bergſchloſſes Ehrenburg, auch das Plauiſche Schloß genannt, die dicht über dem Städtchen auf einem nicht hohen, aber ſteilen Berge an der linken Thalſeite liegt. Ein hoher viereckiger Thurm, von derſelben Bauart wie der nur eine halbe Stunde entfernte zur Liebenſteiner Ruine gehörige, ſcheint dem Zahne der Zeit noch lange trotzen zu wollen. Die Ruine iſt zum Theil noch gut erhalten und kann ohne Gefahr beſucht werden. Man genießt von ihrem Berge aus eine höchſt reizende Ausſicht auf den ſogenannten Plaueſchen Grund, das faſt zwei Stunden lange Thal der Gera von Plaue bis Arnſtadt, wegen ſeiner lieblichen Schönheit berühmt und viel beſucht, auf die gegenüber liegenden Reinsberge mit den kargen Ueberreſten der Reinsburg, und auf das hohe Gebirge. — Außer dem ſchon beſchriebenen Spring am Fuße der Kellerberge iſt die Salzquelle auf der entgegengeſetzten Seite des Städtchens merkwürdig. Sie fließt im ſogenannten Salzgraben mit einer ſolchen Mächtigkeit aus der Erde hervor, daß ſie ein Rad umtreiben könnte, und ergießt ſich gleich darauf in die Gera. Nach einem zwiſchen den beiden ſchwarzburger Fürſtenhäuſern beſtehenden Vertrage darf ſie, um der Frankenhäuſer Saline nicht zu ſchaden, nicht benutzt werden.

Das Dörſchen Plaue gehörte im 12. Jahrhundert den Herren von Witzleben, die es ſpäter an die Grafen von Schwarzburg verkauften. Die Ehrenburg wurde 1324 vom Grafen Heinrich von Schwarzburg, Vormund des jungen Landgrafen Friedrich II. von Thüringen erbaut, mit Erlaubniß des Landgrafen Friedrich I. „aus ſonderlicher Freudſchaft und Gunſt“, aber Friedrich I. (der Gebiſſene) befand ſich damals ſchon ſeit 2 Jahren im Zuſtande gänzlicher Geiſtesapathie und ſtarb in demſelben Jahre. 1335 kommt Plaue ſchon als Stadt vor, welcher Kaiſer Ludwig der Baier einen Wochenmarkt verleiht. Das alte berühmte Salzwerk hier ging im 16. Jahrhundert ein; die Volksſage erzählt, die Salzquelle ſei von einem leichtfertigen Salzknechte mit einem ſeidenen Rocke verſtopft worden; 1738 machte man einen vergeblichen Verſuch, es wieder herzuſtellen. Plaue hat von Feuersbrünſten oft und viel gelitten. Früher lag es im Thale, wo noch die Kirche ſteht, wurde aber im 14. Jahrhundert gänzlich eingeäſchert und dann an den Berg gebaut, brannte aber 1524 abermals gänzlich ab. Wiederum aufgebaut, blieben nach zwei entſetzlichen Bränden, 1638 und 1640, die das Kriegsvolk im dreißigjährigen Kriege verurſachte, nur 20 Häuſer verſchont. Der letzte nicht unbedeutende Brand traf Plaue im Jahre 1827. Von Plaue fließt die Gera durch den reizenden Plaueſchen Grund nach

Arnſtadt, wohin man nach 1½ Stunde auf der ſchönſten Chauſſee gelangt. Dieſe Chauſſee führt von Plaue über Reuſiß und Martinrode nach Ilmenau.

Zwiſchen Arnſtadt und Erfurt bei Molsdorf nimmt die Gera die Apfelſtedt auf, durchſtrömt dann die ehrwürdige Hauptſtadt Thüringens, und ergießt ſich, nachdem ſie mehre Stunden weit in zwei Arme getheilt war, in die Unſtrut.

An der Goldenen-Brücke über den Geraquellen zeigt ſich überall der Kugelporphyr und zahlloſe dieſer Kugeln liegen zu Tage. An der tiefer liegenden Ampelsburg ſindet man einen ziegelrothen Porphyr, mit zahlreichen, oft einige Zoll langen Feldſpathkryſtallen. Unter den Floßteichen im engen Grunde beginnt ſchon das Todtliegende, welches eine bedeutende Steinkohlenformation mit Thonſchiefer überdeckt. Die Steinkohlenlager ziehen ſich am Gehlberg hinab, wo auf ſie ein Bau betrieben wird. Weiter unten ſtrebt der Porphyr wieder unter dem Todtliegenden hervor, aber am Eingange des Grundes beſtehen die Felſen zu beiden Seiten aus letzterem. Bei Arlesberg hört das hohe Gebirge auf und der Buntſandſtein zieht ſich bis Gera, ſtreicht aber dann nach Martinroda immer mächtiger hinüber. Unter Gera lagert ſich ſogleich der jüngere Flözkalk darüber.

Der Bergzug zwiſchen dem Thale der Großen-Gera und dem Thale der Ilm.

Einer der Bergzüge, welche der Schneekopf von ſich ausſtrahlt, geht über die Schmücke, zwiſchen den Quellen der Großen-

Gera und denen der Ilm hinab. Auf ihm ſteht hoch oben zunächſt der Schmücke die maleriſche Felſenpartie des Sachſenſteins, dann tritt die Spielmannsleite (Berg) hervor; vorher geht am Gehrweg die oberſte Geraquelle hinab, nachher zieht ſich das Silberthal in ſüdlicher Richtung hinab, dann kommt man zur Wilhelmsleite (Berg) und über den Hirſchberg. Nun theilt ſich der Bergzug in zwei Hauptarme, der nach Weſten hat den Schmidtſtein, Mittelsberg, Rumpelsberg, dazwiſchen geht der Grund der Jugnitz hinab, und den Hohewartekopf; der nach Oſten hat die Manebacher Höhe, den Steiger, den Heidelberg, den Spiegelsberg, den Hangeberg, die lange Sturmhaide (Berg). Zwiſchen den beiden Bergzügen liegen enge einſame Gründe, durch welche kaum Fußpfade führen. Ueber den öſtlichen Höhenzug, ſeiner Länge nach, führt ein bequemer und ſehr intereſſanter Weg von der Schmücke nach Ilmenau, aus welchem ein andrer links ab nach Elgersburg läuft. Quer darüber führen die Wege von Gehlberg nach Stützerbach, von Gehlberg nach Manebach, von Elgersburg nach Manebach, von Roda nach Manebach. Im weſtlichen Arme am Mittelberge, Schmidtſtein, Möncherwald, Schwarzbach und Rumpelsberge liegen die berühmten Braunſteingruben, denen in Elgersburg und andern umliegenden Orten Viele ihren Unterhalt und Manche ihren Wohlſtand verdanken. Es ſind ihrer an zwanzig, die mehr oder minder lebhaft betrieben werden. Von der Höhe des Berges führen ſenkrecht getriebene Schächte in die Gruben, die den ſtreichenden Braunſteingängen folgen. Dieſe liegen im Porphyrgebirge und die Erzmaſſen werden durch Sprengen mit Schießpulver und durch Losbrechen mit Hammer und Hacke gewonnen. Der Porphyr, welcher die Braunſteinerze (Mangan) umgiebt, iſt von röthlicher Farbe und nicht beſonders feſt, der ihm beigemiſchte Feldſpath meiſt zu einer thonartigen Maſſe zerſetzt. Es giebt verſchiedene Arten von Braunſtein: der harte oder Stahlknoten genannt, rein am meiſten in Glasfabriken als Zuſatz gebraucht, um die durch Eiſenoxydul erzeugte grüne Farbe der Glasmaſſen zu entfernen, der Centner koſtet circa 1 Thlr.; der ſtrahlige oder ſternförmige, von Töpfern und zur Chlorfabrikation gebraucht, der Cntr. 2—5 Thlr., je nachdem er rein oder mit anderm, mit Erdarten oder eiſenhaltigem Geſtein gemiſcht iſt; der Schwarzeiſenſtein, Braunſtein mit Eiſenerzen gemiſcht, wird in Eiſenſchmelzhütten dem Eiſenſteine beigemiſcht, die ganze Fuhre koſtet 12 Sgr. Außerdem liefern die Poch- und Schlemmwerke (ein ſolches liegt oben an der Jugnitz) in welchen die fremdartigen Theile durch Zerſchlagen in kleine Stücke und Schlemmen mit Waſſer ausgeſchieden werden, noch verſchiedene Sorten. Dieſes Erz, was vor 50 Jahren noch keinen Werth hatte, wird jetzt mit dem größten Vortheil zur Glasfabrikation, zur Töpferei, zu den Schmelzfarben und Laſuren, zu chemiſchen Bleichen des Garns, der Leinwand, des Kattuns, des Papiers, zum Eiſenſchmelzen, zur Chlorfabrikation und zu andern chemiſchen Zwecken verwendet.

Zwiſchem dem Rumpelsberge und Steiger zieht ſich der ſchon beſchriebene Körnbach mit ſeiner herrlichen Felſenſchlucht herab. Von hier nach Arlesberg weſtlich hat man nur eine gute Viertelſtunde Wegs am Fuße des Gebirgs hin, nicht ſo weit öſtlich nach

Elgersburg, ein ſchöner Pfad, auf welchem man zur Linken eine Bergleite mit dem majeſtätiſchen Todtenſtein, einem runden bauſchigen Felſen aus Todtliegendem liegen läßt, auf deſſen Scheitel ein offener überdeckter Altan in Form eines Tempelchens ſteht. Iſt man auf der Höhe angelangt, ſo liegt das maleriſche Schloß Elgersburg auf ſeinem hohen Porphyrfelſen vor uns, zu ſeinen Füßen der Ort mit den vielen ſchönen, faſt ſtädtiſch gebauten Häuſern.

Elgersburg, gothaiſch. Pfarrkirchdorf mit 90 Häuſern und 720 Einwohnern, die ſich von Braunſteingräberei, Waldarbeit, Viehzucht, etwas Ackerbau (meiſt nur Kartoffelbau) und in der hieſigen bedeutenden Porzellan- und Steingutfabrik nähren. Auch ſind 4 Kienrußhütten und eine, eine Strecke unterhalb des Ortes gelegene, zu Gera gehörige Ziegelei hier. Die neue, ziemlich ſtark beſuchte Kaltwaſſerheilanſtalt bringt natürlich dem Dorfe ebenfalls bedeutende Vortheile ein. Die große, ſchöne, helle Porzellanfabrik und das geräumige moderne Kurhaus ſind die Zierden des Orts. Beide liegen, aneinander grenzend, dicht am öſtlichen Fuße des Schloßberges. Die Krone des Ortes aber iſt die ragende, äußerſt maleriſche Burg. Sie hat ſeit kurzem durch Anlagen viel gewonnen, und ein von der Herzogl. Kammer zu Gotha beabſichtigter Bau wird ihr noch mehr Schönheit und Bequemlichkeit verleihen. Sie ſoll nämlich ganz renovirt, wüſte Gemächer wohnlich gemacht und ſpäter ſogar ein Seitenflügel erhöht werden. Die dadurch gewonnenen Räumlichkeiten werden zum Beſten der Badegäſte verwendet werden, wie dies ſeit einigen Jahren mit den jetzigen bereits der Fall war. Das Schloß beſteht jetzt aus einem untern und obern Theil. Hier erhebt ſich das Hauptgebäude, ein altes ſteinernes Haus mit zwei Stockwerken, die Zimmer darin ſind hoch und geräumig. Im obern Stock befindet ſich auch ein Saal. Den untern Theil zeichnen zwei nahe an einander ſtehende Thürme, ein runder und ein höherer viereckiger, aus. Die übrigen nördlich und öſtlich ſich herumziehenden Gebäude ſind weit niedriger als das Ritterhaus im obern Theil. Auf dem Schloßberge, unmittelbar unter dem Schloſſe nach Norden, ſteht eine Douche, die ihr Waſſer aus dem Schloßbrunnen erhält. Die Ausſicht von dieſem Punkte, ſo wie aus den Fenſtern des hohen Hauſes feſſelt Auge und Herz. — Das Kurhaus beſteht aus zwei ſtattlichen Gebäuden; im vordern findet man die Wohnzimmer der Badegäſte, im hintern einen hellen, geräumigen, einfach-ſchönen Saal, worin die Badegeſellſchaft ſpeiſ't und ſich zur Unterhaltung und zum Vergnügen verſammelt. Die klaren, kalten Bergwaſſer ſpringen im Hauſe in die großen Wannen. Um das Haus ſind einige freundliche Anlagen, auch iſt der zur Porzellanfabrik gehörige ſchöne Garten vom freundlichen Beſitzer mit großer Liberalität den Gäſten geöffnet. Schöne Partien, die die Gäſte häufig beſuchen, ſind der Wolfsſtein, ein Felſenaltan am nördlichen Bergkopfe des Heidelbergs, gerade über dem Dorfe, in welches man herabſieht; dieſe Felſenplatte gewährt eine ſehr wohlthuende Ausſicht nach Weſten, Norden und Nordoſten; das Steigerthal, weſtlich unter dem Wolfsſtein, mit ſeinen köſtlichen Quellen und einer kleinen Fontaine, ein ſchattiger heimlicher Waldgrund; die Steigerhöhe, eine Waldwieſe auf dem Gipfel des Steigers mit bezauberndem Blick auf den ganzen Manebacher Grund bis nach Ilmenau hinab, auf Manebach und Kammerberg zu unſern Füßen, die ſich am Berghange und im Thale wie Schweizerdörfer ausnehmen, den Ilmgrund hinauf nach Stützerbach zu, und auf den gegenüber liegenden Kickelhahn und Hermannſtein; das Moorthal, wo eine Männerbouche am Ausgange des Steingründchens zwiſchen dem Heidelberg und dem Spiegelsberg ſteht, eine zweite iſt in demſelben Grunde weiter oben unter dem majeſtätiſchen Spiegelsſtein. —

Die ragende, ihre Umgegend gebieteriſch beherrſchende Elgersburg iſt eins der älteſten Bergſchlöſſer in Thüringen. Zuerſt beſaß es eine adlige Familie, die ſich danach ſchrieb, und von der es im 13. Jahrhundert an die Grafen von Käfernburg und Schwarzburg kam. Dieſe verkauften Schloß und Dorf 1284 an die Grafen von Henneberg, von dieſen ging es in der Mitte des 14. Jahrhunderts an die Landgrafen von Thüringen über. 1437 kauften es die Herren von Witzleben, deren Eigenthum faſt die ganze Umgegend wurde. Im Beſitze dieſer berühmten Familie blieb Elgersburg bis zum Jahre 1800, wo es die Herzogl. Kammer in Gotha durch Kauf an ſich brachte und die zerſchlagenen Ländereien den Dorfbewohnern in Erbpacht gab. Von dieſer Zeit datirt ſich Elgersburgs Wohlſtand. Die Herren Arnoldi und Madelung in Gotha kauften die Gutsgebäude und legten 1809 die treffliche Emilian- und Steingutfabrik an. Das Emilian iſt ein feines milchweißes Steingut, dem Porzellan ähnlich, doch geringer, und erhielt den Namen zu Ehren des Herzogs Emil

Auguſt von Gotha. Es wird jetzt nicht viel mehr gefertigt, deſto mehr ausgezeichnetes Porzellan. Die Herren Gebrüder Arnoldi ſind jetzt die alleinigen Beſitzer. — Die Kaltwaſſerheilanſtalt wurde hier 1836 gegründet und ging aus einem ruſſiſchen Dampfbade hervor, was 1830 hier entſtanden war. Der Unternehmer iſt Jacob Gräſer, Einwohner von Elgersburg; der Begründer Dr. Martiny, jetzt Vorſteher der Kaltwaſſerheilanſtalt zu Liebenſtein.

Von Elgersburg führt der Weg am Fuße des hohen Gebirges in ¾ Stunden nach

Roda, weimar. Pfarrkirchdorf am nördlichen Fuß des Hangebergs und der Sturmhaide. Die in 72 Häuſern lebenden 397 Einwohner ſind Viehzüchter, Waldarbeiter, größtentheils aber Nagelſchmiede, weshalb der Ort auch Nagelroda (Finnroda) genannt wird. Der Reichenbach oder Steinbach, oder die Trockene, entſpringt über dem Dorfe in einem Grunde, das Roda'ſche Loch genannt, geht von hier hinab und fließt, mit dem Elgersburger Waſſer vereinigt, nach Martinroda. In der Nähe, und vorzüglich am Elgersburger Wege, liegen viel alte Bergwerkshalden und tiefe trichterförmige Erdfälle, verfallene Schächte und andre Spuren des einſt hier wichtigen Bergbaues. Am Hangeberg über Roda liegt der Schwalbenſtein mit Ausſicht auf den reizvollen Manebacher Grund. Auf ſeinem Gipfel ſtand ſonſt ein Häuschen, in welchem Goethe in ſeiner Jugend oft verweilte, und worin er, ſeiner eignen Ausſage nach, die erſte Idee zu ſeiner Iphigenie faßte und ausführte.

Wie von Elgersburg der Bergzug niedriger fortſtreicht und über Gera den Weißenberg mit den Kammerlöchern bildet, ſo von Roda ein weit bedeutenderer Zug eines ſich zu beträchtlicher Höhe erhebenden Buntſandſteingebirges nördlich nach Martinroda und öſtlich nach Heida, Unter- und Oberpörlitz, ſich über drei Stunden lang fortziehend, bis in die Gegend von Stadtilm auf der einen, und bis Arnſtadt auf der andern Seite. Doch legt ſich nach 1½ Stunden die Muſchelkalkformation über den bunten Sandſtein her, und bildet kahle Berge. Dies iſt das bedeutendſte Vorgebirge des Thüringerwaldes. Auf ihm entſpringt die Wipfer oder Wippra bei dem Dorfe Oberpörlitz und ſcheidet, das Wipferthal bildend, das Vorgebirge in zwei Arme. Zur Linken iſt der Martinröder Berg (auch Rothe-Heide genannt), über welchen die Chauſſee von Ilmenau nach Arnſtadt führt, der Veronica oder Frohnberg mit ſeiner Felſenwand über Martinroda, dann die Heidaer-Berge, und an dieſe ſich anſchließend die Reinsberge, ſteile, nackte Höhen der jüngern Flözformation, Plaue gegenüber, und die rechte Thalwand des Plaueſchen Grundes nach Arnſtadt zu bildend. Ihr letztes Glied iſt die Altenburg bei Arnſtadt. — Auf dem Martinröder Berge, dicht an der Chauſſee, ſteht die Dicke-Eiche. Dieſer hochehrwürdige Baum zählt vielleicht über 1000 Jahre und ſtammt noch aus der heidniſchen Zeit. Sie iſt nicht höher als ohngefähr 60 Fuß und ihr Stamm iſt niedrig, aber der Umfang deſſelben beträgt faſt 30 Fuß. Ihre Aeſte ſind ſtark im Abſterben begriffen. Ihr gegenüber, auf der öſtlichen Seite der Chauſſee, ſteht in Geſtalt eines antiken Altars ein Denkſtein mit der Aufſchrift: Marienſtraße. Ihr Name unſer Stolz, ihr Zweck gemeiner Nutzen." Und auf der Rückſeite: „die Communen des Amtes Ilmenau 1809—1811." Die Chauſſee wurde nämlich zu Ehren der jetzigen Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, Marienſtraße genannt. — Am Fuße des Martinröder Berges und des Veronicaberges liegt

Martinroda, weimar. Pfarrkirchdorf mit 89 Häuſern und 439 Einw., einem Rittergute, 2 Mühlen, 1 Kienruß- und 1 Pechhütte. Viehzucht, Waldarbeiten, etwas Ackerbau, Fuhrweſen und Verfertigung von Peitſchenſtöcken ſind die Hauptnahrungszweige. Das Martinröder Waſſer, das durch das Dorf fließt, ergießt ſich bei Plaue in die Gera. Die Chauſſee führt über Neuſiß nach Plaue.

Neuſiß, weimar. Dorf auf dem Höhenrücken zwiſchen dem Geratahle und dem Grunde des Martinröder Waſſers, hat 39 Häuſer und 208 Einw., Ackerbauer und Fuhrleute.

Auf der ſüdlichen Höhe dieſes Vorgebirges, ¼ Stunde nördlich und nordöſtlich von Ilmenau, liegen

Oberpörlitz, weimar. Dorf (31 Häuſer, 148 Einw., nach Ilmenau eingepfarrt), und ¼ Stunde öſtlich davon Unterpörlitz, weimar. Kirchdorf mit 95 Häuſern und 500 Einw., 1 Mühle und 1 Ziegelhütte, erſtere an der Ilm ohnweit dem Grenzhammer, letztere an der von Ilmenau nach Weimar führenden Chauſſee gelegen. Die hier entſpringende Wipfer bildet eine Menge fiſchreicher Teiche, die Weide in den Gründen iſt trefflich und deshalb viel Viehzucht und Feldbau.

Eine halbe Stunde weiter nördlich links von der Wipfer liegt

Heida, weimar. Pfarrkirchdorf mit 63 Häuſern und 325 Einw., am Heidaerberg. Der Titterwind entſpringt weſtlich unterhalb des Dorfes und geht im Grunde nach Martinroda hinab. Im Grunde der Wipfer kommen wir nach ¾ Stunde nach

Wipfra, weimar. Dorf (36 Häuſer, 153 Einw.) mit gutem Ackerbau. Am linken Höhenzug liegen noch **Schmerfeld**, weimar. Dorf mit 23 Häuſern und 110 Einw., am ſüdöſtlichen Fuße der ſteilen Reinsberge, und ½ Stunde nördlicher **Reinsfeld**, ſchwarzb. ſondersh. Dorf von 43 Häuſern und 185 Einw. Auf dem höchſten Gipfel der kahlen und ſteilen Reinsberge liegen die Ueberreſte der **Reinsburg**, eines von Rudolf von Habsburg zerſtörten Raubſchloſſes, Plaue gegenüber. Da dieſe Stelle nach allen Seiten hin nicht nur die Umgegend, ſondern ſogar eine beträchtliche Ferne mit einer wahren Panoramenausſicht beherrſcht, ſo wird ſie von den Bewohnern der benachbarten Orte zum Ziele vieler Luſtparthien gewählt, und die Mauerreſte der Reinsburg dienen dann zu Kochheerden. — Die Wipfer durchſchneidet von Wipfra aus eine gothaiſche Parcelle mit dem Pfarrkirchdorfe **Neuroda**, mit 40 Häuſern und 160 Einw. Der Wipfergrund iſt hier ſehr angenehm und Feld und Wieſen gleich ergiebig. Unter den Teichen in dieſer gothaiſchen Parcelle zeichnet ſich der Egelſee wegen ſeiner Größe aus. Eine halbe Stunde davon links das kleine gothaiſche Dörfchen **Kettmannshauſen**, mit 25 Häuſern und 100 Einw. in derſelben Parcelle.

Die Wipfer fließt über Ober- und Nieder-Willingen, Roda, Görbitzhauſen, Hauſen, Marlishauſen, Etſchleben, Alkersleben, ſchwarzb. ſondersh. Dörfer, durchſchneidet dann eine kleine ſchwarzb. rudolſtädt. Parcelle und berührt darin das große Pfarrkirchdorf Elxleben, ferner eine ſich ſüdlich hereinziehende Zunge des preuß. Erfurter Gebiets und darin das Dorf Kirchheim, und tritt endlich ins Gothaiſche, wo ſie eine Strecke unterhalb Eiſchleben in der Nähe von Ichtershauſen in die Gera fällt. — Auf dem Höhenzuge auf der rechten Seite der Wipfer liegen

Büchelohe, eine gute Stunde von Ilmenau, ſchwarzb. rudolſt. Dorf mit 75 Häuſern und 346 Einw. Die Straße von Ilmenau nach Stadt-Ilm, die bis in das Eichicht, eine ſchöne Laubwaldung, chauſſeeirt iſt, führt hindurch. **Lehmannsbrück**, ein ſondersh. Hof. Ueberhalb Cottendorf fällt der Weg in die von Amt-Gehren kommende Chauſſee. **Trasdorf**, in einer zweiten gothaiſchen Parcelle (40 Häuſer, 180 Einw.), Ackerbau, Obſtbau, Viehzucht. Südlich der Willingerberg. — Unter den Bewohnern des einſamen, vom übrigen Lande durch Berge abgeſchnittenen Wipferthals hat ſich viel Alterthümliches und namentlich biedere Treuherzigkeit erhalten; auch leben viel ſchöne Volksſagen unter ihnen fort, zu denen namentlich die vom nahen Singerberge gehören.

Das Thal der Ilm mit ihren Quellen.

Am ſüdlichen Abhange des Schneekopfs entſpringt im Kerbbrunnen unter der Schmücke der Große-Sperbersbach und rinnt dicht am Sachſenſteine in einem engen wilden Grunde ſteil hinab. Dicht unter dem Mordfleck entſpringt der Kleine-Sperbersbach (eine ſeiner Quellen heißt der Ilmbrunnen) und hüpft zwiſchen dem Finſterberge und Mittelrain in einem eben ſo wilden und einſamen Waldgrunde thalwärts. In dieſer Schlucht, die Finſtere-Grube genannt, die das preuß. Hennebergiſche vom gothaiſchen Gebiete ſcheidet, liegen zwei Steinkohlenbergwerke einander gegenüber, ein älteres auf gothaiſchem, ein ganz neues auf preuß. Boden (ſeit 3 Jahren). Bei dem gothaiſchen ſteht ein bewohntes Grubenhaus, gewiß das einſamſte Wohnhaus im ganzen Gebirge. In dieſem Hauſe lebte bis zum Jahre 1825 über 20 Jahre ein alter Schneider, Namens Philipp Hergeſel aus dem Brandenburgiſchen, der in ſeiner Jugend als preuß. Soldat den ſiebenjährigen Krieg mitgefochten hatte, aber nicht als Einſiedler, wie in andern Büchern ſteht; denn er hatte eine Frau und zeugte mehre Kinder, die hier wild aufwuchſen, auch nährte er ſich nicht allein von Kräutern und Schwämmen und „verließ faſt nie den Grund," wie zu leſen, ſondern er arbeitete in die benachbarten Orte und bettelte mit Frau und Kindern in denſelben. Einige hundert Schritte ſüdlich von dieſem Hauſe ſteht am ſumpfigen Fuße des Finſterbergs ein majeſtätiſcher Porphyrfelſen „der Blaue-Stein," von zwei Seiten in eine ſcharfe Kante zulaufend. Er hat eine beträchtliche Höhe und kann vom Berge aus, an welchem er anlehnt, beſtiegen werden. — Der Kleine-Sperbersbach wird auch der Keſſelbrunnen und ſein Grund der Keſſelgraben genannt. Unterhalb dem Sachſenſteine vereinigen ſich der Große- und Kleine-Sperbersbach, und nun heißt der Bach die Freibäche, obgleich es nur einer iſt. Er nimmt im weitern Lauf durch ſeinen engen, ſumpfigen und unfreundlichen Grund den Mühlbach und Silbergraben, nördlich von der Spielmannsleite herabkommend, und den Zigeunerbrunnen auf. Der Silbergrund, aus welchem der Silberbach kommt, iſt heiter. Aber dieſer und die andern nahen Gründe haben eine ſchier troſtloſe Einſamkeit mit einander gemein; kaum führt ein Fußpfad durch ſie, und von Menſchen trifft man nur Köhler und Holzhauer. — In ſo ſchwermüthig einſamen, finſtern, unwegſamen Gründen entſpringt der deutſche Dichterfluß, deſſen „leiſere Welle manches unſterbliche Lied" gehört hat *). Im Grunde der Freibäche kommen wir an einem Teiche vorüber, ſonſt waren deren drei, Schutzteiche des Ilmenauer Bergwerks. Nach dem Laufe einer halben Stunde fällt der Bach „die Freibäche" zwiſchen dem Roſenkopf zur Rechten und dem Röbelsberg zur Linken in die Lengwitz, und von dieſem Punkte an führt das Flüßchen den Namen Ilm.

Die Lengwitz entſpringt dicht unter dem höchſten Gebirgsrücken in mehren Quellen (Rübersbach, Haderbach ꝛc.) am Hundskopf, Hader, Rothenberg und geht in ihrem Grunde nach einer von hohen Bergen rings eingeſchloſſenen Thalweitung hinab, in welcher Stützerbach liegt.

Stützerbach beſteht eigentlich aus zwei ganz von einander abgeſonderten Dörfern, die im rechten Winkel einander gegenüber liegen, jedes an einer beſondern Bergwand, und von denen jedes ſeine beſondere Kirche hat. Zwiſchen beiden hindurch fließt die Lengwitz. Den Winkel ſelbſt füllt eine Berghöhe aus. Das Dorf

---

*) Ich zweifle ſehr, daß Schiller die Quellen der Ilm je beſucht hat; Göthe durchſtreifte auf ſeinen mineralogiſchen Wanderungen dieſe Gründe.

rechts von der Lengwitz, im Grunde ſich maleriſch nach dem Berge hinaufziehend, iſt weimariſch, hat 50 Häuſer und 365 Einw. Hier iſt eine Papiermühle, die treffliches Papier liefert, 1 Mahl- und 1 Schneidemühle. Eine Glasfabrik, die früher hier beſtand, iſt eingegangen; eben ſo liegt eine vor zehn Jahren angelegte Porzellanfabrik jetzt unthätig. Der Pfarrer der Kirche iſt zugleich Rector in Ilmenau und wohnt daſelbſt. Das Dorf am linken Ufer der Lengwitz, am Fuße des Berges ſich hinziehend, iſt preußiſch, mit 436 Einw. in 62 Häuſern. Die Glashütte geht nur ½ Jahr. 1 Potaſchenſiederei, 1 Mahl- und 1 Schneidemühle. Die Kirche iſt Filial von Frauenwalde. Unter den Einwohnern giebt es mehre Glasbläſer, Barometer- und Thermometermacher. Uebrigens ſind die Einwohner beider Theile meiſt arme Waldarbeiter. Die Nähe des Ortes am höchſten Gebirgsrücken läßt nur etwas Kartoffelbau zu; die Viehzucht dagegen iſt wegen der üppigen Wieſen und nahrhaften Waldweide im Flor.

Unterhalb der Papiermühle, die von beiden Dörfern abgeſondert an der Lengwitz liegt, verengt ſich das Thal wieder, die neue herrliche Kunſtſtraße läuft ¼ Stunde am linken Berghange (Lauerberg und Kleinen-Roſenkopf) hin, bis ſie eine kleine Strecke unterhalb der Vereinigung der Lengwitz und des Bachs „Freibäche“ an das rechte Ilmufer übertritt. Kaum 100 Schritte über dieſer Vereinigung ſchlängelt ſich ebenfalls von der Linken her auf der andern Seite des Kleinen-Roſenkopfs herabkommend, in mäandriſchen Windungen, wie die Freibäche, der Thaubach oder die Kleine-Ilm in die Lengwitz herab.

Die Quellen des Thaubach liegen am Finſterberge. Der Finſterberg folgt in der Höhe (2941 Fuß) ſeinem Nachbar, dem Schneekopf, und iſt demnach der dritte Berg des Thüringerwaldes. Beerberg, Schneekopf und Finſterberg liegen in einem Dreiecke, deſſen beide ſtumpfe Winkel die erſteren, deſſen ſpitzen Winkel der letztere ausmacht. Sie bilden zuſammen den eigentlichen Gebirgsknoten, von welchem die beiden Hauptgebirgsbänder auslaufen. Der Finſterberg endet nicht in einer Kuppe, wie die meiſten Berge des Thüringerwaldes, ſondern beſteht in einem lang gedehnten waldigen Rücken. Von einem Pirſchhauſe auf demſelben genießt man eine Ausſicht, die der vom Beerberge gleich kommt, und mehr noch als dieſer und der Schneekopf dient er den Bewohnern der nahen Ortſchaften, vorzüglich Schmiedefelds, zu deſſen Forſtrevier er gehört, als Verſammlungsort zu geſelligen Vergnügungen. An ſeinem ziemlich breiten Rücken und Wänden findet man Felſen von verſchiedener Größe. Der impoſanteſte iſt der bereits erwähnte „Blaue-Stein." Der Thaubach rinnt erſt in einem engen Grunde, der ſich allmälig verflacht, bis er in die Lengwitz tritt.

Das Ilmthal bildet von hier aus faſt einen Halbkreis, in deſſen Spitze Kammerberg liegt. Erſt ziemlich eng, dann aber, nachdem aus dem Meiersgrund von der Linken ein Bach in die Ilm gefallen, ſich allmälig erweiternd, bringt es uns auf der neuen Chauſſee am Fuße des Schneidemüllerskopfs, Vorſprungs des Keſſelhaupts, bis zum großen Manebacher-Teich. Kurz vorher fällt von der Rechten zwiſchen dem Schneidemüllerskopf und dem Dachskopf der Langebach herab. Auf der Linken ſtürzt der kleine Bach des Hirſchgrundes und der größere Mosbach in den Teich. Dieſer Teich, der ſonſt ein Bergwerksteich war und die ehemalige Blüthe des Ilmenauer Bergbaues andeutet, füllt die Breite des ganzen Thales aus, und der Raum für die Chauſſee zur Linken hat ihm zum Theil abgewonnen werden müſſen. Er iſt durch einen über 40 Fuß hohen, quer durchs Thal gezogenen Damm gebildet worden, von welchem die Ilm in einem artigen Waſſerfalle herabſtürzt. Gleich darunter liegt eine Schneidemühle. Von hier wird das Thal, das nun bis Ilmenau den Namen „Manebacher Grund" führt, mit jedem Schritte intereſſanter und des deutſchen Dichterfluſſes würdiger. Es iſt eine ſanft gewundene lachende Wieſenau, von dem murmelnden, klaren Flüßchen durchſchlängelt, von den waldigen Füßen der hohen Berge zu beiden Seiten ſanft berührt. Verſteckte Pfade laufen bald über eine Höhe, bald am Thalſaume durch den Wald, bald biegen ſie in die Wieſe aus. Die breite herrliche Chauſſee zieht ſich ſtolz und prangend durchs Thal, wie ein Ordensband über die Bruſt eines ſchönen Mädchens. Erſt ſchmücken ſchwärzliche Porphyrfelſen, weiter unten Granitblöcke die Thalwände. So gelangen wir nach einer kleinen halben Stunde vom Teiche aus zu den zur Rechten dicht am Wege befindlichen Mundlöchern der Kammerberger Steinkohlenbergwerke, die ſich am Fuße des Pöckerskopfs, einem Vorſprunge des Kickelhahns, befinden. An der gegenüber liegenden Thalwand münden etwas höher die Manebacher Stollen. Die Gewinnung der Steinkohlen in den weimariſchen und gothaiſchen Gruben iſt ſehr beträchtlich; es ſollen über 6000

Centner Kohlen aus ihnen gefördert werden, und zwar aus den letztern etwas mehr als aus den erſtern. Die Grubenwaſſer wurden auf dem Großherzogl. weimar. Steinkohlenbergwerke zeither mittels eines vom Langenbache am Fuße des Kleinen- und Großen-Dachskopfes hingeleiteten Kanals, der durch ein 40 Fuß hohes Rad ein Kunſtgezeug in Bewegung ſetzt, gewältiget; ſeit dem Herbſt 1835 wird aber vom untern Thal aus, ohnweit des Ilmenauer Felſenkellers, der Hammergrund genannt, ein 1200 Lachter langer tiefer Stollen auf Anordnung Großherzogl. Kammer zu Weimar getrieben, welcher die Grubenwaſſer vom weimar. Steinkohlenbergwerke zu Kammerberg abführen wird, um alsdann ſpäter die tiefer liegenden beſſeren Steinkohlen gewinnen zu können. Die Oerter ſelbſt ſind ſo niedrig, daß die Bergleute, auf einer Seite liegend, mit der Spitzhacke die Kohle losbrechen, eine höchſt beſchwerliche Arbeit, mit dem Kunſtausdruck „Krummhälſerarbeit“ bezeichnet. Die Kohle wird in kleinen Karren, „Hunde“ genannt, die ſich die Bergleute an die Füße befeſtigen, und kriechend herauszerren, ſodann in Kübeln durch die Schächte zu Tage gefördert. Durch Zerſchlagen wird die Kohle vom Kohlenſchiefer und Schwefelkies gereinigt. — Die Waſſer der Manebacher Gruben werden durch einen Stollen gelöſt, deſſen Mundloch bei dem am Ausgange des Pochwerksgrundes liegenden Hammer iſt. So wie man von den Bergwerken um die Waldecke biegt, liegen die Dörfer Manebach und Kammerberg einander gegenüber an den beiden Thalwänden und zum Theil im Thale ſebſt. Ihr Anblick iſt höchſt maleriſch und erinnert Beſucher, die die Schweiz geſehn, lebhaft an dieſelbe. Ueber Manebach am Kohlberge ragt der Manebacher Stein oder Rothe Fels, eine herrliche Porphyrfelſenpartie mit der Ausſicht auf das Thal, empor; über Kammerberg ſteht im Walde am Abhange des Kickelhahn der noch ſchönere Kleine-Hermannſtein.

Manebach, an der linken Thalſeite am Ausgange des Harzhüttengrundes zwiſchen dem Kohlberge und dem Heidelberge, gothaiſches Kirchdorf mit 70 Häuſern und 502 Einw., hat außer ſeinen beträchtlichen Steinkohlengruben noch 1 Mahl-, 1 Schneidemühle, 1 Pech- und 1 Kienrußhütte. Die Einwohner nähren ſich von Bergbau, Waldarbeit, Köhlerei und Verfertigung von Kienrußbütten und Pechfäſſern. Die Kirche iſt eine Tochter der Kirche von Elgersburg. Ueber Manebach an den Wänden des Kohlberges und Heidelberges, den Harzhüttengrund quer durchſchneidend, findet man über einander die beiden alten Berggräben des eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Sie beginnen bei dem großen Teiche und laufen 1½ Stunden lang an der linken Bergwand hin. Im oberen Theile des Thales iſt ihre Spur faſt verwiſcht, je näher der Stadt zu, deſto deutlicher werden ſie und zeigen ſich an der Sturmheide wie tiefe Hohlwege.

Kammerberg, weimar. Dorf an der rechten Thalſeite an der ſteilen Hermannſteiner Wand, mit 20 Häuſern und 112 Einw., die ſich auf dieſelbe Weiſe wie die Manebacher nähren und Schul- und Gottesdienſt in Manebach genießen. Immer lieblicher wird nun das Thal zwiſchen dem Spiegelskopf, Hangeberg und der Sturmheide zur Linken, und dem Höllkopf, der Hölle und der

Hohen⸗Schlauſe zur Rechten. Von dem ſchönen, das Thal beherrſchenden Felſen des Schwalbenſtein iſt bei Roda ſchon geredet worden. Von Manebach an ändert die Ilm die Richtung ihres Laufes, der nun gerade von Weſten nach Oſten geht bis Langewieſen, und erſt von da tritt die alte nordöſtliche Richtung wieder ein. Von Manebach bis Ilmenau hat man 1 Stunde. Auf der Hälfte des Wegs findet man rechts am Fuße der Hölle die Männerdouche der Ilmenauer Kaltwaſſerheilanſtalt, von der hier herabrinnenden Adolfsquelle gebildet. Von hier läuft der Promenadenweg, der von Kammerberg ausgeht, weiter am Fuße der Hohen⸗Schlauſe meiſt durch den Wald, und nach ¼ Stunde langen wir bei dem ſchönen Säulendache des Wellenbades an, gebildet von einem etwas oberhalb aus der Ilm abgeleiteten kleinen Kanale. Hier iſt ein äußerſt angenehmer Aufenthalt und an ſchönen Sommertagen iſt der Ort faſt nie leer von Badegäſten. Nicht weit davon paſſiren wir eine Brücke der Ilm, gehen an der Maſſemühle der Ilmenauer Porzellanfabrik vorüber und betreten die neue, am Fuße der Sturmheide thalaufwärts laufende Chauſſee, und gelangen nach wenigen Minuten thalabwärts zu dem durch ſeine romantiſche Lage, wie ſeine großartigen Anlagen und trefflichen Baulichkeiten gleich ausgezeichneten Ilmenauer Felſenkeller, und dem ſchönen, gegenüber liegenden Schießhauſe der Ilmenauer. Das anſehnliche Hauptgebäude beſteht aus zwei Stockwerken und iſt über 130 Fuß lang, eine Zierde dieſer romantiſchen Gegend; es iſt ſo an den Berg angebaut, daß man aus dem obern Stock, in welchem ſich der impoſant ſchöne, hohe und ge⸗

räumige Tanzſaal befindet, ſogleich die freundlichen Berganlagen betritt. Der in den harten Porphyr hineingetriebene Keller beſteht aus zwei parallelen, 170 Fuß langen, ſehr geräumigen Stollen, welche hinten durch einen Querſtollen mit einander verbunden ſind, von wo ein enger Schacht als Luftloch emporführt, deſſen Mundloch oben am Berge mit einem Breterhauſe überbaut iſt. Das eigentliche Schießhaus auf der andern Seite des freien freundlichen Platzes iſt durch einen Neubau vergrößert, der Platz durch einen neuen Brunnen verziert, und ſo verſchönert ſich dieſe heitre Anlage immer mehr. Der Mühlgraben, der eine Strecke oberhalb der vorhin genannten Maſſemühle auf dem Wege nach dem Wellenbade abgeleitet iſt und das Bett der Ilm faſt trocken legt, zieht ſich über den Schießhausplatz, wo er aber überwölbt iſt, und leitet von da aus, immer am Fuße der Sturmheide hin, nach der Stadt zu. Reinliche Promenadenwege begleiten ſeine Ufer. Am weſtlichen Ende der Stadt treibt er mehre Mühlwerke (Walkmühle, Porzellanmaſſemühle, Papiermühle, Schneidemühle), und ein Braunſteinpochwerk, dann fällt er bei der großen Schlackenhalde wieder in die Ilm. Gleich darauf fällt aus dem Rietzebieler Grunde, in welchem die alte Chauſſee nach Schleuſingen ſich hinauf zieht, zwiſchen der Hohen-Schlauſe und dem Lindenberg ein kleiner Bach in die Ilm, deſſen Waſſer in einem Teiche geſammelt wird. Dann wird ein zweiter Mühlgraben bei der Tannenbrücke nach dem ſüdlichen Rande der Stadt hinab geleitet, treibt dort die Mühlen und ſpeiſt die bedeutenden Gerbereien, die an ſeinem Ufer liegen. Aus der Häuſerreihe der Stadt getreten, fließt er nordöſtlich nach dem

Neuhauſe und dann ſüdlich wieder der Ilm zu, auf ſeinem Wege eine Loh- und Schneidemühle und einen Zainhammer treibend. — Das Flußbett der Ilm ſelbſt berührt von der Stadt nur die letzten Häuſer des weſtlichen Endes des großen Endleiches, und geht dann ſüdlich von ihr im Thale fort, ſich immer weiter von ihr entfernend.

Ilmenau, zum Großherzogthume Weimar-Eiſenach gehörig, die freundlichſte und heiterſte Bergſtadt des Thüringerwaldes, am Fuße der Sturmheide ſanft und maleriſch emporſteigend, hell und nett, wohlgebaut und angenehm wohnlich, von mannigfachen Naturreizen umſchmückt, auf zwei Seiten von Bergen umgeben, weſtlich vom majeſtätiſchen Haupte des Kickelhahn überragt, nach Südoſten in eine liebliche wieſengrüne Thalweitung blickend, durch deren Ebene die ſaubere Kunſtſtraße läuft, an deren ſüdlichen Seite der wohlthätige Bergfluß ſich am Berghange hinſchlängelt, von thätigen, geſelligen, gemüthlichen, heiter-freundlichen Menſchen bewohnt: ſo bietet Ilmenau nicht nur dem Auge ein gar liebes Bild, auch Geiſt und Seele ſeiner Beſucher werden hier eine ſüße Befriedigung erhalten, deren ſanfte Eindrücke ſich nie wieder verwiſchen. Es findet in Ilmenau eine ſo ſeltene und glückliche Miſchung des ſtädtiſchen Comforts mit dem friſchen thüringiſchen Waldleben ſtatt, daß ſowohl der Bewohner größerer Städte als auch der des Landes hier Befriedigung finden und mit vollen Zügen genießen kann, was ihm fehlt. Wer wäre nicht im Gefühl eines ſtillen ſchönen Glücks von Ilmenau hinweg gegangen, den Genius der Stadt ſegnend, der vom Abhange der Sturmheide ſo friedlich lächelnd thalwärts blickt! Ja, Ilmenau iſt das gefühlvolle Herz des Thüringerwaldes. Was uns in dieſem gemüthlich ſchönen Gebirge hie und da einzeln in Thälern und auf Höhen, in Städten und Walddörfern ſeeliſch anſpricht, das finden wir hier in zwangloſer Harmonie zum köſtlichſten Ganzen vereinigt. Die Stadt mit ihren breiten hellen Gaſſen und freundlichen Gebäuden, die edle Kirche, das alterthümliche Rathhaus, das geſchmackvolle Amthaus, dann der in ſeiner Schönheit einzige Felſenkeller mit ſeinen romantiſchen Berganlagen, die reizende Parkanlage des Wenzels-Gartens an derſelben Berghöhe, mit der labenden erquickenden Ausſicht auf Stadt, Thal, Fluß und Berge, der idylliſche Manebacher Grund mit ſeinen reichen Springbrunnen und dem modernen Säulenbach des Wellenbades, des melancholiſch-einſame, poetiſche Schurtenthal, die belebte Thalebene bis zum Grenzhammer, die Teiche in dieſer Ebene und die einzelnen Häuſer und Gewerke, die Waldung und der majeſtätiſche Kickelhahn geben zuſammen ein ſo vollendetes, reiches, unvergleichlich ſchönes Landſchaftsbild, daß man es mit Recht den zum Selbſtbewußtſein gekommenen Ausdruck einer reinen, keuſchen Bergnaturpoeſie nennen kann. Wie verwandt ſich die größten Dichterherzen Deutſchlands dieſes kleine Paradies fühlten, beweiſ't ihr öfterer Aufenthalt hier. Wie viel ſchöne, große Stunden, voll Genuß und Poeſie verlebte Goethe hier, und auch Schillers ſinniges Auge weilte mit Entzücken auf dieſen Reizen. Die landſchaftliche Staffage in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren" iſt das Abbild Ilmenaus und ſeiner nächſten Umgegend. Der Grenzhammer ſoll Schiller zum „Gang nach dem Eiſenhammer“ angeregt haben. Und ſo iſt Ilmenau poetiſch verklärt worden und wird als klaſſiſcher Boden unſterblich ſein.

Ilmenau hat 421 Häuſer und 2721 Einwohner, und iſt der Sitz eines Juſtiz- und eines Rentamtes, einer Superintendentur, einer Förſterei, einer Poſtverwalterei. Außer den ſtädtiſchen Gewerben beſtehen die Nahrungszweige aus Viehzucht, die vorzüglich iſt, aus Bierbrauerei (das Felſenkellerbier iſt berühmt), Bergbau auf Eiſen und Braunſtein (die Eiſengruben liegen an der Sturmheide und am Gabelbach [Berg], die Braunſteingruben am Lindenberg); ferner iſt eine große Porzellanfabrik, eine bedeutende Hohlglasfabrik, eine Puppenkopffabrik, eine Baumwollenzeug-Manufactur, eine Kammwollenſpinnerei, eine Buchdruckerfarbenfabrik hier. Der Handel mit Eiſen und Eiſenwaaren, Braunſtein, Steinkohlen und Holz iſt beträchtlich, und die neue Kaltwaſſerheilanſtalt bringt der Stadt namhafte Vortheile. Und doch war ſie einſt in einem weit blühendern Zuſtande, als das Silber- und Kupferbergwerk noch im Gange war. Die Stadt iſt nach allen Seiten offen, keine Mauer, kein Thor droht dem Wandrer Ausſchluß, doch nennt man die Gegenden, wo ſonſt die Thore ſtanden, noch nach denſelben, und ſo hört man den Ausgang nach Norden noch Oberthor oder Erfurterthor, nach Nordoſten Jüdenthor oder Stadt-Ilmerthor, nach Südoſten Mühlthor oder Langewieſenerthor, und nach Südweſten Endleichsthor oder Frauenwalderthor nennen. Das Endleich iſt eine neue, mit prächtigen Linden beſetzte Straße nach dem Rietzebieler Grunde zu. Einen höchſt eigenthümlichen und fremdartigen Anblick in der nächſten Umgebung der Stadt gewähren die drei großen Schlackenhalden des ehemaligen Silber- und Kupferbergwerks, die ſich wie ungeheure Grabmonumente deſſelben ausnehmen. Die größte dieſer ſchwarzgrauen [illegible]len Hügel, deren Anblick das Auge ſchmerzt, liegt am Ausg[illegible]es Großen-Endleiches, dicht am rechten Ufer der Ilm. Seine Schlakken werden zum Bau der neuen Chauſſee durch den Manebacher Grund benutzt. Die beiden andern grenzen dicht an die ſich am Berg erhebende Weſtſeite der Stadt, ſie überragend, und ſtehen nahe an einander. Die ſchönſte Anlage um die Stadt iſt der an die letzten Halden grenzende Berggarten des Dr. Wenzel, der „Wenzel-Berg" genannt, mit einem Stadt und Thalfläche beherrſchenden Gartenhauſe. Der Beſitzer hat dieſe Anlage dem Publikum mit großer Liberalität geöffnet.

Ilmenau, einſt „freie Bergſtadt," iſt ſehr alt, und kommt bereits im 10. Jahrhundert als ein Dorf vor. Zum „Langewiez-Gau" gehörig, war es Beſitzthum der Grafen von Käfernburg, die ein Schloß hier hatten. Es muß ſchon ſehr früh Stadtgerechtigkeit gehabt haben. Am Abhange der Sturmheide, wahrſcheinlich in der Nähe der beiden Halden, wo man es jetzt noch „der Burggraben" heißt, ſtand eine andre Burg, „das Haus Ilmenau" wie es Spangenberg benennt, worin ein Theil jener berüchtigten Räuber ſaß, die Rudolf von Habsburg 1290 von Erfurt aus mit Feuer und Schwert verfolgte. Die Chroniſten erzählen, in Ilmenau wären 29 Räuber ergriffen und in Erfurt hingerichtet werden. Ihr Schloß hatte das Schickſal ſo vieler

Raubburgen im Thüringerwalde; es wurde zerſtört, und man findet keine Spur mehr davon. — Die Grafen von Käfernburg aber verkauften die Stadt mit dem Schloſſe 1343 an die Grafen von Henneberg, die ſich zuweilen hier aufhielten, und bei denen es bis zum Ausſterben des Hauſes (1583) verblieb. Das Schloß fiel allmälig in Ruinen, deren letzte Reſte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch zu ſehen waren. Es ſtand im jetzigen Amtsgarten. Ueber 50 Jahre war das Amt Ilmenau im 14. Jahrhundert an die Grafen von Schwarzburg verſetzt.

Schon ſeit dem 12. Jahrhunderte war hier auf Kupfer und Silber Bergbau getrieben worden, doch begann der kunſtgemäße Betrieb deſſelben erſt zu Ende des 15. Jahrhunderts. Einige Erfurter Bürger brachten es empor, doch ſtörten die eindringenden Waſſer ſchon 1535 die Arbeit, die erſt 1556 von einer andern Gewerkſchaft wieder aufgegriffen wurde, um ebenfalls bald wieder eingeſtellt zu werden. Die eigentliche Blüthe des Ilmenauer Berg- und Hüttenweſens fällt in die Jahre 1680 bis 1739, hervorgerufen und unterſtützt von den Herzögen von Weimar, an welche Ilmenau in der Theilung der Hennebergiſchen Lande 1660 gefallen war. Von 1693 an wurde in Ilmenau aus dem Metall der dortigen Bergwerke ſogar Geld geprägt. Die ſchönen Thaler mit der Henne haben ſich in die Münzſammlungen verloren, und auch die $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{12}$ Stücke, ja ſogar die Kupferdreier und Pfennige mit der Henne auf dem Berge ſind verſchwunden. Und doch waren binnen 10 Jahren an drittehalb Tonnen Goldes an Geld in Ilmenau geſchlagen.

Durch einen Durchbruch des Manebacher Teiches 1739 wurden aber die Gruben erſäuft, die Waſſer darin konnten nicht mehr gewältigt werden, und der ſo ſegensreiche Bergbau kam zum Erliegen. Unter den ſpätern Verſuchen, ihn wieder in Betrieb zu bringen, iſt der 1784 begonnene der vorzüglichſte. Er wurde unter den Auſpicien des jungen Herzogs Carl Auguſt gemacht, und Goethe ſtand mit an der Spitze. Der bekannte Mineralog Voigt war dabei thätig. Aber eines Theils war die Stelle des erzhaltigen Schieferflözes, das man erſunken, zu geringhaltig, andern Theils ſtaute ein Stollenbruch des Martinröder Stollens 1796 die Aufſchlagewaſſer auf, die Gewerkſchaft wurde durch die großen und bis jetzt vergeblichen Koſten gänzlich entmuthigt, und das Bergwerk wurde abermals auflößig. Mit der neuen Kraft des Dampfes und tüchtigen Maſchinen dürften übrigens die Waſſer zu heben ſein und der Ilmenauer Silber- und Kupferbergbau in neuen Flor gebracht werden können.

Ilmenau hat von der Wuth des Feuers mehrmals ſchlimme Zerſtörung erfahren müſſen, aus welchem Umſtande ſich das neue und nette Anſehen der Stadt erklärt. Der ſchlimmſte Brand, der die ganze Stadt mit der Kirche und dem erſt 10 Jahr vorher erbauten Schloſſe bis auf wenige Häuſer am Endleiche in Aſche legte, war 1752. Ein Pavillon des Schloſſes, welchen die Flammen verſchont hatten, wurde wegen Baufälligkeit 1838 abgetragen. Die hieſige Kaltwaſſerheilanſtalt wurde 1838 durch einen Actien-Verein ins Leben gerufen und erfreuet ſich alljährlich eines zahlreichen, wohlverdienten Beſuches.

Jn der ſchon erwähnten Thalweitung laſſen wir, der Chauſſee und dem Fluſſe folgend, mehre Häuſer zur Linken liegen. Das vorzüglichſte iſt das ¼ Stunde von der Stadt entfernte **Neuhaus**, ehemals Gutsgebäude eines nun zerſchlagenen Kammergutes, jetzt ein Schenkhaus und Vergnügensort der Jlmenauer. Jn der Nähe deſſelben liegen die Teiche, von denen einige beträchtlich ſind. Da wo eine Lohmühle, eine Schneidemühle, die Buchdruckerſchwärze-Fabrik und Zainhammer dicht zur Linken der Chauſſee liegen, verengert ſich das Thal wieder, und wir ſtehen über der ſtattlichen **Herrenmühle**, mit der eine Schneidemühle verbunden iſt. Sie gehört zum Gemeindebezirk Unterpörlitz. Noch einige hundert Schritte und wir gelangen zu dem eine kleine halbe Stunde von der Stadt am Abhange des hier ſtark hervortretenden Oehrenbergs gelegenen **Grenzhammer**. Etwas höher am Oehrenberge zieht ſich die Chauſſee hin. Der Grenzhammer, ein Großherzogl. ſächſiſ. Eiſenhüttenwerk mit einem Blauofen, Friſchfeuer, Stab- und Zainhammer, liegt in der Unterpörlitzer Flur, iſt aber nach Jlmenau eingepfarrt und geſchult. Man verfertigt hier vorzüglich zähes und gutes Stab- und Zaineiſen. Auch iſt damit eine Schlackenbad-Anſtalt und eine Steinſchneiderei verbunden, in welcher Granit in Tafeln geſchnitten wird. Der Rentamtmann Mahr, der auf dieſem Hüttenwerke wohnt, ſtehet demſelben, ſowie dem Großherzoglichen Steinkohlenbergwerk in Kammerberg als Betriebsbeamter vor. Jhm gegenüber ſüdlich öffnet ſich das Schurtethal, rechts herab kommt die Schurte, links aus einem engen Grunde der Oehrenſtocker Bach und an dem Vereinigungspunkte derſelben liegt der Leſſlershammer, Blauofen mit Friſchfeuer, Stab- und Zainhammer. Die beiden Hämmer zu beiden Seiten des Fluſſes, der eine tief im grünen Schurtethale, der andre am Berghange, ſcheinen zuſammen ein kleines Dorf auszumachen. Ihre Lage, die zerſtreuten Häuſer, das Pochen der Hämmer, das Rauſchen der auf die Räder ſtürzenden Waſſer, das Sprühen der Funken, die ſchwarzen Kohlenſchoppen und die grünen Berge geben zuſammen ein höchſt romantiſches Bild.

Der Bergzug zwiſchen der Ilm und Schurte und das Schurtethal.

Vom Hundskopf oder Hundsberg, einem hohen bewaldeten Berge (2600 Fuß) zieht ſich ein Anfangs ſchmaler, dann aber ſich ausbreitender Gebirgsrücken zwiſchen den Quellen der Ilm und der Schurte, erſt nördlich dann nordöſtlich hinab. Die vorzüglichſten Berge ſind der Helmsberg, die Hohe-Tanne, an deren ſüdweſtlichem Abhange in einem Grunde ſich weimariſch Stützerbach hinabzieht. Oben auf dem Bergrücken, 10 Minuten über Stützerbach, liegt an der alten Straße von Ilmenau nach Schleuſingen, die über dieſen ganzen Bergzug hinläuft, der Auerhahn, ein Gaſthof mit Nebengebäuden, wegen ſeiner Höhe (2228 F.) und waldigen Bergnatur im Sommer ein ſehr angenehmer Aufenthalt. Ferner: der Wolfsgraben, das Keſſelhaupt, zwiſchen welchem und dem Kickelhahn der Langebach durch einen Teich in den Ilmgrund hinabgeht. Der höchſte und ausgezeichnetſte Berg dieſes Zugs iſt aber der Kickelhahn (2643 Fuß Höhe über dem

Meere). Nach dem Ilmthal weſtlich und nördlich umgibt er ſich mit mehren Vorſprüngen und Köpfen, wie den Großen- und Kleinen-Dachskopf, den Pöckerskopf, den Höllkopf; nach dem Schurtethal ſüdlich und öſtlich ſtehen die Erbsköpfe und der Gabelbachskopf, als ſeine Vorwerke an ſeinem Rieſenbau, mit ihm zu Eins verbunden. Nach der Stadt zu haben ſich der Aſcherofen und die Hohe-Schlauſe vor ihn gelegt, doch ragt ſein Haupt weit über ſie empor. Man beſteigt ihn am beſten von Ilmenau her auf der alten Schleußinger Straße, die von der Stadt aus den Rietzebieler Grund langſam aufſteigt, dann ſich am Gabelbachskopf emporzieht. Auf der Höhe geht dann der Weg rechts ab; in der Entfernung eines Büchſenſchuſſes erreicht man ein kleines, mit Bretern beſchlagenes, ergrautes Haus, von dichtem düſtern Fichtenwald umgeben. Es iſt bewohnt und heißt **der Kleine-Gabelbach.** Die Ilmenauer, welche Luſtpartien auf den Kickelhahn machen, pflegen ſich hier mit Kaffee zu reſtauriren. In abermaliger kleiner Entfernung gelangt man durch eine Stallung zu einem zweiſtockigen hübſchen Jagdhauſe, ebenfalls mit Bretern beſchlagen, aber unbewohnt. Es iſt **der Große-Gabelbach** oder „das Gabelbachs-Schlößchen.“ Gleich dahinter beginnt das Haupt des Kickelhahn, deſſen Gipfel man in einer Viertelſtunde, immer aufwärts ſteigend, erreicht. Man tritt überraſcht heraus, wie auf einen großen Altan, der ſich im Halbkreis von Oſten nach Norden an dem ebenen Gipfel des Berges hinzieht. Die beiden Endpunkte des natürlichen Altans bezeichnen Rondele mit Bänken. Die Ausſicht auf Thüringen iſt bezaubernd ſchön, vielleicht die ſchönſte von allen, ſelbſt den höhern Bergen des Thüringerwaldes. Sie iſt nämlich ein harmoniſches Ganzes, das durch keinen vorliegenden Berg geſtört wird. Wenn der Kickelhahn auch kein Panorama bietet, wie der Inſelsberg und Schneekopf, ſo giebt er doch die Ausſicht auf Thüringen um ſo vollendeter und reizender. Einige hundert Schritte tief im Walde liegt ein kleines thurmähnliches Häuschen, mit ergrauten Bretern umhüllt und Schindeln gedeckt; ſo klein und unanſehnlich es iſt, einen ſo hoch berühmten Namen trägt es, um den es mancher Palaſt beneidet; es heißt: „Goethes Häuschen.“ Goethe pflegte es auf ſeinen Streifereien durch dieſe Gebirgsgegend oft zu beſuchen, und wohnte einmal im Jahre 1783 ganzer acht Tage mit ſeinem Bedienten hier in der tiefſten Waldeinſamkeit, abgeſchloſſen von aller Welt. Aus dem Zimmer hat man eine poetiſch-ſchwermüthige Ausſicht auf die endloſen bewaldeten Bergeshäupter des Hauptgebirges; in Thäler oder Fernen ſieht man nicht, und gewahrt nichts von der Menſchenwelt. Berg an Berg, die Häupter emporſtreckend, wie die Wellen eines erſtarrten Meeres, und unüberſehbarer Fichtenwald. Die poetiſche Stimmung, die dieſe Ausſicht zumal am ſpäten Sommerabend in der Seele hervorruft, hat Goethe ſo trefflich in dem kleinen Gedichte ausgeſprochen, das er damals mit Bleifeder an die Breterwand an einem Fenſter der Stube ſchrieb:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh',
In den Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch.

Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruheſt du auch.*

Am Tage vor ſeinem 82. Geburtstage, am 25. Auguſt 1831, beſuchte er noch einmal dieſes Häuschen, überlas den Vers und weinte ſeinen ſchönen Jugendgefühlen eine Thräne der Erinnerung. Möchte die Pietät für den größten deutſchen Dichter dies Häuschen fort und fort erhalten!

Wenn man den nördlichen Abhang des Kickelhahn nach Kammerberg und Manebach hinabſteigt, kommt man auf der Hälfte des Wegs zu einem von der Bergwand ſteil emporſtrebenden, über 100 Fuß hohen, wohl 500 Fuß im Umfange haltenden impoſanten Felſenkegel, dem Hermannſtein, ganz von Waldung umgeben. Mit einiger Mühe und ſelbſt Gefahr iſt er zu erſteigen; ſein Rücken iſt ſchmal und kaum 20 Schritte lang. Auf ſeinem öſtlichen Kopfe findet man noch einige Ueberreſte eines runden engen Thurmes, und nur die Sage weiß etwas von einer Burg, die einſt von da oben herabſchaute in das Ilmthal. Am Fuße des mächtigen Porphyrfelſen iſt eine Höhlung, die von Menſchenhänden gemacht zu ſein ſcheint, aber zum Burgkeller iſt ſie zu klein, wie der Scheitel des Felſen überhaupt zu einer Burg. Vielleicht ſtand nur ein Wartthurm hier. Einer bewohnten Burg hätte die Geſchichte gewiß nicht vergeſſen. Weiter hinab iſt die Bergwand noch mit mehren Porphyrfelſen geſchmückt, unter welchen der Kleine-Hermannſtein der vorzüglichſte iſt. —

Der letzte bedeutende Berg des Bergrückens, der die Waſſerſcheide der Ilm und der Schurte bildet, iſt der Lindenberg, welcher der Stadt Ilmenau gerade ſüdlich gegenüber liegt.

Die Schurte oder Schorte entſpringt hoch oben am Hauptgebirgsrücken unter dem Dreiherrenſtein am Rennſteige; unter den Quellen, die ihr bald darauf zufallen, iſt der Einſiedlersbrunnen die vorzüglichſte. Sie hat den Namen von einer ſonſt an der Straße nach Frauenwald gelegenen einſamen Herberge für arme Reiſende „zum Einſiedel" genannt, welche 1364 erbaut wurde, und der jene nahe dabei entſpringende Quelle als Brunnen diente. Am Fuße des Großen-Helmsbergs vereinigen ſich dieſe Quellen in einer engen düſtern Schlucht, in welcher gleich darauf der Bach von einem Felſen ziemlich hoch herabſtürzt und einen hübſchen Waſſerfall bildet. Felſen umſtehen ihn und hohes dichtes Nadelholz überſchattet die enge, vom Rauſchen des ſtürzenden Waſſers wiederhallende Schlucht von allen Seiten, die hier bezeichnend den Namen das Finſtere-Loch führt. Es iſt ein ſehr einſames, düſteres, melancholiſches Plätzchen, ganz zu ſinniger Betrachtung geeignet. Dieſen einſamen und ſchwermüthigen Charakter verliert das Schurtethal nicht, wenn es ſich auch ſpäter erweitert und zu einem grünen Wieſengrund umgeſtaltet, und es iſt in dieſer Beziehung vielleicht das poetiſchſte Thal des ganzen Gebirges. Zieht man nun vollends die Nähe der reizenden Bergſtadt in Betracht, ſo iſt es für den dort ſich aufhaltenden Freund tiefer romantiſcher Waldeinſamkeit gewiß das ſchönſte Thal, in deſſen ſchattigem Schooße das reinſte Glück jener ſüßen Befriedigung wohnt, welche nur die Gebirgsnatur in ihren heimlichen, von der Menſchenwelt abgeſchloſſenen Thälern gewährt. Du köſtliches Schurtethal, möchten noch viele verwundete Herzen den Frieden in dir ſuchen und finden, den ihnen der laute Lebensmarkt verſagt! Unterhalb dem Finſtern-Loch liegt ein Teich; von der linken Seite von dem ſchon beſchriebenen Bergzuge zieht ſich das Knöpfelsthal von der rechten, von dem Bergzuge zwiſchen der Schurte und der Schopfer ziehen ſich das Markthal und das Silberthal herab, lauter anmuthige Gründe, welche der Schurte helle Bächlein zuführen, zum Theil mit hübſchen Felſenpartien geſchmückt. Weiter hinab treten die ſteilen Berge zu beiden Seiten etwas zurück und das Thal erweitert ſich zum ſchwermüthig lächelnden Wieſengrunde, der im Sommer mit tauſend Blumen bedeckt iſt. Nach einer kleinen Stunde kommt von der Rechten zwiſchen dem Mittelberge und Aechtelsberge der Steinbach in die Schurte herab. Gegenüber an der linken Thalſeite ſteht die Schurtewand mit einzelnen Felſen beſetzt, und hier ſteht auf einer kleinen Thalebene, zum Theil im Schatten des Waldes und zur Seite eines nicht unanſehnlichen Felſen, eine Pechhütte, das einzige Haus des Schurtethals, in deren Nähe der Steinbach in die Schurte rieſelt. Ein herrliches Plätzchen! Am Flußberg, ſüdöſtlichem Abhange des Lindenbergs, iſt wiederum eine ſo ſchöne, oft beſuchte Stelle an einer Quelle mit Tiſchen und Bänken und einem Blick in das grüne Schurtethal. Ueber den Flußberg geht der Weg nach dem ½ Stunde entfernten Ilmenau hinüber. Wir aber verfolgen das liebliche Thal bis zu ſeinem Ausgange am Lefflers-Hammer.

Rechts nach Oehrenſtock zu liegen die zahlreichen und ergiebigen Braunſteingruben, dann tritt der Tragberg hervor, welcher ſowohl von der Schurte als der Ilm beſpült wird. Die beiden einander gegenüber gelegenen Hüttenwerke machen den ſchönen Beſchluß des ſchönen Thals. —

Das Ilmthal zwiſchen dem Tragberge und dem Oehrenberg heißt bis nach Langewieſen hin von jenen Hüttenwerken „der Hüttengrund.“ Die Chauſſee läuft auf der linken Anhöhe fort; ein ſehr angenehmer Fußweg zieht ſich aber vom Grenzhammer im Hüttengrunde hin, und auf dieſem langen wir nach einer halben Stunde erſt bei einer Schneidemühle, dann bei einem nach Günthersfeld gehörigen Hammerwerke im Schatten mächtiger Linden und endlich beim Langewieſener Schützenhofe an, und nach einſtündiger Wanderung betreten wir das freundliche

Langewieſen, ſondershäuſiſ. Markt- und Stadtflecken mit Stadtrath, am linken Ufer der Ilm, mit 256 Häuſern und 1504 Einwohnern. Die Hauptnahrungszweige ſind Ackerbau, Viehzucht, Bergbau auf Eiſen und Braunſtein (über 80 Bergleute), Köhlerei, Holzarbeiten, beträchtlicher Holzhandel nach Arnſtadt und Erfurt, Braunſteinhandel ꝛc. Man findet hier die ſtädtiſchen Handwerker, Porzellanmaler, eine Berlinerblaufabrik, wo auch andre Farben noch bereitet werden, eine Papiermaſché-Puppenfabrik u. ſ. w. Außer der großen ſchönen Pfarrkirche am Markt iſt die kleine St. Peters- oder Gottesackerskirche außerhalb des Ortes, am rechten Ilmufer auf einer Anhöhe, wegen ihres Alters und weil ſie ſonſt ein berühmter Wallfahrtsort war, merkwürdig.

Langewieſen iſt einer der älteſten Orte am Thüringerwalde, und ein ganzer Gau führte von ihm den Namen. Schon im Jahre 932 kommt dieſer „Pagus Langewieze“ in Urkunden vor. Im Kriege Kaiſer Philipps mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen 1204 wird Langewieſen, damals noch ein Dorf, unter den verheerten Ortſchaften genannt. Im dreißigjährigen Kriege wurde der Flecken verlaſſen und ſelbſt der Gottesdienſt im Walde gehalten. In allen Jahrhunderten litt es viel von großen Feuersbrünſten. Die furchtbarſten waren 1675, wo faſt der ganze Ort, Kirche, Rathhaus, Schule, Pfarrwohnung abbrannte, und 1770 und 1771, die ebenfalls wieder 87 und 46 Häuſer in Aſche legten. Auch iſt Langewieſen der Geburtsort des genialen Dichters Wilhelm Heinſe, geb. 1749, deſſen Vater als Stadtſchreiber im Stadtrathe ſaß. Noch lieſ't man den Namen deſſelben neben einigen andern in einer ſteinernen Inſchrift über der Thüre des 1775 nach dem letzten großen Brande neu aufgebauten Rathhauſes.

Gleich bei Langewieſen verflacht ſich das Thal der Ilm zu einer faſt ebenen Thalweitung, und die Berge treten in den Hintergrund zurück. Dieſe Weitung iſt von den ſchönſten Wieſen überkleidet, wovon der Flecken den Namen erhalten hat. Auch liegen dort mehre fiſchreiche Teiche. Die Ilm ſchlängelt ſich durch dieſe liebliche Au und wendet ſich plötzlich nach Nordoſten, ſo daß ſie faſt einen rechten Winkel beſchreibt. Dann tritt ſie wieder in das niedere Vorgebirge und bildet ein nicht weites, aber ſehr angenehmes Wieſenthal, durch welches die Chauſſee von Amt

Gehren nach Stadt-Ilm erſt am rechten, dann am linken und nach einer Stunde wieder am rechten Ufer der Ilm läuft. In dieſem Thale, 1 Stunde von Langewieſen, liegen Angſtedt und Gräfenau einander gegenüber, das erſtere am rechten, das zweite am linken Ufer des Fluſſes. Vorher fällt die Wohlroſe von der Rechten in die Ilm.

Angſtedt. ſchwarzb. ſondershäuſ. Pfarrkirchdorf mit 123 Häuſern und 661 Einw. Die neue, aus Quaderſandſteinen erbaute Kirche iſt ſehenswerth.

Gräfenau oder Gräfinau, ſchwarzb. rudolſtädt. Kirchdorf mit 148 Häuſern und 828 Einw., mit Mahl-, Schneidemühle, Kienrußhütte. Ackerbau, Viehzucht, Holzarbeit. Das Thal iſt hier ſehr belebt, und die Chauſſee läuft links über Gottendorf und Griesheim. Im Thale, am rechten Ufer der Ilm, aber liegt Dörnfeld a. d. Ilm, dicht am Fuße des ſich rechts ſteil erhebenden Singerberges, deſſen bedeutungsvolle ausgezeichnete Geſtalt die Gegend weit und breit beherrſcht. — Die Ilm ſetzt nun ihren Lauf außer dem Bereiche des Thüringerwaldes über Stadt-Ilm, Krannichfeld, Tannroda, Berka nach Weimar fort, und fällt endlich unter Stadt Sulza bei dem Dorfe Großheringen in die Saale. —

Das obere Thal der Ilm, ſo weit es zum Thüringerwalde gehört, iſt für den Geognoſten und Mineralogen faſt die merkwürdigſte Gegend des ganzen Gebirgs; doch können wir uns hier auf das Detail der geognoſtiſchen Verhältniſſe ſo wenig einlaſſen, wie an andern Orten, und müſſen uns auch hier auf das Allgemeine beſchränken. — Den Hauptbeſtandtheil der beiden Bergrücken zu den Seiten der Ilm bildet der rothe Feldſpath-Porphyr. Der Kickelhahn beſteht aus rothem Feldſtein-Porphyr; im Manebacher Grund, am Hohen-Brand, im Großen- und Kleinen-Rabenthale, an der Wilhelmsleite und im Silbergrunde ſteht Granit und Syenit am Porphyr. Die am Kickelhahn und ſeinen Nebenbergen hervorragenden Felſenpartien, wie der Hermannſtein und der Schwalbenſtein ſind Hornſteinporphyr. Der Lindenberg enthält neben ſeinem Hauptbeſtandtheile, dem Hornſteinporphyr, noch Band-Porphyr. Der daran grenzende Flußberg hat einen mächtigen braunſteinhaltigen Flußſpathgang, der im Schurtenthale zu Tage ausgeht. Melaphyr, den man früher für Baſalt hielt, in Geſellſchaft des Mandelſtein-Porphyr, ſteht am Gabelbachskopf, am Höllenkopf, am Schwalbenſtein. An der Sturmheide iſt in den Porphyr hie und da Thonſtein eingelagert, auch wird nicht ſelten Trümmerporphyr gefunden. Thonporphyr mit Zwillingskryſtallen von aufgelöſ'tem Feldſpath kommt im Meiersgrunde über Manebach vor. An die Sturmheide lagert ſich das rothe Todtliegende, das ſich von Ilmenau nordweſtlich nach Roda und Elgersburg hinüberzieht. Ueber dem rothen Todtliegenden liegt das Weißliegende, worin Blei- und andre Erze vorkommen, die das Ilmenauer Silber lieferten. Auf dieſem Weißliegenden ruht der Kupferſchiefer oder der bituminöſe Mergelſchiefer mit dem Zechſtein. Dieſes Kupferſchieferflöz zieht ſich von Ilmenau um den Fuß der Sturmheide nach Roda zu, an den Kupferberg hin, bis in die Gegend von Elgersburg, wo es an manchen Stellen noch jetzt zu Tage geht. Im Zechſtein und bituminöſen Mergelſchiefer findet man hier viele verſteinerte Muſcheln und Schnecken und andre korallenartige Petrefacten. Ueber den Zechſtein breitet ſich ein mächtiges Lager des älteren Gypſes, und über dieſem liegt Stinkſtein. Dieſe Zechſteinformation zieht ſich nach Roda und Elgersburg abwärts, bis das Buntſandſteinvorgebirge zu beiden Seiten der Wipfer ſich daran ſchließt. — Die Steinkohlenformation im obern Manebacher Grunde bildet an beiden Ufern der Ilm die unterſten Berggehänge des daſelbſt aufſteigenden rothen Porphyrs, und ſcheint in einer tiefen Spalte deſſelben zu liegen. Es ſind bis jetzt vier über einander liegende Steinkohlenflöze durchſunken worden, die mit Kohlenſandſtein und Schieferthon abwechſeln. Der Schieferthon führt Kräuterabdrücke von verſchiedenen Pflanzengeſchlechtern, die größere Aehnlichkeit mit den unter den Wendekreiſen wachſenden, als mit den einheimiſchen jetzigen Arten haben. — Der merkwürdigſte aller Ilmenauer Berge in geognoſtiſcher Hinſicht iſt der Oehrenberg, die linke Thalwand des Hüttengrundes auf dem Wege nach Langewieſen, denn hier laufen alle die verſchiedenen Gebirgsarten gleichſam fächerförmig zuſammen. Von der Seite der Stadt her ſteht zuerſt Granit und Syenit, dann Hornblendeſchiefer, in welchem verſchiedene Steinarten geſprengt ſind, weiter rother Porphyr, wiederum Granit und Syenit von verſchiedenen Gemengen, endlich Thonſchiefer mancherlei Art, zum Theil mit Halbporphyr in Brocken verwachſen. Dicht bei Langewieſen legt ſich der Buntſandſtein darüber.

Die Thäler der Schobſer oder Schopſer und Wohlroſe.

Zwiſchen der Schurte und der Schobſer läuft ein kleiner Bergzug vom Dreiherrenſtein herab, und der Rothe-Stein, mit einem hohen impoſanten Felſen von rothem Porphyr, der Pferdekopf, wo man freie Ausſichten nach Thüringen und den anſtoßenden Schopſergrund hat, der Sandwurf, der hohe und ſteile Kienberg, und nach der Schurte zu der Wildberg, Aechtelsberg und Mittelberg, endlich der Rembenberg und zuletzt an der Ilm und Schurte der Tragberg ſind die vorzüglichſten Höhenhäupter dieſes Zugs, den die Ilm nördlich abſchneidet. Ueber ihn führt der Weg von Langewieſen nach Schmiedefeld und Suhl faſt immer über hohe Berge. Der einzige Ort, welcher auf dieſem kurzen Bergzuge mitten in den Bergen liegt, iſt

Oehrenſtock, ſchwarzb. ſondersh. Pfarrkirchdorf mit 83 Häuſern und 453 Einw., die ſich von Viehzucht, Ackerbau, Braunſteingräberei, Waldarbeiten und Korbflechten aus Fichtenwurzeln nähren, und namentlich durch den Braunſtein in den letzten zehn Jahren zu einer gewiſſen Wohlhabenheit gelangt ſind. Das Dörfchen liegt höchſt einſam in der kleinen Vertiefung einer Bergfläche, welche öſtlich nach dem Schopſergrunde abfällt. Die Häuſer ſind zerſtreut gebaut, mit Bäumen und Ackerfeld umgeben, und haben ein gefälliges Anſehen. Auf dem Wege nach Ilmenau an der linken Seite des Oehrenſtocker Bachs, an der Berghöhe hinab nach dem Schurtenthale, findet man acht ergiebige Braunſteingruben. Nach Ilmenau hat man 1 Stunde.

Die Schopſer entſpringt dicht unter dem Rennſteig und bildet den ſchönen, ſanften Schopſergrund, in welchem nur zwei Schneidemühlen liegen. So klein das Flüßchen iſt, und ſo kurz ſein Lauf, ſo lieblich und einſam-traulich iſt doch ſein Thal, deſſen Wände oft mit hervorragenden Porphyrzacken und Hörnern geziert ſind. Der ſchönſte Schmuck des Thales ſind aber die herrlichen und majeſtätiſchen Weißtannen an den Bergwänden. Nach zweiſtündigem Lauf tritt die Schopſer in die Thalweitung, in welcher Amt Gehren liegt, durchfließt dieſen Ort und ergießt ſich dicht hinter demſelben in die Wohlroſe. Zwiſchen dem Grunde der Schopſer und der Wohlroſe iſt der Bergzug noch kleiner als der zwiſchen der Schurte und Schopſer. Er geht vom Ebereſchenhügel, der zum Hauptgebirgsrücken gehört, aus, und der Burgberg, Ochſenberg, Roſenberg oder Roſenborn, der Firſchberg, Hornkopf machen ihn aus. Sie haben eine gefällige Form und manchen ſchönen Grund in ihrer Mitte.

Die Wohlroſe entſteht am Fuße des Ebertsberges aus mehreren Quellen, darunter der Ochſenbach, der am Ochſenberg entſpringt und zwiſchen dem Günthers- und Firſchberg hinabgeht und eine Schneidemühle treibt. Eine zweite Schneidemühle liegt weiter unten. Das Thal hat ſteile Wände mit einzelnen kleinen Felſen und bildet einen grünen Wieſengrund. Nach einer guten Stunde nimmt die Wohlroſe den ihr von der Rechten zufallenden Möhrenbach auf. Dieſer entſpringt am Ilmhaupte und ſtürzt im engen Grunde hinab. Bald erweitert er ſich und hier liegt das große und gut gebaute ſchwarzb. ſondersh. Dorf Möhrenbach mit 141 Häuſern und 750 Einw. Die Pfarrkirche liegt maleriſch auf einer Anhöhe am untern Ende des Dorfs. Die Nahrungszweige ſind Ackerbau, Viehzucht, Leinweberei und Holzarbeiten. Ueber Möhrenbach ſteigt im Thale der Wohlroſe, dann im Grunde des Möhrenbach der Weg von Amt Gehren nach Breitenbach herauf. Eine Viertelſtunde unter Möhrenbach, am Fuße des Schwedenhaupts (Berg), ſtürzt der Möhrenbach in die Wohlroſe.

Zwiſchen dem Möhrenbach und der Wohlroſe, vor ihrer Vereinigung, ziehen ſich vom höchſten Gebirgsrücken herab das Ilmhaupt, der Römiſche-Hügel, das Schwedenhaupt, ſehr ſtattliche Berge. Nach Aufnahme des Möhrenbachs geht die Wohlroſe in gerader nördlicher Richtung in einem äußerſt lieblichen und heitern Thale nach Amt Gehren hinab, das ſie in einer guten Viertelſtunde erreicht. Darin liegen oben der Drahthammer, jetzt eine Schneidemühle, dann eine zweite Schneidemühle (man kommt an einem Waldplattenbruche vorüber), eine Papiermühle und endlich am Eingang in die ſchöne Thalweitung der Sichelhammer, ein anſehnliches und bequemes Gebäude, Schießhaus, Wirthshauslokal und Vergnügungsort der Bewohner von Amt Gehren.

Amt Gehren, ſchwarzb. ſondersh. Stadt- und Marktflecken mit 252 Häuſern und 1725 Einw., Sitz eines Juſtizamtes, eines Forſt- und Kammerdepartements, einer Conſiſtorialcommiſſion, eines Bergamtes, eines Rentamtes, einer geiſtlichen Inſpection und eines Stadtrathes. Ein gut gebautes, großes und geräumiges Schloß, worin ein heller Saal im Rococogeſchmack mit 142 hölzernen Hirſchköpfen, die die herrlichſten und ſtattlichſten Geweihe tragen, an den Wänden, ziert den Flecken. Das Schloß diente einer ſchwarzburger Fürſtenlinie ſonſt zur Reſidenz. Die Perle des Orts aber iſt die neue, höchſt geſchmackvolle, helle, hohe Pfarrkirche, die am 3. Nov. 1834 eingeweiht wurde. Sie iſt eine der ſchönſten Kirchen, die man weit und breit ſehen kann, und ihr Thurm, wegen ſeiner antiken (römiſchen) Form, beſonders bemerkenswerth. Außer den ſtädtiſchen Handwerken iſt der Holz- und Breterhandel das bedeutendſte Geſchäft. Dann Bergbau, Holzarbeit, Köhlerei, Waldarbeit, Berg- und Hüttenweſen. Der Ackerbau iſt wegen des ſchlechten Bodens gering, mehr ſchon Viehzucht. — Eine ſeltene Sammlung aus Hirſchgeweihen zuſammengeſetzter Geräthe ſieht man bei Herrn Forſtrath Höland.

Zehn Minuten von dem Flecken liegt an der Wohlroſe und an der Chauſſee nach Königsſee das Eiſenhüttenwerk Günthersfeld mit 1 Hohofen, 1 Blauofen, 1 Kupelofen und 1 Stahlhammer. Das Werk liefert durch gutartige, aber etwas arme Eiſenſteine ein vorzügliches Guß- und Stabeiſen. Wegen ſeiner alterthümlichen Einrichtung muß der gegenwärtige Pachter, Commerzienrath Höhn, eine gänzliche Umgeſtaltung deſſelben wünſchen, die, wie verlautet, unter Mitwirkung der Fürſtl. ſchwarzb. ſondersh. Kammer auch demnächſt ſtatt finden wird. Der Hüttenbetrieb hat ſich übrigens in neuerer Zeit gehoben, und die jetzt gefertigten Eiſengußwaaren verdienen rühmliche Erwähnung. Günthersfeld hat beträchtliche Gruben am Langenberge, im Schurtenthale, bei Schmiedefeld und Reichmannsdorf, deren Eiſenſtein hier verſchmolzen wird. Als Fluß wird älterer Flözkalkſtein aus der Gegend von Königsſee zugeſetzt. Das Werk beſchäftigt in ſeinem ganzen Umfange über 300 Menſchen.

Unterhalb Günthersfeld liegt kaum 5 Minuten entfernt Jeſuborn, kleines ſondersh. Dorf von 54 Häuſern und 354 Einw. an der Wohlroſe, meiſt von Bergleuten bewohnt. Nach einer Stunde ergießt ſich das Flüßchen in die Ilm, nachdem es kurz vorher Schönheide, ein Wirthshaus mit Nebengebäuden, berührt hat.

Die Wohlroſe iſt der Grenzfluß zwiſchen dem nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Thüringerwalde auf dem nördlichen oder Thüringiſchen Gehänge, und zu ihrer Rechten zieht ſich der hohe Langenberg als ein langgeſtreckter Bergrücken, der an verſchiedenen Orten auch verſchiedene Namen führt, herab. Er iſt der früher bezeichnete Grenzberg, und gehört, da er Schieferformation hat, ſchon dem ſüdöſtlichen Gebirge an. Der Grund des Möhrenbachs, als des eigentlichen Grenzflüßchens, iſt in ſofern merkwürdig, als die Porphyr- und Thonſchieferformation hier in einander übergeht. Manchmal kommt der Thonſchiefer unter dem Trappporphyr hervor, manchmal legt er ſich blos an; bald ſchneiden ſich beide Gebirgsarten ſcharf ab, bald greifen ſie in einander. Am häufigſten werden die Gebirgsarten hier quarzig. Der Porphyr verwandelt ſich dabei in ein hornſtein- und kieſelſchieferähnliches, dickſchaaliges und in keilförmige Stücke brechendes Geſtein.

2. Die ſüdweſtliche oder Hennebergiſche Seite des nordweſtlichen Thüringerwaldes.

Die Thäler der Ellna und der Suhl, das Hochland zwiſchen der Suhl und dem Moorgrund, der Meergrund, die Thäler der Schweina, der Grumbach (der Steinbach), des Farrenbach, der Lautenbach (Druſenthal), der Schmalkalde, der Schwarza, der Haſel (Lauter), der Schleuſe, der Werra mit ihren Nebenthälern und Quellen, und die zwiſchen ihnen liegenden Gebirgsarme und Waſſerſcheiden.

Das Thal der Ellna.

Eine gute Stunde ſüdweſtlich von dem Dorfe Hörſchel, unſerm Ausgangspunkte, mündet ein kleines Flüßchen in die Werra, es iſt die Ellna, Elna oder Elta, Grenzflüßchen des Vorgebirges und der erſten Berge des Hauptgebirges auf der Südweſtſeite. Die Ellna entſpringt nicht am Hauptgebirge, ſondern an einem Nebenarme, der ſich vom Hohen-Kieſel am Rennſteige in weſtlicher Richtung eine halbe Stunde lang herabzieht, und deſſen letzter bedeutender Berg das Krähenhaupt iſt. Hier rinnt der Ellnabach aus mehren Quellen zuſammen, und geht nach dem ½ Stunde entfernten Dorfe Etterwinden hinab. Auf ſeinem rechten Ufer erhebt ſich ſogleich ſteil und ſcharf das Hauptgebirge, bis zu einiger Höhe mit Feld bedeckt, dann aber mit dichter dunkler Waldung beſtanden. Die vorzüglich ſchönen Formen der Berge ſpringen von hier, wegen ihrer Nähe, recht ins Auge; jeder einzelne kantet ſich ſcharf von den übrigen ab. Die linke Thalſeite beſteht aus niedern, waldbewachſenen Höhen, die ſich vom Hauptgebirge in verſchiedenen Zügen nach dem Werrathale hinabziehen und immer mehr verflachen.

Etterwinden, eiſenach. Dorf mit 58 Häuſern und 275 Einwohnern, mit einer Unterförſterei. Die am Ellnabache liegende Mahlmühle heißt **Taubenellen**. Das Thal liegt hier noch hoch, und die Wände deſſelben ſenken ſich nur ſanft, auch bieten die nahen Fichtenwälder nichts freundliches; erſt unterhalb des Dorfs beginnt der Grund allmälig lieblich zu werden, aber ſeine hochidylliſche Schönheit tritt erſt nach ½ Stunde ein, wo wir plötzlich links auf dem ins Thal hereintretenden Vorſprung einer waldigen Leite ein großes helles Jagdhaus, halb hinter Bäumen verſteckt, erblicken. Biegen wir um dieſen Vorſprung herum, ſo liegt das reizende Jagd- und Luſtſchloß

Wilhelmsthal freundlich und lachend im Thale vor uns ausgebreitet. Wie bei Reinhardsbrunn treten wir hier in einen großen, von fürſtlicher Liebe gepflegten Naturpark, und herrſchte in jenem die Schönheit der Berge vor, ſo ſind es hier die ſüßen Reize des Thals, die uns hier vorzüglich entzücken. Wir kommen zum zweiten Sommerſchloß einer Fürſtenfamilie des Erneſtiniſchen Sachſenhauſes im nordweſtlichen Thüringerwalde, und bald werden wir das dritte begrüßen; aber Wilhelmsthal iſt nicht ein einzelnes Schloß wie Reinhardsbrunn und Altenſtein; es iſt eine Colonie von kleinen netten Schlößchen, von einfachen ſtädtiſchen Häuſern, auf die Thalwieſe hingeſtreut und in Büſche und Bäume lieblich verſteckt. In der Phyſiognomie keines Luſtſchloſſes iſt der Charakter der Idylle ſo rein ausgeprägt und ohne alle unpaſſende Beimiſchung wie in Wilhelmsthal. Dieſe hellen freundlichen Wohnhäuſer, ohne fürſtlichen Prunk, paſſen ſo ganz zu der einfachen Thalnatur, alles ſteht in jener ſanften Harmonie der Ruhe, die gleich entfernt iſt von der großartigen Ruhe des Schmerzes oder ſonſtiger überwältigender Eindrücke und von der troſtloſen Ruhe der Abſpannung und der Gleichgültigkeit. Hier iſt die Ruhe ſinniger Selbſtbeſchauung, eines hold beſchränkten, ſanft geſättigten Glückes, das aber von ſich ſelbſt nichts weiß; es iſt der uranfängliche Friede, den das Thal in die Seele gießt, nicht der auf Kampf folgt. Der letztere iſt immer romantiſcher Art, die reine Idylle weiß nichts von ihm.

Das erſte Gebäude iſt das links im Schattendüſter ungeheurer Eichen auf der Anhöhe gelegene Waldhaus; ſobald die Ellna um den Bergfuß, den das ſtattliche Dianenſchlößchen krönt, ihren Bogen geſchlagen hat, verliert ſie die reinnördliche Richtung und läuft nun nach Nordweſt. Mitten im ſaftig grünen Wieſenthal bildet der Bach zuerſt einen ſchönen Waſſerſpiegel, aus welchem das Waſſer, eine Kascade bildend, in einen großen prächtigen Teich oder vielmehr See, 25½ Acker haltend, ſtürzt. Auf der rechten Seite des Bachs, oder vielmehr des Waſſerſpiegels, liegt der ſchöne und geräumige Gaſthof zum Auerhahn, von ſehr gefälligem Anſehen. Vor demſelben iſt der Hof von zwei Seitengebäuden eingeſchloſſen, in welchen ſich Tanzſäle befinden. Links vom großen Teiche zieht ſich in geringer Entfernung die gerade Gaſſe der herrſchaftlichen Häuſer und Schlöſſer hin, die wegen ihrem netten, heitern, reinlichen Aeußern, ihrer einfach edlen Bauart, ihrer ſtillen Häbigkeit auf Auge und Gemüth einen ſüßen, faſt berauſchenden Eindruck machen. Und wie ſanft liegen ſie der Waldnatur im grünen Schooſe! Wie ſchlägt ſie die Arme inbrünſtig um dieſen friedlichen Fürſtenſitz! Wie breiten ſaftige Wieſen ihre Teppiche zu ſeinen Füßen! Wie blitzt der Spiegel des Teichs, weit ausgebreitet, und wirft die Bilder der Schlöſſer und Berge, der Bäume und Blumen zurück! Die Gebäude beſtehen thalwärts aus dem Thurmgebäude mit einer Schlaguhr verſehen, der Wagenremiſe, den Schweizerhäuſern, dem Cavalierhaus, dem Corps de Logis, dem Prinzen-, Prinzeſſinnen- und Küchhaus, dem Speiſeſaal; das Saalgebäude macht den Beſchluß der rechten Häuſerreihe und ihm gegenüber ein Pavillon den der linken; beide ſind durch eine großartige Collonade mit einander verbunden. Aus der Collonade tritt man auf die üppigen Wieſen hinaus. So liegen ſich die Gebäude einander gegenüber, ein Fichtenhain, worin ein großer, mit einer liegenden Nymphe gezierter Brunnen, Blumengärten und Rabatten, Boskets und herrliche Baumgruppen, Parkanlagen im großartigſten und reinſten Geſchmack ziehen ſich bis zum See hinab, auf welchem ein bewimpeltes Schiff ſich wiegt, den ſtolze Schwäne durchfurchten und ausländiſches und inländiſches Waſſergeflügel aller Art beleben. Aber weiter dehnt ſich der koſtbare Naturpark im Thal und an den Bergen aus, die meiſt mit üppiger Buchenwaldung prangen, Promenadenwege ziehen ſich empor zu intereſſanten Punkten, von denen man entzückende Ausſicht auf das Feenthal mit den Feenſchlöſſern und auf den See hat. O, es iſt voll lieblicher Schönheit, voll poetiſchen Friedens, voll ſüßen Reizes, dieſes Wilhelmsthal! Es iſt ein verkörpertes Gedicht, und wer wollte als deſſen ſchöpferiſchen Dichter und dichteriſchen Schöpfer den genialen Carl Auguſt verkennen, den Freund Goethe's, den Schützer Schiller's, ihn, der ſtets in Werken und Thaten dichtete! Zwar wurde Wilhelmsthal nicht von ihm erbaut, aber umgeſchaffen hat er es, wie Shakspeare die italieniſchen Novellen umſchuf, und daß das Ganze nun ſo herrlich poetiſch iſt, das iſt ſein Werk. Wilhelmsthal wurde in den Jahren 1699 — 1719 vom Herzog Johann Wilhelm von Eiſenach an die Stelle des alten Hofes Wintershauſen erbaut, der See 1706 geſtochen, der Gaſthof aber erſt 1735 vom letzten Herzoge von Eiſenach, Wilhelm Heinrich, angelegt. Unter den weimariſchen Fürſten liebte Carl Auguſt dieſes Luſt- und Jagdſchloß am meiſten; er verwandelte den großen Thiergarten in einen Naturpark, und hielt ſich im Sommer faſt jährlich einige Monate hier auf. Auch der jetzige weimariſche Hof bringt meiſt einen Theil der Sommerſaiſon hier, fern vom Geräuſch der Reſidenz, in waldiger Einſamkeit zu.

Köſtliche Wieſenpfade leiten am Ufer des Flüßchens thalabwärts: der idylliſche Charakter des Thals geht allmälig in den romantiſchen über, die Berge zeigen grotteske Formen, ein kleines wildes Paradies thut ſich auf, in deſſen Mitte ein einziges einſtöckiges Haus liegt, Attchenbach, ein Wirthshaus, früher Schmelzhütte der beträchtlichen, ſchon lange eingegangenen Kupferbergwerke dieſer Gegend. Wald und Wieſen umgrenzen dieſe reizende Hütte, Parkanlagen und drei große Fiſchteiche erhöhen die Schönheit des Orts, der eigentlich noch zu Wilhelmsthal gehört und von einem Wilhelmsthäler Gärtner bewohnt wird. Es giebt ſchwerlich einen holdern Genuß, als in ſorgloſer Vergeſſenheit allein oder in kleiner gleichgeſtimmter Geſellſchaft von Wilhelmsthal nach Attchenbach an einem ſchönen Sommerabend zu gehen, dort ein Gericht Fiſche zu ſpeiſen, die beſonders wohlſchmeckend ſind, und zum Beſchluß im Scheine der Abendröthe oder des aufgehenden Mondes noch eine Fahrt über den See zu machen.

An ſchönen Sommerſonntagen, vorzüglich an den Pfingſttagen, wird Wilhelmsthal von Eiſenach, Ruhla und den übrigen nahen, ja ſelbſt mehre Meilen entfernten Orten ſo zahlreich beſucht, daß alle Wege und Räume mit Menſchen überfüllt ſind, und der Gebildete oft auf jede Labung verzichten muß.

Nur eine kurze Strecke unter Attchenbach liegt im Thale das eiſenachiſche Dörfchen

Unkerode, 23 Häuſer und 127 Einwohner, und nach 10 Minuten

Eppichenellen, eiſenach. Dörfchen von 7 Häuſern und 34 Einw. Dies Dörfchen hat den Namen von dem hier in großer Menge wildwachſenden Eppich und der Ellna. Das Thal nimmt wieder ſeinen ſanften Charakter an, die Berge an ſeiner linken Seite zwiſchen der Ellna und Suhl werden höher und ſind waldbewachſen. Nach einer Viertelſtunde treten wir in das eiſenach. Pfarrkirchdorf

Förtha, 56 Häuſer und 341 Einw. Die leipzig-frankfurter Straße, von Eiſenach über das Vorgebirge kommend, durchſchneidet hier das Thal, läuft durch das Dorf und ſteigt dann über den Höhenzug zwiſchen der Ellna und Suhl nach Markſuhl hinüber. Nordweſtlich über dem Dorfe ragt die Stopfelskuppe (St. Chriſtophskuppe), ein merkwürdiger, 1225 F. hoher Sandberg mit einer Baſaltkuppe, zum Vorgebirge gehörig, empor. Nach Eiſenach hat man 2 Stunden.

Nach einer Viertelſtunde betritt man eine rings vom Eiſenachiſchen eingeſchloſſene meiningiſche Parcelle, die ſich zu beiden Seiten des Thales an den Bergwänden ausbreitet, und rechts bis zur Höhe des Vorgebirges reicht und ohngefähr 3 Stunden im Umkreiſe hält. Mitten in dieſer Enclave:

Oberellen, meining. Pfarrkirchdorf an der Ellna und der Chauſſee von Eiſenach nach Berka an der Werra, 113 Häuſer mit 609 Einw., die ſich größtentheils von Feldbau und Viehzucht nähren. Durch die nahen Eichen- und Buchenwälder wird die Schweinezucht vorzüglich gefördert. Es iſt hier ein Rittergut mit zwei Schlöſſern, einer Meierei und zwei Mühlen, welches die Familie von Hanſtein ſchon ſeit Jahrhunderten beſitzt. Ihr gehört auch der $\frac{3}{8}$ Stunden entfernte, nördlich in einem waldigen Thale gelegene **Frommelshof** oder **Frommeshof** mit dem **Dachshof** (Feldgut ohne Geb[illegible] In Oberellen eingepfarrt ſind auch der auf dem Vorgebirge $\frac{3}{4}$ Stunden entfernte Hof **Clausberg** und der $\frac{1}{2}$ Stunde näher gelegene **Hütſchhof** an der Chauſſee nach Berka auf einer Hochebene nahe am Walde. — In Oberellen ſtand früher ein Kloſter, das im Bauernkriege zerſtört wurde. In alten Urkunden kommt das Dorf unter dem Namen **Elende** vor.

Das waldige Thal nimmt nun eine faſt nördliche Richtung, die nach einer Stunde ganz nördlich wird. In ſeinem fernern Verlauf wird es immer einſamer, aber die Pracht der Waldung zu beiden Seiten giebt ihm eigenthümliche Reize. Kaum hat man die meiningiſche Enclave verlaſſen, ſo kommt man nach

Unterellen, eiſenach. Pfarrkirchdorf mit 2 Rittergütern und 2 Mühlen, 95 Häuſern und 545 Einw., Ackerbau und Viehzucht. — Das Thal ſenkt ſich nun allmälig dem Werrathal zu, und nach einer kleinen Stunde ergießt ſich die Ellna in die Werra. Dicht an der Mündung liegt

Lauchröden, eiſenach. Pfarrkirchdorf von 109 Häuſern und 693 Einw., Landbauern und Viehzüchtern, 4 Rittergütern, 1 Kammergut, 3 Mahlmühlen. Die Umgebung iſt ſehr ſchön und das mannigfach gekrümmte Werrathal reich an bunten Naturreizen. Die Krone dieſer anziehenden Berg- und Waldgegend iſt aber die eine kleine halbe Stunde nördlich, dicht am Vorgebirge gelegene Ruine, des alten Bergſchloſſes Brandenburg. Dieſe prächtigen Burgtrümmer, zwei runde hohe Thürme auf einem ſteilen nackten Berge mit wahrhaft romantiſcher Ausſicht, bilden einen ſehr ſchönen Gegenſatz zur Wartburg. Wie dieſe das Thor des Vorgebirges auf der Oſtſeite, ſo bildet die Brandenburg das Thor deſſelben auf der Weſtſeite. Wie ein Paar Denkſäulen der Vergangenheit liegen ſie zu Anfang des reizenden Gebirges zu beiden Seiten deſſelben, gleichſam die Schönheit deſſelben prophetiſch verkündend. Von welcher Seite man die Wanderung beginnen mag, man begrüßt zuerſt ein Denkmal ritterlicher Vorzeit und wird dadurch in die rechte Stimmung verſetzt. Weſtlich, dicht an dem Berge der Brandenburg, fließt der ſchöne Werraſtrom; man verfolgt ſeine mäandriſchen Krümmungen weit, das Auge wird vom mannichfachſten Wechſel ſchöner, bald nackter, bald bewaldeter Berge, dem Silberband des Stroms, des im Oſten ſich aufbauenden Thüringerwaldgebirges und im Weſten der heſſiſchen Berge, des „Buchenwaldes," dann der großen hellen Dörfer, der grünen Wieſen im Werrathale lieblich unterhalten. Man ſieht Herleshauſen, Wommen, Neſſelröden und gegenüber am jenſeitigen Ufer der Werra auf einem waldigen Berge die kargen, aber maleriſchen Ueberreſte der Burg Brandenfels. Von den Bewohnern der Umgegend wird die Brandenburg vielfach in großen geſelligen Partien beſucht, und an den Pfingſttagen hallen die Zwillingsthürme von Muſik und Geſang der frühlingsfrohen Menge wieder, die hier zuſammen ſtrömt.

Zwiſchen dem Thal der Ellna und dem Rennſteig liegen folgende merkwürdige Berge: der Hohe-Kieſel oder Kiesling, über welchen der Weg von Ruhla nach Waldfiſch und Möhra führt, der Hirſchſtein, Bergkopf mit einem Felſen über Wilhelmsthal, von deſſen geebnetem Gipfel man ein weites Panorama von Franken überblickt; höchſt reizend nimmt ſich das tief unter uns liegende, bald im Walde verſteckte Wilhelmsthal aus, deſſen See wunderlieblich blitzt; die Formen der Berge ſind äußerſt gefällig, und der Hirſchſtein eins der ſüßeſten Plätzchen; Promenadenpfade führen auf den runden Scheitel, dicht daran geht der ſehr angenehme Fußweg (Promenadenweg) von Wilhelmsthal nach der Hohen-

Sonne, bis zu welcher man nur wenige Minuten hat. Dieſer Parkweg ſteigt aus der Blumenau Wilhelmsthals durch hohe köſtliche Waldung ſteil bergauf, Steinſtufen erleichtern die Wandrung, dann über geebnete Felsblöcke, neben Schlünden hin, an einer feuchten Felſengrotte dicht vorüber, ſehr romantiſch und wild erhaben, bis man am Hirſchſtein ins Freie tritt und das in der Nähe an Wald, Fels und Schlund geſättigte Auge nun in die reiche bunte Ferne ſchweifen läßt. — Der Schmiedekopf über Unkeroda; die Stopfels- (St. Chriſtophs-) Kuppe im Winkel zwiſchen Förthe und Oberellen. Den Baſalt derſelben benutzen die Umwohner zum Chauſſeebau.

Die Chauſſee von Eiſenach nach Meiningen läuft von Hohen-Sonne ins Thal der Ellna hinab, mit großer Kunſt und Koſten an den ſteilen Bergwänden hingeführt, ein Werk Carl Auguſts. An einer abgeſprengten hohen Felſenwand zur Rechten, an der zur Linken ſich eine tiefe Schlucht hinzieht, lieſt man auf einer eingefügten ſchwarzen Marmortafel in goldnen Buchſtaben die Worte: „Des wohlthätigen Herrſchers kräftiges Wort gab hier dem Wandrer ſichere Straße aus wüſtem Gebirge,“ welche als Chronodiſtichon das Jahr 1808 als Erbauungsjahr der Kunſtſtraße geben. Von Wilhelmsthal ſteigt die Chauſſee aufwärts nach Etterwinden und dann über den Rücken des Gebirgsarmes nach Waldfiſch hinüber.

Die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Ellnathales iſt ſo vielſeitig und eigenthümlich, daß ſie einen größern Raum heiſcht, als ihr hier gewährt werden kann. Das obere Ellnathal beſteht mit den anliegenden Höhen aus Todtliegendem, aus welchem die zum Hauptgebirge gehörenden Berge ihre Granithäupter emporſtrecken. Ueber Wilhelmsthal hinab liegt auf den rechten Berghöhen, vorzüglich am Schmiedekopf, über dem Todtliegenden ſchichtweiſe bituminöſer Mergelſchiefer, Zechſtein und grauer Kalkſtein. Es finden ſich hier und im Thale ſelbſt viele Spuren eines alten, ſtark betriebenen Kupferbaues; bei Förtha ſtreicht der ältere Flözkalk durch das Thal, der von Göhringen aus dem Werrathal über das Vorgebirge hinüber nach Kupferſuhl und Möhra zieht. Gleich daneben beginnt der übergelagerte Buntſandſtein.

Das Thal der Suhl.

Schier noch weniger als das Thal der Ellna gehören das Thal der Suhl und der Moorgrund dem eigentlichen Gebirge an; aber ſie entſpringen an demſelben Gebirgsarme, wo die Ellna, und ergießen ſich, wie alle übrigen wahren Gebirgswaſſer dieſer Seite in die Werra, und werden deshalb billig mit hinzugezählt. Das Thal der Suhl läuft mit dem der Ellna faſt parallel, und nur zuletzt wendet ſie ſich ganz nach Weſten, während die Ellna ganz nach Norden fließt. Beide Thäler liegen nur 1 bis 2 Stunden von einander. Zwiſchen beiden läuft ein Höhenzug, in welchem ſich der Milmesberg durch Höhe auszeichnet (1458 Fuß). An ſeinem nordöſtlichen Fuße liegt

Eckardshauſen, eiſenach. Pfarrkirchdorf von 88 Häuſern mit 422 Einw., die ſich, da der Ackerbau gering iſt, vorzüglich von Viehzucht und Fuhrweſen nähren. Zum Düngen der Felder wird hier Gyps auf 2 Mühlen gemahlen. Der Bergbau war in früherer Zeit hier ſehr bedeutend, wovon die großen Halden zeugen. Attchenbach war die Kupferſchmelzhütte. Nördlich und dem Ellnathale zugewendet liegen die Berge Bonacker und Knieberg und dazwiſchen im Thale an einem kleinen Bache, der in die Ellna fällt, nur ½ Stunde von Unkeroda, das eiſenach. Dörfchen **Wolfsburg** mit 22 Häuſern und 123 Einw. Vom Milmesberg herab fließt der Ellna bei Förtha der Heidelbach zu; weiter der Ellerberg, über welchen die Straße von Förtha nach Markſuhl ſteigt. Er hat einen großen Baſaltbruch. Weiter das Leimköpfchen, der Lerchenberg u. A. Ueber der Werra die waldige Harth. Nahe an den Quellen der Suhl liegt

Kupferſuhl, eiſenach. Dorf (32 Häuſer, 132 Einw.), hat von dem Bache und den ehemaligen großen Kupferbergwerken in ſeiner Nähe den Namen. 1 Gyps- und 1 Mahlmühle. Eine gute ½ Stunde höher, dicht an der Quelle der Suhl, der **Wackenhof**, 3 Häuſer, 19 Einw. Auch die ehemalige Schmelzhütte ſteht noch, aber führt nur den Namen. Die Suhl ſtreift im Bogen das meiningiſche Gebiet und fließt dann durch

Ettenhauſen, eiſenach. Pfarrkirchdorf, 49 Häuſer, 237 Einwohner, ſehr alt, kommt ſchon 824 als Attinhuſun im Gau Grabfeld vor. An einem von der Rechten kommenden Bache im Thale: **Burckhardtroda**, nahe am Wackenhof, eiſenach. Dorf, 48 Häuſ., 271 Einw. An der Einmündung dieſes Bachs in die Suhl der **Lindigohof**, 11 Häuſ., 61 Einw., 1 Mahlmühle. Nach ½ Stunde

Markſuhl; am rechten Berghange der **Meilcshof**, 5 Häuſ., 27 Einwohner.

Markſuhl, eiſenach. Marktflecken, 170 Häuſer, 1072 Einw. Das alte herrſchaftliche Schloß, jetzt zum Theil abgetragen, zum Theil zur Poſthalterei, Rentamt und Förſterei eingerichtet, wurde vom Herzog Johann Ernſt 1588 erbaut, und war unter Herzog Johann Georg I. von 1662 bis 1672 Reſidenz einer Erneſtiniſchen Speciallinie. Der Ort hat 2 Jahrmärkte und 3 Roß- und Viehmärkte. Das ſonſt ſehr gut ausgeſtattete Jagdzeughaus wurde 1813 beim Rückzuge der Franzoſen ausgeplündert. Nördlich die Pflaſterkutte, Berghöhe oder vielmehr ſonſtige Grube, jetzt Baſaltbruch auf dem ſogenannten Pfarrholze. Die waldige Gegend, ſo wie das ganze Thal der Suhl, hat etwas Eintöniges und Schwermüthiges. — ¼ Stunde weiter der **Baucshof**, 5 Häuſ., 27 Einw., 1 Mahl- und 1 Schneidemühle. Nach ½ Stunde **Wünſchenſuhl**, eiſenach. Dorf, 57 Häuſ., 353 Einw., 3 Mühlen. Nördlich auf der Höhe der Hof **Dietrichsberg** mit ſchönen Parkanlagen. Im Thale mehre freundlich gelegene Mühlen bis zu dem ½ Stunde entfernten **Fernbreitenbach**, eiſenach. Kirchdorf, 76 Häuſer, 396 Einw., 2 Mahlmühlen, die Lindigsmühle an der Suhl, und die Landersmühle an einem Bache, der den Landersgrund bildet. Nach ¼ Stunde **Hausbreitenbach**, eiſenach. Dorf, 16 Häuſ., 99 Einw., 1 Rittergut, 1 Kammergut. Das Thal iſt von Wünſchenſuhl an freundlich und lebendig, und dieſer Charakter ſteigert ſich, je näher man der Werra kommt. In geringer Ferne **Heerda**, eiſenach. Pfarrkirchdorf, 135 Häuſ., 633 Einw., 1 Rittergut, 1 Freigut, 1 Kemnate, 2 Mahlmühlen. Gute Viehzucht und Landbau. Das alte thüringiſche Adelsgeſchlecht der Heerda iſt im Beſitz des Ritterguts. Es liegt an der Chauſſee nach Berka, wohin nur ¼ Stunde Wegs. Noch näher iſt die Einmündung der Suhl in die Werra. Der nördlich ¼ Stunde an der Berghöhe gelegene Hof Kratzeroda gehört zu Heerda. Das Ende des Suhlthals iſt äußerſt freundlich und lebendig.

Das ganze obere Suhlthal bis nach Kupferſuhl hinauf und der Höhenzug im Norden zeigt mannichfache Spuren des frühern, hier lebhaft betriebenen Bergbaues. Der ältere Flözkalk lagert über dem Kupferſchiefer. Man findet auf den Halden noch Schiefer, zum Theil mit Fiſchabdrücken, Sanderze, Kalk und Schwerſpath, Kobalt, Kupfer- und Schwefelkies ꝛc. Bei Markſuhl iſt die Pflaſterkutte wegen der 400 Fuß im Umfang haltenden Baſaltmaſſe, die zwiſchen dem horizontal geſchichteten bunten Sandſtein in die Tiefe ſetzt, merkwürdig.

Das Hochland zwiſchen der Suhl und dem Moorgrund.

Zwiſchen der Suhl und dem Moorgrunde breitet ſich ein über 12 Stunden im Umfange haltendes, bergiges und meiſt waldiges Hochland aus, welches ſüdlich und weſtlich von der Werra begrenzt wird, die hier um dieſes Landſtück ihren merkwürdigen Bogen ſchlägt. Mehre ganz unbedeutende Bäche fallen ihr aus demſelben zu. Die leipzig-frankfurter Chauſſee läuft von Markſuhl bis Bach mitten durch dieſes Hochland. Einzelne Berge erheben ſich zu einer hervorſtechenden Höhe, wie die Harth, der Landerskopf, von welchem ſich nördlich der Landersgrund nach dem Thal der Suhl hinabzieht, der Bleßberg bei Bitzerode, die Hohlen-Berge bei Frauenſee, der Hamberg, Lichtberg, die Hohe-Warth ꝛc. Faſt alle ſind mit ſchöner Buchenwaldung beſtanden, und dieſe äußerſten Vorberge des Thüringerwaldes gehörten ſonſt dem Landgebiet an, welches im Mittelalter der große Buchenwald oder auch „die Buchen," lateiniſch Buchonia, genannt wurde und zwiſchen Thüringen und Heſſen ſich hinzog. Unſer von der Werra weſtlich und ſüdlich, vom Moorgrund öſtlich und von der Suhl nördlich eingeſchloſſenes Bergland, das wir mit vollem Rechte ein zweites Vorgebirge des Thüringerwaldes nennen, obgleich man nicht gewohnt iſt, es unter dieſem Namen aufzuführen, bietet weder große Schönheiten noch beſondere Merkwürdigkeiten, es hat keine Stadt, ja nicht einmal ein großes Dorf, ſelbſt die kleinen Dörfer ſind einzeln; dagegen iſt es mit Bauernhöfen wie überſäet, faſt in jedem Grunde liegt ein ſolcher. Dieſe flachen Gründe haben gute Wieſen, die Berggelände werden bis zu einer gewiſſen Höhe, wo der Wald beginnt, mit dem Pfluge bearbeitet. Doch iſt der Boden nicht ſonderlich, und im Ganzen iſt es ein armes Stück Erde. Die vorzüglichſten Orte ſind

Frauenſee, eiſenach. Pfarrkirchdorf mit 80 Häuſ. und 423 Einw., war bis 1815 Sitz eines kurheſſiſchen Amtes, welches faſt das ganze beſchriebene Hochland begriff und auf dem Wiener Congreß an Weimar-Eiſenach abgetreten wurde. Es liegt an der Chauſſee von Markſuhl nach Vacha und nicht weit vom ſogenannten groſsen See, der nur durch einen künſtlichen Stollen Abfluſs hat. Von dieſem See und von einem Nonnenkloſter, welches ſeit dem 13. Jahrhunderte hier beſtand, und das Kloſter am Sewe, Kloſter See (de Lacu) oder die Frauen am See hieſs, hat der Ort den Namen. — ¼ Stund. öſtlich bei dem Dörfchen Dönges (42 Häuſ., 239 Einw.) liegt der Hautſee, merkwürdig wegen ſeiner ſchwimmenden Inſel. Sie iſt ohngefähr 1½ Acker groſs und mit Kiefern, Birken, Buſchwerk, Riedgras und mancherlei Kräutern bewachſen. In früherer Zeit wanderte die Inſel öfter von einem Ufer zum andern; ſeit dem groſsen Rückzuge der Franzoſen hat ſie ihren Standpunkt am weſtlichen Ufer. Die Volksſage behauptet, nur wenn Krieg das Vaterland bedroht, ſchwimmt ſie an das jenſeitige Ufer. Noch andre ſchöne Volksſagen geben von dieſem See, wie überhaupt dieſe waldige einſame Gegend ſehr ſagenreich iſt. — Goſpenroda, Dorf, 53 Häuſ., 296 Einw., am öſtlichen Fuſse des Landerskopfs. — Die vielen Höfe hier namentlich aufzuführen, entſpricht nicht dem Zwecke dieſes Buchs. Schon dem Werrathal angehörig, mögen hier noch Platz finden Kieſelbach, eiſenach. Dorf an der Chauſſee von Markſuhl nach Vacha, in einem Thale, durch welches der Bach gleiches Namens der Werra zufällt, 140 Häuſ., 811 Einw., 1 Förſterei, 1 Mühle. Das nach der Werra zu geöffnete Thal iſt ſehr angenehm. Südlich darüber erhebt ſich der Crayenberg mit den maleriſchen Ruinen der Burg gleiches Namens. Der Berg iſt ziemlich hoch, ſteil und faſt ganz mit den ſchönſten Buchen bewachſen. Die Werra beſpült ſeinen ſüdlichen Fuſs und die wenigen Trümmer des einſt ſo ſtolzen und gewaltigen Ritterſchloſſes ſpiegeln ſich in ihren Wellen. Von den — wie man aus dem Umfange des mit Ruinen bedeckten Raumes ſchließen muß — weitläufigen Gebäuden hat ſich nur ein Theil des Hauptgebäudes mit vier Fenſterreihen über einander erhalten; die oberſte hat zwei, die anderen drei Fenſteröffnungen von der verſchiedenſten Structur. Außerdem ſteht rechts noch ein einzelnes Mauerſtück, das auf einer Bogenwölbung fußt, und ein andres links, deſſen Gewölbe halb verſchüttet iſt. Auch ein ſchön gewölbter Keller, deſſen Eingang mit Gebüſch verwachſen, iſt noch vorhanden. Die Ausſicht vom Gipfel des Berges iſt überraſchend ſchön und hinreißend köſtlich. Nach Weſten verfolgt man den Lauf der Werra über Vacha und Philippsthal, im Hintergrunde legt ſich der Meißner majeſtätiſch vor. Nach Norden überſieht man das waldige Hochland und begrüßt die Wartburg, am ſchönſten iſt der Blick nach Oſten. Im Vordergrunde ſieht man in den nahen ſtattlichen Flecken Tiefenort, zählt die Dörfer Kaiſerroda, Unterrohn, Herrmannsroda und Leimbach. Hinter denſelben bildet das ſchmucke liebe Städtchen Salzungen mit ſeinen Gradirhäuſern und dem netten Geſellſchaftshauſe auf dem Seeberge einen koſtbaren maleriſchen Proſpect. Weiter im Werrathale hinauf erblickt man über einander Allendorf, Immelborn, Barchfeld und im Hintergrunde ragt die ſtattliche Kette des Thüringerwaldes, von welcher ſich der Dolmar und die Geba bei Meiningen abheben. Dort unterſcheidet man auch die Gebäude auf Altenſtein, die Ruine Liebenſtein, den Thurm der Wallenburg. Nach Südoſten beſchränkt die nahe Bergkette, aus welcher der Pleß, die Stopfelskuppe, der Baier, die Dietrichsberge aufragen, und dahinter die Hohe-Rhön, die ſich nach Süden zieht, die Ausſicht.

Wann die Burg erbaut worden, iſt nicht bekannt; im 13. Jahrhunderte beſaßen ſie die Herren von Frankenſtein, das mächtigſte Adelsgeſchlecht in dieſer Gegend; im 14. Jahrhundert war ſie Eigenthum des Kloſters Hersfeld und im 15. der Landgrafen von Thüringen (Herzöge von Sachſen). Später wechſelte ſie den Herrn ſehr oft, und wurde, zuletzt wieder an das Sachſ. Erneſtiniſche Haus zurückgefallen, bis zum Ende des 17. Jahrh. von Amtleuten bewohnt. Erſt als das Amt nach Tiefenort verlegt war, verfiel die ſchöne Burg. —

Im Werrathale liegen: **Tiefenort**, eiſenach. Marktflecken von 206 Häuſ. und 1237 Einw., 1 Rentamt, 1 Adjunctur, 1 Förſterei, 1 Kammergut, 2 Mahlmühlen. Ein ſehr freundlicher Ort am öſtlichen Fuße des Crayenbergs. Das Werrathal bietet landſchaftliche Schönheiten mannichfacher Art. Weiter hinab nach 1½ Stunden: **Dorndorf** am linken Ufer, alſo nicht hierher gehörig; nach 1 Stunde **Oberzella**, eiſenach. Dorf an der Chauſſe nach Vacha, 51 Häuſ., 352 Einw., 1 Unterförſterei. **Unterzella**, Hof, dicht an der Werra, 5 Häuſ., 30 Einw. **Vacha**, eiſenach. Stadt am linken Werraufer. Gleich darunter wird das rechte Ufer heſſiſch. Dort **Philippsthal**, Schloß und Dorf mit reizender Umgegend, Sitz der Landgrafen von Heſſen-Philippsthal. Es hat mit dem Hofe Thalhauſen 88 Häuſ. und 456 Einw. — **Heeringen**, churheſſiſch. Städtchen, kaum noch zum Thüringerwalde zu rechnen, wie auch Berka an der Werra, eiſenach. Städtchen oder vielmehr Stadtflecken, 220 H., 1180 Einw. Die Lage iſt ſehr freundlich, das Werrathal äußerſt lieblich. Gleich unterhalb Berka fällt die Suhl in die Werra.

Wie der weſtliche Theil dieſes Hochlandes zu Churheſſen, ſo gehört der öſtliche Theil deſſelben zum Herzogthum Meiningen; da dieſer Theil ſich jedoch dem Moorgrunde nähert, ſo wird er paſſender bei dieſem beſprochen.

Der Moorgrund.

Von dem ſchon zweimal genannten Gebirgsarme, der vom Hohen-Kieſel ſüdlich herabſtreicht, rinnen auch einige Quellen nach Süden. Bald nach ihrem Entſpringen bewäſſern ſie einen Sumpf oder großes Moor. Um die weitere Ausdehnung deſſelben zu verhüten, ſind zwei Abzugsgräben angelegt, welche den Namen Moorgraben führen. Der eine geht nach Oberrohn und fällt bei Unterrohn unter dem Namen Röhrigsbach in die Werra, der andre geht nach Gumpelſtadt zu und nimmt dort die Erbach auf, welche aus dem Hauptgebirge kommt und aus mehren Bächen entſteht. Dieſer zweite Moorgraben nimmt nun den Namen Fiſcha an, läuft über Witzelroda und fällt ¼ Stunde unterhalb Barchfeld in die Werra. Der ganze, ohngefähr 1½ Stunden lange, breite, flache, grasreiche Grund führt den Namen Moorgrund. Zu ſeiner Linken breitet ſich eine Hochebene aus, die noch zu dem eben beſchriebenen Hochlande gehört. Auf der Höhe, dicht an der Grenze, nahe an Kupferſuhl, liegt der Hüttenhof, meiningiſcher Hof mit

4 Häuſern und 20 Einwohn. Sein Name deutet auf die alten Kupferbergwerke. $\frac{1}{2}$ Stunde ſüdlicher:

Möhra, meining. Pfarrkirchdorf nahe am großen Moor, von welchem es den Namen erhalten, mit 86 Häuſ. und 431 Einw. In dieſem kleinen unſcheinbaren Dörfchen entglomm der Stern der die Nacht des Mittelalters beſiegte und zur Sonne ward der neuern Zeit. Hier wurde der Lichtheld, der Erkämpfer der Geiſtesfreiheit, der Schöpfer unſrer jetzigen deutſchen Sprache im Schooſe eines einfachen Weibes empfangen, hier wurde **Martin Luther** gezeugt. Und wie Maria, des Heilands Mutter, geſegneten Leibes über die Berge Judäas wandelte zu ihrer Jugendfreundin **Eliſabeth**, der Mutter Johannes des Täufers, ſo zog Margaretha, Luthers Mutter, den zweiten Erlöſer unter dem Herzen tragend, über das Thüringerwaldgebirge mit ihrem Manne nach Eisleben in Nordthüringen, wo ſie ihn bald darauf gebar. Denn Luthers Vater, Hans Luther, war ein Bergmann in den Kupferbergwerken bei Möhra, von denen noch große Halden zeugen, und im nahen Kupferſuhl und Eckardshauſen, die zu jener Zeit ſchon in Verfall geriethen; in der Grafſchaft Mannsfeld aber waren die Bergleute zu neu angelegten Silbergruben begehrt und geſucht, und ſo verließ er Möhra und zog dorthin. Seinen ältern Sohn, Jakob, aber ließ er in Möhra. Dieſen, ſo wie einen Bruder ſeines Vaters, beſuchte Martin ſpäter, als er von Worms heimkehrte. Der Stamm des Letztern hat ſich in Möhra erhalten. Ein Nachkomme von ihm iſt durch die Hülfe eines 1817 zur Errichtung eines lebendigen Denkmals zu Ehren des großen Reforwatorſ zuſammengetretenen Vereins Theolog geworden und Pfarrer in Wittenberg, dem Orte der größten Wirkſamkeit ſeines unſterblichen Ahn. Noch ſieht man in Möhra das Haus, worin Luthers Eltern gewohnt, und eine uralte, halb abgeſtorbene Linde, unter welcher Martin Luther während jenes Beſuchs bei ſeinen Verwandten, der Volksſage nach, predigte, weil die kleine Kirche die Menge der zuſtrömenden Hörer nicht faſſen konnte. — **Waldfiſcha**, ½ Stunde öſtlicher über der Berghöhe, an der Erbach oder Fiſcha und an der Chauſſee von Eiſenach nach Meiningen, dicht am Hauptgebirgszuge (36 Häuſ., 179 Einw.) Zwiſchen Etterwinden und Waldfiſch, auf der Höhe des Gebirgszugs, der hier vom Hauptgebirge ſüdlich ausläuft, und über welchen die Chauſſee ſteigt, liegt nördlich von der Chauſſee einige tauſend Schritte entfernt die Ruine der Burg **Neuringelſtein** auf einem Felſenabhange. Einiges ſpärliches Mauerwerk und ein Graben ſind die einzigen Ueberreſte. Etwa ½ Stunde öſtlicher und tiefer im Walde, dicht unter dem ſteilen Abhange des Hohen-Kieſels, in einer keſſelartigen Vertiefung findet man, ebenfalls auf einem Felſen, etwas Mauerwerk und rundum einen breiten tiefen Graben, Ueberbleibſel der Burg **Altringelſtein**. Beide Burgen waren höchſtwahrſcheinlich Raubneſter und wurden frühzeitig zerſtört. Die Geſchichte hat nichts über ſie aufbewahrt und nur die Volksſage weiß viel von ihnen zu erzählen. Von Waldfiſch führen 2 Chauſſeen nach Altenſtein, die nördliche, nur für Chaiſen beſtimmte nähere, läuft auf der Berghöhe an der Liene (Berg), am Kalder (Berg), am Heidelberg und Klingeberg und dann bei zahlreichen alten Bergwerkshalben vorbei, die der früher hier betriebene, ſehr ergiebige Kobaltbergbau aufgehäuft hat. Die andere gewöhnliche Chauſſee läuft über **Gumpelſtadt**, meining. Pfarrkirchdorf an der Erbach und am Moorgrund mit 119 Häuſ. und 671 Einw., die ſich von Landbau und bürgerlichen Gewerben nähren (2 Mahlmühlen, 2 Gipsmühlen). **Gräfendorf**, auf der weſtlichen Seite des Moorgrundes, Hof von 9 Häuſ. mit 47 Einw. In Gumpelſtadt theilt ſich die Chauſſee, die links läuft nach Schweina und Altenſtein, die rechts nach Meiningen, und zwar zuerſt nach **Neuendorf**, Dörfchen am Moorgrund von 19 Häuſern mit 104 Einwohnern, dann nach **Witzelroda**, meining. Pfarrkirchdorf an der rechten Seite des Moorgrundes und der Werra, in welche ſich ohnweit davon der Moorgraben als Fiſcha ergießt (44 Häuſer, 232 Einwohner).

Das Thal der Schweina.

Die Quellen der Schweina ziehen uns wieder in das Hauptgebirge zurück. Wir finden ſie, ihre Bäche, in einigen der ſchönſten Thäler, ſie führen uns zu einigen der reizendſten Punkte des Gebirgs, ſie bringen uns zur dritten Perle des Thüringerwaldes, zum Altenſtein.

Die Schweina läuft vom höchſten Gebirgsrücken zwiſchen der Vogelheide, Birkheide und dem Großen-Arnsberg weſtlich, und zwiſchen der Vogelheide und dem Winnsberg öſtlich aus mehren Quellen zuſammen. Obgleich dieſe Gründe ziemlich ſteil ſind, ſo ſind ſie doch hell und freundlich, und haben durchaus nicht das

Schauerliche und Finſtere, wie jene auf der Nordoſtſeite. Die Berge ſind von der angenehmſten Form, meiſt mit runden Häuptern. Durch den Grund der Schweina zieht ſich der Fußweg von Schweina nach Ruhla zur Vogelheide hinauf. Wenn man nach ½ Stunde zum äußerſten ſüdlichen Fuße des Großen-Arnsbergs gelangt iſt, ſo kommt rechts (von Weſten) aus einem Grunde zwiſchen dem Großen-Arnsberg und den Krötenköpfen und Eisborn (Berge) der Silbergraben herab, der am Streiflesköpfchen oder Streifling nordweſtlich gegen den Hohen-Kieſel zu entſpringt. Sobald man rechts am hohen Winnsberg vorüber iſt, kommt öſtlich der Steinrutſchenborn herab, dann durchſchneidet man die Chaiſenſtraße von Waldfiſch nach Altenſtein und wandelt mit der hellen Schweina in einem lieblichen Wieſengrunde abwärts. Dicht unter Altenſtein mündet der Eckenzeller Grund mit ſeinem Bache in die Schweina. Das Eckenzeller Waſſer kommt ebenfalls aus dem hohen Gebirge herab, und läuft in einem tiefen, engen, grünen Grunde hin, voll heimlicher Schwermuth und ſüßer Einſamkeit. Seine Schönheit ſteigert ſich mit jedem Schritte abwärts. Das Waſſer iſt ohngefähr in der Mitte des Grundes aus demſelben an der rechten Berghöhe fortgeleitet, und erreicht bald den mäßig hohen Rücken deſſelben. Dies iſt der Herenberg. Von der Höhe ſtürzt ſich der Bach über Felſenſtücken wieder in das Thal und bildet unten einen kleinen Weiher. Ohnfern dieſem durch die Kunſt gebildeten Waſſerfall ſteht ein Schweizerhaus auf dem Gipfel des Herenberges; dem Waſſerfalle gegenüber kommt ein Promenadenweg von Altenſtein herab, Sitze laden zur Raſt ein, dann ſteigt ein Weg wieder empor, ein andrer läuft dem Ausgange des Grundes zu. Der untere Eckenzeller Grund macht mit ſeinem Waſſerfalle, ſeiner Sennhütte, ſeinem Waldſchatten und grünen Thalfrieden einen der reizendſten Theile des an hohen Schönheiten ſo reichen Altenſteiner Naturparks aus. Am Ausgange des Grundes liegt die Männerdouche der Liebenſteiner Kaltwaſſerheilanſtalt, vom Eckenzeller Waſſer geſpeiſt. Die männlichen Badegäſte haben faſt eine Stunde bis hierher zu gehen.

Nicht lange darauf, wenn die Schweina das Eckenzeller Waſſer in ſich aufgenommen hat, erreicht ſie

Glücksbrunn, ein Gut mit einem ſtattlichen, maſſiven, mit Schiefern gedeckten Herrenhauſe, mehren Fabrikgebäuden und Wohnhäuſern, zuſammen ein freundliches Ganze bildend, auf welchem das Auge mit Wohlgefallen ruht. Die hohen Schlöte der Dampfmaſchinen geben ihm etwas Fremdartiges. Das Maleriſche dieſer ſchönen Beſitzung wird dadurch erhöht, daß ſie nahe an den ſteil aufſteigenden, mannichfach geſtalteten Felſenwänden des Altenſtein, mit denen das Gebirge hier beginnt, gelegen iſt. Glucksbrunn iſt eine bedeutende Wollenſpinnerei-Fabrik. Die Maſchinen derſelben werden theils durch Dampf, theils durch das Glücksbrunner Waſſer in Bewegung geſetzt, das im Schloßgarten mit Mächtigkeit aus dem Altenſteiner Berge hervor bricht. Glücksbrunn, früher „die Hütte“ oder „der Hüttenhof“ genannt, war im 17. Jahrhundert ein Bergwerk, das im 30jähr. Kriege zerſtört, ſpäter wieder aufgegriffen, an Herzog Ernſt den Frommen von Gotha und dann an deſſen Sohn, den Herzog Bernhard von Meiningen, kam. Dieſer überließ es ſeinem Sohne Ernſt Ludwig, der es

1702 an den churſächſ. Hofrath J. Fr. Trier in Leipzig verkaufte. 1706 erhielt das Bergwerk vom Herzoge den Namen Glücksbrunn. Es blieb im Beſitz der Familie Trier bis 1784, und wurde während dieſer Zeit zum höchſt ergiebigen Blaufarbenwerk eingerichtet. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts warf das Kobaltbergwerk mit dem Blaufarbenwerk jährlich 40,000 Thlr. ab und beſchäftigte 300 Menſchen. Deſto raſcher war ſchon 30 Jahre ſpäter ſein Verfall. Um einen höchſt geringen Preis kaufte es der Kaufmann Krauß in Eiſenach und 1790 Herzog Ernſt von Gotha. Die gothaiſche Kammer, der es Herzog Auguſt 1809 übergeben hatte, verkaufte es ſpäter an Meiningen, welches es an den jetzigen Geh. Finanzrath von Weiß verkaufte. Dieſer bekannte Geſchäftsmann legte die Wollenſpinnerei an. — Das Glücksbrunner Waſſer fällt in die Schweina, die nun den gleich unterhalb Glücksbrunn beginnenden meining. Marktflecken Schweina durchſtrömt. Der Ort zählt 232 meiſt wohlgebaute und anſehnliche Häuſer mit 1357 Einwohnern, die ſich von Feldbau und Viehzucht, Waldarbeiten und ſtädtiſchen Handwerken, Kleinhandel u. dergl. ernähren. Weit größer war der Wohlſtand dieſes ſchönen Orts, als der Bergbau in dieſen Gegenden noch blühete. Die Schweina treibt im Orte 3 Mahlmühlen und unterhalb deſſelben noch 1 Mahlmühle und 2 Papiermühlen. Höchſt merkwürdig ſind in Schweina die Stabsgerechtigkeit und das Volksfeſt, das auf dem Tungelsberg, dicht beim Orte, am Abende vor Weihnachten gefeiert wird, beides Ueberbleibſel aus uralter Zeit. Der Stab verleiht dem gewählten Stabſchulzen eine Art dictatoriſcher Gewalt in Polizeiſachen. Das Feſt beſteht im Erbauen einer ſteinernen Pyramide auf dem Berge, einem Fackelzuge zu derſelben und im Abſingen geiſtlicher, vorzüglich Weihnachtslieder. Dieſes in ſeiner Art einzige Volksfeſt iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach heidniſchen Urſprungs. In Schweina iſt auch ein Domainengut, und das Vorwerk dazu iſt **Profiſch**, ¼ St. ſüdweſtlich. In ¾ St. erreicht die Schweina den Hof **Wenigenſchweina**, ſeit 1833 aber **Marienthal** genannt, mit Schweina durch eine Kunſtſtraße verbunden. Domainengut mit 4 Häuſ. und 16 Einw., 1 Mahlmühle zu den Muſterwirthſchaften des Herzogs von Meiningen in Schweina und Profiſch gehörig. Ein Wäldchen mit angenehmen Spaziergängen iſt ſehr einladend. Dicht unter Marienthal betritt die Schweina eine kleine heſſiſche Parcelle, die ganz vom Meiningiſchen eingeſchloſſen iſt, und durchſchneidet dieſelbe in einer halben Stunde bis zur Werra, in welche ſie ſich ergießt. Hier liegt der heſſiſche Flecken **Barchfeld**, einer Linie von Heſſen-Philippsthal gehörig, der einzige Ort in dieſer Enclave, mit 260 Häuſern und 1440 Einw. In dem ſchönen Schloſſe mit engliſchen Garten wohnt der Prinz von Barchfeld. Die Einwohner nähren ſich von Ackerbau, vorzüglich Tabacksbau, Viehzucht, Viehandel (Gewerbe der zahlreichen jüdiſchen Einwohner, nicht zum Vortheil der Landleute betrieben) und Handwerken.

Die Gründe, aus welchen die Schweina ihre Zuflüſſe erhält, ſind durch den Wechſel mannigfacher Gebirgsarten ſehr intereſſant. Der ſüdliche Abhang des Windsberges (Windsberg) beſteht aus Glimmerſchiefer, unter welchem auf der Höhe ein grobkörniger Granit hervortritt, der ſich nach der Birkheide zieht und hochrothen Feldſpath führt. Die Vogelheide beſteht aus Glimmerſchiefer, der ſich von da an den Arensberg und von dieſem zum Eisborn zieht. An den Krötenköpfen, Geröckers und Streifling ſteht Gneiß, der mit feinkörnigem Granit und Feldſpathgeſtein in dünneren und dickeren Lagen wechſelt. Beim Eckenzeller Grund lagert der ältere Flötzkalk (aus einer Abart deſſelben, dem Höhlenkalk — Dolomit — beſtehen die Felſen über Glücksbrunn) und Todtliegendes. Kobalterze brechen hier auf ſogenannten gangartigen Flözrücken, welche zwiſchen dem ältern Flözkalke hindurch bis ins Weißliegende hinabſetzen. Der Erzgehalt fängt erſt im bituminöſen Mergelſchiefer an, in welchem man Fiſchabdrücke und andre Körper findet. Es brechen Erd-, Speis- und Glanzkobalte, Bleiglanz, Arſenik-, Wismuth-, Kupfer-Fahlerze ꝛc. Die Gangarten ſind Schwerſpath, Braunſpath, Kalkſpath; Bitterſpath findet ſich, obſchon ſelten, aber dann deſto ſchöner.

Das Thal der Steinbach (Grumbach).

Zwiſchen dem Thale der Schweina (dem Eckenzeller Grund) und dem der Steinbach, die nur eine gute Viertelſtunde von einander ſind, zieht ſich vom höchſten Gebirge ein Granitrücken herab, an welchem ſich der Höhlenkalk anlagert und dann in grottesken Felſenbildungen über Glücksbrunn ſchroff abſetzt. Dicht darüber breitet ſich dieſer Bergrücken etwas aus, und hier liegt das Schloß Altenſtein mit ſeinem Naturpark, der ſich über den ganzen Rülken ausdehnt und einige Gründe einſchließt. Altenſtein iſt der dritte fürſtliche Sommerſitz am nordweſtlichen Thüringerwalde und der zweite an der ſüdlichen Seite deſſelben. Er iſt der dritte Edelſtein in dieſem grünen Berggeſchmeide, von denen jeder ſeine eigenthümliche Schönheit hat, ſo daß man keinem den Vorzug vor dem andern geben kann. Wenn Wilhelmsthal einen rein idylliſchen, Reinhardsbrunn einen halb idylliſchen, halb romantiſchen Charakter hat, ſo zeigt dagegen Altenſtein einen rein romantiſchen, und dieſer iſt gewiſſermaßen ſchon dadurch beſtimmt, daß es auf einem Berge liegt. Das Schloß, in einem einfachen, gefälligen Style erbaut, iſt der Mittelpunkt der weitläufigen und großartigen Parkanlagen. In kleiner Entfernung liegen ihm gegen Norden in einem Halbkreiſe die halbrunden Wirthſchaftsgebäude, und zwiſchen ihnen und dem Schloſſe ſpringt auf dem ſich ſanft ſenkenden Terrain, in der Mitte eines grünen Raſenplatzes, eine ſchöne Fontaine. Südlich, dicht am Schloſſe, die kargen Ueberreſte der Burg Altenſtein, ein Stück Mauer und der Fuß eines runden Thurms. Gleich dabei die **Terraſſe**, ein iſolirter Felſenkegel, der zugänglich gemacht iſt und von deſſen Haupte man eine herrliche Ausſicht in das **Werrathal**, den jenſeitigen Bergzug und die Rhön genießt. Ganz in der Nähe auf einem zweiten niedrigern Felſen: die gothiſche oder **Ritterkapelle**, ein kleines kapellenartiges Gebäude mit einigen alterthümlichen Geräthſchaften und einem Stammbuch für die Fremden. Aus den Fenſtern blickt man in das prachtvollſte Baumlabyrinth und ins Werrathal. Von da geht man auf herrlichen Promenadenwegen zur **Teufelsbrücke**, die zwei Felſenkoloſſe mit einander verbindet. Von dem zweiten wiederum die köſtlichſte Ausſicht ins Werrathal. Nun ſteigt man in den Eckenzeller Grund hinab und beſucht den bereits beſchriebenen Waſſerfall und die Sennhütte. Zum Schloſſe zurückgekehrt, wendet man ſich nun zu den auf der rechten (öſtlichen) Seite deſſelben gelegenen Partien und raſtet ganz nahe unter der großen Linde, und beſucht ihr gegenüber die Bonifaciuskapelle, an einen Felſen angebaut, auf deſſen Spitze ein eiſernes Kreuz ſteht und an deſſen Südweſtſeite die Worte „Gott, Vaterland, Freiheit, Friede 1814" in Metallbuchſtaben ſtehen. Zwiſchen dieſem Felſen und der Linde (es ſtehen mehre herrliche ſchattige Linden dort) ſteigt die Chauſſee herauf. Schweina und Glücksbrunn nehmen ſich tief unten reizend aus, wie überhaupt auf den verſchiedenen hohen Punkten des Altenſteiner Parks dem Auge ein ſchwelgeriſcher Genuß geboten wird, wie ſelten. Die Volksſage erzählt, der heilige Bonifacius habe von dieſem Felſen herab dem verſammelten Heidenvolke das Chriſtenthum gepredigt und dann eine Kapelle hierher gebaut. Die jetzige iſt natürlich neu. Wir wenden die Schritte nun ſüdöſtlich durch prachtvolle Waldung auf ſchattigen breiten Wegen, die ſich an Bergwänden hinziehen und gelangen zum Denkmale der Herzogin Charlotte Amalie, Mutter des Herzogs Georg und Großmutter des jetzigen Herzogs, oder zum Blumenkorb. Das Denkmal beſteht nämlich aus einer natürlichen Felſenpyramide, an deren Fuß ſich in einer großen Niſche die Büſte der Herzogin befindet, und deren Spitze mit einem koloſſalen ſteinernen Korbe gekrönt iſt, in welchem Erde befindlich und vom Frühling bis zum Herbſt ſtets die zeitigen Blumen blühen. Auf einer in den Stein gehauenen Steige kann man bis zum Korbe gelangen. Weiter durch Wald und Buſch zum Kohlen-Stein, ohnſtreitig dem intereſſanteſten Punkte des ganzen Parks. Ein Felſenkoloß ſteigt pyramidaliſch von dem dem Thale ſich zuſenkenden Bergrücken empor. An ſeinem Fuße öffnet eine herrliche Grotte das Innere deſſelben. Im Hintergrunde derſelben ſind in einer Felſenſpalte, die ins Freie führt, zwei Windharfen angebracht. Nie hatte eine ſolche einen ſchönern und angemeſſenern Platz. Der Luftzug, der faſt nie fehlt, entlockt den Harfen die herrlichſten Töne. Man hätte die Grotte die Aeolsgrotte nennen ſollen. Stufen mit eiſernem Geländer leiten zum Gipfel des Felſen, den ein chineſiſches Häuschen einnimmt. Die Ausſicht aus den Fenſtern deſſelben iſt zauberiſch ſchön. Nicht weit davon beginnt die Region der Felſen, die in grottesken Formen ſich überbieten, und in ihnen iſt das Morgenthor zwiſchen zwei Felſen nach Oſten, mit Ausſicht auf Liebenſtein und die Ruine. Ebenfalls in der Nähe iſt die Drachenhöhle, ein unterirdiſcher Felſengang zu einer etwa 20 Fuß ins Gevierte haltenden Höhle mit einer Seitenkammer. Wenn wir nun über der Erde in all dieſen Naturreizen dieſes Berges geſchwelgt haben, ſo ſteigen wir zuletzt in den Bauch deſſelben, wir beſuchen die Altenſteiner-, Liebenſteiner- oder Glücksbrunner-Höhle, die größte und intereſſanteſte Merkwürdigkeit des ganzen Parks, die großartigſte Höhle des ganzen Gebirges. Der Eingang iſt dicht hinter Glücksbrunn unterhalb der nach Altenſtein hinaufſteigenden Chauſſee. Vor dem Mundloch ein mit Kaſtanien beſetzter, ſchattiger Platz und ſteinerne

Ruhebänke. Zuerſt geht man durch einen hohen ausgemauerten, etwa 30 Schritte langen Stollen, ehe man die Höhle ſelbſt betritt. Sie ſtreicht etwa 150 Fuß gegen Weſten bis zum großen Saal, einem gegen 50 Fuß hoch gewölbten, faſt eben ſo langen und halb ſo breiten Raum, mit einer Plattform zur Linken, zu welcher weiter hin ein Seitengang führt, und einer kleinen Nebenhöhle zur Rechten. Nun ſtreicht die Haupthöhle über 200 Fuß nach Norden und wendet ſich zuletzt gegen Oſten, wo ſie an dem unterirdiſchen Bache (dem Glücksbrunner Waſſer) endet. Man paſſirt noch einen zweiten, etwas kleinern Saal, in welchen man auf 14 halbrunden Stufen zu einem dritten höher gelegenen Saale emporſteigt. Durch eine Oeffnung kann man hier auf das tief unten fließende Waſſer hinabſehen. Nicht weit davon iſt noch eine andre Seitenhöhle. Die Höhle könnte noch weit fortgeſetzt werden, denn die Klüftungen im Dolomit ſtreichen wahrſcheinlich durch den ganzen Berg bis zum Granitkern des Gebirgs. Wahrhaft zauberiſch und feenhaft nimmt ſich die Höhle mit farbigen Lampen beleuchtet aus, was im Sommer faſt jeden Sonntag Vormittag geſchieht. Die Höhle wurde 1798 bei Anlegung der Chauſſee entdeckt und vom Herzoge Georg in kurzer Zeit aufgeräumt und ſo hergeſtellt, wie wir ſie ſehen. Hätte der Herzog länger gelebt, ſo würde ſie wahrſcheinlich ſo weit als möglich vergrößert worden ſein; denn Altenſtein war der Lieblingsaufenthalt dieſes genialen Fürſten und ſeine Schöpfung. Vergebens ſucht man hier ein Denkmal deſſelben. Ueber die Erbauung der Burg Altenſtein hat man keinen hiſtoriſchen Nachweis. Sie ſoll im 6. oder 7.

Jahrhundert von den Franken erbaut worden ſein, und hieß erſt blos Stein, ſpäter, als Liebenſtein erbaut wurde, zum Unterſchiede der alte Stein — Altenſtein. — In frühern Zeiten ſcheint ſie auch den Namen Markgrafenſtein geführt zu haben, wenigſtens kommt ſie in Urkunden unter dieſer Benennung vor, und ſie muß alſo wohl einem der thüringiſchen Markgrafen gehört haben. Das mächtige Geſchlecht der Frankenſtein beſaß ſie im 12. und 13. Jahrhundert. Es ſcheint, daß ein Zweig der Dynaſten von Frankenſtein ſich nach unſrer Burg von Stein nannte. Heinrich von Stein verkaufte ſie 1280 an ſeinen Schwiegerſohn Günther von Salza, und deſſen Sohn Friedrich von Salza 1346 an den Landgrafen Friedrich den Ernſthaften. Kurfürſt Friedrich der Weiſe und ſein Bruder Herzog Johann von Sachſen gaben die Burg und die dazu gehörigen Dörfer ihrem Thürhüter Hans Hund von Wenkheim 1492 zu Lehen, und nach ſeinem und ſeines einzigen Sohnes Tode 1505 ſeinem Bruder Burkhard Hund, Amtmann zu Gotha. Dieſer war es, der 1520 mit dem Amtshauptmann auf Wartburg, Hans von Berlepſch, auf Befehl des Kurfürſten Friedrich, den von Worms nach Wittenberg zurückkehrenden Luther, der ſeine Verwandten in Möhra beſucht hatte, aufhob und auf die Wartburg brachte. Altenſtein mit der Umgegend blieb im Beſitz der Hund von Wenkheim bis 1722, wann der letzte ſtarb, und ſie haben viel Segen in dieſer Gegend verbreitet. Zwei menſchenfreundliche Stiftungen werden ihr Angedenken in den Herzen der Menſchen dieſes Gebirgsbezirkes erhalten, die des Waiſenhauſes und die des Hoſpitals zu Schweina. Als eröffnetes Lehn fiel Altenſtein an das herzogl. Haus Meiningen zurück; es wurde mit den dazu gehörigen Dörfern zu einem Amte gemacht, deſſen Amtmann im Schloſſe wohnte. Dies wurde 1733 bei dem großen Brande in Schweina ebenfalls ein Raub der Flammen, man ſagt durch ein Stück brennenden Speck, der von Schweina herauf in die Burg fuhr. Das neue erbaute Amthaus iſt das jetzige Schloß, welches Herzog Georg von Meingen, als er 1798 den Naturpark anzulegen begann, zu ſeinem Sommerſitz wählte.

Die Grumbach entſteht aus zwei ſchönen Gebirgsbächen, aus der Kolmbach und der Steinbach. Die Kolmbach entſpringt nahe am höchſten Gebirgsrücken, am Eſelskopf (Berg). Zwiſchen ihren Quellen und denen der Steinbach thront hoch oben das wildromantiſche Granitlabyrinth des **Gerberſtein**. Er beſteht aus ungeheuern, in ſeltener Unordnung übereinander liegenden Granitblöcken; vielleicht war er in der Urzeit ein einziges Felſenhorn, das durch eine Erdrevolution zertrümmert wurde. Seine höchſte Spitze iſt zugänglich gemacht. Man hat einen herrlichen Blick auf die waldigen Höhen des Gebirgs. Etwas weiter hinab fällt der Glasbach (Quelle) am Glasbach (Berg) in die Kolmbach. Rechts bleibt eine Waldblöße liegen, „die Wallfahrt" genannt, über welche der Weg von Steinbach und Altenſtein nach Ruhla führt. Hier hat, der Volksſage nach, ein Nonnenkloſter geſtanden, und bis zur neuern Zeit wallfahrten katholiſche Bewohner des Eichsfeldes hierher, wovon der Platz den Namen erhalten. Eine gute Viertelſtunde weiter thalwärts ſteht links in einer kleinen Thalung am Waldrande die **Luthersbuche**, ein uralter, halb abgeſtorbener

Baum, und nicht weit davon quillt der **Lutherobrunnen** in einer ausgemauerten Vertiefung und ſchickt ſein Waſſer der Kolmbach zu. Nach der Volksſage fand die Aufhebung Luthers 1521 bei dieſer Buche ſtatt. Aus dem Brunnen ſoll er getrunken haben. Eine Stelle voll großartiger Erinnerungen! — Zwiſchen dem Sandhohlenberge rechts und dem Mühlberg und der Sommerleite links ſenkt ſich die Kolmbach in einem engen Grunde, den bald liebliche Wieſen erfüllen, hinab nach Steinbach und vereinigt ſich mitten im Orte mit der Steinbach. — Die Steinbach entſpringt nicht weit vom Rennſteige unter der Großen-Hirſchbalz. An der nördlichen Seite dieſer Mulde gehen die Quellen der Emſe hinab. Der Grund der Steinbach iſt eng und ſteil. Er läßt den Mühlberg und die Sommerleite rechts, den Schöffer und die Winterleite links und mit ſtarkem Gefälle ſtürzt ſich das klare Waſſer bis zu den Steinbacher Schleifkoten, dann zum obern Eiſenhammer und in das Dorf

Steinbach, meining. Pfarrkirchdorf mit 253 Häuſ. und 1416 Einw., eigentlich Marktflecken, da es jährlich zwei Jahrmärkte hat. Der Ort liegt äußerſt freundlich und ſchweizeriſch romantiſch in den beiden Gründen der Kolmbach und der Steinbach und an den Bergwänden emporgebaut; auf dem Bergvorſprunge, an welchem die beiden Thäler zuſammenlaufen, ſteht hoch über dem Orte die ſchöne, helle, freundliche Kirche. Die Einwohner ſind Eiſenarbeiter (Meſſerſchmiede, Schloſſer), Bergleute, Handelsleute. Die Meſſerfabrikation iſt bedeutend und führt jährlich ein bedeutendes Kapital aus dem Auslande dem Orte zu, wovon den dürftigen Fabrikanten aber ſehr wenig zu gut kommt. Die Mundart der Steinbacher iſt der der Ruhlaer ähnlich und ſcheint ſonſt gleich mit ihr geweſen zu ſein; ſehr eigenthümlich, iſt ſie gewiß das uralte Thüringiſch, das ſich in dieſen einſamen Thälern erhalten hat; denn ſie hat weder etwas mit den ſächſiſchen, noch mit den fränkiſchen und ſchwäbiſchen Idiomen gemein. Nach Altenſtein iſt eine ſtarke Viertelſtunde. Die Steinbach läuft nun im herrlichſten Wieſengrunde fort und erreicht in ½ Stunde Grumbach (Ober- oder Sauerbrunns Grumbach), der untere Theil des Dorfes Liebenſtein, mit welchem zuſammen es in der Umgegend nur den Namen „Sauerbrunnen“ führt. Die Steinbach nimmt hier den Namen Grumbach an.

Liebenſtein, meining. Dorf und durch ſeinen mineraliſchen Geſundbrunnen berühmter Badeort, hat mit Ober-Grumbach zuſammen 93 Häuſer und 710 Einw. Grumbach und Liebenſtein ſind durch eine mit Bäumen bepflanzte Chauſſee verbunden, zu deren beiden Seiten Häuſer ſtehen. Beide Dörfchen haben Kirche und Schule gemein, erſtere iſt eine Tochter der in Schweina. Natur und Kunſt haben ſich die Hände gegeben, um Liebenſtein zu einem der reizendſten und angenehmſten Badeorte zu machen. Liebenſtein und Altenſtein (beide gehören eigentlich zuſammen und machen erſt ein Ganzes aus) bilden die Krone der Schönheit des ganzen Thüringerwaldgebirges. Von dem geſpaltenen Granithut des Gerberſteins auf dem höchſten Gebirgsrücken bis zur Werra und dem See bei Salzungen hinab, ohngefähr 4 Stunden Wegs, ſind alle grotesken und pittoresken Landſchaftsreize auf eine bewundernswürdige Weiſe vereinigt; Berge von der herrlichſten Form mit entzückenden Fernſichten, mit der köſtlichſten Waldung beſtanden, Buchen, Eichen, Birken, Fichten, mit Felſenhäuptern und Hörnern, die lieblichſten einſamſten Thäler vom labendſten, ſaftigſten Grün und Blumen der Wieſen überkleidet, von den klarſten Quellen und Bächen durchhüpft, Grotten und Höhlen — und welche Höhle! — eine ausgezeichnet ſchöne Burgruine auf der Spitze eines Bergs und die edelſten Neubauten im Thale, wundervolle Plätze, von Bergen und Felſen eingeſchloſſen, ein Waſſerfall, große blühende Ortſchaften, maleriſch in den Thälern gelegen, herrliche Güter und zuletzt der Strom und der prachtvolle See an dem netten, wohlhabenden Städtchen. Den Mittelpunkt und ſchönſten Punkt dieſes unvergleichlich ſchönen Landſchaftsbildes nimmt Altenſtein und Liebenſtein ein. Beide liegen nur ½ Stunde von einander und ſind durch die freundlichſte Chauſſee verbunden. Die vorzüglichſten Gebäude und Partien Liebenſteins ſind: das herzogliche Sommerpalais mit einem Säulenportal und einer Kuppel, durch welche das Licht in den ſchönen Saal (Rotunde) fällt, das Stallgebäude, gegenüber an der andern Seite der Chauſſee, ein langes, helles Haus mit Zimmern für Badegäſte, das Schauſpielhaus, in deſſen Souterrain ſich die Bäder befinden. Mitten auf dem daran ſtoßenden freien, reinlichen Platze ſteht ein kleiner, runder, ſchlanker Säulentempel; tritt man durch die Pforte deſſelben, ſo führen ſteinerne Stufen hinab zur Heilquelle. Dieſe Mineralquelle ſteht hinſichtlich ihres reichen Eiſengehaltes noch über der Pyrmonter, und iſt vorzüglich bei hypochondriſchen und hyſteriſchen Uebeln von ausgezeichneter Wirkung. Nördlich von der Quelle, in geringer Entfernung, ſteht am Fuße des Burgberges auf einer aufgemauerten Teraſſe das anſehnliche Kurhaus, ſonſt das neue Schloß genannt. Vor demſelben auf der Teraſſe unter prächtigen Linden und Kaſtanien ein ſchöner ſchattiger Platz, meiſt der Aufenthaltsort der Badegäſte. Nordweſtlich davon, nur wenige Schritte entfernt, das lange einſtöckige Gebäude für die Kaltwaſſerbäder und in der Nähe eine Douche; denn in Liebenſtein iſt 1839 neben dem Mineralbade auch noch eine Kaltwaſſerheilanſtalt eingerichtet worden, wozu der Herzog den Dr. Martiny anſtellte, der auch die Kaltwaſſerheilanſtalt in Elgersburg eingerichtet hatte. Hinter dem Kurhauſe höher am Berge liegt der große und geräumige Kurſaal. Oeſtlich an das Kurhaus grenzt die große Grotte oder der ſogenannte Erdfall, ein geräumiger, ebener Platz, von drei Seiten mit höchſt maleriſchen, in natürlichen Stufen und Abſätzen aufſteigenden Felſenwänden umgeben, mit hohen, ausgezeichnet ſchönen Buchen, Linden und Ahorn beſetzt und am Eingange mit ein Paar prächtigen Linden geziert. Im Hintergrunde rauſcht ein heller lieblicher Bach aus dem finſtern Schlunde des Berges heraus und darüber öffnet hoch oben an der Wand eine weite Höhle den maleriſchen Mund. Drüber grüner rauſchender Bergwald. Wie ſein Name lehrt, iſt der Erdfall aus einer Verſenkung der Berghöhe entſtanden, in welcher der Höhlenkalkſtein große Klüftungen gebildet hatte. In den heißeſten Sommertagen iſt es hier ſchattig und kühl, weshalb die Grotte an ſolchen Tagen zum Speiſeſaal dient, der herrlichſte aller Säle. An manchen Abenden werden die Felſen und Bäume mit Lampen illuminirt, dann iſt der Anblick feenhaft. Von hier ſteigt man auf gewundenem breiten Sandwege den nördlich ſich erhebenden Burgberg durch einen ſchattigen Hain empor, und erreicht auf dem Gipfel deſſelben die ſchöne Ruine Liebenſtein. Das wunderlich eckige Hauptgebäude ſteht noch ganz in den Wänden, man tritt über eine Brücke ſogar in das Innere derſelben und genießt aus den hohlen Fenſteröffnungen nach allen Seiten hin eine mannichfach wechſelnde, immer überraſchende Ausſicht. Der ganze Berg iſt mit Parkanlagen verſchönt, die ſich auch nordweſtlich an den nächſten Berg, den „Hahn", hinüberziehen, der die linke Thalwand der Steinbach bildet. Hier gelangt man in dichter Waldung zu einer höchſt merkwürdigen maleriſchen Felſenpartie, das Felſentheater oder (ehemals) die Hohle-Scheune genannt. Hohe Felſenwände und Zakken umgeben wie Couliſſen einen über 20 Fuß breiten und tiefen Platz, der mit einigen hohen Buchen beſetzt, nach dem Thal zu geöffnet und im Hintergrunde mit einem eine Strecke in den Rauhkalk, aus welchem die Felſen beſtehen, getriebenen Stollen verſehen iſt. Durch die Baumwipfel präſentirt ſich Steinbach ſehr maleriſch. Partien, die zu Liebenſtein gehören, hat auch noch das nächſte öſtliche Thal, das Thüringer-Thal.

Eines Beſuches werth iſt auch der von Liebenſtein ſüdlich gelegene Aſchberg mit Ausſicht auf das Thal der Grumbach und einen Theil des Werrathales, vorzüglich auf die drei beiſammen liegenden Dörfer Herrenbreitungen, Altenbreitungen, Frauenbreitungen mit dem See, die, von hier ausgeſehen, einer ziemlichen Stadt gleichen.

Wie bei ſo vielen Burgen iſt auch bei Liebenſtein das Jahr, ja nicht einmal das Jahrhundert der Erbauung zu ermitteln. Vom 12. Jahrhundert, wann ſie zuerſt genannt wird, bis 1673 iſt ſie unausgeſetzt der Sitz einer Familie von Stein, von welcher Zweige jetzt noch blühen. Zum Unterſchied vom Alten-Stein wird ſie in Urkunden der Neue-Stein genannt. Doch war die Burg Lehen der thüringiſchen Landgrafen, ſpäter der Herzöge und Kurfürſten von Sachſen. Aſmus von Stein, treu ſeiner Lehenspflicht gegen den unglücklichen Herzog Johann Friedrich den Mittlern, wurde in deſſen Fall verwickelt. Der rachſüchtige Executor der Reichsacht, Kurfurſt Auguſt, wandte ſich, als Gotha eingenommen war, mit einem Theile ſeines Heeres gegen die Burgen Aſmus von Stein, Liebenſtein und Barchfeld. Der für treue Pflichterfüllung ſo ſchlecht belohnte Ritter wehrte ſich drei Monate lang tapfer in der belagerten Veſte Liebenſtein, und verlor endlich bei einem Sturm das Leben. Die Burg wurde eingenommen und geplündert, höchſt wahrſcheinlich auch zerſtört (1566). Selbſt den fünf Söhnen des gebliebenen Aſmus entzog der partheiiſche und despotiſche Kurfürſt ihr Erbe, welches ſie erſt nach vier Jahren zurück erhielten. Hermann von Stein ſtellte die Burg nothdürftig wieder her, doch mit ſeinem Enkel Raimund, heſſiſchem Oberſten im dreißigjährigen Kriege, ſtarb 1669 die Linie aus, und Liebenſtein, deſſen Burg unterdeſſen ganz baufällig und unbewohnbar geworden war, fiel als eröffnetes Lehen an den Herzog Ernſt den Frommen von Gotha. In der Theilung unter den Söhnen deſſelben kam Burg und Amt Liebenſtein an den Herzog Bernhard, Stifter der meiningiſchen Linie, der es aber zweimal verpfändete, zuletzt 1702 an den Hofrath Fr. Trier, Beſitzer von Glücksbrunn, für 20,000 Thlr. Als Pfand ging Liebenſtein an Triers Schwiegerſohn, den Geheimenrath von Fiſchern, über, der es 1710 durch Kauf als Eigenthum erlangte. Die Familie von Fiſchern blieb 90 Jahre im Beſitz, erhielt die Burgruine und verſchönerte das Dorf. Endlich kaufte Herzog Georg von Meiningen 1800 den Ort für 110,000 Fl. wieder an. Die Mineralquelle des Dorfes war von den Landbewohnern ſchon ſeit alten Zeiten benutzt worden, bis der Herzog Johann Caſimir ſie von ſeinem Leibarzte Dr. Wegebach unterſuchen und 1610 den Moraſt, aus welchem ſie ſprudelte, entfernen, ſie faſſen und überbauen ließ, und ſie ſeit dieſer Zeit jährlich mit ſeinem Hofe beſuchte. Durch den 30jährigen Krieg wieder ganz in Verfall gerathen, wurde ſie erſt von Herzog Ernſt I. von Gotha wieder beachtet, aufgegraben und gefaßt, die Hauptquelle und die drei übrigen geringern zuſammen, jedes beſonders. Aber erſt durch die Bemühungen des Geheimenraths von Fiſchern kam Liebenſtein als Bad in Aufnahme. Mehre Aerzte trugen durch ihre Beſchreibungen und Empfehlungen dazu weſentlich bei *), doch rief erſt der geniale Herzog Georg von Meiningen die Blüthe des Badeorts wach, darauf aufmerkſam gemacht

---

*) Vorzüglich mein Urgroßvater, der Hofrath und Leibmedicus Dr. Storch, erſt zu Eiſenach, zuletzt zu Gotha, als Arzt und Schriftſteller in ſeinem Fache berühmt.

durch den Dr. Jahn in Meiningen. 1798 gebrauchte der Herzog das Bad mit Erfolg, nahm es im folgenden Jahre in Pacht, und veranſtaltete eine zahlreiche und glänzende Brunnengeſellſchaft, wozu auch der Herzog Carl Auguſt von Weimar gehörte, und kaufte es im nächſten Frühjahr (1800). Mit ſchöpferiſcher Energie begann er die Ausführung ſeiner Pläne, aber ſchon am 24. Dec. 1803 entraffte ihn ein frühzeitiger Tod derſelben, doch ſetzte ſeine Wittwe die begonnenen Bauten in ſeinem Geiſte fort. Der Beſuch Liebenſteins hat aus allgemeinen und localen Gründen ſich ſehr vermindert, und ſelbſt die neue Kaltwaſſerheilanſtalt ſcheint ihn nicht vermehren zu wollen, obgleich der Herzog Bernhard keine Koſten geſcheut hat; aber es wird gewiß die Zeit kommen, wann Liebenſtein einmal wieder Mode wird, dafür bürgen die unvergleichliche Schönheit des Ortes und ſeiner Umgebung und die Heilkraft ſeiner Quellen. Der Zufall muß hier einmal ſeine bekannten Wunder thun. —

In den obern Thälern des Kalmbach und des Steinbach breitet ſich an allen Bergen Granit aus. Durch die Kalmbach ſteigt der Weg von Altenſtein und Steinbach nach Ruhla; von ihm trennt ſich auf dem höchſten Rücken die Straße nach Schwarzhauſen. Die Felſen des Altenſteiner Bergs beſtehen faſt alle aus Höhlenkalkſtein. Der ältere auf den Granit gelagerte Kalk zieht ſich nach Liebenſtein hinüber, deſſen oberer Theil in die von ihm gebildeten Schluchten hineingebaut iſt. Unter Liebenſtein beginnt der Buntſandſtein (Aſchberg). Ein mächtiges Thonlager ſtreicht von Schweina nach Liebenſtein hinüber. Bei Steinbach und Liebenſtein findet man mehre Eiſenſteingruben. Alle macher Theile eines Ganzen aus, einer auf der Scheidung des Kalkſteins von den primitiven Gebirgsarten ſich umherziehenden Eiſenſteinrinde. Ohnfern dem Werrathale tritt die jüngere Kalkformation ein. Die Höhen jenſeits der Werra beſtehen aus Baſalt.

Das Thüringerthal (tiefer: das Thal des Farrenbach).

Keine Gegend des ganzen Thüringerwaldes repräſentirt den Charakter deſſelben, ſo wie überhaupt Thüringens, den Charakter idylliſcher Anmuth, wahrer und lebendiger, als dieſes kleine reizende, gemüthliche Thal, das deshalb auch mit dem vollſten Rechte vorzüglich und ausſchließlich das Thüringerthal heißt. Man iſt von Liebenſtein kaum mehr als ¼ Stunde gegangen, als ſich zur Linken die enge, kaum 10 Schritte breite Thalpforte öffnet, zu deren Seiten die ſchönen Berge zwei Felſenpfoſten halten, die öſtliche Felſenmaſſe heißt der Eſelsſprung, die weſtliche der Katzenſtein. Sonſt ſchlich durch dieſes Thor aus dem grünen Thale ein kleiner heller Bach, der dem zauberiſchen Reize deſſelben die Perlenkrone gab; er iſt jetzt hoch oben in Röhren gefaßt und nach Liebenſtein hinüber geleitet worden, wo er die neue Kaltwaſſerheilanſtalt ſpeiſ't. Eben ſo war der Eſelsſprung ſonſt eine ſehr romantiſche Granitfelſenpartie, durch Klüfte wild zerriſſen und in eine Menge grotesker Blöcke und unförmliche Maſſen geſpalten. Er wurde von Liebenſteins Gäſten viel beſucht und bildete einen herrlichen Gegenſatz zu der Sanftheit des Thales; aber auch ſeine Schönheit iſt dahin. Der Granit iſt zum Chauſſeebau verwendet worden. So muß in unſrer praktiſchen Zeit das Schöne überall dem Nützlichen weichen. Das Thüringerthal beginnt am Krätzerraſen, einer Waldblöſe über dem Bommelhaug und Golmershaug, Bergen, die nicht weit vom höchſten Gebirgsrücken liegen. In einer muldenartigen Vertiefung zieht ſich das Thal zwiſchen dem Rennſteigberg öſtlich und dem Golmershaug und Allweg (Berg) weſtlich hinab. Die Quellen rinnen von dieſen Bergen zuſammen. Nach ¼ Stunde windet ſich zwiſchen dem Rennſteigberge und der Waidleite öſtlich das Stainerthal in das Thüringerthal und bringt ihm Quellen zu. Nach wiederum einer guten Viertelſtunde kommt man zur Wüſtung „das Attenrod" geheißen, wo ſonſt ein Dorf geſtanden hat. In dieſer Gegend ſind die Quellen gefaßt und nach Liebenſtein geleitet. Ein Theil des Bachs verſiegte auch ſonſt ſchon zum größern Theil in den Klüften des Höhlenkalks und iſt wahrſcheinlich derſelbe, der im Erdfalle bei Liebenſtein wieder hervortritt. Vom Attenrod beginnt nun die eigentliche höchſte Schönheit des nur wenige Schritte breiten, nur von ſanften Höhen eingefaßten Thals, die mit der köſtlichſten, friſcheſten Buchenwaldung beſtanden ſind. Der Wald tritt ins Thal herab und ſchiebt oft die herrlichſten Buchen eine Strecke vor, die nun reizende Waldecken bilden. Das Thal ſelbſt ein ſmaragdener Wieſengrund. Kein Park hat eine ſchönere Partie. Mitten im Felſenthore unten iſt in einem Steine eine Vertiefung, die man für die Fußtapfe eines Eſels ausgiebt. Die ſeltſame Volksſage erzählt: der Heiland ſei auf ſeinem Eſel, verfolgt von den Phariſäern, vom nahen Felſen hier herabgeſprungen. Eine andre Verſion nennt Doctor Luther, und bringt das fabelhafte Ereigniß mit ſeiner Aufhebung über Altenſtein in Verbindung. — Zwiſchen dem Thüringerthale und dem Thale der Steinbach liegen der Lopberg, die Sevenskuppe, ein Rauchkalkfelſen, der Weißenberg und die ſchon genannten Bommelhaug und Golmershaug, weſtlich der Schnepfenberg und der Hahn mit dem Felſentheater. Weiter unten der Floßberg mit einer merkwürdigen und höchſt ſehenswerthen Felſenpartie, dem Floßſtein, einer faſt tauſend Schritte langen und abwechſelnd 20 bis 40 Fuß hohen natürlichen Felſenmauer, die ganz das Anſehen einer Ruine hat. Sie beſteht aus Flußſpath. Außer einigen andern tiefen Schächten findet man hier den ungeheuern, 40 Fuß im Durchmeſſer haltenden und in große Tiefe nieder gehenden, welcher das Floßloch heißt. Mehre Seitenklüfte laufen von ihm aus. Eine wilde Partie, von der viel ſchauerliche Sagen umgehen, und deren Beſuch wegen der von Moos überkleideten Tiefen ſchier gefährlich und nur mit Vorſicht auszuführen iſt. Ferner der Frauenberg, Ziegenrückenberg, Kniebreche, Liebenſteinerkopf; mehre dieſer Höhen ſind Artland. — Ohnfern dem Ausgange und Ende des Thüringerthals öſtlich liegt Beirode oder Bayenrode, Weiler, halb meiningiſch, halb heſſiſch, am Goldborn, der den Weiler in zwei ungleiche Hälften theilt und die Landesgrenze bildet. Die meiningiſche Seite, am rechten Ufer deſſelben, heißt eigentlich Großendorf, hat 9 Häuſer und 60 Einwohner, und gehört zur Pfarrei Frauenbreitungen und zur Schule in Meimers. Die heſſiſche, am linken Ufer des Brunnenabfluſſes, hat 3 Häuſ., gehört zu Herrenbreitungen und heißt eigentlich Beirode. Der Goldbern und das Waſſer des Thüringerthals heißen zuſammen der Farrenbach. ¼ Stunde weiter: **Wolfsberg**, heſſiſcher kleiner Hof. Abermals nach ¼ St.: **Farrenbach**, meining. Hof, aus 3 kleinen Höfen beſtehend, 4 Häuſ., 28 Einw, Nach ¼ Stunde fließt der Farrenbach durch Altenbreitungen und ergießt ſich mitten im Orte in die Werra. **Altenbreitungen**, meining. Dorf von 143 Häuſ. und 955 Einw., größtentheils am rechten Ufer der Werra, über welche eine hölzerne Brücke führt, bildet mit Frauenbreitungen nur eine Gemeinde und iſt dahin eingepfarrt.

Kein Thal von ſo geringem Umfange bietet ſo mannichfachen und merkwürdigen Wechſel der Gebirgearten, als das Thüringerthal. Vom Kratzerraſen herab zieht ſich ein feingemengter Porphyr, der ſich im obern Theile des Thales in ein aus Hornblende und Feldſpath beſtehendes ſyenitartiges Geſtein verwandelt. Weiter hinab ſind Hornblende und Feldſpath immer ſchärfer geſchieden und kommen in großen Maſſen vor. Unten ſtreicht vom Frauenberg nach dem Ochſenſtieg ein Schwerſpathgang durchs Thal. Im Attenrod war ſonſt eine beträchtliche Eiſenſteingrube. Der Katzenſtein iſt Porphyr, der Eſelsſprung Granit, und die von ihm auf der Hochheimer Höhe fortlaufenden Felsgruppen beſtehen erſt aus rothem und weißem Feldſpath, dann faſt ganz aus Hornblende. Der Feldſpath der Granit nähert ſich dem Adular.

Das Tal der Lautenbach (Druſenthal).

Es können zwei Thäler nicht leicht einen ſtreng verſchiedenern und einander entgegengeſetztern Charakter haben, als das

Thüringerthal und das Thal der Lautenbach, und dieſe beiden ſind gerade die nächſten Nachbarn. In der Lautenbach iſt die höchſte und groteskeſte Romantik des ganzen Gebirgs gleichſam zum Bewußtſein gekommen und rein, d. h. wild und gewaltig ausgeprägt.

Zwiſchen der Lautenbach und dem Thüringerthal beſteht der Bergzug aus niedern Höhen, die nur zum geringern Theil bewaldet, meiſt mit Ackerfeld überdeckt ſind. An den Rennſteigberg grenzt abwärts der Judenkopf, dann das Eichig, der Kohlberg. In Seitengründen nahe an einander, die in die Lautenbach münden, liegen die kleinen heſſiſchen Dörfer **Lautenbach** und **Elmenthal**, das erſtere mit 18 Häuſ. und 100 Einw., das zweite mit 32 Häuſ. und 180 Einw. Weſtlich eine kleine Strecke vom letztern Dorfe und zwiſchen ihm und Beierode liegt auf dem Gipfel einer Berghöhe das kleine Zechenhaus und die Schächte der **Mommel**, eines nicht unbeträchtlichen Eiſenbergwerks, auf welchem 60 bis 70 Perſonen arbeiten, und das des Beſuchs ſehr werth iſt. Es wird durch Schächte, die nicht über 50 Lachter tief ſind, betrieben, die Erze beſtehen aus Brauneiſenſtein und Spatheiſenſtein, in welchen Schwerſpath eingewachſen iſt. Die Ausbeute an Eiſenſteinen, der geringerhaltig iſt als der des Stahlbergs, beträgt im Durchſchnitt 7200 Tonnen und das Fuder, zu 6 Tonnen, koſtet 2½ Thlr. Der Staat erhält den Zehnten des verkauften Erzes und giebt dafür das Grubenholz unentgeltlich. Ein Stollen, der die Waſſer löſen ſoll, aber noch nicht vollendet iſt, mündet bei Herges.

Der an den hohen Bergkönig, den Inſelsberg, ſich ſüdlich anlehnende Berg iſt der Käsberg; zu ſeinen beiden Seiten von den Gehängen des Inſelsbergs herab rinnen Quellen, die ſich an ſeinem Fuße vereinigen. Gegenüber ſüdöſtlich liegen der Trockenberg und Hegberg, und auch zwiſchen dieſen kommen Quellgerinne herab. Alle vereinigen ſich in einen Bach, welcher der Inſelsberggraben heißt, ziemlich ſteil nach Broterode hinabfällt, und unterwegs zu beiden Seiten noch drei kleine Bäche aufnimmt. So erreicht er nach einer guten halben Stunde

Broterode, heſſiſch. Pfarrkirchdorf mit 345 Häuſ. und 2200 Einw., theils lutheriſcher, theils reformirter Confeſſion, in einer ſchönen Thalweitung, nahe am höchſten Gebirgsrücken und 1789 Fuß über dem Meere. Das anſehnliche und ſchöne Dorf (die meiſten Häuſer haben ein ſtädtiſches Anſehen, und manche tragen prunkend den Reichthum ihrer Beſitzer zur Schau) wird ganz vom Inſelsberggraben durchſtrömt, und zieht ſich faſt ½ Stunde im Grunde deſſelben hinab. Der Bach treibt im Orte 8 Mahlgänge, 1 Oel- und 1 Schneidemühle und unterhalb des Ortes 1 Zainhammer und 1 Schleifkothe. Die ſchöne weiße Kirche liegt äußerſt maleriſch auf einer kleinen Anhöhe über dem Orte und beherrſcht das ganze Thal deſſelben; der Gottesdienſt beider Confeſſionen wird darin gehalten, den der reformirten Gemeinde beſorgt der Pfarrer aus Kleinſchmalkalden. Der Gaſthof iſt ein großes neues und treffliches Gebäude. Gewerbe und Nahrungszweige ſind mannichfacher Art: ausgebreiteter und ſehr bedeutender Handel auf alle deutſchen Meſſen, in alle europäiſchen Länder mit ſogenannten

Schmalkalder Eiſenwaaren, die zum Theil im Orte ſelbſt fabricirt werden, mit Tabak, Leder, Wein. Dann die ſehr bedeutende Tabaksfabrikation; in mehren der hieſigen Tabaksfabriken befinden ſich gegen 60 Tabaksſpinner. Das Material liefert der Werragrund. Der Broteröder oder Knaſter iſt zwar die geringſte Sorte Tabak, wird aber ſtark geſucht. Außer den Eiſenwaaren, als Meſſer, Schuſterpfriemen, Zwecken u. a., werden auch Meſſingſchnallen und Ringe zu Pferdegeſchirr hier verfertigt, ſo auch viele Holzarbeiten von Wagnern, Zimmerleuten, Drechslern und alle ſtädtiſche Handwerke betrieben. Die Viehzucht iſt bedeutend wegen der trefflichen Waldwieſen, die ſich vorzüglich an der linken Seite des Inſelsberggrabens ausbreiten. Der Feldbau beſchränkt ſich zwar meiſt nur auf die Kultur der Kartoffel, dieſe iſt aber groß und gut. Der Menſchenſchlag iſt ſchön und kräftig, und beſitzt geiſtige und körperliche Vorzüge vor ſeinen Nachbarn. Die beſondere Mundart und die ſchöne kleidſame Nationaltracht (jetzt nur noch bei den Frauen), obgleich von denen der Steinbacher und Ruhlaer geſchieden, deuten doch darauf hin, daß dieſe drei Orte eine gememeinſame Stammwurzel haben. Die rühmlichen Eigenſchaften des Muthes, der Unerſchrockenheit, der Betriebſamkeit arteten ſonſt nicht ſelten in Tollkühnheit, Zankſucht, Rohheit, Liebe zu Trunk und Schlägerei aus und führten ſchlimme und blutige Auftritte herbei. Dieſe Zeiten ſind, gottlob! vorüber, die Kultur hat die Leidenſchaften geſänftigt und verflüchtigt und den reinen Gehalt tüchtiger Tugenden zurückgelaſſen. — Unter den Orten, die in der älteſten Geſchichte des Gebirges genannt werden, iſt Broterode einer der erſten; denn ſeiner gedenkt die ſchon öfter in dieſem Buche angezogene Schenkungsurkunde des Kaiſers Konrad II. an Ludwig mit dem Barte 1039, worin der Ort Brunwardesroth genannt wird. Der Ort beſitzt eine ſehr merkwürdige Reliquie, eine alte ehrwürdige Fahne, die die Einwohner die Fahne von Karolus Quintus (im Idiom: die Funn von Karles Quintes) nennen, und davon die Sage haben, eine Gemahlin Karls V. ſei in Broterode niedergekommen und gar gut bewirthet worden; zum Dank habe ihnen der Kaiſer die Fahne geſchenkt. — Als 1806 der Kurfürſt von Heſſen von Napoleon vertrieben worden war, wagten die beherzten patriotiſchen Broteröder einen tollkühnen Ueberfall auf die Franzoſen in Schmalkalden und nahmen ihnen 18 Kanonen ab. Da der Aufſtand aber zu vereinzelt war, um etwas Großes zu bezwecken, hatte er für den Ort nur traurige Folgen. Deſto wilder war der Ausbruch der Empörung 1813, als das Land ringsumher noch von den Franzoſen beſetzt war. Die Geſchichte des Orts und einzelner Familien zur Zeit der weſtphäliſchen Herrſchaft iſt ſehr merkwürdig und verdiente durch einen Schriftſteller verewigt zu werden. — Nach ¼ Stunde abwärts im freundlichen Thale kommen wir zu dem anſehnlichen Gebäude des Zainhammers, und hier fällt von Nordweſten, aus einem engen Thale der Beerbergsbach, oder Beerbach mit ſtarkem Gefälle in den Inſelsberggraben. Der Beerbach entſpringt nahe am höchſten Gebirgsrücken in zwei ſtarken Quellen, die öſtliche zwiſchen dem Unterberg und Mittel-Beerberg, die andre weſtliche zwiſchen dem Mittel- und Unter-Beerberg (beides ſchöne Wieſengründe) und geht zwiſchen dem Rennſteigberge*) (weſtlich) und dem Gehege (Berg, öſtlich) hinab. Nach der Vereinigung des Inſelsberggrabens und Beerbachs fällt der Bach in einem ſchönen Thale ½ St. lang, das vom idylliſchen Charakter allmählig in den romantiſchen übergeht. Erſt Wieſengrund von ſanftem Laubholz bekränzt, das weit von dem lang geſtreckten Seimberg zur Linken und vom Heßlesberg rechts herabtritt, zuweilen aber auch großen, in den Berggründen hinaufziehenden Wieſenflächen Platz macht. Auf der Höhe des Seimbergs ſteht eine große ſchöne Felſenpartie von Glimmerſchiefer „die Mummenſteine“ und von dieſer Seite geht der kleine Grumbach in den Inſelsberggraben hinab. Gegenüber an der Wand des Heßlesberges ſteigt ein hoher maleriſcher natürlicher Felſenobelisk aus der Waldung empor; es iſt der Hauptſtein. Bald darauf fällt von Weſten ein kleiner Bach ein, der Lautenbach (Laudenbach), von dem ¼ Stunde nahen Dörfchen Lautenbach (Laudenbach) kommend, und nun nimmt der Inſelsberggraben den Namen Lautenbach an und die hochromantiſche Thal- und Felſenpartie, welche nun folgt, heißt die Lautenbach. Von Vielen wird der Bach auch hier ſchon der Druſenbach (Truſenbach) und das wildromantiſche Thal das Druſenthal genannt, aber wenigſtens geſchieht dies nicht von den Bewohnern der nächſten Orte. Vom Einfall des Lautenbachs bis hinab nach Herges iſt eine halbe Stunde; an der rechten Thalſind bauen ſich allmählig Granitfelſen auf, immer groteſker, immer maleriſcher, und werden in ihrer Mannigfaltigkeit und Wechſel der Form zu den großartigſten und ſchönſten Steingebilden gezählt. Manche ſtürzen ſenkrecht ins Thal, andre hängen ſogar über, Riſſe und Klüfte theilen die Blöcke und Geſchiebe, und in ihnen wuchert die herrlichſte Waldvegetation und ſchmückt die Felſenkoloſſe. Ungeheure Blöcke ſind ins Thal herabgeſtürzt und liegen in chaotiſcher Unordnung übereinander her, und durch ſie hindurch windet ſich der murmelnde Lautenbach. Auch an der gegenüberliegenden Wand treten kleinere Felſen hervor. Das ganze zerfällt in 6 Partien, von welchen immer eine ſchöner iſt als die andere. Die Chauſſee von Schmalkalden nach Brotterode iſt mit großer Arbeit am Fuße der Felſen gebaut; von dem Fußpfade an der andern Wand hat man die ſchönſte Anſicht dieſer gigantesken, ſchön geformten Maſſen. Noch im Thale liegen die erſten Häuſer von Herges, das ſich mit Au-Wallenburg am Ausgange deſſelben ausbreitet. Links von den Bergen herab blickt der ſchlanke Thurm der Ruine Wallenburg, der wie ein Obelisk von der Höhe des nahen Bergebirgs aufragt und die Gegend Meilen weit beherrſcht. Herges Vogtei und Au-Wallenburg, zwei heſſiſche Dörfer, die nur der Lautenbach, der aber hier am Ausgange des Thals den Namen die Druſe (Truſe) oder Druſenbach annimmt, von einander ſcheidet; Herges liegt auf der rechten, Au-Wallenburg auf der linken Seite des Bachs. Beide ſcheinen nur ein Dorf zu ſein. Das erſtere hat 74 Häuſer und 425 Einw., das andre 73 Häuſ. und 358 Einw. Unter den 4 Mühlen iſt eine, auf welcher der in den nahen Schwerſpathgruben gebrochene Schwerſpath zu Mehl gemahlen wird, das an die Bleiweißfabriken Abſatz findet. Auch Beinſchwarz wird hier gemahlen. Die Einwohner ſind faſt alle Bergleute, entweder auf der Eiſengrube der Mommel oder auf den Schwerſpathgruben. — Das Thal der Druſe erweitert ſich bald darauf zum ſchönſten Wieſengrund; nach ½ Stunde Druſen, heſſ. Dorf, 86 Häuſ. und 425 Einw., nach ¾ Stunde Wähles, heſſiſch. Weiler von 21 Häuſ. und 116 Einw. Im breiten Grunde theilt ſich die Druſe in 2 Arme (am weſtlichen liegt der kleine Hof Winne) und ſtrömt nach ¼ St. wieder zuſammen. Von Wähles läuft ſie 1½ St. noch in ihrer ſüdweſtlichen Richtung fort, ſchlägt aber dann um den Bergfuß einen Bogen, der ſogar einen ſpitzen Winkel bildet, und fließt nun in nordweſtlicher Richtung noch 1 St. nach Herrenbreitungen hinab, wo ſie ſich in die Werra ergießt. Faſt in jenem Winkel liegen 1 [illegible], 1 Mahlmühle (die Druſenmühle) und 1 Oelmühle. — Herrenbreitungen, heſſ. Pfarrkirchdorf, 120 H., 700 Einw. Das alte Schloß auf der Höhe, Sitz des Amtes, heißt Burgbreitungen.

---

*) Der Rennſteigberg liegt nicht am Rennſteige und macht keinen Theil des höchſten Gebirgsrückens aus. Der über ihn führende Grenzweg zwiſchen Meiningen und Heſſen iſt alſo nicht mit dem Rennſteige zu verwechſeln.

Auch dieſes Thal iſt in ſeinen höhern Theilen in geognoſtiſcher Hinſicht äußerſt intereſſant, vorzüglich die Weitung, in welcher Brotterode liegt. Der Wechſel der Gebirgsarten iſt äußerſt mannigfach und von der beſondern Eigenthümlichkeit, daß die Gemenge des Granit, Syenit, Feldſpath, Quarz und Glimmer oder Hornblende nicht neben, ſondern ſtufenweiſe über einander liegen. Daran lagern an den Bergen die verſchiedenen Porphyre mit Quarzgängen. Die Variationen des Geſteins ſind ſo vielfach, der

Wechſel ſo raſch, daß dieſes Thal eine eigne und nicht kurze Beſchreibung in dieſer Beziehung erfordern würde.

Das Thal der Schmalkalde mit den Nebenthälern des Ickersbach, Ebertsbach, Wiebach, Silge, des Schnellbach (mit Neſſelbach, Dürre-Floh), Lauterbach (mit Geſpring, Ebertsgrund), Stille, und den dazwiſchen liegenden Bergzügen.

Zwiſchen dem Wiebach, weſtlicher Quelle der Schmalkalde, und dem Inſelsberggraben zieht ſich vom Trockenberg und Großen-Jagdsberg am höchſten Gebirgsrücken ein ſtattlicher Bergzug ſüdlich herab, der ſich zu einem majeſtätiſchen Vorgebirge geſtaltet. Wie im Oſten, ſo wird es im Süden von der Schmalkalde begrenzt und abgeſchnitten. Die vorzüglichſten Berge deſſelben ſind: der Heiderbachskopf, Jagdsberg, der Hoheſchoßberg, an deſſen Fuße der Weg von Breterode nach Kleinſchmalkalden über dieſen Bergzug ſteigt, der Seimberg, die Steige, der Leimbach, der Weinberg. An dieſen grenzt ſüdweſtlich der iſolirte und ſteile Hainberg, auf deſſen Gipfel ſich hoch und ſchlank der runde ſtarke Thurm der Ruine Wallenburg erhebt. Am Fuße deſſelben, zwiſchen ihm und dem Weinberg, liegt Hof-Wallenburg, ein kleiner einſamer Hof, an welchem der Fußweg von Herges Vogtei nach Kleinſchmalkalden vorüber geht. Der Thurm hat ein koniſches ſteinernes Dach und am Boden keinen Eingang; etwa 50 Fuß über demſelben iſt eine thürförmige Oeffnung, durch welche der Thurm mit den daran ſtoßenden Gebäuden in Verbindung ſtand. Außerdem ſtehen noch einige Mauerreſte. Der Thurm iſt aus 6 Fuß dicken Sandſteinquadern aufgeführt und noch ſehr gut erhalten, ſo daß er wohl den Stürmen eines Jahrtauſends noch trotzen kann. Die Ausſicht müßte weitumfaſſend nach dem Werrathal und der Rhön ſein, wenn man nicht theilweiſe durch die hohe und dichte Buchen- und Fichtenwaldung des Bergs daran verhindert würde. Der Erbauer der Wallenburg iſt unbekannt, eben ſo die Zeit ihrer Entſtehung. Die mehrerwähnten reichen und mächtigen Herren von Falkenſtein beſaßen ſie zur Zeit des thüringiſchen Erbfolgeſtreites 1249. Früher war ſie ein Beſitzthum des Kloſters Herrenbreitungen. Südlich unter dem Hainberge läuft die Chauſſee von Liebenſtein über das Vorgebirge, und ſteigt über den Stahlberg, einen andern hohen merkwürdigen Berg deſſelben; denn in ihm iſt das größte Eiſenbergwerk des ganzen Thüringerwaldes. Dieſes große Bergwerk, das wegen ſeiner vielen Gänge über einander und nach allen Richtungen ein wahres Labyrinth iſt, mögen das Gebirg bereiſende Damen doch ja beſuchen, weil es nicht durch Schächte, ſondern durch Stollen befahren und ausgebeutet wird, ſo daß man nicht die beſchwerliche und gefährliche Leiterfahrt in die Tiefe zu machen hat, ſondern ſicher hinein geht und in die Höhe und Tiefe auf bequemen Treppen ſteigt, die in den Eiſenſtein ſelbſt eingehauen ſind. Man kömmt in große Weitungen, die ungeheuern Kuppelſälen oder Kirchenwölbungen gleichen und aus dem frühern unregelmäßigen und unwiſſenſchaftlich betriebenen Bau entſtanden ſind; denn ſchon im 15. Jahrh., wo man die regelrechte Bergbaukunſt noch nicht verſtand, ſondern ſogenannten

Raubbau trieb, war dieſes Bergwerk im Gange. Jährlich werden im Durchſchnitt 10,000 Tonnen Eiſenſtein gewonnen, der immer Braunſtein in der Miſchung führt. Das Bergwerk gehört einer Gewerkſchaft, die dem Staate den Zehnten zahlt. 60 Bergleute arbeiten darin, im Sommer weniger. Das Ganze zerfällt in 3 Schächte, in das Simonsberger, Neuſchächter und Brüderſchächter. Die Mineralien beſtehen aus Eiſenkalkſtein, Brauneiſenſtein, Brauneiſenrahm, Ocher, Spatheiſenſtein, Braunſtein, Schwerſpath u. ſ. w. Die Chauſſee geht am Zechenhaus vorüber ins Thal der Schmalkalde, nach Seligenthal und weiter nach Schmalkalden.

Das Vorgebirge theilt ſich bald in zwei Arme, die ein am Mittelberge entſpringender kleiner Bach, der Fambach, ſcheidet. Der weſtliche Arm iſt der kleinere, der öſtliche hat den Großen-Gieſelsberg, Steinkopf u. ſ. w., zuletzt den [illegible]. In einem Grunde liegt der Köthhof, ein kleiner einſamer Hof. Am Fambach: Nüßleshof, ebenfalls ein kleiner Hof, bald darauf Heßles, heſſ. Dörſchen von 20 Häuſ. und 130 Einw., und nach 1 St. nahe an der Werra Fambach, heſſ. Pfarrkirchdorf mit 170 Häuſ. und [illegible] Einw. Die Chauſſeen von Salzungen, Barchfeld, Alten- und Herrenbreitungen, und die von Brotterode vereinigen ſich kurz vor Fambach und theilen ſich kurz hinter demſelben wieder, links durchs Thal der Schmalkalde hinauf nach Schmalkalden, rechts durchs Werrathal nach Meiningen.

Am Großen-Jagdsberg, nicht weit vom Rennſteig, entſpringt der Langenbach und geht zwiſchen dem Heiderbachskopf, Glasbach und Pfefferberg auf der Rechten, und dem Langenberg, Heuberg, Kniebreche auf der Linken hinab, während dem er aus den Gründen zwiſchen dieſen Bergen Quellenzuflüſſe empfängt. Auch hat er unterwegs, man kann nicht ſagen wo, den Namen das „Kaltewaſſer“ angenommen. Nun fließen ihm von der Linken wieder mehre Bäche zu, unter welchen der Ickersbach, der vom Streitgirn, Streitgeheg und Kleinem-Weißenberg aus mehren Quellen zuſammenfließt und im tiefen Ickersgrunde herabgeht, der vorzüglichſte iſt. Der ſchöne wieſengrüne, von den herrlichſten Bergen eingefaßte Kaltwaſſergrund ſenkt ſich nun lieblich nach Kleinſchmalkalden hinab. Ueber die Kniebreche kommt die ſchöne neue Actien-Chauſſee von Friedrichsroda in den Kaltwaſſergrund herüber und läuft an 1½ St. in demſelben fort, ein köſtlicher Weg. Der ganze reizende Grund iſt über 2 St. lang. — Kleinſchmalkalden, halb heſſiſches, halb gothaiſches Pfarrkirchdorf. Das Kaltwaſſer, das nun im Orte den Namen Schmalkalde annimmt, bildet die Grenze im Dorfe, wie der Bach bereits vom Großen Jagdsberg an Landesgrenze war. Die linke Seite iſt gothaiſch, die rechte heſſiſch. Die Kirche ſteht auf der heſſiſchen Seite, und da die heſſiſchen Einwohner faſt alle reformirt ſind, ſo haben ſie einen reformirten Pfarrer, aber die gothaiſch-lutheriſchen Einwohner gehören ebenfalls zu ſeiner Kirchengemeinde. Die heſſiſche Seite hat 173 Häuſ. mit 1080 Einw., die gothaiſche 95 Häuſ. und 571 Einw. Die Nahrungszweige beſtehen aus Verfertigung von Kleineiſenwaaren (Schloſſer, vorzüglich Lothſchloſſer, d. h. Verfertiger von Vorlegeſchlöſſern, Stahlzweckenmacher, Pfriemenſchmiede u. ſ. w.), von Blaſebälgen (in großer Anzahl und aller

Gattung und Größe) und andrer Holzwaaren auch Korbflechten. Dieſe Fabrikate werden theils von hieſigen Handelsleuten im Kleinen auf Märkten und durch Hauſirhandel, theils im Großen durch die bedeutenden Kaufleute des Orts vertrieben, die große Reiſen und Geſchäfte ins Ausland machen. Dieſem Umſtande verdankt der Ort auch das halb ſtädtiſche Anſehen und die theilweiſe ſchönen Häuſer, die ſich neben den kleinen, von Kohlenſtaub und Rauch geſchwärzten Hütten der Arbeiter ſeltſam ausnehmen. — Da das Thal eng und die Berge ſteil ſind, ſo zieht ſich der große Ort ½ St. am Bache hinab. Die kahlen Bergwände ſind mit Felſen von ſehr pitoresker Form beſetzt, die dem Thale ein ganz eigenthümliches, ſchier fremdartiges Anſehen geben. Auf der öſtlichen (gothaiſchen) Seite des Orts erhebt ſich, ſchroff aufſteigend, der Hohewartberg mit dem prächtigen Felſen, der Hohewartſtein, auf welchem ein Signal ſteht, und von wo die Ausſicht auf den Ort und das Thal ſehr anziehend iſt. An der Weſtſeite am obern Ende des Dorfs: der Reiſigberg mit einer ſteilen Felſenwand. Im Altthal, einem kleinen Grunde am untern Ende des Orts und am Fuße des Hohenwartbergs: der Raben- (Gagen-) ſtein, eine Porphyrbank, die gerade aufſteigend faſt einen halben Bogen, wie ein halbes Steinthor, bildet. Im Dorfe nimmt die Schmalkalde zwei von Norden aus dem hohen Gebirge herabkommende Bäche und einen von Weſten aus dem Vorgebirge kommenden Bach auf, jene ſind der Ebertsbach und der Wiebach, dieſer der Röderbach. Der Ebertsbach entſpringt an der Ebertshaide und geht im engen, felſigen Ebertsgrunde mit ſtarkem Gefälle zwiſchen dem Schartenkopſe und der Glasleite rechts und der Finſterleite links hinab. An der Finſterleite ſtehen die Felſenpartien des Großen- und Kleinen-Grävenſtein, an der Glasleite der Glasſtein. Zwiſchen dem Mittelberge rechts und dem Reißigſtein links tritt der Ebertsbach ins Dorf und fällt in die Schmalkalde. Der weſtliche Wiebach entſpringt am Jagdsberg und fällt zwiſchen dem Hohen-Schoßberg rechts und dem Schartenkopfe und Mittelberg links hinab, und nimmt kurz vor ſeinem Eintritt ins Dorf den zwiſchen dem Hohenſchoßberg links und dem Steiger rechts herabkommenden Salmbach auf. Durch den Grund des Wiebach (die Wiebich) ſteigt der Weg nach Broterode hinauf. Der Röderbach kommt zwiſchen dem Steiger links und dem Fuchsſtein rechts herab. Auf dem Fuchsſtein, auf der Höhe des Vorgebirges, ſteht eine herrliche Felſenpartie, die ganz den Mauern einer Burgruine gleicht und beſtiegen werden kann. Man hat eine intereſſante Ausſicht von der Höhe derſelben. — Die Schmalkalde ſchlängelt ſich in ihrem engen lieblichen Thale, mehre Gewerke, als einen Eiſenhammer, Drahthammer mit Drahtzug und Zainhammer und eine Papiermühle treibend, zwiſchen dem Großen- und Kleinen-Stachelbach (Bergen, wo ein Bach herabkommt) und den Pulverköpfen rechts und dem Hundsrücken mit herrlichen Glimmerſchieferfelſen links, nach dem eine gute Viertelſtunde weiten heſſ. Dörfchen Hohlebrunn (vulgo Holleborn), das ſich am Bache eine lange Strecke hinabzieht. Es hat 64 Häuſ. und 416 Einw., Eiſenarbeiter, theils in den Gewerken, theils in eignen Schmiedeſſen beſchäftigt, wo ſie Ketten und andre Eiſenwaaren verfertigen.

Kaum zehn Minuten weiter an drei Drahthämmern vorüber erreichen wir in der allmählig ſich ausbreitenden beträchtlichen Erweiterung des Thals, mitten in den fruchtbarſten Wieſen gelegen, das große Dorf Seligenthal, an deſſen obern Ende die von Nordoſt herabkommende Silge oder Selige aus einem ſehr engen, von ſteilen Bergen gebildeten Grunde kommend, in die Schmalkalde mündet. Die Silge entſpringt unter dem Namen Haderholzwaſſer hoch oben an der Hühn- oder richtiger Höhnbergen, am Streitgirn und am Streitgeheg. Die drei Höhnberge, der Vordere, Mittlere und Hintere, liegen wie Brüder neben einander und bilden den höchſten Gebirgsrücken; der Mittlere ragt mit ſeinem Felſenwalle, der ſein königliches Haupt wie eine Mauerkrone ſchmückt, ſtolz und majeſtätiſch empor und gewährt ein ungeheures Panorama an Ausſicht auf Thüringen und Franken. Der tiefe, einſame, ſchöne Haderholzgrund iſt wieder einmal ein ſo verſtecktes, ſchwermüthiges Thal, mit allen poetiſchen Zaubern und reizenden Sagen ausgeſtattet; über ½ St. geht er gewunden zwiſchen dem Mittelberge links und dem langgeſtreckten Haderholzberge rechts hinab, und aus allen Gründen zwiſchen den Bergen, links zwiſchen dem Mittelberg und dem Falkenmarberg, dem Rödersberg, dem Vogelkopf, rechts zwiſchen dem Haderkopf und dem Hundsrück laufen zum Theil beträchtliche Bäche hinzu; alle dieſe Gründe ſind voll hohen Naturreizes. Zwiſchen dem Haderholzberg und Falkenmarberg nimmt der Haderholzgrund den Namen Silgethal oder Seligenthal an, und hier bietet er eine hoch intereſſante, wahrhaft romantiſche Partie. Der Haderholzberg iſt nach der

Thalſeite hoch oben an ſeinem langen Rücken (Haberholzkuppe) mit einer der großartigſten und prächtigſten Felſenpartien geſchmückt, die aus mehren Felſen und grotesken Porphyrmaſſen beſteht, einer ſenkrecht ins Thal hinabſtürzenden maleriſchen Felſenwand, der Haberſtein, aus der Felſenfamilie: die Münzſteine u. A. Die Volksſage ſetzt in dieſe kleine Felſenwelt ein verzaubertes Schloß, eine einſt auf der Porphyrwand thronende ſtolze Ritterburg. Gegenüber droht über dem Grunde am Falkenmarberge der ebenfalls wildſchöne Falkenmarſtein, auf welchem die nicht minder feſte Falkenburg geſtanden haben ſoll, wie der Berg zuweilen auch jetzt noch genannt wird. Der Volksmund weiß von dieſen beiden Burgen im Silgethale eine ſchöne Geſchichte. Zwiſchen dem Hundsrück und der Siebelheide tritt die Silge aus dem Grunde hinaus.

Seligenthal, heſſ. Pfarrkirchdorf auf der Grenze des Urgebirgs und der Flözformation, mit 200 Häuſ. und 1110 Einw., Eiſenarbeitern und Bergleuten im nahen Stahlberge, 4 Mahl-, 3 Oel-, 1 Graupen-, 1 Schneidemühle, 1 Drahtzug mit Zainhammer, 1 Glockengießerei. Die Kirche iſt eine der ſchönſten und älteſten im Gebirge. Viehzucht und Ackerbau ſind wegen der Thalweitung nicht unbeträchtlich. Seligenthal verdankt Entſtehung und Namen einem Kloſter, das hier blühete, und ein nicht unberühmter Wallfahrtsort war, von dem aber keine Spur mehr vorhanden. Auf dem nördlich vom Hundsrücken zwiſchen der Silge herabziehenden Bergrücken, das goldene Kreuz genannt, ſtand dicht über dem Dorfe eine zum Kloſter gehörige Kapelle, aus welcher eine kleine Glocke der Seligenthaler Kirche, mit der Aufſchrift „zum gülbenen Kreuze“ ſtammt. Von Seligenthal ſteigt die ſchon mehr genannte Chauſſee nach Auwallenburg, Liebenſtein ꝛc. über das Vorgebirge und den Stahlberg, und kommt, ehe ſie dieſen noch erreicht, an dem ¼ Stunde vom Dorfe entfernten Weiler Alzerode, mit einigen Häuſern, vorüber. Eine kleine Strecke unter Seligenthal mündet der Schnellbach in die Schmalkalde. Er entſpringt unter dem Namen Neſſelbach aus mehren Gründen am Neſſelberg, der an den höchſten Gebirgsrücken an den Roſengarten grenzt. Auf der nördlichen Seite des Gebirgsrückens entſpringt nahe von hier die Spitter. Am Neſſelberg ſteigt die neue herrliche Chauſſee von Tambach über das Gebirge herüber in den Grund des Schnellbach herab und durchläuft ihn bis zu ſeinem Ausgange. Bald nach ſeiner Geburt, hoch oben, liegt maleriſch an den Bergfüßen der heſſ. Weiler Neſſelhof, 1820 Fuß über dem Meere, mit 12 Häuſern oder vielmehr meiſt dürftigen Hütten, die von ſehr armen Waldarbeitern bewohnt werden. Der Neſſelbach fällt in ſtarkem Gefälle, nimmt rechts nach ⅓ Stunde einen kleinen Bach, links bald darauf die Dürre-Floh auf, einen Bach, der vom Sperrhügel und den beiden Gabelbachsköpfen in einem engen, äußerſt einſamen und waldigen Grunde herabkommt und zwiſchen dem Wieſenberg und Bruderberg in den Neſſelbach fällt, der aber nun ſchon Schnellbach heißt. Erſt nach ¼ Stunde erweitert ſich der Grund etwas, und hier liegt, ſich lang im Thal am Bache hinabziehend, das Dorf Schnellbach. Von Südoſt, aus einem Vorgebirge geht der kleine Bach, die Struth, herab. Sein Lauf beträgt kaum mehr als eine halbe Stunde. In ſeinem Grunde liegt oben am Fuße des Rinderbergs Helmers, heſſ. Weiler, 18 Häuſer, 74 Einw.; gleich darauf Struth, heſſ. Dorf, 143 Häuſer, 756 Einwohner. Nach ¼ Stunde Schnellbach. Von Schnellbach geht durch den Grund der Struth über das Vorgebirge, durch den Ebertsgrund auf der andern ſüdlichen Seite die Chauſſee nach Rotterode und Steinbach-Hallenberg. Schnellbach. heſſ. Dorf, 84 Häuſ., 391 Einw., 1 Mahl-, 1 Oelmühle. Ein großer Theil der benachbarten Waldung gehört dem Orte. Am Ende des Dorfs rechts der Floher- oder Klingergraben mit dem vom Vordern-Höhnberge herabkommenden Floher- oder Klingerbach. Nach 10 Minuten Floh, großes heſſ. Pfarrkirchdorf in der Thalweitung, mit 210 Häuſ., 1080 Einw., die in den Eiſenwerken (2 Stahl- und 1 Eiſenhammer), im Stahlberg als Bergleute, oder als Zeugſchmiede, Holzhauer u. ſ. w. arbeiten und eine lutheriſche und eine reformirte Gemeinde bilden. Die Kirche gehört der letztern; die erſtere iſt Filial von Schmalkalden. 3 Mahl-, 1 Papier-, 1 Schneidemühle. Nach ¼ Stunde fällt der Schnellbach in die Schmalkalde und nicht weit von dieſem Punkte thalabwärts: Reichenbach, heſſ. Dörſchen von 20 Häuſ. mit 110 Einw. Die 4 Dörfer, Seligenthal, Floh, Schnellbach, Reichenbach, in der von ſchönſten Bergen umkränzten Thalweitung, mit Blicken in die tiefen Thäler und im Hintergrunde das hohe Gebirge, geben ein entzückendes Landſchaftsbild. In dem weiten, angenehmen Wieſengrunde läuft die Schmalkalde, und mit ihr die Chauſſee der Stadt zu, der ſie den Namen gegeben und bis zu welcher noch 1 Stunde

Wegs, der aber an Reizen und Anmuth ſehr reich iſt. 10 Minuten unter Reichmannsdorf ein Stahlhammer, die Happels-Hütte, bekannt wegen des ſeltſamen Vermächtniſſes ihres letzten Beſitzers, eines Hofrath Happel in Wien, der in ſeinem Teſtamente verlangte, der Hammer ſoll für ihn von Verwaltern betrieben und aller Verdienſt, nach Abzug der Unkoſten, nebſt den Zinſen ſeines über 100,000 Thlr. betragenden Vermögens ſtets zum Kapital geſchlagen werden, wodurch dieſes von Jahr zu Jahr ungeheuer wächſt. Nach 100 Jahren will er wieder kommen und ſein Gut wieder in Empfang nehmen. Der gute Mann hat, wenn ſein ganzes Teſtament nicht eine ungeheure Ironie iſt, nicht bedacht, daß, ſelbſt wenn er wiederkäme, man es ihm nicht glauben würde. Dann die Neue Mühle und bald darauf **Weidebrunn**, heſſ. ſchön gebautes Dorf mit 69 Häuſ., 350 Einw., 3 Mahlmühlen, Vergnügungsort der Schmalkalder. Von hier bis Schmalkalden eine kleine halbe Stunde, ein reizender, vielfach belebter Weg. Am Flüßchen liegt erſt ein Stahlhammer, dann kommt von der Rechten aus dem Vorgebirge ein Bach herab, von der Linken ein gleicher, der aber am Abhange der Anhöhe, dicht über dem Thale, in einem mit einer Mauer umgebenen Baſſin mit ſolcher Mächtigkeit entſpringt, daß der Abfluß über 10 Fuß breit iſt. Dieſe merkwürdige Quelle heißt der Spring, hat treffliches Waſſer, was auch für die Stadtbrunnen benutzt wird, und viele Forellen. Ein Rothſtahlſchmelzofen, dann mehre Schleifkothen und 1 Zainhammer. Endlich betreten wir die ſaubere Weidebrunner Vorſtadt und freuen uns über die weißen kleinen Häuſer mit den blanken Rundſcheibenfenſtern.

Schmalkalden, heſſ. Stadt und Hauptſtadt des Kreiſes und der Herrſchaft gleiches Namens mit 760 Häuſ. und 5500 Einw., 3 Thoren, Weidebrunner-, Auer-, Stillerthor mit eben ſo viel Vorſtädten gleiches Namens, von denen die Weidebrunner, von lauter Kleinzeugſchmieden bewohnt, die im Erdgeſchoß ihre Eſſen haben, die größte iſt. Die Bevölkerung zieht ihre Nahrung aus dem Stahlberg und der Mommel; die meiſten Einwohner verfertigen die kleinen Eiſenwaaren, die unter dem Namen Schmalkalderwaaren in alle Welt gehen. Die alte, ehrwürdig ausſehende Stadt iſt der Sitz des kurfürſtl. Kreisamts, eines Landgerichts, einer Polizeikommiſſion, eines Forſt-, Berg- und Licentamts, eines Oberpoſtamts und einer Poſthalterei. Eine Handwerks- und Bürgerſchule mit einem guten Progymnaſium, eine Mädchen-, eine Induſtrieſchule und mehre Wohlthätigkeitsanſtalten ſind Zierden der Stadt. Sie iſt mit doppelten Mauern und Gräben umgeben; in den letztern ſind Gärten angelegt, auf den erſtern neuerlich hie und da Häuſer gebaut. Die Straßen ſind nicht breit, aber gut gepflaſtert, der Markt ſchön, geräumig und von ſtattlichen Gebäuden umgeben. An deſſen Weſtſeite die alte, mit Sandſteinquadern im gothiſchen Styl aufgeführte große Hauptkirche mit 3 Thürmen, die von der lutheriſchen und reformirten Gemeinde gleichmäßig zum Gottesdienſt benutzt wird. Auf der andern Seite das ſtattliche ehrwürdige Rathhaus. An der Nordſeite des Marktes iſt der Gaſthof zur Krone merkwürdig, weil in dieſem Hauſe am 19. Febr. 1531 der „Schmalkaldiſche Bund" geſchloſſen wurde; die hier verſammelt geweſenen Fürſten ſind auf runde Fenſterſcheiben gemalt. Am neuen Markte das Gebäude des Oberamts, ſonſt der Heſſenhof genannt, das alte Schloß der Grafen von Henneberg; in der Nähe das hiſtoriſch-denkwürdige, mit einem Schwan gezierte Haus, in welchem Luther, Melanchthon, Amsdorf und andere Theologen 1537 die Schmalkaldiſchen Artikel abfaßten. Ueber der Stadt thront auf einem Vorſprunge des hohen und langen Queſtenbergs nordöſtlich die Wilhelmsburg, ein 1584 erbautes kurfürſtliches Schloß, worin das Landgericht und das Kreisamt ihren Sitz haben, mit ſchöner Ausſicht auf die Stadt, das Thal der Schmalkalde und die umliegenden Berge. Es iſt vernachläſſigt und baufällig. Außer den genannten Stahl- und Eiſenhämmern und Schleifkothen ſind hier 6 Mahlmühlen mit 14 Gängen und 2 Lohmühlen. Unterhalb der Stadt im köſtlichen Thale ziehen ſich die maleriſchen Gradirhäuſer und andere Gebäude des herrſchaftl. Salzwerks hin. Schon im 15. Jahrh. entdeckt, wurde es doch erſt ſeit 1711 mit Vortheil betrieben. Dort liegt auch der Schützenhof und am Abhange des Luthersbergs der ſchöne, neue, vielbeſuchte Felſenkeller, wo ein treffliches Bier geſchenkt wird. Hier am ſüdöſtlichen Ende der Stadt kommt die Still aus ihrem Grunde herab und ergießt ſich in die Schmalkalde.

Die Still entſpringt auf dem öſtlichen Sandſteinvorgebirge, das zwiſchen der Schwarza und Schmalkalde herabzieht, an den Altersbachsköpfen, ¼ St. weſtlich von Altersbach, und geht ſüdlich nach Springſtille (heſſ. Dorfe von 64 H. und 325 E., 2 Mahlmühlen) in ½ St. hinab, wendet ſich im Dorfe im ſpitzen Winkel nordweſtlich; nach 10 Minuten die Hechel, ein Wirthshaus. Nach ¼ St.

fällt der kleine Breitenbach, von Süden aus dem Vorgebirge herabkommend, in die Still. Faſt zu Ausgange des Grundes deſſelben liegt das heſſ. Dörfchen Breitenbach mit 19 Häuſ. und 98 Einw. Auf dieſer ſüdlichen Seite, in der Nähe der Quelle dieſes Bächleins, liegt der Katzenſtein, ein hoher maleriſcher Kalkfelſen. Die Still treibt die Neue Mühle und kommt nach ¼ St. nach Mittelſtille, heſſ. Dorf von 40 Häuſ., 210 Einw., 3 Mahlmühlen, und nach ¼ St. nach Näherſtille, heſſ. Dorf. von 60 Häuſ. und 300 Einw. Oberhalb des Dorfs kommt von Süden aus dem Vorgebirge der Grumbach herab. Im Grunde deſſelben, ½ St. von Näherſtille, liegt Grumbach, heſſ. Dörfchen von 20 Häuſ. und 120 Einw. Unterhalb des Dorfes Näherſtille kommt der Lauterbach nordöſtlich aus dem hohen Gebirge herab. Er bildet ſich aus 4 Bächen, der Lauter, Geſpring, Ebertsbach und Häbach. Die Lauter entſpringt am Körnberg. Das Geſpring kommt von der Neuhofer Wieſe am höchſten Gebirgsrücken herab, einer der engſten, einſamſten Gründe, 1½ St. lang. Erſt wenn die Chauſſee von Schmalkalden nach Steinbach-Hallenberg den Grund des Lauterbach durchſchneidet, wird er thalwärts — obwohl immer noch ſehr eng — lebendig, treibt mehre Gewerke und erreicht, von einer Chauſſee begleitet, nach ½ St. Asbach. Kurz vorher an einer Gypsmühle verengt ſich das Thal noch mehr zwiſchen zwei Felſenbergen, dem Hachenſtein rechts und dem Breitenſtein links, erſterer eine ungeheure, mehr als 100 Fuß hohe und überhängende Porphyrwand, letzterer eigentlich nur ein Theil einer großen und maleriſchen Felſengruppe; beide bilden eine ſehr impoſante Partie.

Asbach, heſſ. Kirchdorf mit 124 Häuſ. und 670 Einw., 1 Rothſtahlſchmelzofen, 2 Stahlhämmer, 4 Mahlmühlen, 1 Drahthammer, 1 Schleifkothe, 2 Gypsmühlen. Die Einwohner ſind Bergleute in der Pimpinelle, Köhler und Waldarbeiter, Kurzzeugſchmiede. Ackerbau unbedeutend, Viehzucht gut. Wenn man den Grund des Häbachs eine kleine Strecke hinaufgeht und dann nördlich zwiſchen dem Kommberg und Hirſchberg im Grunde hinaufſteigt, gelangt man zu dem Eiſenbergwerk Pimpinelle, in welchem dieſelben Erze wie im Stahlberg gegraben werden. Nach Süden zwiſchen dem Häbach und der Still ſteht im Walde der Stillerſtein, ein mächtiger, impoſanter Felſen, aus dem ältern Flözkalk beſtehend. — Nach ¼ St. von Asbach fällt der Lauterbach in die Still und treibt auf dieſem kurzen Wege eine Gewehrfabrik, Blechhammer u. a. Zur Rechten läßt man den Oelberg mit dem ſogenannten heiligen Grabe. Im weiten, anmuthigen Grunde der Still, die hier in 2 Armen fließt und wiederum mehre Gewerke treibt, erreicht man in ¾ St. die ziemlich große Stiller Vorſtadt. — Das Thal der Schmalkalde unterhalb der Stadt, weit und eben, zwiſchen hohen bewaldeten Sandbergen, iſt ſehr anmuthig. Von beiden Seiten fallen der Schmalkalde aus den Buntſandſteinvorgebirgen kleine Bäche zu. Links in einem hohen engen Grunde: Volkers, heſſ. Dörfchen, 13 Häuſ., 60 Einw. ½ St. ſüdlicher, auf der Höhe, Möckers, meining. Kirchdorf, 29 Häuſ., 182 Einw. Im Thal der Schmalkalde ſelbſt erſt die ſich lang fortziehende Saline, dann Aue, heſſ. Dorf, 40 Häuſ., 200 Einw., 1 Mahlmühle, 2 Schleifkothen. Nach 10 Minuten Haindorf, 25 Häuſ., 112 Einw.; wieder nach 10 Minuten **Mittelſchmalkalden**, heſſ. Dorf mit 36 Häuſ., 235 Einw., 2 Mahlmühlen, 1 Oelmühle, 1 Schleifkothe. Nach einer guten ¼ Stunde **Niederſchmalkalden**, meining. Kirchdorf von 45 Häuſ. mit 262 Einw. und einem Rittergut. Nahe daran die **Zwick**, Wirthshaus an dem Punkte, wo die Chauſſee von Meiningen her ſich in die nach Schmalkalden und in die nach Barchfeld theilt. Ohnfern davon fällt die Schmalkalde in die Werra. Etwas nordweſtlicher auf der letzten Anhöhe über der Werra, wieder im heſſiſchen Gebiet, liegt die **Todtenwart**, ein alterthümliches Rittergut, und gegenüber am andern Ufer der Werra das große, volkreiche und betriebſame Dorf **Wernshauſen**.

Geognoſtiſches. In den Gründen, aus denen das Kaltwaſſer ſeine Zuflüſſe erhält, liegt an den Bergen hinauf Todtliegendes und am Pfefferberg iſt ein Waldplattenbruch darauf im Gange, im Thale ein Kohlenſchieferlager. Die Felſen um Kleinſchmalkalden aus verſchiedenartigem Porphyr; die Felſenwand des Reißigbergs aus einem dunkeln thonartigen Mandelſtein mit Glimmer und Kalkſpath, mürbe und bröcklich. Im Dorfe ſteht auch eine dichte grünliche Abänderung vom Todtliegenden, und grauer Granit. Im Altthal zwiſchen Hohenwartberg und Hundsrück Todtliegendes und eine Ablagerung von Steinkohlen. Auf der Hausmaſſe (Berg öſtlich von Kleinſchmalkalden) Steinbrüche auf Todtliegendes, das hier als feſter grauer Sandſtein in Schichten und Platten von verſchiedener Dicke bricht, die zu vielerlei Zwecken benutzt werden. Nach Hohlebern zu beſtehen die Berge zu beiden Seiten des Thals aus Glimmerſchiefer. Die Siebelheide im Silgegrund: Granit, der Haderholzſtein Porphyr; Mittelberg: Todtliegendes und Schieferthon. In den obern Gründen des Schnellbach: Syenit und Grünſtein von verſchiedenen Abänderungen, die in der Gegend, wo die dürre Floh einfällt, in ein ſerpentinähnliches Geſtein übergehen. Der Stillergrund gehört ſchon der ältern Flözformation an. Buntſandſtein, Kalk und Thon kommen abwechſelnd in verſchiedenen Zügen vor. Der Lauterbachsgrund hat dagegen am Hachenſtein Porphyr von ganz eigenthümlicher Art, und auch ein Achatgang kommt zwiſchen dem Hachenſtein und Kemmberg in einer Schlucht vor. Quarzkryſtalle, Porphyrkugeln ſind hier nicht ſelten.

Das Thal der Haſel mit den Thälern der hennebergiſchen Schwarza und der Lichtenau und ihren Nebenthälern.

Der Bergzug zwiſchen der Schmalkalde und hennebergiſchen Schwarza iſt bei Gelegenheit der der Schmalkalde zufallenden Bäche nöthig erwähnt, die Merkwürdigkeiten beſchrieben, die Dörfer genannt werden. Nur ſeine letzte und vorzüglichſte Merkwürdigkeit bleibt noch übrig, der **Dolmar**. Auch ziehen ſich dieſe Vorberge bis zur Stadt Meiningen und weiter hinab, und bilden von der Mündung der Schmalkalde in die Werra bis zur Mündung der Haſel in denſelben Grenzfluß des Thüringerwaldes ein 6 Stunden breites, der jüngern Kalkformation angehöriges Hochland, das ſich nach Norden, wo die ältere Flöz hervortritt, verengt. Nur der erſtere ſchmale Streif bis zur Werra iſt meiningiſch, der übrige Theil heſſiſch und preußiſch. Früher gehörte all dies Land einem Herrſcherhauſe, dem der gefürſteten Grafen von Henneberg. Die noch hier zu nennenden meiningiſchen Orte ſind: **Schwallungen** an der Werra, Dorf (120 Häuſ., 781 Einw.) **Banndorf**, Hof von 12 Häuſ. **Waſungen**, Stadt, 322 Häuſ., 2200 Einw. Sitz eines Verwaltungsamts, eines Stadt- und Landgerichts und einer Ephorie. Vorzüglich ſtarker Tabaksbau. Ueber der Stadt nördlich auf dem Schloßberge ein hoher viereckiger Thurm, Ruine der Burg der Grafen von Henneberg, dabei die **Maienluft**, ein Kammergut. **Metzels**, 70 Häuſ., 346 Einw. Auf der Höhe, an der Wallbach, etwas darunter, **Wallbach**, im Grunde der Wallbach, die von den letzten Vorbergen herab in die Werra geht, 58 Häuſ., 312 Einw. **Utendorf**, auf der Höhe eines Vorbergs des Dolmar, 44 Häuſ., 189 Einw. **Welkershauſen**, an der Chauſſee von Meiningen nach Waſungen, 26 Häuſ., 113 Einw., ½ St. unterhalb Meiningen. **Helba**, im Helbagrunde, ¼ St. von Meiningen an der Chauſſee nach Zella und Gotha, 32 Häuſ., 190 Einw.

Meiningen, Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums Sachſen-Meiningen, mit 557 Häuſ. und 5656 Einw. Da Meiningen eigentlich nicht mehr im Bezirk des Thüringerwaldes liegt ſo kann ihm hier keine ausführliche Beſchreibung eingeräumt werden. Großartig und prachtvoll iſt die neue Vorſtadt oder vielmehr Neuſtadt vor dem ehemaligen Unterthore (die beiden Thore der Stadt, das Ober- und Unterthor, beſtehen nur noch dem Namen nach), mit zwei herzogl. Palais, dem ſehr geſchmackvollen Theater, dem ausgezeichnet ſchönen Kaufhaus, dem reizenden Parke u. a. In der Altſtadt ſind das Reſidenzſchloß mit Parkanlagen, die Stadtkirche am Markt, das Rathhaus und das Landſchaftsgebäude, vor dem Neuthore das neuerbaute große Hoſpital nennenswerth. Das Schießhaus jenſeit der Werra, unterhalb der Stadt, iſt eine freundliche moderne Anlage. Obgleich nicht breit, iſt das Werrathal doch angenehm, und die ſcharfkantigen nackten Kalkberge geben ihm ein eigenthümliches Anſehen. —

1¼ St. nördlich von Meiningen erhebt ſich der große Dolmar aus dem niedern Flözgebirge dieſer Gegend, 2300 Fuß über dem Meere, aus Muſchelkalk und Sandſtein, der Gipfel aus Baſalt beſtehend. Dieſer Gipfel iſt eine ziemlich breite und kahle Fläche. Die Wände des Bergs ſind theilweiſe bis hoch hinauf zum Ackerbau benutzt, und Kartoffeln, Hafer, Rübſaamen gedeihen. Der Gipfel und die ſüdöſtliche Seite des Bergs gehören zum preußiſchen Henneberg, die nordweſtliche Seite iſt meiningiſch. Die Ausſicht nach Weſten, Süden und Südoſten iſt weit und impoſant; vorzüglich reizend iſt der Blick auf Meiningen, das einem ſchier zu Füßen liegt; man überſieht einen großen Theil des Werrathals. Im Norden und Oſten liegt das hohe Gebirge vor. Von Meiningen und den benachbarten Orten wird der Dolmar oft beſucht. Am obern Abhange ſtand im Mittelalter eine Burg, an ihre Stelle bauete 1688 der Herzog Moritz von Sachſen-Zeitz ein Jagdhaus, das aber 1726 durch einen Blitzſtrahl zerſtört wurde, und von dem man nur noch geringe Ueberreſte ſieht. Weit niedere Berge gegen Norden ſind der Sala-Dolmar und der Kleine-Dolmar. Dicht am ſüdlichen Fuße des mächtigen Berges liegt **Kühndorf**, preuß. Pfarrkirchdorf mit 132 Häuſ. und 725 Einw., einem bedeutenden königl. Domainengut mit vorzüglichem Viehſtande, beſonders ausgezeichneter Schäferei. Die Meininger-Zellaer Chauſſee ſteigt aus dem Grunde der Helba ziemlich ſteil über die Höhe des Vorgebirges und dann über Kühndorf und den Kühndorfer Berg in den Schwarzagrund hinab. Hier ſteht ein ſehr altes, aber noch immer bewohntes Schloß, worin ein Gerichtsamt ſeinen Sitz hat, ein ehrwürdiges Denkmal des Mittelalters. Schon 795 wird Kühndorf in einer Urkunde genannt, war vom 12. bis 14. Jahrh. Sitz einer adligen Familie und gehörte dann den Grafen von Henneberg. Von Berthold VI. von Henneberg, Johanniter, kam ein Theil als Geſchenk an dieſen Orden, der andre Theil an Würzburg, doch kamen zu Anfang des 15. Jahrh. die Grafen von Henneberg durch Kauf wieder zum Beſitz des Ganzen. Im 30jährigen Kriege wurde Kühndorf faſt ganz eingeäſchert.

Ganz nahe unter dem höchſten Gebirgsrücken, da wo man von dem runden, hochragenden, weitſchauenden Haupte des Donnershaug über die lang geſtreckte Möhs (Berg), über den Kalten Markt (hohe große Bergwieſe) und über die Schützenwieſe am Schützenberg wandert, hat die hennebergiſche Schwarza, aber unter anderm Namen, in einer einſamen, wildromantiſchen Felſenregion, ihren Urſprung. Die entfernteſte Quelle iſt die, welche dicht unter der Schützenwieſe entſpringt, und zu deren Rechten gleich die impoſante Felſenwand des Schützenſteins, gleichſam als Eingangswächter des tiefen, felſenreichen, ſehr reizenden, aber auch ſehr einſamen, zwei Stunden bis zu Oberſchönau ſich hinabziehenden Kanzlergrundes ſich erhebt, der hier ſeinen Anfang nimmt und zwiſchen dem Schützenberg links und dem Dürrkopf rechts hinabſtürzt. Bald darauf ſenkt ſich der Falkengrund rechts, zwiſchen dem Dürrkopf links und dem Jägerhaus (Berg) rechts herein und führt den Falkenbach zu; hier ſteht der Kleine-Falkenſtein, alſo genannt zum Unterſchied vom Falkenſtein auf der thüringiſchen Seite, der von hier 1 Stunde nordweſtlich liegt. ¾ St. weiter fällt abermals rechts an der Weſtſeite des Jägerhauſes der Kollenbach in einem langen unwegſamen Grunde vom Greifenberg herab und hat rechts die ſehr ſteile Kollenbachswand. Auf der linken Seite, vom „Am Reifweg“ (Berg), kommt der Schönbach in einem kurzen Grunde in den Kanzlersgrund herab. Und hier an der Vereinigung der drei Bäche ſteht im engen Thale, das aber ſchon Raum für die üppigſten Wieſen hat, das „Grundhaus“, ein Viehhaus, wohin den Sommer über Rindvieh aus den nächſten Dörfern zur trefflichen Weide gebracht wird, die einzige Menſchenwohnung ſtundenweit in dieſen hohen Waldgegenden. Hier hört nun eigentlich der Kanzlersgrund auf, und das bald darauf am Kanzlersberge links nordweſtlich ſich wendende Thal heißt der Schönbachs- oder Schönauer-Grund. Ueber den Kanzlersberg ſüdlich erhebt der hohe Rupberg ſein rundes Haupt. Dem Kanzlersberg (zwiſchen dem und dem Steinhauch ſüdlich wieder ein

Bach herab kommt) gegenüber ſteht im Schönbachsgrunde die hohe ſenkrechte Felſenwand des Hohenſtein oder Hundeſtein, eine höchſt maleriſche, impoſante Maſſe. Nach $\frac{1}{4}$ St. kommt rechts zwiſchen dem Finſterbachskopfe und der Möhs der Finſterbach aus einem engen ſteilen Grunde herab, und präſentiren ſich oben an der langen Wand der Möhs die ſchönſten Felſenpartien, die ſich bis in den Grund herabdrängen, und unter denen die der Finkelſteine die ausgezeichnetſte iſt. Links hat man den Großen-Hermannsberg mit der um ſein ſtattliches Haupt gewundenen Felſenkrone, die nach Südoſt ſich am majeſtätiſchſten und wie ein Diadem ausnimmt, dann den Kleinen-Hermannsberg. Der Grund erweitert ſich etwas und wird ſehr freundlich, der helle Schönbach, der den Namen in Wahrheit verdient, durchſchlängelt den hellgrünen Wieſengrund bis Oberſchönau, das man bald erreicht. Im Dorfe fällt der von Nordoſt kommende Kienbach in den Schönbach. Der Kienbach entſpringt nordweſtlich dicht unter dem Donnershaug und geht in einem ſehr tiefen Grunde, dem Blochſchlauchgrunde, zwiſchen dem Donnershaug und Petersberg, ſteil hinab, um welchen oben der Rennſteig einen Bogen machen muß. Am ſüdlichen Fuße des Donnershaug nimmt er den Langenbach auf, der von Oſten nach Weſten im Langengrund $\frac{1}{2}$ St. fortfließt, und zur Linken die fürchterlich ſteile, wild zerriſſene Langengrunder Wand (nördlicher Abfall der Möhs) mit ihren ungeheuern Porphyrfelſenmaſſen, die größte und impoſanteſte Felſenpartie der ganzen Gegend. Die Füße des Donnershaug und des Petersbergs gegenüber ſind nicht minder mit herrlichen und drohenden Felſenmaſſen befreyt. Der Kienbach betritt nun eine ſchöne Thalweitung, in welcher Oberſchönau zu beiden Seiten des Schönbach ſich ½ St. lang hinabzieht, heſſ. Dorf mit 125 Häuſ. und 700 Einw., Nagelſchmieden, Köhlern, Holzhauern, Ketten- und Lothſchloſſern ꝛc. Den Wohnhäuſern gegenüber an der Straße ſtehen die kleinen Schmiedeeſſen, enge Hütten. Der große Kohlenbedarf wird meiſt aus den gothaiſchen Waldungen bezogen und nicht ſelten durch die ſogenannte Mützenköhlerei. Ein Mützenköhler entwendet auf gothaiſchem Terrain in den unwegſamſten Gründen, in ſteter Furcht von einem Kreiſer oder Jäger überraſcht zu werden, eine kleine Partie Holz und legt damit einen Meiler an, den er in einem Tage fertig kohlen kann. Die ſo gewonnenen Kohlen trägt er in der Nacht heim. Faſt alle Kohlen werden auf dem Rücken oder Kopfe in Säcken getragen, eine vorzüglich den Frauen zufallende Arbeit; denn die vielen Wege und Pfade von Ober- und Unterſchönau durch die Gründe und an den Bergabhängen hin nach dem Rennſteige hinauf ſind ſo ſteil, daß ſie nicht befahren werden können. 2 Mahlmühlen, 1 Zainhammer, 1 Drahthammer, 1 Rohrſchmiede, Schleif- und Bohrwerk. Im Dorfe fällt rechts der Zimmerbach vom Zimmerkopf, zwiſchen dem Petersberg öſtlich und dem Hellenberg weſtlich herabkommend, in den Schönbach, und eine kleine Strecke unter dem Dorfe von derſelben Seite, zwiſchen dem Hellenberg öſtlich und dem Obern- und Untern-Lauterberg weſtlich, der Hellenbach. Der Schönbach erreicht, von Oſten nach Weſten fließend, in 10 Minuten Unter-Schönau, heſſ. Dorf, 74 Häuſ., 448 Einw., 2 Mahlmühlen, 1 Oelmühle, 1 Eiſenhammer, 2 Zainhämmer, 2 Drahthämmer. Am Fuße des Arnsberg, zwiſchen welchem und dem Kleinen-Hermannsberg ein Bach herabkommt, zieht ſich das Dorf lang im Thal hinab; am untern Ende kommt rechts der Lauterbach herab. Von dieſem Punkte verläßt der Schönbach ſeine zeitherige Richtung ganz und fließt, einen Bogen um den Arnsberg ſchlagend, nach Süden. So erreicht er, mehre Gewerke treibend, bald den großen, volk- und gewerbereichen heſſ. Marktflecken Steinbach-Hallenberg, der mit 406 Häuſ., worin 2500 Einw., faſt eine halbe Stunde aus dem noch engen Thale des Urgebirgs in die Thalweitung am Bache ſich hinab erſtreckt, mit vielen ſehr ſtattlichen und freundlichen Häuſern geſchmückt. In den Schönbach fließt mitten im Orte der von Norden herabkommende Mosbach, in deſſem Grunde ¾ St. lang die Chauſſee nach Schmalkalden hinaufſteigt und gleich darauf Rotterode paſſirt. Dem Einfluſſe des Mosbachs gegenüber thront hoch über dem Orte erhaben und das ganze Thal nach Süden beherrſchend, auf einem Felſenvorſprunge des Arnsbergs, die ſehr maleriſche Ruine der alten Burg Hallenberg. Mit ihrem hohen, zum Theil verfallenen Thurme, ihren mit Fenſteröffnungen verzierten Wandmauern iſt ſie, auf ihrer Porphyrklippe hängend, mit Fichten und Geſträuch geſchmückt, gewiß die ſchönſte Ruine des Gebirgs. Ueberhaupt bietet das nette Steinbach, am Fuße des höhern Gebirgs gelagert, mit ſeinen Wieſen und Thälern hohe Reize, und der Aufenthalt wird durch die Körperſchönheit, den Witz und die Biederkeit der Bewohner gar ſehr erhöht. Sie ſind Eiſenarbeiter, wie faſt im ganzen Schmalkalder Kreis. Es giebt hier

eine lutheriſche und eine reformirte Gemeinde, die ſich in die Kirche theilen. Steinbach iſt der Sitz des Juſtizamtes Hallenberg. Die Hallenburg ſoll ſchon im 9. Jahrh. von einem fränkiſchen Grafen erbaut und Sitz eines eigenen Geſchlechts geweſen ſein; 1525 im Bauernkriege wurde ſie zerſtört. In Steinbach nimmt der Schönbach den Namen Schwarza an, und fließt als ſolche im einfachen ſchönen Wieſengrunde zwiſchen den immer niedriger werdenden Flözbergen in ½ St. nach Herges-Hallenberg hinab. Unterwegs fällt aus dem Sandſteinvorgebirge zur Rechten der Altersbach ein, und nahe an ſeiner Quelle auf der Höhe, am weſtlichen Fuße des Arzbergs, liegt **Altersbach**, heſſ. Dorf von 73 Häuſ. und 385 Einw., und 10 Minuten nördlich, am nördlichen Fuße des weit ſich ausbreitenden großen Arzberges, **Rotterode**, heſſ. Dorf von 67 Häuſ. und 350 Einw., faſt lauter Eiſenarbeiter. Der Arzberg ſetzt ſeinen öſtlichen Fuß bis nach Steinbach hinab. Nördlich über Rotterode auf einem Porphyrfelſen lag das Raubritterſchloß, die Moosburg, und am Moosbach liegt ein Reck- und Schmiedehammer.

In einer Thalebene an der Schwarze: **Herges-Hallenberg**, heſſ. Dorf, 110 Häuſ., 530 Einw. Der ſchöne breite Thalgrund führt in ½ St. nach **Viernau**, preuß. Pfarrkirchdorf mit 184 Häuſ., 1153 Einw., beſonders viele Handwerker, Nagelſchmiede, Tiſchler, Wagner ꝛc. Gute Viehzucht, mittelmäßiger Ackerbau. 4 Mahl- und Oelmühlen, 1 Schneidemühle. Eine kleine Strecke unter Viernau fällt der links aus dem höhern Sandſteinvorgebirge herabkommende Häſelbach in die Schwarza. Eine ſeiner Quellen iſt der Bernbach, und in ihrem Grunde am Wege von Steinbach nach Mehlis liegt Bernbach, heſſ. Dörfchen von 56 Häuſ. und 295 Einw. Wo der Bernbach in den Häſelbach fällt liegt die zum Dorfe gehörige Bernbachs-Mühle. Nach 1 St. von Viernau betreten wir das große gräflich Stollberg-Werningerodſche, unter preuß. Hoheit ſtehende Dorf oder vielmehr Marktflecken Schwarze oder Schwarza mit 185 Häuſ. und 1595 Einw., worunter viele Juden, die hier eine eigene Synagoge haben. Ein ſonſt ſchönes anſehnliches Schloß, im 16. Jahrh. eine zeitlang Reſidenz eines Zweiges der Grafen von Henneberg-Römhild, iſt Sitz des Amtes und Wohnung des Amtmanns. Der Dolmar erhebt ſich majeſtätiſch über der Weſtſeite des Thals. Dicht bei Schwarza fällt die Lichtenau in die Schwarza.

Die Lichtenau. Nicht weit vom höchſten Gebirgsrücken in den tiefen Gründen am Sommerbach (Berg), Pfannenrain, Brandleite, Farrenfleck, Spitzige Berg, Sternberg, Ackerholz rinnt aus 7 bis 8, tief im einſamen Gehölz verſteckten Quellen der Lupbach zuſammen, der ziemlich ſteil zwiſchen dem Spitzigen-Berge links und der Alten-Straße (Berg) und Kirchberg rechts 1 St. lang bis nach Zella hinabgeht. Im Grunde deſſelben ſteigt die Chauſſee nach Oberhof hinauf. Zella St. Blaſii, goth. Städtchen am Fuße des Urgebirges, in einer ſehr angenehmen Thalweitung, mit 265 Häuſ. und 1777 Einw., Sitz eines Juſtiz- und Forſtamtes, einer Forſtmeiſterei und Förſterei. Das Amthaus liegt auf einem Bergvorſprunge über der Stadt, die überhaupt ein ſehr gefälliges und freundliches Anſehen hat, wozu der nördlich über der Stadt ſich erhebende Lerchenberg mit ſeinen ſchmucken Gartenhäuſern und Parkanlagen viel beiträgt. Auch hier ſind Eiſenarbeiten die vorzüglichſte Nahrungsquelle, doch werden dieſe Waaren in einer weit feineren Qualität verfertigt, als in den Schmalkaldiſchen Ortſchaften, und im hohen Grade ausgezeichnet iſt die hieſige Schießgewehrfabrikation. Die feinſten Jagdflinten, Piſtolen und andre Galanteriegewehre gehen aus den Werkſtätten hieſiger Meiſter hervor. Die zu dieſer Fabrikation gehörigen Gewerke werden vom Lupbach getrieben. Es ſind mehre Rohrhämmer, Rohrſchleifmühlen, Rohrbohrmühlen, Zain- und Stahlhammer und 1 Blauofen mit Löſchfeuer und Hammer, wo Schmalkalder und Kamsdorfer Eiſenſteine, mit Zuſatz eines kalkſpathhaltigen Rotheiſenſteins von Linſenhof am Domberge, zu einem Eiſen von vorzüglichſter Güte verſchmolzen werden. Dieſe Gewerke liegen theils unter, theils über der Stadt, außerdem noch 3 Mahl-, 2 Schneidemühlen, 1 Lohmühle, 1 Polirmühle ꝛc. — Die hieſigen reichen Kaufleute machen mit den hier und in Mehlis gefertigten Gewehren und Kleineiſen- und Meſſingwaaren bedeutende Geſchäfte ins Ausland. In Zella theilt ſich die von Oberhof kommende Chauſſee, der linke Arm geht über die Berghöhe nach Suhl (Schleuſingen, Hildburghauſen, Coburg) der rechte im Thale des Lupbach fort nach Meiningen. Zella verdankt Namen und Entſtehung einem dem heiligen Blaſius geweihten kleinen Mönchskloſter, das ein Graf Gebhard von Norbeck aus den Steinen der von ihm zerſtörten Burg am Rupberge 1228 erbaut hatte und dem Abte des Kloſters Reinhardsbrunn unterworfen war. Die

Reformation machte der Zella ein Ende, dafür blühete der damals ſchon nicht mehr unbedeutende Ort deſto kräftiger empor. 1762 brannte faſt das ganze Städtchen mit Kirche und Schule ab, daher ſeine moderne, freundliche Geſtalt.

Nach ¾ St. erreicht der Lupbach und die Chauſſee **Mehlis**, gothaiſch. Pfarrkirchdorf von 285 Häuſ. und 1798 Einw., 4 Mahlmühlen, 1 Schneidemühle, 1 Zainhammer, 1 Drahtzug, 1 Eiſenhammer mit Blauofen. Beſchäftigung und Nahrungszweige ſind dieſelben, wie in Zella, doch hat Mehlis außerdem noch viele Holzarbeiter, als Zimmerleute, Tiſchler, Böttcher, Wagner, Drechsler, Korbmacher; auch Holzhauer, Köhler, Fuhrleute. Der Ackerbau iſt nicht unbedeutend; bedeutender aber die Viehzucht, da die hieſige Rindviehheerde in den benachbarten Forſten freie Weide hat. Der Menſchenſchlag iſt an Körper und Geiſt geſund und ſtark, arbeitſam, freundlich, geſellig, und in Sitte, Tracht und Dialect ſich von den Nachbarn merklich unterſcheidend. Dem Lupbach laufen hier von der Rechten aus dem Urgebirge drei Bäche zu, von denen zwei durch den Ort gehen. Im Grunde des dritten, des Gemeinbachs, der unter dem Dorfe einmündet, ſteigt man am Jungfernhügel hinauf zum Rupberg, dem höchſten (2694 F. hoch) und ſchönſten Berge dieſer Gegend. Hoch erhebt er ſein rundes felsgeſchmücktes Haupt über alle Nachbarberge, und bietet eine weite und herrliche Ausſicht auf die Bergkette und die Züge des Thüringerwaldes nach Süden, ſo wie nach Franken hin, und wird deshalb von Mehlis und Zella aus viel beſucht. Man hat vom erſtern Orte ¾ St. bis zum Gipfel. Dieſer iſt kegelſteinig und durch einen etwa 12 Fuß tiefen Einſchnitt in 2 Spizzen getheilt, von welchen die ſüdweſtliche etwas höher iſt, als die nordöſtliche. Hier ſtand die Burg, welche die Steine zur Blaſienzelle lieferte, und noch trägt ſich das Volk mit vielerlei Sagen von derſelben. — Unterhalb Mehlis nimmt der Lupbach den Namen Lichtenau an, und ſchlängelt ſich in dem breiten ſchönen Wieſenthale, zwiſchen bewaldeten Bergen von der guten Chauſſee begleitet, nach dem faſt 1½ Stunden entfernten preuß. Marktflecken **Benshauſen**, mit 258 Häuſ. und 1708 Einw. Der beträchtliche Weinhandel, den hier eine Anzahl dadurch reich gewordener Häuſer, mit Franken- und Rheinwein treiben, iſt Hauptnahrungszweig und giebt namentlich den vielen Böttchern Beſchäftigung. Doch auch andre Handwerke, namentlich Nagelſchmiederei und Schlöſſerei, werden hier ſtark getrieben. Die Häuſer der Weinhändler haben alle ein ſehr gefälliges ſtädtiſches Anſehen, die Hauptſtraße, in welcher die Chauſſee läuft, iſt breit, und ſo hat der ganze Ort ein gewinnendes Aeußere. Hier ſind 1 Eiſenhammer, 2 Zainhämmer. Der Ort hat 3 Jahrmärkte. Die Gaſtlichkeit und Geſelligkeit der hieſigen gebildeten Einwohner iſt ſehr zu rühmen. Benshauſen war im Mittelalter Sitz eines kaiſerlichen Centgerichts, das die Grafen von Henneberg zu Lehn trugen. Benshauſen liegt auf der hier beginnenden Buntſandſteinformation. Die belebte Straße führt im Thale der Lichtenau in ½ St. nach **Ebertshauſen**, preuß. Kirchdorf von 45 Häuſ. und 333 Einw., 1 Rittergut mit beträchtlicher Schäferei, 2 Mahlmühlen, 1 Oelmühle, 1 Sägemühle. Der Ackerbau iſt hier ſchon weit bedeutender als in Benshauſen. Die Chauſſee geht am linken Berghange hin, im Grunde fließt die Lichtenau. In einer guten ½ St. iſt Schwarza erreicht. Eine Strecke unter Schwarza liegt im breiten Thale, am rechten Ufer des Flüßchens, der **Köhler**, ein einzelner, ſtark frequentirter Gaſthof; die Chauſſee verläßt hier das Thal und ſteigt den Kühndorfer Berg hinauf nach Kühndorf. Die Schwarza geht im breiten Wieſengrunde fort und erreicht in 2 Stunden **Rohra**, preuß. Pfarrkirchdorf mit 111 Häuſ. und 724 Einw., 4 Mahlmühlen mit 1 Oel- und Lohgang. Wie in Schwarza wird die Weberei auch hier ſtark getrieben. Der Boden der Berggelände und die Wieſen des Thals ſind gleich vortrefflich und deshalb Ackerbau und Viehzucht in Blüthe. Rohra iſt ſehr alt und kommt ſchon in einer Urkunde des 9. Jahrh. vor. Die deutſchen Kaiſer hatten hier eine ihrer Königsburgen, und Otto I. hielt ſich namentlich hier zu verſchiedenen Zeiten auf, wie man aus Urkunden erſieht. Noch findet man Spuren dieſes Schloſſes. Eine Strecke unterhalb dem Dorfe ergießt ſich die Schwarza in die nordweſtlich herabkommende Haſel, und auf dieſem Punkte am jenſeitigen Ufer liegt **Kloſter Rohra** (Rohr), ein Rittergut, ehemals ein Benedictiner-Nonnenkloſter, dem Kloſter zu Fulda unterworfen. Schon in der erſten Hälfte des 9. Jahrh. wird es genannt. Seine Schirmvögte waren erſt die Herren von Hildenburg, dann die von Kühndorf, zuletzt die Grafen von Henneberg. Die Zahl der Nonnen durfte 50 nicht überſteigen. Es war ſehr reich an Gütern, Zehnten und andern Rechten. Im Jahre 1562 nahm der Graf Georg Ernſt vom Kloſter Beſitz und verwandelte es in ein Kammergut. Von den ſämmtlichen Kloſtergebäuden ſteht jetzt nichts weiter mehr als die Johanniskirche.

Die Haſel. Zwiſchen dem Thale der Lichtenau (Lupbach) und dem der Haſel (Lauter) zieht ſich vom Großer-Beerberg ein ſchmaler Bergrücken herab. Die Chauſſee von Zella nach Suhl ſteigt über dieſen Rücken, und dort liegt über Suhl der **fröhliche Mann**, ein Wirthshaus und Vergnügungsort der Suhler. Das Dorf Albrechts liegt weiter hinab auf ihm, doch an einem Bache, der der Haſel zufällt. Zwiſchen Wenshauſen uud Albrechts liegt auf der Höhe der Aſchenhof, ein Rittergut. Aus den tiefen Schluchten, die ſüdlich vom Schneekopf und den angrenzenden Bergen herabziehen, rinnt die Lauter zuſammen. Die Goldlauter oder der Goldbach entſpringt am Fichtenkopf, nahe am höchſten Gebirgsrücken, und geht in einer engen, unwegſamen Schlucht zwiſchen dem Roſenberge und dem Streitrain links, und der Hirſchzunge, Hohenleite und dem Goldlauterberge rechts nach dem Dorfe Goldlauter hinab. An den genannten Bergen, nicht weit über dem Dorfe, findet man alte Bergwerkshalden von Schieferthon, worin zuweilen Abdrücke von Fiſchen, Kräutern und Muſcheln. Es kommen darin Kupferkies, Fahlerz ꝛc. vor. Nördlich kommt die Dürre-Lauter zwiſchen dem Streitrain und Mühlberge herab und vereinigt ſich mit der Goldlauter mitten im Dorfe. Ein dritter Bach kommt zwiſchen dem Goldlauterberge und dem Kirchberge herab, und unter dem Dorfe kommt noch die Lange-Lauter hinzu, die unter dem Sattel des Mordflecks ihren Urſprung nimmt. (An der nördlichen Wand des Mordflecks entſpringen die Freibäche.) Sie fließt zwiſchen dem Eiſenberge rechts und der Hoffnungswand links herab und tritt zwiſchen dem Kirchberge und dem Pfannenrain aus ihrem langen tiefen Grunde, um ſich mit den übrigen Lauterquellen zu vereinigen. **Goldlauter**, preußiſch. Pfarrkirchdorf mit 197 Häuſ. und 1515 Einw., 3 Mahlmühlen, 1 Sägemühle, 1 Unterförſterei, in einer ſehr tiefen Bergſchlucht, und zum Theil von den höchſten Bergen des Gebirges umgeben, über ½ St. ſich am rauſchenden Bache hinabziehend. Die armen Einwohner nähren ſich von Waldarbeit, Köhlerei (die Köhler kohlen Sommers über in andern, oft entfernten Theilen des Thüringerwaldes, ja ſogar im Vogtlande und in Baiern) Bergbau, Barchentweberei, Baumwollenſpinnen, Viehzucht. Der Ackerbau beſchränkt ſich auf den ſtark betriebenen Kartoffelbau. Goldlauter verdankt ſeine Entſtehung dem Fürſten Wilhelm VII. von Henneberg, der 1546 einigen Bergleuten, die hier Spuren von Silber- und Kupfererzen gefunden hatten, die Erlaubniß ertheilte, ein Bergwerk anzulegen, das er mit allen fürſtlichen Begünſtigungen beſchenkte. Da der Gewinn groß war, blühte Goldlauter raſch empor, aber ſpätere geringere Ausbeute und die Schrecken des 30jähr. Kriegs machten dem Bergbau ein Ende, der in den Jahren 1780 bis 1790 zwar wieder aufgegriffen aber auch bald wieder verlaſſen wurde. Erſt ſeit 6 Jahren hat man wieder angefangen, die verlaſſenen Gruben mit einigem Glück zu bebauen und man hegt große Hoffnungen für die Zukunft. ½ St. nordweſtlich im ſchönen Wieſengrunde des Heidersbach, der ebenfalls der Lauter zueilt, und am Fuße des Geiersbergs, der mit ſeinem Rücken an den höchſten Gebirgsrücken grenzt, liegt **Heidersbach**, preuß. Dorf von 63 Häuſ. und 576 Einw., die nach Goldlauter eingepfarrt ſind; 1 Mahlmühle. Der Hauptnahrungszweig iſt Bleicherei, und das ganze Dorf eine erſt 1708 auf Veranſtaltung des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachſen-Naumburg von Friedrichroda aus zum Vortheil der Barchentweber in Suhl und Goldlauter gegründete Bleicherkolonie. Daher heißt Heidersbach in der Umgegend immer noch das „Neue Dorf." Außerdem giebts hier auch Köhler, Barchentweber, Baumwollenſpinner. — Selten iſt wohl ein Thalgrund ſo belebt und laut, als der der Lauter, von Goldlauter bis Suhl hinab, 1 Stunde. Da kommt man gleich an einer Rohrſchleifmühle, dann an die große Klingen-, Bajonet- und Ladeſtockſchmiede und Schleiferei mit 2 Waſſerrädern, wiederum an einer Rohrſchmiede und Bohrmühle, dann an dem obern und eine Strecke weiter an dem untern Blechhammer vorüber; beide haben dabei auch Blauöfen mit Löſchfeuer. Nun wieder eine Rohrſchleifmühle und nahe dabei der aus einigen Häuſern und einem Hammer (Blauofen mit Löſchfeuer, Eiſen- und Blechhammer) beſtehende kleine Weiler **Lauter**, der zu Suhl gehört. Endlich paſſiren wir noch 1 Bajonetſchleifmühle, 1 Rohrſchmiede- und Rohrſchleifmühle und zuletzt 1 Rohrbohr- und Schleifmühle. Kurz vor der Stadt fällt das vom Kleinen-Beerberg hoch herabkommende Mühlwaſſer mit dem Fallbach (Fallmich) und dem Steinfelder-Waſſer in die Lauter. An letzterem liegt in der Entfernung von ½ St. das ſchon erwähnte **Wirthshaus** „der fröhliche Mann." Im Grunde des Mühlwaſſers ſteigt die Chauſſee nach Zella hinauf, und geht nach ¼ St. an der Struth, einem Gaſthof mit Mahlmühle, vorüber. Am Mühlwaſſer und Steinfelder-Waſſer liegen wiederum zahlreiche Eiſenhämmer; ferner der bedeutende Schillingshammer, wo Senſen und andre Werkzeuge geſchmiedet werden, und auf der Höhe 3 Rohrbohr- und Schleifmühlen. In allen Gründen, an allen Bächen hat Vulkan lärmende Werkſtätten. Seine ſchöne Reſidenz aber hat er in Suhl.

Suhl, preuß. Stadt von 1008 Häuſ. und 7828 Einw., in einer romantiſchen Strecke des Lauterthals, an der Grenze des Urgebirgs liegend, von ſchön geformten, zum Theil bewaldeten und ſteilen Bergen umkränzt, im Thale ſich lang hinziehend, und auch ſchweizeriſch an den Berggeländen erbaut, und recht in den Buſen der Berge hineingedrückt, äußerſt freundlich und einladend, eine ächte Bergſtadt und in faſt aller Beziehung Prototyp für die Bergſtädte des Thüringerwaldes. Umgeben von reizenden Bergen und Thälern, von hellen Bächen durchtanzt, vom geſchäftigen Lärm des geräuſchvollen Fleißes durchhallt, von offenherzigen, gaſtlichen, treuen Menſchen bewohnt, von geſunder Bergluſt durchſtrömt, iſt ſie gar ein liebes, ſchönes Stück Erde. Und wie ſie den einen Fuß in das enge Gebirgsthal ſetzt, ſo den andern auf den freundlich erweiterten, reizenden Wieſengrund. Herrliche Neubauten zieren die Stadt, die überhaupt ſo gar wohnlich und nett ausſieht, daß ihr bloßer Anblick ſchon des Fremden Herz gewinnt und erheitert. Und lernt man erſt ihre harmloſen, trefflichen Bewohner näher kennen, ſo möchte man ſich häuslich niederlaſſen in ihrer Mitte. Ausgezeichnete Gebäude der volkreichen Stadt ſind: Die aus Quadern erbaute Hauptkirche, und die im untern Theile gelegene ſchöne Kreuzkirche, das neue königl. Amthaus am Markte, das Rathhaus; aber auch viele Privathäuſer ſind von impoſantem und gefälligem Anſehen. Auf der nördlichen Seite der Stadt und dicht an ihren Häuſern ſteigt ſchroff und ſteil die hohe Bergmaſſe des Dombergs empor, an deſſen Stirn, der Stadt zugekehrt, der Porphyrfelſen des Ottilienſteins wie ein Altan heraus ragt, der gleichſam drohend über dem Markte hängt. Auf der Plattform des Ottilienſteins ſteht ein nettes Häuschen, aus welchem man eine wahrhaft entzückende Ausſicht auf die Stadt, das tiefere Thal, die umliegenden Berge bis zum hohen Gebirge hinauf genießt. Ein zweiter impoſanter Fels am Domberg iſt der nach dem Mühlwaſſergrunde zugekehrte Rothe-Stein. Suhl iſt der Sitz eines Juſtiz-, eines Berg-, eines Poſtamts, einer Oberförſterei. Die ſtädtiſchen Angelegenheiten leitet der Magiſtrat. Es ſind hier 7 Mahlmühlen mit 11 Gängen, 1 Oelmühle, 1 Walkmühle, 2 Schneidemühlen ohne die Menge der Eiſengewerke. Vom Ringberge öſtlich kommt der Rimbach herab und ergießt ſich mitten in der Stadt in die Lauter. Mit Brunnenwaſſer wird Suhl vom ſüdöſtlich ½ St. gelegenen Döllberg verſorgt. Suhl hat zwei Hauptnahrungszweige, die Weberei von baumwollenen und leinenen Zeugen und die Gewehrfabrikation. Dann iſt die Eiſenblechfabrikation auch noch ſehr bedeutend. Es wird hier jährlich gegen 10,000 Centner Eiſen verarbeitet, das größtentheils im Thale der Lauter ſelbſt geſchmolzen wird. Der Handel mit dieſen Fabrikaten geht in alle Welt und es ſind hier bedeutende Handelshäuſer. Aber auch der Kleinhandel iſt hier bedeutend, weil Suhl ein ſtark beſuchter Tauſchort der Bergproducte gegen die Feldfrüchte Frankens iſt, und deshalb ſehr lebhafte Wochen- und Jahrmärkte hat. Man rechnet im Durchſchnitt jährlich gegen 11,000 Stück militäriſche Schießgewehre, die kleine Hälfte für die preußiſche, die große für die holländiſche Armee, und 1000 Galanteriegewehre. Unterhalb der Stadt bildet die Lauter mehre Teiche.

Suhl tritt ſchon in Urkunden des 10. Jahrh. als Suhlaha auf, und verdankt Namen und Entſtehung wahrſcheinlich Salzquellen, die an der Grenze des Flözgebirgs und Urgebirgs hervorkamen und von denen man jetzt noch Spuren findet. Seine Blüthe rief der im 14., aber vorzüglich im 16. Jahrh. emporgekommene Bergbau hervor. Aber der 30jähr. Krieg läutete ihn zu Grabe; Suhl und ganz Henneberg wurden von den Kroaten ſcheuslich verwüſtet. Im 18. Jahrh. hob er ſich wieder etwas, gerieth aber durch die große Hungersnoth 1771 bis 1772 abermals ganz in Verfall, und iſt ſpäter auch nicht wieder zu Kraft gekommen. Jetzt ſind nur wenige Gruben im Gang. Graf Wilhelm VII. von Henneberg erhob 1527 Suhl zur Stadt; ſie litt oft durch Feuersbrünſte. Die von 1753 verheerte faſt die ganze Stadt. — ½ St. nordweſtlich von der Stadt, am ſüdweſtlichen Abhange des Dembergs, der hier mit den ſchönſten Gärten bedeckt iſt, liegt der zu Suhl gehörige Weiler Linſenhof mit 14 Häuſ.; in der Nähe die Kerbwieſe, ein ſehr ſchöner, mit Fichten umſtandener Platz, der herrliche Ausſichten auf einen Theil von Suhl und das Haſelthal bie tet. Ohnfern dem Linſenhofe im Domberge eine Eiſenſteingrube. Eine kleine Strecke unterhalb Suhl liegt das ſehr geſchmackvolle Schießhaus und mehre Gewerke an der Lauter. Bald darauf kommt von der linken Seite der kleine Haſelbach herab. Im Grunde deſſelben, $\frac{1}{4}$ St. von der Stadt: **Suhler-Neundorf**, 78 Häuſ., 535 Einw. Dieſer Bach giebt der Lauter nun den Namen Haſel, und als ſolche erreicht ſie den $\frac{1}{2}$ St. entfernten preuß. Marktflecken **Heinrichs** mit 174 Häuſ. und 1191 Einw., worunter viele Juden, die hier eine Synagoge haben, 3 Mahlmühlen, 1 Loh- und 1 Sägemühle, 1 Bleiweißfabrik, 1 Bier- und Eſſigbrauerei. Unter den Handwerkern aller Art viele Kleinbinder und andre Holzarbeiter, Weber. Bedeutende Eiſen- und Weinhandlungen. 3 Jahrmärkte, 1 Viehmarkt. Unter dem Flecken 3 Stahlhämmer, jeder mit Rohſtahlblauofen; 1 Zainhammer. Nach $\frac{1}{2}$ St. kommt rechts vom Bergzuge die Altetau oder Albrechts, ein Bach, der am Dörberg aus mehren Gründen zuſammenfließt, unter welchen der Dörbach (Dormich) der vorzüglichſte iſt. Dann fließt der Bach durch das ſchöne Zimmerthal, nimmt den zwiſchen der Gabelwand und dem Dörberg herabkommenden Gabelbach auf, und erreicht gleich darauf **Albrechts** (gewöhnlich **Malmers**), preuß. Kirchdorf von 138 Häuſ., 1001 Einw., Weber, Baumwollenſpinner, Nagelſchmiede, Ackerbauer, Viehzüchter. 2 Mahlmühlen, 1 Schäferei, 1 Unterförſterei. Der freundliche Grund erreicht nach $\frac{1}{4}$ St. das Thal der Haſel, das nun der heitre breite Wieſengrund bleibt. Hier betreten wir gleich darauf **Mabendorf**, 47 Häuſ., 315 Einw. (1 Mahl-, 1 Oel- 1 Sägemühle, 1 Eiſenhammer mit Blauofen, 1 Stahlhammer mit Blauoſen), und nach ½ St. **Dieʒhauſen**, 74 Häuſ., 515 Einw. Nahrungszweige wie in Albrechts. Viehzucht weit bedeutender als der Ackerbau. Die Kirche iſt Filial von Albrechts. Nach ½ St. **Wichtshauſen**, preuß. Pfarrkirchdorf von 79 Häuſ., 479 Einw., 1 Mahl-, 1 Schneidemühle, 1 Zainhammer mit Drahtzug. Nagelſchmiede, Weber, Viehzüchter. In ½ St. erreicht man Dillſtädt. Unterwegs rechts eine lange ſteile Felſenwand von Muſchelkalk, die ſtellenweiſe verfallenen Mauern und Thürmen gleicht. Aus den Klüften des Felſen ſind ſtarke Bäume hervorgewachſen. **Dillſtädt**, preuß. Dorf von 95 Häuſ. und 500 Einw., 2 Mahlmühlen, 1 Oel-, 1 Lohmühle. Der Ackerbau iſt hier weit bedeutender als in den vorherigen Orten, aber auch die Viehzucht wird ſtark betrieben. Die Kirche iſt Filial von Wichtshauſen. In der Gegend wird der Trippel geſchlemmt, eine zum Poliren der Kupfermetalle gebrauchte Erde. Die Haſel wird von der Schwarza nur durch eine ſchmale Bergzunge getrennt. Nach ¾ St. vereinigen ſie ſich bei Kloſter Rohra und der Fluß behält nun den Namen Haſel, erreicht, mehre Gewerke treibend, durch einen engen, mit Felswänden von Muſchelkalk beſetzten Paß, im nur von niedern Flözbergen umgebenen Thale in 1 St. **Ellinghauſen**, meining. Dorf (Filial von Ober-Maßfeld), 41 Häuſ., 197 Einw., mit 1 Rittergut. Nach einer guten ½ St. rechts **Grimmenthal**, Hof und Spital, Vergnügungsort der Meininger. (Meiningen 1 St. entfernt über den Berg). Vor der Reformation ein ſehr berühmter Wallfahrtsort, mit einer herrlichen Kirche, von der noch vor wenigen Jahren die ſchöne Ruine ſtand. Bald dar-

auf fällt die Haſel, eine kleine Strecke über Ober-Maßfeld, in die Werra.

Die Geognoſie aller Gründe, Thäler und der dazwiſchen liegenden Berge, die zum Flußgebiete der Haſel gehören, mit ihren großen Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten auch nur in leichten Umriſſen geben wollen, würde dennoch die enggeſteckten Grenzen dieſes Büchleins weit überſchreiten; es können alſo nur Andeutungen gegeben werden. — Die Felſen in den Gründen des Schönbach, Langengraben, Kienbach ꝛc. beſtehen alle aus Porphyr von verſchiedener Farbe und Gemenge. An der Möhs Todtliegendes und darin ein bedeutender Waldplattenbruch. Unter Steinbach beginnt das jüngere Gebirge. — An der Nordſeite der Thalweitung des Lupbach, in welcher Zella und Mehlis liegen, erheben ſich in fortlaufender Reihe hohe Porphyrberge, an welchen ſich Todtliegendes, theils als Conglomerat, theils als Sandſtein aufgelagert hat. Dieſer Bergzug fängt mit dem Rupberge an, geht über den Gebrannten-Stein, Heinrichſtein, Einſiedelberg, Sternberg, Zeller Läube, Brandleite, Sommerbach bis zum Spitzigen-Berg, und dehnt ſich auch nach Oſten hin aus. An der Weſtſeite der Thalweitung ſteht vom Rupberg herunter der Bernkopf und Reißigberg, an welchen Mandel- und Trappgeſteine und Todtliegendes herrſchen. An der Südſeite wird die Weitung durch einen Bergzug begrenzt, der ſich von N. W. nach S. O. erſtreckt, mit dem Regenberge anfängt und mit dem Domberge bei Suhl endigt, wo ebenfalls Mandelſteine, Todtliegendes, aber auch Granit und Porphyr ſich vorfinden. In der Weitung ſelbſt herrſchen

Granite und Syenite. — An den Bergen, wo die Lauter entſpringt, Syenit und Granit, auf den Gipfeln Porphyr und Todtliegendes, auch hie und da Trapp in Variationen. Der Porphyr des Ottilienſteins beſteht aus einer Feldſteinmaſſe, die ſtellenweiſe Aehnlichkeit mit Speckſtein hat (und früher dafür gehalten wurde) und Braunſteindendriten. Der rothe Porphyr des Rothen-Steins iſt hornſteinähnlich. Auf dem Sandſteinberge der Steinsburg ſteht eine mächtige Baſaltkuppe.

Das Thal der Schleuſe mit den Thälern der Erlau, der Weſſer, der Nahe, der Steinbach, des Bibergrundes, des Tanngrundes und des Gabelgrundes.

Zwiſchen der Haſel, Erlau und Werra, ein Dreieck von verſchiedenen Höhenzügen; die nördliche Spitze gehört noch dem älteſten Gebirge an, hier erhebt ſich der ſtattliche Döllberg, bald aber Sand- und endlich Muſchelkalkberge. Das hohe Terrain iſt von Gründen durchſchnitten, deren Bäche theils der Haſel, theils der Werra, theils der Erlau und Schleuſe zu eilen. An Dörfern liegen hier im Meiningiſchen: Marisfeld und Schmeheim, beide Dörfer nicht weit von einander in einem tiefen Grunde, an einem Bache, der in die Haſel mündet; Marisfeld 111 Häuſ., 640 Einw., Ackerbauer. Rittergut. Viele Juden mit einer Synagoge. Pfarrkirche. Schmeheim 53 Häuſ., 237 Einw. Guter Ackerbau und Viehzucht. **Oberſtadt**, 77 Häuſ. 318 Einw., Pfarrkirche, Rittergut. **Grub**, im engen Thal des Tachbach, der unterhalb dem Dorfe entſpringt und nach 1¼ St. bei Henfſtädt bei Themar in die Werra fließt, erſt noch Tachbach berührend, zwiſchen ſteilen waldigen Bergen, 26 Häuſ., 107 Einw. **Tachbach**, 21 Häuſ., 110 Einw. Wo der Tachbach in die Werra mündet (gegenüber am linken Ufer liegt Henfſtädt) erheben ſich rechts auf einem Kalkfelſen die Ruinen der Oſterburg, ein hoher Thurm, den man noch vor wenigen Jahren beſteigen und ſich dort einer ſchönen Ausſicht auf das Werrathal erfreuen konnte. Dieſes Thal wird am Fuße der Oſterburg ſo enge, daß neben dem Fluſſe für die Chauſſee kaum noch eine Oeffnung bleibt, weshalb dieſer Paß das Nadelöhr genannt wird. — **Eichenberg**, preuß. Dorf, 21 Häuſ., 137 Einw., am Eichenbache, der, mit dem Rückbrechbache vereinigt, den Weißbach ausmacht und ein tiefes Waldthal bildet. Nach 1½ St. ergießt ſich der Weißbach bei Themar in die Werra. **Biſchofroda**, preuß. Dorf, 28 Häuſ., 151 Einw. **Keulenrode**, preuß. Weiler, 8 Häuſ., 113 Einw., ſonſt ein großes Dorf, aber im 30jährigen Kriege gänzlich verwüſtet. Beide im tiefen waldumkränzten Wieſengrunde des Rückbrechbachs. **Lengefeld**, meining. Dorf, 68 Häuſ., 312 Einw., im Grunde des Weißbach, ¾ St. von Themar, 2 Mahl-, 2 Schneidemühlen. In der Flurmarkung deſſelben liegt der ſogenannte Feldſtein, ein hoher Flözkalkberg, auf deſſen Oberfläche ein großer Diſtrict von Feld und Gehölz ſich befindet. In der Mitte deſſelben ein 70 Fuß hoher, ganz iſolirter, aus Baſaltſchichten beſtehender Fels, deſſen Umfang ohngefähr 400 Fuß ausmacht. **Ahlſtedt**, preuß. Weiler, 10 Häuſ., 52 Einw., in einem Seitengrunde des Weißbach. **Themar**, meining. Stadt am rechten Ufer der Werra, nicht weit unterhalb dem Einfluſſe der Schleuſe in die Werra, an der Chauſſee von Meiningen nach Hildburghauſen, von erſterer Stadt 5, von letzterer 3 St. 228 Häuſ., 1323 Einw. Dieſe Stadt iſt ſehr alt und kommt im J. 800 urkundlich unter dem Namen Tagamar, ſpäter Taymar, vor; im 13. Jahrh. gehörte ſie mit der nahen Oſterburg den Grafen von Henneberg, die ſie an die Landgrafen von Thüringen vererbten. Der Werragrund iſt hier ſehr romantiſch; am jenſeitigen Ufer der Werra erhebt ſich eine lange maleriſche Felswand.

Die Erlau. Im hohen Gebirge entſpringt unter dem Roßfelde (Berg) die Lichte-Erlau, und fließt im Thale unter der Bergſtraße weg, die von Suhl nach Schmiedefeld führt. Bald darauf fällt ihr von der Linken die Finſtere-Erlau zu, welche am weſtlichen Abhange des Gebes- (Gothes-, Gottes-) Feldes und des Neuhäuſerberges entſpringt. Das Gebesfeld iſt eine Berghöhe mit großen Wieſenflächen, in deren Tiefe die Volksſage eine wegen ihrer Sünden verſunkene Stadt kennt. Einſt ſoll eine Sau hier eine Glocke ausgegraben haben, die man nach Suhl brachte, aber ſtets einen gräßlichen Ton von ſich gab, bis ſie zerſprang. Im Grunde der Finſtern-Erlau, da wo der Schüßlersgrund in denſelben mündet, ſteht der Rotheſtein oder Schlüſſelheinze, einer der größten und maleriſchſten Porphyrfelſen des Gebirges. Bald darauf vereinigen ſich die Lichte und Finſtere-Erlau. Nach ½ St. fällt der Harzbachgrund ein, der unterhalb dem Kleinen-Beerberge im Harztiegel beginnt. Nach ſeiner Mündung in die Erlau erreicht man in kurzer Zeit Hirſchbach, preuß. Dorf mit 51 Häuſ. und 318 Einw., eine einzige, im engen Grunde ſich hinziehende Gaſſe bildend, 1 Mahl=, eine Oel=, 1 Schneidemühle, 1 Eiſen= und Blechhammer mit Blauofen (der Obere=Hammer), und 1 Eiſenſtabhammer mit Blauofen (der Untere=Hammer), 1 Zainhammer mit 2 Drahtzügen, 1 Potaſchenſiederei. Außer den Waldarbeitern wohnen noch Huf= und Nagelſchmiede und andre Handwerker hier. Am obern Ende des Dorfes fällt rechts der Dambach ein, der aus dem ſchon beſchriebenen Vorgebirge herab kommt. Er entſpringt unterhalb des „Schönen=Platzes“, einer von dichter Waldung umgebenen herrlichen Wieſenfläche mit reizender Ausſicht auf der Höhe des Haubenthalsberges, und erreicht nach ¼ St. (nicht weit von Keulenrode) Alten=Dambach, preuß. Dorf mit 60 Häuſ., 386 Einw., 1 Mahlmühle, deſſen Einwohner ſich vorzüglich von Viehzucht und Waldarbeit nähren. — Die Chauſſee von Suhl ſteigt über das Gebirge an die rechte Thalwand des Harzgrundes, läuft durch Hirſchbach und weiter im Erlauthale hinab, das ſich nun allmälig erweitert. Nach ½ St. Erlau, preuß. Dorf von 84 Häuſ. und 498 Einw. 1 Mahl=, 3 Schneidemühlen, 1 Eiſen= und Blechhammer mit Blauofen, 1 Pechhütte, Förſterei. Das Thal iſt weit und freundlich. Nach ½ St. Raaſen, preuß. Dorf, 27 Häuſ., 189 Einw., 1 Oelmühle, 1 Zainhammer, 1 Eiſen= und Blechhammer. Hier mündet von der Rechten die Weſſer in die Erlau. Auf der Anhöhe zwiſchen beiden Flüßchen thront hoch und ſehr maleriſch, Raaſen gegenüber, die ſchöne Kirche St. Kilian, in welche Raaſen und mehre benachbarte Orte eingepfarrt ſind, mit einem Hoſpital, einem dazu gehörigen Oekonomiegute, und einem Pfarrhauſe. Dieſe Kirche ſtammt als Kapelle ſchon aus dem 13. Jahrh., dem heil. Kilian, Schutzpatron der Franken geweiht, und wurde 1687 in ihrer jetzigen Geſtalt erbaut. Das Hoſpital gründete Graf Heinrich XI. von Henneberg 1400. Es beſitzt große Feldgüter.

Die Veſſer. Sie entſpringt zwiſchen dem Eiſenberge und Erleshügel, unterhalb der von Suhl nach Schmiedefeld führenden Straße, und geht in einem engen tiefen Grunde hinab, wo ſie nach ¾ St. das meiſt an den Thalwänden maleriſch hingebaute preuß. Dörfchen Veſſer (27 Häuſ., 235 Einw.), 1 Mahl-, 1 Schneide-, 1 Oelmühle, 1 Eiſenhammer (¼ St. unter dem Dorfe), erreicht. Unterförſterei. Der anſehnliche Gaſthof iſt Vergnügungsort der Umgegend, vorzüglich der Schmiedefelder. Auf dem Gebirgsrücken, der ſich zwiſchen der Erlau und der Veſſer vom Hauptgebirge ſüdlich hinabzieht, liegt ⅜ St. weſtlich von Veſſer das **Neue-Stutenhaus**, ſüdweſtlich am Arolsberg und dem Godesfeld. Es beſteht aus 2 großen Ställen und dem Wohnhauſe des Geſtütaufſehers, und gehört zum Königl. Geſtüte im Kloſter Veßra. Hierher werden im Frühjahr die Stuten und Fohlen auf die trefflichen, weit ausgedehnten Waideplätze gebracht, im October kehren ſie nach Kloſter Veßra zurück. Die Berge dieſes Zugs ſind vom Erleshügel an der Teuſchelsberg, Neuhäuſer-Berg, das Godesfeld, der Arolsberg, der Hühnerſchnabel, die Lange-Leite. So wie die Veſſer aus dem hohen Gebirge heraustritt und ihr Thal auf der beginnenden Sandſteinformation ſich erweitert, begrüßen wir Breitenbach, preußiſch. Dorf, 87 Häuſ., 652 Einw., das ſich über ½ St. am Bache hinzieht. 2 Mahl-, 4 Schneidemühlen. Unterförſterei. Die Einwohner ſind Waldarbeiter (vorzüglich Harzſcharrer), Barchent- und Leineweber ꝛc. Die Viehzucht iſt beträchtlich. Ackerbau beſchränkt ſich faſt nur auf Kartoffeln und Roggen. Im Dorfe fällt der Breitenbach, der ſich im Gebirge kurz vorher aus zwei vom Arelsberg und aus der Gegend des Neuen-Stutenhauſes kommenden Bäche bildet, in die Veſſer. Nach ¼ St. Raaſen und Mündung der Veſſer in die Erlau. Die Erlau erreicht im ſchönen breiten Thale nach einer guten ½ St. die Stadt Schleußingen, wo ſie ſich mit der Nah vereinigt.

Die Nah. Zwiſchen dem Veſſergrunde und dem Nahegrunde zieht ſich vom Finſterberge herab, ein Gebirgsrücken, der aus dem Grur, Ruppachsberge (über Veſſer), dem Volkmarskopfe, dem Runzelberge, Wagenberge, Burgberge beſteht. An der Südſeite des Volkmarskopfes liegt das zu Veſſer gehörige und ¾ St. davon entfernte Alte-Stutenhaus, Wohnhaus mit Ställen und großen Waiden, ebenfalls für den Sommeraufenthalt der Stuten des Kloſters Veßra beſtimmt. —

Dicht am Rennſteige, unter dem Finſterberge in der Alten-Tränke, entſpringt die Nabe, der mehre Quellen zulaufen, der Grund heißt aber der Ingert- oder Enger-Grund. In einer großen Thalweitung oder vielmehr auf einer Hochebene am Fuße des Eiſenbergs liegt hier Schmiedefeld, großes preuß. Pfarrkirchdorf von 236 meiſt wohlgebauten Häuſern mit 1488 Einw., Waldarbeitern, Handwerkern, vorzüglich Kleinböttchern, muſikaliſche Inſtrumentmacher, Schafthauer ꝛc. 2 Mahl-, 1 Schneide-, 1 Oelmühle, 1 Porzellanfabrik. Außer dem Orte: 2 Kienrußhütten, 1 Eiſenhammer, und die faſt ¾ St. entfernte königliche Eiſenhütte **Neuewerk**. Ober- und Unterförſterei. Gute Viehzucht, Kartoffel- und Flachsbau (der hieſige Flachs iſt ſehr beliebt). Dem Enger-Grunde fließen vom öſtlichen Bergzuge, zwiſchen ihm und dem Schleuſegrunde, nach einander aus ſchönen Gründen der Schwarz-, Leik-, Frauen-, Quer- und Glasbach zu. Ueber den Quellen des erſtgenannten Bachs liegt hoch oben am Rennſteig **Franzenshütte** oder **Allzunah**, preuß. Weiler mit 4 Häuſ., 36 Einw. Unterförſterei und Wirthſchaftshaus. 1691 legte Franz Wenzel aus Hanover hier eine Glashütte an, die er nach ſeinem Taufnamen benannte, vom Volke aber, wegen der Nähe der Glashütten in Stützerbach, den Spitznamen Allzunah erhielt und bald wieder einging. An den Quellen des Frauenbachs liegt oben auf dem Nebengebirgsrücken, der vom höchſten Gebirgsrücken, vom Hundskopf aus, zwiſchen den Thälern der Nah und der Schleuſe hinab zieht, auf dem Sommerberge, 2360 F. über dem Meere: **Frauenwalde**, preuß. Pfarrkirchdorf von 93 meiſt kleinen, hölzernen, mit Schindeln gedeckten Häuſern und 679 Einw., Waldarbeitern, die ſich auch mit der Bereitung des Feuerſchwamms beſchäftigen; außerdem auch verſchiedene Handwerker. 2 Mahl-, 1 Schneidemühle. 1 Unterförſterei. Schöne, neue, in edlem Styl erbaute, ſteinerne Kirche. — Der Engergrund wird unterhalb der großartigen und eleganten Eiſenhütte Neuewerk wahrhaft beängſtigend eng, ſchauerlich wild, und bis zur Stelle, wo der Frauenbach einfällt, ſchier ſo unwegſam, daß man ihn, ſogar zu Fuß, nur mit Mühe paſſiren kann. Dann wird er freundlicher, der Querbach fällt ein, und man erreicht die Chauſſee, die von Schleuſingen durch den Nahegrund heraufkommt und von hier am Abhange des Rieſenhauptes allmälig nach Frauenwalde hinaufſteigt. Bald darauf Schleuſinger-Neundorf, preuß. Dorf (48 H., 406 Einw.), 1 Mahl-, 2 Schneidemühlen. Oberförſterei. Nicht unbedeutende Viehzucht. Waldarbeiter, Taglöhner, Handwerker. Von hier an erweitert ſich das Thal, iſt mehr angebaut und heißt nun Nahegrund. Nach 1 St. Hinternah, preuß. Pfarrkirchdorf mit 95 meiſt wohlgebauten Häuſ. und 675 Einw., 1 Mahl-, 1 Schneidemühle, 1 Eiſen- und Blechhammer mit Blauofen; wenig Ackerbau (Kartoffeln und Roggen), gute Viehzucht, Waldarbeiter, Fuhrleute, Holzhändler, Handwerker ꝛc. Nicht unbedeutende Weinhandlungen mit Frankenweinen. Der ſchönſte, üppigſte Wieſengrund, von der hellen Nah durchſchlängelt, bringt in einer guten ½ St. nach Schleuſingen, wo am ſüdweſtlichen Ende der Vorſtadt ſich Erlau und Nah vereinigen. Eine kleine Strecke unterhalb der Stadt ergießt ſich der Fluß in die Schleuſe. Auf dem letzten Vorſprunge des Höhenzugs, zwiſchen der Nah und Erlau, liegt Schleuſingen, Kreisſtadt des preuß. Antheils der Grafſchaft Henneberg, Sitz eines königl. Landraths und einer Forſtinſpection, 345 Häuſ. mit 3067 Einw. 6 Mahl-, 4 Oel-, 1 Walk-, 1 Loh-, 3 Säge-, 2 Papiermühlen, 1 Eiſen-, 1 Kupferhammer, 1 Ziegel- und Kalkofen, 1 Gipsbrennerei und Mühle, 1 Barchentfabrik (von der

Erlau getrieben). Die Einwohner ſind Barchent- und Leineweber, Strumpfwirker und andre Handwerker. Ackerbau und Viehzucht werden gleich ſtark betrieben. Die auf der Höhe liegende Stadt nimmt ſich aus den Thälern von allen Seiten ſehr maleriſch und einladend aus. Das Innere derſelben täuſcht das Verſprechen nicht. Die Stadt hat ſchöne Häuſer, breite Straßen und einen geräumigen Marktplatz; die vorzüglichſten Gebäude ſind: das Schloß am ſüdlichen Ende, der Vorſtadt zugekehrt, ein alterthümliches, weitläufiges Gebäude, einſt Reſidenz der Schleuſinger Linie der Grafen von Henneberg, jetzt Sitz des Landraths, des Forſtmeiſters und der Landgerichtscommiſſion des Kreiſes; nach der Stadt zu iſt es mit einem tiefen Graben, nach der Vorſtadt zu mit hohen Mauern umſchloſſen, die ihm ein burgähnliches, mittelalteriges Anſehen geben. Der Geiſt des 15. Jahrhunderts ſpricht noch aus dieſen Formen. Das Gymnaſium, gegen Südoſten, an der Ringmauer der Stadt, das ehemalige Barfüßerkloſter, mit einer der berühmteſten Gelehrtenſchulen Deutſchlands, die Meiningen, Preußen und Weimar zu ſehr verſchiedenen Theilen gemeinſchaftlich gehört; das Rathhaus am Markt; das ehemalige Johanniterhaus; die ſchöne Stadtkirche, dem Schloſſe gegenüber, mit Grabmälern der Grafen von Henneberg. Auch iſt hier 1 Buchhandlung und 1 Schulbuchdruckerei. Obgleich es nicht im Plane dieſes Buches liegt, Gaſthöfe zu empfehlen, ſo mag doch bei dem ausgezeichnet guten Gaſthofe „zum Grünen Baum“ am Markte billig eine Ausnahme ſtatt finden. Er iſt in jeder Beziehung der beſte Gaſthof im ganzen Gebirge. — Die Einwohner nähren ſich größtentheils von Ackerbau, Viehzucht und Handwerken; das Floßweſen auf der Schleuſe in die Werra beſchäftigt auch viele. —

Schleuſingen iſt ſehr alt und kommt urkundlich ſchon im 9. Jahrh. vor. Die Grafen von Henneberg waren nachher Beſitzer der Stadt und von 1274 bis 1533 war ſie Reſidenz eines Zweiges dieſes berühmten Geſchlechts. Nach dem Ausſterben deſſelben nahm Kurſachſen Beſitz davon, ohne ein gegründetes Recht darauf zu haben, das allein dem Erneſtiniſchen Hauſe gehörte; 1623 wurde hier ein Fürſtenconvent gehalten, der den unglücklichen Böhmenkönig, den Pfalzgrafen Friedrich, ſeiner Kurwürde entſetzte und ſie dem Herzoge Maximilian von Baiern übertrug. Auf dem Wiener Congreß gewann die Krone Preußen die Stadt und dieſen ſchönen Theil der ehemaligen Grafſchaft Henneberg. —

Die Schleuſe. Sie entſpringt hoch oben unmittelbar unter dem großen Dreiherrenſtein am Rennſteige und höchſten Gebirgsrücken und geht in einem engen Grunde herab; bald darauf fällt ihr von der Rechten der von Allzunah in einem engen Grunde herabfallende Tränkebach zu. Eine kurze Strecke weiter nimmt ſie von der Linken die Gabel auf. Zwiſchen dem Schleuſe- und dem Gabelgrunde zieht ſich vom höchſten Gebirgsrücken der mächtige Arelsberg herab. Die Gabel entſpringt in mehren Quellen zwiſchen dem Ebereſchenhügel und Dreiherrenſtein und am Arelsberg; ſie entſteht aus der Lichten- und der Finſtern-Gabel und dem Bach aus dem Katergründchen und fällt ſehr ſtark bergab. Man kommt zu einem einzelnen Hauſe, Obergabel, Zechenhaus eines ehemaligen Kupferbergwerks, dann nach kurzer Friſt nach

Untergabel, in einer engen Gebirgsſchlucht, meining. Dörfchen mit 9 Häuſ., die ſehr einzeln im Grunde liegen, und 52 Einw. Hier fällt der Purbach in die Gabel, in deſſen Grunde jetzt noch ein kleines Kupferbergwerk im Gange iſt. In älterer Zeit wurde in dieſer Gegend ein ſehr bedeutender Kupferbergbau von Nürnberger Kaufleuten getrieben, dem das Dörfchen auch ſeine Entſtehung verdankt. Gleich darauf fällt die Gabel in die Schleuſe. Ihr Grund iſt ebenfalls ſehr eng und wild. Bald darauf fällt die ebenfalls von der Linken kommende, unter Neuſtadt am Rennſteig entſpringende und in einem engen, düſtern Grunde herabſtürzende Tann in die Schleuſe. **Neuſtadt am Rennſteig**, meining. Pfarrkirchdorf auf dem höchſten Gebirgsrücken, 84 Häuſ., 614 Einw., 2379 Fuß über dem Meere, ein Theil des Orts iſt ſchwarzb. ſondersh., Kirche und Schule meiningiſch. Hauptnahrungszweig iſt die Bereitung des Feuerſchwamms, der roh meiſt aus Schweden und Böhmen gezogen wird. — Im Schleuſegrund kommt man an einigen Schneidemühlen vorbei. An einer fällt der Artlesbach links vom Greifenberg in die Schleuſe herab, und ſo gelangt man nach ½ St. nach Unterneubrunn, meining. Pfarrkirchdorf von 41 Häuſ., 222 Einw., 1 Eiſen- und Blechhammer mit Blauofen, 1 Pechhütte. Förſterei. Schlackenhalden einer ehemaligen Kupferſchmelzhütte. Hier fällt von der Linken der Neubrunn in die Schleuſe, der unter dem höchſten Gebirgsrücken ohnweit Kahlert aus vielen Quellen zuſammenfließt, die zwiſchen dem Sommer-, Marder-, Neubrunns-, Lätſchen-, Queer- und Holzberge herabgehen. Darüber liegt am Rennſteig **Kahlert**, Wirthshaus, mit Poſt-Expedition und 4 andre Häuſ. An dem Zuſammenfluſſe der Quellen zum Neubrunn liegt **Gießübel**, meining. Dorf von 90 H. und 604 E., Filial von Unterneubrunn, 1 Mahl-, 2 Schneidemühlen. Nahrungszweige: Waldarbeit, Viehzucht, etwas Feldbau, vorzüglich Flachsbau, viele Handwerker, als Kleinböttcher, Wagner, Nagelſchmiede, Schuhmacher, Schneider, Hutmacher, die ihre Fabrikate auswärts vertreiben ꝛc. Nach ½ St. im Neubrunner Grunde: **Oberneubrunn**, meining. Dorf, 83 Häuſ., 465 Einw. Viehzucht, Waldarbeit, Kleinböttcher. Nach ¼ St. Unterneubrunn und Mündung des Neubrunn in die Schleuſe. Durch den Schleuſe- und Neubrunnergrund geht die Straße von Schleuſingen über das Gebirge nach Amt Gehren und Langewieſen. — Im Schleuſegrund kommt man nach wenigen Minuten nach dem meining. Dorfe **Ernſtthal** (33 Häuſ., 167 Einw.) Ein Gaſthof, das ſogenannte Wieſenhaus, iſt wegen ſeines trefflichen Biers von Schleuſingen aus viel beſucht. Nach ¼ St. Schönau, preuß. Dorf (34 Häuſ., 223 Einw.), 2 Mahl-, 3 Schneidemühlen, 1 Pechhütte. Von der Weſtſeite fallen von Unterneubrunn mehre Bäche ein, als der Haſbach, der Grützbach, der Hünersbach. ½ St. von Schönau liegt am linken Schleuſeufer **Lichtenau**, meining. Dörfchen von 16 Häuſ. und 102 Einw., 1 Eiſenhammer mit Blauofen, Löſchfeuer und Blechhammer, am Fuße der öſtlichen ſteilen Wand der Hornkuppe, nach Biberſchlag eingepfarrt. Von der Linken ergießt ſich die Biber in die Schleuſe.

Die Biber entſpringt aus zwei Hauptquellen nahe unter dem höchſten Gebirgsrücken, dem Biberbrunnen weſtlich nicht weit von

Maſſerbergen, dem Pluderbrunnen mehr öſtlich. An ihrem Zuſammenfluſſe liegt im hier beginnenden Bibergrunde Fehrenbach, meining. Dorf (52 Häuſ., 361 Einw.), am Fuße des Fehrenbergs, 1 Glashütte, 1 Mahlmühle. Der Bibergrund iſt ⅛ St. lang weit und freundlich. Von der Rechten fällt der Heubach, der am Hohenſteig entſpringt, herab. Im obern Grunde deſſelben, am ſüdlichen Fuße des Hohenſteigs und von andern hohen Bergen umgeben: Heubach, meining. Pfarrkirchdorf von 91 Häuſ. und 605 Einw., 1 Mahlmühle, 3 Schneidemühlen. Förſterei. Zwiſchen der Schleuſe und der Biber zieht ſich ein Gebirgsarm vom Schwalbenhaupt am höchſten Gebirgskamm herab. Der höchſte Berg deſſelben iſt der Hoheſteig, einer der höchſten Gebirgspunkte mit prächtiger Fernſicht. Nach der Einmündung des Heubach in die Biber verengt ſich der Grund derſelben bedeutend und fällt ſtark. Der Bach treibt mehre Schneidemühlen. Man erreicht den Weiler Einſiedel, Wirthshaus, Mahlmühle und einige Häuſer. Nun folgen wieder Schneidemühlen und der Tellerhammer, Eiſenhammer, auf welchem Werkzeuge aller Art geſchmiedet werden. Der Grund wird wieder weiter und ändert ſeine ſüdweſtliche Richtung in eine nordweſtliche um, indem er um den hohen Gröſchkenberg einen Bogen ſchlägt. An der Nordſeite deſſelben, auf der Höhe zwiſchen der Biber und Schleuſe, das meining. Dorf Schnett, 89 Häuſ., 542 Einw., mit herrlicher Ausſicht nach Süden und Weſten. Die Biber erreicht endlich das meining. Dorf Biberſchlag mit Pfarrkirche (44 Häuſ., 307 Einw.) Waldarbeit, Viehzucht, Ackerbau. Bald darauf verengt ſich der Bibergrund zwiſchen hohen Felſenwänden zu einer Schlucht, in welcher Engenſtein, meining. Dörfchen mit 17 Häuſ. und 90 Einw., liegt. Die kleinen Häuſer ziehen ſich einzeln am Bach hinab, der mit ſtarkem Gefälle durch dieſe Felſenſchlucht brauſt. Auf einem ſüdlich ragenden Felſen ſoll eine Burg geſtanden haben. Nördlich von Engenſtein erhebt ſich die Hohewart, ein hoher Berg mit weiter Umſicht. Nach ¼ St. öffnet ſich der wieder etwas breiter gewordene Bibergrund zwiſchen dem Schreibersberge links und dem Rothenberge rechts, und die Biber fällt bei Lichtenau in die Schleuſe. Einige 100 Schritte weiter liegt am rechten Schleuſeufer Engelau, preuß. Wirthshaus, und in ¾ St. hat man das preuß. Pfarrkirchdorf Waldau (64 Häuſ., 483 Einw.) erreicht. 1 Mahl-, 1 Loh-, 1 Schneidemühle, Ackerbau, Viehzucht, Handwerker, Fuhrleute. Durch das Dorf fließt der Arsbach, der nördlich vom Gebirgsarme zwiſchen der Schleuſe und Biber herabkommt. Im obern Theile deſſelben, hoch am Berge, liegt das preuß. Dorf Steinbach (35 H. 237 Einw.), an der Chauſſe, die von Eisfeld nach Frauenwalde hinaufſteigt, nachdem ſie den Bibergrund bei Engenſtein durchſchnitten. Von Waldau hat man im Schleuſegrund ½ St. bis Oberrod; von der Linken fällt der Schwarzbach in die Schleuſe. An ihm auf einer Hochebene liegt das meining. Dorf Schwarzbach (28 Häuſ., 180 Einw.) Oberrod, preuß. Dörfchen, 14 Häuſ., 96 Einw., am rechten Schleuſeufer, nach Waldau eingepfarrt. Bald darauf fällt von der Linken der Wiedersbach in die Schleuſe. Durch den Grund deſſelben geht die Straße von Schleuſingen nach Eisfeld und in ihm liegt das preuß. Pfarrkirchdorf Wiedersbach (44 Häuſ., 324 Einw.) Bald nach der Einmündung des Wiedersbach ſieht man an der rechten Thalwand der Schleuſe Heckengereuth, preuß. Dorf (12 Häuſ., 90 Einw.), und nach ¼ St. kommt man nach Ratſcher, preuß. Dorf (26 Häuſ., 175 Einw.) 1 Mahl-, 1 Sägemühle, Ackerbau, Viehzucht, nach Schleuſingen eingepfarrt. Der Grund bildet eine Wieſenfläche bis zur Stadt hin (½ St.) Wir paſſiren, wenn die vereinigte Nah und Erlau eingefallen, den Floßplatz ohnfern der Stadt, wo die zum Flößen beſtimmten Breter, Latten ꝛc. aufgeſchichtet liegen. Im fernern Grunde der Schleuſe, der faſt weſtlich zieht, läuft die Chauſſee von Schleuſingen nach Meiningen, ſüdlich ſteigt die Chauſſee nach Hildburghauſen über das Sandſteinvorgebirge, und läßt die beiden preuß. Dörfer Geiſenhöhe (22 Häuſ., 140 Einw.) und Gottfriedsberg (12 Häuſ., 71 Einw.) zur Rechten, berührt Gerhardsgereuth, preuß. Dorf, 38 Häuſ., 259 Einw. — Das Thal der Schleuſe verengt ſich ſehr, dann: **Rappelsdorf**, preuß., nach Schleuſingen eingepfarrtes Dorf (45 Häuſ., 341 Einw.), mit trefflicher Viehzucht, 1 Mahl-, 1 Papiermühle. In der Nähe die Todtenlache, ein gegen 500 Fuß langer und 60 Fuß breiter, von der Volksſage für unergründlich ausgegebener Teich. Der Grund wird breiter und von dem preuß. Dörfchen **Gethles** (33 Häuſ., 223 Einw.) kommt rechts ein Bach in die Schleuſe. Gleich darauf am rechten Ufer **Kloſter Veßra**, preuß. Domäne mit großer Stuterei, 15 Wohnh., 17 Ställen und Scheunen, 226 Einw. Impoſant iſt der Anblick der hohen prächtigen Kirche mit ihren beiden viereckigen Thürmen. Sie wird als Scheuer benutzt. An ſie ſtößt die Kapelle des Hennebergſchen Erbbegräbniſſes, welche jetzt als Kirche benutzt wird. Weſtlich von der Kirche ſteht das Domainengut, öſtlich die Stuterei. Veßra war ein 1130 von Gottwald, Grafen von Henneberg, geſtiftetes Prämonſtratenſer-Mönchskloſter, anfangs mit Mönchen und Nonnen beſetzt, aber 1175, als der Theil deſſelben, wo die Nonnen wohnten, abbrannte, erbaute die Wittwe des Grafen Berthold für ſie ein eignes Kloſter zu Troſtadt an der Werra. Veßra blühete zum reichſten Kloſter der Grafſchaft empor. 1465 ſtiftete Graf Wilhelm hier die Brüderſchaft „zum Sanct Chriſtoffel und den vierzehn Nothhelfern", an der ſehr viele Fürſten und Ritter Theil nahmen. In der Reformation wurde es ſäculariſirt. — Nach ¼ St. öffnet ſich der breite, anmuthige, ſchattige Wieſengrund der Schleuſe, und ſie ergießt ſich, an Waſſermenge eben ſo ſtark wie die Werra, in dieſe.

Die obern Thäler aller Flüßchen und Bäche, welche aus dem hohen Gebirge in die Schleuſe fallen und das ihrige ſelbſt, beſtehen zum größten Theil aus Granit. Porphyr liegt auf einigen Höhen, und verſchiedene Schieferarten nehmen gegen Oſten überhand. In den Thälern der Erlau, Veſſer und Nah iſt die Hornblende im Gemenge vorherrſchend; es zeigen ſich Syenit-Grünſtein-Arten und Hornblendegeſtein, in welchem letztern hie und da die Miſchung von Feldſpath und Hornblende nicht mehr zu erkennen iſt. Der Uebergang aus deutlichem Granit und Syenit auf einer Seite in gewiſſe Arten von Feldſpathporphyren mit blaßröthlicher Grundmaſſe, auf der andern in eine dichte Hornblendemaſſe, geſchieht durch die mannichfachſten Schattirungen. Im Grunde der Nah zeigen ſich dieſe Hornblendemaſſen zum Theil ſchiefrig, bald ſieht man Feldſpath und Hornblende in abwechſelnden dünnen Lagen, bald entſteht ein grünliches, ſchiefriges Geſtein, in welchem der Feldſpath nicht mehr zu unterſcheiden iſt. Weiter öſtlich im Schleuſegrunde liegt auf dieſem Geſteine ein ſchwärzlich und grünlichgrauer dünnblättriger Schiefer mit Lagern von Quarz. Er wird von Porphyr bedeckt, bildet auf dem weſtlichen Schleuſeufer den Greiſenberg, auf dem öſtlich die Wände und Berge zwiſchen der Tann und der Biber und den großen Groſchkenberg über Biberſchlag, zieht ſich nach dem Arolsberge hinauf, wo groſe Quarzmaſſen in ihm vorkommen, wird von trappartigem Porphyr bedeckt, und kommt an der thüringiſchen Seite des Gebirgs in den untern Thälern der Wohlroſe unter jenem Porphyr wieder hervor. Am höchſten Rücken bildet rother und grauer Porphyr den Eiſenberg und die Hundsköpfe; ein dunkelgrauer Porphyr von trappartiger Grundmaſſe mit Glimmer im Gemenge liegt auf dem Teuſchelsberge, Neuhäuſerberge und andern hohen Punkten der Erlau- und Beſſer-Thalwände, auf dem Rennſteige bei Allzunah bis Kahlert, und bedeckt den ganzen Gebirgsarm zwiſchen der Nah und Schleuſe um Frauenwalde bis gegen Steinbach hin, wo er ſich unter dem Todtliegenden verbirgt. Endlich kommen einige andere Abänderungen von Porphyr auf den Seitenarmen zwiſchen der Haſel, Erlau, Beſſer und Nah, und auch noch bei Lichtenau am Schreidersberge vor. Auf der Grenze des Granits und Svenits iſt an einigen Stellen die letztere Gebirgsart ſehr ſtark mit Erztheilen, beſonders Schwefelkies und Eiſenſteinarten gemengt, welche auch noch von Granat, Kalkſpath und Flußſpath begleitet werden. In der Gegend von Veſſer und Schmiedefeld haben ſolche Lager zu Bergbau Veranlaſſung gegeben. — Im untern Theile des Schleuſegrundes und der Nebenthäler finden wir den Flözſandſtein, nur bei Gothles und Ahlſtädt ragt noch einmal der Porphyr aus demſelben hervor; auf einer ziemlich geraden Linie, von der Hofleite unter Suhl bis Waldau über Schleuſingen, läuft das hier nicht ſehr mächtige Todtliegende am Fuße des Urgebirges hin; bei Breitenbach iſt das Steinkohlengebirge aufgeſchloſſen.

Die Werra.

Die Werra entſteht aus zwei Hauptquellen, aus der Trockenen-Werra weſtlich, und aus der Naſſen-Werra öſtlich; beide liegen eine gute Stunde aus einander. Die Trockene-Werra entſpringt nahe am höchſten Gebirgsrücken, zwiſchen Fehrenbach und Maſſerbergen, und ſtürzt mit rauſchendem Gefälle in einem engen ſteilen Grunde hinab. In dieſem Grunde zieht ſich von Eisfeld die Chauſſee herauf, ſteigt über den höchſten Gebirgskamm und fällt dann ins Schwarzathal hinab. Ihr fallen mehre kleine Bäche zu, z. B. aus dem Meiſtersgrund, wo eine Schneidemühle ſteht, und der Weißenbach, wo die Werra einen Floßteich bildet. Bald folgt eine zweite Schneidemühle, nach ½ St. erweitert ſich der enge melancholiſche Grund, der Bergwald weicht zurück, wir begrüßen das ſchön gelegene Blaufarbenwerk Sophienau (meining.), das aus 2 Wohnhäuſern und mehren andern Gebäuden beſteht und ehemals ein Vitriolwerk war. In heißen Sommern verliert ſich das Waſſer des Bachs unter Sophienau faſt ganz und hat daher den Namen der Trockenen-Werra erhalten. Nach ½ St. vereinigen ſich überhalb Schwarzenbrunn die Trockene- und Naſſe-Werra. Die letztere, waſſerreicher als die erſtere, heißt auch das Saarwaſſer oder die Saar, und entſpringt unter der Saar, Berghöhe am höchſten Gebirgsrücken, aus einer großen Sumpffläche; ohnfern davon liegt Siegmundsburg, welches aber ſchon in die 4te Abtheilung des Gebirges gehört. Der Bach rauſcht dann ſchäumend in ſeinem engen ſteilen Grunde hinab. Sein Bett beſteht ſchon aus Thonſchieferſchichten, zum Beweis, daß wir am Ende der nordweſtlichen Abtheilung des Gebirgs ſtehen. Dann fällt von der Rechten aus dem Gebirgsarme, der ſich vom Hauptgebirge zwiſchen den beiden Werra'n herabzieht, der enge Pechgrund, zwiſchen dem Mittelberge rechts und dem Rudelsberge links, in das Saarwaſſer, deſſen Bach aus mehren Quellen unterhalb Friedrichshöhe, meining. Weiler von 6 Häuſ., 31 Einw., am Rennſteige entſpringt. Nördlich liegt der hohe Wurzelberg 2592 Fuß über dem Meere. Im Pechgrunde iſt ein Floßteich, 1 Loh-, 1 Schneidemühle. An ſeiner Mündung liegt Saargrund, meining. Dörfchen, deſſen 13 Wohnh. (89 Einw.) ſich ſehr freundlich und ſogar romantiſch lang im Grunde abwärts ziehen. Links ſteht der hohe Bleßberg, der Grenzberg oder die Scheide des Gebirgs, rechts zieht ſich zwiſchen den beiden Werra'n der lange und hohe Heuberg herab und bildet die Scheide derſelben. ½ Stunde von Saargrund erreicht man Schirmroth, meining. Dorf, 27 Häuſ., 143 Einw., nach Sachſendorf eingepfarrt. Der Saargrund iſt hier äußerſt lieblich und anmuthig, mit den ſchönſten Wieſen geſchmückt, ein reizender Weg zieht ſich durch ihn nach Limbach hinauf. Nach einer guten ¼ St. kommen wir nach Schwarzenbrunn, nachdem die Trockene-Werra eingefallen iſt und wir in den eigentlichen Werragrund eingetreten ſind. Dieſes meining. Dorf hat 52 Häuſ. mit 322 Einw., eingepfarrt in das ¼ St. weiter im Thale gelegene große und gut gebaute meining. Pfarrkirchdorf Sachſendorf (104 Häuſ., 566 Einw.) Nahrungszweige: treffliche Viehzucht, guter Ackerbau, Holzwaarenverfertigung, Leinweberei, Märmelpicken, die auf den Märmelmühlen gerundet werden. In der Nähe ſind einige kleine Steinbrüche, worin die dazu tauglichen gelben und grauen Kalkſteine mit Dendriten gewonnen werden. 2 Mahl-, 1 Papier-, 1 Märmelmühle. Die buntgemalten und verzierten einſtockigen Häuſer mit ihrem überbauten Vorplatz machen ein freundliches maleriſches Bild. Das Werrathal wird eine breite liebliche Wieſenau, die ſich ſanft nach dem 1 St. entfernten meining. Städtchen **Eisfeld** hinabſenkt. Man kömmt an einigen Mahl-, 1 Papier- und 1 Märmelmühle vorbei. Selbſt der Ackerbau hat ſich im Thale ſchon angeſiedelt. Eisfeld liegt friedlich und ſchön mitten in der freundlichen fruchtbaren Thalweitung und wird von der Werra in die Alt- und Neuſtadt getheilt. Die niedrigen Berge, die es umgeben, gehören ſchon der jüngern Flözformation an, der ſtrenge Gebirgscharakter hat ſich verloren. Die Stadt hat 324 Häuſ. und 2769 Einw., deren Hauptnahrungszweig Ackerbau und Viehzucht iſt. Außer den gewöhnlichen

ſtädtiſchen Handwerkern vorzüglich viel Rothgerber, Schuhmacher, Nagelſchmiede. Holzhandel auf der Werra wird viel getrieben. Es iſt der Sitz eines Verwaltungsamts und einer Superintendentur. Die Hauptkirche am Markt in der Altſtadt iſt mit ihren Thürmen ganz aus Quadern gebaut und giebt einen ſchönen Proſpect. In der Gottesackerkirche vor der Stadt die Denkmäler zweier berühmten Theologen, Dr. Juſtus Jonas und Dr. Kind. Das Durchkreuzen mehrer ſtark frequentirter Chauſſeen in Eisfeld macht die Stadt ſehr lebhaft, es ſind die von Sonnneberg und Schalkau nach Hildburghauſen und Meiningen, die von Hildburghauſen über das Gebirge nach Rudolſtadt, und die endlich, welche über Frauenwalde nach Ilmenau führt. — Eisfeld wird im J. 800 ſchon dem Kloſter Fulda von einer adligen Frau Emhild geſchenkt. Später iſt es Beſitzthum der Grafen von Henneberg und erhielt 1328 unter Berthold X., dem erſten gefürſteten Grafen, durch ein Privilegium Kaiſer Ludwig des Baiern Stadtrecht und Mauern. Als Heirathsgut ſeiner Gattin, einer Enkelin Bertholds, kam es mit Heldburg und Hildburghauſen an den Landgraf Balthaſar von Thüringen, der die Stdat ſehr begünſtigte, und ihr unter andern wichtigen Vorrechten 5 Jahrmärkte verlieh. Durch den nahen Bergbau, durch Holzhandel ꝛc. blühete ſie in 3 Jahrhunderten herrlich empor, aber der 30jährige Krieg machte ihrem Wohlſtande ein Ende. Von Wallenſteins Horden 1632 niedergebrannt, von den Schweden ſpäter gebrangſalt, 1640 von den Kaiſerlichen abermals geplündert, ſiechte ſie über 100 Jahre, und hat ſich nie wieder zum alten Glanze erheben können. Ja am 7. Juli 1822 brannten wiederum 136 Häuſer ab, ohne die Nebengebäude.

Das breite Werrathal nimmt nach einer guten Stunde bei Harras (meining. Dorf, 71 Häuſ., 376 Einw.) eine ganz weſtliche Richtung. Wir gelangen über Schackendorf (meining. Dorf, 33 Häuſ., 167 Einw.), nahe am linken Werraufer, nach Veilsdorf, meining. Marktflecken, 93 Häuſ., 640 Einw., 1¾ St. von Eisfeld. Gegenüber am rechten Ufer, ¼ St. weit auf einer kleinen Anhöhe, Kloſter Veilsdorf, Porzellanfabrik, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, 6 H., 88 E. Ehemals ein Benedictinerkloſter auf dem St. Michaelisberge, in der Reformation ſäculariſirt, wurde es ein Kammergut und eignes Amt, das Kloſteramt, wozu das Dorf Würden und das Gut Hetſchbach mitgehört. Ueber das Dorf Heßberg (1 St.) mit 46 Häuſ., 332 Einw. erreichen wir auf der Chauſſee am rechten Werraufer

Hildburghauſen, meining. Stadt mit 333 Häuſ. und 4229 Einw. Bis 1826 Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums Hildburghauſen, am rechten Werraufer gelegen. Sitz des Oberlandesgerichts, des Konſiſtoriums, eines Verwaltungsamts, eines Kreis- und Stadtgerichts, eines Forſtdepartements, einer Ephorie, eines Landesgymnaſiums, eines Schullehrerſeminars, einer Bürgerſchule, einer Armen-, Kleinkinder- und Induſtrieſchule, einer Irrenanſtalt, 3 evangel., 1 kathol. Kirche, 1 Synagoge. Das großartige bibliographiſche Inſtitut, zum großen Vortheil der Stadt von Gotha, wo man dem Begründer deſſelben, Joſ. Meyer, einem gebornen Gothaer, Hinderniſſe in den Weg legte, 1828 hierher verlegt, und die Keſſelringſche Hofbuchhandlung, Verlegerin der allbeliebten Dorfzeitung, haben Hildburghauſen in der ganzen Welt berühmt gemacht. Die Stadt, in die Alt- und Neuſtadt getheilt, letztere auf der Nordſeite zu Anfang des 18. Jahrhunderts größtentheils von franzöſiſchen Koloniſten angelegt, iſt ſchön und regelmäßig gebaut. Das ſchönſte Gebäude iſt das herzogl. Schloß. — Graf Berthold X. von Henneberg umgab den offenen Ort Hilpershauſen in der erſten Hälfte des 14. Jahrh. erſt mit Mauern. In der hennebergiſchen Erbtheilung fiel es an die erneſtiniſche Linie des ſächſ. Hauſes, und Ernſt, der ſechste Sohn Ernſt des Frommen von Gotha, ſchlug hier ſeine Reſidenz auf und erbauete das Schloß, das 1695 vollendet war. Hildburghauſen litt an vielen Bränden (der letzte bedeutende fand 1779 ſtatt) und erſtand jedesmal ſchöner aus der Aſche. — Die Werra fließt in ihrem ſchönen Thale über Themar, Meiningen ꝛc. und bildet, alle bisher beſprochenen Flüſſe und Bäche, die von der Südweſtſeite und faſt alle, die von der Nordoſtſeite, der erſten Gebirgshälfte herabkommen, in ſich aufnehmend, bis Hörſchel, die äußerſte Grenze des Thüringerwaldes.

Von den Dörfern, die in den Gründen und auf den verſchiedenen Höhenzügen weſtlich und nördlich von der Werra bei Eisfeld liegen und ihr mehre Bäche zuſenden, mögen hier nur genannt werden: **Crack**, im obern Grunde des Weißabachs, meiningiſches Pfarrkirchdorf von 100 Häuſ. und 517 Einw., an der Chauſſee von Eisfeld nach Frauenwalde. Die Kirche liegt ſehr maleriſch auf dem Irmelberge, einem an der Süd- und Oſtſeite ſteil abfallenden Hügel, mit einem köſtlichen Buchenhain und einer Quelle, dem Irmelsbrunnen, die, der Sage nach, ihren Namen von einer Königstochter Irmina, die ſich darin badete, haben ſoll. Das Waſſer ſei von dieſem Bade trübe geworden und bis heute geblieben. Die Straße ſteigt nach Oberwind. In der Nähe liegen Brattendorf, Poppenwind, Brünn (meining. Dörfer) am Brünnbach, welcher, mit der Weißa vereinigt, oberhalb Schackendorf in die Werra fällt.

3. Die nordöſtliche oder thüringiſche Seite des ſüdöſtlichen Thüringerwaldes.

Die Thäler der Schwarza (mit der Waſſer, der Delſe, der Katze, des Breitenbach, der Lichte, der Serbitz und der Rinne), der Loquitz (mit der Zepte, der Görlitz und der Sormitz), der Saale von Blankenſtein bis Rudolſtadt.

Die Thonſchieferformation, welche wir nun betreten, giebt den Bergen und Thälern ein ganz anderes Anſehen, wie wir ſie zeither kennen gelernt haben. Die Berghäupter ſind flach, die Thäler lang und nicht mehr von romantiſcher, ſelten ſogar von wahrhaft idylliſcher Schönheit, das Gebirge wird breit und die Nebenzüge haben faſt dieſelbe Höhe, wie der Hauptkamm. Aber gleichſam zur Entſchädigung vereinigt das Thal der thüringiſchen Schwarza, welches gegen zwölf Stunden lang iſt, und vorzüglich deſſen letzter, zwei Stunden langer, hochromantiſcher Theil von Schwarzburg bis Blankenburg, beſonders das Schwarzathal genannt, noch einmal alle Naturſchönheiten in ſich, die das ganze Gebirge beſitzt, ſo daß es den Character beider Hälften deſſelben gewiſſermaßen in ſich vereinigt. Die Waſſerſcheide zwiſchen der Wohlroſe und der Schwarza bildet der ſchon genannte hohe Langenberg, auch Burzel genannt, über Amt Gehren, deſſen Gipfel eine herrliche Ausſicht nach Thüringen bietet.

Das Thal der Schwarza mit den Nebenthälern, der Waſſer, der Oelſe, der Katze, des Breitenbach, der Lichte, der Sorbitz und der Rinne.

Die Schwarza entſpringt dicht am höchſten Gebirgsrücken, am Fuße der Bibersleite in einem tiefen, engen, einſamen Grunde; dicht dabei liegt der Weiler **Habichtsbach** (**Habelsbach**), 3 Häuſ., eine ſchon lange wieder eingegangene Glashütte, wo 1805 das erſte Tafelglas auf dem Thüringerwalde fabricirt wurde. Nach ¾ St. kommt man zu einem beträchtlichen Floßteiche und dann an einer Maſſemühle und Schneidemühle nach Scheibe, rudolſt. Pfarrkirchdorf (51 Häuſ., 416 Einw.) in einer kleinen Thalweitung. 1 Porzellanfabrik. Förſterei. Hier kömmt der kleine Alsbach ſüdlich herab und an ſeiner Quelle liegt Alsbach, ¼ St. von Scheibe, rudolſt. Dörfchen von 10 H., 144 Einw., mit einer großen Tafelglashütte. Von hier bis nach Limbach auf dem Gebirgskamme nur einige 100 Schritte. Das Thal der Schwarza verengert ſich abwärts, und der Burkhardstiegel und der Rambach fallen ihr zu. Nach 1 St. fällt von der Linken der Langenbach ein und in ſeinem Grunde zieht ſich die Chauſſee von Eisfeld, welche im Grunde der Trockenen-Werra jenſeits herauf und über den höchſten Gebirgskamm geſtiegen war, in das Thal der Schwarza herab. Hier liegt eine Märmelmühle und an der Chauſſee ein ganz neues ſchönes Wirthshaus mit Actienbrauerei, bald darauf wird der Grund ſehr eng, die Chauſſee läuft am rechten Berghange hin. Tief im Grunde liegt der Goldisberger-Hammer mit Blauofen, weſtlich erhebt ſich der Goldisberg. Vom Eintritt der Chauſſee ins Thal verliert dies ſeine weſtliche Richtung und zieht ſich, einen großen Bogen ſchlagend, nach Nordoſt hinab. Wir kommen nach **Goldisthal**, halb rudolſt. (35 Häuſ., 216 Einw.), halb ſondersh. (17 Häuſ., 130 Einw.) Dorf, am Einfluß des Goldbrunnen in die Schwarza. 1 Mahl-, 1 Schneidemühle. Das Herrenhaus des ehemaligen Ritterguts iſt jetzt Gaſthof. Außer dieſem fallen noch viele kleine Bäche in dieſer Gegend ein, an welchen ſonſt Goldwäſchen oder ſogenannte Seiſen mit Glück betrieben wurden. Auch ein Goldbergwerk ſoll hier im Gange geweſen ſein, doch weiß man nichts gewiſſes darüber; die neuern, zum Theil ſehr koſtſpieligen Verſuche blieben ohne Erfolg. — Wir erreichen in ¼ St. **Maſſerbrück**, ſondersh. Dörfchen (12 zerſtreut liegende Häuſer, 80 Einw.), wo die Maſſer von der Linken herabrauſcht. Sie hat ihre Quellen am Maſſerberg, am Schwalbenhaupt und unterhalb Maſſerbergen am höchſten Gebirgsrücken. **Maſſerbergen**, ſondersh. Dorf, hoch oben auf dem Berge vom Rennſteig ſich abwärts ziehend (50 Häuſ., 369 Einw.) Nur die Kartoffel gedeiht hier, aber die Viehzucht iſt trefflich und die Butter berühmt. Man genießt eine weite Ausſicht auf das ausgebreitete Gebirge und in die thüringiſche Ferne. Ein ſteiler Weg führt nach Maſſerbrück hinab. — Am Maſſerhammer vorüber gelangen wir in kurzer Zeit in dem breiter werdenden Thale an den Schwächrichenhammer mit Blauofen, Friſchfeuer und Blechhammer, und begrüßen Ober-Oelſe. Die Schwarza macht links einen Bogen, und um den Bergvorſprung herum, liegt Oelſe, ſondersh. Pfarrkirchdorf mit 94 Häuſ., 796 Einw., mit hochgelegener Kirche. Die Häuſer ſind theilweiſe maleriſch an der öſtlichen Bergwand hinaufgebaut. Von der Linken fällt hier die Oelſe in die Schwarza. Die Oelſe entſpringt nahe am höchſten Gebirgsrücken ohnweit Kahlert und berührt bald darauf Altenfeld, ſonderhäuſ. Pfarrkirchdorf, 114 Häuſ., 879 Einw. Glashütte, welche meiſt grünes Glas liefert. Viele Einwohner machen Schachteln. Bald darauf fällt links bei der Schmelz-Mühle, Mahlmühle, ehemalige Schmelzhütte des Silberbergwerks im Riſchelthale, der Bach aus dem Riſchelthale in die Oelſe. Nach ¼ St. mündet von derſelben Seite der Kanterſchloßgrund, deſſen Bach unter dem Ilmhaupt entſpringt, in die Oelſe, die nun nach abermals ¼ St. das Thal der Schwarza erreicht. Nach ½ St., während welcher wir am Neuenwerk, einer Bleiweisfabrik und am Rohrhammer (6 H., 80 E.) mit Blauofen und Eiſenhammer vorüber kommen, erreichen wir das ſehr maleriſch in den engen Gründen der Schwarza und der hier von der Rechten einmündenden Katze gelegene rudolſt. Pfarrkirchdorf Katzhütte (135 H., 1156 E.) mit einem ſehr großen, der fürſtlichen Kammer gehörigen, Eiſenwerke das aus einem Hohofen mit Gießerei und einem Blauofen mit 3 Friſchfeuern und Eiſenhämmern beſteht. Das Werk hat ſeine eigenen Eiſengruben. Die meiſten Einwohner nähren ſich in der

Hütte, andre ſind Huf- und Nagelſchmiede und treiben andre Handwerke.

Die Katze entſteht aus einer Menge kleiner Bäche, deren Gebiet von der Oſtſeite des Wurzelberges bis zur Cursdörferkuppe gegen 3 Stunden im Durchmeſſer beträgt. Sie rinnen in zwei Hauptarme zuſammen; der weſtliche wird durch den Scheibenbach, den Jungfernborn, den Fraubach, den obern und untern Wurzeltiegel, den Brechborn und den Reichenbach gebildet, der andere öſtliche entſteht aus dem Höllenteich, dem Höllenbach und Bärenbach, welche die unter Neuhaus entſpringende Wulſt (Wolgaſt) bilden, die den Löberbach und Abelsbach aufnimmt. Beide Arme vereinigen ſich zur Katze, die in einem engen tiefen Grunde, deſſen ſteile Bergwände mit ſchönen Felſen geziert ſind, fortgeht, und nach 1½ St. Katzhütte erreicht. Die Gründe dieſer Bäche ſind ſtark bewaldet und höchſt einſam; das ganze Gebiet der Katze betritt außer dem Jäger, Köhler und Holzhauer ſelten ein Menſch; es iſt die einſamſte und finſterſte Partie im ſüdöſtlichen Gebirge, und ſteht mit allen andern Thälern dieſer lebendigen Gebirgshälfte im directen Widerſpruch, denn außer den kleinen Höfen Ober- und Unterwulſt an der Wulſt ſteht kein menſchliches Haus in ihnen, kein Gewerk wird von dieſen Waſſern getrieben. Im Katzegrund ſelbſt, nicht weit von Katzhütte ſteht eine Mühle mit einigen Wohnhäuſern, zuſammen die Mühle genannt. Ein einziger Fußweg von Neuhaus nach Katzhütte führt durch den Katzegrund. Die ganze Gegend iſt ein großes Jagdrevier, aus welchem der 2592 Fuß hohe Wurzelberg, zwiſchen der Katze und der Schwarza, mit ſeinem wunderlichen Jagdſchlößchen und Nebengebäuden auf dem Gipfel hervorragt. Ein Altan auf dem vordern Kopfe des Wurzelbergs gewährt eine eigenthümliche Ausſicht auf dieſe Waldgegend. Ueber jenen Quellen am höchſten Gebirgsrücken liegt Neuhaus, rudolſt. Pfarrkirchdorf (2427 Fuß über dem Meere), 97 Häuſ., 818 Einw., nur durch den Rennſteig von dem meining., auf der Höhe ſich hinziehenden Dörfchen Igelshieb geſchieden, an der Chauſſee von Coburg, Neuſtadt, Sonneberg nach Rudolſtadt. Etwas tiefer liegt ein kleiner abgeſonderter Theil des Orts, das Mittelland genannt, und nur einige 100 Schritte weiter im Grunde Schmale-Buche, rudolſt. Dorf, 39 Häuſ., 290 Einw., nach Neuhaus eingepfarrt. Einige abgelegene Häuſer heißen die Rußhütte, von ihrer ehemaligen Beſtimmung. Unterhalb Schmale-Buche entſpringt eine Quelle der Lichte. Es hat eine Stuhlglashütte, in welcher meiſt Medicingläſer gefertigt werden. In Neuhaus wohnen viele geſchickte Glasbläſer, ein eigenthümlicher Erwerbszweig dieſer Gegend. Sie machen allerlei chemiſche und phyſikaliſche Inſtrumente und Geſchirre, vorzüglich viel Thermometer, dann die bunten Glasperlen, welche auf Schnüren in ungeheuern Maſſen als Schmuck unſern dunkelfarbigen Brüdern und Schweſtern zugeführt werden, endlich die niedlichſten Kunſtſachen und Spielzeug aller Art mit eben ſo großer Schnelligkeit als Geſchicklichkeit. Die geſchickteſten dieſer Leute reiſen auf ihre Kunſt und produciren dieſelbe in den Städten. Der erſte Glaskünſtler in Neuhaus iſt Conrad Lange, der lange in Dänemark und Schweden gelebt und ſich mit ſeiner

Kunſt Reichthümer erworben hat, die aber eben ſo zerronnen ſind, wie ſie gewonnen waren. Hier wird auch die Porzellanmalerei ſtark getrieben; dann ſind Viehzucht, Waldarbeit und Verfertigung von Holzwaaren Erwerbszweige. Ein kräftiger, ſehr munterer Menſchenſchlag wohnt hier, deſſen Liebe zur Geſelligkeit oft Sonntags nach dem unmäßigen Genuſſe des ſtarken Biers in Exceſſe ausartet. Von dem fürſtlichen Jagdhaus, das Herrenhaus genannt, welches ſonſt hier ſtand und den Ort hervor rief, heißt dieſer in der Umgegend immer noch „das Herrenhaus."

In Katzhütte fällt ebenfalls von der Rechten der von Cursdorf herabkommende Steinbach, auch die Weiße-Schwarza genannt, in die Schwarza. Cursdorf, rudolſt. Dorf, 107 Häuſ., 834 Einw., auf dem großen Schieferplateau zwiſchen der Katze, der Schwarza und der Lichte und an der Chauſſee von Neuhaus nach Ober-, Mittel-, Unterweisbach, Rudolſtadt. Hier wohnen Laboranten, d. i. Medicinverfertiger und Verkäufer; dann Fuhrweſen, Verfertigung von Schachteln und andern Holzwaaren, Bergbau, Ackerbau .Nordweſtlich ſteht nahe die Cursdorfer-Kuppe, ein 2471 Fuß hoher (über dem Meere), langgeſtreckter, kahler Berg mit einer Kuppe, von welcher man eine weitumfaſſende, durch nichts beſchränkte, köſtliche Ausſicht nach Thüringen hat. Ihr Südabhang fällt in einen tiefen, ſchauerlichen Grund hinab, wo eine Quelle der Katze entſpringt. Das Eiſenwerk in Katzhütte hat hier Eiſenſteingruben.

Im Thale der Schwarza erreichen wir in ½ St. die Schwarzenmühle, eine Mahl- und Schneidemühle. Von der Linken fällt der Breitenbach und eine Strecke weiter unten von der Rechten der Meuſelbach in die Schwarza. Der erſtere entſpringt 1⅓ St. weit dicht über dem ſondersh. Stadtflecken Breitenbach, gewöhnlich Großbreitenbach genannt. Dieſer gewerbthätige und volkreiche Ort (403 Häuſ., 2574 Einw.) zieht ſich zwiſchen niedern, zum Feldbau benutzten Bergen von der Höhe im Grunde ſanft hinab auf dem Schieferplateau zwiſchen der Schwarza und der Rinne. Auf der Höhe am obern Ende des Orts liegt das ſchöne Schießhaus. Man findet viele wohlgebaute Häuſer hier, auch ein ſogenanntes Schloß, das inzwiſchen nicht das beſte Anſehen mehr hat. Auch das Rathhaus iſt ein altväteriſches Gebäude. Der Kirche gegenüber iſt die Ruine einer frühern Kirche mit dem noch wohlerhaltenen ſteinernen Thurme bemerkenswerth. Die Nahrungszweige ſind außer Ackerbau und Viehzucht die Verfertigung von mancherlei Holzwaaren, vorzüglich der Backtröge und Mulden von den Muldenhauern, die im Sommer oft weite Reiſen, ſogar nach Polen, machen, um das Material. Stammholz von Pappeln, Eſchen, Ahorn, Weiden, Erlen ꝛc. zu kaufen und ihre Waare an Ort und Stelle anzufertigen und zu verkaufen. Auch leben drei muſikaliſche Inſtrumentenmacher hier, von denen einer treffliche Fortepiano's liefert. Die große Porzellanfabrik beſchäftigt viele Leute. Breitenbach iſt noch nicht alt; 1530 ſtanden nur 60 Häuſer; im Anfange des 17. Jahrh. ward es Marktflecken. 1634 wurde es von den Kaiſerlichen geplündert. Auf dem Rathhauſe wird ein altes, ſehr großes Vorlegeſchloß von wunderlicher Bauart gezeigt, das auch der Wilde-Mann im Wappen der Stadt in der Hand hält. Breitenbach ſoll ſonſt das Schloß des Thüringerwaldes genannt worden ſein. ¼ St. unter dem Orte liegt das Vitriol- und Alaunwerk **Wallbrück**, jezt ſehr in Verfall. Vergnügungsort der Breitenbacher. In der Nähe, dem Schwarzathale zu, **Böhlen**, rudolſt. Pfarrkirchdorf in ſchöner Waldgegend, 161 Häuſ., 1144 Einwohner. An der jenſeitigen Thalwand der Schwarza, am Meuſelbach, liegt ohnweit Cursdorf, das große rudolſt. Pfarrkirchdorf **Meuſelbach** (163 Häuſ., 1428 Einw.), Weber, Bleicher, Fuhrleute, Laboranten, Waldarbeiter ꝛc. Die Cursdorfer Kuppe heißt hier die Meuſelbacher Kuppe. — Das Thal der Schwarza verengt ſich unterhalb der Schwarzenmühle ſehr, ein Bach fällt rechts von **Wildenſpring** (rudolſt. Dorf, 68 Häuſ., 439 Einw.) ohnweit Wallbrück herab, und wir gelangen endlich in das zwiſchen bewaldeten Bergen am linken Ufer der Schwarza gelegene rudolſt. Dörfchen **Blumenau**, 24 H., 164 Einw. Die Schwarza ſchlägt hier den erſten Bogen, und Blumenau gegenüber am rechten Ufer liegt **Mellenbach**, rudolſt. Pfarrkirchdorf, 127 H., 836 E. In dieſen Orten blühte das Laborantenweſen und der Medicinhandel, der im 17. Jahrh. von Breitenbach ausgegangen war, ganz vorzüglich. Aber die Polizei aller Länder hat dieſe Blüthe bald geknickt. Bei Blumenau ſteigt an einem kleinen Bache die Chauſſee nach Amt Gehren hinauf und bald an der Finkenmühle vorüber, wo das Chauſſeegeld erhoben wird. Dieſer Bach entſpringt am öſtlichen Abhange des Langenbergs, dort liegt **Herſchdorf**, rudolſt. Pfarrkirchdorf (111 H., 610 E.), über 2000 Fuß über dem Meere. Die Chauſſee führt hindurch, nachdem ſie von der Finkenmühle aus **Allersdorf** (46 H., 300 E.) berührt hat. Etwas nördlicher an demſelben Berghange liegen **Dröbiſchau** (79 H., 447 E.), **Egelsdorf** (44 H., 447 E.) und **Barigau** (51 H., 289 E.), von wo der Glasbach in die Schwarza hinabfällt. Hier liegt **Glasbach**, ¼ St. von Mellenbach (20 H., 131 E.) An den weniger ſteilen Abhängen der Berge ſind hier Getreide und Kartoffelfelder. Um die Mitte des vorigen Jahrh. wurden hier bergmänniſche Verſuche gemacht, Gold zu bauen, und ein Stollen unter dem Dorfe heißt jetzt noch die „goldene Kirche.“ Nach ¼ St. gelangt man durch eine Krümmung des Thals zur Obſtfelder Schmiede; hernach ſchlägt der Fluß ſeinen ſchärfſten Bogen, das Thal wird enger und wilder, und nach ⅓ St. kommen wir zu der Stelle, wo die Lichte von der Rechten in die Schwarza mündet. Von der Linken fällt der Mankenbach ein, in deſſen Grunde nicht weit hinauf das Dorf **Mankenbach** (41 H., 246 E.) liegt. An der Mündung im Schwarzathale liegt die **Mankenbachs-Mühle**, 3 Häuſ., vormals eine Mühle.

Die Lichte entſpringt dicht unter Neuhaus und Schmalebuche unter dem Namen der Großen-Lichte, und geht mit ſtarkem Gefälle in öſtlicher Richtung nach Aſcherbach, einem Wirthshaus mit einigen andern Häuſern, hinab, und hier kommen der Aſcherbach und die Kleine-Lichte von Süden dazu, die dicht unter dem höchſten Gebirgsrücken entſpringen. Eine kleine Strecke von Aſcherbach kommt man nach **Oberlichte**, einige Häuſer; hier fällt das Durſtwaſſer ein, und in eben ſo kurzer Friſt erreicht man in dem ſchönen Grunde Wallerdorf. Hier mündet von der

Oſtſeite herabkommend, die Wieſau in die Lichte. Die Wieſau entſpringt aus mehren Quellen am höchſten Gebirgsrücken, zwiſchen Ernſtthal und Spechtsbrunn. In dem tiefen engen Grunde an der Mündung eines kleinen Bachs in die Wieſau liegt **Wieſau** (½ St. vom Rennſteig), meining. Dorf, 18 H., 145 E. Nahe dabei am Bärenbachsgrund und Rothenberge ein Forſthaus. Wieſau hat eine Glashütte, welche weißes und grünes Hohlglas, Glasröhren und Perlen liefert. Nach ½ St. erreicht die Wieſau **Mittelberg**, meining., 29 einzelne Häuſ. mit 208 Einw., am Mittelberge und im Wiſauergrunde erbaut. Hier wendet ſich im Bogen die Wieſau nach Weſten und fällt in die Lichte hinab. An der rechten Thalwand der Wieſau über Mittelberg liegt **Taubenbach**, 7 H., 38 E. Nahe dabei, etwas höher, das Schwefel- oder Goldloch, am hohen Kalkberge, Vitriolwerk, und dann auf der Hochebene **Schmiedefeld**, meining. Pfarrkirchdorf, 76 H., 581 Einw. Feldbau und Viehzucht unbedeutend, die Einwohner nähren ſich kümmerlich von Waldarbeit, Handel mit Wallendorfer Porzellan, und in den nahen Eiſenſtein- und Schwarze-Erd- oder Mul-Gruben. Die Chauſſee ſteigt von Wallendorf herauf und läuft über Reichmannsdorf nach Saalfeld hinab.

Wallendorf, meining. Pfarrkirchdorf mit Marktgerechtigkeit im ſchönen Grunde der Lichte, hier Wallendorfer Thal genannt (60 H., 637 E.), mit einem Rittergute (ſchönem Herrenhauſe) und einer anſehnlichen Porzellanfabrik, welche vorzügliches und ſehr beliebtes Porzellan liefert. Zum Rittergut gehören 1 Mahlmühle, 1 Gaſthaus, 3 Stabeiſen-, Draht- und Blechhämmer auf dem Obern

Bock, im Rohrbach und Lambrechts. Thalwärts ½ St. kommt man an den Untern Bock, Eiſenhammerwerk mit Schmelzofen, vorüber, dann der Lamprechtshammer (Blauofen und Stahlhammer) und Geiersthal, rudolſt. Dorf (17 H., 174 E.), die ſich einander gegenüber liegen. Nach ¼ St. hört der freundliche Charakter des Thals auf, es wird eng und finſter. Dort liegt der Drahthammer und ½ St. tiefer Gieſau, eine Schneidemühle. Nach ¼ St. die Schnepfenmühle, Oel- und Mahlmühle, und gleich darauf Leibis, rudolſt. Dorf, 18 H., 107 E., auch der Grund genannt. Stahlhammer mit Rothſtahlofen. Der enge und finſtere Lichtegrund iſt nur durch die Chauſſee nach Rudolſtadt belebt. Bei der Schnepfenmühle fiel der Deesbach von der Linken (von Deesbach, rudolſt. Dorfe auf der Hochebene, 115 H., 718 E., herabkommend), und bei Leibis fällt der Schlagebach von der Rechten ein. Der Lichtegrund hat nun mehrfache ſtarke Krümmungen, nach ½ St. erreicht man Quelitz, rudolſt. Dörfchen, 11 H., 65 Einw., mit einem Eiſenhammer zwiſchen ſteilen, felſigen, düſtern Thonſchieferbergen eingepreßt. Im mehrmals gekrümmten Thale gelangt man in ½ St. nach Unterweißbach, rudolſt. Pfarrkirchdorf (65 H., 347 E.) mit einem Forſthauſe. Hier fällt von der Linken der Weißbach in die Lichte, der von dem großen Schieferplateau herab kommt. Oben in ſeinem beginnenden Grunde zieht ſich der rudolſt. wohlgebaute Marktflecken Oberweißbach (240 H., 1720 E.) und an dieſen anſchließend Mittelweißbach, rudolſt. Dorf, 22 H., 155 E., faſt eine Stunde lang am Weißbach herab. Oberweißbach iſt ein ſehr gewerbthätiger Ort, hier war der Hauptſitz des Olitäten- und Laborantenweſens. Jetzt blüht vorzüglich Porzellanmalerei der Pfeifenköpfe. Aber noch immer beſtehen mehre bedeutende Laboratorien. Die Wohlhabenheit dieſes bedeutenden Ortes iſt durch den Medicinhandel hervorgerufen worden, der noch nach der Schweiz und nach Polen erlaubt iſt. Viele Einwohner nähren ſich von Feldbau und Viehzucht, andre von Waldarbeit; auch findet man faſt alle Handwerker hier. Eine vorzügliche Apotheke. Oberweißbach iſt ſeit einigen Jahren der Sitz eines von ihm benannten Amtes. Sehenswerth iſt die in der Mitte des Ortes erhaben gelegene, ausgezeichnet ſchöne Kirche, die 1779 vollendet und eingeweiht wurde. Bis nach Unterweißbach iſt 1 St., und von hier währt der Lichtegrund noch eine kleine ½ St. bis zu dem Punkte, wo ſich die Lichte bei der Mankenbachsmühle in die Schwarza ergießt. Jene führt faſt mehr Waſſer als dieſe. —

Im Thale der Schwarza kommt man nach ¼ St. an den Blechhammer, jetzt eine Mahlmühle und ein Wirthshaus, und nach einer kleinen ½ St. erreicht man Sitzendorf, rudolſt. Dorf (61 H., 350 E.), mit einem großen ſchönen Forſthauſe. 1 Mahl-, 2 Schneidemühlen, 2 Potaſchenſiedereien. Das Thal iſt hier eine große Strecke breit und freundlich und zu Obſt- und Gartenbau wohl benutzt. Eine Strecke unterhalb des Dorfes fällt von der Rechten die Sorbitz in die Schwarza, ein Bach, der vom öſtlichen Höhenzug zwiſchen der Lichte und Loquitz (die große Reichmannsdörfer Hochebene bildend) herab kommt, und dort nicht weit von den Dörfern Bernsdorf (meining., 19 H., 107 E.) auf der

Höhe, **Volkmannsdorf** (meining., 44 H., 251 E.), **Witzendorf** (meining., 17 H., 100 E.) hinabgeht über die meining. Grenze und gleich darauf durch das rudolſt. Pfarrkirchdorf **Döſchnitz** (63 H., 312 E.), berühmt wegen ſeines trefflichen Felſenkellerbiers, das weit verſandt wird. In der Nähe zwei Marmorbrüche. Den Marmor verarbeiteten ſonſt die Sträflinge auf Schwarzburg. Die ausgezeichnet ſchöne Kirche in Döſchnitz iſt davon gebaut. — Im engen, finſtern Grunde der Sorbitz kommt man zu einer Schneidemühle. Hier fällt von der Linken der Rohrbach in die Sorbitz. Der Rohrbach entſpringt unter der Hochebene bei **Wickersdorf** (nicht weit von Bernsdorf und Hohe-Eiche) meining. Dorf, 22 H., 120 E., im dichten Walde; eine andre Quelle weſtlicher unter **Meura**, rudolſt. Pfarrkirchdorf, 130 H., 827 E. auf einer Höhe, mit Feldern umgeben, beherrſcht eine weite Ausſicht und wird weit geſehen. Viehzucht, Holzhandel, Waldarbeiten, Bereitung und Vertrieb von Medicinwaaren, Vitriolölfabrik. Der aus mehren Quellen vereinigte Rohrbach erreicht bald **Rohrbach**, rudolſt. Dorf (53 H., 295 E.), das ſich lang im Grunde hinabzieht. Zwiſchen Rohrbach, Döſchnitz und Volmannsdorf, von jedem ½ St., liegt auf einer Anhöhe ſehr romantiſch thronend und weit geſehen, **Wittgendorf**, rudolſt. Dorf (63 H., 360 E.), zu Anfang eines kleinen Grundes, deſſen Bach in den Rohrbach fällt. Dieſer rinnt nun zwiſchen waldigen Höhen in die Sorbitz hinab. Gleich darauf im finſtern, engen Grunde der Sorbitz die zu Döſchnitz gehörige **Bocksſchmiede**, Blauofen mit Hammerwerk. Von Döſchnitz geht ein Weg über den Bocksberg und die Höhen [illegible] Schwarzburg, dagegen iſt der noch 1 St. lange düſtre Sorbitzgrund ſehr einſam. Bald darauf (¼ St.), wenn die Schwarza die Sorbitz aufgenommen hat, ſchlägt ſie um einen vorſpringenden Berg einen mächtigen Bogen, durch waldbegrenzte, äußerſt liebliche Wieſen eilend, ihr Thal wird plötzlich zum reizenden Park und von jenem Bergvorſprunge, den ſie umarmt, grüßt uns die Krone des ſüdöſtlichen Gebirgs, die helle ſchöne Schwarzburg, aus den ſie umlagernden höhern, mit dunkelm Nadelholz bewachſenen Bergen wie ein heller Stern hervorſchimmerd. Was die Wartburg für die nordweſtliche, das iſt die Schwarzburg für die ſüdöſtliche Hälfte des Thüringerwaldes, jene wie dieſe die reizend gelegene, vielbeſuchte Wiege eines noch blühenden Fürſtengeſchlechtes, aber in ihrem landſchaftlichen Charakter ſehr verſchieden. Die Schwarzburg trägt den einer abgeſchloſſenen, in ſich ſelbſt verſunkenen tiefromantiſchen Waldſchwermuth. Der Blick aus ihren hohen Gemächern trägt nur in das hellgrüne Bogenthal der Schwarza, an die düſter waldigen Wände der höhern Berge ringsum und auf die Hütten des Dörfchens an ihrem Fuße. Aber gerade in dieſer Abgeſchloſſenheit beſteht ein eigenthümlicher, hoher Reiz. Die Chauſſeen, welche aus dem Schwarzathal herab und heraufkommen, ſteigen von der Weſtſeite auf die Burg. Zuerſt liegt hier am Fuße des Tännighauptes (Berg) das Chauſſeehaus mit Säulen und davor eine uralte, dicke, abſterbende Linde; wenige Schritte weiter auf dem Bergkamme gelangt man zu dem freundlichen, hellen, in jeder Beziehung einladenden Gaſthof „zum weißen Hirſch", deſſen Saal mit Kegelbahn ꝛc. auf der entgegengeſetzten Seite des Wegs liegt. Der Weg führt ſanft auf der nach Süden gekrümmten Bergzunge empor und nach einigen 100 Schritten treten wir durch das Thor, das von einem ſehr alten, aus dem 15. Jahrh. ſtammenden, mit zwei Eckthürmen verſehenen Gebäude, der Burgvogtei, überbaut iſt, in die hoch aufſteigende Schloſſtraße. Dies iſt das einzige Gebäude, welches vom alten Schloſſe noch übrig iſt. Daran ſtößt rechts auf einer Anhöhe das neu erbaute Zeughaus mit mittelaltrigen Waffen, Rüſtungen, Fahnen ꝛc., das an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit mit dem auf der Wartburg wetteifert. Am intereſſanteſten iſt eine Sammlung von Jagdgewehren aus allen Zeiten, von denen manche von prächtiger Arbeit und hohem Werthe ſind. Als Curioſa zeigt man das Schwert des deutſchen Königs Günther von Schwarzburg, Gegenkönig Karls IV.; Helm, Bruſtharniſch und Schwert Guſtav Adolfs, des Schwedenkönigs ꝛc. Einige hundert Schritte höher treten wir auf den reinlichen Schloßhof; das im Geſchmack des vorigen Jahrh. erbaute Hauptgebäude präſentirt ſich uns mit einer Kolonnade von vier Paar hohen gekuppelten Säulen. Im Innern ſteigt man eine breite Marmortreppe hinauf, deren Stein aus den Döſchnitzer Brüchen ſtammt, und tritt in den Speiſeſaal mit den Bildern ſchwarzb. Grafen und Fürſten, dann in den Kaiſerſaal, eine Rotunde, die ihr Licht von oben aus einer Kuppel empfängt, mit den auf den Kalk (ſchlecht) gemalten Bildern aller römiſchen Kaiſer, und auf die drei Gallerien, von welchen eine mit Geweihen der in dieſem Waldreviere erlegten Hirſche geziert iſt. In der ebenfalls mit inländiſchem Marmor verzierten

Schloßkirche iſt die Fürſtengruft des Hauſes Schwarzburg-Rudolſtadt. Sonſtige Merkwürdigkeiten hat das Schloß nicht, und das Innere iſt durchaus nicht ſo befriedigend, wie die Anſicht aus der Ferne verſpricht, was wohl am Bauſtyl liegen mag. — Ueber die erſte Erbauung der Schwarzburg hat man keinen hiſtoriſchen Nachweis. So wie ſie in der Geſchichte auftritt, iſt ſie auch ſchon Beſitzthum der mächtigen Grafen von Käfernburg, von welchen das ſchwarzburgiſche Haus abſtammt. Die gräfliche, auf Schwarzburg reſidirende Linie ſtarb in der Mitte des 15. Jahrh. aus, und nach einem verheerenden Kriege mit dem Kurfürſten Friedrich dem Sanftmüthigen von Sachſen, der die Schwarzburg vom letzten Grafen Günther 32. gekauft, kam ſie an die Blankenburger Linie, und ſtand gegen dreihundert Jahre verlaſſen. Erſt der erſte Fürſt des Schwarzburger Hauſes, Karl Friedrich, gewann die in romantiſcher Waldeinſamkeit gelegene Wiege ſeines Hauſes wieder lieb, und nur ſein früher Tod 1718 hinderte ihn am prächtigen Ausbau der Burg. Schon 1726 brannte das Schloß ganz ab, und wurde nun binnen 12 Jahren in ſeiner jetzigen Geſtalt aufgeführt. — Südlich an das Schloß ſtößt ein anmuthiger Garten mit einem Altan auf einem Felſen, mit Ausſicht in das grüne köſtliche Wieſenthal, wo gewöhnlich ein Rudel Wildpret äſt; denn die ganze Partie, Wald und Wieſe, Berg und Thal iſt ein großer Wildgarten. Auf der äußerſten ſüdlichen Felſenzunge ſteht das ehemalige Zuchthaus. Darunter im Felſen ein Dachſchieferbruch. An der öſtlichen Seite des Burgbergs rinnt die Saale durch das Dörfchen Schwarzburg oder eigentlich

Thal unter Schwarzburg (70 H., 486 E.), 1 Mahl-, 1 Schneidemühle, 1 Blauofen mit Hammer. Die Einwohner nennen ſich Thalbewohner oder Männer von Schwarzburg, und nähren ſich von Waldarbeit, in den Dachſchieferbrüchen, im Eiſenwerk u. ſ. w.

Von hier beginnt das zwei Stunden lange, hochromantiſche, mit den herrlichſten Felſenpartien (von dunklem Thonſchiefer) gezierte vorzugsweiſe ſogenannte Schwarzathal, wegen ſeiner eigenthümlichen pitoresken Schönheit und ſeiner ganzen überraſchenden Geſtaltung, die an die tiefſten Thäler der Schweiz und Tyrols erinnert, ſchier das berühmteſte und beſuchteſte Thal des ganzen Thüringerwaldgebirges. Bevor wir jedoch dem vielfach gewundenen Laufe der Schwarza in das Thal hinab folgen, beſteigen wir zuvor den erhabenen Punkt des nördlich vom Schloſſe gelegenen Trippſteins, bis zu deſſen Gipfel man vom Gaſthofe aus faſt ½ St. hat. Anmuthige Promenadenwege führen im Zickzack bis auf das Felſenhaupt des ſteilen ſteinigen Bergs, das mit einem von Birkenſtämmen niedlich überbauten Doppelſitze gekrönt iſt. Das Bild, welches man aus der Fenſteröffnung dieſes Altan empfängt, iſt bezaubernd ſchön, ein beſtimmt ausgeprägtes romantiſches Landſchaftsbild, ohne alle ungewiſſe ſtörende Ferne, deſſen Rahmen die dunkeln hohen Berge, der blaue Himmel und der grüne Grund bilden. Will man die Täuſchung vollkommen haben, ſo braucht man nur ein Paar Schritte zurückzutreten, dann bildet die Fenſtereinfaſſung den Rahmen. Das Dörfchen liegt ſanft zu den Füßen des Schloßbergs, wie eine kleine Anzahl dienender Frauen zu den Füßen einer Königin; und das weiße Schloß hebt ſich von der dunkeln Umgebung wirklich recht königlich heraus. Das gebirgig-waldige Stillleben ſteht in idealer Erhabenheit vollendet vor unſerm ſtaunenden Auge. Ueberraſchung und Genuß machen den Trippſtein zum intereſſanteſten Punkt der ganzen reichen Partie. Seit einigen Jahren iſt ſogar ein bequemer Fahrweg bis zum Gipfel des Trippſtein angelegt, ſo daß vornehme Leute in ihren Chaiſen hinauf fahren können; überhaupt hat der jetzige Fürſt für die Anlagen des Schwarzathals ſehr viel gethan und zu jedem intereſſanten Punkte auf beiden Bergzügen bequeme Fuß- und Fahrwege einrichten laſſen. — Vom Trippſtein betritt man wieder bei einer mit Baumſchaalen bekleideten Eremitage am linken Ufer des Fluſſes die Chauſſee, und ſteigt nun abwärts in den dunkeln Thalmund. Oft glaubt man in einen tiefen, rings mit ſteilen Felſenbergen umbauten Keſſel zu gelangen, aus welchem kein Ausweg. Schroffe, wild gezackte Felſenkämme ſtürzen von den Bergkanten herab, der dunkle Fluß rauſcht über ein ausgewaſchenes Felſenbett. So wie man an eine neue Schlangenwindung des Wegs kommt, verändert ſich die Scene, wie wenn andre Wald- und Felscouliſſen auf einer Bühne vorgeſchoben werden. Das Thal wird endlich ſo enge, daß neben dem Fluſſe kaum Raum für die Chauſſee iſt. Hier läuft ein Felſenkamm von einem Berge durch das Thal zum gegenüber liegenden Berge, und bildet im Fluſſe das ſogenannte ſteinerne Wehr, über welches das Waſſer ſchäumend brauſ't. Die impoſanteſte Felſenpartie iſt der Kirchfelſen an der linken Thalwand, der, aus der Ferne geſehen, allerdings Aehnlichkeit mit einem unregelmäßig gebauten Dome hat; ſeine maleriſchen Felſenzinken hängen drohend über dem Thale, und das Auge ſteigt ſtaunend an ihnen empor bis zur ſchwindelnden Höhe. Die dunkle Farbe des Schiefers und des Nadelholzes und die faſt ängſtliche Tiefe und Enge des Thals gibt der ganzen Partie einen ſchwermüthigen Anſtrich. Wenn man ſich durch die vielfachen Krümmungen durchgewunden und faſt das Ende des Thals erreicht hat, rauſcht rechts aus einer engen ſteilen Felſenſchlucht das Braunsdörfer Waſſer herab. Oben auf der Höhe an ſeinem Urſprung, wo er ein Wieſenthal bildet, liegt Braunsdorf, rudolſt. Dörſchen von 25 Häuſ., an einer andern weſtlichern Quelle Dittersdorf (24 Häuſ.). Wo dieſe in den Braunsdörfer Grund mündet, ſteht ein vorzüglich ſchöner Felſen, welcher einer Burgruine ſehr ähnlich ſieht. Der untere Braunsdörfer Grund iſt eng und chaotiſch wild, über und über mit Felszacken beſetzt. Im engen Schwarzathale verflachen ſich zur Rechten die Berge, zur Linken ſind ſie immer noch hoch und ſteil. Hier treten wir an den Schwarzburger Hof, ein ſtattliches Gaſthaus; ohnweit davon am rechten Ufer eine große Papiermühle. Hier wird das Thal plötzlich breit und ſanft, die Felſen verſchwinden an den zurückweichenden Berggehängen und nach kurzer Friſt erblicken wir links im ausgehenden Thal der Rinne das Städtchen Blankenburg, überragt von der ſchönen und großen Ruine Greifenſtein. Die Rinne mündet in die Schwarza.

Die Rinne entſpringt am nordöſtlichen Abhange des Wurzels oder Langenbergs, und berührt zuerſt Garſitz, rudolſt. Dorf (27 Häuſ. 140 Einw.). Gleich über dem Dorfe erhebt ſich hoch am Gehörne, dem ſteilen Abhange des Langenbergs, eine grotteske Felſenpartie (Rauhkalk), die aus einer Gruppe theils hoher zackenförmiger, theils in großen Blöcken übereinander gethürmter Felsmaſſen, mit Klüften und Spalten beſteht. Eine dieſer Felsbildungen hat Aehnlichkeit mit einem Sorgenſtuhle, und wird der Mönchsſtuhl genannt. An der Oſtſeite, am Fuße des Felſens, iſt eine über 20 Fuß breite und tiefe, und 8 bis 10 Fuß hohe Höhle, das Querloch oder die Mönchskapelle, deren breiter Eingang durch eine vorſtehende, mit Geſträuch bewachſene Anhöhe ziemlich verſteckt iſt. Sie iſt neuerdings zu einem Bierkeller benutzt. An der Südſeite der Höhle geht noch die Oeffnung eines 5 bis 6 Fuß hohen und kaum ſo breiten Höhlenganges in die Tiefe hinab, welcher, der Sage nach, der Ausgang eines langen unterirdiſchen Ganges war, der nach der alten, bei Königſee geſtandenen Willersleber Ritterburg lief. Der Felſen beherrſcht eine weite Ausſicht und das tiefer liegende Königſee nimmt ſich vorzüglich ſchön aus. — Die Rinne geht mit ſtarkem Gefälle in den Thalkeſſel hinab, an deſſen rechter Seite die rudolſt. Stadt Königſee ſanft am Berghange emporſteigt. Stadt und Umgegend ſind ſehr anmuthig; die erſtere hat reinliche, breite Straßen mit ſchönen Häuſern, das Rathhaus am abhängigen Markt und die Kirche ſind die ſchönſten Gebäude. Es wohnen hier 2000 Menſchen in 319 Häuſern. Sitz eines Amtes und einer Superintendentur. Königſee kommt ſehr früh ſchon in Urkunden vor, und die Grafen von Schwarzburg waren bald Herren derſelben. Den 1. Mai 1448 wurde ſie von Heiurich 31. von Schwarzburg-Arnſtadt, dem ſie

Günther 32. von Schwarzburg als Erbe entziehen wollte, indem er ſie an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen verkauft hatte, überfallen, geplündert, viele Menſchen getödtet und Schloß, Rathhaus, drei Kirchen und viele andre Häuſer in Aſche gelegt. Der 30jährige Krieg brachte ihr ungeheuern Schaden, eben ſo litt ſie an großen Feuersbrünſten ſehr oft. Eine der ſchrecklichſten fand 1783 ſtatt, welche die Stadt bis auf wenige Häuſer zerſtörte. — Am linken Ufer der Rinne ſteht der Pfaffenſteig oder Gallenſtein (Rauhkalk), ein ſehr hoher, mit Linden und Wachholderbüſchen bewachſener Felſen, merkwürdig dadurch, daß er in der Mitte der Länge nach geſpalten iſt, und durch dieſen Zwiſchenraum geht der Fußſteig nach den Dörfern Dörnfeld an der Heide und Pennewitz. Unterhalb dem Pfaffenſtein, öſtlich von der Stadt, ein großer, im 15. Jahrhundert entſtandener, mit Waſſer gefüllter Erdfall. Königſee liegt auf der Grenze des Thonſchiefer- und Flötzgebirges, am Fuße des Gebirges. Das letztere beſteht aus älterem Kalk und Buntſandſtein. Die Rinne bildet von hier den Grenzfluß des Thüringerwaldes. In ihrem lieblichen Grunde liegen nacheinander **Ober- und Unterködiz**, 34 Häuſ., **Ober- und Unterrottenbach**, 37 Häuſ., **Quittelsdorf**, 34 Häuſ., **Leitnitz**, 26 Häuſ., **Watzdorf**, 20 Häuſer. Von den Bächen, die von der Linken in die Rinne fallen (von der Rechten fallen keine ein), wird nur der Rottenbach, welcher zwiſchen Ober- und Unterrottenbach einmündet, wegen der Ruine des Kloſters Paulinzelle genannt, welche in ſeinem obern Wieſengrunde liegt; denn eigentlich gehört er nicht mehr zum Gebirge. Man erreicht dieſe weltberühmte Ruine vom Thal der Minne bei Oberrottenbach aus in 1 St., ſtets ſanft am Rottenbach emporſteigend, und kömmt im Grunde deſſelben über das Dorf Milbitz, 55 Häuſ., und an den großen, mit Schilf bewachſenen Kloſterteichen vorüber. Am Zuſammenfluſſe des Bärenbachs und des Rottenbachs liegt in der mit dichter Waldung umgebenen Wieſenau das rudolſt. Dörfchen Paulinzelle (16 Häuſ. 113 Einw.), Sitz eines Amtes; Jagdzeughaus. Mitten auf dem grünen Wieſenteppiche des Thals erheben ſich die großartigen Ruinen der ehemaligen Kloſterkirche. Wir treten von der Weſtſeite herein. Von den beiden Thürmen, die am Eingange ſtanden, iſt der linke ganz verſchwunden, der zur Rechten nur noch zum Theil erhalten und mit einem hölzernen Dache bedeckt. Aus der geräumigen Vorkirche, die ganz zerſtört iſt, tritt man durch ein tiefes Portal, deſſen Bogen, von herrlicher Sculptur, auf jeder Seite von vier glatten Säulen getragen wird, in das Schiff der Kirche. Ueber dem Portal ſieht man ſieben oben gewölbte Fenſteröffnungen nach der Kirche zu, darüber zwei große Fenſter und höher in der Spitze des aufſtrebenden Giebels ein drittes. Im Schiff ſelbſt ſtehen auf jeder Seite 6 Säulen und 1 Pfeiler, jede Säule 16 Fuß hoch und 3½ Fuß im Durchmeſſer. Die von den Säulen getragene Mauer (60 Fuß hoch mit den Säulen) hat an jeder Seite 8 Fenſteröffnungen, 12 Fuß hoch, 3 Fuß breit. In der Mitte, wo die Seitenbaue ausgehen (die Kirche hat nämlich Kreuzform), ſpringt ein mächtiger Bogen von einem Pfeiler zum andern, und durch ihn tritt man in das Chor, zu welchem aus den Seitenbauten auch zwei kleinere Bogen führen. Am öſtlichen Ende hat der Hochaltar geſtanden. Hie und da erblickt man Reſte der ausgezeichnetſten Sculpturarbeiten. Am Boden liegen verwitterte Grabſteine und links vor der Vorkirche ein großes ſteinernes Becken. Das ganze Gebäude iſt 280 Fuß lang und 70 Fuß breit. Die Wände und Mauern des Portals und Schiffs ſind mit hohen Fichten, Tannen und Buſchwerk geſchmückt, die der Ruine ein vorzüglich maleriſches Anſehen geben. Am Ganzen kann man den reinſten byzantiniſchen Bauſtyl ſtudiren. Tauſende von Fremden ſtrömen jährlich herbei, um dieſe herrlichen Ueberreſte zu bewundern, die in dieſem beſcheidenen Thale Niemand vermuthen möchte. — Paulina Recluſa, Tochter Moricho's, muthmaßlichen Truchſeſſes an Kaiſer Heinrichs IV. Hofe, erbaute das Kloſter 1105. Anfangs war es Mönchs- und Nonnenkloſter zugleich und hieß Marienzell. Später erhielt es den Namen der Stifterin und war nur noch Benedictinerabtei. Die Aebte hatten von 1195 an das Recht, ſich „von Gottes Gnaden" ſchreiben zu dürfen. Im Bauernkriege wurde das Kloſter geplündert und zum Theil zerſtört, und bald darauf von den Grafen von Schwarzburg, welche ſtets deſſen Schirmherren geweſen waren, ſäculariſirt. Die verlaſſene Kirche wurde 80 Jahre darauf durch einen Blitzſtrahl ihres Daches beraubt, und in den Zeiten nach dem 30jähr. Kriege, in denen der menſchliche Geiſt dem furchtbaren Drucke der Verhältniſſe erlag, hatte man ſo wenig Achtung vor dem herrlichen Bau, daß man es geſchehen ließ, wenn die Bauern Stücken der Mauern einriſſen und zu ihren Bauen verwendeten. So ſieht man denn Garten-

und Häuſermauern mit Sculpturen. 1752 ſtürzte ein groſer Theil des Baues ein, und nun erſt fing man an, etwas Sorgfalt auf die Ruine zu verwenden, die man jetzt vermehren könnte, ſollen nicht die Säulen bald zuſammenſtürzen. Mit Wehmuth nimmt der Wandrer Abſchied von dieſer ausgezeichneten Ruine. —

Von Watzdorf, dem letzten Dorfe im Thale der Rinne, hat man nur ¼ St. nach Blankenburg, rudolſt. Stadt am Ausgange dieſes Thals, durch welches ſich eine ganz neue Chauſſee bis Königſee zieht, welche Rudelſtadt mit Ilmenau, Schleuſingen und Meiningen verbindet. Blankenburg hat 221 H. und 1276 Einw. Ihre Lage im grünen Grunde iſt ſehr lieblich, die Gebäude aber unanſehnlich. Sie iſt der Sitz eines Amtes. 2 Mahl= und 1 Schneidemühle. Die groſe Papiermühle an der Schwarza gehört ebenfalls hierher. Seit kurzem iſt hier eine Kaltwaſſerheilanſtalt errichtet; das Wellenbad liegt öſtlich von der Stadt an der Schwarza, eine ſehr freundliche Anlage. Nahrungszweige ſind Ackerbau und Viehzucht und die gewöhnlichen Handwerke. Der bedeutende Lavendelbau hat ſich mit der Abnahme der Medicinbereitung auf dem Walde, wozu er verwendet wurde, ſehr verringert. Früher hatte ſie ſogar Weinbau. Die Stadt hat von den Stürmen des 30jährigen, 7jährigen und franzöſiſchen Kriegs und von Feuersbrünſten ſehr viel gelitten. Am Tage der Schlacht bei Saalfeld (10. Octbr. 1806), deren Schlachtfeld von Blankenburg kaum über 1 St. liegt, wurde in ihren Straſen gefochten und ſie ganz geplündert. Majeſtätiſch ragt von Norden die Ruine Greifenſtein auf einem hohen Muſchelkalkberge am linken

Ufer der Rinne über der Stadt, eine der ſchönſten und größten Ruinen des Thüringerwaldes. Das lange Hauptgebäude ſteht noch größtentheils in Mauern, daran weſtlich die Reſte eines Thurms, der die Hauptzierde der Ruine war und 1800 einſtürzte. Durch einen Graben getrennt, etwas tiefer der ältere Theil der Ruine, den man zuerſt betritt; er iſt mit einer weitſchweifenden Mauer umgeben, und zeigt deutlich drei von einander abgeſchloſſene Höfe. In die Ruine iſt von den alten Mauerſteinen ein kleines neues Luſthaus gebaut. Doppelte Mauern und tiefe Gräben umgeben das Ganze. Die Ausſicht in das Saalthal auf Saalfeld und das hohe Gebirge, ins Schwarzathal, Rinnethal, nach Thüringen iſt entzückend ſchön. Namentlich überſieht man das Terrain der verhängnißvollen Schlacht vom 10. Octbr. 1806. Von der Stadt führen ein ziemlich ſteiler Fußweg und ein oft gewundener Fahrweg hinauf. — Die Zeit der Erbauung dieſes großen Bergſchloſſes iſt nirgend angegeben. Im 12. Jahrh. werden die Schwarzburger Grafen als Beſitzer deſſelben genannt, und 100 Jahre ſpäter wählte eine Linie derſelben dieſe mächtige Burg zu ihrer Reſidenz. Der Name Greifenſtein verliert ſich nun, die Burg heißt die Blankenburg oder das Blankenburger Schloß, und die auf ihr wohnenden Grafen nennen ſich von ihr. Ein Sproſſe dieſes Zweigs war der treffliche Günther von Schwarzburg, erwählter deutſcher König, ehrenwerther Gegenkönig des ſchlauen Karls IV. von Böhmen, durch die Hand eines Giftmiſchers 1349 in Frankfurt a. M. hingerichtet. Als Graf Albrecht 1573 das Rudolſtädter Schloß gebauet hatte, ſtand die hohe Blankenburg verlaſſen und verfiel allmälig, aber noch lange werden ihre Mauern dem Sturme der Zeit trotzen.

Vom Einfluſſe der Rinne hat man im breiten Thale der Schwarza ¾ St. bis zu ihrer Einmündung in die Saale. Unterwegs fällt von der Rechten vom öſtlichen Plateau der Wirrbach herab, zwiſchen welchem und dem ſchon genannten Braunsdörfer Grunde der Heidelberg ſich nach dem Schwarzathal herab zieht. Am Wirrbach liegen ziemlich hoch die beiden Dörfer Ober- und Unterwirrbach (24 H. mit 116 E. und 25 H. mit 162 E.), bekannt wegen ihres Handels mit Hopfen und Sämereien.

Am Einfluſſe der Schwarza in die Saale liegt in reizender Gegend Schwarza, rudolſt. Pfarrkirchdorf (144 H. 593 Einw.) mit ſehr blühendem Acker-, Küchengewächs- und Obſtbau. Das Saalethal gleicht hier einem gut angebauten Küchengarten, und Gurken, Bohnen, Rüben, Möhren, Zwiebeln, Kraut, Salat und deren Saamen werden hier in großer Menge gezogen und bedeutender Handel damit getrieben.

Das Thal der Loquitz mit den Thälern der Zopte und der Sormitz.

Die Quellen der Lichte und Sorbitz, als die öſtlichſten Zuflüſſe der Schwarza, und die der Zopte und Gölitz, als die öſtlichſten der Loquitz, liegen zwar nicht weit von einander, doch zieht ſich vom höchſten Gebirgsrücken eine anfangs ſchmale Höhe herab, die bald zur Hochebene wird, und ſich endlich zu einem mehre Stunden breiten Plateau ausdehnt. Bei Gelegenheit der Bäche, die von dieſer Hochebene der Lichte und Schwarza zufallen, ſind die daran liegenden Orte ſchon genannt worden. Ueber die Höhe deſſelben läuft die von Wallendorf aus dem Lichtegrunde heraufſteigende Chauſſee nach Saalfeld und berührt Schmiedefeld, in 1⅓ St. Reichmannsdorf, meining. Marktflecken, 90 Häuſ. 654 Einw., herrſchaftl. Forſthaus. In der Nähe mehre Eiſenſteingruben. Reichmannsdorf hatte im 13 Jahrh. außerordentlich große und reiche Gold- und Silberbergwerke. Die Berichte von der gewonnenen Ausbeute grenzen ans Fabelhafte. Die hohe Lage macht das Klima rauh und den Ackerbau ungünſtig. Nach 1¼ St. (die Chauſſee läuft auf der Hochebene fort, nach ⅓ St. blickt man in den engen und tiefen Grund der Gölitz, Nebenfluß der Loquitz, und ſieht darin Pippelsdorf liegen), Hohe-Eiche, meining. Weiler mit 1 Pfarrkirche, in welche mehre benachbarte Dörfer eingepfarrt ſind, Pfarr-, Schul-, Wirthshaus und 2 kleine Wohnhäuſer. Die Schule wird von den Kindern aus fünf Ortſchaften beſucht. Es liegt auf dem erhabenſten Punkt dieſer Hochebene (2127 Fuß) und beherrſcht eine ſehr weite Ausſicht. Die Chauſſee läuft in ⅜ St. (das meining. Dörſchen Kleingeſchwende, 19 H., etwas links laſſend) nach Arnsgereuth, meining. Dörſch., 20 H. 108 Einw., auf der Höhe des Bergs 1738 Fuß über der Meerfläche. Gleich darunter entſpringt der Garnsdörfer Bach, und die Chauſſee läuft im Garnsdörfer Grunde in 1 St. nach Garnsdorf, 26 H. 148 E., und in ½ St. nach Saalfeld. Ueber Garnsdorf, ein bedeutendes Vitriolwerk, das ſeinen Schiefer aus der Gartenkoppe (Berg, an deſſen Fuß es liegt), bezieht.

Die Loquitz (vulgo Lucks) entſpringt am nördlichen Fuße des Wetzſtein, der den höchſten Gebirgsrücken bildet, und unter den Höhen eines Schieferplateaus, welches ſich von Brennersgrün am Rennſteige nördlich zwiſchen der Loquitz und Sormitz hinabzieht, und über welches die Straße von Saalfeld über Leutenberg und Leheſten herauf und auf der fränkiſchen Seite über Teuſchnitz und Rothenkirchen nach Kronach hinabſteigt. Dicht über den Quellen der Loquitz, ½ St. ſüdweſtlich von Leheſten, liegt an einer Anhöhe, die Unnütz genannt, der berühmte, ſchon ſeit alten Zeiten betriebene Lebeſtener Schieferbruch, der bedeutendſte im ganzen Thüringerwalde. Die großen Brüche mit ihren hohen ſenkrechten Steinwänden und den ſie umgebenden Halden gewähren einen eigenthümlichen, düſtern, aber impoſanten Anblick. Vom Frühjahr bis zum Herbſt werden von 60 Menſchen an 16000 Ctr. Schiefer gewonnen und zugerichtet, und nicht nur in der Nachbarſchaft abgeſetzt, ſondern nach dem Main und Rhein und nach Holland verfuhrt. — Gleich nach ihrem Entſtehen treibt die noch junge Loquitz in ihrem engen Grunde die Schiefermühle und nach einer kleinen Strecke den **Krummholzhammer**, einen Eiſenhammer 1 Schneidemühle und 2 Mahlmühlen. So erreicht ſie nach 1 St., während welcher ſie die Grenze zwiſchen Meiningen und Baiern bildet, das baier. Dorf Ottendorf, 28 H., 180 E., mit gutem Feldbau und vorzüglicher Obſtzucht, was man von ſeiner hohen Lage nicht erwarten ſollte. Nach einer kleinen ¼ St. **Ludwigſtadt** (vulgo Ludſtadt), baier. Marktflecken von 128 kleinen hölzernen, mit Schiefern gedeckten Häuſern und krummen engen Gaſſen mit 900 Einw.; von düſterm Anſehen. Sitz des Amtes Lauenſtein. Nahrungszweige: Gewinnung des vorzüglich guten Schiefer in den nahen Schieferbrüchen und Handel damit, Ackerbau, Viehzucht, ausgezeichnete Apfelbaumzucht. Es wird ein ſehr gutes Bier gebraut und verführt. In der ziemlich ſchönen Pfarrkirche iſt das aus inländiſchem Marmor ſehr künſtlich gearbeitete Grabmal eines von Thüna, und daneben das eines Grafen Otto von Orlamünde ſehenswerth. — Zu Anfang und zu Ende des Orts fallen von Süden herab zwei Bäche in die Loquitz, in deren Gründen Dachſchieferbrüche ſind. Der erſte iſt der Lauenhainer Bach, entſpringt unter dem Erdenberg am höchſten Gebirgsrücken und berührt im engen Grunde gleich darauf **Lauenhain**, baier. Dorf, am Berghange hinauf gebaut, nur ¼ St. vom Rennſteige, 36 H. 220 E., die ſich mit Waldarbeit und Holz- und Schiefertafelhandel nähren. Eine zweite etwas weſtlichere Quelle iſt der Leimersbach, der oben auf dem höchſten Gebirgsrücken entſpringt, ſo daß es im Belieben der Einwohner Lauenhains ſteht, dieſe Quelle nördlich in die Loquitz oder ſudlich in die Haslach zu leiten, eine ähnliche Erſcheinung, wie auf Limbach. Im andern Grunde, der aus 2 Bächen zuſammenfließt, liegen einige Mühlen.

Von Ludwigſtadt führt im weiten freundlichen Loquitzthale eine ſchöne Allee von Linden, Kaſtanien ꝛc. abwärts, an Stahl- und Eiſenhämmern vorüber, nach **Neuhüttendorf**, welches ebenfalls aus mehren Eiſen- und Stahlgewerken, Oefen und Hämmern beſteht und dem lieblichen Thale ungemein viel Leben ertheilt. Bald darauf fällt wieder ein Bach links ein, in deſſen Grunde das baier.

Ebersdorf (75 H. 490 E.) liegt, mit großer Fabrik von Blechwaaren. Dicht dabei das Vitriolwerk **Katzwich**. Seitwärts auf der Höhe des Fiedlersberges das meining. D. **Lichtenhain**, 39 H. 220 E. — Im Thale der Loquitz erreicht man über Unterneuhüttendorf (1 Kupferhammer, 2 Oel-, 2 Schneide- und 2 Mahlmühlen, im ſehr tiefen ſchmalen Grunde) in ½ St. **Lauenſtein**, baier. Pfkirchd., 54 H., 400 E., die ſich meiſt vom Verfertigen der Schiefertafeln nähren. Nördlich über dem Dorfe glänzt auf einem ziemlich hohen bewaldeten Berge das weiße Schloß **Lauenſtein**, mit dunklem Schieferdach gekrönt, ein ſehr maleriſcher Anblick und Schmuck der ganzen Gegend. Ein von Büſchen eingefaßter Weg führt zu dem hohen Bergſchloſſe, deſſen Wälle und Gräben in ſchöne Obſtgärten verwandelt ſind. Dieſe Burg führte im Mittelalter den Namen Lewinſtein (Löwenſtein) und war Beſitzthum der reichbegüterten Grafen von Orlamünde, die es, der Sage nach, auch erbaut haben ſollen. 1430 verkauften ſie ſie an die Grafen von Gleichen. Von dieſen kam ſie ſpäter an die Grafen von Schwarzburg, und im Laufe der folgenden 2 Jahrhunderte an die Herren von Meſin, von Seldeneck, von Heinsberg, die Grafen von Mansfeld, die Herren von Thüna, die Erbmarſchälle von Pappenheim, die Markgrafen von Brandenburg-Baireuth, welche ein beſonderes Amt daraus bildeten, deſſen Amtmann auf dem Schloſſe wohnete. Mit der Markgrafſchaft Baireuth und Anſpach fiel Schloß Lauenſtein als Erbe der Krone Preußen zu, und kam durch den Anſpacher Vertrag 1803 an das Königreich Baiern. Jetzt iſt es im Beſitz eines Privatmannes.

Unterhalb Lauenſtein in dem engen tiefen Fiſchbachsgrunde liegt die Fiſchbachsmühle, und auf der Höhe, dem Schloſſe gegenüber, der Weiler Spitzberg. Von Lauenſtein fällt der eng und finſter werdende Loquitzgrund ſteil ab, der Fiſchbach fällt von der Rechten ein, und drüben auf der Höhe liegt das baier. Kirchdf. Steinbach, (37 H., 295 E., 2 Schäfereien) mit ziemlichen Feldbau und guten Kirſchpflanzungen. Im Loquitzgrunde, den man hier nur eine finſtere Schlucht nennen kann, gelangt man an einer Schneidemühle vorüber zu den „Hämmern“, über welchen ſich links über der ſteilen Thalwand der koloſſale und prächtige Felſen, der Falkenſtein, erhebt. Das Eiſenhüttenwerk „die Hämmer“ beſteht aus 1 Blauofen, 2 Stabhämmern und 1 Zainhammer. Im Grunde haben nur der Bach und die Straße daneben Platz. So gelangen wir in 1 St. (zuletzt erweitert ſich der Grund mehr und mehr) nach Probſtzella, wo ſich von der Linken die Zopte in die Loquitz ergießt.

Die Zopte entſteht aus zwei Hauptbächen, dem Gebersbach und dem Buchbach, die ſich in Gräfenthal zur Zopte vereinigen. Der erſtere entſpringt unter Schmiedefeld im tiefen Grunde, worin das Schwefelloch, ein Vitriolwerk, liegt. An einem Nebenbache des Gebersbachs liegt **Lippelsdorf**, meining. D., 33 H., 190 E., am Klee- und Winterberg. Pechhütte, Waldarbeiter, Fuhrleute. Der vom Schwefelloche eng, finſter, wild und felſig auslaufende Grund des Gebersbachs wird nach ½ St. weiter und freundlich, und hier liegt, von ſchönen Obſtpflanzungen umgeben, **Gebersdorf**, meining. D., 43 H., 275 E., mit guter Viehzucht und beſſerm Ackerbau als die benachbarten Orte. 1 Mahl- und 1 Schneidemühle. Bald darauf mündet von der Rechten ein tiefer, enger, von hohen Bergen eingeſchloſſener, und grauen Quarzfelſen reich beſetzter Grund mit einem Bache, und darin liegt auf einer ſonnigen Höhe **Sommersdorf**, meining. D., 19 H., 85 E. Von Gebersdorf kommt man im ſchönen breiten, grünen Grunde in ½ St. nach Gräfenthal. — Der Buchbach entſpringt aus 5 oder 6 Quellen dicht am höchſten Gebirgsrücken, an dem Sattel „die Küche" genannt. Ueber der öſtlichſten dieſer Quellen liegt das ſchon genannte meining. Dorf Lichtenhain. Im Grunde: **Buchbach**, meining. D., 44 H., 266 E., am Fuße des hohen Buchbachbergs. Im Buchbachsgrunde ſteigt die Chauſſee von Gräfenthal nach Judenbach über Buchbach herauf, und an der Küche über den höchſten Gebirgsrücken, **Spechtsbrunn** ¼ St. weſtl. liegen laſſend. ½ St. unter Buchbach fällt von der Linken der Arnsbach ein, der 1 St. höher bei dem Vitriolwerk Arnsbach entſpringt. ½ St. davon, dicht über dem Grunde des Arnsbach auf einem Berge: **Creunitz**, meining. D., 24 H., 87 E. Am Ausgange des Grundes des Arnsbach und des Creunitzer Grundes: **Meernach**, meining. D., 20 H., 102 E., 1 Kupfer- und Eiſenhammer, 1 Mahlmühle. Ackerbau und Holzarbeiten für die Sonneberger Fabriken. Am Buchbache gelangt man bald im ſchönen Grunde an den genannten Meernachiſchen Eiſen- und Kupferhammer, an einer Wollſpinnmühle und einer Schleifkothe (wo die von den Gräfenthaler Beilſchmieden geſchliffenen Beile geſchliffen werden), nach **Gräfenthal**, meining. Stadt von 211 H., 1387 E., am Fuße eines ſteilen felſigen Thonſchieferbergs, im tiefen, von hohen Bergrücken umgebenen Wieſenthale, am Gebersbach und Buchbach (Meernacher Waſſer), die ſich hier zur Zopte vereinigen. Die nicht breiten, am Abhange des Wespenſteins hinauflaufenden Straßen beſtehen aus meiſt kleinen, mit Schiefer gedeckten Häuſern. Die auf einer Höhe gelegene Pfarrkirche macht einen ſchönen Proſpect. Nahrungszweige: Handel mit Schiefertafeln, Pechſiederei und Handel mit Pech, Eiſenarbeiten (Beil-, Huf- und Nagelſchmiede), Straßenverkehr (Fuhrweſen), Waldarbeiten, Leineweberei, Schindelſchneider und andre Holzarbeiten, etwas Viehzucht, ſehr geringer Acker- und faſt nur Kartoffelbau. 1 bedeutende Tuchfabrik und 1 großes Eiſenwerk mit Hoh- und Stahlofen, Friſchfeuer, Schleifwerk und Eiſen- und Stahlhammer, das viele Menſchen beſchäftigt. Die Stadt hat 1 Wochenmarkt und 4 Jahr- und Viehmärkte. Es gehören auch zur Stadt 3 Mahl-, 2 Schneidemühlen, 1 Oel-, Graupen-, 1 Loh-, 1 Walk-, 1 Schleif-, 1 Papiermühle, 1 Pech-, 1 Ziegelhütte mit Kalkofen. Nordweſtlich über der Stadt, gleich über der Kirche, erhebt ſich ſehr maleriſch auf einem Thonſchieferfelſen das alte Schloß **Wespenſtein**, auch Wendenſtein genannt, zum Theil Ruine, zum Theil noch bewohnt, und Sitz des Verwaltungsamtes Gräfenthal, und beherrſcht den ganzen Gebersbacher Grund. Es beſteht jetzt aus einem Hauptgebäude mit großen Sälen und vielen Zimmern. Die Grafen von Orlamünde waren beim erſten geſchichtlichen Auftreten der Burg Wendenſtein (früher war dieſer Name gebräuchlicher als Wespenſtein), die von den Wenden erbaut worden ſein ſoll, Beſitzer derſelben, und zwar als Schirmvögte der Saalfeldiſchen Stiftslande, wozu dieſe Gegend ebenfalls gehörte. Vielleicht erhielt die Stadt vom öftern Aufenthalte der mächtigen Grafen Daſein und Namen; einer Sage zufolge ſoll dieſer von einem Pfalzgrafen Friedrich herrühren, der im 11. Jahrh., als hier noch alles mit undurchdringlichem Wald bedeckt war, hier einen Bären, der die ganze Gegend unſicher machte, erlegte. Um 1440 kam der Wendenſtein und Gräfenthal an die Grafen von Pappenheim, die 1535 das Schloß neu erbauten, und deren letzter, Graf Ulrich, 1599 ſtarb und in der Kirche zu Gräfenthal begraben wurde, wo ſein Grabmal noch zu ſehen iſt. Ein Theil des Schloſſes, der jetzt Ruine iſt, wurde aber ſammt dem größten Theile der Stadt 1686 ein Raub der Flammen. Die ſogenannte rothe Stube war ſonſt die Schloßkapelle, ein bedeckter Gang führte nach der Kirche. Unter den Schloßgebäuden im Felſen waren überwölbte Pferdeſtälle, die, aufgefundenen Merkmalen nach, auch zu heimlichen Hinrichtungen dienten. An verſchiedenen Stellen ſieht man noch das Pappenheimiſche Wappen.

Die Zopte fließt weiter durch ein ziemlich breites Wieſenthal mit niedrigen Seitenwänden in ½ St. nach Zopten, meining. D., 34 H., 195 E., nach Probſtzelle eingepfarrt. 1 Rittergut mit Schloß. Die Fiſcherei in der Zopte iſt ſehr ergiebig, und werden vorzüglich gute Forellen und Krebſe gefangen. Von hier bis zum Ausgange des ſich immer mehr erweiternden felſengeſchmückten Grundes noch ¾ St. In der mit Wieſen und Aeckern bedeckten, mit waldigen Bergen eingefaßten Thalweitung, wo die Zopte in die Loquitz mündet, liegt ſehr freundlich **Probſtzelle**, meining. Marktflecken (76 H., 448 E.), am weſtlichen Fuße des Großgeſchwendaer Bergs. Ackerbau und Viehzucht ſind nicht ohne Bedeutung, Obſt- und Bienenzucht in dem weiten gedeckten Thale nicht unerheblich. Das wichtigſte Gewerbe beſteht in der Verfertigung von Schiefertafeln, dann Kohlen- und Steinfuhrweſen, Bierbrauerei ꝛc. Viele Handwerke. Jährlich werden 4 Märkte gehalten. Hier führt eine hölzerne Brücke über die Loquitz, von welcher man eine ſehr liebliche Ausſicht in das Wieſenthal und auf die Berge gegen Süden, in das felſige Seitenthal der Zopte gegen Weſten und in den ſich ſehr verengenden Hauptgrund der Loquitz gegen Norden genießt. Der Ort verdankt Entſtehung und Namen einer kleinen hölzernen Zelle (Bethaus), welche das Peterskloſter zu Saalfeld bald nach ſeiner Errichtung für die zerſtreuten Waldbewohner hier erbaute, aus welcher mit der Zeit, als die zunehmende Bevölkerung ſich hier anſiedelte, eine große reichbegüterte Probſtei wurde, die zur Zeit der Reformation mit dem Mutterkloſter einging. 1529 kam ſie mit den zu ihr gehörigen Dörfern an den Grafen Albrecht von Mansfeld, deſſen Nachkommen den Ort 1565 an den Herzog Joh. Friedrich d. Mittlern und deſſen Bruder verkauften. Dieſe bildeten ein eigenes Amt daraus, das 1802 mit dem Amte Gräfenthal vereinigt wurde. Das ehemalige Amthaus iſt jetzt das Forſthaus. Oeſtlich von der Stadt, ½ St. auf der Höhe: **Kleinneundorf**, meining. Dſch., 16 H., 100 E. — Im enger gewordenen Loquitzgrunde erreicht man in einer kleinen Stunde das Eiſenhüttenwerk **Gabe-Gottes**, mit 1

Hohöfen, 1 Cupoloöfen, 1 Friſchfeuer, 2 Stabhämmern, 1 Schleifmühle. Weſtlich auf der Höhe im beginnenden Grunde eines kleinen, hier einmündenden Baches **Limbach**, meining. Dfch., 20 H., 116 E. 1 Freigut, 1 Potaſchen- und Pechſiederei. In der Nähe des Orts, am Vorberge, mehre ſtark betriebene Schieferbrüche. Nach ¼ St. von Gabe-Gottes erreicht man im Loquitzthale die Stelle, wo von der Linken die Gölitz einmündet. Dieſer Bach entſpringt unterhalb der Hochſtraße von Saalfeld nach Reichmannsdorf aus mehren Quellen, und durchfließt zuerſt **Pippelsdorf**, meining. Dfch., 7 H., 36 E., 1 Mahl-, 2 Schneidemühlen, 2 Bauerngüter; dann ½ St. tiefer: **Königſthal**, meining. Dfch., 12 H., 72 E., an der Einmündung des Göſſelsdorfer Grundes in den Gölitzer Grund. Endlich nach 1 guten Stunde **Marktgölitz**, meining. Pfrdf., 45 H., 289 E. 2 Mahl-, 1 Oelmühle, 1 Pech-, 1 Kienrußhütte. Gleich darauf fällt die Gölitz in die Loquitz, und im Grunde der letztern erreicht man in ½ St. **Oberloquitz**, meining. Pfrdf., 29 H., 177 E. Acker- und Obſtbau, Bienenzucht, Bierbrauerei. Bald darauf fällt von der Linken ein Bach ein, in deſſen obern Grunde die meining. Dörfer **Obergölitz** (2 H., 19 E.), **Jebnichen** (8 H., 38 E., auf dem Berge gelegen) und **Lobſitz** (12 H., 68 E.), mehr neben- als nacheinander liegen. — Eben ſo von der Rechten, in deſſen Grunde auf der Höhe: **Reichenbach**, meining. D., 11 H., 63 E., meiſt Schiefertafelmacher. 2 bedeutende Dach- und Tafelſchieferbrüche. Im Loquitzgrunde kommt man an einem Theerofen vorüber und dann an die Mündung eines von der Linken herkommenden Bachs, an welchem das meining. Dſch. **Schadenthal**, 13 H., 68 E., liegt. In ¼ St. erreicht man im Loquitzgrunde **Marnsbach**, rudolſt. D., 8 H. 50 E., und wieder in ¼ St. **Unterloquitz**, rudolſt. D., 36 H., 198 E. Im breiten Thale kommt man nach ⅓ St. nach **Hockerode**, rudolſt. Dſch., 10 H., 62 E., mit einem bedeutenden Eiſenhüttenwerke, wo die Sormitz in die Loquitz mündet.

Die Sormitz entſteht aus zwei Hauptbächen, deren jeder aus 4 bis 5 kleinern Bächen zuſammenfließt, und deren Quellen zwiſchen dem Wetzſtein über Leheſten weſtlich und dem Culm über Lobenſtein in einem Halbkreiſe von 4 St. liegen. Sie entſpringen faſt alle dicht unter dem höchſten Gebirgsrücken, der hier ſehr flach iſt, und auf der Höhe liegen **Brennersgrün**, reuß=ebersd. Dſch., 15 H. mit 90 E. **Grumbach**, reuß. Dſch., 34 H., 230 E., und **Rodachbrunn**, reuß. Dſch., 5 H., 34 E., alle drei am Rennſteige. In den Gründen dieſer Bäche liegen nur Mühlen und andre Waſſergewerke. Bei ihrer Vereinigung, wo nun die Sormitz (hier die große Sormitz genannt) entſteht, liegt **Benignengrün**, ebersd. Dſch., 14 H., 95 E., mit großem Eiſenwerke, Hohofen mit Eiſenhammer, zwiſchen hohen waldigen Bergen gelegen. Der Grund der großen Sormitz iſt hier eng und wild. Nach ¼ St., wo der Wurzbach von der Linken in die große Sormitz fällt, liegt **Wurzbach**, ebersd. gut gebauter Flecken, 183 H., 1085 E. Am obern Grunde des Wurzbach auf der Höhe **Oßla**, ebersd. D., 77 H., 432 E. Im Grunde der großen Sormitz folgen nun Mühle auf Mühle mit einigen Eiſenwerken, die zu den auf den Höhen liegenden Dörfern gehören. Links liegen das rudolſt. Df.

Gebersdorf (68 H., 378 E.), an der Quelle eines der Sormitz zufließenden Nebenbächleins; **Weitisberga** (Beizberg, Beitsberg), Dorf, durch welches die Grenze zwiſchen Schwarzburg-Rudolſtadt und Reuß-Ebersdorf geht (ſogar mitten durch die Kirche), 18 H. mit 111 E. ſind rudolſt. und 45 H. mit 316 E. reußiſch. Rechts liegen Heinersdorf, **Eliasbrunn** (Elgersbrunn), **Ruppersdorf** ꝛc. Was aber rechts von der großen Sormitz liegt, kann durchaus nicht mehr zum Thüringerwalde gerechnet werden, da ſchon die kleine Sormitz als Grenzfluß betrachtet wird. Der Grund der großen Sormitz iſt 3 Stunden lang ſehr unfreundlich und unwegſam; von der Linken ergießt ſich dann die kleine Sormitz in ſie. Dieſe entſpringt zu beiden Seiten des Lehestener Culm, und weſtlich, nahe über ihren Quellen, liegt **Lehesten**, meining. Stadt, 140 H., 870 E., auf der Hochebene zwiſchen der Loquitz und Sormitz, und nur 1 St. vom Rennſteige; rauh und kalt, und wie Gräfenthal von düſterm Anſehen, weil nicht nur die Dächer, ſondern auch die Wände der kleinen Häuſer mit Schieferplatten belegt ſind. Der Feldbau iſt trotz der hohen Lage nicht ſchlecht, die Viehzucht wegen der nahen Wieſengründe beſſer, die Hauptnahrungsquelle iſt im Schoos des Schiefergebirges der ſchon erwähnte große Lehestener Schieferbruch. Die hieſigen Schieferdecker ziehen weit umher nach Arbeit. Lehesten hat 8 Jahrmärkte. — Schon im 11. Jahrh. kommt der Ort als Eigenthum der Abtei Saalfeld vor, aber erſt 1651 erhielt es Stadt- und Marktrechte und bedeutende Vergünſtigungen. Im Jahre 1822 brannte die Stadt mit Kirche, Rathhaus, Schule bis auf 30

Häuſer nieder. Sie iſt regelmäßiger wieder aufgebaut worden. — An der weſtlichen Quelle der kleinen Sormitz, ¾ St. öſtlich von der Stadt, liegt das Forſthaus **Petersgrün**. Im Grunde des Bachs, der Petersgrüner Grund genannt, ½ St. von Leheſten: Schmiedebach, meining. Pfkrchdf., 62 H., 348 E., an der linken Anhöhe. Bald darauf mündet die zweite Hauptquelle von der Rechten, von der Oſtſeite des Leheſtener Culm herabkommend und der Glockenbach genannt, ein. Die vereinigten Bäche heißen nun die kleine Sormitz, deren Grund ſich bis zur Vereinigung mit der großen Sormitz an 1½ St. fortzieht, und nur einige Mühlen hat. Die vereinte Sormitz begrüßt bald Grünau, oder die Grüne, 1 Mahl-, 1 Schneidemühle und 1 Wirthhaus, dann kommt man in 1½ St. an einigen Gewerken (1 Pochwerk, wo Kupfererze für die Roſenthaler Kupferſchmelzhütte gepocht werden, 1 Knochenpochwerk, 1 Marmorſägemühle, 1 Walkmühle, 1 Ziegelei) vorüber nach **Leutenberg**, rudolſt. Stadt, 158 H., 1034 Einw. Sitz eines Juſtizamts und 1 Superintendentur. Die Stadt iſt im engen, von hohen ſteilen Bergen umgebenen Thale ziemlich gut gebaut. Beſſer als der Ackerbau iſt die Viehzucht. Mehre Mahl- und Lohmühlen, 1 Papiermühle. Zahlreiche Gerbereien und Fuhrweſen. Die Stadt iſt von 11 Bergen umgeben. Den Gipfel des öſtlichen ſteilen Schloßbergs krönt eine noch gut erhaltene und bewohnte Burg, die **Friedensburg**, welche von 1355 bis 1564 der Sitz einer eigenen ſchwarzburg. Grafenlinie war; ſpäter war ſie einigemale der Wittwenſitz ſchwarzburg. Fürſtinnen. — In Leutenberg fällt von der Rechten der Ilmbach in die Sormitz. Ueber den Quellen deſſelben auf der rechten Hochebene: **Ilm**, rudolſt. Pfdf., 49 H., 290 E. Von der Linken der Kiesbach, in deſſen obern Grunde: **Roſenthal**, rudolſt. Dſch., 10 H., 58 E. — Im anmuthigen Thale der Sormitz kommt man in 1⅞ St. bis zur Einmündung derſelben in die Loquitz nur noch bei einer Papiermühle vorüber. Von Hockerode wird das Thal der Loquitz immer breiter, und bildet bei Eichigt nach ¾ St. eine ziemlich breite Ebene, zum Flößplatz benutzt. **Eichigt**, in der Volksſprache Moeg, an der Mündung der Loquitz in die Saale, rudolſt. D., 78 H., 279 E. Südlich prangt auf einem ſteilen Berge ein altes, noch erhaltenes Ritterſchloß, eine Zierde der Gegend, mit einem hohen Thurme, auf welchem eine Schlaguhr befindlich iſt.

Auf der Leheſtener Hochebene liegen noch **Lichtetanne**, 1 St. von Leheſten, meining. D., 64 H., 365 E., und **Großgeſchwenda**, meining. D., 36 H., 234 E., ¾ St. von Lichtetanne, 1¼ St. von Leutenberg, an der Straße von Saalfeld nach Leheſten.

Die Gründe des Anderbach, der Frieſa, der Lemnitz.

In den Bogen, welchen die vielgekrümmte Saale um das öſtliche Ende des Gebirgs (den Frankenwald) ſchlägt und dann nach Saalfeld hinabeilt, ergießen ſich noch drei Bäche, der Anderbach, der an der Friſauerhöhe entſpringt, und wie die übrigen Flüſſe von Süden nach Norden fließt; die Frieſa, die öſtlich an derſelben Höhe entſpringt, und nach Südoſten über Ebersdorf in die Saale geht, und die Lemnitz, die an den ſüdlichen Abhang deſſelben Höhenzugs entſpringt und von Norden nach Süden in die Saale geht. Da das Flußgebiet dieſer drei eigentlich nicht mehr zum Thüringerwald gehört und nur der Vollſtändigkeit halber hinzugerechnet wird, um ein ganzes abgeſchloſſenes Bild zu haben, ſo können dieſer Gegend nur wenig Worte gewidmet werden. Die zahlreichen, aber nicht hohen Berge ſind faſt alle dicht bewaldet, das Nadelholz, die Thonſchieferberge und die Bildung der Thäler verleihen der ganzen Gegend einen ſehr ſchwermüthigen Charakter, der überhaupt dem ganzen Vogtlande, zu welchem ſie gehört, eigenthümlich iſt.

Im obern Grunde des Anderbachs: **Rödern**, reuß. Vorwerk, 4 H.; die **Lückenmühle**, hier fallen 2 Bäche ein, am weſtlichen, dem Grundbach, liegt **Timmendorf**, ebersd. D., 48 H., 259 E., im zweiten Grunde das **Jägerhaus Sieh-dich-für**. Der Anderbach treibt mehre Mühlen, läßt rechts auf der Höhe **Weißbach**, rudolſt. D., 53 H., 258 E., nimmt noch einige kleine Bäche auf (links an einem derſelben liegt **Neuenbeuthen**), und ergießt ſich ohnfern Altenbeuthen in die Saale. Rechts zwiſchen dem Anderbach und der Saale: **Röppiſch**, reuß-greiz. Pfrdf., an einem der Saale zufließenden Bächlein, 37 H., 265 E. **Remptendorf**, greiz. Pfrdf., 1¼ St. von Ebersdorf, an einer Quelle deſſelben Bachs, 125 H., 873 E. — **Liebengrün**, preuß. Marktflecken, im Ziegenrücker Kreis, an der Straße von Ebersdorf (2 St.), nach Ziegenrück (1½ St.). Ueber 100 H. und 600 Einw.

Die Frieſa berührt bald nach ihrem Urſprunge **Frieſau**, greiz. Pfdf., 76 H., 500 E. Gleich darauf **Ebersdorf**, ſchön gebauter

Marktflecken, Reſidenz des Fürſten von Reuß-Ebersdorf-Lobenſtein und Sitz der Behörden. Das Schloß iſt ein nicht ſehr großes, aber äußerſt freundliches und im edlem Styl errichtetes Gebäude. Mit einer ſchönen Herrnhuterkolonie, die anſehnliche und freundliche Häuſer zählt, unter denen ſich das große Schweſternhaus beſonders auszeichnet. Die an ſich reizende Lage des Orts wird durch die ſchönſten Parkanlagen noch erhöht. Ebersdorf hat 126 H. und 1200 E., von denen über 500 Herrnhuter ſind. Neuerdings iſt in Ebersdorf auch eine Kaltwaſſerheilanſtalt errichtet worden. — Die Frieſa macht nun einen Bogen und fließt nach 2 St. in die Saale.

Die Lemnitz berührt ſogleich die ebersd. Dörfer Ober- und Unterlemnitz und nach 1 St. Lobenſtein, wo ſich der Koſelbach in ſie ergießt. Lobenſtein iſt eine fürſtl. reuß-ebersd. Stadt, Sitz eines Juſtiz-, eines geiſtl. Inſpections-, eines Berg-, eines Poſtamts, 426 H., und gegen 3000 E. Die eigentliche Stadt liegt ſehr maleriſch auf einer zwiſchen der Lemnitz und der Koſel auslaufende Bergzunge, die Vorſtädte an dieſen beiden Bächen. Auf dem Gipfel des kegelförmigen Bergs ragt ein hoher runder Thurm, die Warte genannt, empor und beherrſcht die Gegend. Er iſt Ueberbleibſel einer alten Burg. Das gräfliche Reſidenzſchloß ſtand an dieſem Thurme, brannte aber 1714 mit dem größten Theile der Stadt ab. Das neue Schloß wurde auf die Oſtſeite der Stadt außerhalb der Mauern erbaut. Dabei ein ſchöner Park und darunter ein von der Lemnitz gebildeter großer Teich. Andre ſchöne Gebäude von Hofofficianten liegen beim Schloſſe, auch die Pfarrkirche, die Schule, die Wohnungen der Geiſtlichen, ein Spital, eine Kaſerne, das Amthaus ꝛc. In der Stadt ſelbſt ſind das mit einem Thurme verſehene Rathhaus und die Mädchenſchule bemerkenswerthe Gebäude. Das vorzüglichſte Gewerbe iſt Tuchweberei, dann Woll- und Wollgarnhandel, ferner Bierbrauerei, Leinweberei und Gerberei. Die Stadt hat ſechs Jahrmärkte. — Nach 1 St. fällt die Lemnitz beim Lemnitzer Hammer in die Saale, nachdem ſie von der Rechten erſt den Hakenbach mit dem Langenwaſſer und dann die Sieglitz aufgenommen hat. Südlich über Lobenſtein erhebt ſich der Sieglitzberg 2198 Fuß, aus 2 Kuppen beſtehend, dicht bewaldet, und daran ſüdlich der Lobenſteiner Culm, 2273 Fuß, auf dem höchſten Gebirgsrücken. Auch er iſt ſehr bewaldet und gewährt deshalb wenig Ausſicht. Sein Haupt iſt ſehr felſenreich. Beide Berge beſtehen aus einem ſyenitiſchen ſerpentinähnlichen Geſtein. Sie ſind die Schlußberge des Frankenwaldes und ſomit des ganzen Thüringerwaldgebirgs. Die Sieglitz iſt der letzte Bach. Einen Büchſenſchuß über dem Thale der Sieglitz liegt das Dſch. Kiesling, von da bis Blankenſtein iſt ½ St. So ſind wir auf der Nordſeite am Ende des ſchönen Gebirges angelangt, und haben nur das Saalethal noch ſo weit zu betrachten, als deſſen linkes (weſtliches) Ufer dem Thüringerwalde angehört.

Das Saalethal von der Einmündung der Selbitz mit der Thüringiſchen Moſchwitz bis zur Einmündung der Schwarza in die Saale.

Die am Fichtelgebirge im Mönchsberger Walde weſtlich vom großen Waldſteine entſpringende Saale tritt bei Blankenſtein an das öſtlichſte Ende des Thüringer Waldes und bildet von hier bis zum Dorfe Schwarza deſſen Grenze, obgleich der an ihrem linken Ufer gelegene Theil des Vogtlandes eigentlich nicht mehr zum Thüringerwalde gerechnet wird. Ihr aus hundertfachen maleriſchen Windungen und Bogen beſtehendes Thal iſt ſehr einſam, keine Straße, ja kein Weg von Bedeutung läuft in demſelben hin; außer den beiden Städtchen Saalburg und Ziegenrück liegt von Blankenſtein bis faſt zur Mündung der Loquitz (eine Strecke, die mit den Windungen wohl 16 Stunden ausmachen mag) kein Dorf in dieſem Thale, nur Hämmer und andre Gewerke. Die Berge zu beiden Seiten ſind nicht hoch, aber ſteil, dicht mit Nadelholz bewaldet und bieten ſelten einen freundlichen Punkt. Der Fluß ſelbſt ſchleicht langſam und träge in ſeinem ſchwarzen Schieferbette; es iſt eins der einſamſten und ſchwermüthigſten Thäler in Deutſchland, und wird von Fremden faſt gar nicht beſucht. Erſt kurz vorher, wo die Loquitz einfällt, liegen im Saalethal einige Dörfer. Zur Rechten läßt ſie hier die erzreichen Höhen von Groß- und Klein-Kamsdorf ꝛc., um welche (ein älteres Flötzgebirge) ſie bis Orlamünde einen ſehr großen Bogen ſchlägt. Ihre linke Seite gehört von Eichigt dem eigentlichen Thüringerwalde an. Eichigt gegenüber liegt eine kleine baierſche Parzelle mit Kaulsdorf, von Bergen eingeſchloſſen. Dicht über dem Dorfe nördlich liegt auf einer Anhöhe ein altes, aber noch bewohntes Schloß, das mit dem über Eichigt ein ſchönes Landſchaftsbild giebt. Am rechten Ufer liegt Fiſchersdorf, am linken Breternitz (rudolſt. D., 35 H., 187 E.), das ſich mit ſeiner auf der Anhöhe gelegenen Kirche maleriſch präſentirt. Das Thal iſt noch eine gute Viertelſtunde eine breite anmuthige Wieſenfläche, wird aber, ehe man Obernitz am rechten Ufer erreicht, plötzlich ſehr eng und an beiden Seiten mit impoſanten Felſenwänden beſetzt. Die Saale ſchlägt wieder einen großen Bogen, am linken Ufer liegt Käſchwitz, rudolſt. D., 45 H., 269 E., am rechten gegenüber das meining. D. Obernitz. Am rechten Ufer ſteigt eine ſchroffe Felſenwand von Thonſchiefer empor, auf deren Höhe älterer Flötzkalk in faſt horizontalen Schichten aufgelagert iſt. Am linken Ufer das Alaun- und Vitriolwerk Wetzelſtein. Dicht beim Werke die Alaunſchieferbrüche mit ſenkrechten Wänden. Das enge romantiſche Felſenthal erweitert ſich wieder, am rechten Ufer das meining. Dorf Konditz. Das alterthümliche Saalfeld liegt mit ſeinen Thürmen im weiten heitern Thalkeſſel vor uns.

Saalfeld, meining. Stadt, am linken Ufer der Saale, die impoſanteſte und nächſt Eiſenach an hiſtoriſchen Erinnerungen reichſte Bergſtadt des Thüringer Waldes, eine der älteſten Städte des ganzen Thüringerlandes, mit 607 H. und 4358 E. Rechnet man die dicht an der Stadt liegenden und mit der Vorſtadt zuſammenhängenden Dörfchen Altefreiheit (13 H., 80 E.), Altmarkt (21 H., 116 E.) und Grünhain (7 H., 50 E.) noch mit zur Stadt, ſo iſt die Häuſerzahl derſelben 648. Sie iſt Sitz eines Verwaltungs-, Berg- und Münzamtes, eines Kreis- und Stadtgerichts, einer Ephorie 2c. Von welcher Seite man auch komme, ihr Anblick iſt ſehr maleriſch, und ihre Umgebung von grünen Wieſen, fruchtbaren Fluren, nahen ſchönen Dörfern, der ſanft gewundene Fluß und die hohen Berge im Hintergrunde machen eine des Bildes würdige Staffage. Die Gaſſen ſind meiſt breit, hell und gerade, die Häuſer, wenn auch nicht hoch, aber freundlich. Die ausgezeichnetſten Gebäude ſind: 1) das herzogl. Reſidenzſchloß am nordweſtlichen Ende der Vorſtadt vor dem Neuen Thore, und von dieſer noch durch den ſchönen anſehnlichen Schloßgarten und den Schloßhof getrennt, auf der nördlichen Terraſſe der Anhöhe, welche der Boden der Stadt nach der Saale zu bildet, weshalb es ſich ſehr impoſant präſentirt. Es beſteht aus einem Hauptgebäude und 2 Flügeln, hat 3 Stockwerke und 4 Dacherker, iſt maſſiv und bequem gebaut und hat einen die Gegend weit beherrſchenden Thurm. Die Fronte des Hauptgebäudes iſt der Saale zugekehrt, die des linken Flügels der Stadt. Im linken Flügel iſt die prächtige Schloßkirche, mit Marmor und Freskogemälden geſchmückt, im Hauptgebäude der große Speiſeſaal ſehenswerth. Auf dieſer Stelle ſtand im Mittelalter eine große reiche Benedictinerabtei, eine der angeſehenſten in Thüringen, denn ihre Aebte waren Reichsfürſten. Im Bauernkriege wurde ſie zerſtört, und auf ihre Stätte erbaute Herzog Albrecht von Saalfeld 1676 — 1679 das Schloß. Die hohen und geräumigen Kellergewölbe ſtammen noch von der Abtei; auch iſt unter der nördlichen Ecke des Schloſſes noch die Crypta, unterirdiſche Kapelle, wie ſie in Klöſtern gebräuchlich waren und noch oft gefunden werden. Im Schloßgarten (im Rococoſtyl) findet man an der Mauer noch drei Denkmale der Abtei, einen Stein mit dem Bilde Marias und des Chriſtuskindes, des Apoſtels Petrus zur Rechten und des Erzbiſchofs Anno von Köln zur Linken, das andre ſtellt den Erzbiſchof Anno mit ſeinem Wundergürtel vor, das dritte das Wappen des letzten Abts, eines Herrn von Thüna. An der nördlichen Ecke des Gartens geht eine breite Treppe, die Jakobsleiter, in den Weg nach dem nahen Dörſchen Graba hinab. 2) Die St. Johanniskirche, Haupt- und Pfarrkirche der Stadt, ein altes, hohes, gothiſches Gebäude mit 2 Thürmen, Bildhauerarbeiten und Glasmalereien. Sie wurde 1209 — 1212 größtentheils von der Ausbeute der Reichmannsdörfer Goldbergwerke erbaut. 3) Die Barfüßer- oder Münzkirche. Ehemals zum Barfüßerkloſter gehörig, kam ſie, als dieſes in der Reformation aufgehoben wurde, außer Gebrauch. Herzog Johann Ernſt wollte ſie wieder herſtellen, und ſchon war das Deckengemälde von einem Maler Ritter vollendet, als der Tod den frommen Fürſten daran hinderte. Dieſes Deckengemälde iſt prachtvoll und ſehr ausgezeichnet. Man hätte mehr Ehrfurcht vor dieſem Gebäude haben ſollen, als es 1817 in ein Malz- und Brauhaus zu verwandeln. 4) Das 3 Stock hohe, gothiſche und mit einem ſpitzen Thurm verſehene Rathhaus am großen Markt. 5) Das alte Schloß oder das Münzgebäude. 6) Das Schlößchen Kitzerſtein. In der Nähe des letztern ſteht der älteſte Bau der Stadt, die Ruinen der Sorbenburg, auch der Hohe-Schwarm genannt, noch innerhalb der Mauer am ſüdlichen Ende, der Saale zugekehrt. Es ſind zwei hohe, runde Thürme, durch verfallenes Mauerwerk miteinander verbunden. Wahrſcheinlich wurde ſie im 6. Jahrh. zum Schutz gegen die vordrängenden Sorben erbaut. — Saalfeld hat 2 Vorſtädte, 6 Thore und 1 Pforte: das Blankenburger Thor gen NW., das Neue Thor und das Pfortenthor gen N., das Saalethal gen O., und das Untere und Obere Thor und eine Pforte gen S. W. Vor dem Saalthore führt ſogleich eine große ſteinerne Brücke mit 5 Bogen über die Saale.

Saalfeld verdankt ſeinen Urſprung wahrſcheinlich der Sorbenburg, an welche es allmälig angebaut wurde. Unter Ludwig dem Deutſchen wurde die Stadt ein königl. Gut, die deutſchen Kaiſer weilten oft hier. Heinrich II. ſchenkte ſie 1011 dem Pfalzgrafen Ezo von Aachen, und deſſen Tochter Richza 1057 dem Erzbiſchof Anno von Köln, welcher die große Benedictinerabtei daſelbſt 1071 gründete und mit den ihm dazu geſchenkten bedeutenden Ländereien, Dörfern ꝛc. dotirte. Kaiſer Friedrich I. brachte die Stadt durch Tauſch wieder an das Reich. Von 1198 — 1212 wechſelte die Stadt viermal den Herrn. Otto IV. gab ſie an Köln zurück; ſein Gegner Philipp belieh den Landgrafen Herrmann von Thüringen damit, der die ſich vertheidigende Stadt einnahm, plünderte und einen Theil der Bürger gefangen fortführte (1202). Daſſelbe Schickſal erlitt ſie 1204 von den Böhmen, Herrmann's Bundesgenoſſen. 1212 wurden die Grafen von Schwarzburg damit beliehen, die ſie 1389 an die Markgrafen von Meißen verkauften, bei deren Geſchlecht ſie bis jetzt verblieben iſt. Nach Ernſt des Frommen von Gotha Tode wurde Saalfeld Haupt- und Reſidenzſtadt eines eignen Fürſtenthums. Dieſes Herrſchergeſchlecht iſt das noch blühende Haus von Sachſen-Coburg, wohin es 1735 die Reſidenz verlegte. Im Theilungsvertrage von 1826 fiel das Fürſtenthum Saalfeld mit der Hauptſtadt an das Meininger Haus.

Dem Schloſſe nördlich gegenüber und nur durch eine Schlucht, den Siechengraben, davon getrennt, liegt das D. Graba, auf der hohen linken Thalwand, 28 H., 158 E., mit einer ſchönen Pfarrkirche, worin ein Altar mit korinthiſchen Säulen von einheimiſchem Marmor. Unter dem Dorfe auf der Wieſenau im Saalthale der Saalfelder Schützenhof mit Felſenkeller. — Die Chauſſee führt auf dem linken Ufer über das Schlachtfeld der für Deutſchland ſo erfolgreichen Schlacht bei Saalfeld, 10. October 1806. Wölsdorf, meining. Dſch., 9 H., 54 E. (½ St. von Saalfeld). Nahe unterhalb das gußeiſerne Denkmal des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der hier in der Schlacht fiel. Es beſteht aus einer antiken Niſche, in welcher in Basrelief ein auf die Waffen zu ſeinen Füßen blickender und mit dem Zeigefinger der Rechten gen Himmel deutender Genius ſteht. Darunter die Worte: „Hier fiel kämpfend für ſein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. October 1806.“ Dicht an der Saale liegt Römſchütz, rudolſt. Dſch. In einer guten halben Stunde erreicht man Schwarza, und hier wären wir an der natürlichen Grenze des Thüringerwaldes angelangt. — Doch möge wegen ihrer Nähe der ſchönen Reſidenzſtadt des ſchwarzburg. Fürſtenthums, das größtentheils auf unſerm Gebirge ſelbſt liegt, noch kurze Erwähnung geſchehen. Man gelangt von Schwarza in 2 St. auf die am linken Ufer der Saale fortlaufende Chauſſee, und paſſirt Volkſtädt, rudolſt. D., 46 H., 301 E., mit einer großen Porzellanfabrik, die der Erfinder des thüringiſchen Porzellans, Macheleid, 1762 errichtete. Der Berg am rechten Ufer der Saale heißt die Schillershöhe und iſt mit einer koloſſalen Büſte des Dichters geziert, der hier 1788 eine Zeitlang lebte. Sehr impoſant nimmt ſich die nahe Stadt am Fuße des Schloßberges und über ihr thronend das herrliche Schloß aus. Rudolſtadt, Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt, 600 H., 5172 E., am linken Ufer der Saale und am Fuße der Heidecksburg, auf welcher das Schloß 200 Fuß hoch die Stadt überragt. Das Saalethal iſt hier faſt ½ St. breit und bietet den ſchönſten Gartenanlagen, mit welchen die Stadt umſchmückt iſt, Raum. So liegen Schloß und Stadt wie Diamant und Perle in grüner Einfaſſung. Von der Terraſſe, aus den Fenſtern und vom Thurme des Schloſſes genießt man eine köſtliche Ausſicht. Das Schloß iſt mit einem heitern Park umgeben, der reizende Punkte bietet. Die ganze Partie iſt mit dem Hauche romantiſcher Schönheit überkleidet. Das Schloß enthält außer einer Menge der ſchönſten Zimmer eine Kirche, ein Theater, einen großen Saal und eine Gemäldegallerie, in welcher Stücke der größten Meiſter befindlich ſind. Weſtlich vom Schloſſe führt ein mit Pappeln und Birken beſetzter Weg nach dem „Hain“, von deſſen hohen Punkten man ſich der reizendſten Ausſicht auf Thal und Berge erfreut. In der Stadt ſind vorzügliche Gebäude: die Ludwigsburg, mit ſehenswerthem Naturalienkabinet; das Regierungsgebäude, worin mehrere Behörden ihren Sitz haben und die große fürſtl. Bibliothek aufgeſtellt iſt; das Rathhaus, mit Thurm und Rathskeller; die

Pfarrkirche; die Militärkirche vor der Stadt; das Gymnaſium; die Bürgerſchule. Vor der Stadt das ſchöne ſtattliche Schießhaus mit dem geräumigen Anger, wo das längſte thüringiſche Vogelſchießen gehalten wird. Niemand wird unbefriedigt von der reizenden thüringiſchen Stadt Abſchied nehmen.

Die Saale fließt nun über Cahla, Jena, Kamburg, Naumburg, Weißenfels, Merſeburg, Halle, Wettin, Bernburg und fällt ohnfern Barby in die Elbe.

4. Die ſüdweſtliche oder fränkiſche Seite des ſüdöſtlichen Thüringerwaldes.

Das Thal der Itz mit den Nebenthälern des Truckenthaler Waſſers, der Grümpen (Theuergrund), der Effelder, der Röthen. Die Thäler der Steinach, Haslach, Kronach und Rodach (mit der fränkiſchen Moſchwitz), die thüringiſche Moſchwitz.

Das Thal der Itz mit dem Truckenthal, dem Theuergrund, dem Thale der Effelder und dem der Röthen.

Von den meiſten dieſer ſtundenlangen Thäler gehört nur der obere Theil dem Gebirge an, und wir verfolgen ſie deßhalb nur bis an ſeine oben angegebene Grenze.

Die Itz entſpringt am ſüdweſtlichen Abhange des Bleßbergs, der als letztes Glied eines mit der Bürgerleite vom höchſten Gebirgsrücken herabziehenden mächtigen Seitenarms nicht nur den koloſſalen Grenzſtein zwiſchen dem nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Theile der ſüdweſtlichen Seite des Gebirgs, ſondern auch die Scheide zwiſchen dem Weſer- und Rheingebiet bildet; ja, da er mit dem höchſten Gebirgsrücken ſo eng verbunden iſt, ſo kann man ihn als die Scheide des Elb-, Weſer- und Rheingebiets anſehen. Der Bleß iſt wegen ſeiner weiten Ausſicht nach Süden und Weſten des Erſteigens werth. Den Gipfel bildet eine gewölbte Waldblöße, auf welcher ein beſteigbares Signal ſteht. Als einer der ſchönſten Punkte in dieſer Gegend wird er viel beſucht. Die Quellen der in den Main gehenden Itz und das Saarwaſſer, öſtlicher Bach der in die Weſer gehenden Werra, liegen kaum ¼ St. von einander. — Dicht am ſüdweſtlichen Bergfluſſe liegt das meining. Dörfchen Stelzen, 22 H., 118 E., 1½ St. nordöſtlich von Eisfeld, mit Pfarrkirche. Ohnfern derſelben, in einem kleinen, ſehr anmuthigen, von Buchen und Fichten überſchatteten, ſchluchtartigen Grunde entſpringt der Itzbrunnen, der gefaßt und an der Vorderſeite des Ausgußrohres mit einer nicht zu entziffernden Inſchrift verſehen iſt. Im Mittelalter ſtand hier eine Wallfahrtskapelle und der für heilig gehaltene Brunnen, zu welchem Tauſende von Kranken eilten, hieß Mariahilf. Das Dorf ſoll ſeinen Namen von den Stelzen der Kranken und Lahmen, die dieſe in der Kapelle aufhingen und geſund und gerade von dannen gingen, erhalten haben. Im Dorfe kommt noch eine andre, am Bleß entſpringende Quelle hinzu, und beide bilden die Itz, die, ihre liebliche Geburtsſtätte verlaſſend, in ¾ St. den meining. Weiler **Toſſenthal**, 10 H., 55 E., erreicht, und dann in einem Bogen über **Bachfeld** (1 St.), meining. D., 53 H., 286 E., nach Schalkau (meining. Stadt, 116 H., 977 E.) hinabgeht. Von Bachfeld bis Schalkau läuft die von Eisfeld kommende Chauſſee im Thale der Itz, das ſehr angenehm iſt und bei letztgenanntem Städtchen ſich zur wieſenüppigen Thalweitung ausbreitet. Die Viehzucht blüht deshalb und auch der Ackerbau liefert gute Reſultate, obgleich der Boden nicht der beſte iſt. Oeſtlich ſtehen unfruchtbare Muſchelkalkberge, weſtlich bewaldete Höhen. Die hieſige Schaafwolle iſt wegen ihrer Güte ſehr geſucht. Wollſpinnerei und Weberei, Strumpfwirkerei, Bierbrauerei. In die Kirche ſind viele benachbarte Orte eingepfarrt. Eine gute ¼ St. weſtl. vom Städtchen liegt der Hof Schaumberg, herzogl. Domainengut, auf einem mit Buſchwerk bewachſenen Hügel, und gleich dabei die ſehr maleriſchen Ruinen der Ritterburg Schaumberg, einſt der Stammſitz der Edlen dieſes Namens, die im 30jährigen Kriege von kaiſerl. Truppen zerſtört wurde. Die Ausſicht über Berge und Thäler mit 16 Dörfern iſt ſehr ergötzlich und die ganze Partie wahrhaft romantiſch. Am Fuße des Hügels betreten wir einen mit Pappeln bepflanzten und mit einem ſteinernen Monumente gezierten Platz, den Idasplatz, zum Andenken der Tauffeier der Herzogin Ida von Meiningen ſo genannt, bei welcher die ganze weibliche Jugend des Landes Pathenſtelle verſah.

Bei Schalkau fällt das von der Oſtſeite des Bleß herabkommende Truckenthaler Waſſer in die Itz. An einer Quelle deſſelben liegt, dicht ſüdlich unter dem Bleß, der meining. Hof Zairenhaus, 3 H., 10 E., ¼ St. ſüdöſtlich von Stelzen, mit ſchöner Ausſicht nach dem Rhöngebirge, nach Franken und dem Fichtelgebirge. Südlich, ⅛ St. darunter, Mauſendorf, meining. Dſch., 11 H., 57 E., und ⅛ St. öſtlich davon Neundorf im Grunde meining. Dſch., 11 H., 51 E. Ein zweiter Grund zieht ſich öſtlich herab, und wo beide ſich vereinigen: **Truckenthal**, meining. D., 32 H., 202 E. Das Waſſer, das ſich zwiſchen Neundorf und Truckenthal unter der Kohlleite im ſteinigen Boden verliert, bricht bei dem letztern Orte aus mehren Oeffnungen eines Felſens wieder hervor, und bildet einen beträchtlichen Bach, der mehre Mühlen treibt und in einem freundlichen Grunde in ¾ St. Schalkau erreicht. Bei Schalkau tritt die Itz aus dem Bereich des Gebirges, nach 1 St. fällt bei Almerswind links die Grümpen ein, gleich darauf tritt ſie in das Coburgiſche und nimmt nach 1 St. bei Schönſtedt links die Effelder auf. In ihrem ſehr lieblichen Grunde begrüßt ſie mehre Dörfer, empfängt nach 2½ St. von der Linken die Röthen bei Oeslau, und erreicht nun als ſtattlicher Fluß in 2 St. die Haupt- und Reſidenzſtadt Coburg, wo ihr von der Rechten die im Kalkſteinvorgebirge ſüdlich von Eisfeld entſpringende und in einem angenehmen Grunde (durch welchen der Fußweg von Coburg nach Eisfeld geht) herabkommende Lauter zugeht. In Schenkenau im Baierſchen endlich fällt ihr die Rodach zu und unterhalb Rattelsdorf ergießt ſie ſich in den Main. Von Coburg an bildet ſie den wegen ſeiner Wieſenpracht und Fruchtbarkeit berühmten Itzgrund.

Hoch über den Quellen der Grümpen, in einem Sattel des höchſten Gebirgsrückens und dicht am Rennſteige, liegt der kleine, aber äußerſt freundliche meining. Fabrikort **Limbach**, 2310 Fuß über der Meeresfläche, mit 7 meiſt ſtädtiſch großen ſchönen Häuſern, mit einer ſehr berühmten Porzellanfabrik, die über 100 Menſchen beſchäftigt. Der Anblick dieſer heitern, gaſtlichen Häuſer auf dem Gebirgsrücken iſt ſehr wohlthuend. Der Ort verdankt ſeine Entſtehung einer 1731 von den Söhnen des ſchon genannten Schwabenhans, jenes in den Thüringerwald eingewanderten Greiners, angelegten Glashütte, die 1772 von einem Enkel deſſelben, Gotthelf Greiner, eines in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes, zu einer Porzellanfabrik wurde. Im Gärtchen vor dem Herrenhauſe findet man das gußeiſerne Denkmal dieſes Ehrenmannes und ſeiner heimgegangenen Angehörigen, aber länger als dies Denkmal wird der Segen dauern, den dieſe Familie im Gebirge verbreitet hat, und ihr Andenken wird leben, wenn die pomphaften Namen hochgeſtellter Zeitgenoſſen längſt verſchollen und vergeſſen ſind. Gleich unter Limbach auf der thüringiſchen Seite liegen die Schwarzaquellen, und es ſteht im Belieben der Ortsbewohner, das Waſſer ihres Brunnen nördlich in die Schwarza zu leiten und es der Elbe zuzuwenden, oder ſüdlich in die Grümpen und ſo den Rhein damit zu vergrößern. In dem ſüdlich ſich herabſenkenden Grunde laufen nämlich die erſten Quellen der Grümpen zuſammen. Ueber dieſem Grunde, ½ St. von Limbach: Züſtenberg (meining.), einige mit fruchtbaren Wieſen umgebne Häuſer, die, 1737 erbaut, den Namen von dem nahen, wegen ſeiner Wetzſteinbrüche berühmten Hüſtenberge erhielten. Auf der entgegengeſetzten Höhe, dem Saarberge, über dem Limbacher oder Siegmundsburger Grunde: **Siegmundsburg**, meining. D., 30 H., 234 E., auch Gundlachshütte genannt, weil ſonſt hier eine ſchon 1772 wieder eingegangene Glashütte ſtand, die der Glasmeiſter Gundlach auf Betrieb des Herrn Siegmund von Schaumburg, Beſitzers dieſer Gegend, gegründet hatte. Die Einwohner ſind meiſt in den Fabriken zu Limbach und Alsbach beſchäftigt, oder Porzellanmaler, Glasperlenmacher, Holzhauer und Tagelöhner. Einige Häuſer auf dem Saarberge heißen die Saarhäuſer. Das Dorf iſt, wie Limbach, nach Steinheide eingepfarrt. Oeſtlich, ½ St. von Hüſtenberg: **Steinheide**, meining. Marktflecken, 83 H., 639 E., ¼ St. von Limbach, ſehr maleriſch auf der Höhe des Frauenbergs gelegen, der dicht an dem Orte nach Weſten und Norden ſehr ſteil in die Gründe der Grümpen abfällt. Die Einwohner nähren ſich, da wegen der hohen Lage des Ortes Ackerbau nicht gedeiht, in Limbach oder in den Sandſteinbrüchen des nahen Sandberges, von Schachtel-, Glasperlen- und Schleifſteinmachen. Die neue ſchöne Kirche iſt erwähnenswerth. Sonſt war Steinheide eine durch ſeine Gold- und Kupferbergwerke reiche, mit allen Rechten und Privilegien verſehene, freie Bergſtadt „das Städtchen auf unſerm lieben Frauenberge“ genannt. Ueber 1000 Bergleute ſollen hier und in der Umgegend gewohnt haben. Der Bergbau war durch eine Menge Gruben vom 13. bis 15. Jahrh. im höchſten Flor, bis 1430 die Huſſiten die ganze Stadt plünderten, beinahe ganz verbrannten und alle Gewerke zerſtörten. Im 16. Jahrh. hob ſich der Goldbergbau wieder bedeutend, aber die Stürme des 30jähr. Krieges verwüſteten die Stadt aufs neue ſo entſetzlich, daß ſeit dieſer Zeit keine Grube mehr bebaut wird, obgleich der Schoos der Berge noch Gold in Fülle enthalten ſoll, und das reiche Städtchen zu einem armen Dorfe mit dem traurigen Namen herabſank. Im Jahre 1804 brannte es größtentheils ab, und iſt ſeitdem ſchöner aufgebaut worden. Jährlich wird am Tage nach Johannis hier ein Jahrmarkt gehalten. Herzogl. Försterei. Nordöſtlich hinter dem Flecken erhebt ſich als Kuppe des Frauenbergs das Kieſerle, der höchſte Berg der ſüdöſtlichen Gebirgshälfte, 2717 Fuß über dem Meere; Steinheide, 2523 F. ½ St. davon am höchſten Gebirgsrücken der Sandberg mit ſeinen großen merkwürdigen Brüchen, aus welchen der feinſte weiße Sand als Material faſt in alle Porzellanfabriken abgeführt wird. Das tiefe Thal der Grümpen heißt der Theuergrund; ihr fallen aus kleinern Gründen mehre Quellen zu. Unter Limbach liegt die Limbacher Maſſemühle, dann die Schenkemühle, weiter unten die Neumannsmühle, auch die Mühle im Grund genannt (1 Mahl- und 1 Schneidemühle), und hier kommt zwiſchen der Arſchbachsleite und dem Steger der Arſchbach herab. Der romantiſche, von ſteilen waldbedeckten Bergen eingefaßte Grund zieht ſich nun 1 St. lang (während welcher man an einer Schneide- und einer Porzellanmaſſemühle vorbei kommt) nach Theuern, meining. D., 30 H., 193 E., wo der Theuergrund ein Ende hat, und die Grümpen zwiſchen hohen Thonſchieferbergen, dem Steger (Steiger) rechts und der Grümpenleite links, aus dem Gebirge heraustritt. Das Dorf iſt maleriſch am Abhange des Stegers hinaufgebaut. Nach ¾ St. fällt links das Rauenſteiner Waſſer ein, in deſſen Grunde ½ St. öſtlich von Theuern, Rauenſtein, meining. D., 67 H., 530 E., nach dem 1½ St. entfernten Schalkau eingepfarrt, mit einer großen Porzellanfabrik, die das ſonſt arme Oertchen ſeit 1785 in einen blühenden Zuſtand gebracht und Häuſer- und

Menſchenzahl verdoppelt hat. Auch ihre Begründer waren zwei Greiner. 1 Pechhütte, 1 Potaſchenſiederei; Verfertigung hölzerner Waaren nach Sonneberg, vorzüglich Flachsbrechen. An der linken Seite des Rauenſteiner Bachs und auf drei Seiten vom Dorfe umgeben, erhebt ſich der ſchön geformte Burgberg, von deſſen Gipfel die maleriſchen Ruinen des Ritterſchloſſes Rauenſtein in das Thal herableuchten und der Gegend einen romantiſchen Anſtrich geben. Wahrſcheinlich in der Mitte des 12. Jahrh. erbaut, war ſie wohl vom Anfange Beſitzthum der in Franken und an dieſer Gebirgsſeite ſo reich begüterten Familie von Schaumberg und blieb es bis 1629, wann es der Herzog Anton Ulrich von Meiningen kaufte. Im Jahre 1640 wurde die Burg von kaiſerl. Truppen zerſtört, und die Herren v. Schaumberg bauten ſich 1690 im Dorfe ein ſteinernes Schloß. Südöſtlich ½ St. auf der Höhe: **Menſchenbach**, meining. D., 19 H., 133 E., die meiſt nach Rauenſtein und Sonneberg arbeiten. Die **Grümpen** erreicht nach 1 St. in einem allmälig breiter werdenden Grunde **Grümpen**, meining. D., 37 H., 182 E., an der Chauſſee von Schalkau nach Sonneberg; nach Schalkau (¾ St.) eingepfarrt. Ackerbau, Verfertigung hölzerner Sonneberger Waaren. An den Ufern der Grümpen, ober- und unterhalb dem Dorfe, viele grubenförmige Vertiefungen und Haufen von Sand und Gerölle, Ueberbleibſel ehemaliger Goldwäſchen. Der ziemlich breite Grund dehnt ſich noch ¾ St. bis **Almerswind**, meining. D., 31 H., 191 E., unterhalb welchem bei einem Eiſenhammer und einer Marmelmühle die Grümpen ſich in die Itz ergießt.

Die **Effelder** entſpringt zwiſchen Steinheide und dem Fellberge aus mehren Quellen, unter welchem die aus dem Köhlersgraben die bedeutendſte iſt, über 1½ St. vom höchſten Gebirgsrücken. Der öſtlich gelegene **Fellberg** iſt von Steinheide 1¼ St. ſüdöſtlich entfernt, und der Weg nach Steinach führt daran vorüber. Er iſt wegen ſeines Griffelſchieferbruchs, des einzigen in Deutſchland, berühmt. Der Griffelſchiefer iſt von ſchwarzer Farbe und ſo mild, daß man damit auf andern Schiefer ſchreiben kann, ohne dieſen zu ritzen. Er bricht über Tage in Blöcken, die Gänge genannt werden, und wird feucht mit Sägen zerſchnitten und dann mit ſcharfen Hämmern geſpalten. Gleich daneben befindet ſich auch ein Wetzſteinſchieferbruch von Bedeutung. Die Effelder erreicht im engen tiefen Grunde ſehr bald **Auguſtenthal**, meining. D., 8 H. mit 72 E., Eiſenwerk mit 1 Hohofen, 1 Stabhammer und 2 Zainhämmern, in einer tiefen, wilden, von hohen und ſteilen Bergen umgebenen Schlucht gelegen. Es werden hier viel gute Gußwaaren geliefert. Eine gute ½ St. weiter beginnt das meining. Dorf **Hämmern**, 92 H., 618 E., das ſich faſt ½ St. lang in dem engen, zu beiden Seiten mit waldigen, ſteilen Bergwänden beſetzten Grunde hinabzieht. Der Name des Dorfes rührt von einigen früher hier beſtandenen Hammerwerken her. 1 Forſthaus, 2 Mahlmühlen, 1 Farbenfabrik, die aus einem ſchwarzen Schiefer (Zeichenſchiefer, ſchwarze Kreide), der in der Nähe vorkommt, eine ſchwarze, und aus gelbem Ocher, der bei Steinach gegraben wird, eine gelbe Farbe bereitet. Arbeiten in den benachbarten Berg- und Hüttenwerken, Schiefer- und Waldarbeit, Köhlerei, Märmelpicken. Am untern Ende des Dorfes der Weiler **Schmidtsgrund**, 5 H. Unter Hämmern öffnet ſich das Thal immer mehr, und Lage und Boden werden für den Feldbau günſtiger. In ½ St. **Mengersgereuth**, meining. Pfarrkchdf., 52 H., 353 E., am rechten Thalabhange. Im Grunde die **Kleinmühle**, mit 1 Mahl-, 1 Schneide-, 1 Märmelmühle. Ackerbau, Viehzucht, Waldarbeit, Verfertigung von hölzernen Waaren für Sonneberg, vorzüglich Märmelpicken. Hier legen ſich nämlich an das Thonſchiefergebirge die Schichten des ältern Flözkalks an, von denen viele von gelber und grauer Farbe mit Dendriten, die ſich leicht zu kleinen kubiſchen Stücken theilen laſſen, und dann auf der Märmelmühle rund gemahlen werden. Auf die Kleinmühle folgt **Schwarzwald**, ein aus 12 H. beſtehendes Hammerwerk, 1 Stabhammer mit Friſchfeuer und 1 Zainhammer. Die Straße von Schalkau ſteigt bis hierher den Effelbergrund herauf und von hier über Forſchengereuth nach Sonneberg. Die Effelder tritt aus dem hohen Gebirge. Bald darauf **Schichtshöhe**, meining. D., 26 H., 138 E., an der linken Thalwand am weſtlichen Abhange des Iſaacberges. Die Effelder nimmt ihre Richtung nun nach Südweſten. Nach ¾ St. **Effelder**, meining. D., 73 H., 435 E., mit Rittergut. 3 Mahlmühlen, 1 Papier-, 1 Märmelmühle, oberhalb dem Dorfe, und zuſammen **Ober-Effelder** genannt. Bald darauf kommt rechts in gerader ſüdlicher Richtung ein Bach herab, der 1¼ St. nördlich unter dem Böhler (Berg) öſtlich von Menſchenbach entſpringt. Zu Anfang ſeines Grundes, ¼ St. von Menſchenbach und nahe am Wege von da nach Rabenaußig, iſt das Zinſelloch, eine nicht unintereſſante, aber nicht leicht zugängliche Tropfſteinhöhle. Der Eingang öffnet ſich in einer keſſelförmigen Vertiefung an der Oſtſeite eines mit Nadelholz beſtandenen Hügels; ſie zieht ſich ¼ St. lang in ſüdweſtl. Richtung bald weiter, bald enger fort, und ihre Wände ſind voll ſeltſamer Tropfſteingebilde. Ein kleiner Bach fließt hindurch. Der Grund zieht ſich nun nach Effelder hinab und hat nahe dabei das meining. Dörfchen Selchendorf. Auf der Höhe öſtlich liegt Rabenaußig, Dſch., und nahe dabei die Höfe Hohetann, Weicheroberg, Sichtung. Nach 1½ St. ergießt ſich die Effelder in die Itz.

Die Röthen entſpringt im tiefern Gebirge an den Tiſchblättern (Berg) und fließt in einem engen, von ſteilen, größtentheils mit Laub- und Nadelholz bewaldeten Thonſchieferbergen umgebenen Grunde in 1¼ St. nach Sonneberg, meining. Stadt, 354 H., 3347 E., hinſichtlich ihrer großen Betriebſamkeit die berühmteſte Stadt im Gebirge. Sitz eines Verwaltungsamtes, eines Kreis- und Stadtgerichts, einer Ephorie. Da der Grund nicht breit iſt, ſo beſteht ſie faſt nur aus einer Straße, die ſich ½ St. lang thalwärts zieht. Am untern Ende der Stadt tritt die Röthen aus dem Gebirge in die Ebene und die Buntſandſteinformation legt ſich an das Thonſchiefergebirge an. Die Sonneberger Waaren werden aus Holz, Schiefer, Papier, Glas, Eiſen, Blech und Leder verfertigt und ſind von der verſchiedenſten Art. Die Kunſtinduſtrie hat gewiſſermaßen ihren Hauptſitz hier aufgeſchlagen, und faſt in jedem Hauſe iſt eine ihrer Werkſtätten. Am berühmteſten in aller Welt ſind die Sonneberger Kinderſpielwaaren, und wenigſtens in Deutſchland lebt faſt kein Menſchenkind, das nicht einmal etwas davon beſeſſen, damit geſpielt, ſich daran erfreut hätte. Aber das Wenigſte davon bleibt in Deuſchland, nach Nord- und Südamerika, nach dem Oriente, nach Holland, England, Frankreich werden ungeheure Maſſen ausgeführt. Das Spielzeug wird nicht allein von Holz, ſondern auch aus Teig, Papiermachee Pappe ꝛc. verfertigt und davon zum Theil ſehr geſchmackvolle Gegenſtände geliefert. Außerdem iſt die Menge andrer Holzwaaren für den häuslichen und gewerblichen Gebrauch (z. B. Schachteln von allen Größen und Formen) ſehr groß, dann Schiefertafeln und Griffel, Wetzſteine, Brieftaſchen, Nägel, Blechwaaren, Kinderſpielzeug von Blech ꝛc., ſo daß es hier nicht möglich iſt, die verſchiedenen Gattungen aller Handelswaaren einzeln aufzuführen. Durchſchnittlich beträgt der Abſatz, trotz der Handelsſperren, jährlich über 300,000 Gulden, den 25 bis 30 meiſt bedeutende Handelshäuſer effectuiren. Sonneberg hat 6 Jahrmärkte, und Brandweinbrennerei und Bierbrauerei ſind bedeutend. Der Feldbau und die Viehzucht ſind gering. An den Bergwänden hinter den Häuſern ſteigen Gärten in Teraſſen auf, wo meiſt Gemüſe und Kartoffeln wachſen.

Im Mittelalter wird Sonneberg „das Städtlein zu Roten beim Hauſe Sonnenberg“ genannt (1343). Das Haus Sonneberg aber war eine Burg, auf dem Schloßberge über der Stadt, die 1596 ganz durch Feuer zerſtört wurde. Der Sonneberger Handel war im 14. und 15. Jahrh. ſchon ſehr bedeutend, ſo daß die Nürnberger Kaufleute bei Gründung der Meſſe zu Frankfurt a. M. vom Rathe daſelbſt förmlich eingeladen wurden, und mehre Vorrechte, Erlaß von Abgaben ꝛc. erhielten, wofür ſie meſſentlich dem Rathe eine Verehrung von ihren Fabrikaten zu machen hatten. Sonneberg verlor durch einen großen Brand 1840 faſt den vierten Theil ſeiner Häuſer. Weſtlich ¾ St. auf der Höhe: Forſchengereuth, meining. D., am weſtlichen Fuß der Enisleite (ſtattlicher Berg), 31 H., 165 E., viel genannt wegen ſeines trefflichen Biers. Von Sonneberg führt die Chauſſee dahin, am Blöſeberg hinauf, bei dem unterhalb Sonneberg liegenden Weiler Wehd vorbei und durch die Waldung bis Forſchengereuth. Die Röthen fließt nun durch die Ebene in einem großen Bogen (zwiſchen dem Eichberg links und dem Iſaacberge rechts fällt ihr ein Bach, das Amtsvogteiwaſſer zu, an welchem die meining. Dörfer Mürſchwitz, 22 H., 152 E., und Bettelhecken, 22 H., 134 E. liegen) über Wildenheid, in 1¼ St. nach Neuſtadt an der Heide, coburg. Städtchen am Fuße des mit Wald dicht bewachſenen Mupbergs, der ſich hier aus dem flachen Lande erhebt. 230 H., 1600 E. Sitz eines Juſtiz-, eines Kammer-, eines Forſtamts-, Förſterei, Superintendentur. Sehr berühmt iſt das hieſige Felſenkellerbier, das weit verführt wird. Feldbau und Hopfenbau, Holzhandel, Handel mit Sonneberger Waaren, wovon jährlich für ohngefähr 30000 Gulden verſendet werden. Oberhalb der Stadt iſt aus der Steinach bei Oberlind ein Floßkanal in die Röthen geleitet. Neuſtadt litt 1839 von einem furchtbaren Brande. — 1½ St. unterhalb Neuſtadt ergießt ſich die Röthen in die Itz.

Das Thal der Steinach mit den Thälern der Engnitz, Rögitz und Oelſe.

Die Steinach, der waſſerreichſte der Flüſſe, welche die Südweſtſeite des ſüdöſtlichen Gebirgstheils durchſtrömen, bildet auch das längſte Thal auf dieſer Seite. Sie entſpringt nämlich dicht unter dem höchſten Gebirgsrücken, da wo dieſer die tiefſte Ausbiegung nach Norden macht und einen ſpitzen Bogen bildet, in deſſen Spitze Igelshieb liegt. Auf der weſtl. Seite dieſes Bogens liegen Glücksthal, meining. Hof, im Walde dicht am Rennſteig, noch vor wenigen Jahren eine Hohlglashütte. Nahe dabei Bernhardsthal, meining. Tafelglashütte. 1 St. davon Igelshieb, meining. D., 36 H., 317 E., auf dem höchſten Gebirgsrücken, und nur durch den Rennſteig von dem rudolſt. Dorfe Neuhaus getrennt, und dorthin eingepfarrt, an der von Sonneberg nach Saalfeld führenden Chauſſee. Lauter einſtockige, mit Schindeln gedeckte und Bretern bekleidete Häuſer, die in einer Gaſſe ſich auf dem Gebirgsrücken fortziehen. Unter Glücksthal entſpringt die Steinach, und nimmt kleine Quellen auf, die unterhalb Bernhardsthal und Igelshieb entſtehen. Sie geht in einem ſehr engen, wilden und unfreundlichen Grunde, in welchem, 1½ St. lang, nur eine Porzellanmaſſemühle ſteht. Da fällt ihr von der Linken die Lauſche zu. Dieſer Bach entſpringt dicht unter den höchſten Gebirgsrücken, 1 gute St. ſüdöſtl. von Igelshieb. Bald darauf fällt links der Ernſtthaler Bach in die Lauſche. An der Quelle deſſelben und am Fuße des Pappenheimer Berges liegt Ernſtthal, meining. D., 22 H., 227 E., mit einer bedeutenden Hohlglashütte, die vorzüglich viel Medicingläſer liefert. Das Dorf entſtand durch die von Hans und Nic. Müller 1707 hier angelegte Glashütte, die zu Ehren des Herzogs Joh. Ernſt von Saalfeld den Namen erhielt. ¼ St. tiefer eine Mahlmühle mit Bierbrauerei und Schenkwirthſchaft. Gleich darauf über dem Grunde **Henriettenthal**, eingegangene Glashütte, die erſte im Thüringerwalde, welche der Schwabenhans (Hans Greiner) und der Böhme Müller zu Anfang des 16. Jahrh. angelegt haben ſollen. Die Chauſſee, die von Igelshieb eine bedeutende Strecke mit dem Rennſteig fortläuft, ſenkt ſich dann in das Thal der Lauſche hinab, und erreicht ¼ St. unterhalb Henriettenthal **Lauſcha**, meining. D., 110 H., 911 E., am Fuße dreier Berge, des Teufelholzes, des Thierberges und des Fünfzehnahorn, wo der Ernſtthaler Bach in die Lauſche fällt, mit einer Glashütte, welche außer weißem Hohlglas und Medicingläſern auch weißes Beinglas und farbige Gläſer für die Glasbläſer und Glasperlenmacher liefert, und ebenfalls von Hans Greiner, angeblich 1595, angelegt wurde. Filial von Steinheide. Viel Porzellanmalerei, Verfertigung der ſchönſten Porzellanfarben, Glasperlenfabrikation, Holzarbeiter, mehre Potaſchenſiedereien ꝛc. Ein ſchöner lebensluſtiger Volksſchlag bewohnt dies große Dorf, in welchem ſich der Fremde ſogleich heimiſch fühlt. — Von Lauſche abwärts, im engen Grunde auf der Chauſſee, **Lauſche im Grunde**, eine Mahlmühle und Wirthshaus, und nach einer Strecke eine zu Oberſteinach gehörige Häuſergruppe, gewöhnlich **Hohofen** genannt, weil früher ein ſolcher hier geſtanden.

Hier fällt die Lauſche in die Steinach. Nach zehn Minuten fällt ihr von der Linken die Göritz zu. Dieſe entſpringt am Kieferle bei Steinheide, und geht faſt 1 St. in ihrem engen Grunde, in welchem kein einziges Menſchenhaus ſich befindet, hinab. Im Grunde der Steinach erreicht die lebhafte Chauſſee bald darauf Oberſteinach, bedeutendes Eiſenwerk mit 1 Hohofen, 1 Zainhammer, 2 Friſch- und Stabhämmern. Außerdem 1 Mahl- und 1 Schneidemühle und mehre Wohnungen. Es werden hier ſehr gute und mannichfache Gußwaaren geliefert. Daran ſchließt ſich Steinach großes meining. D. (216 H., 1928 E.), das ſich mit Oberſteinach faſt ½ St. an der Steinach hinabzieht. Bei Oberſt. erweitert ſich das Thal, und wird um Steinach ein ſchöner, heller, geräumiger Wieſengrund, in welchem ſich das lang geſtreckte Dorf ſehr freundlich ausnimmt. Der Feldbau iſt in Kartoffeln, Rüben, Flachs nicht unbedeutend, auch wird Gerſte, Sommerkorn, Hafer gezogen. Die Viehzucht iſt ganz vorzüglich. Das Steinacher Bier wird weit verfahren. Oberſteinach hat im Langenthal und Thierberge eigene Eiſengruben, in denen über 30 Steinacher als Bergleute beſchäftigt ſind. Die Einwohner ſind ferner Wald- und Holzarbeiter, Schmiede, Schieferbrecher, Schiefertafelnmacher und Drechsler, Porzellanmaler, Maler der Sonneberger Holzwaaren, Handwerker. Die hieſigen Eiſenwerke beſtanden ſchon im 15. Jahrh. Von Steinach zieht ſich die Chauſſee rechts über die Höhe ins Thal der Röthen und Sonneberg hinüber. (2 St.) Verfolgt man den Grund der Steinach, ſo kommt man in kurzer Strecke zum Sonntagshammer, Blauofen und Blechhammer; ¼ St.

tiefer eine Märmelmühle und ohnweit eine zweite. Noch eine Strecke und die Engnitz fällt links in die Steinach.

Die Engnitz entſteht ½ St. höher in ihrem Grunde aus der Rögitz weſtlich und der Delſe öſtlich. Die Rögitz entſpringt unter Ernſtthal, und hat oben in ihrem engen wilden Grunde einen Floßteich. Nach ¾ St. treibt ſie die Giftigermühle, wo der Giftigbach in die Rögitz fällt, und erreicht dann das meining. Dorf Haſelbach, deſſen 31 Häuſer (mit 230 E.) ſich faſt ½ St. lang im engen Thale abwärts ziehen. Links fällt noch der Bärenbach in die Rögitz, die in ihrem waldbeſetzten Grunde der Vereinigung mit der Delſe zueilt.

Die Delſe entſpringt aus zwei Quellen unter dem hohen Schoß, und erreicht ſogleich Haſenthal, meining. D., 43 H., 298 E. Die Häuſer ſind theils im engen Grunde, theils an der nach Haſelbach hinziehenden Höhe einzeln und in Gruppen gebaut, wodurch das Dorf eine ziemliche Ausdehnung gewinnt. Forſthaus. Dann fällt der Delſe von der Linken die aus dem Spechtsgrund kommende, und unterhalb Spechtsbrunn entſpringende Meerſch zu, und bald darauf begrüßt man das Eiſenwerk Friedrichsthal, Hohofen und Hammer mit Friſchfeuer; 5 Häuſ. Von da bis zur Vereinigung der Delſe und Rögitz zur Engnitz iſt eine gute Stunde, der Lauf der Engnitz ſelbſt bis zu ihrer Mündung in die Steinach beträgt keine halbe Stunde. Im Thale der Steinach beginnt nun Hüttenſteinach, und an dieſes ſich anſchließend der Hüttengrund, das erſtere 7 H., Porzellanfabrik, ſonſt Eiſenwerk; letzteres 33 H., 207 E., liegt faſt ¼ St. im

Thale hinab zerſtreut. Die alte, von Neuſtadt a. d. Heide herüberkommende, und von Oberlind bis eine Strecke über Köppelsdorf, bis zum Anfange von Hüttengrund das Thal der Steinach heraufſteigende Chauſſee, geht nun hier im Grunde eines links einmündenden kleinen Bachs hinauf, und paſſirt oben an der linken Seite deſſelben das am Abhange des langen waldigen Berges lang gebaute meining. Dorf Judenbach, 139 H., 918 E., ¼ St. von Hüttenſteinach. Die Einwohner ſind meiſt ſehr geſchickte Holzarbeiter und ſehr betriebſam. Hier iſt eine Poſthalterei. In die durch große Geſchenke einiger Nürnberger und Augsburger Kaufleute 1705 erbaute Kirche ſind die benachbarten Orte eingepfarrt.

Sogleich auf Hüttengrund folgt das meining. D. Köppelsdorf, 48 H., 261 E., ſo daß über 1 St. das Thal mit Häuſern beſetzt iſt. Hier iſt eine Spiegelfabrik, die vorzüglich kleine Spiegel (9 Zoll Höhe, 7 Zoll Breite), ſogenannte Judenwaare, in ungeheurer Menge liefert. Die Steinach tritt hier aus dem Gebirge und ihr Thal wird breit, freundlich und fruchtbar. Das Flüßchen erreicht in ½ St. den in der Ebene liegenden meining. Marktflecken Oberlind, 151 H., 864 E., 1 St. ſüdlich von Sonneberg. Die Steinach fließt über Unterlind, Heubiſch ꝛc., und bildet über 4 St. die Grenze zwiſchen Coburg und Meiningen bis ſie bei dem coburg. Dſch. Steinach ganz ins Coburgiſche tritt. Hier fließt ihr von der Linken die Föritz zu, die an den letzten Bergen des Gebirgs öſtlich von Köppelsdorf entſpringt und über die meining. Dörfer Föritz, Mottmar, Geſell, Sichelreuth geht.

Ueber Hof an der Steinach, Hörb, Leutendorf geht die Steinach ins Baierſche über. Dort ergießt ſie ſich bei Marktzeulen in die Rodach.

Die Haslach mit der Tettau.

Die Tettau entſteht aus 2 Hauptquellen, der Großen-Tettau weſtl. und der Kleinen-Tettau öſtl. Die erſtere entſpringt unterhalb der Küche am Rennſteige, da wo die Coburg-Saalfelder Poſtſtraße über den höchſten Gebirgsrücken ſteigt. Ihr Grund iſt hier noch eng, doch nicht ohne Anmuth. Nach ¾ St. erreicht ſie **Großtettau**, baier. Pfkrchdf. (54 H., 274 E.), 1 Mahl-, 1 Schneidemühle. Große Porzellanfabrik, die jährlich gegen 400 Ctr. Porzellan liefert. Nach ½ St. **Alexandershütte**, baier. Weiler, 18 H., 144 E. Glashütte in dem lieblichen, mit dichtem Tannenwalde bekränzten Wieſengrunde, am Zuſammenfluſſe der Großen- und Kleinen-Tettau, wo der Tettaugrund ſich mehr öffnet.

Die Kleine-Tettau entſpringt nahe am Rennſteige unter der Schulwieſe. Nahe an ihren Quellen: **Kleintettau**, bair. D., 36 H., 250 E., mit großer Glashütte, die meiſt grünes Hohlglas, Flaſchen, Medicingläſer ꝛc., gegen 700 Ctr. jährlich, liefert. Nach Langenau eingepfarrt. Der Kleine-Tettaugrund von hier bis Alexandershütte iſt ¾ St. lang. Unter dieſem Dſch., weſtlich an der Chauſſee, die von **Neuenbau** und **Sattelpaß** (jenes meining. D., 1 St. von Judenbach, mit 36 weit auseinander liegenden

Häuſern, dieſes einige einzelne Häuſer) heraufſteigt, liegen zwei einzelne Wirthshäuſer nahe an einander, der Auerhahn auf meining., der Baieriſche-Hof auf baieriſchem Gebiet. Im Tettaugrunde aber findet man nach ½ St. einige Häuſer, Sattelgrund genannt (1 Oel-, 1 Mahlmühle und 1 Wirthshaus). Der Grund wird nun unfreundlich und ſogar unwegſam, die Bergwände ſind bis ins Thal dicht bewaldet, der Fluß läßt oft dem ſchlechten Fahrwege kaum Raum, der Fußweg läuft über ſumpfige Wieſen. Man erreicht nach 1 St. **Schauberg**, 4 H., Porzellanfabrik am linken Ufer, und gegenüber am rechten Rothenbach große Sägemühle, wo rechts der Rothenbach in die Tettau fällt; links ergießt ſich der weit bedeutendere Bernbach in ſie, der unter dem Rennſteig am Fuße der Langen-Brücke (Berg) entſpringt, und im engen einſamen Grunde nach 1 St. das baier. Pfkrchdf. **Langenau** (66 H., 338 E.), mit zwei guten Mineralquellen. Die Gemeinde hat bedeutende Waldungen und treibt ſtarken Floßhandel. Holz- und Waldarbeiter, 1 Schneidemühle, 1 Brauerei. Von Langenau bis Schauberg dauert das Thal des Bernbach, der Langenauer Grund genannt, wiederum 1 gute St. Einige 100 Schritte unter Schauberg: die **Grüne**, baier. Weiler, aus einigen Häuſern beſtehend. Im engen Grunde kommt man während 1½ St. an 4 Schneidemühlen vorüber nach **Heinersdorf**, wo ſich das Thal zur freundlichen Wieſenau erweitert, und hier wird die Tettau zum hinreichend waſſerreichen Fluſſe, der nun ſtark zum Flößen von Bretern, Bauholz ꝛc. benutzt wird. Heinersdorf zieht ſich ½ St. lang am Fluſſe hinab, iſt baier. Marktflecken mit 136 H., 724 E. Die Häuſer ſind nicht nur mit Schiefer gedeckt, ſondern auch die Wände damit bekleidet und darauf Figuren gemalt. Die Kirche liegt maleriſch auf einer felſigen Anhöhe. Es werden hier 5 Jahrmärkte gehalten. Unterhalb Heinersdorf fließt links der Buchbach ein, der vom höchſten Gebirgsrücken kommt und in 1½ St. nach **Buchbach**, baier. Pfkrchdf., 45 H., 236 E., hinabgeht. Der übrige Grund des Buchbach, gegen 3 St. lang, iſt häuſerleer. Die Tettau fließt nach ½ St. bei **Welitſch**, baier. D., 22 H., 124 E., vorbei, und geht unterhalb dieſem Dorfe in die Haslach.

Das letzte Thal des eigentlichen Thüringerwaldes iſt das der Haslach, deren Quellen zum Theil ſchon im waldigen Frankenwalde liegen. Von ihrem Urſprunge bis zur Stelle, wo die Haslach die Tettau in ſich aufnimmt, iſt die erſtere Grenzfluß des Thüringerwaldes und des Frankenwaldes. Nicht weit unter der Hauptquelle der Haslach liegt **Oberhaslach**, baier. D., 34 H., 182 E. Die Straße von Teuſchnitz nach Ludwigsſtadt geht durch das Dorf und durchſchneidet den Rennſteig ½ St. höher bei der Lauenheimer Ziegelhütte. An einigen Mühlen vorüber erreicht man nach ¾ St. die Stelle, wo rechts der Steinbach einfällt. Einige 100 Schritte vor der Mündung deſſelben liegt **Steinbach**, baier. D., 38 H., 224 E. Floßhandel, Schiefertafelfabriken, Viehzucht. Nach ½ St. von derſelben Seite der Leiterbach, in deſſen Grunde **Windheim**, baier. Pfkchdf. 64 H., 358 E. Auf der linken Seite fällt ein kleiner Bach in die Haslach, an deſſen Grunde auf einer Höhe, ¼ St. von der Mündung, das baier. D.

Hirſchfeld, 32 H., 220 E. Viehzucht, Holzhandel, ſchlechter Ackerbau. Im Haslachgrunde nach ½ St. **Förtſchendorf**, baier. Dorf, 24 zum Theil vereinzelte Häuſer. Im üppigen Wieſenthale ſteht 1 St. lang kein einziges Haus. Nun erreicht man den baier. Marktflecken **Rothenkirchen**, 66 H., 496 E., mit einer anſehnlichen, dem heil. Bartholomäus geweihten Kirche, in welche 7 Ortſchaften eingepfarrt ſind. Die Lage des mit einem Schloſſe verſehenen Ortes iſt ſehr anmuthig. Hauptnahrungszweige ſind Feldbau (Hafer und Flachs), Holzhandel, Floßweſen, Leinwandhandel, 6 Jahrmärkte. Hier fällt von der Rechten der Kehlbach ein, der am höchſten Gebirgsrücken entſpringt, und gleich darauf **Kehlbach**, baier. D., 29 H., 176 E. erreicht. Obgleich es ſehr hoch liegt, hat es doch etwas Feldbau. Nach 3 St. im einſamen Grunde berührt der Kehlbach **Friedersdorf**, ¼ St. von Rothenkirchen (30 H.). Die Haslach kommt in ¼ St. nach **Preßig**, baier. D., 24 H., 136 E. 1 Mahlmühle, 4 Schneidemühlen. Guter Ackerbau, Viehzucht, Holzhandel. Gleich darauf fließt die Tettau ein. Hier hört der Thüringerwald auf und die Haslach fließt am Fuße des Frankenwaldes in 3 St. nach Kronach. Sie berührt folgende baier. Dörfer: Neukenroth, Stockheim (mit bedeutendem Steinkohlenbergwerk), Wolfersdorf, Unterhaslach, Gundelsdorf und Knellendorf. In Kronach ergießt ſich die Haslach in die Kronach.

Die Bewohner des Haslachthals ſind mit wenigen Ausnahmen katholiſch.

Die Kronach.

Die Hauptquelle der Kronach iſt die Dobra, die im meiningiſchen Frankenwalde, am ſüdlichen Fuße des Wetzſtein, am höchſten Gebirgsrücken entſpringt, und nach ½ St. das meining. Eiſenwerk **Dobrahütte** (Blauofen, Stabhammer, Stahlzementirofen, Waffenhammer und Mühle) erreicht. Gleich darauf geht ſie ins Baierſche und berührt nach ½ St. **Reichenbach**, baier. D., 55 H., 270 E. Feldbau, Viehzucht, Holz- und Kohlenhandel. 2 St. lang iſt der Dobragrund ſehr einſam, und nur die Tſchirnmühle und die Dobramühle liegen in ihm. ½ St. öſtlich auf der Höhe: **Tſchirn**, baier. Pfkchdf. mit 425 E. Die Dobra vereinigt ſich bald darauf mit dem Teuſchnitzer Bach und nimmt nun den Namen **Kronach** an. Der Teuſchnitzer Bach entſpringt nur 1 St. oberhalb aus 2 Quellen. An ihrer Vereinigung liegt **Teuſchnitz**, baier. Städtchen auf einer Berghöhe, dem Teuſchnitzer Berge, der das Haslachthal vom Dobrothale ſcheidet. 136 H., gegen 800 E., mit einem alten verfallenen Schloſſe. 4 Mahl- und Schneidemühlen. Der Flachsbau iſt vorzüglich, auch die Viehzucht nennenswerth. Die Hauptnahrungsquellen ſind die ungeheuern Waldungen des Frankenwaldes, der Holzhandel und das Floßweſen. Jährlich 2 Jahrmärkte. Das baierſche Oberlandgericht Teuſchnitz hat ſeinen Sitz in Nordhalben. Das Thal der Kronach erweitert ſich hier, der Wald tritt zurück und macht den Ackerfeldern Platz. Oeſtlich am Birnbaumer Berge liegt **Effelder**, baier. D., 38 H., 300 E., am Dobrafloßbache, der nach einer geraumen Strecke bei Steinberg in die Kronach fällt. Von

Steinberg, baier. D., fließt die Kronach über **Frieſen** und **Dörfles** in 2 St. nach Kronach.

Die Rodach.

Die Rodach entſpringt aus drei Quellen am höchſten Gebirgsrücken, zwiſchen **Rodacherbrunn** und dem Lobenſteiner Culm, und erreicht nach 1¼ St. das reuß=ebersd. Dorf **Titſchendorf**, auch das **Neuendorf** genannt (69 H. 452 E.). Auf einer Anhöhe dabei **Heinrichshöhe**, einige Häuſer. Gleich darauf fällt von der Linken die fränkiſche Moſchwitz ein, die unter dem Lobenſteiner Culm entſpringt. Bald fällt von der Rechten ein Bach ein, an deſſen rechter Thalwand, öſtlichem Abhange des Nordhalber Berges: **Nordhalben**, baier. Marktflecken, an der Chauſſee von Kronach nach Lobenſtein, Hauptſtraße von Franken nach Sachſen. Sie ſteigt ¾ St. oberhalb Steinwieſen am Bergabhange aus dem Rodachthale herauf. Nordhalben, 165 H. und 1350 E. Sitz eines Landgerichts. Hier werden vorzüglich viel hölzerne Geräthſchaften verfertigt. Außerdem Holzhandel, Floßweſen, Ackerbau. 8 Jahrmärkte. In die Rodach ergießt ſich links der Rödelbach, aus 2 Bächen vereinigt, die vom höchſten Gebirgsrücken gegen 3 St. in einſamen Gründen herabgehen. Ehe er ſich mit der Rodach vereinigt, am rechten Berghange, liegt **Nürn**, baier. D., 36 H., 275 E., mit einer Kapelle. Vom Einfluſſe des Rödelbachs läuft die Chauſſee nun mit der Rodach zuſammen abwärts. Nach ¼ St. fällt von derſelben Seite der Leitſchbach bei **Steinwieſen** in die Rodach. **Steinwieſen**, baier. Marktflecken, 10 Mahl-

und Schneidemühlen, 1 Eiſenwerk mit Hochofen und Hammer, welches Gußwaaren liefert. Poſtſtation. Ackerbau, Viehzucht, Floßweſen, Holzhandel. Vom Leitſchbach rechts an der Höhe **Birnbaum**, weiter unten **Neufang**, baier. Dörfer. Von Steinwieſen 1½ St. liegt Zeyern, Pfrkchdf. Hier erweitert ſich das Thal, der Frankenwald hört auf, und die Rodach geht über **Ober-** und **Unterrodach**, Höfleins nach Kronach.

Kronach, baier. Stadt (400 H., 3100 E.), am Zuſammenfluſſe der Haslach und Kronach, auf einer Anhöhe, deren Gipfel die Veſtung Roſenberg krönt. ¼ St. unter der Stadt fließt die Kronach in die Rodach. Zwei beträchtliche Vorſtädte ziehen ſich an der Haslach und Rodach hinauf. In der Stadt ſelbſt die große Pfarrkirche mit ſchönem Pfarrhof, 4 Kapellen, 1 Franziskanerkloſter. Zur Stadt gehören 9 Mahl- und Schneidemühlen. Hauptnahrungszweige ſind beträchtlicher Ackerbau, Viehzucht und Bienenzucht. Die Stadt iſt Hauptſtapelplatz eines beträchtlichen Handels mit Flößholz, welche auf den drei Flößen aus dem Gebirge herabgeflößt werden, und von hier auf der Rodach in den Main, nach Franken, in die Rheingegenden und nach Holland gehen.

Die thüringiſche Moſchwitz entſpringt in 2 Quellen ſüdlich und öſtlich am Lobenſteiner Culm. An der nördlichen Quelle liegt Schlegel, eberſd. D., 47 H., 282 E., öſtlich vom Sieglitzberge am Rennſteig. Nach ½ St. Seibis, eberſd. D., 30 H., 160 E. Im Grunde der ſüdlichen Quelle liegt die Krötenmühle.

Nach ½ St. fällt die thüring. Moschwitz in die Selbitz, und dieſe gleich darauf in die Saale. Dort liegt das ebersd. Dörſchen Blankenſtein in einer wilden bergigen Gegend. Auf der Selbitzbrücke gelangt man ins baierſche, über der Saale iſt preußiſches Gebiet. Es hat 18 H., 153 E., 1 Rittergut, 1 Sägemühle. Hier hört der Rennſteig und der Thüringerwald mit dem Frankenwalde auf.

Verbeſſerungen.

Seite 5 Zeile 8 von oben ſtatt Görlitz lies: Föritz.

Aus Verſehen iſt die geognoſtiſche Beſchreibung des Badewaſſergrundes, S. [illegible], ausgefallen. Hier folgt ſie:

Die Berge an den obern Thälern des Ungeheuren Grundes beſtehen aus Porphyr von verſchiedenem Gemenge und Farbe; der Zimmerberg beſteht aber ſchon aus Todtliegendem, worin ein mächtiger Gang von Schwerſpath ſtreicht, auf welchen Gruben im Gange ſind. Im Büchig bei der Ziegelhütte kommen wir zum Mundloch der großen Gypsgrube, zu welcher der [illegible] Schritte lange Herzog-Ernſt-Stollen führt. Dieſer Stollen iſt durch Buntſandſtein, dann Rauchwacke, Kalk und andre Flötz getrieben. Der Gyps bricht in großen herrlichen Kryſtallen.

Regiſter.

A.

Seite
Abelsbach, der . . . 320
Abſang, (Abſank?) der; Höhe 36
Abtsberg, der . 66. 76. 89
Achat 270
Ackerholz 279
Adolfsquelle 177
Adular 246
Aechtelsberg, der 191. 197
Ahle Filſch, der . . . 110
Ahlſtedt, Ort 294
Alaunwerk. 361
Albrechts, D. 7. 284. 290
= Bach 290
Alexandershütte, die . 385
Alkersleben 169
Allendorf 218
Allersdorf 325
Alweg, der; Berg . . 244
Allzunah, Franzenshütte 28. 299
Almerswind, D. . 370. 374
Alsbach, D. 317
Alte Straße, Berg . . 279

Seite
Alte Tränke, die . 28. 298
Altefreiheit, D. od. Vorſtadt 361
Altenbergen. D. . . . 97
Altenbeuthen, D. . . 357
Altenbreitungen . 239. 246
Altenburg, Berg . 138. 147
= die, bei Arnſtadt 132. 166
Alten-Dambach, D. . 296
Altenfeld, D. . . . 319
Altenfels, der . . . 110
Altenſtein, der 218. 223. 236
Beſchr. 228
Altenſteiner Höhle . . 231
= = Straße, alte . 60
Alten-Trége, die; Berg 33
Altersbach, D. . 266. 278
Altersbach, der . 278
Alterbachsköpfe . . ebd.
Altes-Soden, Berg . . 33
Altes Stutenhaus . . 298
Altetau, die; Bach . . 290
Altmarkt, D. od. Vorſt. 361
Altringelſtein, Burgruine 222

Altſtadt, die; bei Eiſenach 46
Althal, das . . 258. 269
Alzerode 262
Ampelsburg, die . 148. 159
Amsdorf, Niklas, in Eiſenach 46
Amt Gehren . . 198. 199
Amtsvogteiwaſſer, das . 379
Anderbach, der . 356. 357
Angelrode 132. 155. = Felſenkammern, Felſenlöcher 154
Angſtedt, D. 194
Annenthal, das . . . 45
Apfelſtedt, Fl. 3. 6. 102. 118. 159
= = die trockene . . 107
= = die wilde . . . 108
Apfelſtedtgrund, der . . 106
Arensberg, ſ. Arnsberg.
Arkadien Deutſchlands . 2
Arlesberg, Arlsberg, der 6. 132. 147. = Dſch. 147. 149
Arnsbach, der; u. Vitriolw. 348
Arnsberg, der große 223. 224. 228. 277
Arnsgereuth, D. . . 343
Arnſtadt 159
Arolsberg, der 29. 297. 309
Arsbach, der . . . 306
Arſchbach, der . . . 373
Arſchbachsleite, die . . 373
Artlesbach, der . . . 303
Arzberg, der. . . . 278
Asbach, Ort 267; = Beſchr. 268
Aſchberg, der . . . 239
Aſchenberg, der 66. 71. 76
Aſchenbergsſtein, der . 72
Aſchenbrücke, die. . . 17
Aſchenhof, der, Rittergut 284
Aſcherbach, Ort 325; = der, ebd.
Aſcherofen, der; Berg . 187
Asmus von Stein . . 240
Aſſe, die; Bach . . . 101
Attchenbach 206
Attenrod, das; Wüſtung 244
Aue, die; Ortſchaft . 6. 268
Auerhahn, der; Gaſthof bei Stützerbach, in einer Höhe von 2228 F. . . . 186
= bei Wilhelmsthal . 204
= bei Klein Tettau . 386
Auguſtenthal, D. . . 375
Ausſpanne, die; an der Suhlaer Leube . . . 25
Au=Wallenburg, D. 252

B.

Bachfeld, D. . . . 368
Backofenloch, das . . 60
Bad Liebenſtein . . . 8
Badegraben, der . . 109
Badewaſſer, das . . 75. 88
Badewaſſergrund, der 75. 89
Bärenbach, der 320. 338. 383
Bärenbachsgrund . . 326
Bärenbruch, der . 71. 75
Bärenbruchsſtein, der . 72
Bärengraben, der . . 109
Bärenſtein, der . . . 120
Bärmer, der 54

Baier, der; Berg . . 219
Baieriſche Hof, der . . 386
Baireuth ſ. Brandenburg.
Balſampappel, die . . 142
Bamberg, Gebirge bei . 131
Bandporphyr 195
Banndorf, Hof . . . 271
Banz, Schloß . . . 34
Barchfeld . 218. 220. 227
Barigau, D. 325
Baſalt . . 215. 293. 294
Bauernkrieg, der . . 78
Bauershof, der . . . 214
Bayenrode, ſ. Beirode.
Bechſtein 86
Beerbach od. Beerbergsbach 250
Beerberg, Großer (b. Schneeberg); höchſter Berg des
Thüringerwaldes, 3064
Fuß hoch 9. 26. 66. 284.
= Beſchr. 130. Kleiner 286
Beerberg, Großer (b. Mittelberg) 19. Mittel= u.
Unter=Beerberg . . 250
Beerbergſtein, Großer und
Kleiner; Felſenpartien 19
Beirode, Beierode, Beienrode,
Bayenrode . . . 8. 245
Bellevüe 36
Benignengrün, D. . . 353
Bennewitz 6
Benshauſen, Flecken 7. 282
Berg, der ſpitzige 279. 292
Bergbau, Ilmenauer . 183
Berggraben, der alte 137. 176
Bergſteig, der; am Neufang 18
Berka, Stadt . 5. 14. 194
= = an der Werra . 220
Bernbach, D. . . 7. 279
Bernbach, der . 279. 386
Bernhard, Herzog, Stifter
d. meiningenſchen Linie 241
Bernhardsthal, Hof 32. 380
Bernkopf, der . . . 292
Bernsdorf 328
Bettelhacken, D. . . . 379
Beulwitz 6
Biber, die 304
Biberbrunnen, der . . ebd.
Bibergrund, der . 293. 305
Biberſchlag, D. . 304. 305
Bibersleite, die . . . 317
Bielſtein, der . . . 107
Biesau, die 326. = Dorf ebd.
= Grund . . . . ebd.
Bilbersleite, die . . . 32
Birkberg, der 14
Birkheide, die, Berg 223. 228
Birnbaum, D. . . . 391
Birnbaumer Berg, der . 389
Biſchofreda, D. . . . 294
Blankenburg, Mündung der
Rinne in die Schwarza
4. 6. 335. Beſchr. 340.
Ruine daſelbſt 132. 335. 341
Blankenburger Linie . 332
Blankenſtein, reuß. D. 4. 36.
359. 392

Blaue Stein, der 170. 173
Blaufarbenwerk, ein . 310
Blechhammer, der . . 328
Bleiweißfabrik, eine . . 319
Bleß, der hohe; Berg 31. 37. 38. 65. 216. 311. 367. 368
Blechſchlauchgrund, der 275
Blöſeberg, der . . . 379
Blumenau, D. 324
Blumenkorb, Denkmal . 230
Blutbuche, die . . . 142
Bock od. Bocksberg, der obere und untere . . 327. 329
ſ. Borberg.
Bockeſchmiede, die . . 329
Bötlen, D. 324
Böhler, der, Berg 120. 376
= der kleine . . . 123
Böhme, der, Müller . 381
Bommelhaug, der 244. 245
Bonacker, Berg . . . 213
Bonifaciuskapelle . . 230
Bornthal, Berg . . . 14
Bornwieſe, die . . . 30
Borberg, der . . . 352
Brand, der; Berghöhe . 17
Brandenburg, die, Ruinen 8. 14. 209
Brandenburg-Baireuth, Markgrafen von . . . 346
Brandenfels, Ruine 14. 210
Brandkopf, der . . . 22
Brandleite, die; Berg 25. 95. 279. 292
Brattendorf 316
Braunsdorf 335
Braunsdörfer Waſſer . ebd.
Braunſteindendriten . . 293
Braunſteingruben . 160. 197
Brechborn, der . . . 320
Breite Platz, der; Berg . 15
Breitenbach, Fleck 267. 298. 310. 323
Breitenbach, der 298. 316. 323.
= der kleine . . . 267
Breitenberg, der . 55. 59
Breitengeſcheid, Felſenwand bei Eiſenach . . . 44
Breitenſtein, der . . 267
Brennersgrün, Dſch. 34. 344. 353
Breternitz, D. . . . 360
Brocken, der 65. 66. 131. 132
Broterode . . 21. 54. 66
= Beſchreibung . . 248
Broteröder, der; Taback 249
Bruderberg, der . . . 262
Brückchen, Langes; Berg 33
Brücke, Goldene; Berg 146
Brüderſchächter Revier . 256
Brüderſchaft zu St. Chr. u. 14 Nothhelfern . . 308
Brünn, D. 316. = Bach ebd.
Brunwardesroth . . . 250
Buchbach, der 347. 348. 387
Buchbach, D. 348, der Buchbachberg, Buchbachsgrund ebd.

Buchborn, der; Berg . 122
Buche, Schmale, D. . 321
Buchen, die 216
Buchenberg, der; Großer 110
= Kleiner 108
Buchenjohn, der; Berg 89
Buchenwald, der 210. it. 216
Buchonia, ſ. Buchen.
Büchelohe, D. 169
Büchig, das; Gehölz 76. 392
Bürden, D. 314
Bürgerleite, die . . . 367
Bunte-Sandſtein-Formation
145. 147. 242. 282. 392
Burbach, Ortſchft. . . . 56
Burckhardtrode . . . 213
Burg, am Rupberg . . 280
Burgberg, der 89. 90. 198.
298. 374
Burggraben, der . . . 182
Burgbreitungen, Schloß 253
Burkhardtstiegel, der . 317
Burzel, der 37. 38. 129. 139.
317

C.

Cahla 367
Candelaber, der . . 66. 97
Carolinengrün, Luſtſchloß . 35
Catterfeld, Dſch. . 6. 66. 97
Chriſtophskuppe . 208. 211
Clausberg, Hof . 15. 208
Coburg 34. 370
Coburger Veſte . . . 131
Cottendorf . . 169. 194
Crack, D. 315. ſ. Crock.
Crawinkel, D. 129
Crawinkler Steiger . . ebd.
Crawinkler Mühlſteinbrüche,
die 139
Cravenberg, der . . . 217
Creunitz, D. 348
Creuzburg 14
Crock 7
Crux, der 298
Culm, der; bei Lobenſtein,
Berg 35. 353. 359. 390
= Leheſtener 354
Cursdorf, D. 322
Cursdorfer-Kuppe, die,
2471 Fuß hoch 320. 322

D.

Dachshof, der . . . 208
Dachskopf, der . 173. 187
Dambach, der 296. = D. ebd.
Dame von England, die . 86
Datenberg, der . 66. 71. 72
Deesbach, der 327. = D. ebd.
Denkmal (Juſtus Jonas) 313
(ſ. Grabmal) des Prinzen Louis 365. = = 371
Deubach, D. 60
Deubach, der; Bach . ebd.
Deufelsberg, der . . 132
Dichterthal, das . . . 152
Dicke-Eiche, die . 146. 166
Dietharz, D. 113

Dietharzer Grund . . 108
Dietrichsberg, der; Hof 214
Dietrichsberge, die . . 219
Diezhauſen, D. 291
Dillſtädt, D., Beſchr. . 291
Dittersdorf 335
Dobra, die 389
Dobra-Floßbach, Dobragrund, Dobrahütte, Dobramühle . . . . . ebd.
Dölberg, Döllberg, der . 132 288. 293
Dönges, D. 217
Dörbach, der 290
Dörberg, der 290
Dörfles, D. 390
Dörmich, der 290
Dörnfeld 194. - an der Heide, Dorf 337
Dörrberg 139. Dörrberg, der 6.
Dörrberger Grund 128. 137. 138
Döſchnitz, D. 329
Dollmar, Dolmar, der 65. 131. 218. 270. 279. Beſchr. 272. der Kleine 273. der Sala- 273
Dolomit 228
Domberg, der 288 — 290. 292
Donnershaug, der; Berg 23. 109. 119. 273. 275
Dorndorf 219
Dornienberg, der . 41. 54
Drachen[illegible], die . . 231
Drachenſtein, der 40
Drahthammer, der . . 327
Dreiherrenſtein, Großer 19. 22. 29. 302. Kleiner . 29
Dreißigacker 86
Dröbiſchau, D. 325
Dröhberg, der; Felſen 61. 65
Dröſeſtein, der 151
Druſe, die; der Druſenbach 21. 95. 251. 252
Druſen, D. 253
Druſenthal, das 109. 246. 251
Dürre Floh, der; Bach 254. 262
Dürre Lauter, die . . 284
Durre Wieſe, die . . 18
Dürrkopf, der . . . 274
Durſtwaſſer, das . . 325

E.

Ebereſchenhügel, der 29. 198. 302
Eberhard, Graf von Altena 117
Ebersdorf . . 36. 346. 357
Ebertsbach, der 254. 258. 267
Ebertsberge, die beiden 58. 198
Ebertsgrund, der 254. 258
Ebertshaide, die . . 258
Ebertshauſen, D. . . 282
Eckard, der getreue . . 101
Eckardsberga 66
Eckardsberge 132
Eckardsgrund, der; Berg 139
Eckardshauſen . . . 212
Eckenzeller Bach u. Grund 224. 228

Effelder, D. 389
Effelder, die 5. 7. 367. 370. 375. 376
Egelsdorf 325
Egelſee, der 168
Ehrenburg, bei Plaue 132. 156
Ehrenſteig, Vorſtadt von Eiſenach 41. 45
Eichberg, der 379
Eichelberg, Großer . 14. 40
= Kleiner 14
Eiche, kaſtanienblättrige 142
= nordamerik. rothe . ebd.
Eiche, die Dicke . 146. 166
= die Hohe; Weiler, 2127 Fuß hoch 343
Eichenbach, der 294
Eichenberg D. 294
Eichicht, D. . 6. 356. 360
Eichig, das 247
Eichrodt, D. . . 56. 102
Eimerbach, der . 118. 121
Einſiedel, zum; Ort 190. 305
Einſiedelberg, der . . 292
Einſiedler, ein . . . 170
Eisborn, der; Berg 224. 228
Eiſenach, Hauptſtadt 6. 16. 17. 41. 102
Eiſenacher Burg, die . . 44
Eiſenberg, der 26. 285. 297. 298. 309
Eiſenbergwerk, größtes im Thüringerwald . . 255
Eiſenbergw. . . 268. 389
Eiſenhammer . . 348. 351
Eiſenſteingrube, eine 290. 343
Eiſenſtieg, der; Berg . 107
Hintere 23
Eiſenwerk 319. 347. 349. 351. 376
Eisfeld . 5. 31. 312. 368
Eisfelder Chauſſee . . 7
Elende 208
Elgersbrunn, D. . . 354
Elgersburg, D. u. Burg 6. 160. 164. Beſchr. . . 162
Eliasbrunn, D. 354
Ellerberg, der . . . 213
Ellinghauſen 291
Ellna, Elna, Elne, Elta, die . . . 8. 14. 202
Ellnathal 202
Elmenthal, D. . . . 247
Elta ſ. Ellna.
Elxleben, oberes . . . 169
Emilian, das . . . 164
Emisleite, die . . . 379
Emſe, Fluß u. Thal 58. 61. 235
Emſebach . . . . . . ebd.
Ende des Rennſteig, des Thüringer- und des Frankenwaldes 392
Endleich, das . . 179. 181
Engelau, Wirthshaus . 306
Engelsbach, (Engenboldesbach) Ortſchaft . 6. 96
Engelsbach, der . . . ebd.

Engelsbrunnen 96
Engenſtein, D. 306
Engergrund, der 298. 299
Engeſtein, der 7
Engeſtieg, der 54
Engnitz, die 380. 383
Eppichenellen 207
Erbach, die 220
Erbsköpfe, die 187
Erbſtrom, der 52. 102
Erbenberg, der 33. 345
Erdfall, ein 337
Eremitage, Jägersruhe 35
Erfurt 66
Erfurter Grund 103
Erlau, die 7. 293. 295. 296. 298
Erleshügel, der 297
Ernſt I. der Fromme, Herzog 68
Ernſtroda, D. 93
Ernſtthal, Dſch. 32. 304. 380
Ernſtthaler Bach 380
Eſelsberg, der 30. 37
Eſels-Fußtapfe 244
Eſelskopf, der 234
Eſelskimme, die; Bach 89
Eſelsſprung, der; Fels 243
Etſchleben 169
Ettenhauſen 213
Ettersberg bei Weimar 66. 132
Etterwinden 8. 202
- Beſchr. 203

F.

Falkenbach, der 274
Falkenburg, die 261
Falkengrund, der 274
Falkenmarberg, der 260
Falkenmarſtein, der 261
Falkenſtein, der 109. 118. 274. 347. der Kleine 274
Fallbach, der 286
Fallmich, der ebd.
Fambach, der 256. D. ebd.
Farmtebach, der 139
Farmtethal, das ebd.
Farnrode, eiſenach. D. 56
Farrenbach, H. 246. d. 243. 246
Farrenfleck, der 279
Fehrenbach, D. 305
Fehrenberg, der 305
Feldſpath 228. 246
Feldſpath-Porphyr, rother 195
Feldſtein, der 294
Feldſtein-Porphyr 195
Fellberg, der 375
Fels, der Rothe 176
Felſenkammern oder -Löcher, Angelröder 154
Felſenkeller, Ilmenauer 177. 266
Felſenſaal, romantiſcher 154
Felſenthal, das 71
Felſentheater, das 239. 245
Fernbreitenbach, D. 214
Fichtelgebirge, das 1. 35. 131. 359

Fichten, die; Berg . . 33
Fichtenbach, der; Berg 76. 89
Fichtenbacherſtein, der . ebd.
Fichtenkopf, der . . . 284
Fichtung, der; Hof . . 377
Finkelſteine, die . . . 275
Finkenmühle, die . . 324
Finnroda 165
Finſterbach, großer u. kleiner 111. 275
Finſterbachskopf, der . 275
Finſterberg, der; hoch 2941 F. 9. 26. 132. 173. 298
Finſterbergen, D. . . 95
Finſtere Erlau, die . . 295
Finſtere Grube, die . . 170
Finſteres Loch . . . 190
Finſterleite, die . . . 259
Firſchberg, der . . . 198
Fiſcha, die 220
Fiſchbach, Ortſch. u. Vorſt. 6. 41. 102 = der . . 347
Fiſchbachsgrund, der . 347
Fiſchbachsmühle . . . ebd.
Fiſchern, von; die Beſitzer von Liebenſtein . . 241
Fiſchersdorf 360
Flecken, der; Berghöhe . 32
Flotzgebirge, jüngeres 148. 153
Flötzgraben, der alte . 137
Floh, D. 263
Floh, die dürre; Bach 254. 262. 263
Flohe, die 8
Floßberg, der . . . 245
Floßgraben, der alte ſ. Flötzgraben.
Floßloch, das . . . 245
Floßteiche, die . . . 148
Floßſtein, der . . . 245
Flußberg, der . . 191. 195
Flußſpath 195
Foritz, die 384. D. . 5. 384
Fortha 8. 207
Förtſchendorf . . . 388
Formation des Schneekopfs u. ſ. f. 145
Forſchengereuth, D. . 7. 379
Forſthaus, Schwarzburger oder Gräfenröder 6. 139
Forſt=Inſtitut . . . 86
Frankengrund, der; Berghöhe 22. 106
Frankenhain . . 4. 6. 130
Frankenwald, der 7. 9. 356
Franzenshütte, Allzunah 28. 132. 299
Fraubach, der obere u. untere 320
Frauenbach, der . 299. 300
Frauenberg, der . 245. 372
  Städtchen auf unſerm lieben Frauenberg . . . 372
Frauenbreitungen . 239. 245
Frauen= od. Bichburg, die; bei Eiſenach . . . 44
Frauenſee, D. . . . 216
Frauenthal, das . . . 45
Frauenwalde, D. 2360 F. h. 299

Freibäche, die; Quelle der Ilm . . 146. 170. 284
Friedensburg, die . 355
Friedenſtein, der; bei Gotha 51. 59. 66. 131. 132
Friedersdorf 388
Friedrichroda 6. 21. 89. 94
  Beſchreibung . . . 92
Friedrichsanfang, Forſthaus 6. 130
Friedrichshöhe, Dſch. 31. 311
Friedrichsthal, Ort . . 383
Frieſa, die . . 356. 358
Frieſau, D. 357
Frieſauer Höhe, die . . 356
Frieſen, D. 390
Fröhliche Mann, der; Wirthshaus . . . 284. [illegible]
Fröttſtedt, D. . . . . [illegible]
Frohnberg, der . . . . [illegible]
Frommelshof, Frommeshof, der 208
Fuchsſtein, der 259
Fuchsthurm bei Jena, der 132
Fünfzehnahorn, der; Berg 381

G

Gabe Gottes . . . 351
Gabel, die; Bach 29. 30. 302
Gabelbach, der; Berg . 181
  -Bach 290. kleine u. große; Haus 187
Gabelbachskopf, der 148. 187 262
Gabelbachsſchlößchen, das 187
Gabelgrund, der . . . 293
Gabelkopf, der hintere und vordere; Berggipfel . 22
Gabelwand, die . . . 290
Gabelwieſe, die . . . 21
Gagenſtein, der . . . 258
Gallenſtein, der; Fels . 337
Garnsdorf, D. und Vitriolwerk 6. 343
Garnsdörfer Bach u. Grund 343
Garſitz, D. 335
Gartenkoppe, die; Berg 343
Gaulanger, der; bei Eiſenach 44
Geba, Berg 65. 131. 218
Geberndorf 354
Gebersbach, der . . . 347
Gebersdorf . . . . ebd.
Gebirgsknoten des Th. W. 173
Gebirgsſtock, der . . . 9
Gebrannte, das; Bergblöße 59
Gebrannte Berg, der . 70
Gebrannte Stein, der; Berg 24. 132. 136. 292
Geſell, D. 384
Geſilde, Hof 51
Gehauene Stein, der . 44
Gehauene-Stein-Graben, der 45
Gehege, das; Berg . 251
Gehlberg, der 146. -D. 136
  -Beſchreibung . . 146
Gehörn, das 336
Gehrweg, Thal . . . 148

Geiersberg, der 130. 135. 285
Geiersthal, D. . . . 327
Geiſenhöhe, D. . . . 307
Gemeinbach, der . . 281
Genſſtädt, D. . . . 293
Georg, Herzog v. Meining., Liebenſteins Gönner . 241
Georgenberg, der . . 103
Georgenthal 6. 45. 103. 116
Gera, großes D 152. 159
- Beſchreibung . . 153
Gerafluß 159. Wilde (ſchmale, kleine) . . 4. 128. 130
- Große 144
Gera-Thal . 146. 149. 152
Gerberſtein, Felſenpartie 18. 58. 234. 236
Gerhardsgereuth, D. . 307
Geröckers, Berg . . 228
Geſchwende 147
Geſpring, das oder die 104. 144. 254. 267
Geſtalt des Thür. Waldes 1
Geſtüte Kloſter Veßra . 297
Gewürzſtrauch, caroliniſcher 142
Gickelhahn, Kickelhahn, der; Berg bei Ilmenau 66. 174. 179. 180. Beſchr. 186. 187
Gickelhahnſprung, der . 76
Gieſau, Mühle . . . 327
Gieshübel, D. . . 30. 304
Gießelsberg, großer . . 256
Giftigbach, der . . . 383
Giftigermühle, die . . 383
Glasbach, Wieſe . . . 18
Glasbach, der; Berg und Quelle 18. 234. 256. 299. 325. Dorf . . . 325
Glaſer Müllers Rod . 30
Glashügel, der . . . 33
Glashütte, die; od. Grumbach, D. 35
Glasleite, die . . . 259
Glasſtein, der . . . 259
Gleichberge bei Römhild, die 30. 65. 131
Gleichen, die drei . 132
Glimmerſchiefer, 227. 228. 259
Glockenbach, der . . . 355
Glöckel od. Glöckner, der; Berghöhe 17
Glücksbrunn, Gut . . 225
Glücksbrunner Felſen . 228
- Höhle 231. Waſſer 226
Glücksthal, Hof . 32. 380
Gneiß 228
Godes-, Gothes-, Gottes-Feld, das . . 295. 297
Gölitz, die . 342. 343. 352
Gölitzergrund 352
Görbitzhauſen . . . 169
Görgen, Sin . . . 103
Göritz, die 382
Görlitz, die; ſ. Föritz- 316
Göſſelsdorfer Grund . 352
Goethes Häuschen . . 188
Götheſtein, der . . . 151
Gold- u. Silberbgw., ehem. 343

Goldbach, der . . . 284
Goldborn, D. . . . 245
Goldbrunnen, der . . 318
Goldene Brücke, Berg 146. 148. 159
Goldenes Kreuz . . . 261
Goldisberg, der . . . 318
Goldishammer, der . . ebd.
Goldisthal, das . . . ebd.
Goldlauter, D. . 284. 285
= die, Bach . . . ebd.
Goldlauterberg, der . . 284
Goldloch, das; Vitriolw. 326
Goldwäſchen, ehemal. . 318
Golmersbauz, der 244. 245
Gospenroda 217
Gotha 66
Gothesfeld, ſ. Godesfeld.
Gothiſche Kapelle . . 229
Gothles 307
Gottes, Gabe . . . 351
Gottesfeld, ſ. Godesfeld.
Gottfriedsberg, D. . . 307
Gottlob, der, Berg . 89. 94
Grab Winter's . . . 142
= Das Heilige . . . 268
Graba, D. 365
Grabmal, von Thüna's 345
= Graf Otto's von Orlamünde ebd. ſ. auch Denkmal.
Gräfenau, Gräfinau, D. 194
Gräfendorf 223
Gräfenhain, D. . . 6. 119
Gräfenrode 4. 132. Beſchr. 133
Gräfenröder Forſthaus 6. 139
= Kienrußhütten . . 142
Gräfenthal 32. 347. Beſchr. 348
Gränzen des Thüringerw. 1. 3
Gränzwieſe 20
Grävenſtein, Großer und Kleiner 259
Grafen von Blankenburg 341
= von Gleichen . . . 346
= von Henneberg 271. 279 302. 315
= von Mansfeld 346. 351
= von Orlamünde 346. 349
= von Pappenheim 346. 350
= von Schwarzburg . 346
= von Schwarzb. = Friedensburg 355
Granit . . 195. 292. 293
Greifenberg, der . 120. 274
Greifenſtein 335
= Beſchr. 340
Greiner, der eingewanderte Schwabenhans . 371. 374
Greiſenberg, der . 303. 309
Grenzhammer, der . . 185
Griesheim 194
Griffelſchieferbruch, einzig. 375
Grimmenthal, Hof . . 291
Gröſchkenberg, der 305. 309
Großbreitenbach, Flecken 323
Große Hirſchbalz oder Hirſchpalz, die . . . 18. 235
Große Hörne, die; Wieſe 35
Große Linde bei Altenſtein 230

Große Schwarzbachswieſe 19
Große Sormitz, die 353
Große Tettau, die 385
Große Wildpretswieſe 16
Großendorf 245
Großen-Käfernburg 332
Großer Arnsberg 223. 224
Großer Beerberg, ſ. Beerberg.
Großer-Beerberg-Stein 19
Großer Eichelberg 14
Großer Gießelsberg 256
Großer Jagdsberg 21. 254
Großer Saal, Berg 15
Großer Wagenberg 21
Großer Weißenberg 19
Großgeſchwenda, D. 356
Großgeſchwendaer Berg 351
Großheringen 194
Groß-Kamsdorf 360
Großtabarz 6. 71. 72
Großtettau, D. 385
Grub, D. 293
Grube, die Finſtere 170
Gruben, Schwarze-Erd- oder Mul- 326
Grümpen, D. 374
Grümpen, die 5. 367. 370. 371. 373
Grümpenleite, die 373
Grümpen-Thal 7
Grünau, die Grüne; Ort 355 386
Grünen Baum, zum; Wirthshaus 301
Grünhain, D. oder Vorſt. 361
Grünſtein 102
Grützbach, der 304
Grumbach, D. 34. 35. 236. 267. 353
Grumbach, die, u. Thal 228. 234. 236. 267.
Grund, der; D. 327
- der Ungeheure 75. 392
Grundhaus, das; Viehhaus 274
Günther von Schwarzburg, Kaiſer 341
Günthersberg, der 198
Günthersfeld 200
Günthersloch, das 119
Gumpelſtadt 8. 17. 220. 223
Gundelsdorf 388
Gundlachshütte, D. 371
Gypsgrube, große 392

H.

Haar, Rothe; Berg 103
Habelsbach, Habichtsbach; Ort 317
Hachenſtein, der 267. 270
Haderbach, der 171
Haderholz; Haderholzberg; Haderholzgrund 260
Haderholzſtein, der 270
Haderkopf 260
Haderkopfskuppe 261
Häbachsgrund, der 268
Häſelbach, der 278
Hämmer, die; Eiſenh. 347

Hämmern, D. . . . 375
Häuschen, Goethe's . . 188
„ Ruhlaer . . . 17
Hahn, der; Berg 239. 245
Hahngrund, der . . . 44
Hain, der; bei Rudolſtadt 366
Hainberg, der . . . 254
Haindorf 268
Hainleite, die . . . 132
Hakenbach, der . . . 359
Halde, Mittelberger . . 19
Hallenberg, Steinbach=; Fl. 8. 23. 263. 277
„ Herges, D. . . . 278
Hallenberg, Burg . . 277
Hallenburg, die . . . 278
Hamberg, der . . . 216
Hammer, Lemnitzer . . 359
Hammergrund, der . . 175
Hammerhöf 116
Hammerſchmieds=Ebene, Berg 32
Hangeberg, der 160. 165. 176
Hangeſtein, Fels . . . 51
Hangeweg, der; Berg . 22
Happelshütte, die; Stahlhammer 264
Harras, D. 314
Harte Schorn, der; Berg 23
Harth, die; Berg 213. 216
Harz, der . . 65. 66. 132
Harzbachgrund, der . . 295
Harzhüttengrund . . 176
Harztiegel, der . . . 295
Haſel, die 7. 284. 290. 291
Haſelbach, der kleine . 290
Haſelbach, D. . . . 383
Haſelthal, das . . . 270
Haſenthal, D. . . . 383
Haslach, die 5. 7. 33. 367. 385. 387
Haslachthal, das . . 388
Haslachteich, ehemal. . 33
Haßberge, in Franken 65. 131
Hatzbach, der . . . 304
Haubenthalsberg, der . 296
Hauptgebirgsrücken, der 9
Hauptſtein, der . . 251
Haus Ilmenau . . . 182
Haus Sonneberg . . 378
Hausbreitenbach, D. . 214
Hauſen 169
Hausfeld, das . . . 18
Hausmaſſe, die; Berg . 269
Hautſee, der; bei Dönges 217
Hechel, die; Wirthshaus 266
Heckengereuth, D. . . 307
Heerda, D. 214
Heeringen, Stadt . 14. 219
Hegberg, der . . . 248
Heida, D. 156
Heidaer Berge, die . . 166
Heide, die Hohe . . 159
Heide, die Kalte, Berg . 21
Heidecksburg, die . . 366
Heidelbach, der . . . 213
Heidelberg, der 160. 176. 222. 342
Heiderbachskopf, der 254. 256

Heidersbach, der 285. = D. 286
Heilige Grab, das . . 268
Heiligen Kreuz, zum . 86
Heiligenſtein . . 6. 16. 55
Heineburg, von; Herren 346
Heinersdorf, Flecken 354. 386
Heinrichs 7. 298
Heinrichsgrün 36
Heinrichshöhe, Ort . . 390
Heinrichſtein, der . . 292
Heinſe, Dichter . . . 193
Helbagrund, der . . . 271
Helba, D. 271
Heldburger Schl., in Franken 131
Hellberg od. Hellenberg, der 23. 276
Hellenbach, der . . . 276
Helmsberg, der . . . 186
Helmers, Ort . . . 263
Henfſtädt, D. . . 293. 294
Henneberg . . . 271. 272
Henneberg, Grafen von; 271. 279. 302. 315. ihr Schl. 266
Hennebergiſche Schwarza 270
Hennebergiſche Seite des nordweſtlichen Th. Waldes 202
Henriettenthal, Ort . . 381
Herges 7. 251
Herges=Hallenberg, D. 278
Hergesvogtei . . . 8. 252
Heringen 14. 219
Herkules, auf der Wilhelmshöhe 65
Herleshauſen 210
Hermannsberg, der 24. 132
= große und kleine 275. 277
Hermannsroda . . . 218
Hermannſtein, der 93. 176. 189
Herrenbreitungen, D. 239. 245. 253
Herrenhaus, das . . . 322
Herrenhof, D. . . 118
Herrenmühle, die . . 186
Herſchdorf, D. über 2000 Fuß hoch 324
Herz Deutſchlands, das 2
Herzog von Sachſen=Naumburg 286
Herzog=Ernſt=Stollen . 392
Herzöge von Sachſen=Saalfeld 364
Heßberg, D. 314
Heſſenhof, der . . . 265
Heßles, D. 256
Heßlesberg, der . . . 251
Hetſchbach, Gut . . . 314
Heubach, Ort . . 30. 305
Heubach, der 305
Heuberg, der 21. 256. 311
Heubiſch, D. 384
Hexenberg, der . . . 224
Hildburghauſen, St. . 5
= Beſchr. 314
Hildenburg, Herren von 283
Hilpershauſen . . . 315
Hilten, Joh. in Eiſenach 46
Hintere Eiſenſtieg . . 23
Hintere Gabelkopf . . 22

Hinternah, D. im Nahegrund 7. 300
Hirſch, zum Weißen, Wrthsh. 330
Hirſchbach, D. . . 7. 296
Hirſchbalz, ſ. Hirſchpalz.
Hirſchberg, der . 160. 268
Hirſchfeld, D. . . . 388
Hirſchgallerie, die . . 77
Hirſchgrund, der . . 174
Hirſchpalz, Große und Kleine 18. 22. 235
Hirſchſtein, der . . . 210
Hirſchzunge, die . . . 284
Hirtenſtein, der . . . 26
Hocherode 6. 353. ſ. Hockerode.
Hochland, zw. der Suhl u. dem Moorgrund . 215
Hockerode, D. 6. 353. 356-358
Höfleins, D. 391
Höhe, Manebacher . . 160
Höhenzug des Gebirgsſtockes 9
Höhle 231
Höhnberge, die . . . 260
Hölle, die; Schlucht am Schneekopf 134. 176
Höllenbach, der . . . 320
Höllenteich, der . . . ebd.
Höllenthal, das . . . 36
Höllkopf, der . . 176. 187
Hörb, Ort 385
Hörne, die Große; Wieſe 35
Hörſchel, D. an Hörſel und Werra 3. 5. 8. 14. 37. 40. 41. 102. 202
Hörſel, die 3. 37. 41. 89. 90. 95. 101
Hörſel, D. ſ. Hörſchel.
Hörſelberg, der 14. 65. 101
Hörſelbrunnen, der . . 90
Hörſelgau, D. . . . 101
Hörſelthal, das . . . 45
Hof, an der Steinach, Ort 385
Hof Wallenburg . . 254
Hoffnungswand, die . 285
Hofleite, die 310
Hohe Abtsberg, ſ. Abtsberg.
Hohe Geba, der; Berg in Franken, ſ. Geba.
Hohe Haus, das . 49. 78
Hohe Heide, die; Berg 59
Hohe Kalkberg, der . 326
Hohe Kieſel, der . 202. 210
Hohe Kreuz, das 50
Hohe Leite, Hoheleite, die 22. 284
Hohe Rhön, ſ. Rhön.
Hohe Saar . . . 31. 37
Hohe Schlauſe, die; Berg 111. 119. 177. 187
Hohe Schorn, der; Berg 23
Hohe Schwarm, der . 363
Hohe Sonne, Hoheſonne; Forſt- u. Wirthsh. 9. 15. 40. 50
Hohe Steig, der . . . 305
Hohe Tanne, die, Berg 35. 186
Hohe Waldsberg od. Walsberg, der 138
Hohe Warte, Berg . . 139
Hohe Warth, die 216. 306

Hohenkirchen, D. . 3. 118
Hohenſchoß, Hohenſchoßberg, der; Bergrücken 32. 254. 259
Hohenſteig, ſ. Hohe Steig.
Hohenſtein 275
Hohen-Wardberg . . 28
Hohen-Warte . . . 139
Hoher Kieſel 8
Hoheſonne. 211
Hohetann, Hof . . . 377
Hohewartberg u. Hohewartſtein 258
Hohle Scheune, die . . 239
Hohle Stein, der . . 231
Hohleborn, Hohlebrunn, D. 259. 269
Hohlen Berge, die . . 216
Hohofen, Ort . . . 381
Hohwartskopf, der . . 160
Holda od. Holle, Frau . 101
Holleborn, ſ. Hohleborn
Holzberg, der . . . 303
Hopfenberg, der; bei Winterſtein 62
Horn, das Rothe; Berg 30
Hornberg, der . . . 14
Hornblende 308
Hornkopf, der . . . 198
Hornkuppe, die . . . 304
Hornſchuh, Johannes, im Thal 57
Hornſtein-Porphyr . . 195
Hubenſtein, der . . . 108
Hubenthal, das; Berghöhe 22
Hübel, der; Berg . 66. 10
Hüffel, der; ſ. Hübel.
Hüſtenberg, der 371. D. ebd.
Hügel, der Römiſche . 199
Hühnberge 104. 132. 260
Hühnenwieſe, die. . . 19
Hühnerſchnabel, der . . 297
Hülloch, od. Hünenloch, das 112
Hünersbach, der . . . 304
Hütchen, Zwerge . . 155
Hütſchhof, der . . . 208
Hütte, die 225
Hüttengrund, der 192. 196
- Ort 383
Hüttenhof, der a) 220. b) 225
Hüttenſteinach, Ort . . 383
Hugerode, Höfe . . . 56
Hund von Wentheim, Famil. 233
Hundeſtein, ſ. Hundsſtein.
Hundsberg od. Hundskopf, der; hoch 2600 F., 29. 186. 299
Hundsköpfe, die . . . 309
Hundsrücken, der . . 259
Hundsſtein, der; Berg 24. 275

J.

Ibenhain, D. . . . 80
Ichtershauſen . . . 169
Ickersbach, der . 254. 257
Ickersgrund, ... ebd.
Idasplatz, der . . . 369
Igelshieb, D. 31. 32. 321. 380
Ilgenberg, der . . . 40
Ilgengrund, der . . . 44

Ilm, die . . . 169. 171
- Kleine 172. D. . 356
Ilmbach, der . . . 355
Ilmbrunnen 169
Ilmenau 6. Beſchr. . 179
Ilmenauer Felſenkeller . 177
Ilmgraben, der . 61. 70
Ilmhaupt, das; Höhe 37. 199. 319
Ilm-Thal . . 4. 169. 173
Immanuelskirche . 97—99
Immelborn, D. . . . 218
Ingert, der; Grund . 298
Inſelsberg, der Große 9. 14. 20. 39. 59. 64. Verſ. u. ſeine Ausſicht, Panorama 67
Inſelsberg, der Kleine . 70
Inſelsbergsgraben, Bach 21. 248
Inſelsbergsloch . . 20. 61
Inſelsbergſtein . . 20. 71
Irmelberg, der . . . 315
Irmelsbrunnen, der . . 316
Iſaacsberg, der . . 376. 379
Is, die 367. - Flußgebiet 31
Isbrunnen 368
Isgrund 370

J.

Jägerhaus, das 33. 274. 357
Jägersruhe, Eremitage 35. 89
Jägerſtein, Denkſtein auf dem Schneekopfe . . . 133
Jagdberg, Jagdsberg, der Große . . 71. 254. 259
Jagdberg, der Kleine . 89
Jagdſchlößchen, auf dem Wurzelberg 321
Jagdzeughaus, das . . 84
Jena 66. 367
Jenichen, D. 352
Jennyquelle, die . . . 150
Jeſubern, ... 6. 201
Jetze, die; ſ. Jugnitz
Johannesthal, bei Eiſenach 43
Johanniskirche, alte . 98
Jubelhain, der . . . 16
Judenbach, D. . . 32. 384
Judenkopf, der . . . 247
Jugnitz, die; auch Jetze, Wäſche 148. - - Grund 160
Jungfernborn, der . . 320
Jungfernhügel, der . . 281
Jungfernloch, das verfluchte 44
Juſtus Jonas, Denkmal 313

K.

Kabarz . 6. 67. 70. 72. 73
Käfernburg, Großen- . 332
Kalberfeld, D. . . . 101
Kälbergrund, der . . 44
Käsberg, der . . . 248
Kaff, das 44
Kahla 367, ſ. Cahla.
Kahle Stute, die . . 19
Kahlert, Poſt- u. Wrthsh. 30. 132. 303
Kahre, Krumme, Berg . 15
Kaiſer, ſ. Günther, u. Karl 4

Kaiſerrode, ... 218
Kaiſerſaal, der . . . 331
Kalder, der; Berg . . 222
Kalk 102. 392
Kalkberg, der hohe . . 326
Kalmbach, der und die . 242
Kalte Heide, Berg . . 21
Kalte Markt, der; Waldwieſe . . 24. 132. 273
Kalter-Waſſer-Grund, Kaltwaſſergrund . . 21. 257
Kaltewaſſer, das . . . 257
Kaltwaſſer-Heilanſtalt 162. 184. 238. 242. 340. 358
Kamburg 367
Kammerbach, der; Berg 120. 122
Kammerberg, der . 173. 175
- Dorf 176
Kammerberger Steinkohlenbergwerke 174
Kammerlöcher, die . . 166
Kamsdorf, Groß- u. Klein 360
Kanal aus der Leina nach Gotha 100., aus der Steinach 379
Kandelaber, der . . 66. 97
Kanterſchloßgrund, der . 319
Kanzlergrund, der . 24. 274
Kanzlersberg, der . . 274
Kapelle, goth. od. Ritter- 229
Karl IV. von Böhmen 341
Karl-Auguſt-Stein, der 152
Karthausgarten bei Eiſenach 43
Katergründchen, das . 302
Katterfeld, D. . 6. 66. 97
Katze, die; Bach 316. 319. 320
Katzegrund, der . . . 320
Katzenſtein, der . 243. 267
Katzhütte, D. u. Eiſenw. 319
Katzwich, Vitriolwerk . 346
Kaulsdorf 360
Kehlbach, D. 388. - der, ebd.
Kehlthalswand, die . . 136
Keller, der 107
Kellerberge, die . . . 157
Kemmote, die . . . 84
Kerbbrunnen, der . . 169
Kerbwieſe, die . . . 289
Kerngrund, der; Berg 23. 24. 120
Keſſelbrunnen, der . . 170
Keſſelgraben, der; Bach 21. 89. 170
Keſſelhaupt, das . 173. 186
Kettmannshauſen . . 168
Keulenroda, D. . 294. 296
Kickelhahn (ſ. Gickelhahn) 66 174. 179. 180. Beſchr. 186. 187
Kieferkopf, der . . . 256
Kieferle, das; Berg 2717 Fuß hoch . 9. 373. 382
Kielforſt, der . . . 14. 41
Kienbach, der . 275. 276
Kienberg, der 6. 124. 125. 129. 132. 197
Kienrußhütten, Gräfenröder 142

Kiesbach, der 356
Kieſel, Heber . 8. 202. 210
Kieſelbach, D. . . . 217
Kieslich, der; Berg . . 33
Kiesling, der; Berg . 210
Kiesling, D. . . 36. 359
Kiffhäuſergebirge 132. ſ. auch Kyffhäuſer.
Kilian, St. Kirche . . 296
Kind, Dr. Denkmal . . 313
Kirchberg, der 111. 279. 285
Kirchbergſtein, der . . 96
Kirche, in Doſchnitz . 329
⸗ die goldene . . . 325
⸗ zu Gräfenthal . . 349
⸗ Immanuels . . . 97
⸗ St. Kilian . . . 296
⸗ in Kronach . . . 391
⸗ in Oberweißbach . 328
⸗ in Rothenkirchen . 388
⸗ in Steinheide . . 372
Kirchfelſen, der . . . 333
Kirchgallerie, die . . 77
Kirchheim 169
Kittelsthal, D. . 6. 52. 56
Kitzerſtein, Schlößchen . 363
Kleeberg, der 347
Kleine Wöhler, der; Berg 122
Kleine Dolmar, der . 273
Kleine Gera . 4. 128. 130
Kleine Hermannſtein, der 176
Kleine Hirſchpalz, die . 18
Kleine Ilm 172
Kleine Jagdsberg, der . 89
Kleine Roſenkopf, der . 172
Kleine Tettau, die . . 385
Kleine Weißenberg, der 257
Kleine Wildpretswieſe, die 16
Kleiner Beerberg⸗Stein 19
Kleiner Eichelberg . . 14
Kleiner Inſelsberg . . 70
Kleiner Weißenberg . . 18
Kleingeſchwenda, D. . 343
Klein⸗Kamsdorf . . . 360
Kleinmühle, die . . . 376
Klein⸗Neundorf . . . 351
Klein⸗Schmalkalden 90. 257
Klein⸗Tabarz . . 67. 72
Klein⸗Tettau . . 33. 385
Klingeberg, der . . . 222
Klingerbach, Klingergraben 263
Kloſter Marienzell . . 339
⸗ Rohra 283. 291. ⸗ See 217
⸗ Veilsdorf 313. ⸗ Veßra 297
⸗ Zelle St. Blaſii 279. 307
Kloſterteiche, die . . 338
Knellendorf 388
Kneller, der; Tabak . 249
Knieberg, der . . . 213
Kniebreche, die; Berg 21. 245. 257
Knöpfelberg, Höhe bei Eiſenach 44
Knöpfelsthal, das . . 191
Knüpel, der 120
Kobalt 228
Koburg 34. ſ. Coburg.
Ködiz 337

Köhler, der; Wrthsh. . . 283
Köhlersgraben, der . . 375
Köhlershügel, der . . 33
Königſee, St. . . 6. 336
Königsthal, D. . . . 352
Könitz, Schloß bei Saalfeld 132
Köppelsdorf . . . 7. 384
Körnbach, der; Bach und Grund . 96. 150. 161
Körnberg, der . 95. 96. 267
Kohlberg, der 40. 176. 247
Kohlenſchieferlager . . 269
Kohlenweg, alte Straße 25
Kohlhieb, der; Berg . 30
Kohlleite, die . . . 370
Kollenbach, der . . . 274
Kollenbachswand, die . ebd.
Koller, die; Fluß 118. 128
Kolmbach, die . 234. 235
Kommberg, der . 268. 270
Konditz, D. 361
Koſelbach, der . . . 358
Krachenburg, die . . 112
Krähenhaupt, das . . 202
Krähenhügel, der . . 35
Krätzerraſen, der . 244. 246
Krannichfeld 194
Kratzeroda, Hof . . . 215
Krawinkel 4
Kreide, ſchwarze . . 375
Kreuz, das Goldene . 261
Kreuz, das Hohe . . 50
Kreuz, zum heiligen . 86
Kronach, die . . 367. 389
Kronach, Gränzſtadt d. Thüringerw. 5. 35. 344. 388
,, Beſchreibung . . 391
Krone, die; Wirthshaus zu Schmalkalden . . . 265
Kronweg, der . . . 107
Krötenköpfe, die 224. 228
Krötenmühle, die . . 391
Krumm, Küppler's; Wieſe ſ. Küppler.
Krumme Kahre, Berg . 15
Krummhälſerarbeit, die . 175
Krummholzhammer, der 344
Kübersbach, der . . . 171
Küche, die; Waldplatz 32. 348. 385
Kühndorf 273
Küpplers Krumm, Wieſe 30
Kugelporphyr . . 102. 159
Kumbach, Dörfchen . 93
Kupferberg 195
Kupferhammer . . . 348
Kupferſchiefer . . . 195
Kupferſuhl, D. . . . 213
Kursdorfer Kuppe, die . 132
Kyffhäuſerthurm . . . 66

L.

Laboranten, die . . . 322
Lätſchenberg, der . . 303
Lage des Thüringerw. . 1
Lahmberg, der . . . 17
Lamprechtshammer, der 327
Landerskopf, der . . . 216

Lander und Landersgrund 214
Landarmenhaus, herz. goth. bei Kleintabarz . . 74
Landgrafenloch, das . . 44
Lange Main, Langenram 26. 130. 135
Langebach, der . 173. 186
Langebrücke, die; Berg 386
Lange=Leite, die . . 297
Langenau, D. . 385. 386
Langenauer Grund . . 386
Langenbach, der: Berg . 103
= Bach . 256. 275. 317
Langenbachsgrund, der . 128
Langenberg, der 21. 37. 89. 201. 256. 317. 324. 336
Langenburg, Forſthaus . 124
Langengraben, der 24. 130. 135
Langengrund, der . . 275
Langengrunder Wand, die 275
Langenhain, D. . . . 74
Langenrain, der 26. 130. 135
Langen=Rod, das; Trift 30
Langenthal, das . . . 382
Langes Brückchen, Berg 33
Langewaſſer, das . . . 359
Langewiez=Gau, das . 182
Langewieſen 6. Beſchr. 192
Laubeshütte, die; Berg 32
Laucha, D. 74
Laucha, Bach 21. 64. 71. 101
Lauchagrund, der . . 66
Laudreden . . . 8. 209
Laudenbach, Bach u. Dorf 251
Lauenhain, D. . . . 345
Lauenhainer Bach . . ebd.
Lauenhainer Ziegelhütte, die 33 387
Lauenſtein, D. . . . 346
Lauerberg, der . . . 172
Lauſcha, D. . . . 381
Lauſcha im Grunde, D. ebd.
Lauſcha, die . . . 380. 382
Lautenbach, . D. 247. 251
Lautenbach, der . 21. 251
Lautenbacher Thal, das 109. 246
Lauter, Weiler . . . 286
Lauter, die 267. 284. 288. 289. 370. = die Dürre . 284
= die Lange . . . ebd.
Lauterbach, der 254. 268. 277
= Dorf 267
Lauterbachsgrund, der . 270
Lauterberg, oberer u. unterer 276
Lauterquellen, die . . 285
Lauterthalgrund, der . 286
Lefflershammer, der 186. 191
Leheſten, St. . 9. 344. 354
Leheſtener Schieferbruch 344. 354
Lehmannsbrücke, Hof . 169
Leibis, D. 327
Leimbach, D. . . . 218
Leimbach, der; Berg . 254
Leimersbach, der . . . 345
Leimköpfchen, das; Berg 213
Leina, D. . . . 94. 101
Leina, die; nachher Hörſel; Bach . 3. 94. 95. 100

Leinakanal, der . . . 100
Leisbach, der 299
Leiſenberg, der . . . 52
Leite, die Hohe; Berg . 22
Leiten, Quellen willkührlich 100. 106. 345. 371
Leiterbach, der . . . 387
Leitnitz, D. 337
Leitſchbach, der . . . 390
Lemnitz, die . . 356. 359
Lemnitz, Ober⸗ u. Unter⸗; Dörfer 358
Lemnitzer Hammer, der 359
Lengefeld, D. 294
Lengwitz, die 171
Lerchenberg, der . 213. 280
Leube, die Suhlaer . . 25
⸗ die Zeller . . . ebd.
Leuchtenburg, die; Berg beim Inſelsberg . . 71. 132
Leutenberg, D. . 344. 355
Leutendorf 385
Lewinſtein 346
Lichtberg, der . . . 216
Lichte, die 316. 322. 325. 328 342. ⸗ die Kleine 325
Lichte Erlau, die . . 295
Lichtegrund, der 327. 343
Lichtenau, D. . . . 304
⸗ die 7. 270. 279. 282
Lichtenberg, D. . . 35. 36
Lichtenbrunnen, D. . 35. 36
Lichtenhain, D. 346. 348
Lichtetanne, D. . . . 356
Liebengrün, Flecken . . 357
Liebenſtein a) goth. D. 143 b) meining. D. Bad u. Ruine 8. 17. 218. Beſchr. 236
Lichtenſteiner Höhle . . 231
⸗ Kopf, der . . . 245
Liene, die; Berg . . 222
Lieſenberg, der . . . 52
Limbach, a) Fabrikort 31. 312. 317. 345. 373. Beſchr. 370. 371. b) meining. D. 352
Limbacher Grund . . 371
Linde, große, bei Altenſtein 230
Lindenberg, der . 181 195
Lindenberg 190
Lindigshof, der . . . 213
Linſenhof am Domberg, D. 280
Lippelsdorf, ... 347
Lobenſtein, St. 35. Beſchr. 358
Lobenſteiner Thurm 36. 358
Loch, das Steinerne . 108
⸗ das Finſtere . . 190
Löbenbach, der . . . 124
Löberbach, der . . . 320
Löffelbühlsgraben, der . 139
Löhnberg, der . . . 33
Löwenſtein 346
Lobſitz, D. 352
Lopberg, der 245
Loquitz, die; in die Saale fallend 6. 316. 328. 342. 344. 351
Loquitzgrund 347. ⸗mündung 356
Loquitzthal, das . . . 345

Louis, Prinz, Denkmal . 365
Lucks, die; ſ. Loquitz.
Luder, Bergſpitze . . 15
Ludſtadt, ſ. Ludwigſtadt.
Ludwigſtadt . 33. 344. 387
Lückenmühle, die . . . 357
Lütſche, D. 141
Lütſche⸗Grund, oder Thal 128. 139. 141
Luiſenthal, Hüttenw. 6. 124
Lupbach, der . . 279. 281
⸗ Thal 292
Luther, Currendſchüler in Eiſenach 46. aufgehoben 233. auf der Wartburg 48. zu Möhra . . 221
Luthersbrunnen, der 106. 235
Luthersbuche, die . . 234

M.

Mabendorf, D. . . . 290
Macheleid, Porzellanerfinder 366
Mädelſtein, der . . 14. 45
Männerbuche, die . . 177
Märterswand, die . . 111
Maienluft, Gut . . . 271
Malmers od. Albrechts, D. 290
Mandelſteine 292
Mandelſteinporphyr . . 195
Manebach 175. Beſchr. 176
Manebacher Grund, der 165. 174
⸗ Höhe, die . . . 160
⸗ Stein, der . . . 176
⸗ Stollen, der . . 174
Manebacher Teich, der . 173
Mankenbach, D. 325. ⸗ der, ebd.
Mankenbachsmühle, O. 325. 328
Mann, Todte, der; Platz u. Kreuzweg 16
Mansfeld, Grafen von . 346
Marderberg, der . . 303
Mariahilf, Wallfahrtsbrunnen 368
Marienſtraße, die . . 166
Marienthal, das; bei Eiſenach 44. 45
⸗ bei Schweina . . 227
Marienthal, Schloß in Thüringen 66
Marienzell, Kloſter . . 339
Mariesfeld, D. . . . 292
Markgölitz, D. . . . 352
Markgrafen 346
Markgrafenſtein . . 233
Markſuhl 15. Beſchr. . 214
Markt, der Kalte; Waldwieſe 24. 132
Marktberg, der . . 59. 60
Markthal, das . . . 191
Marktzeulen, Ort . . 385
Marlishauſen, . . . 169
Marmorbrüche . . . 329
Marnsbach, D. . . . 353
Martinroda . . 156. 167
Martinröder Berg 156. 166
⸗ Grund 155
⸗ Stollen 156
⸗ Waſſer 155

Maſſemühle, die; für Elgersburg . . . 150. 151
Maſſer, die . . 316. 318
Maſſerberg, der 30. 132. 318
Maſſerbergen 30. 305. 318
Maſſerbrück, Ort . . 318
Maſſerhammer, der . . ebd.
Maßfeld, Ober- . . . 291
Mauſendorf . . . 7. 369
Mechterſtedt 101
Meernach, D. . . . 348
Meernacher Waſſer . . 349
Meerſch, die 383
Mehlis, Ort 280. Beſchr. 281
Meiersgrund, der 173. 195
Meileshof, der . . . 214
Meimers, D. . . . 245
Meiningen, St. . . 5. 270
- Beſchreibung . . 271
Meiſenſtein, der; Felſenwand 59
Meißner, der; Berg in Heſſen 65
Meiſtersgrund, der . . 310
Melaphyr 195
Mellenbach, D. . . . 324
Mengersgereuth, D. . 376
Menſchenbach, D. . 7. 374
Metzels, D. 271
Meura, D. 329
Meuſelbach, der 323. D. 324
Michaeliskapelle u. Kirche in Ohrdruff; älteſte Kirche Thüringens 126. 127
Milbitz, D. 338
Milmesberg, der . . 212
Mittelberg, D. 326. - der 19. 59. 160. 197. 259. 270. 311
Mittelberger Halde, die 19
Mittelbühl, der; Berg . 33
Mittelland, das . . . 321
Mittelsberg, der . . . 160
Mittelſchmalkalden, D. . 269
Mittelſtille, D. . . . 267
Mittelwaſſer, das 104. 108
Mittelwaſſergrund, der . 108
Mittelweißbach, D. . . 327
Möckers 268
Mög 6
Möhra 221
Möhrenbach, der . . 198
Möhrenbach, D. . . . ebd.
Mohrenbachsgrund . . 201
Möhs, ſ. Möß 273. 275. 292
Mönch u. Nonne, bei Eiſenach 47
Möncherwald, der . . 160
Mönchsberger Wald . 359
Mönchskapelle, die . . 336
Mönchsſtuhl, der . . 336
Möß, die; Berg . . 24
Molsdorf 159
Mommel, die; Berg im Schmalkald. . 125. 247
Moorgraben, der . . 220
Moorgrund, der 212. 220
Moorthal, das . 156. 164
Moraſtwieſe, die . . 30
Mordfleck, das 28. 169. 284

Morgenthor, das . . 231
Rosbach, D. . . . 6
Rosbach, der . . 277. 278
= größerer 174
Mosburg, die . . . 278
Moſchwitz, fränkiſche, mündend in die Rodach . 5. 359. 367. 390
Moſchwitz, thüring., mündend in die Selbitz 4. 367. 391
Moſelberg, der . . . 59
Moſin, Herren von . . 346
Moßbach, D. . . . 51
Moßbach, der . . . ebd.
Mühlbach, der 70. 71. 170
Mühlberg, der . 235. 284
Mühle, Neue . . . 264
im Katzengrund . . 320
Mühlgraben, der . . 178
Mühlrain, der; Berg . 52
Mühlwaſſer, das . . 286
Müller, der Böhme . . 381
Müllers-Rod, Glaſer; Wieſe, ſ. Rod.
Münzeberg, der . . . 120
Münzſteine, die . . . 261
Mürſchnitz, D. . . . 379
Mützenköhler, die . . 276
Mulgruben 326
Mummenſteine, die . . 251
Mupberg, der . . . 379
Muſchelkalk 102. 145. 147. 154. 166

N.

Nadelöhr, das; Paß . 294
Nägelſtedter Girn, der; Berg 22
Näherſtille, D. . . . 267
Nährthal, das; Berg 23. 24. 109. 119
Nagelroda 165
Nah, Nahe, die . 293. 298
Nahegrund, der 7. 298. 300
Naſſe Werra, die . . 310
Nauendorf, Naundorf 6. 119
Naumburg 367
Neſſe, die 102
Neſſelbach, der . 254. 262
Neſſelberg, der . . 22. 262
Neſſelhof, der . . . 262
Neſſelrain, der; Berg 52
Neſſelröden 210
Neubrunn, der; Bach 303. 304
Neubrunnsberg, der; . 303
Neubrunner Grund, der 304
Neue D., das . . . 286
Neue Gebäude auf der Wartburg, das 49
Neue Haus, das . . 103
Neue Mühle, die . . 264
Neue Stein, der . . 240
Neue Stutenhaus, das . 297
Neuenbau, D. . . . 385
Neuenbeuthen . . . 357
Neuendorf 7. 223. = das 390
Neuenhofer Gemeinde . 14

Neuewerk, das; Eiſenh. 299. 319
Neufang, der; Berghöhe 118
= Dorf 391
Neuhaus, D. 2427 F. h. 31. 32. 321
Neuhaus, das . . . 185
Neuhäuſer Berg, der 295. 297. 309
Neuhofer Wieſen . 23. 267
Neukenroth, D. . . . 388
Neundorf, im Grunde 369
Neuringelſtein, Burgruine 222
Neurode 4. 168
Neuſchächter Revier . 256
Neußis, D. . . 156. 167
Neuſtadt am Rennſteig, D. 2379 F. h., 29. 132. 303
Neuſtadt an der Heide, St. 5 384. = Beſchreibung 379
Niederſchmalkalden, D. . 269
Nonnenberg, D. . 72. 73
Nonnenberg, der . . . 67
Nordhalben, Flecken 389. 390
Nordhalber Berg . . 390
Nordöſtliche od. thüringiſche Seite des weſtlichen Theiles vom Thüringerw. 40
Nordöſtl. Seite des ſüdöſtl. Theils 316
Nordſeite des Schneekopfs 134 — 136
Nordweſtlicher Theil des Thüringerwaldes . . 38
Nothhelfer, vierzehn . 308
Nürn, D. 390
Nüßleshof, der . . . 256

O.

Oberallen ſ. Oberellen.
Obereßfelder, D. . . . 376
Obergälitz, D. . . . 352
Oberellen 8. 298
Obergabel, Haus . . 302
Ober-Grumbach . . 236
Oberbaelach, D. . . 387
Oberhof, höchſtes D. des nordw. Thüringerw. 2523 F. h. 25. Beſchreibung 121
Oberlauterberg, der . 276
Oberlemnitz, D. . . . 358
Oberrichte, D. . . . 325
Oberlind, Flecken . . 384
Oberloquitz, D. . . . 352
Obermaßfeld, D. . . 291
Oberneubrunn, D. . . 304
Obernitz, D. 361
Oberolſe, D. 319
Oberpörlitz . . 166. 167
Oberrod, D. 306
Oberrodach, D. . . . 391
Oberrohn 220
Oberrottenbach, D. . . 337
Oberſchönau, D. 274. 275. 276
Oberſtadt, D. . . . 293
Oberſteinach, Ort . . 382
Oberweißbach, Flecken . 327
Oberwind . . . 7. 316

Oberwirrbach, D. . . . 342
Oberwulſt, Hof 320
Oberzella, D. 219
Obſtfelder Schmiede, die 325
Ochſenbach, der; am Ochſenberg 198
Oehl ſ. Oel.
Oehrenberg u. Oehrenſtock, der . . . 192. 196
Oehrenſtock, D. . . 197
Oehrenſtocker Bach, der 185
Oelberg, der 268
Oelgraben, der . . . 109
Oelſe, die; Bach 30. 316. 319. 380. 383
Oelſe, D. 319
Oeslau, D. 370
Oeſtlicher Punkt des Thüringerwaldes . . 4
Ohr ſ. Ohre.
Ohrdruf, alte Stadt 4. 6. 66
= Beſchreibung . . 125
Ohre, Flüßchen 3. 118. 120. 123. 125
Olitätenweſen, das . 328
Orlamünde . . 132. 360
= Grafen, von 345. 346. 349
Oſſa, D. 353
Oſterburg, die . . . 294
Ottendorf 344
Ottilienſtein, der 288. 293
Otto von Orlamünde, Grabmal 345
Ottowald, das 41

P.

Papenheimer Berg . . 32
Pappel, karoliniſche . . 142
Pappenheim, Grafen v. 346. 350
Paulina, Recluſa, Erbauerinn 339
Paulinzelle, Ort . 4. 338
= Ruine 337
Pechgrund, der . . . 311
Pechleite, die . . . 30. 37
Pennewitz, D. 337
Peterberg, Petersberg, 23. 31. 45. 275. 276
Peterpaulsholz, das . 119
Petersgrün, Forſthaus . 355
Pfaffenſteig, der; Fels . 337
Pfannenrain, der 279. 285
Pfannenthal, das . . 25
Pfannenthalsraſen, der . ebd.
Pfefferberg, der . 256. 269
Pferdekopf, der . . . 197
Pflaſterkutte, die; Berghöhe 214
Pfütze, die Rothe . . 19
Philippsthal, D. u. Schloß 219
Pimpinelle, die; Bergw. 268
Pippelsdorf . . 343. 352
Pirſchhäuſer, die; Platz 22
Pirſchhaus am Hohen Saukopf 120
= auf dem Kammerbach 122
= Trockenbacher . . 107
= am Löffelbühlsgraben 139
= auf dem Finſterberg 173

Platz, der Breite; Berg 15
; der Schöne . . . 296
Plaue, Städtchen. 4. 144
; Beſchreibung . . 156
Plaueſcher, Plauiſch. Grund 157
Plauiſches Schloß . . 157
Pleß, der; Berg . . 219
Pluderbrunnen, der . . 305
Pöckerskopf, der 174. 187
Popenwind, D. . . . 316
Porphyr 23. 102. 145. 195. 246. 253. 270. 275. 292. 392
Porzellan, thüring. Erfinder 366
Poſſenthurm bei Sondershauſen, der . . . 66
Predigerberg, großer, kleiner 45
Preßig, D. 388
Probſtzella, Flecken 347. 351
Proſiſch, Gut . . . 227
Promenadenweg, der . 177
Pulverköpfe, die . . . 259
Pulverthurm, der . . 49
Purbach, der . . . 303

Q.

Quarzkryſtalle 270. ; Felſen 348
Quelitz, D. 327
Quelle der Kleinen od. Wilden Gera 134
Quelle der Großen Gera 148
Quelle der Ilm 146. 169. 171
Quelle des Schmückegrabens 135
Quelle der Wipfer, Wippra 167
Quellen, willkührlich geleitet, ſ. Leiten.
Querbach, der . 299. 300
Quergel, Zwerge . . 155
Quergelslöcher, Angelröder 154
Querloch, das . . . 336
Queſtenberg, der . . 266
Quittelsdorf . . . 337

R.

Raaſen, D. 7. 296. 298
Rabelsberg, der . . . 71
Rabenaußig . . . 7. 377
Rabenſtein, der; Berg 40. 258
Räſchwitz, D. . . . 361
Räuberſtein, der . . . 120
Rain, der Lange . . 26
Rambach, der . . . 317
Rangenhof, der . . 15. 40
Rappelsdorf, D. . . 307
Ratſcher, D. 307
Rattelsdorf 370
Raubſchloß, das; Berg Altenburg 138
Rauchkalkfelſen, ein . . 245
Rauchwacke 394
Rauenſtein, D. 7. 373. 374
Rauenſteiner Waſſer, das 373
Regenberg, der 89. 94. 292
Reichenbach, D. . . . 389
Reichenbach, der . . . 320
Reichenbach, der 156. 165
; Dorf . . 263. 354
Reichentroſt; Berggegend 71

Reichmannsdorf, Flecken 264. 343
Reifweg, am = Berg . 274
Reinhardtsbrunn, Schloß 6. 77
Reinsberge, die 4. 157. 166
Reinsburg, die 132. 157. 168
Reinſchwig von England, Königin 101
Reinsfeld 168
Reiſigberg, Reißigberg, der 258. 269. 292
Reißigſtein, der . . . 259
Rembdenberg, der . . 197
Remptendorf 357
Rennſteig, Rennſtieg, Rennweg 7. 9. 10. 106. 309. 345
Rennſteigberg, der 244. 251
Reviere, drei, des Schmalkalder Stahlbergbaues 256
Rhön, die 16. 23. 30. 59. 65. 131. 219
Rieſenberge, die . . . 40
Rieſenhaupt, das . . 300
Riethbieler Grund . . 178
Rimbach, der . . . 288
Rimber, der . . . 53. 57
Rimberſtein, der . . . 57
Ringberg, der . . 41. 288
Rinne, in die Schwarza mündend; anmuthiges Thal 4. 6. 316. 335. 337
Rippersroda 148
Ritſchelthal, das . . . 319
Ringelskuppe, die . . 15
Ritterhaus der Wartburg 48
Ritterkapelle, die . . 229
Rod, Langen= . . . 30
= Glaser Müllers= . ebd.
Roda . . . 6. 156. 168.
= Beſchreibung . . 165
Roda'ſche Loch . . . 165
Rodach, die 5. 367. 370. 385. 390
= Ober u. Unter=, D. 391
Rodachbrunn, Rodacherbrunn, Drſch. 35. 353. Berg 390
Rödelbach, der . . . 390
Röderbach, der . 258. 259
Rödersberg, der . . . 260
Rödern, Vorwerk . . 357
Rödichen, D. . . . 79. 93
Rödler 17
Rögitz, die . . 380. 383
Röhrigsbach, der . . 220
Römiſche Hügel, der . 199
Romſchütz, D. . . . 365
Roppiſch, D. . . . 357
Röſebach, der . . . 95
Röſens Hölzchen, bei Eiſenach 47
Röthemündung, die . . 379
Röthen, die 367. 370. 377. 379
Rothhof, der 256
Rohr, Rohra, D. . . 283
= Kloſter 291
= Gut . . . . . ebd.
Rohrbach, der 329. D. ebd.
Rohrhammer, der . . 319

Roſenberg, od. Roſenborn, der 198. 284. Feſtung 391
Roſengarten, der; Berg 22. 106. 262
Roſenkopf, der Kleine; Berg 172
Roſenthal, D. . . . 356
Roßbach, Wieſe . . 35
Roßfeld, das; Berg . 295
Roßkopf, der; Berg . 23
Roten, das Städtlein zu 378
Rotenſtein, der . . . 62
Rothe Dorn, Waldwieſe 33
Rothe Fels, der . . 176
Rothe Haar, Berg . 103
Rothe Haide, die . . 166
Rothe Heg, der; Rothenheg, Berg 107
Rothe Horn, das . . 30
Rothe Pfütze, die; freier Platz 19
Rothe Stein, der 197. 288. 295
Rothe Stock, der; Waldwieſe 33
Rothenbach, der; a) weſtl. Quelle der Apfelſtedt 103. 105. b) 386
Rothenberg, der 28. 32. 66. 71. 306. 326
Rothenheg, der; ſ. Rothe Heg.
Rothenhegbach, der . . 107
Rothenkirchen, Flecken 344. 388
Rothenſtein, ſ. Rothe Stein.
Rottenbach, der 4. 337. 338
Ober⸗ u. Unter⸗ . 337
Rotterode, D. 263. 277. 278
Rottmar, D. . . . 384
Rudelsberg, der . . . 311
Rudelſtadt 366
Rudolſtädter Schloß . . 132
Ruhl, Ruhla; Ortſch. 16. 17 53
Ruhla, Fluß . . 52. 102
Ruhlaer Häuschen . . 17
Ruhlathal, das . . . 40
Rückbrechbach, der . 294
Ruine, die; bei Blankenburg 132
⸗ Greifenſtein . 340. 341
⸗ bei Liebenſtein . . 239
⸗ bei Lobenſtein a) 143; b) 358
⸗ Neuringelſtein . . 222
⸗ der Oſterburg . . 294
⸗ Paulinzelle . . . 337
⸗ Scharfenberg . . . 55
⸗ Schaumberg . . . 369
⸗ Schwarzwald . 123. 124
Rumpel, die; Rumpelsberg 129. 150. 160
Runzelberg, der . . . 298
Rupberg, der 2694 F. h. 24. 132. 274. 281. 292
Rupertskopf, der; Berg 40
Ruppachsberg, der . 298
Ruppberg ſ. Rupberg.
Ruppersdorf 354
Rußhütte, die . . . 321

S.

Saal, der Große; Berg 15
Saalburg, Städtchen 4. 360
Saale, die 4. 6. 316. 392

Saalethal, das . . . 359
Saalfeld, St. 4. Beſchr. 361
= Schlacht, 1806. 340. 341
Saalfeld, Herzöge . . 364
Saalkopf, der; Berg . 15
Saalweidenwand, die . 111
Saar, die; der Saarberg; Bergrücken 31. 37. 311. 371
Saar, die; das Saarwaſſer 311. 368
Saargrund, D. . . . 311
Saargrund, der . . . 312
Saarhäuſer, die . . . 372
Sachſenburg, die . . 132
Sachſendorf, D. . . 7. 312
Sachſen-Saalfeld . . 364
Sachſenſtein, der 26. 132. 146. 148. 160
Sättelſtedt, D. . 63. 101.
Sala-Dolmar, der . . 273
Salier, Salius, der . . 91
Saline 268
Salmbach, der . . . 259
Salzgraben mit Salzquelle, bei Plauen . . . 157
Salzungen, Städtchen 5. 218
Sandberg, der 31. 372. 373
Sandhohlenberg, der . 235
Sandſteinformation, bunte 145
Sandwurf, der; Berg . 197
Sattel, ſogenannte . . 10
Sattelbach, der; Berg 25. 135
Sattelgrund, der; Ort . 386
Sattelkopf 135
Sattelpaß, der; Ort . 385
Sau, Wilde; Berg . . 15
Sauerbrunns-Grumbach 236
Saukopf, der; Berg 24. 120
Schackendorf 313
Schadenthal, D. . . 353
Schalkau, St. 5. 368. 369. 373
Scharfenberg, Burgruine 55
Schartenkopf, der . . 259
Schauberg, Ort . . . 386
Schauenburg, die; Berg 89
= Burg 90
Schaumberg, Hof . . 369
= Ruine . . . . . ebd.
Schaumburg, Siegmund von 371
= Herren von . . . 374
Scheibe, D. 317
Scheibenbach, der . . 320
Schenkenau, Ort . . 370
Schenkenmühle, die . . 373
Schichtshöhe, D. . . 376
Schieferbruch, in Leheſten 344. 345. 354
Schiefermühle . . . . ebd.
Schießgewehrfabrik 280. 281. 288. 289
Schießhaus, Großbreitenbacher 323
= Großtabarzer . . 76
= Ilmenauer . . . 177
= Rudolſtädter . . . 367
= Saalfelder . . . 365
= Suhler 290

Spießplatz, auf dem Glöckner, der 18
Schildwieſe, die . . . 33
Schilfwaſſer, das . 21. 95
Schilfwaſſergrund, der . 89
Schillershöhe, die . . 366
Schillingshammer, der . 287
Schirmroth, D. . . . 312
Schlacht bei Saalfeld, 1806 340. 341. Denkmal . 365
Schlagebach, der . . 327
Schlauchenthal, das . . 17
Schlauſe, die Hohe; Berg 111. 119. 177. 187
Schlegel, D. 35
Schleifen, die; zwei Wieſen 33
Schleifkoten, die Steinbacher 235
Schleifweg, der; öſtliche Rennſteig 33
Schleuße, die; Bach . 29
= Beſchr. . 302. 303. 306
Schleußegrund, der 299. 303. 304. 308
Schleußingen 298. Beſchr. 300
Schleußinger Neundorf, D. 300
Schlößchen Kitzerſtein . 361
Schloß, bei Eichigt in Kaulsdorf 360
= zu Kühndorf . . 273
= zu Lauenſtein . . 346
= Plauiſches . . . 157
= zu Rauenſtein . . 374
= zu Rohr, Rohra . 283
= zu Rothenkirchen . 388
Schloß, bei Rudolſtadt . 366
= zu Schleußingen . 301
= zu Schmalkalden . 265
= bei Schwarza . . 279
= des Thüringerwaldes (ehemals) . . . 324
= Wendenſtein oder Wespenſtein 349
Schloßberg, der; b. Eiſenach 45
= an der Lütſche 129. 139
Schluchenthal, das; ſ. Schlauchenthal.
Schlüſſelbeinze, der; Fels 295
Schmale Buche, die; D. 321
Schmalkalde, die . . 8. 254
= Thal der . . . 268
Schmalkalden 8. Beſchr. 265
Schmalkalder Eiſenbergw. 255
Schmalkaldiſcher Bund . 265
Schmalwaſſer, das . . 104
Schmalwaſſergrund, der 108
Schmeheim, D. . . . 293
Schmelzhütte bei Kupferſuhl 213
Schmerbach, Dſch. 6. 59. 61
Schmerfeld 168
Schmermig (Schmerbig), ſ. Schmerbach.
Schmiedsgräben, die; Berg 15
Schmidtsgrund, Ort . 376
Schmidtſtein, der . 148. 160
Schmiede, die Obſtfelder 325
Schmiedefeld 28. 298. 326. 343
Schmiedekopf, der . . 211

Schmücke, die; Wirthshaus 26. 146. Beſchreibung . 134
Schmückegraben, der 128. 130
Schneekopf, der 9. 39. 66. 130
= Beſchreibung . . 131
Schneetiegel, der; Schlucht am Schneekopf . . 134
Schneidemüllerskopf, der 173
Schnellbach, der . 254. 262
= Dorf . . . 262. 263
Schnellbachsthal, das . 270
Schnepfenberg, der . . 245
Schnepfenmühle, die . 327
Schnepfenthal 79
Schnett, D. 305
Schobfer, ſ. Schopfer.
Schönau, a) vor dem Walde 3. 94. 100
b) a. d. Hörſel . 60. 101
c) preußiſch . . . 304
Schönauer Grund . . 274
Schönbach, der 7. 23. 274. 275 276
Schönbachsgrund, der . 274
Schönbrunn, D. . . . 36
Schönheide, Wirthshaus 201
Schöne, Platz, der . . 296
Schönleite, die; bei Sondershauſen . . . 66
= beim Inſelsberg . 71
Schönſtedt, D. . . . 370
Schöſſer, der; Berg . 235
Schopfer, die . .191. 197
Schopfergrund . . . 198
Schorn, der Hohe u. Harte; Berge 23. 66. 76. 109. 119
Schorte oder Schurte, die 190
Schoßberg, Hoher, ſ. Hohenſchoß.
Schreibersberg, der 306. 309
Schuderbach, der; Berg . 25
= Bach 136
Schuder=Grund, der . 128
Schüßlersgrund, der . 295
Schutzenberg, der 24. 25. 273
Schutzenhof, Saalf. . . 365
Schützenſtein, der . . 274
Schützenwieſe, die . 25. 273
Schulwieſe, die . . 30. 385
Schurte, die; Bach, 29. 185. 186. 190.
Schurtethal, Schurtenthal, das . . 180. 185. 186
Schwabenhans, der eingewanderte . . 371. 381
Schwächrichenhammer, der 319
Schwalbenhaupt, das; Höhe 37 305. 318
Schwalbenſtein, der 165. 177
Schwallungen, D. . . 271
Schwarm, der Hohe; in Saalfeld 363
Schwarza, a) die hennebergiſche; Schönbach 7. 270. 273. 278. b) ſchönſter aller Thür. Bergflüſſe nebſt Thal 4. 6. 310. 316. 342 Beſchr. 317. Quelle 31. 371
c) die weiße . . . 322

Schwarza, Schwarze; Ort. a) 279. 283. b) bei der Schwarzamündung in die Saale . . 4. 360. 365
= Beſchr. 342
Schwarzathal, das 333. ſ. Schwarza b).
Schwarzbach, D. . . 306
= der 148. 160. 299. 306
Schwarzbachswieſe, große 19
Schwarzburg, D. 332. = die 330
= Grafen v. Schwarzburg 346
Günther von; Kaiſer 341
Schwarzburger Forſthaus 6. 139
= Hof, Wirthsh. . . 335
Schwarzburg = Friedensburg, Grafen von . . . 355
Schwarze = Erd = Gruben 326
Schwarzeiſenſtein . . 161
Schwarzenberg, der . . 52
Schwarzenbrunn, D. 311. 312
Schwarzenmühle, die . 322
Schwarzenſtein, der . . 149
Schwarzhauſen, D. . . 63
Schwarzkopf, der; Berg 23
Schwarzwald, Burgruine u. Dörſchen 7. 120. 123. 124
= Forſtamt . . . 126
= Eiſenwerk . . . 376
Schwefelloch, das; Vitriolw. 326. 347
Schwedenhaupt, das, Berg 199
Schweina, die; Schweinathal 223
Schweina, Ortſch. 8. 17. 56
= Beſchreibung . . 226
Schweizerhaus, erſtes u. zweites; bei Oberhof . . 122
Schwerſpath . . 246. 253
Seckendorf, von; beſingt den Inſelsberg 67
Seebach, D. . . . 56. 60
Seeberg, der, bei Gotha 132
= bei Salzungen . . 218
Seibis, D. . . . 35. 391
Seifen, chem. Goldw. . 318
Seiſig, der; Berg . . 29
Seimberg, der . 251. 254
Selbitz, die; in die Saale mündend . 4. 9. 359. 392
Selchendorf 377
Seldeneck, Herren von . 346
Selige, die; ſ. Silge.
Seligenthal 8. 260 Beſchr. 261
Sembach, die; Waſſer 61. 70
Sennhütte, die . . . 230
Sevenskuppe, die . . 245
Sichelhammer, der . . 199
Sichelreuth, D. . . . 384
Siedelhaide, die . 261. 270
Siefertsburg, die . . . 148
Siegelberg, der . . . 129
Siegelreuth 5
Sieglitz, die . . 137. 359
Sieglitzberg, der, 2198 Fuß hoch . 36. 139. 359. 391
Sieglitzgrund, der . 128. 137
Siegmund v. Schaumburg 371

Siegmundsburg . 311. 371
Sich-dich-für . . . 357
Silberbergwerk, ehem. 319. 343
Silberborn, der . . . 71
Silbergraben, der 118. 120. 122. 171. 224
Silbergrund, der . . 171
Silberthal, das . 160. 191
Silge, die . . . 254. 260
Simmetsberg, der . 76. 89
Simmetsbergſtein, der . ebd.
Simonsberger Revier, im Stadtberg 256
Sin Gorgen 103
Singerberg, Gränzſtein des Thüringerwaldes 4. 132. 169. 194
Sitzendorf 328
Soden, Altes-; Berg . 33
Soldatenhieb, der; Waldplatz 33
Sommerbach, der; Berg 25. 279. 292
Sommerberg, der 299. 303
Sommerleite, die . . 235
Sommersdorf 348
Sommerſtieg, der; bei Winterſtein 63
Sondra, Klein- u. Groß- 63
Sonne, Hohe; Forſt- und Wirthshaus 9. 15. 40. 50
Sonneberg, St. 7. 374. 377
- Haus 378
Sonneberger Waaren . 377
Sonntagshammer, D. . 382
Sophienau 310
Sorbenburg, die . . . 363
Sorbitz, die . 316. 328. 342
- Grund, Thal 329. 330
Sorge, die 6
Sormitz, die . 316. 342. 353
- große; in die Loquitz mündend . . 6. 353
- kleine, mündet in die große . . 6. 354. 355
- Grund der Großen 354. 356
Spechtsbrunn, D. . 32. 348
- der 383
Spechtsgrund, der . . 383
Speckſtein 293
Sperbersbach, großer u. kleiner 169. 170
Sperrhügel, der 22. 106. 132 262
Spiegelsberg, der . . 160
Spiegelskopf, der . . 176
Spielmannsleite, Berg . 160
Spießbach, der 89. 94. 95
Spießberg, der . . 22. 94
Spießhaus, das . . . 22
Spitter, Spitterfall, Spittergrund . . . 104. 262
Spitterſtein 105
Spitterteich 105
Spitzberg, der 41. - D. 347
Spitzige Berg, der 279. 292
Spring, die 104. -der 157. 264
Springer, Ludwig, der . 91
Springſtille, D. . . . 266

Stachelbach, Groſer u. Kleiner; Bach u. Berg . 259
Stadtilm . . . 132. 194
Stadt Sulza 194
Städtchen auf unſerm lieben Frauenberg . . . 372
Städtlein zu Roten . . 378
Stängelgeräum, Wieſe . 35
Staffelberg, der . . . 34
Stahlberg, Sandſteingeb. 8. 255
= bei Seligenthal 21. 125
Stahlknoten, der . . 161
Stahlſchlag, der; niedere Berggegend . . . 28
Stainerthal, das . . 244
Stallwieſe, die . . . 22
Stedtefeld, D. . . 41. 102
Steger, der 373
Steige, die; Berg . . 254
Steiger, der 129. 160. 259. 373
= bei Erfurt . . . 66
Steigerthal, das . 156. 163
Steigerwald in Franken . 131
Stein, der 233. der alte ebd.
Stein, der Blaue . . 170
Stein, der Hohle . . 231
Stein, der Gebrannte; Berg 24. 132. 136. 292
Stein, der Gehauene . 44
Stein, der Hohe . . 132
Stein, der Manebacher . 176
Stein, der Neue . . . 240
Stein, der Rothe . . 197
Stein, der Triefende . 122
Stein, Asmus von Stein; Ritter 240
Steinach, D. . . 382. 384
Steinach, die 5. 7. 32. 367. 379. 380. 384
= Grund der . 382. 384
Steinbach, D. 7. 54. 235. 306 347. 387
Steinbach Hallenberg 8. 23. 263. 267. 277
Steinbach, der; die 45. 165. 191. 234. 235. 242. 293. 321. 387. = Thal . 228
Steinberg, D. . 389. 390
Steinbühl, der . . 95. 111
Steinerne Loch, das . 108
Steinfelder Waſſer, das 286. 287
Steingraben, der Gehauene 45
Steinhaug, der . . . 274
Steinheide, Flecken . 9. 372
= Berg 2523 F. h. 373
Steinige Berg, der . . 125
Steinkohlen 159. 174. 196. 269. 388
Steinkopf, der . . . 256
Steinrutſchenborn, der . 224
Steinsberg od. Steinswand 147
Steinsburg, die . . . 293
Steinwieſen, Flecken . 390
Stelzen, D. . . . 7. 368
Sternberg 279. = der 292
Still od. Stille, die 254. 266
Stiller Grund . . . 270
= Vorſtadt, die . . 268

Stillerſtein, der . . 268
Stock, der Rothe; Waldwieſe 33
Stockheim, D. 388
Stollen, der; im Gebrannten Stein 136
= Herzog-Ernſt . . 392
= Martinröder . . 156
Stopfelskuppe, die 65. 208. 211. 219
Strauchhain, Burg in Franken 131
Streiflesköpfchen, der Streifling; Berg . 224. 228
Streitberge, die . 120. 124
Streitgeberg, Berg . . 257
Streitgirn, der; Berg 22. 257
Streitrain, der . . . 284
Streng, die 71
Strobböbrel, der; Anhöhe 19
Struth, die; Bach . . 262
= D. 263. = Wrthsh. 287
Stützerbach 28. Beſchr. 171
Sturmhaide, die lange 160. 176. 181
Stute, die Kahle . . . 19
Stutenhaus, das Alte . 298
= das Neue . . . 297
Stutzhaus, D. 123. 124. 149
= das; Forſthaus . 149
Südöſtlicher Theil des Thüringerwaldes . . . 39
Südweſtliche Seite, des nordweſtlichen Thüringw. 202
Südweſtliche Seite des ſüdöſtl. Thüringerw. . 367
Suhl 7. 26. Beſchr. . 287
Suhla, Suhlaha . . 289
Suhlaer Leube, die . . 25
Suhlthal, das . . . 212
Suhler Neundorf . . 290
Sulza, Stadt . . . 194
Syenit 195. 293. 309. 359
Syenit-Grünſtein . . 308

T.

Tabarz, Groß- u. Klein- 67. 72
Tachbach, D. 294. = der, ebd.
Tännighaupt, das; Berg 330
Tambach, die od. der 23. 104. 106
Tambach, Marktflecken . 113
Tambachsgrund, der . 106
Tanhäuſer, Ritter . . 101
Tann, die; Bach . 29. 303
Tanne, die Hohe; Berg 35. 186
Tanngrund, der . . . 293
Tannrode 194
Tanzbuche, die . . . 89
Taubenbach, D. . . . 326
Taubenellen, D. . . . 203
Taubenhügel, der; Berg 35
Tavmar, ſ. Themar.
Teichwieſe, die . . . 35
Tellerhammer, der . . 305
Tenneberg, der 21. 66. 71
= Schloß . . . 81. 87
Terraſſe, bei Altenſtein . 229

Tettau, Klein- . . . 33
Tettau, die; mündend in die Haslach 7. 33. 385. 387
Teufelholz, das; Berg . 381
Teufelsbad, das; Sumpf 109. 133
Teufelsbrücke, die . . 229
Teufelskutten, die; Erdfälle 60
Teufelskreiſe, die; moorige Blöße auf dem Schneekopf 133. 145
Teuſchelsberg, der 297. 309
Teuſchnitz, St. 33. 344. 387. 389
Teuſchnitzer Bach, der . 389
Teuſchnitzer Berg, der . ebd.
Teutleben, D. . . . 101
Thal, goth. Pfarrdorf 6. 55
Thal unter Schwarzburg, D. 333
Thalhauſen, Hof . . 219
Thalſches Waſſer, u. Grund 59
Thaubach, der . 172. 173
Theiler, der 115
Themar, D. . . 293. 294
Theuergrund, der 7. 367. 373
Theuern, D. . . . 7. 373
Thielberg, der . . . 62
Thiem, Vogelhändler . 86
Thierberg, der . 381. 382
Thiergarten, der . . 95
Thonporphyr 195
Thonſchiefer 316
Thorſtein, der . . . 72
Thüna, von . . 345. 346
Thüringer Thal, das . 243
Thüringerwaldes Lage, Geſtalt, Gränzen . . 1
Thüringiſche Seite des nordweſtlichen Theiles . 40
Tiefenort, Flecken 218. 219
Timmendorf 357
Titſchendorf 390
Titterwind, der; Bach 156. 168
Todtenlache, See . . 307
Todtenſtein, der . . . 162
Todtenwart, Gut . . 269
Todter Mann; Platz u. Kreuzweg 16. 51
Toſſenthal, Ort . . . 368
Tränke, die Alte . 28. 298
Tränkebach, der . . . 302
Tragberg, der . 192. 197
Trappſtein . 64. 292. 293
Trasdorf 169
Treppenſtein, der . 62. 65
Triefende Stein, der 76. 122
Trippel, Erde . . . 291
Trippſtein, der . . . 333
Trockenbacher Pirſchhaus 107
Trockenberg, der . 248. 254
Trockene, die . . 156. 165
Trockene Werra, die . 310
Tröge, die Alten; Berg 33
Tropfſteinhöhle, eine . 377
Truckenthal, D. . . . 370
Truckenthaler Waſſer . 367
Trügleben, D. . . . 101

Trümmerporphyr . . 195
Truſenbach . . . 251. 252
Tſchirn, D. 389
Tſchirnmühle, die . . ebd.
Tümmelleich, das . . 97
Tulpenbaum, virginiſch. 142
Tungelsberg 226

U.

Uebel, der; Berg 66. 72. 76
Umgränzung des Gebirges; weitere und engere . 3. 8
Ungeheure Grund, der 75. 392
Unkerode 8. 207
Unnütz, die; Anhöhe . . 344
Unterellen, D. . . 8. 209
Untergabel, D. . . . 303
Unterhaslach, D. . . 388
Unterköditz, D. . . . 337
Unterlauterberg, der . . 276
Unterlemnitz 358
Unterlind, D. . . . 384
Unterloquitz, D. . . . 353
Unterneubrunn, D. . . 303
Unterneubuttendorf . . 346
Unterpörlitz . . 166. 167
Unterrohn, D. . 218. 220
Unterrottenbach . . . 337
Unterſchönau, D. . . 276
Unterweißbach, D. . . 327
Unterwirrbach, D. . 6. 342
Unterwulſt, die . . . 320
Unterzella, Hof . . . 219
Utendorf 271

V.

Vach, Vacha, Stadt 5. 219
Veilsdorf, Flecken . . 313
Veilsdorf, Kloſter-; Ort ebd.
Veitzberg, Veizberg, D. 354
Verfluchte Jungfernloch, das 44
Veronikaberg, der . . 166
Veſſer, die; in die Erlau mündend . 7. 293. 296. 297
Veſſer, D. 297
Veßra, Geſtüte . . . ebd.
= Ort, Beſchr. . . 307
Viehburg od. Frauenburg bei Eiſenach; die . . . 44
Viehhaus, das, oder die Schmücke 26. Beſchr. 134
Viernau, D. 278
Vierpfennigshaus, das . 103
Vierpfennigswieſe, die . ebd.
Vitriolwerk 343. 346. 347. 348
Vogelheide, die; Berg 17. 223. 228
Vogelkopf, der . . . 260
Vogtland, das . . . 360
Voigt, Mineralog. . . 184
Volkers, D. 268
Volkmannsdorf . . . 329
Volkmarskopf, der . . 298
Volkſtädt, D. . . . 365
Vordere Gabelkopf . . 22
Vorgebirge, im Nordweſten 40

W.

Wachſtein, der; Berg 41. 51

Wackenhof, der . . . 213
Wadberg, der . . . 129
Wähles, D. 253
Wäſche, die; ſ. Jugnitz.
Wagenberg, Großer und Kleiner . . 21. 71. 298.
Waibleite, die . . . 244
Walbau, D. . . . 7. 306
Waldenfels, der 110. 112. 118
Waldfiſch, Waldfiſcha, D. 8. 222
Waldhaus, das . . . 33
Waldplattenbruch, ein 269. 292
Waldsberg, Hohe, der 138. 139
Waldſtein, der Große . 359
Wallbach, der 271. - D. ebd.
Wallbrück, Ort . . . 324
Wallenburg . 218. 252. 254
Wallendorf . . . 325. 326
Wallfahrt, die; Waldblöße 234
Wallfahrtsbrunnen . . 368
Walsbach, der . . . 111
Walsberg, ſ. Waldsberg.
Waltersgrube, die; Bach 111
Waltershauſen . . 66. 81
Wardberg, Hohen- . . 28
Warta, die; in Lobenſtein 358
Wartberg, der . . 40. 45
Wartburg, die 14. 42. 44. 47. 65. 218
Warte, die Hohe; Berg 139
Warth, die Hohe; . . 216
Waſſerberg, Großer u. Kleiner 37. 52
Waſſerfall, bei Altenſtein 224. 230
Waſſergrund, Kalter- . 21
Waſungen, Stadt . 5. 271
Watzdorf . . . 337. 340
Wechmar, D. . . . 128
Webelbach, der; Abhang 23. 106. - Bach . . 107
Wehd, Ort 379
Wehlitſch 7. 387
Wehr, das ſteinerne . 333
Weidebrunn, D . . 264
Weimar 194
Weinberg, der . . . 254
Weinſtraße, alte Altenſteiner 60
Weißa, die 316
Weißbach, der . 294. 327.
- Dorf 357
Weiße Schwarza, die . 321
Weißenbach, der . . . 310
Weißenberg, Großer 19. 71. 153. 166. 245. - Kleiner 257
Weißenborn, Dörfchen . 55
Weißengraben, der . . 71
Weißliegende, das . . 195
Weitisberga 354
Welkershauſen . . . 271
Wellenbad, das . . . 177
Wenigenſchweina . . 227
Wenzel, Franz, aus Hannover 299
Wenzelsberg, Wenzelsgarten 180. 182
Wernshauſen, D. . . 269

Werra, Hauptfluß des Thüringerwaldes 5. 8. 38. 102. 210. 218. 269. 310. 315
⸗ die Trockene, die Naſſe 310
Werrathal, das . . . 14
Weſpenſtein, der . . 349
⸗ Schloß . . . . ebd.
Wetzelſtein, Alaunwerk 6. 361
Weßſtein, Berg, 2550 F. h. 6. 9. 33. 344. 353. 389
Wichtelmännchen, Zwerge 155
Wichtshauſen, D. . . 291
Wickersdorf 329
Wiebach, der . 254. 258
Wiebich, die; ſ. Wiebach.
Wiedersbach, D. 307. ⸗ der 306
Wiedersbacher Grund . ebd.
Wieſe, Dürre . . . 18
⸗ die Neuhofer . . 267
Wieſenberg, der . . . 262
Wieſenhaus, das . . 304
Wildberg, der . . . 197
Wilde Gera . . 4. 6. 128
Wilde Graben, der . . 71
Wilde Sau, die . . . 15
Wildenheid, Ort . . . 379
Wildenſpring, D. . . 324
Wildpretswieſe, Große und Kleine 16
Wilhelmsburg, die . . 266
Wilhelmsleite, Berg . 160
Wilhelmsthal . 8. 16. 203
Willersleber Burg . . 336
Willingen, Ober⸗ u. Nieder⸗ 168
Willinger Berg, der . 169
Windberg, der . . . 129
Windheim, D. . . . 387
Windlöcher, die . . . 70
Windsberg, Winnsberg, der 223. 224. 227
Winfriedsſäule, die . . 66
Winne, Hof 253
Winnsberg, ſ. Windsberg.
Winter's (Forſtmſtr.) Grab 142
Winterberg, der . . . 347
Winterleite, die; Berg . 235
Wintershauſen, Schloß . 206
Winterſtein . . 59. 62. 65
Wipfer, Wipfra, Wippra, die 166. 168
Wipfra, Dorf . . 4. 168
Wipperthal 4
Wirrbach, der . . . 342
⸗ Ober⸗ u. Unter⸗, D. 342
Wirthshaus auf d. Inſelsberg 69
Wittgendorf 329
Wittgenſtein, der . . 58
Witzelrode . . . 220. 223
Witzendorf 329
Wölsdorf 365
Wohlroſe, die, Bach 29. 38. 194. 198. 201. 309. 317
Wolfersdorf 388
Wolfsberg, Hof . . . 246
Wolfsburg, Dſch. . . 213
Wolfsdelle, die; Bergſattel 23. 107

Wolfsgraben, der . 71. 186
Wolfsſtein, der; bei Elgersburg 163
Wolfsſtieg, der; Bach . 21
= Berg 89
Wolgaſt, die 320
Wommen 210
Wünſchenſuhl, D. . . 214
Wulſt, die 320
= obere u. untere; Höfe ebd.
Wurzbach, Flecken . . 353
= der . . . . . . ebd.
Wurzelberg, der; 2592 F. hoch 311. 320
Wurzeltiegel, der obere u. untere 320
Wutha, Weiler . 56. 102
Wutha, die; Bach . 52. 102

Z.

Zainhammer, der . . 250
Zairenhaus, Ort . . . 369
Zechenhaus, das kleine . 247
Zechſteinformation . . 196
Zeichnenſchiefer . . . 375
Zella St. Blaſii . . . 279
Zeller Läube, Leube, die 25. 292
Zeyern, D. 391
Ziegelberg oder Ziegenberg, der 96. 103
Ziegenrück . . . 357. 360
Ziegenrückberg, der . . 245
Zigeunerbrunnen, der . 171
Zimmerbach, der . . . 276
Zimmerberg, der 40. 66. 72. 76. 392
Zimmerkopf, der; Berg 23. 276
Zimmerthal, das . . . 290
Zinſelloch, das . . . 377
Zolltafel, die; od. der Arlesberg 147. 149
Zopte, die 316. 342. 347. 349. 350
Zopten, D. 350
Zwergelslöcher, Angelröder 154
Zwerggeſchlecht . . . 155
Zwick, die; Wirthsh. . 269

Erfurt,
Druck von J. J. Uckermann.

Friedenſtein.

Gedenkbuch.

Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Gotha.
Druck und Verlag des Verlags-Comptoir.
(Storch und Klett.)
[illegible]

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Zum

Sechs und zwanzigſten October

Eintauſend acht hundert drei und vierzig,

dem

zweihundertjährigen Jubeltage

der

durch Herzog Ernſt den Frommen von Gotha

ausgeführten Grundſteinlegung

des

Friedensſteins,

mit frommer Vaterlandsliebe und treuer Geſinnung

glückwünſchend und ehrerbietigſt dargebracht

vom

Herausgeber.

Vorrede.

Die Segnungen, welche ſeit zweihundert Jahren von dem berühmten Reſidenzſchloſſe Friedenſtein zu Gotha ausgegangen ſind, haben wahrlich nicht allein im gothaiſchen Lande phyſiſches und moraliſches Glück verbreitet, ſie ſind anregend und befruchtend in alle Welt gegangen und haben die Namen ſeiner fürſtlichen Bewohner mit der ſchönſten Glorie irdiſcher Unſterblichkeit umwoben. Dankbarkeit und Vaterlandsliebe mahnen gleich ſtark, zur Feier des Tags, an welchem Ernſt der Fromme vor zweihundert Jahren den Grundſtein zu dieſem hochehrwürdigen Bau legte, ein ſchriftliches Denkmal zu gründen, erbaut aus den Herzensergüſſen vaterländiſcher Dichter und Schriftſteller. Denn nur der Dichter gibt großen Erinnerungen und Ereigniſſen erſt die rechte Weihe der Verklärung.

Von gelehrten Abhandlungen konnte natürlich in den Beiträgen zu dieſem Gedenkbuch nicht die Rede ſein; es galt den Herzog Ernſt den Frommen und das von ihm erbaute Schloß mit der ſanften Färbung poetiſcher Tinten zu überhauchen; deshalb mußte hier das Herz ſprechen.

Leider mußte ich einige berühmte Schriftſtellernamen entbehren, da die von ihnen gütigſt zugeſagten Beiträge, wegen Kürze der Zeit nicht mehr aufgenommen werden konnten. Sämmtliche Mitarbeiter ſind Bewohner der Länder Ernſt des Frommen.

Zu verbeſſern iſt Seite 33 Zeile 12 und 13 zweimal „Mark“ in Meißn. Gulden.

Gotha, den 26. October 1843.

Dr. Ludwig Storch.

Inhaltsverzeichniß.

Herzog Ernſt I. der Fromme von Sachſen Gotha und Altenburg, von Dr. Ludwig Storch, Buchhändler und Buchdruckerei-Beſitzer in Gotha . . . . Seite 1.

Die Erbauung des Reſidenzſchloſſes Friedenſtein, von Adolf Bube, Herzogl. Ober-Conſiſtorialſecretär und Vorſteher des Herzogl. Kunſtkabinets in Gotha . . . . 18.

Die Erneſtiniſche Bibel, von Ludwig Bechſtein, Herzogl. Hofrath, Kabinets- und Oberbibliothekar und Director der Herzogl. Kunſtſammlungen in Meiningen 37

Ein Brief der Herzogin Eliſabeth Sophie, Gemahlin Herzog Ernſt des Frommen, mitgetheilt von Ludwig Bechſtein 51

Die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen auf dem Reſidenzſchloſſe Friedenſtein, von Adolf Bube . . . 59

Beſchreibung der Lokalitäten des Reſidenzſchloſſes Friedenſtein in ſeinem jetzigen Zuſtande, von Adolf Bube . 63

Friedrich der Große auf dem Friedenſtein, von Millenet, Profeſſor am Gymnaſium und Herzogl. Hof- und Theaterdichter in Gotha 67

Das Theater auf dem Friedenſtein, von Kawaczyn'ski, Herzogl. Hofſchauſpieler in Coburg 73

Gedichte von Ludwig Storch.

1. Friedenſtein 90
2. Ernſt der Fromme 91
3. Grimmenſtein und Friedenſtein 93

4. Geldbergen . . . . Seite 96.
5. Bei Ernſt und der Dorfpfarrer . . . . 98.
6. Ehrenburg und Friedenſtein . . . . 101.
7. Die Erneſtiniſche Bibel . . . . 106.
8. Ernſt des Frommen Erzbild . . . . 111.
9. An die künftigen Fürſten des Friedenſteins . . . . . . 113.

Gedichte von Adolf Bube.

1. Ernſt der Fromme . . . . 116.
2. Der Friedenſtein . . . . 119.
3. Ernſt des Frommen Bibel . . . . 125.
4. Ernſt der Fromme, als im Jahre 1673 Ludwig XIV. Deutſchland bedrohte . . . . 128.

Der Erneſtiniſche Sachſenſtamm, von Ludwig Bechſtein . 130.

Der welſche Gaſt auf dem Friedenſtein, von Dr. Karl Georg Frommann, Privatgelehrten in Koburg . . 135.

Ernſt der Fromme durchreiſt ſein Land, von Ludwig Köhler, Privatgelehrten in Meiningen . . . . 138.

Prinz Friedrich Joſias von Koburg, der Feldmarſchall, von Friedrich Hofmann, Privatgelehrten in Hildburghauſen 141.

Der Bühne Kunſt auf dem Friedenſtein, von Kawaczyński 149.

Herzog Ernſt I. der Fromme von Sachſen-Gotha und Altenburg.

Unter den wenigen hellen harmoniſch in ſich abgeſchloſſenen Bildern, welche aus dem dunkeln und verworrenen Hintergrunde der Zeiten des dreißigjährigen Krieges dem von ſo viel Gräuel und Wahnwitz gemarterten Auge des Geſchichtsfreundes beruhigend und verſöhnend entgegen treten, iſt das des Herzogs Ernſt des Frommen von Gotha und Altenburg eins der edelſten und ſchönſten, ein wahrhaft glänzendes Bild deutſcher Fürſtengröße. Aber es iſt nicht der Glanz, der aus dem blutigen Lorbeer des Länderbezwingers, des Schlachtenhelden, hervorbricht, es iſt nicht der rothe Schein, der die Geſtalten eines Wallenſtein, eines Tilly umleuchtet, es iſt ſelbſt nicht das minder grelle Licht, welches des Schwedenkönigs Guſtav Adolfs Bild mit Verklärungsſtrahlen übergießt, obgleich Herzog Ernſt auch den Ruhm eines tapfern und weiſen Kriegshelden genießt; nein, es iſt das ſtille Mondlicht des Friedens, das ſelbſt auf Trümmer und Zerſtörung den milden Stempel ſüßer Beruhigung druckt, das den heißen Streit des Tages auflöſ't, die Verworrenheit beſchwichtigt und alle Gegenſtände mit dem ſanft ſchwermüthigen Hauche himmliſcher Verſöhnung überſilbert. Es iſt ein ſchöner Ruhm für einen Fürſten, in Zeiten des Friedens ſegenbringende Werke des Friedens zu ſchaffen; es iſt ein großer Ruhm in Zeiten des Kriegs als ein gewaltiger Kriegsheld zu glänzen: aber es gibt keinen ſchönern und größern Ruhm, als in den düſtern unheilbringenden Zeiten des Kriegs ein Held des Friedens zu ſein und als ein heilbringender verſöhnender Genius der Kriegsfurie die Brandfackel zu entreißen oder, wenn dies nicht möglich, die Wunden mit ſanfter Hand zu heilen, welche ihr Schwert Land und Leuten ſchlug. Ja, der fruchtbare Oelzweig des Friedens, aus dem blutgetränkten Boden des Kriegs gezogen, iſt der dauerndſte Schmuck eines Fürſtenhaupts. Ein ſolch großer Friedensheld im Kriege war Herzog Ernſt, ein ſolch grüner Schmuck rankte ſich um ſeinen Fürſtenhut. Ihn zierten alle Tugenden nicht nur eines ausgezeichneten Fürſten, ſondern auch eines ausgezeichneten Menſchen, und die erhabenen Eigenſchaften ſeines Herzens hätten des Glanzes fürſtlicher Geburt nicht bedurft, um ihm in dem Range, den Wille und That des Menſchen beſtimmen, die erſte und oberſte Stelle anzuweiſen. Fromme Einfalt des Herzens, inniges Gottvertrauen und unbeſchränkte Menſchenliebe, das ſind die drei reichen Sterne, die die Bruſt des Menſchen Ernſt ſchmückten, und die von den Sternen auf ſeiner Fürſtenbruſt wahrlich nicht höhern Glanz zu erhalten vermochten. Dafür hat ihn die dankende Verehrung der Mit- und Nachwelt mit dem ſinnigen Namen des „Frommen“ bezeichnet. Kann je ein Fürſt ſich einen ſchönern erwerben? Er iſt mit dieſem einfachen Beinamen eben ſo wahr als gerecht als ein Genius der Menſchheit und als ein Fürſtenſpiegel für alle Zeiten bezeichnet. Und wahrlich der hohe Nachruhm, der ſein Bild verherrlicht, iſt nicht leicht und frei, eine üppige Blume, aus ſeiner fürſtlichen Wiege emporgewachſen und hat ſich, blühend und duftend, über ſein Leben hingerankt; nein, er hat ſich ihn erkämpfen müſſen mit mühevoller That, mit ſchmerzvollem Leiden, mit Arbeit und Entbehrung. Und ſo hat auch er das Loos aller großen Menſchen erfüllt, die als Lichtträger den neuen Geſchlechtern voranwandeln, nicht auf Blumenpfaden und nicht ausruhend auf Blumenbeeten. Sieg iſt nur das Kind des Kampfes, Ruhm nur der Sohn der Arbeit.

Herzog Ernſt war der Neunte von elf Prinzen, welche ſeine Mutter, die Herzogin Dorothea Maria, eine geborne

Prinzeſſin von Anhalt-Köthen, in einer noch nicht ganz dreizehnjährigen Ehe ihrem Gemahl, dem Herzog Johannes von Sachſen, geboren hatte. In der That ein auffallendes und ſehr ſeltnes Beiſpiel von Segen einer fürſtlichen Ehe. Und doch wurden von dieſen elf Fürſten nur zwei die Fortpflanzer jenes eben ſo ruhmvollen als unglücklichen erneſtiniſchen Zweiges des alten Geſchlechtes der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. Wirklich iſt die Sterblichkeit im erneſtiniſchen Hauſe eben ſo auffallend und merkwürdig, wie dieſe Fruchtbarkeit, und hält mit dem übrigen öffentlichen und häuslichen Unglück, welches die Fürſten deſſelben betraf, immer gleichen Schritt. Von dem Tage an, wann Kurfürſt Ernſt, der Ahn des nach ihm benannten Fürſtenhauſes, die Ländertheilung mit ſeinem Bruder, dem Herzog Albrecht dem Beherzten, dem Gründer der albertiniſchen Linie, vornahm (26. Auguſt 1485), und Herzog Albrecht, dem die Wahl zwiſchen den beiden Theilungslooſen, dem meißniſchen und dem thüringiſchen, welche Kurfürſt Ernſt gemacht hatte, zuſtand, zum großen Mißvergnügen ſeines ältern Bruders, den meißniſchen Theil wählte, welchen der Kurfürſt ſo ſehr zu beſitzen wünſchte, von jenem Tage an war eine ſichtbare Verſtimmung und Spannung zwiſchen den beiden fürſtlichen Brüdern und deren Nachkommen, die 62 Jahre ſpäter, als der geniale, aber zweideutige junge Herzog Moritz von Sachſen, der Enkel Albrechts, ſeinen Vetter, den Kurfürſten Johann Friedrich den Großmüthigen, nach der Schlacht bei Mühlberg aus der Kur verdrängte und ſich in den Beſitz derſelben, ſo wie eines großen Ländergebiets Johann Friedrichs durch den Kaiſer Karl V. zu ſetzen wußte (4. Juni 1547), ſich um ein Bedeutendes erhöhete und zum bitterſten Groll geſtaltete. Der an Würden und Ländern ärmer gewordene Johann Friedrich war, nach faſt fünfjähriger Haft des Kaiſers, nach Weimar zurückgekehrt, wo ſein älteſter Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, unterdeſſen in ſeinem Namen regiert hatte, und konnte ſelbſt nach dem frühen Tode des Kurfürſten Moritz (11. Juli 1553 im 31. Jahre) die Kur nicht wieder erlangen, ſondern mußte Moritz's Bruder, den Herzog Auguſt, damit bekleiden ſehen. Dies und der Tod ſeiner Gemahlin brachen ihm das Herz; er ſtarb zehn Tage nach ihr am 3. März 1554, im 51. Jahre. Sein einziger Bruder, der Herzog Johann Ernſt von Coburg, war ſchon am 6. Februar 1553 im 32. Lebensjahre ohne Leibeserben geſtorben. Das Schickſal des Hauſes verfolgte von ſeinen drei Söhnen den Aeltern und Jüngern, beide Johann Friedrich geheißen. Der Letztere wurde im 28. Lebensjahre 1556 in Jena vom Tode hingerafft; der Aelteſte war aber jener bedauernswürdige Johann Friedrich der Mittlere, der den Schmerz über den Verluſt des Kurhutes zeit ſeines Lebens nicht verwinden konnte und deshalb, daß er, treu ſeinem gegebenen Fürſtenworte, dem fränkiſchen Ritter Wilhelm von Grumbach, der, von pfäffiſcher Intrigue und Bosheit am fürſtbiſchöflichen Hofe zu Würzburg ſchwer bedruckt und aufs Aeußerſte getrieben, zuletzt ſich zum Herzog geflüchtet, Aſyl und Schutz auf ſeinem Schloſſe Grimmenſtein zu Gotha gegeben hatte, in die Reichsacht gerieth. Dieſe vollzog der Kurfürſt Auguſt, wodurch er ſich in kein vortheilhaftes Licht geſtellt hat. Ein achtunddreißigjähriger charakterfeſter Fürſt, wurde Johann Friedrich, nach der Einnahme von Gotha 1567 in kaiſerliche Haft nach wieneriſch Neuſtadt geführt, in welcher er bis zu ſeinem Tode 1595, achtundzwanzig Jahre verblieb. So bitter mußte dieſer Fürſt büßen, daß er für Recht erkannt, die ſächſiſche Kur gehöre ihm und nicht dem ihm feindlich geſinnten Auguſt — und hatte er etwa unrecht? — daß er ſich eines von Pfaffenliſt und Gewalt ſchändlich verfolgten Greiſes, des Wilhelm von Grumbach, angenommen und das demſelben gegebene Wort nicht brechen wollte. Ja, ſelbſt die Geſchichte hat dieſen Fürſten und ſeinen Schützling gemißhandelt. Die preiswürdige Tugend, treu an dem als gut Erkannten zu halten und eher unterzugehen, als ſein gegebenes Wort zu brechen, dieſe Tugend hat man Starrſinn geſcholten und nicht einmal Johann Friedrichs Schickſal beklagenswerth gefunden, indem man es ein ſelbſtverdientes nannte. Eben ſo hat man auf den zu Gotha enthaupteten alten Grumbach alle Schmach gehäuft und nicht unterſucht, wie viel himmelſchreiendes Unrecht dieſem einſt ſo wackern Ritter geſchehen war. Erſt neuere Forſchungen haben die Wahrheit ans Licht gebracht; Johann Friedrich iſt gerechtfertigt, Grumbach entſchuldigt, und die unparteiiſche Geſchichte wirft vielmehr auf den unverſöhnlichen Kurfürſt August einen dunkeln Schatten.

Johann Friedrichs vier Söhne mußten unter dieſes Kurfürſten Vormundſchaft eine ſchwere Leidensſchule durchwandern; zwei davon, die beiden älteſten, Johann Friedrich und Friedrich ſtarben als Jünglinge dahin, von den beiden überlebenden, Johann Casimir und Johann Ernſt erlebte der erſtere ein trubes Geſchick mit ſeiner Gemahlin Anna, einer Tochter jenes Kurfürſten Auguſt, und beide ſtarben kinderlos kurz hintereinander, obwohl bejahrt, Johann Caſimir 1633 und Johann Ernſt 1638, ſo daß Johann Friedrich des Mittlern, des Unglucklichen, Haus erloſch. Ihre Beſitzungen, die Fürſtenthumer Coburg (mit Gotha) und Eiſenach fielen an die Nachkommen des Bruders ihres Vaters. Dieſer, Johann Wilhelm, welcher in der Theilung mit ſeinen beiden Neffen (1572) Weimar erhalten und dort reſidirt hatte, war 1573 erſt 43 Jahre alt, geſtorben, und hatte nur zwei unmündige Söhne hinterlaſſen, Friedrich Wilhelm und Johannes, auf welchen wiederum allein das Fortbeſtehen des erneſtiniſchen Hauſes beruhete. Auch dieſen beiden fürſtlichen Brüdern war nur ein kurzes Leben vergönnt. Friedrich Wilhelm ſtarb 1602, erſt 41 Jahre alt, und hinterließ vier unmundige Söhne; Johannes folgte ſeinem Bruder bereits 1605, erſt 35 Jahre alt, in den Tod nach und hinterließ von den ihm gebornen elf Söhnen, acht am Leben. Die vier Söhne Friedrich Wilhelms erhielten in der Ländertheilung 1603 Altenburg. Allein auch dieſe altenburger Fürſten wurden frühzeitig vom Tode hinweggerafft, und ſchon mit dem vierzehnjährigen Sohne des zweiten Friedrich Wilhelm, Friedrich Wilhelm III., erloſch 1672 auch dieſes Fürſtenhaus. Ueberdies waren zwiſchen den Söhnen der beiden Bruder, Friedrich Wilhelms und Johanns, den altenburgiſchen und weimariſchen Furſten, ſo viel uble

Zwiſtigkeiten über Rang und Erbe (der Fürſtenthümer Coburg und Eiſenach) entſtanden, daß ſie faſt in bitterer Feindſchaft lebten.

In dieſe trüben und unſeligen Verhältniſſe fiel die Jugend unſers Herzogs Ernſt, der, noch nicht vier Jahr alt, ſchon eine Vaterwaiſe war. Aber er ſollte noch Schlimmeres erleben. Der dreißigjährige Krieg, der auf alle Verhältniſſe Deutſchlands den verderblichſten Einfluß übte, raubte ihm nach und nach drei ſeiner Brüder; der älteſte, Johann Ernſt der Jüngere, ſtarb als däniſcher Generallieutenant im Felde in Ober-Ungarn 1626, 32 Jahre alt; der andre, Friedrich, fiel 1622 als Oberſter des Grafen Mannsfeld in der Schlacht bei Fleury im 27. Lebensjahre; der jüngſte, Bernhard, jener berühmte General, den die Geſchichte mit dem ſeltnen Beinamen des Großen ausgezeichnet hat, ward endlich auch die frühe Beute dieſes gräßlichen Kriegs (1639, faſt 35 Jahr alt), der freilich ſeinen Namen auch unſterblich gemacht hat. Noch zwei Brüder verlor Herzog Ernſt durch frühen Tod, den unmittelbar vor ihm gebornen Johann Friedrich, deſſen Charakter mit Ernſt's Frömmigkeit im ſchneidendſten Widerſpruch ſtand, und der durch ſeltſames Benehmen ſeinen Brüdern ſchweren Kummer bereitete, und 1628 als ein achtundzwanzigjähriger Jüngling, höchſt wahrſcheinlich durch Selbſtmord, im Gefängniß endigte, und Friedrich Wilhelm, der unmittelbar nach Ernſt geboren, 16 Jahre alt, 1619, in Georgenthal, wo er mit ſeinen Brüdern auf die Jagd gegangen war, plötzlich ſtarb.

Solche Wetterſchläge eines böſen Geſchicks trafen die Jugend unſers Ernſt. Sie waren wohl geeignet ein reines kindliches Gemüth früh vom unbeſtändigen Irdiſchen auf das ewige Ueberirdiſche hinzulenken und in einem edlen Herzen, das vor dem trüben Jammer der Erde eine ſichere Zuflucht ſucht, jene dauernde heilige Liebe zur Religion zu erwecken, die alle Worte und Handlungen des Herzog Ernſt mit milder Wärme durchdringt. Obgleich der väterlichen Leitung entbehrend, erfreute er ſich doch einer um ſo trefflichern mütterlichen Erziehung, welche die Keime ſeines tiefen Gemüths trefflich zu pflegen verſtand. Alles was wir von der Herzogin

Dorothea Maria leſen, erfüllt uns mit ungetheilter Hochachtung vor dieſer durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten Fürſtin, die ihre Kinder zur Gottesfurcht erzog und in allen trüben Wechſelfällen des Lebens ſich den freien Blick über Menſchen und Verhältniſſe bewahrte. Es iſt ein beherzigenswerther Umſtand, daß die meiſten großen Männer die zarteſten Wurzeln ihrer Größe in den Herzen ihrer trefflichen Mütter haben, und die ſtille Wärme eines frommen weiblichen Gemüths die kleinſten Keime erhält und zeitigt, welche außerdem von der Kälte der Welt oder der Glut der Leidenſchaft verderben.

Leider verlor Ernſt die liebende Mutter ſchon im 16. Jahre, aber die gute Saat, die ſie in ſein Herz geſtreut, war ſchon reichlich aufgegangen und ſtark geworden, ſo daß ihr die wilden Stürme des nun eben beginnenden gräßlichen Religionskriegs in Deutſchland nicht mehr ſchaden konnten.

Von dem berühmten Gelehrten Hortleder in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet, war der Herzog doch ſpäter mit den Reſultaten dieſes Unterrichts ſehr unzufrieden. Sein Ernſt, ſeine Einſicht und ſeine Kenntniſſe der Landesverhältniſſe ſtellten ihn früh ſchon, bei Abweſenheit der ältern Brüder, an die Spitze der Landesregierung, und früh ſchon richtete ſich der Scharfblick ſeines geiſtigen Auges auf Errichtung und Befeſtigung der beiden Hauptpfeiler des Staates, auf Schule und Kirche; und in allen Verordnungen ſpricht ſich die liebende Sorgfalt des jungen Fürſten für Lehrer und Lernende, für die Diener des göttlichen Wortes und ihre Beichtkinder aus. So verging ſeine Jugend in Sorgen und Mühen um das Wohl des weimariſchen Landes und in Heimſuchungen des Schickſals.

Aber auch ihn, als er zum Manne geworden, riß das am finſter verhüllten Himmel der verzweifelten Proteſtanten aufgehende Geſtirn des Schwedenkönigs in Deutſchland in das blutige Treiben des Kriegs. Als Oberſter eines Regiments zu Pferd begleitete er den König auf deſſen Feldzügen in Franken, am Rhein und in Sachſen (1631) und wurde von demſelben zum Statthalter in

Franken ernannt. Durch eine Erkältung beim Durchgange durch den Lech, zwei Monate (April und Mai, 1632) in Augsburg an's Krankenlager gefeſſelt, half er dann München mit einnehmen und zeichnete ſich durch Muth und Tapferkeit in den Schlachten bei Nürnberg und Lützen aus. Er war es, der nach dem Falle des Königs ſich den anſtürmenden Pappenheimern entgegenwarf, die die Schlacht erneuerten, und dadurch viel zum Sieg der Schweden beitrug.

Von da ab verweilte er in Weimar, mit ſeinem ältern Bruder Wilhelm beſchäftigt, friſche Truppen für ihren Bruder Bernhard, den nunmehrigen Generaliſſimus der ſchwediſchen Armee, zuſammenzubringen. Im folgenden Jahre berief ihn der Wille Bernhards zum Statthalter des ihm (Bernhard) von der Krone Schweden geſchenkten Herzogthums Franken und der Biſthümer Wurzburg und Bamberg, welche Ernſt theils in Wurzburg ſelbſt, theils von Weimar aus ſo vortrefflich verwaltete, daß der (1635) wieder eingeſetzte Biſchof ihm die bewundernde Anerkennung ſeiner hohen Regententugend nicht verenthalten konnte. Dazwiſchen ſehen wir den edlen und umſichtigen Fürſten wohlthätig ordnend und fordernd in ſeinen Erblanden ſchalten, bald der jungen Univerſität Jena neue Vortheile ſichernd, bald Einrichtungen mit dem altenburger Hauſe für bevorſtehende Erbanfälle treffend, bald wieder auf den Kriegsſchauplatz eilend. Als jedoch die Proteſtanten am 26. Auguſt 1634 jene unglückliche Niederlage in der Schlacht bei Nördlingen erlitten hatten, ſteckte Herzog Ernſt das Kriegsſchwert für immer unmuthig in die Scheide und trat mit ſeinen Brüdern dem prager Separatfrieden bei, welchen der Kurfürſt von Sachſen am 20. Mai 1635 mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte. Durch dieſen Friedensſchluß hofften die fürſtlichen Brüder ihrem Lande wirklich Ruhe und Frieden zu verſchaffen, aber leider rieſen ſie dadurch erſt die wildeſte Kriegsfurie herein; denn die Schweden, erſt Bundesgenoſſen der Sachſen, behandelten dieſe jetzt faſt feindlicher, als die Kaiſerlichen, verheerten Dörfer und Fluren, brandſchatzten faſt ein ganzes Jahr lang die Städte und Diſtricte und richteten überall ein kaum überſehbares Unglück an. Herzog **Ernſt** ſann unabläſſig, wie er dem hereingebrochenen phyſiſchen und moraliſchen Verderben einen feſten Damm entgegen bauen möchte, und er fand, daß die ſorgſamere Pflege der Religion unter dem Volke das einzige Mittel ſei. Und er begann den Bau mitten im wüthenden Sturm mit gottvertrauendem Muthe. Als tüchtigen Grund dazu veranſtaltete er das große und prachtvolle Bibelwerk, welches ſeinen Namen allein der Unſterblichkeit überliefert haben würde.

Noch in demſelben Jahre (1638) vermählte ſich Herzog **Ernſt** mit der Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg, Eliſabetha Sophia, und hielt in Weimar ſeine eigne Hofhaltung.

Das Ableben des kinderloſen Herzogs Johann Ernſt von Eiſenach, (30. October 1638) machte eine, ſchon vier Jahre früher verabredete Theilung der hinterlaſſenen Länder deſſelben zwiſchen dem altenburgiſchen und dem weimariſchen Fürſtenhauſe nöthig, welche am 13. Februar 1640 zu Stande kam, wodurch Coburg an die altenburger, Eiſenach an die weimarer Dynaſtie fiel. Da Herzog Bernhard der Große kurz vorher aus dem Leben geſchieden war, ſo theilten die drei noch übrigen Prinzen von Weimar im April d. J. Wilhelm erhielt Weimar, Ernſt Gotha und Albrecht Eiſenach. Der Letztere ſtarb aber vier Jahre ſpäter, ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und das Land fiel wieder an ſeine Brüder Wilhelm und Ernſt, welche das erneſtiniſche Haus in zwei Linien fortſetzten, in der jüngern weimariſchen und in der gothaiſchen. Herzog Ernſt nahm noch im April 1640 ſeine Reſidenz zu Gotha. Da er aber noch keine geeignete Wohnung in der Stadt hatte, bezog er einſtweilen das Schloß Tenneberg bei Waltershauſen. Unterdeſſen wurde das Kaufhaus, jetzige Rathhaus, ſo viel als thunlich bequem für ihn und ſeinen Hofſtaat eingerichtet, aber es zeigten ſich bald Unbequemlichkeiten aller Art, die in dem Herzog den Gedanken aufriefen, auf die wüſte Stätte des zerſtörten Schloſſes Grimmenſtein ein neues Reſidenzſchloß zu erbauen. Obgleich das ihm zugefallne Land durch die gräulichen Verheerungen des Kriegs in einen wahrhaft entſetzlichen Zuſtand gerathen war, indem ganze Dörfer niedergebrannt und von den Einwohnern verlaſſen lagen, die Menſchen an Hunger und peſtartigen Krankheiten dahinſtarben und die Verwilderung der Gemüther auf beunruhigende Weiſe überhand nahm, ſo glaubte der fromme hochherzige Fürſt in dem Schloßbau doch ein Mittel gefunden zu haben, die ärmſten und unglücklichſten ſeiner Unterthanen zweckmäßig zu beſchäftigen und ihnen Broderwerb zu verſchaffen. Daneben turbirten die in Erfurt liegenden ſchwediſchen Generale fort und fort das gothaiſche Land und zwangen den Herzog zu den drückendſten Contributionen an Geld, Früchten und andern Bedürfniſſen, ſo daß er in den erſten ſieben Jahren ſeiner Regierung an Geld allein die für jene Zeit ſchwerer Noth ungeheuere Summe von 168,902 Thaler bezahlen mußte. Nur durch die weiſeſte Umſicht, die liebevollſte Theilnahme, die zweckmäßigſten Maßregeln gelang es dem trefflichſten aller Fürſten, ſein Land vor dem gänzlichen Untergange zu erretten, und er war unermüdlich in Anwendung weiſer Maßregeln.

Und in all dieſen Beſchäftigungen, der Noth zu ſteuern, richtete dieſer nicht genug zu preiſende Wohlthäter der Menſchheit ſein Auge mit Beharrlichkeit auf die Pflanzſtätten einer beſſern Zukunft und legte die thätigen Hände an, ſie wohl zu beſtellen. Und ſo erfuhren nicht nur die Landſchulen ſeine ſegensreiche Gunſt, das Gymnaſium zu Gotha erlitt durch ihn eine ſo heilſame und herrliche Umgeſtaltung, daß es in eine früher nicht gekannte Blüthe kam, und durch ihn der Grund zur ſpätern, großen Berühmtheit deſſelben gelegt wurde. Daneben erſchienen raſch hinter einander die trefflichſten Geſetze, welche die Verbeſſerung des Staats-, wie des Privatlebens bezweckten. Und er ordnete nicht nur an, er ſah überall ſelbſt nach, ob ſeine Befehle auch ausgeführt würden, und ritt oft im Lande umher, um Kirchen und Schulen, Aemter und Gemeinden zu inſpiciren, und ſchreckte durch Tadel, erfreute durch Lob, munterte durch Geſchenke auf. Wahrlich man kann der großartigen Thätigkeit und der liebevollen Fürſorge für Land und Leute, entſprungen aus dem rein religiöſen Sinne des Herzogs, der ſich in jedem ſeiner Worte, in jeder ſeiner Handlungen ſo hoch erfreulich kund thut, die innigſte Bewundrung und Verehrung nicht verſagen; ja man befragt ſich bei Betrachtung ſeines Lebens und ſeiner Werke oft: wie iſt es nur möglich geweſen, daß er in dieſer Zeit der traurigſten Erſchlaffung, des unabſehbaren Kriegsunglücks, das Alles hat vollbringen können? Und dann ſieht man ein, daß er ein Werkzeug in der Hand Gottes war, die zur Zeit der größten Noth Männer ins Leben führt, welche die gedrangſalte Menſchheit aus den Höhlen des Jammers wieder auf die grünen Auen des vernünftigen Lebensgenuſſes zu führen und in der finſtern kalten Bruſt des Verzweifelnden den Funken der Gottesliebe wieder zu entzünden und zur erwärmenden Flamme anzufachen beſtimmt ſind.

Unter ungünſtigern Zeitverhältniſſen iſt wohl nie ein ſo ſtattlicher Fürſtenbau unternommen und ausgeführt worden, als der des neuen Reſidenzſchloſſes zu Gotha, zu welchem Herzog Ernſt am 26. October 1643 den Grundſtein legte, nachdem er zuvor das Gutachten ſeiner Räthe darüber verlangt hatte. Und noch war das Schloß kaum über die Hälfte vollendet, als am 23. März 1646 ein ungeheurer Brand faſt die halbe Stadt Gotha einäſcherte*). Aber es war nicht anders, als ob dieſer edle und raſtloſe Geiſt aus Hinderniſſen und Unglücksfällen neue Kräfte zu ausdauernder Thätigkeit gewönne, und er ſchritt auf der Bahn ſeines Schaffens mit gottſeligem Eifer rüſtig vorwärts. Und ſo wurde das Schloß in demſelben Jahre vollendet, in welchem der weſtphäliſche Friedensſchluß dem unglücklichſten aller Kriege in Deutſchland ein Ende machte, und der Herzog nahm jedenfalls von dieſem heißerſehnten Frieden Gelegenheit, ſein neues Schloß Friedenſtein zu nennen.

---

*) Ein zweiter furchtbarer Brand verheerte am 10. Juli 1665 die Hälfte der Stadt, und ſo war Gotha ſeit dem Brande vom 24. Auguſt 1632, der zwei Drittel der Stadt einäſcherte, binnen 33 Jahren dreimal vom entſetzlichſten Brandunglück heimgeſucht.

Es iſt hier nicht der Ort, alle die zweckmäßigen und heilſamen Geſetze, Verordnungen, Einrichtungen und Schöpfungen des Herzogs einzeln aufzuzählen, genug daß ſie alle vom Geiſte der wahren Chriſtuslehre, der ächten Humanität, des liebevollſten Wohlwollens gegen die Unterthanen, der treueſten Beſorgniß um ihr leibliches und geiſtiges Wohl, des Mitleids, der Herzensgüte, der hohen Weisheit und Umſicht ihres Schöpfers durchdrungen ſind. Sie ſind alle glänzende Zeugniſſe einer ſchier unvergleichlichen Fürſtentugend, und die Geſchichte der Regierung Ernſt des Frommen iſt eine Geſchichte ſeiner Segnungen. Was ihn aber geradezu über alle Fürſten ſeiner Zeit ſtellt, iſt ſein eigner ſittlicher und religiöſer Wandel und ſein aufrichtiges Beſtreben, ſeine Geſetze zuerſt und am ſtrengſten zu halten, allen ſeinen Unterthanen mit dem beſten Beiſpiel voranzugehen und in ſeinem Hauſe, wie in ſeinem Lande die hohen und heiligen Pflichten eines zwar ſtrengen aber liebevollen Vaters im ausgedehnteſten Sinne zu erfüllen. So hat er in frommer Einfalt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, das hohe Ideal eines Fürſten erreicht und kann als Muſter für alle Zeiten aufgeſtellt werden. Wenn je ein Fürſt den Namen »Vater des Vaterlandes« verdiente, ſo war es Ernſt der Fromme von Gotha.

Seine einfache Größe hat jeden unwürdigen Verſuch höfiſcher Schmeichelei zurückgeſcheucht, hier galt es nicht Gräber zu übertünchen; wer von ihm ſprach, wer über ihn ſchrieb, war vom tiefſten Gefühl wahrer Verehrung durchdrungen, und ſeine Geſchichtſchreiber haben nicht nöthig gehabt, zu ſchönen Phraſen ihre Zuflucht zu nehmen. Wo ſchöne heilige Thaten ſprechen, bedarf es nicht der Worte. Die Geſchichte Ernſt's müßte ſich am beſten im Lapidarſtyl ausnehmen, ſo groß, ſo einfach, ſo würdig wie er, ein Bild ſeiner ſelbſt *).

---

*) Herzog Ernſt der Erſte, genannt der Fromme zu Gotha, als Menſch und Regent. Von J. G. Gelbke. 3 Bände. Gotha 1810.

Recht fürſtlich war Ernſt's Augenmerk nicht allein auf das Wohl ſeiner Unterthanen, ſondern auch auf die Wahrung ſeiner fürſtlichen Rechte und auf die Vergrößerung der Macht und des Anſehens ſeines Hauſes gerichtet. Auch gelangte er in ganz Deutſchland zu ſolchem Anſehen und zu ſo großer Ehre, daß er als der weiſeſte und beſte aller Fürſten ſchon unter den Mitlebenden galt, und andere Fürſten in ſtrittigen Fällen nicht ſelten ſein Urtheil einholten, ja ſogar ſich ſeiner Entſcheidung unterwarfen.

Das Geſchick begünſtigte ihn in ſeinem Beſtreben und gab ihm allmälig ein großes Ländergebiet; denn außer der hennebergiſchen Landesportion fiel ihm auch durch das Ausſterben des altenburger Fürſtenhauſes 1672 Altenburg und Coburg zu, und er gab nur aus angeborner Güte den Söhnen ſeines verſtorbenen Bruders Wilhelm von Weimar einige Aemter ab. Wäre dieſes geſammte Ländergebiet nicht gegen ſeine Verordnung von ſeinen Söhnen getheilt worden, es würde im Staatenbunde Deutſchlands eine ſehr bedeutende Stellung einnehmen. Aber der heilſame Grundſatz der Primogenitur war damals noch nicht allgemein anerkannt, und Ernſt war ein viel zu zärtlicher Vater, um einen ſeiner Söhne von der Theilnahme der Regierung auszuſchließen.

Ernſt hatte das Glück, eine treffliche ſeiner würdige Gemahlin zu beſitzen, die ihm den ſeltnen Schatz von achtzehn Kindern ſchenkte; ſechs davon ſtarben entweder wenige Stunden oder Tage nach ihrer Geburt oder im erſten Lebensjahre; zu Ende des Jahres 1657 traf das liebevolle Vaterherz des Herzogs aber ein ſehr harter Schlag. Drei ſeiner geliebten Kinder in der ſchönſten Jugendblüthe ſtarben im Monat December binnen 3 Wochen an den Blattern, die Prinzeſſin Johanna am 7. December, faſt 13 Jahre alt, die Prinzeſſin Sophia am 14. December, faſt 16 Jahre alt, und ſein älteſter, hoffnungsvoller Prinz Johann Ernſt am 31. December, faſt 17 Jahre alt. Die Tröſtungen der Religion hielten den verehrungswürdigen Fürſten bei ſolchen Prüfungen aufrecht. Unter den 9 ihn überlebenden Kindern waren 7 Prinzen. Drei davon ſtarben ohne Nachkommen, Herzog

Albrecht von Coburg 1699, Herzog Chriſtian von Eiſenberg 1707 und Herzog Heinrich von Römhild 1710. Von den vier übrigen Fürſtenhäuſern (Gotha durch Herzog Friedrich, Meiningen durch Herzog Bernhard, Hildburghauſen durch Herzog Ernſt, und Saalfeld (nachher Coburg) durch Herzog Johann Ernſt) beſtehen, nach dem Ausſterben des Hauſes Gotha 1825, noch das herzogliche Haus Sachſen-Meiningen, das herzogliche Haus Sachſen-Altenburg (erſt Hildburghauſen) und das herzogliche Haus Sachſen-Coburg-Gotha.

Herzog Ernſt I. beſchloß hochgeehrt und geliebt am 26. März 1675 ſein ruhmvolles, thätiges Leben in einem Alter von 73 Jahren und 3 Monaten, und er ſah am Ende ſeiner Tage durch die göttliche Gnade, der er von Jugend auf mit kindlicher Frömmigkeit gedient, die Früchte ſeiner großen und gottgefälligen Thätigkeit über ſein ganzes Land verbreitet. Ja, ihm ward vergönnt, Blüthe und Frucht ſeiner Ausſaat zu ſehen. — Doch die rechte Ernte iſt erſt denen zu gut gekommen, welche nach ihm in ſeinen Ländern gelebt haben, und wir ſelbſt, die wir zwei Jahrhunderte nach ihm über dieſen Boden wandeln, deſſen verwüſteter Fläche ſein Fußtritt neue Fruchtbarkeit entlockte, wir ſelbſt zehren fort und fort von den reichen Früchten ſeiner Saaten, und unſere Nachkommen werden noch lange den Genuß ſeiner Segnungen haben. Deshalb gebietet die Dankbarkeit, daß wir uns ſeiner bei jeder geeigneten Gelegenheit erinnern, ſein Andenken oft erneuern und ſtets in Ehren halten, und ſein reines erhabenes Bild, von unſerer Liebe und Verehrung umkränzt, unſern Kindern und Enkeln überliefern, damit ſie mit ihm ein Gleiches thun.

Viele ſeiner Schöpfungen und Anordnungen beſtehen noch in ihrer vollen Blüthe, manche ſogar noch in ihrer urſprünglichen Geſtaltung, und zum Beweis und Zeichen ihrer Vortrefflichkeit werden ſie blühen und beſtehen, ſo lange weiſe Regenten über dieſem Lande walten, und man berechtigt iſt, es ein glückliches zu nennen. Dahin gehören das Zucht- und Waiſenhaus, das Schullehrer-Seminar, der Schullehrerwittwen-Fiscus, die milde Kaſſe ꝛc.

Von Ernſt's großem Geiſte, der ſeiner Zeit vorauseilte, zeugen die Verſuche, die Werra und Unſtrut ſchiffbar zu machen, und einen Kanal aus dem Main in die Werra zu leiten; von ſeiner edlen Wißbegierde und hochherzigen Liebe zu allen Bekennern des chriſtlichen Glaubens, ſelbſt in den entfernteſten Weltgegenden, ſeine Verbindung mit dem Abbé Gregorius aus Abyſſinien und die Sendung Johann Michael Wansleb's aus Erfurt dahin, der übrigens nur bis nach Oberägypten kam (1664); endlich ſeine Verbindung mit dem ruſſiſchen Czar Alexei Michailowitſch (1671). Dieſe Züge aus Ernſt's Leben haben ſogar einen romantiſchen Anſtrich und laſſen tiefe Blicke in des Herzogs Charakter thun.

Genug, von welcher Seite man auch ſein ehrwürdiges hiſtoriſches Bild betrachten mag, ſtets wird man den ausgezeichneten Menſchen und den trefflichen Fürſten erblicken.

Es ſei mir erlaubt, dieſen Aufſatz, den die reinſte Ehrfurcht vor der ſittlichen Größe dieſes vom ſchönſten Ruhm gekrönten Fürſten aus meiner Seele in die Feder gerufen, eines Fürſten, dem mein Vaterland den feſten Grund ſeines glücklichen Zuſtandes verdankt, mit dem Bruchſtück eines Gedichtes zu beſchließen, das ich einſt als Jüngling, begeiſtert von wahrer Fürſtengröße, niederſchrieb *).

Doch plötzlich ſteht in dieſer Schrecken Mitte
Ein edler, frommer Fürſt, von Gott geſandt;
Die Liebe zeichnet ihm voran die Tritte,
Der Friede leitet ihn an ſeiner Hand,
Und Segen ſpendend lenkt er ſeine Schritte
Durch das verheerte, trauervolle Land.
Ein milder Glanz hat ſeine Stirn umfloſſen,
Auf ſeinem Pfade ſeh' ich Blumen ſproſſen.

---

*) Das Fürſtenhaus von Gotha. Ein hiſtoriſch-poetiſches Gemälde von Ludwig Storch. Erfurt, 1826.

Und wie durch mächt'gen Zauberſchlag vertrieben,
Verſchwindet die Zerſtörung rings umher.
Es iſt kein wüſtes Haus zurückgeblieben,
Und keine Scheuer liegt im Schutte mehr;
Vor ſeinem Winke muß der Gräul zerſtieben;
Die Aehre grünt und trägt den Segen ſchwer;
Und muntrer will ſich alles Leben regen.
Das, frommer Ernſt, iſt deiner Herrſchaft Segen!

Aus ſeinem Schatze fließt die milde Spende,
Und Dörfer ſteigen aus dem Schutt empor,
Aus ihrer Mitte hebet ſich behende
Des Gotteshauſes heil'ger Bau hervor.
Vollendet iſt's; da falten ſich die Hände,
Und durch die Lüfte tönt ein frommer Chor.
Der fromme Ernſt ſteht freudig in den Hallen
Und läßt ſein Lied dem höchſten Gott erſchallen.

Doch Herrlich'res noch ſoll mein Auge ſehen;
Denn hingezaubert, wie durch Geiſtermacht,
Seh' ich ein Schloß auf jenem Hügel ſtehen,
Ein Rieſenbau, durch ſeine Kraft vollbracht.
Die Thürme ſteigen zu des Aethers Höhen,
Weit in das Land hin leuchtet ihre Pracht,
Die Brücke ſchweift ſich, und in weiten Bogen
Hat ſich ein Wall um's Fürſtenhaus gezogen.

Und Alles keimt in jugendlichen Blüthen
Schnell unter ſeines Schutzes Macht empor.
Ob auch die Flammen ſeine Stadt durchwüthen,
Ein Phönix ſteigt ſie aus der Aſch' hervor.
Ein treuer Wächter, um das Haus zu hüten,
Tritt Ernſt der Fromme nun an Thür und Thor;
Was Feuers Wuth zerſtört, baut er mit Segen,
Und weiſe ſtrebt er nun das Gut zu pflegen.

Wie mit der Flügel wolligem Gefieder
Die treue Henne ihre Küchlein deckt,
Mit ſanftem Ton ſie locket und dann wieder
Mit Strenge ſie von dem Verderben ſchreckt;
So pflegt er ſeines Volkes treu und bieder,
Das er bald mit des Ernſtes Worte weckt,
Bald liebreich ruft mit ſüßen Vatertönen,
Sich gottverfluchter Laſter zu entwöhnen.

Und des Geſetzes heil'ger Baum erblühet,
Es ſteigt empor der Künſte ſchöner Bund.
Er, der für ſie, für Gott und Tugend glühet,
Er thut ſein Herz durch Wort und Thaten kund.
Den frommen Sinn, der ihn zum Himmel ziehet,
Verkündet huldreich er mit Hand und Mund,
Ihn hat ein Strahl aus jener Welt getroffen,
Nun lebet er im Schweigen und im Hoffen.

Und immer weiter geht ſein heilig Streben,
Daß, was er in dem Buſen Hehres nährt,
Im friſchen Glanze trete in das Leben,
Daß ſich der Sinn in treuer That bewährt.
Der Menſchheit Wohl, der Gottheit Ehre geben,
Das iſt es, was er ſeinen Kindern lehrt;
Und als ein Muſterbild für alle Zeiten
Sieht man voran ihn allen Andern ſchreiten.

So ſtehſt du vor mir mit den holden Zügen,
Geliebter Fürſt, von Sonnenglanz umfahn!
Ich muß vor dir in reiner Demuth liegen,
Und deine ſtille Größe bet' ich an! —

Gotha **Dr. Ludwig Storch.**

Die Erbauung des Reſidenzſchloſſes Friedenſtein.

Herzog Johann Ernſt zu Sachſen-Eiſenach war den 30. Oktober 1638 geſtorben und mit ihm die Nachkommenſchaft des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittleren erloſchen. Das gothaiſche Land fiel den Enkeln ſeines Bruders, des Herzogs Johann Wilhelm, den Herzögen der weimariſchen Linie des Hauſes Sachſen, anheim. In dem Vergleich, der im Jahre 1640 unter den fürſtlichen Erben zu Stande kam, erhielt Herzog Ernſt der Fromme Amt und Stadt Gotha ſammt mehreren andern Aemtern.

Seinen beiden Brüdern ſtanden in Weimar und Eiſenach bequeme und ſtattliche Reſidenzhäuſer zu Gebote, für ihn aber war ein ſolches in Gotha nicht vorhanden. Daher wurden ihm von ſeinen Brüdern Wilhelm und Albrecht 60,000 Thaler zur Erbauung eines Schloſſes verwilligt.

Inzwiſchen aber ließ er das ſogenannte Kaufhaus, jetzige Rathhaus zu Gotha, zu einer Reſidenz einrichten und hielt ſich vorläufig auf dem ſchöngelegenen Bergſchloſſe Tenneberg bei Waltershauſen auf. Der Raum daſelbſt und nachmals im Kaufhauſe wurde aber bald zu eng für ſeine Haushaltung. Seine Familie wuchs, ſeine Dienerſchaft vermehrte ſich, ſein bewegliches Beſitzthum konnte kaum untergebracht und ſicher geborgen werden. Täglich ſtellte ſich ihm die Nothwendigkeit eines geräumigen Wohnſitzes dar.

Daher erinnerte er wiederholt ſeine Bruder an die Auszahlung der ihm rezeßmäßig zugeſtandenen Summe, erhielt aber nur Vertröſtungen auf eine beſſere Zeit. Endlich faßte er aber im Vertrauen auf Gott den Entſchluß, an's Werk zu gehen; doch ſuchte er zuvor die Bedenken zu beſeitigen, die er noch in ſeinem Gewiſſen hegte. Er ließ dem Konſiſtorium durch den Kanzler Franzke mehrere Fragen vorlegen, welche ſammt den darauf erfolgten Erörterungen und Beantwortungen der geiſtlichen und weltlichen Räthe des Herzogs in den beiden nachſtehenden, merkwürdigen Aktenſtücken enthalten ſind:

I.

Consultationes wegen vorhabenden Schloßbaues in Gotha.

Actum 20. Februar postmerid.

Herr Canzler Franzke repetirt Ihrer F. Gn. propositiones wegen Erbauung einer Furſtl. Reſidenz,

1) daß es nicht rathſam zu ſeyn ſchiene, bey dieſen verwirrten Zeiten ein ſolches Hauptgebäude aufzuführen, da es ſcheinen möchte, daß die bishero gefuhrte Querelen ſich in der That nicht alſo befänden und daher dem Lande mehr onera zugewälzt werden durften;
2) Weil gemeint werden möchte, daß mit ſolchen Spesen vielmehr dem armen Lande aufzuhelfen wäre;
3) Weil es als eine captatio gloriae humanae geachtet;
4) Weil es als eine Vergeßlichkeit der Sterblichkeit ausgedeutet werden dürfte, und
5) Remoram officii mit ſich zu bringen ſchiene.

Ego conclusive non opinor esse contra conscientiam per rationes adductas, doch certis circumstantiis observatis.

D. Straus: ad 1 u. 2. erinnert ſich, daß Ihro F. Gn. nicht würden mit der Unterthanen Beſchwerungen bauen, ſondern aus Ihren privat-Mitteln, welche ſie billig zu Ihrer commoditaet nach Belieben anzuwenden hätten, ſonderlich bey denen bekannten incommoditaeten, darin ſich Ihro F. Gn. deſſen Gemahlin und Fürſtl. Kinder befänden, ſo hieße es ja billig charitas bene ordinata incipit a se ipsa, ſo wäre ja auch Gott nicht zuwider, daß die Stände ihre subordinirte praerogativen hätten, die billig

Fürſtl. Perſonen auch zu beobachten, ſo gebe es ja auch den andern, ſonderlich der Soldatesca ein despect, daß Ihro F. Gn. alſo ſitzen ſollten. So würde man ja auch den Principibus Imperii nicht zumuthen können, daß ſie de propriis für die Unterthanen beyſchießen müſten.

ad 3) Necessitas weiſe ein anders.

ad 4) Gott gönne ja jedem conservationem valetudinis und wiſſe jedermann Ihrer F. Gn. löbliche intention.

ad 5) vermeinet, es ſey Ihrer F. G. Regiments-Eifer genugſam bekannt, würden ſich hierbey wohl alſo moderiren, daß nichts praeter debitum vorgehe.

Herr D. Glassius Superint. recommandirt Ihrer F. Gn. Sorgfalt, daß ſie behutſam auch ratione conscientiae gehen, weil auch im Gebauen das Gewiſſen wohl könne verletzt werden, exemplo Pharaonis aedificantis, Raemses, Nebucadnezaris, Joachas. In specie ſtelle er anheim, ob dieſer Bau licita. Praesupposito qua licita, ſo ſey ſeine Meinung, daß die angezogene dubitandi rationes das Gewiſſen billig nicht perturbiren ſollen, weil die tranquillitas deſſelben nicht in anderer Leute opinion, ſondern in dem Worte Gottes fundirt. An ihme ſelbſt ſey Bauen keine Sünde, hätten auch gottesfürchtige Könige gebauet, welches vom heiligen Geiſte nicht improbirt, ſondern theils gelobt worden. Solches zu appliciren ſehe er nicht, warum Ihrer F. Gn. übel zu deuten wäre, den Bau zu vollführen. In specie

ad 1) es concernire proprie nicht conscientiam, denn es per accidens geſchehe und müſſe man dem Teufel und böſen Leuten das judiciren laſſen.

ad 2) er hoffe nicht, daß Ihre F. Gn. durch dieſes Bauen ſich den armen Unterthanen entziehen würden, ſondern durch Gutthun auch den bewegenden calumniis entgegen ſtehen.

ad 3) wenn das Gewiſſen justis rationibus tranquillirt ſey, habe man auf anderer Leute judicium nicht zu ſehen.

ad 4) es geſchehe nicht vor Ihrer F. G. allein, ſondern zu deren ganzen posteritaet Nutzen. Immo es dürfte, wenn es unterbliebe, das Abſehen gewinnen, als ob Ihro F. Gn. auf andern Anfall hofften.

ad 5) er verhoffe nicht, daß es pro remora, sed magis honesta recreatione fallen ſolle. Doch ſetze er ſolche conditiones 1) daß die Salaria officiorum nicht geſtopft; 2) der Subditorum commoda nicht praeterirt; 3) die veraccordirte debita nicht hintangeſetzt; 4) Kirchen und Schulen, wie bishero löblich geſchehen, und 5) das liebe Armuth gebührlich beobachtet werden möge.

Herr Hofprediger Brunchorſt: Er habe dieſes Werk hinc inde erwegen, propendire doch mehr ad negativam. Das Gewiſſen zwar müſſe ſich auf Gottes Wort fundiren, welches directe zwar das Bauweſen nicht improbire. Wenn er aber considerire die rationem negativam, ſo ſey bekannt, was vor Haß von beyden kriegenden Theilen gegen dieſe Lande getragen werde und da der Bau fortgehen ſollte, würde ungezweifelt von denen argumentiret werden, könnet ihr noch bauen, ſo könnet ihr auch Geld geben, welches post facto Ihrer F. Gn. conscientiam perturbiren dürfte. Arg. Vom Fleiſcheſſen Rom.

So wollte auch wider die zehn Gebote laufen, wenn denen creditoribus die aufs neue contrahirt, nicht ſollte inne gehalten werden können, die gleichwol um Gewißheit willen von ihren Rechten, eo intuitu, ein ziemliches fallen laſſen.

ad 2) Ob zwar Ihre F. Gn. nicht verbunden wären, den Unterthanen mit Ihren Geldern zu helfen, jedoch weil dieſelben itzo Mittel zuſtehen ſollten, könnten ſie damit den Unterthanen die chriſtliche Liebe erweiſen, würden wohlthun, wenn die Gelder ein Paar Jahre dazu angewendet würden, daß den Unterthanen mit Saamen und andern zum Anbau ihrer Aecker ausgeholfen würde. Würde unterdeſſen zu ſehen ſeyn, wo es mit dem Unweſen hinaus wollte, unterdeſſen könnten praeparatoria auch zum Bauen gemacht und darnach deſto ſchleuniger damit verfahren werden.

ad 3) Ihre F. Gn. hätten zwar gedacht, daß ohne Beſchwerung der Unterthanen, der Bau geführt werden ſollte, ohne daß der Fuhre wegen, ſie bittlich erſucht werden würden. Nun wüßte man wohl, was der Unterthan davon iudicire, nemlich wir thun billig, was wir thun müſſen.

ad 4 u. 5) die moviren ihme nichts, ſtünden auf vanis indiciis aliorum, und würde wohl Sanitati principis conveniens ſeyn, wenn ſie bey ſolchem Bauweſen auf und ab ſeyn würden.

Rationes pro adducirte er 1) die incommoditaet der Hofhaltung; 2) Feuersgefahr; 3) Peſtzeit; 4) fortificationem civitatis; 5) daß Ihre F. Gn. vermeinen mit wenigem ein Großes auszurichten, concludit tamen differendum et praeparatoria expensarum facienda esse.

Herr Canzler: Die Sache ſey ihme von großer Schwierigkeit vorgekommen, halte es wollte zu determiniren ſeyn, ob das Gewiſſen hierunter beſchweret werde oder nicht. Nun befinde er, daß das Gewiſſen in rebus politicis nicht allein aus Gotteswort, ſondern auch andern rationibus verſire. Es wollte zu ſehen ſeyn, ob in jure divino bey den afflictis temporibus zu bauen verboten worden ſey. Dieſen Punct nun ſtelle er den Theologis anheim, fanden ſie keine textus, ſo wollte ad rationes zu ſehen ſeyn. Dergleichen finde er eine, die, woferne etwa von Churſachſen oder dem Reich novum opus ſollte impugnirt werden, man nicht wohl davon abſtehen, und alſo dem Lande Ungelegenheit zugezogen werden dürſte, das Gewiſſen ziemlich beunruhigen würde. Dieſes wollte zu reſolviren ſeyn. Ihrer F. Gn. proponirten rationum ſchiene ihm die erſte die wichtigſte. Denn es wäre bekannt, daß bey dergleichen Bauen die Unterthanen zu contribuiren pflegten, in ſpecie auch beym Schloß zu Dresden geſchehen, da die Unterthanen drey Heller auf jedes alte Schock gegeben. Nun wurde beym Bauen es gewiß dahin gedeutet werden, wären noch ſolche Mittel verhanden im Lande, ſo könnte man auch wohl noch ein mehreres thun. Wäre derowegen dahin zu gedenken, wie dieſe opinion den Leuten benommen werden möchte. Welches füglich geſchehen könnte, daß man nach Dresden, auch wohl gar an den Keyſerlichen Hof brächte, warum man bauen müſſe, und daß Ihro F. Gn. de proprio und nicht von der Unterthanen Mittel bauen wollte, welches auch die erſt angezogene motiv aufheben wurde.

Sonſt wurde gut ſeyn, daß eine Reſidenz gebauet wurde, weil auch der Verweigerung des privilegii einer Reſidenz, ſolches nützlich, daß man gleichwohl ſehe, daß realiter eine angerichtet werde.

ad 2) Es haben Ihre F. Gn. verſprechen müſſen, die Gelder nicht anders anzuwenden, als zu einer Reſidenz; 2) hätten Ihre F. Gn. vor andern den Unterthanen Schutz geleiſtet, welches ſie zu Dank anzunehmen, ſo legten Ihro F. Gn. nie Steuern anders an, als mit der Landſtände Vorwiſſen, ließen dieſelben richtig berechnen, regulirten dieſelben auch nach den gangbaren; 3) hätten ſie den Unterthanen auch mit Ochſen und andern geholfen; 4) wurden ſie ſolches auch verhoffentlich nicht unterlaſſen; 5) und könnten ſonderlich noch viel bei ihnen thun mit Erlaſſung der alten Reſte; 6) wurde vielen Leuten geholfen werden, die Verdienſt haben würden; 7) ſo wäre auch decentia status bei Allmoſen zu conſideriren.

ad 3 u. 4) Es wäre vernünftig allbereit angeführt, daß dieſe rationes nicht großer importanz; So halte er dafür, es würde auch ſo ein großes Werk nicht werden, ſonderlich im Anfange, ſondern successu verführet werden; 3) würde es nicht vor Ihrer F. Gn. allein, ſondern derer posteritaet mit gebauet.

ad 5) verbeſſe er, es wurde mehr Ihren F. Gn. pro recreatione ſein, als pro remora officii, denn ſie ja nicht immer dabey ſeyn wurden, ſondern ihren Baumeiſtern auch ihre labores laſſen.

Respondirt auf des Herrn Hoſpredigers Meinung, daß es zu differiren wäre. Es falle ſchwer zu judiciren, ob die Zeiten ſich beſſern oder ärger werden, das Geld an die Unterthanen verwendet, nicht wieder dazu zu gelangen ſeyn, in die Stadt etwa Einquartirung kommen, wie es denn zugehen würde? dahingegen, wenn das Haus gebauet wäre, noch manchem ehrlichen Mann etwas errettet werden, auch Ihre F. Gn. mit den Ihrigen um ſo viel beſſer ſich conserviren würde können.

Schließt propter necessitatem, utilitatem, honestatem, wofern facultas dabey ſey, könne ohne Verletzung wohl gebauet werden, doch daß zuvor erwogen werde

1) ob die Spesen zu erlangen,
2) die Unterthanen nicht dadurch beſchweret werden,
3) der Diener Beſoldung nicht geſtopfet,
4) die creditores nicht aus den Augen geſetzt werden.

Denn ohne dieſes würde er auch mehr ad negativam incliniren.

II.

Gutachtlicher Bericht von den geiſtlichen und weltlichen Räthen an Herzog Ernſt, den Schloßbau betreffend.

Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürſt,

Ew. Fürſtl. Gnaden ſeyn unſere unterthenige gehorſame, treue Dienſte jederzeit zuvor, Gnediger Herr. Welchergeſtalt Ew. Fürſtl. Gn. uns nachfolgende Fünf Zweifels Puncte und zum Theil ſcheinende Gewiſſens-Scrupel wegen des vorhabenden Schloßbaues allhier, als:

1) daß durch Fortſtellung deſſelben es das Anſehen gewinnen möchte, ob weren die bißhero am Keyſerl. Hofe und ſonſten bei den Generalitaeten wegen des elenden Zuſtandes im Lande geführten Querelen nicht mit Grunde der Wahrheit geſchehen und dahero zu befürchten, daß hierdurch dem Lande größere Beſchwerungen uf zubürden Anlaß gegeben werden dürfte;
2) daß vielmehr mit ſolchen Baukoſten dem armen Landmann aus und wieder zu ſeiner Nahrung und Feldbau aufzuhelfen ſey;
3) daß es etwa das Anſehen gewinnen möchte, ob wollte Ew. Fürſtl. Gn. durch Fortſtellung dieſes Baues einen ſonderbahren Nahmen und Ruhm erlangen, auch

4) ſich mehr langes Leben einbilden, als Ihrer Sterblichkeit erinnern, und denn
5) daß Sie hierdurch an ihrem Regenten-Amte nicht wenig gehindert werden dürften,

zur unterthenigen deliberation proponiren wollen, deſſen haben wir uns guter Maaßen zu erinnern, Worauf wir uns zuſammen verfuget, der Sachen in der Furcht des Herrn nachgedacht und uns darauf dieſer Meinung vereiniget, daß wir den vorhabenden Schloßbau nicht widerraten kennten, dazu wir denn anfangs in genere bewogen werden,

1) weil Bauen an und vor ihm ſelber res indifferens und
2) in Gotteswort nicht verboten iſt, ſondern vielmehr an vielen vornehmen Konigen und Furſten, wie die exempla Davids, Salomons und anderer ausweiſen, gelobet, in denen Fällen aber nur verworfen wird, wenn man ſich darauf mehr, als auf Gottes Schutz verlaſſen und ſeine eigene Ehre ſuchen, auch die Unterthanen zur Ungebühr dabei beſchweren will, wie daſſelbe ob dem Exempel Nebucadnezars und Pharaonis abzunehmen;
3) weil das Gewiſſen nicht auf die Judicia der Leuthe insgemeinhin, was einer oder der ander etwa hiervon vor Gedanken fuhren, praesumiren oder auch calumnyren möchte, ſondern einzig und allein uf das innerliche Zeugniß des Herzens und die Wahrheit der vorhabenden intention zu ſetzen. Nun aber befindet ſich allhier die Nothwendigkeit, die Honestet und Nutzbarkeit, darauf nebſt der Moglichkeit in allen vernünftigen Berathſchlagungen, zu Ergreifung eines nutzlichen Schluſſes, einzig und allein zu ſehen iſt.

Denn was erſtlich die Nothwendigkeit betrifft, ſo iſt dieſelbe am Tage und jedermann kundbar mit was Unſtatten und Gefahr Ew. Furſtl. Gn. und Dero Herzliebſte Furſtl. Gemahlin und Kinder mitten in der Stadt zwiſchen den Burgerhäuſern wegen des Feuers, der Peſt, der Unruhe, des allzuengen Raumes und andern Ungelegenheit, wohnen, die ſich ſonderlich ereignen würden, wenn durch Gottes Verhängniß etwa in der Stadt eine Einquartirung geſchehen ſollte, daher wir uns hierbey nicht länger aufzuhalten vor nothig erachten.

Betreffend die honestet, ſo erfordert Ew. Furſtl. Gn. hoher Stand, reputation und respect, daß ſie an einem andern bequemen Ort ihre residenz haben mochten, Alldieweil bevorab bey dieſen jetzigen böſen Leuften, da jedermann, ſonderlich die undisciplinirte Soldatesca nur uf das Aeußerliche ſiehet, gar leicht zu geſchehen moglich, daß Ew. Furſtl. Gn. hoher Furſtl. respect fallen und dahero auch ihrem Regenten Amte in einem und dem andern zu nahe getreten werden dürfte.

Ueberdieſes iſt die Nutzbarkeit nebſt andern vielen Umſtänden auch hieraus abzunehmen, daß durch Fortſtellung des vorhabenden Baues Ew. Fürſtl. Gn. hoher reſpect mit erhalten, dereſelben und Ihrer Herzliebſten Fürſtl. Gemahlin und Kinder, ſo wohl auch der ganzen Hofſtadt Geſundheit befördert, anhero kommende Fürſtl. Anverwandte und andere vornehme Leute, bei deren praeſenz zum öftern viel gute Sachen tractiret und abgehandelt werden können, beſſer accommodiret, die Aufſicht in der Hofſtadt genauer gehalten, dem unmittelbaren An- und Zulauf zu Ew. Fürſtl. Gn. Gemach und Erkundigung, was zu Hofe vorgehet, gewehret, die unſchätzbare Briefliche Original-Urkunden und andere Pretiosa vor Feuers- und anderer Gefahr ſicher verwahret, viel Unluſt, ſo Ew. Fürſtl. Gn. itzt täglich anſehen und anhören müſſen, verhütet, im Nothfall viel guter Leute Sachen, auch wohl Perſonen in Sicherung gebracht, und dann, welches nicht das geringſte iſt, dieſe Stadt am Keyſerl. Hofe und ſonſten und ſo viel deſto mehr vor eine Fürſtl. Residenz-Stadt gehalten werden möchte, wenn Ew. Fürſtl. Gn. Vorhabendermaaſen ein Haupt-Schloß am bewußten Ort aufbauen laſſen würden. Dahero nichts mehr übrig iſt, als der vierdte Umſtand, ob itziger Zeit Gelegenheit nach, bei der Fürſtl. Renth-Cammer die Mittel vorhanden oder noch zu hoffen ſeyn, und daher ſolcher Bau ohne ſonderbarer Beſchwerung der ohne das mit vielfältiger Krieges-Contribution und andern Entrichtungen belegten Unterthanen, wie auch ingleichen ohne Abbruch der Diener Beſoldungen und Befriedigung derer Gläubiger mit welcher Ew. Fürſtl. Gn. ſonderbarlich handeln und ihnen gewiſſe Zahlungs-Termine ſetzen laſſen, geſchehen könne.

Wenn nun derſelbige ſolchergeſtalt auch zu resolviren iſt, ſo ſehen wir nicht, wie ichtwas weiter Ew. Fürſtl. Gn. Fürſtliches und löbliches Vorhaben aufhalten ſollte. Denn was den erſten obangeführten Zweifels-Punct belanget, ſo müſſen wir zwar bekennen, daß derſelbe nicht von geringer importanz ſey, können aber darneben gleichwol nicht befinden, daß er an und vor ihm ſelber das Gewiſſen berühren thue, ſintemal praesupponiret wird, daß Ew. Fürſtl. Gn. den Bau von Ihren Mitteln verführen wollen, die Querelen aber ſeit bishero um der Unterthanen willen, die man mit übermäßiger Einquartirung und contribution beleget, geführet werden. Daher der itzige Bau an und vor ihm ſelber nicht wieder die geführte Querel lauffen kan. Dafern aber ein oder der andere etwa calumnyren ſollte, ſo müſſen Ew. Fürſtl. Gn. daſſelbige mit Gedult ertragen, ihres guten Gewiſſens ſich getreſſen und ſolche calumnien mit guter Gelegenheit ableinen und einen und den andern eines beſſern informiren laſſen. Und dieweil man hierinnen uf zweyerley Partheyen, als erſtlichen die Keyſerlichen und hernach die Schwediſchen zu ſehen, So halten wir davor, daß die Schwediſchen in der Benachbarſchaft zu Erfurt ſchon des Zuſtandes Ew. Fürſtl. Gn. itzigen Residenz berichtet ſeyn, und daß ſie bishero mehr von dieſem Fürſtenthum, als den benachbarten, Monatlichen zur contribution gefordert, ſey daher geſchehen weil ſie ihnen einbilden laſſen, als ob das Land im beſſern Anbau, dann die benachbarten begriffen. Dannenhero denn, wenn Ew. Fürſtl. Gn. den Bau nicht zu Werk richteten, ſie doch nichts deſto minder, wiewol wiederrechtlichen, bey ihrer eingebildeten intention beharren dürften. Was die Keyſerl. betrifft, erachten wir nicht vor undienſam, daß etwa zu Wien und zu Dresden, guten und Ew. Fürſtl. Gn. wohl affectionirten Leuten Dero Vorhaben mit umſtändlicher Anführung der dießfalls waltenden Nothwendigkeit, zu vernehmen gegeben werde, auf daß ſie daſſelbe bey fürfallender conversation und Gelegenheit ſelbiger Oerter bekanntmachen und dadurch künftigen calumnien, da etwa deren etliche uf ungleichen Bericht erwecket werden ſollten, vorbauen helfen möchten. Welches denn auch um deſſen willen nöthig ſeyn will, daß man nicht etwa daſelbſt in die Gedanken gerathen dürfte, ob wollten Ew. Fürſtl. Gn. den Grimmenſtein, welcher Ort bishero odios geweſen, durch Erbauung einer ſonderbaren Veſtung in ſeinen vorigen Stand wieder ſetzen. Wiewol wir noch zur Zeit nicht berichtet ſeyn, daß Ew. Fürſtl. Gn. auch daſſelbe gewehret werden könnte. Denn ob zwar ufm Reichstage zu Regensburg de An. 1567. an Keyſerlicher Seiten unter andern mit begehret werden, dem Reichsabſchiede einzuverleiben, daß fürbaß hin keine Beveſtigung weder zu Gotha noch Grimmenſtein angefangen, gebauet oder aufgerichtet werden ſollte, ſo haben ſich jedoch dazumal die dahin geſchickten Räthe und Geſandten, aus Mangel nothwendigen Befehlichs, etwas dißfalls resolviren zu helfen entſchuldiget und befindet man in dem darauf im ſelbigen Jahre zu Erfurt erfolgten deputations-Tage ſo wohl auch dem zu Speyer An. 1570 gehaltenen Reichs-Convent, in welchen beiden Verſammlungen die Gothaiſche Achtsſache vollendt expediret werden, ganz nichts daß etwa dieſes Feſtungsbaues etwas weiter vorgelaufen.

Was hiernechſt den andern Zweifels-Punct anbelangen thut, ſo erachten wir unterthänig davor, daß Ew. Fürſtl. Gn. deſſelben unerachtet mit guten Gewiſſen die Gelder, die Sie etwa aus den Niederlanden von Herrn Biekaueforten dießfalls zu erhalten haben, zu dem vorhabenden Bau wohl anwenden können. Denn vor

Eins, ſo ſindt, vermöge des Fürſtbrüderlichen Erbvertrags, dieſelben zur Erbauung einer Residenz deputiret und gleichſam gewiedmet auch die Anweiſung anderergeſtalt nicht, als mit Verſchützung dereſelben Nothwendigkeit, erhoben werden möge. Da nun ſolche anderswohin gewendet werden ſollten, iſt zu beſorgen, daß ſich darüber Dero Herren Brüder F. F. Gn. Gn. beſchweret befinden möchten.

Nechſt dieſem und zum Andern, ſeindt Ew. Fürſtl. Gn. den armen Nothleidenden nur ſolchergeſtalt zu Hülffe zu kommen verbunden, wenn Sie nach Abzug desjenigen, was zu Erhalt- und Fortſetzung Dero nothwendigen Fürſten-Staats ſie nicht ſelber bedürfen, etwas übrig behalten, Geſtalt denn auch ſonſten die Theologi insgemein in puncto der Allmoſen davor halten, daß die eigene Nothwendigkeit und die necessitas Status ausgenommen werde.

Zum Dritten haben Ew. Fürſtl. Gn. allbereit bey Antretung Ihres Fürſtl. Regiments Dero Unterthanen eine ſonderbare und hohe erſprießliche Gnade erwieſen, indem Sie nicht allein durch Anrichtung eines formirten defensions Werks durch Gottes Gnade ziemlichen Schutz geleiſtet, daß der Landmann das Feld wieder allmählig anbauen und uf begebende Nothfälle ſich mit ſeinem Vieh und Pferden an verwahrte Orte salviren kan, ſondern auch das Steuerweſen in einen moderirten Gang gebracht, daß dieſelben nur von denen Gütern, die angebauet und gangbar ſeyn, entrichtet werden dürften und dazu noch zwiſchen denen uf dem Lande und in den Städten eine billigmeßige proportion gehalten wird, welches denn in effectu dem armen Landmann eine große Beyhülfe iſt, dadurch er ſeines vor dieſem erlittenen Schadens in etwas ergötzet werden.

Zum Vierdten wenn Ew. Fürſtl. Gn. wie Sie es bishero eine geraume Zeit intentioniret, es verhoffentlich dahin richten werden, daß denen Unterthanen die alte Steuer und andere Reſte, wo nicht genzlichen doch größten Theils erlaſſen werden, ſo würde daſſelbe eine ſolche Gutthat ſeyn, welche diejenigen, ſo etwa wegen der Beyhülfe von den Niederländiſchen Geldern zu hoffen, weit überträge und deren die Unthanen viel höher und mehr mit zu empfinden hätten.

Und dieweil zum Fünften nicht zu zweifeln iſt, es werden Ew. Fürſtl. Gn. wenn ſie ſchon den Bau fortſtellen, ihre bishero gehabte Chriſtliche Intension den armen Unterthanen darneben nach Möglichkeit, Fürſchub zu thun, nicht fallen laſſen, ſo wird unſers Ermeſſens dieſer Scrupel um ſo viel deſto weniger zu beobachten ſeyn. Zugeſchweigen fürs Sechſte daß durch dieſen Bau manchen in- und außerhalb Landes, der ſonſten keine Lebensmittel hat und ſich zur Arbeit mit gebrauchen laſſen wird, zu ſeiner Alimentation werde geholfen werden. Den dritten Scrupel haben wir von keiner Consideration befunden, ſintemal Ew. F. G. chriſtliches Gemüth diesfalls menniglichen bewußt, und wenn gleich bey einem oder dem andern ein ſolcher Gedanke aufſteigen ſollte, ſo wurde er doch mit der augenſcheinlichen Nothwendigkeit und Ew. F. Gn. bekannten Zuſtande alſo balden ohne einige Bemuhung zu widerlegen ſeyn.

Welche Meinung uns denn auch bey dem vierten Scrupel beygewohnet, daß derſelbige Ew. F. Gn. nicht hindern können, dazu denn auch noch dieſes kommt, daß Sie nicht allein uf ſich und dero Lebenszeit, ſondern auch uf die Furſtl. Kinder zu ſehen haben, als welche ins kunftige nicht ſo leicht zu dieſem Bau gelangen konnten, als er wohl von Ew. F. Gn. zu verfuhren iſt.

So befinden wir auch bey dem fünften Scrupel nicht, daß durch dieſen Bau Ew. F. Gn. in Dero Regenten-Amt verhindert werden ſollten, ſintemal dazu gewiſſe Stunden des Tages, ſo ſonſten nicht füglich zu den Regimentsſachen zu brauchen, deputiret werden konnten. Und halten wir bey der uns bekannten Beſchaffenheit Ew. F. Gn. Actionen genzlichen davor, daß dieſe Bemühung, ſo Ew. F. Gn. uf die Fortſtellung des Baues wenden wurden, zu einer Recreation und consequenter Beförderung der Geſundheit gereichen ſollte, die Seria Reipubl. hernach mit deſto beſſerm Success fortzuführen.

Dieſemnach wiederholen wir unſere vorige Meinung, daß bey ſo bewandten Umſtänden nichts mehr übrig ſey, als daß der punctus possibilitatis, ob nemlichen itziger Zeit Gelegenheit nach ſich ſo viel Mittel ereignen, daß, ohne der andern ſonſten nothwendigen Ausgaben und Betrachtungen, ſo wie allbereit droben kürzlich angeführet, dieſer Bau continuirlich verführet werden könne, wohl gründlicher und reiflicher erwogen und überſchlagen werde, welches dann vor allen Dingen und ehe der Bau würklicher angetreten wird, zu thun nöthig ſeyn will.

Welches wir alſo uf Ew. F. Gn. gnediges Begehren unſer Pflichtſchuldigkeit nach, zu unſerm unterthenigen Gutachten, welches aber genzlichen zu Ew. F. Gn. gnedigen Gefallen geſtellt wird, vermelden ſollen, Darbey von Herzensgrund wünſchende, daß göttliche Allmacht zu dieſem Ew. F. Gn. wichtigen Vornehmen, friedliche und geruhige Zeiten beſtändige gute Geſundheit, Weisheit und Verſtand, treue Arbeiter und allerhand andere Erſprieslichkeit verleihen wolle. Und Ew. F. Gnaden verbleiben wir zur unterthenigen gehorſamen treuen Dienſten jeder Zeit willig und gefliſſen. Datum Gotha den 27. Martij Anno 1643.

Ew. Fürſtl. Gndl.

unterthenige gehorſame

Verordnete Canzler, Cammer- Hof- und
Consistorial-Räthe

Georg Franzke
Chriſtoff von Hagen
Johann Michael Strauß D.
Salomon Glassius D.
Christophorus Brunchorſt.

Auf dieſen gutachtlichen Bericht beſchloß der Herzog, den Bau auf ſeine Verantwortung ſofort zu unternehmen. Er wählte dazu das wüſte, mit Gras bewachſene Plateau des im Jahre 1567 geſchleiften Schloſſes Grimmenſtein, das ſich unſtreitig am meiſten dazu eignete, einen Fürſtenbau zu tragen. Auch ſollte das neue Schloß zugleich ein Bollwerk der Stadt werden, die nach der Zerſtörung des Grimmenſteins auf dieſer Seite eine zeitlang andringenden Feinden ganz offen geſtanden hatte, und hier erſt auf Beſchluß des im Jahre 1633 gehaltenen Landtags mit einer zwölf Fuß hohen und vier Fuß dicken Mauer verſehen worden [illegible]r.

Die Hauptleitung des Baues übertrug der Herzog dem Baumeiſter Andreas Rudolphi, der als Jngenieur des Herzogs Wilhelm zu Sachſen-Weimar vom Jahre 1632 bis zum Jahre 1641 in der ſchwediſchen Armee gedient hatte, dann aber in Ernſt des Frommen Dienſte getreten war. Ferner ließ der Herzog den Landbaumeiſter Kaspar Vogel aus Erfurt und Matthias Standt aus Breiſach eigends zu dem Baue verſchreiben. Letzterer wird in den Akten einmal als Oberbaumeiſter aufgeführt. Als Bildhauer wurden Samuel Steiger aus Quedlinburg und Adolph Studion aus Marburg, als Maler Michael Käſeweiß aus Gotha angeſtellt. Dieſe drei werden in den Baurechnungen von 1613 bis 1671 öfters genannt. Sie und andere Kunſtler führten mit Geſchick und Fleiß aus, was Andreas Rudolphi anordnete. Doch hatte dieſer in vielen Stucken nicht freie Hand, ſondern mußte dem Willen des Herzogs nachgeben. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, eines der ſolideſten, bequemſten und würdigſten Fürſtenſchlöſſer Deutſchlands erbaut zu haben.

Das Schloß zu Wieneriſch-Neuſtadt, wo Herzog Johann Friedrich der Mittlere ſeine Gefangenſchaft erduldete, hat ihm wahrſcheinlich zum Vorbilde gedient. Eine Nachbildung dieſes Schloſſes befindet ſich in der herzoglichen Modellkammer zu Gotha, und Georg Rathgeber ſpricht hinſichtlich dieſer Nachbildung in ſeiner Beſchreibung des herzoglichen Muſeums zu Gotha, S. 327, die Vermuthung aus, daß Johann Ernſt, der Sohn Johann Friedrichs des Mittleren, im Jahre 1591 während ſeines Aufenthalts in Wieneriſch-Neuſtadt dieſelbe habe fertigen laſſen.*) Auch findet man, wenn man dieſe Nachbildung mit den beiden in derſelben Modellkammer aufbewahrten Nachbildungen des Gothaiſchen Schloſſes oder mit dieſem ſelbſt vergleicht, hier wie dort dieſelbe Einrichtung des Hauptgebäudes, der Flugel und des Hofes, dieſelben Stockwerke, daſſelbe kleine Thor an der Vorderſeite und im Hofe dieſelben Bogen. Nur ſtehen an dem Neuſtädter Schloſſe die kleinen Thürme auf den Ecken des Hauptgebäudes ſelbſt, wogegen ſie am gothaiſchen Schloſſe eigene Gebäude bilden.

---

*) Daraus geht hervor, daß der Gedanke, in Gotha wieder ein Reſidenz-Schloß anzubauen, ſchon im Herzog Johann Ernſt von Eiſenach erwacht war, als ihm nach Ableben ſeines älteren Bruders, des Herzogs Johann Caſimir von Coburg, deſſen Ländertheil und mit dieſem Gotha zufiel 1633. Auch ſteht im Ritterſaale auf der Wartburg das Modell eines Schloſſes, welches in den Regiſtern als Nachbildung des zerſtörten

Der Bau des Letzteren wurde am 26. Oktober 1643 begonnen. Es war an dieſem Tage, wie Friedrich Rudolphi, ein Sohn des Baumeiſters, in ſeiner Gotha diplomatica Th. II, Cap. X erzählt, eine »grimmige« Kälte. Dennoch legten die Arbeiter Mittags 12 Uhr den Grundſtein an der Ecke der Schloßkirche, 52 Fuß tief in der Erde. Drei Stunden darauf erſchien der Herzog, ſtieg auf einer Leiter in die Tiefe hinab, und betrachtete das Fundament. Da man hier genöthigt geweſen war, ſo tief in die Erde hineinzugraben, ſo glaubte man, es werde dies auch anderwärts erforderlich ſein und die Vollendung des Baues dadurch weit hinausgerückt werden. Als man aber auf der nordweſtlichen Ecke den Grundpfeiler ſetzen wollte, traf man um vieles früher auf feſten Felſen, und ſah dadurch die Arbeit um ein Beträchtliches gemindert.

Der Bau hätte jedoch beinahe nicht fortgeführt werden können, als im Jahre 1644 der ſchwediſche General Banner in Gotha einrückte und von der Stadt binnen wenig Tagen 50,000 Thaler erpreßte. Die nothwendigſten Mittel zu Bezahlung der Arbeiter fingen an zu fehlen. Schon vorher hatte der Herzog von einer damals in Gotha ſich aufhaltenden Engländerin, Namens Maria Morlar, 200 Rthlr. borgen müſſen, die ſich in einer der Bau-Rechnungen aufgefuhrt finden. Das Andenken hieran hat ſich ſagenhaft geſtaltet und bis auf den heutigen Tag unter dem Volke

---

Schloſſes Grimmenſtein aufgeführt und auch als ſolches gezeigt wird, welche Herzog Johann Ernſt eigenhändig verfertigt habe. Wie aber aus den noch vorhandenen Bildern des Grimmenſteins hervorgeht, hat dieſes Modell auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit dem demolirten gothaiſchen Schloſſe. Vielmehr iſt es das Modell eines neuen Schloßbaues in Gotha, an welchem Johann Ernſt 1638 durch den Tod verhindert wurde; denn bekanntlich war dieſer Fürſt ſehr bauluſtig, wie auch ſein älterer Bruder Johann Caſimir. Er hatte ſchon das Schloß zu Markſuhl und einen Schloßflügel in Eiſenach erbaut und ſoll ſich ſelbſt gern mit Zimmerarbeiten beſchäftigt haben. Deshalb iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß jenes Modell von ſeiner Hand herrührt.

V. H.

fortgepflanzt. Daſſelbe ſpricht noch hie und da von der hülfreichen Engländerin, wie von einer Heiligen.

Indeſſen wankte der Herzog in ſeinem Vertrauen zu Gott nicht. Der Bau ward unter den Drangſalen des Krieges und ohngeachtet einer gewaltigen Feuersbrunſt, die den 23. März 1646 Gotha verheerte, eifrig fortgeſetzt und innerhalb drei Jahren ſo weit gefördert, daß die Schloßkirche eingeweiht werden konnte. Ohne Zweifel hatte der fromme Fürſt angeordnet, daß dieſe ſo ſchnell als möglich und zu allererſt vollendet werden ſollte. Er ſelbſt und ſeine Gemahlin, die Herzogin Eliſabethe Sophie, hatten dort öfters den Arbeitern zugeſehen und durch ihre Nähe ſie zu größerer Thätigkeit ermuntert. So war auch die Herzogin den 15. Juli 1646 in der neuen Schloßkirche zugegen geweſen und hatte ihre Aufmerkſamkeit insbeſondere einem Maler geſchenkt, der die Kanzel zu ſchmücken beſchäftigt war. Da wurde ſie plötzlich von Geburtswehen befallen und konnte kaum in das Kaufhaus auf dem Markte zurückgelangen. Dort erfreute ſie ihren Gemahl mit einem Prinzen, dem nachmaligen Herzog Friedrich I. Bei der Einſegnung deſſelben wurde die neue Schloßkirche eingeweiht. Dies geſchah auf feierliche Weiſe den 17. September 1646.

Einige Zeit darauf verließ Herzog Ernſt ſammt ſeiner Familie und ſeinem Hofſtaate das Kaufhaus und bezog das erſte Stockwerk im Vordergebäude des Schloſſes. Er nannte daſſelbe den Friedenſtein, wahrſcheinlich, weil er um dieſe Zeit nichts ſo ſehnlich wünſchte, als den Frieden, und weil er, wie Friedrich Rudolphi ſich ausdrückt, im Auge hatte, daß Friede ernähre, Unfriede aber verzehre. Andere meinen, daß er dem Schloſſe dieſen Namen erſt nach Abſchluß des Friedens zu Osnabrück und Münſter am 14. Oktober 1648 gegeben habe, ſowohl zum Andenken dieſes Friedens, als zur Gegenbenennung von Grimmenſtein.

Zwei Jahre ſpäter waren in dem Schloſſe auch die Lokalitäten für die Sitzungen des Geheimenraths, der Landesregierung, des Konſiſtoriums, der Kammer und des Amtes Gotha eingerichtet, ſo daß nun das Kaufhaus gänzlich geräumt werden konnte.

Der Bau der Feſtungswerke wurde aber erſt 1657 begonnen. Den Grund dazu legte am 3. Juli des ebengedachten Jahres Andreas Rudolphi, der mit ſeinem Vater Michael Rudolphi 1625 auch die neuen Feſtungswerke zu Magdeburg aufgeführt hatte. Die Befeſtigung des Schloſſes, von der ebenfalls in der herzoglichen Modellkammer eine Nachbildung noch vorhanden iſt, ging übrigens ſo langſam von Statten, daß erſt 1662 das ganze Werk beendigt werden konnte. Nach dieſer Zeit leitete Rudolphi die Befeſtigung der Stadt Gotha.

Nach einem aus den Baurechnungen von 1643 bis 1674 gefertigten Auszuge betragen die Bau- und Reparaturkoſten des Schloſſes Friedenſtein 68,219 Mark 20 Gr. $6\frac{7}{8}$ Pf., und die Koſten der Feſtungsbauten am Schloſſe und der Stadt 69,367 Mark 9 Gr. $8\frac{1}{2}$ Pf., beſage der Rechnungen von 1657 bis 1671. Darunter ſind jedoch die Baumaterialien an Holz und Steinen, die der Herzog aus ſeinen Domainen bezog, ingleichen auch die Hand- und Pferde-Frohnen nicht mitbegriffen. Aus den, bei den Rechnungen befindlichen unzähligen Lohnzetteln oder Belegen, welche alle mit der Unterſchrift „Ernſt H. z. S.“ verſehen ſind, geht hervor, daß mit ſämmtlichen Arbeitern vorher ein ſchriftlicher Accord geſchloſſen ward, daß die Hand- und Pferde-Frohnen nicht ganz unentgeltlich geleiſtet wurden; denn es wurden bezahlt an Taglohn: 3 Gr. einer Mannsperſon, 2 Gr. einer Weibsperſon und eben ſo viel einem Jungen, 4 bis 5 Gr. einem Bergmann, 3 Gr. einem Kalklöſcher, 2 Gr. 9 Pf. für ein Fuder Sand zu waſchen, 6 Pf. für ein Fuder Lehm zu backen; ferner an Fuhrlohn: 3 Gr. 9 Pf. für ein Fuder gewaſchenen Sand, 4 Gr. für ein Fuder Lehm, 4 Pf. auf ein Pferd, die Steine aus den Steinbrüchen herbeizufahren. Auch erſieht man aus den Belegen, daß ein Theil der Maurer- und Steinmetzenarbeit am Schloß- und Verwahrungsbau von Maurern und Steinmetzen aus Tyrol und Italien verfertigt wurde.

Um ſich gegen tadelnde Urtheile zu verwahren und zu rechtfertigen, verfaßte Andreas Rudolphi eine eigene Schrift, die ſich unter den Manuſcripten der herzoglichen Bibliothek vorſindet, und deren erſten Theil wir der Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen:

Schutz-Schrifft

des

Baumeiſters Rudolph

wegen des

Friedenſteiniſchen Schloß- und Veſtungs-Baues,

auch des Stadt Gothaiſchen Veſtungs-Baues.

Nachricht vor meine Kinder.

Was bey dem dreyßigjährigen Bau allhier zu Gotha, ſowohl an Schloß als Stadt vergangen, auf begebenden Fall nach meinem Nimmerſeyn, mich gegen die Splitter Richter, ſo ſich einfinden, und nicht außenbleiben werden, zu vertreten.

Bauverſtändige, ſo gründliche Wiſſenſchafft der Sache haben, werden ohnedem wohl wiſſen, wer aus großer Herren Seckel bauet, derſelben Meinung, ſo ſie öfftmahls durch Anweiſung anderer Leute haben, folgen müſſe, wie an Carl dem V. Römiſchem Kaiſer, bei Anlegung der Stadt Anterf in Brabant, ein merckwürdiges Exempel zu befinden, beym Daniel Speckel in ſeiner Architectur.

Demnach von dem Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Ernſten, Herzogen zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg ꝛc. meinem gnädigſten Fürſten und Herrn, ich Andreas Rudolph Senior, nebſt Caſpar Vogeln, dem Baumeiſter von Erfurth, Anno 1643 zum Bau der Fürſtl. Reſidenz Friedenſtein, hernach 1655 zur Fortification derſelben, und endlich 1663 zur Fortification der daran liegenden Stadt Gotha ganz allein, mit gnädigſter Verſprechung einer jährlichen Zulage von 100 Rthlr., ſo aber bis dato noch rückſtändig, verordnet, und bey ſolchem Bau an allen denjenigen Orten, bis daher, über die 30 Jahr durch Gottes Gnade aufgewartet: Als habe ich den Verlauf, was ſich innerhalb dieſer Zeit, in einem und anderm hierbey zugetragen, aufſetzen, und meinen Kindern zur Nachricht, da jemand ſich finden würde, mir etwas zu imputiren, denſelben zu begegnen, hinterlaſſen wollen.

Weil nun billig von der Form dieſes Baues, und zwar zuerſt von der Fürſtl. Reſidenz Friedenſtein der Anfang zu machen, ſo iſt zu wiſſen, daß ich an meinem wenigen Ort den erſten Grund-Riß und das erſte Modell darzu gemachet, wie dann daſſelbe noch verhanden und in der Cammer, wo andere Modelle verwahret werden, zu finden, dieſes iſt nun ganz auf eine andere Art eingerichtet, als der jetzige aufgeführte Bau iſt.

Erſtlich was die Circumferenz des Wohnhauſes betrifft, iſt dieſelbe in meinem Modell viel kleiner, Urſach, daß auf dem Wall genugſamer Platz zur

Retirade bleiben möchte, bei vorfallender Occasion ſich deſſen zu bedienen: und wäre doch zur Wohnung mehr Bequemlichkeit geblieben als anjezo iſt, da die vierte Seite zu nichts kan gebraucht werden.

Zum andern, ſolten die vier Ecken, als vier Baſtionen mit Gemächern, dergeſtalt ſeyn angeleget werden, daß eines das andere mit Mousqueten aus den verbollwerckten Fenſtern hätte defendiren können, ehe noch etwas von der Fortification angefangen.

Zum Dritten wären die Gemächer, welche anjezo über der Schloß-Kirchen befindlich, und dieſelbe über allemaſe beläſtigen, alle hinauswärts gefallen, und ein freier Saal über der Kirchen blieben.

Zum Vierten wären die äuſere Mauern dieſer vier Ecken von ſolcher Dicke angeleget, daß alle Gemächer darinnen über einander, auch die Kirche ſelbſt, hätten können gewölbet werden, und man aus Ihro Fürſtl. Durchl. Gemach durch eine in der Mauer verborgene Treppen, nicht allein in das Kirchen-Gemach, und in die Kirche hinunter, ſondern auch in alle obere Gemächer, bis unter das Dach kommen können.

Zum Fünften wären nur die drei Stockwercke ringsherum ins gevierte übereinander kommen, von mittelmäßiger Höhe, angeſehen die hohen Gebäude in Veſtungen undienlich, hätten auch alle Gemächer in denen Seiten-Gebäuden können gewölbet werden.

Zum Sechſten hätte die vierte Seite nach dem Thiergarten auch nützliche Gemächer geben können, da anjezo nichts zu gebrauchen.

Zum Siebenten hätte dieſes alles nichts mehr gekoſtet, als was auf den anjezo ſtehenden Bau gegangen, weil die Circumferenz nicht ſo groß, und die Mauern nicht ſo hoch wären aufgeführet und die abgehende Höhe und Länge zur Dicke wären verbraucht werden, und würde ein ſehr beſtändiger Bau worden ſeyn, da bey denen jezigen dünnen und hohen Mauern groſe Gefahr, der Dauer wegen, zu beſorgen.

Ob nun zwar J. F. Durchl. Sich gnädigſt reſolviret, bei dieſem erſten Modell zu verbleiben, auch zum Fundament-Graben der Anfang ſchon gemacht, ſo haben ſie doch Dero Meinung, wie ſie einſtmahlen zu Weimar und Erfurth geweſen, und von da wieder zurück gekommen, geändert, und den Bau ſo groß und weitläuftig, daß auch der Wall nach der Stadt ſeine gehörige Breite nicht haben kan, wie anjezo vor Augen aufzuführen ſich gefallen laſſen, auch alſo werckſtellig zu machen, gnädigſt befohlen.

Darauf fällt nun in dieſem Bau, wie er anjezo ſtehet, zu betrachten vor:

1. Die Diſpoſition aller Zimmer oder Eingebäude, welche zwar Anfangs J. F. D. in einem Riß, hernach in einem Modell unterthänigſt übergeben, von Denenſelben auch alſo gnädigſt beliebet, hernach aber da die Aufführung geſchehen, in einem und anderm geändert worden, dadurch verurſachet, daß die Schiedwände allenthalben nicht richtig aufeinander ſtehen.
2. Die Materialien welche zwar dieſes Orts alle ſehr gut, mit dem Kalck aber iſt heftig verſtoßen, indem derſelbe nach dem Löſchen in keine Gruben geſezt, und eine zeitlang darinnen ſtehen geblieben, wie es wohl nöthig

geweſen, denn alle ſeine Krafft und Stärcke darauf beruhet, daß er ſich in ſolcher Zeit wohl durcheinander ziehe, auch wohl geſchehen können, wenn man nur ein Jahr zuvor, ehe man zu mauern angefangen, mit dem Kalck brennen und loſchen einen Anfang gemachet, und damit continuirlich fortgefahren wäre, welches aber nicht beobachtet, ſondern es iſt der Kalck, ſobald er geloſchet, alſo friſch eingemenget und vermauert worden, und hat alſo das groſe Eilen hierzu nicht wenig Urſach gegeben.

3. Der Grund, oder das Fundament: weil daſelbe meiſtentheils auf Felſen ruhet, hat man ſich darauf ſicherlich zu verlaßen.

4. Das Anlegen, oder Stärcke der Mauern: Dieſes iſt an vielen Orten gar zu ſchwach, und ob zwar meine wenige Meinung und Vorſchlag geweſen, die Mauern von ſolcher Dicke zu machen, daß in allen Stockwercken Abſätze zu laßen, darauß dreyerley Nutzen entſtanden wäre, 1. daß die Mauern im Tragen beſtändiger aufeinander geſtanden, 2. die Balcken auf die Abſätze und nicht in die Mauern, darinnen ſie endlich vermodern, geleget werden, 3. da etwan an Gebälcke zu repariren geweſen, man unbeſchädiget der Mauern, darzu gelangen können, iſt aber nicht attendiret werden, ſondern iſt die Mauer im Schloßhof am groſen Saal nur 1½ Schuh dick angeleget, und in ſolcher gleichen Dicke, von unten an, bis oben hinaus aufgeführet, aber mit Anckern auſen gefaßet worden. Die andern Mauern an denen Seiten-Gebäuden nach dem Schloß-Hofe ſind nicht mehr als 1 Schuh dick, und die Pfeiler und Bogen der Gallerie noch darzu von rothen Quadern gemachet, die im Wetter nicht dauern, und die groſe Laſt zu tragen, nicht geſchickt ſeyn, wie an etlichen Orten ſchon zu ſehen; ob nun in Erſparung der Koſten allhier, mit den dünnen Mauern und rothen Quadern Nuzen geſchaffet, wird an ſeinen Ort geſtellet. Hierher gehören auch alle die Fenſter, welche von rothen Stücken gemachet, davon die Probe am Seiten-Gebäu nach dem Walde zu ſehen.

5. Die Schiedwände ſo alle von Holzwerck gemachet. Davon durch mich zwar unterthänigſte Erinnerung geſchehen, daß nöthig, daß ſie alle von Mauerwerck aufgeführet, und zugleich mit denen äuſern Mauern in einander verbunden würden, welches zum Beſten des Baues gedienet, und denen dünnen Mauern eine gute Hülfe geweſen wäre, aber wegen des groſen Eilen keine audienz gehabt.

Es hätten auch alle die Feuermauern darinnen können hinausgeführt, und die Camine geſezt werden, dadurch man aller Gefahr, ſo durch Entzündung entſtehet, geübriget ſeyn können, darzu aber nunmehro allenthalben nicht zugelangen, weil die Schiedwände nicht alle gleich aufeinander treffen, und da es noch geſchehen konnte, bliebe die Verbindung zurück, doch wäre es darum nicht zu unterlaßen, und ſolte auch an etlichen Orten Veränderung in denen Gemächern geſchehen müßen.

6. Die Feuermauern: An welchen alle Backſteine auf der hohen Seite ſtehen, und derſelben an etlichen Orten mehr als eine in die andere geführet, von einem Gebälcke auf das andere geſezet, auch ſogar auf die Schiedbänder

im Dach, wenn nun die Laſt ſo groß wird, ſo ſezet ſich das Gebälcke, und werden Kleußen an denen Feuermauern, daher bei Entzündungen die gröſte Gefahr entſtehet, zu geſchweigen, daß ſie alle zwiſchen dem Gebälcke durchgeführet, welches zwar auf dieſe Maſe nicht anders ſeyn kan, da denn leichtlich, wenn die Schlothfeger mit ihren Kratzen den Leimen aus den Fugen der Backſteine reißen, geſchehen kan, daß die entblöſte Balcken durchs Feuer angezündet werden, wäre derowegen eine Aenderung, auf weiſe wie No. 5 gedacht, höchſt nöthig.

7. Die Secrete: Dabey habe ich unterthänigſt erinnert, weil die Mauern ſchwach, würden die Röhren ſehr enge fallen, zumahl an etlichen Orten, da wohl drey in einen Pfeiler mußen gebracht werden, und die Abführung der Materie aus Mangel des Waßers nicht wohl geſchehen könnte: ob nicht eine ſolche Eintheilung zu machen, daß an jeder Kammer ein Ercker von Grund aufzuführen und mit Fenſtern zu verſehen, die Ungeſtalt dadurch zu benehmen, auch des Geſtancks in der Kammer entübriget zu ſeyn. Sonderlich ſind mir die glaſurten Töpfe zuwider geweſen, welche der Urin verzehret, und daher einen großen Geſtanck verurſachen, aber zur Antwort bekommen, es wäre wider die Architectur, anjezt iſt es wider die Natur, zugeſchweigen der Verſtopfung, welche in ſolchen engen Röhren jährlich entſtehet, und ohne Schaden der Pfeiler nicht abzuhelfen. Hierbey iſt auch der Stellen oder Abzuchten zu gedenken, welche zwar mit einem ſtarcken Fall, unter dem Wall durchgeführt, es kan aber aus Mangel des Waßers, die Materie nicht dahin gebracht werden, welches man durch jezt gemeldte Ercker auf gewißemaße könnte überhoben ſeyn.

8. Das Holzwerck, als Träger, Balcken und anderes: Hierinnen iſt ein überaus groß Verſehen, unter großer Unachtſamkeit, welche, ob ſie dem Baumeiſter von Erfurth, oder Zimmermann zuzumeßen, laße ich an ſeinen Ort geſtellet ſeyn. Ueber der Kirchen wurden Anfangs nur 6ſpännige Balcken gelegt, muſten aber wieder abgeſchafft werden, und dagegen 8ſpännige eingezogen, darauf man ein ſo ſtarckes Vertrauen ſezte, als wenn dieſelbe von keiner Laſt ſich biegen würden, ſich aber viel anders erwieſen, denn da die Balcken mit Eſtrich ausgewunden, und die Unterſchiede darauf geſezet, fingen ſich die Balcken alſo an zu biegen, daß man Träger und Spann-Riegel einziehen müßen, und da das Sincken dennoch nicht nachlaßen wollen, bis die 3 Pfeiler oder Bäume unter die Spannriegel in die Kirche geſezt wurden. Es wäre aber dieſen gleich anfangs leicht vorzubeugen geweſen, wenn noch dergleichen ſtarcke 3 Hängwercke, wie über dem Saal, alſo auch hier wären angeordnet, und die lumpichten Hängwercke über den Vorgemächern, darwider ich öfters geredet, aber nicht wollen gehöret werden, wären abgeſchafft worden, wie auch mit dem ſtarcken Saalgebälcke continuiret, bis in beyde Schiff-Ecken dieſes fördern Baues, dadurch hätten die Schiedwände können gefaßet, und die Laſt gehalten werden. Es wäre auch recht geweſen, und billig ſeyn ſollen, daß die Schiedwände über der Kirchen alle mit Brüchen wären verſehen worden,

iſt aber nicht geſchehen. Ueber dieſes ſind alle die Gemächer unter dem groſſen Saal, von ſogar geringem Holz gemachet, daß im groſſen Kirchen-Gemach vorlängſt zwei neue Stuck Trager muſten eingezogen, und endlich noch darzu zwei Saulen hierunter geſezet werden. Desgleichen hat man im dritten Kirchen-Gemach mit Einziehung etlicher Trager helfen muſſen, weil die Balcken daſelbſt brechen wollen; darzu iſt noch kommen, daß dieſes Gebalcke unter dem groſſen Saal mit Schutt ſehr hoch beſchuttet werden, welcher nicht allein laſtet, ſondern auch endlich das Gebalcke vermodern wird, dieſes iſt auch in der Hauß-Kammer zu befahren.

Nun iſt hier kein andrer Rath als jeztgedachte Gemacher alle zu wolben, mit welchen es zwar ziemlich ſchwer hergehen wird, weil das Mauerwerck ſchwach, jedoch wenn ſolches gnadigſt reſolviret, und die Koſten nicht angeſehen wurden, muſten Vortheile gebraucht werden, denn der Sache zu helfen.

9. Die Fußboden in denen Gemächern: Liegen nicht alle gleich in der Wage, welches drey Urſachen hat: Die erſte iſt das ſchwache Gebalcke, die andere, daß bei Einziehung des Gebälckes, die Schiedwände nicht zugleich mit, ſondern erſt nachher untergeſezet, unterdeſſen aber das Gebalcke gepolzet, und mit Eſtrich ausgewunden, da denn das Wegnehmen der Polzen, Unterſezung der Wande, ohne Senckung nicht abgehen konnen. Die Dritte, daß die Fenſter im Hof 2 Schuh hoher ſtehen, als die andern, weil man zu Erſparung der Koſten den Schloßhof nicht ſo tief wollen ausfuhren laſſen.

10. Das Reithauß. Dieſes nimmt viel Plaz ein, und nuzet wenig, konnte unten gewolbet werden, und die noch ermangelnde Stucke bei der Hofſtatt erſezen, als Brauhauß, Backhauß, Malzhauß, Faß- und Buttner-Hauß.

Ueber dieſem Gewolbe konnten 1 Korn-Boden, jeder 200 Schuh lang, gemachet werden, dargegen giengen die Kornhauſer auf den beiden Bollwerken ab, und wurde das Gebalcke davon hieher gebrauchet, weil ſchon Anfangs bei Auffuhrung dieſer Kornhauſer das Abſehen hierauf gerichtet geweſen, und ſie ohne das nicht auf den Wercken konnen ſtehen bleiben. Hiernechſt iſt nothwendig zu gedencken, daß das Regenwaſſer, ſo vom Hof ins Reithauß fallt, anjezo mit einem Stollen, in das alte Gewolbe fuhret, und von da in einen andern altern Stollen bracht wird, in der Meinung, daß es hierdurch in den Schloßgraben fallen ſoll, bis daher aber der Effect ſich noch nicht wollen ſpuren laſſen, ſondern vielmehr Verſchlemm- und Verſtopfung des Stollens erfolget, daher das Waſſer ins Reithauß getretten, und groſſe Ungelegenheit verurſachet, muß derowegen die Abfuhrung auf eine andere Weiſe geſchehen, dieſes ware auch beym Thore nach der Stadt zu beobachten.

11. Die beyden groſſen Thurme nach dem Felde: wären alſo anzulegen geweſen, daß die Stockwercke darinnen, welche hatten konnen gewolbet werden, ſonderlich waren die Saulen im hohen Saal von lauter Steinwerck zu machen geweſen, und alſo die Bibliotheq und Kunſt-Kammer, im andern Thurm, in gute Sicherheit vor Feuer gebracht worden. Zum Reit-

und Ballhauße würde ſonſt ein Raum zu finden geweſen ſeyn. Das Gebälcke über der Bibliotheque iſt mit vielem Schutt ſehr belaſtet, und zu beſorgen, daß ſolches endlich Schaden nehmen wird.

12. Die alſo genannten Zeughäußer zwiſchen leztgemeldtem Thurm. Dieſe Gebäude ſind auf expressen Befehl von ſchwachem Holz, nicht zum Schütten, ſondern zum Wagenhauß, oder Bau-Materialien darein zu legen, gemachet; hernach aber mit Korn alſo beſchüttet werden, daß ſie möchten über einen Hauſen fallen, und endlich mir die Schuld, ganz unbilliger Weiſe, wollen beygemeßen werden. Darauf iſt meine unterthänigſte Verantwortung, in Beyſeyn der jungen Herren geziemendermaſen gethan, und meine Unſchuld bewieſen. Sonſten könnte dieſer Raum viel nüzlicher gebraucht, und was beſtändiges von Gewölbern dahin geſezet werden, welche auf gewiße Art mit Erde zu beſchütten, gäben in Friedenszeiten einen kleinen Luſtgarten, im Fall der Noth aber, könnten beyde Bollwercke nach dem Felde davon Secundiret werden, und würde hierdurch das Thor-Gewölbe, nach dem Felde mit beyden alten Gewölbern darneben ins Trockene geſezet.

13. Die Cisterne. Ein vornehm Stuck, welches ganz unverſehrt bey Ruinirung der alten Veſtung Grimmenſtein geblieben, und 5000 fl. laut der alten Rechnung zu bauen gekoſtet. Hiermit iſt ſehr übel verfahren, unangeſehen alles Widerrathens vornehmer Leute, weil das Abſehen war, man hätte an dem Brunn im Hofe Waßers genug, und dürffte alſo der Cisterne gar nicht, man konnte auch an denen Quadern einen großen Nuzen haben, beydes der Fuhr- als auch der Bezahlung halber, iſt derowegen der eine Giebel eingerißen, und der überaus fleißig gemachte Boden aufgehoben worden. Nachdem man aber geſehen, daß der Nutzen gar gering, und die Boden-Stück nicht zu gebrauchen, hat man innegehalten, das übrige ſtehen, und den Thon im Boden liegen, darauf andere ungefugte und ungefalzte Platten wieder legen, und den Giebel mit rothen Quadern wieder aufführen laßen, das Waßer darinnen iſt über 5 Schuh hoch bis daher nicht zu bringen geweſen.

14. Iſt dieſes noch zu melden, daß J. F. D. beym Anfang dieſes Baues eine ſchädliche opinion beigebracht, daß dünne Mauern wohl ſo viel thun könnten als dicke, und daß die Maurer nur ihres Vortheils wegen des Lohns in dicken Mauern ſuchten, daraus überaus großer Schade die ganze zeithero entſtanden, und mir viel Widerwärtigkeit, indem ich ſolches widerſprechen, verurſachet, ja faſt einige Ungnade dadurch zuwachſen wollen, darzu denn meine Widerwärtigen nicht wenig geholfen, welches alles aber, weil ich ein gut Gewißen dabey gehabt, mit Gedult ertragen, wiewohl es mir ſchmerzlich wehe gethan, daß ich in einer ſo klaren Sache ſo unſchuldig leiden müßen, und den Allſehenden anheim geſtellet. Gott wolle J. F. D. und Dero ſämmtlichen jungen Herrſchafft meine Unſchuld, und daß ich redlich und treulich bey dieſem Bau aufgewartet, in Gnaden zu erkennen geben, damit die armen Meinigen nach meinem Nimmerſeyn

es zu genieſen haben mögen, meinen Widerwärtigen aber hierdurch geſteuert werde.

Der übrige Theil dieſer Rudolphi'ſchen »Schutzſchrift« enthält ſeine Verwahrung hinſichtlich der bei der Anlegung der Feſtungswerke ſowohl des Schloſſes als der Stadt begangenen Fehler; da aber dieſe Feſtungswerke nicht mehr beſtehen, ſo hat dieſer zweite Theil der Schutzſchrift nur noch antiquariſchen Werth und wäre hier überflüſſig.

Manches auf dem Friedenſtein iſt ſchon nach Rudolphi's Angabe abgeändert worden, wie die Kirche gleich von Herzog Friedrich I., und für künftig ſich nothwendig machende Reparaturen dürfte die Rudolphi'ſche Schrift manchen guten Wink enthalten. Aus dem Ganzen geht hervor, daß man ſich ſchon damals beim Bauen übereilt hat, wie man leider jetzt noch thut *).

Gotha.

Adolf Dube.

---

*) Daß in den Räumlichkeiten des Friedenſtein manche Bauveränderungen vorgenommen worden ſind, iſt natürlich; wenige nur in dieſem Jahrhundert, die meiſten im vorigen und im 17. So der Umbau des ſüdöſtlichen Pavillons, welcher drei Jahre nach Ernſt des Frommen Tode durch die Unvorſichtigkeit eines Dieners ein Raub der Flammen wurde. Das Dach deſſelben wurde gewölbt. Daraus entſtand die im Volke allgemein verbreitete Sage, der weſtliche Thurm ſei abgebrannt, der Baumeiſter habe aber die Kunſt zu wölben nicht mehr verſtanden, denn dieſe ſei unterdeſſen verloren gegangen, und ſo habe der Thurm mit geradem Dache aufgeführt werden müſſen. Daraus kann man abnehmen, was man von Volksſagen zu halten hat: ſie erzählen oft, wie hier, gerade das Gegentheil von der hiſtoriſchen Wahrheit. Ferner gehören dahin der Umbau der Kirche unter Friedrich I., der Bau des Theaters unter Friedrich II., das Abnehmen des ſchönen Thurmes auf dem Hauptgebäude, der dem ganzen Gebäude ein ſtattlicheres Anſehen gab, unter Friedrich III. (man fürchtete aus Gründen, die aus der Schutzſchrift klar werden, er möchte das Haus zu ſehr drücken); der Anbau der beiden ſogenannten »Pagenhäuſer« an den Seiten des Hauptgebäudes, die einen ſo unangenehmen Eindruck machen, unter Friedrich III.

In dem vielverbreiteten Werke: Thüringen und der Harz. Sondershauſen 1840 ꝛc. ſagte ich in der Beſchreibung Gotha's (5r Bd., S. 96): »An ihm (dem Friedenſtein) ſcheint ſich der ſchlichte einfache Sinn ſeines

Erbauers verwirklicht zu haben, und nicht mit Unrecht möchte ich ihn die in Stein aufgebaute Idee des Proteſtantismus nennen, dem Ernſt der Fromme, vom Volke nur »Bet-Ernſt« genannt, mit Leib und Seele zugethan war.« Inzwiſchen hatte das Schloß, wie es Ernſt I. fertig baute, doch noch mehr äußern Zierrath als jetzt, und ſah nicht ſo einförmig aus. Des jetzt regierenden Herzogs Durchlaucht ſoll den Plan haben, das Aeußere des Friedenſtein würdiger herzuſtellen. Möchte er bald zur Ausführung kommen! Dann dürfte wohl auch der Schloßhof mit einem ehernen Standbilde Ernſt des Frommen geziert werden. Welches Fürſten Andenken verdiente eine ſolche Auszeichnung mehr als ſeines, und wo wäre ein geeigneterer Ort dazu, als der ſchöne Hof des Friedenſteins? D. H.

Die Erneſtiniſche Bibel.

Zu den auch auf die Nachwelt gekommenen Zeugniſſen von Herzog Ernſt des Frommen redlichem Bemuhen fur die Sache der Religion und des proteſtantiſchen Lehrbegriffs gehört vornehmlich das durch ihn ins Leben gerufene und mächtig geforderte Bibelwerk.

Der fromme und gottesfurchtige Fürſt hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die vielen dunkeln und den Laien mindeſtens unverſtändlichen Stellen in der heiligen Schrift noch Viele vom fleißigen Leſen der Bibel abhielten, ja abſchreckten, und ſo beſchloß er, eine Bibelausgabe zu veranſtalten, in der alles und jedes Dunkle durch kurze Anmerkungen in Parentheſen erklärt und erläutert, und zugleich uberall eine Nutzanwendung jedes Stucks aus irgend einem der Bucher des alten oder neuen Teſtaments gegeben werde. Ein ſolches wichtiges und mühevolles Werk konnte, wenn es bald erſcheinen ſollte, nicht die Arbeit eines Einzigen ſein, daher wurden die einzelnen bibliſchen Schriften unter 29 Theologen aus Thüringen und Sachſen vertheilt, damit dieſe nach einer planmaßigen Inſtruction das Werk bearbeiteten. Alle Controverſen ſchnitt der furſtliche Wille weislich von vorn herein ab; die Uebertragung des Textes ſollte die urſprunglich Lutheriſche, die Erklärung kurz und faßlich ſein und ſich dem reinen Wortverſtand anpaſſen. Rudolph's Gotha Diplomatica P. III., p. 319, Gelbke's Biographie Herzog Ernſt des Frommen, Bd. I., S. 70, 71, und Andre machen die zu dieſer Arbeit auserkorenen Theologen nambaft, ſo wie die Theile der Bibel, welche jeder derſelben zu bearbeiten hatte. Anderen Gelehrten wurden die Nebenarbeiten zu dieſem Werke ubertragen, z. B. die genauen Grundriſſe und Eintheilungen der Arche Noah, die Karten und Pläne von Jeruſalem und Palaſtina, die Einrichtung der Stiftshutte, der Tempel zu Jeruſalem, Chriſti Stammbaum, die judiſchen Maaße und Gewichte u. dgl. Ferner die Zeichnungen der furſtlichen Perſonen des Sächſiſchen Hauſes in ganzer Figur, die zum Theil nach Originalen von Lucas Cranach und andern bedeutenden Kunſtlern genommen wurden, die Vorrede u. ſ. w.

Um die Ehre, dieſes in Jahresfriſt zu Stande gebrachte Werk zu drucken, ſcheinen ſich drei bedeutende deutſche Officinen beworben zu haben, oder man ſchwankte in der Wahl, wen man damit beehren ſollte. Es lieferten die Drucker Sterne zu Luneburg, Stemann zu Jena und Endter zu Nurnberg Proben, und letzterer erhielt den Vorzug. Als Honorar wurde ihm nur die Abgabe von 70 Exemplaren bedungen. Der Prediger Saubertus in Nurnberg beſorgte die zweite Correctur.

So erſchien dieſes ſchöne Bibelwerk 1640 in einem Foliobande, von der ganzen proteſtantiſchen Predigerwelt mit Begeiſterung begrußt, und obſchon daſſelbe 6 Thlr. 6 gr. koſtete, war die erſte Auflage doch bald vergriffen. Der Herzog kaufte mehr als einmal hundert und mehr Exemplare, und gab ſie zu billigem Preis oder umſonſt in die Aemter und Pfarreien, daher man dieſelbe auch noch häufig in den Herzogl. Sächſiſchen Dorfkirchen findet, ſo wie hie und da in den Amtsrepoſituren darauf bezugliche Befehle.

Eine lange Reihe von Jahren und auch noch nach Herzogs Ernſt d. Fr. Tode erſchienen neue meiſt vermehrte und verbeſſerte Auflagen dieſer Bibel, ſo wie dieſelbe auch in Luneburg von den Sternen nachgedruckt wurde.

Eine der am reichſten ausgeſtatteten ſpätern Ausgaben erſchien 1670 meiſt in zwei ziemlich gleich ſtarken Foliobänden, der erſte von den Buchern Moſes an bis zu dem Schluß des Hohenliedes, der zweite von den Propheten an bis zum Schluß des neuen

Teſtaments vorkommend, aber als ein Band mit fortlaufenden Seitenzahlen des alten Teſtaments gedruckt, und mit zahlreichem Bilderſchmuck verſehen.

Außer den vielen figurenreichen chriſtlich allegoriſchen Titelbildern der verſchiednen bibliſchen Bücher hat dieſe Ausgabe das Bruſtbild Ernſt d. Fr., die Bilder der Kurfürſten Friedrich des Weiſen, Johann des Beſtändigen, Johann Friedrich des Großmüthigen, der Herzoge Johann Wilhelm I. zu Sachſen, Johann IV., Johann Ernſt, Friedrich IX., Wilhelm IV., Albert IV., Ernſt III. (I.), Bernhard d. Großen, Martin Luthers, 2 Pläne v. Jeruſalem, 1 Kalender zum tägl. Bibelleſen, Moſes, Landtafel der Gegend des Paradieſes, Stiftshütte, Reiſekarte der Kinder Iſrael, die 12 Propheten, die 4 Evangeliſten, Karte von Canaan und die Reiſekarte der Apoſtel mit kleinen Scenen aus deren Leben. Den Schluß macht ein großes oft nachgeſtochenes Bild von Mich. Heer, geſtochen von Georg Köhler in Nürnberg, das der Text erläutert.

Dieſe Bibel hat unendlich viel Gutes geſtiftet. Sie gab beſonders den nicht gelehrten Predigern Anleitung zu einer vernunftgemäßen und doch ächt chriſtlichen Deutung und Auslegung, und wirkte ſo im lutheriſch-evangeliſchen Sinne. Welche Anerkennung ſie fand, davon zeugen die vielen Ausgaben, und die neben dieſen noch auftauchenden Nachahmungen und Nachdrucke derſelben.

Die herzogliche öffentliche Bibliothek in Meiningen, zwar an der Zahl der Bände einigen anderen herzoglich Sächſiſchen Bibliotheken nicht gleichkommend, aber doch manchen werthvollen Literaturſchatz bewahrend — welcher ich ſeit 12 Jahren vorzuſtehen das Glück und die Ehre habe — beſitzt von dieſer Erneſtiniſchen Bibel Ausgaben von 1641, 1670, 1686 (Handex. Herzog Anton Ulrichs mit Silberbuckeln und Clauſuren), 1708, 1720 und 1736, außer dem Lüneburgiſchen Nachdruck der Sterne von 1672, und Glaß-Diherrſchen Editionen, auch bei Endter von 1664 und 1710, und zwar von der Ausgabe 1670 ein Prachtexemplar, dem jeder innere und äußere Schmuck verliehen wurde, welchen der Geſchmack der damaligen Zeit für paſſend erachtete.

Von dieſem Exemplar hat ſich hier die Sage erhalten, die ich von meinem Amtsvorgänger, Hofrath und Hofbibliothekar Schenk, auch hörte, Ernſt der Fromme habe jedem ſeiner ſieben Söhne ein ſolches Bibelexemplar zum Andenken geſchenkt, und das hieſige, welche das ſchönſte aller vorhandnen ſei, habe Herzog Bernhard, der Gründer des S.-Meininger Regentenſtammes erhalten. Wie glaubhaft nun auch der Umſtand iſt, daß Ernſt der Fromme jedem ſeiner Söhne ein Exemplar des von ihm veranſtalteten Bibelwerkes ſchenkte, ſo wenig haltbar iſt die nachherige Folgerung. Dieſe Prachtbibel iſt vielmehr ein Weihnachtsgeſchenk der zweiten Gemahlin Herzogs Bernhard an dieſen, wie deren in jedem Band eigenhändig eingeſchriebenen Zeilen beurkunden. Als Herzog Bernhard I. von Sachſen-Meiningen erſte Gemahlin, Marie Hedwig, Tochter Landgraf Georg III. zu Heſſen-Darmſtadt, am 19. April 1680 geſtorben war, verlegte er nach erfolgter Landestheilung ſeine Reſidenz nach Meiningen, und vermählte ſich den 25. Januar 1681 mit Eliſabeth Eleonore, Tochter Herzog Anton Ulrichs zu Braunſchweig-Wolfenbüttel und Wittwe des Herzogs zu Mecklenburg-Schwerin. Im folgenden Jahre ward der Bau des neuen Reſidenzſchloſſes in Meiningen begonnen, das, in Form eines E erbaut, der Herzogin zu Ehren den Namen Eliſabethenburg erhielt. Die Herzogin beſchenkte zu Weihnachten deſſelben Jahres ihren fürſtlichen Gemahl mit der erwähnten Bibel und ſchrieb auf ein vorgebundenes Blatt des erſten Bandes, dem Titelbilde gegenüber:

Pſalm am 34. V. 1, 2. 3, 4, 5.

Ich Wil den Herren loben alle Zeit, Dein lob ſol immerdar in Meinem Munde ſein.

Meine Seele ſoll ſich rühmen des Herren, daß die ellenden (Elenden) Hören und ſich freuwen.

Preißet Mit Mir den Herren, und laſt uns Mit Einander Seinen Nahmen Erhöhen.

Da ich den Herren ſuchget, AntWortet Er Mir, und rettet Mich auß aller Meiner Furcht.

Dieſes Zum andencken Schreibet die Jenige Welche
Mit ihr grab Beſchließen Wil
Er.
Gantz Ergäbene Frau und dienerin
ELJSABET ELEONORA,
H. J. S.

MEJNUNGEN DEN 21. DEZEMBER
ANNO
1682.

Auf gleiche Weiſe ſchrieb die Herzogin auf das dem Titelblatte des zweiten Bandes vorgebundene Blatt:

Pſalm am 116. V. 12.
Wie ſol ich dem Herren Vergeltten alle ſeine Weltat die Ehr (er) Mir thut.
Dieſes Zum ſtets Währendem Andencken ſchreibt die Jenige
Welche Biß in Ihrer ſterbens Grube Sein Wird
Er.
Treüwe Ergäbene Frau und Dienerin
ELJSABET ELEONORA,
H. J. S.

Meinungen Den 24. december
A. N. N. O.
1.6.8.2.

In beide Bande ſchrieb Herzog **Bernhard** die allen ſeinen Buchern von ihm eigenhändig inſcribirte Chiffer ſeines Wahlſpruchs und Namens nebſt der Jahrzahl.

I. V. C. T. (In vulneribus Christi triumpho.
B. H. Z. S. Bernhard Herzog zu Sachsen.)
1 6 8 2.

Im Innern dieſes Prachtexemplares iſt die Schriſt auf dem Titelbilde mit Gold und Silber ubermalt, ebenſo iſt der Titel in folgender Weiſe farbig geſchmuckt:

BIBLIA. . . . . . gold.
Das iſt . . . . blau gedruckt.
Die gantze
Schrifft } roth gedruckt.
Altes und Neues Teſtaments gold.
Teutſch. . . . . . . blau.
Dr. Martin Luthers. . . . Initialen gold, übrigens roth.

und ſo wechſeln ganz goldene Zeilen, goldene Initialien mit rothem Druck, und blaue, wie ſchwarze Zeilen ab. Auf den Titel folgt das ähnliche, große, gut colorirte Bruſtbild Ernſt des Frommen in einem ovalen Medaillon und mit der Deviſe: In Silentio et Spe. Unter dem Bilde Name und Titel in Gold-, Silber- und rother, blauer, grüner und Purpur-Schrift. Die Zeichnung iſt von Rudolph Werenfels nach dem Leben, und von Jacob Sandrart iſt der Stich. Alle nun folgenden Bilder ſind, wie das Titelbild, herrlich colorirt, die Wappen ſtreng heraldiſch richtig mit allen Farben und Metallen, die Schwertgriffe der Fürſten, die Sinnſprüche und vieles Andere ſind golden dargeſtellt, auch die Namen prangen in Goldſchrift. Alle Gewande ſind ſauber ausgemalt, und mit Gold reichlich aufgehöht; ſo gewähren die ſämmtlichen Fürſten zugleich herrliche Coſtumbilder. Herzog Ernſt des Frommen Bild hat in dieſer Ausgabe nicht, wie in der von 1688, einen Tiſch mit Crucifix und Todtenkopf neben ſich (vergl. Gelbke Bd. 2, S. 155), ſondern der Herzog ſteht an einem mit einem blauen Tuche behangenen Tiſche in ruhiger Haltung und ſtützt die linke Hand auf den Tiſch. Im Freien ſieht man ihn, wie auch dort, knieend beten. Auch iſt in dieſer Ausgabe nicht Luthers Denkmal, wie in mehreren Uebrigen, ſondern Luther in einer Arbeitszelle, ein Buchlein in der Hand, abgebildet, neben ihm die Bibel und ein Schwan. Das Bild iſt von Stuerhelt, der Stich von C. F. Viſcher.

Außer den übrigen Bildern des ganzen Werkes ſind nun noch eine Menge großer Blätter eingefügt, meiſt nach Zeichnungen niederländiſcher Maler, G. de Hondecoutre, P. P. Rubens, Marten de Vos, Jodocus a Winghe, Abr. Blömart, Joh. Londerſel, Egid. Coningsloo, Paulus Fa, Martin Hemskerk und vieler Andern; die Ausfuhrung meiſt von Viſcher. Unter den Bildern ſtehen mehrentheils lateiniſche Unterſchriften und auch holländiſche, franzöſiſche und deutſche erläuternde Verſe derſelben. Die meiſten dieſer Blätter ſind grandios gedacht und ausgeführt. Beide Bände haben dicke Holzdecken, welche mit ſtarken ſilbernen Ecken, Buckeln und Clauſuren verſehen ſind. Das Silber iſt vergoldet und bemalt, der Lederüberzug iſt golden und farbig mit Stanzillen und Sternchen verziert, und auf beiden Seiten iſt ein auf Glas gemaltes allegoriſches Oelbild eingelaſſen, dem eine rubinrothe Folie untergelegt iſt. Dieſe Bilder ſind auf dem erſten Bande die Hoffnung und die Stärke, auf dem zweiten der Glaube und die Liebe. Sie ſind nicht, wie andre nicht enkauſtiſche Glasgemälde durchſichtig, ſondern die bemalte Seite liegt oben auf. Sogar der Schnitt dieſer beiden Prachtwerke erhielt bildliche Zier. Er iſt vergoldet, mit Blumen und Ranken bemalt, und enthält an jedem Bande oben, vorn und unten eine auf die heilige Schrift bezügliche allegoriſch bildliche Darſtellung mit einer Deviſe.

Noch einmal auf die herrlich colorirten niederländiſchen Kupferſtiche zurückkommend, welche dieſem Prachtexemplar der Erneſtiniſchen Bibel hinzugefügt wurden, ſo bemerke ich, daß die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtaments dieſer, jedesmal 2 Blattſeiten des Textes deckender Bilder 27 enthalten, die Propheten 5, Tobias 1, Suſanna 1, Drache zu Babel 1. Im neuen Teſtament iſt Matthäus mit 19, Markus mit 7, Lucas mit 19, Johannes mit 12, Apoſtel-Geſchichte mit 5, Apocalypſe mit 1 Blatt bedacht.

Meiningen.

Ludwig Bechſtein.

Ein Brief der Herzogin Eliſabeth Sophie, Gemahlin Herzog Ernſt des Frommen.

Mitgetheilt von **Ludwig Bechstein.**

Nachſtehender Brief, den ich aus meiner kleinen Autographenſammlung, in dieſem, der Erinnerung an Ernſt den Frommen gewidmeten, Album mittheile, giebt Zeugniß von der treumütterlichen Zärtlichkeit, mit welcher dieſe fromme Fürſtin, Ernſt's Gemahlin, an ihren Kindern hing, und von ihrer ganzen ehrenwerthen Geſinnung.

Herzog Ernſt's Biograph, Oberconſiſtorialrath Gelbke, giebt ihr Bd. 2, S. 255 das Zeugniß eines ſanften und beſcheidenen Geiſtes, der nach ächter deutſcher Frauen Weiſe im Stillen Gutes wirkte.

Der ganze Brief iſt vielfach zuſammengefaltet geweſen, beſteht nur aus einem auf beiden Seiten beſchriebenen Blatt, war doppelt mit einem Trauerſiegel und einem ſchwarzen Band verſchloſſen, und enthält folgende Adreſſe:

A. Mon tres cher fils
Monsieur Le Duc Bernard de Saxon
Presentament à
Ichtershausen.

Oben zur Linken ſteht von des Herzogs Hand:
I. i. 10. Mai 1678.

Das fürſtliche Haus war in doppelte Trauer verſetzt, daher die ſchwarzen Siegel, vielleicht mit Abſicht zwei, und die darauf bezügliche Stelle in dem Briefe, in welchem, außerder franzöſiſchen Adreſſe, kaum ein undeutſches Wort iſt. Interpunction fehlt gänzlich. Die Orthographie beizubehalten, würde den Brief für die Mehrzahl der Leſer völlig ungenießbar machen, daher ſie ohne Zwang moderniſirt erſcheint, ſonſt iſt nicht das Mindeſte abgeändert.

E.

(wahrſcheinlich Emanuël!)

Herzliebſter Sohn! Dein Brieſchen habe ich gar wohl empfangen, und daraus mit betrübtem Gemüth vernommen, daß ſich Deine Frau Gemahlin ſo übel befunden, welches mir denn von Herzen leid iſt, weswegen ſie mir auch nicht hat auf meinen Brief antworten können. Der Allerhöchſte gebe doch bald wieder gute und beſtändige Beſſerung, welches ich vom Grund meines Herzens wünſche, wie ich denn auch zu dem lieben Gott hoffen will, es werde ſich nun mehr wieder völlig gebeſſert haben. Iſt mir ſonſten leid, daß mein Brief iſt zu ſpät kommen wegen der Jungfer; mußt es ſo geſchehen laſſen, bis zu einer andern und beſſern Gelegenheit. Wir ſind hier Gott Lob noch Alle geſund; der liebe Gott helfe ferner, und gebe Uns Allen, was Uns nützlich, ſelig und gut iſt, und erhalte Uns Allerſeits in ſeiner Gnade und Barmherzigkeit beſtändig, allezeit. Sonſten berichte ich Dir auch, daß Unſere Reiſe nach Coburg auf künftigen Dienſtag, geliebt es Gott, wird fort gehen, und weil ich einen andern Weg gehen werde, als Fritz *), damit Unſerer nicht zu viel iſt an einem Ort, als habe ich mir vorgenommen, ſo ferne es Dir keine Ungelegenheit machte und Deine Fr. Gemahlin fein recht wohl auf und geſund wär, Dir auf künftigen Dienſtag liebts Gott gegen Abend zuzuſprechen und meinen Abſchied zu nehmen, und um ein Nachtlager anzuſprechen, weswegen ich auch dieſen eigenen (Boten) habe ſchicken wollen, deſto eher und beſſere Nachricht zu haben, und zu erlangen, ob es Dir auch möchte Ungelegenheit machen und Deiner Fr. Gemahlin Zuſtand mich zu erkundigen, weil ich ohnedem erſt gerne hätte Dir vor der Reiſe wollen zuſprechen und einen ehrlichen Abſchied nehmen. Wenn es Dir alſo gefällig und beliebt wäre, ſo ſchicke ich Dir hierbei den Fourir-Zettel mit. Wäre es aber Dir nicht gelegen, und Dir irgend Ungelegenheit verurſachte, und Deine Fr. Gemahlin ſich nicht wieder recht wohl auf befände, ſo kannſt Du mir nur wieder frei ſchreiben und den Fourir Zettel wieder mit zurück ſchicken. Grüße Deine Fr. Gemahlin Meinetwegen gar freundlich, und Deine

---

*) Herzog Friedrich, ihr Sohn, der dem Vater in Gotha ſuccedirte.

Kinder. Ach Unſer lieber Landgraf *), und Vetter Bernhard **) daß die ſchon ſo haben müſſen ſterben! Nun was hilft es, was Gott thut, das iſt wohlgethan; der weiß ſeine heilige Urſachen, warum er es thut. Muß ſich ſo dem Willen des lieben Gottes in Geduld ergeben, und mit zufrieden ſein, wie er es ſchicket und machet. Gott tröſte Alle Betrübten und ſtehe ihnen bei mit ſeiner Gnade! Sonſten habe ich auch noch gedenken wollen, daß ich den andern Tag, als den Mittwoch, von Dir nach Ilmenau werde gehen, und den Donnerſtag nach Eisfeld, und den Freitag nach Coburg, will's Gott! Der gebe ſeine Gnade, daß es mit guter Geſundheit und Vergnügung und zu gutem Glücke möge geſchehen und ausſchlagen, welches ich von Herzen wünſche, und ich drauſſen möge geſunder werden und ſein, als hier, welches ich denn hoffen will zu dem lieben Gott. Kommt doch auch ein Mal naus zu Uns und überraſchet Uns; es würde wohl gar große Freude ſein, wenn es geſchähe, und verändert doch auch die Luft ein bißchen. Auf künftigen Sonntag haben wir hier eine Braut; die Brandenſteinen krieget den alten Wangenheim, wird nur eine Abendmahlzeit und Gaſtgebot. Nun vor dieſes Mal weiß ich nichts mehr, als daß ich werde müſſen ſchließen, befehle Dich hiermit in den ſtarken Schutz des Allerhöchſten; und ich bin und verbleibe allezeit, ohne Ende, bis in mein Grab

Friedenſtein, den 10. Mai 1678.

Deine getreue und aufrichtige Mutter
mit beſtändigem Herzen und Gemüthe

Eliſabeth Sophie H. z. S.

---

*) Ludwig IV., Landgraf zu Heſſen-Darmſtadt, ſtarb den 24. April 1678. Seine zweite Gemahlin war die Tochter Herzog Ernſt d. Fr., Eliſabetha Dorothea.

**) Herzog Bernhard, Neffe Herzog Ernſt d. Fr., der einzige Herzog zu Sachſen-Jena, ſtarb den 3. Mai 1678.

Die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen auf dem Reſidenzſchloſſe Friedenſtein.

(Andeutungen zu einer Geſchichte derſelben.)

Die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen, welche das Reſidenzſchloß Friedenſtein zu Gotha enthält, behaupten einen hohen Rang. Zu den meiſten derſelben legte Herzog Ernſt der Fromme den Grund, und zwar mit denjenigen wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden und Kunſtſchätzen, die er theils im dreißigjährigen Kriege erworben, theils bei der Erbtheilung mit ſeinen Brüdern Wilhelm und Albrecht im Jahre 1640 erhalten hatte, und die er ſonſt als ſein Eigenthum betrachten durfte. Hierbei ließ er es jedoch nicht bewenden, ſondern fand, ohngeachtet der Stürme und Drangſale des Krieges, die ſein Land betrafen, ohngeachtet der Koſten, welche die Erbauung des Friedenſteins erforderte, ohngeachtet manches anderen Aufwandes für großartige Stiftungen, noch Mittel, die ſo begründeten Sammlungen zu vermehren. Dieſe ſind die Bibliothek, das Münzkabinet, die Gemäldegallerie, die Kupferſtichſammlung und das Kunſtkabinet. Die Naturalienſammlung, das chineſiſche Kabinet und die Sammlung der Abgüſſe antiker Statuen datiren ſich aus neuerer Zeit. Alle dieſe Sammlungen bedürfen einer näheren Beſchreibung, die aber der Raum dieſer Blätter nicht geſtattet. Mögen daher einige Andeutungen genügen. Wir beginnen mit

1. der herzoglichen Bibliothek.

Dieſe verdankt, wie ſchon erwähnt, ihre Entſtehung Herzog Ernſt dem Frommen. Er beſaß ſowohl aus der zu München

1632 gemachten Beute, als aus der Erbtheilung zu Weimar eine anſehnliche Bücherſammlung, welche anfangs in dem großen Gewölbe des Gymnaſiums aufbewahrt wurde. Hierzu kaufte er 1647 die Rufferiſche Bibliothek. Dieſe vereinigte Sammlung ließ er nach Vollendung des Schloßbaues in das oberſte Stockwerk des ſüdweſtlichen Thurmes oder Pavillons bringen. Im Jahre 1652 wurde ſie durch eine bedeutende Anzahl von Büchern aus Helmſtädt, 1654 bis 1657 durch eine Bibliothek aus Schweinfurt, 1662 durch einen Theil der Petriniſchen Bibliothek aus Frankfurt am Main vermehrt. Als drei Jahre nach Ernſt des Frommen Tode, am 7. September 1678, der ſüdweſtliche Pavillon zum Theil abgebrannt und von Herzog Friedrich I. geräumiger wieder aufgebaut worden war, erhielt die Bibliothek ein ſchönes Lokal in der mittleren Etage dieſes Pavillons. Unter Herzog Friedrich II. (1691 — 1731) kam die Eiſenbergiſche und die Römhildiſche Bibliothek dazu. Auch erkaufte Friedrich II. den Fergenſchen Nachlaß (3000 Bände), ſowie die Feuſtkingiſche Bücherſammlung, die beſonders reich war an Handſchriften. Etwas ſpäter erwarb er die 5000 Bände ſtarke Bibliothek von Thumsbirns. Ausgezeichnet war der Gewinn, den die Bibliothek durch die Vereinigung mit der Privatbibliothek dieſes Fürſten und der Privatbibliothek der Herzogin Louiſe Dorothea, Gemahlin Herzogs Friedrich III., erlangte. Unter Herzog Ernſt II. erhielt dieſelbe eine beträchtliche Vermehrung durch den Ankauf der antiquariſchen und numismatiſchen Bibliothek des Raths Schläger, ſo wie ſie auch in Auktionen und durch den Ankauf koſtbarer Handſchriften und Druckdenkmäler einen reichen Zuwachs erwarb, wozu noch die Privatbibliothek des Herzogs von ohngefähr 20,000 Bänden kam. 1787 ſchenkte ihr die regierende Herzogin Charlotte eine große Anzahl Theaterſchriften. Durch den Herzog Auguſt wurden ihr die orientaliſchen, von Seetzen im Oriente ſelbſt geſammelten Bücher und Handſchriften einverleibt. Später kamen die Bücherſammlungen der einzelnen Luſtſchlöſſer, die reichen Privatbibliotheken, welche die Herzöge Auguſt und Friedrich hinterließen, ſo wie die Bibliothek des Münzkabinets hinzu. Dieſer bedeutende Zuwachs erforderte ein erweitertes Lokal. Es wurde deshalb die untere und obere Etage des ſüdöſtlichen Thurms zur Bibliothek gezogen. Demnach iſt dieſelbe nun in drei Sälen und funfzehn Zimmern bequem und wiſſenſchaftlich geordnet aufgeſtellt. Sie umfaßt jetzt ohngefähr 110,000 Bände, darunter äußerſt ſchätzenswerthe Beſitzthümer, beſonders in dem Handſchriftenzimmer, wo man einen Reichthum an den ſeltenſten Pſalterien, Breviarien und Evangelienbüchern mit den koſtbarſten Miniaturgemälden ſieht, wie ihn wohl kaum eine zweite Bibliothek Deutſchlands aufzuweiſen hat. Von Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli, Bugenhagen, Karlſtadt, Thomas Münzer und Andern, ingleichen von den Kurfürſten Friedrich dem Weiſen und Johann Friedrich ſind viele Briefe vorhanden. Nicht weniger merkwürdig iſt das Originalſchreiben des Königs Heinrich VIII. von England gegen Luther an die Herzoge von Sachſen. Lateiniſche, griechiſche und altdeutſche Handſchriften finden ſich zahlreich, am meiſten jedoch arabiſche. Ferner enthält die Bibliothek einen großen Vorrath alter, beſonders xylographiſcher Drucke, unter dieſen den Endchriſt (Antichriſt), die biblia pauperum, die vita beatae Mariae virginis u. ſ. w., außerdem Stamm-, Turnier-, Wappen-, Waffen-, Coſtum- und Legenden-Bücher, und andere ſchätzbare und ſeltene, ältere, wie neuere Werke. Sie iſt jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend von 11 bis 1 Uhr dem Publikum geöffnet.

Die Männer, welche als Aufſeher und Ordner der Bibliothek ſich vorzüglich hervorgethan haben, ſind: Andreas Rudolphi bis 1665; Samuel Reyher (geſt. 1714); Joachim Barthel Meyer; Ernſt Salomon Cyprian; Johann Philipp Meyer (geſt. 1746); Chriſtian Abraham Gotter; Gottfried Chriſtian Freiesleben (geſt. 1774); Carl Julius Schläger (1748 bis 1786); Auguſt Ottocar Reichard (1775); Julius Wilhelm Hamberger (1775 bis 1808); Johann Gottfried Geißler (1786 bis 1800); Friedrich Schlichtegroll (1788 bis 1807); Friedrich Jacobs (1810 bis 1842). Gegenwärtig iſt der Hofrath Dr. Friedrich Auguſt Ukert

Ober-Bibliothekar und erſter Vorſtand, der Archivrath Dr. Johann Heinrich Möller zweiter Bibliothekar und zweiter Vorſtand der Bibliothek.

2. Das Münzkabinet

gehört zu den berühmteſten und reichſten derartigen Sammlungen in Europa. Herzog Ernſt der Fromme hatte ſchon von ſeinen Vorfahren eine anſehnliche Sammlung, beſonders goldener Münzen, geerbt. Dieſe Sammlung vermehrte er in der Folge vorzüglich mit alten Münzen. Herzog Friedrich I. fuhr fort ſie zu vergrößern, und Friedrich II. bereicherte ſie durch den Ankauf der koſtbaren Münzſammlung des Fürſten Anton Günther von Schwarzburg zu Arnſtadt, wofür er 100,000 Thlr. bezahlte. Durch den Aufſeher derſelben, den bekannten Numismatiker Liebe, ließ er auf ſeine Koſten das prächtige Werk: Gotha numaria (Amstelodami, 1730. Fol.) herausgeben. Daſſelbe enthält eine Beſchreibung der merkwürdigen, bis dahin geſammelten Münzen. Zugleich ſtiftete Herzog Friedrich II. die fideicommiſſariſche Verordnung, daß die Münzſammlung zum Beſten der Wiſſenſchaften auch in Zukunft unzertrennlich erhalten und von den regierenden Herzogen gelegentlich vermehrt werden ſollte. Im Jahre 1732 fand der Ankauf einer Sammlung von dem Arzt Gottfried Thomaſius zu Nürnberg, und einer anderen von Johann Siegmund Hannold zu Breslau Statt, und dieſen folgte im Jahre 1745 der Ankauf des Kabinets des Abts zu Loccum, Molanus. Von Friedrich III. wurde Vieles hinzugefügt. Ernſt II. vermehrte das Münzkabinet fortwährend von 1772 bis 1804 durch die Sammlung des Barons Schachmann in der Lauſitz; die Sulzer'ſche in Winterthur; die Seckendorf'ſche in Meuſelwitz; die Gerning'ſche zu Frankfurt; die Petriccioliſche in Konſtantinopel. Auch in neuerer Zeit geſchah zur Vermehrung des Kabinets viel durch Ankäufe und Geſchenke der regierenden Herzöge. Die ganze reiche Sammlung iſt in drei, mit der Bibliothek verbundenen Zimmern in fünf und dreißig größeren und kleineren Schränken aufbewahrt, von denen jeder 10—12

Schubfächer enthält, worin die einzelnen Stücke in Vertiefungen liegen. Darunter ſind die ſeltenſten Gold- und Silbermünzen aller Zeiten und faſt aller Völker. Eine kleine Münze von Alexander dem Großen iſt wohl die allerſeltenſte des Kabinets. Unter den neuern Goldmünzen befinden ſich Stücke, die 100 Dukaten und darüber wiegen, z. B. die von Friedrich I., König von Preußen, von Wladislaw IV., König von Polen, von Johann Philipp, Biſchof von Würzburg. Eine große Silbermünze von zwölf und einer halben Mark Gewicht iſt auf beiden Seiten mit einer arabiſchen Inſchrift verſehen, welche angiebt, daß dieſes Stück im vorigen Jahrhundert zu Ehren Aureng-Zebs in der Stadt Delhi geſchlagen worden, wohin dieſer Fürſt ſeine Reſidenz von Agra verlegt hatte. Noch iſt eine ſchätzbare Sammlung der Mionnetiſchen Schwefelabgüſſe in fünf Schränken vorhanden. Wer das Kabinet beſehen will, hat ſich dieſerhalb unmittelbar an den Vorſtand deſſelben zu wenden. Diejenigen Vorſteher, welche bei dem Kabinete beſonders thätig gewirkt haben, waren: Hertleder; Wilhelm Ernſt Tentzel bis 1702, Chriſtian Schlegel bis 1722; Ernſt Salomon Cyprian, geſt. 1745; Chriſtian Liebe, geſt. 1736; Herrmann Ulrich von Liegen, geſt. 1743; Carl Julius Schläger, geſt. 1786; Jacques Auguſte Rouſſeau, geſt. 1808; Friedrich Schlichtegroll bis 1807; Friedrich Jacobs bis 1842. Gegenwärtig iſt der Hofrath Dr. Friedrich Auguſt Ukert Vorſtand des Kabinets.

3. Die Gemäldegallerie

iſt ebenfalls von Ernſt dem Frommen gegründet und von Herzog Friedrich II. im Jahre 1712 weiter gebildet worden. In ihrer jetzigen Geſtalt beſteht ſie erſt ſeit dem Jahre 1821, wo die vorzüglichſten Schätze der Malerei, welche bis dahin im Schloſſe Friedenſtein, in den fürſtlichen Privatwohnungen und Gebäuden zu Gotha, in der ſogenannten Kunſtkammer daſelbſt und in den Luſtſchlöſſern auf dem Lande verwahrt, vereinzelt und faſt vergeſſen waren, in der Gallerie zuſammengeſtellt und gleichſam unter Einen Blick gebracht wurden. Dieß geſchah unter der Leitung des Geheimen-Hofraths Kuhner, der noch jetzt Vorſtand der Gallerie iſt, und durch die ſeltene Kunſt des Reſtaurirens, die er ſich in Rom zu eigen machte, ſchon manches treffliche Gemälde, welches ſeinem Untergange nahe war, in's Leben zuruckgerufen hat. Die Gemälde, deren Anzahl ohngefähr bis zu 850 Stuck angewachſen iſt, ſind in zwölf Zimmern des ſudweſtlichen Pavillons vertheilt. Die Art und Weiſe, in welcher ſie aufgeſtellt ſind, genügt billigen Anforderungen. Die beſten Gemälde haben die beſten Plätze erhalten. Was weniger Werth hat, iſt in der Höhe oder an duſtern Stellen angebracht, ſo daß es nicht ſtörend wirkt. Die Gallerie hat nur ein byzantiniſches Gemälde aufzuweiſen. Auch die italieniſchen und ſpaniſchen Schulen breiten ſich wenig aus. Deſto zahlreicher ſind die altdeutſchen und die niederländiſchen Stucke, von denen die letzteren größtentheils aus dem Nachlaſſe Herzogs Ernſt II. herrühren. Wir finden Gemälde von Rubens, Rembrand, van Dyk, van der Heelſt, Franz Miris, Adrian Brauer, Gerhard Dow und Andern. G. Dow's kleines Gemälde: die Spinnerin, iſt wohl das theuerſte der Sammlung. Herzog Auguſt ließ es in Amſterdam um den außerordentlichen Preis von 15,000 Thlr. ankaufen. Die Gemälde der altdeutſchen Schule reichen bis an die erſte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hinauf. Es ſind viele von Lukas Kranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein darunter. Ein höchſt ſchätzbares Stuck der Gallerie iſt die von Chriſtoph Maurer gemalte ſpaniſche Wand, welche auf beiden Seiten 148 Darſtellungen aus den vier Evangelien enthält. Anfangs glaubte man, Lukas Kranach ſei der Verfertiger derſelben, dann ſchrieb man ſie dem Kulmbacher, einem Schuler Albrecht Dürers, zu, und in neueſter Zeit hat Georg Rathgeber in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig zu beweiſen geſucht, daß Chriſtoph Maurer, geb. 1558, geſt. 1611, den Schirm gemalt habe. Derſelbe wurde von Friedrich II. um 8000 Thlr. angekauft. Wie die Gemäldegallerie, ſo ſteht auch

4) die Kupferſtichſammlung

unter der Direction des Geheimen-Hofraths Kuhner. Die Grundlage derſelben bilden die von Herzog Ernſt dem Frommen geſammelten Holz- und Kupferſtiche, die in zweihundert Bänden, meiſt von großem Formate, vereinigt ſind. Herzog Ernſt II. kaufte die reiche Sammlung von Brandis in Hannover und vermehrte auch durch den Ankauf einzelner Blätter, Kupferwerke und Handzeichnungen dieſen Beſitz. Daſſelbe geſchah unter Herzog Auguſt. Die Zahl der vorhandenen Handzeichnungen beträgt mehr als 7000, die ſämmtlicher Stücke mehr als 19,000. Das Lokal der Sammlung iſt im ſüdweſtlichen Pavillon.

5) Das Kunſtkabinet

nimmt vier Zimmer und ein Seitenkabinet im obern Geſchoß des Hauptgebäudes vom herzoglichen Reſidenzſchloſſe ein. Es iſt ebenfalls von Ernſt dem Frommen begründet und unter Friedrich II. ungemein bereichert worden. Derſelbe erkaufte von dem Fürſten zu Schwarzburg-Arnſtadt eine Menge „Pretioſitäten, Curioſitäten und Raritäten.“ Ein Verzeichniß derſelben weiſt viele noch vorhandene Gegenſtände nach, beſonders geſchnittene Steine. Als Keyßler im Jahre 1730 die Sammlung ſah, belief ſich der Werth der Onyxe allein auf 60,000 Thlr. Außerdem erkaufte Friedrich II. viele Kunſtwerke von Holz, Elfenbein, Emaille, Wachs u. ſ. w. Unter Herzog Friedrich III. kamen einige Gegenſtände von Bedeutung in die Sammlung. Herzog Ernſt II. wendete ſeine Aufmerkſamkeit faſt ausſchließlich auf die Bibliothek, das Münzkabinet und die von ihm gegründete Sternwarte, doch wurde dem Kunſtkabinete aus ſeinem Nachlaſſe manches Wichtige überwieſen. Ernſt des Zweiten Sohn und Nachfolger, der Herzog Auguſt, bereicherte daſſelbe mit mehrern werthvollen Kunſtwerken von Elfenbein und Holz. Herzog Friedrich IV. überließ ihm die reichen, von Seetzen im Oriente gemachten Sammlungen von Alterthümern und Kunſtgegenſtänden, und einen großen Theil ſeiner römiſchen Alterthümer, die bei den von ihm veranſtalteten Nachgrabungen in Rom gefunden worden waren. Endlich erkaufte er diejenigen Seltenheiten, die der General von Anthing aus Java und Borneo mitgebracht hatte. Se. Hzgl. Durchlaucht, der regierende Herzog, vermehrte die Sammlung fortwährend, theils durch ſchon früher beſeſſene, höchſt werthvolle Kunſtwerke, theils durch bedeutende Ankäufe. Das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen, in eine gemiſchte Kunſtſammlung, eine ethnographiſch-hiſtoriſche Sammlung und eine Sammlung von Alterthümern. Wir können nur einige vorzügliche Stücke namhaft machen. Unter den Intaglios zeichnet ſich ein ovaler braſilianiſcher Topas aus. Ein Hundekopf, welcher den Sirius darſtellt, iſt nach einer Antike meiſterhaft hineingeſchnitten. Von den Cameen verdient vor Allem ein großer viereckiger Onyx genannt zu werden. Auf ihm ſind, mit ſorgfältiger Benutzung der Lagen, Jupiter und Juno dargeſtellt. Dieſer ausgezeichnete Stein iſt leider an der rechten Seite geſprungen und gekittet. Dennoch wird ſein Werth noch auf 10,000 Thlr. geſchätzt. Keyßler gab denſelben in der Fortſetzung neueſter Reiſen, Hannover 1741, auf 16,000 Thlr. an. Wahrſcheinlich war damals der Stein noch unverletzt. Sodann heben wir hervor das Bruſtbild Ludwig XIV. im jugendlichen Alter. Daſſelbe iſt aus einem Amethyſte meiſterhaft geſchnitten. Nicht minder werthvoll iſt die Bildſäule des Confucius aus einem großen, aber unreinen Saphir. Friedrich II. kaufte ſie aus der Sammlung der Grafen von Schwarzburg um 2000 Thlr. Ferner beachten wir beſonders das koſtbare Büchelchen, als deſſen Verfertiger Benevenuto Cellini genannt wird, zwei römiſche Moſaikgemälde von Giacomo Rafaelli, einige Arbeiten aus Holz von Albrecht Dürer, acht aus alten gemalten Glasſcheiben zuſammengeſetzte Fenſterflügel und ein kunſtreiches Planetarium. Unter den hiſtoriſch merkwürdigen Gegenſtänden werden Hut, Handſchuhe und Stiefeln von Napoleon gezeigt. Vorſteher des Kunſtkabinets iſt gegenwärtig der Verfaſſer dieſer Andeutungen. — Wenn das Kunſtkabinet einen großen Theil ſeiner werthvollſten Schätze Sr. Hzgl. Durchlaucht, dem regierenden Herzog, verdankt, ſo kann

e. das Naturalienkabinet

beinahe ganz als ſeine Schöpfung betrachtet werden; denn außer einigen naturhiſtoriſchen Curioſitäten und außer der alten, von einem Herrn von Schomberg erkauften, für die damalige Zeit werthvollen Mineralienſammlung war nichts vorhanden, was eine Grundlage deſſelben hätte bilden können. Unter der Regierung des Herzogs August wurden angeſchafft: eine geognoſtiſche Sammlung des Thüringer Waldes von dem Herrn von Hoff, eine Sammlung von Meteorſteinen von dem Herrn von Schlotheim, eine Vögelſammlung von 5 — 600 Stück ſammt einer Eierſammlung von dem Aktuar Mädel. Unter Herzog Friedrich IV. kamen hinzu: die von Anthingſche Naturalienſammlung, eine Käferſammlung und eine botaniſche Sammlung. Erſt ſeit dem Regierungsantritt Sr. Herzogl. Durchlaucht des regierenden Herzogs erfolgten die Vermehrungen regelmäßig und nach beſtimmten Principien. Es wurden erworben: die Konchylienſammlung des Kammercommiſſionsrath Schmidt; mehrere Vierfüßler und eine kleine, aber werthvolle Sammlung engliſcher Mineralien durch beſondere gnädige Fürſorge Sr. Herzogl. Durchlaucht; eine Petrefaktenſammlung von Heidelberg; mehrere bei Heßberg unweit Hildburghauſen gebrochene Platten mit den Fährten vorweltlicher Thiere; eine Sammlung von Petrefakten, meiſt aus der Schweiz, einige Sammlungen von Fiſchabdrücken auf Schiefer; ferner Sammlungen von Schmetterlingen, von Amphibien in Spiritus, von präparirten Fiſchen, von außereuropäiſchen Vögeln u. ſ. w.; der gelegentlich ſtattgefundenen und im Einzelnen erfolgten Ankäufe nicht zu gedenken. Dadurch iſt ein höchſt beachtenswerthes naturhiſtoriſches Kabinet entſtanden, welches ſieben Zimmer im obern Stock des Hauptgebäudes von dem Reſidenzſchloſſe füllt. Das Kabinet zerfällt in eine ornithologiſche und zoologiſche Sammlung, in eine Konchylienſammlung, eine Inſectenſammlung, eine Mineralienſammlung und eine Petrefaktenſammlung. Die Konchylienſammlung, als deren eigentlicher Gründer der 1830 in Gotha verſtorbene Kammercommiſſionsrath Schmidt zu nennen, iſt die ausgezeichnetſte von allen. Sie iſt ohne Zweifel eine der größten, wenn nicht die allergrößte ihrer Art in Deutſchland. Sie umfaßt in mehrern Reihen von Schränken und Glaspulten ohngefähr 18,000 Konchylien, nach Lamarks Syſtem geordnet, und beſitzt die Originale zu der zwölften Ausgabe von Linnés Werken. Die Naturalienſammlungen ſtehen jetzt unter der Aufſicht des Profeſſors Ph. H. Welker. Wir wenden uns nun zu

7. dem chineſiſchen Kabinet,

das gleichfalls eine Schöpfung neuerer Zeit iſt. Herzog Auguſt gründete es mit denjenigen chineſiſchen und japaneſiſchen Gegenſtänden, die er in der Kunſt- und Raritäten-Kammer vorfand oder in Paris ankaufen ließ. Das Kabinet iſt eines der bedeutendſten ſeiner Art in Europa. Es enthält alles Intereſſante aus dem öffentlichen und häuslichen Leben der Chineſen. Wir ſehen hier Möbeln aus Bambusrohr; Hausgeräthe aus Porzellan und Baumrinde; Kleider; Waffen; lebensgroße Puppen der verſchiedenen Stände; tauſenderlei Figuren und Götzen aus Holz, Speck- und ſogenanntem Reisſtein; eine Menge ächtchineſiſcher Gemälde auf Holz, Seide, Baſt, Glas und Papier; koſtbare Stoffe; prächtige Tapeten; kunſtreiche Arbeiten aus Elfenbein u. ſ. w., was Alles zierlich geordnet in vier Zimmern des ſüdweſtlichen Pavillons aufgeſtellt iſt. Derzeitiger Vorſtand des Kabinets iſt der Archivrath und Bibliothekar Dr. J. H. Möller. Endlich gedenken wir noch

8. der Sammlung von Abgüſſen antiker Statuen,

die einen großen Saal der weimariſchen Gallerie, zunächſt dem ſüdweſtlichen Pavillon einnimmt und unter dem Profeſſor Döll ſteht. Sie wurde von Herzog Ernſt II. um das Jahr 1789 größtentheils aus Rom angeſchafft und enthält 28 große, mehr als 30 kleinere Statuen, über 60 alte und neue Büſten und eine Anzahl Basreliefs. Unter letzteren ſind beſonders bemerkenswerth die bronzenen Thüren des Battiſterio zu Florenz. Das größte Stück der Sammlung iſt der farneſiſche Herkules. Wir bemerken dazu Folgendes. Als der Herkules von Rom nach Neapel gebracht werden ſollte, erhielt der Bildhauer Carlo Albacini zu Rom von dem König von Neapel die Erlaubniß, ihn abzuformen, jedoch mit der Bedingung, die Form an den König abzugeben, ſobald er einen Ausguß davon erhalten haben würde. Dieſen erſten Ausguß kaufte Ernſt II. in Rom an ſich. Mit großen Koſten ward er nach Gotha transportirt, wo er nach einer achtmonatlichen Reiſe am 30. November 1790 anlangte.

Die ſechs zuletzt genannten Sammlungen ſind, bis auf die Kupferſtichſammlung vom erſten April bis letzten Oktober dem Publikum an gewiſſen Tagen unentgeltlich, zu allen übrigen Tages- und Jahreszeiten aber unter beſtimmten ſehr billigen Bedingungen geöffnet. Wer die Kupferſtichſammlung ſehen will, muß ſich dieſerhalb an den Vorſtand derſelben wenden. Im Jahre 1824 wurden alle Sammlungen in ein Muſeum vereinigt und unter die Oberaufſicht des Geheimen-Raths Freiherrn von Schlotheim geſtellt. Nach deſſen Tode (1832) führten der Geheime-Conferenzrath von Hoff und der Geheime-Hofrath Dr. Friedrich Jacobs die Direction erſt gemeinſchaftlich, dann, nach von Hoff's Ableben (1837), Jacobs allein. Als aber dieſer im Jahre 1842 auf ſein Anſuchen in ehrenvollen Ruheſtand verſetzt wurde, ſo wurde die Direction als beſondere Behörde aufgehoben, und die Beſorgung der Directionsgeſchäfte, zugleich mit der Oberaufſicht über die Sammlungen ſelbſt, dem herzoglichen Oberhofmarſchallamte übertragen, das ſich bereits mit großer Umſicht und Sachkenntniß die vollſtändigere Ordnung, Katalogiſirung, Sicherſtellung und Vermehrung derſelben hat angelegen ſein laſſen.

Adolf Bube.

Beſchreibung der Lokalitäten des Reſidenzſchloſſes Friedenſtein, in ſeinem jetzigen Zuſtande.

Das Reſidenzſchloß Friedenſtein zu Gotha liegt am ſüdlichen Ende der Stadt, auf einer nicht unbeträchtlichen Höhe, zu deren Plateau von der Stadt aus zwei in der Krümme angelegte ungepflaſterte Fahrwege hinaufführen. Wir ſind eben angelangt und wandeln auf der Terraſſe umher, die ſich in anſehnlicher Breite um das Schloß herumwindet. Inmitten der mit Blumenbeeten und ſchönen Baumgruppen beſetzten Raſenplätze, auf der öſtlichen und weſtlichen Seite befinden ſich ovalförmige Teiche. Die beiden Rondele auf der Südſeite ſind mit Linden bepflanzt und nach dem Parke zu laufen zwei ebenfalls gekrümmte chauſſirte Fahrwege hinab. Ueberall wird der Blick von dem nach allen Himmelsgegenden ſich ausbreitenden Panorama gefeſſelt. Doch wir wollen diesmal nicht bei dieſem, ſondern in Betrachtung des Schloſſes ſelbſt verweilen. Daſſelbe bildet ein großes Viereck. Seine Nordſeite beſteht aus einem 330 Fuß langen und 71 Fuß tiefen Gebäude von vier Stockwerken. An dieſes ſtoßen rechtwinklich zwei dreiſtöckige Flügel, jeder von 270 Fuß Länge und 51 Fuß Tiefe. Die Flügel endigen in viereckigen und in der Form ungleichen Thürmen oder Pavillons von 141 Fuß Höhe. Das Dach des ſüdweſtlichen iſt pyramidenförmig, das des ſüdöſtlichen eine große Kuppel. Dieſe Pavillons ſind durch einen

Bogengang verbunden, deſſen Plattform mit Kupfer gedeckt iſt. An den Ecken der Nordſeite ſind zwei zum Schloſſe ſelbſt in keinem Verhältniſſe ſtehende Häuſer mit platten, italieniſchen Dächern angebaut: die Schloßwache und das ſogenannte Pagenhaus, letzteres jetzt der Sitz des Herzogl. Oberconſiſtoriums und der Militär- und Regimentsverwaltung. Auch das mit Säulen verzierte Hauptportal auf der Nordſeite paßt nicht zu der Größe des Baues. Wir ſchreiten durch daſſelbe in den Schloßhof hinein, deſſen Länge 297 Fuß und deſſen Breite 288 Fuß beträgt. Sein Flächenraum umfaßt 68,000 Quadratfuß. An ſeiner weſtlichen Seite befindet ſich ein Brunnen, an der öſtlichen ein Brunnen und eine Ciſterne. Sämmtliche Gebäude öffnen ſich nach dem Hof zu in eine Gallerie, die um denſelben herumläuft. Ihre Bogen ſtützen ſich auf fünf Fuß ſtarke Pfeiler. Ueber jedem derſelben erblicken wir ein in Stein gehauenes Wappen des ſächſiſchen Hauſes. Im Erdgeſchoſſe des Vorderhauſes iſt rechts vom Portale das Oberhofmarſchallamt, daneben noch eine Durchgangspforte, und die Kirche, unter welcher das herzogliche Erbbegräbniß; links ſind die Wachtſtuben der Schloßgardiſten und der Hausdiener, die Wohnung des Kaſtellans und das Regierungsarchiv. Im erſten Stocke rechts der obere Theil der Kirche, links das Herzogl. Privatbureau, eine Stube zu den Proben der Herzogl. Hofkapelle, die geheime Kanzlei, die Kammer-Hauptkaſſe u. ſ. w. Hinter dieſen Lokalitäten läuft die Kirchgallerie weg. Die Mitte des zweiten Stockes in ihrer ganzen Breite nimmt der große mit ſchöner Stuckaturarbeit und den Bildniſſen fürſtlicher Perſonen des ſächſiſchen Hauſes gezierte Thronſaal ein. Links ſtoßen unmittelbar an ihn die Zimmer Sr. Durchlaucht, des regierenden Herzogs, rechts gelangt man in die Apartements Ihrer Hoheit, der regierenden Frau Herzogin. Dreizehn Zimmer des dritten Stocks ſind von dem Kunſtkabinet und den naturhiſtoriſchen Sammlungen eingenommen, die übrigen dienen Hofdamen und Cavalieren zum Aufenthalt, wenn der Hof in Gotha anweſend iſt. Vor dieſen Zimmern ſind geräumige Säle. Im Souterrain des weſtlichen Flügels iſt der Eingang zur Haupttreppe, auf welcher Statuen von Gottheiten in Niſchen ſtehen, ſodann das geheime Archiv, der Marſtall, eine Wagenremiſe, die Archive des Ober-Conſiſtoriums und der Kammer, und das Hofbauamt. In dem erſten Stock iſt eine lange Gallerie mit den Lokalitäten für die Regierungs-, Juſtiz- und Kammer-Collegien, von denen ſie den Namen die Collegiengallerie erhalten hat. Im zweiten Stocke die ſogenannte weimariſche Gallerie mit den lebensgroßen Bildniſſen der Fürſten und Fürſtinnen des jüngern ſächſiſchen Hauſes, zu ihrer weſtlichen Seite eine Reihe prachtvoll dekorirter Zimmer. An dieſe ſtößt ein Saal, in welchem die Gypsabgüſſe der berühmteſten Antiken und anderer Kunſtwerke aufgeſtellt ſind. Unter dem Dache dieſes Flügels ſind Wohnungen fur die herrſchaftliche Dienerſchaft. Im unteren und erſten Stocke des ſudweſtlichen Pavillons iſt das ehemalige Hoftheater mit ſeinen Räumlichkeiten, im zweiten die Gemäldegallerie, im dritten das chineſiſche Kabinet und die Kupferſtichſammlung. Zu ebener Erde des öſtlichen Schloßflügels iſt der Eingang zur zweiten Haupttreppe, auf welcher gleichfalls ſteinerne Statuen in Niſchen ſtehen. Auf dem erſten Podium dieſer Haupttreppe öffnen ſich Glasthüren nach einer breiten Steintreppe, die hinab auf die weſtliche Terraſſe fuhrt. Hier zu ebener Erde ſind ferner: die Silberkammer, die Kellerei, die Fourirſtube, die Hofküche, die Hofintendantur, das Zeughaus. Im erſten Stocke iſt die ſogenannte Buchwaldiſche Gallerie mit den lebensgroßen Bildniſſen hoher Perſonen, an ihrer öſtlichen Seite eine Reihe Fremdenzimmer. Im zweiten Stocke breitet ſich durch die ganze Tiefe des Gebäudes der Spiegelſaal aus, an den mehrere Zimmer ſtoßen. Unter dem Dache abermals Wohnungen fur die herrſchaftliche Dienerſchaft. Im untern Stocke des ſudöſtlichen Pavillons iſt die Montirungskammer, durch die drei anderen Stockwerke, in deren erſtem ſich auch das Munzkabinet befindet, geht die Bibliothek. In der Mitte des Bogenganges, welcher die beiden Pavillons verbindet, führt ein Thor auf die ſüdliche Terraſſe hinaus.

So hätten wir denn das Schloß in allen ſeinen Theilen betrachtet und beſchrieben, um ſowohl jetzigen als ſpäteren Bewohnern der Stadt und des Herzogthums Gotha einen Maßſtab zur Beurtheilung zu geben, ob und inwieweit ſich die Lokalitäten des Schloſſes im Laufe der Zeiten verändert haben. Es kann dieſes für ſie nicht ohne Intereſſe ſein.

Möge der Genius des Friedens fort und fort uber dem ehrwürdigen Gebäude wachen! Möge Freude und Liebe, Wahrheit und Recht, Sitte und Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft ſtets in ihm walten und von ihm ſegnend und beglückend ausgehen!

Adolf Bube.

Friedrich der Große auf dem Friedenſtein.

In den wenigen Blättern, welche der geehrte Herausgeber gegenwärtiger kleinen Denkſchrift mir einräumen kann, vermag ich natürlich nicht Alles auszuſprechen, was ſich mir aufdrängt, wenn ich aufblicke zu den hohen Zinnen des weithinſchauenden Friedenſteins, deſſen Grundſtein alſo heute vor 200 Jahren eingeſenkt wurde. Wie viel Erinnerungen, wie viel Betrachtungen, wie viel intereſſante Erſcheinungen! — Wie vieler merkwürdigen Begebenheiten ward dieſer Herrſcherſitz ein Zeuge! Welche Menge weltberühmter Menſchen ſchirmte ſein erhabenes gaſtliches Dach, ſeit Ernſt dem Frommen bis zu Ernſt dem Glücklichen! Die einfache Aufzählung der geſchichtlichen Namen könnte ſchon zu weit führen.

Deßhalb will ich unter den vielen ausgezeichneten hohen und höchſten Beſuchern bei dieſer Gelegenheit nur des Einen oder vielmehr des Einzigen gedenken: Friedrich des Großen. Zwei Mal weilte der König auf dem Friedenſtein, in deſſen Annalen beide Beſuche mit goldnen Buchſtaben verzeichnet ſtehen. Der erſte fand am 15. September des Jahres 1757, der zweite am 3. October des Jahres 1762 Statt.

Der Lauf der Ereigniſſe war es hauptſächlich, welcher den König zum erſten Male nach Gotha führte, wenngleich er längſt die perſönliche Bekanntſchaft der Herzogin Louiſe Dorothee gewünſcht hatte, deren Vorzüge ihm durch ſeinen Bruder, den Prinzen Heinrich, durch Voltaire und durch den Grafen Gotter mit den lebhafteſten Farben geſchildert waren.

Das Datum des 15. Septbr. 1757 deutet genugſam an, daß der glorreiche zweite Akt des Dramas, welches damals auf der Weltbühne ſpielte, begonnen hatte.

Soubiſe war durch Gotha gezogen, um ſich bei Erfurt mit der von dem Prinzen von Hildburghauſen befehligten Reichs-Armee zu vereinigen. In Altenburg war Lauden mit 2300 Mann Croaten und zwei Regimentern Huſaren (Spleny und Szecſeny) in gleicher Abſicht eingetroffen.

Friedrich hielt unter ſolchen Umſtänden ſeine Gegenwart in Sachſen für nothwendiger als im Lager bei Görlitz. Er überließ das Letztere dem Herzoge von Bevern und ging mit 12,000 Mann nach Dresden (25. Auguſt). Am 9. September war er in Naumburg. —

Eine Folge dieſer Maaßregel war der Rückzug der kaiſerlichen Truppen aus Altenburg und vereinigten franzöſiſchen und Reichs-Armee.

Am 9. September lagerten die Franzoſen unter Soubiſe bei Gotha. Des Prinzen von Hildburghauſen Hauptquartier war Waltershauſen. — Den 13. September brachen die Franzoſen auf und zogen nach Eiſenach, nachdem ſie das Zeughaus geplündert und manche andere Gewaltthätigkeit ausgeübt hatten. Selbigen Tages und am folgenden erſchienen zu nicht geringem Schrecken unſerer Väter die damals über Alles gefürchteten Croaten. — Man kam mit dem Schrecken davon. Auf Befehl des General Szecſeny mußten die verſchrieenen Unholde vom Schloſſe herab zur Stadt hinaus, und in derſelben blieben nur einige Schwadronen Huſaren, deren Vorpoſten bis gegen Friemar und Siebleben hinaus ſtanden.

Am 15. verließen auch dieſe um 12 Uhr Mittags die Stadt, um eine Poſition auf dem Galgenberge einzunehmen. Um 1 Uhr ſtanden die preußiſchen Huſaren ihnen gegenüber. —

Um 1 Uhr — und nun erlaube man mir, mich der eignen Worte eines Augenzeugen zu bedienen, eines wackern Bürgers hieſiger Stadt, in deſſen gewiſſenhaft geführtem Tagebuche ich Folgendes verzeichnet finde:

> „Um 1 Uhr kamen die Preuß. Huſaren von Erfurt und Eisleben her zum Vorſchein, ſie attaquirten die Oeſterreicher auf der Schlichten, trieben ſolche nach einem kurtzen Scharmützel bis zur Meiſterey, ferner den Paß bei der Böſings Mühle durch und über's Feld nach dem Galgenberge; ferner nach dem Rodgen und nach der neuen Straße (Eiſenacher-Chauſſee). Mittlerweile langte König Friedrich nebſt Allerhöchſtdero Herrn Bruder, Printzen Heinrichs Königl. Hoheit, in Begleitung etlicher Generale, als von Seidlitz und Meinicke, verſchiedene General- und Flügel-Adjutanten, unter Bedeckung des Meinicke'ſchen Dragoner-Regiments oben auf der Schlichten, gerade über'm Weidraſen an, woſelbſt Ihro Majeſtät der Verjagung der Oeſterreicher über die neue Straße einige Minuten zuzuſehen beliebten — ſodann über den Weidraſen nach der Stadt ritten. — Ohngefähr vor dem Wayſen-Hauß kam Ihro Majeſtät ein Herzogl. Cavalier, Herr v. Wangenheim, entgegen, welcher ein kurtzes Compliment von unſerer Durchlauchtigſten Herrſchaft bei Höchſtderoſelben ablegte und dann wieder nach Hof zujagte, wobey er zwar auf dem Neu-Markt mit dem Pferde ſtürzte, ſich aber geſchwind aufraffte und nach Hofe zuritt. Ihro Majeſtät, welche wegen Abſterben Dero Frau Mutter, nebſt Printz Heinrichen noch in tiefer Trauer waren und ſchwarze Weſten trugen, ritten gantz langſam über beyde Märkte, wo zu beyden Seiten viel tauſend Einwohner ſtunden, um den König zu ſehen, gerade auf's Schloß, wo Dieſelbe von unſerer Durchlauchtigſten Herrſchaft aufs Aller liebreichſte empfangen und Ihro Majeſtät der König durch die Hertzogin und der Printz Heinrich durch die Printzeſſin zur Taffel geführt wurden, wobey das Gedränge des neugierigen Volkes dermaaßen groß war, daß ſolches faſt bis zu den Stühlen an der Taffel angedrungen, woran drey Stunden vergnügt geſpeiſet aber keine Tafelmuſic gemacht werden, weil die Beſtürtzung und Furcht vor den Oeſterreichern kurtz zuvor noch allzugroß war.
>
> Um 5 Uhr gefiel es Ihro Majeſtät nach zärtlich genommenen Abſchiede von unſrer Durchlauchtigſten Herrſchaft von hier wieder ab und bis Gamſtedt zurück zu reiſen, alwo Sie auf dem Boden der Schencke in Dero Feldbett übernachtet.

Minder gefahrvoll für den König, minder überraſchend und ſchmeichelhafter für den Hof war Friedrich's zweites Erſcheinen auf dem Friedenſtein. — Der König hatte bei ſeinem erſten Beſuche die Herzogin Louiſe Dorothee kennen lernen, dieſe ſeltene Fürſtin, welche damals die angebetete Mutter ihres dankbaren Volkes war, eine Frau, die Friedrich's Sympathien erwecken mußte, denn auch ſie hatte, wie er ſelbſt, die Nebel der Unwiſſenheit und des Stolzes, von denen zu jener Zeit die Wiege der Großen umhüllt war, durchbrochen, und in ihr lebte die Ueberzeugung, daß Hoheit der Geburt nur dem Verdienſte als hebende Folie dienen könne. Die Ausbildung ihres Geiſtes war daher ihr wichtigſtes Sorgen, und mehr als die oft nichtigen, eitlen Zeitvertreibe des Hofes intereſſirten ſie Genuſſe, welche Kunſt und Wiſſenſchaft gewähren. —

Friedrich hatte nach der glücklichen Schlacht in der Nähe von Freiberg einen Waffenſtillſtand mit Oeſterreich (24. Nov. 1762) geſchloſſen, und ſeine Kriegsſchaaren hatten ihre Winterquartiere dergeſtalt bezogen, daß ſie eine Kette von Thüringen an durch Sachſen und die Lauſitz bis nach Schleſien bildeten. Er ſelbſt hatte ſein Hauptquartier anfangs in Meißen, ſpäter in Leipzig. Am 30. November ließ der König ſich bei unſerm Hofe auf den 3. December zum Beſuche anmelden. Wenngleich er alle Förmlichkeiten verbeten, ſo wurde er doch feierlich empfangen, und er ſelbſt, was äußerſt ſelten geſchah, bequemte ſich zu dieſer Galla in dem Maaße, daß er in — ſeidenen Strümpfen erſchien. Der König war ungewöhnlich freundlich, ſprach, ſcherzte, lachte bei Tafel, ungeachtet einer unglaublichen Menge Zuſchauer, wie er bei den unbelauſchten Mahlzeiten in ſeinem Sans-souci zu thun pflegte.

Bei der Unterhaltung im Zimmer der Herzogin war außer dem Prinzen Heinrich und den Durchlauchten des Hauſes Niemand zugegen, als die berühmte Frau von Buchwald, deren Enthuſiasmus fur den König bekannt iſt. — Man erzählt, ſie habe eben an dieſem Abende, im Entzücken über die liebenswürdigen und geiſtreichen Dinge, die der König ſagte, ausgerufen: Ah quel homme divin! Il faut que je me prosterne devant lui! Der König aber habe ihr artig erwidert: Permettez, Madame, c'est à moi à me mettre à Vos pieds et j'en meurs d'envie, cependant, je ne vaux plus rien pour les scènes de grande passion.

Man erlaube mir ſchließlich hinzuzufügen, was ich in unſeres braven Mitbürgers Diarium am 3. Dec. 1762 verzeichnet finde:

Den 3. December früh 9 Uhr marſchirte ſämtlich hier liegende Preußiſche Cavallerie ab und nach gewiſſen Stationen gegen Erfurt und Arnſtadt. Die Jägerey und relais Pferde gingen nach Groß-Reypach wo der König von Stetten zu Mittags eintraf und ſich beym Schulmeiſter accommodiren laſſen. Um 2 Uhr langte der König in Begleitung des Generals von Seidlitz und Generaladjutanten Graffen von Anhalt hier in Dero Leib Wagen mit 8 Pferden und Vorherreitung etlicher 30 von unſeren Förſtern und Jägern auf dem Schloß an, woſelbſt 1 Grenadier Compagnie mit der Leibfahne paradirte. Ihre Majeſtät wurden unten an der großen Regierungs Treppe von unſern durchlauchtigen Herrſchaften auf's liebreichſte empfangen und bis hinauf zur neuen Galerie in dero Apartements begleitet, woſelbſt ein Commando Herzoglicher Leib Garde 40 Mann ſtark paradirte, Wen da Ihre Majestät zur Taffel abgeholt wurden, wobey ſich die Hoff Capelle treflich hören laſſen. Mitlerweile traff auch die Vormittags abgerittene Cavallerie gegen 3 Uhr hier wieder ein und hielt ihre Mittagsmahlzeit bey ihren Wirthen vergnügt. Der Zulauff des Volkes am heutigen Tage war überaus groß und Leute von 6 — 8 Meilen zugegen, um den König zu ſehen. Bey des Konigs Ankunft ſah man viele tauſend Perſonen nach Siebleben und dahinwärts, in der Stadt zum Sieblebertthor herein bis aufs Schloß ſtund das Volk ſo dicke, daß man faſt nicht durchkommen konnte. Der Schloß Platz war dermaßen mit Volk angefüllt, daß der König, der gleich unterm Schloßthor ausgeſtiegen, faſt vor Menge des Volkes nicht zu unſerer Herrſchafft zu gelangen vermochte, bis ſich daſſelbe etwas entfernte. Im Herzoglichen Taffelzimmer konnte das Volk kaum von der Taffel zurückgehalten werden, da man denn die Music der Hoff Capelle kaum zu hören vermochte. Unten in der Stadt lagen alle Gaſthoffe und ſehr viel Privat Hauſer voller Fremden und des Fahrens und Reitens der angelangten Perſonen war faſt kein Ende.

Bei Hoff dauerte die Taffel bis 5 Uhr, von da ſich der König nach unſerer durchlauchtigen Herzogin Zimmer erhob und ſich daſelbſt bis Abends 9 Uhr mit unſerer durchlauchtigen Herrſchaft entretenirte, wobei außer der Hoff Meiſterin von Buchwald niemand von Cavaliers oder Damen zugegen.

Abends war kurtze Taffel, und Ihre Majestät entfernten ſich gegen 11 Uhr, worauf Sie auf einem mitgebrachten Feld Bette auszuſchlaffen geruhet, ohne das vor dieſelbe aptirte prächtige Bette zu berühren. Den andern Morgen früh, nachdem Sie erwachet, blieſen Sie etwas auf der Flöte, worauf der Abſchied erfolgte. Früh 7 Uhr fuhren Ihre Majestät unter Bedeckung eines ſtarken Commando Curraſſiers und Bosniacken vom Friedenſtein ab, zum Erfurter Thor hinaus gegen Langenſalz, wohin die hier gelegene Preußiſche Cavallerie ihre Poſten auf verſchiedenen Stationen genommen, zu Warza waren friſche relais Pferde, wo umgewechſelt und die Reiſe weiter genommen werden, welche über Freyburg nach Leipzig ging.

Bekanntlich unterhielt Friedrich der Große ſeitdem einen lebhaften Briefwechſel mit der geiſtreichen Herzogin von Gotha; — und es ſteht zu erwarten, daß bei der neuen Ausgabe der Werke des unſterblichen Monarchen auch dieſe Briefe an's Licht treten werden. Einige derſelben ſanden wir in M. Stamfort's jüngſt in London erſchienenen Wanderungen durch Gotha und Coburg.

Gotha.

Millenet.

Das Theater auf dem Friedenſtein.

Das kleine Theater, deſſen Räumlichkeiten ſich im ſüdweſtlichen Pavillon des Reſidenzſchloſſes Friedenſtein befinden, hat in der Geſchichte der theatraliſchen Kunſt einen ſo hochberühmten und klaſſiſchen Namen, daß eine gedrängte Skizze ſeiner Geſchichte wohl in einem Werke Platz verdient, das ſich den Ruhm dieſes Schloſſes zum Ziel geſetzt hat. Dieſe kleine Bühne iſt gewiſſermaßen die Akademie (im älteſten Sinn des Wortes) der neuern deutſchen Schauſpielkunſt; denn von ihr datirt jener heilſame Aufſchwung, der die Kunſt zur idealen Natur erhob.

Dieſes vom prachtliebenden Herzog Friedrich II. von Gotha und Altenburg eingerichtete Schauſpielhaus diente unter der Regierung dieſes fürſtlichen Herrn und ſeines Sohnes, des Herzogs Friedrich III., zur Darſtellung von franzöſiſchen Stücken, welche die herzogliche Familie und der Hofſtaat aufführten. Auch wurden wohl zuweilen bei glänzenden Hoffeſten deutſche Singſpiele dort gegeben, aber die deutſche Kunſt lag noch in der Wiege, und die Geſchichte der kleinen Bühne auf dem Friedenſtein iſt bis zur Regierung des Herzogs Ernſt II. von keinem Intereſſe.

Dieſer geniale Fürſt war am 10. März 1772, 27 Jahre alt, zur Regierung gekommen und ſtrebte mit kühner Hand die Feſſeln franzöſiſcher Pedanterei, die ſeine Jugend eingeengt hatten, von ſich abzuſtreifen. Ihm führte das Schickſal bald eine Schauſpielergeſellſchaft zu, aus welcher die Pflanzſchule der deutſchen theatraliſchen Kunſt hervorgehen ſollte.

Als nämlich am 6. Mai 1774 zu Weimar das Schloß, und mit demſelben auch das Theater daſelbſt, ein Raub der Flammen wurde, war es die berühmte „Königl. Großbritanniſche Schauſpielergeſellſchaft,“ unter Direction des Abel Seyler (1769 zu Hannover errichtet, und ſeit 1771 durch die kunſtliebende Herzogin Anna Amalia nach Weimar berufen), welche in Folge dieſes traurigen Ereigniſſes wieder entlaſſen werden mußte. Seyler, mit den beſten Empfehlungen vom Hofe aus verſehen, wandte ſich vorerſt nach Gotha, wo er nach erhaltener Erlaubniß, den 8. Jun. das Schloßtheater mit Richard III. eröffnete und nicht nur eine außerordentlich freundliche Aufnahme fand, ſondern auch vom herzoglichen Hofe zu Gotha, außer einem nicht unbedeutenden Zuſchuſſe, allen nur möglichen Vorſchub erhielt. Im October ging Seyler zwar mit ſeiner Geſellſchaft nach Leipzig, kehrte aber ſchon im November deſſelben Jahres nach Gotha zurück, wo der nachmals als Schauſpieler, Dichter und Theaterdirector vortheilhaft bekannt gewordene G. F. W. Großmann (geb. zu Berlin 1746) zuerſt die Bühne bei ihm betrat. Eine eheliche Verbindung, welche dieſer talentvolle Schauſpieler bald darauf zu Gotha mit der nachgelaſſenen Wittwe des Conferenzrath Flittner ſchloß, ward überdem die Urſache, daß ſeine Stieftochter Friederike (ſpäter Madame Unzelmann und Bethmann), von ihrem einſichtsvollen Vater geleitet, ſich entſchloß, die Bühne, unter deren größten Zierden ſie, wie bekannt, glänzt, zu betreten.

Während ſich nun A. Seyler um das erledigte ſächſiſche Theater-Privilegium für Leipzig und Dresden bewarb, und es auch erhielt, hatte, von den Leiſtungen der Seylerſchen Geſellſchaft eingenommen, Herzog **Ernſt** II. von Gotha beſchloſſen, ein eignes ſtehendes Hoftheater zu errichten. Als die Seylerſche Geſellſchaft daher im Sommer 1775 Gotha verließ und dem Hofe nach Altenburg folgte, von Altenburg aber Sachſen bezog, ſpielten zwar die zum neuerrichteten Hoftheater von ihr zurückgebliebenen Mitglieder ſchon in Altenburg als herzogliche Hofſchauſpieler die Stücke: der Triumph der guten Frauen (Luſtſpiel), Mercival (Trauerſpiel), und die beiden Nachſpiele: Herzog Michel und die große Batterie, allein der Anfang des Hoftheaters iſt erſt auf den zweiten October 1775 zu ſetzen, wo es zu Gotha, mit einem Vorſpiel H. A. O. Reichard's: das Feſt der Thalia, mit Muſik von Schweizer, und mit Voltaire's Trauerſpiel: Zayre, nach der alten, von Eckhof etwas verbeſſerten Ueberſetzung Schwabens, eröffnet wurde. An dieſem Tage ſpielte Eckhof zum letzten Male den Orosman und Luſignan zugleich, eine Aufgabe, die er bereits oft gelöſt hatte und die auch in neueſter Zeit, mit den Rollen des Karl und Franz Moor, nachgeahmt worden iſt. Die von der Seylerſchen Geſellſchaft zu dem gothaer Hoftheater übergetretenen Mitglieder waren: der Capellmeiſter Schweizer, als Muſikdirector; Conrad Eckhof, Böck, Meyer, Koch, nebſt ihren Frauen; Madame Mecour und Friedrich Hönnicke; hierzu kamen Herr und Madame Schuler, von der Wäſerſchen Geſellſchaft; Herr und Madame Ernſt nebſt Herrn Dauer, von der Ackermannſchen Geſellſchaft; Madame Starke und Herr Meſſini, von der Kochſchen Bühne, und Herr Gierſchick, von der Koppſchen Geſellſchaft. Decorateur war Herr Stockmann, welcher nebſt Frau von der Hammo'ſchen franzöſiſchen Truppe im Braunſchweigiſchen eintraf.

Die Direction beſtand aus einem Oberdirector von Seiten des Hofes, dem Cammerherrn v. Leuthe, und zwei Directoren, wovon der eine der Bibliothekar und ſpätere Kriegs-Director H. A. O. Reichard, der andere Conrad Eckhof war.

Eckhof, geb. zu Hamburg den 12. Auguſt 1720, hatte 1740 zu Luneburg bei der Schönemannſchen Geſellſchaft, bei welcher er beinah achtzehn Jahre blieb, zuerſt die Bühne betreten. Nach dieſer Zeit bei den Schauſpiel-Directoren Schuch, Koch, Ackermann, trat er auch ſpäter zu der bekannten „Hamburger Entrepriſe“, nach deren Auflöſung er, 1769, zu der Seyler'ſchen Geſellſchaft nach Hannover, und mit dieſer, als Regiſſeur derſelben, nach Weimar ꝛc. und Gotha reiſte. Als techniſcher Director der neuen Hofbuhne, unterzog ſich Eckhof der Leitung des Ganzen mit muſterhaftem Eifer und gewiſſenhafter Strenge; eine gleich anſangs durch ihn begrundete Theater-Penſions-Anſtalt trat in's Leben; das Repertoir war gewählt und gediegen, und wie dem Schauſpiel unter Eckhof, wurde dem Singſpiel unter Schweizers Leitung die größte Aufmerkſamkeit gewidmet. Beſonders thätig fur die junge Anſtalt war Fr. W. Gotter, als Ueberſetzer und Verfaſſer mehrerer Sing-, Trauer- und Luſtſpiele. Seine „Mariane,“ Trauerſpiel (worin ſich Madame Mecour, Madame Starke, Herr Eckhof und Herr Böck, als Mariane, Präſidentin, Präſident und Waller, beſonders auszeichneten); „der argwöhniſche Ehemann,“ „der weibliche Hauptmann,“ „die ſchlaue Wittwe“ u. a. m. erhielten den lebhafteſten Beifall und wurden, wie alle neuen Arbeiten von Goethe, Wieland, Lenz, Brandes, Leiſewitz, Rautenſtrauch, die beſſeren Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen mitgerechnet, mit dem größten Fleiße in die Scene geſetzt. So hatte die neue Anſtalt den gedeihlichſten Fortgang, und ihr Ruhm ertönte uberall. Zwar hatten bis 1777 Dauer, Ernſts, Gierſchick, Kochs, die Mecour und Johann Starke dieſe Bühne verlaſſen, wurden aber ſtets zweckmäßig erſetzt, und beſonders waren es die Engagements glücklicher Anfänger, durch die der kluge Eckhof nicht nur die Lücken ſeines Perſonals zu füllen, ſondern auch die Erwartungen des Publikums zu übertreffen wußte.

Nach einem genauen Verzeichniß der Mitglieder dieſer Buhne, betraten von 1776 bis Anfang 1779 nicht weniger als funfzehn dieſelbe überhaupt zum erſten Male. Auguſt Wilhelm Iffland (geb. zu Hannover 1759), den eine unbezwingliche Neigung zum Theater von Jugend auf beherrſcht und verhindert hatte, den Unterricht, welchen ſeine wohlhabenden Aeltern ihm geben ließen, ſo zu benutzen, wie er vielleicht geſollt hätte, trat hier, nachdem er die Heimath heimlich verlaſſen, weil ſeine Verwandten durchaus gegen ſeinen Vorſatz, zum Theater zu gehen, waren, den 15. März 1777 zum erſten Male als Jude im „Diamant“ und als Marquis in „die Sitten der Zeit“ auf, ein Talent bekundend, dem Eckhof die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Durch ſeine Unterweiſung und eine zweckmäßige Beſchäftigung, ſo wie durch die vortrefflichen

Muſter, welche der junge Iffland an Böck, Koch und Eckhof ſelbſt hatte, entwickelten ſich ſeine glücklichen Anlagen bewunderNswürdig ſchnell, und berechtigten bald zu den ſchönſten Hoffnungen. Wie glänzend er dieſe bald darauf in Mannheim und ſpäter in Berlin erfüllte, weiß Deutſchland. — Gleichzeitig mit ihm war Johann David Beil, nicht minder talentvoll, zur gothaer Bühne gekommen, und Beide wurden die innigſten Freunde. Beil, geb. 1754 zu Chemnitz von dürftigen Aeltern, ſtudirte in Leipzig die Rechte, ward aber, durch Liebe zur Kunſt und noch mehr durch Hang zum Kartenſpiele von ſeinen Studien abgezogen, Schauſpieler und ging, da A. Seyler in Leipzig ihn abwies, 1775 zu Speich, einem reiſenden Theater-Director, der mit ſeiner Geſellſchaft eben in Naumburg ſpielte. Mit dieſer unbedeutenden Truppe theilte er Mangel und Wohlſtand, war ihr Theater-Dichter, wirkte Permiſſionen aus und trat in den verſchiedenartigſten Rollen auf. So kam er 1777 nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl Theodor v. Dalberg, kennen lernte, liebgewann und ihn dem Herzoge Ernſt von Gotha empfahl. Hier trat er zuerſt, den 3. Februar, als Küſter in „der dankbare Sohn“ auf und erwarb ſich bald in komiſchen Alten, Carricaturrollen, Trunkenen und naiven Bauern den entſchiedenen Beifall des Publikums. Gleich ihm trat in eben dem Jahre Heinrich Beck (geb. 1769 zu Gotha), den 1. April, als Dorant in „die Sitten der Zeit“ auf und arbeitete ſich bald zu einem, im Fache der Liebhaber, ſehr brauchbaren Schauſpieler empor.

Außer dieſen hatten bereits 1776: Butenop aus Hamburg, Backhaus aus Gotha, Auguſte Benda aus Gotha, G. L. Leo aus Gotha, Sophie Mudrich aus Petersburg und Suſanna Preißing aus Gotha die Bühne zu Gotha zum erſten Male mit mehr oder weniger Anlagen und Beifall betreten. Hierzu kamen noch 1777: Fr. Genſike und Frau, Striegler; 1778: F. Pfeiffer, Ehrenreich Schröder und Philippine Striegler. — So hob ſich durch langſam herangebildete Talente, durch die unermüdliche Thätigkeit ſeiner Directoren und älteren Mitglieder das vom

Hofe nachgerade immer mehr unterſtützte Hoftheater, dem Eckhof als höchſtes Muſter ſelbſt vorleuchtete, ſehr bald zu einer, vorher in Deutſchland noch nicht erreichten Kunſtſtufe. Die Ordnung dieſer Anſtalt im Innern, ihre Geſetze, ihr Repertoir, der allgemeine Ernſt und die Strenge Eckhofs bei Abhaltung der Proben, die daraus hervorgegangene Rundung der Vorſtellungen, das rege Streben Aller, ſich an Fleiß und Pünktlichkeit gegenſeitig zu übertreffen, ſo wie die Achtung, in welcher dieſe, auch in ſittlicher Beziehung ſo muſterhafte Anſtalt ſtand, wird einſtimmig von allen Zeitgenoſſen und durch alle Nachrichten über dieſe Bühne auf das Rühmlichſte beſtätigt. Um ſo mehr war es zu beklagen, daß dieſes Inſtitut ſo bald ſeine höchſte Zierde verlor, ſo bald in ſich ſelbſt zerfiel, da Conrad Eckhof, der Hochgefeierte, am 16. Juni 1778, nachdem er ſchon ſeit länger an einem Bruſtübel gelitten, plötzlich ſtarb.

Eckhofs theatraliſche Verdienſte ſind, obgleich ſie in keiner umfaſſenden Biographie uns an's Licht geſtellt worden, aus Allem zu ſchließen, was in zerſtreuten Aufſätzen ſeiner Zeitgenoſſen über ihn vorhanden iſt, unbeſtreitbar und hervorleuchtend. — »Roſcius der Deutſchen!« »Schöpfer einer Muſterbühne!« »Vater der deutſchen Schauſpielkunſt!« »Deutſcher Garrik!« »Deutſcher Lekain!« So nennt ihn ſeine Zeit, ſo ſchildert ſie uns den großen Menſchendarſteller. — Jedenfalls verdient es Bewunderung, wenn man erwägt, welch eiſerner Fleiß, welch glühender Eifer, welche Geniuskraft in ihm wohnen mußten, um bei einer ganz gewöhnlichen Erziehung (er war der Sohn eines unbemittelten Stadtſoldaten, und friſtete ſeine Exiſtenz bis zur Zeit ſeines Debüts als Schreiber), bei dem Mangel guter Vorbilder, ganz durch eignes Streben eine Kunſtausbildung zu erſchwingen, deren Vielſeitigkeit und productive Originalität ihres Gleichen nicht fand. Muß man auch einräumen, daß Eckhof durch franzöſiſche Schauſpieler, die er während ſeines Aufenthaltes in Göhrde genau zu beobachten Gelegenheit hatte, ſich früher eine gewiſſe Manier angeeignet haben mochte, ſo geht doch aus Allem hervor, daß dieſelbe bald völlig verſchwand, und durch ein überaus wahres, natürliches, von dem wohlklingendſten Organe unterſtütztes Spiel uberſtrahlt wurde. Eine Stelle aus der Chronologie des deutſchen Theaters, S. 88, möge dies beſtätigen! „Ein unermudetes Studium und die trefflichſten Talente haben ihn (Eckhof) zu dem größten deutſchen Schauſpieler erhoben. In der Wahrheit der Declamation, vornämlich bei Verſen, und dem Reichthume der Pantomime, ſo wie in der ganzen theatraliſchen Kunſt, iſt er bis jetzt (1775) unübertroffen geblieben. Selbſt in den Rollen, wo ihn Figur (ſein Aeußeres war unanſehnlich, er war nicht groß, ging gebückt und ſoll ſogar ein wenig gehinkt haben) und Stimme minder zu unterſtützen ſcheinen, vergißt der Zuſchauer Beides über ſeine Geſchicklichkeit, jeden Charakter bis auf die feinſten Züge zu durchdringen. Vermöge derſelben weiß er ſich bis zum Erſtaunen zu vervielfältigen und Allem, was er übernimmt, Genüge zu leiſten. Indeſſen ſind zärtliche und raiſonnirende Alte, und alle Rollen, die eine feierliche Würde mit ſich fuhren, dasjenige Fach, worinnen er die meiſte Bewunderung verdient. Als Beiſpiele mögen der Mahomed des Voltaire, Richard III., Sidney, der Hausvater und Liſimon im Galeerenſclaven dienen. Auch in ſehr vielen komiſchen Rollen (in molieriſchen und goldoniſchen Stücken) zeigt er den Beobachter der Natur und den Kenner der Kunſt. Sein Spiel iſt ſtets originell, und daher auch zuweilen gewagter, als es bei gemeinen Schauſpielern ſein kann.“ Eine noch etwas ausgeführtere Recenſion, im Weſentlichen mit dem vorſtehenden Urtheile C. H. Schmidts übereinſtimmend, befindet ſich in Reichards Theaterkalender, 1779, S. 223. — Intereſſant dürfte hier indeß noch ſein, was Leſſing in ſeiner Dramaturgie Nr. II. von ihm ſagt: „Eckhof mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Acteur und bedauert, auch nicht zugleich alle übrigen Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtige Feuer und Leben erhält.“

Aber auch als Schriftſteller, Ueberſetzer und Bearbeiter zeigte ſich der bühnenkundige Eckhof erfahren und gewandt. Mehrere Stücke, wie: die Nothlüge, der Patriot, die Sitten der Zeit, Soliman II., Zayre, wurden auf der gothaer Hofbühne mit Hinweglaſſung veralteter und Hinzufügung zweckmäßigerer Wendungen, Reden, ja Scenen, eingerichtet von ſeiner Hand, gegeben. Einen ähnlichen Antheil hatte er an Krügers Ueberſetzung: der verehelichte Philoſoph, nach Destouches, in Verſen. 1748.

Von ſeinen Ueberſetzungen iſt, ſo viel bekannt, nur: der Freimaurer, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, 1780 gedruckt erſchienen. Die Mutterſchule (1753), der galante Laufer (1755), der Menſch auf gut Glück (1755), die wüſte Inſel (1762), Crispin als Lehrmeiſter, der Wuchrer von Adel, der verlorene Sohn (1766), Don Quixote, Blinde-Kuh (1768), ſämmtlich Luſtſpiele und Ueberſetzungen a. d. Franz. (noch Manuſcript), bearbeitete er in den bemerkten Jahren; gleichwohl erſchienen auf der gothaer Bühne nur die beiden Zuerſtgenannten, und zwar der Freimaurer vier Mal und die Mutterſchule zwei Mal.

Eckhof war ſonach nicht nur ein vortrefflicher Schauſpieler und Redner, ſondern auch Lehrer ſeiner Kunſt, ein eben ſo tüchtiger, Alles belebender Dirigent, als fleißiger Schriftſteller und Bearbeiter dramatiſcher Werke. Ueberdem war er der Verfaſſer vieler Theaterreden und anderer Gedichte, unter denen ein geiſtliches Gedicht: „Kirchenſtück,“ wie es Reichard nennt, wenige Wochen vor ſeinem Ende niedergeſchrieben, als beſonders gelungen genannt wird.

Eckhof hinterließ keine Kinder. Seine Wittwe, geb. Spiegelberg, hatte wegen Geiſtesſchwäche, welche ſpäter in gänzliche Zerrüttung ausartete, ſeit 1765 das Theater nicht mehr betreten, und ſtarb zu Gotha 1780 — „arm und elend!“

Eckhofs ausdrucksvolle Geſichtszüge ſind uns in einem vorzüglichen Oelgemälde von Graf, welches ſich in der herzoglichen Gemäldegallerie zu Gotha befindet, ſo wie durch eine Büſte und ein Basrelief von Döll, in der F.-M.-Loge daſelbſt befindlich, erhalten worden. Einige nach dieſen Originalen genommene Kupferſtiche entſprechen dieſen nicht völlig und werden ſehr ſelten. Es wäre daher wohl zu wünſchen, daß ein tüchtiger Künſtler ſich entſchloſſe, jenes werthe Portrait durch den Stich oder im Steindruck zu vervielfältigen.

Eckhofs Leichnam wurde, begleitet von ſämmtlichen Theatermitgliedern und den Br. der F.-M.-Loge, den 18. Junius feierlichſt zur Erde beſtattet. Leider ſucht man auf den beiden Kirchhöfen Gotha's ſein Grab vergeblich, und es iſt in der That auffallend, daß Eckhofs nahe Freunde die Ruheſtätte des Gefeierten nicht wenigſtens, wenn auch noch ſo einfach, bezeichneten. Einen Zweifel, auf welchem der beiden Kirchhöfe Eckhof beerdigt worden, kann zwar der Verfaſſer dieſer Zeilen mit Hilfe eines kürzlich aufgefundenen Theater-Tagebuches Reichards, vom J. 1778, löſen. Es heißt dort unterm 16. bis 24. Juni ausdrücklich, daß Eckhof »am 18. früh auf dem neuen Gottesacker zur Erde beſtattet worden ſei.«

Das herzogliche Hoftheater ehrte ſein Andenken am 17. Juni mit einer beſonderen Feier. Sämmtliche Mitglieder erſchienen in Trauerkleidern auf der ſchwarzbehangenen Bühne. An ihrer Spitze hielt J. Böck, nach einer feierlichen Trauermuſik A. Schweizer's, eine von Reichard verfaßte Rede. Eine ähnliche Gedächtnißfeier Eckhofs wurde fünfzig Jahre ſpäter, im Jahre 1828, auf derſelben Bühne, auf Anregung des Herausgebers dieſer Blätter, des Dr. Ludwig Storch, von den Mitgliedern des jetzigen Hoftheaters veranſtaltet, bei welcher Gelegenheit die nun auch verſtorbene talentvolle Demoiſelle Lange, ſpäter verehlichte Döbbelin, den von dem genannten Dichter gedichteten Prolog ſprach. Herr Dr. L. Storch hatte einige Zeit vorher die Idee gefaßt, Eckhof ein Denkmal in Gotha zu errichten, und durch ſeine Bemühung kamen auch Beiträge aus nah und fern zuſammen, die, auf Zinſen angelegt, der Verwirklichung jener ſchönen Idee aber noch entgegenharren.

An Eckhofs Stelle trat ſein talentvoller Schüler J. M. Böck. Geboren 1743 zu Wien, betrat er zuerſt das Theater den 7. Juni 1762 zu Mainz bei der Ackermann'ſchen Geſellſchaft. Ein vorzüglicher Schauſpieler, ſowohl für »effectvolle« als für ſolche Rollen, welche »kalte, philoſophiſche Würde und Ruhe« erforderten, war er tüchtig und erfahren genug, ganz im Geiſte des dahingeſchiedenen Stifters dieſer Bühne dieſelbe zu leiten. In der That zeigte Böck viel Energie und Umſicht, und es wäre für das glückliche Fortbeſtehen der gothaer Bühne nichts zu fürchten geweſen, hätte nicht der Hof, aus Gründen, welche nie recht klar geworden, im März 1779 das Theater plötzlich für aufgehoben erklärt. Eines Theils ſoll dieſe Maßregel ihren Grund in dem betrübenden Dahinſcheiden des geliebten Erbprinzen Ernſt gehabt haben; Andere behaupten: in den geſteigerten und unbeſcheidenen Anforderungen einiger Schauſpielerinnen; noch Andere: in der wunderlichen Anſicht einiger einflußreichen Staatsbeamten, welche dieſe Anſtalt für zu koſtſpielig, begünſtigt und — entbehrlich erklärt hätten. Wie dem auch ſei, ſo erſcheint, wenn man ein Gagenverzeichniß aus jener Zeit prüft, die letzte Angabe am unwahrſcheinlichſten. Nach ſolch einer zuverläſſigen Tabelle, von Reichards Hand, betrug im Jahre 1778 die monatliche Summe ſämmtlicher Gagen 512 Thaler, ein Etat, den heut zu Tage eine reiſende Schauſpielergeſellſchaft von einiger Bedeutung überſteigt. Dazu kamen nur für den kleinſten Theil der Mitglieder Deputate von einigen Klaftern Holz. So erhielt Eckhof als Director und Schauſpieler nicht mehr als 12 Thaler wöchentlichen Gehalt und jährlich 9 Klaftern Holz; Böck nebſt Frau 18 Thlr. wöchentliche Gage und 9 Kl. Holz, Beil 1 Thlr. w. G. und 3 Kl. Holz, Iffland 5 Thlr. w. G. und 1 Kl. Holz, Beck 1 Thlr. 12 Gr. wöch. Gehalt und kein Holz. —

Obgleich man indeß hoffte, den bekanntgemachten Entſchluß des Hofes widerrufen zu ſehen, ſo wurde doch am 24. Septbr. 1779 dieſes Muſterinſtitut nach einer vierjährigen Dauer mit dem muſikaliſchen Drama: „Medea" und dem Luſtſpiel: „Rache für Rache," und den 27. noch mit einer Benefizvorſtellung für ſämmtliche Schauſpieler: „Romeo und Julie," Singſpiel von Benda und Gotter, geſchloſſen. — Reichard meldet in ſeinem Theaterjournal (1780, 13. Stück), daß „die anſehnliche Garderobe und die an theatraliſchen Schriften, Muſikalien und ſonderlich an ſeltenen alten Eckhofiſchen und neuern Handſchriften (hundert und acht und dreißig an der Zahl) beträchtliche Theater-Bibliothek" eingepackt und aufgehoben worden ſei. — Alle Bemühungen des Verfaſſers, dieſen höchſt intereſſanten Nachlaß, welcher für die Theatergeſchichte des vergangenen Jahrhunderts ſicher von großer Wichtigkeit iſt, aufzufinden, war leider bis jetzt vergeblich. Einem beſondern Verzeichniſſe Reichards zufolge waren in den vier Jahren des Beſtehens der gothaer Hofbühne acht und vierzig Mitglieder engagirt geweſen. Von Gaſtſpielen ſind die von Abt, der ein deutſches Theater in Holland und ſpäter in Münſter geleitet hatte, Mad. Abt, dem Koch'ſchen Ehepaare und der Mad. Brandes vom mannheimer Nationaltheater bemerkenswerth. Im Allem wurden 176 Stücke und 817 Vorſtellungen überhaupt gegeben, unter denen: „der Jahrmarkt," Singſpiel; „das neugierige Frauenzimmer," Lſtſpl., 11 Mal; „der Barbier von Sevilla," Lſtſpl., 12 Mal; „der Spleen," Lſtſpl., 13 Mal; „der Deſerteur," Lſtſpl., 14 Mal; „die Jagd," Singſpiel, und „Mariane," Trauerſpiel, 15 Mal; das Singſpiel: „der Deſerteur," 16 Mal, und das Singſpiel: „Zemire und Azor" 19 Mal wiederholt wurden. Außer den Damen: Wallenſtein, Kummerfeld, Meyer, und den Herren: Meyer, Beck, Iffland, Beil, Beck, Backhaus, welche für das mannheimer Nationaltheater unter v. Dalberg engagirt worden waren und ſchon den 7. October 1779 dort das Theater mit dem Luſtſpiel: „Geſchwind, eh' es Jemand erfährt," eröffneten, fand Demoiſ. Preiſing (als Hofſängerin) eine ihr ſchon früher zugeſicherte lebenslängliche Anſtellung. Auch Mad. Böck blieb mit lebenslänglicher Penſion in Gotha. Das übrige Perſonal zerſtreute ſich nach allen Richtungen.

Einzelne Hof-Concerte, welche zuweilen noch auf dem verwaiſ'ten Schloßtheater gegeben wurden, abgerechnet, fanden jetzt eine geraume Zeit theatraliſche Vorſtellungen in Gotha überhaupt nicht ſtatt. Erſt mit dem Regierungs-Antritte Herzog **Auguſts** von Sachſen-Gotha und Altenburg, dieſes, allen ſchönen Künſten ſo holden Fürſten, fand auch die dramatiſche Muſe wieder Aufnahme. Die reiſende Geſellſchaft eines gewiſſen Witter, recht brave Mitglieder zählend, wurde 1805 engagirt und gab auf dem gothaer Schloßtheater ſowohl, als auch in Altenburg, wohin der Hof zuweilen zog, beifallswürdige Vorſtellungen. Trotz der nicht unbedeutenden Zuſchüſſe, fallirte dieſer Schauſpiel-Director jedoch bald, und Gotha blieb auf's Neue mehrere Jahre ohne Theater. Einen Sonnenblick in dieſer Zeit gewährte Ifflands Gaſtſpiel um das Jahr 1809; wo derſelbe mit Unterſtützung mehrerer Dilettanten (Mitglieder eines eben entſtandenen Liebhaber-Theaters) auf der Hofbühne mit ausgezeichnetem Beifalle einige Vorſtellungen gab. Dlle. Doris Böck (Tochter von J. M. Böck), welche ſpäter ein Erziehungs-Inſtitut zu Gotha errichtete, wirkte hierin mit. Dieſe verdiente Dame iſt am 13. Jan. 1838 als letzter Zweig der ehemaligen Glanzbühne, im 67. Jahre zu Gotha geſtorben. Periodiſch verweilten nun bis 1827 zu Gotha: die vortheilhaft bekannte Kinder-Balletgeſellſchaft des L. Roth (1811) und die Schauſpieler-Geſellſchaften der Herren Gerlach (1814 und 1818), Dr. Gleich (1816), Steinhäuſer (1817), Hunnius (1820), Sohm (1822) und F. Eberwein (1824), welche theils im Gaſthofe zum Mohren, theils auf dem ehemaligen Liebhaber-Theater der ſogenannten Steinmühlengeſellſchaft, ihre Vorſtellungen gaben. Das Theater auf dem Friedenſtein ſtand indeſſen verwaiſ't.

Die Eberwein'ſche Geſellſchaft 1824 zu Rudolſtadt, aus den Mitgliedern des aufgelöſ'ten coburger Theaters gebildet, bereiſte abwechſelnd die Orte Erfurt, das Bad Liebenſtein, und 1827 auch

Coburg, wo ſie aber, von ihrem Director aufgegeben, ihrer Auflöſung nahe kam. Auf Anſuchen mehrerer Mitglieder wurden dem an ſich trefflich organiſirten Vereine vorerſt zehn Beneſiz-Vorſtellungen vom herzoglichen Hofe verwilligt, in Folge deren die Geſellſchaft vom 1. Juni 1827 an, unter einſtweiliger Adminiſtration des Muſikdirectors A. Lübke († 1838), als Hoftheater förmlich conſtituirt wurde. Als ſolches beſuchte die Geſellſchaft während des Sommers nochmals das Bad Liebenſtein und Rudolſtadt, kehrte im Herbſt nach Coburg zurück und ging im Winter 1828 mit dem herzoglichen Hofe nach Gotha, wo nach geraumer Zeit zuerſt wieder auf dem Schloßtheater geſpielt wurde.

Unter der Intendanz des, dem Hoftheater hier vorgeſetzten, auch als dramatiſcher Schriftſteller bekannten, Herrn v. Elsholz geſtaltete ſich dieſe Anſtalt immer erfreulicher, bis 1829 dieſelbe auf den herzogl. S. Cammerherrn und Reiſemarſchall (jetzigen Hofmarſchall) Herrn Baron v. Hanſtein überging, und das junge Inſtitut nun nach allen Zweigen hin immer mehr erweitert wurde. Seit jener Zeit bis zum 29. December 1839 ſpielte das herzogl. Coburg-Gothaer Hoftheater alljährlich im Spätwinter auf der Bühne des Friedenſtein. An dem genannten Tage wurde dieſelbe mit dem Luſtſpiel „Hahn und Hector" und einem Epilog geſchloſſen, dagegen das neu erbaute prachtvolle Hoftheater am 2. Januar 1840 eröffnet. Die klaſſiſche Bühne des Friedenſteins ſteht nun wieder verwaiſ't.

Coburg.

Kawaczyn'ski.

Gedichte

von

Ludwig Storch.

Friedenſtein.

Ehrwürdig Haus auf deines Berges Rücken,
Es drängt der Hain, dich jugendlich zu ſchmücken
Mit grüner Pracht, um deinen Fuß herum.
Gegrüßt, du leuchtendes Palatium!

Wie oft mein Blick Thüringens Au durchſchweifte,
Wenn ich durch ſeine prächt'gen Berge ſtreifte,
Die dir gen Mittag ragen ſtolz und blau:
Er ſuchte dich, erhabner Fürſtenbau.

Dann ſtrahlteſt du mir mild aus Dämmerferne
Ein helles Bild, gleich einem Friedensſterne;
Dann war es mir, als winkteſt freundlich du
Den ſchönſten Muttergruß ins Herz mir zu.

Als Knabe ſtieg ich oft aus meinem Thale,
Das Herz voll Sehnſucht, dich im Abendſtrahle
Vom luft'gen Sitze meiner Bergeshöhn
Wie eine Fürſtenbraut erglühn zu ſehn.

Gen Himmel ſah ich deine Thürme ragen;
Ich hörte Stimmen deinen Bau umklagen;
Mir war's als fragte dich der Abendwind
Nach Tagen, die ſchon lang vergangen ſind.

Viel Bilder ſah ich raſch vorübergleiten,
Viel bunten Schwarm durch deine Hallen ſchreiten;
Den frommen Herrn zuerſt, der Gott vertraut
Und dich im Drange böſer Zeit erbaut.

Dann ſah ich prächt'ge Feſte ſich entfalten
Und andre Fürſten, andere Geſtalten;
Es drängt der Gäſte wunderlicher Troß;
Von lautem Jubelruf ertönt das Schloß.

Dann einen Herrn verſenkt in tiefes Sinnen
Sah nächtens ich auf deinen hohen Zinnen;
Zum Himmel blickt er forſchend ernſt empor,
Der dich zum heil'gen Sternenhaus erkor.

Nun lag ich regungslos auf weichem Mooſe
Und träumte meiner eignen Zukunft Looſe,
Da ſtürmt' mein Traum, ein jugendliches Roß,
In deine Thore, helles Fürſtenſchloß.

An deine Thürme ſpann ich die Gedanken,
Ließ Bilderſchmuck an deinen Pfeilern ranken
Und baute mir in deiner Hallen Raum
Ein ſtolzes Glück — es war ein Knabentraum.

Konnt' ich dafür, daß unter deine Bogen
Des Knaben fieberheiße Wünſche zogen,
Daß mir ſich aufthat meines Fürſten Thür?
Es war ein Dichtertraum — konnt' ich dafür? —

Jetzt ſchreit' ich ſtumm und ſtill durch deine Gänge;
Verflogen iſt der Bilder bunt Gedränge,
Der Farben grelle Glut iſt abgebleicht;
Von all den Wünſchen hab' ich nichts erreicht.

Nicht meiner Kraft bedarf's in deinen Räumen,
Du brauchſt den Dichter nicht mit ſeinen Träumen.
Doch künden darf ich deinen hohen Ruhm,
Dich lieben als des Landes Heiligthum.

Ich darf für dich die treuſten Wünſche hegen
Und ſtill in meine Lieder niederlegen.
Du Tempel hoher Wiſſenſchaft und Kunſt,
Entziehe keinem Jünger deine Gunſt!

Stets ſtröme von dir rund auf allen Wegen
In Stadt und Land der Liebe reicher Segen!
Sei eine Sonne, die da hell und warm
Gießt Licht und Leben über Reich und Arm!

Zwei hundert Jahre blühn Geſetz' und Rechte
In dir, Heil bringend jeglichem Geſchlechte;
Laß immer blühn in deinem heil'gen Raum
Zum Heil der Menſchheit dieſen ſtarken Baum!

Laß weiſe Fürſten immer in dir walten,
Die treu an Recht und feſt an Tugend halten,
Die Menſchenliebe fürſtlich handeln heißt!
So ruh' auf ihnen deines Gründers Geiſt!

Doch laß die Stimmen ſie der Zeit verſtehen,
Die mahnend aus den Feuergeiſtern wehen;
Der alten Tage eng gewerbnes Band
Sei ſanft gelöſ't von ihrer Fürſtenhand!

So ſchlinge zwiſchen Fürſt und Volk aufs Neue
Sich fort und fort das Band der Lieb' und Treue!
Du aber, reichbegabter Friedenſtein,
Sollſt Zeuge einer großen Zukunft ſein!

Ernſt „der Fromme.“

Ludwig, ein deutſcher König, war
Der Fromme zubenannt,
Weil er den Pfaffen brachte dar
Viel Gut mit ſchwacher Hand;
Und da er frei ſie ſchalten ließ,
So lobten ſie ihn honigſüß;
Und ſo iſt er gekommen
Zum Namen eines Frommen.

Der Pfaffe, der den Namen ſchuf,
Behielt ja doch nicht Recht!
Es kam der Name in Verruf
Und galt dem Pfaffenknecht.
So ſpäter im Thüringerland
Ein Landgraf Ludewig erſtand,
Der trug denſelben Namen
Als Frucht aus gleichem Samen.

Bis daß in hart bedrängter Zeit
Ein edler Fürſt erſchien;
Da nannt' mit hoher Freudigkeit
Das Volk den »Frommen« ihn,
Der durch Gebet und Arbeit hat
Verdient den Namen in der That,
Und bracht' durch fromme Lehren
Ihn wiederum zu Ehren.

Ihm hat nicht pfäff'ſcher Schmeichlerbund,
Der faule Bäuche pflegt,
Ihm hat des ganzen Volkes Mund
Den Namen beigelegt.
Das iſt der fromme Herzog Ernſt,
Den Du in dieſem kennen lernſt.
Und ſo iſt er gekommen
Zum Namen eines Frommen.

Grimmenſtein und Friedenſtein.

Nomen habet omen.

Im Namen tönet oft Prophetenſtimme,
Und das Geſchick entſpringt aus ſeinem Laut.
Vor Zeiten ward ein fürſtlich Schloß erbaut,
Das hatte ſeinen Namen von dem Grimme.
Wie ſoll denn Segen in dem Haus gedeihen,
Wenn ſeine Gründer es dem Zorne weihen?

Fürwahr es kam der Grimm in dieſe Lande,
Der Haß warf jenes Schloſſes Mauern ein,
Des Zornes Wuth zerſtörte Grimmenſtein
Und führte ſeinen Herrn in Haft und Bande;
Und die ihm treu gedient in Angſt und Nöthen,
Sieht ſchaudernd auf dem Blutgerüſt er tödten.

Das war des Grimmenſteins, des Schloſſes Ende,
Ein Ausgang unerhört und grauſig ſchlimm;
So wüthete auf dieſem Berg der Grimm,
Und taucht' in Blut die unnahbaren Hände.
Du haſt dein Opfer, zieh' von unſrer Schwelle!
Kein Grimmenſtein ſteht mehr an dieſer Stelle. —

Im Namen tönen oft Prophetenſtimmen,
Und das Geſchick entſpringt aus ſeinem Laut.
Es ward ein andres Fürſtenſchloß erbaut,
Ob dem des Friedens Sterne hell entglimmen.
Ein Held des Friedens hat in böſem Kriege
Das Haus erbaut, des Friedens heil'ge Wiege. —

Er hat des Friedens Namen ihm gegeben,
Der Friede weihte ſeine Mauern ein,
Und heute ſiehſt du noch den Friedenſtein
Als Friedenstempel ſtrahlend ſich erheben.
Die Kunſt, die Wiſſenſchaft, des Friedens Kinder,
Führt in ſein neues Haus der fromme Gründer.

Und Kunſt und Wiſſenſchaft und Liebe wohnten
Zweihundert Jahre in dem Friedenshaus;
Nie ging des Friedens heil'ge Leuchte aus
In dieſem Schloß, das Grimm und Krieg verſchonten.
Und Früchte, die des Friedens Sonne reifet,
Hat dieſes Land mit Segen aufgehäufet.

So blühen hell des Friedens reiche Kränze
Aus dieſes Hauſes ſüßem Namenslaut!
Mein Seheraug', das in die Zukunft ſchaut,
Sieht weithin leuchten ſchöne Friedenslenze.
O wachſe, deutſches Volk, im ew'gen Frieden!
Dir iſt das größte Völkerloos beſchieden.

Geldborgen.

Als Herzog Bet-Ernſt lobeſam
Den Bau des Friedenſteins begann,
Hat wüſt ſein halbes Land gelegen,
Der andern Hälfte fehlt der Segen.

Das macht des Krieges arger Graus;
Doch gründet er mit Gott das Haus.
Viel Geld war nicht in ſeinem Kaſten,
Das Land gedrückt von ſchweren Laſten.

Die Schweden haben ihn geplagt,
Daß er zuweilen faſt verzagt;
Sie preßten Herrn und Land und Leute,
Und führten alles fort als Beute.

Der Beutel wurde leicht und leer,
Der Kopf von Sorgen voll und ſchwer.
Herr Ernſt vermag kein Geld zu ſchaffen,
Kann nirgend was zuſammen raffen.

Und ſteckt nun mitten in dem Bau;
Da lebt in Gotha eine Frau,
Die iſt aus England hergekommen,
Hat Geld und Gut dort mitgenommen.

Die ſtreckt zwei hundert Thaler baar
Dem arg bedrängten Fürſten dar;
Die Arbeitsleute zahlt er heiter,
Und ruhig geht die Arbeit weiter.

Und fertig ward das Haus gebaut. —
Wer nur dem lieben Gott vertraut
Und weiß zu ſchaffen und zu beten,
Dem borgt man in der Noth Moneten.

Verzage nicht, du frommer Chriſt,
Wenn du im Bau begriffen biſt
Und ſiehſt den Boden deiner Kaſſen!
Ein redlich Herz weiß ſich zu faſſen.

Haſt du nur einen guten Plan,
So fang' getroſt zu bauen an,
Denn was du ſchon dir vorgenommen,
Das muß auch ſchon zu Ende kommen.

Drum gehn dir auch die Gelder aus,
Doch fertig werden muß das Haus,
Und wird mitunter arg das Drängen,
Laß nur nicht gleich die Flügel hängen.

Wenn heut' kein Menſch dir borgen will,
So ſei nur ruhig, ſei nur ſtill!
Es macht und fügt ſich, daß dir morgen
Der oder jener Freund wird borgen.

Der Dichter, der dies Lied erdacht,
Hat's eben grade ſo gemacht,
Hat ſich auch gar nicht lang' beſonnen,
Hat ruhig ſeinen Bau begonnen;

Und denket auch: Es wird ſchon gehn,
Bald ſoll das Werk vollendet ſtehn.
Und die ihm darliehn baare Gaben,
Soll'n ihre Freude daran haben.

Bet-Ernſt und der Dorfpfarrer.

1.

„Ich will zu Dorfe reiten,“
Der fromme Herzog ſpricht:
„In dieſen ſündigen Zeiten
Gut’ Aufſicht ſchadet nicht.“

„Will meine Pfarrherrn hören,
Ob ſie auch Gottes Wort
Mit Eifer und Liebe lehren,
Will reiten von Ort zu Ort.“

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins freundliche Land hernieder
Trägt ihn ſein edles Roß.

Er klopft auf ſeinem Wege
An jedem Pfarrhaus an;
Da wird einmal gar träge
Die Thür' ihm aufgethan

Der Pfarrer tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Dem fürſtlichen Herrn entgegen
Und ſieht recht weltlich aus.

Er ſcheint ein herrlicher Pachter,
Der beſte Bauer des Orts,
Doch wahrlich ein gar ſchlechter
Verkünder des göttlichen Worts.

Lang redet der Herzog und gerne
Von wahrer Prieſter Art,
Bis auf dem Tiſch er ferne
Ein dickes Buch gewahrt.

Und daß dies ſei die Bibel,
Der fromme Herzog glaubt;
Doch ach! wie iſt ſo übel
Das Himmelsbuch beſtaubt!

Der Herzog weiß ſich zu drehen
Bis an das Buch gar fein
Und ſchiebt dann ungeſehen
Einen blanken Dukaten hinein.

Und mahnet in der Bibel
Zu leſen jeden Tag,
Zu loſen ihre Fibel,
So oft's geſchehen mag.

Und ſagt Valet recht heiter,
Und ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Und reitet immer weiter
Bis wieder auf ſein Schloß.

2.

„Ich will zu Dorfe reiten,"
Der Herzog wieder ſpricht,
„In dieſen ſündigen Zeiten
Stet' Aufſicht ſchadet nicht."

„Will meine Pfarrherrn hören,
Ob ſie noch Gottes Wort
Mit Eifer und Liebe lehren,
Will reiten von Ort zu Ort.“

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins Land herunter wieder
Trägt ihn ſein edles Roß.

Er klopft auf ſeiner Reiſe
An jedem Pfarrhaus an;
Doch jene Thür wird leiſe
Und ſanft ihm aufgethan.

Und wiederum tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Der Pfarrer ihm entgegen;
Sieht eben noch weltlich aus.

Der Herzog ſieht in der Zelle
Auf dem alten Tiſche dort
Wohl an der bekannten Stelle
Beſtaubt das göttliche Wort.

Und nimmt das Buch aus der Klauſe:
„Iſt's nicht ein halbes Jahr,
Daß ich in euerm Hauſe,
Mein lieber Pfarrer, war?“

„Ob ihr die Schriften geleſen,
Die in dem Buche ſtehn,
Seit ich nicht hier geweſen,
Mein beſter Herr, laßt ſehn!“

Nun ließ er die Blätter gleiten
Der Bibel durch die Hand,
Bis er zu ſeinem Leiden
Das Goldſtück wieder fand.

Sprach: „daß es beſſer werde,
Will ich euch jetzt verzeihn!“
Mit zürnender Geberde,
Und ſteckte das Goldſtück ein.

Und ſagte Valet nicht heiter,
Und ſchwang ſich auf ſein Roß,
Ritt weiter und immer weiter
Bis wieder auf ſein Schloß.

Ehrenburg und Friedenſtein

Es ſtehn zwei Fürſtenſchlöſſer im ſchönen Sachſenland,
Die ſind ob ihres Ruhmes in aller Welt genannt.
Bedeutungsvolle Namen prägt ſich der Wandrer ein,
Heißt Ehrenburg das eine, das andre Friedenſtein.

Das eine glänzt und leuchtet in Frankens reiche Au'n,
Des andern hohe Zinnen Thüringens Fluren ſchaun;
Dazwiſchen dehnt ſich mächtig des Hochgebirges Kamm,
Doch thront in beiden prächtig der eine Fürſtenſtamm.

Der Fürſt, der mit der Ehre die Burg der Väter ſchmückt,
Den Frieden hegt und pfleget, des Volk iſt hochbeglückt.
Aus Ehren und aus Frieden gewebt ſei jenes Band,
Das feſt zuſammenbindet den Fürſten und das Land.

Heil, Ehrenburg, dir, ſchöne! die Ehre ſei dir Zier!
Sie flagg' von deinem Giebel als leuchtendes Pannier!
Heil, Friedenſtein, dir, hehrer! der Friede ſei dein Ruhm,
Und alle Friedensfrüchte dein herrlich Eigenthum!

Dem Herrſcherſtamm beſchieden ſei Glück und Herrlichkeit!
In Ehren ſoll und Frieden er blühn zur ſpät'ſten Zeit!
In Frieden und in Ehren ſoll Fürſt und Haus beſtehn,
Und ſeine Kinder lehren mit Ehr' und Frieden gehn!

Die Erneſtiniſche Bibel.

O Bibel, ſchön gebunden,
Voll prächt'ger Bilderzier,
Viel wonnereiche Stunden
Dankt meine Jugend dir!

Früh hegt ich ſchon Begierde
Nach Schrift und Bilderſchmuck,
Und ſucht' nach ſeiner Zierde
In manchem alten Druck. —

Vom Elternhaus zehn Schritte
Ein Mütterchen bewohnt
Gar eine kleine Hütte,
Vom Tode lang' verſchont.

Der Boden iſt geſcheuert,
Hell leuchten Deck' und Wand,
Und jeder Tag erneuert
Den blüthenweißen Sand.

Der Tiſch vom Ahornbaume
Iſt immer blink und blank.
Rings läuft im kleinen Raume
Die rein gewaſch'ne Bank.

Der hohe Ofen mit der
Hochzeit von Kana vorn,
Zur Seite gar ein Ritter
Mit Schild und Schwert und Sporn.

Die runde Fenſterſcheibe
Gefaßt in Blei und Holz.
Am Ofen bei dem Weibe
Der Kater ſchlank und ſtolz.

Doch auf dem Kandelbrette
Hoch hat der größte Schatz
Sein ſchmucklos Ruhebette,
Und ſeinen Ehrenplatz.

Schön war verziert mit Spangen
Das große heil'ge Buch,
Nach dem ich ſtets Verlangen
In meiner Seele trug.

Und wenn ich brav geweſen,
Durft' ich zur Alten gehn,
Durft' in der Bibel leſen
Und ihre Bilder ſehn.

Von der Begeiſtrung Hauche
Strahlt meine Wange Glut,
Wenn mein entzücktes Auge
Auf dieſen Bildern ruht.

Gehüllt in Prachtgewänder,
Zum Manne raſch gereift,
Bin ich des Oſtens Länder
Auf flücht'gem Roß durchſtreift.

In meiner Seele Zunder
Zuckte ein Feuerſtrahl
Und alle heil'gen Wunder
Erlebt' ich noch einmal.

O welche Wonneſchauer
Hab' ſelig ich geſpürt!
Ich hätte ihre Dauer
Doch auch den Mann berührt!

Dann ſprach die Alte milde:
„Dies Buch hat Gott gemacht;
Doch der auf dieſem Bilde
Hat's ausgeſchmückt mit Pracht.

Er kniet hier auf dem Hügel,
Sein Herz zu Gott gewandt,
Bet-Ernſt, ein Fürſtenſpiegel
Und Herr in unſerm Land;

Gab ſeinem Volk den Segen
Und baut' den Friedenſtein,
Nun zieht auf allen Wegen
Das Glück zu uns herein.“

Da ward von frommen Thränen
Mein Knabenauge naß;
Nun glüht' ein ſtilles Sehnen
Zu mir ohn' Unterlaß.

Und auf die Berge lief ich
Im ſpäten Abendſchein,
Und in die Ferne rief ich:
Heil dir, Schloß Friedenſtein!

Und ließ den Ruf ertönen,
Nach Oſten hingewandt:
Heil Ernſt des Frommen Söhnen!
Heil meinem Vaterland!

Ernſt des Frommen Erzbild.

Vergebens ſchau' ich um nach deinem Bilde,
Du frommer Ernſt, geprägt in dauernd Erz,
Das in den edeln Zügen deine Milde
Uns zeigte und dein gottergebnes Herz.
Wallfahrten möcht' ich ſtill zu ſeinem Fuße
Und gehn, erquickt von ſeinem Friedenskuße.

O Enkel Ernſt's, ich muß Euch dringend mahnen,
Daß Künſtlerhänden Ihr das Werk vertraut!
Stellt hin das Bild des größten Eurer Ahnen,
Daß ſich an ihm das ganze Volk erbaut.
Es wird ſein Anblick Herz und Sinn erheben
Und frommen Wandel Kraft und Dauer geben.

Im Hofe ſeines Schloſſes ſoll es prangen
Das ehrne Bild des hochgeprieſ'nen Herrn,
Und unſre Blicke ſollen daran hangen
Mit Luſt wie an dem ſchönſten Friedensſtern.
Der Enkelwelt nach vielen hundert Jahren
Soll's ſeiner Züge milden Glanz bewahren.

An die künftigen Fürſten des Friedenſteins.

Ein Friedenstempel iſt der Friedenſtein,
Ein Friedenstempel ſoll er immer ſein!
Auf ſeinem Altar lodre ſtets die Flamme,
Die Ernſt, der fromme Gründer, angebrannt,
Und die genährt mit ehrfurchtsvoller Hand
Das fürſtliche Geſchlecht aus ſeinem Stamme.

Wo dieſe Flamme Licht und Wärme ſprüht,
Da keimet tief im innerſten Gemüth
Die heil'ge Saat des Schönen und des Guten,
Da werden helle Frühlingsſtimmen wach;
Geſegnet iſt von Gott das hohe Dach,
Das ſo durchwallt wird von der Liebe Gluten.

Und innig treiben Kunſt und Wiſſenſchaft
Stets neue Sproſſen, voll von Kraft und Saft;
All überall zu Tage wächſt der Segen.
Viel Hoheprieſter gehen ein und aus,
Von ihrem heil'gen Dienſt ertönt das Haus,
Worin ſie Geiſt und Hände fleißig regen.

Die Oriflamme, rein und keuſch genährt,
Hat Eurer weiſen Väter Thron verklärt
Und ihn geweihet zu der Wahrheit Leuchte.
Das war des Hauſes Gotha Glanz und Pracht,
Daß es der Lüge und des Wahnes Nacht
Mit jener Flamme mildem Licht verſcheuchte.

O wahrt mit frommer Hand die hehre Brunſt!
Ein Tempel ſei der Wiſſenſchaft und Kunſt
Der Friedenſtein, das hohe Schloß der Ahnen!
Doch auch die Prieſter haltet hoch und werth
Und ſchmückt mit Blumen ihres Hauſes Herd,
Daß froh ſie wandeln auf des Wiſſens Bahnen!

Licht war des Sachſenſtammes hoher Ruhm.
O haltet feſt an dieſem Eigenthum,
Und laßt verbleichen nimmer ſeine Farben!
Nicht Nacht im Friedenſtein! Nicht Wahn und Graus!
Ruft neue Prieſter in das Tempelhaus
Und laßt ſie nicht an Lebensfreuden darben!

Und hättet ihr geſammelt Kröſus Schatz,
Er wäre doch kein würdiger Erſatz,
Wenn Wiſſenſchaft und Poeſie verderben.
Drum wahret treu des Hauſes altes Gut
Und mehrt mit reiner Hand die Opferglut,
Ihr eines großen Namens ſpäte Erben!

Gedichte

von

Adolf Dube.

Ernſt der Fromme.

Eine Phantaſie.

In Sanct Margarethens Tempel öffnet ſtill ſich eine Gruft,
Daraus ſteiget Ernſt der Fromme an des Tages freie Luft.
Nicht verletzte die Verweſung in dem Sarge die Geſtalt,
Sie erhebt ſich leicht und wandelt, wie vor Zeiten ſie gewallt.

Ihre Glieder offenbaren Fülle noch und inn'res Mark,
Ebenmaaß in ſchönen Formen, eine Seele feſt und ſtark.
Auf der Stirne, leicht umſchattet von dem krausgelockten Haar,
Stellt ſich Frommigkeit und Tugend, Liebe zu den Menſchen dar.

Aus der blauen Augen Spiegel, die ſo freundlich um ſich ſchau'n,
Leuchten Himmelslicht und Wahrheit, weckend Hoffnung und Vertrau'n,
Und die Naſe, leicht gebogen, kündet hohen Adlerſinn,
Und von Mannesthaten zeugen, bartbewachſen, Lipp' und Kinn.

Aus dem edlen Munde ſchweben Worte wunderbaren Klangs,
Weithin rauſchend, gleich den Tönen eines frommen Hochgeſangs:
„Das iſt keine wahre Andacht, die nur in Gefühlen träumt,
Die nur in Genüſſen badet und die Lebenspflicht verſäumt.

Das iſt keine wahre Andacht, die ſich nur in Worten zeigt,
Die ſich nur, wie Automaten, vor dem Crucifixe neigt;
Das allein iſt wahre Andacht, die im unverdroſſnen Muth
Gottes klar erkannten Willen, nur um Gottes willen thut.

Das allein, das iſt die Andacht, die dem Herzen Segen ſchenkt,
Die dem Hauſe Freuden ſpendet, Reichthum in die Laden ſenkt,
Die des Landes Wohl begründet, die dem Volk ein Glück beſchert,
Das ihm nie zerſtört ein Wetter, nie des Krieges Hand verheert.

Wer ſie faßt in ſeine Seele, wer ſein Herz in ſie vertieft,
Wer in ihrem Sinne handelt, dem iſt wahres Heil verbrieft.
Lag auch ſchon in ſeiner Wiege nur ein nied'res Erdenloos,
Sei er auch nur Knecht und Bettler, er iſt achtbar, reich und groß." —

Als Ernſt, die Rechte legend auf ſein breites Bandelier,
Auf den Stern von Edelſteinen, ſeiner Fürſtenwürde Zier,
Auf den großen, weißen Kragen, der die Schultern ihm umfängt
Und herab in feinen Spitzen, über Band und Orden hängt.

Leicht umſpielt die hohe Stirne von dem ſchönſten Glorienſchein
Wallt er würdig, bis er wieder ſchreitet in den Dom hinein;
Dort, wo er ſich ſanft erhoben, ſinkt er geiſterhaft hinab,
Und von ſelbſt verſchließt die Platte ſein gefeiert Tempelgrab.

Doch was von Ihm ausgegangen, bleibt im Volke ewig wach,
Erbt vom Vater auf die Kinder, hallt in ſpät'ſten Enkeln nach.
Sie auch werden oft Ihn ſchauen, alle fühlend tief und gleich:
„Wahre Größe ſei auf Erden, groß ſein in des Höchſten Reich!“

Der Friedenſtein.

Hier, wo im Segen lachen die Gefilde,
Hier ſchritt vereinſt dahin der blut'ge Krieg,
Der von des Böhmerlandes [illegible]
Zum Po ſich ſchwang, zur Schelde niederſtieg.
Auch hier ſtampft' er die Saaten in den Boden,
Zerſtörte Stadt und Dorf und Menſchenglück,
Bedeckte Berg und Thal mit Schutt und Todten
Und führte Raub und Barbarei zurück.

Da kam daher in dieſes Landes Grenze
Ein frommer Fürſt, ein hoher Genius.
Um ſeine Schläfe rauſchten Schlachtenkränze,
Als er dem Volke bot der Liebe Gruß.
Er kam daher im reinen, großen Streben,
Mit klarem, tiefen Blick und feſtem Schritt,
Des Volkes Herz zu Dem hinan zu heben,
Der für die Menſchheit ſchwer am Kreuze litt.

Er ſank in's Knie bei moosbewachſnen Trümmern
Und faltete die Hände zum Gebet;
Seht ſeine Blicke hell wie Sterne ſchimmern,
Indeß der Sturm durch ſeine Locken weht!
Er rief: „Du Herr der Welt, Urquell der Gnade,
Du kennſt mein Herz, es iſt auf ewig Dein.
Wie Du bis jetzt geleitet meine Pfade,
So wolle mir auch fürder hülfreich ſein.

Laß hier mich eine hohe Warte gründen
Zu Deiner Ehre, zu des Landes Heil,
Hier mich das Licht der Gottesfurcht entzünden,
Es ſtrahl' ins Volk, es werd' ihm reich zu Theil.
Fern halte von dem Bau der Hölle Drachen,
Weit banne von ihm Feindſchaft, Schmerz und Pein,
Laß über ihn des Friedens Engel wachen,
Und ſegne huldreich ihn zum Friedenſtein.“

Da trennten ſich des Himmels Wolkenhüllen
Und auf den Beter fiel ein heller Strahl.
Er jauchzte laut: „Der Herr will mir erfüllen,
Was ich voll Inbrunſt Seiner Huld empfahl.
Er gab dem Blick ein wunderbares Zeichen,
Er gab mit ihm zum Werke mir Vertrau'n;
Wohlan, das größte Hinderniß muß weichen,
Mit Gott wird ſich das Haus zum Himmel bau'n.“

Nun regten ſich geſchäftig hundert Hände,
Auf Walzen ward Geſtein herbeigeſchafft,
Aus Trümmern wuchſen Thürme, ſtiegen Wände,
Schwang ſich empor der Bogen Rieſenkraft.
Und eh' die Erde viermal noch beendet
Rings um den Sonnenball den alten Lauf,
Stand würdig ſchon der Fürſtenbau vollendet
Vom Mauerfuße bis zum höchſten Knauf.

Er ſtand auf ſeines Hügels breitem Rücken,
Einfach und groß, wie der, ſo ihn vollbracht,
Ein treues Bild, den Glauben auszudrücken,
Den Luthers Wort im Bauherrn angefacht.
Er ſtand, der gottentſtammten Wahrheit Warte,
Ein Pharus in der Finſterniß der Zeit:
Es flammte hell auf ihm des Lichts Standarte,
Das Bahn ſich brach in innrer Herrlichkeit.

Er ſtand, ein Hochaltar des Rechts, der Sitte,
Ein Tempel aller Wiſſenſchaft und Kunſt;
Die ächte Bildung trat aus ſeiner Mitte
Und ſiegte über Wahn und Erdendunſt.
Sie drang ſelbſt in die Hütten armer Pflüger
Und weckte ſie zu Tugend und zu That;
Es zeigte hier ſich bald der Landmann klüger,
Als anderorts der Herrſcher und ſein Rath.

Und höher, höher ſtieg des Volkes Blüthe,
Und tauſendfach ertönte Lob und Preis,
Ertönte Dank aus innerſtem Gemüthe
Dem Herrn des Hau'ſes, dem hohen Fürſtengreis.
Da trat und ſprach zu ihm des Friedens Bote:
Du haſt Dein ird'ſches Tagwerk ſchon vollbracht,
Nun folge mir durch's Grab zum Morgenrothe,
Wo Kranz und Palme Dir entgegenlacht.«

Er zog dahin. Der Trauer Glockenklänge
Erſchollen in den Lüften dumpf und ſchwer;
Die Wehmuth weinte durch des Schloſſes Gänge:
»Ach, Ernſt, der fromme Vater, iſt nicht mehr.«
Doch nicht verlaſſen ſtand nun ſeine Warte,
Es folgten ihm getreue Hüter nach:
Sein Lichtpanner blieb ihre Burgſtandarte,
An der ſich Trug und Zeitendunkel brach.

Sie waren Pfleger alles Edlen, Schönen,
Sie pflegten ſorgſam Kunſt und Wiſſenſchaft,
Sie wußten immer mild', Verdienſt zu krönen,
Und weckten Hochgefühl und Geiſteskraft.
Sie waren ächte Väter ihrem Volke,
Sie zeigten, wie ihr hochgeprieſ'ner Ahn,
Gleich Sternen, wie Jehovahs Feuerwolke,
Den rechten Pfad ihm in ſein Kanaan.

Gott ſah herab auf ſie mit Wohlgefallen,
Er ſchwebte ſchirmend über ihrem Sitz,
Er ließ vorbei des Krieges Wetter wallen,
Ließ nie zerſtören ihn durch Sturm und Blitz.
So ſind zweihundert Jahre nun entſchwunden,
Seit Ernſt den erſten Stein gelegt zum Bau,
Und noch ſteht er, der Erde feſt verbunden,
Und ragt, ein Rieſe, durch des Himmels Blau.

Er ſteht, des Volkes altehrwürd'ger Lare;
Ein Hoherprieſter weiht ihm Himmelsgluth:
Er hegt mit holder Hand das Ewigwahre,
Er pflegt mit weiſem Sinn des Schönen Gut.
Er nährt des Guten reine Opferkerzen,
Er ſchenkt Vertrau'n, das zu Vertrau'n erhebt,
Und um des Volkes und des Fürſten Herzen
Der Lieb' und Treue Band beglückend webt.

Dem hohen Herrn und ſeinem Stamm zu Ehren
Schmückt ſich das Volk im Lande ringsumher
Mit edlen Blüthen, vollen Getreideähren,
Mit Früchten, innen Kern's und Markes ſchwer.
Und wie in ſeiner Seele tiefſtem Grunde
Die Hoffnung einer ſchönern Zukunft ſteht,
So tönt's prophetiſch jetzt aus ſeinem Munde
Und ſchwingt ſich auf im brünſtigen Gebet:

»Herr Gott, wie heute wir die Warte ſehen
Auf ihrem Hügelrund in Herrlichkeit,
So laß ſie ſtets im Schutz des Friedens ſtehen
Ob Stadt und Land bis in die ſpät'ſte Zeit.
Laß ewig in ihr treue Hüter walten
Aus ihres frommen Gründers Hochgeſchlecht,
Daß immer ſchöner ringsum ſich geſtalten
Das Ewigwahre, Bildung, Sitte, Recht.«

Ernſt des Frommen Bibel

Ein zarter Fürſtenknabe
Schrieb auf ein Blatt Papier:
„Lieb' Mutter, eine Gabe
Wünſch' ich zu Weihnacht mir.

Bitt' Dir doch aus die Bibel
Für mich vom heil'gen Chriſt;
Sie ſei auch meine Fibel,
Da ſie die Deine iſt."

Die Mutter ſah die Zeilen
Und küßte ſtill das Kind;
Sie ſchickte ſonder Weilen
Fort nach dem Angebind'.

Und als im Kerzenſchimmer
Der Weihnachtsabend kam,
Gab's in der Mutter Zimmer
Geſchenke wunderſam.

Auf kleinem Hausaltare,
Bedeckt von rothem Tuch,
Bei hellem Kerzenpaare
Lag frei das Gottesbuch.

Der freudetrunkne Knabe
Ließ allen Flittertand
Und nahm allein die Gabe
Mit Ehrfurcht in die Hand

Er gab der Mutter ſinnig
Des Dankes Zeichen kund;
Sie freute ſich herzinnig,
Und küßt' ihm Stirn' und Mund.

Sie ließ ihn mit dem Buche
In ſtiller Luſt allein;
Er las in einem Zuge
Und las ſich tief hinein.

Er las, indeß die Kerzen
Verbrannten unbemerkt,
Und fühlt' in Geiſt und Herzen
Sich wunderbar geſtärkt.

Er las nun alle Morgen,
Las alle Abend d'rin;
Es blieb ihm nicht verborgen
Der Offenbarung Sinn.

Er las daraus, was nütze
Zu Lehr' und Beſſ'rung iſt,
Was vor der Sünde ſchütze,
Und ward ein ächter Chriſt.

Er ward ein Fürſt vollkommen
Nach Gottes heil'gem Wort.
Man nennt Ihn nur den Frommen
Und ehrt ihn fort und fort.

Ernſt der Fromme,

als im Jahre 1673 Ludwig XIV. Deutſchland bedrohte.

„Ludwig, der Frankenkönig, fiel in's Reich,
Raubgierig, wie er jüngſt durch kecken Streich
Batavias Provinzen eingenommen!“
Die Schreckenskunde flog vom breiten Rhein
Pfeilſchnell durch Deutſchland bis zum Friedenſtein
Und traf erſchütternd Herzog Ernſt den Frommen.

Er ſah im Geiſt verheert das Vaterland,
Sein Volk gefeſſelt von der Knechtſchaft Band,
Und ſann, ſo ſchwere Schmach von ihm zu wenden.
„Thut Buße,“ rief er, „ehrt den Tag des Herrn,
Und haltet eitle Selbſtſucht von Euch fern,
So wird der Herr Euch ſeine Engel ſenden.

Ruft, Fürſten, Eure Schaaren auf zur Wehr,
Vereinigt ſie zu einem ſtarken Heer,
Die fremden Ketten aus dem Land zu jagen.
Ihr Stämme, ſchaaret Euch in Waffenzier
Um Eure Fürſten, um Ein Hochpannier,
Den Sieg hinaus in Feindes Mark zu tragen.

Ihr Ritter, zeigt gerüſtet Euch zu Pferd;
Doch wenn Euch Alter, Krankheit hält am Heerd,
Dann mögt Ihr dort für Deutſchlands Streiter beten,
Dann wählt Euch einen Mann, gebt ihm ein Roß,
Reicht ſeiner Hand ein Schwert, ein Erzgeſchoß,
Daß er im Kampf Euch würdig kann vertreten.

Ihr Bürger, rüſtet Eure Stadt zum Trutz,
Daß hier der Landmann finde ſich'ren Schutz,
Wenn ihm von wilden Feinden droht Verderben!“ —
So rief der greiſe Fürſt, bei Tag und Nacht
Auf Deutſchlands Freiheit, Glück und Ruhm bedacht,
Bereit, für ſie zu dulden und zu ſterben.

So hat er allen Zeiten vorgeführt,
Was jedem deutſchen Volkeshaupt gebührt,
Naht ſich den deutſchen Marken Feindeswolke:
Vertrau'n auf Gott und reger Thatenſinn,
Ein feſter Muth, kein Blick auf Selbſtgewinn,
Ein treues Halten an dem ganzen Volke.

Der Erneſtiniſche Sachſenſtamm

Von Ludwig Bechſtein.

Einen Baum im kräftigfriſchen Prangen
Sieht mein Auge ſtehn auf deutſcher Flur.
Schild an Schild iſt an ihm aufgehangen,
Zeigend großer, hoher Thaten Spur.
Ihn umranken Poeſie und Sage;
Ihn durchrauſchen Kunden früher Tage,
Und die Gegenwart, dem Edlen hold,
Strahlt ihn an mit lichtem Sonnengold.

Starker Wurzel iſt der Stamm entwachſen.
Wittekind! Wie klang dein Kampfesſchwert!
Streitend für die Freiheit deiner Sachſen,
Haſt du deinen Heldenſinn bewährt.
Ob bezwungen, ſteht dein Name würdig
Neben Karls, dem beſten ebenbürtig.
Nicht nur Siege machen Helden groß,
Auch Geſinnung, männlich, makellos.

Gleich dem Ahnherrn, reich an Macht und Ehren
Strahlet Konrads hohes Heldenbild.
Kämpfend mit den Obotriten-Heeren
Weiht Er Chriſti Lehre Schwert und Schild.
Sieger kaum, gelang dem ſtarken Helden
Höh'rer Sieg, wie Vorzeitkunden melden,
Als Er fromm das eigne Herz bezwang
Und freiwillig hingab Kron' und Rang.

Konrads Enkel, Dietrich, ward die Blüthe
Von Thüringens Herrſcherſtamm vertraut.
Jutta, die das Vorbild höchſter Güte
In der frommen Schwägerin erſchaut.
Tochter war ſie jenes Herrſcherpaares,
Dem in holder Kunſt ein ſonnenklares
Leuchtendes Geſtirn den Tag verſchönt,
Das der Sänger Sagen gern gekrönt.

Eine Krone hebt ſich herrlich, prächtig,
An dem Baum des Sachſenſtamms empor,
Und es tritt voll hohen Ruhms und mächtig
Groß und ſtolz ein Heldenbild hervor.
Lanzen ſplitterten und Panzer klangen;
Heinrich des Erlauchten Glanz und Prangen,
Ritterliches Thun im Ernſt und Spiel
Fand des Nachruhms mühenwerthes Ziel.

Und der Enkel Heinrichs, dem die Wunde
Mutterſchmerz tief in die Wange ſchlug,
Gab vom Heldenſinn der Ahnen Kunde,
Als er ſeiner Lande Kleinod trug.
Freudig auf des goldnen Helmes Gleißen
Band er Meißen, Thüringen und Pleißen.
Da, bei Lucka, ward es offenbart,
Daß der Herr ihm half auf ſeiner Fahrt.

Und ein andrer Friedrich, der im Streite
Heldenhaft bewährter Kämpfer war,
Fügt des Rautenkranzes Ziergeſchmeide
Seinem Heerſchild, und das Schwerterpaar.
Glorreich ſieht er ſeine Lande mehren;
Immer reich'ren Glanz und reich're Ehren
Hängt das Glück, wie heitern Blüthenflaum,
An des Sachſenſtammes ſtarken Baum.

Sieh', da droht zwei beiden jungen Sproſſen,
Friedrichs Enkeln, tückiſcher Verrath.
Aber was im Rath des Herrn beſchloſſen,
Aendert nicht der Menſchen arge That.
Aus den Zweigen werden Aeſte, Säulen,
Die am ſtolzen Stamm ſich friedlich theilen,
Doch als Brüder herzensfriſch und kühn
Freundlich in verſchlung'nen Wipfeln blühn.

Ernſt! Bedeutſam-ahnungsvoller Name!
Ernſten Zeiten zogeſt du voran.
Hier der Neu'rung, dort der Zwietracht Same,
Fiel auf deiner Sproſſen Lebensbahn.
Glaubensläuterung regte ſich lebendig,
Die Johannes ſchirmte, treu, beſtändig;
Der ein Kämpfer für den jungen Tag,
Johann Friedrich kummervoll erlag.

Unglück nahm von Seinem Haupt die Krone,
Unglück ſchlang ſich wuchernd um den Stamm,
Unglück ſtreute Dornen Seinem Sohne,
Und erklärt auch ihn — zum Opferlamm.
Doch aus dunkeln Zeitenwellen tauchen
Wieder lichte, klare Sternenaugen;
Wieder blickt ein Ernſt, ein Heldenbild,
Stark und kräftig, weiſe, fromm und mild.

Trüber Zeiten Irrung ward geſühnet,
Ernſt erbaut das neue Friedensſchloß;
Und in ſieben Edelzweigen grünet
Hoch empor ſein kraft'ger Sachſenſproß.
Sank auch hier ein Zweig, ſank dort ein andrer,
Immer herrlich ſchaut den Baum der Wandrer,
Der weitſchattend breitet ſein Gezweig,
Ruhmgenannt im heil'gen deutſchen Reich.

Immer ſoll die Sachſeneiche dauern,
Immer hell ſei ihrer Schilde Glanz.
Nicht der Wehren braucht es mehr, der Mauern,
Im Gefild des theuern Vaterlands.
Frieden wohn' in allen deutſchen Reichen,
Frieden wohn' auch unter jenen Zweigen!
Gottgeſegnet ſoll in Sachſen ſein
Jedes Fürſtenſchloß ein Friedenſtein!

Der welsche Gast auf dem Friedenstein.

Von *Dr.* Georg Karl Frommann.

Im Friedenstein zu Gotha   hat auch ein greiser gast
bei hundert tausend jünger'n   gefunden   fried' und rast:
mehr denn vier hundert jahre   eh jener bau erstand,
ein jugendlicher sänger,   grüsst er das deutsche land.

Er kam aus welscher heimat,   durchzog die deutschen gaun,
um bei des reiches wirren   auf zucht und recht zu schaun;
und was er da gesungen   mit strengem richtermund,
das thut des volkes zunge   jahrhunderten noch kund.

Zwar ist nun längst verstummet   des welschen gastes wort,
seit ihn zur ruh geleget   die zeit an sichern ort;
doch bald wird neu erklingen   sein ernstes strenges lied,
wenn ihn der junge zeitgeist   aus seiner klause zieht.

Zu seines hauses feste tritt in der sänger chor
zum ersten male wieder auch Thomasin hervor,
kehrt sich zum hohen wirthe, des schloss auch ihn bedacht,
und zu des volkes menge. das Ernstes blick bewacht:

	Neuhochdeutſche Uebertragung.
„Daz selbe ich sprechen wil:	Das will ich auch ſagen:
der herre und daz volch hânt ein zil;	Fürſt und Volk haben ein Ziel;
und swer ez wol ersehen chan,	und, wer es wohl erkennen kann,
daz volch lebt baz denn der man,	das Volk lebt behaglicher als der Mann,
der mit hêrschaft bechumbert ist:	der mit Herrſchaft belaſtet iſt:
wan dem ist wê ze aller frist.	denn der hat Leid zu aller Friſt.
Daz volch bedarf, daz man im riht;	Das Volk bedarf, daß man ihm Recht ſpreche;
der herre ruowet nimmer niht	der Fürſt ruhet zu keiner Zeit
mit gedanchen, wan er sol	mit ſeinen Gedanken, denn er ſoll
ervinden, wie er rihte wol.	erſinnen, wie er recht richte.
Dem volche seit sîn toerscher muot,	Dem Volke ſagt ſein thöriger Sinn,
daz nieman anderre habe guot	daß es keinem Anderen wohl ergehe,
niwan der herre; swenn man in treit	außer dem Fürſten; wann man ihn trägt
zwischen henden, daz volch seit,	auf den Händen, ſo ſagt das Volk,
daz der herre habe swaz er wil: —	es habe der Fürſt, was er wünſche: —
sô hât er muoje und sorgen vil.	dagegen hat er viel Mühe und Sorgen.

Swenn das volch slafen mach,	Wann das Volk ſchlafen kann,
sô rîtet der herre durch den tach	ſo reitet (zieht zu Felde) der Fürſt den Tag hindurch
umbe ir aller dinch gemeine,	für ihr Aller gemeinſames Wohl.
Swaz dem volche wirret, muoz er eine	Was immer auch dem Volke ſchadet, das muß er allein
besorgen mit der arbeit;	beſorgen mit Mühe:
	er ſoll zu jeder Zeit bereit ſein,
er sol sîn ze aller zîte bereit,	daß er es Alles wieder gut mache
daz er ez allez buezen sol,	(erſetze),
geschiht dem volche iht wan denne wol,	wenn dem Volk etwas minder als wohl geſchieht,
ez tuon vîende, oder ez tuon diebe.	thuen es nun Feinde, oder thuen es Diebe.
Daz volch sol sîn im alsô liebe,	Das Volk ſoll ihm eben ſo lieb ſein,
als im sîn selbes lîp ist:	wie ihm ſein eigener Leib (Leben) iſt:
den *herren unser herre frist,*	**den** Herren erhalte unſer Herr (Gott),
dem er hât gegeben den muot,	dem er den Sinn gegeben hat,
daz er sô tugentlichen tuot. * *)	daß er ſo edel handelt.

Koburg, am 18ten des october, 1843.

---

*) Nach der älteren *gothaer* handschrift (nro 120, bl. [illegible]) des *welschen gastes* von *Thomasin von Zerclaere* (Circlaria) aus Friaul, der in einem alter von noch nicht 30 jahren (um 1215–16) und in einer zeit von zehn monaten ein lehr-gedicht (in 10 büchern und über 14,000 versen) voll tiefer philosophie und herzlicher frömmigkeit verfasste, dessen erste veröffentlichung durch den druck in einer nach zwölf handschriften bearbeiteten kritischen ausgabe der schreiber obiger zeilen bereits begonnen hat.

Ernſt der Fromme durchreiſt ſein Land.

Von Ludwig Köhler.

„Friſch auf, mein Rößlein, ſpute dich fein,
Wir ſind vom Ziel noch ferne.
Schon bricht der Abend dämmernd herein,
Im Oſten blinken die Sterne!

Und nach des Tags vollbrachtem Lauf
Lohnt dich die volle Krippe,
Mir wägt mein Tagwerk reichlich auf
Der Dank von des Armen Lippe.

Und was ich that und was ich geſchafft,
Kehrt wieder in meinen Träumen,
Erfüllt mich mit neuer Lebenskraft
Und kränzt mich mit Roſenſäumen.“

So zieht der Herzog von Ort zu Ort,
Geliebt von ſeinem Volke,
Bald lohnend und ſegnend mit That und Wort,
Bald zürnend wie Wetterwolke.

Er kommt nicht daher in feſtlichem Zug,
Er fährt nicht auf ſtolzer Karoſſe:
Ein einzig Rößlein iſt ihm genug
Als rüſtiger, treuer Genoſſe.

Doch wo er erſcheint, da trocknen alsbald
Die Thränen der Wittwen und Waiſen,
Und ihren Engel in Menſchengeſtalt
Die Geretteten dankbar preiſen.

Und wo ein Richter das Recht verdreht,
Die Unſchuld drücket und knechtet,
Mit zürnendem Schwerte der Herzog ſteht
Und ſtreng mit dem Richter rechtet.

Des Volkes Liebe iſt Himmelsblau,
Das koſend das Haupt umflutet,
Seine Dankeszähren Morgenthau,
Der auf die Felder blutet.

Des Volkes Fluch ein blitzender Dolch,
Der nach dem Herzen zielet,
Und ſeine Noth ein giftiger Molch,
Der durch die Adern wühlet.

Wohl ſchmückte dich mehr als Sammt und Gold
Des Volkes Lieb' und Segen,
Und jedes Herz begeiſtert rollt
Sein treues Blut dir entgegen.

Wohl hat dich nimmer ein ſtrafender Traum
Vor Gottes Gericht geladen!
So warſt du ein rechter Lebensbaum,
Ein Fürſt von Gottes Gnaden!

Meiningen.

Prinz Friedrich Joſias von Koburg, der Feldmarſchall.

Von Friedrich Hofmann.

Wer wird dem Kriege zürnen? In Gewittern
Kämpft dort der Himmel und im Sturm das Meer,
Und wenn des Erdballs Rieſenadern zittern,
Schwingt jedes Element den wilden Speer.
Unſterblich ſind die ſchwarzen Wolken auch,
Der Krieg iſt, wie die Liebe, Gottes Wille;
Die Mannesbruſt erfüllet Gottes Hauch
In Kampfeswuth, wie in Gebetesſtille.

Der Krieg ſtürmt vorwärts im Vernichtungsdrange,
Er kennt kein Rückwärts: Vorwärts! iſt ſein Ruf,
Er folgt dem Todten kaum zum letzten Gange,
Von Grab zu Grabe eilt ſein flücht'ger Huf;
Was er im Sturm gebaut, im Sturme bricht's,
Doch was er ſä't, iſt ſicher vor Gefahren:
Ob Saat der Finſterniß, ob Saat des Lichts,
Der Lohn geht auf, ſei's auch nach hundert Jahren.

Der Lohn geht auf: der Friede iſt der Wärter
Der guten, wie der böſen Saat: der Friede
Umſchlingt mit Blüthenſchmuck der Helden Schwerter
Und ſingt der Edlen That im Jubelliede,
Der Friede wölbt den Fels zum Monument
Und ſchreibt die Jahre an die Gruft der Todten:
Wo frei und hell des Geiſtes Flamme brennt,
Da iſt ſein Reich und wandeln ſeine Boten.

Da führt der Vater in den Aerntetagen
Die Kindlein auf die Flur: die Saat des Lichts
Hat aus dem Kriegsſturm gute Frucht getragen,
Die Saat der Finſterniß zerſtäubt in Nichts;
Die Schlangen, die im Dunkel vorwärts krochen,
Geblendet zittern ſie am Tagesſtrahl,
Und deſſen Herz im guten Kampf gebrochen,
Er thront verklärt im ew'gen Ahnenſaal.

„An Ernſt des Frommen Stamme verſammelt mir die Sproſſen,
Ihr Dichter meiner Heimath! Euch ſind ja aufgeſchloſſen
Die Thore der Geſchichte, durcheilt ſie ein und aus,
In Schlöſſern und in Grüften, auf euren Feuerroſſen.

Führt aus der Vorzeit Hallen und aus des Lebens Kreiſen
Die Männer und die Frauen, die Fürſten und die Weiſen
Herauf zum Friedensſterne, herein ins Ahnenhaus
Des Stammes zartſte Sproſſen, wie die vom alten Eiſen.

Das Bildniß Ernſt des Frommen erwacht im Ahnenſaale,
Von der Jahrhundertglocke begrüßt zum zweiten Male;
Wie feſt ſein Grundſtein ſtehe, das forſcht er ſinnend aus,
Und ob des Gründers Sonne noch durch die Zeiten ſtrahle.

Wenn hehre Siegesfahnen dem ernſten Blick begegnen,
Und wenn noch Friedensblüthen vom Heldenſtamme regnen,
Da blickt er froh hernieder und ſtreckt die Hände aus,
Für's kommende Jahrhundert der Seinen Haupt zu ſegnen!“

So iſt der Ruf erſchollen. Wer bleibt am Thore ſtehn,
Der ſeine liebſten Bilder kann jenſeits wandeln ſehn?
Von allen edeln Häuptern, die ich voll Ehrfurcht ſah,
War eines mir vor allen je Tag und Nächte nah.

Ich bin ihm nachgewandelt auf jedem Lebensgang,
Deß leiſer Tritt vernehmlich durch die Geſchichte drang,
Bei ſeinen Heereswogen und in der Einſamkeit
Bin ich ihm nachgezogen in meiner ſchönſten Zeit.

Da lag mir aufgeſchlagen ein wundervolles Buch:
Die Blätter deiner Seele durchflog ich Zug um Zug,
Die Blätter deiner Seele! O komm und führe mich
Noch eins zu jenen Tagen, Joſias Friederich!

Es waren andere Zeiten, als man das Schwert dir gab,
Die Ehrenburg ſtand einſam in ihrem ſtillen Thale,
Und einfach ging das Leben den frommen Pfad hinab.

Wohl ſtand das Haupt dir höher, als man's im Volke trug,
Doch ſtand das Herz ihm näher, das nie ſo warm geſchlagen,
Als wenn im Kampfesringen es für die Freiheit ſchlug.

So ward der Blick des Kriegers durch deinen Blick geſtählt:
Er las in deinen Augen, daß es in Kampf und Frieden
Nicht Zahlen, ſondern immer im Heer die Herzen zählt.

Wer war, wie du, des Lorbeers, wie du, der Palme werth?
Wem ward, wie dir, des Unglücks ſo volles Maß beſcheert?

Dein Unglück war ſo bitter und hatte ſolche Wucht,
Weil deines Lebens Baum in vollſter Blüthenſonne
Die Hoffnung eingeſogen der allerreichſten Frucht.

Du, Freund des beſten Kaiſers und ſeines Herzens Wonne,

Des Feldherrnruhmes Gipfel, frei lag er vor dir da,
Wie flogen deine Adler dem Ziele ſchon ſo nah,
Wie prangten deine Fahnen auf Stambuls Zinnen ſchon,
Der Halbmond lag in Trümmern, das Kreuz beſtieg den Thron —

Da riß des Kaiſers Tod dir vom Haupt die Siegerkrone,
Die Thränenweide ſehe ich um dein Haupt ſich neigen,
Dir ward, ſtatt des Triumphes, das tiefſte Weh zum Lohne.

Und wird dem Feldherrn ſich kein zweiter Lorbeer zeigen?

Schon grünen friſche Zweige auf blut'gem Siegesfeld,
An Frankreichs Thoren rüttelt mit ſtarker Fauſt der Held,
Die Burgen ſind gebrochen, die Schaaren ſind geſchlagen,
Vergeblich treibt zum Heere Schaffot dort und Verließ,
Wie Stambul erſt gezittert, ſo zittert jetzt Paris.

»Zur falſchen Babel will ich die Kaiſeradler tragen!« —

Er ruft's im Siegesjubel, und hat noch kaum geendet,
Wie da der eitle Brite ſich raſch zum Meere wendet,

Der eignen Kraft vertrauend und doch vom Sieg verlaſſen:
Nun triumphirt das Unglück auf den getheilten Straßen.

Er ſteht zum zweiten Male vor der zerſtörten Brücke,
Die durch die wilden Wogen geführt zum Siegesglücke,
Vor ihm ein Volk, im Sturme den Pflug zum Schwerte wandelnd,
Und hinter ihm die Ohnmacht im deutſchen Reiche handelnd.

Im fremden Land verlaſſen und von der Seinen Rath,
Vollbrachte mein Joſias die letzte Heldenthat:

Er ſä'te, die nun aufgeht, der deutſchen Eintracht Saat!

Er ſah die Fugen klaffen am deutſchen Reiches Bau,
Die fremde Wetterwolke verdecken Gau um Gau;
Die einſt verſchlungenen Hände der deutſchen Völker ſanken,
Um jedes Wappen wuchſen die eignen engen Schranken,
Es ſtarb das Volksvertrauen und kaum ein «Gott vertrau!»
Umzog mit ſeinem Harniſch die Thaten und Gedanken.

Da trateſt du zum Volke und vor der Fürſten Stühle
Mit längſt verſchollner Rede: vom Vaterlandsgefühle,
Von deutſcher Männerehre und deutſcher Fürſten Pflichten,
Die Säulen, die da wanken im Reiche, aufzurichten,
Du bateſt, ja, du flehteſt die Deutſchen an um Brod
Und Waffen und um Männer: umſonſt, das Reich war todt!
Du haſt umſonſt gerüttelt an der verſchloſſenen Pforte.
Den Sarg möcht' ich dir küſſen für deine Mannesworte.
Die Saat lag lang im Boden, die du haſt ausgeſtreut,
Gottlob, ſie kam zu Tage und grünt und blüht noch heut!

Zu Koburg ſteht ein Schlößchen, 's iſt auch ein Friedenſtein,
Des Frommen größter Sproſſe, der ging da aus und ein.
Des Volkes treuer Vater, „der alte Feldmarſchall,“
Er zählte hier die Stunden von Deutſchlands tiefem Fall.

Da ſteht der alte Degen im Geiſt bei jeder Schlacht,
Und iſt aus manchem Traume laut ſiegesfroh erwacht,
Und legt ſich ſorgenmüde zu jedem Schlummer nieder:
Gottlob — und endlich grüßt er des Sieges Sonne wieder!

Als über ſeinem Scheitel die Sonne ſtieg herauf,
Da ſproßt im alten Herzen der edle Lorbeer auf,
Der in der Weltgeſchichte ein Blatt ihm ewig ſchmückt:
Denn Volkesdank lebt ewig, wenn er auch ſpät beglückt.

Der Friede iſt des Krieges Kind, und kindlich
Blieb ſtets ſein Alter, er ſtarb ſtets als Kind,
Der greiſe Vater iſt unüberwindlich,
Wo zu beſiegbar noch die Menſchen ſind.
Vorüber ſahſt auch du, mein Friedenſtein,
An dir des Krieges blut'ge Wolke ſchweben;
Ein Fürſtenhaus des Friedens ſteht allein,
Wenn Säul' und Grund im innigen Verein
Sich auf des Friedens *Völkerbau* erheben.

Das Vaterland des dreißigjährigen Kriegs,
Bald grüßt es einen dreißigjährigen Frieden!
Frohlocket ihm, dem Glück des ſchönſten Siegs,
Den gegen Krieg ein feſter Kampf entſchieden.
Nur wenig Jahre ſchauet tapfer drein,
Bewehret euch, um jedem Krieg zu wehren,
Dann bau'n wir einen *neuen Friedenſtein*,
Dem deutſchen Volk und ſeinem Bund zu Ehren!

Hildburghauſen.

Der Bühne Kunſt auf dem Friedenſtein.

Von

Kawaczyn'ski

1665.

wurde „der gedruckten Gottesfurcht endlicher Obſieg in einem Aufzug, bey erſchienenem Geburtstag des

D. F. und H. Herrn **Ernſten,**

Hertzogen zu Sachſen,

fürgeſtellet in dem fürſtlichen Hauſe Friedenſtein.

* * *

> „Die Gottesfurcht und Weisheit dieſes preiswürdigſten Fürſten hat ſich auch bei denen an ſeinem Hofe angeſtellten Luſtbarkeiten niemals verläugnet."
>
> G. C. Freiesleben, Nachleſe zur Geſch. der teut. dramat. Dichtkunſt p. 39.

Dort auf des Berges Höhe,
Wo einſt aus dem Ruin
Ein fürſtlich Schloß geſtiegen,
Und aufſproßt junges Grün;
Dort auf des Berges Rücken,
Wo glänzt der Friedenſtein,
Da zieht, beim frommen Fürſten
Die Kunſt — die holde ein.

Denn Friede heißt die Looſung,
Die ihren Keim belebt;
Und Weisheit iſt das Endziel,
Wonach ſie glühend ſtrebt;
Und Sitte iſt die Farbe,
Die ihre Wange ſchmückt;
Und Freude iſt die Blüthe,
Durch die ſie rings beglückt.

Und im Gewand der Spiele,
Des wohlgefäll'gen Schein's,
Führt ſie vorüber Bilder
Aus dieſer Welt des Sein's;
Doch auch zu Himmelshöhen
Sie ſich begeiſtert ſchwingt:
Nur Edles iſt's und Reines,
Was ſie von Oben bringt

Die Weihe geiſt'gen Strebens
Sie iſt kein leerer Dunſt,
Und innig mit dem Glauben
Verbunden, waltet Kunſt;
Das Schöne, Wahre finden,
Erhebung bringt's ja ſchon;
Den Geiſt im Bilde funden
Iſt auch Religion!

Es iſt's, und wenn auch Narrheit
Manch' Zerrbild ſtellte hin;
Dem Kunſtpanier, der Wahrheit,
Muß doch der Obſieg blühn.
Wenn auch Secirer machten
Das Höchſte ſelbſt zum Spott,
Doch waltet liebend ewig
Der alte treue Gott.

1775.

Dort auf des Berges Höhe,
Wo einſt aus dem Ruin
Ein fürſtlich Schloß geſtiegen
Und aufſproßt neues Grün;
Dort auf des Berges Rücken,
Wo glänzt der Friedenſtein,
Da zieht nach hundert Jahren
Die Kunſt aufs Neue ein.

Da führt ein Mann, gar tüchtig,
Die kunſtgeweihte Schaar;
Die treulich, wie ſich's ſpiegelt,
Das Leben ſtellet dar.
Ein Eckhof führt den Reigen,
Begeiſtert, glutherfüllt;
Und Tauſende belauſchen,
Was er dem Blick enthüllt.

Und unter ihm erblühet,
Was ſtolz der Deutſche nennt,
Durch Kunſtfleiß und durch Pflege,
Manch herrliches Talent.
Und kräftig iſt erwachſen
Zum grünbelaubten Baum,
Was jener Meiſter ſäete
Im ſtill beſcheidnen Raum.

Denn nicht ſo ganz vergänglich,
Wofür man wohl es hält,
Iſt, was ein großer Meiſter
Der Bühne dargeſtellt.
Es erbt in tauſend Zügen
Des Künſtlers Geiſt und Wort
Sich durch Geſchlechter, klingend
Gleich einer Sage, fort. —

1827.

Es zog, nach fünfzig Jahren,
Dort auf dem Friedenſtein
Mit ihrem hohen Schützer,
Die Kunſt aufs Neue ein.
Man baute einen Tempel
Ihr ſtattlich auf aus Stein;
O, möchte was ſie ſpendet
Auch ſegenbringend ſein!

Coburg.